Neue Geſchichten aus dem Ghetto.

I.

Neue Geſchichten
aus dem Ghetto

Von

Leopold Kompert

Erſter Band

Prag
Kober & Markgraf
1860.

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

HECA
SIS.

Druck von Rohliček & Sievers in Prag 1859.

Herrn Albert Cohn

Rue bleue 14 in Paris.

Es iſt jetzt gerade ein Jahr, daß ich mit Ihnen, lieber Freund, deſſen Haus einen ſo freundlichen Lichtpunkt in dem wildfremden Paris für mich und meine Frau bildete, in den Gärten von St. Cloud ſpazieren ging. Rings um uns ſchwatzte und lärmte die nimmer ruhige Geſchäftigkeit eines Pariſer Sonntagnachmittages; die Muſikkapelle der chasseurs d'Afrique ſpielte luſtige Weiſen und um drei Uhr ſollten die Waſſerkünſte zu ſpielen anfangen. Wir ſprachen, ich erinnere mich deſſen genau, von dem Vaterlande, deſſen Sohn ja auch Sie ſind . . und ſonderbar! Trotz der Hundert Garden, die blinkend und funkelnd am Thore harrten, um das kaiſerliche Kind während der Ausfahrt zu begleiten, trotz des Pariſer Völkchens, das um uns herum tollte, trotz der franzöſiſchen Luft, die uns umwehte, befanden wir uns hunderte von Meilen in der Ferne, nur nicht in Paris. Wir gingen in den „Gaſſen“ von Prag, Preßburg und Brody auf und nieder und hörten daſelbſt ganz andere Laute, als die uns umſchwirrten, Laute, die aus tiefſter Seele dringend, an unſere Seelen wie traurige Lieder klangen . . . da faßten Sie mich plötzlich beim Arme und ſagten: „Ich ſehe dort im Gedränge einen Mann, der ſoll Ihnen eine intereſſante „Geſchichte“ erzählen. Sie lieben doch Geſchichten?“

Wir ſchritten auf den Mann los; es war ein eisgraues, gebeugtes Männchen, das rothe Band der Ehrenlegion im Knopfloch, übrigens ſauber und gebürſtet, wie es alle alten Franzoſen gewöhnlich ſind.

„Eh bien! Herr W.“ ſagten Sie, nachdem Sie den Alten begrüßt und mich ihm vorgeſtellt hatten, „würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, dieſem Herrn Ihre Geſchichte von den zwei Sanscülotten in Metz zu erzählen?“

„Wird der Herr ſie aber auch verſtehen?“ fragte der Alte, und ein Seitenblick aus ſeinen halbgeſchloſſenen Augen, voll Intelligenz und Prüfung fiel auf mich. „Verlaſſen Sie ſich darauf, Herr W.“ meinten Sie, indem Sie auf mich wieſen, „er wird Sie verſtehen.“ Wir ſuchten eine leere Bank in der Allee auf, und nun erzählte der Mann.

Zur Zeit als die ſogenannte Vernunftreligion während des Revolutionsſturmes in Frankreich in der höchſten Taumelhitze lag, war auch der Befehl ergangen, die Religion, die am Sinai unter Donner und Blitz geoffenbart worden, als der „Vernunft“ widerſprechend, von Grund aus mit der Wurzel auszurotten. Um dieſen Zweck mit Sicherheit zu erreichen, ſollten die heiligen, dreitauſendjährigen Urkunden vernichtet — und da die Republik für ihre Soldaten Trommeln brauchte, die auf Pergament geſchriebenen und in den Synagogentabernakeln aufbewahrten Thorarollen zu Paukenfellen verſchnitten werden! Es geſchah dies auch an vielen Orten, und in den Schlachten des Convents mag Mancher ſein Leben ausgehaucht haben, der unter dem Klange jener Pentateuchtrommeln zum Angriff kommandirt ward . . .

Auch nach Metz war jene Vernunftordonnanz gekommen; zwei Mitglieder der dortigen Gemeinde, Sanscülotten vom Scheitel bis zur Zehe, ſaßen im Munizipalrathe jener Stadt.

In der Nacht, die der Ausführung jenes obenerwähnten Ausrottungsbefehles vorherging, wurde der greiſe Rabbi der Metzer Gemeinde mitten in der Nacht auf eine etwas ungeſtüme Weiſe aus dem Schlafe geweckt. Jene zwei Sanscülotten ſtanden an ſeinem Bette.

„Citoyen Rabbi,“ ſagte der Eine haſtig, „ſteht auf, es droht eine große Gefahr! So eben iſt im Munizipalrath beſchloſſen worden, daß morgen unſere Synagoge überfallen werden ſolle; die Thorarollen ſollen aus der heiligen Lade genommen und zu Trommelfellen verſchnitten werden. Wir kommen, um Euch dies zu ſagen, Citoyen Rabbi! Denn wiewohl die Welt voll Tyrannei iſt und die eine und untheilbare Republik allen Despoten ein Ende machen muß . . . ſo können wir es doch nicht über unſer Herz bringen, daß unſere heilige Thora ſo geſchändet und entweiht werde. Sind nicht unſere Väter und Urväter aus dieſen Pergamenten belehrt worden? .. Darum ſteht auf, Citoyen Rabbi, und thut was wir Euch rathen. Geht ſogleich in die Synagoge und bringt die Thorarollen in ſichere Verwahrung. Vergrabt ſie, wenn ihr nicht anders könnt, nur laßt ſie nicht profaniren. In das Tabernakel ſtellt unheilige Bücher ein; wenn die Munizipalkommiſſion morgen kommt, möge ſie alles Andere eher finden, als unſere Thora! Gute Nacht, Citoyen Rabbi! Es lebe die Freiheit!

Der Rabbi that, was die beiden Sanscülotten gerathen. Als nach dem Sturze des Mannes, der das „être suprême“ in ſeine beſondere Protection genommen, die Religionen wieder an den Platz jener wahnwitzigen Doktrin traten . . da wurden auch jene Thorarollen wieder hervorgeholt. Sie ſind noch jetzt in der Synagoge zu Metz.“

„Wer iſt dieſer Herr W.?“ fragte ich, nachdem wir jenen Alten ſchon längſt verlaſſen.

„Er iſt einer von jenen zwei Sanscülotten,“ ſagten Sie. „Aus einem Sanscülotten wurde er ſpäter Soldat der großen Armee, zog mit dieſer durch die halbe Welt, kämpfte unter Napoleon die Schlacht bei den Pyramiden mit in jenem alten Mizraim, wo vordem ſeine Vorfahren Lehm ſtampfen mußten, und erhielt in Spanien aus der Hand des Kaiſers die Ehrenlegion, an einer Stelle vielleicht, wo einer ſeiner Ahnen den Flammentod erlitten. Er brachte es bis zum Capitain, lebt jetzt von ſeiner Penſion . . und iſt täglich, Morgens und Abends in der Synagoge der rue Nazareth zu finden.“ — —

Warum ich dieſe „Geſchichte“ Ihnen wieder zurück erzähle, die Sie doch beſſer kennen, als ich?

Alles Volksleben, dünkt mich, hat irgend etwas individuell Heiliges und Unſagbares, gewiſſermaßen eine heilige Lade, darin es die geweihte Urkunde ſeines eigenſten Weſens aufbewahrt.

Man frage den Schriftſteller, der voll tiefſten Ernſtes ſeine Aufgabe in der Schilderung ſeines Volkes ſucht, warum er gegen ſeinen Vortheil, immer wieder am Ausgangspunkte ſeines Stoffes ſteht. Er wird ſagen: „Ich kann aus dem Banne noch nicht heraus; dieſe Volksſeele iſt ſo labyrinthiſch angelegt, hat noch ſo viel Unentdecktes und Geheimnißvolles, daß ich noch am Anfange ſtehe, während ihr mich am Ende glaubet.“

Was frommt jedoch dieſe Gegenrede des Poeten, wenn ihn zu manchen Stunden Stimmen umſchwirren, wohlwollende, freundliche Stimmen, die nicht müde werden, das „zum Schluß, zum Schluß“ zu rufen? Wenn ſie ihm fragen: „Warum gräbſt und wühlſt du noch immer an dem kleinen Bette für das winzige Bächlein, das *dein* Volk heißt, während neben dir der große Strom brauſt? Erfaſſe das Ganze, die Menſchheit drängt zur Verſtändigung! wozu das Hervorheben eines durch Natur nothwendig zum Untergang beſtimmten Volksindividualismus?“

Was mich betrifft, ſo muß ich ſolchen Stimmen gegenüber immer an unſern Metzer Sanscülotten denken.

In Allem gab er ſeinen Herren und Meiſtern Recht, und erkannte ihre Ueberlegenheit. Aber als ſie ihm befahlen, an die heilige Lade ſeiner Pe ſamente Hand anzulegen, da ſchwankte er … das brachte er nicht übers Herz.

Somit ſeien Ihnen dieſe zwei Bände „neuer Geſchichten aus dem Ghetto“ beſtens gewidmet!

Wien, im November 1859.

L. Kompert.

Eiſik's Brille.

Warum läßt Gott die alten Leute ausſterben und mit ihrem ſchönen weißen Haare in die Erde legen? Warum ſchont er nicht ihrer, wie er des Baumes ſchont, den er grünen, blühen und duften läßt, ſelbſt wenn das grimmige Feuer des Himmels an dem knorrigen Stamme gezehrt hat? Es mag ſein, daß er das Höhere und Feinere eher zu ſich beruft, eben weil es ſo iſt — aber kurzſichtig, wie wir ſind, mit Gemüthern, die zwiſchen dem Heute und Morgen auf- und niederſchwanken, begreifen wir nicht, warum das Naturgeſetz unſeren „alten Leuten" ein ſo kurzes Ziel geſteckt hat. Nachgleitend, wie ein dunkler Schatten um die Zeit des Abends, folgt ihnen der Spruch des unſichtbar in den Höhen und Tiefen waltenden Richters: Siebzig Jahre! und wenn's hoch kommt, achtzig! Und ihr Stolz iſt nicht immer „Trübſal und Mühſal!" Mitten in der Gewalt eines vollſäftigen Daſeins werden ſie gefällt; kein Baum im Walde iſt ſo knorrig als oft mancher alte Menſch, ſo lebengetränkt vom Scheitel bis zur Fußſpitze. Warum läßt Gott die alten Menſchen ausſterben?

Ich möchte das gerne wiſſſen, lieber faſt als tauſend andere unnütze Dinge, an denen ich im Grunde keine Freude habe. Aber an Euch hatte ich Freude, Ihr alten Leute aus meiner Kindheit! um euretwillen hätte ich das gerne gewußt. Ihr waret von jeher meine Lieblinge, und wenn einer von Euch gegen mich „dort oben“ zeugen ſollte, ſo zeuge er, ob ich jemals vergeſſen vor ſeinem grauen Haupte aufzuſtehen. Beſonders Rebb Eiſik Maier (dem der Friede der Gerechten ſei) möge ſagen, wie ich ihn geliebt habe, und um dieſer Liebe willen mir es auch in ſeiner andern Welt verzeihen, wenn ich in dieſer von ihm zu erzählen wage.

Noch jetzt kann ich mir keine Rechenſchaft ablegen, warum ich gerade Rebb Eiſik Maier ſo ſehr in mein Kinderherz eingeſchloſſen hatte. Ihm vor Allen hing ich an, wiewohl ich Großvater und Großmutter nicht mißte; an ſeinem ehrwürdigen Antlitz hafteten meine Blicke, wenn er betete; und traf es ſich einmal, daß ich mit ihm zugleich in die Hallen des Bethauſes eintreten konnte, ſo gab es gewiß kein ſeligeres Gemüth als das meine. Ich liebte ihn mit jener Unbewußtheit, die ſtets das Merkmal echter Liebe iſt, weil nur ſie uneigennützig iſt. Ich könnte mich auch nicht erinnern, ob ich jemals von Rebb Eiſik ein anderes Zeichen der Gunſt erfahren habe, als daß er mir am Vorabend des „Freudenfeſtes der Thora“ ein buntes Panierchen ſchenkte, das er mir eigens ins väterliche Haus mit den Worten geſchickt hatte: es komme von Rebb Eiſik Maier! Aber dieſes Panierchen hielt ich auch hoch und theuer, kein Fähnrich in blutiger Schlacht hätte ſich muthiger gewehrt, wenn einer von meinen Feinden gewagt hätte, es mir zu entreißen. Es kam von Rebb Eiſik — und ſo ward das Panierchen auch nicht zum Trödel geworfen, nachdem es am Freudenfeſt ſeine Schuldigkeit gethan, auch nicht zerriſſen, ſondern heilig und unverletzlich aufbewahrt, wie der Glaube an ein Märchen, und gleich dieſem ging es auch im Laufe der Zeiten verloren!

Rebb Eiſik wohnte in dem ſchönſten Hauſe der ganzen „Gaſſe;“ er galt allgemein als ein ſehr reicher Mann. Spiegelhell glänzten die Fenſter dieſes Hauſes, aber eben ſo rein erſchien der alte Mann in ſeinem Anzuge und ſonſtigem Benehmen. Er trug ſtets ein weißes Halstuch, das ſchon aus der Ferne feſttäglich glänzte, ſonſt trug er ſich ganz nach der herrſchenden Mode. Er war überhaupt von keiner hervorſtechenden Eigenthümlichkeit; ſein mildes Weſen bewahrte ihn davor. Bei keiner Gelegenheit drängte er ſich vor, weder in der Gemeinde, noch im geſelligen Verkehre. Mit der Stille eines gefaßten Gemüthes ging er ſeinen Weg; nur ſelten, daß er davon abwich. Das geſchah nur, wenn er Streitigkeiten in der Gemeinde zu ſchlichten hatte, wie ſie ſelten lange ausblieben. Dann konnte er wohl, wenn er auf Widerſtand und Widerſpruchsgeiſt ſtieß, in einige Heftigkeit gerathen; ſeine Stimme begann dann unſicher zu werden und ſeine Wangen ſich höher zu färben. „Will denn keiner bei Zeit die Brill' herunternehmen?“ rief er dann gewöhnlich mit überlauter Stimme. Es war merkwürdig, welche Kraft dieſen wenigen Worten innewohnte; es war als hätte ein Zauberer ſeine Formel über eine ſturmbewegte Fluth ausgeſprochen. Sobald die Leute das von der Brille hörten, lächelten ſie ſtill vor ſich hin, und die Streitigkeit nahm dann gewöhnlich ein gutes Ende.

Es hat gar Mancher gelächelt, wenn Rebb Eiſik das Wort „von der Brille“ ſprach, und es lächelt noch jetzt Mancher, wenn es ſich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängt. Denn Rebb Eiſik gieng damit nicht haushälteriſch um und brauchte es bei jeder Gelegenheit, wo er es ſchicklich anbringen konnte, jedesmal traf es aber, wie ein Nagel in die Holzwand fährt. Nie gieng die volle Wirkung um eines Härchens Breite verloren.

Rebb Eiſik hatte einen guten Freund, den Gemeindeſänger Daniel Kremſier, der zu ihm in dem Verhältniſſe eines Haus- und Hofminiſters zu ſeinem Potentaten ſtand. Daniel Kremſier hatte die bei Sängern und Muſikantenvolk nicht ſelten anzutreffende Schwachheit, eine nicht geringe Leidenſchaft für ein gutes Glas Wein zu beſitzen. Den fand er nun jedesmal bei Rebb Eiſik ſo gut und ſo ſchlecht er ihn ſelber trank, und es war daher wahrhaftig kein Wunder, wenn ſich die durſtige Kehle des Gemeindeſängers als täglicher Gaſt bei dem reichen Manne einſtellte. Dafür zeigte er ſich aber auch in ſeiner Art dankbar, wie weit dies ein ſo durſtiges Gemüth zugibt. Daniel Kremſier kam regelmäßig, ſobald das Abendgebet vorüber war, und berichtete Rebb Eiſik, der nur wenig aus dem Hauſe kam, Alles, was ſich in der Gemeinde zutrug: von der Kindbetterin an, die am nächſten Sabbath ihren erſten „Schulgang“ machen ſollte, bis zur kleinſten „Parthie“ in der Gaſſe, die von irgend einem „Schadchin“ unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes vorbereitet wurde. Daniel Kremſier war ein lebendiges Zeitungsblatt, nur mit dem Unterſchiede, daß Zeitungsblätter öfters lügen, der Gemeindeſänger aber niemals log. Denn dafür hatte er, wie bereits geſagt, eine zu durſtige Seele, und eine ſolche ſpricht bekanntlich nur Wahrheit.

Durch dieſen Daniel Kremſier ſind nun eine Menge von Äußerungen und Urtheilen, wie ſie Rebb Eiſik in den vertrauten Unterredungen mit ſeinem Zeitungsblatt zum Beſten gab, bekannt geworden. Sie laufen alle auf die „Brille“ hinaus, und man wird ſogleich ſehen, wie ſich die ganze Lebensſumme von Erfahrungen, die geſammte Ladung möchte ich ſagen, die mein alter Rebb Eiſik aus den Stürmen und Fluthen ſeines Daſeins ans Land gerettet hatte, in dieſen wenigen Worten geſammelt hatte.

Daniel Kremſier brachte einmal, nachdem er die Kehle ſattſam angefeuchtet hatte, die Meldung, es ſei von einer „Partie“ in der Gaſſe die Rede, die nach ſeiner Meinung nichts zu wünſchen übrig laſſe. Der Bräutigam „habe“ nichts und die Braut habe noch weniger. Aber ſie wären ſich Beide merkwürdig zugethan, und wenn man dem Bräutigam eine blanke Million auf den Tiſch aufzählen würde, ſo ließe er auch von dem Mädchen nicht ab.

„Und das meint Ihr in Ernſt, Daniel?“ fragte Rebb Eiſik mit einem gewiſſen ſchelmiſchen Lächeln, das dem alten Manne ſehr wohl anſtand.

„Was heißt, Rebb Eiſik?" betheuerte der Gemeindeſänger. „Iſt denn das nicht eine Partie, wie es keine beſſere gibt, wenn der Eine nichts hat und der Andere auch nichts und Keiner was zu verlieren hat?"

„Daniel Kremſier, mir ſcheint, Ihr habt erſt Ein Glas getrunken," ſagte Rebb Eiſik mit vollem Ernſte, „ſchenkt Euch ein und trinkt ein zweit' Glas, damit es ein Biſſele heller wird in eurem Kopf. Denn Ihr habt eben eine große Narrethei von Euch gegeben."

„Wie heißt, Rebb Eiſik?" fragte der Gemeindeſänger, ſich verwundert ſtellend, ließ ſich aber die Mahnung ſeines Potentaten nicht zweimal wiederholen.

„Wie heißt?" äffte Rebb Eiſik nach. „Das heißt: jetzt hat der Bräutigam noch die Brill' auf und ſieht Alles doppelt. Die Naſe von ſeiner Braut erſcheint ihm doppelt ſo ſchön, als ſie vielleicht in der Wirklichkeit iſt, und wenn ſie etwas redet, meint er vielleicht, Gott ſelbſt in ſeinem ſiebenten Himmel kann nicht ſo fein reden. Laßt aber ein Jahr oder zwei vergehen, Daniel! laß ſie Mann und Weib ſein, Kinder um ſie herumſchreien und dergleichen, dann ſeh zu, Daniel Kremſier, ob er noch die Brille auf hat."

Der Gemeindeſänger war als Zeitungsblatt viel zu diplomatiſch, als daß er durch Widerſpruch ſeine

Exiſtenz in Gefahr gebracht hätte. Er begnügte ſich alſo, durch ein lautes Gelächter der Meinung Rebb Eiſik's ſeinen Beifall zu ſchenken und bei dieſer Gelegenheit ſein Glas zum dritten Male zu füllen.

Kluge Leute mögen aber entſcheiden, ob mein alter Rebb Eiſik mit ſeiner Brille Recht hatte oder Unrecht. Die Geſchichte jener „Gaſſe," in der ſich jener Brätigam befand, will wenigſtens wiſſen, daß er ſchon nach Jahr und Tag mit allen zehn Fingern nach jener Million gegriffen hätte, die er damals verſchmäht — wenn ſie ihm nur Jemand auf den Tiſch gezählt hätte.

Kurze Zeit darauf ſtarb der alte, nahe neunzigjährige Rabbiner der Gemeinde. So lange er am Leben war, hatte man ſich gehütet, aus Ehrfurcht vor dem Greiſe, der die Meiſten in der „Gaſſe" als Kinder gekannt hatte, irgend welche Verbeſſerungen oder, wie es hochdeutſch heißt, „Reformen" in Gottesdienſt und Schule anzubringen. Der Tod des alten Rabbi war das Zeichen zu einem erbitterten Kampfe der Parteien; unentſchieden wogte dieſer lange hin und her, bis am Ende der Sieg den jüngern Gemeindemitgliedern zufiel. Die Jüngern hatten einen „Prediger" durchgeſetzt, und mit dieſem einen „geregelten" Gottesdienſt. Am meiſten von dieſen tiefeinſchneidenden Veränderungen war Daniel Kremſier, der Gemeindeſänger, betroffen, denn ſie giengen ihm faſt ans Leben. Er ſollte nicht mehr die ſchöne Kunſt ſeiner geſungenen Schnörkel üben, nicht mehr die wildaufſchreienden Melodien einer uralten Zeit vor den Ohren der Leute, die feiner geworden waren, anbringen! Eine andere Zeit war gekommen und mit ihr ein muſikaliſcher „Cantor,“ der im Chore des trefflichen Sulzer in Wien gebildet worden war. Daniel Kremſier ward mit vollem „Gehalte“ verabſchiedet; er war das Opfer eines Kampfes geworden, den man in unſerer wortreichen Zeit „Übergangsphaſe“ zu nennen pflegt. Dieſes ſchreckliche Weſen fuhr wie ein ſchweres Wagenrad über den Leib des armen Gemeindeſängers!

Traurig und tiefbekümmert kam eines Abends Daniel Kremſier zu ſeinem alten Freunde.

„Was iſt mit Euch vorgegangen, Daniel?“ rief ihm dieſer erſchrocken entgegen. „Ihr ſeht ja aus, als hättet Ihr acht und vierzig Stunden hintereinander gefaſtet?“

„Sieht man mir's alſo an?“ meinte der Gemeindeſänger wehmüthig und beſchaute mit einer Art von Luſt ſeinen ohnehin ſpindeldürren Leib. „Iſt es denn ein Wunder, wenn ich ſo ausſehe? Ich frag' Sie, Rebb Eiſik: muß das Einem nicht das Herz abſtoßen, wenn man dreißig Jahre vor Gott und den Menſchen geſungen hat, und jetzt kommt ſo ein Hergelaufener, der nicht einmal „Hebräiſch“ recht leſen kann, und ſchnappt Einem das Brot weg?“

„Weggeſchnappt hat er es Euch nicht, Daniel“ bemerkte Rebb Eiſik ruhig, „und ich denke, die Gemeinde läßt es Euch an nichts fehlen. Euer Brot habt Ihr, Daniel.“

„Was hab' ich vom Brot,“ rief der abgeſetzte Gemeindeſänger mit kläglicher Stimme, „wenn ich nicht mehr ſingen kann? Soll mir das alſo nicht das Herz abſtoßen, wenn ſo Einer mit ſeinem Chor in derſelben Schul' ſingt, die mich mehr als dreißig Jahre kennt?“

„Das iſt's, was Euch ſo mager macht, Daniel?“ meinte Rebb Eiſik wieder mit ſeinem ruhigen Lächeln. „Daniel Kremſier, ſeid kein Narr auf eure alten Tage, und zieht auch Ihr die Brill' einmal aus.“

„Wie heißt, Rebb Eiſik?“ fragte der penſionirte Gemeindeſänger ganz verblüfft.

„Schenkt Euch erſt ein, Daniel,“ meinte Rebb Eiſik kaltblütig, „ich will Euch dann ſagen, was das heißt.“

Trotz ſeines Kummers ließ das klägliche Opfer einer Übergangszeit dieſe Mahnung nicht zweimal wiederholen. Mit auffallender Haſt griff er nach dem

Glaſe, und ſein vom Kummer abgezehrtes Antlitz begann eine leiſe Röthe anzunehmen.

„Daniel Kremſier,“ ſagte hierauf Rebb Eiſik, der mit Wohlgefallen die Veränderung bemerkt hatte, die mit ſeinem Geſellſchafter vorgegangen; „Daniel, Ihr wißt, ich bin keiner von denen, die ſich das „Jüdſein“ auf die leichte Achſel laden. Ich kenne Euch, Daniel, ſeit dreißig Jahren, und immer hat ſich mein Herz an eurem Geſange und euren „Stückeln“ ergötzt. Wenn ich Euch am Jom Kipur mit nüchternem Magen habe ſo gewaltig ſchreien hören, daß die ganze Schul' gezittert hat, da iſt mir das Herz vor Freude aufgegangen. Ich hab' es immer geſpürt: Der weiß, was er von Gott will. Was wollt ihr aber, Daniel, wenn die Zeit andere Ohren bekommen hat? Für mich ſchreit und ſingt Ihr gut genug. Was könnt ihr thun, wenn ſich die junge Welt die Brille aufgeſetzt hat?“

„Wieder Ihre Brille, Rebb Eiſik!“ meinte der Gemeindeſänger mit einem Anflug von Verdrießlichkeit im Tone.

„Helft Euch, Daniel, anders,“ ſagte der Alte ungerührt. „Ich kann Euch nur den einen Rath geben: Nehmt Ihr Eure Brille herunter, und Ihr werdet einſehen, daß Ihr für die jetzige Welt nicht mehr paßt.“

Daniel Kremſier neigte wehmüthig ſein Haupt; er mußte dem Rathe des Alten beiſtimmen, wie ſchwer es immer dem Opfer der neuen Zeit fiel. Und in der That, der abgeſetzte Gemeindeſänger zehrt noch heut zu Tage am Gnadenbrote der Gemeinde und hat die Brille heruntergenommen, ganz wie Rebb Eiſik es ihm angerathen hat.

So wie dem Gemeindeſänger Daniel Kremſier ergieng es noch vielen Andern, denen Rebb Eiſik mit ſeiner Brille kam. Nicht jeder lachte darüber, Manchem fuhr ſie wie ein ſpitzer Pfeil in die Seele. Selbſt der neue Prediger entgieng ihr nicht. Der junge Mann hatte im erſten Eifer ſeiner Stellung an gar Manches in der Gaſſe die Axt gelegt und hatte ins Feuer geworfen, was gar nicht abgeſtorben oder gar todt war, ſondern bei einiger Nachſicht ſogar ein ſchöneres Nachleben verſprach.

„Gebt gut Acht, Daniel,“ ſagte einmal Rebb Eiſik zu ſeinem abgeſetzten Gemeindeſänger, „gebt gut Acht: Der Prediger wird auch bald ſeine Brille wegnehmen!“

„Leider Gottes aber,“ klagte Daniel, in deſſen Gemüth trotz alles Weines noch ein bitterer Tropfen lag, „leider Gotts! er hat ſie aber noch auf. Soll man warten, bis kein Jüdenkind mehr in der „Gaſſe" ſein wird? Dann wird er ſie gewiß herunternehmen."

„Schadet nichts, Daniel, ſchadet gar nicht," bemerkte dagegen Rebb Eiſik. „Die Jüdenkinder hören ſobald nicht auf; aber der Prediger wird bald aufhören. Auch er hat die Brill' noch auf, und da meint er, er ſieht jedes Fleckele und jedes ſchwarze Pünktchen in unſerer heiligen Religion doppelt ſo groß als ſie ſind. Er iſt umgekehrt wie jener Bräutigam! Der hat zu viel Schönes an ſeiner Braut geſehen und unſer Prediger ſieht wieder zu viel Schwarzes. Der Eine hat ſchon die Brille herabgezogen, der Andere wird es auch thun. Und je länger es dauert, Daniel, deſto beſſer. Denn je haſtiger Einer eine Sache in ſich aufnimmt, je feſter er überzeugt iſt, daß er in der Sache Recht hat, deſto gründlicher iſt dann ſeine Beſſerung. Nur die Menſchen nicht zwingen! nur abwarten bis das Nachdenken ſich von ſelbſt einſtellt. Ich möchte mit Euch eine Million wetten, Daniel, daß wir Beide es noch erleben, wie der Prediger ſeine Brille herunternimmt."

Offenherzig geſtanden, ſo gut ſonſt Daniel Kremſier die Brillenſprache ſeines Freundes verſtand, diesmal war ſie ihm zu „hoch." Noch fühlte er ſich zu tief in ſeiner Ehre gekränkt, an die ihm jener „Hergelaufene“ mit ſeinem Chore ſo freventlich griff, als daß er ſich ſo leicht zur Weltanſchauung Rebb Eiſik's hätte erheben können. Dennoch war er zu geſcheidt, um gegen ihn Einſpruch zu erheben; Rebb Eiſik hatte etwas von der Halsſtarrigkeit kluger Leute, die auf einen einmal erprobten Lebensſatz kein Stäubchen der Widerrede wehen laſſen. Vielleicht war dieß mit der Grund, daß Daniel Kremſier der Äußerung ſeines Freundes über den neuen Prediger eine größere Verbreitung verſchaffte, als Rebb Eiſik ſelbſt wünſchte. So gelangte ſie auch ans Ohr des neuen Predigers, er ward davon lebhaft getroffen. Der junge Mann mußte ſich geſtehen, daß ſie zwar nicht neu war, aber eine Art Wahrheit enthielt, die er am wenigſten aus dem Munde eines alten Mannes erwartet hatte. Glühend vom Eifer für dasjenige, was er für das Beſſere hielt, war er der Meinung, in jedem alten Manne der Gemeinde lauere ein Feind, der die friſch ausgeſtreute Saat zu vernichten ſtrebe. Wie jedes eifrige und entbrannte Gemüth im Grunde von Nichtduldung des ihm entgegengeſetzten Stoffes ausgeht, den es niederzuringen ſucht, ſo hatte auch der junge Prediger vergeſſen, duldſam zu ſein. Jetzt hörte er aus dem Munde eines der älteſten Männer in der Gemeinde die Mahnung, mit ihm ſelbſt, dem Prediger, Geduld und Nachſicht zu brauchen. Er fühlte ſich davon einigermaſſen beſchämt; zugleich aber entbrannte ſeine Seele im Zorn, daß man es wagen könne, ſeine Anſichten zu verdächtigen und ihnen nur eine zeitliche Beſchränkung einzuräumen. In der erſten Aufwallung wollte er ſich darüber auf der Kanzel auslaſſen, und hatte bereits einen Text dazu gefunden. Aber eine unerklärlich lautſprechende Stimme in ſeinem Innern hielt ihn zum Glücke von dieſem unüberlegten Schritte ab. Die Beſchämung behielt die Oberhand. Er beſchloß den alten Mann, den er nur oberflächlich hatte kennen gelernt, aufzuſuchen; es zog ihn mehr als gewöhnliche Neugierde zu ihm.

An einem Sabath, an welchem er gepredigt, ſtellte ſich der junge Prediger unerwartet bei Rebb Eiſik ein. Der alte Mann war von der Ehre dieſes Beſuches lebhaft gerührt; über ſein Antlitz flog es wie freundlicher Sonnenſchein. Man ſah es ihm an, er fühlte ſich von der Auszeichnung geſchmeichelt. Es iſt dieß ein Zug, den wir namentlich an alten Leuten bemerkten, wenn ſie von jungen Leuten aufgeſucht werden.

„Wiſſen Sie, Rebb Eiſik,“ begann der Prediger nach den erſten einleitenden Worten, nachdem ihm der Alte ſelbſt einen Stuhl zugeſchoben hatte, „warum ich zu Ihnen gekommen bin?“

„Wie ſoll ich das errathen?" meinte Rebb Eiſik lächelnd. „Bin ich doch kein Prophet!"

„Und doch, Rebb Eiſik," rief der Prediger mit leichtem Hohne, „haben Sie vorausprophezeit, daß ich mich in kurzer Zeit ändern werde."

„Wiſſen Sie alſo auch ſchon von meiner Brille, Herr Prediger?" meinte Rebb Eiſik ganz unbefangen, ohne im mindeſten erſchrocken auszuſehen.

„Sie halten mich alſo für einen Heuchler," rief der junge Mann etwas lebhaft, „für Einen, der anders denkt und anders handelt?"

Rebb Eiſik legte wie beſchwichtigend ſeine Hand auf den Arm des Predigers.

„Sie haben noch nicht die Brille abgelegt, Herr Prediger" meinte er mit ſeinem vertraulich milden Lächeln.

„Wie verſtehen Sie das, Rebb Eiſik?"

„Sehen Sie, Herr Prediger," ſagte der alte Mann mit ſeinem unerſchütterlichen Lächeln, „wären Sie der Heuchler und Min, den Sie mir in den Mund legen, ſo hätten Sie nicht etwas unterlaſſen, als Sie in dieſe Stube eingetreten ſind."

„Ich hätte etwas unterlaſſen?" rief der junge Prediger lebhaft.

„Dort an der Thüre," meinte Rebb Eiſik, indem er ſeinen Finger ausſtreckte, „hängt eine Meſuſah, wie ſie in jedem guten Jüdenhauſe zu finden iſt. Denn mit Gott ſoll man eintreten und mit Gott ſoll man austreten. Dieſe Meſuſah haben Sie unterlaſſen zu küſſen.“

Eine brennende Röthe überflog das ſonſt blaſſe Antlitz des jungen Mannes.

Rebb Eiſik bemerkte dieſes Zeichen innerer Beſchämung; in ſeinem milden Herzen keimte ſogleich die Reue auf.

„Weh thun habe ich Ihnen nicht wollen, Herr Prediger,“ ſagte er, und drückte inniger auf deſſen Arm.

„Ich danke Ihnen, Rebb Eiſik,“ rief der junge Mann und ergriff die Hand des Greiſes, „ich danke Ihnen für die Lehre, die Sie mir ſo eben gegeben haben. Ich will ſie nicht vergeſſen.“

Rebb Eiſik wußte nicht, wie ihm geſchah. Er ſchaute dem jungen Manne eine lange Weile in das geröthete Geſicht. Vielleicht war es Argwohn, der in dieſem Augenblicke ſein ſonſt ſo mildes Gemüth durchzuckte. Ein junger Menſch in der Blüthe und Fülle ſeiner Jahre ſtand — ſo vor ihm und er hielt ihn doch für beleidigt! Dann aber rief er mit weicher Stimme:

„Um Gottes Willen reden Sie nicht weiter, Herr Prediger. Es iſt nicht gut, wenn Derjenige, der Gottes

Wort zu verkündigen hat, ſeine Fehler ſogleich eingeſteht. Es iſt das nicht gut. Was ſoll dann der gemeine Mann thun? der muß am Gelehrten immer das ſehen, was die Kinder Iſraels an Moſes geſehen haben, wie er vom Berg Sinai heruntergeſtiegen iſt.“

„Meinen Sie den heiligen Zorn beim Anblick des goldenen Kalbes?“ rief der junge Prediger in hoher Aufregung.

„Nein, Herr Prediger,“ meinte der Alte milde, „ich meine den leuchtenden Schein um ſeinen Kopf, den ihm Gott geliehen hat, wie er die ſteinernen Tafeln brachte.“

„Rebb Eiſik, was ſind Sie für ein Mann!“ rief der Prediger entzückt aus, und ergriff aufs neue ſeine Hand, und ſchaute ihm mit leuchtenden Blicken in das ſeine Antlitz.

„Loben Sie mich nicht zu ſehr,“ bat Rebb Eiſik mit liebenswürdiger Beſcheidenheit, „ich verdien's gar nicht.“

„Sagen Sie mir nur, Rebb Eiſik,“ rief der Prediger noch immer ergriffen, „ſagen Sie mir nur, woher hat ſich dieſer Schatz echter Lebensweisheit bei Ihnen geſammelt? Sie ſind nicht nur klug, Sie ſind auch ein großer Menſchenkenner und prüfen Herz und Nieren. Sie haben in meine Seele einen tiefen Blick gethan. Wer hat Sie den gelehrt? Denn aus Büchern werden Sie doch nicht viel gelernt haben!“

Rebb Eiſik ſchwieg eine geraume Weile; aber auf ſeinem Antlitze malte ſich deutlich die Freude, ſein Lob aus dem Munde des jungen Mannes zu vernehmen.

„Nein, gelernt hab' ich nicht viel, mein Herr Prediger,“ meinte Rebb Eiſik lächelnd, „nicht einmal ſo viel, was Sie nicht ſchon vor zwanzig Jahren vergeſſen hätten. Aber ich hab' meine Brille bald abgelegt.“

„Ich glaube Sie zu verſtehen, Rebb Eiſik,“ rief der Prediger lebhaft. „Sie ſind wahrſcheinlich frühzeitig durch eine harte Schule des Lebens gegangen, und aus den derben Stößen und Püffen, die Sie da erhalten haben, lernten Sie das Leben ſelbſt beurtheilen und deſſen Erſcheinungen auf ihr wahres Maß herabſetzen. In dieſer ſtrengen Schule ſind Ihre Augen geſchärft worden, und das nennen Sie, Rebb Eiſik: die Brille ablegen.“

„Man ſieht und hört es Ihnen an,“ ſagte Rebb Eiſik ſchmunzelnd, „daß Sie ein Prediger ſind. Sie können und verſtehen Ihre Sache. Sollt' man nicht meinen, Sie hätten jetzt gerade über eine Stelle in der Bibel geſprochen, über die ein Anderer weggeſchluppert wäre, während Sie etwas Schönes und Erhabenes darin finden! Aber glauben Sie nur nicht ſo etwas von mir, Herr Prediger. Ich hab' wirklich die Brille abgelegt.“

„Wie?“ fragte der junge Mann mit einiger Verwirrung.

„Oder beſſer geſagt,“ ergänzte ſogleich Rebb Eiſik „ich hab' eine wirkliche Brille abgelegt.“

Der Prediger ſtarrte den Sprecher mit einer Miene an, als ſei er überzeugt, dieſer rede irre.

„Sie wiſſen alſo wirklich noch nichts von meiner Brille?“ rief Rebb Eiſik, der die Verwunderung des Predigers wohl bemerkt hatte.

„Kein Wort,“ betheuerte der junge Mann.

„So freut es mich wirklich in der Seele, daß ich gerade Ihnen die Geſchichte von meiner Brille wieder erzählen kann. Hier in der „Gaſſe“ kennt ſie jedes kleine Kind. Sie ſollen daraus erſehen, Herr Prediger, daß ich Ihnen am wenigſten habe mit meiner Brille wehe thun wollen.“

„Rebb Eiſik!“ rief der Prediger vorwurfsvoll.

„Gut, gut,“ meinte der Alte, „entſcheiden Sie ſelbſt, wenn ich fertig bin. Werden Sie aber auch genug Geduld haben, einen plauderhaften alten Mann ſo lange anzuhören?“

„Tage lang könnte ich Ihnen zuhören!“ rief der Prediger begeiſtert.

Rebb Eiſik lächelte fein und begann:

„Ich bin das einzige Kind ſehr reicher Eltern geweſen. Da Sie in unſerer Gemeinde nicht geboren ſind, ſo können Sie auch nicht wiſſen, was für ein Mann mein Vater geweſen iſt. Stellen Sie ſich nur das Eine vor. Wenn man von Rebb Anſchel Maier geſprochen hat, ſo hat man ſich darunter etwas wie jetzt Baron Rothſchild vorgeſtellt. In ganz Böhmen und Mähren, ja ſelbſt in Wien hat man ſeinen Namen gekannt, und wenn Einem ein Wechſel vorgekommen, auf dem die Unterſchrift meines Vaters geſtanden iſt, ſo hat er gewiß geſagt: der iſt ſo gut wie baares Geld. Damit will ich nur zeigen, was für ein Mann er geweſen iſt.

„Meine Mutter war draußen im Reich geboren; der Vater hat ſie auf der Frankfurter Meſſe kennen gelernt, wohin er zweimal im Jahre kam. Es war eine merkwürdig feine und beſondere Frau; ſie hat geſchrieben, deutſch und jüdiſch, wie kaum ein Mann, was in der damaligen Zeit viel geheißen hat. Man hat ihr auch nachgeſagt, daß ſie franzöſiſche Bücher hat leſen können und auf dem Clavier geſpielt hat. Das iſt in jener Zeit wie ein Wunder angeſehen worden. Wie aber die Menſchen ſind! Die große Bildung iſt das Unglück meiner Mutter geweſen. Sie iſt deßwegen ordentlich beſchrieen worden und keine Frau in der Gemeinde hat ſich unterſtanden, mit ihr in einen näheren Verkehr zu treten. Die Leute glaubten immer, ſie müßten mit ihr franzöſiſch reden, und weil das keiner wußte, haben ſie zuletzt gar nicht mit ihr geſprochen. Dadurch iſt meine Mutter nie heimiſch geworden in der „Gaſſe," ſie hat ſich immer als Fremde betrachtet!

„Nur gegen meinen Vater und mich war ſie nicht fremd, uns hat ſie gezeigt, wie ſie war und was in ihr verborgen lag. Als das einzige Kind war ich ihr Augapfel. Gott der Lebendige weiß, woher ſo eine Mutter all die Liebe und Zärtlichkeit für ihr Kind bekommt. Worauf gar kein anderer denkt, darauf denkt eine Mutter, was Keinem eine Sorge macht, das bekümmert ſie und macht ihr das Herz ſchwer. Ich will wetten, nicht Amram, der Vater Moſche's iſt's geweſen, der den guten Gedanken mit der Prinzeſſin hatte, ſondern ſeine Mutter. Wie ſollte ein Mann auf ſo etwas verfallen! Man hätte auch von der meinigen ſagen können: Gott habe ſie eigens zu einer Mutter beſtimmt und mich zu ihrem Sohn!

„Fremd, wie ſie in der Gaſſe war, hatte ſie auch kein Verlangen, als ich ſchon zehn bis zwölf Jahre alt geworden, ihr Haus auch nur auf eine Stunde zu verlaſſen. Nur in der Frühe und am Abend, wenn ich in „Schul“ gehen mußte, kam ich von ihr weg; ſonſt bin ich keine Minute aus ihren Augen entſchwunden. Der Vater war beinahe immer auf Geſchäftsreiſen; der konnte ſich wenig um mich bekümmern. Kein Menſch wunderte ſich auch, daß mir die Mutter den erſten Unterricht ertheilte; von ihr lernte ich leſen, ſchreiben und rechnen, ja ſelbſt die Bibel habe ich von Keinem gelernt als von ihr.

„Als wenn es heute geſchehen wäre, erinnere ich mich noch jetzt, wie der Vater einmal von der Leipziger Meſſe etwas mitbrachte, das in ein graues Papier eingewickelt war. Ich wollte darnach greifen und es aufmachen, da ſchrie aber mein Vater auf, als hätte ich meine Hand in glühendes Eiſen getaucht.

„Wozu haſt Du mir es alſo mitgebracht, Vater, rief ich weinend, wenn ich es nicht anrühren darf?“

„Wart' bis auf die Nacht,“ ſagte mein Vater unruhig und verſteckte das graue Packet an einem ſicheren Orte. Ich weinte und jammerte, die Mutter aber tröſtete mich. Als die Nacht gekommen war, holte der Vater das Packet aus dem Verſtecke herbei, nachdem er ſich früher überzeugt hatte, daß alle Thüren und

Fenſter feſt verſchloſſen waren. Der graue Umſchlag ward hinweggenommen; es waren fünf Bücher, die mir der Vater hinlegte.

„Das iſt ja Chumeſch“ (die fünf Bücher Moſis), rief ich, beinahe enttäuſcht.

„Um Gottes willen ſchweig, wenn du nicht willſt, daß ich Dir die Bücher wegnehmen ſoll,“ ſchreit mein Vater ganz ängſtlich, und ich habe das auch auf Zureden der Mutter verſprechen müßen. Aus dem Chumeſch hat ſie mich unterrichtet. Erſt lange Jahre darauf habe ich die Vorſicht und Angſt meines Vaters begriffen. Wenn man jenes Chumeſch bei uns hätte angetroffen, Gott der Lebendige weiß, was uns damals geſchehen wäre! Es war mit der deutſchen Überſetzung von Moſes Mendelsſohn aus Deſſau!

„Wie ich mein dreizehntes Jahr erreicht, ſollt' ich in die Fremde, um da ein Geſchäft zu lernen. Das war damals ſo der Brauch; nach der Bar' Mizwah mußte ein Jüngel fort. Jetzt ſoll man es anders damit halten; die heutige Welt möchte für dreizehnjährige Kinder noch gerne eine Amme im Hauſe haben. Die gute Mutter hat lange nicht gewollt, endlich aber hat es der Vater durchgeſetzt. Ich bin nach Prag zu dem großen Geſchäftsmanne Abraham Tauſſig gekommen, der zu jener Zeit ein Spezereigeſchäft in der Meiſelgaſſe neben der Schul' gehabt hat. Bei dem bin ich volle vier Jahre in der Lehre geweſen und bin während dieſer Zeit niemals zu meinen Eltern auf Beſuch gekommen.

„Ich ſollt' mich entwöhnen," ſagte mein Vater. Gut! ich hab' mich entwöhnt, hab' gelernt was zu lernen war; aber wie die vier Jahre um waren, und ich einmal einen Brief erhalte, daß ich nach Hauſe kommen ſollt', da hab' ich mich doch außerordentlich gefreut. Denn mit mir war indeſſen eine große Veränderung vorgegangen. Als ein kleiner „Krupp" hatte ich die Heimath verlaſſen, in die Höhe geſchoſſen wie eine Hopfenſtange kehrte ich zurück.

„Was werden die Leute in der „Gaſſe" zu Dir ſagen? fiel mir jeden Augenblick ein. Nun weiß ich nicht, wie es gekommen iſt. Einen Tag vor meiner Abreiſe gehe ich durch die Zeltnergaſſe; ich wollte mir die Stadt noch einmal anſehen. Da bleibe ich, ohne daß ich eigentlich an etwas Beſtimmtes dachte, vor dem Gewölbe eines Brillenmachers ſtehen. Wie ich mir ſo eine Weile die verſchiedenen Dinge in dem Auslagskaſten betrachte, kommt mir plötzlich der Gedanke: „Wie wär's, wenn ich mit einer Brille auf den Augen vor meine Eltern hintreten möcht'! Mit ſo einer Brille ſieht man wenigſtens um etliche Jahre älter aus. Die Leute werden Dich dann gar nicht erkennen.“

Ohne weitere Überlegung trete ich alſo in den Laden ein, und kaufe mir die erſte beſte Brille!

So lange als ich noch in Prag mich befand, habe ich ſie nicht aufzuſetzen gewagt, da haben mich die Leute ja gekannt. Aber kaum bin ich im Wagen, habe ich ſie in Einem fort probirt. Die Ungewohnheit, ſo etwas auf meiner Naſe und vor meinen Augen zu tragen, hat gemacht, daß ich die Brille in den erſten Stunden gern hundertmale auf die Straße hinaus geworfen hätte. Immer hat mich aber der Gedanke zurückgehalten, die Leute werden Dich nicht erkennen und Du ſiehſt damit viel älter aus! Und immer hab' ich auf's Neue die Brille aus dem Futterale herausgenommen und aufgeſetzt. Merkwürdig, was der Menſch vermag, wenn er nur will! Wie ich noch zwei Stunden von meiner Heimat war, da habe ich die Brille gar nicht mehr geſpürt, ſie war mir auf der Naſe wie angewachſen. Das hat mich mehr gefreut, als wenn ich eine Million mit nach Hauſe gebracht hätte. Wie ich an dem „guten Ort“ vorüberfahre, der, wie Sie wiſſen, an der Prager Straße liegt, wer kommt mir da entgegen? Naphtali Kremſier, der Vater unſeres frühern Gemeindeſängers Daniel, der mit Haſenhäutchen iſt hauſiren gegangen.

Der ſieht in den Wagen hinein, in dem ich langſam an ihm vorüberfahre und ruft gleich:

„S' Gotts willkumm, Eiſik, biſt Du auch ſchon zurück?

Ich glaub' im erſten Augenblick trifft mich ſchon vor Schrecken der blaſſe Tod! Gleich der erſte Menſch, der mir begegnet, erkennt mich! Ein Anderer hätte nun die Brille von der Naſe geriſſen und ſie in tauſend Stücke zerbrochen. Ich aber — ich habe ſie behalten!

„Sie ſollen mich doch nicht erkennen," hab' ich in meinem Ingrimm gerufen.

Niemals werde ich nun vergeſſen, wie ich von meiner guten Mutter bin aufgenommen worden. Noch jetzt fühle ich die heißen Thränen, wie ſie über meine Wangen heruntertröpfelten, indem ſie mich minutenlange gar nicht aus den Armen laſſen wollte! Ich alter Junge ſpür's noch, es geht mir wie ein Meſſerſtich durch das Herz, wenn ich an dieſe Stunde denke. Denn wiſſen Sie, was für ein Gedanke mir unter den Thränen meiner Mutter, unter ihrem Lachen und Weinen gekommen iſt? Es hat mich geärgert, daß mich meine Eltern ſo gar leicht erkannt hatten, daß ſie kein Wort über mein Ausſehen, kurz über meine

Brille ſagten! Iſt das nicht etwas, um noch jetzt darüber ſich reuig an die Bruſt zu ſchlagen?

Erſt als ich eine Viertelſtunde ſpäter meinen Eltern gegenüber ſaß, immerfort die Augen meiner Mutter auf mir, die ſich an ihrem Sohn gar nicht ſatt ſehen konnten, ſagte mein viel ruhigerer Vater:

„Weißt Du, Jettel, ich finde unſer Eiſik hat ſich etwas verändert; er hat etwas Fremdes in ſeinem Geſichte, ich könnt' aber nicht ſagen, worin es beſteht."

Ich wurde roth wie ein Mädchen, zu dem man auf die Beſchau kommt. Alſo endlich doch! Meine gute Mutter ſtand auf, beinahe erſchreckt von dieſen Worten meines Vaters und blickte mir lange in's Geſicht.

„Ich find' ihn nicht verändert," meint ſie hierauf, „[illegible] hat noch ganz ſein altes Ausſehen."

Da blickt auch der Vater ſchärfer nach mir hin, und auf einmal bricht er in ein Gelächter aus, daß davon das ganze Haus erzittert.

„Jettel," ruft er keuchend, „hätteſt Du denken können, daß ſich das Jüngel ſo etwas von Prag wird mitbringen?"

„Was denn?" ruft ſie erblaſſend.

„Siehſt Du denn nicht die zwei Laternen, die unſer Eiſik vor den Augen hat?"

Da ſchreit die Mutter auf und ſtürzt auf mich zu.

„Iſt Dir etwas an den Augen geſchehen?“ ſpricht ſie und zittert dabei, als wäre ich wirklich halbblind nach Hauſe gekommen. Ich konnte nicht reden, das Wort blieb mir in der Kehle; ich habe nur den Kopf geſchüttelt. Was ſoll ich länger verzählen? Der Vater hat in Einem fort gelacht, die Mutter aber iſt von Minute zu Minute beſorgter worden, denn je mehr ich mit dem Kopfe ſchüttelte, deſto mehr glaubte ſie, mir fehle was an den Augen. Da brauche ich endlich vor lauter Zureden und Beſchämung die ſchändliche Lüge: der berühmte Doktor Jonas Jeitteles in Prag hätte mir einmal in die Augen geſehen und geſagt: ich müßt' eine Brille tragen!

„So bin ich nach vier Jahren in der Fremde mit einer Lüge vor die guten Eltern getreten! Von dieſem Augenblicke an hat freilich der Vater mit ſeinem Gelächter, was mir am meiſten weh gethan, eingehalten, die Mutter aber, merkwürdig fein, wie die Weiber ſind, hat mir nicht geglaubt. Sie hat es aber nicht merken laſſen, und erſt wie wir allein waren, hat ſie mir es geſagt, und durch vieles Zureden und Schmeicheln die ganze Wahrheit aus mir herausgebracht. Es hat mich aber einen Kampf gekoſtet. Die gute Mutter! Statt nun darauf zu dringen, daß ich die Brille ablege, ſchon deshalb, weil ich gelogen hatte, hat ſie zugegeben, daß ich ſie behalte. Sie hat mir die Beſchämung und das Gelächter meines Vaters erſparen wollen!

Ich hab' die Brille auch behalten; ich habe geglaubt, ich hätte erſt jetzt ein Recht darauf. Und wie ich am andern Tag durch die „Gaſſe“ gegangen bin, und manche Leute haben mich wirklich nicht ſogleich erkannt, und haben mir verwundert nachgeſehen, da habe ich in meiner Seele eine Freude empfunden, nicht anders als ob mich der Kaiſer von Wien zum Oberſtburggrafen gemacht hätte. Viele Leute haben mich ausgelacht, denn in der damaligen Zeit war es nichts Gewöhnliches, daß ein achtzehnjähriges Jüngel mit einer Brille geſehen wurde, und was gar nicht in meiner Natur gelegen iſt: ich bin dadurch keck und übermüthig geworden. Und gerade unter die Leute, von denen ich gewußt habe, ſie können meine Brille nicht ausſtehen (leiden), gerade unter die bin ich am liebſten gegangen. Zuletzt hab' ich's dazu gebracht, daß ſich die Leute meine Brille gefallen ließen. Denn wer in der Welt am längſten aushält, der hat's ja gewonnen.

„Das Schönſte an der Sache war, daß bei dieſer Narrethei mit der Brille mein Kopf für das Geſchäft ganz unbrauchbar geworden war. Ich zeigte kein rechtes Geſchick dafür und erſt ſpäter habe ich eingeſehen, daß eigentlich die Brille daran ſchuld war. Mein Vater klagte oft:

„Ich weiß gar nicht, was denn eigentlich das Jüngel in Prag gelernt hat. Was hab' ich davon, daß er eine Brille auf der Naſe trägt? Wo er etwas ſehen ſoll, ſieht er doch nichts!“

Die gute Mutter entſchuldigte mich, wie ſie konnte; oft habe ich aber den Vater ſehr verdrießlich geſehen. Trotz dem bekam ich meine Brille immer lieber, denn man kann ſich in ein Ding, das kein Leben hat, ebenſo gut verlieben, als in eines mit Fleiſch und Bein, und ich kann ſagen: ich war verliebt.

Da kam mein Vater eimal von einer Geſchäftsreiſe mitten in der Woche zurück; denn gewöhnlich geſchah dieß am Freitag. Sein Geſicht war blaß und die Augen tief eingeſunken. Die Mutter ſchrie laut auf, als ſie ſeiner anſichtig wurde; es hat ihr gleich nichts Gutes geahnt. Doch auf alle Fragen die ſie an ihn richtete, antwortete der Vater nicht, er ſperrte ſich in ſeine Schreibſtube ein und durch das Schlüſſelloch konnten wir bemerken, daß er ſchreibe. Gegen Abend rief er die Mutter zu ſich; nach einer ſchrecklich langen Stunde kam ſie heraus, mit verweinten Augen, todtblaß im Geſicht. Auch ſie wollte mir nicht ſagen, was vorgehe, und nach Allem zu ſchließen, mußte etwas Schreckliches vorgegangen ſein. In derſelben Nacht fuhr der Vater wieder fort, er ſagte nicht wohin. Volle zehn Tage blieb er aus; am Freitag kam er wieder. Aber ſein Ausſehen war dasſelbe traurige wie das erſte Mal, und wie ihn die Mutter fragte, was er ausgerichtet, ſchüttelte er mit dem Kopfe. Wir verlebten einen Sabbath, wie ihn mein größter Feind nicht erleben ſoll. Und bei allem dem habe ich nicht gewußt, was denn vorgieng.

Sabbat zu Nacht, nach dem Nachtmal, ſagte mein Vater mit einem Male zu mir:

„Eiſik, ich hab' mit Dir etwas zu reden, komm' auf meine Stube.“

Zitternd und bange folgte ich ihm.

„Eiſik,“ ſagte mein Vater zu mir, als wir allein in ſeiner Stube waren. „Du haſt vielleicht bis jetzt gemeint, ich bin ein reicher Mann.“

„Biſt Du's nicht?“ ſagte ich auf den Tod erſchrocken.

„Nein,“ ſagte der Vater mit gebrochener Stimme, „ich bin mehr als arm geworden. Ich kann nicht einmal zahlen.“

Ich habe nur ein „Schmah Jiſroel“ ausrufen können, die Sinne ſind mir faſt vergangen. Mein Vater hatte Mitleid mit mir.

„Was kannſt Du dafür,“ ſagte er, „daß Du keinen Kopf fürs Geſchäft haſt?“

Das Wort hat mir erſt recht durchs Herz geſchnitten: ich fing an laut zu weinen. Nun erzählte mir der Vater, daß er ſchon ſeit einigen Jahren einen Rückgang im Geſchäfte verſpüre, der Mutter und mir habe er es lange verſchwiegen, denn ihm ſcheine, mir wäre meine Brille viel lieber als das Geſchäft, und weil er das bemerkt, habe er die ganze Sache in ſich hineingegeſſen. Aber das Unglück wachſe ihm über den Kopf, länger könne es nicht verſchwiegen werden. Das Alles aus dem Munde eines Vaters zu hören und ſich dabei ſagen müſſen: Es geht Dich an! Ich hab' damals meine Sünden abgebüßt, aber eingeſehen habe ich ſie doch nicht.

„Meine Brill' ſoll alſo Schuld ſein am Unglück?“ fragte ich ein über das andere Mal.

„Ja,“ ſagte der Vater, „denn daß Du mich nicht verſtehſt, daran iſt eben Deine Brille ſchuld.“

Da habe ich geſchwiegen, denn wenn das Herz von Unrecht ſich gekränkt meint, verſchließt es ſich. Der Vater aber erzählte nun weiter, wie es mit ihm ſtehe. Der „Bankrott“ war ſo gut wie fertig. In den zehn Tagen, die er verreiſt war, hatte der Vater halb Böhmen durchzogen und überall die Gläubiger aufgeſucht, um ſich mit ihnen zu vergleichen. Die meiſten hatten ſich mit ihm verglichen, nur ein einziger, und dem wir das Meiſte ſchuldig waren, Rebb Joel Bidſchof in Kollin hatte es rund abgeſchlagen. Der hat den Vater wie einen Dieb behandelt, als er ihm mit dem Vergleich kam, und hat gedroht, wenn er nicht ſein ganzes Geld bis auf einen Groſchen bekäme, wollt' er ihn ins „Criminal“ bringen. So etwas hat man meinem Vater ſagen ſollen!

„Und iſt gar keine Hilfe?“ frug ich ihn zuletzt.

„Gar keine,“ antwortete er traurig, „Joel Bidſchof iſt zu hart, der hat ein Herz wie ein Stück Eiſen.“

„Vielleicht ſchickſt Du mich zu ihm!“ ſag' ich plötzlich, als wäre mir eine Eingebung von Gott gekommen.

„Dich,“ ruft mein Vater und lacht ſpöttiſch, „Dich mit Deiner Brille!“

Ich weiß nicht, was mir in dieſem Augenblicke die Kraft gegeben hat, dieſen Spott zu überhören. Ich ſage wieder:

„Schick mich nur, Vater, ſchick mich.“

Er aber hat immer wieder mit der Brille angefangen, Gott der Lebendige weiß, wie ich das ertragen habe. Endlich nachdem ich wieder darauf zurückkomme, daß er mich ſchicken ſolle, ſagt er:

„Meinetwegen, geh, Eiſik! Ausrichten wirſt Du ſo nichts. Das ſag' ich Dir aber: Zieh' nur vor allem deine Brille aus.“

Am andern Morgen, in aller Frühe, bin ich mit einer beſonderen „Gelegenheit“ fort nach Kollin. Die Mutter weinte, als ich von ihr Abſchied nahm, der Vater aber, halb traurig, halb lachend, meint noch zu guter Letzt:

„Es iſt nur gut, daß wir ſchön Wetter haben, damit Du Dich doch ein Biſſele wenigſtens unterhältſt. Denn ausrichten wirſt Du ja doch nichts. Ich hab' nichts ausgerichtet, willſt Du's?“

Die Brille hab' ich natürlich aufbehalten; es muß, wenn ich darüber nachdenke, doch aus Trotz geweſen ſein, wegen der vom Vater erlittenen Kränkung. In ſolcher Gemüthsverfaſſung bin ich fort.

Nach Kollin hat man in jener Zeit beinahe zwei Tage gebraucht, die man jetzt in weniger als einem Tage zurücklegt. Ich habe alſo Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie ich mit Rebb Joel Bidſchof reden wollte. Merkwürdigerweiſe iſt mir auch nicht die geringſte Furcht angekommen. „Iſt der Joel Bidſchof ein Miniſter oder Kaiſer, daß ich mit ihm nicht ſoll' reden dürfen? und bin ich nicht auch Rebb Anſchel Maier's Sohn? „hab ich oft zu mir ſelbſt geſagt. Ich habe mir alſo vorgenommen, mir von dem Manne nichts gefallen zu laſſen, er ſollte ſehen, daß ich kein Jüngel mehr ſei, und wenn er mit mir aufbegehrte, ſo wollte ich auch mit ihm aufbegehren. Mit ſolchen und noch andern ähnlichen Vorſätzen bin ich nach Kollin gekommen; es war gerade Mittag. Ich, nicht faul, und entſchoſſen, laſſe mir gleich Rebb Joel Bidſchof's Haus zeigen, und ohne daß ich etwas gegeſſen oder getrunken hätte, gehe ich hin. Das Haus iſt nicht weit von dem Wirthshauſe gelegen, wo ich abgeſtiegen war. Wie ich davor geſtanden bin, hat mir doch das Herz gewaltig gepocht; erſt jetzt iſt mir recht eingefallen, wie viel von dem Nichtgelingen meines Beſuches abhing. Das hat aber nur eine kleine Minute gedauert, ich hab' in mir Anſchel Maier's Sohn geſpürt, und hab' mir die Brille zurecht gerückt.

„Iſt Rebb Joel Bidſchof zu Hauſe?“ frag' ich ganz keck ein Mädchen, welches ich im Vorhaus treffe.

„Ja,“ ſagte ſie, „gehen Sie nur hinein, er iſt ganz allein in ſeiner Stube.“ Das war mir nicht recht, denn mit Rebb Joel Bidſchof hätte ich gern vor der ganzen Welt geſprochen, um ihm zu beweiſen, wer ich und wer er ſei. Indeſſen da dies nicht anging, klopf' ich beherzt an die Thüre und trete ein.

Im erſten Augenblick habe ich in der Stube kein lebendes Weſen bemerkt. Auf einmal höre ich aus einem Winkel eine dünne Stimme ſagen: „Gott's willkumm." Ich ſehe hin, woher die Stimme gekommen iſt, und erblickte ein kleines Männchen, mit einem Sammtkäppchen auf dem Kopfe, vor einem großmächtigen Schreibtiſch ſitzen und mit Geldzählen beſchäftigt.

„Bin ich recht bei Rebb Joel Bidſchof?" frag' ich ganz beherzt.

„Ja," ruft die dünne Stimme Rebb Joels, und dreht ſich nicht einmal nach mir um, ſondern fährt im Geldzählen fort. Eine Weile darauf ſagt er:

„Wer biſt Du? und was willſt Du?"

Dieſes „Du" hat mich gewaltig verdroſſen. Was hat Joel Bidſchof mit mir, den er nicht einmal kennt, „Du" zu reden? Darum antwort' ich mit einer Keckheit ohne Gleichen:

„Ich bin Rebb Anſchel Maiers Sohn, und bin gekommen, um mit Ihnen zu ſprechen."

„Bringſt Du Geld mit?" fragt Rebb Joel Bidſchof mit ſeiner ſpitzigen Stimme.

„Nein!" ſagte ich darauf. Da ſchiebt mein Rebb Joel den Stuhl, worauf er ſitzt, mit einer Kraft zurück, wie ich ſie dem kleinen „Krupp“ nicht zugetraut hätte, und mit einem Male ſpringt er knapp an mich hin. Jetzt erſt habe ich ihn von Angeſicht zu Angeſicht geſehen; ſo klein und dünn er war, hat er doch ein Geſicht gehabt, wie ein Wolf; ein Paar Augen haben darin gefunkelt unter buſchigen Augenbrauen, wie von einer Katze in der Nacht; man hat ſich ordentlich davor fürchten müſſen. Mit dieſen Augen ſieht mich der kleine Joel Bidſchof vom Kopf bis zu Füſſen an, als wollt er mich von innen und von außen wie einen Sack Wolle muſtern und ſagt dann mit ſeiner Fiſtelſtimme:

„Du bringſt alſo kein Geld mit, Jüngel?“

„Nein,“ antworte ich noch einmal und gar nicht keck, „aber der Vater will ſich mit Ihnen vergleichen.“

Da wird der kleine Krupp Feuer und Flammen, ſein Geſicht roth und die Augen ſpeien ordentlich ein grünes Gift auf mich. Dann hub er an:

„Und Dich hat Dein Vater zu mir geſchickt, um ſich mit mir zu vergleichen, mit Joel Bidſchof? Dich keckes Jüngel mit der Brill' auf der Na[illegible] ſchickt der Schnorrer zu mir, und meint, er wird was ausrichten? Hat er gemeint, ich bin ſelbſt ſo ein Schnorrer, wie er? Einer, der mich fußfällig bitten ſollt', ſchickt mir ſo ein grünes Jüngelchen mit einer Brill' auf der

Naſe? Jetzt mach', daß Du fortkommſt, und ſag' deinem Vater: vom Vergleich iſt keine Rede! Ins Criminal muß er, und das hat Joel Bidſchof geſagt, der noch niemals ſein Wort gebrochen hat."

Gott der Lebendige weiß es, wie ich aus der Stube und von dem grimmigen Wolf fortgekommen bin, ich weiß es noch heute zu Tage nicht. Es hat mich aber eine ſolche Furcht vor den Augen Joel Bidſchof's gepackt, ein ſolches Zittern und Zagen, daß ich zur Thür draußen war, und zum Hauſe hinaus, noch ehe ich an eine Gegenrede hätte denken können. Und ſelbſt wie ich wieder in der Gaſſe ſtand, wirkte die Furcht vor dem ſchrecklichen Joel in mir fort. Ich bin gelaufen, ſo weit als mich meine Füße tragen konnten; erſt bei dem Wirthshauſe, in welchem ich eingekehrt war, machte ich Halt. Aber, lebendiger Gott! in welchem Zuſtande! Zerſchlagen und zerbrochen von der großen Kränkung, die ich ſo eben erlebt, beſchämt und gedemüthigt, wie ein Hund, den man mit dem Stocke verjagt hat, ſo war mein Zuſtand. Ich rannte auf meine Stube, ich glaubte noch immer die Stimme Rebb Joels hinter mir zu hören. Dort warf ich mich der Länge nach aufs Bett und vergrub mein Geſicht in den Kiſſen. Dann aber hat der Schmerz über die erlittene Kränkung in mir aufgeſchrieen; wie ein kleines Kind habe ich angefangen zu weinen, und unaufhaltſam ſind meine Thränen gefloſſen. Ich hab' mich hingewünſcht, wo mich kein Menſchenauge mehr geſehen hätte und hab' mein Leben verflucht. Mich ſo zu behandeln, mich, Anſchel Maier's Sohn! Wenn das die gute Mutter gewußt hätte, was mir in dieſer Stunde geſchehen war! Meine Thränen ſind immer ſtärker gefloſſen; ich habe geglaubt, mein Leben wird mit ihnen dahinfließen. Aber ſie haben doch aufgehört, wie das immer geſchieht, wenn ſich das Herz zu ſehr anſtrengt. Dafür iſt aber in mir ein anderes Gefühl aufgekommen; ich habe mich rächen wollen an Joel Bidſchof. Da bin ich aufgeſprungen und Gott hätte ihn ſchützen mögen, den hartherzigen Menſchen, wenn ich ihn in dieſem Augenblicke vor mir gehabt hätte. Einmal hatte ich ſogar ſchon die Thüre aufgeriſſen, und habe zu Joel Bidſchof eilen wollen.

Aber dabei iſt es auch verblieben. Weiter als bis zur Thüre bin ich nicht gekommen, und daß ich es nur geradezu herausſage: ich habe mich gefürchtet!

Dann habe ich mich wieder aufs Bett geworfen, und habe geweint und gejammert, und mir das Leben verwünſcht. Dazwiſchen bin ich auch aufgeſprungen und habe gegen Joel Bidſchof die Fauſt geballt. So habe ich es die halbe Nacht getrieben, bis ich gegen Mitternacht vor lauter Weinen und Klagen in einen tiefen Schlaf verfiel. Wie lange ich ſo geſchlafen habe, weiß ich nicht; aber auf einmal iſt es mir, als ob ich meines Vaters Stimme neben mir vernähme, und der ſpricht:

„Siehſt Du, Eiſik, das alles haben wir Deiner Brille zu verdanken. Daß Joel Bidſchof ſich nicht erweichen läßt, und daß ich ins Criminal komme, wer iſt daran anders ſchuld, als Du und deine Brille?“

Mit einem Schrei, den ich noch jetzt höre, bin ich aufgewacht; mein Körper war eiskalt, ein ſolch' Entſetzen hat mich erfaßt. Die Stimme des Vaters habe ich ſo deutlich vernommen, daß ich ſelbſt, als ich aufgewacht und zur Beſinnung gekommen war, nicht glauben wollte, daß ich geträumt hatte. Aber es war nur meine eigene Stimme geweſen, die Stimme meiner eigenen Seele, die während meines Schlafes mit ſich ſelbſt geſprochen hatte. Ich konnte nicht mehr einſchlafen. Die Worte meines Vaters, die eigentlich meine eigenen waren, tönten mir immer wieder in den Ohren. Ich mit meiner Brille war alſo wirklich ſchuld! Das iſt mir jetzt nach und nach immer klarer und heller geworden. Und je deutlicher ſich mir die ganze Narrethei mit der Brille vorſtellte, deſto mehr iſt meine Verzweiflung gewachſen. Wenn ich in dieſer Nacht nicht grau und weiß geworden bin, ſo iſt das ein Wunder. Aber um zwanzig Jahre wenigſtens bin ich älter geworden in dieſer Nacht.

In der Stille dieſer Verzweiflung, die kein Auge geſehen hat, als der heilige Gott im Himmel, bin ich zu einem neuen Leben erwacht. Ich hab' es geſpürt, wie eine eigene Kraft durch meinen ganzen Kopf gefloſſen iſt, wie es ſtoßweiſe vom Herzen zum Kopfe hinaufarbeitete. Dann bin ich ruhiger geworden. Etwas Merkwürdiges war mit mir vorgegangen. Eine Demuth war über mich gekommen, wie ich ſie niemals gekannt hatte. Joel Bidſchof hatte Recht, wenn er mich ſo behandelte. Was mußte ich, der junge unerfahrene Menſch, mit ſolcher Frechheit zu ihm kommen? Mit der Brille auf der Naſe ihn bereden, daß er ſich mit meinem Vater ausgleichen ſollte? Aller Stolz und Narrethei war von mir gewichen; jede erlittene Kränkung hat in mir geſchwiegen. Joel Bidſchof hat an dir nur gethan, wie du es verdient haſt, ſchrie ich immerfort. Und nicht ich war der Beleidigte und Gekränkte, ſondern er! Da fragte ich mich: Was iſt jetzt zu thun? und wie eine Gottesſtimme ertönte es in mir: Thu' Buße und geh' Joel Bidſchof um Verzeihung bitten!

Ja, abbitten! Wie der Gedanke einmal in mir ſich gemeldet hate, da ließ er auch nicht mehr von mir. Das Einzige, was mir ſchien, daß ich noch thun könnte, war, daß ich zu Joel Bidſchof gieng und ihn, als den Beleidigten, um Verzeihung bat. So weit war es mit mir gekommen! Und wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, ſo habe ich nach dieſem einzigen Mittel gegriffen, um mir Recht zu verſchaffen. Dabei hat mich eine Freude ergriffen, als ſollte ich an etwas beſonders Angenehmes gehen. Ich habe den Morgen kaum erwarten können; denn es ſtand feſt in mir, Joel Bidſchof abzubitten.

Wie neu erwacht, habe ich mich in aller Frühe, als es Tag geworden war, an Gott gewendet. So wie damals habe ich dann niemals mehr im Leben gebetet. Jedes Wort unſerer heiligen Sprache iſt mir beſonders wichtig, und für meine Lage berechnet vorgekommen. Inzwiſchen war es heller Tag geworden, und ich mit dem „Oren“ fertig. Jetzt habe ich die Thüre nicht mehr aufgeriſſen: ich habe mich ja nicht mehr rächen wollen. Langſam und gefaßt, wie ein müder Menſch bin ich durch die Gaſſen gegangen. Die Brille hatte ich zu Hauſe gelaſſen!

„Iſt Rebb Joel Bidſchof zu Hauſe? habe ich wieder gefragt. Er war eben aus „Schul“ zurückgekommen und man zeigte mir die Thüre zu ſeiner

Stube. Da iſt er wieder wie geſtern, mit dem Rücken mir zugewendet, an ſeinem Schreibtiſche geſeſſen und hat Geld gezählt.

„Guten Morgen, Rebb Joel;“ ſag' ich faſt unhörbar. Er dreht ſich nicht einmal um, und ſchreit nur mit ſeiner Fiſtelſtimme:

„Den guten Morgen zurück.“

Was ich jetzt weiter reden ſollte, war mir in dieſem Augenblicke ganz unbewußt. Ich weiß nur, daß ich dageſtanden bin und kein Wort aus der Kehle herausgebracht habe: ſie war mir wie zugeſchnürt. Nach einer guten Weile ruft Joel, ohne ſich umzuwenden:

„Wer biſt Du, und was willſt Du?

„Ich bin's, Rebb Joel,“ ſage ich und ein Thränenguß ſtürzt mir aus den Augen. Da dreht ſich Joel Bidiſchof um und ſchreit:

„Biſt Du nicht Anſchel Maier's Sohn?“

Ich konnte vor heftigem Weinen nicht antworten; er aber ſpringt auf, gerade ſo wie geſtern, und ſpringt auf mich zu, als wollte er mir ein Leids anthun.

„Was willſt Du wieder?“ ſchreit er, „habe ich Dir geſtern nicht die Thür' gewieſen?“

Aber ihm ſelbſt vergeht jetzt jedes Wort; auf einmal hält er ein, wie wenn ihm die Stimme verſagt hätte, und ſieht mich wieder mit ſeinen ſtechenden Au gen an. Da ſchlägt er die Hände über einander und ruft ganz erſchrocken:

„Jüngel, biſt Du wirklich Anſchel Maier's Sohn? Um Gottes willen, wie ſiehſt Du aus! Biſt Du über Nacht im Grab gelegen?"

Gott der Lebendige weiß, was in dieſem Augenblicke mit Joel Bidſchof vorgegangen iſt; er war aber wie verändert. Ich konnte nur ſchluchzen; wenn ich reden wollte, erſtickte mich faſt der Krampf.

„Biſt Du krank, Jüngel? ruft er dann und faßt mich bei der Hand. Da endlich bricht's aus mir mit großer Anſtrengung heraus:

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joel!" und kaum habe ich das Wort geſprochen, ſpringt Joel Bidſchof von mir zurück und ſtarrt mich mit ſeinen Augen an. Die aber waren jetzt nicht mehr ſo funkelnd; etwas beſonderes Mildes hat daraus geblickt.

„Biſt Du wirklich Anſchel Maier's Sohn, der geſtern bei mir geweſen iſt? Ich erkenn' Dich ja gar nicht mehr! Und die Brill' haſt Du auch ausgezogen!"

Joel Bidſchof ſelbſt konnte kaum reden, er mußte ſich von mir abwenden. Nach einer guten Weile dreht er ſich wieder zu mir um, und ein ganz anderer Menſch iſt vor mir geſtanden. Joel Bidſchof hat Thränen im Auge gehabt. Da nimmt er mich wieder bei der Hand:

„Jüngel," ſagte er weich, Du ſollſt ſehen, daß ich nicht der hartherzige Menſch bin, für den Du mich wahrſcheinlich gehalten und verflucht haſt. Ich ſeh' Dir's an, mit Dir iſt eine große Veränderung vorgegangen. Geſtern als Du bei mir eingetreten biſt mit deiner kecken Miene und mit der Brill' auf der Naſ', da war ich ergrimmt gegen Dich und wäreſt Du vom Himmel gekommen, Du hätteſt bei mir nichts ausgerichtet. Heute aber erkenne ich Dich nicht mehr; Du biſt demüthig geworden, mein lieb Jüngel, und haſt deine Brille ausgezogen! Dafür ſollſt Du ſehen, was Joel Bidſchof vermag! Nicht nur, daß ich von deinem Vater jeden Vergleich annehme, den er mir vorſchlägt, ſag' ihm auch, Joel Bidſchof ſtellt ihm ſein ganzes Vermögen zur Verfügung, damit er ſich wieder aufhelfe, und wenn er Dich fragt: Wie ſo hat Joel Bidſchof ſich ſo ſchnell geändert, ſo ſag' ihm, weil Du die Brill' ausgezogen haſt! . . ."

Was ſoll ich weiter verzählen?

Wie ich nach Hauſe gekommen bin? was mein Vater dazu geſagt hat? So etwas läßt ſich nur erleben. Genug, Joel Bidſchof hat treu und redlich ſein Wort gehalten, der Vater hat ſich wieder aufgeholfen, und ich bin ein tüchtiger Geſchäftsmann geworden. Sie kennen mein gutes Weib, Gott ſoll mir ſie noch lange erhalten. Sie iſt das Mädchen, das mir das erſte Mal die Thüre zu Rebb Joels Stube gezeigt hat. Sie iſt Rebb Joel Bidſchof's Tochter, mit dem der Friede ſei!

Das Alles iſt geſchehen, weil ich meine Brille ausgezogen habe. Die Brille hab' ich noch; aber gebraucht hab' ich ſie ſeit jener fürchterlichen Nacht nicht mehr. Von da an ſchreibt ſich mein Spruch her. Sie werden ihn jetzt verſtanden haben, Herr Prediger!"

Tief bewegt drückte der junge Mann meinem alten Rebb Eiſik die Hand.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Rebb Eiſik," ſagte er milde, „ich werde ſie mir merken, dieſe Geſchichte von Ihrer Brille."

Roßhaar.

4*

Mein Vetter Schmul — warum ſoll ich ihn „Rebb“ Schmul nennen, wenn ich es nicht anders gewöhnt bin? — mein Vetter Schmul alſo, iſt „auch einer von den Alten.“ Er iſt nun gerade ſo alt, daß der roßhaargepolſterte Lehnſtuhl, worauf er mit Ausnahme der Nacht und des Morgengebetes den ganzen Tag verbringt, nur um einige Jahre etwas voraus hat, was übrigens nicht zum Nachtheil jenes guten, alten, roßhaargepolſterten Lehnſtuhls gedeutet werden darf. Die Mutter meines Vetters Schmul, die meine Großmutter war, erinnerte ſich „als wenn es heute geſchehen wär’,“ daß dort, auf dem guten Lehnſtuhl nähmlich, ſchon ihr Vater ſaß, wenn er am Freitag Abend aus der Synagoge heimgekommen, die Kinder zu ſich berief, um ſie zu ſegnen! Weitere biographiſche Notizen ſind nicht vorhanden über dieſen Familienhausrath, der bei uns zu Hauſe ehrwürdig und Achtung gebietend iſt, wie ſonſt etwas in der Welt, ja faſt eben ſo ſehr, als der langjährige Inhaber desſelben — mein Vetter Schmul.

Dennoch kann ich es nicht verbergen, daß ich jenem guten alten Lehnſtuhl etwas ſehr Schlechtes nachzureden habe, was mir ſchon lange auf dem Herzen liegt!

Es war nämlich immer für eine ausgemachte Sache gehalten worden, daß die Füllung des Lehnſtuhles (von der es doch unläugbar abhängt, ob man gut ſitzt) vollſtändiges, auf einem Pferde gewachſenes „Roßhaar“ ſei, und ich ſehe noch immer das ſpöttiſche Lächeln um die Mundwinkel meines Vetters Schmul, mit dem er einſt ein neues Sopha betrachtete, das ſich ſein Sohn, der ſo eben geheirathet, zur „Ausſtattung“ angeſchafft hatte.

„Nicht werth, daß ſich eine Katz' d'rauf ſetzt,“ meinte der Vetter damals in ſeiner merkwürdig kurzen Ausdrucksweiſe. „Kuhhaar und nicht Roßhaar“ ſetzte er dann mit einer Verachtung in Ton und Geberde hinzu, die mir unvergeßlich bleiben wird.

Später wurde dieſes Sopha ein förmlicher Gegenſtand ſeines Haſſes, und wenn er es zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung erhob, was jedesmal geſchah, wenn ſich irgend ein Beſuch, namentlich am Sabbat und an Feiertagen darauf breit machte, ſo konnte er ſogar geſprächig werden, wie ein altes Uhrwerk, das nach langer Zeit wieder einmal aufgezogen wird. So meinte er einmal, in einer Anwandlung langverhaltenen Grimmes auf das unglückſelige Sopha:

„Alles verändert ſich und die Welt wird alle Tage ſchlechter und ſchlechter. Was heut Kupfer iſt, war in „meiner Zeit“ Gold, und was heut Roßhaar, das hat man in „meiner Zeit“ Kuhhaar geheißen. Aus meiner Urbabe (Urgroßmutter) ihrer goldenen Haube, da habe ich anno 9, wie die ſchwarzen Bankozettel auf der Welt waren, neun Dukaten ſchweres Gold herausbekommen und aus dem Hochzeitskleid meiner Mutter, da hab' ich erſt vor zehn Jahren eine Decke für die Thora machen laſſen und ſie ſieht noch immer wie „neu“ aus. Nicht werth, daß ſich eine Katz d'rauf ſetzt,“ ſchloß er dann mit einem plötzlichen Übergang auf das unglückliche Sopha, „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Wenn in dem ganzen „Geſtell“ nur ein halb Loth Roßhaar iſt, will ich gar nicht Schmul heißen.“

Eine dunkle Sage, die ſich geheimnißvoll wie ein ächtes Mährchen in unſerer Familie erhalten hat, will wiſſen, man habe den Vetter Schmul eines Abends, als die Lichter in der Stube noch nicht angezündet waren, ſo alſo in der Dämmerung, mit einem blinkend ſcharfen Meſſer vor dem Sopha ſtehen geſehen.

Es ſei ein fürchterlicher Anblick geweſen, wie der Vetter dageſtanden ſei in der ungewiſſen Helle des Abends und mit dem Meſſer hin und hergefahren habe, nicht anders, als wollte er es in ein rothes Leben hineinſtoßen und wie ſeine „Schnur,“ die gerade ihr Kind ſäugte, einen ſo ſchrillenden Schrei ausgeſtoßen, daß ihr faſt der Säugling entſunken ſei. Drauf habe der Vetter Schmul freilich das Meſſer weggelegt; durch die geſchloſſenen Lippen habe man aber deutlich die Worte durchgrollen gehört:

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! nicht ein halbes Loth Roßhaar dabei.“

Guter Vetter Schmul! Du liebgewordene Erinnerungsſäule aus dem Schutte längſtverklungener und begrabener Tage! Warum mußte ich eines Tages, nach neugieriger Kinder Art, wiſſen wollen, was den Inhalt deines hundertjährigen Freundes, des guten alten Lehnſtuhls ausmachte? Welcher böſe Geiſt leitete den kleinſten meiner Finger, daß er ſich durch die durchſcheinend ſchwache Lederbedeckung mit merkwürdiger Kühnheit bohrte, bis er auf den Grund der Sache und ein kleines Büſchel der roßhaarenen Füllung triumphirend zum Vorſchein kam?

„Vetter!“ rief ich, „ſieht Roßhaar ſo aus?“

Und ich ſehe ihn noch, den Vetter Schmul, wie er mir haſtig das Büſchel „Roßhaar“ aus der Hand reißt, es hinter ſich wirft, als ſei es brennender Schwefel, und mit einer Stimme, die mir noch in den Ohren klingt, zornig ruft:

„Marſch, marſch fort von mir und unterſteh' dich nicht, an den Stuhl da nur anzurühren. Du biſt dann keine Stunde deines Lebens ſicher vor mir.“

Als ich nun erſchrocken und zerſchmettert von der Wucht ſeiner, zum erſten Male hart gewordenen Worte bebend und mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtand, wendete er ſich von mir ab, und ich höre ihn deutlich, als wenn es heute geſchehen wäre, durch die Lippen murmeln:

„Das Biſſele Kuhhaar! Gott der Lebendige weiß, wie das nur hineingekommen iſt. Es iſt doch lauter Roßhaar!“

Aber noch am ſelben Tage mußte „Hirſch Schneider,“ da es keinen Tapezierer im Umkreiſe von acht Meilen gab, einen großen ledernen „Fleck“ (er gab dem Stuhle eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Pflaſter auf dem Geſichte eines Invaliden) auf die durchbohrte Stelle darauf nähen, und nie ſah man den Vetter Schmul ſeit jenem Tage anders, als mit dem Rücken die freilich geheilte Wunde ſeines Lieblings bedecken. — —

Das Sopha hatte nun freilich von da an „Ruhe“ vor den üblen Nachreden und Verläumdungen des Vetters Schmul; es war nun kein Gegenſtand ſeiner ſtillen Verachtung mehr und ich glaube ſogar, er hätte die ſchwarze Katze nicht fortgejagt, wenn ſie darauf ſich niedergelaſſen hätte — aber ob der geoffenbarte Inhalt ſeines Sitzes nicht einen merkwürdigen Abſchnitt in ſeinem Leben bildet, ob ihm von da an nicht mancher andere Inhalt „ſeiner Zeit“ als „Kuhhaar“ erſchien? Es hat faſt den Anſchein, als ob dieſe Wendung eingetreten wäre; beſtimmt kann ich es nicht verſichern, denn mir ſtehen nur ſchwache Vermuthungen zu Gebote.

Das iſt aber auch Alles, was ich dem guten alten Lehnſtuhl meines Vetters Schmul Schlechtes nachzureden habe, und es iſt mir faſt, als hätte ich nicht nur etwas Schlechtes nachgeredet, was ſonſt nicht in meiner Natur liegt, ſondern auch gethan. Ich habe das Geheimniß jenes großen ledernen „Fleckes“ verrathen und die ganze lebende Welt weiß es nun, daß der Vetter Schmul auf — Kuhhaar ſtatt auf Roßhaar ſitzt! Sonſt liebe und verehre ich den alten Lehnſtuhl, wie ich ihn immer geliebt und geehrt habe, und bei den Geiſtern meiner Jugend! könnte der Vetter ſich nur einen Tag lang entſchließen, ſeinen Sitz auf dem ſtill verachteten Sopha zu nehmen — der Inhalt ſeines Lehnſtuhles ſollte dann eine Wahrheit werden, die er während ſeiner hundertjährigen Exiſtenz nicht hatte — nämlich Roßhaar! —

Der lederne Fleck! Ich weiß es nun, warum ich da, ſtatt von meinem Vetter Schmul zu reden, vom Hundertſten ins Tauſendſte hineingerathen und gerannt bin, daß ich aus dem Gewirre faſt nicht herauskann. Der lederne Fleck! Er ſteht vor meiner Erinnerung noch ſo friſch ledern da, wie ihn Hirſch Schneider in unglückſeliger Stunde damals auf die Wunde des Lehnſtuhls genäht, er gleißt mich ſo verlockend an, daß ich aus ſeinem Banne ſchier nicht herauszukommen vermeine: O! du kleinſter meiner Finger! welch ſchweres Unheil haſt du angerichtet!

Ich nannte meinen Vetter Schmul auch „Einen von den Alten.“

Das iſt er denn auch und ſo recht aus voller Seele, wenn auch vielleicht nicht ganz in der Bedeutung, wie ſie den Meiſten vorſchweben mag.

Ihr ſtellt Euch einen ſchwachen, gebrechlichen Greis vor, der ſich nur mühſam auf den alten Knochen aufrecht erhält; — aber fragt Euch ſelbſt, unparteiiſch und gewiſſenhaft, ob Ihr jemals es dahin bringen werdet, eine halbe Stunde lang im Gebethe der „achtzehn Segnungen“ auf Euern Füßen zu ſtehen? Ihr meint, mürriſch ſei ſein Antlitz, trocken und dürre ſein Wort, ſtrenge ſein Auge — aber Ihr habt ihn nie mit ſeinen Enkeln ſpielen geſehen! Ihr meint dunkle Flüche über ſeine Lippen gleiten zu hören, wenn irgend etwas im Hauſe aus dem alten Gleiſe geräth, wenn der kleine Enkel etwa mehr als drei Ellen weit baarhaupt läuft, oder wenn das Kind einmal vergißt, auf das zugeklappte Gebetbuch einen Kuß zu drücken, oder am Sabbat es ſich beikommen läßt, den Duft einer friſch gebrochenen Blume zu riechen? und Ihr habt es nie gehört, wie er am Abend, wenn das Kind vor lauter Schlaf ſein Nachtgebet „überſchluppert,“ ihm leiſe und faſt unmerklich das Buch aus der Hand zieht und mitleidig ſagt: „Geh lieber in dein Bett, Schimele.“ Ihr habt es nicht vernommen, was er zu mir ſelbſt ſagte, als ich ein achtjähriger Knabe, am heiligen Jom-Kipur vor lauter Faſten und Hunger ſchon in aller Frühe es nicht „aushalten“ konnte, daß er mir nämlich in die Ohren raunte:

„Geh in meine große Stube und mach' die Schublad' vom Tiſch auf, da find'ſt du etwas drin“ — und daß es ein tüchtiges Stück Kuchen war, worin wundervolle Roſinen ſtacken.

Alſo ſo „Einer von den Alten,“ wie Ihr etwa meint, iſt mein Vetter Schmul nicht. Er iſt kein

„Finſterling,“ wie ſie in neuerer Zeit die Leute nennen, die gern ein Fenſter verhängt haben, damit ihnen die „Sonne des Fortſchrittes“ nicht gar zu grell in die Augen ſteche, aber er iſt auch kein „Min“ oder Heuchler, Ihm iſt im Gegentheile die Welt nicht licht, nicht duldſam und freundlich genug. Nicht was die Leute um ihn herum thun oder unterlaſſen, regt ihn auf, macht ihn verdroſſen oder läßt ihn nach abgeſtorbener Männer Art, dem jüngeren Nachwuchs hindernd in den Weg treten. Nur mit der Zeit, die ſolche Menſchen hervorgebracht, nur mit jenem Geiſte unſerer Tage, der ihm unſichtbar und ſichtbar überall entgegen tritt, ſteht er in immerwährender Oppoſition. Er kann ſich die Zerſtörungsluſt dieſes Geiſtes nicht erklären; er begreift nicht, warum die Menſchen dieſer Zeit beſtändig die ſcharfe Axt in ihren Händen ſchwingen. Aber keiner ahnt es auch beſſer als er, daß wir, die Jüngern unter dem überwältigenden Einfluße einer Macht ſtehen, die uns die zerſtörende Waffe aufdrängt. Er hat einen Ausdruck für unſere Zeit, der mir nicht beſſer ſeine Stimmung zu bezeichnen ſcheint; wenn er auf die „jetzige Welt“ zu ſprechen kommt, meint er kurz und gedrängt: „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar,“ und wirft dabei einen Blick auf das unglückſelige Sopha, den man ſtudirt haben muß, um alle unſeren Zeitungen und Bücher gründlich verachten zu lernen.

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar!“

Wenn ich klug ſein wollte, brauchte ich nun eigentlich gar nichts mehr über meinen Vetter Schmul zu reden; denn in dieſen wenigen Worten, namentlich wenn er ſie auf ſeinem Lehnſtuhl ſpricht (der lederne „Fleck“ Hirſch Schneiders darf aber dabei nicht ſichtbar ſein) erſchöpft ſich ſeine ganze Philoſophie, ſeine Oppoſition, ſein Groll. Sie ſind die Aufſchrift ſeines Lebens; ſie werden nur verlöſchen, wenn er ſelbſt erliſcht.

Guter Vetter Schmul! Es durchzuckt mich ſchon in dieſem Augenblick eine ſchmerzliche Empfindung, und ich fühle, wie ſich etwas in mein Auge drängt, wenn ich daran denke, wie ſie eines Tages deinen hundertjährigen Liebling zerreißen, durchbohren, zerſtücken und zerfleiſchen, und welche Offenbarungen dann zum Vorſcheine kommen werden. Aber du wirſt dann den Schlaf der Gerechten ſchlafen, du wirſt dann neben deiner Channa ausruhen, neben deren Grab du ſchon bei deinen Lebzeiten einen Pflock eingeſchlagen haſt, damit ſie ja nicht vergeſſen, dich dorthin zu legen — und es wird Alles gut ſein! —

Ich will jetzt einen Zug aus dem Leben meines Vetters Schmul anführen, damit der freundliche Leſer doch erfahre, was meinem Vetter eigentlich am meiſten „Kuhhaar“ in unſerer Zeit iſt. Denn bis jetzt habe ich, durch mannigfache Erinnerungen und Gefühle feſtgehalten, noch nicht Zeit gehabt, die eigentliche Natur dieſes „Kuhhaars“ gründlich darzuthun.

Mein Vetter Schmul iſt namentlich mit der Erziehung der „jetzigen Welt“ ſehr unzufrieden, trotzdem er, im Vertrauen geſagt, ſeine kleinen Enkelchen — noch einmal im tiefſten Vertrauen — faſt verzieht. Klein Schimele ſpringt ihm, wie das längſt kein Geheimniß mehr iſt, „auf dem Kopf herum,“ und könnte durch ihn, wenn es einmal den Einfall haben wollte, die goldene, am Himmel ſo feſt ſtehende Sonne in die Stube hereinbekommen. Vetter Schmul trägt es beſonders der jetzigen Welt nach, daß ſie nicht genug zum „Plagen“ erzogen werde, daß man den Kindern das Leben zu ſehr erleichtere und die Eltern ſich ihr Herzblut abzapfen, damit die Kinder nicht durſtig werden. In dieſer Beziehung iſt er unerbittlich — bis auf das kleine Schimele, das er, ein ſiebzigjähriger Greis, durch alle Stuben bis an das Kämmerlein trägt, um es zu Bett zu legen.

„Aber Vetter,“ entgegnet man ihm zuweilen, wenn er auf dieſes Thema zu ſprechen kömmt, „die Welt iſt heut zu Tage geſcheidter geworden, warum ſoll ſie ſich plagen und „das Leben herunterreißen,“ wenn es „ſo“ auch geht? Biſt du vielleicht fett und dick davon geworden, daß du in deiner Jugend dich geplagt und dir das Leben heruntergeriſſen haſt? Die Welt iſt geſcheidter geworden, Vetter, du willſt's nur nicht glauben.“

„Kuhhaar,“ entgegnete er ſtets darauf mit ärgerlichem Achſelzucken. „Meine Zeit hat auch zugebiſſen, wenn man ihr den Finger ins Maul geſteckt hat. Bin ich vielleicht darum ein ſchlechter und verdorbener Menſch geworden, weil mich mein Vater (ſein Andenken ſei gelobt!) zweimal hinter einander nach Prag geſchickt hat, weil ich zwei Eiſenſtangen weniger hab' eingekauft?“

„Vetter, was iſt's mit den zwei Eiſenſtangen?“ mußte man ihn dann jedesmal fragen, wenn man ihn im Zuge erhalten wollte, trotzdem die Geſchichte uns ſchon ſo geläufig war, wie das Nachtgebet, und dann erzählte er gewöhnlich:

„Zu derjenigen Zeit, wo das geſchehen iſt, war ich erſt fünfzehn Jahr' alt und hab' mich ſchon plagen müſſen in meines Vaters Dienſt. Meint ihr, er iſt alt und ſchwach geweſen, hat ſich nicht rühren können vom Fleck und hat keine Kraft in ſeinem Leib gehabt? Da irrt ihr Euch gewaltig. Er hätt' können einen Ochſen aufheben mit Einer Hand und er hätt' es auch nicht geſpürt, ſo ſtark iſt er geweſen. Aber auf denſelben Stuhl, wo ich jetzt ſitze, da hat er ſich ſchon in ſeinem vierzigſten Lebensjahr hingeſetzt, und hat ſich von dort nicht weggerührt, es hätt' können die Welt ſeinetwegen zuſammenbrechen. Er hat gut gegeſſen und gut getrunken und die Kinder haben indeſſen für ihn zu ſorgen gehabt. „Umſonſt ſind ſie vielleicht auf der Welt?“ pflegte er gewöhnlich zu ſagen, „ihr Vater hat ſich vielleicht nicht für ſie geplagt, wie ſie jung waren? Jetzt iſt die Reih' an ſie gekommen.“ Ich, meine Kinder, als der Älteſte, bin auch der Vorderſte in der Reih' geweſen, und weil die anderen Brüder, eure Väter, noch zu nichts haben gebraucht werden können, hab' ich das ganze Haus müſſen erhalten, und war doch noch ſelbſt ein Kind.“

„In derſelben Zeit, von der ich rede, hat mich mein Vater (dem der Friede ſei!) zum erſten Male um Eiſen nach Prag geſchickt. Wißt ihr denn, was damals geheißen hat, nach Prag um Eiſen geſchickt zu werden? Mein Ephraim, der ſetzt ſich heut zu Tage auf die Eiſenbahn auf und iſt am andern Tag geſund und wohlbehalten wieder zurück. Zu meiner Zeit, da hat man eine ganze Woche dazu gebraucht, und hat man erſt nicht gewußt, ob man lebendig nach Hauſe kommt. Im Brandeiſer Wald, wo man hat durch müſſen, da haben drin Räuber geſteckt mit langen Meſſern und Flinten, und Gott der Lebendige allein weiß, wieviel Blut dort an den Bäumen klebt. In Brandeis auf dem „guten Ort,“ gleich neben der Mauer, da liegt Rebb Koppel Winterberg aus Bunzlau, den haben ſie dort im Walde todt gefunden und war keine Geldkatz' mehr umgeſchnallt. Drum haben die Leute, die damals nach Prag gegangen ſind, früher ihre Kinder verſorgt, haben Teſtament gemacht und früher gefaſtet, und haben ſich auf den Tod vorbereitet.“

Am Abend eines Sabbats, kurz vor dem Schlafengehen, ſagt' mein Vater: „Schmul, mach dich fertig, du mußt morgen in der Frühe nach Prag um Eiſen fahren; ich will diesmal daheim bleiben.“

„Wie meine gute Mutter das hört, thut ſie einen Schrei, daß das Haus davon erzittert. „Biſt du ſinnedig,“ ruft ſie zu meinem Vater, „oder haſt du deinen Verſtand verloren, Salme? Das Züngel willſt du mitten durch den Brandeiſer Wald ſchicken und fürcht'ſt nicht, daß du dich an Gott verſündigſt?“

„Schmul,“ ſagte mein Vater ruhig da drauf, „mach dich fertig, morgen in aller Frühe fahrſt du nach Prag.“

Meine gute Mamme hat's aber nicht zugeben wollen und hat geweint und gejammert, aber der Vater iſt hart wie ein Stein geblieben, und nur, wenn es zu arg geworden iſt, hat er gemeint:

„Iſt das Kind für nichts da auf der Welt? Ich hab' mich vielleicht noch nicht geplagt? hab' mir's noch nicht ſauer laſſen werden? Schmul, du mußt nach Prag.“

„Meine gute Mamme hat nichts ausgerichtet, als daß der Vater (mit dem der Friede ſei) geſchworen hat bei ſeinem Leben, daß ich nach Prag müſſe. Da hat ſie geſchwiegen. Hätt' ſie ihn denn ſollen ſchwören laſſen bei ſeinem Leben? Aber in der Nacht wie ich ſchon im Bette gelegen bin, iſt ſie zu mir gekommen, hat ſich heruntergebückt zu mir und mich geküßt und dabei geweint.

„Schmul,“ hat ſie geſagt, „mit dir wird Gott ſein, leg' nur alle Tage fleißig Tephilin, und wenn dir etwas, Gott ſei davor, zuſtößt, ſo ſag' nur „Schmah Jisroel,“ und verlaß dich auf den Einzigen im ſiebenten Himmel.“ —

„Am frühen Morgen fahr' ich richtig nach Prag. Gott hat mich geſchützt und geſchirmt mit ſeiner ſtarken

Hand und mit der Gewalt ſeiner Wunder, und ich bin glücklich durch den Brandeiſer Wald hindurchgekommen und iſt mir kein Haar auf dem Kopf gekrümmt worden. So hab' ich nach fünf Tagen Prag geſehen, allwo ich den Einkauf von Eiſen beſorgt habe. Dann bin ich wieder fort und Gott hat auf's Neue mich beſchützt und geſchirmt, daß ich ohne Räuber mit Meſſern und Flinten nach Hauſe bin gekommen. Wie hat die gute Mamme aufgeſchrien! wie hat ſie geweint und gelacht, daß man ſchier meinte, ſie hätte den Verſtand verloren! Mein Vater aber hat geſagt: „S'Gotts willkumm, Schmul, haſt du Alles gut beſtellt?"

„Ja," ſag' ich.

„Ich werd' ſehen," meint er drauf. Der Wagen wird abgepackt, und wie der Vater (mit dem der Friede ſei) die Stangen Eiſen nachzählt, ſagt er: Da fehlen zwei Stangen, Schmul, wo ſind die?"

„Ich muß ſie vergeſſen haben, Vater," ſag' ich d'rauf.

„Vergeſſen?" ſchreit der Vater, „hab' ich vergeſſen dir eſſen und trinken zu geben bis zu deinem fünfzehnten Jahr? Augenblicklich ſetzt'ſt du dich wieder auf und fahrſt nach Prag und bringſt mir die zwei Stangen Eiſen."

„Am Jom Kippur iſt nicht ſo geweint und geſchrieen worden, wie meine gute Mutter an dem Tage geweint hat. Wißt ihr aber, was geſchehen iſt? Der Vater hat darauf beſtanden, daß ich augenblicklich nach Prag zurückeilen müſſe um die zwei Stangen — und ich bin wieder fortgefahren. Meine Mutter hab' ich noch lang hinter mir weinen gehört."

„Es war merkwürdig, daß ich mich diesmal weit mehr vor dem Brandeiſer Wald gefürchtet habe, als das erſte Mal. Hinter jedem Baum iſt ein Räuber geſtanden mit der geladenen Flinte, und wie ein Blatt geraſchelt hat, hab' ich „Schmah Jisroel" geſagt. So bin ich, aber faſt nicht lebend, nach Prag gekommen, habe die zwei Stangen Eiſen gefunden und mitgenommen, und bin darauf wieder nach Hauſe gefahren. Meine gute Mamme muß fleißig für mich geort (gebetet) haben, denn Gott hat mich wieder zurückgebracht, mit ſammt den zwei Stangen, und war mir kein Leid geſchehen. Die gute Mamme."

Wenn der Vetter Schmul dieſe Geſchichte erzählt hatte, dann herrſchte gewöhnlich tiefes Stillſchweigen in der großen Stube. Dann war es beſonders meine gute und ſanfte Muhme Mirl, mit den braunen Augen, die zornig ausrief:

„Hat man das in ſeinem Leben gehört, daß man ein fünfzehnjähriges Jüngel mitten durch den Brandeiſer Wald, durch Diebe und Räuber, und zweimal hintereinander ſchickt, weil ein Paar lumpige Stangen dort ſind vergeſſen worden? Pfui über jene Zeit! die Väter ſind ja gar keine Menſchen geweſen! wilde Wölfe ſind es geweſen, und die Zeit, meinſt du, Schmul, iſt die gute geweſen? Iſt das einem Vater von jetzt möglich?

„Kuhhaar,“ meinte dann Vetter Schmul gewöhnlich, konnte ſich aber da eines merkwürdigen Lächelns, das faſt wie Zuſtimmung ausſah, nicht enthalten. „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Hat es vielleicht mir etwas geſchadet? Mein Vater (mit dem der Friede ſei) hat's doch gut mit mir gemeint.“

„Und du möcht'ſt und könnteſt wohl das Nämliche thun?“ fragte die herrliche Muhme Mirl mit hochgeröthetea Wangen.

„Kuhhaar,“ entgegnete er dann halb ärgerlich, halb lachend, und wendete ſich, um keine Antwort zu geben, zur Seite.

Und dann nahm er gewöhnlich ein großes Stück Zucker, den er zu jeglichem Behufe allzeit in der linken Weſtentaſche trug, rief ſein klein Schimmele zu ſich und ſtopfte es ihm in den Mund, ohne ein Wort weiter zu verlieren. —

War das vielleicht auch eine Antwort?

Die Schweigerin.

Aus einem hell erleuchteten Hochzeitshauſe in der „Gaſſe“ drang lauter Jubel in die Nacht hinaus. Frühlingswarm, aber finſter und voll leiſer Regenſchauer war dieſe Nacht, recht wie ſie zu einer Feier paßt, die zwei ſehnende Menſchenleben einem Geſchicke entgegengeführt, das ſonnig ihnen aufgehen kann, wie ein ſchöner Tag, aber auch bewölkt und düſter — für eine lange, lange Zeit! Was ſie aber da oben luſtig und wohlgemuth waren, die Leute jener fröhlichen alten Zeit! Sie hatten Leid und Drangſal gleich uns, und wenn das Unglück ſie heimſuchte, hatte es für ſie keine weichen Unterlagen oder zärtliche Händedrücke. Rauh und hart, mit geballter Fauſt griff es ſie an. Aber wenn ihnen das Herz in Luſt aufging und ſie ſich freuen wollten, da waren ſie wie Schwimmer in kühlender Waſſerflut. Sie warfen ſich friſch und muthig hinein, und ließen ſich von dem Strome tragen, wohin er, nicht aber wohin ſie verlangten. Darum drang ein ſolches Aufjauchzen, aber auch ſolch unbeſonnen lautes Ausſtrömen aller Luſt, deren die Seele nur mächtig iſt, aus jenem Hochzeitshauſe. „Und wenn ich wüßt',“ hatte der Brautvater geſagt, der reiche Ruben Klattauer, „daß der letzte Böhm' aus der Taſche heraus muß — er muß heraus.“ In der That hatte es ganz den Anſchein, als habe wirklich der letzte Groſchen Flügel bekommen und gehe in Geſtalt hoch aufgethürmter Schüſſeln mit Gänſen und Torten herum. Seit zwei Uhr, alſo ſeitdem die Trauung auf offener Straße vollzogen ward, bis nahe an die Mitternacht dauerte bereits die Mahlzeit, und noch immer liefen die „Sarvers“ oder Aufträger aus einer Stube in die andere. Es war, als ſei ein doppelter Segen in all' dieſe Fülle von Getränken und Speiſen gekommen, zuerſt, daß ſie ſich nicht zu erſchöpfen ſchienen, dann, daß ſie ſich noch immer neuen Raum fanden, um ſich unterzubringen. Freilich trug zu dieſer merkwürdigen Eßluſt ein winziges, ganz unbedeutendes Männlein bei, auf das man aber nichts deſto weniger ſtark gerechnet hatte. Man hatte nähmlich eigens aus Prag den bekannten „Leb Narr“ verſchrieben, und wann hatte eine noch ſo griesgrämige Miene, ein noch ſo verbittertes Herz ſich dagegen geſträubt, aufzuthauen und aufzulachen, wenn Leb Narr ſeine

Schnurren trieb? Du biſt jetzt todt, guter Narr, deine Lippen ſind geſchloſſen, die immer einen Witz in Bereitſchaft hatten, dein Mund ſpricht nicht mehr, der niemals ſtille ſtund; aber wenn alle die herzlichen Lachtöne, die einſt auf dein Geheiß mitten aus den Seelen hervorquollen, für dich als Fürbitter an Gottes Throne ſtanden, ſo hatteſt du nichts zu befürchten, und die Seligkeit der „andern“ Welt war dein, wie ſie immerhin dem frömmſten Landrabiner gehörte!

In einer der Stuben hatte ſich indeß die junge Welt zu einem Tanze zuſammengefunden, und eigenthümlich war's, wie die Geigen- und Trompetentöne mit den Schnurren des Pragers zuſamentrafen. Hier donnerähnliche Ausbrüche einer Heiterkeit, vor denen den Kerzenflammen auf den Tiſchen bange ward, dort aber anſtändiges Drehen und Wenden, verſtohlenes Lächeln und Winken, das nur zuweilen in ein lautes Gekicher übergieng, wenn ſich ein altes Mütterchen von drüben hereingeſchlichen und in einer „Redowak“ ihre Kunſt verſuchte, die die jungen Leute nicht mehr recht anerkannten. Mitten in dem dichten Knäuel der Tanzenden gewahrte man die Braut im ſchwerſeidenen Hochzeitskleide und in der goldenen Haube, deren Spitzen ihr tief ins Angeſicht herabhingen. Sie tanzte unausgeſetzt fort, ſie tanzte mit Jedem, wer ſie aufforderte. Wunderbar ſah dies aus, und wer den Bewegungen des jungen Weibes mit aufmerkſamem Auge folgte, dem mußten ſie haſtig, fliegend, beinahe wild vorkommen. Sie ſah Niemanden in's Angeſicht, nicht einmal ihrem Bräutigam, der zumeiſt zwiſchen der Thüre ſtand, und mehr an den Witzen des Narren Gefallen zu finden ſchien, als an Tanz und Tänzerinnen. Wer aber dachte darüber nach, warum dem jungen Weibe die Hand glühte, warum ihr Athem ſo heiß wehte, wenn man ihrem Munde nahe kam? Wen hätte das Wunder nehmen ſollen? Schon gieng ein leiſes Ziſcheln durch die Geſellſchaft, über manche Lippen flog ein verſtolenes Lächeln; plötzlich ſah man eine Wolke von ältlichen Frauen im Saale erſcheinen, die Muſik ließ einen ihrer lärmendſten Walzer ertönen — und wie durch Zauberei war die Neuvermählte hinter dieſer Wolke verſchwunden. Noch war der Bräutigam auf der Schwelle mit blöde lächelnder Miene zu ſehen; aber es dauerte nicht lange, ſo hatte auch er ſich entzogen, man hätte faſt nicht ſagen können, wie es gekommen. Aber die Leute verſtehen dieſe Art Künſte aus alter Erfahrung, und werden ſie verſtehen, ſo lange es Braut und Bräutigam geben wird.

Dieſes Verſchwinden der zwei Hauptperſonen gab aber doch, wie wenig man es zu bemerken ſchien, das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Der Tanz wurde ſchläfrig; mit einem Male hörte er wie auf ein verabredetes Zeichen auf. Jetzt begann jener wirre Lärm, der mit dem Aufbrechen ſo luſtiger Hochzeitsgeſellſchaft verbunden iſt; halbtrunkene Stimmen ließen ſich nun vernehmen, während anderswo noch ein letztes helles Auflachen über eine Schnurre des Prager Narren über den Tiſch hin donnerte. Hie und da ſuchte Einer, der ſich nicht ganz im Gleichgewichte fühlte, die Lehne eines Stuhles oder die Kante des Tiſches, und ſchleuderte dafür eine übriggebliebene Schüſſel oder ein Bierglas zu Boden, und während darüber neuer Lärm ſich erhob, geſchah es einem Andern, der in würdevollem Ernſte ſich entfernen wollte, daß er über die umhergeſtreuten Trümmer einen ſchweren Fall that. Wahrhaft betäubend ward aber dieſes Gewirre, als ſich Alles zur Thüre drängte, und in dieſem Augenblicke ſchrille Töne, Schmerzensrufe, von der Hausflur heraufdrangen. Da drängte ſich die ganze Wucht der Hinausſtrömenden mit aller Gewalt wieder in die Stuben zurück, und es dauerte eine gute Weile, bis der Strom wieder zurückgedämmt war. Während dem erſchollen neue Schmerzensrufe von unten herauf, aber ſo durchdringend, daß ſie ſelbſt den trunkenſten Sinn zur Beſinnung brachten.

„Lebendiger Gott,“ ſchrieen ſie durcheinander, „was geht da unten vor? Iſt Feuer im Haus?“

„Fort, fort iſt ſie,“ rief eine weibliche Stimme von der Hausflur.

„Wer? wer?“ murmelten die Hochzeitsgäſte unter einander, und eiſiger Schauer hatte die Herzen erfaßt.

„Fort, fort!“ ſchrie das Weib von der Hausflur, und über die Treppe herauf kam Selde Klattauer, die Mutter der Braut, todtblaſſen Antlitzes die Augen wie aufgeriſſen vom furchtbarſten Entſetzen, einen Leuchter in der krampfhaft geſchloſſenen Hand.

„Um Gottes Willen, Selde, was iſt geſchehen?“ rief man ihr von allen Seiten zu.

Die vielen Leute, die ſie um ſich ſah, und die wirren Stimmen, die alle auf ſie eindrangen, ſchienen das arme Weib aus einer Art von Erſtarrung zu reißen. Sie blickte unſicher umher, dann als ob ſie ein Gefühl von Scham überkommen hätte, das ſtärker war als ihr Entſetzen, ſagte ſie gepreßten Tones:

„Nichts, nichts, Leut'! ich bitt' Euch um Gottes Willen, was ſoll vorgefallen ſein?“

Die Verſtellung war jedoch zu auffallend, als daß ſie damit hätte täuſchen können.

„Was ſchreiſt Du alſo, Selde?“ rief ihr Einer aus den Gäſten zu, „wenn nichts vorgefallen iſt?“

„Sie iſt ja fort,“ ſchrie jetzt Selde mit herzzerſchneidendem Tone, „und hat ſich gewiß etwas zu Leid gethan.“

Nun erſt erfuhr man den Anlaß dieſer eigenthümlichen Scene. Die Braut war aus der Hochzeitskammer entſchwunden. Als der Bräutigam, kurz nachdem das ihm angetraute Weib auf ſo geheimnißvolle Weiſe entführt ward, hinabkam in das dämmerige Gemach, fand er ſie nicht, die er ſuchte. Ihm erſchien dies im erſten Augenblicke wie verſchämter Scherz — aber da er ſie nicht fand, faßte ihn ein geheimnißvolles Ahnen, er rief nach der Mutter ſeines Weibes. Wehe! dieſes Weib war verſchwunden!

Nun erſt fuhr neue Bewegung in die ſo ſeltſam zurückgehaltene Geſellſchaft. Da ſei nichts zu thun, hieß es von allen Seiten, als das Haus in allen Winkeln nachſuchen; man habe merkwürdige Beiſpiele von dergleichen Entſchwinden einer Braut. Böſe Geiſter lauerten in dieſer Nacht auf, und ſpielten dem Menſchen allerlei Zauberſpuck vor. So eigenthümlich dieſe Vermuthung klang, von Vielen ward ſie in dieſem Augenblicke geglaubt, am meiſten von Selde Klattauer ſelbſt; aber auch nur für einen Augenblick. Denn gleich darauf ſchrie ſie: „Nein, nein, meine lieben Leut', ſie iſt fort, ich weiß, ſie iſt fort.“ Den Meiſten ward es erſt jetzt recht unheimlich zu Gemüthe, namentlich den Müttern, die ängſtlich nach ihren Töchtern riefen; nur Wenige zeigten ſich beherzt und meinten, man müſſe ſuchen und ſuchen, und wenn man die Iſer hundertmal umkehren müßte. Sie drängten ſich gewaltſam hindurch, ſchrieen um Fackeln und Laternen, und liefen fort. Die Zaghaften eilten ihnen nach über die Treppe; ehe man ſich's verſah, war die Stube geleert. Unten auf der Hausflur ſtand Ruben Klattauer, und ließ die Leute an ſich vorüber, ohne an irgend Jemanden ein Wort zu richten. Die bittere Enttäuſchung und der Schreck hatten ihn faſt von Sinnen gebracht. Einer der Letzten, der oben in der Stube bei Selde blieb, war merkwürdiger Weiſe Leb Narr aus Prag. Als Alles hinaus war, näherte er ſich der unglücklichen Frau, und mit einem Tone, der ſeltſam zu ſeinem ganzen Weſen ſtimmte, fragte er ſie:

„Sagen Sie mir Frau Selde Leben! hat ſie ihn denn nicht gern genommen?“

„Wer? wer?“ ſchrie Selde mit neuem Entſetzen auf, da ſie ſich mit dem Narren allein ſah.

„Ich mein',“ ſagte Leb mit ausdrucksvoller Geberde, indem er ſich ganz nahe zu Selde neigte, „ob ſich Ihre Tochter vielleicht hat zwingen laſſen?“

„Zwingen? haben wir ſie denn gezwungen?“ rief Selde und ſtarrte den Narren mit unſicherem Blicke an.

„Dann muß man ſie nicht ſuchen,“ ſagte der Narr mit mitleidigem Lächeln und trat zurück, „und beſſer iſt's, man läßt ſie dort, wo ſie iſt.“

Ohne Dank und Nachtgruß war er hinausgegangen. —

Indeſſen war die, von der alle dieſe Verwirrung kam, am Ziele ihrer Flucht angelangt.

Hart an die Synagoge iſt das Haus des Rabbiners gebaut. Es lag in dem Winkel eines engen Gäßchens, von hohen, ſchattigen Bäumen umrahmt, ſchon am Tage unheimlich, bei Nacht für ein furchtſames Gemüth faſt unzugänglich, das da feſt überzeugt war, man könne aus der Schlafkammer des Rabbiners die leiſen Gebete der Todten vernehmen, wenn ſie des Nachts die Thorarollen aus der Lade nehmen, ‚und bei ihren Namen ſich „aufrufen.“

Durch dieſes unbetretene Gäßchen ſchwebte oder lief vielmehr um dieſe Stunde eine ſcheue Geſtalt. Als ſie an der Rabbinerwohnung angelangt war, blickte ſie ſich um, ob ihr Niemand folge; aber es war

Alles ſtill und unheimlich um ſie herum. Aus der Synagoge drang durch ein Fenſter ein fahler Schein, der von der ewigen Lampe vor der Lade herrührte. Ihr aber mochte es in dieſem Augenblicke ſein, als leuchte ſie ein überirdiſches Auge an; heftig erſchrocken griff ſie an den kleinen eiſernen Hammer, der an der Thüre hing, und klopfte. Aber der Schlag ihres bewegten Herzens war doch ſtärker als dieſer Schall; er hätte noch jeden lautern übertäubt. Nach einer Weile wurden ſchleichende Schritte auf der Hausflur hörbar.

Es war noch nicht lange, daß der Rabbiner in dieſem ſtillen Hauſe wohnte; vor wenigen Monaten hatten ſie den faſt hundertjährigen Vorgänger begraben. Er war aus weiter Ferne gekommen, ohne Weib und Kind in der Blüte männlicher Jugend, Niemand hatte ihn früher gekannt: aber ſein hohes Weſen und die Tiefe ſeines Wiſſens ergänzten, was ihm an Würde vieler Lebensjahre abging. Eine alte Mutter war mit ihm aus der Fremde gekommen, die erſetzte ihm Weib und Kind.

„Wer iſt da draußen?“ fragte der Rabbiner, der noch in ſo ſpäter Stunde an ſeinem Büchertiſch geſeſſen und den Schall des eiſernen Hammers nicht überhört hatte.

„Ich bin's, Rabbi," flüſterte die Geſtalt draußen faſt unvernehmbar.

„Red' lauter, wenn ich dich verſtehen ſoll" rief der Rabbiner.

„Ich bin's . . . Ruben Klattauer's Tochter" entgegnete ſie.

Dem Rabbi ſchien dieſer Name fremdartig zu klingen; er kannte noch zu wenig die Mitglieder der Gemeinde, um ſogleich zu wiſſen, daß er diejenige, die ſoeben ihren Namen genannt hatte, am heutigen Tage auf offener Straße getraut hatte. Darum rief er nach einer Weile:

„Was willſt Du ſo ſpät in der Nacht?"

„Mach' nur auf, Rabbi," rief ſie draußen bebend, „wenn ich nicht ſogleich ſterben ſoll."

Da wurde der Riegel zurückgeſchoben. Etwas Glänzendes, Rauſchendes, fuhr in der Dunkelheit der Hausflur an dem Rabbi vorbei; er konnte es bei dem Scheine der Kerze, die er in der Hand hielt, nicht gewahren. Noch ehe er ſie anrufen konnte, war ſie an ihm vorüber gehuſcht und durch die offenſtehende Thüre in der Stube verſchwunden. Kopfſchüttelnd ſchob der Rabbi wieder den Riegel vor.

Als er nun in die Stube trat, ſah er auf dem Stuhle, den er gewöhnlich einnahm, eine weibliche Geſtalt ſitzen.

Sie ſaß von ihm abgewandt, den Kopf tief auf die Bruſt geneigt, die goldene Hochzeitshaube mit den ſchattenden Spitzen tief herabgezogen. Da konnte der Rabbi, wie glaubensſtark ſonſt ſein Gemüth war, ſich eines leiſen Schauers nicht erwehren.

„Wer biſt Du?“ rief er mit lauter Stimme, als hätte ihr Klang allein die Anweſenheit des Weſens bannen können, das ihm in dieſem Augenblicke angethan mit allen Zaubern der Nachtgeiſter erſcheinen mußte.

Da erhob ſie ſich, und rief in einem Tone, aus dem aller Jammer einer menſchlichen Seele zu kommen ſchien:

„Kennſt Du mich denn nicht, die Du heute, erſt vor ein paar Stunden unter der Chuppe (Trauhimmel) mit einem Manne verbunden haſt?“

Dieſer traulichen Anrede gegenüber war der Rabbi ganz ſprachlos; er ſtarrte die junge Frau an und wohl mochte er ſie nun für keinen Nachtgeiſt, aber für Eine von zerſtörtem Geiſte halten.

„Wenn Du alſo die biſt,“ ſagte er nach einer Weile faſt ſtammelnd, denn er hatte nur ſchwer die Antwort gefunden, „warum biſt Du denn hier, und warum nicht an dem Orte, wohin Du gehörſt?“

Heftig rief ſie:

„Ich kenne keinen andern Ort, wohin ich gehöre, als den da, wo ich jetzt bin.“

Dieſe Worte verwirrten nun den Rabbi noch mehr. War das in der That eine Wahnſinnige, die da vor ihm ſaß? Er mußte ſie dafür halten, denn mit jenem milden Tone, mit dem wir Kranken dieſer Art entgegentreten, um ſie nicht zu reizen, ſagte er:

„Der Ort, an den Du gehörſt, mein Kind, iſt das Haus Deiner Eltern, und da Du heute die Frau eines Mannes geworden biſt, ſo gehörſt Du in deſſen Haus.“

Da murmelte das junge Weib etwas, das unverſtanden zu den Ohren des Rabbis gelangte. Nur ſo viel glaubte er, noch immer eine Unglückliche, deren Sinne zerſtört waren, vor ſich zu ſehen. Noch milder ſagte er nach einigen Augenblicken:

„Wie heißeſt Du denn, mein Kind?“

„Gott! Gott!“ rief ſie hierauf im Tone des tiefſten Schmerzes. „Er kennt nicht einmal meinen Namen!“

„Wie ſollt' ich Dich kennen,“ meinte er, ſich entſchuldigend, „da ich fremd in dieſer Gegend bin?“

Dieſer milde Ton ſchien auf das aufgeregte Gemüth des jungen Weibes doch vortheilhaft gewirkt zu haben.

„Ich heiße Beile,“ ſagte ſie nach einer Pauſe ruhig.

Der Rabbi begriff es nun leicht, daß dieſer Ton, den er dem räthſelhaften Weſen ſeines Gaſtes gegenüber angeſchlagen, der rechte ſei.

„Beile,“ ſagte er und trat ihr näher, „was willſt Du von mir?“

„Rabbi, ich habe eine ſchwere Sünde auf meiner Seele,“ rief ſie dumpf; „ich weiß nicht, was ich thun ſoll.“

„Was kannſt Du begangen haben,“ meinte der Rabbi mit feinem Lächeln, „über was ſich nicht zu jeder anderen Zeit reden ließe, als gerade jetzt? Du wirſt Dir nur etwas einreden, Beile!“

„Nein, nein,“ rief ſie wieder mit Heftigkeit, „ich rede mir nichts ein. Was mich drückt, das weiß ich, das ſehe ich. Ich kann's ja mit der Hand greifen, ſo liegt's da vor mir. Heißt das ſich etwas einreden?“

„Gut,“ ſagte der Rabbi, der wohl fühlte, daß es darauf ankomme, das junge Weib zum Reden zu bringen, „gut, ich ſage, daß Du Dir nichts einbildeſt. Ich nehm' ſelbſt an, Du haſt ſchwer geſündigt. Biſt Du denn herkommen, mir dieſe Sünde anzuvertrauen? Wiſſen denn Deine Eltern nichts davon oder dein Mann?“

„Wer iſt mein Mann?“ ſchrie ſie heftig auf.

In der Seele des Rabbi wogten die Gedanken wie ein wildbewegtes Meer; Vermuthungen wiederſtreitender Natur kreuzten ſich darin. Sollte er mit ihr ſprechen wie mit einer geſtändigen Sünderin?

„Biſt Du vielleicht zu Deiner Heirath gezwungen worden?“ fragte er nach einer Weile mit der ganzen Milde ſeiner Sprache.

Ein unterdrücktes Schluchzen, ein gewaltſam unterdrücktes Ringen, das ſich im Zittern ihres Körpers offenbarte, war die Antwort auf dieſe Frage.

„Red' mein Kind,“ mahnte der Rabbi.

In Lauten, wie ſie der Rabbi noch nie im Leben vernommen hatte, ſo fremdartig, ſo über alles Menſchliche hinausgehend klangen ſie, begann nun das junge Weib:

„Ja, Rabbi, ich will reden, und wenn ich gleich wüßte, ich werde nicht mehr lebendig von hier fortgehen, was doch überhaupt für mich beſſer wäre. Nein, Rabbi, ich bin zu der Heirath nicht gezwungen worden. Meine Eltern haben nicht ein einziges Mal zu mir geſagt: Du mußt! ſondern mein eigener Wille, mein eigener Kopf hat Alles entſchieden. Mein Bräutigam iſt des reichſten Mannes Sohn in der Gemeinde. In ſeinem Hauſe, als die erſte Frau in der Gaſſe, umher zu gehen, in Gold und Silber bis an den Hals zu ſitzen, das hat mich an ihm verblendet, Rabbi, ſonſt gar nichts. Da hab' ich mich gezwungen dazu, und hab' mein Herz und meinen Willen dazu genöthigt, wie ſchwer es mir auch angekommen iſt. Aber in der innerſten Seele drin hab' ich ihn gehaßt, und jemehr Lieb' er mir gezeigt hat, deſto mehr habe ich ihn gehaßt. Immer hat aber das Gold und das Silber Recht gehabt, das hat mir immer zugeſchrieen: Du wirſt die erſte Frau in der Gaſſe ſein!“

„Red' weiter,“ ſagte der Rabbi, als ſie nach dieſen Worten erſchöpft ſchwieg. Der Klang ihrer Stimme, das Seltſame ihres Geſtändniſſes, Alles überkam den Rabbiner mit ſo fremdartiger Gewalt, daß er wie feſtgebannt von einem Zauber ihr zuhörte.

„Was ſoll ich weiter reden, Rabbi,“ begann ſie wieder. „Ich bin niemals eine Lügnerin geweſen, weder als Kind, noch ſpäter, und doch iſt's mir während meines ganzen Brautſtandes geweſen, als gehe mir eine große ſtarke Lüge auf allen Schritten und Tritten nach; ich hab' ſie überall um mich geſehen.

„Aber erſt heute, Rabbi, wie ich unter der Chuppe geſtanden bin, und er ſeinen Ring vom Finger genommen hat und hat ihn an meinen gegeben, und wie ich dann tanzen mußte auf meiner eigenen Hochzeit mit dem, den ich erſt jetzt recht als die Lüge erkannte und . . . wie ſie mich dann fortgeführt haben —.“

Als dieſes ſchamvolle Geſtändniß den Lippen der jungen Frau entglitten war, ſtöhnte ſie laut auf und ließ dann den Kopf noch tiefer auf die Bruſt herabſinken. Der Rabbi betrachtete ſie ſchweigend. So ſprach Keine, deren Sinne nicht klar waren, ſo klagte ſich nur ein in ſeltſamer Befangenheit ſchwebendes, aber ſein ſich bewußtes Gemüth an!

Es war nicht Mitleid, das er mit ihr fühlte; weit eher war es ein Hineinleben in die Lage dieſes Weibes; trotz der abgebrochenen undeutlichen Erzählung war dem Rabbi Alles klar. Die Flucht aus dem väterlichen Hauſe, in dieſer Stunde und um eines ſolchen Anlaſſes wegen bedurften auch keiner Erläuterung.

„Ich hab' dich verſtanden, mein Kind,“ wollte er ſagen, aber er brachte dafür nur die Worte heraus: „Red' weiter, Beile.“

Das junge Weib wandte ſich jetzt um; noch hatte er ihr Antlitz nicht geſehen; die goldene Hochzeitshaube mit den ſchattenden Spitzen hing tief herab.

„Hab' ich denn nicht ſchon Alles geredet?“ rief ſie mit einem Anfluge von Hohn.

„Alles?“ wiederholte der Rabbi ſich fragend. In der That ſprach er nur ſo aus Verwirrung.

„Red' Du jetzt!“ rief ſie mit einem Male leidenſchaftlich wild, „was ſoll ich thun?“

„Beile!“ ſchrie der Rabbi, den erſt jetzt dieſe vertrauliche Anſprache mit Entſetzen erfüllte.

„Red' Du jetzt“ rief ſie, und ehe der Rabbi es hindern konnte, hatte ſich das junge Weib zu ſeinen Füßen geworfen und umfaßte ſeine Knie. Bei der heftigen Bewegung war die goldene Hochzeitshaube von ihrem Kopfe gefallen, und ihr Antlitz ward dadurch frei, ein Antlitz von merkwürdiger Schönheit.

So blendend wirkte dieſer Anblick auf den Rabbi, daß er die Augen, wie von einem jähen Blitzſcheine getroffen, mit den Händen bedecken mußte.

„Red' jetzt,“ rief ſie, „was ſoll ich thun? Meinſt Du, ich bin fortgegangen aus dem Haus meiner Eltern, um ohne Rath wieder dahin zurückzugehen? Du mußt mit mir reden und kein Anderer auf der Welt. Sieh' mich an! Ich habe noch mein ganzes Haar behalten wie es mir Gott gegeben hat, es hat keine Scheere darauf kommen dürfen. Meinem Manne hätte ich den Gefallen thun ſollen? Ich bin nicht ſein Weib, ich will nicht ſein Weib ſein! Red', red', was ſoll ich thun?“

„Steh' auf, ſteh' auf!“ rief der Rabbi, aber ſein Ton war gebrochen, er klang faſt ſchmerzlich.

„Erſt rede!“ ſchrie ſie, „ich ſteh' nicht eher auf!“

„Wie kann ich reden?“ rief er faſt unhörbar.

„Naphtali!“ ſchrie das junge Weib auf.

Da taumelte aber der Rabbi hinweg, es flammte wie lauter Licht in der Stube und vor ſeinen Augen. Ein ſchriller Ton, wie wenn ein an ſchmerzhafter Wunde Leidender von rauher Hand daran gefaßt wird, entrang ſich ſeiner Bruſt. In der haſtigen Bewegung nun, mit der ſich der Rabbi von dem jungen Weibe losriß, das ſeine Knie umfaßt hielt, geſchah es, daß ſie mit dem Kopfe ſchwer auf den Boden fiel.

„Naphtali!“ rief ſie noch einmal.

„Schweig', Schweig'! ſtöhnte der Rabbi und hielt beide Hände in das Geſicht gepreßt.

Und noch einmal rief ſie dieſen Namen, aber nicht im Tone des Schmerzes; es klang etwas hindurch, was zugleich jauchzte und weinte, und wieder rief er entgegen! „Schweig', ſchweig',“ aber diesmal ſo gebieteriſch und bezwingend, daß das junge Weib wie gebannt am Boden lag und mit keinem Laut ſich zu verrathen wagte.

Da ging der Rabbi in heftiger Bewegung in der Stube auf und ab. Es mochte ein Schweres und Furchtbares ſein, das in ſeiner Bruſt ſtritt. Oft war es der am Boden Liegenden, als hörte ſie ihn aus tiefſter Seele ſeufzen! — dann mäßigte ſich ſein Schritt.

Aber es währte nicht lange, ſo mochte ihn der ſchwere Kampf wieder überwältigt haben; — ſein Schritt behaſtete ſich dann und hörbar ſcholl er durch die nächtlich ſtille Stube. — Mit einem Male näherte er ſich dem jungen Weibe, das in ſeiner Lage noch kaum zu athmen ſchien. Er blieb vor ihr ſtehen — und wer in dieſem Augenblicke in das Antlitz des Rabbi hätte blicken können, würde vor deſſen Ausdruck von Schauder erfaßt worden ſein. Es lag eine merkwürdige Ruhe darauf — die Ruhe eines niedergeworfenen Kampfes.

„Hör' mich jetzt an, Beile," begann er langſam „ich will mit Dir reden."

„Ich höre, Rabbi," flüſterte ſie.

„Hörſt Du mich aber gut?"

„Rede nur," ſprach ſie.

„Willſt Du aber auch thun, was ich Dir vorſchlagen werde? Wirſt Du Dich dagegen nicht auflehnen? Denn ich werde Dir etwas ſagen, was Dich ſehr erſchrecken wird."

„Alles, was Du redeſt, Rabbi, will ich thun! nur rede!" rief ſie.

„Willſt Du ſchwören?"

„Ich will!" ſtöhnte ſie.

„Schwöre noch nicht," rief er, „bis Du mich angehört haſt. Ich will Dich nicht gezwungen haben."

Diesmal antwortete ſie nicht.

„Hör' mich alſo an, Beile, Tochter Ruben Klattauers," begann er nach einer langen Pauſe, „Du haſt eine doppelte Sünde auf Deiner Seele, und jede iſt groß und ſtark genug, daß ſie nur durch ſchwere Buße ausgelöſt werden kann. Zuerſt haſt Du Dich von Gold und Silber laſſen blenden, und haſt Dein Herz zu einer Lüge gezwungen. Mit der Lüge haſt Du einen Mann betrügen wollen, und er hat Dir doch ſein Alles anvertraut, indem er Dich zu ſeinem Weibe genommen hat. Eine Lüge iſt aber eine große Sünde, Ströme Waſſers können ſie nicht ertränken, denn ſie macht den Menſchen falſch und niedrig vor ſich ſelbſt, und das Schlechteſte, was auf der Welt jemals gelebt hat, iſt von einer Lüge herausgekommen. Das iſt die eine Sünde!"

„Ich weiß, ich weiß," ſchluchzte das junge Weib.

„Hör' mich jetzt weiter an," begann der Rabbi wieder nach einer Weile mit unſicherer Stimme, „Du haſt noch eine zweite Sünde begangen, und die iſt größer als die Erſte. Du haſt nicht nur Deinen Mann belogen, Du haſt noch einen zweiten Menſchen unglücklich gemacht. Du hätteſt reden können und haſt nicht geredet. Sein Lebensglück, ſein Licht und ſeine Freude haſt Du einem Menſchen genommen und haſt nicht geredet. Was kann derjenige jetzt thun, nachdem er weiß, was ihm verloren gegangen iſt?“

„Naphtali!“ rief das junge Weib.

„Schweig', ſchweig', und laß den Namen nicht mehr über Deine Lippen kommen,“ ſchrie er heftig. „Deine Sünde wächſt und ſchwillt an, je mehr Du ihn ausſprichſt. Warum haſt Du nicht geredet, als Du hätteſt reden können? Das kann Dir Gott ſo leicht nicht verzeihen! Verſchweigen, erſticken in ſich, was einen Menſchen reicher gemacht hätte, als den mächtigſten König! Damit haſt Du ihn mehr als blos arm gemacht! Der Menſch wird nicht einmal mehr die Luſt in ſich tragen, reich zu werden. Beile das kann Dir Gott im Himmel nicht verzeihen!“

„Schweig', ſchweig',“ wimmerte das unglückliche Weib.

„Nein, Beile,“ ſagte er mit tönender Stimme, „laß mich jetzt reden. Du willſt ja, daß ich reden ſoll! Hör' mich an! Für die Sünde, für die doppelte Sünde, die Du auf Deiner Seele trägſt, mußt Du eine ſtarke Buße über Dich nehmen. Gott iſt langmüthig und gnädig; er wird vielleicht auf Dein Elend herabſehen, und wird dann die Sünden aus dem großen Schuldbuch ſtreichen. Aber eine Buße mußt Du über Dich nehmen. Hör' mich an, worin ſie beſtehen ſoll.“

Der Rabbi hielt inne; er wollte das Schwerſte ausſprechen, das je über ſeine Lippen gekommen war.

„Du haſt geſchwiegen, Beile,“ rief er dann, „als Du hätteſt reden ſollen. Sei von nun an ſtumm für alle Menſchen, und für Dich ſelbſt. Von dem Augenblicke an, wenn du aus dieſem Hauſe heraustrittſt, bis daß ich Dir es erlauben werde, mußt Du ſtumm ſein, darf kein lautes Wort aus Deinem Mund! Willſt Du dieſe Buße über Dich nehmen?“

„Alles, was Du ſagſt, will ich thun!“ ſchluchzte das junge Weib.

„Wirſt Du die Kraft dazu haben?“ fragte er milde.

„Ich werde ſtumm ſein wie eine Todte,“ rief ſie.

„Und noch Eines habe ich Dir zu ſagen,“ begann er wieder. „Du biſt jetzt das Weib Deines Mannes! Gehe nach Hauſe und ſei ein jüdiſch Weib!“

„Ich verſteh' Dich,“ rief ſie weinend.

„Geh' nach Deinem Hauſe und bringe Ruhe Deinen Eltern und Deinem Manne. Es wird eine Zeit kommen, da wirſt Du reden dürfen, da wird die Sünde von Dir weggenommen ſein! bis dahin trage, was Dir iſt auferlegt worden.“

„Darf ich Eines noch reden?“ rief ſie und hob den Kopf auf.

„Rede!“ ſagte er.

„Naphtali!“

Der Rabbi fuhr mit der einen Hand nach den Augen, mit der andern winkte er ihr, daß ſie einhalten ſolle. Sie aber ergriff dieſe Hand, und zog ſie an ihren Mund, heiße Thränen fielen darüber.

„Geh' jetzt,“ rief er gebrochen in ſeinem innerſten Weſen.

Sie ließ nun dieſe Hand los. Der Rabbi hatte den Leuchter ergriffen, ſie aber war ihm raſch vorübergegangen und glitt durch die dunkle Hausflur. Die Thüre war unverſchloſſen geblieben. Der Rabbi ſchob den Riegel vor.

Unbemerkt, wie ſie entkommen war, gelangte Beile wieder in das väterliche Haus zurück. Die Gaſſe war leer und todtöde; die ſie ſuchten, waren überall zu finden, nur nicht da, wo ſie die Entwichene zuerſt hätten ſuchen ſollen. Ihre Mutter Selde ſaß noch immer auf demſelben Stuhle, in den ſie vor einer Stunde geſunken war; das Entſetzen hatte ſie wie gelähmt und ſie vermochte ſich nicht zu erheben. Welch einen merkwürdigen Gegenſatz zu der Freude, die hier geherrſcht, bildete nun dieſe Hochzeitsſtube in ihrer

Dunkelheit und dieſe Mutter darin! Als nun Beile jetzt eintrat, ſchrie die Mutter nicht auf, es fehlte ihr die Kraft hierzu. Sie ſagte nur: „Kommſt Du endlich meine Tochter!“ als wenn Beile von einem etwas zu langem Spaziergange heimgekehrt wäre. Aber als das junge Weib auf dieſe und ähnliche Fragen nicht antwortete, und endlich durch eine Geberde bemerkbar machte, ſie könne nicht reden, da gewann das Entſetzen in dieſer unglückſeligen Mutter neue Kraft und ihr Jammer durchtönte das ganze Haus. Ruben Klattauer und der Mann Beile's, die jetzt von nutzloſem Suchen heimkamen, erfuhren mit Grauen die Veränderung, die mit Beile vorgegangen. Sie, als Männer, jammerten nicht; ſie ſtarrten das junge ſtumme Weib mit weit aufgeriſſenen Augen an, und ſahen da eine Erſcheinung, über die Gottes Heimſuchung in unbegreiflicher Weiſe ergangen war.

Von dieſer Stunde begann die ſchreckliche Buße des jungen Weibes.

Wunderbar war der Eindruck, den der ſchreckliche Zuſtand Beile's auf die Leute in der Gaſſe hervorbrachte. Die mit ihr am Hochzeitsabend getanzt hatten, erinnerten ſich erſt jetzt ihrer Aufregung; Vielen kam erſt im Nachdenken ihr verſtört wildes Weſen in den Sinn. Das müſſe ein „böſes Auge“ geweſen ſein,

Bayerische Staatsbibliothek

folgerte man, ein neidiſches böſes Auge, dem ihre Schönheit verhaßt war, dies allein hatte den Geiſt der Unruhe in ſie geworfen. Sie war davon in die Nacht getrieben worden, ein Spiel tückiſcher Mächte, die auf Schritt und Tritt dem Menſchen, namentlich bei ſolchen Gelegenheiten nachgingen! Gott der Lebendige wiſſe, was ſie in jener Nacht „geſehen“ haben müſſe, Gutes nicht, denn davon werde man nicht ſtumm! Alte Sagen und Geſchichten tauchten auf, eine grauenhafter als die andere, und Beiſpiele, daß ſolche Dinge nicht neu waren in der Gaſſe, kamen zu Hunderten auf. Trotz dieſer Deutung blieb es merkwürdig, daß die Leute das junge Weib nicht für ſtumm hielten; man glaubte allgemein, ihre Sprache ſei nur in Folge eines ungeheuren Schreckens gelähmt worden, aber es werde eine Zeit kommen, da werde ſie mit einem Male wieder zu reden anfangen. In dieſer Vorausſetzung nannte man ſie: Beile, die Schweigerin.

Es gibt eine menſchliche Beredſamkeit, die ſtärker und bezwingender iſt, als die lauteſten Worte und als wohlgefügte Rede — das Schweigen der Frauen! Das Kleinſte, Geringſte können ſie oft nicht verwinden, aber den großen, nagenden Schmerz ihrer Seelen, das wühlende Siechthum beſtändigen Entſagens und

Opferns verhalten ſie in ſich mit ſtummen Lippen, — nicht anders, als wären ſie mit eiſernen Reifen umſchloſſen.

Es wäre ſchwer, das ganze „ſchweigende“ Leben des jungen Weibes in ſeinem Verlaufe zu erzählen, es iſt beinahe unmöglich, mehr als einen Zug davon aufzuzeichnen. Veile folgte ihrem Manne ins Haus, in jenes glänzende, von Gold und Silber ſtrotzende Haus, um deſſentwillen ſie geblendet worden war. Sie war wirklich die „erſte“ Frau in der Gaſſe, ſie hatte Alles in Hülle und Fülle und die Leute fanden ſogar ihren Zuſtand minder beklagenswerth. „Muß man denn Alles beiſammen haben?“ hieß es zuweilen in der „Gaſſe,“ — „der Eine hat Dies, der Andere Jenes.“ Dem Anſcheine nach hatten die Leute auch recht: Veile blieb das ſchöne, blühende Weib; keinen einzigen Reiz hatte die Buße des Schweigens von ihr genommen. Ja, ſo glücklich war das junge Weib, daß es die Schwere dieſer Buße gar nicht zu empfinden ſchien. Veile konnte lachen und ſich freuen — dennoch vergaß ſie nie zu ſchweigen! Aber dieſe anſcheinend glücklichen Tage waren nur geſchickt, um die rechte Zeit der Prüfungen und Verſuchungen herbeizuführen. Leicht war es ihr am Anfang gemacht worden, ſchwer ſollte die Mitte und das Ende ſein.

Ihre Ehe war in den erſten Jahren kinderlos. „Es iſt gut," ſagten die Leute in der Gaſſe, daß ſie keine Kinder hat, und Gott hat das ganz fein eingerichtet. Eine Mutter, die mit ihrem Kinde nicht reden kann, — wäre das nicht zu ſchrecklich?" Da genas ſie eines Tages, Allen unerwartet, eines Mädchens. Und als das holde neue Leben, das ſie in ihrem Schooße getragen, an ihre Bruſt gelegt wurde, und die erſten Laute aus ſeinem Munde ihr entgegendrangen, — jene namenlos beredte Sprache eines Unmündigen — ſie vergaß ſich nicht und — ſchwieg!

Sie ſchwieg auch, als das Kind in immer freudigerer Schönheit vor ihren Augen aufblühte, und hatte keine Sprache für daſſelbe, mochte es in überquellender Zärtlichkeit die zarten Arme ihr entgegenſtrecken, — mochte es im brennenden Fieber nach der Hand der Mutter ſuchen. An ſeinem Bette wachte ſie Tage ja Wochen lang, — der Schlaf kam nicht über ſie, — aber ihrer Buße blieb ſie ſtets eingedenk.

Jahre waren verfloſſen. In ihren Armen trug ſie ein anderes Kind, einen Knaben! Groß war die Freude des Vaters geweſen; das Kind trug den Stempel der Schönheit ſeiner Mutter. Blühend wuchs es heran, gleich ſeiner Schweſter, — die mächtigſte, reichſte Frau, meinten die Leute, könnte ſtolz auf ſolche Kinder ſein. Veile war auch gewiß ſtolz; aber niemals gewann dies auf ihren Lippen einen Ausdruck, und wofür Mütter in ihrer Freude oft nicht Worte genug finden, dafür blieb ſie ſtumm, und wie es auch manchmal auf ihrem Antlitze leuchtete und glänzte, niemals verlor ſie die Gewohnheit des auferlegten Schweigens.

In ihrem Geiſte mochte ſich der Gedanke gefeſtigt haben, daß das kleinſte Übertreten ihrer Buße von Fluch für ihre Kinder begleitet ſei. Mütter werden es begreifen, — beſſer als jeder andere es kann, — was dieſe Mutter unter dem Opfer ihres Schweigens litt!

So war ihr ein Theil jener Jahre entſchwunden, die wir als die beſten zu bezeichnen pflegen. Noch blühte ſie in ihrer merkwürdigen Schönheit, ihre jungfräuliche Tochter war neben ihr nur wie die Knoſpe neben der reifen Roſe. Schon fanden ſich auch aus Nah und Fern Bewerber ein, die zu dem ſchönen Mädchen auf die „Beſchau“ kamen. Es waren meiſt treffliche junge Männer, und jede Mutter konnte ſich rühmen, wenn ſie gerade ihrer Tochter ſich genaht hätten. Auch damals brach Veile ihre Buße nicht; ihr war jene geſprächige Geſchäftigkeit nicht geſtattet, mit der Mütter bei ſolchen Gelegenheiten die Vorzüge ihrer Töchter ins hellſte Licht zu ſetzen wiſſen. Auf einen der trefflichſten Bewerber war die Wahl gefallen; es war ein Paar, wie man es in ſolcher Schönheit und Anmuth niemals in der Gaſſe geſehen hatte. Da ſchlich, wenige Wochen vor der bereits anberaumten Hochzeit, eine tückiſche Krankheit herbei, die damals über den größten Theil Böhmens Trauer und Angſt verbreitete. Namentlich junge Mädchen fielen ihr als Opfer, an dem alten und ſchwachen Leben gieng ſie zumeiſt höhnend vorüber. Auch Beiles Tochter ward davon ergriffen; — noch ehe drei Tage vergingen war eine Leiche im Hauſe — die Braut!

Auch damals brach Beile ihre Buße nicht. Wohl ſtieß ſie, als man die Leiche auf den „guten Ort" hinaustrug, einen Schmerzensſchrei aus, der den Leuten noch lange hernach in der Seele nachklang — wohl rang ſie verzweiflungsvoll die Hände — aber Niemand vernahm eine geſprochene Klage; ihre Lippen ſchienen für immer verſtummt. Damals war es auch, daß der Rabbi in den ſieben Tagen der Trauer, die ſie ſitzend auf einem niederen Schemel zubrachte, zu ihr kam, um ihr den üblichen „Troſt der Todten" zu bringen. Aber er ſprach nicht zu ihr; nur an ihren Mann wandte er ſeine Rede. Sie ſelbſt wagte nicht aufzublicken, nur als er ſich zum Fortgehen anließ, ſchaute ſie auf. Da begegnete ſie dem Blicke des Rabbi . . . aber er gieng ohne Gruß hinfort.

Seit dem Tode der Tochter war Beile's Weſen innerlich gebrochen. Was man ſelbſt in ihren Jahren noch Schönheit nennen konnte, das war binnen wenigen Tagen verblichen. Ihre Wangen waren hohl geworden, ihre Haare ergraut. Die Leute, die zu ihr kamen, wunderten ſich, wie ſie nach einem ſolchen Schlage noch beſtehen, wie ihr Leben noch zuſammenhalten konnte. Sie wußten nicht, daß jenes Schweigen ein eiſernes Band war, das die erſchlafften Geiſter gewaltig umfaßt hielt. Dazu hatte ſie noch einen Sohn, an den ſich ihr ganzes Sein, wie an ein Letztes und Theuerſtes klammerte.

Der Knabe war dreizehn Jahre alt. Schon jetzt ſprach man auf Meilen weit von ſeiner Gelehrſamkeit in den heiligen Schriften; er war der Schüler des Rabbi geweſen, der ihn mit einer Liebe und Zartheit behandelte, als wäre er deſſen eigen Kind. Der Rabbi hatte dem Knaben eine große Zukunft vorausgeſagt; er ſei ein merkwürdiges Kind und ſeien Anlagen in ihm, wie ſie noch ſelten da geweſen. Nun ſollte der Knabe nach Ungarn zu einem der berühmteſten Lehrer ſeiner Zeit, um unter deſſen Leitung und Unterricht das Tiefſte der heiligen Wiſſenſchaft zu ergründen.

Jahre konnten vergehen, bis ſie ihn wiederſah, vielleicht auch, daß ſie ihn niemals wieder ſah; aber Beile entließ den Knaben aus ihren Armen; — ſie ſprach keinen Segensſpruch über ihn, als er gieng; — nur ihre Lippen zuckten vor ſtummem Schmerze.

Lange Jahre waren vergangen, da war der Knabe aus der Fremde zurückgekehrt, — ein hochgewachſener herrlicher Jüngling. Als Beile [illegible] Sohn wieder um ſich hatte, blühte ein Lächeln an ihrem Munde auf und für Augenblicke war es zuweilen, als habe ihre ehemalige Schönheit einen zweiten Frühling erlebt. Groß war der Ruf, der von der außerordentlichen Begabung ihres Sohnes vorausgeeilt war; wo er ſich zeigte, hing man mit Wohlgefallen an der edlen Geſtalt und bewunderte das beſcheidene Weſen neben ſo großem Wiſſen.

Am nächſten Sabbath ſollte der kaum zwanzigjährige Talmudjünger in der Synagoge die erſten Proben dieſer hohen Begabung ablegen.

Kopf an Kopf ſtanden die Leute dicht gedrängt in dem weiten Gotteshauſe; durch die Gitter der „Weiberſchul“ blickten die Frauen mit neugierigen Augen hinab in das dichte Gewühl. Beile ſaß vorne; ſie konnte Alles ſehen, was da unten vorgieng. Tiefe Bläſſe lag auf ihrem Antlitz; aller Augen waren auf ſie gerichtet, —

die Mutter, die einen ſolchen Tag ihres Sohnes erleben konnte. Beile ſchien aber nichts zu bemerken, was vor ihr ſich ereignete; eine Mattigkeit, wie ſie in ihren größten Leiden ſie nicht empfunden hatte, lag in ihren Gliedern: es war, als müßte ſie während der Rede ihres Sohnes ſchlafen. Doch kaum hatte dieſer die Treppe vor der Thoralade betreten, kaum waren ſeine erſten Worte ertönt, als eine merkwürdige Veränderung in ihren Geſichtszügen vorgieng. Ihre Wangen färbten ſich; ſie richtete ſich auf; alle ihre Lebensgeiſter ſchienen im Aufruhr. Ihr Sohn ſprach indeſſen da unten; ſie hätte nicht ſagen können, was er geſprochen. Sie hörte nicht ihn, — ſie vernahm nur das bald leiſe, bald laute Beifallsgemurmel, das aus der „Männerſchule“ zu ihr hinaufdrang. Die Leute ſtaunten das hohe Weſen des Redners, ſeine klangvolle Sprache und ſein mächtiges Weſen an; — wenn er in einzelnen Pauſen inne hielt, um zu ruhen, war es, als ob man in einem vom Sturme erfaßten Walde ſich befände. Sie konnte dann einzelne Stimmen vernehmen, die laut verkündigten, ſo Einen habe man noch nie gehört. Ihr zur Seite weinten die Frauen, nur ſie ſelbſt vermochte es nicht. Ein ſtechender Schmerz drang ihr aus der Bruſt zu den Lippen, — Gewalten wurden in ihr rege, die mit

Kraſt nach einem Ausgang ſuchten. Die ganze Synagoge erſcholl von brauſenden Stimmen; ihr aber war es, als müßte ſie alle dieſe Stimmen übertönen. Da, ihr ſelbſt unbewußt, ſchrie ſie in dem Augenblicke, wo ihr Sohn geendigt hatte, indem ſie ſich heftig gegen das Gitter warf:

„Gott! Lebendiger! ſoll ich denn noch nicht reden!“

Todtenſtille folgte auf dieſen Aufſchrei: — man hatte allgemein die Stimme als die der Schweigerin erkannt. Es war ein Wunder geſchehen! —

„Red', red',“ erſcholl jetzt die laute Gegenrede des Rabbi unten in der Männerſchule, — „Du darfſt jetzt reden.“

Aber es erfolgte keine Antwort. Beile war in ihren Sitz zurückgeſunken; beide Hände gegen die Bruſt gepreßt, — als die Frauen, die ihr zur Seite ſaßen, ſich erſchrocken umſahen, fanden ſie die Schweigerin ohnmächtig. — Sie war aber todt. — Die Entſiegelung ihrer Lippen war ihr letzter Augenblick. —

Lange Jahre darauf ſtarb der Rabbi. Auf ſeinem Todtenbette erzählte er den Leuten, die um ihn ſtanden, die ſeltſame Buße Beiles. — Jedes Mädchen in der „Gaſſe,“ kennt die Geſchichte von der „Schweigerin.“ —

Der Min.

Auf ſchwanker Woge ſchwimmt jenes ſonderbare Weſen einher, das wir Glück nennen. Von Allen geſehen, an Allen vorübergleitend, oft ſo nahe, daß es ein zarter Lufthauch wegzuwehen droht, iſt es doch nur Einer, an den es kommt. Wie man das Fiſchlein im Waſſer berücke, daß es der Angel folgt, das Vöglein im Walde umgarne, daß es nicht entrinnen kann, dem Wilde nachſtelle, daß es dem ſchlauen Menſchen zur Beute werden muß — das erzählen wunderbarer Weiſe Bücher auf Bücher, und wer es beſſer verſteht, iſt der Meiſter! Aber wie man jenem ſonderbaren Weſen den Weg verrammt, daß es ſtehen und ſich halten laſſen muß, kann nicht gelernt werden; keine Kunſt offenbart, wie ſich das Glück fangen läßt. Tauſende ſtehen am Ufer, ſehen es mit leiblichen Augen, greifen darnach, wie ſie nach dem Meſſer greifen; denn tauſendfältig und tauſendgeſtaltig, wie der Menſchen Seele und Sinn, ſpricht ſich die Art aus, wie ſie das Glück erzwingen. Der wirft ſich mit weit ausgeſtreckten Armen in die hochgehende Fluth und will ſehen, wer ſtärker ſei: die Welle oder ſeine Kraft. Der Andere ſcheut ſolche Mühe; in ſich gebückt, unſcheinbar, furchtſam, in ſteter Sorge, es könnten ihn Augen erblicken, die nicht zu ſchweigen verſtehen, tritt er leiſe auf, lugt nach allen Seiten und das Glück iſt ſein, bevor der ſtarke Schwimmer es noch erreicht hat.

Wenn die Menſchen erzählen wollten und dürften, wie jeder von ihnen an das Glück herangekommen: der Eine mit heiler Haut, der Andere zerſchlagen und abgeworfen, man hörte dann Geſchichten, wie ſie noch nie gehört wurden. Aber nicht nur den muthigen Schwimmer und Jäger müßte man erzählen laſſen, die aller Künſte voll ſind und mit Freikugeln und Freiangeln umzugehen wiſſen, vielmehr den ſtill in ſich gebückten, ſcheinlos Dahinwandelnden, dem Niemand es abfragen will, warum zuweilen ein ſo leuchtender Glanz aus ſeinen Augen fällt, warum ein ſo eigenthümlich vergnügtes Lächeln manchmal um die Lippen ſpielt. Mit einem Worte: — einen „Min.“

Es iſt doch gut, daß Jeder ein „zu Hauſe“ hat, und wahrhaftig, nicht gerade darum, um damit ſeine „Gemeindezuſtändigkeit“ aufweiſen zu können. Aber bei mir zu Hauſe, in Böhmen, werden die Leute ſogleich wiſſen, was ſo ein „Min“ zu bedeuten hat, und ich habe ihnen ſo gut als gar keine Erklärung zu geben. Wie viel beſſer iſt das, als die Andern erſt auf ein vielleicht nicht befriedigtes Warten vertröſten zu müſſen!

In der langen und ziemlich gedehnten Gaſſe, die ſich vom „Ring“ bis zum „Waſſer“ hinabzieht, hart am äußerſten Ende derſelben, ſteht ein altes, einſchichtiges Haus. Es iſt eines jener Bauwerke aus einer ferne liegenden Zeit, in der die „Baupolizei“ noch nicht den Maurer auf Koſten des Zimmermanns begünſtigt hatte. Das Haus iſt nähmlich ganz aus rohen Balken zuſammengezimmert, zwiſchen deren Fugen der gelbe Lehm allein beweiſt, daß hier nicht ausſchließend die Axt gewaltet. Drei weitſchattige Nußbäume ſtehen davor. Wer ſie gepflanzt? wer überhaupt das Haus gebaut hat? Für die Leute in der Gaſſe wäre das eine müßige Frage geweſen; ſie wußten nur das Eine, daß in dem Hauſe immer „einerlei“ Menſchen gewohnt hatten; es hatte für ſie keine Geſchichte. Seit undenklichen Zeiten nähmlich war Jeder, der aus dieſem Hauſe kam, von dem Knaben an, der ſich am Trenderlſpiel ergötzte, bis zum Greiſe herab, den der Todesengel in merkwürdiger Vergeßlichkeit ſtehen gelaſſen hatte, denn ſie wurden in dieſem Hauſe alle ſehr alt, alſo Alles und Jedes, was da drin lebte und webte, ſelbſt die Frauen mit eingeſchloſſen war den Leuten — ein „Min.“ Wenn ſich einmal die Maſchen eines Zunamens um eine Familie gelegt, dann gehört die Rieſenſtärke himmliſcher Geiſter dazu, ein ſolches Netz zu zerreißen. Unſichtbar über allen Lagen und Verhältniſſen des Lebens hängt und ſchwebt es, um alles Thun ſchlingt es ſich, klammert ſich an Leib und Seele, begleitet den Kommenden und den Gehenden, das Geborene und das Sterbende. Das ſtärkſte Schiffstau iſt dagegen ein dünner Spinnfaden im Sturme. Ein ſolches Netz war über jenes Haus geworfen, es hieße eben „Min.“

Es wäre ſchwer zu ſagen, was Alles in dem engen Rahmen dieſer wenigen Laute liegt. Vor Allem meinen die Leute in der Gaſſe darunter einen ſtillen Menſchen ohne Schein und Bedeutung, ohne das geringſte Geltendmachen ſeiner Perſon, Einen, der auf der geradeſten Straße, wo ihrer zehn Raum haben, ausweicht, damit der Nachbar nur nicht beengt und am Ellenbogen geſtreift werde. Das hätte den Leuten noch gefallen; denn wo wird Einer gefunden, dem es nicht faſt ſtolz ans Herz greift, daß ſich der Andere niederer dünkt als er ſelbſt? Dazu gehört das volle und ganze Wiſſen vom eigenen Menſchthum, wenn das anders ſein ſollte, als es wirklich iſt. Was aber die Leute nachtrugen jenem Hauſe war eben gerade, daß jeder darin ein „Min“ war. Hinter jener Stille und Bedeutungsloſigkeit, meinten ſie, lag etwas Lauerndes und Verſtecktes; man müſſe immer auf ſeiner Hut ſein, könne ſich mit ihnen nicht tief einlaſſen, nie wiſſe man, wie das endige, ob im Guten oder im Böſen. So durchſcheinend die Lebensverhältniſſe in der „Gaſſe“ gewöhnlich ſind, ſo ſehr auch Alles vor Aller Augen liegt, was man doch nicht verbergen kann — von jenem Hauſe konnte man das nicht ſagen. War Wolf „Min“ reich? gieng es ihm gut? Man ſah keine Regſamkeit, man hörte keinen Lärm, der weder das Eine noch das Andere behaupten ließ. Der „Min“ bleibt ſich immer gleich. Die drei alten, weitſchattigen Nußbäume, die vor dem Hauſe ein ſo undurchdringliches Grün ausbreiteten, wer hatte ſie gepflanzt? Wahrſcheinlich der, der das Haus gebaut, und ſchon er war ein „Min!“ Und warum ließ ſie der Sohn, und wieder der Sohn dieſes Sohnes ſtehen? Etwa, weil ſie ſo gute Früchte gaben? Es kam nicht der zehnte Theil davon auf den Tiſch und in die Taſche des Hauſes; Rebb Koppel Friedmanns Sohn, das wilde „Davidl,“ der jetzt nach den letzten Berichten aus Amerika „Mayor“ in einer Stadt am Ohio iſt (das wilde Davidl!) ſchlug ſie herab, wenn ſie noch in der grünen Hülle ſteckten. Alſo nicht darum, ſondern weil „ſie“ nicht wollten, daß man ihnen durch die Fenſter ſehe. Die Welt hätte dann erfahren, wie Wolf „Min“ und ſeine Familie innerhalb ſeiner vier Wände lebe!

Von jener katzenartigen Stille im Auftreten, die man den „Mins“ beſonders nachtrug, müſſen wir nur Etwas erzählen. Es war wirklich merkwürdig, wie lautlos, gleichſam in geöhlten Thürangeln, ſich ihr ganzes Thun und Treiben bewegte. Man konnte mit Beſtimmtheit vorausſagen, wenn Rebb Wolf einen neuen Rock anzog, oder wenn ſein Weib, die faſt noch ſtillere „Perl“ in einer neuen Haube erſchien. Es geſchah dieß nur am erſten Tage des Oſterfeſtes, ſonſt nie. Da verſchwand aber dieſer ungewöhnliche Glanz in dem von allen Andern in der Gaſſe zur Schau ausgeſtellten, er verletzte Niemanden und that Niemanden wehe. Dieſe Selbſtverläugnung erſtreckte ſich auch ſonſt auf jeden Tritt und Schritt. Bei Gemeindewahlen nahm Wolf „Min“ jene Stellung ein, die man in dem neueſten Hochdeutſch das „Centrum“ oder in der Sprache des Ghettos — „den Min“ nennt; er hielt ſich weder zur Rechten noch zur Linken und am liebſten war es ihm, wenn er gar nicht mitzuſtimmen brauchte. Trotzdem ereignete ſich einmal Etwas, was in dem Andenken der „Gaſſe“ noch lange leben wird. Man ſagt, daß es Rebb Koppel Friedmann geweſen, eben derjenige, deſſen wildes „Davidl“ jetzt Mayor in Amerika am Ohio iſt, der im Geheimen eine ſo ungeheure Thätigkeit entwickelte, daß bei einer Gemeindewahl ſich die Mehrheit der Stimmen für Wolf „Min“ ausſprach. Mit einem Male ſah ſich das balkenbezimmerte Haus hinter den drei Nußbäumen von einem Glanze umfloſſen, von dem es nie geträumt. Was Koppel Friedmann bewirkt, war freilich nur zum „Spaß“ geſchehen, er wollte nähmlich das Experiment verſuchen, wie ſich ſo ein „Min“ in dem neuen Wirkungskreiſe ausnehmen würde, — aber das machte die Wahl nicht rückgängig.

An demſelben Tage ſoll aus dem Hauſe der „Mins“ ein lang gezogenes ſchmerzliches Weinen erklungen ſein, wie man es von dort nie vernommen. Wer aufmerkſamer hinter die Nußbäume ſah, konnte ſogar den Schatten der ſonſt ſo ſtillen Perl in heftiger Bewegung die Stube auf- und niederwandelnd ſehen, die Hände gerungen, hie und da auch heftig weinen hören. Dazwiſchen konnte man die faſt bittend klagende Stimme Rebb Wolf's vernehmen, der dieſen Jammer zu beſchwichtigen ſchien. Es war das erſtemal, daß das Haus der „Mins“ in eine ſo traurige

Bedeutſamkeit trat; es war Allen, als tönte Perls Weinen durch die ganze Gaſſe. Alles fragte ſich: „Perl, Rebb Wolfs kann alſo auch weinen? ſo iſt er alſo doch nicht der Min, für den man ihn gehalten hatte? Andere ſagten wieder: „Hätt' man nicht darauf geſchworen, in Wolf „Mins“ Hauſe geht's wie bei Gott im Himmel zu, vor lauter Herzfreud und Händedruck? Jetzt ſieht man, wie es bei ihnen zugeht.“

Nur Wenige ahnten den richtigen Zuſammenhang zwiſchen Perls Thränen und — der Gemeindewahl. Aber am andern Tage ließ Rebb Wolf erklären, er könne die auf ihn gefallene Würde nicht annehmen, er bedanke ſich dafür und lieber bezahle er die ihm auferlegte Strafe, als daß er ſich eine Laſt auferlege, für die ſeine Kräfte nicht gewachſen ſeien.

„Der Min,“ hieß es nun, „der Min!“

Jemand, der dieſer Geſchichte und noch anderen aus der „Gaſſe“ ſehr nahe ſteht, war zugegen, als am Abende desſelben Tages nach „Schul“ das wilde Davidl einen ziemlich blöde ausſehenden Jungen fragte:

„Kobi! warum hat denn dein Vater die Gabbeſtelle (Kaſſirer der Gemeinde) nicht angenommen?“

„Es wäre ihm eine zu große Laſt geweſen,“ ſagte der Knabe mit merkwürdigem Augenſpiel. „Warum ſoll er ſich für nichts und wieder nichts eine Laſt auflegen? er hat „ſo" genug zu tragen."

Dieſe Antwort machte offenbar das wilde Davidl verblüfft; doch erhohlte er ſich bald und ſagte lachend:

„Soll ich dir ſagen, warum er es nicht angenommen hat? Weil dein Vater ein „Min" iſt, weil deine Mutter eine Min iſt und du biſt auch Einer!"

Der künftige Mayor in Amerika hat Recht. Von dem jungen „Min' wollen wir eben erzählen.

Das war ein ſchöner brauner Burſche mit ſchwarzen Haaren, kühngeſchwungenen Augenbrauen, eher groß als klein, dabei von gedrungener, feſter Geſtalt, die er aber durch lange Gewohnheit etwas „heraus," d. h. gebückt trug, ſo daß man ihn für klein gelten ließ.

Aber dafür galt „Kobi" nur auf der Gaſſe und unter den Leuten; wenn er aber über die Schwelle ſeines Hauſes trat, reichte er faſt bis zur Blätterkrone eines der Nußbäume hinauf. Uiberhaupt hielt man nicht viel von ihm; den Meiſten erſchien er blöde und nichts heißend. Ein ſchön bemahltes Stück Fleiſch, ſagte man von ihm, aber was dahinter ſteckt, iſt nicht viel werth. Immer jedoch gibt es Leute, die mit ſchärfern Augen verſehen ſind als die anderen und ſo kann es uns nicht befremden, wenn der Vater des wilden „Davidls“, Koppel Friedmann, ſchon frühzeitig das Urtheil über „Kobi“ fällte: „Ihr werdet ſehen, das Jüngel wird ſich ganz auf Rebb Wolf „Min“ hinauswachſen; heißt mich einen Lügner, wenn der nicht ein noch größerer „Min“ wird, als ſie alle zuſammen ſind.“

Es iſt merkwürdig, wie ſolch ein Ausſpruch, wenn er halbwegs ein Recht zum Leben hat, ſich an dieſes Leben klammert, immer höher und höher ſchwillt, nicht wie die vergängliche Regenfluth, ſondern wie ein reines Quellwaſſer, das zuletzt zum brauſenden Strome wird. Als „Kobi“ vierundzwanzig Jahre alt geworden war, ſtand das Urtheil der ſcharfſichtigen Gaſſe feſt; es lautete gerade ſo, wie es Koppel Friedmann verkündigt.

Nur zwei Perſonen gab es in der Welt, die wie ſich von ſelbſt verſteht, in dieſer Hinſicht anderer Meinung waren. Es waren dies Kobi's Eltern ſelbſt. Ihnen war der Sohn in ſeinem ganzen Weſen eben recht; leuchtete ihnen doch ihr eigenes daraus entgegen. Was die Leute beſpöttelten und verlachten, das war ihnen ja ſelbſt eigen, das beſaßen ſie ſelbſt. Kobi war dazu im „Geſchäft“ wohl erfahren, ging nicht müßig und was er ins Haus ſchaffte, das hatte „Hand und

Fuß." Dennoch blieben auch hier die Meinungsverſchiedenheiten nicht aus, ſelbſt Rebb Wolf „Min" fand ſeinen Kobi zu ſtill; er hatte ihm nicht Muth genug, er war ihm nicht „Barjin" genug, wie jene ſelbſtſtändigen, auf ſich und ihren Kopf angewieſenen Naturen des Ghetto's heißen, die eine Welt erobern könnten — wenn ſie nicht eben der „Gaſſe" angehören würden!

„Haſt du ſchon von ihm einmal gehört," hieß es in manch traulicher Stunde zu Perl, ſeiner Frau, „daß er auf etwas Größeres denkt? Haſt du von ihm ſchon gehört, daß er auf die „Beſchau" gehen will? So ein ſchöner Jung', gewachſen wie ein Baum und ſchon vierundzwanzig Jahre alt, und läßt jüngere Leute, faſt Kinder gegen ihn, ſich vorgehen?"

„Geh, geh'!" ſagte dann jedesmal Perl darauf mit verdießlicher Miene, „möchteſt du nicht haben, er ſoll ſich ſchon jetzt die Sorgen von einer Familie aufladen? Laß ihn doch ſein Leben genießen, es läuft ihm nicht fort, und wenn ihm „Eine" beſtimmt iſt, ſo lebt ſie gewiß ſchon."

„Das meinſt du nur ſo," widerlegte Rebb Wolf gewöhnlich lächelnd. „Wenn ich gewartet hätte, hätte ich dich dann bekommen? Tauſende wären mir zuvorgekommen."

„Spaß nur," meinte dann Perl dennoch mit einem leiſen Anflug von Schamröthe, die ihr gut ſtand.

„Wer ſagt dir, daß ich ſpaß'?“ rief er gegen ſeine Natur faſt heftig. „Ich ſag dir, das Kind wird's zu nichts bringen. Still ſein, und in der Welt kein Gelärm machen, das iſt recht, und iſt auch meine Natur, aber zu ſtill darf der Menſch nicht ſein!“

„Laß ihn nur gehen,“ fiel dann Perl beſchwichtigend ein. „Auf meinen Kobi laß ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Du wirſt ſehen, in dem Jüngel ſteckt mehr, als du und die Welt glaubt. Still iſt er, das iſt wahr, aber willſt du haben, er ſoll ein Flauſenmacher ſein, ſoll den „Barjin“ ſpielen und etwas aus ſich machen, was er nicht iſt? Denk' daran, dein Weib hat es geſagt, aus unſerem Kinde, wenn es auch jetzt ſich noch nicht dazu ſchickt, wird Etwas werden, an was du gar nicht denkſt.“

„Er iſt zu ſtill,“ wiederhohlte ſtets Rebb Wolf, „wer gar kein Gelärm macht, von dem weiß man nicht, ob er auf der Welt iſt. Er braucht ja nur die Hand auszuſtrecken, ſo gibt ihm Gitel Hann ihre Tochter mit zwei tauſend Gulden und ſetzt ihn noch in ihr Geſchäft ein.“

„Das rothkopfige Vögele ſoll er ſich nehmen?“ rief Perl, der ſonſt jeder Spott ferne lag, mit einer

Art von Hohn aus. „So lang man's denkt, iſt in unſerer Familie niemals ein roth' Haar angetroffen worden. Und gerade bei meinem Kobi ſoll das anfangen? Ja, dafür iſt mir doch mein Jüngel zu gut.“

„Setz' ihm nur ſolche Sachen in den Kopf,“ meinte dann verdrießlich Rebb Wolf. „Du wirſt noch erleben, wie er ſich als „alter Jung'“ wird himmelhoch freuen müſſen, wenn ihn eine alte „Mad“ oder eine Witwe mit fünf Kindern wird nehmen wollen. Daran denk' an mich.“

Das Mutterherz iſt ein eigenthümlich Ding. Stark und todesmuthig, wie kein Held in der Schlacht, wenn es gilt ein Kind zu vertheidigen, ſei es vor wirklicher Gefahr, oder ſelbſt vor der kleinſten Nachrede, wird es doch zaghaft, feige beinahe, wenn es die Gefahr erſt ahnt. Als Perl die Zukunft ihres „Jüngels“ in ſolcher Weiſe feſtgeſtellt hörte, konnte ſie ſich doch eines leichten Schauers nicht erwehren; ſie erſchreckte ſie mehr, als ſie ſich den Anſchein geben wollte.

„Meint man nicht, wenn man dich ſo reden hört“, rief ſie eifernd, „unſer Kobi muß ſich eine große Pauke um den Leib ſchnallen, um damit die alten „Maden“ zuſammen zu trommeln?“

„Ich ſag' dir, er iſt zu ſtill,“ endigte gewöhnlich eine ſolche Berathung, die wie die meiſten ſolcher Art, jeden Theil nur feſter in ſeiner Uiberzeugung beſtärkte. —

Belauſcht und unbelauſcht kamen ſolche Reden an Kobis Ohren, aber ſie machten ihn nicht lauter, und ſchienen ihm wenig anzuhaben. Ein Lächeln, ein Achſelzucken war oft die ganze Antwort. In gutgearteten Häuſern hat man vor Kindern keine Geheimniſſe; man läßt ſie mitrathen und mitreden, ſo weit dieß angeht; läßt ſie ausſprechen, was ſie drückt und bewegt, und lernt ſie ſo frühzeitig kennen mit allen Tugenden und Unarten. Gewöhnlich wird dann ihr Sinn ſo ausgebildet, daß ſie auf halbem Wege errathen und ahnen, was in der Eltern Seele vorgeht, woran ſie nicht Theil genommen haben. So wußte Kobi jedesmal, wenn von ihm die Rede geweſen; er errieth haarſcharf den Gegenſtand ihrer Beſprechung, aber er „machte ſich davon nichts wiſſen.“ Kobi war ein ſchlauer Junge; er wußte, ſein Vater würde doch nie Zwangsmittel anwenden und wenn das rothköpfige Vögele noch zweitauſend Gulden mehr hätte. Die Mutter aber ſtand auf ſeiner Seite; im bitterſten Kampfe hoffte er, würde die ihn mit dem Schilde ihrer Liebe decken. Jedermann wird wiſſen, was eine ſolche Schutzwehr in brennenden Augenblicken zu bedeuten hat: die größten Schlachten ſind damit gewonnen worden.

Vielleicht wußte Nobi aber ſelbſt nicht, warum er ſich den Plänen ſeiner Eltern widerſetzte. Wer kann in der Seele eines „Mins" deutlich leſen? Seit einiger Zeit war jedoch eine Art Waffenſtillſtand eingetreten; Rebb Wolf ließ das „zu ſtille Jüngel" den Weg gehen, den es gerade ging, und das rothköpfige Vögele war allmälig in den Hintergrund getreten, es war „Ruhe" in das ohnehin ſo ruhige Haus gekommen. —

Aber eine Zeit kam, die die ſtille Wunde Rebb Wolfs wieder bluten machte. Es war nähmlich wieder „Cholemoed" gekommen, jene ſchöne Halbfeſttagszeit, die zweimal des Jahres wiederkehrt, am Oſtern und Laubhüttenfeſt. Fröhlich, luſtverheißend, mit glänzenden Schwingen gleitet ſie nieder in die „Gaſſe," weckt Tauſende von Herzen, junge und alte, Mütter mit Söhnen und Töchtern. Ängſtlich frohen Gefühles, unter Bangen und Hoffen wird ſie erwartet, ſieht man ſie allmälig kommen. Iſt ſie endlich da, ſo iſt's beinahe, als wäre unſichtbar und ungekannt ein Fürſt eingezogen, zu deſſen Ehren man den Stuben und Fenſtern und ſich ſelbſt das ſchönſte Feiertagskleid anzieht. Bei wem wird er einkehren? In welcher Geſtalt wird er erſcheinen? Manche Mutter, manch zagendes Mädchenherz möchte das wiſſen, begnügen ſich aber, weil ſie es nicht können, damit, die „Ausſtattung“ wieder und noch einmal durchzumuſtern, denn von Augenblick zu Augenblick kann an der Thür gepocht werden. Es iſt nämlich die Zeit der „Beſchau“ gekommen. —

Früh Morgens an dieſem Tage fragte Rebb Wolf ſeinen Sohn ſo von oben aus, das eine Auge forſchend auf ihn gerichtet, während das andere ſich ſorgfältig geſchloſſen hielt.

„Nun? und du Kobi Leben, gehſt du heut nirgends hin? Weißt du nicht, was heut für ein Tag iſt?“

„Soll ich das nicht wiſſen?“ warf Kobi leicht lächelnd hin. „Cholemoed iſt.“

„Und?“ ſagte Rebb Wolf und hielt dann inne.

Kobi aber ertrug dieſe lauernde, wie ein jäher Pfeil auf ihn gedrückte Frage, ganz gelaſſen ſagte er:

„Nun, und was iſt dann?“

„In den Gaſthäuſern,“ meinte Rebb Wolf ſchlau, „wimmelts heute von lauter „Gelegenheiten,“ es wird bald kein Platz mehr dort ſein.“

„Was du nicht ſagſt!“ rief Kobi verwundert aus.

„Und heute in aller Frühe, man hat noch nicht in Schul' geklopft, habe ich ſchön drei oder vier vorbeifahren ſehen,“ fuhr Rebb Wolf fort, ohne ſich durch die verſtellte Miene der Verwunderung ſtören zu laſſen.

„Werden Etwas vorhaben," meinte Kobi ganz trocken.

„Und Du leider Gottes, haſt gar nichts vor," brach es endlich mit gewaltigem Ärger aus Rebb Wolf, „da mag ich reden bis mir der Hals zerſpringt, Du rührſt Dich von dem Flecke nicht weg, als hätte Dich Einer mit Wachs angeklebt. Die ganze Welt kommt, geht auf die Beſchau; wer aber nicht geht, das biſt Du. Warum nimmſt Du Dir keine Gelegenheit, ziehſt Dich ſchön an, ſagſt zum Kutſcher: Führ mich dahin oder dorthin? Ich will mir Eine beſchauen?"

„Wohin ſoll ich denn fahren?" fragte Kobi unſchuldig.

Jetzt wurde Rebb Wolf ganz böſe. Mit einer Stimme, wie man ſie in dem ſtillen Hauſe der „Mins" ſelten hörte, rief er:

Stell' dich nur, als wenn du nicht Drei zählen könnteſt. Ich weiß ja doch, daß du es kannſt! Meinſt du, dein Vater weiß nicht, daß du ihn verſtehſt? Willſt du mich etwas lehren? Da mußt du früh aufſtehen, mein Jüngel Leben."

„Auf die Beſchau ſoll ich gehen, ſo viel verſtehe ich davon" meinte Kobi gelaſſen.

„Und warum gehſt du nicht?" rief Rebb Wolf eifrig, „warum machſt du dich nicht auf und davon?

Die ganze Welt rührt ſich; wer nur Füße hat und Augen, geht heute, und ſieht ſich etwas an, ob es ihm paßt. Wie lange willſt du dich denn beſinnen?“

Auf dieſe feurige Anſprache ſeines Vaters war Kobi doch nicht gefaßt; einen Augenblick ſchien es ſogar, als ſei er erſchrocken. Doch faßte er ſich bald und mit halbironiſchem Lächeln meinte er:

„Beſinnen? ich hab mich ſchon lange beſonnen.“

„Alſo doch,“ rief haſtig Rebb Wolf, „da ſiehſt Du Perl! Gott der Lebendige weiß, an wen er ſein Herz gehängt hat.“

„Das iſt auch ganz wahr, Vater Leben,“ rief Kobi mit Ernſt. „Mein Herz — das habe ich ſchon lange angehängt; mich wunderts nur, daß Du es noch nicht bemerkt haſt.“

„An wen? an wen?“ ſchrie beinahe Rebb Wolf und trat einen Schritt näher auf den Sohn. „Wirſt Du es gleich ſagen? Ich hab' mir das lange ſchon gedacht, jetzt muß es heraus!“

Perl ſagte kein Wort; ſprachlos lauſchend blickte ſie auf den Sohn. Wer vermöchte es zu deuten, oder mit Gewißheit zu behaupten, was in dieſer Mutter jetzt einen ſchweren Kampf kämpfte, ob die Neugierde des Weibes oder das ſchmerzliche Gefühl, daß ihr

Kind mit einem Geheimniſſe in der Bruſt ſo lange Zeit in dem Bereiche ihres Athems leben konnte?

Kobi ſah die Eltern gegenſeitig mit einem Blicke an, aus dem der „Min“ herausblickte; dann, nachdem er ſich ſattſam geweidet an des Einen Eifer, an der Anderen lauſchender Erwartung, meinte er ſchelmiſch:

„An wen ich mein Herz gehängt habe? An wen anders denn als an Vater und Mutter?“

Es iſt unbeſchreiblich, welche Wirkung dieſe geſchickte Wendung Kobis auf die Eltern hatte. Gleich einem heftigen Windſtoße hatte ſie den ganzen Himmel, ſo dicht er mit Gewölke umzogen ſchien, befreit; blau und klar trat er wieder hervor.

„Alt ſollſt Du werden, mein Jüngel Leben,“ rief Perl mit Thränen in den Augen, „iſt das aber recht, ſeine Eltern ſo zu foppen?“

„Und ich ſage Dir, was ich immer ſag'. Er iſt zu ſtill,“ meinte Rebb Wolf mit einem unentſchiedenen Lächeln, und um nicht waffenloſer zu erſcheinen als er wirklich war, entfernte er ſich lieber eiligſt aus dem Hauſe.

Als der Vater fort war, fragte Perl den Sohn:

„Jetzt haſt Du Recht gehabt, mein lieb Kind! frag Dich aber ſelber, ob Dein Vater nicht auch Recht hat? Warum machſt Du ihm nicht die Freude und gehſt auf irgend eine Beſchau?"

„Mutter Leben," ſagte Kobi nun mit wahrem Ernſte, „kann Dir das recht ſein, wenn ich, ſei es was es will für ein Mädchen, wie einen Sack Wolle anzuſehen komme, den man für mich ſchon hergerichtet hat, zu oberſt die feine, unten aber verſteckt und verdeckt die ſchmutzige und ſchlechte? Obenauf ein güldig „Glänzel" und unten und inwendig Alles voll Staub und Eckel? Was möchteſt Du da von Deinem Sohne halten? Wie oft haſt Du mir ſelbſt erzählt, der Vater hätte Dich ohne Beſchau genommen, auf Dein lieb Geſicht hin? Lebt ihr darum nicht glücklich? hat Eins zu klagen über das Andere?"

Jetzt erſt ſtaunte Perl gewaltig; ſolche tiefe Weisheit hatte ſie noch nie vernommen, ſeitdem ſie das Jüngel ihr Kind nannte. Wie ein goldener Strom floß ſie aus ſeinem Munde; ſie hätte horchen und lauſchen mögen Stunden und Tage lang, ſo bezaubernd, ſo umſtrickend klangen alle dieſe Worte. Wo das Jüngel nur alle dieſe Weisheit her hatte! Wenn man ihn hörte, ſo war es ja nicht anders, als hörte ſie den erſten Landrabbiner von der Welt ſprechen!

„Ob wir glücklich leben, ich und Dein Vater?" rief ſie in einer Art Begeiſterung. „Jedem Judenkind geſagt, was ich und der Vater für ein Leben führen, es braucht ſich's keine Fürſtin beſſer zu wünſchen. Und weißt Du, Kobi Leben, das Alles iſt ohne Beſchau geſchehen; Dein Vater hat nicht gewußt: hab' ich ſechs Schnupftücher in meinem Vermögen oder gar keins? Dein Vater hat mich geſehen und ich ihn, Alles ohne Beſchau! Und wie ich an einem Sabbatabend von meiner hundert und zehnjährigen Urbabe Milke gekommen bin, die Du nicht mehr gekannt haſt und die damals krank gelegen iſt, da hat er mir hinter Süßkind Turnauers Keller aufgewartet. Wie ich damals erſchrocken bin! „Erſchreck nur nicht Perl Leben," hat er geſagt, „und mach' keinen Lärm, was brauchen die Leute zu wiſſen, was zwiſchen mir vorgeht und Dir? Ich will ja nur, daß Du mir ſagſt, ob du mich willſt?" — Und ſiehſt du Kobi Leben, ich hab' ihn gewollt und wir ſind, Gott im ſiebenten Himmel ſei dafür gelobt und geprieſen, fertig mit einander geworden, alles ohne Beſchau! Wie hat ſich aber das heutzutage Alles geändert! Recht haſt Du mein Jüngel Leben, geh Du nur auf keine Beſchau!"

„Das verſchwör' ich nicht Mutter," rief Kobi lachend, „daß ich auf gar keine Beſchau gehen werde. Aber zu einem Sack Wolle laß ich mich nicht ſchicken. Wenn ich einmal gehe, will ich das Schadchingeld

(Lohn für den Brautwerber) ſelber an mir verdienen. Was brauche ich einen Fürſprecher?

Freudig überquellenden Herzens ſtimmte Perl dieſer Anſicht bei. Geſtand ſie ſich doch im Innern, daß ihr Verſtand weit unter dem ihres Kindes ſtand. Welch ein neidloſer Stolz, welches ſüße Befriedigtſein lag in dieſem Geſtändniſſe!

Zum Mittageſſen kam heute Rebb Wolf zeitlicher nach Hauſe als er ſonſt pflegte. Gleich bei ſeinem Eintritte bemerkten Mutter und Sohn, daß auf ſeinem Antlitze ein eigenthümlicher Ausdruck ſpiele. Lange Gewohnheit und inniges Zuſammenleben bewirkten, daß ſie ſich in dieſer Sprache beſſer wie Mancher in einem gedruckten Buche zurecht fanden. Aber ſie drängten ſich mit keiner Frage auf, ſie wußten aus Erfahrung, daß dieſe Sprache ſchon ihre Töne finden werde.

Bei Tiſche ſaß Rebb Wolf lange in tiefem Sinnen; mit einem Male begann er:

„Soll ich Euch ſagen, Kinder, woher ich komme?“

„Wenn Du willſt, ſag's,“ meinte Perl, „übrigens zwingen thut Dich Keiner.“

„Ich komm' von keinem Andern, als von unſerem Vorſteher; Ihr werdet erſtaunt ſein, wenn Ihr hört, was der von mir will,“ ſagte Rebb Wolf.

„Wollen ſie Dich vielleicht wieder zu etwas machen? zu einem Stück Gabbe (Caſſirer) oder ſo etwas?" rief Perl wirklich erſchrocken.

Rebb Wolf ſchüttelte ſich vor Lachen.

„Ach!" rief er luſtig, „deßwegen brauchſt Du nicht zu ſorgen, ich nehm' es nicht an, und wenn ſie mich morgen zum Bürgermeiſter machen wollen. Es iſt wegen etwas ganz Anderem, und ich will Euch nicht lange warten laſſen. Ich ſoll für ſeinen Sohn auf die Beſchau gehen."

„Du? meinte Perl mit einem etwas ungläubigem Lächeln, „wie kommſt Du dazu?"

Kobis Antlitz zeigte in dieſem Augenblicke eine merkwürdige Veränderung; es war lauſchend, faſt ſpitzig vor lauter Aufmerkſamkeit geworden.

„Helf dir," ſagte Rebb Wolf achſelzuckend, „er will keinen Anderen als mich."

Nun begann Rebb Wolf, der nicht zu den kürzeſten Sprechern gehörte, zu erzählen, wie er mit dem Vorſteher auf dem „Ring" zuſammen getroffen, dieſer ihn unter den „Arm" genommen und er nicht gewußt habe, wie er zu der Ehre komme, mit dieſem ſtolzen Menſchen, dem man auf eine halbe Meile anhöre, wie das Geld in ſeiner Taſche klinge, auf der Gaſſe herumzuſpazieren. Nach und nach ſei der Vorſteher mit der Sprache heraus gekommen, und er habe Anfangs gedacht, es ſtecke ihm eine Fiſchgräte im Halſe, ſo habe ſich dieſer geräuſpert und gezuckt, bis er endlich auf das eigentliche Weſen gelangt ſei. „Was ſoll ich dich lange im Finſteren laſſen, Wolf," habe der Vorſteher endlich geſagt, „ich ſuch' für meinen Sohn eine „Partie" und du biſt der Mann, der mir dazu verhelfen kann."

„Du?" rief Perl aufs Neue voll Staunen.

Eben ſo verwundert habe auch er gefragt, fuhr Rebb Wolf fort, aber das habe ihm wenig genützt. Nun ſei der Vorſteher weiter gegangen, und habe ihm als Geheimniß anvertraut — aber vor Weib und Kind habe er kein Geheimniß — daß ſich ſechs Meilen von hier ein Mädchen befinde, d. h. eine Parthie, die ſich für ſeinen Sohn wie nur etwas in der Welt ſchicke, Geld ſei da, mehr als nöthig, Schönheit und guter Ruf auch, aber was das Hauptſächlichſte ſei, man ſehe bei ihr auf nicht viel Geld, man wolle nur einen tüchtigen Menſchen für ſie. Ganz außer ſich habe er gefragt, wo denn ſo ein Wunder Gottes verſteckt ſei? wo Alles beiſammen ſei, Geld und Schönheit und guter Ruf, und wo man ſelbſt nicht auf das Geld ſehe? wie und wo denn ſolche Leute, um Gottes willen! anzutreffen ſeien? Erſt nach langer Zeit habe er die gehörige Auskunft erhalten können. Das Mädchen ſei die Tochter von Rebb Joſel Süß, von jenem reichen Randar, dem man nachſage, er habe mehr in ſeinem Vermögen, als er ſelbſt wiſſe. Der Reichthum liege daſelbſt aufgeſpeichert, wie Haufen Getreide; wohin man blicke, erſchaue das Auge, was es freut und ihm wohlthut. Das ſeien noch Leute, bei denen etwas zu holen ſei. Die Tochter ſei ein einziges Kind, Söhne hätte man keine, und ſo würde die Tochter nach des Vaters Tode eine Erbſchaft antreten, wie ſich ſie jedes Jüdenkind wünſchen könnte. In halb „Pehm“ (Böhmen) könne man herumreiſen, bis man einen Rebb Joſel finde, und ein Mädchen, das ſeiner Tochter gleich komme.

„Und was braucht er dich dazu?“ fragte Perl, deren Neugierde wie ein junges Füllen auf der Weide durchging.

Das werde ſie ſogleich hören, gab Rebb Wolf zur Antwort: er habe dieſelbe Frage an den Vorſteher gerichtet und lange auf die Entgegenrede warten müſſen. Endlich habe dieſer ihm anvertraut: ſo wünſchenswerth und ein ſo großes Glück das auch wäre, wenn die Parthie zu Stande käme, ſo ſchwer ſei es, an ſie heran zu kommen. Er könne ſich denken, von ſeiner Seite ſei nichts im Wege, deſto mehr aber von Seiten der „der Beſchau.“ Von dem Vater nähmlich, dem Randar Rebb Joſel gehe das Gerede, er hüte ſein Kind wie ein Löwe und wolle es nicht herausgeben; er ſei überhaupt ein Menſch von der fürchterlichſten Art; ſo reich er ſei, ſo wild und ungeſchlacht ſei er, ganz wie die Bauern auf dem Dorfe, mit denen er Jahr aus Jahr ein verkehre. Hunderte von den ſchönſten und reichſten Jungen wären bei der Tochter ſchon auf der Beſchau geweſen; keiner hätte etwas ausgerichtet. Wenn ſie der Tochter ſchon gefallen, ſo hätten ſie ihm mißfallen. Das Schönſte an der Sache ſei aber, wenn man die Leute ſchon abwieſe, ſo thäte man das auf dem Randarhofe nicht, wie es in anderen geſitteten Häuſern Manier ſei, nämlich mit feinen und delikaten Worten, um ſich keine Feinde zu machen; ſondern mit Spott und Schande würden ſie aus dem Hauſe gejagt; man erzählte ſich in dieſer Hinſicht die merkwürdigſten Dinge. Manchem ſei es gar übel ſchon ergangen; von einigen dieſer jungen Leute, die nichts gethan, als daß ſie auf die Beſchau gekommen, gehe ſogar die Sage, der Randar habe ſie beim „Flügel“ genommen und ihnen einen Weg zum Hauſe hinausgewieſen, auf dem ſie ſchwerlich wieder zurückkommen würden. Die Luſt ſei Allen vergangen.

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Perl in wirklicher Angſt, „iſt das ein Menſch oder ein Wolf?“

„Die Leut' halten ihn eher für einen Bären,“ meinte Rebb Wolf.

„Ich verſteh' aber immer noch nicht, was der Vorſteher von dir will?“ ſagte Perl nach einer Weile. „Was kannſt du ihm dabei helfen?“

Eben jetzt, hieß es dann weiter, komme die eigentliche Sache. Der Vorſteher möchte; aber er habe nicht den Muth dazu, oder vielmehr deſſen Sohn, der ein feingebildeter und ſtudirter Menſch ſei, habe nicht den Muth dazu. Was würde die Welt dazu ſagen, wenn es heiße: der Sohn des Vorſtehers ſei mit Schimpf und Spott aus einem Hauſe gejagt worden. Ob man ſo etwas riskiren könne? Da ſei er, nämlich der Vorſteher, auf den Gedanken gekommen, ob es nicht das Geſcheiteſte wäre, die Sache früher durch einen klugen Menſchen vorzubereiten? Der hätte zum Randar zu gehen, hätte ihm eindringlich vorzuſtellen, welch' ein Glück ſeine Tochter mache, wenn ſie in des Vorſtehers Familie käme, kurz, hätte Alles zu thun, damit ſein Sohn nur dann zu kommen und die Sache in Ordnung zu bringen habe. Dazu ſcheine ihm nun kein Menſch in der ganzen Welt klüger und gewitzter als er, nämlich Rebb Wolf; von Keinem erwarte er mehr Gelingen, als von ihm. Wenn er die Sache in die Hand nähme, ſei er des Erfolges ſo gewiß, als hätte man bereits die „Schale“ zerbrochen. Er biete ihm für dieſes Geſchäft von ſeiner Seite baare 400 fl.

„Jetzt weiß ich, was der Vorſteher will,“ ſagte Perl, nachdem ihr Mann geendet, „man hat lang genug darauf warten müſſen. Und was haſt du ihm zur Antwort gegeben, Wolf?“

„Ich hab' ihm geſagt,“ meinte dieſer, „ich möchte mir's überlegen. Das war ihm aber nicht recht; wenn ich die Sache in die Hand nehmen wollte, müßte ich mich „ſtantepe“ *) entſchließen. Aufſchub ſei nicht möglich, Cholemoed ſei da, und wer wiſſe, ob nicht Einer ſchon auf die Beſchau gekommen, der glücklicher geweſen, als die Anderen? „Gut, ſag' ich d'rauf, Rebb Joſel, wie ich mir's recht hab' überlegt, „wenn's bei dem Anbot mit den 400 Gulden bleibt, ſo will ich's unternehmen, aber ich wüßt' noch etwas Geſcheidteres. Ich hab' einen Sohn wie Sie wiſſen, Rebb Joſſef, ſag' ich, der kann mehr als eſſen; der hat einen Kopf auf ſich, da iſt der meinige nichts dagegen. Wie wenn wir den hinſchickten?“ Da hat er gelacht und geſagt: „Sollt'ſt leben, Wolf, du haſt da Gottesrecht, denn dein Kobi iſt noch ein größerer „Min“ als du. Wenn du alſo willſt, ſo ſchick' deinen Sohn, der iſt zu dem Geſchäft wie ge-

---

*) Stante pede.

ſchaffen." Und ſo ſind wir auseinander gegangen, ich und der Vorſteher. Jetzt frag' ich dich: Kobi Leben, willſt du, oder willſt du nicht?"

Zu unerwartet kam die plötzliche Wendung dieſes langen Berichtes, als daß ſie nicht eine wahrhaft betäubende Wirkung auf Perl hätte hervorbringen ſollen. Weniger war ſie bei Kobi ſichtbar; dieſer ſaß unbeweglich da, ſpielte mit dem Meſſer oder ſah dem ſprechenden Vater auf die Lippen. Als Rebb Wolf nun mit ſeiner Aufforderung an ihn ſich wendete, flog ein raſches Erröthen über ſeine Züge; es ſchien faſt, als wäre er über etwas überraſcht worden.

„Um Gottes Willen, du wirſt doch das Jüngel nicht zu dem Bären ſchicken wollen," ſchrie nun Perl, die ſich einigermaßen erhohlt hatte.

„Er wird ihn nicht aufeſſen, d'rauf geb' ich dir mein Wort," ſagte Rebb Wolf luſtig, „und wenn auch? Um 400 fl. kann man ſich auch ein „Biſſele" aufeſſen laſſen."

„Und ich geb's nimmer zu," rief Perl mit großer Entſchiedenheit, „daß mein Jüngel zu dem Wolf geht! das geb' ich nimmer zu!"

„Erſt iſt er bei dir ein Bär, dann ein Wolf! Was wird er noch Alles werden!" meinte Rebb Wolf.

„Zu einem ſo wilden Menſchen ſein eigen Kind ſchicken!“ wiederholte die ſonſt ſo ſanfte Perl mit einer Art von Bitterkeit mehrmals, „hat man das ſchon gehört? Und wenn er ihm einen Fuß zerbricht oder eine Hand, ſo ein Bär, was er iſt, wird ihn dir der Vorſteher mit all’ ſeinem Gelde bezahlen können?“

„Was das betrifft, Mutter Leben,“ begann mit einem Male Kobi ſelbſt und lächelte dabei, ſchlau wie gewöhnlich,“ ſo ſei ganz außer Sorgen. Man läßt ſich nicht ſo krumm ſchlagen mir nichts, dir nichts. Dazu müßen immer Zwei ſein. Einer, der ſich ſchlagen läßt, und der Andere, der ſchlägt. Und warum ſoll man wegen vierhundert Gulden nicht ſo etwas Kleines unternehmen? Thut man doch viel Größeres um viel kleineren Gewinn! Und noch dazu macht man ſich den Vorſteher zum guten Freund; man kann nicht wiſſen, wie man den einmal brauchen kann.“

Eine minutenlange Stille herrſchte, nachdem Kobi ſo geſprochen, in der Stube.

„Du willſt alſo wirklich gehen? Kobi Leben, weißt du, was du willſt?“ rief nun Perl, indem ſie die Augen mit angſtvollem Erſtaunen auf ihren Sohn richtete.

„Warum nicht, Mutter Leben?“ meinte dieſer trocken. „Warum ſoll ich ein ſo ſchönes Geſchäft auslaſſen? Man verdient nicht ſo bald ein ſo ſchönes Stück Geld.“

„Jetzt red' ich nicht mehr," ſagte Perl nach einer langen Pauſe, „du mußt das beſſer wiſſen als ich; denn wenn du ſchon gehen willſt, darf ich nichts dagegen haben."

Perl hatte einen ſo hohen Begriff von der Weisheit und dem „Kopfe" ihres Kindes, daß ſie wirklich von dem Augenbicke an, wo Kobi ſeinen Entſchluß zu gehen in ſo entſchiedenen Ausdrücken ausſprach, Muth und Beſinnung zurückerhielt.

„Da haſt du, wie er iſt," ſagte Rebb Wolf, „für Andere will er auf die Beſchau gehen und wird die Sache gut zu Ende führen; dahingegen, wenn er für ſich ſelbſt gehen ſoll, bleibt er zu Hauſe und iſt zu ſtill. Ich hab' das gleich im Voraus gewußt."

Perl wagte wirklich keinen Widerſpruch; ſie begnügte ſich damit, die beiden Männer über die Art und Weiſe, wie der Gang zu dem „Bären" ausgeführt werden ſollte, berathen zu hören. Sie ſelbſt „drängte" ſich mit keinem Worte hinein; aber ſie hörte genug, um vollauf Beſchäftigung für ihre Seele zu haben. Es war merkwürdig, wie Rebb Wolf ſeinen Sohn belehrte, wie er ihm den Weg zeigte, auf dem er gehen müſſe, um an den Randar zu kommen. Diplomaten und andere Leute hätten da lernen können, wie eine ſo ſchwere Miſſion zu behandeln ſei.

Rebb Wolf zeigte ſich in dieſer Unterredung wirklich als den klugen und gewitzten „Min,“ wofür er galt; eine ſolche Fülle von Weisheit hatte ſelbſt Perl nie aus dem Munde ihres Mannes gehört; ſie war voll Bewunderung. Leider müſſen wir über dieſe im geheimnißvollſten Geflüſter gehaltenen Verhandlungen einen Schleier ziehen, eben weil ſie geheim ſind, aber das können wir ſagen, die Welt würde, wenn ſie ihr vor die Augen kämen, mit vollem Rechte Perl beiſtimmen, die ſich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit ein bewunderndes Wort drein zu reden.

„Ja wenn man's ſo anfängt,“ meinte ſie in ihrer Befriedigung, „ſo muß er's zu Stande bringen. Und dann? iſt er nicht unſer Kind?“

In tiefſter Stille wurde nun der ganze Angriffsplan zu Ende geführt; nur das Eine können wir verrathen, daß Rebb Wolf noch eine „Gelegenheit“ für morgen frühe beſtellen ließ, die aber draußen vor dem „Ort“ auf Kobi warten ſollte. Was brauchte die Welt zu wiſſen, wohin er am Cholemoed fuhr? Rebb Wolf verfügte ſich ſodann zum Vorſteher, um demſelben anzuzeigen, daß Kobi die Sendung angenommen. Als die Männer fort waren, überkam es das mütterliche Herz Perls doch wie Furcht und Grauen; ſo lange ihr Sohn da war, ſchöpfte ſie aus ſeinen Worten und Blicken Beruhigung.

„Lebendiger Gott,“ ſeufzte ſie aus der Tiefe ihres Herzens, „wenn er ihm nur nichts thut! Unſer einziges Kind! Ich hätte doch nicht zuſtimmen ſollen!“

Am andern Morgen zeitlich in der Frühe war Kobi ſchon vollſtändig gerüſtet, ehe die Eltern noch aufgeſtanden waren; er hatte ſogar ſchon „gebetet“ und legte gerade die Teſſilin (die ledernen Gebetriemen) zuſammen. Wie nun Perl aus der Schlafkammer heraustrat und des Sohnes anſichtig ward, wußte ſie ſich vor Staunen und Bewunderung faſt nicht zu faſſen. So ſchön hatte ſie ihren Sohn noch nie geſehen! Kobi hatte ſich nämlich in ſeinen feſttäglichen Anzug geworfen; es war ihr, als ſtünde ein „Prinz“ vor ihr! Jetzt erſt wurde ſie ganz inne, was er für ein feiner Jung' ſei; groß, ſchlank, wie aus Einem Stück gegoſſen, ſtand er vor ihr. Es war wunderbar, wie dieſer Anblick ſie ſtärkte und ermuthigte; ſie hatte die halbe Nacht nicht ſchlafen können, die andere Hälfte in wirren, böſen Träumen zugebracht, worin es ganz fürchterlich zuging. Ein „Bär“ mit einem fürchterlich menſchlichen Angeſicht ſpielte darin die größte Rolle;

auch ſah ſie zuweilen ihren Kobi auf einem Fuße hinken, bald darauf ging er wieder kerzengerade auf beiden Füßen, aber dafür hatte er nur einen Arm; der andere war ihm wahrſcheinlich im Kampfe mit dem Unthier abhanden gekommen.

Auch Rebb Wolf war der Meinung, Kobi ſehe wenigſtens ſo gut wie ein „Graf" aus.

„Da ſiehſt Du wieder, wie er iſt," meinte er, „er könnt' ſich nicht ſchöner anziehen für die eigen Beiſchau! Man kann gar nicht feiner ausſehen, wenn man für ſich ſelbſt geht."

Kobi ſagte gar nichts, weder zur Bewunderung der Mutter, noch zum Vorwurf des Vaters; er bat nur, man möchte eiligſt das „Anbeißen" (Frühſtück) bereiten, ſonſt käme er unter die Leute, die zur „Schul" gingen.

Als das Anbeißen vorüber war, brach Kobi ſogleich auf. Perl war in außerordentlicher Bewegung; ſie that ſich Gewalt an, um dem Kinde „das Herz nicht zu erſchweren," wie ſie innerlich meinte; aber ihre aufgeregt ängſtlichen Züge verriethen gerade das Gegentheil.

„Wirſt Du's aber auch gut ausrichten?" fragte noch zu guter Letzt Rebb Wolf, den bei allem Vertrauen zu der Geſchicklichkeit des Sohnes erſt jetzt die Furcht daß er den Schultern des Sohnes eine zu große Laſt aufgebürdet habe, zu überkommen ſchien.

„Ich denk',“ ſagte Kobi trocken.

Perl wollte nun mit aller Gewalt den Sohn bis vor den Ort hinausbegleiten. Nur mit Mühe vermochte ſie Rebb Wolf zu bereden, das nicht zu thun. Dann erſt wüßte man recht, meinte er, was Kobi vorhabe.

„Eines aber verſprich mir,“ ſagte ſie zu Kobi mit bebender Stimme, als ſie ſchon in der Hausthüre ſtanden, „daß Du dich mit ihm nicht weiter einläßt, wenn Du ſiehſt, daß mit ihm nichts zu machen iſt, und daß Du mit ihm nicht aufbegehrſt, ihn nicht reizeſt, ſobald Du ſiehſt, daß er Dir etwas thun will. Verſprichſt Du mir das?“

„Ja Mutter,“ ſagte Kobi lächelnd, „ich verſprech' Dir's.“

D'rauf nahm er kurzen Abſchied von den Eltern. Die Mutter legte, nachdem ſie ihn geküßt, noch die Hand auf ſeinen Kopf und benſchte ihn.

„Das kann Dir gewiß nicht ſchaden,“ ſagte ſie.

Kobi berührte noch mit der Hand die „Meſuſeh“ an der Thürpfoſte und ging dann. Als er ſchon unter den Nußbäumen ſtand, wandte er ſich noch einmal um, ſeine Lippen zuckten, es ſchien, als wollte er noch etwas ſprechen.

„Haſt Du was vergeſſen?“ fragte Perl.

„Nein, nein,“ ſagte Kobi mit einem vielbedeutenden Lächeln, das an der Mutter haften blieb, „es hat Zeit, bis ich zurückkomme!“ —

Perl ſah dem dahinwandelnden Sohne ſo lange nach, bis er ihren Augen entſchwunden war. Traurig kehrte ſie in das Haus zurück.

„Lebendiger Gott!“ ſeufzte ſie vor ſich hin, „behüt' und beſchütz' ihn. Ich hätt' ihn vielleicht doch nicht von mir laſſen ſollen! Das einzige Kind, was uns Gott beſcheert hat, und das man wie den Augapfel behüten ſollt' — und jetzt geht es, man kann gar nicht wiſſen wohin? und wie es ihm ergehen wird. Hätt' ichs nur nicht zugegeben! Aber leider Gottes! ſo ſind wir unglücklichen Weiber, es kann uns ſo ein Mann, wenn der ſeinen Kopf aufſetzt, umblaſen! Zu ſo einem Tiger und Elephanten ihn zu ſchicken! So auszuſetzen ſein eigen Blut und Fleiſch! Wenn er ihm nur nichts thut! wenn er ihm nur nichts thut!“

„Narrele,“ tröſtete ſie Rebb Wolf, „dem geſchieht nichts und wenn er müßt' geradezu auf einen Thurm hinaufſteigen.“ —

Verabredetermaßen fand Kobi die beſtellte „Gelegenheit“ draußen vor dem Ort auf ihn warten. Er ſtieg raſch ein; ohne Aufſchub ging es fort. Die dichte Leinwand, die über den Wagen geſpannt war, entzog ihn den Blicken der Vorüberkommenden, entzog das ſinnende Gedankenleben, das ſich bald in einem verſteckten Lächeln, bald in der zuſammengezogenen Lippe ausſprach, jedem forſchenden Auge. Wie könnten wir es errathen? Das Beſte iſt, wir denken nicht lange nach, und folgen dem Brautwerber für des Vorſtehers Sohn, gleiten ihm nach und klammern uns an ihn, wie an den Körper der Schatten!

Gleich zu Anfang der Fahrt nahm ſich Kobi vor, den ihm vom Vater vorgeſchriebenen Angriffsplan in etwas abzuändern. Wie ein kühner General wollte er ſelbſtſtändig handeln, wenn auch im Ganzen den Befehlen des Feldherrn getreu.

Vater Wolf hatte ihm vorgeſchrieben, geradezu auf den Randarhof loszuziehen, oder eigentlich, er hatte das ſelbſtverſtändlich, ohne davon zu ſprechen, ſo gemeint. Bei reiflicher Überlegung fand jedoch Kobi, es ſei beſſer, den Feind nicht in der „Fronte,“ ſondern auf den „Flügeln“ anzugreifen, nicht auf geradem Wege, ſondern auf Umwegen. Kannte er denn dieſen Feind ſo vollſtändig?

Aus der Schilderung ſeines Vaters hatte Kobi nur ein ganz unbeſtimmtes Bild entnommen; wenn aber der Angriff raſch und kräftig geführt werden ſollte, ſo mußte er alle Schwächen und Stärken des Feindes kennen, mußte wiſſen, ob man ihn rechts oder links, bei ſeinem Kopfe oder bei ſeinem Herzen faſſen ſollte. „Er wird doch nicht gar ſo ein Unmenſch ſein,“ berieth er in ſich ſelbſt, „daß man ihm von keiner Seite zukann? Ich hör's ja immer ſagen, wie jeder Menſch einen „Zipf“ hat, daran man ihn halten und niederwerfen kann. Sollte der Randar nicht auch ſo einen Zipf haben?“

Man ſieht, Kobi wäre zu einem General nicht gerade unpaſſend geweſen; er verſtand ſich nicht ſchlecht auf die Regeln der Kriegskunſt. Sobald er mit ſich einig geworden, lag auch der ganze Plan fertig vor ihm. Kobi ſchloß nämlich mit Recht, daß je enger der Kreis um den Randarhof wurde, deſto genauer und zuverläſſiger mußten auch die Berichte über denſelben werden; je weiter aber, deſto toller und verwirrter. Er ließ daher in der nächſten Gemeinde halten, und die „Gelegenheit“ in ein Wirthshaus einſtellen; er ſelbſt ging zu Fuß in die „Gaſſe,“ wo er ein oft geſehener Gaſt war. Er aber hielt ſich nicht lange auf, ſtand wohl Jedem Rede und Antwort, aber nicht zu viel; er wußte, daß er hier in einem beſonders bekannten Hauſe die beſte Auskunft erhalten werde. In dieſes Haus trat er; Kobi hatte es beſonders auserſehen, weil es eines von jenen Häuſern war, wo man über Alles belehrt werden konnte: über einen Sack Wolle ſo gut, wie über den guten oder ſchlechten Ruf der Leute auf zehn Meilen im Umkreis.

Man ſchrie vor Verwunderung auf, als man ihn, den man immer von der „Geſchäftskleidung" her kannte, plötzlich ſo feſttäglich, in ſo außerordentlichem Aufputz vor ſich ſtehen ſah.

„S' Gotts willkumm'," ertönte es von allen Seiten, „haben gewiß heute etwas vor?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben," meinte Kobi beſcheiden, „ſo ſag' ich: ja."

„Sich doch alſo beſonnen!" hieß es dann weiter in jenem höhniſch-luſtigen Tone, den man bei ſolchen Gelegenheiten am liebſten anſtimmt. „Und wo ſoll „ſie" denn ſein? Kann man's wiſſen?"

„Warum nicht," meinte Kobi, „da und da."

Er nannte eine benachbarte Gemeinde, hütete ſich aber wohl, Namen oder Stand der Beſchau zu nennen. Daß er den Randarhof nicht nannte, läßt ſich denken. Die Leute, die zum Glück nicht unbeſcheiden ſein wollten, drängten nicht weiter und begnügten ſich mit dieſer Auskunft.

Nachdem Kobi ſich auf dieſe Weiſe den Rücken geſichert hatte, wußte er durch eine geſchickte Drehung auf den Nandar zu kommen, ohne daß eine lebende Seele in der Stube auch nur leiſe geahnt hätte, dahinter liege etwas mehr. Er habe ein „Geſchäft“ mit ihm vor, eigentlich nicht er, ſondern ein Anderer, in deſſen Namen er es vollbringen ſolle; ſie würden aber wiſſen, wie ſehr es „Einem“ erleichtere, wenn man ſofort denjenigen kenne, mit dem man es zu thun habe. Er bitte ſie daher, ihm mitzutheilen, was ſie in dieſer Hinſicht wüßten; den Dank ſollten ſie im Voraus dafür nehmen.

Lebendiger Gott im Himmel! Was mußte Kobi da für Dinge vernehmen! Er glaubte in ein Weſpenneſt geſtochen zu haben, ſo wild und ungezügelt flogen ihm die üblen Nachreden um die Ohren. „Vor dem, hieß es, „ſolle er ſich in Acht nehmen, der ſei im Stande, wenn er bemerke, daß man ihn um zwei Kreuzer Werth überhalten wolle, fuchswild zu werden und Einem Arm und Beine zu zerſchlagen. Es ſei ihm dann Jeder gleich, ob reich, oder arm, ob Jud oder Chriſt; wenn der „anfange,“ ſolle Einen Gott behüten!“ Zum abſchreckenden Beiſpiel wurden noch einige wahrhaft ſchaudervolle Geſchichten zum Beſten gegeben, aus denen allen die Lehre hervorging: man ſolle ſich mit ihm in nichts einlaſſen. Dem Einen hatte er das Haus verboten für immer, weil er ihn bei einem Sack Haber um einen Kreuzer übervortheilt, den Andern, der zu ſeiner Tochter auf die Beſchau gekommen, habe er ſchimpflich zum Hauſe hinausgejagt, weil er beim Eintritt die „Meſuſeh“ zu küſſen vergeſſen, auf einen Dritten hätte er ſogar die Hunde hetzen laſſen, weil er bei Tiſch einen Fehler im „Benſchen“ begangen. Eines müſſe man ihm aber doch nachſagen, was wahr ſei: Wenn man den Randar in einer guten Stunde treffe, und ihn zu behandeln wiſſe, ſo laſſe ſich ganz gut mit ihm auskommen, dann ſei er wie ein ganz gewöhnlicher Menſch, und „ließe ſich um den Finger herumwickeln.“

Kobi war mit dieſer Auskunft nicht unzufrieden; ſie war ihm reichlicher gefloſſen, als er ſelbſt gehofft hatte. Unter einem Vorwande machte er ſich los, dankte, aber nicht ſo, daß irgendwie ein herzlicher Ton hätte aufmerkſam machen können, daß man ihm eine große Verbindlichkeit bewieſen und empfahl ſich dann. Mit der „Gelegenheit“ fuhr er hierauf weiter, aber ſchon im zweiten Dorfe, durch das er kam, ließ er wieder halten; daſelbſt wohnte ein armer „Beſtandmann,“ von dem er zuweilen im Vorbeigehen, mehr aus Mitleid als aus wirklichem Bedürfniſſe Manches kaufte. Der Beſtandmann kam weit herum und Kobi ſchloß mit Recht, auch hier müſſe er Bericht erhalten. Die nämlichen Bewillkommungen, dieſelben Ausrufe der Verwunderung, dieſelben Fragen, wohin die „Beſchau“ ſich richte, tönten ihm auch hier entgegen. Kobi beantwortete ſie ganz in der nämlichen Weiſe, wie er dieß kurz vorher gethan hatte, er machte kein Hehl daraus, daß er wirklich „etwas“ vorhabe, und wußte auch hier den Beſtandmann ſo herumzuführen, daß dieſer ohne die leiſeſte Ahnung mit einem Male im Randarhof ſtand und von dem zu reden und zu ſchnurren anfing, als wäre er eigens dafür bezahlt worden!

Der ſei, hieß es, der größte „Grobian,“ der auf Gottes Erdboden exiſtire, ſage den Leuten unaufgefordert Wahrheiten ins Geſicht, die ſie lieber nicht hören möchten, genire ſich vor keinem Menſchen, mache ſich auch nichts aus Gott und der Welt. Damit wolle er aber nicht ſagen, daß es im Randarhof etwa „unjüdiſch“ zugehe, im Gegentheil, weit und breit, in halb Böhmen gäbe es kein ſo frommes Haus. Aber ein Grobian und ein Flegel ſei er doch wie kein zweiter lebe; man müſſe ſich außerordentlich in Acht nehmen, um ihn nicht zu erzürnen. Er ſelbſt, der Beſtandmann nämlich, habe mit ihm ein „Stückl" vorgehabt, an das er ſein Lebetag denken würde. Er habe einmal eine gute Partie Wolle von einem Bauer kaufen können, aber das Geld habe ihm dazu gefehlt! Da habe er ſich gedacht: in der Nähe wohne Rebb Joſel Süß, der Randar, dem's auf ſechzig oder achtzig Gulden nicht ankomme, bei dem wolle er es verſuchen. Wie der ihn aber angeſchnauzt habe, das ſolle ſeinem größten Feinde nicht zukommen; er wolle ihm das Geld in längſtens drei Tagen wieder zurückbringen, habe er ihm in aller Demuth und Beſcheidenheit verſprochen; er aber, der Randar nämlich, habe ihn faſt nicht einmal ausreden laſſen, geſchrieen und gelärmt mit ihm, als hätte er ſein ſämmtliches Hab' und Gut begehrt. „Meinſt du Jüd'," habe er geſagt, „ich hab' mein Geld nur für dich? ich hätte mit meinem Geld nur Schnorrer zu füttern? und meinſt du vielleicht, mit deinen drei Tagen müßt' ich nicht bis auf den letzten Pilſner Markt *) warten?"

In dieſer Stunde hab' er ausgeſtanden, um alle Sünden abzubußen, er hätte an Leib und Leben

---

*) Das heißt: auf Nimmerwiederſehen!

gezittert. Zuletzt ſei die Tochter dazu gekommen, auf die er große Stücke halte, und da ſei er plötzlich ein ganz Anderer geworden. Ob er ſich vor dem Mädchen geſchämt, oder ob Gott eine beſſere Laune über ihn geſchickt hatte, könne er nicht angeben. Er ſei aber über den Schreibtiſch gegangen und habe ihm ohne ein weiteres Wort das Geld hingeworfen. Zuletzt habe er noch zu Tiſch bleiben müſſen. An den Tag werde er aber noch auf ſeinem Sterbebett denken.“

So erzählte der Beſtandmann. Auch mit dieſer Auskunft war Kobi zufrieden, und dankte herzlich dafür. Wenn er es genau betrachtete, ſo lautete der Bericht, den er jetzt erhalten, doch ganz anders, als den er in der erſten Gemeinde empfangen. Der Randar hatte alſo bei all' ſeiner Wildheit und Grobheit doch einen „Zipf“ — ſeine Tochter?

Noch in einer dritten Gemeinde, der nächſten zum Randarhof, ſtellte ſich Kobi ein; er wollte ſicher gehen. Mußte man ihn da nicht am beſten kennen? berieth er wieder in ſich, wo man ihn öfter zu ſehen bekam, wohin er doch gewiß an Sabath und Feiertagen in die „Schul“ kam? Auch in dieſer dritten Gemeinde, deren Einwohner aus hier unberührten Urſachen die „Spöttler“ hießen, fand Kobi bald Leute, die ihn nicht lange im Dunkeln ließen. Nachdem Kobi das übliche Kreuzfeuer der

Fragen und Antworten glücklich überſtanden hatte, gebrauchte er die nämliche Taktik, um zu ſeinem eigentlichen Zwecke zu gelangen. Auch hier, wo es zumeiſt der größten Kunſt bedurfte, denn die „Spöttler“ hatten feine Naſen, blieb Kobi vollkommener Meiſter des Feldes.

„Zu dem Bauer wollen Sie gehen?“ hieß es mit mitleidig aufgeworfener Lippe, „mit dem ein Geſchäft machen? Iſt denn das ein Menſch, wie jeder Andere, der Art und Sitte hat? Das iſt ſo ein „Sproſtak,“ *) der nur mit Seinesgleichen umzugehen verſteht. Bauern ſind ihm ſeine liebſte Geſellſchaft, mit einem „ordentlichen“ Menſchen hält er es gar nicht aus. Schad' iſt um ſeine Tochter, die verdient etwas Beſſeres, als Jahr aus Jahr ein unter Bauern und Bäuerinnen ihr Leben zuzubringen. Wenn nur die ſchon aus dem Hauſe und verſorgt wäre! Aber der „Sproſtak“ wartet gewiß darauf, bis er ihr wieder einen Bauer geben kann, der nichts anderes kann, als mit ihm einen „Franzefuß“ ſpielen, oder ſich darauf verſteht, wie viel „Stein“ ein Ochs hat.“

Kobi war es ſich ſehr wohl bewußt, in welchen

---

*) Böhmiſcher Ausdruck für einen bäueriſch groben Menſchen.

Abſtufungen und Abweichungen das Lob des Randars bisher an ſein Ohr geklungen. Von dem „Bären“ und „Unmenſchen“ an, als den ihn ſein Vater geſchildert, bis herab auf den „Sproſtak,“ der „Franzefuß“ mit ſich ſpielen ließ, wie viel der merkwürdigſten Farben und Lichter gab es da nicht! All das zuſammengenommen bewirkte aber für einen Augenblick, daß ihn ein Schwindel überfiel; es verwirrte ihn mehr, als es ihn aufhellte. Nachdem er ſo viel über eine und dieſelbe Perſon hatte hören müſſen, Dinge, von denen wir nicht den hundertſten Theil erzählen konnten, kam es ihm bisweilen vor, als wiſſe er eigentlich noch gar nichts über den Randar! Ja, wir müſſen es offen geſtehen, es überflog ihn einmal ein Gefühl von Furcht und Grauen; ſein Unternehmen ſtieg dann vor ihm in fabelhaft großen Umriſſen auf: es erſchien ihm als ein Wagniß, dem vielleicht alle ſeine Kräfte nicht gewachſen ſeien!

Zum Glücke dauerte dieſe böſe Anwandlung nicht lange. In Kobi's Weſen lag etwas, was federgleich aufſprang, wenn es auch eine Zeit lang gedrückt worden; wir meinen ſein friſcher Muth. Er erhohlte ſich auch bald von dieſer Betäubung und als er aus der Gemeinde der „Spöttler“ wieder fortfuhr, war auch jede Spur des beengenden Gefühles verſchwunden. Der einzige Gedanke: „Was möcht' mein Vater ſagen, der mich klüger hält als ſich ſelbſt,“ verſcheuchte wie ein reinigendes Gewitter die böſen Dünſte der Entmuthigung.

Es war der Abend niedergeſunken, als Kobi in des Randars Dorf einfuhr. Schon aus der Ferne erkannte er das Haus an der breiten behäbigen Fronte, die es gegen die Gaſſe bildete; es war eine Art Pallaſt gegen die anderen Bauernhäuſer, wie denn die alten Randarhöfe ſtets ein gewiſſes vornehmes Weſen an ſich tragen. Jetzt begann in Kobis Bruſt ſich wieder eine Beängſtigung zu regen, die ſein Herz pochen machte: lag doch das Lager des „Feindes“ vor ihm! Dem Kutſcher befahl er langſam an dem Hauſe vorzufahren, dann aber ſogleich herabzuſpringen und die Pferde auszuſchirren. Pünktlich wurde der Befehl ausgeführt; die „Gelegenheit“ ſchob ſich langſam vorwärts, endlich ſtand ſie.

In demſelben Augenblicke trat aus dem Hauſe eine große vierſchrötige Geſtalt heraus, der man auf tauſend Schritte den Randar angeſehen hätte. Der Mann hatte ein wahres Löwenangeſicht, kühne grau gefärbte Augenbrauen hingen ihm dräuend herab, während noch zum Uiberfluß ein breiter grauer Backenbart ſeine ſtarkknochigen Züge umrahmte. Wenn man ihn anſah, mußte man denken, ſo hätte Simſon ausgeſehen, wenn der nicht ſo frühe ſeiner Haare beraubt worden wäre.

Der Mann war überdieß in Hemdärmeln und hatte über die Schulter ein blaues Schnupftuch geworfen, was ihn merkwüdiger Weiſe viel größer und furchtbarer erſcheinen ließ.

Kobi ſprang raſch aus der Gelegenheit; er ſtand vor dem Feind!

„Guten Abend, Rebb Joſel,“ rief er laut, aber doch nicht unbeſcheiden. „Ich bin doch bei Rebb Joſel Süß?“

„Den guten Abend zurück,“ tönte es aus dem Munde des Mannes, aber ſo gewaltig und tief, daß Kobi um zwei Schritte zurückwich. „Was willſt du und begehrſt du, Jüngel?“

Dieſe Anrede machte auf Kobi einen eigenthümlich bewältigenden Eindruck. Daß ihn der Mann mit „per du“ und mit „Jüngel“ anſprechen würde, hatte er nicht erwartet. Aber zugleich überkam ihn einer jener wunderbaren Gedankengriffe, die den Menſchen oft in äußerſter Gefahr an der Seele faſſen und ſie ſtille ſtehen und die Augen weit zu öffnen heißen!

Blitzſchnell ſah er ein, wie hier nur Entſchiedenheit, ein feſtes und ſicheres Weſen, ein furchtloſes Auftreten etwas vermögen; er fühlte, mit dem Manne müſſe man wie ein Ebenbürtiger verkehren, Stirn gegen Stirn, und vor Allem es nicht durchblicken laſſen, daß man ſich vor ihm fürchte.

„Ich hätt' ein Geſchäft mit Ihnen, Rebb Joſel," ſagte Kobi mit ſicherer Stimme, „wenn Sie nämlich Luſt dazu haben."

„Am Cholemoed mach' ich kein Geſchäft," ſagte der Mann kurz, aber ſcharf betont, „komm nach Jontef (Feiertag) Jüngel."

„So lange werd' ich kaum warten können," meinte Kobi mit Freimuth. „Ich gehöre zu den Leuten, die nicht gern etwas aufſchieben. Lieber etwas heute, als morgen gar nichts."

„Haſt du auch die Maxim', Jüngelchen?" rief der Randar, aber mit einer Stimme, die wie das Geſchmetter einer Trompete klang. Kobi war wahrhaft erſchrocken. Hatte er etwas geſagt, was dem Randar mißfiel? oder lag in dieſen Donnerworten eine gewiſſe Billigung? Dennoch faßte er ſich ſogleich; er hielt es für das Beſte, in dem angeklungenen Tone fortzufahren.

„Ja, das iſt meine Maxim'," ſagte Kobi muthig, aber keineswegs altklug, „und ich hab' immer gefunden, daß man ſich dabei am beſten ſteht."

Der Randar ſprach darauf kein Wort; aber dafür kam hinter den buſchigen Augenbrauen ein Blick hervor, ſo prüfend und verſetzend, daß ein Anderer zehnmal in einem Athemzug die Blicke würde niedergeſchlagen haben. Aber Kobi hielt ihn aus, trotzdem ihn dabei eine grimmige Eiskälte durchrieſelte.

„Wenn das deine Maxim' auch iſt, Jungel, ſo kann von einem Geſchäft ſchon die Rede ſein," ſagte der Randar nach dieſem Blicke, der nicht zu Kobi's Ungunſten ausgefallen ſein mochte; denn die Stimme klang jetzt bei Weitem nicht mehr ſo grauenhaft; ſie ſchien wie geölt. Kobi wollte auch bemerkt haben, daß eine Art Lächeln dabei über die harten Züge flog; alles das gab ihm höheren Muth, er fühlte, wie es ihm wieder warm wurde in den Adern.

„Spann' aus!" rief Kobi dem Kutſcher zu, der dieſes Befehles gewärtig während dem die Hälfte dieſer Arbeit bereits vollführt hatte.

„Was ſoll's?" meinte der Randar, aber durchaus nicht unfreundlich. „Sind wir denn mit dem Geſchäft nicht bald fertig? Es wird nicht ſo viel dran ſein?"

„Das können Sie nicht wiſſen, Rebb Joſel," ſagte Kobi, „Einer, der ſicher gehen will, muß ſich zu einem Geſchäft Zeit nehmen. Ich laß' daher ausſpannen; die Pferde ſind ohnehin heut' ſchon ſechs Meilen gelaufen."

Wieder fiel ein Blick unter den Augenbrauen des Randars auf Kobis ganzes Weſen; es mochte dem bährenhaft ſtarken Manne ſonderbar vorkommen, wie ſo ein „Jüngel" den Muth haben konnte, in dieſer Weiſe mit ihm zu ſprechen.

„Meinetwegen," ſagte er darauf, „aber jetzt mach', daß Du hereinkommſt."

Das war für Kobi ein Zeichen voll guter Bedeutung; wenigſtens legte er es ſich ſo aus. Dennoch folgte er nicht ſogleich der Einladung des Randars, wie ein Anderer wohl eiligſt gethan hätte. Er blieb ſtehen.

„Nun, warum kommſt Du nicht?" rief der Randar plötzlich, als er dieß merkte, barſch und grob. „Soll man Dir das zweimal ſagen?"

„Ich geh' nicht Rebb Joſel," ſagte Kobi mit großer Feſtigkeit, „und wenn ich Tauſende an Ihnen zu verdienen hätte. Ich bin in dem Hauſe nicht aufgenommen worden, wie ein Jud' den andern aufnehmen ſoll."

„Wie meinſt Du das, Jüngel?" rief der Randar mit der ganzen Fülle ſeiner ſchreckhaften Stimme. „Bin ich etwa kein Jud'?"

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joſel, und nehmen Sie mir's nicht übel," meinte Kobi, ohne im Mindeſten erſchrocken auszuſehen, „ich bin's vom Hauſe aus gewohnt: Wenn ich in ein Jüdenhaus komm', ſo gibt man mir einen „Scholemalechem (Friedensgruß).“

Da drang aus der breiten Bruſt des Raudars etwas herauf, was man ferne grollendem Donner hatte vergleichen können; es dauerte eine geraume Weile, bis es den Weg aus den tiefſten Tiefen des gewaltigen Körpers herausgefunden, und als Lachen zum Munde hervorquoll.

„Meinſt Du das?“ rief er übermächtig,“ ich habe nicht geglaubt, Jüngel, daß Du auch darauf etwas hältſt. Meinetwegen alſo! da haſt Du meinen „Scholem Alechem.“

Er trat damit Kobi entgegen und ſtreckte ihm die übergroße Hand entgegen.

„Alechem Scholem,“ ſagte Kobi freudig, und ſchlug in die dargereichte Hand ein.

Das war ein Händedruck! Manche Leute hätten zwar geſagt, ſo könne nur ein grober „Sproſtak“ drücken; für Kobi war er aber in dieſem Augenblicke unbezahlbar. Der Händedruck, ſo mußte er ſich's innerlich ſagen, den hatte er ſich verdient! er hätte dafür Vieles nicht gegeben, daß er gerade ſo und nicht anders ausgefallen.“

„Und jetzt komm' und ſetz' ab," ſagte der Randar und ging ihm voraus ins Haus.

Das ließ ſich jetzt Kobi freilich nicht zweimal ſagen. Er folgte dem rieſigen Manne, der ihn durch ein großes Vorhaus führte, das von oben bis unten mit Getreideſäcken vollgeſtopft war, bis ſie an die eigentlichen Wohnzimmer kamen. Ehe ſie eintraten, hatte Kobi ſchon die Stelle erſpäht, wo an der Thürpfoſte, mit einem gläſernen Fenſterchen verſehen, die „Meſuſeh" glänzte, und ſie mit der Hand berührt, die er dann andächtig zum Munde führte. Wieder fiel der Blick des Randars auf ihn; er fühlte die drohenden Augen auf ſich ruhen, aber der Blick brannte nicht mehr, jagte ihm auch keine Eiskälte ein; er war faſt milde.

Die erſte Stube, durch die er mit dem Randar kam, war die „Schenkſtube." Neben trinkenden Bauern fand er allerlei hergewandertes „Schnorrervolk," wie es jeder Abend aus allen vier Weltenden in den Randarhof zuſammenwehte, Männer, Weiber und Kinder. Es waren das grauenhafte, vom Schmutze des Elends und des Weges verwitterte Geſtalten, die da zur Nachtherberge verſammelt waren. Dennoch nahm Kobi keinen Anſtand, trat auf jeden der Männer zu, ſie mit einem herzlichen „Scholem Alechem" begrüßend, und das alles mit jener gewinnenden Freundlichkeit, die in dem „Schnorrer“ nur den ärmern Mitbruder ſah.

Rebb Joſel ſah dieſem Thun mit einer Art Erſtaunen zu; es mochte ihm noch nicht vorgekommen ſein, daß ſich ein ſo „feines Jüngel“ ſo mit dem Schnorrervolke „herſtelle.“ Die ſtark gehämmerten Züge ſeines Antlitzes nahmen dabei einen eigenthümlich beobachtenden Ausdruck an.

In der eigentlichen Wohnſtube angekommen, ſagte der Randar:

„Jetzt ſetz' Dich, Jüngel, und laß' uns von Deinem-Geſchäft reden. Iſt etwas daran zu verdienen?“

„Je nachdem man's nimmt,“ ſagte Kobi, „wenn's nicht für Beide von Vortheil ſein könnte, wär's dann ein Geſchäft?“

Das ſprach Kobi übrigens nicht mit dem bisher behaupteten Muthe. Daß der Randar wirklich das Geſchäft verhandeln wollte, erſchien ihm keineswegs als ein gutes Zeichen.

„Da haſt Du wieder Recht,“ lachte der Randar. „Zu einem Geſchäfte gehören Zwei: Einer, der gewinnt und der Andere, der gewinnen läßt.“

„Wie aber, wenn alle Zwei gewinnen?“ entgegnete Kobi wieder beherzter.

„Das verſteh' ich nicht, das iſt mir zu hoch,“ ſagte der Randar grob, „mit mir, Jüngel, mußt Du teutſch reden.“

„Verzeihen Sie, Rebb Joſel,“ meinte Kobi beſcheiden, „wenn ich Ihnen heute darüber keine Auskunft geben kann; morgen aber, wenn das Geſchäft vorüber, will ich es Ihnen gleich ſagen.“

Dem Randar ſchien dieſe Ausflucht einzuleuchten; er brach von dem berührten Gegenſtande ab.

„Es wird heut' zu ſpät ſein, vom Geſchäft zu reden,“ meinte er ſodann. „Wenn Du willſt, kannſt Du hier bleiben über Nacht, Jüngel, es ſoll Dir und dem Kutſcher an nichts fehlen. Das Pferd werd' ich in den Stall führen laſſen.“

„Ich nehm's mit Dank an,“ ſagte Kobi beſtimmt, „ich glaub' ſelbſt, es iſt beſſer, wir laſſen das Geſchäft bis morgen ſein; über Nacht kann man vieles ausſchlafen.“

Sein Herz ſchlug nach dieſen Worten wieder freier; er hatte nun das Recht, die Erlaubniß, hier zu bleiben. Ohne daß der „Feind“ den geringſten Widerſtand entgegen ſetzte, hatte er ſich mitten im

Lande feſtgeſetzt. „Wird er dich von hier vertreiben können?" fragte er ſich.

„Haſt Du Hunger, Jüngel?" fragte ihn hierauf der Randar.

„Ich komm' heute ſchon weit her, und in die „Garküchen," wo ich durchgekommen bin, hab' ich nicht gehen wollen," meinte Kobi, der in dieſem Augenblicke wohl wußte, warum er dieſes ſagte.

„Warum nicht? Jüngel?" rief der Randar wieder mit ſeiner ſchreckhaften Stimme, aber zugleich mit einem gewiſſen lauernden Blick hinter den Augenbrauen. „Warum nicht? Kochen Dir die Garküchen vielleicht nicht gut genug? Biſt Du vielleicht an „auswärtige" Koſt gewöhnt?"

Kobi verſtand den Randar recht gut, was dieſer unter „auswärtiger" Koſt meinte.

„Ich will die Koſt und jene nicht," ſagte er mit dem wahrſten Ausdrucke in Stimme und Geberde, „mir iſt am liebſten, wenn ich zu Hauſe mein Eſſen haben kann. Darüber geht nichts, und dann koſtet es auch nicht ſo viel."

Dem Randar mochte dieſe Antwort nicht mißfallen haben; ſeine Stimme ſtieg wieder von den tiefen Tönen der Grobheit zu den etwas höhern ſeiner gewöhnlichen Barſchheit hinauf.

„Zu eſſen ſollſt Du bekommen, Jüngel,“ ſagte er, „daß Du genug haſt, und ſchmecken ſoll's Dir auch, wie ich hoffen will, denn es iſt Alles von meiner Tochter gekocht.“

So ſehr Kobi bis zu dieſem Augenblick als Meiſter des Schlachtfeldes ſich behauptet hatte, ſo verlor er beinahe durch die einzige Nennung der Tochter alle bisher errungenen Vortheile, ein Umſtand, der, wie dies die Kriegsgeſchichte aller Zeiten darthut, auch bei den größten Feldherren aller Jahrhunderte ſich findet.

„Ihre Tochter, Rebb Joſel, kocht?“ rief er unüberlegt heftig, in einem Tone, der zu dem bisher eingehaltenen in zu lautem Gegenſatze ſtand, als daß er nicht hätte auffallen ſollen.

„Was haſt Du, Jüngel?“ fragte der Randar, „kommt Dir das ſo ſonderbar vor, daß ein Mädchen kocht?“

Kobi hatte wieder die alte Faſſung; er hatte ſich nur in einem unbewachten Augenblick weiter fortreißen laſſen in das Schlachtgewuhl, als die Klugheit erlaubte.

„Sonderbar kommt es mir nicht vor,“ meinte Kobi ruhig, „weil es ſich von ſelbſt verſteht; aber doch iſt es mir wie ein Wunder. Wiſſen Sie Rebb Joſel, wie es unſere Madchen in den Gemeinden jetzt anfangen mit dem Kochen? Vier Wochen vor der Hochzeit läßt man aus Prag ſich ein dickes Kochbuch bringen, und nun werden ſie von der Mutter in die Küche hinausgenommen — und dann werden ſie für ausgelernte Köchinen ausgegeben. Wenn dann der Bräutigam zufällig kommt, ſo findet er ſie mit dem Kochlöffel in der Hand, oder das Geſicht eingerußt. Haben da unſere Weiſen nicht recht, daß ſie einem Mann erlauben, ſich von ſeinem Weib zu ſcheiden, wenn ſie ihm eine „angebrinzelte“ Suppe auf den Tiſch ſetzt?“

„Sagen das wirklich unſere Weiſen?“ rief der Randar und lachte dabei ſo überlaut, daß der Lehnſtuhl unter ihm Zuckungen bekam.

„Es ſteht im Talmud,“ betheuerte Kobi.

Der Randar lachte noch unbändiger.

„Da ſieht man,“ rief er, „was ſie vor alten Zeiten für Köpf' auf ſich gehabt haben. Sie haben ſchon damals nicht gern eine angebrinzelte Suppe gegeſſen; darum haben ſie das angeordnet. Nun, Jüngel, die wird Dir nichts Angebrinzeltes auf den Tiſch ſetzen, da drauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Mir?“ klang es fragend in Kobis Innern. „Was meint er damit?“ Aber er hatte nicht Zeit dieſen Gedankenfaden weiter fortzuſpinnen.

„Du ſollſt das gleich ſehen,“ ſagte der Randar. „Mirl,“ rief er mit Donnerſtimme, „komm' 'n Biſſel herein, Mirl!“

Gleich darauf öffnete ſich eine Thüre und auf der Schwelle erſchien ein Mädchen, ſchön und groß, von der Gluth des Feuers lieblich geröthet, wie Kobi nie Eines geſehen. Alles Blut ſprang ihm vom Herzen zum Kopfe, ſein Geſicht mußte ſelbſt in die tiefſte Röthe getaucht ſein; die Augen brannten ihm. Einen ſolchen Anblick hatte er nicht erwartet!

„Mirl,“ ſagte der Randar, „koch' uns etwas, wir wollen bald eſſen. Das Züngel da iſt unſer Gaſt, und bleibt auch über Nacht da. Aber laß' Dich nicht beſchämen; das Züngel da kommt aus einer Gemeinde, wo die Mädchen, wenn ſie kochen wollen, ein Kochbuch aus Prag müſſen holen laſſen. Da nimm Dich alſo in Acht, denn der wird's beſſer gewöhnt ſein, als wir Bauern.“

„Ja, Vater Leben,“ ſagte Mirl mit wohlklingender Stimme, die wunderbar an Kobi's Herz griff; „das Eſſen iſt auch bald fertig, Du weißt, ich koch' immer etwas mehr.“

Damit wandte ſie ſich ab; im Fortgehen glitt ein flüchtiger Blick über Kobi. Errieth ſie, wer er war? was er wollte?

Als das Mädchen ſich entfernt hatte, entſtand eine gefährliche Stille zwiſchen den beiden Männern. Kobi wäre es unmöglich geweſen, in dieſem Augenblicke einen Laut hervorzubringen, ſo ungeſtüm pochte ſein Herz, ſo unbändig wogte der Strom ſeines Blutes. Alle Geiſter der Jugend waren über ihn gekommen, jene ſtarken, bezwingenden Mächte, die zwiſchen vier Menſchenaugen ihr luftiges Reich aufgeſchlagen haben; die, was ſie einmal ergriffen, entweder himmelhoch tragen oder in bodenloſe Tiefen ſchleudern, die kein Senkblei noch ergründet hat.

„Wie gefällt Dir mein Mädel? Was ſagſt Du zu ihr?“ fragte plötzlich der Randar.

Dieſe Frage verwirrte Kobi noch mehr; mühſam rang er nach Faſſung, aber die tiefe Röthe, in der ſein Geſicht brannte, von dort verbannen, vermochte er doch nicht.

„Was ſoll ich ſagen, Herr Randar?“ meinte er ſtotternd. „Wenn ich ſagen möchte: ſie iſt das ſchönſte und lieblichſte Mädchen, was ich in meinem Leben zu ſehen bekommen habe, möchten Sie mir es glauben? Oder ſchickt es ſich, daß ich es ſage?“

„Sag's nur geradezu heraus,“ rief der Randar ſtark, „ich weiß am beſten, was an meiner Tochter iſt.“

„So ſag' ich,“ rief Kobi mit vor Innigkeit bebendem Tone, unter dem ſein ganzes Weſen erzitterte, „daß Gott es mit dem ſehr gut meinen muß, dem er ſie als Weib beſchert.“

Das Wort war geſprochen; über Verſtellung und Kunſt hatte es ſiegreich ſein Banner gepflanzt; wie ein Bergſtrom, den ein plötzliches Hochgewitter ſchwellt, kam es daher gerauſcht, und achtete nicht des bis nun ſo ſorgfältig Gehegten und Gepflegten. Jede Reue kam nun zu ſpät; Kobi empfand das in dem nämlichen Augenblicke. Gott der Lebendige wußte, welche Verwüſtung das wilde Bergwaſſer angerichtet; — dennoch hätte Kobi es nicht unausgeſprochen gewünſcht. Furchtſam blickte er nach dem Randar hin, um an deſſen Zügen zu ſehen, wie das Wort gewirkt hatte; zu ſeinem höchſten Erſtaunen bemerkte er aber, wie dort eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; es ſpielte ein Lächeln und Behagen zwiſchen dieſen geſchmiedeten Muskeln, die ſie milde, wie von Sonnenlicht beſtrahlt, erſcheinen ließ.

„So wahr ich Joſel Süß heiße,“ ſagte der Randar mit mühſam erzwungener Stärke, „du haſt Recht, Jüngel! Wer die kriegt, bekommt ein Weib! Mehr ſage ich nicht; es iſt nicht meine Sach' über ein Kind viel zu reden; aber das kann ich dir ſagen: Seit mein Weib todt iſt hab' ich keine Minute gefühlt, daß ſie mir fehlt. Sie füllt jeden Winkel im Haus mit Leben aus. Oft hat's mir den Sinn durchfahren, daß die kein Jüngel geworden iſt, daß ich doch Jemanden gehabt hätte, dem ich den großen Hof hätte übergeben können. Aber ſie iſt mir doch tauſendmal lieber als fünfzig Knaben, die ſitzt mir im Herzen und macht mir Freude, wie nichts in der Welt, und wenn ich Einem Menſchen etwas ſchuldig bin, ſo iſt's ihr. Gott ſoll ſie mir behalten!“

Gleich darauf, als hätte er ſich zu viel erniedrigt, indem er ſein ſtarkes Weſen unter dem Eindrucke der väterlichen Zärtlichkeit Einbuße hatte leiden laſſen, meinte er mit ſeinem gewöhnlichen Tone:

„Wie ſteht der Haber bei dir zu Hauſe?

Kobi konnte nicht ſogleich antworten, ſo bewegt hatte ihn die Rede des harten Mannes, der als „Bär,“ „Wolf“ und „Unmenſch“ in den Erzählungen der Gemeinden ſpukte. Hätte ſich die Mutter noch gefürchtet, mußte er innerlich ſich fragen, mich zu ihm zu ſchicken, wenn ſie ihn ſo reden gehört hätte? Aber gut war es doch, daß der Randar dem Geſpräch eine ſo kühle Wendung gab.

„Nun Jüngel?“ fragte er noch einmal, „wie ſteht bei dir der Haber zu Hauſe?“

„Vier Gulden dreizehn Groſchen, Herr Randar,“ beeilte ſich Kobi zu ſagen.

„Nicht höher?“

„Am letzten Wochenmarkt,“ theilte Kobi noch mit, „hat man ſo viel, als man will, um dieſen Preis haben können.“

„Verſtehſt du dich auf Haber, Jüngel,“ fragte der Randar faſt verwundert.

„Es iſt zwar nicht mein Geſchäft,“ meinte Kobi, „aber man kann nicht wiſſen, wie Einem ſo etwas einmal unter die Hände kommt. Dann möchte ich nicht gern in ein Unglück gerathen.“

„Du ſcheinſt vielerlei Sachen zu verſtehen, Jüngel,“ ſagte nach einer Weile der Randar mit einem ſo bedeutſamen und feinem Lächeln, wie es die Spöttler dem „Sproſtak“ nicht zugetraut hätten.

In Kobi aber drängten ſich, ſeitdem er den verhängnißvollen Ausſpruch gethan, Geiſter auf Geiſter, die nach Erlöſung ſchrieen; es überkam ihn eine Art von Ermüdung, da zu ſitzen und mit dem Randar über den Preis des Habers zu ſchwatzen, während er doch nicht wußte, ob ſie gerade, um derentwillen er das Wagniß unternommen, einverſtanden damit ſei, ob er bleiben, ob er wagen dürfe? Denn wie trefflich der „Min“ es bisher verſtanden haben mag, die geheimſten Abſichten ſeiner Miſſion vor uns, ja vor ſich ſelbſt in Dunkel zu hüllen, jetzt, das fühlte er, war der Augenblick gekommen, der ſeine kühnen Entwürfe entweder der zerſtörenden Lächerlichkeit des Nichterfolgs oder dem glücklichſten Gelingen anheimgeben mußte. Ein Vater, fuhr es ihm blitzſchnell durch den Sinn, der ſeine Tochter ſo hoch ſtellt, werde doch nicht ſeinen eigenen Willen als allein maßgebend ihr aufdrängen, wenn es ſich darum handle, ihre Lebenszukunft feſtzuſtellen? Werde er nicht auch auf die Stimme ſeines Kindes horchen? Wenn ſie nun nicht wollte? —

Eiſige Schauer erfaßten ihn; er mußte nach der Stirne greifen, ſie war kalt. Wohin hatte er ſich begeben? in welches verwegene Spiel ſich eingelaſſen? Er, der Sohn Wolf Mins wollte die einzige Tochter des ſteinreichen Randars — —?

Doch dieſelben Geiſter, die ihn bisher geleitet, dieſe ſtarkgemuthen Geiſter bannten eben ſo ſchnell, als ſie gekommen, ihre Feinde, die bange Furcht und die zagende Entmuthigung aus ſeiner Seele. Der Min war ſich es klar, daß er ſein Haupt über dem Waſſer halten müſſe. Zu viel hing davon ab, ob er ausharrte oder beſchamt davon ſchliech!

Wenn ſie nun nicht wollte? —

Darüber mußte Kobi bald Licht haben, das mußte noch vor dem Eſſen entſchieden ſein. Unter dem Vorwande, nach ſeinem Kutſcher ſehen zu müſſen, ging er hinaus. Das flackernde Licht, das über den Hausflur fiel, zeigte ihm den Weg zur Küche; ein flüchtiger Blick hatte ihn belehrt, daß die, die er ſuche, darin ſei. Raſch trat er hinein und auf das erſchrockene Mädchen zu.

„Verzeihe mir,“ ſagte er in fliegenden Worten, aber voll Innigkeit und Wahrheit, „wenn ich dir vielleicht ungelegen komm'. Deinetwegen bin ich da, Deinetwegen bin ich gekommen. Sieh mich an und ſage mir dann: darf ich bleiben und mit deinem Vater reden? oder ſoll ich gehen? Wenn ich gehen ſoll, ſag' mir es gleich, ich möchte nicht zwei Minuten länger leben und nicht wiſſen, was entweder mein Glück für ewig machen wird, oder mir ſehr leid, ſehr wehe thun möchte.“

So ſprach Kobi, und indem er dieſe Worte mehr flüſterte als betonte, war dabei ſein ganzes Weſen von jenem Schimmer innerſter Neigung überglüht, die mächtiger das Herz ergreift, als die feurigſten Schwüre. Das mußte das liebliche Mädchen auch fühlen in dieſem Augenblicke; ſeine Blicke flogen in holder Verwirrung umher, bis ſie an dem Jünglinge haften blieben, der zu ihr ſprach, wie noch Keiner geſprochen.

„Hab' ich dich beleidigt?“ fuhr Kobi in demſelben Tone fort, „ſo will ich gehen. Aber ich denke, das kann kein Mädchen beleidigen, wenn ein Mann um ſie wirbt. Sag', darf ich bleiben?“

„Ich kann nichts ſagen, wenn's mein Vater nicht erlaubt!“ ſtotterte Mirl und wagte es, dem jungen Manne dabei in die Augen zu ſehen.

„Du ſiehſt ja, dein Vater ſelbſt heißt mich hier bleiben,“ ſagte Kobi, „aber wenn du es nicht zugibſt, was hab' ich dann davon? Und wenn er hundertmal ſagt: Nimm ſie, und du willſt nicht, meinſt du, ich möcht' nur einen Finger nach dir ausſtrecken?“

„Mein Vater iſt ſchon ſo oft betrogen worden,“ meinte Mirl verlegen, „daß ich glaub'!“ —

„Daß ich ihn auch betrügen werde?“ ergänzte Kobi, „du kannſt das nicht glauben, Mirl, ſo lieb mir mein Vater und meine Mutter ſind, du darfſt das von mir nicht glauben. Ich weiß, was du deinem Vater biſt; meinſt du, wenn ich nicht überzeugt wäre, wir Zwei zuſammen könnten ihn noch glücklicher machen, möcht' ich mich unterſtehen, ſo mit dir zu reden?“

Mirl richtete ſich hoch auf nach dieſen Worten; Thränen glänzten in ihren Augen, mit bebender Stimme ſagte ſie.

„Kann man ſich wirklich auf dich verlaſſen?“

„Ich ſchwör' nicht," ſprach Kobi innig, „aber glaub' mir."

„So bleib!" ſagte ſie leiſe, faſt unvernehmbar.

Unwillkührlich ſuchten und fanden ſich zwei Hände, und konnten faſt nicht von einander laſſen. Kobi aber ließ zuerſt ab. —

Als er wieder in die Wohnſtube kam, fand er den Randar, den Kopf in die Hand geſtützt, wie in tiefes Nachſinnen verſenkt. Er fuhr auf:

„Nun, iſt dein Kutſcher verſorgt?" fragte er.

„Ganz gut, Rebb Joſel," entgegnete Kobi, „dem Pferd ſchmeckt Ihr Haber außerordentlich gut."

„Das glaub' ich," meinte der Randar mit einem gewiſſen Stolze, „mein Haber iſt auch gut." —

Die Zeit bis zum Eſſen verſtrich unter mannigfaltigen Geſprächen. Der Randar kam mit keinem Worte auf das Geſchäft zu reden; dennoch handelte es ſich dabei um nichts Anderes, als was Bezug hatte auf Handel und Wandel. Es war eine Art Prüfung, die der Randar mit ihm anſtellte, und außerordentlich gelehrte Männer mit großen Bibliotheken im Kopfe, woraus ſie auf ein Quentchen auszurechnen wiſſen, wie viel Fleiſch, Milch und Brod auf eine arme Menſchenſeele kommen, wenn ihr das Glück beſcheert iſt, ſich dieſer Dinge erfreuen zu dürfen, hätten dabei

Gelegenheit gehabt, die Fülle von Kentniſſen aus allen Zweigen der Landwirthſchaft, der „Nationalökonomie,“ ja ſogar der Statiſtik zu bewundern, die die Beiden entwickelten. Vom eiſernen Nagel, der unbeachtet auf der Gaſſe lag, bis hinauf zu dem Sack Wolle, der auf dem Schiff nach England hinüberſchwamm, vom Haſenhäutchen an, das der Hauſierer mühſam den Händen des Waldhegers entrang, bis zum Runkelrübenzucker, der in tauſenden von Fäſſern in den Prager Fabriksniederlagen aufgeſpeichert lag, wußten die Beiden Beſcheid. Kobi zeigte ſich als einen offenen Kopf, der mit hellen Augen ſich in der Welt umgeſehen, viel beobachtet und noch mehr in ſich bewahrt hatte, wenn es auch nicht im Zuſammenhange mit ſeinem Geſchäfte ſtand.

Der Randar ſprach kein Wort des Lobes, aber Kobi hörte es ihm an, daß ihn ſeine Antworten befriedigt haben mußten.

Dieſe Prüfung dauerte bis zu'n Eſſen. Mirl kam und deckte auf den Tiſch ein ſchneeweißes Linnen, ſtellte darauf drei Teller und Eßgeräthe und brachte zu guter Letzt noch einen mächtigen Krug Bier. Dabei folgte Kobi jeder ihrer Bewegungen; es lag in jeder ein beſonderer Reiz, oder wie es unüberſetzbar in der Sprache des Ghetto's heißt: ein „Tam,“ wie er ihn noch nie geſehen.

Das Eſſen war reichlich und gut, und Kobi, den Liebesqual und Mühe hungrig gemacht hatten, ließ ihm auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte die Speiſen nicht, weil dieſes Lob vielleicht zu auffallend geklungen hätte, aber er bewies es durch die That, was er von Mirls Küche hielt. Er ließ ſich auch nicht „zwingen,“ aß ſeinen Teller rein ab, und ſprach auch dem Biere zu.

„Das iſt ſchön von dir“, ſagte der Randar einmal, den der friſche Appetit ſeines Gaſtes offenbar freute, „daß du keinen „Derech Erez“ *) auf deinem Teller zurücklaſſeſt. Wenn der Menſch hungrig iſt, ſoll er ſich nicht ſchämen und ſoll eſſen. Ein Mädchen iſt was Anderes; die wird von der ganzen Welt gemuſtert und muß darauf ſehen, daß ſie für keine Freſſerin gilt. Denn das könnt' ihr ſchaden. Warum ſoll ſich aber der Mann geniren?“

Zufällig blickte Kobi auf Mirls Teller; die Speiſe war beinahe unberührt, und das Mädchen erröthete in dieſem Augenblicke unbegreiflich ſtark.

Als abgeſpeiſt war, ſagte der Randar zu Mirl:

---

*) Leute, die auf die „Beſchau“ kommen, laſſen gewöhnlich einen Theil der Speiſen auf dem Teller zurück, vielleicht um nicht den Schein großer Eßluſt auf ſich zu laden. Man nennt dieß „Derech Erez“ (Landesſitte).

„Ruf jetzt einen von den „Schnorrers“ herein.“

Kobi verſtand, was dieſer Ruf bedeutete. Der Randar wollte ihn einer neuen Prüfung unterwerfen: wahrſcheinlich ihn mit dem „Benſchen“ (Tiſchſegen) beehren; denn, da ſie nur zwei Männer waren, gehörte wenigſtens noch ein Dritter hinzu, um „Meſumen benſchen,“ d. h. in Geſellſchaft laut beten zu können.

Kobi hatte das Rechte getroffen. Als der Schnorrer gekommen, ſagte der Randar:

„Jetzt benſch, Jüngel.“

Kobi ſchenkte erſt dem Randar, dann dem Schnorrer und ſich ſelbſt das Glas mit Bier voll und indem er es aufhob und ſich dabei leicht gegen den Randar verneigte, rief er mit lauter Stimme in der heiligen Sprache Zions:

„Mit Erlaubniß des Herrn Hausherrn: Gelobt ſei, von dem wir Speiſe erhalten!“

Mit kräftigem Tone wiederholten die zwei Anderen das: Gelobt ſei, von dem wir Speiſe erhalten, worauf Kobi mit lauter Stimme den langen Tiſchſegen ſo rund und geläufig herſagte, daß auch nicht eine Silbe „überſchluppert“ ſchien. Kein Landrabbiner hätte mit mehr Weihe und Kraft von Anfang bis zu Ende das langathmige Gebet zu Stande gebracht.

Zum Schluſſe erhob Kobi noch einmal das Glas und indem er den Segen darüber ſprach, nippte er davon und verbeugte ſich dann nochmals gegen den Randar, dem er mit einem: „Zur Kraft“ dankte. Als Kobi hierauf nach Mirl blickte, fand er ihr liebes Antlitz von Freude ſtrahlend; er hatte alſo „gut“ gebenſcht? —

Nachdem Mirl wieder abgeräumt hatte, meinte der Randar, der ſich weit und breit in ſeinem Lehnſtuhl ſtreckte, indem er mühſam das Gähnen unterdrückte:

„Was machen wir jetzt bis zum Schlafengehen? Kannſt Du einen „Franzefuß“ ſpielen, Jüngel? Du verſtehſt Dich ja auf Alles.“

Kobi beſann ſich einen Augenblick, ob er auf dieſe kitzliche Frage mit Ja antworten ſolle; aber eben ſo raſch ſagte er darauf:

„Wenn man mich gerade benöthigt, laß' ich mich auch zu einem „Franzefuß“ gebrauchen.“

„Gut, Jüngel,“ meinte der Randar, der ſich zurecht ſetzte, „wir wollen ſehen, was Du kannſt.“

Mirl brachte Karten und Kreide. Der Randar ergriff das „Paſch“ Karten, blätterte ſie mit kunſtgeübter Hand durch und gab dann aus; auf Kobi waren merkwürdiger Weiſe lauter ſchlechte Blätter gefallen.

Ehe das Spiel nun begann, griff der Randar, in ſeine Hoſentaſche und legte einen ſilbernen Zwanziger neben ſich, Kobi griff ebenfalls nach Geld, brachte aber nur einen kupfernen „Scheinkreuzer“ heraus, den er gleichfalls in beſcheidener Ferne auf den Tiſch fallen ließ.

„Was ſoll das?“ rief der Randar mit dem ganzen Umgeſtüm ſeiner derben Natur, „meinſt du, ich bin ein Schnorrer, daß ich mit dir um einen Kreuzer ſpielen werde? Du ſpielſt mit Joſel Süß, Jüngel! Verſtehſt du das?“

„Und ich ſpiel' um nicht höher,“ ſagte Kobi entſchieden. „Das können Sie thun, Rebb Joſel, ich thu's nicht.“

„Ich ſpiel' aber nicht um einen lumpigen Kreuzer,“ ſchrie der Randar zornig.

„Zwingt Sie denn Einer, Rebb Joſel?“ meinte Kobi lächelnd.

Der Randar murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, was Kobi entging, dann ergriff er die Kartenblätter, und ſagte in einem ruhigen Tone: „Fang an, Jüngel. Ich will dir zu Gefallen deinen Kreuzer wie einen Zwanziger anſehen. Spiel' aus!“ —

Kobi verſtand ſich vom väterlichen Hauſe aus vortrefflich auf dieſes in den Gaſſen des Ghetto's beſonders beliebte Spiel, er konnte jetzt den Meiſter zeigen; ohnehin waren ihm „ſchlechte“ Karten zugefallen, wie leicht konnte er da ſeine Geſchicklichkeit, ja ſeinen Verſtand glänzen laſſen! Wenn er aber gewann, beleidigte er damit nicht ſeinen Gaſtherrn? gebot es nicht ſchon die Artigkeit, daß er den Randar gewinnen ließ? Wer aber ſtand ihm dafür, daß der Randar mit ſeinen ſcharfen Augen es nicht durchblicken würde, Heuchelei, Gefallſucht und dgl. dahinter ſehen könnte? Dennoch entſchloß ſich Kobi für das Letztere; er wollte den Randar gewinnen laſſen. Von Zweien, die mit einander ſpielen, kam er innerlich zum Schluß, will jeder gewinnen und freut ſich Jeder, ſelbſt wenn ihm nur ein kupferner Kreuzer zufällt. Sollte der Randar anders geartet ſein?

Kobi wandte nun die Kriegsliſt an, daß er ſich trotz der ſchlechten Karten anfangs als Meiſter des Spieles bewies; bald darauf ließ er die Flügel hängen, machte auffällige Fehler, und zog ſich eine Niederlage zu, die er wohl vermeiden konnte. Als er beim Umblättern der Karten zufällig nach Mirl ſah, bemerkte er einen Zug ſorgenvoller Traurigkeit auf ihrem Antlitze; unmerklich aber nur ihm verſtändlich, glaubte er ſie ihm zuwinkend geſehen haben. Was wollte ſie? Um Gottes Willen! Hatte er irgend einen Fehler begangen, vor dem ſie ihn warnte? Welchen? Er ſah ſchärfer nach ihr hin; die Traurigkeit war noch nicht verſchwunden, ſie winkte ihm auf's Neue! Nun wußte er es deutlich und klar.

Beim zweiten Spiel beſchenkte ihn das Geſchick mit beſſeren Karten; allem Anſcheine nach konnte er nun ſo leicht gewinnen, wie man die Hand umdrehte; dennoch beſchloß er bei der einmal angenommenen Kriegsliſt zu verharren, nähmlich ſich ſelbſt zu ſchlagen. Der Randar ſollte nicht meinen, ſein Herz klammere ſich an einen Zwanziger. Diesmal beging er noch auffälligere Fehler; der Randar war auch kein Kind im Spiele und benützte jede Blöße Kobi's mit geübtem Scharfblick. Wieder ſah Kobi nach geendigtem Spiele nach Mirls Angeſicht; jener Zug der Traurigkeit lag noch immer darauf, es kam ihm ſogar vor, als ob ſie ihn mitleidig anblickte; ſie winkte nicht mehr. Lebendiger Gott! was hatte er begangen, er war ſich doch keines Fehlers bewußt! Verwirrt, mit Schwindel im Kopfe, Dunkel vor den Augen begann er das dritte Spiel.

Kobi ſpielte wieder ſchlecht; mitten darin ſah er zu Mirl hinan; nun bemerkte er gar Thränen in ihren Augen. Zugleich fühlte er, wie unter dem Tiſche ſein rechter Fuß leiſe, faſt zu leiſe berührt war. Er ſah noch einmal nach ihr hin; tiefes Erröthen zog blitzſchnell über das holde Geſicht, um gleich darauf dem traurigen Zuge wieder Raum zu gönnen. Nun trat Todesſchweiß auf Kobi's Stirne, das Blut gerann ihm in den Adern. Was wollte ſie? Wovor warnte ſie ihn? Denn das empfand er im Tiefſten ſeiner Seele — ſie warnte ihn! Etwa, daß er den Vater gewinnen ließ? Konnte das ein ſolches Vergehen in ihren Augen ſein? Zum erſtenmale im Leben rathlos bemächtigte ſich ſeiner ein verzweifelndes Gefühl, immer düſterer zog es vor ſeinen Augen auf. Nacht umgab ihn, aus der nur Mirls holde Schönheit wie ein Stern glänzte. Aber ohne es zu wollen, hatte er während dieſes Zuſtandes einige Meiſterwürfe gethan; erſtaunt bemerkte er, daß das Spiel zu ſeinen Gunſten ſich umgeſtaltet hatte.

Als er jetzt wieder nach Mirl ſah, war jener Zug verſchwunden, ein mildfreudiges Lächeln ſtrahlte über ihr ganzes Weſen. Meinte ſie es ſo? jubelte es ſtürmiſch in der angſtbefreiten Bruſt Kobi's. Nun ſollte ſie mit ihm zufrieden ſein, der Randar inne werden, daß er einen wirklichen Meiſter vor ſich hatte. Kobi fühlte ſich neugeſtärkt.

In den darauf folgenden Spielen zeigte ſich die neue Kriegsweiſe Kobi's in ihrer ganzen Macht und

Bedeutung; mit den beſten Karten konnte der Randar nicht gegen ihn aufkommen. Zwanziger auf Zwanziger lagerten ſich zur Seite Kobi's hin, wie Siegesbeute aus blutiger Schlacht davon getragen, aber Kobi hütete ſich ſehr, durch irgend eine freudige Miene die Regungen ſeines Inneren zu verrathen. Sein Leitſtern blieb Mirls Angeſicht, es leuchtete noch immer der lächelnde Zug darüber; mit jedem neuen Siege verſchönerte er ſich und kein Wunder wäre es geweſen, wenn Kobi in banger Verwirrung in neue Fehler gefallen wäre.

Endlich nach dem ſiebenten Spiele warf der Randar mit einer haſtigen Bewegung die Karten zuſammen und ſagte mit breitem Gähnen:

„Jetzt iſt genug geſpielt; Du haſt mich ohnehin ſchon zum Bettler gemacht, Jüngel. Gehen wir ſchlafen."

Kobi ſchob das gewonnene Geld zuſammen und ſtand auf: er bemerkte wohl, daß ihn der Randar dabei fixirte. Aber er that das Geld nicht in die Taſche, er behielt es in der Hand und ging damit geradezu auf die Thüre, die in die Schenkſtube führte.

„Wohin willſt Du?" rief ihm der Randar nach.

Kobi öffnete, ohne zu antworten die Thüre und rief mit lauter Stimme in die Schenkſtube hinein:

„Iſt einer von den Gäſten noch auf? Der komme her.“

Alsbald kamen aus den Winkeln der finſteren Stube, wo ſie ihr Nachtlager aufgeſchlagen hatten, dunkle Geſtalten herbeigeſchlichen, furchtbar anzuſehen in ihren nicht weniger als ſchönen Trachten, und ſtellten ſich an der Thür auf.

„Was wollen Sie, Herr Leben?“ meinte Einer in kläglich ſchläfrigem Tone.

„Da,“ ſagte Kobi, indem er Einem das Geld gab, „vertheilt das Geld unter Euch, aber friedlich und ehrlich. Hört Ihr's?“

Da hätte man das Heulen und Kreiſchen der ſo reich Beſchenkten hören ſollen! Es war, als ob hungrige Wölfe mitten im Winter auf Beute geſtoßen wären, die ſie nun in Gemeinſchaft verzehrten.

Als Kobi ſich wieder umwendete, ſtand ihm der Randar mit furchtbar drohendem Angeſicht gegenüber. Kobi erſchrack zu Tode.

„Was haſt Du mit meinem Gelde gethan?“ fragte er mit der alten ſchreckhaften Stimme.

Wieder ſah Kobi auf Mirl, die neben ihrem Vater ſtand und, wunderbar! noch immer dasſelbe ſtrahlende Lächeln auf ihrem Antlitze trug. Das gab ihm wieder neuen Muth.

„Ich hab's weggeben an arme Leute, Rebb Joſel, die's beſſer brauchen können, wie Sie, und ich," ſagte Kobi mit ruhig entſchiedenem Tone.

„Weißt Du, daß Du ihnen fünf ſilberne Zwanziger geſchenkt haſt!" fuhr der Randar fort. „Darf ein Geſchäftsmann ſo verſchwenden? Liegt's in Deinem Vermögen, ſo viel an arme Leute auszugeben?"

„Mit Spielgeld," meinte Kobi und richtete ſeine Augen feſt auf den Randar, „mach' ich's niemals anders, das behalt' ich nicht bei mir; ich möcht' glauben, es brennt mir die Taſche durch."

„Iſt das auch eine von Deinen Maximen?" ſagte der Randar ſchneidend kurz.

„Ja, Rebb Joſel," entgegnete Kobi, „und ſie wird's auch bleiben."

Der Randar fand, wie es ſchien, keine paſſende Gegenrede darauf; plötzlich wandte er ſich zu ſeiner Tochter um:

„Mirl," ſagte er, „zeig' dem Jüngel, wo er ſchlafen kann. Morgen wollen wir von ſeinem Geſchäft reden. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Randar," rief ihm Kobi nach.

Mirl zeigte ihm ein ſchon offenes Bett, das in der Wohnſtube ſtand. Im Fortgehen beſtrahlte ihn noch einmal das milde Lächeln ihres Antlitzes; es war als ließe es eine gute Botſchaft, ein Beſeligendes zurück für die Träume der Nacht, die zwiſchen jetzt und dem kommenden Morgen als Brücke lag. —

Kobi ging noch einige Zeit ſinnend in der großen Wohnſtube auf und nieder; er überdachte den heutigen Tag. Konnte er damit zufrieden ſein? Zweifel und Hoffnungen wogten gleichmäßig durch ſein Herz, bald ſank die Schale der einen, bald die der andern. Ruhe war es nicht, das in ſein Gemüth kam.

Kaum hatte er ſich entkleidet, als es leiſe an der Thüre pochte.

„Biſt du noch auf?“ ertönte von draußen die Stimme des Randars.

„Ja, Herr Randar!“

Der Randar trat herein, er war noch in ſeiner Tagkleidung, in der Hand hielt er ein brennendes Licht.

„Ich hab' nur etwas ſehen wollen,“ ſagte er, indem er die volle Flamme des Lichtes auf Kobi fallen ließ. „Jetzt iſt's in der Ordnung! Schlaf gut.“

Matt und zerſchlagen erwachte Kobi am andern Morgen aus qualvollem Schlafe; der Schlummer hatte ihn nicht erquickt; über Nacht war das ganze Heer böſer Zweifel und Entmuthigungen über ihn gekommen und hatte arge Verwüſtung angerichtet. So nahe dem entſcheidenden Augenblicke fühlte er ſich ſchwach und abgehetzt; er fühlte, den heutigen Tag könne er nicht ſo beſtehen, wie er den geſtrigen beſtanden hatte. Wie ſollte das enden?

Dann nahm er die Tefillin (Gebetriemen) zur Hand und begann ſein Morgengebet. Anfangs war ſeine Seele nicht dabei; gedankenlos fielen die ſchönen heiligen Worte Zions aus ſeinem Munde. Dann aber überſtrömte es ihn plötzlich wie lauterſte Frömmigkeit, wie wahres Gebet; innig klang jetzt die geweihte Sprache Gottes, lauter und immer lauter quollen ihm die heiligen Worte hervor; er empfand es in der Seele, wie er Gott um etwas Großes und Heiliges zu bitten habe — nämlich um Mirl!

Gerade als er geendigt und im Begriffe ſtand, die Tefillin wieder zuſammenzulegen, trat der Randar herein.

„Gut geſchlafen, Züngel?“ fragte er derb.

„Wie man zum erſtenmale in einem fremden Bette ſchläft,“ meinte Kobi, der keine Unwahrheit ſagen wollte.

Über die breiten Züge des Randars ſchlich eine Art höhniſchen Lachens.

„Heut' Nacht wirſt du ſchon ruhiger ſchlafen," ſprach der Randar in einem Tone, von dem Kobi nicht wußte, ſollte er ihn für ſpöttiſch oder verheißend halten? —

Gleich darauf brachte Mirl das „Anbeißen;" und wie jedem Liebhaber, kam auch ihm das Mädchen heute viele tauſend Mal ſchöner vor als geſtern. Kobi ſuchte nach einem Lächeln auf ihrem Geſichte, nach irgend einem verheißendem Muſkelſpiel — aber er meinte eher Traurigkeit auf demſelben zu ſehen. Sie wagte es nicht einmal nach ihm zu blicken.

Als das Frühſtück vorüber war, entfernte ſich Mirl, die zwei Männer blieben allein.

„Nun, Jüngel," ſagte der Randar nach einer Weile, indem er ſein blaues Taſchentuch, ſeiner Gewohnheit gemäß, wie eine mächtige Fahne entfaltete und über ſeine linke Schulter warf, „wollen wir jetzt von dem Geſchäft reden?"

Auf Kobi's Stirn trat bei dieſem Beginne kalter Todesſchweiß; krampfhaft hatte ſich ſeine Kehle zuſammengezogen, krampfhaft umfaßte ſeine Hand nach rückwärts die Lehne des Stuhles, als fürchte er, irgend ein ſchreckliches Naturereigniß könne ihn von da herunterſchleudern, und dem bodenloſen Nichts überantworten.

„Mein Geſchäft? Herr Randar?“ lallte er tonlos. Dann ſetzte er verzweifelnd hinzu: „ich hab' ja kein Geſchäft.“

„Du haſt kein Geſchäft mit mir vor?“ ſchrie der Randar mit gewaltiger Heftigkeit und die blaue Fahne auf ſeinen Schultern ſchien ſich rieſig zu entfalten, als ſtünde eine gewaltige Schlacht bevor, „haſt mich alſo gefoppt, Jüngel?“

„Ich hab' eins gehabt,“ ſtotterte Kobi, „aber . . .“

„Du haſt ſehen wollen, ob ich Dir entgegenkomme! Jüngel,“ rief der Randar.

Kobi ſchüttelte düſter verneinend den Kopf.

Da ſchlug der Randar eine Lache auf, ſo gewaltig und erſchütternd, daß ſie an der Stubendecke wiederhallte. Kobi ſchlug erſchrocken die Augen zu ihm auf.

„Meinſt du,“ rief er unter Lachen, mein Jüngel Leben, ich weiß nicht, was Dich für ein Geſchäft zu mir geführt hat? Meinſt du, Joſel Süß der Randar iſt ein Kind von zwei Jahren, dem man den Finger in den Mund ſteckt, damit es beißt? Zu meiner Tochter biſt du gekommen.“

„Wenn Sie's alſo wiſſen, Herr Randar, „ſagte Kobi mit kläglicher Stimme, „ſo lachen Sie mich wenigſtens nicht aus; ich will auch gleich aus Ihrem Haus!“

„Wirſt du gleich ſchweigen?“ gebot der Randar noch immer unter heftigem Lachen, „meinſt du denn, ich laß' dich fort, bis ich mein Geſchäft mit dir abgemacht habe?“

„Allmächtiger Gott im Himmel!“ rief Kobi im Uebermaß ſeines Entzückens, indem er aufſprang, „Sie wollen wirklich, Rebb Joſel?“

Was er ſagen wollte, vermochte er nicht fortzuſetzen, alles Blut war ihm nach dem Kopfe geſtrömt.

„Hör' mich an, Jüngel,“ ſagte der Randar, mit einem Male wieder ernſt werdend „Schon geſtern Abend, wie du aus dem Wagen geſtiegen biſt, hab' ich gewußt: der kommt zu meiner Mirl. Ich bin dir entgegen getreten wie ein Bär, und hab' dich angeſchnauzt wie ein Wolf, du aber haſt dich nicht gefürchtet und das hat mir zuerſt beſonders an dir gefallen. Sag's ſelbſt, bin ich dir nicht wie ein Bär, oder wie ein ander wild' Thier vorgekommen?“

„Fein waren Sie gerade nicht, Herr Randar,“ ſagte Kobi nun ſeinerſeits verlegen lachend.

„Ich hab' mir gleich gedacht: wenn das Jüngel auch in andern Stücken ſo wär', hätt' ich dann für meine Mirl zu ſorgen? Du kannſt ſie nicht zählen, die alle ſchon da waren, um mein Kind zu ſehen, mein goldig Mädel. Oft waren's feine junge Leut' ſind wie die Prinzen hergekommen, haben groß gethan und die Klauſenmacher geſpielt; wenn ich ihnen aber hinein geſehen habe in den Hals, ich mein' in ihr inwendiges Weſen, da hab' ich lauter Schmutz und Unkraut gefunden. Die Leut' hätten mir meine Mirl aus dem Haus forttragen ſollen? Eher hätt' ich mich ſelbſt in das Grab neben mein gut Weib gelegt. Einer hat dir ganz vergeſſen, daß er in einem frommen Judenhaus iſt, hat gar nicht gewußt, daß es eine Meſuſeh in der Welt gibt, ein Anderer hat nicht einmal benſchen können. Noch ein Dritter hat mir wie ein Spieler von Profeſſion mein Geld abgewonnen; ein anderer hat nicht gewußt einen Sack Wolle von einem Haſenhäutchen zu unterſcheiden, ein Fünfter endlich, der hat wieder zu viel gewußt, und hat mich belehren wollen, wie ich dies und jenes in meinem Geſchäft anzufangen hätte, als wenn ich ein viermonatlich Kind und er ein Greis von achtundſiebzig Jahren wäre. Ich werd' nicht fertig bis in die Nacht hinein, wenn ich dir Alles wollt' erzählen. Da bin ich manchmal fuchswild geworden, hab mich nicht genirt, und hab' dieſen Leuten Wahrheiten geſagt, an die ſie ihr Lebtag denken werden. Du aber haſt mir von Anfang an gefallen, ich muß dir's ins Geſicht ſagen. Nur hab' ich gezittert, daß auch du nicht beſtehen wirſt. Ich ſag' dir: wäreſt du nicht beſtanden, Jüngel, ich hätte meine Tochter eine alte Jungfer werden laſſen."

Der Randar hielt inne. Kobi wagte es kaum zu athmen.

„Ich hab' aber bald geſehen," fuhr der Randar mit unterdrückter Weichheit des Gefühles fort, „daß du der Mann biſt, wie ich ihn für mein Kind brauche. Du biſt ein guter Geſchäftsmann, kennſt dich aus in der Welt und haſt offene Augen, die mehr werth ſind, als Geld und Gut. Du biſt mir auf Nichts eine Antwort ſchuldig geblieben. Gute Geſchäftsleut' waren die zwar auch, die zu mir gekommen, aber wie ich dir erzählte, der Eine hat bald den, bald jenen Fehler an ſich gehabt. Du biſt auch kein Spieler von Profeſſion und biſt kein Heuchler. Du hätteſt mich können gewinnen laſſen, und haſt's doch nicht gethan. Was mir aber beſonders an dir gefallen, das iſt dein geſetzt Weſen, und daß du ein Jud' biſt. Es gibt Leute, denen iſt gerade das nicht recht; die laſſen Manches krumm ſein, nur wenn man kein Jud' iſt. Dazu gehör' ich nicht; mein Kind braucht ein jüdiſch Herz, ein fromm Gemüth, und das haſt du. Dein „Benſchen" und Tefſillimlegen geht mir nicht aus dem Kopf. Und ſelbſt in der Nacht, wie ich zu dir gekommen bin, haſt du dein „Arbeh Kanfes" umgehabt. Jetzt frag' ich dich nur Eins: Willſt du meine Mirl? oder willſt du ſie nicht?“

„Herr Randar, Herr Randar!“ ſchrie Kobi ſtürmiſch, „Sie fragen mich noch? Aber Sie wiſſen ja noch gar nicht, wer ich bin?“

„Hab' ich dich ſchon gefragt darum?“ ſagte der Randar ernſt, „oder brauch' ich's ſelbſt zu wiſſen? Meinſt du, ich kenn' dich nicht? Und wenn du eines Schulklopfers Sohn wärſt, ſo zieh' ich mein Wort auch nicht zurück. Willſt du's aber durchaus ſagen, ſo hab' ich auch nichts dagegen; nur mußt du's dann meiner Tochter ſagen.“

Während dem hatte ſich die Zimmerthüre leiſe geöffnet; auf der Schwelle erſchien Mirl, das Geſicht von Thränen überſtrömt, aber durch die Thränen glänzte wieder daſſelbe ſiegreiche Lächeln, das ihm geſtern als Leitſtern gedient hatte.

„Was meinſt du denn, mein Kind Leben,“ fragte der Randar voll Innigkeit. „Du haſt mir ja geſagt, daß du den, oder keinen Andern willſt! Iſt es vielleicht nicht wahr?“ —

Unhörbar, auf leiſen Socken wollen wir an dem Glücke vorüberhuſchen, das in dem Randarhof zwei Menſchen einander zuführte, die ſonſt einander niemals gefunden hätten. Solche Momente dürfen mit langen

Reden nicht „beſchrieen," ſie müſſen ſchweigend hingenommen werden.

Kobi begriff das vollkommen; er ſprach nicht von ſeinem Glücke; er genoß es in den wenigen Stunden, die er noch auf dem Randarhof verweilte!

Gehen wir vorüber!

* * *

Eine „Gelegenheit" rollt in ſpäter Nacht durch die Gaſſe; vor dem Hauſe mit den drei Nußbäumen davor hält ſie; in der Stube brennt noch Licht. Vater und Mutter warten noch des heimkehrenden Sohnes; die Letztere in aller Pein und Qual eines beſorgten Gemüthes. Kobi ſtieg aus: ein Freudenſchrei tönt aus der Stube.

„Biſt du nur geſund und wohl auf, mein Kind?" fragt Perl, die den Sohn ängſtlich nach allen Seiten belugte, nach den erſten Umarmungen. „Hat er dir nichts gethan?"

„Ganz geſund und wohl auf, Mutter Leben," antwortete Kobi lächelnd, „es fehlt auch nicht ein Nägele an mir."

„Und unſer Geſchäft?" fragte Rebb Wolf.

„Ganz gut ausgefallen, Vater Leben," entgegnete Kobi.

„Ich hab' mir's auch gedacht“ meinte Rebb Wolf mit väterlichem Stolz, „wenn ich dich ſchick'!“

Da ging Kobi gerade, als es ſich keiner verſah, zum Paradekaſten, worauf in faſt militäriſcher Ordnung ſchöne Porzellanteller und Kaffeeſchalen, die noch aus den Zeiten von Perls hundert und zehn Jahre altgewordenen Großmutter herſtammten, und nahm die ſchönſte der goldgeränderten Schalen. Mit einem Male ſchleuderte er ſie mit aller Kraft auf den Boden, daß ſie in hundert kleine Scherben zertrümmert ward.

Perl ſchrie laut auf vor Schreck.

„Lebendiger Got!“ rief ſie, „was machſt du, Kobi? meine ſchönſte Schal'!“ . . .

Da ſah ſie Kobi lächelnd an in ihrem Schrecken und ſagte nach einer Weile:

„Mutter! haſt du mir nicht, wie ich noch ein kleines Kind war, immer geſagt, du hebſt die Schale für mich auf? Möchteſt du ſie denn nicht für deinen Sohn hergeben, wenn er dir eine Schwiegertochter mitbringt?“

Sprachlos ſtarrten ihn die Eltern an.

„Um Gottes Willen,“ rief dann Perl, „du biſt doch nicht . . .“

„Ja, Mutter Leben,“ ſagte Kobi, „ich bin Bräutigam, wenn Ihr nämlich Beide nichts dagegen habt.“

„Mit wem denn?" kam es aus einem Munde.

„Mit des Randars Tochter!" —

„Und des Vorſtehers Sohn?"

„An den hab' ich gar nie gedacht!"

Kobi gab erſt ſpäter ſeinen Eltern die Geſchichte ſeiner Brautbewerbung, aber nur in den allgemeinſten Umriſſen. Das Wichtigſte verſchwieg er, das behielt er dankbar in ſich, nämlich, daß alle Verſtellung und Kunſt nichts vermocht hatten vor dem zündenden Strahl der Liebe, vor der Wahrheit Gottes! Natürlich machte die Verbindung Kobi's mit der Tochter des Randars „ungeheueres" Aufſehen; es ward davon geſprochen als von dem größten Ereigniſſe, das ſeit Jahren ſtattgefunden. Merkwürdiger Weiſe wunderte man ſich nicht darüber, man hatte ſo etwas von dem „Min" erwartet!

Der Vorſteher fand es, wie begreiflich, nicht in ſeinem Intereſſe, den Leuten die Geſchichte mitzutheilen, wie er ſelbſt die Leiter zu Kobi's Erhöhung geweſen. Dennoch kam ſie weit und breit herum erſt als ſtilles Geflüſter, dann allmälig als große Lärmtrommel, die durch halb Böhmen in allen Ohren dröhnte.

Der Randar hat ſich in Kobi nicht getäuſcht. Der Segen Gottes ruht ſichtbar auf der Ehe des „Mins."

Franzeſuß.

Das ſchönſte Haus in der ganzen Gaſſe, das ſo vornehm und ſtattlich vor den andern Häuſern ſich herausdrängt und dennoch mit den großen, hellen Fenſtern ſo traulich niederblickt, heißt allgemein das „Kartenhaus.“ Wer es nicht kennt, ſondern davon nur hat ſagen hören, wird vielleicht meinen, es ſei loſe und luftig gebaut, wie eines jener papierenen Häuschen aus Kartenmauern, die der leiſeſte Hauch des Mundes umbläſt, daß die Trummer weithin in grauenhafter Unordnung den Tiſch bedecken. Denen wollen wir nur ſagen, daß das Haus ein mit ſo ehrenhaft dicken und redlichen Mauern ausgeſtattetes iſt, daß es ſelbſt in Jericho vor dem ſchrecklichen Poſaunenſchalle nicht erſchrocken wäre. Andere, die klüger und gewitziger ſind, werden wieder rathen, es habe einmal ein Kartenmaler darin gewohnt, was uns aber nur ein mitleidiges Lächeln entlocken würde. Ein Kartenmaler! Was ſollte, fragen wir, ſolch eine „Profeſſion“ in der

Gaſſe? Iſt das ein Handwerk, das ſein tägliches Brot abwirft, davon man ſeine Steuern, die „direkten“ ſowohl als die „indirekten“ bezahlen kann? Dennoch hat es ſeinen Grund, warum das Haus ſo und nicht anders heißt. Es iſt nämlich wirklich auf eine Karte gebaut worden . . . aber weiter dürfen wir nicht mehr vorgreifen, denn wir würden uns damit die eigentliche Geſchichte „verſchütten,“ die eben die Geſchichte einer Karte iſt.

Die meiſten Leute in der Gaſſe können ſich deſſen erinnern, als wenn es heute geſchehen wäre: wie eines Tages Maurer und Zimmerleute gekommen waren, und wie ſich bald darauf mitten aus den Gerüſten der Bau dieſes Hauſes erhob. Noch deutlicher iſt in Aller Gedächtniß die Grundſteinlegung. Wenn ſie daran denken, ſehen ſie aus dem Nebel ihrer Erinnerung zwei Geſtalten heraustreten, ein blühend junges Weib und einen kräftig gebauten Mann, die zu den Klängen einer ſchallenden Muſik einen luſtigen „Redowak“ tanzen, und dieſe Klänge müſſen ſo lebendig in ihren Seelen klingen, daß hie und da Mancher auch noch Worte dazu findet, und mit einem Male hört man Äußerungen, wie etwa folgende: „Vor Zeiten hat's doch ganz kurioſe Leut' gegeben! Es ſoll ſich's jetzt ein Mädchen einfallen laſſen, und mit einem „Franzefuß" die reichſte Partie in der Gaſſe kriegen. Wo hört man das jetzt? Geld muß ſie haben wie Heu, und von einem Franzefußſpiel darf gar keine Rede ſein. Dafür muß ſie aber auf dem „Fopp dich allein" (in welch' merkwürdiger Verballhornung das Fortepiano in der Gaſſe erſcheint) ſpielen können, daß die Vögel auf dem Dache Krämpfe davon bekommen. Ja, jetzt ſchämt' ſich ſo ein Mädchen ganz erſchrecklich, und möcht' Einem, der zu ihr auf die Beſchau kommt, und ſie befragt: „Kannſt du Franzefuß ſpielen?" die Augen aus dem Geſicht kratzen."

„Merkwürdig iſt's, wie ſich die Zeiten geändert haben."

Spötter aus den umliegenden Gemeinden haben auf Grund ſolcher Läſterungen auch die wunderſame Mähre zu verbreiten gewußt, daß alle Mädchen in jener „Gaſſe" ſich noch jetzt vortrefflich auf den Franzefuß verſtehen, beſſer, wie ſie ſagen, als auf ein ſchön genähtes Hemd, daß aber demungeachtet noch keine einzige „Beſchau" darnach gefragt habe.

Das Kartenhaus hat übrigens von jeher eine gewiſſe Bedeutſamkeit in der Gaſſe gehabt, wie denn gewiſſe Menſchen und Sachen das Eigenthümliche haben, aus der Leute Mund niemals herauszukommen. Noch ehe ſich nämlich der neue Bau erhob, ſtand dort ein altes, verwettertes Haus, dem es Niemand angeſehen hätte, daß ſich darin das größte Wunder der ganzen Gemeinde aufhielt. Dieſes Wunder waren drei Leute: Rebb Aſcher Spitz, deſſen Ehefrau Hindel und das Sohnlein Beider, das wir kurzweg „Bär“ nennen wollen. Alle drei haben das merkwürdige Glück gehabt, jedes in ſeiner Art ſich ſo lebhaft in das Gedächtniß ihrer Zeitgenoſſen einzuprägen, daß nichts im Stande iſt, ſie daraus zu verdrängen. In der That haben auch alle drei, jedes in ſeiner Art, etwas Apartes gehabt, was man in der Gaſſe mit dem kurzbedeutſamen Worte „Stuß“ bezeichnet.

Nehmen wir, weil es ſich überall ſchickt, auf Rang und Altersklaſſe gehörig Bedacht zu nehmen, zuerſt Rebb Aſcher Spitz vor, ſo war das ein Mann, dem ſich ſonſt gar nichts Übles nachſagen ließ, weder im Guten noch im Böſen. Man ſchrieb ihm einen fabelhaften Reichthum zu; auch hatte er bereits zum fünftenmale die Stelle eines Gemeindevorſtehers begleitet. Er war ein ſtiller, ſchweigſamer Mann, deſſen Tagesgeſchäft darin beſtand, eine Meerſchaumpfeife nach der andern zu ſtopfen und dazu mit ſeiner Hindel oder ſeinem „Bärele“ einen Franzefuß zu ſpielen. Zu größeren Anſtrengungen vermochte ſich Rebb Aſcher nicht aufzuraffen. Es war ihm genug, wenn ihm früh Morgens nach dem „Oren und Anbeißen" auf die Frage: „Hindel wollen wir?" die ergänzende Antwort: „Ja, Aſcher, wir wollen," entgegentönte. Nach dem Mittageſſen war es nur die natürliche Folge, daß die nämliche Frage eine gleiche Antwort finden mußte; und auch Abends, wenn die Lichter angezündet wurden und Ruhe ſich herabſenkte auf die ermattete Gaſſe, — wer kann ſich da wundern, daß Rebb Aſcher ſelbſt, müde und erſchöpft von den Mühen des Tages wieder einen jener Blicke nach ſeiner Frau warf, den nur ſie verſtand und der in Worte überſetzt: „Hindel, wollen wir?" lautete und daß Hindel darauf mit klarer Stimme die Antwort gab: „Ja Aſcher, wir wollen."

Hindel gehörte übrigens zu jenen Frauen, denen man auf den erſten Blick das „Gut Leben" anſieht. Groß und breittretig war es, als ob ein dreimaſtiges Schiff daher brauſte, wenn ſie einmal, was ſelten geſchah, durch die Gaſſe ſchritt. Die Leute hielten ſie für ſehr ſtolz und ſagten ihr nach, daß ſie nicht weinen konne. So etwas will unter Menſchen, denen die Thräne mit merkwürdiger Leichtigkeit aus dem Herzen in das Auge ſteigt, mehr ſagen als man glauben wird. Es erinnerte ſich Keiner, ſo weit er zurück denken konnte, jemals Hindel Spitz weinen geſehen zu haben; ſelbſt am Jom Kippur bei den „heiligſten“ Stellen konnte das aufmerkſame Auge keine Spur einer Thräne an ihr entdecken. War das ein Unglück? War es eine Krankheit? Es gab in dieſem Punkte heftig ſtreitende Parteien, die ihre Anſicht mit aller Hartnäckigkeit vertheidigten. Eigenthümlich war es, daß ſich zuletzt eine Art gieriger Sehnſucht Aller bemächtigt hatte; jede Partei, und darunter namentlich die Frauen, warteten auf die Stunde, in der ſich jenes Unglück, und die Krankheit, wie Andere meinten, wenden oder brechen mußte. Endlich werde ſie doch weinen müſſen, ward allgemein angenommen, denn ſie werde ja nicht eine Ausnahme von der Regel machen wollen? Sei das erhört, daß ein Judenweib nicht eine Thräne vergießen könne? Gott, der Lebendige, beſchütze und bewahre Jede vor ſo einem Unglück, aber man werde ſchon ſehen, wie ihr das einmal mit „Procent“ würde zurückgezahlt werden, denn Gott laſſe nicht mit ſich ſpielen, der wolle, daß eine Frau weine, ſei es um was immer. Denn zu weinen habe ſie ſtets, und wenn ſie es durchaus nicht könne, ſo müſſe ſie ſich dazu zwingen. Nun, ſo weit ließ ſich Hindel nicht herab. Sie war in ihrem Sinne eine jener ſtarken und gewaltigen „Regierungen“ die ſich um keinen Preis vom „Volkswillen“ etwas abtrotzen laſſen wollen. Hindel ſolle ſich zum Weinen zwingen? Hatte ſie das nöthig? Gerade Naturen ſolcher Art werden durch einen Widerſtand, der ihnen entgegentritt, noch ſchärfer und kantiger, und was bei ihnen Anfangs nur Gewohnheit und angebornes Thun war, das verkehrt ſich zuletzt in ein Recht. Man wird es nun leicht glauben, daß Hindel trotz aller Forderungen des „Volkswillens“ es zu keiner Thräne brachte.

Zudem hatte Hindel ſtets etwas vor Augen, etwas Lebendes und nach ihren Begriffen noch nie Dageweſenes, an dem ſie mit großer Freude hängen konnte. Das war ihr „Bärele.“ Wenn ſie und ihr Mann auf das Kind ſchauten, das einzige ihrer Ehe, wie es immer größer und gewaltiger vor ihnen aufſchoß, dann erfüllte ſie Beide ein Stolz und ein Behagen, die es bekanntlich auch zu keiner Thräne bringen können. Das „Bärele“ war zwar in den Augen aller denkenden Leute ein „Bär,“ der mit Tatzen auf die Welt gekommen zu ſein ſchien, aber was that das der elterlichen Zärtlichkeit? Dieſe bleibt ſtets ein Geheimniß, ein größeres, als ſich irgendwo im Menſchenherzen verbirgt. Labt ſich das Eine an der geiſtigen Entwickelung des Kindes, an deſſen vielverſprechendem Weſen, ſo verwirft das alles die Andere und klammert ſich gerade an Eigenſchaften, die eben nicht in den Büchern über Erziehung angeprieſen zu werden pflegen. Bärele oder wie er im Munde der Leute naturgemäßer hieß, Bär, war gerade kein Muſter deſſen, was man einen aufgeweckten „eiſernen" Kopf nennt; er war eher träge als lebendig, eher ungeſchlacht und ungelenk, als fein und manierlich; aber er beſaß eine Eigenſchaft, die in den Augen ſeiner Eltern ganze Goldkaſten aufwog, die ſich täglich ſchöner und ſchöner entwickelte, täglich mehr und mehr Blüthen anſetzte, daß ſie zuletzt als ein prächtiger Baum ſtand. Bärele hatte nämlich im „Franzeſuß" ſeine Eltern weit überholt: er war ihr Meiſter geworden.

Wie „Bärele" das angeſtellt, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit die alten Meiſter weit zu überſteigen, das zu erzählen bedürfte mehr als einer Blattſeite. Genug, Bärele hatte ein angeborenes Genie für „Franzeſuß," wie denn auch der große Napoleon ſchon in den Kinderſchuhen den künftigen Feldherrn gezeigt haben ſoll, als ihm freilich noch, ſtatt der Kanonenkugeln, Kieſelſteine und derbe Holzprügel zu Gebote ſtanden. Dieſes Genie trat denn auch ſchon in Bärele's achtem Jahre in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit zu Tage; es war ein denkwürdiger Moment. Von freien Stücken, als wäre plötzlich eine Offenbarung über ihn gekommen, ſagte Bärele eines Tages, nachdem Rebb Aſcher ſeiner Hindel einige Spiele abgewonnen hatte und ſie darüber ſehr verdrießlich geworden war:

„Was wett'ſt du mit mir Vater, daß ich dir den erſten Franzefuß gleich abgewinne?“

Nun haben wir bereits geſagt, daß Rebb Aſcher keineswegs zu den geſprächigſten Menſchen gehörte; wie jeder Spieler aus langer Gewohnheit hatte er ſich faſt das Reden abgewöhnt, denn es ſoll das Glück „verſchreien“; aber diesmal brach der lange zurückgedämmte Redeſtrom gewaltig hervor. Erſt „ſchüttelte“ er ſich, wie man ſagt, einige Minuten vor Lachen aus, das ihn faſt zu erſticken drohte, dann rief er mit einer Stimme, aus der Jubel und Spott, Freude und Hohn zugleich heraus tönten:

„Du willſt mit mir ſpielen, Bärele? Du willſt mir einen Franzefuß abgewinnen? Was ſagſt Du zu dem Jüngel, Hindel?“

„Was wett'ſt du mit mir, Vater?“ wiederholte noch einmal Bärele.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ ſchrie dagegen Rebb Aſcher, „das Kind meint es im Ernſt! Mit mir alſo, mit Aſcher Spitz willſt du ſpielen, dem ſelbſt deine Mutter Hindel, die ſich doch gut darauf verſteht, nicht beikommen kann? Bärele, was fällt dir nur ein?

Haſt du dir's auch gut überlegt, in was du dich einlaſſen willſt? Ich ſag' dir, es iſt kein Spaß, mit Aſcher Spitz einen Franzeſuß zu ſpielen. Größere Leut' wie du möchten ſich früher den Finger auf die Stirn legen und ſich fragen: Soll ich? oder ſoll ich nicht?"

„Ich frage dich ja, Vater," meinte Bärele mit einem Tone, den ein gewiſſes Gekränktſein durchklang, „ob du mit mir wetten willſt?"

Nun warf Rebb Aſcher einen merkwürdigen Blick voll Staunens auf das Kind. Das Lachen, das breit und ungeſchlacht ſchon zu den Lippen herausquoll, erſtarb darauf; er war vollſtändig verblüfft.

„Hindel, was ſagſt du zu dem Jüngel?" rief er endlich nach langer Pauſe zu ſeiner Frau hinüber.

Hindel mochte in ihrem freudigen Muttergefühl nicht ſogleich die Worte finden, die groß und bedeutend genug waren, um ihre Bewunderung über des Kindes Kühnheit auszudrücken, aber ſie machte ihrem Manne über den Kopf Bärele's hinweg ein Zeichen, das dieſer ſehr gut verſtanden haben mußte.

„Bärele," ſagte er mit einem Ernſte, dem nur wenig zum Erhabenen fehlte, „haſt du dir's wirklich überlegt, was du unternehmen willſt? Ich ſag' dir's noch einmal: du ſpielſt mit Aſcher Spitz, dem ſelbſt deine Mutter Hindel, die doch ein eiſerner Kopf iſt, nicht beikommen kann. Haſt du dir's überlegt?“

„Ja, Vater,“ ſagte Bärele mit großer Entſchiedenheit.

„Nun,“ meinte Rebb Aſcher mit der feierlichſten Stimme, die ihm zu Gebote ſtand, „ich will ſehen, was du vermagſt. Das ſag' ich dir aber, Bärele, wenn du mir den erſten Franzefuß abgewinnſt, dann — es gibt gar nichts ſo Schönes in der ganzen Gaſſe, du kannſt in was für ein Gewölbe du willſt hineingucken, was du von mir nicht bekommen könnteſt.“

Bärele ſchwieg, wahrſcheinlich im Gefühle jener Ueberlegenheit, die es nicht gerne bei Worten bewenden läßt, ſondern lieber die That ſprechen laſſen will.

„Und jetzt nimm das Paſch Karten,“ ſagte Rebb Aſcher kurz, „und gib aus. Miſch' aber gut. Haſt du Kreide.“

„Ja, Vater,“ ſagte der Knabe und ſetzte ſich in den breiten Lehnſtuhl, der ſonſt ſeiner Mutter zum Spielſitz diente.

Schon die Art und Weiſe, wie Bärele das „Paſch“ Karten umbog, damit die einzelnen Blätter gerade und abgeſondert beim „Miſchen“ hervorgingen, erregte Rebb Aſchers Erſtaunen; kein „alter“ Spieler hätte das beſſer zu Wege gebracht. Brennend lagen die Augen auf der kleinſten Geberde des Kindes, und was das Schönſte war, Bärele that das alles mit einem Ernſte und einer Würde, wie ſie ebenfalls nur ein alter Spieler, etwa ein Aſcher Spitz, nach vielen Kämpfen und Erfahrungen, gleichſam als Siegesbeute vom Schlachtfeld heimzutragen pflegt. Das „Miſchen“ der Karten ſelbſt war freilich, weil die Finger Bärele's damals noch nicht den „Bären“ verriethen, mit einiger Unbehilflichkeit verbunden, aber er brachte es „ganz wohl“ zuſammen. Es fiel keine Karte daneben, und wer da bedenkt, daß Bärele zum erſten Male auf einem Schlachtfelde ſtand, und daß ſein Gegner Rebb Aſcher Spitz hieß, wird das wohl zu würdigen wiſſen. Es iſt manchem Soldaten, der es ſpäter bis zum General gebracht hat, Ärgeres wiederfahren, wenn er zum erſten Male das unheimliche Geſchnatter der Flintenkugeln um ſich vernahm.

Jetzt begann das Spiel. Es iſt freilich eine beſtättigte Thatſache, daß das Glück ſogleich dem Knaben ein aufmunterndes Lächeln zuwarf, indem es ihm die beſten Karten aus dem geheimnißvoll waltenden Schooße des Zufalls ertheilte. Aber was wollte das im Grunde ſagen? Haben wir es nicht erlebt, wie mancher Feldherr, um bei unſerm Gleichniſſe zu bleiben, trotz der beſten „Poſition“ und mit den beſten Streitkräften den Kürzeren gezogen hat? Zudem, was nützen die günſtigſten Karten, da es hier ein Anfänger mit einem geübten Spieler zu thun hatte?

Hindel hatte ſich als neutrale Macht zwiſchen die beiden ſtreitenden Parteien geſtellt, nicht um zu vermitteln, ſondern bloß um zu ſehen, wie der ſonderbare Kampf, der mit ſo ungleichen Waffen geführt wurde, endigen würde. Man kann übrigens annehmen, daß ſich ihre Wünſche und Neigungen mehr der ſchwächeren Partei, ihrem Kinde zuneigten, ſchon des Spaßes wegen, den auf ſein Franzefußſpielen „eingebildeten“ Mann einmal, und dazu von Bärele gedemüthigt zu ſehen.

Aber ihre zuwartende Stellung löſte ſich in ſtarres Staunen, endlich in leidenſchaftliche Theilnahme an dem Geſchicke Bärele's auf. Das Spiel des Knaben hatte, wie man anderwo ſagen würde, ihr „Intereſſe“ rege gemacht; unwillkührlich, nicht als wenn es ihr eigenes Kind, ſondern ein ganz Fremder wäre, war ſie auf ſeine Seite getreten. Aber Bärele ſpielte auch — es war wie ein Wunder, das vor den Augen Rebb Aſcher's leibhaftig ſich zutrug. Im Beginne flimmerte ſo eine Art ſpöttiſchen Lächelns um ſeinen Mund, doch dieſes verſchwand allmälig, je kühner und bewußter Bärele in die Windungen des Spieles hineingerieth, um einer gewiſſen ſtummen Verbiſſenheit Platz zu machen. Bärele verſtand ſich wirklich auf den

Franzefuß. Woher? und wie ihm das gekommen, das zu erforſchen, fiel weder Aſcher noch Hindel in dem Augenblicke ein; ſie ſahen beide in dem Kinde einen Spieler, für und gegen den ſie Partei genommen hatten. Nur einmal ereignete es ſich, daß Bärele, der dahin mit eiſiger Kälte den immer hitziger werdenden Angriffen ſich entgegenſtellte, in einer Karte fehlging, worauf Hindel, die den Fehler mit geübtem Blicke ſogleich erkannt hatte, einen Schrei ausſtieß, als ob Bärele hart an einem gähnenden Abgrund geſtanden und in Gefahr geweſen wäre in eine ſchwindelnde Tiefe zu ſtürzen. Dadurch wurde Bärele aufmerkſam gemacht und verbeſſerte ſchnell ſeinen Fehler. Da hätte man aber den Zorn Rebb Aſcher's ſehen ſollen! Er wurde purpurroth im Geſicht und mit der Fauſt ſchlug er auf den Tiſch, daß er davon erdröhnte. Dann ſchrie er:

„Was ſagſt du ihm ein, Hindel, was er ſpielen ſoll? Er ſpielt ja beſſer als ich!“

„Aſcher,“ meinte Hindel beſchwichtigend, „was ereiferſt du dich? Vergiß doch nicht, mit wem du es zu thun haſt.“

Das kühlte den „alten Spieler“ ein wenig ab; er mochte es fühlen, daß ſein väterliches Anſehen unter allen Umſtänden aufrecht erhalten werden mußte. Sei es nun, daß der Ärger ihn verwirrte, oder daß Bärele's plötzlich offenkundiges Genie wirklich geſiegt hatte — der erſte „Franzeſuß" ging unwiderruflich für Rebb Aſcher verloren; er mußte die Waffen ſtrecken. Er that es aber widerſtrebend, und in ſeiner Seele wogten zugleich zwei feindliche Gewalten: Beſchämung und Freude. Wer weiß, was geſchehen wäre, hätte Hindel nicht mit ihrer klugen Beſchwichtigung ſeinem Zorne ſchon früher die Spitze abgebrochen.

„Soll Einer ſagen," rief er, „daß jetzt nicht eine andere Welt iſt! Die Kinder ſind auch jetzt geſcheidter, als ſie zu meiner Zeit waren, und kommen gleich mit einem ganz andern Verſtand auf die Welt! Bärele, ich halt', was ich verſprochen habe, und wenn Du ein Schloß geſchenkt haben willſt, ſo kauf' ich Dir's auch."

Wir haben zwar guten Grund anzunehmen, daß die Freigebigkeit Rebb Aſcher's, als es zur That kam, ſich etwas weniger königlich bewies; aber wenn es auch kein Schloß war mit Park und Hirſchen darin, ſo war es doch ein „drapfarbener" Spenſer mit gelben Knöpfen daran, die wie Gold ausſahen, den Bärele als Spielbeute davontrug. Noch größer war aber der moraliſche Erfolg des Sieges. Bärele hatte ſich mit einem Male in dem Herzen ſeines Vaters ein großes Thor aufgethan, durch das Liebe und Bewunderung, Stolz und Hoffnung ein- und ausgingen. Von nun an war Bärele eine dem „alten“ Spieler ebenbürtige Macht geworden, die Anſpruch auf eine gewiſſe Achtung hatte, und dem gemäß auch behandelt wurde.

Bärele wurde nämlich förmlich zum Spielgenoſſen ſeines Vaters erhoben; allmälig löſte er ſeine Mutter vollſtändig von ihrem bis dahin innegehabten Wachtpoſten ab, denn Rebb Aſcher wollte mit keinem Andern „Franzefuß“ ſpielen, als mit ihm. Man wird nun leicht begreifen, daß ein ſolches Verhältniß bedeutende Folgen haben mußte. Wie ſoll ein Vater, der ſich mit ſeinem Söhnlein in einer Stunde wegen eines ſchlechten „Königs“ oder eines fälſchlich angegebenen „Fußes“ herumzankt, demſelben Bärele eine Stunde darauf Vorwürfe machen können, daß ſich der Lehrer über ihn beklagt, und daß in ſeinen Kopf nichts hineingehe, weder Bibel, noch Rechnen, noch Rechtſchreibung und Sprachlehre? Wie ſoll der Vater auf der „Höhe“ perſönlichen Anſehens ſtehen können, wenn ihm ein Bärele vorwerfen darf, nicht „er“ ſondern „er“ habe in der Karte ſich geirrt, und die Additionsfehler im Zuſammenzählen der „Füße“ ſeien vom Vater und nicht von ihm gemacht worden? Die Folgen einer ſo weiſen Erziehung konnten natürlich nicht ausbleiben. Bärele mochte thun, was er wollte oder auch nicht wollte, es kümmerte dieß den genügſamen Rebb Aſcher nur wenig. Jedes Hindeuten auf die Zukunft, daß man das Kind doch nicht wie einen Baum aufwachſen laſſen könne, daß es doch etwas Anderes noch gäbe, als die Kunſt, einen Franzefuß zu ſpielen, wurde von dem ſchweigſamen Manne gewöhnlich mit wenigen Worten abgefertigt.

„Laßt mir nur mein Bärele, wie ihn Gott geſchaffen hat, ich will ihn gar nicht anders. Warum? iſt Franzefuß ſpielen keine Kunſt? und ſoll nicht jeder Menſch eine Kunſt können? Mein Bärele hat dafür Genie, und er wird's damit weiter bringen als Mancher, der in ſeinem Leben keine Karten angerührt hat. Denn wenn ſich einer auf Franzefuß verſteht, hat er zu allem Übrigen auch Verſtand. Schadet es mir, daß ich es ſpiele? ſchadet es meiner Hindel? Es geht uns Beiden ganz wohl, und jedes Judenkind könnt' ſich wünſchen, wenn es ſo ausſehen könnte, wie ich und mein Hindel.“

Hindel ſelbſt wurde nach einem ſo feinem Komplimente noch einmal ſo „breit“ und blähte ſich auf wie ein Pfauenrad; denn ſie war an dem wundeſten Flecke ihrer Seele angenehm berührt worden.

„Ja, laßt mir nur mein Bärele, wie es iſt,“

ſagte ſie dann gewöhnlich, und nahm dabei eine hochtrabende Miene an. „Was wollt Ihr von ihm? Geld wird das Jüngel immer haben, und Einer, der ſich ſeine Stub' mit Zwanzigern pflaſtern kann, wenn er will, wird ſich doch nicht geniren einen Franzefuß, ſo ein unſchuldiges Spiel zu ſpielen?“

Was Bärele ſelbſt betraf, ſo ſagte er zu ſolchen Äußerungen gar nichts; man will nur bemerkt haben, daß er an ſolchen Tagen gerade ſich nichts abgewinnen ließ, und daß Rebb Aſcher ſehr aufmerkſam ſein mußte, wenn er ihm beikommen wollte. —

Es war merkwürdig, aber eigentlich kann es Niemand wundern, wieſo Bärele bei einer ſolchen Erziehung groß und ſtark werden konnte. Bärele war vierundzwanzig Jahre alt geworden, aber er ſah wenigſtens um ſechs Jahre jünger aus, ſo gut war ihm die ſüße Gewohnheit ſeines Daſeins bekommen. Es gab in der ganzen Gaſſe keinen ſo ſtarken und hoch aufgeſchoſſenen Jungen, als ihn. Dabei ließ ſich ihm nichts Böſes nachſagen; er war ſehr gutmüthig, beleidigte Niemanden vorſätzlich, und da er ſelten unter die Leute kam, war er auch ſcheu wie ein junges Mädchen. Er konnte auch merkwürdiger Weiſe keinem jungen Mädchen in die Augen ſehen, vielleicht weil ihm die „Königin“ des Franzefußes zu ſehr darin ſaß. — Das änderte ſich freilich Alles eines Tages wie mit der Schnelligkeit des Blitzes.

Tief in dem verſteckten Winkel, der zwiſchen der „Schul“ und dem Gemeindehaus eingekeilt iſt, ſtand ein altes Häuschen, das Rebb Aſcher gehörte. Halb aus Barmherzigkeit ließ er dort eine arme Wittwe mit ihrer Tochter zur Miethe wohnen.

Hannele, ſo hieß die Wittwe, war ein „frommes Weib;“ ſie ging mit den Sterbenden beten, wuſch die Todten, und wenn Jemand zur „Jahrzeit“ auf den guten Ort ging, begleitete ſie ihn, und verdiente auf dieſe Weiſe „ihr Leben.“ Ihre Tochter Liſi nähte für Leute. Aber an jedem Cholemoed, wenn Rebb Aſcher noch beim Frühſtück ſaß, und noch nicht einmal die erſte Meerſchaumpfeife geſtopft hatte, kam die Nähterin, und brachte pünktlich, in ein reines Papier gehüllt, die acht Gulden für die Miethe, die mühſam zuſammengerafften und erſparten Groſchen einer armen Wittwe und deren noch ärmeren Tochter!

Es war ein ſchönes Mädchen, groß, ſchlank und lieblich, mit etwas wild blinkenden Augen und trotzigen Lippen; dabei doch voll demüthigen Sinnes und beſcheidenen Auftretens, wie es die Leute von Menſchen lieben, die zu ihnen in einer Art dienſtbaren Verhältniſſes ſtehen. Sollen wir ſchon das Geheimniß verrathen? Bärele freuete ſich von einem Miethzinſe zum andern, d. h. von einem Cholemoed zum andern; er wußte es aber ſelbſt nicht, wie ſehr er ſich freute. Aber wenn der Tag gekommen war, ja ſchon den Abend zuvor, mitten im Franzeſuß fuhr er plötzlich auf und meinte:

„Ich bin doch neugierig, ob Liſi das Geld morgen wieder pünktlich bringen wird. Wetten möcht' ich d'rauf, diesmal iſt ſie nicht im Stande geweſen, es zuſammenzubringen.“

Hindel legte auf eine ſolche Bemerkung kein Gewicht; ſie ſagte gewöhnlich:

„Sie bringt's heilig und ſicher. Hannele und ihre Tochter ſparen ſich's eher vom Munde ab, und beſonders Liſi iſt keines von den gewöhnlichen Mädchen, die man alle Tage auf der Gaſſe herumlaufen ſieht.“

Regelmäßig erröthete dann Bärele nach dieſem Lobe ſeiner Mutter und dieſe Röthe lag dann noch faſt greifbar auf ſeinem Geſichte, wenn Liſi, die „Nähterin“ kurz darauf eben ſo regelmäßig kam, und den in ein weißes Papier eingehüllten Miethzins in die Hände Rebb Aſcher's oder Hindels legte.

Dieſer Zinstag war wieder gekommen, und eine merkwürdige Unruhe beherrſchte diesmal Bärele's Gemüth. Der Gedanke, ob Liſi wohl mit dem Gelde kommen würde, hatte ihn ſeit dem früheſten Morgen beſchäftigt. Aber wunderbar! er vermochte ihm diesmal keine Worte zu verleihen; er brachte die gewöhnliche Frage nicht über die Lippen hinweg, und ſein bewegtes Gemüth hatte diesmal ſogar einigen Grund — des fälligen Zinſes wegen ſich zu ängſtigen. Rebb Aſcher hatte bereits die erſte Meerſchaumpfeife geſtopft und das „Anbeißen" war ſchon vorüber. Liſi war noch nicht gekommen. Da meinte Bärele in der Angſt ſeines Herzens, zur Mutter gewendet, aber mit niedergeſchlagenen Augen:

„Du wirſt ſehen, diesmal bringt ſie nichts."

„Wer?" fragte ſie erſtaunt.

„Weißt du denn nicht," ſagte er," daß wir heute unſeren Zins zu bekommen haben?"

„Das meinſt du?" ſchrie Hindel enttäuſcht. „Hanneles Tochter, die Nähterin, meinſt du?"

„Du wirſt ſehen," wiederholte Bärele mit einiger Gereiztheit, „diesmal wird ſie nicht kommen."

„Großer Gott!" ſchrie nun Hindel ihrerſeits voll Zorn, „Bärele, was biſt du doch für ein Menſch geworden! Wer möchte in dir das ſuchen, daß ſo ein geiziger Knicker in dir ſteckt? Daran denkſt du nicht, wie du dich verſündigſt an Gott, wenn du den mühſam zurückgelegten Kreuzer einer armen Wittwe ſo einverlangſt, als wären es Hunderte und Tauſende! Und wenn Liſi das Geld gar nicht bringt, meinſt du, dein Vater und ich werden ſie wegen der paar Groſchen pfänden laſſen oder ſie aus dem Hauſe hinaustreiben? Das ſage ich dir, Bärele, und wenn ſie gar nicht kommt, und wenn ſie ſechs Jahre hintereinander nicht kommt, ſo darf auch kein Wort darüber verloren werden. Meinſt du denn, ich hab' gar kein Gewiſſen?“

Hindel hatte ſich in ihren Zorn ſo hineingeredet, daß Bärele gar nicht zu Worte kommen konnte. So oft er beginnen wollte, entquollen ihr die bitterſten Vorwürfe über ſeinen Geiz, der mit der Uhr in der Hand darauf warte, ob eine arme Witwe auch auf die Minute ihren Miethzins bringe. Bärele mußte dieſes Sturzbad über ſich ergehen laſſen, ſich nicht einmal „mucken“ und entſchuldigen; denn haarſcharf und klar ſieht eine ſolche Neigung, wie ſie in Bärele's Herzen vielleicht Jahre lang ſchon lohte, ob und wie ſie ſich verrathen könne. Zum erſten Male in ihrem Leben war Hindel bitterböſe auf ihren Sohn, und in einem fort, ohne daß er darauf etwas zu entgegnen wagte, rief ſie:

„So etwas ſoll Hindel Spitz zukommen! Einen Sohn ſoll ſie haben, der auf acht Gulden wartet, die eine arme Witwe und ein Mädchen, das für die Leute näht, vielleicht nicht haben zuſammenbringen können! Pfui und nochmals pfui! Einer hätt' mir ſagen ſollen, daß mein Kind, mein Bärele ſo etwas werden wird.“

Voll Erbitterung ging Hindel weg; auch Rebb Aſcher hatte ſich in eine andere Stube geflüchtet, denn er wußte aus langer Erfahrung, daß ſich nach einem ſolchen Hausgewitter die Gemüther nur ſchwer zu einem „Franzefuß“ eignen. So war Bärele allein in der Stube geblieben, nachdenklich vor ſich hinſtarrend, verwirrt unter der Wucht der mütterlichen Vorwürfe, wie unverdient ſie immerhin waren, und noch eines anderen Etwas, das er nicht kannte, das wie Lichtfunken vor ihm auf und niedertanzte. Hindel hatte Recht: aus Bärele war wirklich etwas geworden, was ſie nie an ihm erlebt hatte. Er dachte nach.

Da öffnete ſich ſtill und geräuſchlos die Thüre und herein trat Liſi, die Nähterin. Wie Bärele ſie erblickte, ſchrie er faſt auf; dunkle Röthe lag auf ſeinem Antlitze. Haſtig, ganz gegen ſeine Gewohnheit, trat er auf das Mädchen zu, als wollte er ihr etwas zu Leid thun, und ſtieß in heftiger Wallung die Worte heraus:

„Warum läßt du heute ſo lange auf dich warten? Haſt du vielleicht das Geld nicht beiſammen?

Iſt ein halbes Jahr nicht lang genug, daß wir warten müſſen?“

Es war gut, daß Hindel nicht zugegen war; es hätte leicht zur Wiederholung des kaum verrungenen Auftrittes kommen können.

„Ich bring' ja das Geld,“ ſagte das Mädchen; ihr ganzes Weſen erzitterte unter dem Schrecken, den ihr Bärele's Barſchheit einflößte.

„Wo haſt Du's?“ fragte er mit nicht geringerer Derbheit.

„Da iſt's,“ ſagte Liſi zagend und reichte ihm das in ein weißes Papier eingewickelte Geldpäckchen hin.

Bärele nahm es ihr aus der Hand, aber mit der Miene eines Steuereinnehmers, wenn er eine im „Exekutionswege“ eingeforderte Schuld in Empfang nimmt. Liſi ſah ihn mit furchtſam erſchrockenen Augen an. Bärele ſprach das erſte Mal in ihrem Leben mit ihr und ſprach ſo mit ihr!

„Erſt werd' ich's zählen,“ ſagte er ſtrenge und faltete das Päckchen auseinander, worin einiges Silbergeld, noch mehr aber Kupfergeld in Zweigroſchen- und Groſchenſtücken lag. Auch kupferne „Scheinkreuzer“ waren zu bemerken.

„Es wird nicht ein Dreier daran fehlen,“ meinte

Liſi leiſe, doch ſo, daß dennoch ein Ton von Gekränktſein durchklang.

Bärele that, als ob er mit ungeheuerer Genauigkeit die erſchrecklich große Geldſumme durchzählte. In der Wirklichkeit wußte er aber nicht, ob er Gold oder Silber durch die Finger laufen ließe, oder ob bloßes Waſſer. Er ſah nur das holde zitternde Weſen des Mädchens, wie es vor ihm ſtand, ſchöner in ihrer Angſt, als er es bis dahin jemals erblickt hatte.

„Es iſt ganz richtig," meinte er nach einer Weile. „Soll ich darüber eine Quittung ſchreiben?"

„Eine Quittung?" rief das Mädchen erſtaunt. „So etwas hab' ich niemals von Ihrem Vater bekommen."

„Deine Mutter wird aber doch wiſſen wollen," meinte Bärele mit einiger Verlegenheit, „ob Du das Geld abgeliefert haſt? Wie willſt Du Dich denn ausweiſen?"

„Ausweiſen? vor wem ſoll ich mich ausweiſen?" ſagte das Mädchen und trat einige Schritte von dem ſtrengen Frager zurück. „Meine Mutter weiß, mit weſſen Geld ſie mich zu Ihnen geſchickt hat, und darüber braucht ſie und ich keinen Ausweis."

Auf Bäreles Antlitz zuckte und leuchtete es wie von inneren Flammen, die nur eine dünne Scheidewand durchzubrechen hatten, um in ihrer ganzen Gewalt zu erſcheinen. Eine Weichheit des Herzens war über ihn gekommen, die ſeltſam abſtach gegen das harte, unbarmherzige Wort, das unaufhaltſam ſeinem Munde entquoll. Er wollte zart ſprechen, es drang ihm lind aus der Seele hervor; dennoch klang es wie das Brummen eines Bären, als er wieder zu ſprechen begann.

„Haſt müſſen vielleicht die ganze Nacht aufſitzen, um ein Hemd fertig zu bekommen, nicht wahr?“ fragte er wieder hart.

„Und wenn auch?“ rief Liſi, aber nicht mehr zitternd, ſondern ſich allmälig aufrichtend. „Sieht man's dem Gelde vielleicht an, daß ich die ganze Nacht aufgeſeſſen bin?“

Jetzt entſtand eine minutenlange Pauſe zwiſchen den Beiden, die durch nichts ausgefüllt ward, als damit, daß Bärele den Miethzins noch einmal durch die Finger laufen ließ. Aber plötzlich, als wäre er von dem Blutdurſte ſeines thieriſchen Namensbruders befallen worden, wahrhaft nicht anders, als ob er die Nähterin erwürgen wollte, ergriff er Liſi's Hand und drückte ſie mit einer Gewalt, daß es ein Wunder war, wenn das Mädchen nicht um Hilfe ſchrie.

„Da haſt Du wieder Dein Geld,“ ſagte er mit merkwürdiger Grobheit, „da haſt Du's wieder zurück. Meinſt Du, wir können Geld brauchen, um das Du ganze Nächte aufgeblieben biſt? Da, beſinn' Dich nicht lang und nimm es wieder zurück.“

Liſi ſtieß einen kleinen Schrei aus; es war mehr als Überraſchung, was aus dieſem Schrei herausklang. Bärele hatte ihr das Geldpäckchen in die Hand gedrückt; mit erſtaunten Blicken ſah das holde Mädchen bald auf den reckenhaft ſtarken Geber, der dicht vor ihr ſtand, bald wieder auf ihre eigene Hand, in welcher der ſo eben gebrachte Zins lag.

„Sie geben mir das Geld wieder zurück . . . Herr Spitz?“ rief ſie. „Fehlt vielleicht etwas daran?“

„Geh, geh,“ meinte Bärele mit einer Art Grimm, „was wird daran fehlen? Aber die Nächte fehlen daran, die Du nicht geſchlafen haſt . . .“

Wer hätte nun in Bärele dieſen feinen Witz, wie er jetzt ungeſucht und gerade recht aus ſeinem Munde kam, vermuthet? So kann man ſich Jahre lang in Leuten irren, die man dann in wenigen Sekunden für ihr ganzes Leben erkennt. Auch Liſi mochte von der Wahrheit dieſer Behauptung in dieſem Augenblicke tief betroffen ſein; ſie ſah „Herrn Spitz“ mit einem eigenthümlichen Blicke an, wahrſcheinlich klang ihr die zarte Anſpielung auf ihre ſchlafloſen Nächte ſo mährchenhaft, daß ſie zu träumen glaubte.

„Erſt ſtellen Sie ſich ſo gegen mich,“ rief ſie, „daß ich meine, Sie wollen mich halb umbringen und jetzt geben Sie mir mein Geld zurück, Herr Spitz? Warum geben Sie mir es zurück?“

„Ich ſag' Dir's ja, Liſi,“ meinte Bärele, in dem eine ſtarke Verlegenheit über die bis dahin mühſam errungene Grobheit die Oberhand zu gewinnen anfing, „ich ſag' Dir ja, warum? Verſtehſt Du mich nicht?“

„Ich verſteh' Sie ſchon . . . Herr Spitz,“ ſagte das Mädchen leiſe, die Augen, die ſich durch ihr feuchtes Glänzen verrathen hätten, zu Boden geſenkt. „Ich verſteh' Sie ſchon . . . Sie wollen ſich nur nicht ſtellen, wie ein guter Menſch, Sie ſind . . . und ich weiß das ſchon lange . . . Herr Spitz . . . und nun ſehe ich, daß ich mich nicht gefoppt habe . . .“

„Wer? ich?“ fragte Bärele, das in ſeiner ganzen Gutmüthigkeit ſtrahlende Antlitz zu einem verlegenen Lächeln zwingend.

Da hob Liſi den Kopf auf, und nun konnte Bärele in ihr feines, von einer durchſichtigen Röthe überhauchtes Antlitz, in ihre glänzenden Augen ſehen, vielleicht länger, als für Beide gut war. Alle Schüchternheit, aber auch alles bärenhafte Ungethüm war von ihm in dieſem Momente gewichen.

„Dürfen Sie mir aber auch das Geld zurückgeben, Herr Spitz?“ ſagte das Mädchen nach einer Weile.

„Warum nicht?“ fragte Bärele mit ziemlich verlegener Miene.

„Ich meine nur,“ ſagte Liſi faſt unhörbar . . . „weil es ſo viel Geld iſt . . . und dann, weil Sie nicht Ihr eigener Herr ſind.“

„Ich nicht mein eigener Herr?“ lachte Bärele laut auf, daß die Nähterin darob wieder in jähen Schreck verſetzt wurde. „Wer denn ſoll mein Herr ſein? Und dann, Du Narrele,“ fügte er gleich darauf mit einer Art prahlenden Stolzes hinzu, „Du meinſt, ich ſchenk' Dir ſo viel, wenn ich Dir Dein mühſam zuſammengeſpart und zuſammengearbeitet Geld wieder zurückgebe? Narrele, ich ſchenk' Dir eigentlich gar nichts. So viel gewinne ich meinem Vater im Franzeſuß in zwei Abenden ab, wenn es nur ein Biſſele gut geht . . . Du armes Narrele . . .“

„Und ſo viel Geld können Sie ihm abgewinnen . . . Herr Spitz?“ fragte Liſi ganz erſchrocken.

„Du Narrele, manchmal ſogar noch mehr,“ gab Bärele mit zufriedenem Schmunzeln zur Antwort.

„Gott Lebendiger!“ drang es als tiefer Seufzer aus der Bruſt des Mädchens.

„Was iſt dir, Liſi?“ fragte Bärele.

Die Nähterin ſchien nicht ſogleich die gehörigen Worte zu finden; auf ihrem holdem Antlitz war ſichtbar ein Kampf zu leſen, der unentſchieden in dieſem Augenblicke in ihr wogen mochte. Endlich rief ſie in einem Tone, der faſt freudig klang; denn auch in ihren Mienen ſpiegelte er ſich ab:

„Sie ſchenken mir alſo . . . Ihr Spielgeld, Herr Spitz? das, was Sie Ihrem Vater abgewinnen werden?“

„Ja, du Narrele,“ meinte Bärele lachend.

„So kann ich's nicht nehmen,“ rief Liſi laut, und ließ das Geldpäckchen zu den Füßen Bäreles fallen.

„Was fällt dir ein?“ ſchrie der verblüffte Bärele.

„Weil es Spielgeld iſt,“ rief das Mädchen raſch, und richtete ſich in ſeiner ganzen Schönheit nnd Größe auf. Die Augen leuchteten mit einer Art Wildheit, die Lippen waren trotzig aufgeworfen, das ganze Weſen Liſi's mußte dem härteſten Gemütle in dieſem Augenblick unwillkürlich Ehrfurcht einflößen, ſo entſchieden und bedeutend ſtellte es ſich dar.

„Weil es Spielgeld iſt,“ rief ſie leidenſchaftlich,

„und ich mich zu verſündigen glaube, wenn ich es annehmen möchte. Ich ſoll ein Geld zurücknehmen, das Sie Ihrem Vater abgewinnen können? Das nämliche Geld, um das ich nicht geſchlafen habe, für das ich mich abgemüht und geweint habe, bis es beiſammen war? Wenn Sie mir meinen Zins geſchenkt und dabei geſagt hätten: Liſi, ich weiß, es kommt dir und deiner Mutter ſchwer an, Gott weiß! ich hätte mich bedankt . . . weil Sie mir ihn zurückgegeben hätten. Aber theuer erworben Geld laſſe ich mir nicht ſo zurückgeben . . . von einem Spieler nicht, der im Franzeſuß an einem Abend gewinnt, was mich ſo viel gekoſtet hat."

Noch ehe Bärele Zeit gewann, eine Entgegnung auf dieſe merkwürdigen Reden zu finden, war das Mädchen zur Stube hinaus. Bärele ſtand mit offenem Munde da, und ſtarrte die Thüre an, durch die ſie hinausgegangen. Sie! Wer war das, der es gewagt mit ihm in ſolcher Weiſe zu reden? Hannele's des „frommen" Weibes Tochter, die für die Leute nähte? Oder war es eine königliche Prinzeſſin, die ihn mit einem Beſuche beehrt, und nun im höchſten Zorn, höchſt ungnädig von ihm fortgegangen war? Bärele hätte nicht Beſcheid geben können, wenn Jemand in dieſem Augenblicke dieſe Frage an ihn gerichtet hätte. Es iſt faſt zu vermuthen, daß er ſich für die „Prinzeſſin" entſchieden hätte, in ſo gebietender Weiſe war die arme Nähterin ihm erſchienen. Dann bückte er ſich und hob das am Boden liegende Geldpäckchen auf. Das erinnerte ihn, daß es doch Hannele's Tochter, die Tochter des frommen Weibes geweſen war.

So traf ihn ſeine Mutter Hindel, die bald darauf mit zorngeröthetem Geſicht hereintrat.

„Was haſt du mit Liſi vorgehabt?" ſchrie ſie ihn heftig an. „Haſt ihr gewiß vorgehalten, warum ſie den Zins um zwanzig Minuten zu ſpät gebracht hat? Bärele, um Gottes Willen, was biſt du doch für ein Menſch geworden! Dazu biſt du Hindels Sohn, daß du arme Witwen und Waiſen ſo drückſt? Lebendiger Gott! wenn du jetzt ſchon ſo biſt, was kann aus dir noch werden? Die Welt wird dich ja gar nicht ertragen können. Sag, was haſt du mit ihr vorgehabt? Sie hat ja ganz verweinte Augen gehabt!"

„Ich weiß nicht, Mutter," meinte Bärele dumpf.

„Du weißt nicht?" ſchrie Hindel erboſt. „Du haſt dem armen Mädchen gewiß Vorwürfe gemacht, und darauf iſt ſie mit Thränen fortgegangen. Das ſag' ich dir aber, wenn du das Geld nicht noch heute zurückträgſt und ihr ſagſt, daß wir es ihr ſchenken, ſo bin ich nicht deine Mutter. Hörſt du? und noch heute mußt du es ihr zurücktragen, und ſelbſt, und mußt ſie um Verzeihung bitten."

Bärele ſtarrte die Mutter an, wie er vorhin die Nähterin angeſtarrt hatte. Von Beiden Vorwürfe in einer und derſelben Stunde! Es gehörte ſeine ganze „bärenhafte Natur" dazu, um ſo etwas zu ertragen. Als die Mutter lange ſchon geendet, nickte er mit dem Kopfe und ſprach halblaut:

„Ja Mutter, ich werd' ihr's zurückbringen."

Băreles Gemüth blieb den ganzen Tag hindurch ein Spielzeug der widerſtreitendſten Empfindungen und Gedanken. Als ſich ſein Kopf von der Wucht der Schläge, die in ſo kurzer Zeit auf ihn niedergefallen waren, wieder erholt hatte, und wieder einige Klarheit in ihm aufdämmerte, ſchieden ſich dieſe Empfindungen und Gedanken in zwei hart an einander grenzende Lager. In dem einen wohnte Freude und Entzücken, ein namenloſes Gefühl, daß es Liſi geweſen, die mit ihm gezankt, in dem andern wohnte Groll und Erbitterung, daß die Tochter eines „frommen" Weibes, eine Nähterin, die für die Leute arbeitete, es gewagt hatte, ihm, Rebb Aſcher's und Hindels Sohn, ſo entgegen zu treten.

„Die Schnorrerin,“ grollte es fürchterlich in ihm. „Vergißt ſie, wer ich bin und wer ſie iſt? Sie heißt mich einen Spieler! Woher hat ſie nur die Keckheit genommen! und ich bin dageſtanden mit offenem Munde und hab' ſie das Alles ſo reden laſſen! Wie kommt denn ſie dazu mich ſo zu heißen?“

Mehrmals an dieſem Tage tobte dieſer Gedanke in Bärele's Gehirn; er reckte dann ſein Haupt ſtolz empor, als könnte er ſich damit größer machen als das Mädchen, die wie eine Prinzeſſin vor ihm geſtanden war. Aber er mußte es eben ſo oft ſinken laſſen. Bärele fühlte mehr als er es hätte ſagen können, daß Liſi keine „Schnorrerin“ ſei, daß wenigſtens keine Schnorrerin ſo mit ihm geſprochen hätte. Dunkel war er ſich bewußt, daß aus dem Weſen dieſer armen Nähterin ein Licht hervorſtrahlte, das allen Reichthum ſeiner Eltern weit überleuchtete.

Gegen Abend, mit Sonnenuntergang hatte wieder die Erbitterung in ihm die Oberhand erhalten. Werdende Liebe ſoll überhaupt mit dem geheimnißvollen Walten der Natur inniger zuſammenhängen, als man glauben möchte. Er wollte der „Schnorrerin“ beweiſen, wer „er“ und wer „ſie“ ſei; ſagen wollte er ihr, ob ſich das ſchicke und dankbar ſei, den Sohn ihres Hausherrn, der ſie faſt umſonſt in der Wohnung beherberge . . einen „Spieler“ zu nennen. Das Wort müſſe ſie zurücknehmen, und ihn um Verzeihung bitten, ſonſt werde er ſchrecklich aufbegehren, daß ſie daran denken würde all ihr Lebetag.

Aber ſeltſam! Er zögerte von Stunde zu Stunde mit der Ausführung der fürchterlichen Rachepläne, wahrſcheinlich konnte er nicht die Stimmen unterdrücken, die ihn um Erbarmen und Gnade für das Leben der Räthin anflehten. Erſt als die volle Nacht niedergeſunken war, hielt er es an der Zeit, ſich auf den Weg zu machen! Liſis zurückgelaſſenes Geldpäckchen nahm er wohlweislich mit.

„Ich ſag' Dirs noch einmal, Bärele,“ rief ihm Hindel zu, die wirklich während des ganzen Tages kein Wort an ihn gerichtet, „ich ſag' Dir's, bring mir die Sache wieder in Ordnung, ſonſt haſt Du es mit mir zu thun. Und daß Du ſie ja ganz ſchön um Verzeihung bitteſt.“

Bärele brummte etwas vor ſich hin, was Hindel nicht verſtand, und ging.

„Wo geht er denn hin?“ fragte der heute gelangweilte Aſcher.

„Franzeſuß ſpielen,“ gab Hindel verdrießlich zur Antwort.

„Außer dem Haus?“ rief Aſcher ganz erſchrocken.

„Ich möcht', er hätte in ſeinem Leben keine Karte angerührt," rief Hindel mit Erbitterung.

Hindel!" meinte Aſcher in einem Tone, der wie der ſtärkſte Vorwurf klingen ſollte.

„Meinſt du, ich ſpaß'?" rief ſie gereizt. „Die Karte hat ihn zu dem gemacht, als was ich ihn heute erkannt habe. Ich ſchäm' mir meine Seele heraus! Mit einem armen Waiſenkind ſo umzugehen, wie er umgegangen iſt! Anſpeien werden uns die Leut' auf der Gaſſe, wenn man die Geſchichte hören wird. Ich darf mich gar nicht mehr ſehen laſſen, denn ſo etwas iſt gar noch nie erhört worden."

Rebb Aſcher fragte nicht um den Grund dieſer zum erſten Male ſo heftig hervorbrechenden Klagen; er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die da meinen, Zuhören und Schweigen vertreibe am beſten ſolche häusliche Gewitter. Uibrigens thät ihm nur Eines leid; er ſah, daß er heute um ſeinen „Franzefuß" gekommen war.

Indeß hatte Bärele das kleine Winkelgäßchen erreicht, in welchem Liſi's Wohnung ſtand. In der Gaſſe war es ſtill; kein Laut tönte durch die ſtille Nacht. Die Fenſterläden des kleinen Häuschens waren dicht geſchloſſen, aber durch einige weitklaffende Spalten konnte er Licht in der Stube, ja ſogar die Umriſſe eines Schattens gewahren, der niemand Anderem als „ihr“ gehören konnte. Da reckte wieder „Rebb Aſcher's Sohn,“ der Sohn des reichen Hausherrn, ſein ſtolzes Haupt empor.

„Die Schnorrerin!“ rief es fürchterlich in ihm, „da ſitzt ſie wieder und näht Hemden für Leute, und ſieht ſich die Augen noch blind heraus! Von mir aber hat ſie den erbärmlichen Hauszins nicht angenommen, der ihr doch gut gekommen wäre! Wart' nur, ich will dir ſchon beweiſen, was ein Spieler, wie du mich geheißen haſt, Alles vermag.“

Ein Geräuſch in der Stube verjagte Bärele von ſeinem gefährlichen Standpunkte; er duckte ſich ſchnell an die Mauer. Da trat durch die Thüre aus dem dunklen Vorhauſe eine Mädchengeſtalt, in der Bärele alsbald die Nähterin erkannte. Im fahlen Lichte der etwas erhellten Nacht bemerkte er, daß Liſi einen Waſſerkrug in der Hand trug, womit ſie wahrſcheinlich zu dem nahen Röhrbrunnen gehen wollte. Liſi gewahrte ihn nicht; ſie war ſchon einige Schritte voraus, da ſprang Bärele wie ſein echter Namensbruder in einem Sprunge an das Mädchen hin und legte ihr die ſchwere Tatze, will ſagen die Hand, auf die Schulter. Liſi ſtieß einen ſchrillen Schrei aus.

„Lebendiger Gott! wer iſt das?“ rief ſie zu Tode erſchrocken.

„Ich bin's . . . der Spieler!“ ſagte Bärele faſt grimmig, ganz nahe am Ohre ſeines Schlachtopfers.

„Sie . . . Herr Spitz?“ rief das Mädchen.

„Warum heißt du mich . . . Herr Spitz?“ fragte Bärele, in dem mit einem Male eine vollſtändige Wandlung vorgegangen ſchien. „Weißt du denn nicht, wie ich ſonſt heiße?“

„Ich weiß keinen . . . anderen Namen, „ſagte Liſi nach einer Weile. Bärele's Hand lag noch immer auf ihrer Schulter. Vielleicht darum zitterte ſie ſo.

„Ich heiße Bär,“ meinte Hindels Sohn, und die Hand auf der Schulter des Mädchens war etwas leichter.

„Wie komme ich aber dazu, Sie anders zu nennen . . . Herr Spitz?“ liſpelte die Nähterin in faſt unhörbarem Geflüſter.

„Aber dazu biſt du ja gekommen,“ ſagte Bärele wieder rauh, und die Hand drückte wieder mit Centnerlaſt auf Liſi's Schulter, „dazu biſt du gekommen, mich einen Spieler zu nennen und mir das Geld vor die Füße zu werfen. War das recht?“

„Verzeihen Sie mir . . . Herr Spitz,“ liſpelte die Nähterin, „ich hab's nicht ſo gemeint . . . und ſeit dem hab' ich ſchon tauſendmal Reue empfunden.“

„Willſt du's aber jetzt zurück?“ fragte Bärele jetzt raſch.

„Was?“ rief das Mädchen.

„Nun, deinen Zins!“ meinte Bärele.

„Nein . . .“ ſagte die Nähterin mit großer Entſchiedenheit und trat von Bärele hinweg. Aber mit einem raſchen Griffe hatte er ſie wieder herumgedreht, und nun ſuchte er in der Dunkelheit dem Ausdrucke ihres Geſichtes zu begegnen. Er konnte aber nur die leuchtenden Augen wahrnehmen, vor deren Glanze er zurückbebte.

„Warum nein?“ rief er rauh.

„Hab' ich's Ihnen nicht ſchon geſagt . . . Herr Spitz?“ meinte Liſi langſam, und jedes ihrer Worte, nach Ton und Ausdruck zu ſchließen, offenbarte es wieder dem Sohne Rebb Aſcher's, daß die „Prinzeſſin“ vor ihm ſtehe. „Hab' ich's Ihnen denn nicht ſchon geſagt . . . Herr Spitz? Warum ſoll ich es denn zweimal ſagen?“

„Ich möchte es noch einmal hören,“ rief Bärele ingrimmig.

Liſi ſchwieg eine Weile; dann aber richtete ſie ſich auf, wie ſie ſich ſchon am Morgen vor ihm aufgerichtet hatte.

„Ich nehm' von einem Spieler kein Geld,“ ſagte ſie raſch in tiefſter Bewegung.

Merkwürdig ruhig, als hätte der Schimpf diesmal für ihn keinen Stachel, meinte Bärele:

„Bin ich denn einer?“

„Die Welt ſagt's,“ meinte Liſi etwas langſamer.

„Die Welt? Wer iſt das? Du vielleicht?“ fragte Bärele in demſelben trocken-ruhigen Tone.

„Die Welt ſind alle Leute,“ entgegnete die Nähterin leiſe.

„Und was ſagt die Welt?“ fragte Bärele noch einmal.

„Geht's mich an?“ meinte Liſi, der dieſes Verhör höchſt peinlich vorkam, ausweichend.

„Siehſt Du, wie Du biſt,“ rief Bärele, in dem wieder aller Grimm erwacht war. „Jetzt, weil ich in Dich dringe, willſt Du es nicht ſagen.“

„Die Welt ſagt, daß Sie ein Spieler ſind,“ rief jetzt mit einem Male Liſi wieder laut, heftig ſogar. „Sie ſagt, daß Sie den ganzen Tag nichts Anderes thun, als mit Ihrem Vater Franzefuß ſpielen. Andere junge Leute in dieſem Alter . . . ſagt die Welt, haben da ſchon ihre Geſchäfte, gehen nach Reichenberg, nach Prag oder Brünn, andere noch weiter bis gegen Wien

Sie aber, Herr Spitz . . . ſitzen zu Hauſe bei Ihrem Vater . . . und ſpielen Franzefuß."

Als Liſi ſo geſprochen, wandte ſie ſich raſch ab, als ob ſie trotz der Finſterniß, die ſie umgab, die drohenden Zornesaugen Bäreles gefürchtet hätte. Aber Bärele that, als ob er die ſanfteſte Muſik gehört hätte, wie fürchterlich es in ihm auch toben mochte.

„Und was meinſt Du?" ſagte er nach dieſer Erklärung. „Biſt Du auch die Welt?"

„Ja," ſagte Liſi.

„Du nimmſt es alſo nicht zurück, daß ich ein Spieler bin?" fragte er.

„Nein," ſagte das Mädchen mit Überlegung.

„Ein Thunichtgut und ein Müßiggänger?" fuhr Bärele in ſeinem eigenthümlichen Verhöre fort.

„Nein," ſagte Liſi nach einer noch längeren Weile, diesmal aber mit unter der Wucht dieſes Geſtändniſſes zitternder Stimme.

„Gut," rief nun Bärele im vollen Ausbruch ſeiner gewaltigen Sprache, „ich habe geglaubt, daß Du die Einzige biſt, die nicht zu der Welt gehört, ich ſeh' aber, ich habe mich in Dir gefoppt. Dafür werd' ich Dir bald zeigen, was ein Spieler alles kann. Du wirſt nicht lange darauf zu warten haben."

So ſprach Bärele und glaubte eine Rede gehalten zu haben, wie ſie nicht feuriger und einſchneidender in allen Parlamenten der Welt gehört wurde. Mit ſeinen größten Schritten hatte er ſich dann eiligſt entfernt, ohne die Nähterin weiter eines Blickes zu würdigen. Als er aus dem Schulgäßchen verſchwunden war, ging Liſi kopfſchüttelnd wieder nach Hauſe; zum Röhrbrunnen, um Waſſer zu holen, hatte ſie in dieſem merkwürdigen Augenblicke wahrſcheinlich vergeſſen. Wen wird das wundern?

Bärele aber kam in voller Haſt zu Hauſe an. Seine Wangen brannten in lichter Gluth und trotz des Kerzenlichtes konnte die ſcharfſichtige Hindel ſogleich gewahren, in welch' ungewohnter Aufregung ſich ihr Sohn befand.

„Biſt ſchon zurück?" fragte ſie ihn mit prüfendem Blicke. „Nun, hat Dir Hannele und ihre Tochter nicht tauſendmal Segen gegeben?"

„Ja, Mutter," meinte Bärele mit unterdrückter Stimme und ſcheu auf die Seite gerichteten Augen, „wie man es eben nimmt."

„Jüngel, mit Dir ſteht's nicht, wie es ſtehen ſoll," ſagte Hindel und eine Wolke von Sorge zog über ihr ſonſt ſo behagliches Antlitz. „Wirſt Du reden, was Dir iſt?"

Da blickte Bärele zur Mutter auf, wahrſcheinlich voll Verwunderung, daß ſie ihn ſo gut verſtanden.

„Ja, Mutter," ſagte er, „wenn Du nichts dagegen haſt, ſo geh' ich morgen nach Prag und kauf da ein, was ich ſehe."

„Was? Du? Und nach Prag?" rief Hindel, in der ein gerade vor ihr niederfallender Donnerſchlag keineswegs dieſen Schrecken, wie ſie ihn jetzt empfand, hervorgebracht hätte.

Erſchöpft, niedergeſchmettert von der ganzen Bedeutung dieſer Mittheilung, mußte ſie ſich auf einen Stuhl niederlaſſen.

„Ja, Mutter," begann Bärele wieder, „wenn du und der Vater nichts dagegen hat, ſo fahr' ich morgen in aller Frühe mit dem Stellwagen nach Prag. Du gibſt mir Geld, ſo viel Du gerad' in Deinem Kaſten haſt . . . und ich geh'."

„Und was willſt Du mit dem Geld anfangen?" fragte Hindel nach einer minutenlangen Unterbrechung, während welcher der Athem der beleibten Frau geſtockt zu haben ſchien.

„Einkaufen, Mutter," ſagte Bärele trocken.

„Bärele, der Gedanke iſt nicht in deinem Garten gewachſen," rief Hindel und ſtand in großer Bewegung auf.

„In welchem denn?“ fragte Bärele beinahe höhniſch.

„Und was liegt daran, ob er in Deinem oder in einem andern Kopfe gewachſen iſt,“ ſagte Hindel in einem Tone, der höchſt freudig klang. „Ich ſag' Dir, etwas Schöneres und Beſſeres hätteſt Du mir gar nicht verkündigen können. Den ganzen Tag iſt's mir im Hirne herumgekrochen, ob wir denn recht gethan haben, Dich ſo aufwachſen zu laſſen, ohne Arbeit, ohne Geſchäft . . . und jetzt kommſt Du ſelbſt und ſagſt: Mutter, gib Geld her, ich will einkaufen gehen.“

„Gibſt Du mir's alſo?“ fragte Bärele langſam.

„Gott, Bärele, ſo viel Du willſt. Tauſende liegen für Dich bereit. Wozu haben wir's denn?“ rief Hindel, die ſonſt immer gleichmäßig ruhig blieb, in überſtrömender Wallung. „Kauf' nur ein, was Dir in die Augen fällt, üb' Dich, und wenn auch das erſtemal kein Vortheil dabei herausſehen wird, ſo liegt daran gar nichts. Die Hauptſach' iſt, daß Du ein Menſch wirſt und ſiehſt, wie man Geld verdient. Dann wird Dir nicht zukommen, was Dir heute Früh zugekommen iſt, daß Du nämlich auf die paar Groſchen einer armen Waiſe warteſt, und ſie auszankſt, wenn ſie um fünf Minuten ſpäter den Zins bringt.“

Man ſieht, Hindel hatte keineswegs den Auftritt vom Morgen vergeſſen. Sie gehörte keineswegs zu jenen Müttern, die den Untugenden ihrer Söhne gegenüber ewig den grauen Staar haben, während ſie an Fremden zu Adlern und Falken werden. Sie hatte bis dahin ihr Bärele gleichſam in großem Reſpekt gehabt, hatte nie viel über ihn gedacht, weil die anregende Gelegenheit dazu gefehlt hatte. Nun glaubte ſie mit einem Male klar zu ſehen und ſeinen Charakter erkannt zu haben. Seine vermeintliche Rohheit, ſein ausgeſprochener Geiz gegen das arme Mädchen hatten ihr Herz mit Kränkung erfüllt. Mit ſchnellem Blicke hatte ſie die Fehler überſchaut, die in Bäreles Erziehung gemacht worden waren. Darum ging ſie ſo freudig auf den kaum enthüllten Antrag ihres Sohnes ein: ihr war es genug, daß Bärele die Wirkungen des heutigen Tages in ſo ſelbſtſtändiger Weiſe in ſich verarbeitet hatte.

Daß aber ſelbſt die ſcharfſichtigſte Mutter zuweilen nichts ſieht, wo eigentlich Vieles zu ſehen iſt, weiß ſo Mancher, der über die zwanzig Jahre hinausgekommen iſt. Von da an gibt es Geheimniſſe, für die das menſchliche Auge nicht mehr ausreicht — und ein Engel mit aufgerollten Fittigen war Hindel nicht!

In der Freude ihres Herzens ging ſie ſogleich an den Kaſten. Aus einer verborgenen Schublade nahm ſie, allzu haſtig vielleicht für ein ſo ernſtes Geſchäft, mehrere Bündel Banknoten, die da in Reih und Glied lagen.

„Da," ſagte ſie zu ihm, „da nimm, Bärele, ich hab's nicht einmal gezählt. Wenn Du wieder brauchſt, ich hab' noch. Ich ſag' Dir noch einmal, es liegt mir nichts daran, wenn Du zum erſten Male mit Deinen Einkäufen auch Spott und Schand' haben wirſt. Es liegt nichts daran. Wenn Einer ein „Barjin" werden ſoll, ſo geht es nicht, wie man die Hand umdreht. Das wird man erſt in langer, langer Zeit und Mancher hat ſchon graue Haare und große Kinder und iſt doch noch kein „Barjin" geworden."

Bärele ſteckte die Banknoten gleichgiltig ein, nicht ſo die Worte der Mutter. Er meinte, ſie würde ſchon ſehen, daß er ein Menſch werden würde, der ſich um die Welt und um das, was dieſe Welt ſage, nicht kümmere. Hindel brachte dieſe Worte auf Rechnung des heutigen Tages, er ſei gekränkt, nahm ſie an, und in dieſer Kränkung habe er den Entſchluß gefaßt, ein thätiger Menſch zu werden. Doch ſei es beſſer ſo als anders. Während dann Bärele auf ſeine Kammer ging, um ſich zur Reiſe vorzubereiten, ſagte Hindel zu ihrem Manne, der bis dahin wie es ſchien, theilnahmlos dicke Rauchwolken vor ſich hingeblaſen hatte:

„Du wirſt ſehen, Aſcher! aus dem Jüngel wird erſt jetzt etwas werden.“

„Meinſt du, Hindel?“ gab er tonlos zur Antwort.

„Ja,“ ſagte ſie mit großer Beſtimmtheit, „Aus dem Jüngel wird erſt jetzt ein Menſch.“

Nach einer Weile, während ſich die Rauchwolken aus Rebb Aſcher's Meerſchaumpfeife immer dichter und qualmiger ballten, mitten aus dieſem Vulkane fragte er kleinlaut:

„Wollen wir heut', Hindel Leben?“

„Ja wir wollen, Aſcher!“ rief ſie freudigen Tones.

Und das „Paſch“ Karten war hervorgeholt, und wie in manchen Häuſern ein Valettrunk beim Scheiden gebräuchlich iſt, ſo ſpielten Rebb Aſcher und Hindel einen „Franzeſuß“ auf das glückliche Gedeihen ihres Sohnes!

Bärele hatte beim Weggehen aus dem Hauſe auf Hindels Frage, wann er zurückkommen gedenke, unbedenklich geantwortet: „Auf die letzten Tage des Jontefs (Feiertags). Wenn er auf die Hin- und Herreiſe einen Tag rechne, ſo ſeien die zwei anderen, die bis dahin fehlten, gerade hinreichend, um das „Geld" anzubringen. Zurückzubringen brauchte er es nicht, meinte Hindel noch zu guter Letzt. Dafür ſolle ſie nicht ſorgen, bemerkte Bärele faſt luſtig, ein Dukatenmännchen ſei er nicht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Hindel ihrem Sohne außer dem „ungezählten" Gelde auch noch einen ganzen Reiſekoffer ebenfalls ungezählter Rathſchläge mit auf den Weg gab, wie er ſich mit den Prager Kaufleuten zu benehmen habe, von denen jeder, beſonders aber die Frauen, einen eiſernen Kopf auf ſich habe, wie er ſich durch ihr Schmeicheln und Zureden nicht ſolle berücken laſſen; das ſei ſo ihre Art, beſonders wenn ſie wüßten, daß der Kunde vom „Land" ſei. In den Wirthshäuſern, wo er übernachte, ſolle er das Geld jedesmal unter ſein Kopfkiſſen legen und ja nicht vergeſſen, das Licht auszulöſchen und die Thüre zu verriegeln. Schließlich möge er ſich vor den Ladenmädchen auf dem „Tandelmarkte" hüten!

Bärele war wahrſcheinlich ſchon an „Benatek," einem an der Prager Straße gelegenen Städtchen, vorüber, als ſich Hindel noch erinnerte, ſie habe vergeſſen, ihm ein „Tracteurhaus" anzuempfehlen, das ſie aus ihrer Jugend noch kannte; dorthin möge er gehen und den Trakteur und die Trakteurin, wenn ſie noch lebten, von ihr grüßen. Aber es war ſchon zu ſpät.

Übrigens konnte Hindel kaum den Tag erwarten, der ihren Bärele ihr wieder zurückbrachte. Zu der Sorge um den Abweſenden, der zum erſten Male ſich den Gefahren einer großen Stadt ausſetzte, kam noch ein gewiſſes dunkles Gefühl, das ſich im Laufe der wenigen Tage immer mehr und mehr klärte.

Der plötzliche Entſchluß ihres Sohnes, ein „Geſchäft“ anzufangen, die ganze Art und Weiſe, wie er ihr dieß angekündigt, drängte ſich ihrem Nachdenken immer ſtärker auf. So viel ſah ſie klar: der Zinstag der Nähterin und die Lektion, die ſie ihm ertheilt hatte, ſtanden damit in Verbindung. Dennoch war es ihr eigen zu Muthe, wenn ſie überlegte, daß Bärele, bei dem Gefühlswallungen nie die ſtarke Seite waren, eben durch dieſe Vorwürfe dazu beſtimmt ſein ſollte. Sie, die jedes Aederchen in ihrem Sohne zu kennen glaubte, zweifelte ſelbſt, ob ſie den Eindruck auf ſein Gemüth hervorgebracht.

Natürlich war ſie in dieſem Zuſtande nicht geeignet, auf die öftere Frage ihres Mannes: „Wollen wir, Hindel?“ die bekannte Antwort zu geben. Die behäbige Frau fühlte ſich unruhig und gepeinigt, wie nie in ihrem Leben. Dazu kam die Verdrießlichkeit

Rebb Aſcher's, der die Abweſenheit Bärele's ſehr ſchwer empfand. „Gerad' am Cholemoed haſt Du ihn wegſchicken müſſen?" ſagte er wiederholt, „zu einer andern Zeit hätt' es gar nicht ſein können? Der ärmſte Schnorrer unterhält ſich am Cholemoed, ja ſelbſt Kinder ſpielen ihr „Hammer und Glock," nur ich allein muß da ſitzen wie ein verlaſſen Waiſenkind und kann nicht einmal meinen „Franzeſuß" haben. Iſt das erhört?"

„Erſt muß man ein Menſch ſein," ſagte Hindel gereizt, „und hernach kann man Franzeſuß ſpielen."

„Geht das auf mich?" fragte Rebb Aſcher kleinlaut.

„Nein, das geht auf Einen, der nicht hier iſt," gab ſie zur Antwort.

Bärele ließ übrigens lange auf ſich warten. Der Vorabend der letzten Feiertage war gekommen, durch die Gaſſe zog bereits der feſtliche Duft, in manchen Häuſern entzündeten ſich ſchon die Lichter — aber Bärele blieb aus. In Hindels Gemüth, wie ſtarr und ſtark es ſich auch gegen die Außenwelt zeigen mochte, begannen ſchwere Sorgen aufzuſteigen. Zu der Furcht, ihr Sohn könne in den heiligen „Jontef" hineinfahren, geſellte ſich eine andere, was ihn wohl verhindert haben könnte, zur beſtimmten Zeit zu kommen. Mit einem Male erſchollen ſogar die drei Schläge des Schuldieners an der Thüre, das Zeichen, daß der abendliche Gottesdienſt beginnen würde. Da rüſtete ſich auch Rebb Aſcher zum Fortgehen.

„Wart'ſt Du denn nicht?“ rief ſie ihm nach, als er ſchon auf der Stiege war.

„Auf wen denn?“ fragte er, ohne ſich umzudrehen.

„Auf Bärele!“ ſchrie ſie.

„Du haſt ihn ja fortgeſchickt,“ meinte er achſelzuckend, „folglich mußt Du auch wiſſen, wann er kommen wird.“

Hindel empfand dieſen „Stich“ bitter, aber es fehlte ihr an Muth, ihn gebührend zu beantworten. Dennoch, weil ſie ein ſtarkgewilltes Weib war, dem Ärger und Kränkung nicht ſo leicht etwas anhaben konnten, verwand ſie ſelbſt die Furcht um ihren abweſenden Sohn. Wenn ſie es gut überlege, fiel ihr ein, ſo könne Bärele gar nicht ſo geſchwind von Prag zurück ſein. Das Jüngel werde ſo viel neue Sachen zu ſehen bekommen haben, daß ihm darüber Hören und Sehen werde vergangen ſein. Zudem ſei er ein Neuling im Einkaufen, werde nicht wiſſen, wozu früher greifen. Eines werde das Andere bei ihm verdrängt haben, zuletzt werde ihm die Zeit zu kurz geworden ſein. Morgen werde die Poſt einen Brief bringen, 'drin werde das alles ſtehen, was ſie jetzt denke; denn ſchreiben werde er ganz gewiß, ſo „klug" ſei er doch.

In dieſem Glauben vermochte Hindel, als ihr Mann aus der „Schul" heim kam, mit einem fröhlichen Geſicht entgegentreten, und ihm „gu' Jontef" wünſchen.

Aber dieſer Morgen kam, und weder Bärele, was auch natürlich war, noch ein Brief von ihm kam. Hindel war gleichfalls in „Schul'" gegangen, hatte aber beim Weggehen den Auftrag hinterlaſſen, wenn ein Brief käme, ihn ſogleich zu dem benachbarten chriſtlichen Schuſter zu tragen, damit er das Siegel erbreche, weil ihr das am Feſttage nicht geſtattet war. Aber ſie harrte umſonſt, und vergebens waren ihre Gedanken während des Gebethes nicht bei Gott! Ihre Blicke hafteten in einem fort an der Eingangsthüre der „Weiberſchul" — aber Niemand kam, der ihr zuwinkte, und ihr den erbrochenen Brief aus der Ferne zeigte.

Ganz verſtört eilte ſie, noch lange bevor die Schul' zu Ende, nach Hauſe. Hier traf ſie ſchon ihren Mann, den gleichfalls die Sorge vom Gebethe weggeſcheucht hatte.

„Nun, was ſagſt du zu dem Jüngel?“ rief er ihr entgegen. „Noch nicht zurück!“

„Er kann doch nicht am heiligen Feiertage zurückkommen,“ meinte ſie gepreßt.

„Und auch kein Brief!“ fuhr er fort. „Gott der Lebendige weiß, was ihm zugeſtoßen iſt. So ein junges Kind ſoll man in die Welt ſchicken!“

„Das junge Kind iſt vierundzwanzig Jahre alt,“ meinte Hindel mit ſpöttiſchem Tone „in dem Alter biſt du ſchon mein Mann geweſen.“

Hindel wollte wahrſcheinlich durch dieſen Ton die innere Angſt überſchreien; aber es ging nicht an. Beiden fehlte der Sohn, ſie hatten ihn, ſeitdem ſie ihn beſaßen, nie vermißt. Es war vielleicht der erſte wahre Schmerz, der in das Leben dieſer in Glück und Reichthum ſitzenden Leute trat, und Hindel war der leidendere Theil; denn ſie mußte ſo wie den Vorwürfen ihres Mannes, noch mehr ihren eigenen Schweigen auferlegen.

Dennoch ging ſie am andern Morgen, nachdem ſie eine ſchlafloſe Nacht zugebracht, mit ruhigerem Gemüth zur „Schul.“ Der Brief Bäreles konnte ſich verſpätet haben — was wußte er, der es noch nie zu einem Briefe gebracht hatte, davon, wie man ſo ein Schreiben auf die Poſt geben ſolle, damit es richtig und zur Zeit ankomme? Vielleicht war er zu ſpät gekommen, und die Poſt, die natürlich nicht wiſſen konnte, daß es eine Hindel Spitz in der Welt gab, die auf den Brief mit aller Sehnſucht wartete, hatte ihn für den anderen Tag mitgenommen. Sie hatte den nämlichen Auftrag gegeben, den Brief alſogleich zum Schuſter zu tragen, und ihr erbrochen in die „Schul“ zu bringen. Aber auch heute harrte ſie vergebens. Da bemächtigte ſich ihrer eine Angſt, daß es ein Wunder war, wenn ſie nicht laut aufſchrie; dicke Schweißtropfen drängten ſich auf ihre Stirne; ſie war wirklich einer Ohnmacht nahe. Unter dem Vorwande, daß ihr zu heiß ſei, und die kühle Luft ihr gut thun werde, entſchuldigte ſie ſich bei einer Nachbarin, und entfernte ſich eiligſt, da kaum die Hälfte des Gottesdienſtes vorüber war.

Draußen in der kühlen Luft kam ihr wieder die Faſſung. Drin in der Schul', hatte ſie geglaubt, ruhten die Augen aller Frauen auf ihr, und wußten, daß ihr Bärele keinen Brief geſchrieben habe. Langſam ging ſie die Treppe herunter, die von der Weiberſchul' herabführt; aber mit jedem Schritte, den ſie vorwärts that, um nach Hauſe zu gelangen, wuchs ihr inneres Bangen aufs Neue. Was war mit Bärele wirklich vorgegangen? Wie ſollte ſie ihrem Manne jetzt entgegentreten? Ihre Blicke ſtarrten vor ſich hin, als ſollten ihr, die ſonſt ſo ſtark im Wollen und Entſchließen war, die leitenden Gedanken aus der leeren Luft zuſtrömen. Da fielen ſie, von ungefähr, auf das kleine Häuschen, worin Hannele, das „fromme Weib," und ihre Tochter Liſi zur Miethe wohnten. Es war Hindel, als ſei mit dem Anblick dieſes kleinen Häuschens ein neuer Sinn über ſie gekommen. „Gott der Lebendige," fiel es ihr blitzartig bei, „wie iſt mir nur das nicht eingefallen? Die Nähterin muß ja etwas wiſſen! Von ihr iſt er ja gekommen, und etwas muß zwiſchen ihm und ihr vorgegangen ſein, ſonſt hätte er ſich nicht ſo ſchnell geändert!"

Hindel trat, ohne ſich zu beſinnen, raſch auf die Wohnung Hanneles zu. Zu einer anderen Zeit hätte ſie ſich wohl beſonnen, ehe Rebb Aſcher's Weib, bei Hannele, dem frommen Weibe, eingetreten wäre! Die reiche Frau war ſich auch vollkommen des Abſtandes bewußt, der zwiſchen ihr und Hannele beſtand. Aber jede Bedenklichkeit, worunter die nicht die kleinſte war, was es für ein Gerede geben würde, wenn ihr Beſuch bei dem frommen Weibe ruchbar ward, ſchwand in dem Gedanken, daß ihr die „Nähterin" vielleicht einen Aufſchluß werde geben können.

Als Hindel in das Vorhaus, das zugleich die

Küche war, eintrat, fiel ihr bei aller Sorge, die ſie hieher geführt hatte, die ungemeine Ordnung und Reinlichkeit auf, die in dieſem kleinen Raume waltete. Blankgeſcheuert glänzten kupferne und zinnerne Gefäße; der Herd ſelbſt, auf dem ein dürftiges Feuer loderte, war weiß und zierlich anzuſehen. „Man kann davon eſſen,“ bildete ſich in Hindel ſchnell das Urtheil. Doch eine längere Umſchau war ihr nicht geſtattet, ſie drückte auf die Thürklinke, und nachdem ſie geklopft hatte, trat ſie auf ein „Herein“ raſch in die Wohnſtube Hannele's.

Was Hindel erwartet hatte, traf ein. Die Nähterin war allein in der Stube.

„Madame Hindel!“ rief die Nähterin, und ſprang hoch verwundert von dem Gebetbuche auf, in welchem ſie gebetet hatte. Der Beſuch einer Königin wäre Liſi nicht ſo überraſchend erſchienen, als der der reichen Frau. „Madame Hindel!“ rief ſie daher noch einmal, und erröthete und erblaßte in einem und demſelben Augenblicke.

„Mach' Dir keine Ungelegenheit, Liſi,“ ſagte Hindel, als die Nähterin ſich beeilte, ihr einen Sitz anzubieten, „ich ſetz' mich nicht; aber danken möcht' ich Dir dafür, wenn Du mir ein gut Glas Waſſer bringen möchteſt.“

Liſi eilte in die Küche hinaus. Während dem hatte Hindels erfinderiſcher Geiſt ſchnell die Ausrede gefunden, die ihrem Beſuche den möglichſten Schein von Unbefangenheit geben konnte.

Gleich darauf kam Liſi mit dem Glaſe Waſſer auf einem ſpiegelblanken Teller — blank wie „Gold," bemerkte im Stillen Hindel — und bot es mit den Worten an:

„Wohl ſoll es Ihnen bekommen, Madame Hindel!"

„Ich dank' Dir, mein Kind," rief Hindel gnädig und ſchlürfte das kühlende Getränk faſt zur Hälfte aus.

„Jetzt iſt mir tauſendmal beſſer," ſagte ſie hierauf, „ich hab' geglaubt, ich verſchmachte in der Schul'."

Dann ſah ſie das ſchöne Mädchen, das in beſcheidener Entfernung vor ihr ſtand, mit einem ſchnell prüfenden Blicke an, und meinte dann halb ſcherzend, halb ernſt:

„Liſi, Dir und Deiner Stube ſieht man's nicht an, daß Du für die Leut' nähſt. Geht's Dir denn auch ganz gut? und biſt Du zufrieden?"

Zu arbeiten gebe es immer, entgegnete demüthig das Mädchen, und Gott habe ſie noch nicht verlaſſen. Die Mutter verdiene hie und da auch etwas, und ſo brächten ſie ſich Beide durch, ſie wüßten oft freilich nicht wie? Aber wer habe eigentlich über nichts zu klagen? wem gehe es ſtets nach Wunſch?

Hindel warf auf die Sprecherin nach dieſen Worten mit Schrecken ihre Blicke. Wußte Liſi, warum ſie hier war? Aber eben ſo ſchnell begriff ſie, daß ſie ſich nicht bloßſtellen dürfe. Ruhiger alſo, als es in ihrem Gemüthe ausſah, meinte ſie:

„Der Zins muß Dir wohl ſchwer kommen, Liſi?“

„Ich muß arbeiten und arbeiten, bis ich ihn zuſammengebracht habe,“ ſagte die Nähterin, aber keineswegs mit bettelhafter Demuth.

„Warum bedankt ſie ſich nicht?“ grollte es in der ſchnell zürnenden Frau, und ein Zug von ungnädiger Mißfälligkeit zeigte ſich auf ihrem Geſichte. „Bärele hat ihr ja den Zins zurückgebracht, warum mag ſie nichts davon wiſſen?“

„Du kannſt doch aber nicht ſagen, Liſi,“ ſprach ſie laut, „daß wir Dich wegen Deines Zinſes hart bedrücken? Es iſt wahr, Du bringſt ihn pünktlich, und es könnte ſich Mancher an Dir ein Beiſpiel nehmen. Aber meinſt Du, ich möcht' um die Polizei ſchicken, wenn Du einmal ausbleibſt?“

„Die werden Sie, wenn mir Gott immer mit Arbeit hilft und ich geſund bleibe, niemals zu holen brauchen,“ meinte Liſi lächelnd.

Sie bedankt ſich noch nicht? fragte ſich Hindel ſelbſt, empört über dieſe Verſtellung Liſi's, der ſie den Dank doch ſo leicht gemacht hatte. Wer hättte das in der kleinen Nähterin geſucht? Aber ein Blick auf das offene ſchöne Geſicht Liſi's überzeugte ſchnell die reiche Frau, daß ſie ſich in dem Mädchen doch geirrt haben könnte. Hatte ihr alſo Bärele das Geld gar nicht gebracht? Der Gedanke lag ſo nahe, daß er ihr als der wahrſcheinlichſte dünkte! Aber wie ſtand das wieder im Zuſammenhange mit Bärele's ſchnellem Entſchluße nach Prag zu gehen? mit ſeinem ſonderbaren Thun ſeit dem Tage, wo Liſi den Zins gebracht hatte? Der ſtarken Frau ſtand diesmal, und nicht blos ſinnbildlich der Verſtand ſtill. Eine Verwirrung befiel ſie, ein Durcheinanderwogen der verſchiedenartigſten Gedanken, wie ſie die ſonſt ſo klare Frau nie gekannt hatte. Das aber fühlte ſie trotz dem allem heraus, daß ſie mit der Nähterin ſich „ausreden“ müſſe, daß alle Rückſichten auf „Standesunterſchied“ vor der eiſernen Nothwendigkeit weichen müßten — und dazu drängte ſie nicht etwa der klügelnde Verſtand, der oft irre geht, ſondern ihr einfaches Bewußtſein als Mutter eines Kindes.

„Hör' mich an, mein gut Kind,“ ſagte ſie mit einem Male, ohne jeden vermittelnden Übergang, „mit

Dir muß ich reden, ich bin „extra“ darum zu Dir hergekommen. So und ſo ſteht es mit mir.“

Und nun erzählte die reiche Frau in einem Tone, als wenn ſie mit Ihresgleichen ſpräche, vom Anfang bis zum Ende, alles was ihr Herz bedrückte. Sie verſchwieg nicht den kleinſten Umſtand, und bemäntelte auch nicht, was ſie in ihrem mütterlichen Unwillen gegen Bärele für Worte gebraucht; wie ſie ihm ſeinen Geiz gegen ſie, die Nähterin nämlich, vorgerückt, wie ſie ihn faſt fortgetrieben, damit er ihr den Zins wieder zurückerſtatte. Er ſei damit fortgegangen, freilich erſt gegen Abend, aber als er gekommen, habe er ſeinen Entſchluß erklärt, nach Prag zu gehen, um ſich da im Einkaufen zu üben. Sie habe ſich dagegen nicht geſtemmt, habe im Gegentheil freudig zugeſtimmt, und ihm „ungezählt“ Geld mitgegeben, ſie wiſſe gar nicht wie viel. Das Geld mache ihr keine Sorge, wohl aber Bärele, der noch nicht zurückgekehrt ſei. Sie ſehe ſo viel, daß ſein Ausbleiben nicht natürlich ſei, ein Brief ſei auch nicht eingetroffen — ob er ihr vielleicht nicht geſtanden, was er vorhabe; denn etwas werde ſie doch wiſſen, wenigſtens komme es ihr ſo vor.

Bei dieſen Worten zuckte das Mädchen zuſammen, und als Hindel dies bemerkte, und ſie heftig fragte:

„Weißt Du vielleicht mehr als ich?“ da bedeckte ſie mit beiden Händen das Geſicht und fing an bitterlich zu weinen. Darob war Hindel erſt recht erſchrocken.

„Um Gotteswillen, Liſi,“ ſchrie ſie und faßte ſie bei der Hand, „ich ſteh' wie auf glühenden Kohlen. Was weißt Du von ihm?“

Da ſanken die Hände des Mädchens langſam herab; ihr Antlitz war thränenüberſtrömt. Sie vermochte lange nicht zu Worte zu kommen. Dann begann auch ſie zu erzählen; erſt abgebrochen und ſtockend, dann immer geläufiger. Auch ſie verſchwieg nichts, aber ſie hielt ſich doch nur an die Hauptſache. In ihrem Munde nahm die ganze „Geſchichte“ eine ganz andere Form und Geſtalt an, Bärele's Verfahren gegen ſie am Zinstage erſchien in einem andern Lichte, ob in einem mildern, wagte Hindel noch nicht zu entſcheiden. Aber ſchon, daß es nicht Geiz und Knickerei geweſen war, was ſie an ihm ſo gerügt hatte, befriedigte ſie nicht wenig. Das Mädchen verſchwieg auch nicht, wie Bärele ihr am Hauſe in der Nacht aufgelauert und was da zwiſchen Beiden vorgegangen war; aber ſie that es ſchonend für Bärele, ſich ſelbſt klagte ſie mit bittern Worten an, daß ſie ihm ſo ſchonungslos entgegengetreten, er habe nur das Einzige verlangt, daß ſie den „Spieler“ zurücknehme, und nun ſei das Unglück geſchehen.

„Was für ein Unglück?“ rief Hindel nur ſchwer athmend.

Liſi konnte vor Schluchzen nicht ſprechen:

„Madame Hindel,“ rief ſie endlich, „ſehen Sie denn nicht ein, wozu Ihr Bärele nach Prag gegangen iſt?“

„Nein,“ ſagte dieſe ſtockend. „Was meinſt du, Liſi?“

„Er iſt nach Prag ſpielen gegangen,“ flüſterte von Hindel abgewandt, das Mädchen.

„Spielen!“ rief die arme Hindel ganz vernichtet, „da ſei Gott vor!“

Eine lange, minutenlange Weile trat nun ein. Nur das leiſe Schluchzen des Mädchens war in dem kleinen Raume hörbar. Hindel ſelbſt, das ſtarkmuthige Weib, verrang mit übermenſchlicher Anſtrengung den Eindruck des ſo eben Gehörten. Vielleicht hätte ſie klüger gethan, der armen Nähterin die ſtolze Miene einer beleidigten reichen Frau entgegenzuſetzen, wie das ſo vortrefflich in der „großen Welt“ verſtanden werden ſoll, aber dazu fehlte ihr die Unwahrheit und auch der Muth. Sie war ſogleich überzeugt, daß Liſi Recht habe, alle Umſtände, die ſich jetzt zu einem Ganzen vor ihrem Denken ſammelten, ſtimmten zuſammen: Bärele war nach Prag ſpielen gegangen.

„Hör' mich an, mein Kind, mein gut Kind," ſagte ſie nach dieſem ſchrecklichen Augenblicke, „es iſt leider gar nicht zu bezweifeln, daß Alles, was du mir erzählt haſt, von Wort zu Wort wahr iſt. Wie es in mir ausſieht, kannſt du dir denken. Leider Gott! ich muß dir Recht geben. Mein eigener Sohn hat mich betrogen, hat mir Geld abgenommen, um es zu verſpielen. Ich will jetzt nicht ſagen, wie das gekommen ſein muß; aber wir ſelbſt, ſeine Eltern, haben es zu verantworten, daß es ſo gekommen iſt, denn wir hätten es verhüten können. Was aber geſchehen iſt, iſt geſchehen, und ich muß nur dafür ſorgen, daß aus der ganzen Sache nicht noch etwas Ärgeres wird."

„Ich werde nichts ausplaudern, Madame Hindel," betheuerte die noch immer weinende Liſi, „ich nicht. Darauf können Sie ſich verlaſſen."

Hindel lächelte trübe.

„Das mein' ich nicht, du Narrele," ſagte ſie, „ich weiß, daß du zu meinem Unglück nicht noch das hinzugeben wirſt, daß du dir die große Trommel umhängſt, oder wie der Schulklopfer es an alle Thüren hämmerſt. Dafür kenne ich dich zu gut. Wein' auch nicht, und glaub' nicht, daß du daran Schuld biſt.

Das iſt ſo in ſeiner Natur gelegen, und dafür ſind Andere verantwortlich. Das ſchlag' Dir alſo aus dem Gedanken, und nimm an, daß es Dich nichts weiter angeht.“

„Mich tröſten Sie, Madame Hindel,“ rief Liſi ſchmerzlich, „und Sie ſelbſt brauchen doch eher Troſt.“

„Ich werd' mir ſchon zu helfen wiſſen,“ meinte die reiche Frau nach einigem Nachdenken, und ſtand auf. Ihr ganzes Weſen hatte ſich unter dieſen Worten geändert. Eine merkwürdige Entſchloſſenheit, eine Art Begeiſterung glänzte auf ihrem Antlitze. Liſi blickte ſie mit einem Gefühle von Ehrfurcht an.

„Was wollen Sie denn thun, Madame Hindel?“ wagte ſie kaum zu fragen.

„Ich werd' mir mein Bärele zurückholen,“ ſagte ſie mit Entſchiedenheit, „und wenn ich wüßt' ihn vom „guten Ort“ mir zu holen. Doch ſo arg wird es nicht ſein,“ ſetzte ſie mit trübem Lächeln hinzu. „Die Hauptſache iſt, daß ich ihn finde. Für das Uebrige laß meinen Kopf ſorgen.“

Damit ging Hindel, und wer der breiten, ſtattlichen Frau in ihrem rauſchend ſeidenen Kleide und der buntbebänderten Haube nachſah, wie ſie jetzt durch das enge Schulgäßchen gleich einer bewimpelten Fregatte auf dem Ocean einherging, der hätte gelacht, wenn man ihm geſagt hätte, daß dieſelbe Frau ein ſchweres Leid in ſich trug. Erſt in ihrem Hauſe angelangt, verließ ſie dieſe vornehme Haltung, die wirklich erkünſtelt geweſen, und ſie brach faſt zuſammen, ehe ſie ihre Stube erreicht hatte.

So fand ſie der heimkehrende Aſcher. Ergriffen von dem ungewöhnlich aufgeregten Weſen ſeiner Frau wollte er um den Arzt ſchicken. Sie aber wehrte es ab, wie ſehr er in ſie drang.

„Ich hab' ſchon meinen Arzt“, ſagte ſie, „und der bin ich ſelbſt. Aſcher!“ ſetzte ſie dann nach einer Weile hinzu, „wenn Du mir helfen willſt, ſo ſchick' gleich auf die Poſt und laß mir auf morgen in aller Frühe eine Extrakutſch' beſtellen. Ich fahr' nach Prag.“

„Du willſt auch nach Prag?“ rief vor Staunen ſtarr Rebb Aſcher.

„Ich muß, Aſcher,“ ſagte Hindel ſtark, „ich muß, da nützt kein Reden und kein Rathen, ich muß. Ich muß wiſſen, wo mein Bärele iſt, und eher komm' ich nicht zurück, als bis ich ihn mit der Hand da angefaßt habe.“

Aſcher verlegte ſich umſonſt auf's Bitten und Vorſtellen, was er denn beginnen ſolle, wenn auch ſie von ihm fortginge, dann hätte er gar Niemanden, mit dem er ſich ausreden könne.

„Sag' lieber Franzefuß ſpielen,“ meinte ſie bitter. „Aber ich hab' an dem Spiel genug zu tragen.“

Aſcher ſelbſt hatte nun nichts einzuwenden, als ſie ihm in wenigen Worten Zweck und Abſicht ihrer Reiſe nach Prag darthat. Er ſchüttelte nur den Kopf, als bezweifelte er, daß Bärele am Rande eines Abgrundes ſtehen könne, weil er nach Prag gegangen war, um zu ſpielen.

„Bagatelle" murmelte er im Fortgehen zur Poſt, „ſie haben dem Jüngel das Franzefußſpiel „miß" gemacht, und darum iſt er nach Prag ſpielen gegangen. Und daraus macht ſie ſo viel Gelärm?"

Noch vor Tagesanbruch rollte eine Kutſche durch die ſchlafende Gaſſe. Hindel ſaß darin; ſie hatte dem Poſtillon gleich beim Einſteigen ein reichliches Trinkgeld gegeben, damit er nicht blaſe: denn wozu brauchte die Welt zu wiſſen, weswegen ſie nach Prag fuhr? Die Pferde liefen raſch, aber ſeit wann gehen Pferd und Wagen gleichen Schritt mit der ſorgenvollen Sehnſucht eines Menſchen? Ohne zu raſten, ja ſelbſt ohne mehr als einen nothdürftigen Imbiß zu ſich zu nehmen eilte ſie vorwärts. Zu Mittag kam ſie in Altbunzlau an, einem Orte, der durch den Mord eines böhmiſchen

Herzogs, der hier durch ſeinen eigenen Bruder fiel, und die darauf erfolgte Heiligſprechung des Gemordeten berühmt geworden iſt. Noch zeigt man an der Kirche den eiſernen Ring, an den ſich der Unglückliche im Todeskampfe anhielt. Hindel wußte von dieſer „Geſchichte,“ die in ihrer Jugend erzählt worden war. Sie fiel ihr auch jetzt wieder ein, als ſie an jener Kirche vorüberfuhr, und ſonderbar — ſie wußte nicht wie, auch ihr Sohn kam ihr damit in den Sinn, wie wenig Zuſammenhang auch zwiſchen beiden beſtand. In dem nahen Brandeis, das nur durch eine Brücke von Altbunzlau getrennt iſt, wurden die Pferde gewechſelt. In dem Augenblicke, als ſie abfuhr, ſah ſie durch das Fenſter kaum zehn Schritte vom Wagen ein Mädchen, das eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit der Nähterin Liſi zu haben ſchien. Hindel wollte ihr zurufen, aber das Peitſchenknallen des Poſtillons und das Raſſeln des Wagens übertönte ihre Stimme. War das wirklich Liſi geweſen? Wie ſollte die jetzt herkommen? Und doch hätte Hindel darauf ſchwören mögen, daß ſie es war. Sie ſchlug ſich aber dieſen Gedanken als zu lächerlich, um ihm nachzuhängen, bald aus dem Sinne. Um drei Uhr Nachmittags ſah ſie die Hauptſtadt Böhmens vor ſich liegen, und fuhr durch das düſtere „Porzicer“ Thor ein.

Sie ließ ſich in die „drei Karpfen" führen, ein ihr noch aus ihren Jugendtagen bekanntes Einkehrhaus, das damals im Rufe fabelhafter Wohlfeilheit ſtand. Hindel hatte kein Auge für die ſchöne Straße, die ſeit ihrer letzten Anweſenheit in Prag um jenen Gaſthof herum entſtanden war. Kaum in ihrem Zimmer angelangt, rüſtete ſie ſich ſchon, matt und zerſchlagen, wie ſie von der ſchnellen Reiſe war, zu dem ſchweren Gange, um mitten in einer großen Stadt, mitten aus mehr als hunderttauſend Menſchen — ihren Sohn herauszufinden. Ihr erſter Gang galt dem „Trakteur", den ſie durch Bärele hatte grüßen laſſen; ſie fand ihn in der That noch in dem engen Gäßchen zwiſchen dem „Dreibrunnenplatze" und der „Geiſtgaſſe," aber der Trakteur, der ſeitdem von dem Gelde aller böhmiſchen Landjuden reich und fett geworden war, erkannte ſie nicht wieder, wie viele Erkennungszeichen ſie ihm auch ſonſt an die Hand gab. Sie fragte ihn, ob ihm nicht ihr Sohn den Gruß beſtellt habe, denn ſie hatte vergeſſen, daß ſie ihrem Sohne das Trakteurhaus gar nicht angegeben hatte. Sie hatte das erwartet; traurig ging ſie fort, ohne etwas zu „verzehren," worüber der Trakteur nicht wenig zu zürnen ſchien. Von dort ging ſie in ein anderes Speiſehaus, fragte auch da, nachdem ſie die genaueſte Beſchreibung

Bäreles gegeben; aber auch hier ward ihr die nämliche Antwort. Es waren ſo viele Menſchen aus- und eingegangen, rühmte dieſer Trakteur mit ſtolzem Munde, die alle „geſpeiſt“ werden mußten, daß ihm kein Auge für eine einzelne Perſon blieb. Ohne Erfolg beſuchte Hindel nach und nach mehrere der Speiſehäuſer, an denen die „Gaſſen“ jenes Stadtviertels ſo reich ſind, überall ward ihr der nämliche Beſcheid. Oft mußte ſie manches ſpöttiſche Lächeln mit in den Kauf nehmen, und einmal hörte ſie ſogar, wie eine griesgrämige Trakteurin zu ihrem Aufwärter ſagte: „Die ſucht ihn bei uns, und er iſt vielleicht ganz anderswo zu finden.“ „Wo?“ hatte Hindel inſtändigſt gefragt, und, „vielleicht beim „Engel“ oder „beim ſchwarzen Roß“ (bekanntlich keine Speiſehäuſer, worin Trakteure walten) zur Antwort erhalten.

Dieſer Beſcheid erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie wie vernichtet da ſtand. Ihr Bärele alſo in einem der erſten Gaſthäuſer Prags einlogirt, verzehrte vielleicht da ihr Geld wie ein großer Herr, und war höchſt wahrſcheinlich die ganze Zeit bei keinem „Trakteur“ geweſen! Der Schlag ihres ſo wild bewegten Herzens ſtand oft ſtille, ſo tief geſunken mußte ſie ſich ihr Bärele vorſtellen. Es war Nacht geworden. Sie mußte daran denken, wieder ihr Abſteigequartier aufzuſuchen; Ermüdung, Hunger und Kummer hatten ſie vollſtändig überwältigt; jetzt erſt, am Thore zu den drei „Karpfen“ fiel ihr ein, die Polizei müſſe doch von dem Aufenthalte ihres Sohnes Nachricht haben. Aber ſollte ſie zur Polizei gehen? Hindel gehörte nicht zu jenen furchtſamen Geſchöpfen, denen der bloße Name dieſer Behörde unheimlich klingt; ſie wußte nur in dieſem Augenblicke, daß es eine vortreffliche Einrichtung ſei, wenn jeder Ankommende am Thore ſeinen Paß abgebe. Denn wie ſollte man in einer ſo großen Stadt die Fremden herausfinden — wenn man gerade einen ſuchte — wie hier eine Mutter ihren Sohn? Alſo nicht die Furcht war es, die ihr dieſen Gang erſchwerte, aber ein dunkles, ſchreckenvolles Gefühl, was ſie da für eine Antwort erhalten würde, wenn ſie fragte: „Habt ihr den und den geſehen? So und ſo ſieht er aus: er iſt vierundzwanzig Jahre alt, groß von Geſtalt, trug bei ſeinem „Verſchwinden“ einen drapfarbenen Rock, am Halſe ein graugefärbtes Tuch, und über der Oberlippe rechts hat er ein Muttermal in Geſtalt einer Linie?“ Und wenn ſie dann nun ſagen mußte: das iſt mein Sohn — ſie wagte dieſen Gedanken gar nicht weiter fortzuſpinnen. Trotzdem war ſie ſo zwiſchen Fürchten und Bangen in die „Neue Allee“ gekommen, von wo ſie auf mehrfaches Fragen den Weg zur Polizei fand. Dort vernahm ſie aber, die „Bureaux" ſeien eben geſchloſſen worden, vor morgen neun Uhr könne ihr keine Auskunft ertheilt werden.

Nun trat ſie wieder den Heimweg zu ihrem Gaſthofe an, nicht ohne eine Empfindung von Freude, daß ſie auf der Polizei keine Auskunft gefunden. So blieb ihr doch noch die Hoffnung, am andern Tage zu ſuchen. Zum Sterben müde, ſank ſie ins Bett und ſchlief ohne Traum wie eine Todte bis an den helllichten Morgen. Erſchrocken fuhr ſie auf, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Es war nahe an neun Uhr, und für dieſe Stunde hatte man ſie auf die Polizei beſtellt. Sie warf ſich mit ungewohnter Haſt in die Kleider und machte ſich ohne Frühſtück auf den Weg zur Polizei. Unten vor dem Thore begegnete ſie einer Frau, die einen großen Hauſirpack unter dem Arme trug. Das gab ihren Gedanken ſogleich eine andere Richtung. Konnte Bärele nicht doch Einkäufe gemacht haben? Warum ſollte ſie ſich ihn gar ſo ſchlecht denken? Und wozu brauchte ſie die Polizei auf ſeine Exiſtenz aufmerkſam zu machen? Man hat es wahrſcheinlich errathen, welche Leute Hindel im Sinne hatte. Sie richtete ihre Schritte nach dem nahegelegenen „Tandelmarkt."

Hindel hatte noch aus früheſter Zeit eine lebhafte Abneigung gegen dieſen Ort; ſie konnte nicht ohne ein Gefühl von Grauen ſich dahin begeben. Zu deutlich erinnerte ſie ſich der Scenen, die ſie dort als ein junges Mädchen erlebt hatte. Da waren Weiber und Männer, Mädchen und Knaben wie hungrige Haifiſche auf ſie los geſtürzt; der Eine hatte ſie beim Arme, der Andere an der Schulter ergriffen, der Dritte hatte ſogar ihr Kleid zerriſſen. Dazu Stimmen aus allen Tonarten; es wirbelte und quirlte um ſie her, als hätte Jemand mit einem Stocke in ein Weſpenneſt geſtochen. Sie hatte ſich damals glücklich geſchätzt, mit heiler Haut, geſund und unverſehrt aus dieſem ſchreckenvollen Orte entronnen zu ſein. Das alles drängte ſich jetzt mit unabweisbarer Gewalt vor ihre Seele. Geſtern, als ſie zur Polizei gegangen war, war ihr bei weitem nicht ſo zu Muthe. Aber es erging ihr, wie es den meiſten Leuten mit lebhafter Erinnerungsgabe ergeht; mit dem Erſchauen der wirklichen Gefahr verliert ſich ein großer Theil des bis dahin Gefürchteten. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß Hindel wie durch einen Roſengarten auf lauter duftenden Blättern ſpazierte, als ſie endlich in jenen dunklen Hallen des „Tandelmarktes“ angelangt war. Sie hatte genug auszuſtehen, mehr als die ſtattlich beleibte

Frau zu ertragen glaubte. Wie ein lebloſer Ballen wurde ſie in dem dichten Gedränge von Käufern und Verkäufern hin- und hergeworfen; Einer ſchien es mit dem Andern verabredet zu haben, die arme Frau zu narren und irrezuführen. Bei keinem Gewölbe ließ man ſie zu Rede kommen, alle drängten und ſchrien auf ſie ein; ſie hätte tauſend Ohren haben müſſen, um Alles zu hören. Hatte ſie Jemanden wirklich die Frage vorgelegt, ob er oder ſie (es waren meiſtens Frauen) nicht ihren Sohn geſehen habe, und ihm die genaueſte Perſonenbeſchreibung vorgelegt, ſo wandte man ſich gewöhnlich mit einer verächtlichen Miene von ihr ab. Sie mußte Worte und Redensarten hören, die ihr das Blut zu Kopfe drängten, die ſie „zu Hauſe“ nicht mit dieſer ſtummen Entſagung hätte hingehen laſſen. Hier war ſie willen- und kraftlos; das kleinſte Kind hätte ſie umwerfen können. So war ſie von einem Ende der Kaufhallen bis zum andern geſtoßen, geſchoben und geworfen worden, ohne jede Ausſicht, die kleinſte Auskunft über die ihr am Herzen liegende Angelegenheit zu erhalten. Da erbarmte ſich ihrer eine kleine dicke Frau, die in einer Art Kanzel vor ihrer Bude ſaß; ſie mußte wohl die tiefbekümmerte Miene der ſo arg Geängſtigten bemerkt haben.

„Was ſuchen Sie, Madame Leben?“ rief ſie ihr zu und faßte ſie ſanft beim Arme.

Hindel ſah auf und erblickte ein menſchliches Geſicht. Der Ton dieſer fragenden Stimme ſchien ihr Gutes zu verſprechen, ſie klammerte ſich faſt an die Frau an. Sie ſcheine hier auch nicht einheimiſch zu ſein, meinte die Frau, und frage ſie nicht, ob ſie etwas kaufen wolle, ſondern aus bloßer Theilnahme. Das klang wie Muſik in Hindels Ohren. Mit überſtrömendem Gefühl erzählte ſie ihr nun, wen ſie ſuche und wie unglücklich ſie ſei, gerade da, wo ſie die meiſte Auskunft erwartet habe, keine zu finden. Wie ihr Sohn ausſehe? fragte die mitleidige Frau, denn wenn er hier Einkäufe gemacht, ſo kenne ſie ihn, ſie ſitze hier wie im „Parterre“ des Theaters, von wo man den ganzen Schauplatz überſehen könne. Hindel konnte nicht umhin, auf dieſes „Parterre“ der Frau einen Blick zu werfen, es ſchien ihr eben nicht beneidenswerth. Dann gab ſie vielleicht zum fünfzigſtenmale die Perſonsbeſchreibung ihres Sohnes zum Beſten.

„Den habe ſie nicht geſehen,“ gab die Frau nach einigem Nachdenken Beſcheid, ſie könne ſich darauf verlaſſen, als wenn es der „erſte Juriſt“ geſagt hätte, ein ſolcher habe hier nichts eingekauft.

Das war ein niederſchlagender Beſcheid für

Hindel! Sie dankte mit warmen Worten und entfernte ſich. Nun ſtand ſie rathlos da und wußte nicht, wohin jetzt ihre Schritte lenken. Noch einmal den Gang durch die Kaufhallen zu machen, und noch einmal Nachfrage zu halten, dazu fehlte ihr der Muth. Unwillkürlich gerieth ſie in die „Schwefelgaſſe“ und von da in das kleine Gäßchen, das in den „großen Ring“ gegenüber dem Rathhauſe mündet. In dem Augenblicke, als ſie heraustreten wollte, war es wieder als ſähe ſie die Nähterin vor ſich; es war ihr Kleid, ihre Haltung und Geſtalt. Hindel hätte darauf ſchwören mögen, Liſi ſei es geweſen. Sie eilte ihr nach, rief ſie beim Namen, aber eine ſtarke Menſchenwelle drängte ſich zwiſchen ſie und das Mädchen. Als es wieder freier um ſie wurde, war die Erſcheinung verſchwunden.

Hindel hielt ſich auch dießmal für überzeugt, daß ſie recht geſehen, daß es aber doch unmöglich Liſi, die Nähterin, geweſen ſein konnte. In einer ſo großen Stadt, meinte ſie, begegne man vielen Menſchen, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Leuten „zu Hauſe“ haben, und doch ſeien ſie es nicht. Zudem, was hatte Liſi in Prag zu thun? Hatte ſie Geld zu einer ſolchen Reiſe? Hindel ſchlug ſich die Begegnung wieder aus dem Sinn.

Sie beſann ſich nun, daß ſie in den Gewölbern des eigentlichen Prag, nämlich in der „goldenen“ und in der „breiten“ Gaſſe, noch nicht geweſen. Wie leicht konnte der unerfahrene Bärele hieher ſeine Schritte gelenkt und ſeine Einkäufe gemacht haben, wo ſie freilich billiger kamen, aber die Waare auch darnach ſich richtete! Traurig ſchüttelte ſie aber den Kopf: wozu gab ſie ſich ſolchen Hoffnungen hin? Wußte ſie doch mit aller Beſtimmtheit, daß ihr Bärele irgendwo ſaß — und ſpielte! Dennoch unternahm ſie den Gang in die „goldene“ Gaſſe. Für die an Wohlleben gewöhnte Frau war dieſer Weg durch die ſpannweite, mit Trödel allerlei Art vollgeſtopfte Gaſſe, aus der ihr nicht eben die angenehmſten Düfte entgegen wehten, eine hölliſche Qual; ihr Athem war beengt, ſie mußte ſich an eine Mauer halten. Freilich ward ihr in der „goldenen“ Gaſſe, nicht ſo begegnet als in jenen ſchrecklichen Kaufhallen, woher ſie eben kam. Sie ward nicht geſtoßen und geſchoben, man verfuhr hier überhaupt höflicher mit ihr. Wenn ſie ſich an Jemanden wandte, ſo ſtand man ihr Frage und Antwort, die halbe Gaſſe lief ſogleich zuſammen, wenn ſie irgendwo ſtehen blieb. Aber Keiner hatte ihren Sohn geſehen, weder ſeit geſtern noch vorgeſtern, noch während der ganzen Woche. An drei Stunden dauerte dieſer Gang durch die „goldene“ Gaſſe, und

Hindel bekam während dieſer Zeit mehr Anſchauungen vom Prager Geſchäftsleben, als ſie bis jetzt gekannt hatte.

Da es ſchon lange nach Mittag war, ließ ſie ſich wieder den Weg zu dem dicken Trakteur zeigen, denn ſie fühlte ſich von Hunger und Mattigkeit ganz erſchöpft. Diesmal kam man ihr mit ausgeſuchter Höflichkeit entgegen, denn ſie begehrte etwas zu „verzehren.“ Der Gaſtwirth that, als erinnerte er ſich gar nicht, ſie jemals geſehen zu haben, und tanzte um ſie herum, daß Hindel faſt das Lachen ankam. Was die Prager doch für ſonderbare Leute ſeien, dachte ſie im Stillen, alles gehe bei ihnen aufs „Intereſſe“ hinaus; denn wie alle Kleinſtädter bedachte Hindel nicht, daß die Bewohner einer großen Stadt von Natur aus ſich wenig der Gemüthlichkeit befleißigen können. Der Trakteur behandelte ſie faſt, wie eine „Gräfin,“ ſetzte ſich zu ihr und unterhielt ſie von allerlei Angelegenheiten. Ihr that es wohl und ſie ließ ihn reden und reden — bis ſie einſchlief. Da erſt hörte der Trakteur auf, und ließ ſie in Ruhe.

Der Abend war bereits niedergeſunken, als Hindel aus ihrem Schlummer erwachte; ſie hatte nahe an drei Stunden ſo da geſeſſen. Erſt das Geräuſch ankommender Gäſte vermochte ſie daraus zu wecken. Sie zahlte, vielleicht ſo reichlich wie eine Gräfin, und wurde von dem Trakteur mit vielen Bücklingen zur Thüre hinaus begleitet. Ein unnennbares Weh durchzuckte ſie, als ſie wieder in der Gaſſe ſtand — und ihren Sohn nicht hatte. Es graute ihr davor, wieder in ihr Abſteigequartier zurückzukehren, ohne daß ſie noch das Geringſte erreicht hatte. Am liebſten wäre ſie auf freier Straße geblieben, und hätte da ihr Bärele erwartet. Planlos ſtrich ſie durch die finſtern, nur nothdürftig erleuchteten Gaſſen; überall begegnete ſie vom Markte heimkehrenden Männern und Frauen, mit großen Schlüſſelbünden in der Hand. Oft hüpften Kinder an ihr vorüber, die ihren Eltern entgegeneilten; das ſchnitt ihr bitter durch's Herz. Das einzige Kind, das ſie beſaß, wo war es jetzt?

Es war ſpät in der Nacht, als Hindel auf ihrer Wanderung in eine ihr unbekannte, menſchenleere Gaſſe gelangt war, die ſie bis dahin nicht durchſtrichen hatte. Sie mochte nicht fern von der Moldau ſich befinden, denn ſie hörte ganz deutlich das Waſſer rauſchen. Hindel fürchtete ſich; ein Grauen überfiel ſie, als ſie die verlaſſene, todtöde Gegend näher betrachtete. Alle Häuſer und Fenſterläden waren dicht verſchloſſen; es hätte, wenn ſie Jemand angefallen, keine Hand ſich gerührt, um ihr zur Hilfe zu kommen. Sie wandte ſich entſetzt um, und floh nach der entgegengeſetzten Richtung.

wo ſie die Moldau nicht vermuthete, denn beſonders das Rauſchen des Waſſers war ihr ſchrecklich. Außer Athem war ſie in die „Zigeunergaſſe“ gekommen. In demſelben Augenblicke huſchte an ihr ein Mädchen vorüber.

„Liſi, um Gotteswillen, biſt du es?“ ſchrie ſie.

Das Mädchen drehte ſich um. Es war wirklich Liſi.

„Madame Hindel!“ rief ſie mit gellender Stimme.

Hindel fuhr ſich aber mit der Hand nach den Augen. Sie fühlte einen heftig ſtechenden Schmerz darin; aber es waren nur Thränen, die zum erſten Male ſeit langer, langer Zeit mit Gewalt hervorbrachen, und nun, da das Siegel, das darauf gelegen, gebrochen war, unaufhaltſam ſtrömten. Hindel vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Madame Hindel, Sie weinen?“ rief das Mädchen, dem um dieſen Augenblick die dunkle Sage von der Thränenloſigkeit der reichen Frau eingefallen ſein mochte.

„Hatt'ſt du das von Hindel Spitz erwartet?“ ſagte ſie unter Schluchzen. „Dahin kommt man aber, wenn man Kinder hat.“

Liſi ſchaute die erſchütterte Frau erſchrocken an; ſie glaubte ihr Verſtand habe gelitten. Hindel war auch in der That im Zuſtande der äußerſten Verwirrung; ſie hatte in dieſem Augenblicke vergeſſen, daß ſie in einer Prager Gaſſe ſich befand. Plötzlich rief ſie:

„Aber um Gotteswillen, Liſi, wie biſt du hergekommen? So hab' ich dich in Altbunzlau doch recht geſehen und geſtern auf dem Altſtädter Ring? Sag', was haſt du in Prag zu thun!“

„Ich ſuch' Einen,“ flüſterte das Mädchen faſt unhörbar und ſtockte.

„Du wirſt ihn nicht finden,“ rief Hindel in verzweifeltem Tone, „in Prag findet man Keinen, der ſich einmal verloren hat. Geh nur wieder heim.“

Mit gerungenen Händen, den ſonſt ſo ſtolzen Kopf kummervoll gebeugt, ſtand Hindel vor dem Mädchen da.

„Verzweifeln ſie nicht, Madame Hindel,“ ſagte dieſe in den weichſten Tönen des Erbarmens, „mit Gottes Hilfe werden wir ihn doch wieder finden.

„Wen meinſt Du?“ rief Hindel in ihrer Verwirrung.

„Ihren Sohn,“ flüſterte Liſi und wandte ſich ab.

„Suchſt du den auch?“ fragte Hindel auffahrend.

„Deßwegen bin ich ja nach Prag gekommen,“ ſagte Liſi — und ſtockte.

„Deswegen?“ rief Hindel — und eine lange Pauſe trat zwiſchen Beiden ein.

„Biſt du gefahren, Liſi?" fragte ſie darnach mit faſt trockenem Tone.

„Nein, Madame Hindel," antwortete dieſe, „ich bin zu Fuß gegangen."

„Die ganzen neun Meilen zu Fuß' gegangen?" rief Hindel. „Wann biſt du denn fortgegangen, da ich dich ſchon in Altbunzlau geſehen habe?"

„Gleich in der Nacht, wo der Jontef (Feiertag) aus war," ſprach Liſi.

„Und haſt du gar nicht gefürchtet, ſo in der finſteren Nacht zu wandern?" meinte Hindel.

„Wer hätt' mir was thun ſollen?" meinte Liſi, als verſtehe ſich das von ſelbſt. „Geld hab' ich ſo keines bei mir gehabt.

„Ohne Geld biſt du in Prag? rief Hindel beinahe ungläubig und trat einige Schritte nach rückwärts. „Liſi, Liſi!" rief ſie dann mit drohend aufgehobenem Finger, „das laß' ich mir nicht einreden, Du magſt ſagen, was du willſt."

Statt aller Antwort zog Liſi ein kleines Beutelchen, mit dem ſie vor Hindels Augen auf- und niederfuhr:

„So ganz ohne Geld, Madame Hindel," ſagte ſie lächelnd, „bin ich nicht geweſen; aber ein Räuber hätt' ſich bedankt, wenn er nur das bei mir gefunden hätte."

„Gott! Gott!“ rief Hindel dann ganz außer ſich, „was biſt du doch für ein merkwürdig' Mädchen, Liſi! Wie iſt dir das aber nur eingefallen? Du haſt mir ja gar nichts geſagt, als ich bei dir war?“

„Ich hab' ſchon damals daran gedacht, Madame Hindel,“ ſagte Liſi beſcheiden; „aber ich hab's in mir behalten, bis meine Mutter nach Hauſe gekommen iſt. Da hab' ich zu ihr geſagt: Mutter, ich muß noch heute Abend nach Prag. Sie hat's nicht zugeben wollen; aber ich bin doch gegangen.“

„Lebendiger Gott! ſo allein, ſo mutterſeelen allein!“ rief Hindel. „Geht neun Meilen bis nach Prag, und ich fahre an ihr vorüber in einer Poſtkutſch' und laß' ſie zu Fuß gehen! Liſi, das werd' ich mir all mein Lebtag nicht verzeihen. Aber jetzt ſag' mir nur: Was willſt du eigentlich in Prag?“

„Ihn will ich aufſuchen,“ liſpelte Liſi; „meinetwegen, weil ich ihn gekränkt habe, iſt er ja nach Prag auf und davon! Gott! Allmächtiger! es wär' ja mein Tod, wenn er ein Unglück davon hätte.“

Gut war es, daß die Dunkelheit der Nacht ihren nur halbdurchſichtigen Schleier um die Beiden geworfen hatte. Sie erſparte dem armen Mädchen einen Anblick, der es zu Tode erſchreckt hätte. Unwillkürlich hatte ſich Liſi in das Herz blicken laſſen, und es bedurfte nicht einmal eines ſo ſcharfen Auges, wie es die Mutter Bärele's namentlich in dieſem Augenblicke beſaß, um zu ſehen, was in dieſem jungfräulichem Gemüthe ſich zur Blüthe drängte. Nun wollen wir nicht behaupten, daß es in dieſem denkwürdigen Momente keine Sekunde gab, in der ſich nicht des reichen Rebb Aſchers Weib in ihr geregt hätte; aber das fuhr nur blitzartig durch ſie und verſchwand wie der Blitz. Hier ſtand nur das einfache, mitfühlende Weib dem Weibe, die Mutter einem Mädchen entgegen, deſſen Leiden dem ihren verwandt war. Hindel hatte zudem die erſten Thränen ſeit undenklicher Zeit geweint, und fließen nicht die meiſten Thränen aus der Quelle der Demuth? aus den Tiefen einer ſchmerzlichen Entſagung?

Plötzlich fühlte Liſi eine warme Hand an ihrem Kinne. Hindel war es, die ihr den Kopf in die Höhe hob, und mit weichen Tönen ſagte:

„Es ſoll dein Unglück nicht ſein, Liſi, mein Kind! Wenn wir ihn ganz und wohlauf nach Hauſe bringen — ſoll's dein Unglück nicht ſein. Verlaß dich drauf!“

Mehr ſprach die reiche Frau nicht; Liſi verſtand ſie aber nicht, wohl aber fuhr etwas wie ein grauſames Weh durch dieſes jungfräuliche Gemüth. „Sie wird mir meine Reiſe bezahlen wollen,“ hätte Liſi ge-

'ſprochen, wenn ſie in dieſem Augenblicke hätte ſprechen können. „Was hab' ich aber vom Geld? ich brauch' ja keines.'

„Und jetzt ſag', wo biſt du im Quartier?“ fragte Hindel kurz.

„Ich hab' keines,“ meinte Liſi, „ich hab mir gerade eines ſuchen wollen.“

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Hindel, „in Prag ſein, und kein Quartier haben! An was denkſt du denn, Liſi?“

„Ich hab' immerfort daran gedacht, wie ich ihn finden könnte,“ meinte Liſi treuherzig.

„Du gehſt mit mir, Liſi,“ ſagte Hindel nach einigem Bedenken mit gebieteriſcher Stimme, „du wirſt bei mir ſchlafen, und wirſt mit mir nach Hauſe fahren. Keinen Augenblick laß' ich dich mehr von meiner Seite; du kennſt das Prag nicht. Wie leicht kann dir da ein Unglück paſſiren. Jetzt komm!“

„Was ſollen wir aber mit ihm anfangen?“ fragte Liſi.

„Mit wem?“ meinte Hindel, die ganz in das Anſchauen Liſi's verſunken war.

„Mit ihm — mit Bärele!“ rief Liſi.

„Den müſſen wir finden,“ ſagte Hindel, und ihre Stimme bebte, „ohne den können wir Beide nicht nach Hauſe gehen."

Hindel hatte ſich nach dieſen Worten, als erinnerte ſie ſich, weswegen ſie nach Prag gekommen war, wieder in Bewegung geſetzt. Aber in ihrer Aufregung geſchah es, daß ſie mit Liſi, die ihr ſtillſchweigend folgte, gerade nach derſelben verlaſſenen Gegend zuſteuerte, woher ſie mit ſo großem Entſetzen geflohen war.

Hindel merkte dies nicht; plötzlich ſtanden die beiden Frauen wieder auf jenem todtöden Platze des „Frantiſſek," und hörten das Waſſer der Moldau ganz in der Nähe rauſchen.

„Was thue ich denn wieder da?" rief Hindel, und faßte im dunklen Drange der Furcht Liſi's Hand. „Auf dem Platze da möcht' ich nicht todt ſein, er iſt gar zu ſchrecklich! Wir müſſen zurück!"

Hindel zog das Mädchen nach der Seite der niedrigen Häuſer hin, weil ſie ſich inmitten des öden Platzes nicht ſicher genug glaubte. Aus einer Schenke, durch deren geſchloſſene Fenſterläden ein Lichtſchimmer ſich ſtahl, erſchollen wirr durcheinander rufende Stimmen, wie von erhitzten oder betrunkenen Menſchen. Unwillkührlich ſchmiegten ſich die beiden Frauen an einander, wie um gegenſeitig ſich zu ſchützen, aber ſie ſtanden zugleich feſtgebannt. Da fühlte Hindel mit einem Male, wie durch das ganze Weſen des an ſie gedrückten Mädchens ein krampfhaftes Zucken flog; ſeine Hand zerrte faſt an Hindels Mantel.

„Madame Hindel!“ rief ſie in höchſter Aufregung, beinahe kreiſchend, „Madame Hindel, . . . ich hör' ihn!“

„Wen?“ ſchrie Hindel,“ „um Gotteswillen . . . Du meinſt doch nicht ihn?“

„Ihn!“ flüſterte Liſi, und legte, Stillſchweigen gebietend, den Finger an den Mund.

Sie lauſchten. Jeder Nerv in dieſen beiden Frauen zitterte und ſtand auf der Lauer. Die Stimmen drin in der Schenke wurden deutlicher, Geldklingen, wie von hin- und hergeworfenen Münzen tönte dazwiſchen. Nach einer Weile ſagte Hindel:

„Jetzt hab' ich ihn ſelbſt gehört, ich hab' ihn erkannt.“

„Nicht wahr?“ liſpelte Liſi, und ein Strahl von Freude, nur demjenigen ſichtbar, dem des Menſchen geheimſte Regungen offen vor Augen liegen, überflog ihr ſchönes Angeſicht.

„Liſi,“ rief Hindel voll tiefſten Schmerzes, und ihre Stimme bebte, als unterdrückte ſie mühſam das bittere Weh des Weinens. „Liſi, das muß mir, Hindel Spitz, geſchehen, meinen eigenen Sohn da zu finden!“

„Sein Sie nur jetzt ruhig, Madame Hindel," bat Liſi.

„Nein, Liſi," rief Hindel, in deren Gemüth der ganze Zorn einer gekränkten Mutter erwacht ſein mochte, und ſie riß ſich von Liſi los, um in das Haus einzudringen. „Nein, Liſi, ich muß jetzt hinein, ich will ihm zeigen, wozu Gott dem Menſchen eine Mutter gegeben hat. Lebendig kommt er nicht aus meinen Händen!"

„Um Gotteswillen," bat Liſi und hielt die Erzürnte gewaltig zurück, „thun Sie das nicht, Madame Hindel, und laſſen Sie mich hinein. Mir wird er vielleicht eher folgen . . . als Ihnen . . ."

Hindel ſchien von dieſer Bemerkung lebhaft getroffen.

„Du haſt Recht, mein Kind," ſagte ſie nach einigem Bedenken. „Dir gebührt's . . . geh' Du voran!"

Liſi drückte die Thürklinke auf, und trat in die Schenke. Die Thür ſelbſt blieb halboffen, ſo daß Hindel alles überblicken konnte, was darin vorging. In dem Hintergrunde der Schenke, um einen runden Tiſch, auf dem eine ungeputzte Kerze düſter brannte, ſaßen drei Männer und ſpielten Karten. Jeder hatte zur Seite einen Haufen Silbermünzen liegen. Bärele hatte die Thüre im Rücken; keiner der Spieler hatte übrigens den Eintritt des Mädchens bemerkt. In demſelben Augenblicke rief einer der wüſten Geſellen, indem er Bärele einen tückiſchen Blick zuwarf und eine Karte zuſchleuderte, daß ſie auf dem Tiſche klatſchte:

„Jetzt wirſt Du genug haben. Spiel aus!“

Da trat Liſi hinzu, und legte ihre Hand auf Băreles Arm, der gerade zum Ausſpielen ſich anſchickte.

„Steh auf, Bärele,“ rief ſie mit zitternd weicher Stimme, „die Mutter wartet draußen.

Bärele ſank in ſeinen Sitz zurück und ſtarrte das Mädchen wie eine ungeheuerliche Erſcheinung an.

„Steh' auf,“ ſagte ſie noch einmal, „und komm' mit.“

Damit ergriff ſie ihn bei der Hand — und er, gebannt von dem Eindrucke des auf ſo wunderbare Weiſe gekommenen Mädchens, die Augen feſt gerichtet auf ſie, ſtand auf und ließ ſich von ihr zur Thüre hinausführen.

„Mein Kind, mein Kind!“ erſcholl draußen die Stimme Hindels. War es ſchluchzende Freude, war es Zorn? Es war ſchwer zu entſcheiden.

Ein halbes Jahr nach dieſer Begebenheit feierte man in der Gaſſe eine große, prächtige Hochzeit, wie an Glanz und Pomp ſchon lange keine ſtattgefunden hatte. Der Bräutigam war Bärele, die Braut — Liſi, die Nähterin.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es großen Lärm und ungeheure Aufregung im Lande gab, als dieſe „Partie“ verkündet ward. Es war nicht anders, als ob etwas ganz Ungewöhnliches geſchehen, etwa ein Stück des Mondes vom Himmel zur Erde gefallen ſei. Wir haben es jüngſt erlebt, wie der mächtige Beherrſcher eines großen Staates eine „einfache“ Gräfin zu ſich auf den Thron hob; — ebenſo, wenn nicht noch in einem höhern Grade, kam es den Leuten vor, daß Hindels Sohn die Tochter eines „frommen“ Weibes ſich erkoren hatte.

Natürlich fehlte es nicht an Auslegungen und Deutungen der bunteſten Art über dieſes außerordentliche Ereigniß. Die Gerüchte ſummten hin und her, wie aufgejagte Hummeln; und man konnte bei dieſer Gelegenheit deutlich ſehen, wie viel übler Wille, ja ſelbſt Bosheit aufgeſtört wird, wenn den Leuten etwas nicht nach der Schnur einer vorgefaßten Meinung geht. Man ſtöberte in dem Vorleben des armen Mädchens herum, ob man nicht etwas finden würde, woran man ſich halten könnte, und da man nichts fand, klammerten ſich die Geiſter zähe an jene Prager Reiſe an, in der die guten Leute Ungeheuerliches witterten. Gott der Lebendige wiſſe, grübelten ſie heraus, was dort alles vorgegangen ſei; umſonſt ſei Bärele nicht „auf und davon,“ und Hindel „ihm nach,“ und umſonſt ſei Hindel auch nicht mit Bärele und Liſi zuſammen von Prag zurückgekommen. Hindel ließ ſich durch alle dieſe Anfechtungen und Gerüchte, deren Richtigkeit ſie am beſten kannte, nicht abhalten, Liſi und ihren Sohn zu einem Ehepaar zu machen, und ſich über alle Rückſichten auf „Standesunterſchied“ kühn hinweg zu ſetzen.

In jener Nacht, als Hindel ihren Sohn wieder fand, war noch mehr und Bedeutenderes geſchehen. Das erſte Wort nämlich, das Bärele hervorbrachte, als er mit ſeiner Mutter und Liſi in einem Zimmer des Gaſthofes zu den „drei Karpfen“ ſaß, lautete:

„Mutter, willſt Du, daß ich weiter kein Spieler ſein ſoll?“

„Du fragſt noch?“ rief Hindel, die bis dahin keinen einzigen Vorwurf, kein beleidigendes Wort an ihn gerichtet hatte, mit gerunzelter Stirne.

„So gib mir Liſi zum Weib!“ ſagte Bärele.

Hindel ſtellte ſich nicht erſt erſtaunt oder gar entſetzt. Sie ſagte nur: „Frag' erſt die Liſi, ob ſie Dich will, denn verdient haſt Du ſie nicht.“

„Willſt Du mich, Liſi?“ fragte Bärele, und hielt die Hand hin.

Die Antwort läßt ſich leicht errathen. — —

Noch in derſelben Nacht fuhr Hindel mit ihren beiden Kindern fort. Ungefragt fing Bärele auf dem langen Wege ſelbſt an, Aufklärungen über ſein letztes Thun und Treiben zu geben; das Glück machte ſein Gemüth weit offen, die Liebe ſeine Zunge geſprächig. Als ihn Liſi, erzählte er, einen Spieler geſcholten, als ſie das Geld nicht nehmen wollte von ihm, da ſei ein ſchrecklicher Zorn in ihm erwacht, er hätte ihr das Übelſte anthun mögen. Denn er habe die Wahrheit dieſes Schimpfes gefühlt, auf einmal ſei es ihm klar geworden, daß er, der vierundzwanzigjährige Junge, bis dahin nichts Anderes gethan habe, als mit ſeinen Eltern . . . Franzeſuß ſpielen. Es ſei ihm grauenhaft zu Muthe geweſen, daß Liſi es ihm zuerſt geſagt; von jedem Andern hätte er es mit Verachtung angenommen. Zorn und guter Vorſatz hätten in ihm gleichmäßig gekämpft; er habe ein Menſch werden wollen, aber nicht früher, als bis Liſi den Schimpf zurückgenommen hätte. Aber als er ſie am Abend vor ihrem Hauſe getroffen, und ſie nichts deſtoweniger dabei verharrt hätte, da habe ihn eine Verzweiflung überfallen, ein Zorn und eine Wuth, daß er ſie nicht mehr habe bändigen können. Wenn ſie ihn für einen nichtsnutzigen Spieler halte, habe es in ihm geſchrien, wozu ſolle er ſich bemühen ein beſſeres Leben anzufangen? Jetzt habe er ſich vorgenommen, ein rechter Spieler zu werden. Das Übrige wiſſe die Mutter, er habe fünf Tage und Nächte faſt hintereinander geſpielt, der letzte Kreuzer ſei eben verſpielt geweſen, als Liſi gekommen und ihn fortgeführt habe.

Oft zuckte Hindel während dieſer Geſtändniſſe zuſammen; aber ſie hielt an ſich. Sie begriff, daß wenn die Liebe junge Gemüther auch zu veredeln und zu heben im Stande iſt, trotzige und ſchlecht erzogene zuweilen das Gegentheil davon offenbaren. Ihr Bärele war ein lebendes Beiſpiel. Aber ſie baute auch auf dieſe Liebe, daß ſie, die ſo wunderbar den Charakter ihres Sohnes entwickelt hatte, deſſen Erziehung weiter fortſetzen würde.

„Es iſt nur gut," ſagte ſie, „daß es ſo gekommen iſt. Es hätte ganz anders kommen können. Bedank' dich dafür bei Liſi!"

Darin hat ſich Hindel nicht getäuſcht.

Bärele iſt in der Ehe wirklich ein anderer Menſch geworden; das Geheimniß der Liebe, die zerſtörend und ſchaffend, voll Trotz und Hingebung, niederreißend und aufbauend zugleich iſt; hat ſich an ihm aufs Schönſte bewährt. Die in ihm ſchlummernden, in den Banden der Trägheit gefangenen Kräfte ſind erwacht, und er holt nach, was er ſo lange verſäumt hat. Wenn wir das Wort „Geſchäftsmann“ gebrauchen, ſo geſchieht es nur darum, weil ſich für das neue Leben Bärele's keine andere Laufbahn eröffnet hat als das „Geſchäft.“ Darin iſt er aber tüchtig, wachſam und umſichtig wie irgend Einer.

Eines Tages kamen Bau- und Zimmerleute, und begannen an der Stelle des alten Hauſes ein neues auf zurichten. Die alten Räume waren zu klein geworden für den anwachſenden Segen . . . und Rebb Aſcher beklagte ſich, daß er nicht einmal ein Plätzchen mehr finde, wo er in Ruhe und Muße ſeine Pfeife rauchen und ſeinen „Franzefuß“ ſpielen könne. Bei dieſer Gelegenheit erhielt das neue Haus den Namen, mit dem wir es in dieſe Geſchichte eingeführt haben; Bärele hatte Muſik kommen laſſen, und bei ihren Klängen tanzte er mit ſeiner Liſi einen „Rejdowak“ auf dem Bauplatz. Dann legte er in die Höhlung des Bauſteines, der in den Grund geſenkt ward, ein „Paſch“ Karten. Wir wiſſen warum.

Wunderbarer Weiſe hat ſich damals unter den

Leuten die ſonderbare Deutung gebildet, die ſie bis dahin trotz alles Grübelns und Forſchens nicht hatten finden können; und wie alles Unbegreifliche hat ſich dieſe Deutung in der Leute Mund erhalten. Liſi ſollte ſich ihren Mann durch einen „Franzefuß“ erworben haben, denn Bärele hätte geſchworen, nur die ſollte ihn haben, die ſtärker im Spiele ſei, als er, und merkwürdig genug, die Nähterin hätte ihn beſiegt! Darauf habe Bärele freilich Wort gehalten, — aber man ſieht, wie auch in der „Gaſſe“ verſtanden wird, Geſchichte zu machen.

Stehe noch lange und gedeihe, du trauliches Kartenhaus! Auf ein leichtes, bald vergängliches Blatt biſt du zwar gegründet worden; aber in dir waltet Demuth und Tüchtigkeit, und der Segen des menſchlichen Daſeins — die Liebe!

* * *

Inhalt.

Seite
Eiſik's Brille 3
* Roßhaar 51
Die Schweigerin 71
* Der Min 107
Franzeſuß 199

Neue Geſchichten aus dem Ghetto.

II.

Neue Geſchichten
aus dem Ghetto

Von

Leopold Kompert

Zweiter Band

Prag
Kober & Markgraf
1860.

Das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von Rohlíček & Sievers in Prag 1859.

Die Prinzeſſin.

I.

Der Bauer.

Aus grüner Frühlingsſaat hebt ſich eine Lerche hoch in die klare Morgenluft; bald in engeren, bald in weiteren Kreiſen dringt ſie himmelan, und ſingt Dem ihr Loblied, der ſein Auge mit Luſt weilen läßt an jeder freien Regung ſeiner Kreatur, an der flatternden Mücke ſo gut, wie an dem im Waldesſchatten ſpielenden Rehe. Weiß die Lerche, aus weſſen Saat ſie ſich erhoben? wer mit dem Pflugeiſen die Furchen in dieſen Acker geſchnitten? wer das goldene Korn hineingeworfen hat, daß es ihr eine bergende Wohnung geworden iſt? Ob ſie es weiß! Hebt ſie ſich doch aus einem freien Felde empor!

In Böhmen iſt jetzt mancher Bauernhof, groß, hell und geräumig, mit Scheuern und Ställen, Äckern und Wieſen, Garten und Wald dazu, auf dem Leute, die noch vor zehn Jahren in der dumpfen „Gaſſe“

irgend einer Gemeinde gehauſt haben, nun als wirkliche „Freiherren“ ſitzen; und zwar leiten ſie dieſen Titel nicht von einem vergilbten und verknitterten Pergamente, ſondern von etwas ganz Anderem her, was nicht verwiſcht und nicht zerriſſen werden kann, was von Tag zu Tag altert und doch ewig jung bleibt, nämlich von der Mutter Erde ſelbſt, von der einige freie Schollen ihnen gehören!

Ja! Land und Wieſe, Acker und Garten, Wald und Boden gehört jetzt Manchem aus der „Gaſſe“ und der Boden iſt nicht verdorben, der Hof nicht verkommen; die Schwalbe niſtet dort, wie in früheren Zeiten, und wenn Gott ein gutes Jahr geben will, ſo gedeiht der Halm jetzt wie damals, als Wáclaw und Honza aufs Feld hinausfuhren, nicht Anſchel oder Ruben. In Böhmen ſitzt jetzt Mancher hoch oben auf einem mit Garben belaſteten Wagen, und lenkt mit kundiger Hand ſeine Roſſe durch das enge Hofthor ein, der noch vor einigen Jahren hinter verſchoſſenen Weſten und Kottonſtoffen die Kunden anrief! Mancher ſteht im heißen Sonnenbrande auf dem Felde und ſchwingt die gewaltige Senſe, der vor noch nicht langer Zeit in Hitze und Kälte um ein Haſenhäutchen feilſchte. Mancher zimmert mit Axt und Säge im Hauſe herum, der ehedem bei dem kleinſten Gebrechen, das irgendwo zur

Schau trat, um Zimmermann und Tiſchler rief. Manches Auge iſt ſcharfblickend und muthig geworden, das nun ohne Erſchrecken hoch oben auf dem Kirchthurme den Dachdecker hanthieren ſieht, was es bekanntlich früher ſelten vermocht hat.

Fürwahr! Wie Opferduft ſteigt der Segen, der in der eigenen Scholle liegt, zum Himmel empor, und wie Wenige auch verhältnißmäßig unter ſo viel ſehnenden Herzen ſich deſſen erfreuen, was wunderbar kräftigend in dem Worte: Hof und Acker liegt — die kleine Lerche freut ſich doch darüber. Hebt ſie ſich doch aus manchem freien Felde himmelan! . . .

Gehen wir wieder auf Dorf hinaus!

Von der Prager Landſtraße ab führt ein Seitenweg hinaus; es iſt ein ſelten befahrener Weg, der ſich da zwiſchen Kornfeldern rechts und links, zwiſchen Wieſen und theilweiſem Waldland, wie es der Charakter der böhmiſchen Landſchaft mit ſich bringt, in jenes Dorf hinauszieht. Nur zweimal in der Woche, wenn es Wochenmarkt in der benachbarten Kreisſtadt gibt, belebt ſich die einſame Straße; große Wagenzüge bewegen ſich dann in den tiefgefurchten Geleiſen, und bringen das Erträgniß des Feldes dahin, wo Abſatz zu hoffen iſt. Zweimal in der Woche läßt auch Rebb Feiwel „Bauer,“ wie er weit und breit in der

Umgegend heißt, ſeine Roſſe anſpannen, und dann fährt entweder er ſelbſt, oder ſein Sohn Joſef zu Markt; zumeiſt aber liegt dieſes Geſchäft dem Sohne ob, der Wind und Wetter beſſer vertragen kann, als der alte Bauer.

Der alte Bauer! Wer ſich unter ihm ein grauhaariges Männchen mit eingebogenen Knieen und ſchlotternden Gliedern denken wollte, wie würde der ſich täuſchen und dem wirklichen Bilde ferne ſtehen. Das iſt ein kraftvoller alter Menſch in der beſten Bedeutung dieſes Wortes, und wiewohl ſchon hoch in den Sechzigen ſtehend, würde er Jeden wie ein „Trenderl“ wegblaſen, der ſich unterſtehen wollte, ihm beim Aufladen des ſchwerſten Sackes mit Getreide behilflich zu ſein. Ja, das kann der „alte“ Bauer, und er kann noch mehr. Das wildeſte Pferd ſo mit der gewaltigen Fauſt zu packen, daß es ſteht, und willig ſeinen Meiſter anerkennt, das wird ihm in den „Gaſſen“ ſobald Keiner nachthun. Wenn er angethan mit ſeiner Jacke von ſchwarzem Mancheſter und in den gelbledernen Hoſen ſich aufrichtet, oder wenn er beim Morgengebet die Tefillin von dem nervigen Arme herabnimmt, dann hat es ein Ausſehen, als könnte er ſich ſelbſt von den Himmliſchen nichts gefallen laſſen, als thue er nur gleichſam ſeine Schuldigkeit, und weiter auch nichts mehr.

Freilich, der alte Bauer hat ſein ganzes Leben auf dieſem Dorfe zugebracht; der Hof, auf dem er jetzt als ſelbſteigener Herr ſitzt, ward ſeit undenklichen Zeiten von ſeinen Vorfahren als Pächtern bewirthſchaftet. Mit den feinſten Fiebern ſeiner Seele wurzelt er in dem Boden ſeiner Heimat, in der er groß und ſtark geworden war. Selten kam er über die Gemarkung ſeines Dorfes hinaus, er mußte denn zur Kreisſtadt hin; vor den Leuten in den „Gemeinden" hatte er eine beſondere Scheu, er fühlte ſich nicht wohl, wenn ihn Geſchäfte einmal zu ihnen führten. Er war wirklich ein Bauer nach innen und außen, und verdiente dieſen Beinamen ſo gut, als er nur je Einem war beigelegt worden. Wenn er einmal im Jahre in einer „Kille" erſchien, der in Sprache, Benehmen und Kleidung ungeſchlachte Mann, dann ward er faſt mit Blicken betrachtet, als ſei er einer Menagerie entſprungen, und Jedes ging dem „Bauer" gern aus dem Wege.

Wer die Augen öffnen will, nicht mit aller Gewalt vor dem Lichte verſchließen, der kann bald gewahr werden, daß Geſtalten wie unſer Feiwel Bauer ſchon längſt jene allzeit fertige Doktrin zerſtört haben, die

Leute aus den „Gaſſen" könnten niemals Eins mit dem „Ganzen" werden, und in ihrem Blute ſtecke etwas, das ſie gewaltſam ſchiede von der Anderen Trachten und Anſchauung. Natürlich! Wer ſich Gottes lebendige Welt ſo kleinlich vorſtellen kann, daß er die geſammte Menſchheit gleichſam nur auf einer Tonart ſpielen laſſen will, dem wird Rebb Feiwel eben kein Bauer ſein. Er wird tauſend und abermal tauſend Unterſchiede herausgrübeln, einen feiner als den anderen, faſt ſo fein, daß ſie eben nur ſein Auge entdecken konnte; und wenn das trotz allem dem nichts nützt, weil dagegen viel ſiegreichere Gründe aufgeſtellt werden können, wird er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagen und ausrufen: Zur eigenen Scholle ſei er doch nicht befähigt! Da iſt denn Schweigen beſſer als Reden, und Leute wie Feiwel Bauer mögen zuſehen, wie ſie mit jener geballten Fauſt fertig werden.

Einſtweilen wird er auch zur Genüge fertig. Er läßt ſeine gefüllten Scheuern, das brüllende Rind in den Ställen, den Pflug, den ſein eigener Sohn führt, und endlich die kleine Lerche für ſich ſprechen, die ſich in ſeinem Felde heimiſch fühlt. Daß es aber anders ſein könne, daran denkt er nicht! Feiwel Bauer ohne Acker und Dorf! ohne Mancheſterjacke und Lederhoſen! mit einem Haſenhäutchen auf dem Rücken durch die

Dörfer hauſiren gehend, er, der ſtolze, reckenhafte Bauer! Sagt ihm doch das, die ihr ihm die eigene Scholle mißgönnt, es wäre nicht unmöglich, daß eine ſolche Figur wieder aus ihm werden könnte. Er wird euch nicht auslachen, er wird es einfach nicht glauben, denn er iſt eben kein „politiſcher“ Kopf. Kann man wohl einem Menſchen Arme und Beine abhauen, und ihm dann zurufen: „Jetzt geh', und hebe einen Sack Getreide auf! ſpringe und tanze.“ Einen ähnlichen Gedanken vermöchte vielleicht Feiwel Bauer zu denken, vielleicht auch nicht.

Es iſt beſſer, wenn er überhaupt nicht zu denken hat.

II.

Ein Brief.

Unter einem Kirſchenbaum, der faſt bis zum Boden fruchtbeladene Aeſte herabgeſenkt hatte, ſaß auf einer Bank eine ſtattliche Frau, in halb ſtädtiſcher, halb bäuerlicher Kleidung. Sie hielt einen Brief, und ſchien darin eifrig zu leſen. Oben in den Zweigen über ihrem Haupte krachte es zuweilen, zuweilen kollerte auch eine rothwangige Kirſche zu ihren Füßen nieder, was ſie aber im Leſen nicht ſonderlich zu ſtören ſchien. Mehr thaten es die glitzernden Sonnenſtrahlen, die wie aufgelöſte goldene Fäden über ihr Antlitz und das Papier fielen. Sie rieb ſich öfters die Augen, rückte den Brief näher an ſie, aber es ſchien eben nicht, als förderte ſie dieß in dem ſchwierigen Geſchäfte. Verdrießlich legte ſie das Schreiben endlich zuſammen, und ſprach halblaut vor ſich hin:

„Ich weiß gar nicht, was die Sonn' heut' will, ſie ſcheint mir faſt die Augen heraus."

Jemand mußte dieſe Worte gehört haben, denn in den Zweigen des Kirſchenbaumes krachte es ſtärker, und ein Kichern ward vernehmbar, das der ſtattlichen Bäuerin nicht entging.

„Lachſt mich aus?" rief ſie ärgerlich zum Baume hinauf.

Wieder krachte es in den Aeſten und eine wurmſtichige Kirſche fiel gerade vor der Bäuerin in das Gras. Sie buckte ſich nieder, und warf ſie weit weg von ſich.

„Ich lach' die Sonn' aus, Mutter!" erſcholl eine Stimme vom Baume.

Die ſtattliche Frau ſchien einen Augenblick über dieſe Antwort nachzudenken, dann rief ſie mit einer Art ſtrenger Entſchiedenheit:

„Komm' ein Biſſel herunter, Corporal, ich brauch' Dich."

„Gleich, mein Herr Oberſt," kam es aus den dichten Zweigen des Baumes zurück, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand ein kräftiger brauner Burſche, man wußte faſt nicht, war er aus der Luft oder aus dem Boden geſtiegen, vor der Bäuerin. Er trug eine „Commiskappe," die ihn als ehemaligen Soldaten bezeichnete; übrigens war er nach landesüblicher Sitte gekleidet.

„Was wünſchen der Herr Oberſt?" ſagte er, indem er ſich kerzengerade vor die Bäuerin hinſtellte, und militäriſch grüßend die eine Hand an die Kappe legte.

Ueber das Antlitz der Bäuerin flog ein breites Lächeln; ſie ſah den braunen Burſchen einen Augenblick mit Wohlgefallen an.

„Biſt noch immer der Alte," rief ſie, „meinſt, du biſt noch in deiner Caſerne, Joſef. Wann denn einmal wirſt du das vergeſſen?"

„Niemals, Mutter," rief Joſef mit Beſtimmtheit und ließ die Hand von der Kappe los. „Ich hab' einmal einen Feldwebel gehabt, der hat immer geſagt: in jedem Haus ſollt' der Mann der Regimentsinhaber, von welchem das Regiment den Namen führt, ſein die Frau aber der Oberſt, die eigentlich kommandirt. Mutter Leben, du biſt der Oberſt!“

Die Bäuerin lachte hell auf, daß es weithin durch den Garten ſcholl.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ rief ſie, und ſtemmte ihre Arme in die Seiten, „dein Feldwebel muß einen Kopf von Eiſen und Stahl gehabt haben.“

„Ein rechter Feldwebel muß auch einen Kopf haben!“ meinte der ehemalige Soldat im Tone der tiefſten Uiberzeugung.

Auf Oſtern war es erſt ein Jahr geworden, daß Joſef ſeine achtjährige Dienſtzeit vollendet hatte; weil er leſen und ſchreiben gelernt, hatte er es ſchon in den erſten Monaten bis zum „Korporal“ gebracht, und dieſen Namen behielt er bei, als er nach erlangtem Abſchied in das väterliche Haus heimgekehrt war. Man hatte ſeiner in dem großen Bauernhofe bedurft, und trotzdem er beim Militair hatte bleiben wollen, waren die Eltern darauf beſtanden, daß er den rechtmäßigen Abſchied bekam. Seitdem war der Korporal im Hauſe eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden.

„Gut,“ ſagte die Bäuerin, „du hätteſt ja auch einmal können ein Feldwebel werden, ſoglich mußt du doch Kopf haben. Vielleicht kennſt du dich da in dem Brief aus: ich leſ' und leſ', und Gott der Lebendige weiß, wie das zugeht! Wenn ich von einer Zeile den Sinn herausgebracht habe, ſo find' ich den Weg zu der andern nicht, es iſt mir immer, als möcht' Einer vor meinen Augen mit einer Peitſche herumknallen. Dazu ſchreibt die heutige Welt eine Schrift, die iſt ſo fein, wie wenn ſie mit lauter Sand geſchrieben wär'! Da ſieh her, ob das zu leſen iſt, und zu guter Letzt iſt's noch teutſche Schrift . . . wie ich die habe anfangen wollen zu leſen, hat die Sonne mit einer Gewalt geſchienen — die Augen hat ſie mir faſt herausgebrannt."

Die letzten Worte hatte die Bäuerin, halb abgewandt, beinahe mit Verſchämtheit geſagt.

Der ehemalige Korporal nahm den Brief, den ihm die Bäuerin gab, mit einer etwas ungeſchickten Handbewegung; es fehlten ihm nämlich an der rechten Hand die zwei mittleren Finger, die irgendwo in Ungarn auf dem Schlachtfelde begraben lagen. Der Bäuerin zuckte es bei dieſem Anblicke wie ein jäher Schmerz über das volle Antlitz.

„Kannſt auch vor der Sonn' nicht leſen?" fragte ſie nach einer langen Pauſe, während welcher der einſtige Soldat den Brief nach deſſen ganzen Inhalt durchzufliegen die Zeit hatte. „Geht's Dir wie mir?"

„Das nicht, Mutter," meinte Joſef, „die Sonn' liegt mir nicht auf, aber da am End' vom Brief ſteht etwas, das konnt' ſelbſt mein Feldwebel nicht verſtehen, der doch einen Kopf von Eiſen und Stahl gehabt hat."

„Du meinſt das Teutſchgeſchriebene," rief die Bäuerin. „Kannſt du denn Teutſches nicht leſen? Ich mein' doch, du haſt's gelernt?"

„Mir nichts, dir nichts wird man kein Korporal," ſagte der Soldat mit einem leicht erklärlichen Stolze.

„Setz' dich her zu mir, Joſef," ſagte die Bäuerin raſch, „und lies mir den Brief vor, wie er geht und ſteht. Zwei Köpf' wie ich und du werden doch herausbringen, was man da ſchreibt. Erſt aber lieſ' das Feine, dann das Teutſche."

Sie meinte mit dem Feinen die jüdiſche Currentſchrift, deren man ſich noch jetzt in der „Gaſſe" bedient, und in welcher der erſte Theil des Briefes abgefaßt war.

Der Soldat ſetzte ſich neben ſie hin und begann nach einer Weile:

„Herzliebſte Gitel Leben!"

„Von wem iſt denn der Brief?" unterbrach ihn die Bäuerin, ohne zu bedenken, daß ſie eigentlich ihre etwas mangelhafte Leſekunſt verrieth.

„Unterſchrieben ſteht: Hannele Ehrenfeld," ſagte der Soldat gleichgültig.

„Gott! Lebendiger," rief die Bäuerin und that faſt einen Sprung von ihrem Sitze weg, „iſt das nicht die Hannele, die mit mir vor dreißig Jahren in die Schule gegangen iſt?“

„Es ſteht nur unterſchrieben: Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld,“ ſagte der Soldat trockenen Tones.

„Nun, dann iſt ſie es gewiß,“ ſchrie die Bäuerin, „möcht' ſie ſich denn unterſchreiben: Ihre aufrichtige Freundin, wenn ſie's nicht wär'? Ich möcht' meinen Kopf darum geben, daß es dieſelbe Hannele iſt, die vor dreißig Jahren meine beſte Freundin geweſen war; es kann gar keine Andere ſein. Nicht zehn Schritte auseinander haben wir gewohnt; ich hab' den ganzen Tag bei ihr geſteckt, ſie bei mir, wir waren wie Zwillinge. Später ſind wir auseinander gekommen, wie das ſchon unter Mädchen zu gehen pflegt, das Eine muß dahin, das Andere dorthin. Hat denn ein Mädchen einen Willen? Ich hab' deinen Vater genommen und bin auf's Dorf heraus, ſie iſt in der „Gaſſe“ geblieben und hat den reichen Ehrenfeld geheirathet, den ich auch hätte haben können. Ich hab' aber nicht gewollt, weil mir dein Vater lieber war. Seitdem hab' ich ſie nicht geſehen — und jetzt ſchreibt ſie mir nach dreißig Jahren! Hannele Ehrenfeld ſchreibt mir zuerſt! da muß etwas ganz Außerordentliches vorgegangen ſein.“

So hatte die Bäuerin in ununterbrochenem Redefluße ihrer Verwunderung über die Briefſchreiberin Luft gemacht; der Sohn hatte ſie reden laſſen, denn es lag wahrſcheinlich in ſeiner Disziplin, ſeinen Vorgeſetzten in deſſen Rede nicht zu unterbrechen. Dennoch konnte er nicht umhin, als die Mutter nun geendigt hatte, lächelnd zu fragen:

„Darf man ſchon leſen, Herr Oberſt?“

„Um Gottes des Lebendigen Willen,“ rief die Bäuerin mit einem Male faſt entſetzt aus, „Hannele Ehrenfeld wird doch in kein Unglück gekommen ſein . . . ſie wird mich doch nicht etwa brauchen?“

„Sei ruhig, Mutter,“ ſagte lächelnd der Sohn, „brauchen will ſie Dich wohl, aber mit dem Unglück ſieht es gar nicht ſo arg aus.“

Ein tiefer Seufzer kam aus der geängſtigten Seele der wackeren Frau, es ſchien, ſie glaubte der Verſicherung des Sohnes nicht ganz recht. Dann aber ermannte ſie ſich.

„Und jetzt lies, Joſef,“ rief ſie mit großer Entſchiedenheit.

„Herzliebſte Gitel Leben!“ beeilte dieſer ſich zu leſen.

„Sie erinnern ſich gewiß nicht mehr an eine gewiſſe Hannele, die vor mehr als dreißig Jahren iſt

Ihre beſte und treueſte Freundin geweſen. Es war uns aber Beiden von Gott beſtimmt, daß wir nicht ſollten beiſammen bleiben; denn wie hat meine gute Mutter (mit der der Friede ſei!) immer geſagt, wenn die Red' auf die Beſtimmung eines Mädels gekommen iſt? Ein Mädel, hat ſie geſagt, iſt wie ein Federl, man weiß nicht, wo es aus der Luft niederfällt. Und noch Eins, herzliebſte Gitel Leben, wenn man endlich den Mann bekommen hat, und wenn das Federl endlich niedergefallen iſt — dann erſt hat man Beiſpiele auf Beiſpiele in allen möglichen Sorten und Gattungen, daß das Federl gern wieder aufgeflogen und ganz verſchwunden wär'! Beſonders wenn Einem Gott das Unglück zugeſchickt hat, und macht Einen vor der Zeit zur Wittwe. Dreißig Jahre habe ich mit meinem ſeligen Ehrenfeld in Leid und Freud zugebracht, Sie haben ihn ja gekannt, herzliebſte Gitel Leben, was er zur Buß' geſagt, für ein elend Leben auf der Welt geführt hat; er hat nicht eine geſunde Stunde gehabt, und wie er vor zwei Jahren (einen Tag vor Purim hab' ich Jahrzeit) leider Gottes geſtorben iſt, da haben die Doktors geſagt, das was ihm gefehlt hat, iſt ein zu großes Herz geweſen. Gitel Leben! da haben Sie keinen Begriff davon, wie Schweres mir durch den Tod von meinem ſeligen Ehrenfeld geſchehen iſt. Ich hätt' ihn gern noch gepflegt und gewartet, noch einmal und zweimal ſo lange, denn was thut man nicht Alles für einen kranken Mann, aber ſo bald hätt' ihn Gott doch nicht zu ſich rufen müſſen. Was hab' ich jetzt davon, daß ich in der ganzen Welt die reiche und angeſehene Hannele Ehrenfeld heiße? Zu leben hätte ich genug gehabt, dafür hat mein guter Ehrenfeld nicht zu ſterben gebraucht, und mit dem, was ich, Gott ſei Lob und Dank! von ihm habe, hätt' er und ich noch bis zu hundert Jahren können auskommen, und hätten uns nicht brauchen ein grau Haar wachſen laſſen. Es hat aber nicht ſo ſein ſollen, und ſo ſteh' ich jetzt ohne meinen guten Ehrenfeld mutterſeel allein auf der Welt, und weiß nicht, was ich mit dem einzigen Kinde anfangen ſoll. Die Doktoren zerbrechen ſich den Kopf, was meiner Roſel fehlt: der eine räth dies, der andere jenes, aber keiner hat noch gemacht, daß ſie beſſer ausſieht, und friſch und geſund wird. Wenn man ſie fragt: „Roſa Leben, wo leideſt Du? wo thut's Dir weh?“ dann ſchüttelt ſie den Kopf und zeigt aufs Herz! Leider Gottes! Ich will's gar nicht ausſprechen, was meine Meinung über die Krankheit von meiner Roſa iſt, ich glaub' aber, ihr fehlt, was ihrem Vater gefehlt hat, nämlich ein zu großes Herz. Neulich hat mir gar einer von den Doktores, der Dr. Prager, geſagt — ſeinen Vater werden Sie gewiß noch gekannt haben, er hat Schimme Dorfgeher geheißen — des Kindes Krankheit, hat er geſagt, kommt von Überſpannung und von dem vielen Bücherleſen her, und wenn ich nicht wollt', daß ſie langſam dahinſchwinde, ſo müßt' ich ſie auf ein Dorf ſchicken, unter einfache Leute und in geſunde Luft, da könnt' ihr vielleicht noch gut werden. Da hab' ich ihn aber mit allem Reſpekt, den ich vor ihm habe, ganz gut ausgelacht, wie beſchwert auch mein Herz war.

Mein Kind, Hannele Ehrenfelds Tochter, ſoll auf ein Dorf! Und von den Büchern ſollt' ſich ihre Krankheit herſchreiben! So viele Pfund wiegt ſie gar nicht, was ſie an Silber ſchon gekoſtet hat, und franzöſiſch kann ſie beſſer noch als deutſch. Es ſoll Eine auftreten, und ſoll ſo einen Brief ſchreiben, oder aus einem Buche ſo vorleſen, wie meine Roſa! Eine Prinzeſſin iſt auch nicht feiner aufgezogen worden, wie mein Kind! Ich hab' ihn alſo gut ausgelacht meinen Herrn Doktor, und hab' das Kind nicht auf ein Dorf unter die Küh' und Hühner geſchickt, weil das für meine Tochter nichts iſt. Dazu hat ſie ihr Franzöſiſch und Deutſch nicht gelernt, daß ſie in ihrem achtzehnten Jahr ſoll unter einfache Leute gehen! Hab' ich nicht Recht, herzliebſte Gitel Leben? Lebt ſie denn nicht unter einfachen Leuten? Ich verſteh', den Doktor gar nicht, was er damit meint. Weil er mich aber in einem fort ängſtigt, und mir Tag und Nacht vorhält, dem Kind könnte nicht beſſer werden, und es geht mir zu Grunde, ſo hab ich mich doch als Mutter dazu entſchloſſen, und will mir keine Vorwürfe machen. Und wie eine Stimme vom Himmel iſt mir dabei eingefallen, daß ich ſie nirgends beſſer aufgehoben hätte, als bei Ihnen, herzliebſte Gitel Leben. Thun Sie mir aus alter Freundſchaft den Gefallen, und nehmen Sie mein Kind zu ſich, es ſoll bei Ihnen geſund werden. Viel Mühe wird Ihnen das Kind nicht machen, wenn es nur einen Platz hat, wo es ein Buch leſen kann, iſt ſie zufrieden. Ich verlaſſ' mich darauf, daß ich keine Fehlbitte gethan habe, und ſchließe als Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld."

Nachſchrift. Sie haben doch gewiß Roß und Wagen? Da könnt' Einer von Ihren Leuten bis Brandeis kommen, das iſt die Hälfte Weges. Da möcht' ich mit meiner Roſa warten, weil ich von meinem Geſchäft nicht lang abweſend ſein kann. Schreiben Sie mir mit umgehender Poſt, und ich werde nicht ermangeln, danach das Meinige einzurichten. Die Obige."

Lautlos hatte die Bäuerin das lange Schriftſtück angehört, unverwandt hatten dabei ihre Blicke an den Lippen des Vorleſers gehangen. Als er jetzt innehielt, ſeufzte ſie tief auf; ſie war heftig bewegt!

„Das iſt ein Rapport! Die verſteht's faſt ſo gut wie unſer Feldwebel,“ ſagte Joſef, indem er ſich erſchöpft an den Baum lehnte.

„Weil Du nicht weißt, wie einer Mutter um's Herz iſt,“ fuhr es heftig aus der Bäuerin, „weil Du gar nicht bedenkſt, was Hannele Ehrenfeld leidet.“

„Wie kommt das dazu?“ fragte lächelnd der Soldat. „Du biſt alſo ſchon fertig mit Deinem Beſchluß?“

„Wie ſo?“ entgegnete die Bäuerin und erröthete, als wäre ſie auf einem verborgenen Gedanken ertappt worden.

„Ich ſeh' Dir's an,“ ſagte Joſef und ſah ſie dabei forſchend an.

„Ich ſoll ſie alſo nicht ins Haus nehmen?“ fragte ſie haſtig, „ich ſoll alſo von Hannele Ehrenfeld, von meiner alten Freundin, mich umſonſt bitten laſſen?“

„Bittet ſie Dich denn?“ meinte Joſef mit einem leichten Anflug von Hohn. „Sie will ihre Tochter nicht zu „einfachen“ Leuten aufs Dorf geben, unter die Küh und Hühner — weil ihrs aber der Doktor ſtreng kommandirt, ſo thut ſie's doch, und ſchickt ſie zu uns. Sonſt hätteſt Du in Deinem ganzen Leben kein Wort von Hannele Ehrenfeld gehört.“

„Geh! geh!“ eiferte die Bäuerin, „was hätt' ſie mir ſchreiben ſollen? Wenn man einmal Hausſorgen hat, ſetzt man ſich zu keiner Correſpondenz hin, und ſchreibt lange Briefe. Hab' ich ihr denn geſchrieben? Jetzt braucht ſie mich — ſchreibt ſie mir.“

„Du willſt ſie alſo wirklich —?“ fragte der Soldat nach einer Weile.

„Ich verſteh' Dich gar nicht, was Du dagegen haſt,“ ſagte die Bäuerin; „auf's Eſſen und Trinken kommt's bei uns nicht an. Was ſoll mich alſo abhalten?“

„Hat der Vater den Brief geſehen?“ fragte dann haſtig der Sohn.

„Er hat mir ihn ja gegeben,“ entgegnete ſie.

„Hat er ihn geleſen?“ rief er haſtig.

„Er hat aber gar nichts geſagt,“ erwiederte ſie, als: Thu, was Du willſt, Gitel. Du weißt ja wie er iſt! Er verliert nicht gern ein übriges Wort, nicht einmal, von wem der Brief iſt, habe ich aus ihm herausgebracht.“

„Und ich, Mutter, ſage Dir,“ rief der einſtige Soldat mit ſtarker Röthe im Geſicht, „ich ſage Dir, wenn mir Hannele Ehrenfeld den ganzen Weg bis zu unſerem Dorf mit Gold pflaſtern möcht', ſo thät ich's auch nicht."

„Um Gotteswillen, warum nicht?" ſagte die Bäuerin erſchrocken.

Joſef ſchien nach einem paſſenden Ausdrucke für ſeine Erregtheit zu ſuchen, ſeine Lippen zuckten wie vor innerem Grimm.

„Weil uns die reiche Hannele Ehrenfeld verachtet," fuhr es böſe aus ihm heraus, „weil ich's nicht ertragen kann, daß man Bauersleute, wie wir ſind, mit Kühen und Ochſen in eine Reih' ſtellt, und endlich zuletzt, weil ich nicht möcht', daß ſo eine Prinzeß, wie ihre Tochter iſt, ſich über uns luſtig macht."

„Wo macht ſie ſich luſtig?" fragte die Bäuerin mit ungläubiger Miene, „ich hab' nichts gehört."

„Weil ich Dir den deutſchen Brief noch nicht vorgeleſen habe," rief Joſe höhniſch, „Du wirſt Deine Wunder erleben, wenn Du ihn hörſt."

„So lies ihn!" ſagte die Bäuerin beſtimmt.

Joſef ſetzte ſich neben die Mutter. Er las die in kühngeſchwungenen deutſchen Buchſtaben geſchriebene Zuſchrift des Mädchens; ſie lautete:

„Sehr neugierig bin ich ſchon darauf, was ich auf dem Dorfe für ein Geſicht machen werde. Es iſt mir eigentlich ganz kurios zu Muth, daß ich da unter Kühe und Erdäpfel kommen ſoll. Enfin (Joſef ſprach dieſes Wort mit deutſcher Accentuirung aus) was ſoll ich thun? Schiller ſagt: Es gibt im Menſchenleben Augenblicke, und ſolch ein Augenblick iſt jetzt für mich gekommen. Leben Sie wohl, und empfangen Sie mit Wohlwollen Ihre ſehr ergebene Dienerin Roſa Ehrenfeld.“

Ein minutenlanges Stillſchweigen waltete zwiſchen den Beiden nach der Vorleſung dieſer Zeilen. Der Sohn unterbrach es zuerſt.

„Und die willſt du dir in's Haus nehmen, Mutter?“ fragte er und lächelte ſehr ſpitzig dazu.

Gitel, die Bäuerin, ſaß anſcheinend in tiefem Sinnen ab, und hatte offenbar die Frage überhört. Mit einem Male ſtand ſie auf, ihr Antlitz war tief geröthet, und ihre noch immer ſchönbraunen Augen leuchteten in einem ungewöhnlichen Feuer.

„Gerad' die!“ ſagte ſie in kraftvollſtem Tone, „gerade die! Das Mädel iſt kränker, als du denkſt!“

Mit raſchen Schritten verließ die ſtattliche Frau den Garten. Der einſtige Soldat ſah ihr verblüfft nach.

III.

Die Prinzeſſin.

Gitel, die Bäuerin, mochte den Einfluß ihres einmal ausgeſprochenen Willens auf Haus und Geſinde kennen: Frauen bleiben ſich in dieſer Hinſicht überall und unter allen Umſtänden gleich. Als ihr Mann, der „alte“ Bauer Rebb Feiwel Mittags vom Felde heimkehrte, trat ſie ihm ſogleich mit der Erklärung entgegen, es müſſe „ſtantepe“ (ſtantepede) an Hannele Ehrenfeld geſchrieben werden, und in den nächſten Tagen müſſe Einer nach Brandeis, um das junge Mädchen von dort abzuholen.

„Warum nicht?“ entgegnete Feiwel in einem Tone, der ſein vollſtes Einverſtändniß vorausſetzen ließ, „warum nicht? am Montag fahr' ich ohnehin mit Erdäpfeln nach Brandeis, da kann ich die Prinzeſſin gleich von dort mitnehmen.“

„Biſt du auch ſo wie dein Sohn,“ ſchrie ſie dagegen faſt entſetzt, „und willſt eine kranke Perſon auf deine Erdäpfelſäcke ſetzen? Ich will nicht einmal ſagen, daß es Hannele Ehrenfeld's Tochter iſt. Vielleicht verkaufſt du die Erdäpfel nicht.“

Der alte Bauer kannte die Hofverhältniſſe des

Kaiſers der Birmanen faſt genauer, als die der Freundin ſeiner Frau. Luſtig verſetzte er:

„Es iſt ſchon manche auf einem Erdäpfelſack geſeſſen, die's mit Hannele Ehrenfeld mit ſammt ihrer Tochter aufgenommen hätte."

„Auf die Erdäpfel wirſt du ſie nicht ſetzen," eiferte Gitel, „da könnt' ſie den Tod davon haben. Und wenn ich ſelbſt nach Brandeis kutſchiren müßt', Hanneles Tochter muß mit Ehren bei uns aufgenommen werden; man ſoll nicht ſagen, wir hätten wie Bauern an ihr gehandelt."

Mit großer Beſtimmtheit erklärte ſie ſodann, wie ſie dieſe ehrenvolle Aufnahme ins Werk ſetzen wolle. Vor Allem müſſe das neue „Kutſchel," das ſie jüngſt aus dem Nachlaſſe des Pfarrers gekauft, geputzt und hergerichtet werden; dann müßte man die zwei Schimmel vorſpannen, die beſſer zögen als die arbeitgewohnten Braunen, und beſonders müſſe man darauf ſehen, das ſie weich ſitze, und nicht zu ſehr geſchüttelt werde.

Der alte Bauer brummte etwas vor ſich hin, was Niemand verſtand, es mochte eben nicht voll Feinheit geweſen ſein. Dennoch meinte er nach einer guten Weile, Gitel ſollte zufrieden ſein, er wolle zugleich Glöckchen an die Pferde binden, damit man ſchon von Weiten wüßte, daß er mit Hannele Ehrenfeld's Tochter komme.

„Das laſſ' ja ſein, Feiwel," ſagte hierauf die Bäuerin, die dies für Ernſt annahm, „das Klingen mit den Glocken könnt' die Kranke erſchrecken. Das laſſ' ja ſein!"

Da ſchlug der Bauer ein Gelächter auf, daß es wie der Wiederhall eines ſchweren Geſchützes klang, und auch Joſef, der ſeit dem Vorleſen des Briefes mürriſch im Hauſe umherging, ſtimmte herzhaft darin.

„Lacht's nur," ſagte Gitel ohne jede Bitterkeit, „Keiner von euch Beiden weiß, wie man mit einem Kranken umgehen muß — und leider Gottes hat Keiner von euch Gefühl."

Was den ehemaligen Corporal betrifft, ſo hatte die Bäuerin auch vollkommen Recht; es war eine merkwürdige Erregtheit über ihn gekommen, ſeine ganze Natur ſchien mit einem Male eine tiefe Wandlung erfahren zu haben. Was ſeiner ſoldatiſchen Anſchauung am meiſten wehe that, war, daß die Eltern, beſonders aber die Mutter, ſo leicht auf das „Kommando" jener Hannele Ehrenfeld „parirt" hatte. Was ging ſie jene Frau mit all' ihrem Reichthum an? Warum hatte ſie der Mutter, deren Freundin ſie geweſen, in dreißig langen Jahren nicht geſchrieben? Jetzt erſt, wo ſie ihrer dringend bedurfte, jetzt erſt erinnerte ſie ſich der ehemaligen Kameradſchaft. Habs die reiche Hannele das Recht, in einem ſolchen Tone mit der Mutter zu ſprechen, blos weil dieſe eine Bäuerin ſei? Überhaupt müſſe man zuerſt fragen, was mehr werth ſei: das Gewölbe der reichen Frau, oder der Hof mit allen Aeckern, Pferden und Kühen dazu, worauf die Eltern keinen Kreuzer ſchuldig wären. Des Briefes, den das kranke Mädchen geſchrieben, gedachte er übrigens gleichfalls mit Zorn. Wie ſich die „Putznaſe“ unterſtehen könne, über ihre Kühe und Ochſen zu ſpotten? Weil ſie franzöſiſch ſpreche und wiſſe, was Schiller ſagt. (Joſef wußte es nicht), deswegen habe ſie noch nicht das Recht, ſich über ihr Dorf luſtig zu machen. Er werde ihr aber zeigen, wie ein „Landmotz“ mit ſolchen Geſchöpfen umzugehen wiſſe, Zeitlebens werde ſie an ihn gedenken.

Joſef hütete ſich übrigens wohl, dieſe rebelliſchen Gedanken vor der Mutter zu offenbaren! er wußte, daß an der Sache nichts mehr zu ändern ſei. Sein ganzer Widerſtand beſchränkte ſich alſo darauf, daß er ganz gegen ſeine Natur unwirſch im Haus ſich herumtrieb, auf Fragen die Antwort ſchuldig blieb, und zuweilen ſogar träumeriſch vor ſich niederſah, als beſchäftigten ihn Gedanken, die nicht gern errathen werden wollten.

Am Montag in aller Frühe fuhr der alte Bauer wirklich nach Brandeis; wie Gitel es geſagt, ſo war's geſchehen. Das „Kutſchel" war friſch gewaſchen worden, und die zwei Schimmel ſtanden ſo glänzend geſtrählt da, als hätten ſie ihr Leben lang „herrſchaftliches" Futter genoſſen. Mit eigenen Händen trug dann Gitel noch Polſter und Kiſſen herbei, damit die Kranke weich ſitze.

„Und gib gut Acht auf ſie," ermahnte ſie den Mann, während dieſer die Zügel zur Hand nahm, „daß mir Hannele keinen Vorwurf zu machen hat. Ich möcht' ihr die Tochter gern ganz geſund zurückſchicken. Hörſt Du?"

Der Bauer rückte ſtatt aller Antwort ſeine ungeſchlachte Geſtalt auf dem Wagen zurecht, Joſef hielt indeſſen die etwas unruhigen Roſſe; er verfolgte das Thun der Mutter, die immer neue Stärkungen für die Kranke herbeibrachte, mit ſtummen Blicken.

„Auf Eins, Vater, vergiß nicht!" rief er endlich.

„Das iſt?" meinte dieſer kurz.

„Daß Du mit ihr franzöſiſch redſt, ſonſt verſteht ſie Dich nicht."

„Ich werd' mit ihr ſchon teutſch reden," lachte der Bauer hell auf und fuhr durch das offene Hofthor hinaus.

Es war ſpäter Abend geworden; Sterne begannen bereits am Himmel hie und da zu glänzen. Es war noch nicht lange nach Pfingſten, die Frühlingszeit blühte im ganzen Lande. Das Getreide ſtand ſchon überall hoch in Ähren, und verſprach eine geſegnete Ernte. In Feld und Haus gibt es um dieſe Zeit wenig zu thun; in Gottes Schutze ruht der ſchwache Halm, auf deſſen Gedeihen Glück und Elend gebaut iſt, der Menſch kann nichts thun als warten und ſich gedulden. Dann erſt kommt die Arbeit; — Sonne, Licht und Thau, alle guten Kräfte haben zuſammengewirkt, bis der Tiſch geſchmückt iſt, denn die holde Natur übergibt nur Fertiges.

Die Bäuerin begann ſchwere Sorgen zu empfinden, da ſich die Ankunft ihres Mannes mit dem neuen Gaſte verzögerte. Sie ging öfters voll Ungeduld vor das Haus hinaus, und lugte die Dorfgaſſe hinab, ob ſie nicht kämen. Mit wunderbarer Gewalt hatten ſich in ihrer Seele die Farben der ehemaligen Freundſchaft aufgefriſcht; ſie war wieder jung geworden. Halb war es das Mitleid mit der unglücklichen Lage der reichen Wittwe, die ſie mit ihrem Frauenherzen beſſer begriff, als die harten Männer, mehr aber noch das

Bild einer längſt entſchwundenen Zeit, die ihr nun heute in der Geſtalt des jungen Mädchens entgegentreten ſollte. Es gab Augenblicke, wo ihr die Geſtalt, die Bewegungen, ja ſelbſt einzelne Scenen, die ſie mit Hannele Ehrenfeld zuſammen erlebt, ſo greifbar vor der Seele ſich ſammelten, daß der dreißigjährige Zeitraum ihr wie eine Minute dünkte. Dann ſchrumpfte dieſes Bild der Vergangenheit wieder ſo unkenntlich zuſammen, daß ſie mit aller Mühe und Pein keines Zuges aus dem Antlitze ihrer Freundin ſich erinnern konnte. In dieſem Zuſtande von Sehnſucht und Gedankenſeligkeit erwartete ſie die Tochter Hannele Ehrenfeld's.

Dazwiſchen hatte ſie nicht vergeſſen, für die Beherbergung des Gaſtes die nöthigen Voranſtalten zu treffen. Sie hatte in der Eile ein nach dem Hofe hinausgehendes Hinterſtübchen, das man füglich als die „gute“ Stube des Hauſes betrachten konnte, wohnlich herrichten laſſen; das Stübchen war ihr ſelbſt ſtets wie ein Heiligthum erſchienen, in das ſie ſich nur am Sabbath und an Feiertagen zurückzog. Jetzt kam es ihr faſt unwürdig eines ſolchen Gaſtes vor; nun trug ſie das Schönſte aus dem ganzen Haushalte zuſammen, um damit die vermeinte Armſeligkeit zu ſchmücken. Es war ihr auch wirklich gelungen, und mit freudigem Stolze mußte ſie ſich ſelbſt geſtehen, daß keine „Prinzeſſin" ſich ſchämen dürfe, in der Stube zu wohnen. Den ſchönſten Schmuck bildeten aber unſtreitig die altmodiſchen Porzellanſchalen, die ſie in die Wirthſchaft gebracht, und die noch nie berührt worden waren.

„Geh' doch mal vor's Dorf hinaus, und ſieh, wo ſie bleiben," rief ſie endlich dem unwirſchen Sohne zu, „ich vergeh' faſt vor lauter Sorgen, und Du kannſt da ſitzen wie ein Träumer. Du kommſt mir wie ausgewechſelt vor. Warum biſt Du ſchon nicht längſt über alle Berge? Kann denn dem Vater nichts geſchehen ſein?"

„Es wird immer ſo ſpät, wenn er auf Brandeis fährt," bemerkte Joſef trocken.

„Aber Hanneles Tochter!" rief die Bäuerin, „an die denkſt Du nicht?"

Nach einigem Zögern ging Joſef dennoch. Der Vater mochte wegen der „Prinzeſſin" etwas langſamer gefahren ſein, dachte er ſich, daher die ſpäte Zurückkunft. Er trat in die ſtille Nacht hinaus, ein zerſchnittener Streifen Mondes wandelte am Himmel droben; ein eigenthümliches Leuchten ging von ihm aus; es war Joſef, als ob er das zum erſten Male ſchaute. Er ging die Dorfgaſſe hinab; überall war

Ruhe und Schlummer, nicht ein Federchen konnte zu Boden fallen, daß man es nicht vernommen hätte. Da kam etwas über ſein Weſen, das er nie gekannt hatte; es dünkte ihm, als müſſe er jetzt ſtundenlang in die ſtille Nacht hineingehen, über ſich den Mond, und ſonſt keinen Menſchen zum Begleiter. Aus einem benachbarten Dorfe trug die reine Luft den Klang der neunten Nachtſtunde herüber; er horchte auf, jeder Schlag der Uhr fand einen eigenthümlichen Wiederhall in ſeiner Seele. Eine Empfindung, die von der Angſt nicht ferne lag, hatte den ehemaligen Soldaten überkommen.

„Es wird ihm doch nichts geſchehen ſein,“ dachte er vor ſich hin, mehr als er es ſprach. Er horchte wieder auf. Nicht das leiſeſte Geräuſch, das fernem Wagenrollen glich, gelangte an ſein Ohr. So war er an das Ende des Dorfes zum Mühlbach gekommen, über den ein ſchmaler Steg führt. In demſelben Augenblicke betrat eine weibliche Geſtalt das andere Ende des Steges. Der volle Strahl der Mondesſichel fiel auf ſie. Aus Joſef's Bruſt rang ſich ein Schrei der Überraſchung herauf; es mochte ihm ſein, als ſtünde er, der ausgediente Soldat, auf einer einſamen Wache, und plötzlich träte ihm aus der Nacht ein Gefährliches entgegen.

„Wer da!“ rief er mit durchdringender Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bins ja!“ tönte eine ſeine Mädchenſtimme zurück.

An der Ausſprache und dem Klange dieſer Stimme erkannte Joſef ſogleich, wen er vor ſich hatte.

„Sie ſind alſo Roſa Ehrenfeld, die wir für heute Abend erwarten?“ rief er, aber keineswegs im ſoldatiſchen Tone.

Die Geſtalt machte einige Schritte vorwärts auf dem Stege. Unwillkürlich that Joſef das Gleiche, ſo waren ſie einander ganz nahe gekommen.

„Sind Sie aus dem Hauſe des Bauers, der mich von Brandeis hiehergebracht hat?“ fragte ſie jetzt, minder ängſtlich.

„Ich bin ſein Sohn,“ ſagte Joſef und trat ihr ganz nahe.

Das Mädchen ließ ein Tuch fallen, das bis dahin zur Hälfte ihren Kopf bedeckt hatte; etwas Lieblicheres und Feineres hatte der Sohn des alten Bauers noch nicht geſehen; er ſtarrte die Erſcheinung an, als ob ſie aus dem Boden herausgewachſen wäre.

„Sind Sie wirklich der?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Wer ſoll ich denn ſein?“ meinte der Soldat beinahe furchtſam.

„Weil Sie gar nicht wie ein Bauer ausſehen,“ ſagte das Mädchen, dem eine flüchtige Prüfung genügt hatte, um zu dieſem Schluſſe zu gelangen.

Joſef war ſo verwirrt von dieſem eigenthümlichen Begegnen mitten in der Nacht, daß er die ſo nahe liegende Frage zu thun vergaß, wie ſie ohne den Vater hieher gekommen.

In demſelben Augenblicke ward Wagengeraſſel von der Straße her vernehmbar.

„Kommen Sie ſchnell,“ rief das Mädchen haſtig, „da hinter uns kommt Ihr Vater, und ich wollte auf einem Sack Gerſte und Erdäpfeln nicht ſitzen, und ſo ins Dorf hereinfahren. Dazu bin ich nicht genug Bäuerin.“

Mit dieſen Worten eilte ſie über den Steg hinweg, Joſef folgte ihr zögernd. Ein Leuchtkäferchen flog vor ihnen her, und zeigte den Beiden mit ſeiner Laterne den Weg zum Hauſe. Joſef aber war es, als ſchwirrten hunderte und tauſende von dieſen Leuchtern um ihn her. So kamen ſie in das Haus.

IV.

Die Ankunft.

Gitel, die Bäuerin, ſchrie nicht hell auf, als die ſehnlichſt Erwartete endlich mit Joſef in die Stube trat; ſie war eine Frau von ſtarken Nerven, und konnte einen Riß daran ſchon ertragen. Sie ſtellte ſich nicht entzückt, ja nicht einmal verwundert über den neuen Gaſt, ſondern benahm ſich, wie es in der großen Welt heißen würde, den Umſtänden gemäß.

„Z' Gotts willkumm, Roſel Leben,“ rief ſie der Eintretenden mit ihrer ſtarken Stimme entgegen, und ohne ſich lange zu beſinnen, nahm ſie das Mädchen beim Kopf, und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen. Dann nahm ſie den Leuchter mit der brennenden Kerze vom Tiſche, und hielt das Licht gerade vor des Mädchens Angeſicht hin.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ rief ſie dann und der Ton dieſes Ausrufes zitterte vor tiefer Bewegung, „die ganze Hannele, wie ſie leibt und lebt! So hat ſie vor dreißig Jahren ausgeſehen.“

War es das Seltſame dieſes Empfanges, das Fremdartige der neuen Umgebung, die Unbefangenheit der ſtattlichen Bäuerin — das Mädchen begann plötzlich laut aufzuweinen, und wandte ſich, als wenn es fliehen wollte, zur Thüre.

„Ich will nicht da bleiben,“ rief ſie dazwiſchen, „ich will wieder fort; keine Minute bleib ich länger hier, ich will wieder zu meiner Mutter!“

Gitel, die Bäuerin, fühlte wohl, wie ihr dieſe

Worte ans Herz griffen, aber als eine Frau von Verſtand faßte ſie ſich ſchnell; ſie ſah in aller Raſchheit ein, um was es ſich jetzt handle.

„Ich halt' Dich nicht, mein Kind Leben," ſagte ſie, „Du kannſt gehen, wie's Dir beliebt, und wenn Du willſt, laſſ' ich einſpannen, und mein Sohn führt Dich wieder zurück. Gitel hält keinen zurück, der nicht bei ihr bleiben will."

Die Wirkung dieſer wenigen Worte auf das Gemüth des Mädchens mochte keine geringe ſein; langſam wandte ſie ſich von der Thüre ab, deren Klinke ſie bereits ergriffen hatte, und zeigte ihr thränenbenetztes Geſicht in ſeiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit. Gitel hätte nicht ſagen können, wie ihr bei dieſem Anblick ward, auch Joſef nicht, der in einer Art von Verzauberung noch immer als Zeuge dieſes ſeltſamen Vorganges daſtand. Aber bei Gitel kam zu dem Gefühle tiefſten Mitleides, das ſie mit den Thränen des Kindes empfand, denn Schönheit im Schmerz iſt immer rührend, noch das volle Bewußtſein, daß Hannele Ehrenfeld's Tochter vor ihr ſtand, daß deren Ebenbild ſo zu ihr ſpreche, und in demſelben Augenblicke, wo ſie ihr Haus betreten, ſchon Miene machte es zu verlaſſen. Sie ſelbſt war nicht länger im Stande ihre Thränen zurückzuhalten, und mit vor Wehmuth zitternder Stimme ſagte ſie:

„Sieht es denn gar ſo ſchrecklich bei uns aus, oder meinſt Du, man könnt' nicht einmal eine Nacht bei uns aushalten? Probir's nur, mein Kind, ich kann Dich ja bei Nacht und Nebel nicht fortſchicken. Fürcht'ſt Du Dich denn nicht?"

„Gerad' weil ich mich fürchte, will ich fort," rief ſchluchzend das Mädchen.

Die Bäuerin horchte hoch auf.

„Du fürcht'ſt Dich? vor wem denn?"

„Vor dem Bauer —"

„Vor dem da?" rief Gitel, und zeigte auf ihren Sohn.

Das Mädchen warf hinter den Augenwimpern einen flüchtigen Blick auf den Bezeichneten, und that faſt unſichtbar mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

„Vor dem alſo nicht?" ſagte Gitel, „vor wem alſo denn?"

In dieſem Augenblicke raſſelte der Wagen in den Hof, und die laute Stimme Rebb Feiwel's ward vernommen. Unwillkürlich hatte ſich das Mädchen wieder der Thüre zugewandt, ihre Hand lag bereits auf der

Klinke. Das war den ſcharfen Augen der Bäuerin nicht entgangen.

„Mir ſcheint, Du fürcht'ſt Dich gar vor meinem Mann,“ rief ſie. „Iſt das ſo?“

Das Mädchen entgegnete nichts, Gitel rief aber voll Luſtigkeit:

„Schämſt Du Dich nicht? Vor meinem guten Feiwel Dich zu fürchten, der keine Katz beleidigen kann! Was hat er Dir denn gethan? Es lebt gar kein beſſerer Menſch auf der Welt, um den Finger kann ihn ein kleines Kind wickeln, und Du fürcht'ſt Dich vor ihm?“

Es war gut, daß um dieſen Augenblick die großgeſtreckte Geſtalt des alten Bauers zur Thüre herein erſchien. Scheu, als habe es etwas Fürchterliches erblickt, flüchtete ſich das Mädchen an der Bäuerin Seite, und hielt ihren Arm feſt, während ſie auf den Bauer zaghaft ihr Auge richtete.

„Da iſt ja die Prinzeſſin!“ rief er mit heiſerem Lachen. „S' Gotts willkumm, Prinzeſſin, wie hat Dir der Spaziergang geſchmeckt? Weißt Du, Gitel, was das „Prinzeſſel“ angeſtellt hat? Vom Wagen iſt ſie heruntergeſprungen und iſt mir auf und davon. Was ſagſt Du dazu? Über eine halbe Stunde iſt ſie gelaufen.“

„Um Gottes willen,“ ſchrie Gitel im Tone des tiefſten Entſetzens, „und das haſt Du zugeben können! Feiwel, wo haſt Du Deinen Kopf gehabt?“

„Hätt’ ich ihr nachlaufen, und die wilden Pferde allein ſtehen laſſen ſollen?“ ſagte Rebb Feiwel gleichgiltig.

„Lebendiger Gott!“ ſchrie die Bäuerin wieder verzweifelt, „das Kind hätt’ ja den Tod davon haben können! Und warum haſt Du das angeſtellt, mein Kind?“

„Ich hab’ nicht länger auf dem Sack Erdäpfel ſitzen können,“ ſchluchzte das Mädchen, „darum bin ich lieber abgeſtiegen und zu Fuß gegangen.“

„Feiwel!“ rief Gitel, und ihr ſonſt ſo gutmüthiges Antlitz überflog die dunkelrothe Farbe des Zornes, „das ſoll Dir Gott verzeihen, was Du mir an dem Kinde gethan haſt. Hab’ ich Dich nicht himmelhoch gebeten, Du ſollſt mir auf das Kind Acht geben, wie auf einen Augapfel, und Du läßt mir’s eine halbe Stunde weit laufen, die Füße ſich wundgehen, Hannele Ehrenfeld’s Tochter, die ſo etwas nicht gewöhnt iſt! Den Tod kann das Kind davon haben, und wer könnte das verantworten vor Gott und vor den Menſchen? Feiwel, um Gottes willen, was haſt Du denn gethan?“

Die Stimme der Bäuerin verſagte vor Schmerz; ſie brach in lautes Weinen aus.

„Ich verſteh' Dich nicht, Gitel," rief dagegen hell auflachend der alte Bauer, „ich ſchwör' Dir darauf, es iſt nicht ein Erdapfel im Wagen gelegen. Wie ich ſie von Hannele Ehrenfeld in Brandeis übernommen habe, ſo bring' ich Dir ſie wieder. Nicht ein Erdapfel iſt in meinem Wagen geweſen; ich ſchwör' Dir darauf!

„Und weswegen beklagt ſich denn das Kind? So aus dem hohlen Faß wird ſie doch nicht reden?" fragte Gitel.

„Weiß ich?" entgegnete Feiwel achſelzuckend, „was das kleine Prinzeſſel gehabt hat? Du weißt, in dem „Kutſchel" vom Pfarrer könnt' eine Gräfin fahren, ſo weich und gut gepolſtert iſt es. Kann ich etwas dafür, daß es für die Tochter Hannele Ehrenfeld's zu hart iſt?"

Gitel wußte, daß ihr Mann keiner Lüge fähig ſei; und eben ſo ſchnell begriff ſie als eine Frau von Verſtand, daß das Recht eigentlich auf beiden Seiten ſei. Raſch einlenkend ſagte ſie daher, indem ſie mit ihrer Hand über das Geſicht Roſa's fuhr:

„Du wirſt müd' ſein, mein Kind, von dem Fahren und Laufen! Komm' auf dein Stubel, da findſt Du ein Bett, das iſt weicher, als der Sitz in meines Mannes Wagen. Da ſchläfſt Du Dich gut aus, und wenn Du Früh aufſtehſt, da wirſt Du ſchon ſehen, daß ſich's auch bei Leuten auf dem Dorfe leben läßt."

Sie führte ſie hinaus, das Mädchen ſprach kein Wort dazu.

„Etwas Schönes hat ſich die Mutter da eingewirthſchaftet," ſagte der alte Bauer, als ſie draußen waren, zu Joſef. „Was? wer ſich eben nicht rathen läßt, dem iſt nicht zu helfen. Was meinſt Du dazu, Joſef?"

Joſef blieb diesmal die Antwort ſchuldig.

V.

Eine kühne That.

Der Schlaf floh in dieſer Nacht die wackere Gitel; der Morgen graute bereits, und ihre Augen hatten ſich noch nicht geſchloſſen. Sie horchte auf den Athemzug der in der angrenzenden Stube Schlummernden; bei dem leiſeſten Geräuſche fuhr ſie im Bette auf und lauſchte, ob man nicht ihrer Hilfe bedürfe, und ob das „Kind" nicht weine. Schwere Sorgen waren über die arme Frau gekommen, die manches minder ernſte Gemüth von ſich abgeſchüttelt hätte; aber ſie, in der ganzen Tüchtigkeit ihres Weſens, rang mit ihnen und ſah ihnen ins Auge. Oft ſeufzte ſie tief auf aus tiefſter Seele, die Größe der Verantwortlichkeit, die ſie mit der Aufnahme des Mädchens in ihr Haus übernommen, ſtand vor ihr drohend, ſie wußte ſich keinen Rath. Mann und Sohn waren dazu nicht zu gebrauchen, ſie hatten ſich ja, der Eine gleichgiltig, der Andere aber mit unverholenem Widerwillen gegen den Gaſt ausgeſprochen. Wenn das Mädchen wirklich krank war, wie die Doktoren behaupteten, und in ihrem Hauſe nicht geſund würde, welche Qualen für die Zukunft hatte ſie ſich aufgebürdet! Wenn das Kind, fern von ſeiner Mutter bei ihr ſtürbe! Man ſieht, die wackere Bäuerin hatte den Muth, ſelbſt dem Äußerſten ins Geſicht zu ſehen: aber trotzdem brachte ihr der bloße Gedanke eiſige Schauer. Doch dagegen ſprach ſich auch eine andere Stimme, die der Hoffnung aus. Das Kind ſei gar nicht ſo krank, als wofür es ausgegeben werde, flüſterte ihr dieſe [illegible] Tröſterin zu; es ſehe zwar blaß und dünn aus, das käme aber von dem vielen Lernen und Bücherleſen her. Wenn man ihr das abgewöhnen könnte. . . . Wahrlich! Gitel hätte nicht ſagen können, wie ſie das anſtellen wollte; ſie war keine gelernte Pädagogin. Alles, worauf ſich ihre Beweisgründe geſtützt hätten, wäre der Satz geweſen: „Dem Kinde muß geholfen werden.“ Man hatte es ihr anvertraut, ſeine Mutter hatte es ihr, einer Mutter, übergeben — und wir wiſſen, daß die wackere Bäuerin ihre Freundin nicht vergeſſen hatte!

Der Morgen war längſt herangebrochen; im Hauſe rumorten Knechte und Mägde herum, und dazu lachte die freundlichſte Sonne am Himmel. Auch die Bäuerin war längſt an ihre Geſchäfte gegangen, kummervollen Gemüthes, denn der Morgen hatte ihr keinen Rath, keine Erlöſung gebracht. Das Mädchen ſchlief noch, unbekümmert um den Lärm, den die Bäuerin trotz alles Zuredens nicht beſchwichtigen konnte. Gitel freute ſich über dieſen Umſtand; wer ſo ruhig ſchlafen konnte in den geräuſchvollen Morgen eines Bauernhofs hinein, konnte doch nicht gar ſo krank ſein! Als aber die Sonne immer höher und höher ſtieg, der Mittag nicht mehr ferne, und das Mädchen noch immer nicht aus dem Stübchen gekommen war, da erfaßte große Angſt die wackere Gitel. Von einem ſo lange währenden Schlafe hatte die thätige Bäuerin keinen Begriff. Mit unhörbaren Schritten nahte ſie ſich dem Stübchen und horchte zuerſt. Nichts regte ſich. Da drückte ſie auf die Klinke und trat ein.

Da lag das Mädchen und ſchlummerte noch. Die Sonnenſtrahlen hatten ſich breit und weit einen Weg durch das Fenſter gebahnt, und ſpielten um das feine Antlitz des „Kindes," daß es eine anmuthige faſt durchſichtige Röthe angenommen hatte. Die Bäuerin ſtand vor Verwunderung eine Weile da, und wagte kaum zu athmen, denn ein ſo holdes Bild jungfräulicher Schönheit hatte ſie noch nie erblickt. Jenes Gefühl ſeligen Mitleids, wie es Mütter beim Anblick eines ſchlafenden Kindes empfinden, das ſie nicht gerne wecken wollen, durchzog auch ſie. Sie hatte nicht den Muth, die Ruhe dieſes Kindes zu ſtören.

Aber mit dem ſcharfen Blicke einer Mutter entdeckte ſie auch ſogleich die Urſache dieſes in den vollen Tag hineindauernden Schlafes. Von der ganzen Kerze, die ſie vor dem Schlafengehen angezündet, war ein winziges „Stümpchen" übrig, und auf dem Kopfkiſſen lag ein offenes Buch, auf welchem ein Arm des Mädchens ruhte, als wollte ſie es ſchützen.

„Lebendiger, großer Gott," ſchrie es innerlich in dem Herzen der Bäuerin auf, „und die ſoll nicht krank ſein! Sie muß ja die ganze Nacht geleſen haben, woher ſoll dem Kind dann Kraft kommen? Was hat ſich die Hannele Ehrenfeld nur gedacht, daß ſie das hat zugeben können? Lebendiger Gott! wenn mir ſo eine Tochter wär' beſchert worden, ich hätt' ſie ja behütet wie mein eigenes Leben."

Du täuſchteſt Dich, gute Gitel, in dieſem Augenblicke! Du ſtandeſt wirklich vor Deiner eigenen Tochter, und die eigene Mutter hätte nicht milder und weicher denken können.

Zuerſt wollte ſie in einer Aufwallung von Zorn das Buch vom Kopfkiſſen wegnehmen; es war ihr, als ſähe ſie Feuer und Flamme neben dem Haupte des Kindes, und dies mußte vor allem gelöſcht werden. Aber ſchon in der nächſten Minute bedachte ſie ſich eines Anderen, ſie durfte das Kind ja nicht wecken!

„Sie ſoll ſchlafen, ſo lang ſie will," murmelte ſie vor ſich hin, und leiſe, wie ſie gekommen war, entfernte ſie ſich wieder aus dem Schlafſtübchen.

Das Mittagseſſen mußte gerüſtet werden. Mitten im Mahl fragte mit einem Male Redd Feiwel, als ob ihm die Sache erſt jetzt einfiele:

„Wo bleibt denn das Prinzeſſel? Verſchmäht ſie unſere Koſt?"

„Sie ſchläft noch," entgegnete Gitel mit geſenkten Augen, als ſchäme ſie ſich dieſes Geſtändniſſes.

„Gitel!" rief der alte Bauer, und legte vor ſtarrem Erſtaunen Meſſer und Gabel vor ſich, „das iſt ja menſchenunmöglich!"

„Warum haſt Du ſie eine Stund' weit laufen laſſen, zu Fuß, ſo ein verwöhnt feines Kind?“ ſagte die Bäuerin in beinahe gereiztem Tone; er ſollte wahrſcheinlich das Unzulängliche dieſer Anklage übertönen.

„Ich kann Dir ſchwören darauf, Gitel,“ ſagte der alte Bauer, „ſie iſt nicht eine Viertelſtunde weit gelaufen. Beim heiligen Johannes iſt ſie ausgeſtiegen, und von da lauft man doch nicht eine Stunde bis in unſer Dorf?“

„Die Mutter hat Recht,“ meinte Joſef, und hielt die Augen auf ſeinen Teller geheftet; „wenn man etwas nicht gewöhnt iſt, ſo kommen Einem zehn Schritte wie eine Meile vor.“

Gitel warf einen dankbaren Blick auf den Sohn, den dieſer jedoch nicht bemerkte.

„Sie wird ſchon anders werden,“ ſagte ſie mit tiefſter Überzeugung. „Man wird nicht auf einmal eine Bäuerin!“

„Und zum Eſſen gibſt Du ihr gar nichts?“ fragte Feiwel.

„Laß ſie lieber ſchlafen,“ meinte die Bäuerin kurz, „das thut ihr beſſer, als alles Eſſen.“

„Eſſen muß der Menſch, das iſt meine Meinung,“ ſagte der Bauer mit großer Ruhe.

Weiter war von dem Mädchen nicht mehr die Rede, dafür ſprach Rebb Feiwel von den Vorbereitungen zum morgigen Wochenmarkt. Roſa Ehrenfeld ſchlief indeſſen auch in den Nachmittag hinein; der Abend war gekommen, die Nacht hereingebrochen, und nichts deutete an, daß ſie aus ihrem Schlummer erwacht war. In ihrem Stübchen regte ſich nichts, ſo oft Gitel auch nachſah. Aber nicht der Bäuerin war die ſchwere Sorge wegen dieſes Allen unerklärlichen Zuſtandes an der Stirne zu leſen; ſie hatte auf jede Frage ſtets das allbereite: „Laß' ſie lieber ſchlafen" zur Antwort. Jemand ſtrich unausgeſetzt um Gitel herum, und ſchien etwas auf der Seele zu tragen, für das er keinen Ausdruck finden konnte. Es war Joſef.

Als Gitel einmal wieder an der Thür lauſchte, ob ſich noch nichts in dem Stübchen rege, ſagte er mit einem Male:

„Soll' ich denn nicht um den Doktor gehen, Mutter?"

„Warum?"

„Sie will ja gar nicht aufwachen!" rief er überlaut. „Mir kommt das zu beſonders vor."

„Meinſt Du?" fragte Gitel und ſah den Sohn dabei ängſtlich forſchend an.

„Wie kann ein Menſch hintereinander ſo lange ſchlafen, ohne krank zu ſein? Ich gehe um den Doktor.“

„Eine Stunde weit gehen!“ rief die Bäuerin abwehrend. „Nein, nein,“ ſetzte ſie nach einer Weile wie beruhigt hinzu, „laß' ſie lieber ſchlafen, Schlaf iſt der beſte Doktor.“

Trotzdem ging jetzt die Bäuerin mit dem feſten Willen an die Thüre um dem unnatürlichen Zuſtande ein Ende zu machen. Sie drückte ſtärker an die Klinke und trat ein. Da ſaß Roſa aufrecht im Bette, den Kopf in die beiden Hände geſtützt, als wäre ſie gerade aus dem Schlummer erwacht. Freudigen Tones rief Gitel:

„Nun, wie geht's Dir, Roſel Leben? Dein lang Schlafen hat mir ſchon Sorgen gemacht.“

Das Mädchen richtete langſam ihr Haupt auf und blickte mit verwunderten Augen um ſich.

„Habe ich denn ſo lange geſchlafen?“ fragte ſie in langgezogenen Lauten.

„Mehr als vierundzwanzig Stunden, mein Kind,“ ſagte Gitel, „und jetzt iſt wieder Nacht.“

„Ich bin noch ſchläfrig,“ ſagte Roſel nach einer Weile und gähnte.

„Willſt Du denn gar nichts eſſen?“ fragte die

Bäuerin. „Du wirſt Dich ja auf den Tod abmatten. Iſt denn heute Jom Kippur (Verſöhnungstag), daß Du mit Gewalt faſten willſt?“

„Eſſen?“ wiederholte gedehnt Roſel, dann nickte ſie faſt unſichtbar mit dem Kopfe.

Die wackere Bäuerin war darauf bereits gefaßt. Ohne langes Beſinnen eilte ſie in die Küche hinaus und holte von dem warm gehaltenen Herde die Speiſen herbei, die ſie für das Erwachen Roſels aufbewahrt hatte. Es waren nach Gitels Meinung Leckergerichte, wie ſie auf einer Grafentafel ſich nicht zu ſchämen brauchten, und ſie hatte ſich in dieſer Überzeugung auch nicht getäuſcht. Anfangs langte das Mädchen mit ſchlaftrunkenem Widerwillen darnach; bald aber forderten die erwachten Lebensgeiſter ihr Recht. Gitel bemerkte mit inniger Freude, daß der Appetit des „Kindes“ ganz wie der einer „geſunden“ Perſon ſei; ſie glaubte das Klügſte zu thun, wenn ſie Roſel ſo wenig als möglich mit Fragen und Antworten unterbrach. Auch Roſel ſchien nicht große Luſt zum Sprechen zu haben. So kam es, daß das kleine Mahl in wenigen Augenblicken verſchwunden war, zu der Bäuerin großer Freude, die ſich dadurch von der Angſt, das Kind könnte „ſich aushungern“ befreit ſah.

„Biſt jetzt ſatt, Roſel Leben?“ fragte ſie unnöthiger Weiſe.

Roſel nickte ſtatt aller Antwort nur mit dem Kopfe, und langte nach dem Buche, das auf den Kopfkiſſen lag.

„Was willſt Du jetzt thun, Roſel Leben?“ rief die Bäuerin wahrhaft erſchrocken.

„Leſen will ich,“ ſagte das Mädchen gleichgiltig und begann in dem Buche zu blättern.

Gitel fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Herzen zum Kopfe ſchoß, ſie wurde feuerroth im Geſichte. Zorn war es, der in ihr überwallte gegenüber dem unvernünftigen Verlangen dieſes Kindes. Dennoch war die Scheu, dem Kinde ihrer Freundin wehe zu thun, ſo überwiegend in ihr, daß ſie in ſich ſelbſt das Maß fand, um dieſer Gereiztheit Herr zu werden.

„Mein Kind,“ ſagte ſie anſcheinend ruhig, „in meinem Hauſe muß vor dem Schlafengehen alles Feuer gelöſcht ſein.“

Roſel ſchaute verwundert auf; ſie begriff wahrſcheinlich nicht, in welchem Zuſammenhange das Feuer im Hauſe mit ihrem Buche ſtand.

„Leſen kannſt Du, wann Du willſt,“ fügte Gitel ſogleich als Erläuterung hinzu, „nur nicht jetzt. Die Nacht hat Gott eingeſetzt, daß man ſich ausruhe, nicht aber, daß man ſich abmatte und die Augen verderbe. Ich weiß zwar nicht, was da in dem Buche ſteht; aber wär' es noch ſo ſchön, die Geſundheit an einem Mädchen iſt doch tauſendmal ſchöner — und Du biſt nicht geſund, mein lieb' Kind!"

„Mir fehlt nichts," entgegnete Roſel trotzig, „und meine Mutter hat mir das Leſen niemals verboten."

„Deine Mutter!" rief die Bäuerin voll Wärme, „Deine Mutter iſt eine arme Wittwe mit all ihrem Geld, und konnt' ſich um Dich nicht umſehen. Sie hat Dir Alles nachgeben müſſen, und in Allem deinem Kopf folgen. Darin mein lieb' Kind Leben liegt deine Krankheit; glaub' das, Roſel, denn ich kenne mich aus in dieſen Sachen und habe auch Kinder gehabt. Jetzt aber biſt Du mir anvertraut, und ich bin deine Mutter! Und ſo ſage ich Dir's, mein Kind, wir ſind Bauersleute, und bei uns nimmt man das Wort nicht ſo genau und legt's auf die Wage. Bei uns, ſag' ich Dir, folgt das Kind ſeiner Mutter und lehnt ſich nicht dagegen auf, und wenn die Mutter etwas anbefiehlt, ſo ſchweigt das Kind und denkt ſich: die Mutter muß das beſſer verſtehen. Wo käme die Welt hin, wenn jung' Blut klüger ſein wollte, als alte Leut'? Ich, meine liebe Roſel Leben, bin ſchon eine alte Frau, und ſtell' jetzt deine Mutter vor. Wie ich noch ſo jung war wie Du, hab' ich nicht gewußt, was auf ein Quentel geht; in deinem kleinſten Finger haſt Du mehr gelernt, als ich in meinem ganzen Leben! Deſſentwegen darfſt Du aber doch nicht glauben, daß ich nicht weiß, was Dir gut thut. D'rum folg', mein lieb' Kind Leben, glaub' mir, Du wirſt's nicht bereuen.“

Lautlos hatte das Mädchen dieſe lange Rede der ſtattlichen Gitel vernommen, und als dieſe jetzt, mehr aus Erſchöpfung als aus Mangel an Stoff, innehielt, denn ihr Herz war übervoll, drückte Roſel das Buch an ſich, als fürchtete ſie, es könnte ihr entriſſen werden. Sie blickte dabei ſtarr vor ſich hin; ſie hatte kein Auge für ihre herzliche Rathgeberin.

„Nun, haſt du mir nichts zu ſagen?“ fragte Gitel nach einer Weile, während ſie das Mädchen ſcharf beobachtet hatte.

„Meine Mutter hat's mir nicht verboten,“ brachte endlich Roſel heraus, indem ſie das Buch heftiger an ſich drückte.

„So verbiet' ich dir's,“ rief die Bäuerin mit lautſchallender Stimme, und mit einer raſchen Handbewegung entriß die kräftige Frau das Buch.

Erſt ſchaute Roſel entſetzt über dieſes ungeheuerliche Thun, mit weitaufgeriſſenen Augen zur Bäuerin; dann ſank ſie leiſe wimmernd in ſich zuſammen.

„Ich will's vor Gott und vor deiner Mutter ſchon verantworten," ſagte die Bäuerin, noch in der Heftigkeit ihres Thuns, und wandte ſich zum Gehen.

Aber an der Thüre wäre ſie faſt umgekehrt; das Weinen des Mädchens ſchnitt ihr durch's Herz. Vielleicht durchzuckte ſie der Gedanke, ob ſie denn auch das Recht habe, ſo willkürlich, ſo herriſch in das Weſen dieſes Mädchens einzugreifen; aber wie unter der Gewalt einer inneren Stimme rief es in ihr: „Laß dich nicht irre machen, Gitel, was Du thuſt, kannſt Du verantworten!"

Und ſie ging; das Buch nahm ſie mit ſich.

VI.

Zum Lichte!

Wenn Naturen, wie die unſerer Gitel, einmal aus dem Kreiſe gewöhnlichen Thuns heraustreten, fällt es ihnen meiſtentheils ſchwer einzulenken; denn in der Selbſtändigkeit eines Charakters liegt es eben, daß er nicht ſo leicht zum Geſtändniß eines etwaigen Übergriffes zu bewegen iſt. Die Bäuerin war ſich wohl bewußt, daß ſie zu weit gegangen; ſie hatte Rechte ausgeübt, die nur der wirklichen Mutter zukamen; aber ſie bereuete ihr Verfahren nicht. Wie heiß auch die Thränen des Mädchens auf ihrer Seele brannten — das Buch hätte ſie ihr nicht zurückgeſtellt, und hätte man ihr große Schätze dafür geboten. An einem Buche ſollte es liegen, daß ein Menſch geſund werde! Hatte man ſie darum auf's Dorf geſchickt, daß ſie da Bücher leſe? Geſund ſollte ſie werden und ihr hatte man ſie anvertraut! Konnte ſie weniger thun, als was jede Mutter gethan hätte?

So beſchwichtigte Gitel die einzelnen Stimmen, die ihr wegen des gewaltſamen Verfahrens denn doch Vorwürfe machten; und eine Genugthuung, die nahezu an Triumpf grenzte, füllte ihre Seele aus.

„Beſſer iſt's, ſie weint jetzt als ſpäter,“ ſagte ſie bei ſich, indem ſie ſelbſt zur Ruhe ging. „Hannele iſt eine arme Witwe, die ſich nicht zu helfen weiß. Läßt das Kind Franzöſiſch lernen, und Gott der Lebendige weiß, was noch Alles, aber daß ſie zur Zeit folge und nicht rebelliſch ſei, das hat ſie ihr leider Gottes nicht durch Lehrer einbringen laſſen! Jetzt ſpürt man es, und das Holz läßt ſich vielleicht nicht mehr gerade biegen!“

Die Bäuerin ſchlief in dieſer Nacht ſo ruhig und ſanft, wie Menſchen, deren Gewiſſen kein Fleck trübt, nur immer ſchlafen können.

Aber als ſie in aller Frühe das dicke Gebetbuch hernahm, da mußte der, zu dem ſie die heiligen Worte hinaufſchickte, denn doch manchen tief aus der Bruſt geholten Seufzer vernehmen; das Geſchehene trat erſt jetzt in ſeinen möglichen Folgen vor ihren Geiſt. Wie alles Gebet nur Demüthigung iſt vor einem Höhern, ein Klären und Reinigen des Niederſatzes in unſerem Gemüth, ſo trat auch bei der Bäuerin das Gefühl der ſelbſtändigen That, die ſie in der Nacht faſt über ſich ſelbſt erhoben hatte, vor dem Gedanken zurück, wie viel ſie über ſich genommen, wie viel ſie zu verantworten habe! Klar war ſie ſich deſſen bewußt, nicht in nebelhaften Umriſſen, daß, was ſie begonnen, auch zu Ende geführt werden müſſe. Gott möge ihr nur ſeine Hilfe dazu geben; ihm ſtellte ſie Gelingen und Nichtgelingen anheim.

Sollen wir es geradezu herausſagen? Die gute Bäuerin ſchämte ſich gewiſſermaßen, daß ſie wieder vor Roſels Angeſicht treten ſollte. Aengſtlich überlegte ſie, wie ſie ihr, die ſie ſo tief gedemüthigt glaubte, entgegengehen, ob ſie im Tone der Strenge, oder in den milden Lauten der Verſöhnung mit ihr reden ſolle. Sie rang nach einem Entſchluß, und je mehr ſie darüber nachſann, deſto zweifelhafter war ihr die Art des zu beobachtenden Benehmens. Die Bäuerin war nie in einer ſolchen Lage geweſen; jede Verſtellung lag ihr fern! Zum erſten Male in ihrem Leben machte ſich in ihr eine Macht geltend, deren ſie in ihren einfachen Verhältniſſen nie bedurft hatte.

Aber dieſe Stimmung hielt nicht lange an. Plötzlich kam ihr der Gedanke: wie wenn das Mädchen erzürnt über die Behandlung, die ihr gleich am erſten Tag ihrer Ankunft geworden, den Entſchluß gefaßt hätte, wieder heim zu wollen? ob ſie ſie zurückhalten könne und dürfe? Gitel war darauf gefaßt, daß Roſel ihr mit dieſem Antrage entgegenkommen werde; es war gar nicht anders möglich.

Was ſollte ſie ihr in dieſem Falle antworten? Sie durfte nicht heimkehren, bis Befehl von ihrer Mutter eingetroffen; darüber war ſie im erſten Augenblicke mit ſich im Klaren — ſie brauchte nur ein entſchiedenes: Nein! zu ſagen. Aber wenn Roſel nicht gehorchen wolle, ſollte ſie das Mädchen mit Gewalt zurückhalten, ihr eigenes Haus zum Gefängniſſe für eine ſich hinausſehnende Seele machen? Minder ſtarke Gemüther wären von dieſer Ausſicht erſchreckt, bereit geweſen, ſich ſo bald als möglich von der Unruhe einer unangenehmen Lage zu befreien; aber das tüchtige Weſen unſerer Bäuerin erhob und ſtärkte ſich gerade unter dieſer Laſt. Der Gedanke, daß das Mädchen Widerſtand leiſten könne, erhitzte ihr Blut, und machte, daß ſie ſich zur vollen Höhe ihrer tief ſittlichen Anſchauung erhob. Eine Mutter iſt für die andere verantwortlich! ſo ſagte ſie zwar nicht, aber es war der Kern ihres innerſten Denkens, „was der Einen nicht gelang, das ſollte die Andere verſuchen.“ Und in dieſer Lage befand ſich Gitel, die Bäuerin, ſoeben! Hinweg war nun jedes Gefühl von Scheu; aufgerichteten Hauptes ſchritt die Bäuerin über den Hof nach dem Garten; dort auf der Bank unter dem Kirſchenbaum, wo ſie gewöhnlich ſaß, wollte ſie Roſel erwarten. Dahin wollte ſie das Mädchen rufen laſſen, und gedachte mit ihr zu reden, wie es ſich geziemte!

Aber wie ward ihr, als ſie beim Eintritt in den Garten auf derſelben Bank unter dem Kirſchenbaume wohin ſie Roſel kommen laſſen wollte — ſie ſelbſt ſitzen ſah. Sie traute ihren Augen nicht und glaubte zu träumen. Nun ſah ſie ſchärfer hin, und in der That ſaß dort das Mädchen mit dem Rücken ihr zugewandt, und in beide Hände den Kopf geſtützt, faſt in derſelben Stellung, wie ſie ſie geſtern verlaſſen hatte. Gitels Herz ſchmolz bei dieſem Anblick vor Wehmuth; ſie hatte Trotz und Widerſtand erwartet, und nun fand ſie das Mädchen in ſolcher Lage.

„Roſel Leben!“ konnte ſie ſich nicht enthalten in den weichſten Tönen zu rufen.

Da ließ das Mädchen die Hände vom Geſichte herabgleiten und ſchaute ſich um. Doch kaum gewahrte ſie die Bäuerin, als ſie aufs Neue den Kopf in beide Hände vergrub. Es ſchien zugleich, als weinte ſie.

„Roſel Leben!“ rief die Bäuerin noch einmal, und war ihr nun ganz nahe gekommen.

Trotz dieſes milden Zurufs blieb das Mädchen in derſelben Stellung, und ſtand nicht auf, um der Bäuerin entgegen zu gehen.

„Biſt auf mich bös, Roſel?“ ſagte Gitel, und legte ihre Hand auf den Kopf des Mädchens.

Roſel zuckte von dieſer Berührung zuſammen.

„Ich ſollt' bös ſein?“ rief ſie ſchluchzend, und ließ die Hände vom Antlitz fallen, „ich bin ja in dieſer Nacht ganz anders geworden.“

„Mein Kind! mein lieb' Kind!“ rief die Bäuerin in ſo herzaufſchreienden Lauten, wie ſie ſich nur dem höchſten Glück oder dem tiefſten Leid entringen.

„Ich bin ganz anders geworden in der Nacht,“ wiederholte Roſel noch einmal, und es lag eine ſolche Wahrheit in dieſem Geſtändniſſe des jungen Mädchens, daß ſelbſt ein ungläubiges Gemüth davon wäre getroffen worden.

Die Bäuerin fand keine Worte für die Empfindungen dieſes Augenblickes; die Hand, die noch immer auf Roſels Kopfe lag, zuckte und zitterte, und ihre Lippen zitterten ebenfals wie ihr Herz unter dem Eindrucke des Gehörten.

„Gott! Lebendiger!“ rang es ſich endlich mit Innigkeit aus ihr, wie hab' ich nur das erleben können, was ich gar nicht gehofft habe? Ich verdien' ja gar nicht, was Du mir da beſchert haſt!“

Dann nach einer Weile ſagte ſie:

„Wie iſt nur das geſchehen, Roſel Leben? ich habe ja geglaubt, Du wirſt bei uns nicht bleiben wollen und wirſt fortgehen, und jetzt red'ſt Du ſo zu mir!“

„Wenn Sie mich nicht fortſchicken, ſo geh' ich nicht!“ rief Roſel und ſchaute zur Bäuerin auf.

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Gitel mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme, „wir ſollten Dich fortſchicken! Wir wollen Dich ja halten, wie ein Stück Gold! Thu' mir aber nur gleich einen Gefallen.“

„Was denn?“ ſagte Roſel und lächelte.

„Red' Du mit mir.“

„Mutter!“ ſagte das Mädchen mit Innigkeit und wandte ihr volles Antlitz in ſeiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit gegen die Bäuerin.

„Und Du biſt mein Kind! meine Tochter!“ rief die Bäuerin in tiefſter Erregtheit.

Sie mußte ſich auf die Bank niederlaſſen; es war eine körperliche Schwäche ungewöhnlicher Art über die ſonſt ſtarke Frau gekommen.

Dann nahm ſie die Hand des jungen Mädchens in die ihre und hielt ſie minutenlange umſchloſſen.

„Und jetzt ſag', Roſel Leben," begann ſie wieder. „was iſt mit dir geſchehen? Wie biſt Du auf einmal ſo ganz anders worden? Ich mein' faſt, es iſt ein Wunder Gottes vor meinen und deinen Augen vorgegangen!"

„Ich ſchäm' mich, Mutter!" ſagte Roſel mit geſenkten Blicken. „Wie du geſtern in der Nacht von mir fortgegangen biſt, da war mir's, als ſollt' ich nicht mehr den heutigen Tag erleben. Ich hätte vor Scham ſterben mögen. Denn ſo hat noch kein Menſch mit mir geſprochen, wie Du, nicht einmal meine Mutter. Beſonders die nicht! und auch kein Anderer hätte ſich unterſtanden, mir etwas zu verweigern, oder gar weg zu nehmen. Alles hat ſich von jeher bemüht mir gefällig zu ſein, niemals hat Jemand ein ernſtes Wort mit mir geſprochen, als fürchtete man mir wehe zu thun. Wie ſollt' ich da nicht verwöhnt und verzogen werden. Du, Mutter, biſt die Erſte geweſen, die ohne Scheu mit mir geſprochen hat, wie man immer mit mir hätte reden ſollen. Mein Aufkommen bei

Euch war eine Beleidigung ſchon: ich bin deinem Mann weggelaufen, als wäre er mein Bedienter und ich eine Prinzeſſin, und auch deinen Sohn habe ich beleidigt.“

„Wie ſo?“ fragte Gitel.

Ein flüchtiges Erröthen flog über das liebliche Antlitz des Mädchens, die Bäuerin bemerkte es aber nicht.

„Euch Alle habe ich verletzt und beleidigt, Dich vor Allen, Mutter, die Du mir doch ſo liebreich entgegengekommen biſt. Du aber haſt Dich daran nicht gekehrt, Du haſt Dich nicht geſcheut, mich gerade da anzugreifen, wo mich kein Anderer zurechtgewieſen hatte! Du haſt mir mein Buch weggenommen!“ —

„Laß gut ſein, Roſel Leben,“ meinte Gitel, und es klang faſt wie eine Entſchuldigung, „laß gut ſein, ich hab’ es Dir weggenommen, weil ich nicht wollte, daß Du in der Nacht daraus leſen ſollſt.“

„Nein, nein Mutter,“ rief Roſel, „nicht für die Nacht allein! Meine Bücher paſſen überhaupt nicht hieher; ich habe Unrecht gehabt, ſie mitzubringen! Was ſoll ich hier auf dem Dorfe damit? Davon werd’ ich hier nicht geſund!“

So klagte das Mädchen ſelbſt ſich an; ſo demüthigte ſich eine Natur, die plötzlich aus kindiſchem Trotz und Eigenwillen, aus Verwöhnung und Verfeinerung zur vollen Blüthe aufgebrochen war. Niemand hätte ſagen können, wie das geſchehen war, nicht einmal das Mädchen ſelbſt. Roſel hatte in ihrer eigenen Seele einen unbekannten Schatz entdeckt — nun lag er zu Tage. Aber nicht darin beſtehen ſolche Wunder, wie ſie der Menſchengeiſt täglich offenbart, wer ſie nur zu beobachten verſteht. Daß es Gitel, die vergeſſene Bäuerin auf einem einſamen Dorfe, ſein mußte, die ihr dazu verhalf, darin, dünkt uns, wäre die Wandlung zu ſuchen, die Vielen wunderſam vorkommen dürfte.

„Laßt gut ſein, Roſel Leben," rief Gitel wieder, „werde Du nur geſund."

„Mutter, mir fehlt nichts mehr!" ſagte Roſel.

VII.

Ein Brief Roſels nach acht Wochen.

„Liebe Muter Leben bis zu hundert Jahren!

„Bevor Du in dieſem Briefe weiter fortlieſt, ſei ſo gut, und ſchicke um meinen früheren Lehrer Herrn Julius Arnſteiner; er möchte aber ſogleich kommen.

Ich ſeh' ihn ſchon, wie er in ſeinen chocoladfarbigen Rock, an dem immer zwei Knöpfe fehlen, hineinſchlüpft, und ſein weißes Halstuch ſich zurecht rückt, das immer ausſieht, als hätte er es am letzten Roſchha-ſchana (Neujahr) zuerſt angezogen. Wenn er nun bei Dir iſt, ſo ſag' ihm: „Herr Arnſteiner, Sie haben einmal eine Schülerin gehabt, die hat Roſa Ehrenfeld geheißen (ich heiße aber jetzt Roſel), ich weiß, Sie haben ſich alle Mühe genommen, um ihr etwas in den Kopf hineinzubringen, aber es hat gar nichts genützt und ſie macht Ihnen keine Ehre. Seit den acht Wochen, die ſie auf dem Dorfe iſt, hat ſie alles Lernen rein vergeſſen; ſie weiß nicht mehr, was die ſchlechteſte unter Ihren Schülerinnen kann. Sehen Sie ſich z. B. dieſes Geſchreibſel an, ſollte man nicht meinen eine Fliege ſei ins Tintenfaß gefallen und dann übers Papier hingekrochen? Wo iſt die ſchöne Schrift, die ſie von Ihnen erlernt hat, und die ihr der beſte Buchhalter nicht nachgemacht hat?" Liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! es kommt noch etwas viel Ärgeres und was Herrn Julius Arnſteiner noch beſonders ärgern wird. Ich weiß nämlich gar nicht mehr, ob es in der Welt eine Grammaire von J. B. Machat gibt, woraus ich alle die ſchönen Aufgaben gemacht habe, und die mir doch nicht in den Kopf gegangen iſt. Alles iſt fort, nicht eine Vokabel iſt in meinem Gehirne geblieben. Mit wem ſollt' ich franzöſiſch reden? Mit Rebb Feiwel, oder mit Joſef? Auch von der deutſchen Sprachlehre weiß ich kein Wort mehr, und ob ich in der halbvergangenen Zeit ſpreche, wie Herr Arnſteiner immer wollte, oder in der zukünftig vergangenen, das iſt mir jetzt Alles gleichgiltig. Und beſonders die Participialconſtruction, worauf er ſich immer etwas zu Gute that, und die ich nicht habe ausſtehen können, gerade die Participialconſtruction iſt mir verloren gegangen. Der redliche Finder kann ſie aber behalten.

„Ja, liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren, das Alles iſt aus deiner Tochter geworden, und meinſt Du, ſie grämt ſich darüber? Dafür lerne ich jetzt andere Dinge, und frag' nur einmal meinen Lehrer Joſef, wie er mit mir zufrieden iſt? Was kann man aber Alles wiſſen ohne J. B. Machat's franzöſiſche Grammatik und ohne Herrn Arnſteiner's Participialconſtruction? Das erleb' ich jetzt alle Tage! Da gehe ich z. B. mit Joſef durch ein Feld; plötzlich bleibt Joſef ſtehen und fragt mich: Fräulein Roſa! (ich weiß nicht warum er mich nicht Roſel nennt) wiſſen Sie, was auf dieſem Felde wächſt? — Wie ſoll ich das wiſſen? habe ich das von Herrn Arnſteiner gelernt? Da reißt er einen Halm ab, und erklärt mir, das ſei Sommerfrucht; dann bleibt er wieder bei einem andern Felde ſtehen und ſagt mir: Das da iſt Winterfrucht! Oder es fliegt ein Vogel mitten aus der Saat auf.

„Roſa,“ fragt er wieder, „hören Sie dort die Amſel? Sehen Sie, wie dort jener Specht nach Nahrung ausgeht?“ Oder wir gehen durch einen Wald! Mutter, wie ſchön iſt's in ſo einem Walde! Jeden Baum, jeden Strauch kennt der Joſef, und neulich, wie ich recht anmaßend von einem Baume ſage: „Da auf der Eiche hoch oben zu ſitzen, muß etwas Schönes ſein!“ hat er mich ausgelacht, und als ich ihn fragte, warum er ſo lache, meint er: „Roſa, das iſt ja eine Buche!“ Liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! ich will Dir etwas vertrauen, Du darfſt es aber nicht weiter ſagen. Ich habe Herrn Julius Arnſteiner, der doch gewiß ein ſehr geſchickter Menſch iſt, im Verdacht, daß er ſelber nicht weiß, was eine Buche oder eine Eiche iſt. Woher ſoll er das auch wiſſen? Ich glaube, ſeit den vierzig Jahren, die Herr Julius Arnſteiner auf der Welt iſt, hat er nicht Zeit gehabt, ſich eine Blume oder ein grünes Feld anzuſehen. Dem Feld kann er ja keine Lektionen geben, jeder Vogel auf dem Baum möcht' ihn auslachen!

„Überhaupt, liebe Mutter, haben die Leute in der „Gaſſe“ gar keinen Begriff davon, was ſo ein Bauer alles wiſſen muß; es geht in manchen Kopf nicht hinein. Und merkwürdig iſt's, wie die Leute nichts vergeſſen, was ſie einmal gelernt haben. Von Rebb

Feiwel nimmt mich das nicht Wunder, der iſt ein alter Bauer, aber Joſef iſt durch fünf Jahre unter den Soldaten geweſen und weiß heut zu Tage noch Alles mit Namen zu nennen, was da blüht und wächſt, was fliegt und kriecht im Feld und Garten. Er hat einen Feldwebel gehabt, von dem erzählt er immer, und im ungariſchen Kriege ſind ihm zwei Finger abgeſchoſſen worden, nämlich dem Joſef, nicht dem Feldwebel. Gott der Lebendige weiß, wo ſie liegen. Ich habe das lange nicht gewußt, daß ſie ihm fehlen, es iſt mir wie ein Stich durchs Herz gegangen, wie ich es vor einigen Tagen bemerkt habe. Da erſt hat er mir erzählt, daß er Soldat geweſen, und wie es ihm in der Schlacht ergangen. „Joſef," ſagte ich zu ihm, „das muß Ihnen ja ſehr wehe gethan haben; nicht wahr, Sie haben geweint?" — „Ein Soldat weint nicht," ſagte er darauf, und dann hab' ich die Finger für meinen Kaiſer verloren! Hat der befohlen, daß mein Vater Haus und Hof zu eigen haben darf, ſo kann ich auch die paar Finger für ihn hergeben! Aber Eines hat mich doch dabei zumeiſt geſchmerzt!" — „Was?" habe ich gefragt. — „Wie ich im Spital im Wundfieber gelegen bin, iſt mir's alleweil vorgekommen, als hätte ich noch alle meine zwei Finger und ginge hinter einem Pflug einher, den ich drehte und wendete, je nachdem es der Boden erforderte. Wenn ich dann aufwachte und ſpürte, daß die Finger mir fehlen, und daß ich vielleicht durchs ganze Leben ein Krüppel bleiben und keinen Pflug werde mehr anrühren können, da hätte ich darüber bald geweint!“

„Denk' Dir nur, Mutter, auf ſeinem Schmerzenslager, mit zwei abgeſchoſſenen Fingern, träumte er von nichts Anderem, als wie er hinter dem Pflug wieder geht!

„Übrigens hat's ihm, Gottlob' nicht geſchadet. Der Joſef hebt ſelbſt mit der Hand, woran ihm die zwei Finger fehlen, einen Sack Getreide auf den Wagen, wovon Herr Julius Arnſteiner augenblicklich den Tod haben möchte. Die Wunde iſt längſt zugeheilt, und mir ſcheint, Joſef iſt ſtolz darauf!

„So liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! jetzt mach' ich in meinem Geſchreibſel einen Athemzug und will ſchließen. Morgen wird zum erſten Male auf Rebb Feiwel's Feld geſchnitten, das wird ein heißer Tag werden und ich freu' mich ſchon ſeit vier Wochen darauf. Wie ich aufs Dorf kam, ſind mir die grünen Halme desſelben Feldes bis ans Knie gegangen: jetzt ſind ſie goldgelb und ſo hoch, daß ich mich darin verbergen kann. Es wird heuer ein gutes Jahr, ſagt Joſef. Im Hof ſchleift der Knecht Pawel die Senſe. Früher wäre mir ein ſolches Geräuſch durch die Seele gegangen und Schauer hätten mich erfaßt, jetzt hör' ich und lauſche — und ich weiß ſelbſt nicht, was ich daran ſo gerne höre.

„Jetzt beginnen die großen Arbeiten bei uns. Wer es nicht mit eigenen Augen ſieht, würde es nicht glauben, welche Mühe und Plage meine Hausleute haben. Unſere Hauſirer und Dorfgeher plagen ſich gewiß auch, was iſt aber der größte Pack mit altem Zinn oder Haſenhäutchen gegen das, was Joſef in einer Stunde eines Sommertages vollbringt? Dabei iſt er ſtark und friſch, und die Geſundheit lacht ihm aus den braunen Augen. Warum ſieht keiner unſerer Hauſirer aus, wie mein Rebb Feiwel? Wenn Du mich nicht bald von hier fortnimmſt, werde ich noch eine ganze Bäuerin. Ich bin Deine Dich aufrichtig liebende Tochter

Roſel, früher Roſa Ehrenfeld.“

P. S. Sag' mir nur, warum haſt du mir früher ſogar nichts von Deiner Freundin Gitel erzählt? Die ſoll eine Bäuerin ſein! Mutter, von der werde ich Dir erzählen, wenn ich einmal wieder bei Dir bin! Noch Eines! Früh Morgens, zu Mittag und Abends bet' ich jetzt täglich aus Gitels dickem Sidur! Sie will's ſo, und ich thue, was ſie ſchafft. Schade, daß keine deutſche Ueberſetzung dabei iſt! Aber Gitel meint, ſie bete daraus ſchon über fünfundvierzig Jahre ohne Uiberſetzung.

Die Obige.“

Als Hannele Ehrenfeld dieſen Brief zu Ende geleſen hatte, ſchüttelte ſie gar bedenklich den Kopf. Roſel hatte während ihres Aufenthaltes auf dem Dorfe ſchon mehrere Briefe geſchrieben, die waren alle kurz und nichts ſagend, enthielten nur die Hauptſache, daß das Mädchen ſich wohler fühle, aber ſie hatten ſie weit mehr befriedigt, als dieſes langathmige Schreiben. Es war in dem Briefe etwas, was nicht nach dem Geſchmacke der reichen Frau ſich leſen ließ. Sie las den Brief mehrmals durch, aber er zeigte ſich ihr von keiner beſſeren Seite.

Nur auf wenige Augenblicke müſſen wir das Dorf verlaſſen. Wir kommen zeitlich genug wieder zurück, um bei der Ernte gegenwärtig zu ſein, auf die ſich Roſel ſo freut.

Das ſchönſte „Gewölbe“ unter den „Lauben“ des Ringplatzes hatte Hannele Ehrenfeld inne. Sie ſaß darin wie eine Königin, breit und mächtig, die Kunden kamen von ſelbſt, und ſie hatte nicht nöthig, nach ihnen auszuſpähen oder ſie gar mit Schmeichelworten hineinzulocken. Wer bei Hannele Ehrenfeld kaufte, mußte ſich nach ihren eigenen Worten eine Ehre daraus machen, und längſt hätte ſie das „Geſchäft“ aufgegeben, wenn es ihr nicht eben um dieſer Ehre willen leid gethan hätte.

Es war kurz vor der Ernte, und die „Lauben“ ſind da auf dem Marktplatze immer leer. Der beſte Käufer, der Bauer nämlich, fehlt, und die Geſchäftsfrauen haben manche lange Weile. Hannele hatte den Brief ihrer Tochter vom Hauſe mit ſich genommen, um ihn in dem kühlen Gewölbe in aller Gemüthruhe noch einmal zu leſen und darnach die Antwort abzufaſſen.

Ein Gefühl von Scham hielt ſie dabei ab, den Brief Anderen, etwa ihren Nachbarinnen mitzutheilen; er enthielt zu viel des Beleidigenden, und konnte Herrn Julius Arnſteiner zu Ohren kommen. Eines beſonders ſchnitt ihr durch die Seele, daß Roſel ſich nähmlich über die Unwiſſenheit der Leute in der „Gaſſe“ luſtig machte, und dagegen die Bauern, bei denen ſie weilte, hervorhob. Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne der reichen Frau, während ſie dieſes las, und nicht die Hitze des Sommers, ſondern die Angſt, daß ſo etwas unter die Leute kommen, und dem Mädchen einen ſchlechten Ruf verſchaffen könnte, hatte ſie ihr entlockt. Sie ſah nicht ab, wohin das führen könne, wenn Roſel länger auf dem Dorfe bliebe; eine Verwilderung ohne Gleichen, daß man ſie kaum zu erkennen im Stande ſein würde, ſtand drohend vor ihrer Seele. Sie hatte ſie aufs Dorf geſchickt, damit ſie dort geſund werde — und nun rühmte ſich Roſel, daß ſie das theuere „Franzöſiſch“ und die „Sprachlehre“ vergeſſen hätte.

Es traf ſich gut, daß um dieſe Zeit ein alter Bekannter unſerer „Gaſſe,“ nämlich der Doktor Emanuel Prager über den Marktplatz daher kam. Vielleicht erinnert ſich noch mancher der Rolle, die er in der Blitzableitergeſchichte unſeres wackeren Schloſſermeiſters Trenderl geſpielt hat, der kurz zuvor zu namenloſem Erſtaunen von „halb Böhmen“ die Tochter der reichen Mindel Brandeis als Frau heimgeführt hatte. Hannele erſchien er in dieſem Augenblicke ihr wie vom Himmel zugeſchickt, dem Doktor war ſie gewohnt Alles zu vertrauen. Sie winkte ihn zu ſich, und er zögerte auch nicht zu kommen.

„Leſen Sie nur gleich den Brief da, Herr Doktor,“ rief ſie ihm beim Eintritte ins „Gewölbe“ in großer Aufregung entgegen, „nur gleich! Der Brief macht mich ganz verzweifelt.“

„Ein Schuldner ausgeblieben?“ fragte der Doktor etwas neckiſch.

„Möcht' ich darum Sie befragen?" ſagte Hannele in übler Laune. „Von Roſa iſt er."

Alsbald legte ſich die Stirne des Doktors in ernſte Falten, ſein vorhin lächelndes Geſicht gewann einen Ausdruck nachdenkender Strenge.

Er nahm den Brief und las. Während dem waren die Augen der reichen Gewölbsfrau unausgeſetzt auf ſein Antlitz gerichtet, nicht das leiſeſte Spiel einer Miene konnte ihr entgehen. Der Doktor ſchien Roſels Brief mit großer Aufmerkſamkeit, ja manche Stellen ſogar wiederholt zu leſen, dennoch regte ſich dabei keine Muskel in ſeinem Geſichte. Hanneles Unruhe ſtieg von Minute zu Minute, ſolch ein großer Brief ging ohne Eindruck an ihm vorüber? Endlich war er zu Ende gekommen; ein anmuthiges Lächeln ſpielte um ſeine feingeſchnittenen Lippen, indem er ihr das Schreiben zurückgab.

„Nun, Herr Doktor, was ſagen Sie dazu?" fragte Hannele und ſah ihn dabei ängſtlich an. „Iſt er nicht merkwürdig?"

„Sehr merkwürdig!" meinte der Doktor kurz.

„Wie verſtehen Sie das, Herr Doktor?" rief Hannele voll Unruhe und griff nach ſeinem Arme.

„Er iſt darum merkwürdig," ſagte der Doktor,

„weil ich nicht hoffen durfte, daß ſie in ſo kurzer Zeit geſund werde."

„Meinen Sie, Herr Doktor?" rief Hannele mit ungläubigem Lächeln.

„Die wird geſund, Frau Ehrenfeld," ſagte er mit dem vollem Klange ſeiner männlichen Stimme.

Die Freude über dieſen troſtvollen Ausſpruch des Doktors lockte für einen Augenblick ein ſonniges Lächeln auf das Antlitz der Mutter; dennoch war dieſes nicht ſiegreich genug, um alle die Bedenken, die ſich in ihr Gemüth ſeit dem mehrmaligen Durchleſen des Briefes geworfen hatten, mit einem Male zu überwinden.

„Gott, Lebendiger!" rief ſie mit einem dankbaren Blick auf den Doktor, „wer wäre denn glücklicher als ich, wenn meine Roſa wieder geſund heimkäme? Ich habe ja nichts Anderes auf der Welt als ſie! Soll ich mir aber es nicht zu Herzen nehmen, daß ſie ſo übermüthig ſchreibt? Und wird es ihr nicht Schaden bringen, wenn ſie zu lange auf dem Dorfe bleibt?"

„Schaden!" rief der Doktor erſtaunt, „wie ſoll ihr das ſchaden, was ihr Geſundheit bringt?"

„Sie verſtehen mich nicht, Herr Doktor. Ich meine nur, daß ſie das Franzöſiſche ſo vergeſſen kann, womit ſich Herr Arnſteiner ſo viel Mühe gegeben hat, und die Sprachlehre und die . . . Wie heißt ſie doch, was ſo ſchwer ſein ſoll?“

„Die Participialconſtruction!“ ergänzte der Doktor.

Hannele wollte das ſchwierige Wort nochmals ausſprechen, aber ſie brachte es nicht zu Stande. Wehmüthig blickte ſie den Doktor an.

„Alſo all das ſchöne Lernen ſoll rein verloren ſein: das was mein Stolz war, woran ich mich in meinen Leiden aufgerichtet habe, das ſoll ich jetzt mir nichts dir nichts auf dem Dorfe unter den Bauern aufgegeben ſehen, und nichts dazu thun?“

„Gar nichts,“ rief der Doktor und ſein ernſtes Auge ruhte mit bannender Gewalt auf der reichen Frau. „Wollen Sie Ihre Tochter kränker, als ſie zuvor war, in ihr Haus zurückerhalten? Sie iſt jetzt in der erſten Geneſung begriffen, hüten Sie ſich hineinzugreifen.“

„Da ſei Gott zuvor!“ rief Hannele tief erſchrocken. „Wie werde ich etwas thun, was gegen das Glück meines Kindes iſt? Meinetwegen ſoll Roſa dort noch ein Jahr bleiben, bis ſie ganz geneſen iſt.“

„Und wenn dieſe Geneſung ein ganzes Leben dauern würde?“ fragte der Doktor, indem er ſie forſchend anblickte.

Die Frau verſtand offenbar den Sinn dieſer Frage nicht und ſchwieg.

Der Doctor empfahl ſich darauf und wollte gehen. Da rief ihm Hannele zu:

„Noch Eines, Herr Doctor,“ ſagte ſie, „es liegt mir ſo Vieles auf dem Herzen, und ich weiß gar nicht, wo ich früher anfangen ſoll.“

„Was wollen Sie, Frau Hannele? Ich warte ſchon!“ rief der Doctor.

„Sie red't da in ihrem Brief in Einem fort von einem gewiſſen Joſef . . Das dritte Wort im Brief heißt: Joſef. Was ſoll das vorſtellen?“

„Nichts, Frau Hannele. Auch das gehört zu ihrer Geneſung —“ ſagte der Doctor und lächelte dabei.

„Ich verſteh' Sie nicht —“

„Sie werden es ſchon einmal verſtehen!“ rief er bedeutungsvoll. „Einſtweilen laſſen Sie Ihre Tochter nur geſund werden. Sie iſt in guten Händen!“

Damit empfahl er ſich und ging. Hatte ſie ihn verſtanden? In ſeiner offenen, verſtändnißreichen Seele trug der Doctor das Geheimniß einer jungen Seele, ihr ſelbſt noch unbekannt, das ſich ihm aber in dem Briefe in feinſten Umriſſen geoffenbart hatte.

VIII.

Drei Erbſen.

Schneller, als wir gedacht, kommen wir wieder auf das Dorf zurück.

Im Hauſe Rebb Feiwel Bauers war in dieſem Augenblicke ein merkwürdiges Treiben und Bewegen; die Zeit der Ernte war gekommen. Das Jahr hatte mehr gehalten, als es im Anfange verſprochen hatte; man konnte es ein geſegnetes nennen. Wagen auf Wagen brachte die goldene Feldlaſt ins Haus: knarrend waren ſie ausgezogen, leiſe, weil ſie ob der ſchweren Wucht nicht klagen konnten, waren ſie zurückgekehrt. Für Roſel war die Ernte ein neues niegeſehenes Schauſpiel. In der Gaſſe, in der ſie geboren und erzogen war, konnte mit Mühe kaum ein gewöhnlicher Wagen, geſchweige ein mit Garben hochaufbelaſteter gewendet werden.

So oft eine neue Ladung durch das Hofthor lenken wollte, ſprang ſie vors Haus hinaus, und wie die Garben mit kraftvoller Hand von den Knechten geſchwungen, auf den Boden fielen, wie die Wagen wieder fortfuhren, dem Allen folgten Roſels leuchtende Blicke, die mehr als Neugierde verriethen.

Wer das Mädchen jetzt ſo daſtehen ſah, und die Stunde verglich, in der es dem zu harten Sitz auf Rebb Feiwels „Kutſchel“ entflohen war, hätte ſie kaum überreden können, es ſei noch ein und dasſelbe. Sie war in der That ſichtlich erſtarkt; ihre Wangen blühten im Sommer einer geſunden Röthe; dabei war das Mädchen größer und kräftiger geworden, und auf den erſten Anblick ward man gewahr, daß mit ihrem ganzen Weſen eine merkwürdige Aenderung vorgegangen ſein mußte. Es lag ein Hauch innerlicher Freiheit über ihm, es war mit einem Worte im Zuſtande ſelbſtändiger Entwickelung.

Wir müſſen es übrigens aufgeben, die Geſchichte dieſer Wandlung erzählen zu wollen. Alles Lebendige folgt dem naturgemäßen Drange, daß es nur in dem ihm am meiſten zuſagenden Boden wurzeln und gedeihen will. Luft und Licht, Waſſer und Erde, wie ſie ſich auch gegenſeitig in ihrem Ringen nach Herrſchaft befeinden und bekriegen, und keines dem anderen einen Fuß weit Raumes abzutreten geneigt iſt — wenn etwas wachſen und in die Höhe aufſteigen ſoll, müſſen ſie ſich dennoch brüderlich die Hände reichen, und eines dem anderen das Wort des Verſtändniſſes zuflüſtern. Jeder Gärtner weiß das! Und hier war eine Menſchenpflanze in ein Erdreich verſetzt worden, das ihr wohlthat!

Auf dem Bauernhof hatte man für das Wunder dieſer Wandlung, wie es ſich von Tag zu Tag lieblicher offenbarte, die Augen nicht verſchloſſen. Knechte und Mägde ſtaunten es an, am meiſten aber der alte Bauer, über den ſich ein Geiſt der Redſeligkeit ergoß, wenn er auf das fremde Mädchen zu ſprechen kam, wie man es an dem behäbig gleichgiltigen Manne ſelber für ein Wunder anſehen mußte. Er ſchlich hinter dem Mädchen her, etwa wie ein Verliebter, und recht wie Sonnenſchein klärte es ſich auf ſeinem breiten Antlitze auf, wenn er ihm nachblicken konnte, wie es behende über den Hof ſchritt, oder früh Morgens mit klaren Augen in die Stube trat. Trotzdem, daß er da gewöhnlich die Tefillin noch um Kopf und Arm geſchlungen trug, und jedes andere Wort außer der heiligen Gebetſprache Zions ihm verwehrt war, ſo konnte er ſich doch niemals des Ausrufs enthalten:

„S' Gotts willkumm, Prinzeſſele!"

Roſel erblickte übrigens in dieſer Benennung keine Beleidigung, was ihr beim Eintritte in dieſes Haus allerdings als ſolche geſchienen hatte. Das klang ihr jetzt jedesmal wie eine neue Beſtättigung, daß ſie auf dem Bauernhofe wirklich willkommen und nicht bloß gut gelitten war. Dennoch mochten in dem Bauer manchmal Bedenken zweifelnder Natur aufſteigen, ob er auch recht daran thue, und ob das Mädchen am Ende nicht doch beleidigt werden könnte. Roſel ſtand einmal mitten im Hofe und fütterte die junge Hühner- und Gänſewelt des Hauſes. Da kam der alte Bauer, nachdem er dem Thun des Mädchens lange zugeſehen hatte, breitſpurig dahergeſchritten, daß die zaghaften Vögelchen, die ihn nur wenig kannten, erſchreckt auseinander fuhren, und das eine hier, das andere dort eine Zuflucht ſuchte.

„Um Gottes willen," ſchrie Roſel, „was ſtellen Sie an, Rebb Feiwel?!"

„Ich hab Dir nur ſagen wollen, Roſel Leben," meinte dieſer mit ſeltſam bewegter Stimme, „warum ich Dich immer Prinzeſſele heiß', und niemals anders."

„Ich ſehe darin nichts Schlechtes," ſagte Roſel, die trotz der Störung ihres Lieblingsgeſchäftes lächeln mußte. Sie rief hierauf die Hühner noch einmal an ſich, die denn auch auf ihren Ruf ſich allmälig wieder um ſie ſammelten.

„Sollſt Du leben und geſund ſein," rief der alte Bauer, „Du magſt anfangen und Dich ſtellen wie Du willſt, Du biſt doch ein Prinzeſſele."

„Kann ich dafür, wenn ich ſo ungeſchickt bin?

und wenn die ſchlechteſte Magd mehr kann, als ich?" entgegnete Roſel in einem faſt traurigen Ton.

„Wirſt Du gleich ſchweigen und kein Wort weiter reden?" rief Rebb Feiwel; „Du haſt mich ja gar nicht verſtanden, Du Narrele! Gerad' weil Du Alles ſo fein und geſchickt anſtellſt, als wärſt Du dein Leben lang auf einem Bauernhof geweſen, gerad' darum kommſt Du mir wie ein Prinzeſſele vor."

„Meinen Sie, Rebb Feiwel?" ſagte Roſel und erröthete vor Verlegenheit.

„Weißt Du was, Roſel Leben," begann der alte Bauer wieder in ſeiner Redſeligkeit, die heute ſtärker über ihn gekommen war, als ſonſt. „Wie ich noch ein Kind war, da hat mir meine Babe (mit ihr ſei der Friede) am Sabbathabend, ſo in der Zeit, wenn man noch kein Licht anzünden durfte, manche Geſchichte erzählt, an die ich mich noch jezt erinnere, wie wenn es erſt geſtern am Abend geſchehen wär'. Manche von dieſen Geſchichten waren Dir ſo ſchrecklich und haarſträubend, daß mein Vater einmal mit einer großen Ruthe gekommen iſt, weil ich in derſelbigen Nacht vor lauter Furcht nicht habe einſchlafen können. Manche Geſchichte wieder war luſtig und ſo ſchön, daß mir noch heutzutage das Herz davon aufgeht. Zum Beiſpiel von dem Prinzeſſele mit den drei Erbſen."

Roſel wurde erſt jetzt recht aufmerkſam; ſie hielt in der Fütterung ihrer beflügelten Unterthanen inne, und richtete ihre großen Augen erwartungsvoll auf den alten Bauer.

„Das Prinzeſſele nämlich,“ fuhr Rebb Feiwel fort, „hat durchaus von keinem Mann hören wollen, nicht mit Güte, nicht mit Gewalt hat man ſie dazu bereden können. Da hat ſich ihr Vater, der ein König war, gedacht: Wart', ich will Dich auszahlen! Sind Dir die ſchönſten Prinzen nicht recht, ſo wirſt Du dir Einen nehmen müſſen, der etwas weniger iſt, als ein Prinz, meinetwegen einen Bauer.“ Darauf hat er ſie fortgetrieben, und ſie iſt fort. Blutigwund hat ſie ſich die Füſſe gegangen, denn ſie war das nicht gewohnt, bis ſie in der Nacht, todtmüd vor einem Hauſe in einem großen Walde angekommen iſt. „Macht's mir auf,“ hat ſie geſchrieen, „macht's mir auf, ich bin eine Prinzeſſin.“ „Eine Prinzeſſin biſt Du?“ ſagt ein Weib zu ihr, die ihr die Thür aufgemacht hat, „wart', ich will Dich probiren.“ D'rauf nimmt ſie alles Bett, was ſie im Hauſe hat, und ſchichtet es auf, daß es bis an die Decke reicht, ganz zu unterſt legt ſie aber drei Erbſen, und nun ſagt ſie zu ihr: „Jetzt leg' Dich ſchlafen.“ Früh Morgens kommt ſie zu ihr, da ſitzt das Prinzeſſele auf dem Bett und weint bitterlich. „Was weinſt du?“ fragte ſie die Frau, die übrigens ſelbſt eine Königin war. „Wie ſoll ich nicht weinen,“ entgegnete das Prinzeſſele, „ich bin die ganze Nacht auf lauter Steinen gelegen, mein ganzer Körper iſt wund davon.“

„Denk Dir nur, ſie hat die drei kleinen Erbſen für Steine gehalten. Darauf ſagte die Frau:

„Du haſt mich nicht belogen, jetzt ſeh' ich, daß Du eine wirkliche Prinzeſſin biſt.“

Roſel lachte laut auf.

„Und ſo eine Prinzeſſin bin ich auch, Rebb Feiwel?“ rief ſie luſtig.

„Geweſen,“ ſagte der Bauer beinahe ernſt. „Biſt Du mir nicht vom Wagen heruntergeſprungen und fortgelaufen, weil Du geglaubt haſt, Du ſitzeſt auf einem Sack Erdäpfel? Ich ſchwör' Dir's aber noch jetzt zu, Roſel Leben, Du biſt auf lauter Roßhaar geſeſſen, wie der verſtorbene Herr Pfarrer, der ſich auf einen guten Sitz etwas verſtanden hat.“

„Und jetzt bin ich alſo kein Prinzeſſele mehr?“ meinte Roſel.

„Wart', ich bin noch nicht fertig,“ ſagte der alte Bauer mit einem gewiſſen ſchalkhaften Lächeln zwiſchen ſeinen beiden Mundwinkeln, „meinſt Du denn, jene Prinzeſſin hat gar nichts mehr zu erleiden gehabt?

Das war zwiſchen ihrem Vater und der Frau, die ſie aufgenommen hatte, ſo verabredet worden, daß ſie ſollte nämlich die Gänſe hüten, die Hühner füttern, die Kühe melken, Gras vom Felde heimbringen, ſtricken und kochen, kurz Alles thun, was einer gemeinen Magd zukommt. Und richtig! aus der ſchönen Prinzeſſin, die auf drei Erbſen gelegen iſt, iſt eine ganz prächtige Bäuerin geworden!“

Plötzlich wandte ſich Roſa bei dieſen Worten zur Seite; darum vermochte Rebb Feiwel auch nicht die feine Röthe zu bemerken, die in dieſem Augenblick ihr liebliches Antlitz überzogen hatte.

„Das Prinzeſſele nämlich,“ fuhr der alte Bauer fort, „hat den Sohn von der alten Frau gern bekommen, der war ein Schäfer und hat die Schafe aufs Feld getrieben, wie ſie die Gänſe. Ich bitt’ Dich, Roſel Leben, was geſchieht, wenn junge Leute lange beiſammen ſind? Die ſchönſten Prinzen hat ſie nicht haben wollen, und jetzt hat ihr ein einfacher Bauersſohn beſſer gefallen, daß ſie ihn Allen Anderen vorgezogen hat. Erſt da hat es ſich herausgeſtellt, daß er auch ein Prinz iſt, und ſo iſt mein Prinzeſſele zu einem Mann gekommen.“

Er hatte dieſe Worte kaum geendigt, als Joſef in das Hofthor eintrat, der große, ſchlanke Junge mit den klugblickenden, braunen Augen. Plötzlich warf Roſel die ganze Ladung von Gerſtenkörnern, die ſie in der Schürze hatte, den Hühnern hin und floh eiligſt ins Haus. Dieſe Flucht traf ſo auffallend mit Joſef's Kommen zuſammen, daß ſie dieſen ſelbſt verblüffte.

„Haſt Du ihr vielleicht etwas geſagt, Vater, was ſie hat beleidigen können?“ fragte er, während eine dunkle Röthe, wie die von unterdrücktem Zorne, ſein Antlitz bedeckte.

„Ich?“ lachte Rebb Feiwel. „Ich hab' ihr nichts als von dem Prinzeſſele mit den drei Erbſen erzählt, und wie die zu guter Letzt glücklich war, daß ſie einen Bauer zum Mann bekommen hat.“

„Das haſt Du ihr, Vater, erzählt?“ rief Joſef, indem er ganz nahe an den Bauer trat, damit ihn kein Anderer höre. „Und da willſt Du, daß ſie nicht auf und davon ſoll?“

Da zuckte über das Antlitz des alten Bauers ein Licht von Verſchlagenheit und ſchlauem Verſtändniß, daß es mit einem Male wie beleuchtet von einer innern Flamme erſchien. Selten hatte der eigene Sohn dieſem Geſichtsausdrucke begegnet; denn der Alte war ziemlich gehämmert für Gemüthswallungen.

„Meinſt Du denn, mein Jüngel Leben," ſagte er langſam, und jedes ſeiner Worte mit Nachdruck betonend, indem er dabei mit dem linken Auge zwinkerte. „Meinſt Du denn, dein Feldwebel iſt allein ein kluger Menſch geweſen, und außer ihm iſt die ganze Welt ein Narr? Da d'rauf kannſt Du Dich verlaſſen, mein Jüngel: deinem Vater, Rebb Feiwel Bauer, braucht man auch nicht den Finger in den Mund zu ſtecken. Er kann auch beißen."

Laut lachend ging er von dannen, während der einſtige Soldat wie am Boden feſtgenagelt daſtand und dem Davoneilenden nachſah. Dann ſchlich er in den Garten, obwohl er eigentlich im Hauſe zu thun hatte. — Folgen wir ihm nach.

Da ſteht der kräftige Junge vor dem Kirſchenbaum, unter dem er vor einigen Wochen jenen Brief ſeiner Mutter vorgeleſen hatte. Warum hat ſein Antlitz einen ſo traumhaft zerſtreuten Ausdruck, indem er in das grüne Laub hineinſchaut? Fällt es ihm ein, daß damals, als er jene Zeilen der reichen Hannele las, der Baum in voller Blüthenpracht ſtand, und daß jetzt nicht einmal für einen hungrigen Sperling das armſeligſte Kirſchlein daran hing? Mußte Blüthe und Fruchtzeit ſo ſchnell vorüberrauſchen? Vielleicht dachte das der Sohn des Bauernhofes, vielleicht auch nicht.

Mit einem Male begann auf dem Baume ein Vogel laut zu pfeifen. Oft ſind ſolche Naturſtimmen nur die Verkündiger und Verräther deſſen, was ſiebenfach bedeckt und verhüllt in ſolchen Momenten in unſerer Seele ſingt und klingt. So mochte es auch Joſef ſein. Er horchte auf den Geſang des Vogels, als ſei es zum erſten Male, daß er ihn zu Ohren bekam. Er ſah den Vogel nicht, er hörte nur deſſen Sprache aus den Blättern zu ſich dringen — aber tief bis ins Herz hinein. Plötzlich verſtummte der Geſang, der Vogel flog mit leichtem Geräuſche auf, und ließ ſich auf einem benachbarten Baume nieder. Nun bekam ihn Joſef ganz zu Geſichte; er erwartete, ob das kleine Thierchen von Neuem beginnen würde. Aber der Vogel ſchien ſeine Luſt daran zu haben, die Erwartungen Joſefs zu täuſchen. Er ſang nicht mehr, und endlich flog er auf und davon, weit weg über den Zaun des Gartens.

Mit einem Blicke tiefer Traurigkeit blickte Joſef dem Davoneilenden nach. Dann ſchien mit einem Male ein Geiſt der Ermannung über ſein ſeltſam zerſtreutes Weſen gekommen zu ſein, gleichſam von innen heraus trat eine ſichtliche Erhebung über die Schwäche dieſes Augenblickes auf ſeinem Geſichte hervor; und an die Stelle der früheren Schlaffheit war die Miene ſiegreicher Entſchloſſenheit getreten. Raſch, als wollte er einen müßig verträumten Augenblick wieder einbringen, verließ er den Garten.

Im Hofe lag eine Ladung unbehauener Baumſtämme, die für das Dach der neuen Scheuer beſtimmt waren. Wußte Joſef, was er that, als er einen dieſer Klötze mit den Händen umfaßte und aufhob, und ihn dann weit von ſich über den Hof ſchleuderte? Was bedeutete dieſe Kraftprobe? Seine Mutter Gitel ſah in dieſem Augenblicke aus der Küche in den Hof; ſie hatte das anſcheinend unſinnige Treiben ihres Sohnes wohl gemerkt.

„Joſef,“ was ſtellt das vor? „Biſt Du nicht mehr ſinnedig?“ (bei Sinnen).

Er ſchaute auf: dunkelroth war ſein Geſicht, ſei es von der Kraftprobe oder von dem wogenden Gefühle, das ihn beherrſchte.

„Ich habe nur ſehen wollen, Mutter, ob noch ein Biſſele Kraft iſt in mir,“ rief er, und mit einem mächtigen Fußtritt ſchob er den Baumklotz wieder an deſſen frühere Stelle zurück.

Einem Mutterauge, ſagt man gewöhnlich, iſt die Kunſt gegeben, in der Seele des Kindes ſelbſt da zu ſehen und ſich auszukennen, wo für jedes andere Dunkelheit und Finſterniß iſt. Diesmal jedoch machte

Gitel die Bäuerin davon eine Ausnahme. Ihr Auge, ihr geiſtiges ſowohl, wie ihr leibliches, ruhte ſeit der Ankunft Roſels auf keinem anderen Weſen, als auf dieſer; für die kleinſte Regung dieſer ihr anvertrauten Pflanze hatte ſie die Aufmerkſamkeit eines Gärtners; aber in ihrer Freude an dem neuen Kinde, in ihrem Glücke, daß Roſel in ihrem eigenen Hauſe der Geſundheit an Leib und Seele entgegengehe, vergaß ſie nachzuforſchen, was die verdroſſene Miene ihres Sohnes Joſefs, ſein unluſtiges Weſen, und eine gewiſſe Bitterkeit, die man ſonſt an ihm nicht kannte, zu bedeuten hatten.

Die Bäuerin ging nämlich von der irrigen Anſicht aus, daß Joſef noch immer gegen die Aufnahme des fremden Mädchens ſei. Sie hatte es nicht vergeſſen, wie er dagegen geeifert, und in ſeinem Zorne ſogar harte Worte gegen die eigene Mutter gebraucht hatte. In Wahrheit jedoch war es Gitel in dieſer Hinſicht gleichgiltig, was Rebb Feiwel, oder ihr Sohn über Hannele's Tochter dachten oder zürnten. In der Ausſchließlichkeit ihrer Liebe wollen ſo kraftbewußte Naturen, wie die unſerer Gitel, nicht beirrt ſein; ſelten gewahren ſie, wenn ſie irgend einmal ein Weſen in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen haben, was zur Rechten oder zur Linken vorgeht; ja ſie wollen ſogar nichts gewahren. Gitel war es ſich bewußt, daß ſie erfolgreich in das ganze Leben Roſel's eingegriffen, daß ihr energiſches Auftreten zum guten Theile mit daran Schuld war, wenn ſich das neue Weſen des Mädchens ſo vortheilhaft entwickelt hatte. Zudem war es der Bäuerin nicht vergönnt geweſen, ſich einer Tochter zu erfreuen. Nun war ihr eine, halb vom Zufalle, halb vom Glücke geſchenkt worden. Wie ſollte ſie das Geſchöpf ihres kräftigen Willens, das unter den Schmerzen der Angſt ans Licht getretene Kind, nicht mit aller Eiferſucht einer wirklichen Mutter behüten?

Mehr als jedes weitläufige Erzählen hat es vielleicht Roſels Brief an ihre Mutter dargethan, welche Luſt und überſtrömende Heiterkeit über die Seele des verwohnten Kindes gekommen war. Trotz des beſten Lehrers hätte Gitel auf dieſen Erfolg ihrer Erziehungskunſt ſtolz ſein können; ſie hatte an ihrem Zögling wirklich dasjenige ausgeführt, was den Lehrern ſo ſelten in den Sinn kommt. Mitten aus einer müßigen Thätigkeit bei Herrn Julius Arnſteiner, aus dem zerſtreuenden Dunſte halbverſtandener Romane hatte ſie Roſel zum ſelbſtſtändigen Eingreifen in das Hausweſen gewohnt, und was Hannele Ehrenfeld, die reiche Gewölbsfrau verſäumt, das holte Gitel während der wenigen Wochen im Fluge ein. Sie führte Roſel in die Küche ein, ſie erſchloß ihr das innerſte Weſen eines

Bauernhofes: ſie verbarg ihr nichts, und wie man ein Kind mit Bändern und rothen Korallen ausſchmückt, daß es weithin glänze und leuchte, wenn der Vater heimkommt, ſo ſchmückte Gitel auch die Tochter ihrer Freundin, um ſie ihr einſt völlig geſundet wieder zurückzugeben, mit allen Kunſtgriffen und Lehren der Haushaltung aus. Niemals iſt eine Erziehung reicher belohnt worden. „Gott Lebendiger!“ ſprach es manchmal in ihr mit aller Glut erkennender Dankbarkeit, wenn ſie ſah, wie das Mädchen immer mehr zunahm an Gedeihen und Wohlſein, an Thätigkeitstrieb und Erkenntniß. „wie iſt das nur möglich, Gott Lebendiger, daß das alles ein Buch ſoll zu Wege gebracht haben? Und wenn ich es ihr nicht weggenommen hätte? Was wäre daraus geworden?“ Auf ſolche Fragen, gute Gitel, gibt es keine Antworten. Aber wenn Du den Brief Roſels an ihre Mutter hätteſt leſen können — ſo wäre Dir klar geworden, daß ſich eine Macht in die Erfolge deiner Erziehung getheilt hatte, die außer deiner Berechnung lag.

Irren wir, wenn wir dieſe andere Macht „Joſef“ nennen?

IX.

In die Caſerne.

Die Ernte war eingeheimſt worden; was man während des Schnittes nur annäherungsweiſe als Erträgniß berechnet hatte, das ſtellte ſich jetzt, ſeitdem man die erſten Proben der neuen Frucht für den nächſten Wochenmarkt vorbereitete, als über jede Erwartung günſtig heraus. Auf keinem Gebiete menſchlichen Schaffens zeigt ſich der Gewinn von einer reinern Seite, als wo er unmittelbar aus den Händen der Natur kommt; ſie gibt ihn ungebeten, ohne Feilſchen und Schreien, denn ſie ſelbſt iſt voll Ruhe und ohne Leidenſchaft. Ein Schimmer ſchweigſamen Glückes war über das Haus gebreitet, das ihm ſehr wohl anſtand; Gott hatte wieder für ein ganzes Jahr, wenn ſonſt nichts dazwiſchen trat, dem Hauſe Rebb Feiwel's Beſtand und Gedeihen verliehen, und fürwahr! mehr als aufgehäufte Geldſäcke, mehr als gefüllte Truhen ſpricht für Gottes Segen eine gefüllte Scheuer voll der goldenen Frucht des Feldes; der regelmäßige Takt auf der Dreſchtenne, dünkt uns, klingt heller und harmoniſcher, als irgend ein Ton ſilbernen oder goldenen Beſitzes.

Es war am Abend eines Sabbaths in den letzten

Ausgängen des Sommers. Da ſaß Gitel, die Bäuerin, mit Joſef draußen vor dem Hauſe auf der hölzernen Bank, der gewöhnlichen Zuſammenkunft der Familie an dieſem Tage der Ruhe, an dem Alles ringsum im Dorfe in lebendiger Thätigkeit ſich regte, ſie ſelbſt aber der ſüßen Behaglichkeit beſchaulicher Muße ſich hingaben. Beide hatten von gewöhnlichen Dingen geſprochen, da kamen aus der Dorfſchenke, die nicht fern dem Hauſe lag, einige Burſchen, denen man an den „Commißkappen“ und den blauen Hoſen beurlaubte Soldaten anſah. Es waren zumeiſt Söhne von Bauern, die für die Erntezeit in ihre Heimat waren entlaſſen worden, und jetzt wieder zu ihrer Kompagnie zurückkehrten.

„Wo mögen die jetzt hinziehen?“ fragte Gitel gleichgiltig.

Statt aller Antwort nahm Joſef die eigene Commißkappe vom Kopf, die er ſeit dem Abſchied noch immer trug und ſchwenkte ſie gegen die dahinziehenden Kameraden, die dieſen Gruß bemerkten, und durch lauten Zuruf beantworteten.

„Was ſoll das vorſtellen, Joſef?“ rief die Bäuerin.

Der ehemalige Korporal in der kaiſerlichen Armee ſchwenkte noch mehrmals die Kappe, und hörte nicht eher auf, als bis die Urlauber durch eine Biegung der Straße aus dem Geſichte verloren waren. Sie hatten einen Geſang angeſtimmt, der ſich leiſe, je weiter ſie ſich entfernten, verlor. Erſt jetzt wandte ſich Joſef um; aber zum Erſchrecken der Bäuerin bot ſeine Miene in dieſem Augenblicke eine ſo auffallende Veränderung, daß ſie auch ein minder geübtes Auge, als das unſerer Gitel gewahren mußte. Der einſtige Soldat hatte nämlich Thränen im Auge!

„Joſef Leben! was iſt Dir?“ rief Gitel mit den weichſten Tönen ihres Mutterherzens. „Was geht mit Dir vor?“

„Nichts, Mutter,“ entgegnete der Soldat, der ſich zu ermannen ſuchte. „Nichts,“ ſagte er, indem er die Kappe mit einer gewiſſen Heftigkeit auf den Kopf drückte, dabei aber eine ſolche Stellung einnahm, daß ihm Gitel nur von der Seite ins Geſicht blicken konnte.

„Joſef, das glaub’ ich Dir nicht,“ rief Gitel um ſo dringender, „da haſt Du zum erſten Male in deinem Leben eine Lüge geſprochen. So umſonſt, wenn nichts vorgeht, hat man nicht das helle Waſſer in den Augen.“

„Nun gut, Mutter,“ ſagte Joſef nach einer Weile mit mühſam gefeſtigter Stimme, „ich habe mir nur gedacht, wie ich da meine ehemaligen Kameraden habe vorbeiziehen geſehen: Die haben es gut! Könnteſt Du nur mit ihnen!“

„Joſef!“ ſchrie die Bäuerin, und riß den einſtigen Soldaten mit einem ſo kräftigen Rucke herum, daß er ihr gerade von Angeſicht zu Angeſicht ſtand.

„Was geht mit Dir vor? Wirſt Du gleich reden?“

„Ich habe es Dir ja geſagt, Mutter —“

„Du möchteſt alſo wieder in deine Caſerne gehen?“ rief die Bäuerin mit dem Ausdrucke des Entſetzens in jeder Geberde.

„Warum nicht, Mutter?“ meinte der Soldat mit geſenkten Blicken. „Der Feldwebel, unter dem ich geſtanden bin, hat ſchon dreimal ſo lange gedient, als er eigentlich hätte dienen ſollen. Der wird auch als Soldat begraben werden. Es gibt Manchen, der den Rock des Kaiſers nicht mehr auszieht, wenn er ihn einmal angezogen hat.“

Die Bäuerin rang nach einem Ausdrucke. Das, was ſie jetzt vernahm, war ſo erſchreckender Natur, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn der ſonſt ſo redekundigen Frau zum erſten Male das Wort verſagte.

„Dein Feldwebel iſt Dir alſo lieber, als dein Vater und deine Mutter,“ rief ſie nach einer guten

Weile mit gebrochener Stimme, „und die Kaſerne ziehſt Du unſerem geſegneten Hauſe vor? Das habe ich an Dir erleben müſſen, der mein einziger Sohn iſt."

Sie konnte nicht weiter, die Stimme verſagte jeden Laut.

„Mach' mir das Herz nicht ſchwerer, Mutter, als es mir ohnehin iſt," ſagte der Soldat, ohne aufzublicken, indem er mit der Hand über ſein Geſicht fuhr. „Ich habe ja nichts geſagt, als daß ich meine Kameraden beneidet habe?"

„Mit deinen zwei fehlenden Fingern wird man Dich wieder zum Soldaten nehmen?" rief Gitel mit einem merkwürdigen Gemiſche von Triumph und Angſt in Wort und Geberde.

„Zum Fuhrweſen nimmt man mich immer gerne an," meinte der Soldat.

„Joſef, mit Dir geht was vor," ſchrie Gitel wieder, „Du willſt es nur deiner Mutter nicht ſagen. Iſt Dir im Hauſe etwas nicht recht? Geradezu heraus, möchteſt Du auf die Beſchau gehen, Dir ein Weib nehmen? Du weißt, wir haben genug für Dich, und daß noch eine Familie davon lebt. Warum thuſt Du es alſo nicht? Meinſt Du denn, wir hätten was dagegen, wenn Du ein Mädchen nach deinem Sinne Dir aufſuchſt?"

„Ich denk' nicht daran, Mutter," ſagte der Soldat kurz.

„So iſt Dir etwas anderes im Hauſe nicht recht?" rief die Bäuerin wieder. „Gott Lebendiger, was könnte denn das ſein? Kann es Einer beſſer haben, als Du, thut man Dir nicht, was man Dir an den Augen anſieht? Du meinſt alſo, die da vorübergezogen ſind wieder in ihre Kaſerne zurück, die haben es beſſer als Du?"

Joſef entgegnete nichts; tiefe Röthe war auf ſeinem Antlitze ſichtbar.

„Wart' jetzt weiß ich, was Dir fehlt," rief Gitel wieder nach einer Weile im raſchen Gedankenflug. „Du warſt gleich vom Anfang dagegen, daß ich Hannele Ehrenfeld's Tochter ins Haus nehme, und ſeitdem haſt Du deinen Zorn darüber nicht abgelegt. Ich will gar nicht fragen warum? Wenn Dir aber Roſel nicht recht iſt, ſo brauche ich ja nur ihrer Mutter zu ſchreiben und ſie nimmt ſie ſogleich nach Hauſe. Willſt Du, daß ich ſie fortſchicke?"

„Dann gehe ich erſt recht unter das Fuhrweſen," ſprach der Soldat mit kaum vernehmbarer Stimme.

In der Aufregung, die dieſe Unterredung über die Bäuerin gebracht hatte, überhörte ſie, was doch eigentlich nicht mißverſtanden werden konnte.

„Du ſagſt das nur, um mir nicht wehe zu thun,“ rief ſie wieder, in der die fürchtende Mutter vollſtändig die Obergewalt eingenommen hatte. „Du weißt, daß mir das Mädchen ans Herz gewachſen iſt, und daß ich ſie nicht gerne ſo bald verlieren möchte. Aber deiner Mutter kannſt Du aufs Wort glauben: Wenn es Dir nicht recht iſt, daß Roſel länger im Hauſe bleibt, ſo ſchreibe ich gleich morgen an Hannele Ehrenfeld. Sie wird es mir ſchon verzeihen, und eine Ausrede iſt bald gefunden. Ich kann ja doch nicht den eigenen Sohn fortziehen laſſen, und eine Fremde dafür behalten?“

Der Soldat hielt ſeinen Kopf tief geſenkt, um ſeine Lippen ſpielte jedoch ein Zug von Trotz, der gewaltig dasjenige zurückhielt, was doch nicht länger verſchwiegen werden konnte.

„Dringe nicht länger in mich, Mutter,“ ſagte er endlich finſter, „ich kann es Dir doch nicht ſagen. Ein Soldat muß faſten können, aber auch ſchweigen. Und am beſten wäre es doch, wenn ich mit meinen Kameraden fortziehen könnte!“

Jetzt kam über das Weſen der Bäuerin ein ſolcher

Grimm, wie er nur aus den Tiefen eines tief beleidigten Gemüthes hervorzuquellen vermag.

„So geh'!“ rief ſie mit vor Erregtheit zuckenden Lippen, „geh' wieder zu deinem Feldwebel, wenn er Dir lieber iſt als Vater und Mutter. Geh' meinetwegen zur Cavallerie oder zum Fuhrweſen — ich werde Dir kein naſſes Auge nachweinen. Läßt in ſich hineinreden von einer Mutter wie in ein Faß, und wie ein hohles Faß bleibt er ſtumm! Meinſt Du denn, Du biſt noch der Soldat, der ſeinen Feldwebel vor ſich hat, vor dem er nicht „muxen“ darf? Ich bin deine Mutter, Joſef, alſo mehr als dein Feldwebel! Und jetzt geh'! Ich halte Dich nicht auf!“

So ungewohnt dieſe Vorwürfe und der Ton, in welchem ſie vorgebracht wurden, für Joſef waren — er ertrug mit geſenktem Kopfe die ganze Laſt. Ohne ein Wort der Widerrede wandte er ſich von ihr ab, und ging langſamen Schrittes ins Haus hinein.

Die Bäuerin blieb mit ihrem Zorne und ihren Gedanken über des Sohnes ſeltſames Thun allein. Der erſte ſchwirrte noch eine Zeit lang in ihr, wie aufgeregte Weſpenſchwärme; bald jedoch traten die andern mildernd und beruhigend in den Vordergrund ihrer mütterlichen Sorge. Was mochte das ſein, das ihren Sohn in ſo kurzer Zeit derart umgeſtalten konnte?

Sollte es in der That der Haß gegen Hannele Ehrenfeld's Tochter ſein? Was hatte ihm dieſe aber zu Leide gethan? Es mußte ſo ſein. Denn nun erſt kam es ihr in den Sinn, daß die „Auswechslung" Joſefs mit dem Augenblicke begonnen, da Roſel ins Haus gekommen. Gott der Lebendige wußte, warum Joſef gegen das Mädchen ſo eingenommen war. Aber jetzt gab es keine andere Wahl; entweder ging der einzige Sohn wieder unter die Soldaten — oder Roſel mußte das Haus verlaſſen!

Heiße Thränen floßen bei dieſer Betrachtung über Gitels Wangen; ſie ſollte von ihrem Herzen ſo Liebgewonnenes von ſich ſcheiden laſſen! Schon jetzt, wo ſie den Gedanken an Roſels Weggang blos dachte, war es ihr, als ſcheide etwas Leuchtendes, etwas unendlich Wohlthuendes aus ihrem Hauſe, und als bliebe darin nur Finſterniß und Beklemmung zurück. Jetzt erſt fühlte ſie ſich recht als die Mutter auch dieſes Kindes; es war ihr nicht anders, als müßte ſie eine Tochter in die weite fremde Welt ziehen laſſen. Aber ihr blieb ja keine andere Wahl; Roſel mußte aus dem Hauſe!

Lange ſaß ſie ſo in tiefem Sinnen. Da kam unverſehens die, deren Weſen ſo mächtig in die Ruhe dieſes Hauſes gegriffen, Roſel ſelbſt, über den Weg.

daher. Gitel hatte ſie zu dem kranken Kinde ſeiner Bäuerin mit einem Stücke Sabbathbrot geſchickt, um es zu erlaben. Als ſie ihrer anſichtig ward, ging es tief ſchmerzlich durch ihre Seele; denn als eine Frau von kräftigem Willen, wie wir ſie bereits kennen gelernt haben, wollte ſie Roſel ſogleich ihren Entſchluß kund thun. Der Augenblick dazu ward gekommen.

„Roſel Leben!“ rief ſie ihr entgegen, da ſie noch einige Schritte von ihr entfernt war, „was hat denn das Kind dazu geſagt?“

„Es hat ſich ordentlich daran erquickt,“ meinte Roſel und war in einem Satze bei der Bäuerin angelangt.

„Sie haben geweint, Gitel Leben!“ rief ſie ſogleich erſchrocken. „Was iſt vorgefallen?“

„Was liegt Dir d'ran, mein Kind“, ſagte die Bäuerin, indem ſie ſich die Thränen trocknete, „ob Du es weißt oder nicht. In jedem Hauſe kommt etwas vor, worüber eine Mutter ſich kränken muß; der deinigen wird es nicht beſſer ergehen. Reden wir lieber von etwas Anderem. Wann ſchreibſt Du wieder einen Brief an deine Mutter?“

„Eigentlich erwarte ich einen von ihr,“ entgegnete Roſel.

„Schreib' Du ihr zuerſt,“ rief Gitel mit einer gewiſſen Haſtigkeit. „Auf Einen Brief der Mutter muß ein Kind zwei und drei ſchreiben.“

„Ich verſteh' Sie nicht, Gitel Leben,“ meinte Roſel kopfſchüttelnd; „erſt weinen Sie, dann heißen Sie mich, ich ſoll an meine Mutter ſchreiben. Sind Sie vielleicht nicht mit mir zufrieden?“

„Roſel, um Gottes willen,“ rief die Bäuerin mit neuen Thränen in den Augen, „mach' mir das Herz nicht beſchwerter, als es ohnehin iſt. Soll ich Dir denn geradezu herausſagen, daß Du Deiner Mutter ſchreiben mußt?“

„Warum, warum?“

„Ich kann Dir's nicht verſchweigen, Roſel Leben, es muß ausgeſprochen ſein. Ich weiß nicht, ob wir noch länger bei einander bleiben können. Mein Sohn Joſef will wieder unter die Soldaten gehen — und Du mußt wieder zu Deiner Mutter zurück.“

„Er will wieder unter die Soldaten?“ rief das Mädchen nicht erſchrocken, doch überraſcht.

„Was willſt Du thun?“ ſagte die Bäuerin, der das Ausſprechen des Schwerſten außerordentlich das Herz erleichtert hatte, „wenn ſo einem eiſernen Kopfe wie mein Sohn iſt, einmal ein Idee hineingekommen iſt, dann bringen ſie ihm zwanzig Bauern mit Roß und Wagen nicht heraus. Er meint, er iſt noch immer bei ſeinem Feldwebel in der Kaſerne. Kurz und gut, er will wieder fort, mit ſeinen zwei abgeſchoſſenen Fingern will er wieder fort. Ich fürcht', ich fürcht', wie ich ihn kenne, der Gedanke wird ihm ſchwer herauszubringen ſein, wenn Du mir nicht den einen Gefallen erweiſeſt — und gehſt wieder nach Hauſe."

„Ich ſoll wieder fort?" ſagte Roſel, noch immer anſcheinend ruhig.

„Roſel Leben," rief die Bäuerin in überwallendem Schmerze, „laß mich mit Dir ausſprechen, ich muß Dir Alles ſagen. Mein Joſef hat einen unglückſeligen Haß gegen Dich gefaßt, wofür ich nichts kann. Gleich wie ich Dich habe ins Haus nehmen wollen, war er dagegen. „Wozu willſt Du Dir ſo eine Prinzeſſin aufnehmen, hat er geſagt, die uns verachtet und die keinen Begriff davon hat, was ein Bauer iſt? Lies ihren Brief und den von ihrer Mutter, und ſieh! was Leute ſind, die mit Rüben und Erdäpfeln nichts wollen zu thun haben." Roſel Leben! ich hab' auf ſeine Worte nichts gegeben, und danke meinem Gott im ſiebenten Himmel dafür! Als eine Prinzeſſin biſt Du gekommen, und warſt verwöhnt und verzärtelt, aber von dem Augenblicke an, wo ich Dir das Buch weggenommen habe, biſt Du eine Andere geworden. Du haſt ein Geſchick zu Allem, man kann auf und abgehen in halb Böhmen, ſo wird man keine zweite Roſel finden. Nicht nur haſt Du Deine Natur geändert, Du biſt mir auch im Hauſe behilflich geweſen, wie die beſte Bauerstochter. Das Alles weiß ich, und habe es geſehen; nur mein Joſef hat für Dich blinde Augen. Da kannſt Du thun, was Du willſt, er meint noch immer, Du verachteſt uns, weil Du Hannele Ehrenfeld's Tochter biſt. und wir nur ungezogene Bauern. Und weil er ſieht, wie Du mir und meinem Feiwel, denn auch der iſt gegen Dich ein Anderer geworden, ſo ans Herz gewachſen biſt, gerade darum ſetzt er ſeinen eiſernen Kopf auf und iſt Dir ein Feind. Sonſt, das kann ich als Mutter ſchon ſagen, iſt das Kind gut, brav und fromm; er trinkt nicht, er ſpielt nicht und gibt keinen Kreuzer unnütz aus. Nur gegen Dich hat er die unglückſelige Idee, da iſt er wie ausgetauſcht. Soll ich das einzige Kind wieder Kommißbrot eſſen laſſen, und auf einem harten Brett in der Kaſerne ſchlafen? ſoll ich zugeben, daß er in einer Winternacht irgendwo Wache ſteht, wo er, Gott behüte, mir erfrieren kann? Ich frag' Dich ſelbſt, Roſel Leben, Du haſt ja ſo viel gelernt und ſo viele Bücher geleſen. Iſt es da nicht beſſer, Du gehſt zu deiner Mutter wieder zurück, damit ich und mein Feiwel ihren Sohn behalten?"

„Es wird nicht ganz ſo ſein, Gitel Leben," ſagte das Mädchen nach einer guten Weile, und ein ſeltſames Lächeln glitt dabei über ihr liebliches Antlitz.

„Du wirſt mir ſagen, mein Kind, wie Joſef von Dir denkt?" eiferte Gitel, „dem ſeh' ichs auf hundert Schritte an den Augen an, ob er einem Menſchen wohl will oder nicht. Ich ſag' Dir, Roſel Leben, deinetwegen will er aus dem Hauſe, deinetwegen will er wieder zu ſeinem Feldwebel."

„Meinetwegen?" ſprach das Mädchen langſam nach.

Dann ſaß ſie einige Augenblicke, wie nachſinnend demjenigen mit den feinſten Fibern ihrer Seele, was ſie jetzt ſoeben vernommen. Holde Lichter ſpielten dabei auf ihrem Antlitze, nicht die der untergehenden Sonne, ſondern die aus dem Gemüthe herausleuchten, wenn es ſich zu irgend einer bedeutenden That erhebt.

Mit einem Male ſtand ſie von der Bank auf.

„Ich ſchreibe nicht an die Mutter," ſagte ſie mit Innigkeit, „und Joſef wird nicht unter die Soldaten gehen. Darauf verlaſſen Sie ſich Gitel Leben!"

Dieſe merkwürdige Sicherheit des Mädchens verblüffte die Bäuerin derart, daß ſie keines Wortes mächtig, ihr nur in das fein geröthete Geſicht ſtarrte.

„Verlaſſen Sie ſich darauf," wiederholte Roſel noch einmal, „die Prinzeſſin wird ſchon mit ihm reden."

„Roſel Leben! wenn Du das könnteſt! Gott Lebendiger! wie glücklich möchteſt Du mich machen?" ſeufzte Gitel.

Roſel ſprach kein Wort mehr; ſie ſchaute auch nicht auf. Nur ein Lächeln war auf ihrem Antlitz leuchtend geblieben. Was ſollte es bedeuten?

X.

Ein Geſpräch zwiſchen Nacht und Morgen.

Die Nacht, die dieſem an Erſchütterung ſo überreichen Abend folgte, ſollte nicht vorübergehen, ohne für die Bäuerin noch eine Begebenheit von bedeutungsvoller Art gebracht zu haben. Mitten in der Nacht wachte nämlich Reb Feiwel auf, was ganz gegen den gewöhnlichen Gang ſeiner Natur war; denn nach Gitel's Ausſpruch war es nur einmal während ihrer dreißigjährigen Ehe, daß er von ſeinem Schlaf, wie „ein zugebundener Sack Erdäpfel!" eine Ausnahme gemacht, nähmlich als er die „große" Krankheit (zur Buße geſagt) überſtand.

„Gitel," rief er erſt leiſe, dann immer lauter.

„biſt Du auf, daß man mit Dir ein Wörtel reden kann?“

„Gott Lebendiger! Du biſt doch nicht etwa krank geworden?“ ſchrie die Bäuerin, ſchlaftrunken in die Höhe fahrend; ſie war erſt kurz zuvor, nachdem ſie in Sorgen und Kummer lange dagelegen, in einen leichten Schlummer geſunken.

„Mir fehlt nichts,“ ſagte der Bauer mit klarer Stimme, was in der Nacht gleichfalls zu den Seltenheiten gehörte, „aber unſerem Joſef fehlt etwas, und das will mir nicht aus dem Kopfe.“

„Hat er Dir auch geſagt,“ rief Gitel, „daß er wieder unter die Soldaten will?“

Den alten Bauer ſchien dieſe Mittheilung nicht im Geringſten zu überraſchen. Nach einer guten Weile ſchlug er ein lautes Gelächter auf.

„Will er wieder?“ rief er dazwiſchen, „Du wirſt ſehen, er wird ſich ſeinen Feldwebel ſchon aus dem Kopf ſchlagen.“

„Du wirſt ihn doch nicht mit Gewalt zwingen wollen?“ meinte Gitel trocken. „Dazu iſt das Jüngel doch ein zu großer Jung!“

„Wenn er es nicht gutwillig thut,“ ſagte der Bauer luſtig, „ſo muß man ihn zu ſeinem Glücke zwingen.“

„Red' teutſch mit mir, Feiwel,“ ſprach Gitel.

„Ich hab' ihm eine Prinzeſſin zur Frau beſtimmt," meinte der Bauer, deſſen Stimme zum leiſen Flüſtern geworden war.

„Mir ſcheint, Feiwel," ſagte die Bäuerin, „Du haſt einen Traum gehabt, und jetzt meinſt Du, Du träumſt noch immer. Du weißt nicht, was Du redeſt."

„Wenn ich von einer Prinzeſſin rede," meinte Rebb Feiwel, „ſo mein' ich damit das Prinzeſſele, was wir im Hauſe haben!"

Die Bäuerin ſchrie nicht auf vor Entſetzen, als ſie dieſe abenteuerliche Mittheilung aus dem Munde ihres Mannes vernahm, ſie ergriff nur ein Schwefelholz und zündete damit die Kerze an.

„Ich muß Dich beim Licht ſehen, Feiwel," ſagte ſie, indem ſie die Kerze aufhob und dem Bauer damit ins Angeſicht leuchtete.

Das behäbigvolle Antlitz des alten Bauers lachte ihr aus der Umhüllung einer rieſigen Schlafmütze entgegen.

„Ich mein's im Ernſt, Gitel," rief er luſtig „ganz im Ernſt. Warum? ſoll' das Prinzeſſele für unſeren Sohn zu ſchlecht ſein?

„Feiwel Narr!" ſchrie Gütel erſt jetzt auf, „nicht Feiwel Bauer ſollt' man Dich heißen. Schläfſt Du oder biſt Du wach? Oder hältſt Du mich ſelbſt für einen Narren?"

„Löſch das Licht nur wieder aus, Gitel," ſagte der Bauer ſich ſtreckend, „ich ſeh' im Dunkeln auch und weiß, was ich weiß."

„Was weißt Du?" rief Gitel haſtig.

„Daß das Prinzeſſele für unſeren Joſef das prächtigſte Weib auf der Welt wär'," meinte Feiwel.

„Sag' mir nur Feiwel," rief die Bäuerin nach einer langen Pauſe, während welcher ſie ihre Geiſter nur mühſam zu ſammeln vermochte. „Sag' mir nur, was haſt Du Dir in deinen alten Kopf für eine Fliege geſetzt? Weißt Du denn, was Du redeſt? Ich will gar nicht davon ſprechen, daß Joſef gegen das Mädchen mit Leib und Seele iſt, aber bedenkſt Du nicht, wer ſie iſt, und wer er? daß wir nur einfache Bauersleute ſind, und ſie Hannele Ehrenfeld's Tochter?"

„Das Prinzeſſele in der Geſchichte von meiner Babe war zuletzt auch froh, daß ſie einen Bauernſohn zum Manne bekommen hat. Freilich war's auch ein Prinz," ſagte der Bauer, den alle Ausrufe und Aufſchreie Gitels nicht beirrten, „aber iſt unſer Joſef nicht auch ein Prinz — unſer Prinz?

„Spaß treiben kannſt Du auch bei der Narrheit?" rief die Bäuerin.

„Hör' an, Gitel," begann mit einem Male der alte Bauer in einem Tone, den ſie an ihm nicht gewohnt war: denn er klang ernſt, faſt bittend, „glaubſt Du denn, ich werde in ſolchen Dingen Spaß treiben mit Dir, oder Dich ſonſt zum Narren halten? Ich weiß, ein geſcheidtes Weib fügt ſich in Alles, in Ernſt ſo gut, wie in Spaß; aber wie es einmal auf das Capitel kommt, daß man ſein eigenes Kind gut verſorgen möchte, da ſind ſich alle Weiber gleich. Sie verlieren nämlich den Kopf!"

Zu der Bäuerin größtem Erſtaunen fuhr der Bauer in dieſem Tone zu ſprechen fort. Seine Rede war ein einziger Lobſpruch auf das Prinzeſſele. Das hätte er nie geglaubt, und wenn es ihm der erſte Rabbiner in der Welt geſagt hätte, daß aus einem verwöhnten und verzärtelten Mädchen werden könne, was aus Roſel geworden. Man müſſe nur ſehen, wenn ſie etwas anrühre, welch einen beſonderen Geſchmack das Alles habe. Beim Trinken verſchütte ſie nichts, beim Eſſen beſchmutze ſie nicht das Tiſchtuch oder ſtecke gar die Finger in die „Tunke" hinein. Alles geſchehe mit „Tam" (Anmuth) und mit Geſchick. Er habe ſie oft im Stillen betrachtet, nie habe er etwas Unebenes an ihr bemerkt, das Herz gehe ihm auf, wenn er ihr liebliches Antlitz ſchaue. Zu denken, das Kind könnte wieder aus dem Hauſe gehen, und er hätte dann nichts weiter von ihm, das gehe ihm wie ein Meſſerſtich durchs Herz! Da ſei ihm einmal der Gedanke gekommen, ob man Roſel denn nicht fürs ganze Leben hier auf dem Dorfe behalten könnte. Das Kind ſei ſchon in dem Alter, wo man an ſolche Dinge denken könne, und paſſe zu Joſef, wie nur in der Welt etwas zuſammenpaſſen könnte. Kurz und gut, das Prinzeſſele müßte im Hauſe bleiben, es gehe, wie es gehe.“

Namentlich die letzten Worte hatte der Bauer mit einer ſo markigen Entſchiedenheit geſagt, daß ſie Gitel im erſten Augenblicke ganz einſchüchterten. Welches Mutterherz folgt nicht willig dem Zuge ſolcher Rede, wenn ſie zuletzt auch in einen luſtigen Traum endigt!

„Sag' nur, Feiwel,“ meinte ſie nach einer Pauſe, „glaubſt Du im Ernſte, Hannele Ehrenfeld wird uns einfachen Bauersleuten ihre Tochter geben? Gott der Lebendige weiß, was Roſel nachbekommt!“ *)

„Weiber! Weiber!“ rief der Bauer beinahe zornig, was jedenfalls von einer merkwürdigen Aufgeregtheit ſeines Weſens zeigte. „Geht denn das in euren Kopf nicht hinein, daß ein Bauer in heutiger Zeit mehr

---

*) Volksausdruck, ſtatt: welche Mitgift ſie erhält.

gilt, als ſie alle dort, wie ſie in den Buden und Gewölbern ſitzen und ſich gegenſeitig die Kunden abjagen? Weißt Du denn, daß ich, Feiwel Bauer, mit keiner Hannele Ehrenfeld auf der ganzen Erde tauſche? Ich, der ich da ſitze auf meinem Hof und meinen Äckern und bin keinen Kreuzer darauf ſchuldig, ich bin mehr als die Leut' in den Gaſſen mit all ihrem Geld und Geldeswerth. Sie haben ihre Schuldner über die halbe Welt ausgeſtreut, wie einen verſchütteten Sack mit Erbſen — ich, ich habe ſie alle beiſammen! Mein Feld, meine Wieſen, meine Kühe und Ochſen, das ſind meine Schuldner, und dazu brauche ich keinen Advokaten, ſondern meine eigene Hand, daß ſie mir zur Zahlzeit nicht ſchuldig bleiben. Gott allein im ſiebenten Himmel iſt mein Borger, einmal leiht er mir mehr, das andere Mal weniger, aber immer doch ſo viel, daß ich und meine Familie davon leben können. Laß ſie Dich auslachen, Gitel, wenn Du einmal zur „Jahrzeit“ zu ihnen kommſt und haſt eine altmodiſche Haube an. Laß ſie lachen und ſpotten. Du biſt doch Gitel, die Bäuerin, und dein Mann heißt Feiwel Bauer: das will, wie es mir vorkommt, beinahe ſo viel heißen, als wenn man in der „Gaſſe“ ſagen könnte: „Gitel, die Gräfin iſt da!“ Denn was iſts, warum man von einem Grafen mit ſo großem

Reſpekt zu reden gewohnt iſt? Man denkt ſich, der hat ſo viel und ſoviel Einkünfte; hat Äcker und Wieſen, Kühe und Schafe, Faſanen und Haſen, und ſeiner Väter Väter haben auch das gehabt. Sieh', Gitel, es kommt mir vor, als wäre es im Kleinen ſo auch mit mir. Mein Vater und Großvater, und vielleicht auch deſſen Väter ſind Bauersleut' geweſen, und haben in dieſem Hauſe gewohnt. Warum ſind ſie nicht fortgezogen? oder haben ſich in ein Gewölb geſetzt, um Kunden zu bedienen? Weil es gegen ihre Ehre war! Und doch haben ſie die Felder und den Hof nur in Pacht gehabt. Ich aber, ich habe das Alles zu eigen, mein Name iſt wirklich: Feiwel Bauer! Und da ſollte ich viel darum mich bekümmern, ob Hannele Ehrenfeld mir ihre Tochter für meinen Sohn geben will oder nicht? Wenn mir das Prinzeſſele nicht ſo überaus gefallen möchte, meinſt Du, ich möchte nur den Mund aufthun, um mit Hannele zu reden über die Sache? Die Hand möcht' ich mir ender (eher) abhacken! So denk' ich aber, es geſchieht ihr eben ſo gut ein Gefallen damit und eine Ehre, wie uns. Und ſo Gitel Leben, wollen wir die Sache ihren Gang gehen laſſen, wie es Gottes Wille und Schickung iſt. Du weißt jetzt, was ich im Kopfe trage; thu' mir nur das Eine zu Lieb', und red' mir nicht ab! Ich habe die Sache zu gut überlegt — und das Prinzeſſele gefällt mir als Schwiegertochter wie ſonſt gar nichts auf der Welt.“

So mächtig wirkte dieſe lange Rede auf die Einbildungskraft der Bäuerin, daß ſie eine geraume Zeit ſprachlos nur ihren eigenen Empfindungen zu horchen ſchien. Alle ihre Geiſter waren in Aufruhr gerathen, wild klangen ſie durcheinander. Sie, die ſonſt Klarbewußte, hätte in dieſem Augenblicke keinen einzigen Beweisgrund vorzubringen gewußt, der es ſiegreich mit ihres Mannes Rede hätte aufnehmen können. Einerſeits fühlte ſie ſich gehoben von dem Stolze, den der Bauer in ſeine Stellung als ſolche ſetzte, anderſeits that ihr ſelbſt die fernliegende Möglichkeit, daß er in ſeiner Hoffnung Recht behalten könnte, unendlich wohl.

„Es wär' zu ſchön! zu ſchön!“ ſprach ſie freudig, „wenn ich Roſel hier behalten könnte und Joſef nicht unter die Soldaten müßte.“

„Der geht Dir unter die Soldaten ſo wenig, wie es mir einfallen könnte, noch ein Feldwebel zu werden,“ meinte Rebb Feiwel.

„Du kennſt ihn nicht, welchen Kopf er auf hat!“ eiferte die Bäuerin, und fügte dann, weil ſie fürchten mochte, dem Sohne zu nahe getreten zu ſein, noch eiligſt hinzu: „Und weißt Du denn, ob es Beider

Wille iſt, ſich einander anzugehören? Vielleicht will Keines von Beiden!“

„Einen Blinden muß man führen, und einem Lahmen einen Stock in die Hand geben,“ ſagte der Bauer luſtig. „Meinſt Du denn, ich bin blind und lahm, daß ich nicht ſehe und begreife, was zwiſchen den Beiden vorgeht? Da wette ich meinen Kopf darum, daß das Jüngel von dem Prinzeſſele ganz anders denkt, als Du Dir einredeſt. Du warſt nicht dabei, wenn Roſel zuweilen aufs Feld hinausgekommen iſt, Du haſt die Beiden nicht angeſehen, wie ſie mit einander geredet haben. Ich aber habe die Augen weit offen gehabt, und mir iſt nichts entgangen. Ich ſage Dir, Gitel, ſie werden ein Wort mit ſich reden laſſen.“

Damit war der Bauer wieder auf den Boden ſeiner gewöhnlichen Stimmung niedergeſtiegen. Trotz aller Bitten Gitels, er möge doch erzählen, was er geſehen, blieb er ſtandhaft dabei, er dürfe nichts verrathen. Im Grunde jedoch übermannte ihn der Schlaf.

„Gut' Nacht, Gitel,“ ſagte er mit einem Male, „und löſch' das Licht aus. Ich meine, Du haſt jetzt genug geſehen, und morgen iſt auch ein Tag!“

Als die Bäuerin in den nächſten Minuten wieder eine Frage an ihn richtete, erfolgte keine Antwort mehr; er ſchlief bereits.

Gitel blieb aber zwiſchen Nacht und Morgen wachend in einem Seelenzuſtand zurück, der ſich nur ſchwer beſchreiben läßt. Das Ungewöhnliche, das aus der Mittheilung ihres Mannes ſie ſo ſehr überwältigt, trat jetzt vor der klaren Unmöglichkeit des Gelingens zurück. In dieſem Augenblicke war Hannele Ehrenfeld die Mutter einer wirklichen Prinzeſſin, ſie ſelbſt aber eine arme unerzogene, verlaſſene Bäuerin!

XI.

Auf dem Stege des Mühlbaches.

Der Sonntag nach dieſem bewegten Sabbath verlief ſtill, ohne daß irgendwie im Hauſe jene Unruhe hervortrat, unter der doch vier Menſchen mit einem Male wie unter einem Banne ſtanden. Der alte Bauer that gleichgiltig, als waltete zwiſchen ihm und Gitel kein Geheimniß ob, es war, als ob nichts vorgegangen wäre. Nur als gegen Mittag Roſel wieder im Kreiſe ihrer Hühnerwelt ſtand, kam er über den Hof und ſtellte ſich neben ſie. Es war offenbar nicht darum, um zu ſehen, wie den Hühnern das von Roſels Hand ausgeſtreute Futter mundete; es war ihm darum zu thun, mit dem Mädchen zu ſprechen, ſo oft es anging. Dem Bauer war dieß zu einem Bedürfniß geworden.

Als er lange zugeſchaut, wie die Vögel fraßen, ſagte er plötzlich, indem er mit dem Finger auf eine weiße Henne deutete, die ſich zunächſt in Roſels nächſter Nähe gefiel:

„Du Roſel, die weiße Henne wirſt Du auch nicht mehr lange haben.“

„Warum nicht?“

„Am Dienſtag kommt der kleine Rebb Wolf, der Schächter, der wird die weiße Henne nehmen und ſie —“

„Das darf nicht ſein, Rebb Feiwel!“ rief das Mädchen lebhaft.

„Weswegen nicht?“

„Die Henne iſt mein Liebling, und ich habe ſie aufgezogen.“

„Narrele,“ meinte der Bauer lachend, „glaubſt Du denn, ich werde Dir etwas wegnehmen laſſen, was Dir lieb und theuer iſt? Meinetwegen kann die weiße Henne ein Alter erreichen, wie meine Urbabe, die in ihrem hundert und zehnten Jahre geſtorben iſt.“

Ganz anders benahm ſich Gitel an dieſem Tage gegen Roſel. Sie wich ihr aus, wo ſie nur konnte, und ſie, die Frau mit dem reinen Gewiſſen, ſenkte betroſſen ihr Auge, wenn ſie zufällig mit dem Mädchen zuſammentraf. Denn aus aller Pein und Aufregung der verfloſſenen Nacht hatte ſich in ihr ein ſonderbarer Gedanke feſtgeſetzt, und der lautete am frühen Morgen: Wenn Hannele Ehrenfeld von der Sache hören wird, iſt's ein Wunder, wenn ich dann wie eine Diebin vor ihr ſtehen werde? Sie gibt mir ihre Tochter aufzuheben und denkt an nichts Schlechtes — und jetzt, da die Zeit der Rückgabe gekommen iſt, will ich mir ſie behalten, weil ſie mir gefällt. Wird ſie mir nicht mit Recht ins Geſicht hineinſagen können, ich hätte das mit „Fleiß“ angeſtellt, hätte die Tochter nur darum ins Haus genommen, weil ich einen großen Sohn habe, und weil mir die reiche Mitgift gefällt?“

Seit ſie die Abſichten ihres Mannes erfahren, kam ſie ſich gleichſam nur als deſſen Mitſchuldige vor, als Theilnehmerin an einer Verabredung, die nicht ſo gegen das „Prinzeſſele,“ als gegen ihren eigenen Sohn gerichtet war. Wie ſollte ſie ihm unter die Augen treten, wenn die Stunde der Löſung gekommen war?

Es war gut, daß Joſef an dieſem Tage von dem alten Bauer in ein benachbartes Dorf geſchickt worden war, um dort eine „Kalbin“ zu beſchauen.

Erſt ſpät am Abend kam er unverrichteter Sache zurück. „Es ſei nichts damit,“ meinte er kurz, faſt unwirſch. — Dann ſagte er Allen eine gute Nacht und ging auf ſein Stübchen, „er müſſe ſich ausſchlafen für den morgigen Wochenmarkt,“ fügte er wie zur Entſchuldigung dazu.

In aller Frühe fuhr Joſef mit einer Ladung neuer Frucht auf den Wochenmarkt. Die Nacht rang noch mit dem erwachenden Tage, graues Zwielicht lag über dem Dorfe. Einer von den Knechten hatte das Hofthor aufgethan, und Joſef war eben im Begriffe ſich auf den Wagen zu ſchwingen, als er hinter ſich eine feine Mädchenſtimme vernahm, die aus Roſels Stübchen kam, denn dieſes lag nach dem Hofe. Er blickte nach dem Fenſter hin, da ſah er das Prinzeſſele völlig angekleidet vor ſich.

„Guten Morgen, Joſef!“ rief ſie ihm zu.

„So zeitlich ſteht eine Prinzeſſin auf?“ konnte Joſef ſich nicht enthalten ſcherzhaft ihr zuzurufen, indem er ſich auf den Wagen ſchwang.

„Ich bin ſchon lange keine Prinzeſſin mehr,“ meinte Roſa, und es war gut, daß ſie im Zwielicht ſtand: ſie erröthete nämlich, indem ſie dieſes ſprach.

„Warum ſind Sie denn aber ſo zeitlich aufgeſtanden, Fräulein Roſel?“ ſagte Joſef ohne nach dem Fenſter hinzuſehen.

„Ich habe nicht ſchlafen gekonnt,“ ſagte Roſa.

Wir müſſen hier gelegentlich erwähnen, daß Joſef nie anders als „per Fräulein“ Roſa Ehrenfeld anſprach.

„Warum nicht?“ fragte Joſef ſo von obenhin.

„Im Stall hat die ſchwarze Kuh mit dem weißen Stern vorn auf der Stirne die ganze Nacht ſo geſchrieen, daß ich kein Auge ſchließen konnte. Iſt ſie denn krank?“

„Nein,“ ſagte Joſef, „aber am Freitag war ein Fleiſchhauer im Stall, und hat ſich ihr Kalb angeſehen. Das mag ihr denn jetzt nicht aus dem Kopf herausgehen, und ſie fürchtet ſich vielleicht, man könnte es ihr wegnehmen. Sie iſt ſeitdem auch wirklich unruhig.“

„Meinen Sie wirklich darum?“

„So ein Thier,“ ſagte Joſef, „hat ſeinen Kummer wie ein Menſch, zum Unterſchied. Nur hat es dafür einen einzigen Ton, während die Menſchen auf verſchiedene Art, das was ſie drückt, ausſprechen können. Ganz gewiß weiß die Kuh, daß der Fleiſchhauer zum zweitenmale kommen wird, dann wird er das Junge an den Strick nehmen, und unter dem Gebelle ſeines Hundes wird er es von der Mutter fortführen. D'rum iſt ſie ſo traurig.“

„Ich danke Ihnen, Joſef,“ ſagte nach einer kurzen Weile das Mädchen.

„Wofür?“ meinte Joſef und blickte erſtaunt nach dem Fenſter hin.

„Daß Sie mich etwas ſo Schönes gelehrt haben,“ meinte Roſel raſch.

„Ich bin kein Lehrer,“ ſagte der einſtige Soldat faſt rauh.

„Nämlich, daß die Thiere es auch wiſſen, wenn ihnen ein Leid zugefügt wird. Was ſoll erſt ein Menſch zum Beiſpiel eine Mutter dazu ſagen, wenn ihr ein Kind geraubt wird?“

„Wer raubt denn einer Mutter ihr Kind?“

„Das Kind kann ja auch von ſelbſt fortgehen, gegen den Willen der Mutter,“ meinte Roſel ſcharf betont.

„Adies, Fräulein Roſel,“ ſagte Joſef und ergriff die Zügel. „Ich komme ſonſt zu ſpät auf den Wochenmarkt. Adies!“

Roſel vergaß für dieſes Lebewohl zu danken.

Nochmals wandte ſich Joſef gegen das Fenſter zu, während er die ſchon unruhig gewordenen Pferde mit kräftiger Hand ſtraff anhielt.

„Ich hätte bald vergeſſen,“ ſagte er. „Was ſoll ich ſagen, wenn ich Leute aus Ihrer Gemeinde auf dem Wochenmarkt treffe, und man mich nach Ihnen fragt?“

Roſel zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann rief ſie raſch:

„Daß ich geſund bin und bald zurückkommen werde.“

„Es iſt gut,“ ſagte Joſef, und nur das Scharren der ungeduldigen Pferde ließ überhören, daß ſeine Stimme dabei unſicher geklungen hatte. Dann ließ er den bekannten Zuruf an ſeine Thiere ergehen, das Gefährte zog kräftig an, und ehe noch Roſel ein Wort der Gegenrede finden konnte, war er zum Hofthor hinaus. —

Schön iſt ein grüner Wald, wenn man zum erſten Male nach langem Siechthum hineintritt in ſeine Blätterpracht; ſchön iſt alles dort bis auf das kleinſte Würmchen, das ſich wohlgemuth an einen Stamm hinaufbemüht; ſchön iſt überhaupt das Erwachen alles Lebenden im Reiche der Natur — aber ſchöner, ſprechender und ergreifender iſt doch der Blick in ein Mädchenherz, das zwiſchen Drang und Schüchternheit auf- und niederwogt, das den Lippen gebieten möchte zu reden, und es doch nicht bezwingen kann, daß ſie ſich öffnen. Nichts offenbart ſich ſo lieblich geheimnißvoll! Der Wald ringt ſich nur langſam von der erſten Knospe zur vollen Blätterpracht hindurch; mancher Sturm fährt durch ihn mit brauſender Gewalt, der den erwachten Frühling wieder zurückdrängen möchte in die kaum abgeworfenen Winterfeſſeln, und manches Reis, das voreilig die Äuglein aufgeſchlagen, muß ſie wieder ſchließen. Aber in einer liebenden Mädchenſeele iſt Knoſpe, Blüthe und Frucht vereint; wenn es einmal ſeine Augen aufgethan, dann ſind alle Gewalten der Erde nicht mächtig genug, um ſie wieder zu ſchließen.

Wen wird es befremden, wenn er am ſpäten Abend Roſa Ehrenfeld aus dem Hauſe herauskommen und die Dorfgaſſe hinabgehen ſieht, der Straße zu, woher heute Joſef vom Markte kommen ſoll?

Die Nacht war ſommerwarm und der Mond ſtand in voller Pracht am Himmel, als Roſel an den Steg, der über den Mühlbach führte, kam. Wie das doch ganz anders geworden, ſeit dem ſie zum erſten Male gerade auf dieſem Stege Joſef begegnet war! Damals hatte ſie ſich gefürchtet, war im kindiſchen Trotz vom Wagen entſprungen, und hatte ihren Eintritt in den Bauernhof durch ihr lächerliches Benehmen bezeichnet. In der Erinnerung brannte ihr die Scham auf den Wangen. Blos davon? Noch andere lichtere Bilder und Erinnerungen zogen durch ihre Seele. Wer vermöchte die Schrift zu leſen, die daſelbſt eingeſchrieben war!

Allmälig waren die meiſten Bauern, die gleichfalls zum Wochenmarkt gefahren, heimgekehrt. Die Straße ward ſtille und leer, weithin glänzte ſie in der ihr während des Sommers ſo eigenthümlichen Farbe weißen Staubes. Uiber dieſe weiße Fläche kam in langſamer Bewegung ein dunkler Punkt einher, der immer größere Umriſſe annahm, bis er ſich deutlich zu einem Wagen mit zwei Roſſen daran geſtaltete. Er kam näher; Roſel hielt ſich an das Geländer des Steges feſt; ſie glaubte, Joſefs Gefährte erkannt zu haben.

In dieſem Augenblicke hatte der Müller plötzlich das große Mühlrad geſtellt, es klapperte nicht mehr, und die Waſſermaſſe fiel beruhigt herab. Dadurch ward es noch ſtiller in der Luft; jetzt erſt vernahm man deutlich das Rollen des langſam daherziehenden Wagens. Jetzt nur noch die Biegung um die Mühle herum, die ihn auf eine kurze Weile den Augen entzog . . . nun hielt er am Stege!

„Gott im Himmel!“ ertönte ein lauter Ausruf vom Wagen. „Iſt das nicht Fräulein Roſel?“

Es war Joſef, der das Mädchen im klaren Mondeslichte erkannt hatte.

„Ich bin's,“ ſagte Roſel und ließ das Geländer los.

Mit einem kräftigen Rucke brachte Joſef die Pferde zum Stillſtehen und ſchwang ſich vom Wagn herab.

In der Mitte des Steges traf er mit Roſel zuſammen.

Trotzdem prallte er vor Staunen zurück, und ſchien ſeinen Augen kaum zu trauen, als er fand, daß es wirklich Roſel war.

„Um Gottes willen,“ rief er, „wie kommen Sie daher in der Nacht, Fräulein Roſel?“

„Ich fürcht' mich ja nicht —“

„Aber in der Nacht —“

„Ich habe auf Einen gewartet, der des Weges daher kommen ſollte.“

„Wer iſt das?“

„Er iſt ſchon da —“

„Um Gottes willen!“ rief Joſef, daß es wie ein Aufſchrei aus den Tiefen der Bruſt klang. „Ich ſoll das ſein, den Sie erwartet haben?“

Plötzlich wandte ſich Roſel um und hielt ſich beide Hände vor die Augen.

„Ich habe mit Ihnen reden wollen,“ kam es in flüſternden, halb ſchämigen Worten aus ihrem Munde hervor, „ob es wahr iſt, daß Sie wieder unter die Soldaten gehen wollen, zu Ihrem Feldwebel zurück, und ob es wahr iſt, daß Sie meinetwegen das Haus Ihrer Eltern verlaſſen wollen, und dann … ob denn gar nichts im Stande iſt Sie zurückzuhalten?“

„Wer hat denn das geſagt?“ rief der junge Soldat leidenſchaftlich.

„Eine, die es mit Ihnen gut meint, Ihre Mutter!“ ſagte das Mädchen.

„Dann iſt es alſo wahr!“ rief Joſef, „meine Mutter bringt kein lügenhaft Wort über ihre Lippen!“

„Es iſt alſo wahr, daß Sie meinetwegen das Elternhaus verlaſſen wollen, ja meinetwegen? Denn ſonſt hätte Ihr Weggehen keinen Sinn!“

Joſef blieb darauf die Antwort ſchuldig.

Da wandte ſich Roſel allmälig um, bis ſie ihm wieder gegenüberſtand.

„Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als ich gehe auch,“ ſagte ſie.

„Wohin?“

„Nach Hauſe zu meiner Mutter!“

„Gott, Lebendiger!“ rief Joſef mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, „wenn Sie nur nicht Roſel Ehrenfeld heißen möchten!“

„Wie ſoll ich denn heißen?“

„Was weiß ich?“ rief er wieder, „aber der Name kommt mir vor, als wie ein breiter Graben. Wenn man nicht Flügel hat, wie eine Schwalbe, kommt man drüben nicht an.“

Ein minutenlanges Stillſchweigen herrſchte hierauf zwiſchen dieſen zwei jungen Herzen. Roſel war es, die es wieder brach.

„Kann ich denn etwas dafür, daß ich ſo heiße?“

„Der Name allein iſts nicht,“ meinte Joſef, weniger heftig, „aber was in dem Namen drin alles ſteckt. Darum habe ich ja aus dem Weg gehen wollen!“

Ein eigener ſchelmiſcher Zug ſchwebte auf Roſels Antlitz, als er dies ſprach.

„Mein Name iſt ganz gut,“ ſagte ſie, „er iſt der meines verſtorbenen Vaters und meiner Mutter, und ich ſchäme mich nicht ſeiner. Aber ihr habt mir einen Spitznamen beigelegt, und ich bin bei Euch eine Prinzeſſin, und da habt Ihr Euch in den Kopf geſetzt, ich bin eine wirkliche! Ich aber . . . ich will ja keine ſein!“

„Roſel um Gotteswillen, iſt denn das möglich!“ rief Joſef, „da fällt eher ein Stern vom Himmel herunter.“

„Die Sterne können nicht herunterfallen,“ ſagte Roſel ſchalkhaft, „denn dazu hat ſie Gott dahin geſtellt; aber daß aus einer Prinzeſſin eine Bäuerin wird . . . das ſteht nicht nur in Ihres Vaters Geſchichte, die ihm ſeine Babe erzählt hat — das kann im Leben wirklich geſchehen!“

„Verſteh' ich recht, Roſel?“ jauchzte Joſef auf, dem nun Alles klar ward.

„Joſef!“

Ein Freudenſchrei durchzitterte die Luft, daß er ſelbſt das Rauſchen des in dieſem Augenblicke wieder in Bewegung geſetzten Mühlrades übertönte. Kein Wunder! Hatte ſich das Märchen von der Prinzeſſin nicht zu holder Wirklichkeit belebt? Die verſchwiegene Nacht wußte von zwei Herzen mehr, die ſich gefunden hatten auf den räthſelhaften Irrwegen dieſes Lebens, um ſich niemals zu verlieren!

XII.

Nach Hauſe.

Nicht weit von dem Bachſteg ſtand eine uralte Linde, mit einem Heiligenbilde daran. Dorthin hatten die Zwei, Arm in Arm, in ſeliger Unbewußtheit den Weg gefunden, als ahnten ſie, daß es ſich unter dem weiten Laubdache des Baumes beſſer ſpreche, als auf dem offenen Stege, unter dem das Waſſer zerſtäubt und zerſchlagen, wie es vom Mühlrad herabgeſtürzt wurde, noch unberuhigt dahin rauſchte.

„Eins iſt doch merkwürdig, Roſel Leben,“ ſagte zuerſt Joſef mit mühſam niedergekämpfter Erregtheit.

„Was denn?“ ſagte Roſel.

„Als Du in unſer Dorf kamſt, da war's auf dem Steg dort, daß ich Dir begegnet bin; denn ich war Dir entgegen gegangen. Jetzt biſt Du mir entgegen gekommen, und auf demſelben Platze wie damals.“

„Damals bin ich vom Wagen Deines Vaters heruntergeſprungen, und bin zu Fuß eine Strecke Weges gelaufen, bis ich Dich gefunden habe,“ rief Roſel lachend, „jetzt haſt Du vom Wagen ſteigen und mir entgegen gehen müſſen. Das iſt noch merkwürdiger.“

„Aber damals,“ rief Joſef im gleichen Tone, „warſt Du ein kleines Prinzeſſele und jetzt —“

„Nun und jetzt?“

„Biſt Du die ſchönſte und feinſte Bäuerin, die es auf der Welt noch gegeben hat.“

„Schweig', ſchweig', Joſef, ich ſchäme mir ohnehin die Augen heraus, wenn ich an die erſte Zeit meines Hieherkommens denke.“

„Du haſt Dich nicht zu ſchämen, Roſel Leben“, ſagte Joſef mit inniger Wahrheit. „Und dann haſt Du ſchon damals bewieſen, daß Du eigentlich kein echtes Prinzeſſele biſt.“

„Wie ſo?“

„Du biſt ja eine halbe Stunde weit zu Fuß gelaufen. Thut das ein echtes Prinzeſſele?“

Roſel lächelte ſchelmiſch.

„Und noch Eins,“ ſagte der Soldat, „glaubſt Du denn, Du hätteſt uns Allen, und mir beſonders, ſo gefallen, wenn Du weniger fein und lieblich bei uns aufgetreten wärſt?“

„Red' mir nichts ein,“ rief Roſel, plötzlich ernſt werdend, „red' mir nicht etwas ein, was ich erſt jetzt ganz verſtehe, wie verkehrt und thöricht es geweſen. Gott hat es mit mir gut gemeint, daß er mich gerade zu Euch geſchickt hat. Wäre ich zu andern Leuten gekommen, die hätten mich entweder geſchont und mir geſchmeichelt, oder mich ausgelacht. Beides hätte mich noch mehr verdorben, als ich ſchon war. Weißt Du, wer eigentlich Schuld daran iſt, daß ich ſo geworden bin? Mein armer Vater, der war Jahre lang krank und meine Mutter hat ſich wenig um mich kümmern können. Da war ich mir allein überlaſſen, und konnte thun, was ich wollte, lernen und auch nicht lernen, ſtricken und nähen, und auch nicht, wie es mir gerade in den Sinn gekommen iſt. Ich habe einen Lehrer gehabt, er heißt Julius Arnſteiner, der ſagte immer, wenn ich einen Fehler in der Sprachlehre oder im Diktando machte: „Wollen Sie eine Bäuerin einmal werden, die nichts weiß, als Erdäpfel eſſen, und keine andere Kenntniß im Kopfe hat, als wie viel Milch ſie von der Kuh bekommt?"

„Der war dein Lehrer, Roſel Leben?" unterbrach ſie Joſef zornig. „Ein ſchöner Lehrer! Dem ſollte man ja das von Amtswegen verbieten, daß er ſeinen Schülern ſolche Dinge vorſagt. Wie ſollen denn die Leute dann Luſt haben, ſich ein Feld zu kaufen, wenn der Lehrer ihnen ſolche Lügen einredet? Wenn es noch wahr wäre! Aber ſieh' Dir meine Mutter an. Iſt das eine Bäuerin, die nur ſo beſchaffen iſt, wie dein Herr Julius Arnſteiner geſagt hat?"

„Deine Mutter," fiel das Mädchen ein, „iſt's ja eben, die mir gezeigt hat, was ich werden ſoll. Und wenn ich heute noch ſterben ſollte, ſo wird das mein letzter Gedanke ſein, daß deine Mutter mich beſſer gemacht hat."

„Ja, ſie verdient's, daß man ſie lobt," meinte Joſef.

„Wie hätte ich aber auch anders werden ſollen," fuhr das Mädchen fort, dem es ein Bedürfniß war, vor Joſef keine Falte ihrer Seele verhüllt zu bewahren. „Wenn man das ganze Jahr nichts anderes ſieht, als Geldzählen, und von nichts Anderem hört, als von ſchlechten Schuldnern und guter oder ſchlechter Kundſchaft, und der eigene Lehrer es Einem noch bei jeder Gelegenheit einprägt, daß man Sprachlehre, Diktando und Rechnen nur darum lernt, damit man keine Bäuerin werde — wie hätte ich da anders werden ſollen, als Tauſende von Mädchen, die lieber ihrem Manne ins Elend folgen, als auf ein Dorf?"

„Die Lehrer, die Lehrer!" ſagte Joſef zähneknirſchend. „Warum führen ſie die Kinder nicht alle Tage im Frühling auf das grüne Feld hinaus? zeigen ihnen da, wie das Korn wächſt, wie es in die Höhe ſchießt, und dann endlich im Sommer, wie es zum Brot wird, das ſie eſſen? Wäre denn das gar ſo ſchwer? Ich möcht' den Leuten in der „Gaſſe" ſchon ihren Bauernhaß austreiben, mein Wort darauf."

„Wie möchteſt Du das anfangen?" fragte Roſel lachend.

„Sie müßten Alle ohne Ausnahme Felder kaufen," rief er in einem Tone, der den verabſchiedeten Korporal nur zu gut erkennen ließ.

„Das läßt ſich nicht erzwingen," fiel Roſel ihm ins Wort. „Du ſiehſt es ja an mir!"

„Bei Dir iſt es etwas ganz Anderes geweſen," meinte Joſef, „Du warſt krank."

„Krank? Ich weiß nicht ob man meinen Zuſtand ſo nennen konnte. Aber daß der Doktor Recht hatte, mich aufs Dorf zu ſchicken, trotzdem mir eigentlich nichts gefehlt hat, iſt das nicht wie ein Wunder? Ich habe mich genug dagegen geſträubt, er hat aber nicht abgelaſſen. Soll ich Dir etwas ſagen, Joſef? Es wäre mir gar nicht ſo leid geweſen, wenn nicht an dem Tage, wo ich meinen Koffer für die Abreiſe packte, Herr Julius Arnſteiner, mein Lehrer, zu mir gekommen wäre. „Haben Sie auch Alles, was Sie gelernt haben, eingepackt?“ fragte er mich. „Ja, Herr Lehrer,“ ſage ich, „alles bis auf die Participialconſtruction!“ „Gerade die Sprachlehre müſſen Sie einpacken,“ meint er, „und müſſen ſie öfters wiederholen, denn wie wollten Sie ſonſt auf dem Dorfe Ihre hochdeutſche Sprache von den Bauersleuten unterſcheiden?“ Ich habe alſo die Sprachlehre auch eingepackt, zu all' den andern Büchern, und immer waren ſie dem Herrn Julius Arnſteiner viel zu wenig; er hätte verlangt, daß ich alles Andere zu Hauſe laſſen, und nur Bücher und Papier mitnehmen ſollt'. Wie ſich das aber merkwürdig ſchickt! Mit einem Male kommt unſer Doktor Prager; wie der die Bücher ſieht, lacht' er erſt laut auf und ſagt' dann: „Was ſoll mit den vielen Büchern da geſchehen?“ „Die nehme ich aufs Dorf mit, Herr Doktor!“ ſage ich. Da ſieht der Doktor erſt mich, dann Herrn Arnſteiner mit einem ernſten Blicke an und ſagt feierlich: „Roſa geht nicht aufs Dorf, um dort zu leſen, es darf nicht Ein Buch mitgenommen werden.“ Vor dem Doktor haben wir uns Beide ſehr gefürchtet. Herr Arnſteiner noch mehr als ich; wir haben nicht gewagt, ihm zu widerſprechen. Aber wie der Doktor fort war, habe ich's doch aus Trotz und Eigenſinn gewagt, und ganz auf den Grund des Koffers habe ich einen Roman gelegt, den mir Herr Arnſteiner geliehen hatte. Das Buch war's, in welchem ich die erſte Nacht geleſen habe, als ich zu Euch kam — auch aus Trotz und Eigenſinn, denn ich habe Euch damit zeigen wollen, daß ich Bücher leſen kann, Ihr aber nicht; mit dem Buch in der Hand habe ich mich ſchützen wollen gegen Euch, damit Ihr mir nicht zu nahe kommt. Weißt Du aber, was damit geſchehen iſt? Deine Mutter iſt gekommen, und hat es mir mit Gewalt weggenommen!“

„Davon habe ich ja nie gehört! rief Joſef verwundert.

„Die Mutter hat mich nicht beſchämen wollen!“ ſagte Roſel. „Sie hätte Dir ſagen müſſen, wie ich mich damals kindiſch und trotzig betragen habe. Erſt habe ich geweint und gejammert, habe mich ſo unglücklich gefühlt, daß ich den Tod vorgezogen hätte! Einmal hatte ich ſchon das Fenſter aufgeriſſen, und habe mitten in der Nacht aus euerem Hauſe entfliehen wollen. Wie ich aber zum Fenſter hinausgreife, da ſchnuppert draußen euer großer Hund herum, daß ich erſchrocken zurückfuhr. Merkwürdig! Von dieſem Augenblicke an bin ich ruhiger geworden; ich habe nicht mehr geweint, ich habe angefangen zu überlegen. Was ſoll ich Dir viel erzählen? In dieſer Nacht bin ich um einige Jahre älter geworden. Bis dahin bin ich nur die Schülerin des Herrn Julius Arnſteiner geweſen, jetzt war ich ihm gleichſam weggelaufen. Deine Mutter hat zu mir geſagt: „An einem Buch ſollt' es liegen, ob ein Menſch geſund wird oder nicht?“ Und — ſiehſt Du, Joſef, ich glaube, dieſe Worte waren es eigentlich, die mich geſund gemacht haben. Wie ich am anderen Tage deiner Mutter unter die Augen getreten bin, da war ich eine Andere geworden. Von da an hat mein neues Leben begonnen.“

„Ja ein neues Leben für uns Alle, für Dich, für mich, für Vater und Mutter,“ rief Joſef freudig. „Mein Prinzeſſele wird die allerſchönſte Bäuerin werden.„

Roſel drohte ihm ſchalkhaft mit dem Finger.

„Jetzt biſt Du im ſiebenten Himmel,“ ſagte ſie, „vorgeſtern am Sabbath haſt Du aber Luſt gehabt, wieder Comißbrot zu eſſen, und auf die Weisheit Deines klugen Feldwebels zu horchen!“

„Ich will Dir das erklären, Roſel Leben,“ fiel ſogleich Joſef ein. „Freilich kann ich die Worte nicht ſo ſchön ſetzen, denn ich habe keinen Herrn Arnſteiner zum Lehrer gehabt, ſo wie Du! Sieh an, Roſel! ich habe zweierlei Stolz in mir. Zuerſt, daß ich Soldat meines Kaiſers geweſen bin, und ich habe es bis zum Corporal gebracht, und dann, daß ich der Sohn von Bauersleuten bin. Wer mir dieſe zwei Sachen verſpottet oder beſchimpft, dem ſoll Gott beiſtehen! Gelernt habe ich nicht viel, nur bis zu meinem dreizehnten Jahre: bis dahin iſt wöchentlich zwei- oder dreimal ein Lehrer zu mir gekommen, der in dem nächſten Dorfe beim Kandar im Dienſte war. In meinem ſiebzehnten Jahre bin ich zum Militär gekommen, habe da meine Zeit bis auf die letzte Minute abgedient, und kaum habe ich den Abſchied in der Taſche gehabt, ſo eilt' ich nach Hauſe in unſer Dorf! Jetzt iſt's ein Jahr, daß ich zurückgekommen bin, mit zwei fehlenden Fingern! Roſel! Du kannſt es nicht begreifen, mit welchem beſchwerten Herzen ich unſeren Hof betreten habe. Du mußt wiſſen, indeſſen daß ich Corporal geweſen, war das Geſetz erſchienen, daß wir Felder kaufen dürfen. Da hat denn mein Vater alle die Aecker, die er fruher gepachtet hatte, an ſich gebracht. Gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft hat er mich hinausgeführt und hat zu mir geſagt: „Das Alles iſt jetzt unſer, das ſollen jetzt Felder werden, an denen Gott und die Menſchen ihre Freude haben ſollen! denn von nun an ſind wir erſt rechte Bauern! Wie er das zu mir geſagt, hätte ich vor Schmerz faſt aufſchreien mögen: meine abgeſchoſſenen Finger haben mich geſchmerzt. Werde ich denn jemals einen Pflug anrühren können, oder einen Sack Getreide aufladen? Wie ſoll ich da ein Bauer werden? Das war an einem Sabbath! Auf den Feldern ringsum hat man ſchon gepflügt. Da kommt mir ein Gedanke durch den Kopf, ich will's nämlich probiren, ob ich mit dem Pflug noch umgehen kann. Mit einem Male ſpringe ich in ein friſchgeackertes Feld, wo gerade ein Pflug mit zwei vorangeſpanten Pferden ſteht. Holla, hott! rufe ich den Pferden zu, und mit derſelben Hand, an der die zwei Finger fehlen, hebe ich Dir den Pflug ſo leicht heraus, und drehe und wende ihn als hätte ich ein Federl gehabt. „Joſef!“ ſchreit mir mein Vater zu, „was treibſt Du, es iſt ja Schabbes!“ „Laß gut ſein, Vater,“ ruf' ich in meiner Luſt, „Gott verzeiht das ſchon.“ Und wie ein Kind ein Spielzeug hundertmal antaſten und beſchauen kann ohne müde zu werden, ſo habe auch ich auf- und abgepflügt! Die ſchwarzen Schollen haben mir ordentlich zugerufen: ich möchte nur tiefer einſchneiden, die

Erde hätte ihre Freude dran! Die Hand war mir ganz geſund geworden!"

„Gottlob! Gottlob!" rief Roſel tief aufathmend, und zog die Hand Joſefs an ſich.

„Ich bin bald fertig," fuhr dieſer fort. „Von nun an habe ich gearbeitet, als ſtünde ich bei meinem Vater im Dienſt als Knecht, und mehr noch als ein ſolcher. Das Feld und die Wieſe gehört ja auch mir! Da iſt mir jeder Grashalm auf dem Felde, jeder Winkel auf unſerem Hofe ſo lieb geworden — ich hätte noch Einen Finger daran ſetzen können, wenn Jemand ſich unterſtanden hätte, daran was anzurühren. Da biſt Du gekommen Roſel —"

„Das laß aus!" rief das Mädchen. „Es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn Du erzählſt, wie ich Dir als Prinzeſſin vorgekommen bin. Ich weiß jetzt nur zu gut, was in Dir vorgegangen ſein muß, als ſo Eine, wie ich, bei Euch ſich einquartirte."

„Ich will Dir's nicht verhehlen! Es war ſo wie Du es ſagſt. Mit einem fürchterlichen Haſſe habe ich Dir entgegengeſehen, nachdem ich deinen Brief geleſen — kaum treffe ich Dich dort auf dem Steg, war das Alles fort, wie weggeblaſen. Wärſt Du noch ſo geblieben, wie Du warſt, ein Biſſele verwöhnt und verzärtelt, mit einem Worte die Prinzeſſin, ich wäre vielleicht gleichgiltig geworden gegen Dich. So aber biſt Du durch ein Wunder Gottes eine ganz Andere geworden, Du haſt ein Geſchick und eine Anſtelligkeit in Allem bewieſen, die merkwürdig war. Denk' Dir nun Dich ſo täglich in all deiner Lieblichkeit und Feinheit vor ſich zu ſehen, mit Dir durch Feld und Wieſe zu gehen, neben Dir zu ſitzen, Dir hier und da zu erklären, was das für ein Baum iſt, wie der Vogel heiße, der dort fliegt —"

„Du warſt ein guter Lehrer, Joſef," unterbrach ihn Roſel.

„Und ſich dabei doch fragen müſſen, täglich und ſtündlich: Wird das eine rechte Bäuerin? Verſtellt ſie ſich nicht? Iſt es ihr wirklich Ernſt damit? Sieh, Roſel, das war ja mein Leiden von der erſten Minute an, das hätte mich zuletzt noch dazu getrieben, wieder Soldat zu werden. Ich habe nicht gewußt, iſt's Dir Ernſt oder bloßer Spaß mit Allem; ſpotteſt Du uns im Stillen ſo nur aus, und machſt Dich luſtig über uns oder — biſt Du wirklich das Prinzeſſele nicht mehr, als welches Du zu uns gekommen biſt —"

Roſel's Augen füllten ſich mit Thränen.

„Geh', Joſef," ſagte ſie, und es klang faſt wie unterdrückter Zorn hindurch, „ſo wie ich gegen Dich — von der erſten Minute an, warſt Du doch nicht gegen mich. Wie hätte Dir in den Sinn kommen dürfen, daß ich aus Falſchheit und Lüge zuſammengeſetzt bin?“

„Laß Dich von dem nicht beleidigt ſein,“ bat Joſef, „daß ich ſo rede. Deßwegen hat uns ja Gott zuſammengeführt, daß wir offen mit einander ſprechen. Dich ſelbſt habe ich nicht für falſch gehalten, aber oft habe ich mir gedacht: Sie hat ſo viel gelernt und geleſen, ſollte ſie es nicht aus Büchern und Schriften gelernt haben, wie man ſich in einem fremden Hauſe und unter fremden Leuten betragen ſoll? Ich kann mich nicht ſo gut ausdrücken wie ein Buch — aber das war mein Gedanke immer und immer, ob Du als Roſel, und als keine Andere wie Roſel, Alles thuſt, oder — als die Roſel, die im kleinen Finger mehr kann, als wir Alle, kurzum als Prinzeſſin!“

In dieſem Augenblicke mochte ein tiefer, vielleicht unheilbarer Riß durch die ſo unbarmherzig angegriffene Seele Roſels geſchehen. Wer kann ſagen, wie ein ſcharfes Wort zur unrechten Zeit geſprochen, in das Gemüth eine Wunde ſchneidet, wovon es nie geneſen kann? Beide, Roſel und Joſef, ſtanden jetzt erſt an einem Wendepunkte ihres Lebens; er hatte Worte geſprochen, die im Grunde ſelbſt eine weniger ſtolze Seele hart berühren mußten; dagegen bedurfte es nur eines geringen Anſtoßes, nur eines willfährigen Nachgebens dieſer Erregtheit von Seiten Roſels — und ein Bund war zerriſſen, der unter ſo eigenthümlicher Entwickelung entſtanden, zwiſchen dieſen zwei Herzen trat der lebendige Tod ein!

In der That hatte es auch den Anſchein, als ob Roſel dem Gefühle gekränkter Mädchenhaftigkeit, dem, was an das Beſte ihres Lebens ſo mitleidlos griff, nämlich an ihre Wandlung, nachgeben wollte. Sie rang ſichtlich nach einem Entſchluſſe: laut ſchluchzend hatte ſie ſich abgewendet, indem ſie dabei ihre Hand, die Joſef gefaßt hatte, losriß.

Das dauerte eine lange, fürchterliche Weile. Tiefathmend ſtand indeß Joſef da.

Da drehte ſich mit einem Male Roſel zu ihm um, und halb lachend, halb weinend rief ſie:

„Joſef, ich bin Roſel und nichts Anderes als Roſel. — Glaub' mir aufs Wort! „Ich habe in Dir ja auch nur den Joſef erkannt!"

„Roſel! goldene Roſel!" jauchzte er auf, und federleicht hob er das Mädchen zu ſich auf, zwiſchen Himmel und Erde! Der böſe Augenblick, um den lichte und ſchwarze Engel gekämpft, war ohne Verheerung vorübergezogen! —

Jetzt ermahnte Roſel zum Aufbruch, die Mutter wußte nicht, wohin ſie gegangen, und würde wahrſcheinlich in Sorgen ſein. So gingen ſie wieder zu dem Stege, an dem die Roſſe, ohne ein Zeichen von Ungeduld, warteten.

„Jetzt fährſt Du mit mir nach Hauſe!“ rief er überluſtig. „Unterſtehe Dich, jetzt mir fortzulaufen, wie Du meinem Vater fortgelaufen biſt.“

„Erſt will ich ſehen, wie ich ſitzen werde,“ ſagte Roſel im gleichen Tone.

Plötzlich rief Joſef:

„Da hätte ich bald auf etwas vergeſſen, was ich Dir mitgebracht habe.“

„Etwas Schönes?“

„Einer aus deiner Gemeinde, den ich auf dem Wochenmarkt getroffen habe, hat mir ein Packet übergeben. Ich ſoll Dir ſagen, meinte er, es käme von deinem Lehrer Arnſteiner.“

„Was kann der mir ſchicken?“

Joſef ging an den Wagen und holte von dort ein in weißes Papier ſorgfältig gelegtes und mit unzähligen rothen Siegeln verſehenes Päckchen.

„An das wohl- und hochgeborene Fräulein Roſa Ehrenfeld, d. Z. auf dem Dorfe M . .,“ ſo lautete die in ſchönen Lateinbuchſtaben geſchriebene Aufſchrift, die Joſef lachend vorlas.

„Laß uns doch gleich ſehen, was Herr Arnſteiner mir ſchickt,“ rief Roſel, und hatte in raſcher Bewegung das Päckchen ſeiner Siegel entledigt.

„Bücher!“ riefen Beide in einem und demſelben Augenblicke.

„Und da iſt ein Brief für Dich!“ ſagte Joſef, indem er ein während des heftigen Aufreißens zu Boden gefallenes Papier vom Boden aufhob und es Roſel einhändigte.

„Soll ich ihn auf der Stelle leſen?“ meinte Roſel.

„Ja, thu' das!“ rief Joſef. „Ich will doch hören, was Dir ein Herr Arnſteiner ſchreibt.“

Roſel faltete den Brief auseinander, und las bei dem klarſten Mondlicht, das ſelbſt die kleinſten Gegenſtände ringsum bis zur Deutlichkeit überflutete, Folgendes:

„Mein hoch- und werthgeſchätztes Fräulein Roſa!

„Ihre ſehr verehrte Frau Mutter theilte mir jüngſt sub rosa mit (es iſt dieß eben kein Witz, ſondern lateiniſch, und will ſo viel bedeuten als: im Geheimen, oder was man im gewöhnlichen Leben ſo nennt: unter der Hand), daß Sie während Ihres aus Geſundheitsrückſichten auf das Dorf unternommenen Ausfluges Ihre bisher mit ſo vielem Talente und Begabtheit erlernten Lehrgegenſtände zu vernachläſſigen, die beinahe ausgeſprochene Intention zeigen. Seitdem geht mir dieſe Mittheilung wie ein finſteres Geſpenſt auf allen Schritten und Tritten nach; bei Tag und Nacht, in jeder Lection, die ich ertheile, ſchreckt es mich auf. Wenn ich einer Schülerin eine Feder ſchneide (ich wiederhole immer und immer: Seitdem man Stahlfedern hat, iſt jede ſchöne Schrift zu Grabe getragen worden und unſer Jahrhundert kann darum füglich ein eiſernes genannt werden), muß ich daran denken: „Wie ſieht jetzt Roſa Ehrenfeld's Schrift aus?“ Wenn ich dann einer anderen Schülerin den ſchwerſten Kettenſatz (welcher eigentlich nur als eine Ausgeburt der mit Recht als goldene Regel ſonſt auch Regel de tri von den Italienern benannten Rechnung betrachtet werden kann) erkläre, ſo geht es mir wie ein Stich durchs Herz, daß Roſa Ehrenfeld in dieſem Augenblicke vielleicht zuſieht, wie man einen Sack Erdäpfel aufladet, und nicht weiß wie man den Anſatz zu einer einfachen Intereſſen- oder Geſellſchaftsrechnung, ſelbſt ohne Brüche macht. Und beſonders, wenn ich an die ſchwierige Participialconſtruction gelange, die von jeher als mein Steckenpferd (ich geſtehe dieſes offen, weil ſie es wirklich verdient) von mir gepflegt wurde, dann erſt mochte ich blutige Thränen weinen, daß Roſa

Ehrenfeld vielleicht (wie würde ich der Göttin Hoffnung danken, wenn dem nicht ſo wäre) an ein Butterfaß angeſchmiedet iſt, während meine dreizehnjährige Schülerin Sidonia Winterfeld die ſchönſten Participialconſtructionen macht und auflöſt. Von der franzöſiſchen Grammaire darf ich gar nicht reden, da bekomme ich gleich Herzweh, und als ich neulich mit Herrn Koppel Brandeis älteſter Tochter den Télémaque begann, der, wie Ihnen „vielleicht“ (wenn ich dieſen Brief drucken ließe, ſo würde ich dem Setzer dabei bemerken er möge dieſes Wort durchſchießen) noch bekannt ſein dürfte, mit den Worten anfängt: „Calypso ne pouvant se consoler du départ d'Ulysse“ (zu deutſch, weil ich doch nicht weiß, ob Sie das noch verſtehen: Kalypſo konnte ſich nicht tröſten über die Abreiſe des Ulyſſes), da rief ich bei mir ſelber aus: „Unglücklicher Arnſteiner! auch Du kannſt Dich über die Abreiſe deiner Roſa Ehrenfeld nicht tröſten, und dabei hat Ulyſſes doch nur der Stimme einer Göttin gefolgt, die ihm ſeinen ruhmloſen Müſſiggang vorhielt, während Sie auf Befehl des Doktors in die Verbannung gingen, als wenn es gar keinen Julius Arnſteiner auf der Welt gäbe! Sie wiſſen, ich habe den Doktor immer reſpektirt; aber ſeitdem er mir das gethan hat, habe ich angefangen, von meiner Bewunderung für ihn (weil er doch der einzige von der ganzen Gemeinde iſt, mit dem man über etwas Anderes reden kann, als über Wolle und Haſenhäute) um einige Percente zurückgekommen, und ich ſehe in ihm allenfalls keinen ungewöhnlichen Menſchen mehr. Trotzdem, und vielleicht darum, werthgeſchätztes Fräulein Roſa, habe ich, Julius Arnſteiner, mich unterſtanden, gegen die kathegoriſchen Befehle des Herrn Doktors, die ich wohl in mediziniſcher, aber nicht in pädagogiſcher Hinſicht als maßgebend und dictatoriſch anzuſehen gewillt bin, offen und ohne Furcht zu handeln, und habe mir erlaubt, Ihnen beiliegend zwei der wichtigſten Bücher zu ſchicken. Zuerſt: Die deutſche Sprachlehre, wo ich in das Kapitel von der „Participialconſtruction“ ein Ohr hineingedrückt habe, und zweitens den Télémaque. Das Kapitel im erſteren Buche iſt die beſte Abwehr gegen alle Anfechtungen des Dorflebens (denn ich möchte ſagen, der Unterſchied zwiſchen einem gebildeten und ungebildeten Menſchen beſtehe eben darin, daß jener in Participialconſtructionen, dieſer aber in einfachen, ſogenannten „nackten“ Sätzen ſpricht), und das zweite Buch gewährt neben der unterhaltenden Lectüre eine vortreffliche Übung für die verbes réguliers und irréguliers. Werthgeſchätztes Fräulein Roſa! Schiller ſagt einmal in ſeiner Ballade: Der Taucher:

„Unter Larven die einzig fühlende Bruſt" —

Brauche ich mich näher zu erklären? Habe ich nöthig zu ſagen, auf welchen Umſtand ſich dieſe göttlichen Verſe beziehen? Nein! Nein! Wenn Sie mir den Gefallen thun und leſen und wiederholen! öfters in dieſen beiliegenden Büchern, ſo werden dieſe Verſe mitten unter den Menſchen, zu denen Sie der Befehl des Doktors verbannt hat, an Ihnen zur Wahrheit werden, wo nicht, ſo ſagt Julius Arnſteiner — verdienen Sie eine Bäuerin zu werden.

„Ihr ſeiner Schülerin beraubter und darum bemitleidenswerther ehemaliger Lehrer
Julius Arnſteiner."

„Nachſchrift. Ich ſehe zwar ſtets bei meinen Schülerinnen darauf, daß ſie von dieſem dem weiblichen Geſchlecht namentlich ſo eigenthümlichen Anhängſel eines Briefes ſo wenig als möglich Gebrauch machen; dießmal muß ich aber ſelbſt meine Zuflucht dazu nehmen. Ich wollte Ihnen nämlich noch ein drittes Buch ſchicken, das man, wenn man ſchon auf dem Dorfe leben muß, erſt recht begreifen und würdigen lernt, nämlich Geßner's unſterbliche Idyllen. Aber zu meinem tiefſten Bedauern hat neulich das kleine Kind meiner Hausvermietherin, als ſie gerade am Freitag „Barches (Sabbatbrod) buck (nicht backte), einigen Papiers zum

Unterzünden bedurft, und riß in ihrer Unkenntniß des koſtbaren Schatzes etliche zwanzig Blätter heraus. Noch Eines! Warum ſchrieben Sie in Ihrem Briefe an Ihre verehrte Frau Mutter immer: Joſſef, und nicht Joſef? Iſt das die Frucht meiner Orthographie?“

Der Obige.“

Als Roſel dieſe langathmige Klageſchrift ihres ehemaligen Lehrers zu Ende geleſen hatte, entſtand eine minutenlange Pauſe zwiſchen ihr und Joſef. Sie ſahen ſich gegenſeitig an, denn der Eindruck, den das Schreiben auf Jeden einzeln hervorgebracht, war ein verſchiedener. Da mit einem Male brach Roſel in ein unbändiges Gelächter aus und tanzte auf dem Mühlſteg zur großen Verwunderung Joſef's hin und her, den Brief dabei in die Höhe haltend.

„Was treibſt Du, Roſel? fragte er ernſt. „Macht Dich der Brief ſo luſtig? Es kommt mir doch vor, ſo viel ich davon verſtanden habe, ſagt er Dir einige tüchtige Wahrheiten — und dann? willſt Du ihm denn nicht den Gefallen thun, und aus ſeinen Büchern leſen?

Da hielt Roſel in ihrem Lachen plötzlich inne.

„Joſef!“ rief ſie in einem Tone, der wie Vorwurf klang.

„D'rin in dem Briefe,“ ſagte dieſer nach einer

Weile finſter vor ſich hinblickend, „da ſteht es geſchrieben, daß man nichts iſt, gar nichts, wenn man nicht Kettenſatz und Sprachlehre kann, oder ein franzöſiſches Buch verſteht —“

„Nun?“ fragte Roſel tiefathmend, da Joſef inne hielt.

„Wie leicht kannſt Du es doch bereuen,“ ſagte er, „daß Du dem Rathe des Herrn Arnſteiner nicht gefolgt haſt — wird ſichs dann in Dir nicht rühren und regen, daß Du bei uns geblieben biſt, bei „ungebildeten“ Menſchen, wie dein Lehrer ſagt, während Du —“

„Bücher und Bücher hätte leſen können, nicht wahr, das willſt Du ſagen?“ rief Roſel laut lachend und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Da ſieh her, was mir an den Büchern liegt,“ rief ſie, indem ſie an das Geländer des Mühlſteges ſprang.

Lautſchallend fiel ein Gegenſtand in das unter ihm dahinſtrömende Waſſer.

„Das iſt die Participialconſtruction!“ rief ſie und noch einmal holte ſie zum Wurfe aus.

„Und das die Kalypſo mit ihrem Herrn Ulyſſes, ich brauche ſie beide nicht.“

Auch das zweite Buch fand ſeinen Weg ins Waſſergrab. Vom Mondlicht beleuchtet, trieben die Bücher des Herrn Arnſteiner noch eine Zeit lang auf der Oberfläche der Fluthen hin, bis ſie den Blicken entſchwanden.

„Roſel was treibſt Du?“ ſchrie Joſef, indem er ſie kräftig an der Hand faßte.

„Sei ruhig, Joſef,“ ſagte ſie milde lächelnd. „Es liegt an den Büchern nichts. Ich habe mir dafür etwas Beſſeres eingetauſcht.“

„Du biſt ein merkwürdiges Mädchen,“ ſagte Joſef, mit der Hand über die Augen fahrend. „Du ſollſt es aber nie bereuen.“

Joſef hatte den Sinn ihres Thuns wohl verſtanden.

„Und jetzt komm', es iſt ſpät!“ mahnte Roſel.

Joſef geleitete ſein Mädchen zum Wagen, oder er trug ſie vielmehr. Mit einem kräftigen Schwunge hob er ſie hinauf, dann ſchwang er ſich ſelbſt hinan und ergriff die Zügel.

„Sitzeſt Du gut, Roſel Leben?“ fragte er, ehe er abfuhr.

„Ich ſitz' wie eine wirkliche Prinzeſſin —“

„Willſt Du wiſſen, worauf Du ſitzeſt? Einen einzigen Sack Korn habe ich auf dem Wochenmarkt nicht verkauft — auf dem ſitzeſt Du.“

„Möcht' uns Gott nur immer im Korn ſitzen laſſen!“ rief Roſel

So fuhren ſie nach Hauſe. Welch eine Heimfahrt! Stille und athemloſe Ruhe, wohin ſie blickten und horchten, Feld und Wald und Dorf im fahlen Dämmerlichte, das allen Gegenſtänden ringsum ein wahrhaft zauberiſches Ausſehen verlieh, und durch alle dieſe Herrlichkeit der Natur das junge Paar hinfahrend, in Geſprächen über den Augenblick, der ihnen jetzt bevorſtand, wo ſie den Eltern ihr gefundenes Glück verkündigen ſollten!

Das Hofthor lehnte ſchon weitoffen, als Joſef vor dem Bauernhof anfuhr. Die Zügel dem Knechte zuwerfend, der ſeiner im Hofe harrte, und Roſel vom Wagen herunterzuheben und dennoch ſanft niederzulaſſen, war das Werk eines Augenblickes. Arm in Arm gingen ſie zur Stube, in der ſie die Eltern zu finden hofften.

Joſef riß die Thür weit auf, und ſchrie ſogleich beim Eintritt: „Vater und Mutter Leben! Da bring' ich Euch die Tochter, auf die ihr Euch ſo lang gefreut habt. Roſel und ich ſind mit einander einig geworden.“

Rebb Feiwel und Gitel ſaßen beim Scheine einer einzigen Kerze am Tiſche.

„Roſel! Roſel!“ rief die Bäuerin und wollte von ihrem Sitze aufſpringen; aber ſie vermochte es nicht, kraftlos ſank ſie wieder zurück. Da ſtürzte Roſel auf ſie hin und fiel ihr laut weinend um den Hals.

„Mutter, Mutter!“ rief ſie, „biſt Du's zufrieden, daß ich deine Tochter werde?“

„Gitel! was habe ich geſagt?“ rief nun ſeinerſeits der alte Bauer. „Habe ich nicht geſagt, ſie ſind jetzt beiſammen und werden mit einander eines Herzens? S'Gott's Willkumm, mein Prinzeſſel! Gott ſoll Dir's zahlen, was Du an uns thuſt, und daß Du in unſerem Hauſe bleibſt.“

Seine Stimme brach in tiefer Bewegung; ſie ſank zum lauten Schluchzen herab.

Aus Gitels Umarmung richtete ſich jetzt Roſel auf, und reichte dem alten Bauer ihre Hand, die er herzhaft ergriff. Zwiſchen Thränen lächelnd ſagte ſie: „Deiner Babe Mährchen hat doch recht gehabt. Aus der Prinzeſſin iſt eine Bäuerin geworden.“

„Wie ein Prinzeſſel ſollſt Du aber auch gehalten werden,“ ſagte Rebb Feiwel.

Endlich ermannte ſich auch Gitel.

„Kinder, meine Kinder!“ rief ſie, „ich frage gar nicht, wie das ſo gekommen iſt — Gott der Allmächtige hat ſein lebendiges Wunder an Euch verrichtet, das ſeh' und erkenn' ich, und hat Alles ſo gefügt, daß es eintreffen mußte, wie es eingetroffen iſt. Und wenn ich auch nicht abſehe, wie euer Zuſammenfinden zu einem glücklichen Ende führen ſoll — ich frage nicht weiter darum, und beſchwere mir nicht mein Herz in dieſer geſegneten Stunde! Ich überlaſſ' das Gott dem Allmächtigen im Himmel, der mag thun, wie ihm wohl gedünkt. Einſtweilen aber will ich Euch meinen Segen geben. Komm her Joſef, und ſtell' Dich da neben meine Tochter Roſel. Ich will Euch benſchen."

Stille ward es in der Stube; der Segen einer alten guten Frau und Mutter ſtieg lautlos zum Himmel auf.

* * *

Faſt ſollte man ſagen, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß ſobald Roſels Liebesgeſchichte aus dem eng umfriedeten Kreiſe des Bauernhofes in die Öffentlichkeit trat, Hinderniſſe auf Hinderniſſe ſich thürmten.

Kann man der Welt die zarten, geheimnißvoll geſponnenen Fäden zeigen, aus denen ſolch' ein Gewebe beſteht? Sie greift daran mit plumper Hand, und ob es reiße oder nicht — ſie fragt wenig darum. Nur langſam löſte ſich das Entſetzen, in das Hannele Ehrenfeld vor dem erſten Briefe, der die offene Mittheilung des Geſchehniſſes enthielt, verſetzt worden war. Sie ſelbſt war aufs Dorf hinausgekommen, und Roſel hatte ihr in die alte Heimat folgen müſſen. Wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, hatte ſie das Mädchen aus dem Schooße des Bauernhauſes geriſſen. Von der ehemaligen Freundſchaft war nicht mehr die Rede; nur die beleidigte Mutter, die gekränkte reiche Frau ließen ſich hören. Nie waren ſo viele Thränen, niemals ſo böſe Worte auf dem Bauernhofe gefallen, als damals.

Nicht Spott, nicht Hohn, nicht das bald ſchmeichelnde, bald gewaltſame Zureden der Mutter vermochte Roſel abtrünnig zu machen von dem, dem ſie ſich aus freier Wahl und ſelbſtſtändiger Anſchauung zugeſellt hatte. Aber als ſechs Monate vorüber waren, war das Ausſehen Roſels eben ſo, als es vor ihrer Abreiſe aufs Dorf geweſen. Diesmal konnte Hannele beinahe mit mehr Recht ſagen als früher: das, was ihrer Tochter fehle, ſei ein „zu groß“ Herz.

Es bedurfte des ganzen Anſehens, deſſen der Doktor Prager vermöge ſeiner Stellung in der Gemeinde genoß, um Hannele im entſcheidenden Augenblicke, in dem er ihre Hartnäckigkeit für die Folgen verantwortlich machte, endlich umzuſtimmen.

„So mag ſie denn eine Bäuerin werden!“ rief ſie, „wenn ſie Luſt dazu hat!“

Und die iſt denn auch Roſel in der ſchönſten und wahrſten Bedeutung dieſes Wortes geworden.

Ein ganzes Jahr lang kam Hannele Ehrenfeld nicht zu der einzigen und doch ſo geliebten Tochter aufs Dorf; ſie ſchrieb ihr auch nicht, und ließ ſich nicht ſchreiben. Zu hoch gingen noch die Wogen ihrer aufgeregten Stimmung. Wenn man ſie fragte, wie es ihrer Tochter gehe, konnte ſie bitterböſe werden, oder ſie antwortete:

„Jetzt wird ſie gerade Erdäpfel ausſetzen“, oder: „Wollen Sie vielleicht von ihr ein Paar Pfund Butter kaufen? Soll ich Ihnen den Einkauf verſorgen?“

Aber als das erſte Töchterchen auf dem Bauernhofe geboren ward, konnte ſie ſich ſchon aus Rückſicht für die Welt, die jetzt nach vollendeter Thatſache für Roſel entſchieden Parthei ergriff — und ihrer lange zurückgedrängten Sehnſucht nicht mehr entziehen. Sie kam. In der Fülle des Wohlſeins, der Liebe und des Glückes, von denen ſie ihre Tochter umgeben fand, ging ihr das Herz vor Wonne auf; ſie gewann die Anſchauung, daß Roſel einem Zuge gefolgt war, der ſie mitten in eine von Gott und Menſchen geſegnete Häuslichkeit verſetzt hatte. Erſt jetzt erfolgte aus tiefſter Überzeugung ihre volle Einwilligung.

Das Töchterchen aber, die erſte **Blüthe am Baume** der neu ſich verjüngenden Familie, **nennt der alte** **Bauer** in ſeiner Liebe und ſeligen **Erinnerung an** Roſels Eintritt in ſein Haus nicht **anders als: „Mein kleines** Prinzeſſele.“

Julius Arnſteiner's Beſchau.

„Schöne goldene Zeiten, wo ſeid ihr hingeſchwunden! in welche öde, jedem menſchlichen Fuße unzugängliche Wüſtenei habt ihr euch geflüchtet? Läßt ſich denn gar keine, auch nicht die leiſeſte Spur von euch auffinden, daß man ihr folgen und in das verborgene Paradies eintreten könnte! Ihr Zeiten nämlich, als der gebildete Menſch noch etwas galt und mit Fürſten und Königen und Grafen, wie der große Schiller ſagt, auf des Lebens Höhen ſtand, und ſich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben ſchmählich herunterjagte. O, Sidonia! Wenn ich daran denke, wie anders ſich König Philipp von Spanien in „Don Karlos“ gegen den Marquis Poſa benimmt, ſo übermannt mich mein nur allzugerechter Schmerz und die heutige Welt flößt mir einen unüberwindlichen Eckel ein. Denn warum läßt ſich König Philipp, dieſer mit aller Macht ausgeſtattete Herrſcher, von jenem Marquis Poſa ſolche Reden ins Geſicht ſchleudern?

Hätte er nicht auf der Stelle Einen von ſeiner Leibwache rufen laſſen können, um den Rebellen niederzuſchießen? Nein, er hat's nicht gethan! Und warum nicht, frage ich? Weil er in ihm den Mann von Bildung geachtet hat. O Sidonia! Was nützt mir all mein Wiſſen? Was habe ich davon, daß mir in der Analyſe der ſo ſchwierigen Participialconſtruction kein Zweiter gleichkommt, und daß ich mit vielleicht fünfzig Schülern und Schülerinnen den unſterblichen Telemaque von dem berühmten Fenelon durchgelernt habe, wenn man das nicht in mir achtet, was an mir das Beſte iſt, nämlich meine Bildung? Laß mich heute zu deinem Vater Lazar Winterfeld kommen und zu ihm reden, wie Marquis Poſa zum König Philipp geredet hat: Lazar Winterfeld, geben Sie mir Ihre Tochter! (Im Urtexte heißt es aber bekanntlich: Gedankenfreiheit). Was möchte mein König Philipp, dein Vater zu mir ſagen?

O Sidonia!“

Günſtige Strahlen warf die Sonne um dieſen Augenblick, in welchem ein Menſchenkind ſolche trübſelige Dinge in ein Tagebuch ſchrieb, gleichſam zum Hohne, in die Lehr- und Wohnſtube des uns wohlbekannten Herrn Julius Arnſteiner. Er aber merkte nichts von ihnen und ſchrieb fort; in raſender Eile flog der Gänſefiel (Herr Arnſteiner bediente ſich nie der ſchriftverderbenden Stahlfeder) über das ungeduldige Papier, und hätte ſo fortgeraſt, wenn nicht gerade bei dem letzten Ausrufe „o Sidonia“ eine Stimme aus der Ecke der Stube erſchollen wäre:

„Herr Arnſteiner, ich glaube, jetzt werden Sie mit meinem „P“ vollkommen zufrieden ſein.

Der Lehrer ſchaute auf; wirr flogen ſeine Blicke von einem Ende der Stube bis zum andern, bis ſie endlich auf einem an dem Tiſche zuſammengebückt ſitzenden etwa ſiebzehnjährigen Mädchen haften blieben, deſſen Geſchäft darin beſtand, auf einen großen Bogen Papier nichts als „P“ wahrhaftig — nichts anderes als „P“ hinzumalen.

Es war ein fürchterlich ſtarrer Blick, in welchem dieſes Erwachen aus einer grauſam zertrümmerten Traumwelt ſich ſammelte, aber noch grauenhafter klang der Ton, den der Lehrer in die Worte legte, als er mit einem Male ſagte:

„Sali, Du haſt einen Mord begangen, einen unverzeihlichen Mord!“

„Ich?“ ſtammelte das unglückliche Mädchen, und die Feder, die gerade mit dem Schwunge eines prächtigen „P“ beſchäftigt war, erlahmte und malte eine ſchreckliche Fratze hin, vor der Julius Arnſteiner, wenn er nicht zum Glücke von ihr abgewandt geweſen, graue Haare bekommen hätte.

Der Lehrer weidete ſich mit ſeinem ſtarren, gefühlloſen Auge an dem Schrecken ſeiner Schülerin, nicht ein Muskel bewegte ſich in ſeinem Geſichte gegenüber dem Opfer ſeiner Anklage: er war, als ſäße er über Leben und Tod, und der nächſte Moment könnte eines von beiden über ſeine Lippen bringen.

„Ja, einen Mord,“ wiederholte er langſam, „ich kann es nicht anders nennen.“

„Ich, Herr Arnſteiner?“ rief das Mädchen weinerlich und ſah ihn mit einem flehentlichen Blicke an.

Der Lehrer mochte jetzt ein menſchliches Rühren empfunden, ſeine Züge wurden weicher, gewiſſermaßen flüſſiger. „Wenn ich von einem Morde ſpreche“, ſagte er, und jedes Wort war gewiegt und gewogen, „ſo meine ich darunter keinen leiblichen, ſondern einen Gedankenmord, den Du dadurch an mir begingeſt, daß Du mich gerade in einem Momente, als ich eine meiner ſchönſten Ideen dem Papier anvertrauen wollte, mit deiner Frage wegen eines einfachen Buchſtabens ſtörteſt. Was iſt aber das ſchönſte P, und wäre es ſelbſt von einem Kalligraphen geſchrieben, gegen einen gemordeten ſchönen Gedanken?“

„Ich ſoll ſo etwas gethan haben, Herr Arnſteiner?“

ſagte das Mädchen und richtete thränenfeuchte Augen — und es waren braune, treuherzige Augen — auf den grauſamen Lehrer. „Nicht einmal im Traume möchte es mir einfallen, Ihnen wehe zu thun!“

„Beruhige Dich, mein Kind,“ ſagte der Lehrer, ſchon etwas mehr gerührt, „Du biſt nicht die Erſte und Letzte, die ein derartiges Verbrechen an mir begangen hat. Ein Menſch von Bildung wird tagtäglich gefoltert, in ſpaniſche Stiefel geſchnürt (erinnere mich einmal daran, daß ich Dir erkläre, was dieſer Ausdruck bedeutet) und gemordet. Denn wer vermag die Qualen zu beſchreiben, die ein gebildeter Menſch ausſteht, wenn ihm ein Fehler in der deutſchen Sprachlehre in die Ohren klingt und wenn er, um nur Eines von tauſend Beiſpielen zu erwähnen, aus dem Munde von Damen, die, wenn ſie dem Lehrer Julius Arnſteiner begegnen, faſt zu ſtolz ſind auf ſeinen Gruß zu antworten, hören muß. „Wir haben ſich geſtern gut unterhalten.“ Oder wenn er die Orthographie von Leuten zu Geſicht bekommt, die an ihren Geldbeutel ſchlagen, daß er klingt, und nicht einmal im Stande ſind ihren Namen recht zu unterſchreiben! Das aber iſt alles nichts gegen die eine Qual, und dieſe wiegt alle andern auf; die Hauptqual beſteht darin, daß der gebildete Menſch nicht verſtanden wird, daß, wo er auftritt, ein Wettrennen mit Hinderniſſen ſeiner wartet (auch dieſen Dir gewiß unerklärlichen Ausdruck will ich Dir bei gelegener Zeit auseinander ſetzen, er ſtammt aus England her, und ich habe mir ihn neulich aus einer Zeitung aufnotirt) und überall der Gelddünkel und die ſchnödeſte Verachtung alles Höheren ihm entgegentritt. Soll man da nicht an der Menſchheit verzweifeln, ſoll man ſich da nicht in die Zeiten zurückſehnen, als noch der gebildete Menſch, wie ich nach Schillers Ausdruck ſehr bezeichnend niedergeſchrieben habe, mit Königen, Fürſten und Grafen Umgang hatte?

„Kränken Sie ſich nur nicht ſo ſtark,“ tröſtete Sali mit vor Mitleid bebender Stimme. „Wozu haben Sie auch ſo viel gelernt, Herr Arnſteiner, wenn es Ihnen ſo übel thut? Meine Mutter ſagt immer: Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt.“

Auf Julius Arnſteiner's Stirn ſchwoll eine Ader an, die nur in ſeltenen Gelegenheiten, etwa bei einer durchaus fehlerhaften Regierung eines deutſchen Vorwortes, dieſe Ausdehnung anzunehmen pflegte.

„Was ſoll das heißen?“ rief er zornig. „Wenn ich alſo deine Mutter, die Federſchleißerin, gut verſtehe, ſo iſt Schweigen bei ihr ſo viel als Nichts wiſſen?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte das Mädchen mit demüthig geſenkten Augen. „Die Mutter braucht den Spruch, wie er ihr in den Mund kommt.“

Der Lehrer ſchien von dieſer Antwort nur wenig beſchwichtigt. Mit der Überlegenheit eines wahrhaft gebildeten Menſchen rief er nach einer Weile, die es ihm gegönnt hatte, ſich wieder in die Falten ſeiner etwas aufgeſtörten Würde zu werfen.

„Pah! was liegt mir daran, was eine Federſchleißerin ſagt? Der Spruch iſt gewiß nicht auf dem Baume der Bildung gewachſen, den hat wahrſcheinlich ein Ignorant (was ſo viel iſt als ein Unwiſſender) in ſeinem Kopfe ausgeheckt. Wenn man mit Schweigen durch die ganze Welt kommt, was hat man dann nöthig zu lernen? Was brauche ich mich dann mit den Regeln der deutſchen Sprachlehre zu plagen, wenn Schweigen beſſer iſt als Reden? Warum ſich nicht lieber gleich ein ſiebenfach aufſperrbares Schloß an den Mund ſchmieden laſſen, wenn die Vortheile der Unbildung, der Unwiſſenheit und Ignoranz ſo auffallend am Tag liegen? Geh' lieber gleich in ein Kloſter, Ophelia, ſagt Hamlet, Prinz von Dänemark, und dasſelbe könnteſt Du deiner Mutter, der Federſchleißerin, zurückſagen. Wenn Schweigen beſſer iſt als Reden, ſo braucht ſie Dich nicht zu mir zu ſchicken. Was haſt Du nöthig zu lernen, wie man einen ordentlichen

Brief zu Stande bringt? Oder, daß Du eine Multiplikation zu machen verſtehſt? Schweig' lieber, ſchreib nichts, rechne nicht, Du kommſt ſo nach der Weisheit deiner Mutter am beſten durch die Welt.

„Um Gotteswillen, Herr Arnſteiner," unterbrach das Mädchen mit thränenerſtickter Stimme den hochgehenden Gedankenſtrom des erzürnten Lehrers, „was hat Ihnen meine Mutter gethan, daß Sie ihr dieſe Kränkung anthun wollen? Sie gibt Ihnen ja täglich tauſend Segensſprüche, daß Sie ſich meiner angenommen, mich ſchreiben, leſen und rechnen lehren, daß ich mich nicht zu ſchämen brauche vor Gott und den Menſchen. Und jetzt auf einmal wollen Sie mich ihr wieder nach Hauſe ſchicken? Sie wird krank werden vor lauter Herzleid."

Julius Arnſteiner hatte eine merkwürdige Schwäche; er konnte Niemanden weinen ſehen. Thränen nahmen ihm ſeine ganze Kraft; ſeinen Schülern namentlich aber ſeinen Schülerinnen, war das wohlbekannt. Mitten im größten Ärger über einen „Diktandofehler" konnte ihn die mit einer kleinen Thränenbeigabe ausgeſprochene Entſchuldigung: „Was kann ich dafür?" vollſtändig entwaffnen. Julius Arnſteiner gehörte nicht zu den Anhängern jener Methode, die es bekanntlich nicht verſchmäht, die letzten Conſequenzen ihres Syſtems zuweilen mit einem flachen Lineal oder einem ſtets bereit liegenden Stäbchen, ja ſelbſt mit der bloßen Hand in eine etwas unſanfte Berührung zu bringen. Das hätte er als eine Entweihung ſeines Standes, als eine Erniedrigung des gebildeten Menſchen in ihm betrachtet. Lieber redete er zu halben Stunden lang, bis er ſeinen eigenen Ärger zu Tode geſprochen und dem Schüler oder der Schülerin das große Verbrechen eines Diktandofehlers bis in die tiefinnerſten Winkel des Gewiſſens gerückt zu haben glaubte. Dann ward er ruhig, und Alles war vergeſſen.

Auch diesmal hatten die Thränen einer Schülerin die ähnliche Wirkung. Julius Arnſteiner fuhr mit der Hand einige Male über das Geſicht, als wollte er von dort etwas wegwiſchen, was ihn beirrte.

„Deine Mutter,“ ſagte er nach einer Pauſe, „gibt alſo wirklich was darauf, daß ich mit Dir lerne? Sie hat alſo wirklich Sinn für Bildung?“

„Es vergeht“, rief das Mädchen lebhaft, „ja keine Stunde im Tage, wo ſie nicht von Ihnen ſpricht. Auf meinen Herrn Julius Arnſteiner, hat ſie noch geſtern am Abend geſagt, da laſſe ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Das iſt der beſte Menſch, der auf der Welt lebt, man kennt ſich nur nicht ſo in ihm aus, weil er ein ſo gewaltig gelehrter

Menſch iſt. Die Mutter hat auch den Winter über etwas gethan, was ich jetzt wohl verrathen darf. Sie hat die ſchönſten und feinſten Federn, die ſie nur hat zuſammenklauben können, geſchliſſen, es iſt auch nicht eine ſchlechte darunter, lauter Flaumenfedern. „Da d'rauf," hat ſie geſagt, „ſoll kein And'rer ſchlafen, als mein Herr Arnſteiner, es iſt keiner in der ganzen Gemeinde werth, auf ſolchen Federn zu liegen; die heb ich ihm auf, bis er einmal heirathet."

„Eher gibt ſie die Federn nicht her? deine Mutter will alſo ſicher gehen?" rief der Lehrer beinahe luſtig. „Nun, wer kann wiſſen, was in den Sternen geſchrieben ſteht?"

Es war ein merkwürdiger Blick, der bei dieſen Worten aus den Augen des Mädchens nach dem Lehrer hinglitt. Aber ſo wenig man den Blitz aufhalten kann, ſo wenig hätte, ſelbſt wenn er aufmerkſamer geweſen wäre, Herr Arnſteiner die Bedeutung dieſes Blickes ergründen können. Ja, wie der Blitz in dem einen Augenblicke mit grellem Lichte alle Gegenſtände erhellt, während im nächſtfolgenden die alte Finſterniß wieder in ihr Recht tritt, ſo war es auch mit dieſem Mädchen. Jetzt — es dauert aber nicht länger als eben jener Blick — ein fragendes, nach Löſung ringendes Geheimniß in den feinen Zügen des Antlitzes, und jetzt wieder die am Tiſche gebückt ſitzende, mit dem Schwunge großmächtiger P's ſich abquälende, wehmüthig ſich entſchuldigende Tochter der Federſchleißerin.

„Pah! was habe ich aber davon?“ fügte der Lehrer ſogleich mit einer verdrießlichen Achſelzuckung hinzu, während er unmittelbar darauf wieder lächelte. „Deine Mutter ſcheint alſo, wie das Volk in ſeiner unerklärlichen Redeweiſe zu ſprechen pflegt, Stücke auf mich zu halten? (Schade, daß ich Adelungs großes Wörterbuch nicht zur Hand habe, es koſtet aber zu viel). Nun ich bin ihr recht dankbar dafür und werde das in Bettfedern beſtehende Honorar für deinen Unterricht mit geziemender Erkenntlichkeit annehmen, wiewohl ich geſtehe, daß mir für meinen Theil die vier Bände Adelung lieber wären. Du kannſt das deiner Mutter zurückſagen, nämlich erſteres; das von Adelung mußt Du aber für Dich behalten; was brauche ich einen Menſchen noch unnöthiger Weiſe zu kränken?“

„Ich danke Ihnen, Herr Arnſteiner, ich danke Ihnen!“ rief die Schülerin mit hoher Freude, „das wird der Mutter lieber ſein, wie . . .“

„Nun, Du ſtockſt, Sali, Du findeſt nicht ſogleich das paſſende Gleichniß?“ unterbrach ſie der Lehrer. „Weißt Du, daß es gar nicht ſo leicht iſt, hier ein entſprechendes Gleichniß anzufügen? Lazar Winterfeld oder einer ſeines Gleichen möchte ſagen: wie ein Topf geſchmolzener Nudeln, oder wie eine Schüſſel friſchgebackene Kräpfchen; denn Leute dieſes Schlages nehmen zur Bezeichnung deſſen, was ſie gern beſonders kräftig ausdrücken möchten, meiſtens zu materiellen Dingen ihre Zuflucht; ihr Gedanke reicht nicht weiter als ihr Mund. Ich an deiner Stelle würde ſagen, um den höchſten Grad von Freude auszudrücken: Das iſt mir lieber, als der große Adelung.“

„Meinetwegen, Herr Arnſteiner,“ rief das Mädchen mit leuchtenden Augen, „meinetwegen wie der große Edeling!“

„Adelung, mein Kind, Adelung,“ corrigirte der Lehrer. „es iſt das gerade ſo, als wollteſt Du meinen Namen Arnſteiner wie Ornſteiner ausſprechen.“

„O, den Namen verwechſelt man nicht ſo leicht,“ meinte Sali außerordentlich fein.

Dem Lehrer mundete dieſes Kompliment gar nicht übel; als gebildeter Menſch war er Schmeicheleien nicht unzugänglich, oder vielmehr er verſtand ſich recht gut auf ihr ſüßes Gift. Vielleicht aus Erkenntlichkeit glaubte er Gleiches mit Gleichem vergelten zu müſſen und meinte:

„Weißt Du, Sali, daß ſich deine Sprache ſeit einiger Zeit merklich zu ihrem Vortheile verbeſſert hat?

den letzten Satz z. B. haſt Du ſo correkt und richtig betont ausgeſprochen, wie es nur Sidonia Winterfeld im Stande iſt.“

Sali erglühte wie eine Purpurroſe; aber der Lehrer bemerkte das nicht.

„Und weißt Du noch was?“ fuhr er fort. „Wenn ich den Spruch deiner Mutter eigentlich vom Standpunkte der philoſophiſchen Betrachtung erwäge, ſo ſieht er gar nicht ſo verletzend und das Gefühl des gebildeten Menſchen beleidigend aus, wie er mir anfangs vorgekommen iſt. Mit Schweigen kommt man durch die halbe Welt, ſagt deine Mutter. Nun freilich! Schweigen iſt das Loos des Schönen. Was kann der gebildete Menſch Beſſeres thun, als ſchweigen mitten unter ungebildeten Menſchen? Redet er, ſo verſtehen ſie ihn nicht, wendet er einen etwas ungewöhnlichen Ausdruck an, ſo lachen ſie Einen hämiſch aus. Der Reſt iſt Schweigen, muß irgendwo ein großer Dichter ſagen; denn ich habe dieſe Worte neulich irgendwo mit Gänſefüßchen angeführt geleſen, was ich Dir übrigens in der Lehre von den Interpunktionen auseinanderſetzen werde, ſonſt meinſt Du vielleicht, Du müßteſt zwei Füße von den Gänſen deiner Mutter nehmen, und ſie aufs Papier ſtellen. Dem iſt nun nicht ſo; nur der gebildete Menſch kennt den wahren und richtigen Gebrauch der Gänſefüßchen, weil nur er zu ermeſſen weiß, wie viel von der acuraten Stellung derſelben abhängt. Leider kann man ſie nur im Schreiben und nicht im Sprechen anwenden. Wie viel Mißverſtändniß, Neid, üble Nachrede könnte verhütet werden, wenn man im Stande wäre, auch im Sprechen dieſen Gänſefüßchen ihren Platz anzuweiſen! Was mich betrifft, ſo begehe ich niemals die Unterlaſſungsſünde, einem ſolchen Gänſefüßchen aus dem Wege zu gehen; denn wie leicht könnte man, wenn ich z. B. eine Stelle aus Schiller, Shakeſpeare, Geßner oder Fenelon anführe und vergäße die zwei kleinwinzigen Zeichen, glauben, die Stelle rührte von mir her! Ja, Sali, deine Mutter hat Recht! Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt; ſchreiben iſt aber auch ſchweigen; und ſo ſchreibe ich denn nieder, was Alles mich drückt und betrübt. Ich werde Dir das auch vorleſen, was ich jetzt gerade niedergeſchrieben; ich habe eine leiſe Ahnung, daß Du dazu ein gewiſſes Verſtändniß mitbringſt, worauf es doch eigentlich ankommt. Wenn Du aufmerkſam zuhörſt, kannſt Du viel davon profitiren; es kann einmal auf deinen Styl, wenn wir nämlich zu der praktiſchen Anwendung der ſyntaktiſchen Regeln kommen werden, nur vortheilhaft wirken. Laß mich übrigens erſt ſehen, wie deine P's ausgefallen ſind.

Sali reicht ihm den beſchriebenen Bogen nur zögernd hin.

„Soll ich leben!“ rief der Lehrer ganz gegen ſeine Gewohnheit in dieſer nur der Gaſſe mundläufigen Betheuerung; „dies P hat merkwürdige Fortſchritte gemacht. Sidonia Winterfeld kann auch kein ſchöneres hervorbringen. Morgen ſchreiten wir an das ſchwierige S“.

Und während Julius Arnſteiner es nicht ahnte, was bei dieſem feierlichen Verſprechen in der Seele ſeiner jungen Schülerin vorging, ob Freude über das reichlich geſpendete Lob, ob eine gewiſſe Trauer, daß mit dem Betreten des ſchwierigen S die Schreiblektionen ihrem Ende entgegeneilten, griff er haſtig nach ſeinem Manuſkript, und gab dem Mädchen den beſchriebenen Bogen zurück.

Es begann zu leſen. Nie hatte es ein gläubigeres und aufmerkſameres Publikum gegeben, als dasjenige, das in der Perſon der ſiebenzehnjährigen Schülerin mit klaren und treuherzigen Augen, mit lauſchender Seele auf dem ehrfurchtsvoll, gleichſam von ſo großem Zutrauen erſchrockenen Antlitz derſelben den Deklamationen des Lehrers horchte.

Arnſteiner war über die erſten Sätze ſeiner trübſeligen Betrachtungen gelangt, bis zu jener Stelle, die wir um ihrer Wichtigkeit noch einmal hinſtellen wollen:

„Und ſich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben herunterjagte. O Sidonia!“

„Herr Arnſteiner, Herr Arnſteiner!“ rief plötzlich mit merkwürdiger Lebhaftigkeit die kleine Schülerin, „da vorn an dem Rocke, der an der Thür hängt, iſt ein Knopf herunter, den muß ich ſchnell annähen.“

Julius Arnſteiner ſchrak zuſammen, als hätte ihn Jemand auf einem ungeheueren Sprachfehler ertappt. Auf einen ſolchen Schlag war er wahrlich nicht gefaßt! Aber mit der Reſignation eines gebildeten Menſchen, der nach ſeinem eigenen Ausdrucke ſo oft das Vergnügen hat, in ſpaniſche Stiefel geſchnürt zu werden, ſammelte er ſich ſogleich, und die ihm gewöhnliche Duldermiene trat ſiegreich auf ſeinem Antlitze hervor. Konnte er ſich denn ſelbſt ein Dementi (es iſt das ein ſehr feiner und hochgebildeter Ausdruck, den nicht Jeder in der Gaſſe anzuwenden wußte) geben? Mußte er nicht ſtets mitten in ſeiner Qual ſchweigen? Gelaſſen legte er das Manuſkript aus den Händen und ſagte ſchwach: „Nähe ihn alſo an, dieſen hängenden Knopf, es wird ihm recht wohl thun, wenn Du Dich ſeiner annimmſt.“

Für Sali aber war Befehl und deſſen Ausführung das Werk eines Augenblickes. Ehe ſich der Lehrer es verſah, hatte ſie aus der Taſche ihrer Schürze ein

Nadelbüchschen und einen um Papier gewickelten Zwirnknäuel geholt. Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen hatte ſie mit den Zähnen den unnöthigen Reſt abgebiſſen, daß es ordentlich in der Stube wie ein ſchriller Schrei tönte. In halb knieender, halb aufrechter Stellung trat ſie dann an den Rock hinan und begann mit geübter Hand die Befeſtigung des ſeinen Banden entſprungenen Flüchtlings.

Julius Arnſteiner war in einer Art traumhaften Scheinlebens allen Bewegungen des Mädchens gefolgt; er ſelbſt mußte ſich verzaubert dünken, ein ſo greller Gegenſatz lag zwiſchen dem, was er ſo eben aus der ganzen Fülle ſeiner Seele geleſen — und dieſem anzunähenden Knopfe! Erſt das regelmäßige Auf- und Niederfahren der Nadel, faſt an ſeinen Augen vorüber, gab ihn wieder der Wirklichkeit zurück.

Wer war diejenige, die, während er die klaffende Wunde ſeines Innern ſo vertrauensvoll offenbarte, Zeit und Stimmung hatte, an den fehlenden Knopf an einem elenden Rocke zu denken? Die Tochter einer Federſchleißerin! Und das ſollte ihn Wunder nehmen?

„O Sidonia Winterfeld“, mußte er unwillkührlich dieſer Entdeckung Sprache verleihen. „Du hätteſt mir keinen Knopf angenäht! Du nicht!“

„Ai!“ ſchrie Sali auf, und ſchüttelte den Zeigefinger, wie von einem furchtbaren Schmerze betroffen, „Herr Arnſteiner, ich habe mich geſtochen, bis in's Fleiſch hinein!"

„Leg' kaltes Waſſer darauf", ſagte Arnſteiner gelaſſen, indem er ſich erhob. In dieſem Augenblicke war auch nicht eine Spur von Mitleid in ſeinem ſonſt nicht verhärteten Herzen! Der Knopf aber ſaß feſt.

Ja kaltes Waſſer! Wie trefflich mundet ein Trunk, wenn man in brennender Sonnengluth ſich müde gegangen, aber wie geringe iſt ſeine Wirkung, wenn man es an den Schmerz dunkel aufgeregter Empfindungen hält, der nicht von dem Stiche einer fehlgegangenen Nähnadel, ſondern von dem Herzen ausgeht, da wo es bekanntlich am weheſten thut!

Die kleine Sali hatte den Rath ihres Lehrers nicht befolgt, ſei es, daß es in der Stube des Herrn Arnſteiner an einem Glaſe fehlte, wo hinein ſie das kühlende Element gießen wollte, oder vielmehr, weil es ſie drängte, aus der Vorleſung zu kommen, die ſo herzbrechende Dinge enthielt — nicht nur für Herrn Julius Arnſteiner.

Sie ging lieber nach Hauſe! dort hatte ſie Waſſer in Hülle und Fülle und auch ein Glas dazu, aber das Beſte war doch ein uralter, weitbauchiger Kaſten, der mit der Wand einen ſo vortrefflichen Winkel bildete, wie man ihn in halb Böhmen nicht ſchöner fand; denn man ſaß darin ſo ſtill und abgeſchloſſen von der Welt, wie auf einer menſchenleeren Inſel mitten im ſtillen Ocean, und namentlich wenn man einen Strumpf zur Hand nahm, erhielten daſelbſt die Gedanken wie durch Verzauberung eine ſolche Kraft zum Fliegen, daß man bald nicht mehr in dem Stübchen der Federſchleißerin, ſondern ganz anderswo ſich zu befinden glaubte.

In dieſem „anderswo" war ein gleichfalls alter Bücherſchrank mit merkwürdig vielen Büchern darin zu ſchauen, wovon aber keines ſich ordentlich mit ſeinem Nachbar vertrug; das eine lag in der Quere, das andere hatte ſich trotzig aufgeſtellt und wollte gerade nicht liegen; noch ein anderes hatte ſich wahrſcheinlich aus Übermuth über die beiden anderen geworfen, und wollte nicht liegen, aber auch nicht ſtehen. Eines aber theilten alle in brüderlicher Gemeinſchaft, nämlich den fingerdicken Staub; es war als ob er Zeit gehabt hätte, ſich zu einer anſehnlichen Kruſte zu verdichten. Aber nichts lebt ſo lange, daß nicht endlich ſein letztes Stündchen ſchlagen könnte, und auch für dieſen ſo übermüthig breit ſich machenden Staub war es gekommen. Hei! Wie kräftig ſchlug Jemand mit einem Stäbchen auf dieſes Heer von Büchern, daß ſie ſeufzten und ächzten wie gezüchtigte Kinder, wie wurde eines nach dem andern hergenommen, in welchen dicken Wolken flog dieſer gedemüthigte Staub zum offenen Fenſter hinaus! Aber wie wunderbar hatte ſich auch die Stube in demſelben Augenblicke verwandelt: ſie war gar nicht mehr zu erkennen! Nachdem dieſer anmaßende Staub den Weg ins Weite geſucht hatte, ſchien es, als ob alle Gegenſtände von einem böſen Geiſte, einer Jahre langen Krankheit befreit worden. Alles freute und putzte ſich heraus, eines wollte es dem andern an Glanz und Selbſtbeſpieglung zuvorthun! Tiſche, Bänke, Stühle, Bücherkaſten, Fenſtervorhänge, Fußboden, Ofen und Leuchter, kurz Alles, was ſich in dem kleinen Raume befand, war zu einem neuen Leben erwacht, und tanzte ordentlich vor lauter Freude in der Stube herum. Vor Allem aber freute ſich ein ſchwarzer Caputrock, der an einem Nagel an der Thüre trübſelig gehangen hatte: im Kampfe mit dem Leben hatte er das Unglück gehabt, ſämmtliche Knöpfe zu verlieren. Jetzt ſchlüpft Jemand in die Ärmel hinein, und ſiehe da, was der arme Rock auf ſeine alten Tage nicht alles erlebte — er konnte ſich wieder ſchließen, auch nicht ein Knopf ging ihm ab!

Zu dieſem ſo bewunderungswerthen Kaſten drängte es die kleine Sali mit einer Gewalt, als könnte ihr wunder Finger nirgend geneſen, als in dem ehrwürdigen Schatten des hölzernen Freundes. Der Wahrheit gemäß muß aber geſtanden werden, daß die kleine Schülerin des Herrn Arnſteiner ſich nur äußerſt ſelten in den Schatten dieſes ehrwürdigen Winkels flüchtete, denn ſie hatte nur wenig Zeit.

Freitag am Abend, wenn abgeſpeiſt war und die ſiebenzinkige Lampe bereits mit etwas ſchläfrigen Augen zwinkerte, — das war die gewöhnliche Beſuchſtunde, die jedoch meiſtens ſo lange dauerte, daß auf dem Rückwege ins Bett Mond, Sterne und Lampe ſich längſt zur Ruhe begeben hatten.

Es war heute kein Freitagabend, ſondern ein ganz gewöhnlicher Werktag, und die Sonne lachte ſo freundlich in das Stübchen hinein; aber die kleine Sali konnte doch nicht der Anziehungskraft des alten Kaſtens widerſtehen. Sie ſetzte ſich, ſobald ſie nach Hauſe gekommen, in den Winkel, und ſaß da, mit nichts beſchäftigt, nicht einmal mit einem Strumpfe eine geraume Weile.

Die Federſchleißerin, Sali's Mutter, bemerkte ſogleich das Ungewöhnliche in dieſer Erſcheinung. Sie war eine Frau mit offenen Augen, aber ſtillen, ſchweigſamen Gemüthes, die bei ihrem Geſchäfte gelernt hatte, das äußere Leben und Alles, was dieſes in bunter Aufeinanderfolge ihr entgegen brachte, ohne laute Rede, aber mit vielen Gedanken in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Ihr Geſchäft brachte es ſo mit ſich; denn wenn man ſo den ganzen Tag nichts Anderes thut, als die Fähnchen von den Flaumfedern abſtreifen und auf ein Häufchen zuſammenleſen, wobei man ſich noch hüten muß, durch lautes Reden einen Luftzug zu erregen, ſo gewöhnt man ſich bald, jeden Tag und jede Stunde des Lebens wie eine Flaumfeder anzuſehen, die man, ſobald ſie abgeſtreift, zu den andern legt, ſtill, innerlich zwar bewegt, aber nach außen ohne viel Aufſehens und Geltendmachung. So hatte die Federſchleißerin nach ihrer Art zu dem ſeltſamen Thun ihrer Tochter geſchwiegen, wiewohl ſie ſich ununterbrochen ihre Gedanken darüber machte. Ein kleines Häufchen Federn lag noch vor ihr; wahrſcheinlich mußte ſie erſt mit ihnen fertig werden, ehe ſie ihren Mund öffnen wollte. Endlich war das Werk zu Ende gediehen, ſie ſtand auf. Halb vor ſich hin, halb zu der Tochter gewendet, meinte ſie:

„Nun auf mich kommt's nicht an, wenn Herr

Arnſteiner nicht heute ſchon Hochzeit macht. Seine Federn ſind fix und fertig.“

Mit einem Male ward der ganze Zauber des alten Kaſtens zerſtört, und gerade als auch Sali mit dem Aufräumen und Zuſtandebringen des gewiſſen Stübchens fertig geworden war.

Trotzdem war ſie ſogleich mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, ſie hatte ſich nicht lange zu beſinnen, daß der alte Kaſten nur in ihrem eigenen Stübchen ſtand.

„Lebendiger Gott!“ rief ſie erſchrocken, „ich bin da geſeſſen, als wäre ich Lazar Winterfeld's Tochter, die nichts zu thun hat; ich weiß gar nicht, was mir eingefallen iſt.“

Die Federſchleißerin ſah mit ihren weltklugen Augen eine geraume Weile auf das Mädchen.

„Fehlt Dir was?“ fragte ſie.

„Mir ſoll was fehlen?“ lachte Sali überlaut. „Seh' ich denn ſo ſchlecht aus?“

„Es gibt Leute,“ ſagte die Federſchleißerin in ihrer gewohnten Spruchweisheit, ohne ſich beirren zu laſſen, „die ſehen mit ihrem Munde beſſer, als andere mit ihren zwei Augen.“

„Und was haſt Du an mir geſehen?“ forſchte das Mädchen mit leicht verzeihlicher Neugier.

„Du kennſt mein Sprüchel vom Schweigen," meinte die Federſchleißerin unbeugſam.

Statt aller Antwort wandte ſich Sali von ihrer Mutter ab, da ſie aber doch etwas reden mußte, meinte ſie:

„Morgen fängt der Herr Arnſteiner mit mir das große „S" an; heute bin ich mit dem „P" fertig geworden."

„Und ich mit meinen Federn für ihn," ſagte die Mutter.

„Wie kommt Eines zum Andern, Mutter?" fragte wieder gleichſam ſich überſchreiend die kleine Schülerin des Herrn Arnſteiner.

„Laß Du mich nur!" rief die Federſchleißerin in ihrer gelaſſen eindringlichen Weiſe, „Du biſt mit deinem „P" fertig geworden, nun muß er eine Partie machen.

„Mutter, Du meinſt —"

„Ich meine gar nichts," ſagte die Federſchleißerin ruhig. Mir verkündigt's mein kleiner Finger, daß Herr Arnſteiner noch in dem Jahre eine Partie machen muß. Wäre mir denn ſonſt eingefallen, für ihn die Federn zu ſchleißen?"

„Ich ſag' Dir, Mutter", meinte die kleine Sali, „es muß doch ein großes Glück ſein, wenn man reich iſt."

„Was redt'ſt Du für Narrethei!" rief die Federſchleißerin ganz gegen ihre Weiſe in gereiztem Tone. „Iſt Dir einmal im Leben ſchon etwas abgegangen? Biſt Du ſchon einmal hungrig zu Bett gegangen.

„Das mein' ich nicht, Mutter", ſagte Sali, „aber wenn man reich iſt, da kann man ſich den Herrn Arnſteiner zum Lehrer nehmen, wie man nur zwei Jahre alt geworden iſt." —

„Nun er lernt doch mit Dir auch? Hat er mir nicht einmal ſelbſt geſagt, Du ſeieſt ſeine beſte Schülerin, und Du bekämſt eine Schrift, wie der beſte Buchhalter?"

„Hat er Dir das erzählt?" rief die kleine Sali und ein Anflug von Schamröthe hatte raſch die etwas ſchwermüthige Miene von einem Augenblicke vorher verdrängt.

Gleich darauf aber, als habe ſie ſich beſonnen, wie wenig ſie zu einer freudigen Aufregung berechtigt ſei, ſetzte ſie hinzu: „Und doch hab' ich heute nicht gewußt, daß Einer, der ein großes Buch geſchrieben hat, Adelung und nicht Edeling geheißen hat. Ich ſchäm' mir faſt die Augen heraus. Sidonia Winterfeld hätte ſo einen Fehler gewiß nicht gemacht."

„Hör' an, mein Kind," ſagte die Federſchleißerin mit großer Beſtimmtheit, wie ſie ihre eigene Tochter von der ſtillen in ſich gekehrten Frau nur ſelten zu vernehmen die Gelegenheit hatte. „Du weißt, wie ich deinen Herrn Arnſteiner reſpektiren thue und wie viel ich auf ihn halte. Aber von der Sidonia Winterfeld kann er ſagen, was er will, ſo glaube ich es nur zur Hälfte! — Nicht daß er ein Lügner iſt, Gott der Allmächtige ſoll mich ſchützen und ſchirmen, daß mir das nicht einmal im Schlaf einfällt, aber was die Sidonia anbelangt, da wette ich mein zukünftig Leben daran, daß er ſich in ihr foppt, und mit ihm die ganze Welt. Sie iſt Lazar Winterfeld's Tochter — und das will genug ſagen. Seit wann iſt aus der Familie etwas Adeliges hervorgegangen? Geld und nichts als Geld! Haſt Du ſchon etwas von ihnen gehört, was auf einen beſondern Kopf hinweiſ't? Ich bleib' dabei: auf ein hölzern Wägele ſchlagt man kein goldig Nägele.“

Was hatte das zu bedeuten, daß, nachdem die alte Federſchleißerin geendigt, auf den Lippen des Mädchens ein Lächeln ſaß, wie es vom Herzen heraufkommt, wenn dem recht wohl geſchieht? — —

Wieder zu Herrn Arnſteiner.

Lehrer haben das Eigenthümliche, daß ſie ihre innere Jugend viel länger erhält, als andern Leute, und während dieſe oft unter ſchwarzen Haaren graue Gedanken tragen, iſt bei jenen alles grün, ſelbſt bis auf die Haare, die Einem nur bei oberflächlicher Prüfung etwas grau erſcheinen. Das Geheimniß, warum dem ſo iſt, liegt nicht in ſo dichten Falten, daß man es nicht bis zur Durchſichtigkeit lüften könnte. — Bei Julius Arnſteiner waren es die Participialconſtruktionen, und vor Allem die Abenteuer des jungen Telemachs, die dieſes Wunder, wenn es eines iſt, zu Stande brachten.

Für einen Königsſohn, ſo klingt es faſt wie eine Sage, ſoll dieſes Buch verfaßt worden ſein, damit er daraus die ſchwere Kunſt des Regierens lerne. Was nützte es nun dem Lehrer, daß er dieſen Umſtand ſtets als Einleitung voranſchickte, ehe er ſich mit dem Sohne des göttlichen Dulders auf die kühne Suchfahrt begab? Ehe er es ſich verſah, hatte ſich das Lehrbuch des Regierens — in einen Roman verwandelt; denn wenn ſchon die erſte Zeile mit der düſteren Troſtloſigkeit der Nymphe Calypſo beginnt, wenn alle Wälder, Berge und Grotten von nichts, als von ihren verzweiflungsvollen Klagen wiederhallen, daß der, den ſie geliebt, ſo treulos den Weg in die Weite geſucht — und eine Schülerin fragt plötzlich mit unverzeihlicher Neugierde die jungfräulich verſchleierten Augen auf den Lehrer gerichtet: „Herr Arnſteiner! warum iſt er nicht bei ihr geblie[illegible] wenn er's dort ſo gut gehabt hat!“

Müſſen da nicht die ſchönſten unregelmäßigen Zeitworter, die ſchwierigſten Stellen, die merkwürdigſten Wendungen des Styles ſpurlos vorübergehen?

In der That wurden auch die ſinnreichſten mythologiſchen Andeutungen ganz überhört, denn zwiſchen den halbgeöffneten Lippen der Schülerin ſchien ſtets die nur unvollkommen gelöſte Frage zu ſchweben: „Warum iſt er nicht bei ihr geblieben?“

Julius Arnſteiner hatte dieſe Frage von ſo unzähligen Mädchenlippen an ſich richten gehört, er hatte ſie in ſo vielen träumeriſch neugierigen Augen geleſen, daß ſie ihm, der ſo Vieles zu beantworten wußte, ja der Alles beantworten mußte, was man ihm vorlegte, weil ſonſt ſeine Autorität darunter gelitten hätte, daß ihm ſelbſt dieſe Frage ein Räthſel ohne Auflöſung blieb? War er nicht auch Telemach? ſuchte er nicht auch mit Hilfe ſeines Mentors, nämlich ſeiner Bildung, zwar nicht einen abweſenden Vater, aber doch Eine, die ihn verſtand, und ſeine Bildung zu ſchätzen wußte? Hatte er nicht gleich dieſem Prinzen von der Inſel Ithaka Abenteuer zu beſtehen? Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, Kämpfe und Gefahren, wie dieſer ſie nicht beſtanden, nämlich mit Unbildung und

Ignoranz, mit Wölfen und [illegible] in Menſchengeſtalt, die ihn anheulten und auslachten, wenn er die Waffen der Bildung gegen ſie ſchwang? Hundertfältig konnte Julius Arnſteiner die Parallele ſeines Lebens mit dem griechiſchen Prinzen nachweiſen; ja es gab Augenblicke, wo er zugleich die Leiden des göttlichen Odyſſeus während deſſen zehnjähriger Fahrt durch und durch empfand — und er war ſeit ſeinem neunzehnten Jahre Lehrer in der „Gaſſe.“

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

So fragte ſich Julius Arnſteiner jedesmal, wenn ihm eine ſeiner Schülerinen untreu wurde, oder mit dürren Worten, wenn ſie heirathete. So vielen hatte er die erſten Anfangsgründe der deutſchen Sprachlehre beigebracht, ſo viel tauſende von Federn hatte er ihnen geſchnitten, zahllos wie Sand am Meere waren die Multiplicationen mit und ohne Brüche, die er mit ihnen durchgerechnet, in's Endloſe reichend die Ziffern von unregelmäßigen Zeitwörtern aus Meidinger's und J. B. Machat's Grammaire, von den praktiſchen Übungen aus dem Telemaque gar nicht zu reden — dennoch war ihm keine einzige treu geblieben! Zwar — er hatte ſich ſtets gehütet, auch nur mit einem Hauche zu verrathen, welche Flammen in ſeinem Innern wütheten, er war ſeinen Schülerinen nichts als Lehrer, aber konnte keine vo[illegible]en es ahnen, was in ihm vorging? Konnte keine mit jener Selbſtverläugnung und Opferfreudigkeit, die von den größten Dichtern aller Zeiten, und namentlich von dem König Salomo in dem berühmten: Meinen Weinberg habe ich nicht gehütet, geprieſen wurde, konnte alſo keine gleich jener Sulamith ſagen: Dich, mein lieber Arnſteiner, habe ich aus Allen heraus erleſen? Was iſt alles Geld eines ungebildeten Menſchen gegen dein deutſches Sprechen, gegen dein franzöſiſches und ſonſtiges Wiſſen? Weißt Du, was ich ſprechen werde, wenn mich Vater oder Mutter werden zwingen wollen? Arnſteiner oder Tod!“

Aber es ſtarb keine! — Seit mehr als ſechszehn Jahren hatte man nicht gehört, daß ein weibliches Weſen in der Gaſſe anders als eines natürlichen Todes verblichen wäre — Kein einziges gebrochenes Herz, kein Dolchſtoß, nicht einmal eine Selbſtvergiftung hatte von ſich reden gemacht. All[illegible] blieb ruhig, lebte, freute ſich ſeines Daſeins, kam mit den ungebildeten Männern ſo gut durchs Leben, als es eben ging! — Keine war für Julius Arnſteiner in den Tod gegangen!

Der Lehrer wußte ſehr wohl, wie er ſich dieſen Umſtand zu erklären habe. Er betrachtete dieſe ihm abgefallenen Schülerinen a[illegible] [illegible]huldloſe Opfer ihrer Väter und Mütter! Alles Mitleid, deſſen ſein Herz fähig war, warf ſich auf dieſe jungen Weſen, die dem Moloch „Unbildung“ in die glühenden Arme gelegt wurden, aller Haß und alle Erbitterung dagegen auf ihre Opferer! — Mit den Vätern und Müttern lebte Julius Arnſteiner in einem beſtandigen Vernichtungskampfe; ſie ſtanden ihm überall im Wege und er mußte ſich ihrer erwehren.

Man darf darum ja nicht glauben, daß Julius Arnſteiner's Daſein ohne alle Lichtſeiten — und etwa nur duſterer Schatten geweſen ſei. Im Gegentheile! wenn gerade an keiner ſeiner Schülerinen die Reihe war, ihm treulos zu werden, ſo war ſogar viel Licht, Behagen und Freundlichkeit auf ſeinen Lippen und in ſeinem Herzen. Ihm, der im Bewußtſein ſeiner Bildung nach dem Höchſten der Gaſſe, nach den reichſten Partien die Hand auszuſtrecken ſich für berechtigt hielt, ihm war zugleich jene Genügſamkeit, ſich am Kleinſten zu erfreuen, in vollem Maße verliehen worden. Julius Arnſteiner war im Stande, tagelang über ein richtig angewandtes Fremdwort, über die fehlerloſe Überſetzung eines Satzes aus dem Telemach, über eine orthographiſch geſchriebene Stylaufgabe vor ſich hin zu lächeln. Alle Schätze Californiens ſchrumpften aber zu [illegible] erbärmlichen Klumpen zuſammen — wenn ihm aus dem Munde einer Schülerin ein glücklich gewähltes Citat aus Schiller entgegen tönte.

Dann empfand es Julius Arnſteiner mit allen Schauern wahrhaften Stolzes, was es heiße, Lehrer zu ſein — ſechszehn Jahre Lehrer in der Gaſſe!

Aber die Väter und Mütter ſorgten ſchon dafür, daß Arnſteiner ein nicht gar zu reicher Mann an Freuden wurde, der ungeſtraft über die Schätze Californiens ſich hinwegſetzen durfte.

Der Lehrer hatte im Laufe ſeiner ſechszehnjährigen Wirkſamkeit ein außerordentlich feines Ahnungsgefühl ſich angeeignet und dieſes verkündigte ihm mit merkwürdiger Gewißheit, wann ſeinem Herzen durch die Treuloſigkeit einer Schülerin der Todesſtoß verſetzt werden ſollte. Kein Menſch in der ganzen Gaſſe wußte es, daß in dieſem Orte oder in jenem Hauſe binnen kurz oder lang eine Braut ſein werde; aber Julius Arnſteiner wußte es! Er ſah den Sturm kommen, noch bevor er ſich am äußerſten Horizont als ein rothes Wölkchen zeigte; er merkte die ſich vorbereitende Veränderung an dem Benehmen, das die Väter und die Mütter der Gaſſe gegen ihn beobachteten.

Wir gehen ſogleich auf den neueſten Fall über, der ſich erſt zwei Tage vorher ereignet hatte.

Julius Arnſteiner ſaß gerade in voller Begeiſterung am Lehrtiſch bei Sidonia Winterfeld und erklärte ihr aus dem Telemaque, warum Ulyſſes trotz aller Lockungen der Calypſo aus Pflichtgefühl zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin Penelope habe zurückkehren müſſen.

Es war da viel die Rede von einer Inſel Ithaka, einer von den ſieben joniſchen Inſeln, die jetzt aber unter engliſcher Oberherrſchaft ſtehen, zwar ein eigenes Parlament beſäßen, aber wie man aus den Zeitungen erfahre, ſich gerade nicht am wohlſten unter den Krallen des brittiſchen Löwen fühlen. Um denſelben Augenblick trat Lazar Winterfeld, der Vater Sidonia's mit jener lärmenden Beweglichkeit, die feiner angelegte Naturen in ihrem Innerſten verletzt, in die Stube.

Julius Arnſteiner hatte ſeinerſeits den Grundſatz, ſich von Niemanden, es ſei wer es immer wollte, in ſeinem Berufe ſtören zu laſſen, am allerwenigſten von einem Vater oder einer Mutter, wenn ſie ungerufen bei einer Lektion ſich einfanden. Es wäre dies ein Zoll, ein Tribut, ja eine türkiſche Kopfſteuer geweſen, — den die Bildung ihrem unmittelbaren Gegenſatze gebracht hätte, weil dieſer im Stande war, die Lection zu bezahlen! — Nach Julius Arnſteiner's Anſicht ſtand aber das Lehren ſo außer aller Bezahlung mit klingender Münze, daß ihm jede Belohnung für ſeinen mühevollen Beruf als von gar keiner Bedeutung erſchien. Im Gegentheile! den Kreuzer der Armuth, den er in den meiſten Fälleu nicht einmal erhielt, ſchätzte er höher als den Gulden des Reichen, was ihm in den Augen des Letzteren wahrlich keinen Nutzen brachte.

Julius Arnſteiner ließ ſich alſo durch den Eintritt des Wollhändlers nicht im Geringſten außer Faſſung bringen; er grüßte nicht, nicht einmal zu einem leiſen Kopfnicken konnte er ſich verſtehen. Für ihn war Niemand eingetreten, blos die Thürangeln hatten geknarrt. Eine gute Weile ſaß Lazar Winterfeld da, in all der geräuſchvollen Breite, die ihm eigen war, und hörte zu, wie Julius Arnſteiner von Ulyſſes und dem engliſchen Parlamente, von den ſieben joniſchen Inſeln und Calypſo's wohlberechtigter Verzweiflung ſprach. Plötzlich ſtand er auf; wo möglich noch geräuſchvoller, als er ſich niedergeſetzt hatte.

„Herr Arnſteiner," ſagte er mit mühſamer Faſſung, „verzeihen Sie mir, Sie ſind ein ſehr geſchickter

Menſch, und wiſſen im kleinen Fingerl mehr als mancher andere in ſeinem ganzen Kopfe hat. —"

Der Lehrer ſchaute auf; aus Lazar Winterfeld's Munde klang dieſes Lob zu lockend, um nicht gehört zu werden.

„Deswegen dürfen Sie aber doch nicht glauben," fuhr dieſer mit immer höher ſteigender Erregtheit fort, „daß ich gar nichts verſtehe. Ich verſtehe ſchon, was man Alles einem Mädchen beibringen ſoll und muß, aber mit ſolchen Schnockes müſſen Sie mir von meinem Hauſe fern bleiben, wie Sie jetzt mit ihr lernen. Da gebe ich nicht einen Schuß Pulver dafür!"

Julius Arnſteiner war einer ſolchen Sprache nicht ungewohnt, ſie war ihm bei den vielen Treuloſigkeiten ſeiner Schülerinnen mehr als einmal vorgekommen. Dennoch war ſie ihm jedesmal neu und auch diesmal ſtand ſein Herz einige Augenblicke ganz ſtill und ſchlug nicht mehr; er wußte, was ihm wieder aus dem dunklen Hintergrunde der nächſten Zeit entgegendrohte — Sidonia als Braut! Dennoch umwölkte ſich ſeine Stirne nicht; er durfte und konnte ja dem reichen Wollhändler nicht zeigen, daß er auf deſſen Worte ein Gewicht lege.

„Übrigens dürfen Sie ja nicht glauben," fuhr er im Unterrichte fort, „als wenn die Calypſo eine wirkliche Göttin, wie etwa die Diana oder die Juno geweſen ſei. Im Gegentheil! Sie hatte nur etwas Göttliches an ſich, ſonſt war ſie ein Menſch mit den Leidenſchaften und Begierden eines ſolchen. — Wie hatte ſie ſich ſonſt in ſolche Klagen ergießen, ſolche Verzweiflungstöne erklingen laſſen, ſich ſo geberden können? Göttinnen benehmen ſich nach meiner Anſicht ganz anders.“

„Nun Herr Arnſteiner,“ fiel Lazar Winterfeld laut wie eine Trompete ein, „da frag' ich Sie, ſind das nicht Schnockes und verkehrte Sachen, die Sie da meiner Tochter in den Kopf ſetzen? Was gehen mich, was gehen meine Tochter die Götter an? Leb' ich von den Göttern? Hab' ich meine Nahrung von den Göttern? Und wenn meine Tochter die Sachen nicht wiſſen wird, wird ſie darum unglücklich ſein? Ich kenne mehr Leute, die nichts von den Göttern wiſſen, und befinden ſich dabei, Gott Lob und Dank, ganz wohl.“

Julius Arnſteiner zuckte nur ſtatt aller Antwort mit der Schulter; dieſes Stolzthun auf die eigene Unbildung, dieſes Erheben der Ignoranz zum Prinzip that ihm zwar in innerſter Seele wehe, aber das verdiente keine Erwiederung.

Er ſah in's Buch, und kaum als der Wollhändler geendigt, begann er einen neuen Satz aus dem Telemaque.

„Da ſoll mir ein Menſch das erklären, was meine Tochter mit ihrem „Franzöſiſch“ anfangen ſoll, wenn ſie einmal Mann und Kind hat?“ eiferte aufs Neue Lazar Winterfeld, ſo daß der Lehrer genöthigt war, ſich wieder zu unterbrechen. „Franzöſiſch ſoll ſie können und wiſſen ſoll ſie von den Göttern! Wenn aber der Mann einmal zu ihr ſagen wird: Schreib' mir einen Brief an den und den Schuldner, aber einen ordentlichen Brief, daß ihm grün und gelb vor den Augen wird, dann wird etwas herauskommen, daß Einen Gott behüten und beſchützen ſoll davor! Franzöſiſch wird der Brief ſein, aber deutſch nicht.“

Jetzt ſtieg dem Lehrer das Blut zu Kopfe. So lange der Wollhändler die Waffen ſeiner Unbildung gegen das Lehrgebäude im Allgemeinen geſchwungen hatte, hielt es der Lehrer unter ſeiner Würde, auf eine gleiche, wenn auch nicht ebenbürtige Weiſe ihm entgegen zu treten. Nun aber, da der Gegner ſich erkühnte, ihm an das Theuerſte mit frevelnder Hand zu greifen, an den deutſchen Unterricht, ihm auch im Einzelnen verwüſtend ins Haus zu fallen, nun hielt Arnſteiner nicht länger an ſich!

Aber auch jetzt brachte es der Lehrer nicht über ſich, dem Wollhändler unmittelbar Rede zu ſtehen. Er richtete ſein von Zorn und Aufregung brennendes Auge auf ſeine Schülerin Sidonia und ſagte mit bebender Stimme.

„Glauben Sie, Sidonia, daß Sie einen ſolchen deutſchen Brief zuſammenbringen, wie ihn Ihr Herr Vater als das Höchſte menſchlicher Bildung bezeichnet?“

„Ich glaube nicht, Herr Arnſteiner,“ meinte das Mädchen unſicher, halb auf den Lehrer, halb auf ihren Vater die Augen gerichtet.

„Nun, ſehen Sie es jetzt ein, Herr Arnſteiner,“ rief Lazar Winterfeld. „Sie geſteht es ſelbſt ein, daß ſie ſo einen deutſchen Brief gar nicht zu Stande bringt; denn dazu braucht man etwas ganz Anderes, als die Götter und die Geographie.“

„Sie haben Recht, Sidonia,“ ſagte Arnſteiner, nur gegen ſeine Schülerin ſich wendend, „wenn Sie ſich unfähig erklären, die Verfaſſerin ſolcher Briefe ſein zu können. Dieſe Gattung Briefe haben Sie freilich bei mir nicht gelernt, denn ſie ſtehen außerhalb jeder Bildungsſphäre.“

„Alſo das kann ſie nicht!“ ſchrie jetzt in voller Entwicklung ſeiner rieſigen Stimmmittel Lazar Winterfeld. „Was kann ſie denn? Für etwas wird man doch ſein theueres Geld ausgegeben haben? Vielleicht geht es mit dem Rechnen beſſer, als mit dem Briefſchreiben, wer kann das gleich wiſſen? Geben Sie ihr einmal eine Rechnung auf, Herr Arnſteiner, da können wir auf der Stelle ſehen, wie weit ſie es darin gebracht hat.“

„Iſt heute Ihre Rechenſtunde, Sidonia?“ fragte der Lehrer ſich auf's Neue zu ſeiner Schülerin wendend, die verneinend den Kopf ſchüttelte.

Lazar Winterfeld ſchien dieſe Frage vielleicht abſichtlich zu überhören.

„Was brauche ich zuletzt Sie dazu!“ rief er. „Ich kann ihr ja ſelbſt die Rechnung aufgeben; ſie braucht nicht einmal Griffel und Schreibtafel dazu. Bei mir muß man Alles aus dem Kopfe rechnen können.“

Er hatte ſich zu dieſem Geſchäfte wieder niedergelaſſen.

„Sirl,“ ſagte er, „kannſt Du mir das ausrechnen? Wenn ich auf dem Peſter Markte den Centner Wolle mit 89 fl. 40 kr. einkaufe, bis ich ihn nach Reichenberg bringe, koſtet er mich 93 fl. 20 kr., verdienen muß ich doch auch etwas daran und dem Tuchmacher muß ich die Wolle borgen, und länger als ein Jahr auf die Bezahlung warten. Was ſoll ich aber machen? Der Tuchmacher ſetzt die Waare auch nicht ſogleich ab; wie theuer muß ich alſo den Centner Wolle verkaufen, wenn ich 25 Procent gewinnen will?"

Lazar Winterfeld hielt inne; er ſchaute die Tochter erwartungsvoll an. Nach ſeiner Anſicht konnte ein ſechsjähriges Kind dieſe Aufgabe löſen. Julius Arnſteiner konnte aber ein ironiſches Lächeln nicht unterdrücken, das beinahe unheimlich über ſein ſonſt ſo gutmüthiges Antlitz hinſchlich. Mehr als die Prüfung ſeiner Schülerin beſchäftigte ihn in dieſem Augenblicke der Gedanke, daß der Wollhändler den ſchönen Namen „Sidonia" in das häßliche „Zirl" verwandelte. Ein neuer Eingriff der Unbildung!

Nach einer Weile rief Sidonia lachend: „Die Rechnung kann ich nicht machen, Vater, die iſt mir zu ſchwer."

„Sagen Sie nicht zu ſchwer, Sidonia," meinte Arnſteiner zu ſeiner Schülerin, „ſolche Rechnungen liegen nur außerhalb Ihres Verſtändniſſes. Sie haben noch niemals mit Wolle gehandelt."

„Das iſt Dir zu ſchwer?" rief Lazar Winterfeld, die Hände ineinanderſchlagend, „das kann ja Einer, der nicht einmal weiß, wie eine Ziffer ausſieht, mit dem bloßen Kopfe herausbringen! Um Gotteswillen! was wird dein Mann dazu ſagen, wenn Du ſo ſchlecht vor ihm beſtehſt? Mit Schimpf und Schande wird er Dich fortjagen.“

„Fortjagen?“ rief das Mädchen mit blitzenden Augen. „Das wäre mir ein ſchöner Mann, der ſeine Frau wegen einer Rechnung, die ſie nicht zu machen weiß, fortjagen könnte!“

In Julius Arnſteiners Seele hatte die Erbitterung über das Vorgefallene ihren Höhepunkt erreicht, wenig fehlte, und ſie hätte aller Dämme der Beſonnenheit ſpottend, Verwüſtung und Verderben gebracht. Noch beherrſchte er ſie mit einem ſchwachen, erzwungenen Lächeln.

„Die Anſchauungen Ihres Herrn Vaters über die Rechte eines Mannes,“ ſprach er zu ſeiner Schülerin, „ſcheinen auf den talmudiſchen Anſchauungen zu baſiren, die im Orient ihren Urſprung haben, wo die Stellung der Frau nur wenig über die einer Sklavin hinaus ragte. Gottlob! wir leben jetzt unter den Geſetzen der Civiliſation und dieſe erheiſcht als rechtlichen Grund zu einer — Scheidung, denn fortjagen kennt unſer Geſetz nicht, — etwas anderes als eine ſchlechte Rechnung oder eine angebrannte Suppe.“

„Was hab' ich da davon? rief Lazar Winterfeld mit einem ärgerlichen Achſelzucken. „Sieh dir deine Mutter an, Zirl, die kann dir ſolche lumpige Rechnungen im Schlaf machen und wird keinen Fehler begehen! — Meinſt du, wir hätten es zu etwas gebracht, wenn ich und deine Mutter nicht rechnen könnten?“

„Mein Mann,“ rief Sidonia mit einem Seitenblicke auf den Lehrer in ſcherzhaftem Tone, „wird mich auch ohne das hinnehmen wie ich bin.“

Den Lehrer durchdrang es ſiedend heiß; die plötzliche Röthe ſeines Geſichtes war davon Zeuge.

„Sie haben vollkommen Recht, Fräulein Sidonia,“ ſtotterte er mehr, als er ſprach. „Ein Mann, der Ihre Stellung als Frau zu einer Rechenmaſchine herabzuwürdigen, ja zu entweihen die Luſt hätte, verdiente, gelind geſagt, nicht Ihr Mann zu ſein.“

Den Wollhändler hielt nur eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem Lehrer zurück, ſeinem Ärger alle Zügel ſchießen zu laſſen. Vielleicht glaubte er auch ſeinen Zweck bereits vollſtändig erreicht zu haben, indem er dem Lehrer deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß Sidonia Winterfeld nächſtens in den Zuſtand der Treuloſigkeit eintreten würde.

„Setzen Sie ihr nur ſolche Sachen in den Kopf,“ ſagte er und ſtand auf, „zuletzt wird ihr Mann noch von ihr geprüft werden, und wird wiſſen müſſen, wo die Götter wohnen.“

Als Lazar Winterfeld ſich entfernt hatte, fuhr Julius Arnſteiner im Telemaque fort, als wäre gar nichts geſchehen! — That er das, um lärmende Stimmen in ſeiner Seele zu betäuben, oder aus einfacher Pflichterfüllung? Aber es ereignete ſich, daß Herr Julius Arnſteiner auf die unbeſtimmte Art eines unregelmäßigen Zeitwortes ſich nicht beſinnen konnte, während Sidonia ſie merkwürdiger Weiſe errieth.

Der Lehrer war zerſtreut.

Freilich, in ſeiner Stube angelangt, da erwachte Julius Arnſteiner gar bald aus dieſem Zuſtande der Betäubung, in die ihn die eben geſchilderte Scene geſtürzt hatte. Da gab er ſich all den wilden Geiſtern hin, die ſeit ſechszehn Jahren in Geſtalt von bildungsloſen Vätern und Müttern an ſeinem Leben nagten; da fühlte er ſchmerzlich die Demüthigung, daß ein Lazar Winterfeld es gewagt hat, ſeine Lehrmethode einer Prüfung zu unterziehen.

Erſt als der Lehrer in dieſen beinahe unerträglichen Gedanken mit einer gewiſſen ſelbſtzerfleiſchenden Gier ſich hineingewühlt hatte, daß dieſer Gedanke ausſah wie ein durchlöchertes Sieb, kam ihm der andere zum Bewußtſein, daß nämlich Sidonia Winterfeld

Braut werden ſollte. Alſo wieder Eine! die lange Reihe der Treuloſen hatte noch kein Ende, und diesmal war es — Sidonia Winterfeld!

Sonderbar! Wenn ſonſt ihm dieſer Schlag von Seite der Väter und Mütter verſetzt wurde, erholte er ſich in nicht gar langer Zeit; wer viel und oft verliert, wird zuletzt gleichgiltig. Dazu war er ein viel zu treuer Lehrer, als daß er die anderen ihm treu gebliebenen Schülerinnen durch üble Laune oder Strenge gequält hätte, weil er ein Mißgeſchick erfahren hatte. Diesmal jedoch ſaß die Wunde tiefer, der Lehrer nahm die Verlobungsanzeige ſeiner Schülerin nicht mehr ſo leicht hin, daß er mit jenen Höflingen beim Hinſcheiden eines Königs ausgerufen hätte: die Schülerin iſt todt! Es lebe die andere — die noch nicht Braut iſt! Zu dieſer Entſagung fühlte ſich Julius Arnſteiner nicht im Geringſten geſtimmt. Gerade weil Sidonias Vater Lazar Winterfeld hieß, glaubte er um ſo weniger berechtigt zu ſein, in ſelbſtmörderiſcher Feigheit ferne zu ſtehen, und zuzuſehen, wie ein Anderer ſich dieſer koſtbaren Beute bemächtige.

Julius Arnſteiner nahm ſich nicht einmal die Mühe darüber nachzudenken, wer dieſer Andere ſein könnte. In unbeſtimmter Form ſchwebte ihm die bildungsloſe Maſſe eines Woll- oder Produktenhändlers vor, zu unbedeutend und nichtsſagend, als daß er länger bei ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften zu verweilen brauchte.

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

Dieſe Frage ſo vieler ſeiner Schülerinen läutete jetzt beſtändig wie eine große Glocke in ihm; ſie hörte nicht auf ſich aber- und abermals an ihn zu wenden, und um ihre Beantwortung ihn anzugehen. Warum war er nicht bei ihr geblieben, warum hatte er gezögert, ſich zu erklären?

Julius Arnſteiner war in einer merkwürdigen Aufregung! Zum erſten Male in ſeinem Leben, das fühlte er mit aller Beſtimmtheit, drängte ſich ſein Daſein einem Entſchluſſe zu; bisher hatte er in ſchweigender Ohnmacht Alles über ſich ergehen laſſen, nun ſtand ihm eine That bevor, ein Kampf mit den wildeſten Geiſtern der Gaſſe, nämlich mit dem Wollhändler und deſſen Frau. Die erſte Partie in halb Böhmen ſollte ſein werden — werden ſich da nicht alle Mächte der Gaſſe zuſammenthun, um ſie zu hintertreiben?

Aber was lag daran, daß ſich ihm Hinderniſſe auf Hinderniſſe entgegenſtellten! — Er mußte ſie alle beſiegen, er war dies ſchon ſeiner Bildung ſchuldig. Die Welt ſollte es erkennen, daß Wiſſen und Können eine ſolche Gewalt, eine ſo unwiderſtehliche Macht in ſich bergen, daß ſie im Stande ſind, Rieſenbäume, wie dieſen Lazar Winterfeld, zu entwurzeln.

Julius Arnſteiner dachte dabei nicht an ſich, er wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Vater Sidonia's zur Fahne der Bildung zu bekehren. Aber was er nicht erreichte, ſollte das für Sidonia unmöglich ſein? Sollte es ihren Bitten und Thränen, der Macht ihrer auf vollkommener Kenntniß der deutſchen Sprache gegründeten Beredſamkeit nicht gelingen, den ſtarren Sinn ihres Vaters wie ein dünnes Weidenruthchen umzubiegen? Was hatten Töchter bei ihren Vätern nicht alles ſchon erreicht? Königskinder hatten es durchgeſetzt, daß ſie über Standesvorurtheile ſich hinüberſchwingen, und dem Zuge ihres Herzens folgen durften, und — Lazar Winterfeld war doch wahrlich kein König!

Wenn nun aber Sidonia Winterfeld dieſen Muth romantiſcher Königstöchter nicht hatte, wenn ſie zögerte, wenn der Wille ihres Vaters das Geſetz diktirte, und nicht der mächtige Zug ihres Herzens?

Wohl hatte Julius Arnſteiner bei dieſem Gedanken verweilt, aber er erfüllte ihn mit einem ſolchen Mitleid für die Lage Sidonias, daß er ihn nach einer kurzen Weile von ſich wegwarf, etwa wie eine Raupe, die den Muth hat, an einem ſchönen Frühlingstage auf den Kopf eines friedlichen Spaziergängers zu fallen. Sidonia Winterfeld hatte nur Eines geſprochen; aber dieſes Eine reichte vollkommen aus, um Arnſteiners Hoffnungen zu dem Schritte zu berechtigen, den er von ihr erwartete.

„Mein Mann wird mich auch ohne das ſo nehmen, wie ich bin.“

Mein Mann! damit konnte nur Einer gemeint ſein, Einer, der ſich auf Sidonia Winterfeld verſtand, der die Vortheile einer Verbindung mit ihr in etwas ganz Anderen ſah, als in einem aus dem Kopfe gerechneten Wollexempel, der ihr etwas zu bieten hatte, wovor all ihr Geld und ihre glänzende Ausſtattung in ein leeres Nichts zuſammenſchrumpften, nämlich Bildung und Wiſſen — und für das Alles gab es in der ganzen Gaſſe nur einen Julius Arnſteiner.

Dieſem Gedanken hing nun der Lehrer mit entſchiedener Vorliebe nach, an ihn kettete er, nach ſeinem eigenen Ausdruck, das ſtolze Schiff ſeiner Hoffnungen. Ja! für Sidonia Winterfeld gab es nur einen Mann, der ihr ebenbürtig war, der in derſelben Lage nicht anders gehandelt hätte, als ſie. Was lag daran, daß Sidonia Winterfeld's Ausſteuer nach Tauſenden zählte? daß ſie die Armuth ihres künftigen Mannes gleichſam zu vergolden ſchien? Bei allen Göttern ſei es geſchworen! der kannte Julius Arnſteiners Charakter nur wenig! Und wenn Sidonia Winterfeld nicht die Tochter des reichen Wollhändlers geweſen, wenn ſie eine Federſchleißerin zu ihrer Mutter gehabt, und als Ausſteuer nur drei Schnupftücher mitgebracht hätte — Julius Arnſteiner hätte keinen Augenblick angeſtanden, zu ihr zu ſagen: „Sidonia, Du haſt zwar nichts, aber dafür haſt Du, was Andere nicht haben, Bildung! Sidonia, Du wirſt mein Weib!“

Arnſteiner war am Ende aller dieſer Betrachtungen zu einem großen Entſchluſſe gelangt; er ging nämlich am andern Tage nicht zur Lektion bei Sidonia Winterfeld. So ſicher fühlte er ſich in ſeinen Hoffnungen, daß ihm der Gedanke ordentlich wohl that, mit welcher ſchmerzlichen Empfindung Sidonia von Minute zu Minute auf die Uhr blicken werde, und derjenige doch nicht kam, dem ſie mit allen Schauern der Sehnſucht entgegen ſah!

Der Sturm ſollte erſt ausgetobt haben, die wilden Gewäſſer erſt verlaufen ſein, bis er, eine Friedenstaube mit dem Oelzweige im Munde, zwiſchen Vater und Tochter treten wollte! Für dieſen Augenblick, der nach genauer Berechnung Arnſteiner's in höchſtens drei Tagen eintreten mußte, rüſtete er die ſchönſten Feiertagskleider, nicht für ſeinen Leib, ſondern für ſeine Seele; er bereitete in kühn gebauten, mit den ſchönſten Participialconſtructionen geſchmückten Perioden die Rede vor, die er als Antwort auf die Werbung Lazar Winterfeld's halten wollte! denn Arnſteiner dachte ſich dieſe Scene außerordentlich feierlich, beinahe königlich.

Zwei Tage waren vergangen! der Sturm ſchien ſich noch immer nicht gelegt, die Waſſerfluth ſich noch immer nicht beruhigt zu haben. Man hatte um Herrn Arnſteiner nicht geſchickt! Aber weil alles Hohe und Große nur aus der Geburt ſchwerer Kämpfe hervorgeht, weil etwas ſo Ernſtes, wie die Verbindung für ein ganzes Leben nicht dem Ermeſſen eines flüchtigen Augenblickes, ſondern reiflicher Überlegung anheimgeſtellt werden mußte, was der Lehrer auch nichts anders als billigen konnte, beunruhigte er ſich nicht weiter, ja mit einem Gefühle kühler Ruhe ſah er dem Tage und der Stunde entgegen, wo man dennoch um ihn ſchicken mußte. Im Gegentheile, je ſpäter dieſes geſchah, deſto beſſer, um ſo glänzender fiel dann der Sieg aus, und Arnſteiners Triumph war erſt dann vollſtändig!

Am dritten Tage nach jenem Vorgange im Hauſe Lazar Winterfeld's begegnete der Lehrer, gerade als er aus der Gaſſe auf den großen Ringplatz einbiegen wollte, Niemand Anderem, als dem Wollhändler ſelbſt. Im erſten Schrecken über dieſes ſeltſame Ereigniß wollte Arnſteiner ſchon den Rückweg antreten und ſich unter ein Hausthor flüchten, allein es war ſchon zu ſpät: er war von Lazar Winterfeld ſchon bemerkt worden. Der Lehrer erkannte es an dem wilden und unregelmäßigen Pochen ſeines Herzens: ein wichtiger, das Geſchick zweier Menſchen auf ſeinen Wagſchalen haltender Moment war für ihn gekommen! Wird das „Ja,“ wird das „Nein“ in die Höhe ſchnellen? — Zugleich empfand er eine Art von Ehrfurcht für den Wollhändler, wie er ihn jetzt ſo mauerfeſt und behäbig ſicher auf ſich zuſchreiten ſah. War er nicht der Vater Sidonia's? Der Lehrer ehrte ſich nur ſelbſt, wenn er ſeinem künftigen Schwiegervater ſich ehrerbietig bewies. Vielleicht zog er darum noch zehn Schritte von Lazar Winterfeld ſeinen Hut, und grüßte ihn, wie er ihn noch nie gegrüßt hatte!

Lazar Winterfeld vergalt aber nicht Gleiches mit Gleichem: er winkte blos mit dem rieſigen Kopfe faſt unſcheinbar!

„Nun, Herr Lehrer“, ſagte er, als er bei ihm angekommen war, indem er, die Hände in beide Taſchen vergraben, vor ihm ſtehen blieb, „haben Sie mit meiner Sidonia ſchon das Kopfrechnen angefangen? Ich weiß gar nicht, was ich Alles darum gäb', wenn Sie dem Kinde das beibringen würden. Die Zeit wird kommen, und das Mädchen wird nicht wiſſen, wie viel zweimal zwei iſt. Was hab' ich von all den Sachen, die ſie bis jetzt bei Ihnen gelernt hat? Die Sachen ſind ſchön, ſo lange als man ſie nicht braucht; der Menſch ſoll aber das lernen, was er nicht vergeſſen darf. Darum, Herr Arnſteiner, laſſen Sie alles Übrige ſtehen und liegen, und verlegen Sie ſich einzig und allein auf das Kopfrechnen. Weder ich noch Sie können es wiſſen, wie Zirl es brauchen kann!"

Auf welche Art der Lehrer auf den Ringplatz gekommen war, ob ihn feurige Pferde durch die Luft getragen, oder was ſonſt geſchehen war, das hätte er niemals nur mit einiger Gewißheit angeben können Plötzlich ſtand er auf dem Ringplatz, gerade dem Rathhausthurme gegenüber, worauf es eben neun Uhr ſchlug. Mechaniſch zog Arnſteiner ſeine eigene ſilberne Uhr aus der Taſche, wie er jedesmal that, wenn er über den Ring ging, und ſah nach, ob die beiden Zeitweiſer kein Zerwürfniß mit einander hätten. Trotzdem hätte er, ſelbſt vor einem peinlichen Gerichte ſtehend, auf die Frage: Wie ſpät iſt's? keine Antwort gehabt, ſo betäubt, ſo ſinnenverwirrt ſtarrte er bald den Rathhausthurm, bald ſeine eigene ſilberne Uhr an! Erſt allmälig erwachte er zu einer Art regelmäßigen Denkens. Lichterloh brannte der eine Gedanke vor ſeiner Seele:

„Lazar Winterfeld weiß nicht einmal, daß ich ſchon zwei Tage keine Lektion bei Sidonia gegeben!“ — und als nothwendige Schlußfolgerung knüpfte ſich ſogleich die zweite Betrachtung daran: „Mithin hat Sidonia noch nicht mit ihm geſprochen!“ Nach dem Warum? forſchte er in dieſem Augenblicke nicht, es genügte ihm ſchon an der einen Thatſache, daß Lazar Winterfeld ihm auf's Neue das Kopfrechnen zugemuthet hatte!

Wer ihn jetzt mit geſenktem Haupte ſo dahinſchleichen ſah, ihn, den es jedesmal ſo ſtolz aufrichtete, wenn er an einem der Väter oder Mütter ſeiner Schülerinnen vorüberging, mußte ſich genau umblicken, um ſicher zu ſein, es ſei in dieſer Geſtalt der Lehrer Julius Arnſteiner!

An dieſem Tage ſetzte er alle ſeine Lektionen aus. Nacht ſollte es in der Gaſſe ſein, nichts was da lebte und athmete, ſollte ſich heute ſeines Unterrichtes erfreuen. Nur Sali, die Tochter der Federſchleißerin, die er aus Gnade und Erbarmen ohne allen Entgeld im Schreiben, Rechnen und Leſen unterwies, machte von dieſer allgemeinen Maßregel eine Ausnahme. Ihr las er die Frucht ſeiner melancholiſchen Betrachtungen vor!

„Wir ſchreiten heute zu einem der wichtigſten Buchſtaben des ganzen Alphabetes,“ ſagte der Lehrer zu

Sali, als ſich dieſe am andern Tage wie gewöhnlich zur Lektion eingeſtellt hatte, „nämlich zum großen S!“ Auf den erſten Anblick unterſcheidet ſich dieſer Buchſtabe nur wenig von den anderen, ja es gibt einige, die ſich ihrer Geſtalt nach viel ſchöner ausnehmen, wie z. B. das große „M“ oder wie das nach oben und unten ſich ausſtreckende „P“ oder endlich wie das ſtolze, gleich einem Pfauenrade ſich aufblähende „W“; dennoch möchte ich dieſem Buchſtaben den Vorzug vor allen anderen einräumen, er beſitzt einen ſo ſchönen und ſanften Schwung, und wiewohl das Wort „Stolz“ damit anfängt, iſt es doch gar nicht ſtolz! Der Beweis dafür iſt, daß die ſchönſten Bedeutungen der deutſchen Sprache, wie Seele, Schönheit, ſüß, ſanft u. ſ. w. damit anfangen. Die Menſchen haben das ſchon in früheſter Zeit erkannt, und wenn ich einmal Adelung's großes Wörterbuch in vier Theilen zur Hand haben werde, da werde ich Dir zeigen, wie der einzige Buchſtabe „S“ mehr Wörter in ſich enthält als zwei oder drei andere! Warum? Weil er den Menſchen von den urälteſten Zeiten her ſo gefällt!“

Nach dieſer Einleitung zeichnete der Lehrer ein wunderprächtiges „S“ auf Salis Papier, und hieß ſie nach Möglichkeit dieſen ſchönen, ſanften Schwung, namentlich aber den „Schlangenzug“ nachahmen. Sali bemühte ſich ſo viel ſie konnte; aber die Schwierigkeit des Buchſtabens war zu groß, die halbe Seite des Schreibbogens wimmelte bereits von Ungeheuern, die ein „S“ vorſtellen ſollten, doch nicht ein einziges konnte auch nur entfernt mit dem glänzenden, kühngeſchwungenen, und doch ſo milden Beiſpiel des Lehrers ſich meſſen. Das war ſonſt nicht der Fall, Sali hatte eine merkwürdige Begabung für das Schreiben, und nach Arnſteiner's Ausdrucke ſchlummerte in ihr der Inſtinkt eines Kalligraphen.

Arnſteiner ſchüttelte bedenklich das Haupt; nach dem, was ſich geſtern mit ihm ereignet hatte, nahm es ihn kein Wunder, wenn die Welt ſich überhaupt zu ihrem Nachtheile verändert hatte; warum nicht alſo auch Sali's Talent für das Schreiben?

„Du ſcheinſt mir heute nicht von dem gewöhnlichen Geiſte beſeelt, Sali,“ ſagte er. „Sonſt wäre Dir dieſer Buchſtabe eine Kleinigkeit geweſen.“

Zur Bekräftigung dieſes Urtheils zeichnete Sali auf das Papier ein noch kläglicheres Ungeheuer hin, gegen welches die Vorgänger ganz liebliche Geſchöpfe waren.

„Wir werden wieder zum „P“ zurückgehen,“ ſagte der Lehrer mit klangloſer Stimme, die bei ihm ſtets das Anzeichen innerlich tobenden Ärgers war.

Da rief Sali plötzlich, als hätte es erſt dieſer Drohung bedurft, um ſie von dem Banne zu befreien, der heute auf der Schreiblektion laſtete:

„Soll ich Ihnen ſagen, Herr Arnſteiner, was noch mit einem „S“ anfängt?“

Der Lehrer blickte verblüfft die kleine Schülerin an. Er war ſolcher Ausſchreitungen an ihr ſonſt nicht gewohnt.

„Nun?“

„Sagen kann ich's nicht, aber ich werde es ſchreiben!“ rief die Tochter der Federſchleißerin mit unerklärlicher Heftigkeit.

Dann ſchrieb ſie etwas raſch, indem ſie dabei die linke Hand wie einen Schirm davor hielt, damit der Lehrer es nicht ſogleich leſe, und ſchob ihm dann, ſich blitzſchnell abwendend den Schreibbogen hin.

„Sidonia!“ rief Arnſteiner mit vor freudiger Überraſchung bebender Stimme.

Nach einer Pauſe, während welcher Sali ihr dem Lehrer abgewandtes Antlitz nicht zu zeigen wagte, ſagte Arnſteiner, indem er mit ſtarken Schritten dabei in der Stube auf- und niederwanderte, Sali's Schreibbogen in der Hand:

„Wunderbar, höchſt wunderbar! Was ſoll ich ſagen? Wie ſoll ich mich faſſen? — Ein leibhaftiges

Wunder hat ſich vor meinen Augen zugetragen. Denn ich will es Dir nur geſtehen, Sali, Du haſt mit dieſem Worte „Sidonia“ einen Meiſterwurf gethan, wie es in Wilhelm Tell von Schiller im dritten Aufzuge heißt. Das „S,“ wie Du's da niedergeſchrieben, iſt werth, daß man es unter Glas und Rahmen ſtellt, und ich zweifle, ob mir ſelbſt ein gleiches gelingt. Sali, in Dir ſteckt etwas. Sage mir nur, wie iſt das zugegangen?“

„Gerade den Namen möchte ich ſehr ſchön ſchreiben können,“ meinte die kleine Sali und ſtockte.

„Warum?“ fragte Arnſteiner haſtig.

„Haben Sie mir denn geſtern nicht vorgeleſen?“ liſpelte die Tochter der Federſchleißerin faſt unvernehmbar.

Jetzt wurde der Lehrer roth bis zur Stirn, er drehte ſich um. Dann ging er mit ſtarken Schritten die Stube auf und nieder. Nach einer guten Weile rief er aus: „Bei Gott, da hätte ich bald vergeſſen, daß ich Dich zur ſtillen Vertrauten meiner Schmerzen gemacht und in ein Geheimniß eingeweiht habe, welches ich nur dem Papiere anvertraut hatte.“

„Ich habe es aber keiner lebenden Seele geſagt,“ betheuerte Sali mit dem Tone der reinſten Aufrichtigkeit.

„Daran ſthateſt Du recht, mein Kind," rief der Lehrer wahrhaft erleichtert; „was braucht die Welt es zu wiſſen, welchen Qualen man ausgeſetzt iſt — wenn man nach etwas Hohem ſtrebt?"

„Und ſie ſoll's auch nicht wiſſen?" fragte die Tochter der Federſchleißerin unerklärlich laut.

„Wer iſt: ſie?"

„Sidonia," entgegnete die Schülerin verſchämt die Augen niederſenkend.

Arnſteiner machte wieder einen Gang durch die Stube. Mehrmals hielt er inne und blieb vor Sali ſtehen, aber eben ſo oft kehrte er ſich wieder ab und ſetzte dann ſeinen gedankenſchweren Weg unter Schweigen fort.

Endlich blieb er vor der Schülerin ſtehen.

„Hör' mich an, Sali," begann er, abwechſelnd roth und blaß werdend, indem ſich ihm dabei die Worte ganz gegen ſeine Gewohnheit nur ſchwer aus der Bruſt hervorrangen, „hör' mich an! Du ſcheinſt mir ein geſcheidtes Mädchen und verſtehſt es merkwürdig fein, in den Seelen der Menſchen zu leſen. Wie wäre es mir ſonſt eingefallen, Dir einen Einblick in mein Innerſtes zu gewähren, da ich doch am beſten weiß, wie wenig Dich ſonſt dein Wiſſen befähigt, mir in die Irrgänge meines nach Bildung und Kenntnißbereicherung ringenden Geiſtes zu folgen?“

Die Tochter der Federſchleißerin ſchaute tief gerührt zu dem alſo ſprechenden Lehrer auf; Thränen der Freude und des Dankes glänzten in ihren Augen; denn das war ihr noch nie geſchehen, daß ſie von Herrn Arnſteiner zum Gegenſtande einer Betrachtung erhoben worden war.

„Ja Sali,“ fuhr der Lehrer fort, der ſich durch das Sprechen jetzt ganz ermannt hatte, „ich ſtehe nicht an, meine Bruſt wie ein lange geſperrt geweſenes Zimmer aufzuſchließen und Dir dazu den Schlüſſel anzuvertrauen! — Sali, ich fühle mich ſehr unglücklich!“

„Um Gotteswillen, Herr Arnſteiner,“ rief die Schülerin wahrhaft erſchrocken, „was iſt denn vorgegangen? Sind Sie beſtohlen worden, Herr Arnſteiner? Es wäre kein Wunder,“ fügte ſie hinzu, „weil bei Ihnen Alles ſo frank und frei herumliegt!“

Arnſteiner lächelte trübe vor ſich hin.

„Beſtohlen? Man beſtiehlt nicht ſo leicht einen Menſchen, der ſeinen Kopf zum Kaſten hat. Was müßten die für Diebe ſein, die mir etwas aus einem ſolchen Schranke forttragen könnten?“

„Meine Mutter,“ rief Sali, die für den Doppelſinn dieſer Worte kein Ohr gehabt zu haben ſchien, eifrig. „meine Mutter ſagt immer: Sali, wenn Du einmal früh Morgens hörſt, daß Herr Arnſteiner mit Sack und Pack verſchwunden iſt, und iſt nicht ein Federl von ihm zurückgeblieben, ſo ſag, deine Mutter iſt eine Prophetin geweſen. Er hat ſo ſchöne Sachen noch von ſeinen Eltern her, denn die haben für ihn geſpart und geſpart, feine Hemden, ganz ſchönes Bettzeug, wie ſich deſſen Lazar Winterfeld nicht zu ſchämen braucht, und ſo viel ich weiß, auch ein paar hundert Gulden. Wo hat er das Alles? Gott der Lebendige weiß, wie das ausſieht, denn ſo ein Mann wie er hat leider keine Augen, und hat ſeinen Kopf ganz anderswo. Das ſollt' die gute Mindel, ſeine Mutter wiſſen; ſie möchte ſich im Grab herumdrehen.“

„Woher weiß denn das deine Mutter?“ fragte der Lehrer ganz verwirrt.

„Weiß ich's?“ ſagte die Tochter der Federſchleißerin in großer Verlegenheit. „Sie wird's gehört haben.“

„Pah!“ rief der Lehrer, „was hab' ich da davon! Soll ich etwa die Schlüſſel zu meinen Käſten auch noch im Kopf herumtragen? Wenn Du mir keinen andern Rath zu geben weißt, als den, ſo bereue ich ihn bei dir geſucht zu haben.“

Da erſchrak Sali bis ins Innerſte ihrer Seele;

ſo hart hattte der Lehrer noch nie mit ihr geſprochen; ſie mußte ihn alſo erzürnt haben.

„Ich ſoll Ihnen rathen, Herr Arnſteiner!“ rief ſie. „Wie komme ich dazu, mit Lazar Winterfeld zu ſprechen?“

„Wer verlangt denn das von Dir?“ ſprach der Lehrer verwundert.

„Ich habe nur gemeint,“ ſtotterte das Mädchen in großer Verlegenheit, „weil Sie ſelbſt mit ihm nicht reden wollen. Sie haben mir es ja vorgeleſen!“

Dem Lehrer ſtieg die Röthe wieder an die Stirn er mußte ſich abwenden und ging auf's Neue mit ſtarken Schritten durch die Stube.

„Du haſt einen guten Kopf, Sali,“ ſagte er dann, indem er vor ihr ſtehen blieb, „und merkſt Dir, was man vorlieſ't. Schade nur, daß Du nicht mehr gelernt haſt.“

„Wenn Sie nur nicht ſo unglücklich wären, Herr Arnſteiner,“ ſagte das Mädchen plötzlich ohne allen Übergang auf den eigentlichen Kern der Unterredung eingehend.

„Was kann der Menſch dafür, wenn der Blitz in ſein Haus einſchlägt und es einäſchert,“ meinte der Lehrer achſelzuckend.

Die Tochter der Federſchleißerin rief aber in einer Aufregung, wie ſie der Lehrer niemals an ihr bemerkt hatte:

„Ich wüßt' ſchon, Herr Arnſteiner, was ich thun möchte, wenn ich wie Sie wäre. Ich möchte . . . .“

„Nun?“ fragte Arnſteiner geſpannt, da Sali ſtockte.

„Ich möchte an Sidonia Winterfeld geradezu das ſchicken, was Sie mir geſtern vorgeleſen haben. Sie müßte ja ein Herz von Eiſen haben, wenn ſie darauf ſchweigen möchte. Eine Andere möchte himmelhoch ſpringen, wenn ihr das zukäme, — was dieſer Sidonia Winterfeld ſo kinderleicht geradezu in die Hände fliegt.“

„Das meine ich auch, Sali,“ ſagte der Lehrer mit einigem Stolze. „Aber mit Sidonia Winterfeld hat es ſein eigenes Bewandtniß. Sie hat einen Vater!“

Die Tochter der Federſchleißerin ſchien von dieſem Geſtändniſſe überraſcht; ſie ſchüttelte ungläubig den Kopf und legte dann, als müßte ſie über ihre nächſte Antwort reiflich nachdenken, den Zeigfinger an den Mund.

„Was geht Einen Lazar Winterfeld an?“ ſprach ſie gleichſam vor ſich hin. „Der wird gewiß Nein ſagen! dafür kennt man ihn ja in der ganzen Gaſſe! —

Aber wenn nur Sidonia „Ja“ ſagt, dann iſt Alles gewonnen.“

„Zweifelſt Du daran, Sali?“ rief der Lehrer mit Heftigkeit.

„Gott Lebendiger!“ ſchrie das Mädchen in wahrhafter Seelenangſt, „hab' ich denn etwas geſagt, Herr Arnſteiner, was Sie beleidigen könnte? Ich meine es ja wirklich und aufrichtig, daß Sidonia gar nicht nein ſagen kann. Warum ſollt ſie auch nein ſagen? Sind Sie nicht ihr Lehrer? Wem verdankt ſie Alles, was ſie kann?“

Arnſteiner's Antlitz klärte ſich wie ein trüb umwölkter Himmel auf, den ein Sonnenſtrahl ſiegreich durchbricht.

„Und dann,“ fuhr das Mädchen in ſteigender Erregtheit fort, „kommt es ja nur auf eine Probe an, Herr Arnſteiner. Schreiben Sie ihr einen Brief, ich ſelbſt will ihn beſtellen, ſagen Sie ihr in dem Brief — was weiß ich? Sie wiſſen das beſſer als ich . . . . Muß ich Ihnen ſagen, was Sie ihr ſchreiben ſollen? Ich wette aber darauf, Sie werden eine Antwort erhalten . . . . und dann werden Sie nicht mehr ſo unglücklich ſein, Herr Arnſteiner . . . .“

„Gut Sali!“ rief der Lehrer, „gut, Du ſollſt Recht behalten. Ich fühle es, es muß ein Entſchluß gefaßt werden. Wenn Du aus der Mythologie wüßteſt, in welcher Art die gewappnete Pallas zur Welt kam, wie ſie nämlich geharniſcht und geſpornt aus dem Kopfe ihres Vaters hinausſprang, was nach meiner Deutung nichts anderes heißen ſoll, als daß alle Weisheit gleich fertig aus dem Gehirne des Menſchen kommt, ſo würdeſt Du begreifen, warum ich Dich mit den Worten anſpreche: Du biſt meine Pallas!“

„Heißen Sie mich nur lieber Sali!“ rief das Mädchen.

„Ja, meine Pallas,“ fuhr der Lehrer fort, „ich will dasjenige ausführen, was ſich in einfältiger Weisheit aus deinem Kopfe losgerungen hat. Sidonia wird antworten, das weiß ich! Heute Abend bringe ich Dir den Brief. Du ſollſt mit Julius Arnſteiner zufrieden ſein!“ — — —

Folgendermaßen lautete der Brief des Herrn Arnſteiner:

Wohledles Fräulein Sidonia!

„Als mir vor drei Tagen Ihr Herr Vater, in welchem ich trotz aller Selbſtachtung, die der gebildete Menſch ſich ſelber ſchuldig iſt, dennoch das väterliche Anſehen, das doch die Grundlage alles Familien- und Staatenglückes bildet, verehren und anerkennen muß, den Vorwurf machte, ich hätte mit Ihnen das Kopfrechnen vernachläſſigt, da fühlte ich, wie ſich mein Herz vor jähem Schmerze zuſammenkrallte. Dieſes Kopfrechnen iſt eine Art, die an den mit weit ausgeſpannten Aeſten und Zweigen geſchmückten Baum meiner ſtolzeſten und ſchönſten Hoffnungen gelegt ward, und der ſie ſchwingt, iſt Ihr Herr Vater, Fräulein Sidonia! — O! ein Julius Arnſteiner täuſcht ſich nicht ſo leicht! Wohl weiß ich, was dieſes Kopfrechnen zu bedeuten hat: es bedeutet, daß auch für Sie, wohledles Fräulein, jene von mir ſtets gefürchtete Stunde gekommen iſt, in welcher Sie die Willenskraft Ihres von mir ſtets als Ihr Lebensurheber geachteten Vaters zwingen will, lieber den Kopf rechnen, als das Herz handeln zu laſſen! Exiſtirt denn nicht ein Menſch auf dieſer Erde, auf den man einige Rückſicht zu nehmen ſchuldig iſt? Ich ſage, man! denn ferne ſei von mir der Gedanke, daß ich Sie, wohledles Fräulein Sidonia, damit gemeint haben könnte. Nein Sidonia, der Lehrer Julius Arnſteiner wirft in dieſem heiligen Augenblicke Alles ab, was an dieſen ſeinen Beruf nur einigermaſſen erinnern könnte — nur der Menſch Julius ſteht vor Ihnen! Julius und Sidonia! Die Natur was ſage ich, die Natur, das Fatum oder zu deutſch das Schickſal ſelbſt, ſcheint dieſe beiden Namen unauflöslich aneinander geknüpft oder viel mehr für einander beſtimmt zu haben! Theure Sidonia! trocknen Sie die Thränen, die bei dieſen Zeilen aus Ihren holden Augen höchſtwahrſcheinlich entſtürzen werden — der Himmel aber ſei von mir als Zeuge angerufen, daß ich dieſes koſtbare Naß nur mit tiefem Schmerze Ihren Augen entlockt ſehe! Aber weinen Sie dieſelben nicht Ihrem Julius? — — Meine Gedanken verirren ſich und gerathen in den Strudel der Charybdis vor lauter Wonne und Entzücken, daß dieſe Thränen mir gelten ſollen. Ach wenn nur das Kopfrechnen nicht wäre! Ich ahne es, welch' ein finſterer Geiſt mit dieſem Kopfrechnen in die Hallen des Winterfeld'ſchen Hauſes eingekehrt iſt — aber meine Sidonia wird, deſſen bin ich gewiß, aus den Umſtrickungen dieſes nur auf Wollſäcken großgezogenen Geiſtes ſiegreich hervorgehen und wird zu würdigen wiſſen, welches Geſchick ſie an der Seite eines gebildeten Menſchen dafür erwartet. — —

„Ich ſchließe! Ich kenne ein Plätzchen, Sidonia! In der Papelallee, in der Nähe des Spitals. .... Warum muß unglückliche Liebe die Augen der Menſchen ſcheuen? Sidonia? das Plätzchen iſt ſo ſchön — und Sidonia wird über die Erlebniſſe der drei letzten Tage viel zu erzählen haben! Dorthin ihre Schritte lenken zu ſehen, in der Abſicht, ihm ihren Willen —

über das Kopfrechnen mitzutheilen, erwartet ſehnſuchtsvoll, wie Ulyſſes ſeine von Freiern, die ſich auch auf das Kopfrechnen verſtanden, umſchwärmte Penelope

Ihr mit wahrer Hochachtung ſich zeichnender
Julius.

Sali benutzte am anderen Vormittag einen müßigen Augenblick, wo ſie ſich unter irgend einem Vorwande entfernen konnte, und machte ſich mit dem Briefe des Lehrers auf den Weg. Heimlich, ganz heimlich hatte er ihn in ihre Hände zu ſpielen gewußt. Am Abende nämlich, als die Gaſſe bereits ſchlief, war ein Steinchen klirrend an das Fenſter gefallen, und Sali, die gerade wieder in ihrem wunderbaren Winkel ſaß, wußte wer da draußen ihrer wartete.

Da ſtand nun wirklich Julius Arnſteiner, und ſagte haſtig:

„Da bringe ich dir den bewußten Brief, Sali. Beſtelle ihn an ſeine Adreſſe. Wenn Du deine Miſſion zufriedenſtellend ausführſt, ſo ſoll dein Lohn nicht geringe ſein. Ich will mit dir Mythologie anfangen. Gute Nacht.“

Schon auf der Stiege des Winterfeld'ſchen Hauſes konnte Sali gewahr werden, daß oben in den „Hallen“ etwas Beſonderes vorging. Sie hörte Teller klappern und Flaſchen klirren, dazwiſchen geſchäftiges

Hinrennen in der Küche, woraus zugleich ein gar nicht wochentägiger Speiſegeruch zu ihr drang. Was aber die Tochter der Federſchleißerin, die für dergleichen Dinge ein ſehr feines Ohr beſaß, davon überzeugte, daß oben im Hauſe etwas Ungewöhnliches vorbereitet wurde, war, daß ſie deutlich das Schlagen eines „Schneelöffels,“ jenes bekannte ſcharrende, ſchaumerzeugende Geräuſch vernahm. „Schnee“ an einem Wochentage bedeutet einen „Auflauf“ — der konnte aber nach den in der Gaſſe herrſchenden Geſetzen nur an einem Feiertage, höchſtens an einem Halbfeiertage als etwas beſonders Feſtliches auf den Tiſch kommen. Eine Ausnahme davon bildete eben nur eine Beſchau.

Sali ward bei dieſer Entdeckung über und über roth.

Noch mehr wurde ſie darin beſtärkt, als ſie im Begriffe, die Treppe hinanzugehen, mit einem Male die kreiſchende Stimme der alten Köchin Reichel vernahm, die jedes Kind in der ganzen Gaſſe aus tauſend anderen heraus erkannte, obwohl man ihr nicht gerade gerne begegnte.

„Wie ſoll da Schnee heraus kommen,“ belferte das alte Erbſtück des Winterfeld'ſchen Hauſes, „wenn Du den Löffel ſo hältſt? Alle meine Feinde ſollen nichts Beſſeres zu eſſen haben, da hätte ich bald Ruh' vor ihnen. Er wird etwas Schönes ſich denken, wenn man den Schnee ihm aufſetzt! Gleich wird er den Doktor müſſen kommen laſſen!“

Er! Wer war das? Das konnte nur die Beſchau ſein. So nahe war alſo die Gefahr für ihren unglücklichen Lehrer Arnſteiner, der ſie ſo wenig ahnte, daß er ſogar einen Brief an Sidonia ſchreiben konnte? Was ſollte der Brief unter ſolchen Umſtänden, wo man oben in der Küche bereits Schnee zu einem Auflaufe ſchlug, den „Er“ wahrſcheinlich als Probe von Sidonia's Kochkunſt zu koſten bekommen ſollte?

Sali ſtand einen Augenblick rathlos unten an der Stiege, alle Gedanken ſtanden in ihr ſtill, ſie vernahm nichts, als das Raſſeln des Schaumlöffels. Dann aber raffte ſie ſich zuſammen. Konnte ſie wiſſen, was in dem Briefe enthalten war? Herr Arnſteiner konnte ja den Tod davon haben, wenn ſie ſein Schreiben gar nicht oder zu ſpät abgab? Unglücklich war er ohnehin genug; wenn er nun vernahm, daß er durch ihre Nachläſſigkeit um ſeine ſchönſte Hoffnung betrogen war — davon hätte ſie den Tod gehabt.

Noch ein Gedanke durchfuhr ſie blitzſchnell. Wie wenn der Schnee, den Sidonia oben in der Küche ſchlug, für Herrn Arnſteiner beſtimmt war?

In dieſer Verwirrung widerſtreitender Vorſtellungen, hatte die Tochter der Federſchleißerin die Treppe erreicht, und erſchien mit einem Male an der offenen Küchenthüre! — Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Sidonia ſelber ſchlug den Schnee. Sali hatte mit der reichen Wollhändlerstochter nur wenig im Leben verkehrt, ſie ſtand ihr zu hoch, und in den Augen des armen Mädchens gab es nichts, was an die Herrlichkeit Sidonia's reichte, beſonders wenn ſie in irgend einem neuen Kleide erſchien, das eigens in Prag von dem berühmteſten Schneider verfertigt ſein mußte. Diesmal aber war es ihr, als ſei ſie ihr ebenbürtig von den erſten Tagen der Kindheit an, das Mädchen gegenüber dem Mädchen machte ſich in ihr geltend, und beſeelte ſie mit herzhaftem Muth.

Durch eine zufällige Bewegung hatte Sidonia ſogleich die an der Thüre wartende Sali bemerkt. Sie hielt alsbald im Schneeſchlagen inne und trat auf ſie zu. Wie ſchön war Sidonia mit ihrem vom Küchenfeuer gerötheten Antlitze, in ihren ſorgfältig geringelten Hängelocken und namentlich in dem neuen Kleide von einem unbekannten Stoffe, das übrigens zur Küche gar nicht paßte!

„Willſt Du etwas, Sali?“ fragte ſie.

„Ich habe etwas mit Ihnen zu reden, Fräulein Sidonia,“ entgegnete Sali, die bei allem Muthe, der ſie in dieſem Augenblicke durchſtrömte, dennoch die Beſonnenheit hatte, ſich erſt in der Küche umzuſehen, ob kein unnöthiger Lauſcher da ſei. Nur die alte Reichel handthirte am Herde.

„Mit mir willſt Du reden?“ rief Sidonia.

„Ja“, ſagte Sali beinahe flüſternd, indem ſie ſich zu dem ſchönen Mädchen neigte; „ich habe Ihnen einen Brief von Einem zu übergeben.“

„Mit wem ſteh' ich denn in Correſpondenz?“ rief Sidonia mehr verblüfft als verwundert.

Sali holte mit einem raſchen Griffe den Brief hervor und überreichte ihr ihn. Kaum hatte Sidonia den Blick auf die in zierlich geſchwungenen Buchſtaben geſchriebene Adreſſe, „an das wohledle Fräulein Sidonia Winterfeld“ geworfen, als ſie in ein heftiges Gelächter ausbrach.

„Was kann der mir zu ſchreiben haben?“ rief ſie dazwiſchen.

„Um Gotteswillen,“ ſagte Sali ängſtlich, „lachen Sie nicht ſo laut, „es könnte Einer es hören, und Herr Arnſteiner will nicht, daß ein Anderer den Brief zu leſen bekommt, als Sie, Fräulein Sidonia.“

„Ich erſchrecke!“ lachte Sidonia, „es wird doch keine Sprachlehraufgabe ſein, die er mir ſchickt, weil er nicht ſelbſt kommt? Heute mach' ich ſie nicht, das kannſt Du ihm ausrichten, ich muß mich mit meinem Auflaufe beſchäftigen.“

„Leſen Sie nur, Fräulein Sidonia,“ ſagte Sali durch dieſes Benehmen ganz kleinlaut geworden, „es ſoll in dem Briefe etwas ganz Anderes ſtehen — etwas ganz Anderes, was ſehr traurig iſt.“

„Er wird ſich doch nicht in's Waſſer ſtürzen wollen?“ lachte wieder Sidonia und riß haſtig das Siegel auf.

Während ſie nun das Schreiben des Lehrers las, hatte die kleine Sali Gelegenheit die Geſichtszüge Sidonias auf das Genaueſte zu ſtudiren; ſie wandte nicht ein Auge von ihr ab.

Sah man ſo aus, wenn man einen ſo traurigen Brief von Herrn Arnſteiner zu leſen hatte? Das Erſte, was Sidonia nach Sali's unmaßgeblicher Anſicht hätte thun ſollen, war, in Thränen auszubrechen, und in ſchmerzlichen Worten das Schickſal Arnſteiner's zu beklagen. Das Zweite, nach ihrem Dafürhalten, wäre geweſen, auf der Stelle den Auflauf in's Feuer zu ſchleudern, ſich augenblicklich hinzuſetzen und einen Brief an Herrn Arnſteiner zu ſchreiben, einen Troſtbrief wenigſtens, daß, da ſie ſelbſt ſchon das Unglück hätte, ihm nicht angehören zu können, es noch andere Mittel und Wege für ihn gebe, glücklich zu werden.

Nichts von dem Allen geſchah. Wohl hatte ſich Sidonia, nachdem ſie den Brief zu Ende geleſen, von Sali abgewendet, und war an den Herd getreten. Aber als ſie ſich nach geraumer Weile umdrehte, glänzten wohl Thränen in ihren Augen, doch dieſe rührten von einer dem Weinen ganz entgegengeſetzten Empfindung her. Ihr ganzes Antlitz ſtrahlte von Heiterkeit und Luſt.

„Sie lachen, Fräulein Sidonia!“ rief Sali ganz erſchrocken. „Hat Ihnen denn Herr Arnſteiner gar ſo luſtige Dinge geſchrieben?“

„Der Brief iſt nicht mit Gold zu bezahlen, ich verſichere Dich!“ kicherte dagegen Sidonia.

Sali wurde an ſich ſelbſt irre. Hatte Sidonia Recht? Hatte der Lehrer vielleicht in der That mehr luſtig als traurig geſchrieben? — Wie reimte ſich jedoch dies mit ſeinem Unglücke zuſammen? Nein, nein! Alles in Salis Gemüth gerieth gegen dieſe Annahme in Aufruhr!

„Ich meine nur, Fräulein Sidonia,“ ſagte ſie beinahe zornig, „daß es eine Sünde iſt, über einen Menſchen ſich luſtig zu machen — der gar nichts dafür kann!

„Weißt Du denn, worüber ich lache?“ erwiederte Sidonia ziemlich ſpitz.

„Nein," ſagte Sali.

„Alſo brauchſt Du mich nicht zurecht zu weiſen," meinte Sidonia mit Hoheit, indem ſie das arme Mädchen von oben bis unten maß.

Aber die Tochter der Federſchleißerin hielt dieſen Blick aus, ſie zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern.

„Iſt das die ganze Antwort," ſagte ſie, Sidonia feſt anſchauend, „die ich Herrn Arnſteiner bringen ſoll?"

„Ich begreife nicht," ſagte Sidonia mit eiſiger Kälte, „wozu ich Dich zu meiner Vertrauten machen muß."

„So werden Sie ihm ſelbſt die Antwort bringen?" fragte Sali, ohne ſich von dieſer Beleidigung irre machen zu laſſen.

„Der Schnee, der Schnee!" ſchrie in dieſem Augenblicke die furchtbare alte Köchin, daß die beiden Mädchen erſchrocken zuſammenfuhren. „Wo bleibt der Schnee? Iſt jetzt Zeit, ſich mit Liebesbriefen herzuſtellen, wo der Auflauf auf Einen wartet? Schickt ſich denn das gar?"

„Sie hat uns doch belauſcht," flüſterte Sidonia, indem ſie einen ſcheuen Blick nach ihrer Lehrerin in der Kochkunſt warf."

„Was ſoll ich ihm alſo ſagen?“ meinte Sali, die nun wohl einſah, daß ihres Bleibens nicht länger ſei, eben ſo leiſe.

Sidonia ſtand unſchlüſſig da: ſie hatte den Kopf geſenkt, und ſann allem Anſcheine über etwas nach. Plötzlich richtete ſie ihn auf, ihr Geſicht ſtrahlte, wie von einem guten, ſo eben gefundenen Gedanken.

„Weißt Du was?“ flüſterte ſie wieder zu Sali, „wenn er Dich fragt, was ich zu dem Briefe geſagt habe, ſo ſag' ihm, ich werde kommen.“

„Sie werden kommen?“ ſchrie Sali etwas überlaut.

„Schrei nicht ſo,“ warnte Sidonia, indem ſie ſich wieder ſcheuen Blickes nach der Köchin umſchaute.

„Gott, wie glücklich werden Sie ihn machen!“ rief Sali, und ein dankbarer, aus der Tiefe ihrer Seele dringender Blick war der einzige Dank, den ſie dem ſchönen Mädchen in dieſem Momente bieten konnte.

„Ja, ja, ich komme,“ wiederholte Sidonia, „heute noch. Sag' ihm nichts Anderes als das.“ — —

Als Sali wieder unten auf der Gaſſe ſtand, mußte ſie ſtill vor ſich hinſprechen:

„Ich hätt' mir's doch nicht gedacht, daß die Sidonia ein ſo gutes Herz hat! Gott, wie wird er ſich freuen!“

Arnſteiner wußte nun, was ihm für den Abend bevorſtand. In drängender Eile, mit hochroth gefärbten Wangen hatte ihm Sali die Geſchichte ihrer Botſchaft mitgetheilt. Sidonia kam und das war ihm genug! Eines hatte die Tochter der Federſchleißerin aber verſchwiegen nämlich ihre Vermuthungen über die Zwecke des Auflauf's, zu welchem ſie den Schnee unter Sidonia's Händen hatte entſtehen geſehen.

„Sali, es bleibt dabei, was ich Dir feierlichſt verſprochen habe,“ ſagte der Lehrer wie zum Danke, „ſobald dieſe Sache einmal in Ordnung gebracht iſt, fange ich mit dir Mythologie an.“

„Gut, Herr Lehrer,“ entgegnete Sali darauf, indem ſie davoneilte, „meinetwegen lerne ich Alles, was Sie wollen, aber

„Was aber?“ fragte Arnſteiner ſtirnrunzelnd.

„Ich kann's nicht ſagen, Herr Lehrer!“ rief das Mädchen gepreßt, und war zur Thüre hinaus, ehe Arnſteiner weiter dringen konnte.

Dem Lehrer war es übrigens nicht unlieb, daß ſich die kleine Schülerin ſo eiligſt entfernt hatte, denn er begann jetzt allmälig von jenem unheimlichen Leibes- und Seelenzuſtand überfallen zu werden, den alle Welt unter den Namen Fieber kennt. Hitze wechſelte mit Kälte ab, die Pulſe jagten bald wie ſcheu gewordene Pferde in ihm auf und ab, bald ſtanden ſie wieder ſtill; Niemand hätte dann behaupten können, daß Julius Arnſteiner überhaupt noch Pulſe habe. Bald rannte er in der ſiedendheißen Gluth, die in ihm brannte, die Stube auf und nieder, bald ließ ihn die Kälte nicht auf den Beinen ſich erhalten. Nur wenige Stunden hatte noch der Tag zurückzulegen, und es ſtand ihm bevor, was er im Leben ſo oft in Büchern, aber nie im Leben ſelbſt erfahren hatte — das „Rendezvous“ mit einem Mädchen!

Vielleicht, um ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß dieſes Wort für ihn kein leerer, inhaltsloſer Schall ſei, ſchrieb er es einige dutzendmal bald in lateiniſcher Fractur, bald in deutſcher Currentſchrift auf einen Bogen Papier, ſah dann ein jedes mit einem beſonders kühnen Schnörkel ausgeſtattete Rendezvous mit erſtaunten Augen an, weil er es nie begreifen wollte, daß dieſes Wort zu ihm, und er zu dem Worte in ſolcher Beziehung ſtehe.

„Iſt es nicht wunderbar,“ redete er einmal ein ſolches von einem kühnen Schnörkel, wie mit einem Strahlenkranze umgebenes Wort an, „daß außer mir und Sidonia Winterfeld vielleicht keiner mehr in der ganzen Gaſſe „Rendezvous“ zu ſchreiben verſteht? Woher mag das kommen? Weil die Leute nicht auf die grammatikaliſche Analyſe eingehen. Denn was heißt Rendezvous? Es iſt kein Hauptwort, denn es iſt weder der Name eines wirklichen oder als wirklich gedachten Dinges, es iſt, wenn man es von einem höherem Standpunkte betrachtet, eine zur Würde des Hauptwortes erhobene Redensart! Rendezvous heißt: Begeben ſie ſich! Wie fein die Franzoſen das ausgedacht haben! Das deutſche „Stell dich ein“ iſt dagegen wie ein grober Kloß ſchon darum, weil es in der zweiten Perſon der einfachen Zahl Einen anſpricht. Stelle dich ein! klingt wie der Befehl eines Korporals zum Rekruten. „Begeben Sie ſich“ iſt die höfliche Bitte eines liebenden Mädchens an einen gebildeten Mann, dem ſie etwas Angenehmes zu ſagen hat. Das iſt der gewaltige Unterſchied!“

Mitten inne fiel es dem Lehrer auch ein, an die Tochter der Federſchleißerin zu denken. Er wollte ihr die Bemerkung über den feinen Unterſchied zwiſchen Rendezvous und Stelldichein morgen auseinanderſetzen.

„Sie hat einen guten Kopf,“ ſagte er vor ſich hin, „es kann ihr nicht ſchaden wenn ſie es weiß.“

Während ſich ſo der Lehrer dem Spiel ſeiner Einbildungskraft hingab, dabei weder an die ſchuldigen Lektionen, noch an Speiſe und Trank dachte, war die Nacht herabgeſunken. In der Stube war es finſter geworden. Die Zeit des „Begeben Sie ſich“ war gekommen.

In dieſem Augenblicke blickten vielleicht ſchon zwei ſehnſüchtige Augen zum dunklen Nachthimmel und fragten ihn leiſe, ob die Sterne, die daſelbſt angezündet waren, nicht gar zu helle ſcheinen. Mit Fieberſchauern im Herzen, die ſich bis auf die Hände erſtreckten, ſo daß er in der Dunkelheit mehrmals die Thürklinke fahren ließ, die er ſchon erfaßt hatte, huſchte er aus dem Hauſe.

Draußen fiel es ihm zum erſten Mal ſeit vielen Jahren ein, daß er die Zimmerthüre zu ſchließen vergeſſen habe. Der Menſch iſt bei den ſtrengſten Grundſätzen ſchwach, dachte er — wie konnte er wiſſen, ob nicht morgen ein Haufen fremder Menſchen in dieſer Stube herumſtobern wurde? — Einen Augenblick dachte er ſogar daran, ob er überhaupt ſchließen ſolle? Die Flucht wurde dann gleichſam verdeckt, und die Sucher auf andere Spuren geleitet.

Dennoch entſchloß er ſich dafür, der Furcht vor Dieben nachzugeben; er tappte durch den finſtern Hausgang zurück und drehte den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herum. Die Tochter der Federſchleißerin ſollte ihm an andern Tage keine Vorwürfe machen, daß er ſein Hab und Gut in die Obhut von Dieben geſtellt hatte.

Am andern Tage! —

Wird es einen ſolchen geben? Wo wird er über Dir aufgehen? dachte Arnſteiner, während er durch die ſtille Gaſſe mitten in die warme Frühlingsnacht hinaushuſchte. Aber ihn durchrieſelte eiſige Kälte. Schauer rüttelten an ihm, daß er ſich kaum auf den Beinen halten konnte. Offen geſtanden, er fürchtete ſich vor dem moraliſchen Zwange, der von der fürchterlichen Leidenſchaft des Mädchens bewältigend auf ihn einwirken konnte! Was vermochten dann die ſtrengſten Grundſätze, die ernſteſten Vorſätze?

„Man ſtelle einen Cato an meine Stelle," murmelte er zähneklappernd vor ſich hin, indem er die langgeſtreckte Pappelallee, wo das „Begeben Sie ſich" ſtattfinden ſollte vor ſich ſah, man ſtelle mir einen Moſes Mendelſohn her, und er mag zuſehen, wie er mit Sidonja Winterfeld fertig wird."

Die Fieberſchauer kehrten mit verdoppelter Gewalt zurück, als er nun in dieſe Allee wirklich eintrat. Zaghaften Schrittes kam er an den erſten Bäumen vorüber, von denen er jeden anſtarrte, als wüßten ſie etwas Beſonderes von ihm. Hätten ſie noch geflüſtert wie das ihr Brauch iſt in der Nacht, ſo hätte ſich der

Lehrer in der Stimmung, in der er war, dieſe Sprache der Natur nach ſeiner Art gedeutet. Aber nicht ein Blatt regte ſich, und dieſes Schweigen ſprach mit fürchterlicher Beredſamkeit zu dem ohnehin erſchreckten Gemüthe des Lehrers. Dieſe hoch aufgeſchoſſenen Pappeln ſchienen wie eine Armee von ſtummen Richtern hingeſtellt, um über ihn, der im Begriffe ſtand, ein großes Verbrechen zu begehen, ſchon im Voraus ihr verdammendes Urtheil abzugeben. Hinter einer ungewöhnlich hohen Pappel erſcholl plötzlich ein Ruf, der ihn mit eiſerner Spitze bis aufs Mark eindrang. „Mädchenentführer," hatte es getönt — und doch ſtand Niemand hinter dem Baume. — Aus ſeinem eigenen Innern war der fürchterliche Ruf gekommen; ſein böſes Gewiſſen hatte Sprache erhalten, und nun ſchien es, als ob die lebloſen Geſchöpfe der Natur nur von dem wiederhallten, was in ſeiner eigenen Seele vorging.

Umſonſt haſtete er jetzt ſeinen Schritt; die Bäume rückten zuſammen, berührten ſich mit ihren Wipfeln und wollten ihm keinen Durchgang gönnen. Stimmen, die von rechts und links, von oben und unten ertönten, forderten ihn auf, ſich erſt von ſeiner Schuld zu reinigen, ehe er ſich wieder unter Menſchen blicken ließe. Nicht nur „Mädchenentführer," auch andere in der öffentlichen Moral ſchwer wiegende Scheltworte, wie „Erbſchleicher,“ „Egoiſt“ ſlogen ihm um die Ohren. Namentlich das letzte drang mit unwiderſtehlicher Wahrheit auf ihn ein. Lazar Winterfeld's Geld, die reiche Partie war es geweſen, die ihn verblendet und ſeinem alten Weſen untreu gemacht hatte. Wenn nie, ſo hatten die Leute diesmal Recht über einen Menſchen den Stab zu brechen: über ihn mußte die Welt ein dreimaliges „Wehe“ ſchreien! denn ſo etwas werde noch niemals, ſeit die Welt ſteht, gehört worden ſein, daß ein Lehrer, der doch ſeinem Namen nach Moral und Sittlichkeit lehren und als ein glänzendes Vorbild darin Allen voranleuchten ſollte, daß ein Julius Arnſteiner, gegen den ſelbſt die ſchwärzeſte Scheelſucht und die niedrigſte Verkleinerungsluſt keinen Schatten einer Schuld aufzuweiſen vermochte, nun in den Verdacht gerieth, ein junges Mädchen berückt und einiger tauſend Gulden wegen dem väterlichen Hauſe abtrünnig gemacht zu haben. Pfui über Julius Arnſteiner! wenn er erſt in ſeinem ſechsunddreißigſten Lebensjahre jenen Grundſätzen untreu wurde, die er während einer ſechszehnjährigen Thätigkeit als Lehrer keinen Augenblick verläugnet hatte!

Eines ſtarrte jetzt den unglücklichen Arnſteiner mit hohlen, grauenhaften Augen an, die Ausſicht nicht mehr Lehrer ſein zu können! Wer wird ihm ſeine Kinder anvertrauen? Wer läßt von einem Menſchen unterrichten, der unter der Anklage eines Mädchenraubes ſteht? Und daß ihm dieſes Verbrechen werde zur Laſt gelegt werden, daß Niemand es bezweifeln werde, Sidonia Winterfeld ſei das Opfer ſeiner Leidenſchaft geworden, dieſes war auch dem blödeſten Auge klar. Julius Arnſteiner konnte hinfort kein Lehrer bleiben; er ſelbſt hatte ſich ſeiner Würde entkleidet: er ſtand entheiligt, ſeiner Kraft beraubt, wie Simſon mit geblendeten Augen vor aller Welt!

Wenn er aber kein Lehrer ſein konnte, was denn ſonſt?

Die Welt verging vor ihm, im wirren Kreiſeltanze drehten ſich um ihn die Gegenſtände, alles ſchien ringsum aus den Augen gerückt, nicht nur die Sterne am Himmel und die Bäume, ſondern auch ſeine Gedanken. Der Kopf ſchmerzte ihm, alles Blut war ihm vom Herzen dorthin geſtiegen. Ächzend, keiner Bewegung mehr fähig, in ſeiner Willens- und Körperskraft gebrochen, wankte er zu einer der Bänke, die unter den Bäumen ſtanden, und ließ ſich darauf nieder.

Zu dieſem Zuſtande eines bloßen Scheinlebens verharrte er eine geraume Zeit, die Schöpfung ſchien ihm zu Gefallen zu feiern, kein Laut, kein Blätterrauſchen, kein Vogelſang ringsumher. Aber unter dem Baume athmete ein Menſch in ſchwerſtem Jammer.

Die Hände vor das Geſicht gepreßt bemerkte er nicht, was um ihn vorging.

Da fühlte er mit einem Male einen weichen Druck auf ſeiner Schulter. Arnſteiner zuckte zuſammen, und ließ ſeine Hände fallen. — Sidonia Winterfeld ſtand vor ihm.

„Sidonia!“ rief der Lehrer in einem Tone des Entſetzens als ſtellte ſich ihm ein Ungeheuer, nicht ein ſchönes Mädchen von Fleiſch und Blut vor.

„Sehen Sie, Herr Arnſteiner, was ich für eine gehorſame Schülerin bin,“ ſagte das Mädchen ſcherzhaft, „Sie haben mir geſchrieben, daß ich kommen ſoll, und ich bin gekommen.“

„O, Sidonia!“ ſeufzte der Lehrer tief auf, „ich wollte, Sie waren nicht gekommen!“

„Warum nicht?“ rief das Mädchen lebhaft. „Erſt ſchreiben Sie mir einen ſo ſchönen Liebesbrief und verleiten mich zu dieſem Schritte — und jetzt —“

„Jetzt weiß ich, daß ich unrecht gehandelt habe,“ ſagte der Lehrer ſchmerzlich, „die Macht Ihrer Leidenſchaft auf die Probe geſetzt zu haben.“

„Kurios reden Sie, Herr Arnſteiner,“ ſchmollte das Mädchen: „haben Sie mich nicht aufgefordert, Ihnen — über das Kopfrechnen zu erzählen?

Arnſteiner ſtarrte das Mädchen mit verwunderten Blicken an. Erſt allmälig kam ihm die Erinnerung deſſen in den Sinn, was er erſt geſtern geſchrieben, aber es war mächtig genug, ihm alles Blut zum Herzen zu drängen.

„Wie heißt?" rief Sidonia.

Den Lehrer durchzuckte dieſer in der Gaſſe nicht ungewöhnliche Ausruf auf eine eigenthümlich verletzende Weiſe.

„Wie heißt?" wiederholte das Mädchen noch einmal.

Arnſteiner bezwang ſich.

„Wie oft habe ich Ihnen dieſen Ausdruck verwieſen, Sidonia?" ſagte er ſanft.

Da lachte das Mädchen hell auf.

„Das wäre ſchön," rief ſie, „wenn ich nur darum gekommen wäre, um jetzt deutſche Sprachlehre zu lernen."

Der Lehrer athmete tief und ſchwer. In dieſem Lachen des Mädchens lag etwas, was ihm ſehr wehe that; er ſchrieb es aber auf Rechnung der Aufgeregtheit, in der ſich Sidonia jetzt befinden mußte.

„Sidonia,“ rief er mit ſtockendem Athem, „Sie wollen wirklich . . . .?“

„Was, Herr Arnſteiner?“

„Ihr väterliches Haus verlaſſen, Reichthum und Glanz entſagen, nur dem Zuge ihres Herzens folgen?“

Das Mädchen hielt ſich ihr Schnupftuch vor den Mund und kicherte. Der Lehrer meinte aber ſchmerzliches Schluchzen zu hören.

„Sie weinen Sidonia!“ rief er in tiefſter Rührung.

„Wo fallen Sie aus, Herr Arnſteiner?“ rief das Mädchen und lachte und lachte, daß das Schnupftuch in ihren Händen zitterte. Dem Lehrer dämmerte ein entſetzliches Licht auf: er wollte ſich erheben, aber er vermochte es nicht; unſichtbar wirkende Kräfte hielten ihn auf der Bank zurück.

In demſelben Augenblicke ertönte noch eine andere Stimme, als die Sidonia's neben dem unglücklichen Lehrer: ſie ſchien wie aus dem Boden gewachſen, aber trotz ſeines namenloſen Zuſtandes erkannte ſie Arnſteiner, und daß ſie nur dem Einen angehörte, den er in dieſer Stunde auf der ganzen Erde am meiſten zu fürchten hatte.

„Nun Herr Lehrer,“ ſagte Lazar Winterfeld, „ſchöne Narretheien ſtellen Sie da an. Statt mit meiner Tochter zu lernen, wie ſie einen guten Geſchäftsbrief ſoll zu Stande bringen, ſchreiben Sie ihr Liebesbriefelchen. Schickt ſich das für einen Lehrer, dem man alle Monate ſein Geld richtig auszahlt? In Nacht und Nebel muß man Ihnen nachgehen, und Sie können die Vermeſſenheit haben, meine Tochter zu ſich zu beſtellen?“

„Laß ihn gehen, Vater,“ hörte er Sidonia gleichſam beſchwichtigend ſagen, „er hat nur gemeint, im Freien läßt ſich beſſer mit dem Kopfe rechnen, als drin im Zimmer.“

„Sie werden es weit bringen in der Welt,“ fing wieder Lazar Winterfeld an, „wenn Sie ſolche Narretheien forttreiben. Haben Sie vielleicht wirklich geglaubt, ich wart’ mit meiner Tochter, bis ſo ein Lehrer kommt, und ſie um Gotteswillen zum Weibe begehrt? Wie kann ein Menſch, der alle ſeine fünf Sinne geſund bei einander hat, gar auf ſolche gottgeſchlagene Narretheien gerathen? Die Welt müßte ſich doch kurios auf den Kopf geſtellt haben, daß ich meine Tochter möcht’ — einem Lehrer geben.“

Jetzt riß eine Gewalt, die wie ein Feuerſtrom ſeinen ganzen Leib durchglühte, dem Lehrer die Hände vom Geſicht. Nun war er an jener Stelle ſeiner Seele getroffen worden, die der verwundbarſte Fleck ſeines Daſeins war. Das Heiligſte war von den breiten Tatzen dieſes Lazar Winterfeld angefaßt worden; das, woran der Lehrer mit den feinſten Fibern ſeines Gemüthes hing, blutete unter den Fängen der roheſten Rede. Arnſteiner ſprang auf, er wollte wirklich an den Beleidiger ſeiner Ehre; er hätte ihn in der That ermordet; aber in demſelben Augenblicke taumelte er wieder auf die Bank zurück.

Neben Sidonia ſtand ein fremder, ihm ganz unbekannter Mann; noch Ein Zeuge ſeiner Schande!

„Wer iſt das?“ ſchrie er außer ſich.

Sidonia verneigte ſich tief vor dem Lehrer.

„Wenn Sie es erlauben, Herr Arnſteiner,“ ſagte ſie und ergriff den fremden Mann an der Hand, „ſo habe ich die Ehre, Ihnen hier Herrn Arthur Brandeis aus Kolin vorzuſtellen. Er iſt ſeit heute Nachmittag mein Bräutigam — auch ohne Kopfrechnen!“

Und Arnſteiner bedeckte aufs Neue ſein Angeſicht.

Jetzt hörte er, wie der neue Bräutigam halb laut zu Sidonia ſagte:

„Es iſt genug! Laſſen wir ihn jetzt gehen!“

Dieſe wenigen Worte waren aber von wunderbarer Wirkung auf des Lehrers Zuſtand. Verrathen, entwürdigt, verhöhnt, daß ſich jeder Nerv aufbäumte, hatte er dennoch keinen Laut dafür, als das ſtumme Dulden dieſer unbarmherzigen Streiche. Jetzt fand er die Sprache! Er richtete ſich mit einem Male auf, alle Schwäche war aus ihm geſchwunden, nun fühlte er ſich ſtark genug, um einer Welt voll Lazar Winterfelds entgegen zu treten.

„Wollen Sie noch etwas von mir?“ fragte er mit ſo ruhig gelaſſenem Tone, als gelte es irgend einer heiteren Äußerung. Sidonia, an die er dieſe Frage gerichtet hatte, trat ſcheu zurück; ſie hatte wahrſcheinlich nicht erwartet, daß der todtgeglaubte Löwe noch Kraft genug habe, ſich zu einem Sprung zu erholen.

„Haben Sie mir weiter nichts zu ſagen?“ begann er nach einer Weile wieder, „und iſt das Alles, was Sie an Spott und Hohn und Witz für meine Narrethei in Bereitſchaft haben?

Auf dieſe unvermuthete Anrede fanden die drei, die ihm gegenüberſtanden, nicht ſogleich die Antwort, aber die eine Wirkung hatte ſie bereits, daß ihnen das Lachen vergangen war.

„Wenn ich wie Sie, Lazar Winterfeld, geweſen wäre,“ fuhr der Lehrer mit ſeltſam gehobener Stimme fort, „ſo hätte ich mich mit ſo einer einfachen Schande, wie Sie mir jetzt angethan haben, gar nicht begnügt. Ich hätte die ganze Gemeinde dazu geladen: ich hätte den Schuldiener mit einer Einladung zu allen Leuten herumgeſchickt und der hätte ihnen müſſen anſagen:

Kommt heute Abend da- und dorthin! Da wird ein großer Spaß aufgeführt werden, nähmlich der Herr Lehrer Julius Arnſteiner ſoll beſchämt werden. Alle Schulkinder hätten dabei in weißen Hemdekrägen erſcheinen müſſen wie bei einer Prüfung, denn es iſt ein gar zu ſchönes Schauſpiel, wenn derjenige, dem ſie nach ihren Eltern das Meiſte verdanken, an den Pranger der Schande geſtellt, verhöhnt und verſpottet werden ſoll.“

Die Stimme des Lehrers klang wie Weinen, als er dieſe Schlußworte ſprach, aber er ermannte ſich ſogleich und fuhr in freiem Tone fort:

„Ihnen, Herr Winterfeld, mache ich keine Vorwürfe, Sie handeln eben nicht anders, als Sie es verſtehen. Kann ich von einen Zwetſchkenbaum verlangen, daß er mir die Früchte der Palme gebe? Er bleibt ein Zwetſchkenbaum unter allen Umſtänden. Was iſt Ihnen ein Lehrer? Soll ich behaupten, daß ein Sack Wolle, der vom Peither Markt nach Reichenberg gebracht wird, in jeder Beziehung Ihnen mehr am Herzen liegt, als ſo ein armer verlaſſener Lehrer? An dem Sack Wolle können Sie Geld verdienen, viel Geld, da Sie ſich aufs Kopfrechnen verſtehen, an dem armen Lehrer hat nur Ihre Tochter gewonnen, denn ohne ihn wäre ſie ein Meſſer ohne Griff, ein ungeſäuertes Brod, eine ungeſalzene Suppe. Dafür kann dieſer Lehrer nicht hart genug geſtraft werden. Er hat ſich erkühnt, aus Lazar Winterfeld's Tochter etwas zu machen, was unter Brüdern gerade ſo viel werth iſt, als der Sack Wolle in ihres Vaters Magazin."

Der Lehrer ſah wohl, daß Lazar Winterfeld's ſtämmige Geſtalt unter den Vorbereitungen eines Zornausbruches heftig arbeitete; er aber hatte ſein letztes Wort noch nicht geredet.

„Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia," wandte er ſich raſch an dieſe, „danke ich in zweifacher Weiſe dafür, daß Sie meine Schülerin geweſen ſind. Ich hatte mir eine Narrethei in den Kopf geſetzt. Nun, davon bin ich zu meinem Glücke gründlich geheilt worden. Nicht nur lieben Sie mich nicht ... Sie kennen nicht einmal die ſchuldige Dankbarkeit einer Schülerin gegen ihren Lehrer. Sie machen ſich luſtig über mich, Sie verriethen mich, Sie riefen Zeugen meiner Schande herbei. Dieſe Herzensroheit, doppelt tadelnswürdig, weil ſie an einem Weibe ſich offenbart, werden Ihnen wohl manche Menſchen nicht hoch genug anrechnen, ich kann Sie dafür nur bemitleiden! Statt über meine Schwäche den Schleier der Vergeſſenheit zu ziehen, haben Sie ſie unbarmherzig enthüllt. Fragen Sie die kleine Sali, die Tochter der Federſchleißerin, was ſie in einem ſolchen Falle gethan hätte? Aber freilich! Wie kann die reiche Sidonia Winterfeld bei dem armen Kinde in die Schule gehen? Jener ward das Wiſſen in Eimern dargebracht, während dieſe es in Kaffeelöffeln wie eine Medizin zu koſten bekömmt. Dennoch hätte die kleine Sali ihren Lehrer nicht verhöhnt, verſpottet und verrathen! Und darin liegt die zweite Lehre, für die ich Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia, vom Herzen dankbar bin, nämlich die, daß ein voller Kopf und ein leeres Gemüth jedenfalls nachzuſetzen ſind, — einem leeren Kopfe mit einem vollen Gemüthe. Dieſe Lehre will ich mir fortan nutzbar machen."

Mit einer raſchen Bewegung war Julius Arnſteiner nach den letzten Worten aus dem Kreiſe ſeiner Dränger getreten, und nur das dämmerndfahle Licht des Mondes verhinderte, daß ſie nicht ſehen konnten, wie ſiegesfreudig ſein ganzes Antlitz ſtrahlte, wie ſich in ſeinem Weſen Muth und Entſchiedenheit in nie geahnter Weiſe ausdrückten.

Das aber ſahen ſie noch, wie er mit hochaufgerichtetem Haupte ihnen ſeinen Gruß zuwinkte, und ihren Blicken entſchwunden war, noch ehe ſie ſich von ihrem Staunen erholt hatten. —

„Sali mein Kind, Du magſt ſagen, was Du willſt, ſo ſag' ich, mit Dir geht etwas vor," ſprach die Federſchleißerin in der Nacht, während ſie vor ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung ſaß.

„Red' Dir nichts ein, Mutter," tönte es aus jenem mehrfach erwähnten merkwürdigen Winkel mit ziemlich verdrießlicher Stimme zurück.

Die Federſchleißerin legte gerade ein Häuflein fertiger Federn zur Seite; ſie antwortete alſo nicht ſogleich, ſondern bewegte die Lippen, als wenn ſie ſpräche, was bei ihr jederzeit nur der Vorläufer des wirklichen Sprechens war.

Erſt nach einer Weile meinte ſie:

„Du weißt, Sali, mein Kind, ich ſeh', wo andere Leute nichts ſehen, und höre, wo andere Ohren nichts hören. Warum? In meinem ganzen Leben hab' ich ſo viel ſehen und hören müſſen, und habe gemußt dazu ſchweigen, daß ich mir gewöhnt habe, meine Augen und Ohren ganz anders zu gebrauchen, wie ſonſt die Leute."

„Ich kränk' mich nur, Mutter, daß ich als Kind nicht mehr habe lernen können," kam es aus dem Winkel hervor, „man möchte mich dann nicht ſo verachten."

„Dich verachtet man?" rief die Federſchleißerin gegen ihre Weiſe heftig. Da ſich aber die Wirkung dieſer auffahrenden Worte ſogleich in einem gefährlichen

Wirbeltanze der leichtbeweglichen Federchen zeigte, ſetzte ſie beſchwichtigend hinzu: „Kurios redet doch ſo ein Mädchen, wenn es erſt ſiebzehn Jahre alt iſt.“

„Wenn man aber mit ſiebzehn Jahren erſt beim großen „S“ ſteht, wie dann, Mutter?“ kam es aus dem merkwürdigen Winkel in wehmüthig klagenden Lauten hervor.

Die Federſchleißerin bewegte wieder, ehe ſie ſprach, die Lippen. Kein Federchen rührte ſich von ſeiner Stelle. War es in ihrem Gemüthe auch ſo ruhig? Es ſchien nicht; ein namenloſes Weh klang durch, als ſie ſprach.

„Von mir iſt es auch nicht auf dem Berge Sinai geſchrieben geſtanden, daß ich ſoll auf meine alten Tage Federn ſchleißen. Dein Vater, mit dem der Friede ſei, hat ein ſchön Stück Geld mit mir nachbekommen, aber leider Gottes, er hat's nicht verſtanden damit umzugehen. Haſt Du zu ihm geſagt: Maier, warum gehſt Du nicht dort und dort hin, es wäre da etwas zu verdienen? ſo iſt er zwar hingegangen, aber heimgebracht hat er nichts. Und doch war er kein Schlemiel, er ſoll mir's noch jetzt verzeihen in ſeinem Grabe. Aber immer war ihm ein Anderer ſchon zuvorgekommen. Wo hätte da ein Geſchäft gedeihen ſollen? Er hat immer darauf gewartet, daß man ihm, wie jenem Eiſenhändler in Prag, eine Kiſte mit altem Eiſen in's Haus bringe, und wie er ſie auseinandergeſchlagen, war's lauter Gold. Und dann hat's ſich noch herausgeſtellt, daß der Bauer, der die Kiſte gebracht hat, eigentlich der Prophet Elias geweſen iſt. Zu uns iſt kein Elias gekommen! Ehe man's gemerkt hat, hat dein Vater den Hauſiererpack nehmen müſſen. Nun hat man Beiſpiele, daß ſich viele Menſchen wieder von unten heraufarbeiten: aus einem Haſenhäutchen iſt ſchon oft ein großes Haus geworden. Doch, ich will meinen Mund nicht zum Unrechten aufmachen, aber das muß ich deinem Vater (mit dem der Friede ſei) doch nachſagen, er hätte beſſer für ſein Weib und Kind bedacht ſein können."

Die Federchen geriethen bei dieſen letzten Worten in unruhige Bewegung, und hie und da hatte manches ſeinen Weg über den Tiſch oder in die Kerzenflamme gefunden.

Die innere Bewegtheit, wie wenig ſie auch ſonſt in heftigen Athemzügen über die Lippen der alten Frau kam, war doch zu ſtark für ſie.

„Nun, ich rede ja nichts," ſagte die Federſchleißerin ſich ſelbſt zur Entſchuldigung, und ihre Stimme ſank zu den leiſeſten Flüſtertönen herab. „Warum hat er ſich nicht beſſer umgeſehen? Hätte er es nicht auch ſo weit wie Lazar Winterfeld bringen können, der auch mit

Haſenhäutchen angefangen hat? Wo ſteht es denn geſchrieben, daß Lazar Winterfeld's Tochter von Herrn Arnſteiner die Bücher ordentlich in den Kopf hineingedruckt bekommt, und mein Kind muß erſt beim großen „S“ ſtehen? Ich frag, wo ſteht das geſchrieben?“

Diesmal entſtand unter den Federchen ein gefährlicher Aufruhr: einen Augenblick lang war die Kerzenflamme beinahe verdunkelt, weiße Körperchen flogen auf und nieder, und ſchienen auf keine Art beſchwichtigt werden zu können. Aber die Federſchleißerin benahm ſich den Aufrührern gegenüber nicht mit der gewohnten Milde, im Gegentheile, der Unmuth ihres Herzens war ſtärker, als die Rückſicht, die ſie ſonſt nahm, und vielleicht ſeit vielen Jahren zum erſten Male gab ſich die alte Frau einer Stimmung hin, die nicht mehr in ihrem Innerſten ihre geheimnißvolle Werkſtätte hatte, ſondern laut und vernehmlich über ihre Lippen trat.

„Ich will auch einmal reden,“ rief ſie, „ich hab lang genug geſchwiegen. Warum hat der Maier (er ſoll mir's verzeihen) nicht wenigſtens für das Kind etwas auf die Seite gelegt? Wovon hätte ich ſie ſollen lernen laſſen? Hab' ich mir das Biſſele Leben nicht bitter genug verdienen müſſen? Er aber (mit dem der Friede ſei) hat ſich ganz ruhig in ſein

Grab hineingelegt, und hat ausgeſorgt gehabt. Was war ihm daran gelegen? Wenn man ihn gefragt hat: „Maier, warum haſt Du nichts Rechtes eingekauft?“ hat er gelacht. Einmal hat er ſogar — man ſollt's gar nicht denken, auf was für Sachen er gefallen iſt — einmal hat er gar Bücher mit ſich nach Hauſe gebracht von einem alten Geiſtlichen auf dem Dorfe. Ich hab gemeint der Schrecken bringt mich auf der Stelle um. — „Maier,“ hab ich geſchrieen, „was ſollen wir mit alten Büchern anfangen, wer ſoll die kaufen?“ Da hat er gelacht, ich hör's noch jetzt. „Alte Bücher ſind auch zu etwas gut, hat er geſagt, wozu möchte man ſie denn alt werden laſſen? Je älter, je beſſer. Die Bücher läßt man liegen, in einiger Zeit ſind ſie ſechsmal ſo viel werth.“ Ich hab' dazu geſchwiegen, mein Herz war zu voll. Die Bücher liegen dort noch im Kaſten, ich glaub', nicht einmal die Mäuſe haben ſie angerührt. Das aber waren ſeine Geſchäfte, er ſoll's mir noch heut' verzeihen, denn ſonſt hat er ein Herz gehabt, wie lauter Gold!“

Eine geraume Weile, nachdem die alte Frau ſo geſprochen, war es um ſie herum wie ein Schneegeſtöber; die weißen Flocken wirbelten wild und ausgelaſſen auf und nieder, ſie aber ſchien heute kein Auge für dieſes gefährliche Spiel zu haben. Wie hätte ſie auch einigen aufrühreriſchen Federchen ihre Aufmerkſamkeit zuwenden ſollen, da ſie zum erſten Male vielleicht nach dem Tode ihres Maier über die Geſchichte ihres Daſeins ſich ſelbſt Rechenſchaft ablegen durfte, und zwar mit nicht geſchloſſenen Lippen?

„Mutter Leben,“ tönte es aus dem merkwürdigen Winkel.

„Was begehrſt Du, Sali, mein Kind?“

„Weißt Du, wem Du mit den Büchern einen großen Gefallen erweiſen könnteſt? Ich kenne Einen!“

Noch bevor die Federſchleißerin fragen konnte, wie ſo Sali einen Käufer für die Bücher gefunden habe, klopfte es mit ziemlicher Heftigkeit an der Stubenthüre.

„Lebendiger Gott!“ kreiſchte es in dem merkwürdigen Winkel auf.

„Herein!“ rief die Federſchleißerin, durch Sali's Schrei nicht wenig erſchreckt.

„Herr Arnſteiner!“ ſchrie ſie ſelbſt mitten durch das Schneewehen ihrer vom Luftzug, der durch den Eintritt des Lehrers entſtanden war, wieder wild gewordenen Federn.

„Nicht wahr,“ rief der Lehrer mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, „Sie ſind erſtaunt, mich ſo ſpät bei Ihnen eintreten zu ſehen? Bin ich doch ſelbſt ſo erſtaunt, daß ich faſt an ein Wunder glauben ſollte.“

Die Federſchleißerin hatte die Hände vor ſich hingelegt, ſie ſtarrte den Lehrer nur an.

„Um Gotteswillen, iſt etwas vorgefallen?“ brachte ſie mühſam heraus.

„Vorgefallen?“ rief der Lehrer mit luſtigem Lachen. „O ja. Ein Menſch hat ſein Leben wieder gefunden, und darüber freut er ſich.“

Die Federſchleißerin hatte zu viel Ehrfurcht vor Julius Arnſteiner als Lehrer und Menſch, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß dieſe ungewöhnliche Redeweiſe ganz anderswo zu ſuchen ſei, als im Munde des Lehrers. Aber ſie ſah etwas wie ein Wirthshaus, woraus Gläſergeklirr und heiſere Bierſtimmen klangen, vor ihren Augen und ſo ſenkte ſie dieſe beſchämt zu Boden.

„Nun, Frau Channe,“ rief Arnſteiner, „wie ſagt man zu einem Menſchen, der ſein Leben wieder gefunden, oder mit einem Worte, der ein großes Glück gemacht hat, z. B. von einer ſchweren Krankheit geneſen iſt?“

„Gut Glück,“ ſagte die Federſchleißerin zögernd.

„Ich danke Ihnen, Frau Channe,“ erwiederte der Lehrer mit einem Male höchſt feierlich, „ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß dieſer Wunſch mir zuerſt von Ihnen entgegenkommt.“

Bisher hatte Sali, die ihren wunderbaren Winkel ſogleich beim Eintritte des Lehrers verlaſſen, den Mund nicht geöffnet; bleich, mit weitaufgeriſſenen Augen ſtand ſie da und vernahm die ſonderbare Unterredung, deren geheimen Sinn nur ſie allein richtig zu deuten verſtand.

„Und was wünſcheſt Du mir, Sali?“ wandte ſich der Lehrer plötzlich zu dem Mädchen; ein vielſagendes Lächeln ſchwebte dabei um ſeinen Mund.

„Gut Glück!“ antwortete das Mädchen fröſtelnd.

„Sonderbar!“ murmelte Arnſteiner unvernehmbar den beiden Frauen vor ſich hin, indem er über Sali's Weſen einen prüfenden Blick warf, der eine geraume Weile dauerte. „Sonderbar, wie der Menſch nur ſo mit Blindheit geſchlagen ſein kann, nach einer Diſtel zu greifen, während ihm in ſeiner nächſten Nachbarſchaft eine Roſe entgegenblüht.“

Von dem Mädchen aber wandte ſich der Lehrer wieder zur Mutter; die Federſchleißerin ſah mit immer mehr wachſendem Erſtaunen dem Beginnen des Lehrers zu. Was waren das für Reden!

„Jetzt frage ich Sie, Frau Channe, noch um Eines, das ich früher wiſſen muß,“ ſagte er mit großer Feierlichkeit. „Nämlich! Frau Channe, möchten Sie einmal Stunden, Tage, Wochen und Jahre erleben — wo Sie keine Federn zu ſchleißen brauchten?“

Die Federſchleißerin vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken, es war weder ein Ja, noch ein Nein.

„Und möchten Sie nicht gerne in einem weich gepolſterten Lehnſtuhle ſitzen, rechts und links Polſter und hinter dem Kopfe auch noch Eines, und hätten Ihr gutes Eſſen und Trinken, und brauchten nicht zu warten, bis Einer Ihnen einen Sack Federn ins Haus ſchickt, und am Sabbath konnten Sie in aller Behaglichkeit und Ruhe aus dem deutſchen Chumeſch leſen?“

„Wenn ich verſteh', was Sie da reden zu mir, Herr Arnſteiner,“ ſagte ſie tief aufathmend, „ſo will ich nicht Channe heißen.“

Arnſteiner weidete ſeine Augen zuerſt mit Wolluſt an dieſem Opfer ſeiner mitleidsloſen Feierlichkeit, dann griff er in ſeine Rocktaſche und holte einen breit gefalteten Brief hervor.

„Vielleicht verſtehen Sie das beſſer,“ ſagte er, indem er den Brief auseinander legte und zum Tiſche näher trat. Er las:

„Herrn Julius Arnſteiner Wohlgeboren!

„Die unterzeichnete Schulſektion unſerer Cultusgemeinde, zu der ſchon lange der Ruf Ihrer ausgezeichneten pädagogiſchen und ſittlichen Eigenſchaften gedrungen iſt, erlaubt ſich hiemit, Ihnen die an unſerer Normalſchule durch den Tod des Herrn Jeremias Küchel erledigte Oberlehrersſtelle, womit ein Gehalt von 600 fl. W. W. nebſt ſonſtigen Emolumenten verbunden iſt, mit dem Bemerken anzutragen, daß, im Falle Sie im Beſitze einer Familie wären, oder die Abſicht hätten, ſich eine ſolche erſt zu gründen, die unterzeichnete Schulſektion es über ſich nimmt, Ihnen eine geeignete Wohnung anzuweiſen, die allen Ihren Bedürfniſſen zu entſprechen unſere angelegentlichſte Sorge wäre. Einer geneigten Antwort entgegenſehend, und in der Hoffnung, daß Sie dem an Sie von uns ergangenen Rufe Folge leiſten werden, zeichnet achtungsvoll

Die Schulſektion der Gemeinde M.

Dr. Nathan Lilienberg.

Vorſtand.

Ein minutenlanges Schweigen herrſchte nach Vorleſung dieſes Dokumentes in dem kleinen Kreiſe. Hie und da flatterte ein ruheloſes Federchen um das Kerzenlicht, und verbrannte mit leiſem Kniſtern. Arnſteiner aber ſtand aufrecht, die Wangen geröthet, die Augen leuchtend von den Wirkungen eines verzeihlichen Triumphes.

„Verſtehen Sie das jetzt, Frau Channe?‟ fragte er dann die alte Frau.

„Sie wollen fort von hier, Herr Arnſteiner?“ rief die Federſchleißerin, die aus dem Briefe der Schulſektion nichts Anderes entnommen hatte.

„Aber haben Sie denn nicht gehört, mit wem ich fort ſoll?“ rief der Lehrer ſeinerſeits mit lachendem Ärger, „und daß ich mir eine Familie mitbringen ſoll?“

Die Federſchleißerin ſchüttelte nur den Kopf; wohl ahnte ſie etwas ganz Ungewöhnliches, wie ein Blitz fuhr es an ihrem inneren Auge vorüber, aber es verlöſchte auch eben ſo ſchnell.

Da endlich hatte der Lehrer Mitleid mit dem Zuſtande der ſo arg gequälten Frau; er wandte ſich von ihr ab, und richtete an Sali das Wort.

Das Mädchen ſtand noch immer auf derſelben Stelle, man hätte glauben können, es ſei über ſie eine Art Verzückung gekommen.

„Verſtehſt Du mich, Sali?“ ſagte der Lehrer ſo weich und empfindungswarm, wie es nur aus einem wahrhaftigen Herzen kommen kann.

Er hatte in dieſem Augenblicke etwas unternommen, zu dem ihm all ſein Leben der Muth und die Entſchloſſenheit einer kühnen Seele gefehlt hatte, er ergriff Sali's Hand — und zitterte dabei nicht minder wie das Mädchen.

„Gott! Herr Arnſteiner!“ rief die kleine Schülerin voll Scham und wollte ihre Hand aus des Lehrers Umfaſſung befreien.

Aber Arnſteiner gab es nicht zu, er hielt ſie um ſo feſter. „Da, vor deiner Mutter, frag ich Dich, Sali," ſagte er, „ob Du entſchloſſen wäreſt, mir an den Ort meiner neuen Beſtimmung — als mein liebes Weib zu folgen."

Das gewichtige Wort war ausgeſprochen — aber war es das Bewältigende dieſer Frage oder ein Anderes, was in dieſem Augenblicke trennend zwiſchen die Antwort der Jungfrau und die Frage des Mannes treten mußte . . . . mit einer blitzſchnellen Bewegung hatte ſie ihre Hand befreit und ſich umgewandt gerade gegen jenen merkwürdigen Winkel zu, der ſo tief in die Geheimniſſe ihrer träumenden Seele eingeweiht war! In den Geſichtszügen des Lehrers zeigte ſich ſchmerzliche Uiberraſchung.

„Du wendeſt Dich von mir ab, Sali," rief er, „Du verſchmähſt mich? O, wohl habe ich das verdient, kein beſſeres Schickſal darf mir zu Theil werden! Aber willſt Du einem Menſchen zürnen, der von einer ſchweren Krankheit befangen, nicht wußte, was er that oder was er redete? Du allein, Sali, unter allen Menſchen auf dem Erdenrund wirſt den Namen und die Natur der Krankheit wiſſen, an der ich litt. Ich ſage Dir aber, jetzt bin ich geſund wie ein Fiſch im Waſſer, jetzt kann mir keine „Sidonia Winterfeld“ etwas anhaben! Ich fühle mich ſtark genug es mit einer Welt voller Sidonia's aufzunehmen und dennoch die Frage an Dich zu richten: Sali, willſt Du als mein liebes treues Weib mit mir in die Fremde ziehen?“

Unbeweglich blieb die kleine Schülerin Arnſteiners. Nur ein leiſes Schluchzen verrieth, daß die Worte des Lehrers eine empfindliche Stelle getroffen hatten. Ob aber zu ſeinem Vortheil?

„Ich weiß, Sali,“ rief der Lehrer, der die Anweſenheit der alten Frau ganz vergeſſen zu haben ſchien, „ich weiß, was Dich beleidigt und Dir dieſe Thränen entlockt. Dich verdrießt die unwürdige Rolle, die ich Dich in meiner Narrethei habe ſpielen laſſen. Großer Gott! wo waren meine Augen und Ohren? mit welcher Blind- und Taubheit war ich geſchlagen? Dir habe ich mich anvertraut, Dich hatte ich dazu auserſehen, der Bote meiner Thorheiten zu ſein! Und Du biſt gegangen, und haſt keinen Anſtand genommen, mir helfen zu wollen, in einer Sache helfen zu wollen, deren bodenloſe Nichtigkeit mir erſt jetzt ganz klar iſt? Und nachdem das Alles geſchehen iſt, nachdem ich Dich ſo beleidigt und gekränkt habe, komme ich und frage Dich: Sali, willſt Du mein Weib werden?“

Jetzt wurde das Schluchzen des Mädchens erſt recht vernehmbar, aber ſie verharrte dennoch in der abgewandten Stellung.

„Sali,“ rief der Lehrer immer eindringlicher, „urtheile doch milde über einen Menſchen, der die Strafe für ſeine Narrethei bitter abgebüßt hat. Dir kann ich es ſagen und ſonſt Keiner auf der Erde; ich bin auf unerhörte Weiſe beſchimpft und verſpottet worden, in Gegenwart ihres Vaters und ihres Bräutigams hat ſich Sidonia Winterfeld über mich luſtig gemacht.“

„Lebendiger Gott!“ tönte es ſchmerzlich beklommen über des Mädchens Lippen.

„Und wiewohl ich ihnen Allen eine Lektion ertheilt habe,“ fuhr der Lehrer mit Ungeſtüm fort, „an die ſie Zeit ihres Lebens denken werden; ſo danke ich ihnen doch im Herzen für die Lehre, die ich von ihnen empfangen habe. Hochmuth war mir zu Kopf geſtiegen, durch Hochmuth bin ich wieder auf den rechten Weg geleitet worden. Dieſer rechte Weg führte mich zu Dir; er iſt der des Heils und Segens. Auf dem Gange hieher iſt das wie lauter Licht und Feuer vor mir hergegangen, daß ich nur bei meiner Sali das zu finden vermag, was ich ſchon ſo lange unter den verſchiedenen

Irrthümern bei Anderen geſucht hatte: ein lauteres Gemüth, eine treue fromme Seele!"

Arnſteiner hielt inne, ſeine Herz hatte ſich ſeines vollen Inhalts entladen, und wiewohl er noch das Wenigſte ausgeſprochen zu haben glaubte, fand ſein Mund doch keinen Laut mehr!

Da wandte ſich Sali leiſe um, und ein von Thränen überſtrömtes, aber von einem verſchämt holdſeligen Lächeln überſtrahltes Antlitz zeigte ſich den Blicken des entzückten Lehrers.

„Ich muß mich ja ſchämen, Herr Arnſteiner," liſpelte die kleine Schülerin, „daß Sie mich —"

„Was?" rief der Lehrer athemlos erſchrocken.

„Daß ich, die nichts kann, und erſt das große „S" angefangen hat, auf einmal —"

Arnſteiner ließ ſie nicht ausreden.

„O Sali," rief er im Tone wahrhafter Begeiſterung, „Gott iſt mein Zeuge, daß ich Dich gerade ſo und nicht anders verlange, wie Du biſt. Und müßteſt Du erſt beim „A" anfangen, und wüßteſt weniger als ein dreijähriges Kind, ich ſpräche nicht anders, als: „Sali, gib mir dein goldig Herz und werde mein Weib!""

„Mutter Leben!" rief die kleine Sali, die nicht länger dem Strome ihrer Empfindungen gebieten konnte, „Mutter Leben, biſt Du's zufrieden?""

„Sali, mein Kind, Du kannſt noch fragen? Ich ſtehe Dir für ihn, Du bekommſt den, den ich mir immer gewünſcht habe, Gott iſt mein Zeuge!“ rief die Federſchleißerin, die nun ſchon lange über den Zuſtand des Lehrers in's Klare gekommen war.

Da legte die kleine Sali, erröthend wie der junge Tag, ihre Hand in die dargereichte des Lehrers und mit einem Tone, der aus den Tiefen einer jungfräulichen Seele kam, ſagte ſie:

„Ich habe mir auch nichts Beſſeres gewünſcht. Da haben Sie mich Herr Arnſteiner!“

Und Julius Arnſteiner zog nicht nur die Hand an ſich, ſondern das ſchöne glühende Mädchen in ſeine Arme, und es dauerte eine geraume Weile, bis er das eben gefundene Glück ſeiner Zukunft wieder losließ! . . .

Mitternacht war gekommen, da ſaßen die Drei noch immer in traulichen Geſprächen und dachten an nichts, als was in unmittelbarſter Verbindung mit ihrem Glücke ſtand. In jenen wunderbaren Winkel hatte ſich Sali wieder geflüchtet, nicht um dort zu träumen, ſondern das längſt Geträumte in lebendiger Wirklichkeit immer aufs Neue anzublicken und zu bewundern; denn Julius Arnſteiner ſaß neben ihr. Viel Mühe und Beredſamkeit hatte es ihm gekoſtet, bis er die holde Mädchenhaftigkeit ſeiner Braut dahin gebracht, ihn nicht mehr mit dem reſpektvollen „Lehrer“ oder mit dem ceremoniöſen „Arnſteiner,“ ſondern mit „Julius“ anzureden —; aber als dieſes Wort zum erſten Male über die Lippen des Mädchens kam, da war es wirklich, als ſei von einer verborgenen Quelle der Stein, der ſie deckt, hinweggeräumt worden. Die kleine Sali wurde geſchwätzig und erzählte außer Reihe und Ordnung, was ſie in dieſem Winkel Alles zuſammengebaut, gemalt, gefegt und gereiniget habe, und Arnſteiner dagegen kam immer wieder darauf zurück, daß er eigentlich ſtatt Sidonia Winterfeld ſtets Sali gemeint habe, und zählte ihr für dieſe Behauptung eine Unmaſſe von Beweisgründen auf, von denen jeder das Gute hatte, daß er nicht widerlegt zu werden brauchte und endlich ſtimmten Beide darin zuſammen, daß es ſo die „Schickung“ mit ſich gebracht habe, und es beſſer ſei gar nicht darüber nachzudenken.

Auch über den ehrenvollen Antrag der Schulſektion, der ihn zum Oberlehrer berief, gab Arnſteiner genügende Aufklärungen. Er hatte den Brief ſchon vor einigen Tagen erhalten, aber in der Gefangennahme ſeiner ganzen Seele von der unglückſeligen Thorheit, der er ſo eben entronnen —, dieſes Schreiben ganz vergeſſen. Erſt auf dem Heimweg von jenem Orte der Zuſammenkunft ſei es ihm eingefallen, Gott ſelbſt müßte ihm dieſe Erinnerung geſchickt haben, denn nun habe er etwas gehabt, um vor Sali hinzutreten und zwar nicht mit leeren Händen!

„Alles iſt eine Schickung von Gott!“ rief die Federſchleißerin dazwiſchen, die bis dahin in die Unterredungen des Paares durch kein lautes Wort hineingegriffen hatte.

„Alles iſt eine Schickung von Gott,“ wiederholte ſie noch einmal, da ihr die Beiden nicht ſogleich antworteten, „vielleicht iſt's auch ſo mit den Büchern von dem guten Maier (mit dem der Friede ſei). Jetzt kommen ſie doch in die Hände von Einem, der ſich d'rauf verſteht. Und ich Närrin hab' mich unterſtanden, vorhin darüber eine Klage anzuheben.“

Jetzt erſt horchte Arnſteiner auf.

„Was für Bücher ſollen das ſein?“ fragte er haſtig.

„Gib ſie aus dem Kaſten heraus, Sali,“ ſagte die Federſchleißerin. „Du weißt, ſie liegen in der unterſten Lade ganz hinten verſteckt.“

Sali ſprang aus ihrem Winkel auf, und nach einigem Suchen legte ſie vier alte in Schweinsleder gebundene Folianten auf den Tiſch. Kaum war ihrer der Lehrer anſichtig geworden, als er blitzenden

Auges aufſprang und an den Tiſch trat. Er ſchlug das Titelblatt des einen Bandes auf, ſogleich ſchrie er:

„Großer Gott, wie kommen die Bücher hieher?"

„Die hat mein Mann Maier (mit dem der Friede ſei) einmal vor vielen Jahren einem alten Geiſtlichen abgekauft," antwortete die Federſchleißerin.

„Sali, da komm her und lies, was da ſteht," rief er in großer Aufregung, indem er auf den Titel des Buches mit den Fingern deutete.

An ihn geſchmiegt las Sali:

„Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart von Johann Chriſtoph Adelung."

„Begreifſt Du, Sali?" fragte der Lehrer faſt athemlos.

„Iſt das nicht das Buch," ſagte Sali nach einer Weile Erinnerns, indem ſie den Lehrer forſchend anſah, „iſt das nicht das Buch, das Du Dir ſo ſehr gewünſcht haſt, Julius?"

„Ja," rief der Lehrer mit ehrfürchtiger Feierlichkeit, „es iſt der große Adelung, den Du da vor Dir ſiehſt! die große Ausgabe des gewaltigen Adelung."

Und den einen Arm um des Mädchens Hals ſchlingend, hob er mit der freien Hand den dicken Quartband in die Höhe und jubelte laut: „Nun hat mein Herz Alles, was es begehrt hat. Ich beſitze eine Anſtellung, meine kleine Sali und — das hochdeutſche Wörterbuch des großen Johann Chriſtoph Adelung.“

* * *

Vor Kurzem erſchien in einer böhmiſchen Kreisſtadt, deren Druckwerke gerade nicht auf dem Weltmarkte eine Rolle ſpielen, ein kleines Büchlein unter dem Titel: „Das deutſche Zeitwort nach ſeiner ſchwachen und ſtarken Conjugation. Ein analytiſch-kritiſcher Bauſtein zum deutſchen Sprachgebäude von Julius Arnſteiner, Oberlehrer an der iſraelitiſchen Schule zu M.“ Gewidmet iſt dieſes Büchlein „Sr. Wohlgeboren, dem Freunde der leidenden Menſchheit, dem glühenden Beförderer alles Schönen und Guten in unſerem Volk, ſeinem hochverehrten, mit freudigem Stolze Freund genannten Herrn Dr. Nathan Lilienberg, Vorſtand der Schulſektion bei der Cultusgemeinde in M.“

Für unſeren Freund haben ſich alſo die drei Dinge, die er in ſo unvermutheter Weiſe gefunden, glänzend bewährt. In ſeiner Anſtellung hoch geachtet und nach ſeinem wahrhaften Werthe geſchätzt, fühlt er ſich zu Hauſe von treuer Liebe gehegt und gepflegt, die immer heiter, immer mit dem Lächeln innigſter Befriedigung jeden Raum, ja jeden Winkel ſeiner Häuslichkeit durchwärmt und durchleuchtet. Eine Frucht dieſer Stimmung, zu welcher der ſichere Beſitz des großen Adelung auch ſein Schärflein hinzugibt, mag jener analytiſch-kritiſcher Bauſtein zum gewaltigen Prachtbau unſerer Sprache ſein! Die gelehrten Baumeiſter werden dieſen Stein, wenn er auch nicht beſtimmt iſt, die Gewölbkuppel zu tragen, gewiß nicht verſchmähen. Noch ein Viertes, Fünftes und Sechstes iſt im Laufe der Jahre hinzugekommen, für welches die alte Federſchleißerin ihre frühere Thätigkeit wieder aufgenommen hat! Sie behauptet nämlich mit großer Entſchiedenheit, nur darum ſehen die Sprößlinge des Herrn Arnſteiner (ſie ſpricht ihn nie anders als ſo an, denn ſie hat die Ehrfurcht vor ihm bewahrt) ſo friſch und geſund aus, weil ſie einen guten Schlaf hätten, und dieſer gute Schlaf rühre von den Federn her, die ihren die „Babe" für ihre Bettlein bereitet.

Sonderbar! Julius Arnſteiner hat es nie unternommen, an der ſtehen gebliebenen Bildung ſeiner Frau weiter fort zu bauen; nicht einmal zu einem kleinen Verſuche hat er es gebracht. Dennoch behauptete er ſchon mehrmals zu ſeinem Freunde Dr. Lilienberg, dem Schulſektionsvorſtande, ſeine Frau wiſſe im kleinen Finger mehr, als hundert andere, die er ſelbſt unterrichtet, ſie beſitze den „Inſtinkt der Bildung."

Er hatte darum auch an ſein einſtiges Verſprechen vergeſſen, Zali in die Geheimniſſe der griechiſchen Mythologie einzuweihen. Was gingen ihn, was ſie die vielen fremden Götter an? Erkannte er es doch täglich in gläubiger Dankbarkeit an, wie gnädig und liebreich ihn bedacht hatte der Eine, wahre und alte Gott!

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Die Prinzeſſin 1
Julius Arnſteiner's Beichau 157

Geſchichten einer Gaſſe.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Erſter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Königl. Hoheit

Carl Alexander

Grossherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach

in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Vorwort.

„Geſchichten einer Gaſſe" habe ich dies Buch genannt — denn wieder ſind es Geſchichten, Naturen und Geſtalten aus jener Gaſſe, aus der auch meine früheren Bücher: „Ghettogeſchichten," „Böhmiſche Juden," „Am Pflug" u. ſ. w. hervorgegangen ſind. Wieder! Und wenn man mich nun fragt: Wie kommt es, daß Du noch immer den alten Standpunkt einnimmſt? Hat das deutſche Volk in ſeinem ausgleichenden Gerechtigkeitsgefühle dieſe „Gaſſe" nicht geſchloſſen? hat es nicht im Schooße ſeiner Städte und Weiler Raum geſchafft, damit es den Bewohnern jener dumpfen Gegenden an Luft, Licht und Sonnenſchein nicht gebreche? ... ſo ſage ich hierauf: Eben dem deutſchen Volke ſchrieb ich zu Dank, und wenn jemals eine Stimme der Anerkennung oder gerechten Tadels mich tief ergriffen hat, ſo war es jene, die mir jüngſt nachrühmte, ich hätte die Welt der „Gaſſe“ für die deutſche Literatur erobert.

Ja! ich wiederhole es, dem deutſchen Volke ſollen dieſe Geſchichten erzählen, was dieſe „Gaſſe“ einſt an Leid und Freud', an Drangſal und Aufrichtung umſchloß; ihre Geſtalten und Naturen, ſo treu wiedergegeben, als ich es vermochte, ſollen darthun, unter welchen Kämpfen und Wehen das Licht des Morgens nach ſo langer Nacht für ſie angebrochen iſt; mit welchen Gefühlen, Anſchauungen, Widerſprüchen und Diſſonanzen ſie hart an der Schwelle ſtehen, die in das Thor der Gegenwart führt, einer Verjüngung entgegen, deren letztes Ergebniß noch nicht abzuſehen iſt. Sie ſollen es erklären, warum der Born des Familienſinnes und der Zuſammengehörigkeit noch immer ſo voll und unerſchöpft fließt, und wie es gerade dieſer geheimnißvolle Zug war, der das deutſche Volk, dieſen treueſten Hüter und Pfleger der Familie, aus der ſein Schönſtes und Größtes entſprang, beſtimmen konnte, offen, herzlich und brüderlich die Arme für diejenigen zu öffnen, die gleich ihm am lohenden Feuer des heimatlichen Heerdes ihres liebſten Sitz haben. Der

Poet darf es vielleicht ſagen, was der Politiker ironiſch lächelnd ablehnen wird: dieſer Zug innerer Verwandtſchaft war am Ende das entſcheidende Moment!

In dieſer Beziehung glaube auch ich die ſonſt viel mißbrauchte Bezeichnung „culturhiſtoriſch“ für dieſe Geſchichten in Anſpruch nehmen zu dürfen.

Einer der trefflichſten Fürſten Deutſchlands, der Enkel Carl Auguſt's, ein Fürſt von wahrhaft volksthümlicher Geſinnung, hat es geſtattet, dieſes Buch unter die Aegide ſeines Namens zu ſtellen! Es geſchah dies, wie der Verfaſſer gewiß mit einiger Berechtigung vorauszuſetzen wagt, weil dieſe „Geſchichten“ nicht unwerth befunden wurden, dem deutſchen Vaterlande erzählt zu werden.

Wien, im September 1864.

Leop. Kompert.

Inhalts-Verzeichniss

des

erſten Bandes.

Seite

I. Die Jahrzeit 1
II. Die Seelenfängerin 77
III. Gottes Annehmerin 147
IV. Die Augen der Mutter 216

I.

Die Jahrzeit.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

In einer mondhellen Sommernacht vermochte ſich manches ſchlaftrunkene Auge in der „Gaſſe“ nicht zu ſchließen. Ein Hund bellte ohne Unterlaß. Schon brach das graue Dämmerlicht des Morgens an und noch immer ſchien das wachſame, von einer ſeltſamen Unruhe aufgeſtörte Thier das Ende ſeiner nächtlichen Klagen nicht finden zu können. Galten ſie dem leuchtenden Geſtirne am Himmel? Waren Diebe in irgend ein Eigenthum der Gaſſe geſchlichen? Erſt allmälig, faſt erſterbend, faſt als ob der Hund die ganze ſeiner Thierſeele innewohnende Beredſamkeit bis auf den letzten Laut erſchöpft hätte, verſcholl das ſchmerzlich gezogene, grauenhafte Heulen. Aber ſo lebendig wirkte die Erinnerung an die Schrecken dieſer Nacht in allen Gemüthern, daß beinahe in jedem Hauſe, dem der Schlaf fern geblieben war, die erſte Frage am frühen Morgen überall faſt gleichmäßig lautete:

„Was hat Jacob Löw's Hund heute Nacht nur gewollt? Es muß etwas Beſonderes über ihn gekommen ſein."

Reſel, das „fromme" Weib, das in der Nachbarſchaft jenes Hauſes, woher die Unruhe gekommen, ein krankes Kind zu warten hatte, und daher beſonders übler Laune war, meinte ſogar mit dem Ausdrucke tiefſter Erbitterung:

„Da kann man gewahr werden, was bei uns; leider Gottes! ein reicher Mann iſt und ein armer. Wo hat man's ſchon gehört und erlebt, daß ein armer Mann ſich einen Hund halten darf? Aber weil Jacob Löw Geld hat und die Leute ihm ſchuldig ſind, darf er ſich einen Hund halten, der „Gewaltnik!" Seinetwegen muß ſo ein krankes Kind die Augen offen halten und kann nicht ſchlafen. Pfui über die ganze Gemeinde, daß ſie dazu ſchweigt und läßt den Hund bellen, wie er will! Aber heutzutage giebt's keine Leut' mehr. Sie fürchten ſich vor Jacob Löw und fürchten ſich vor ſeinem Hund. Ich ſollte die Gemeinde ſein, da ſollte der „Gewaltnik" ſehen, ob mir ſo ein Hund die Nacht verſtören darf. Aber es giebt jetzt keine Leut' mehr."

Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht gar zu fern, da lauteten die Aeußerungen über Jacob Löw weſentlich anders. Wer damals den Ausdruck „Gewaltnik" von ihm gebraucht hätte, den hätte man mit nicht weniger verwunderten Blicken angeſehen, als wenn er der Meinung geweſen wäre, Adler und Taube ſeien leibliche Geſchwiſter. Auf demſelben Hofe, der jetzt den mürriſchen Wächter des Hauſes, jenen ſchlafſtörenden Hund, beherbergte, tummelten ſich fröhliche Knaben, und das Herz wurde Einem weit und offen, wenn man ſchon in der Ferne ihre aufjauchzenden Kinderſtimmen vernahm! Alles lebte, glänzte und leuchtete gleichſam an dieſem Hauſe; beſondere Engel ſchienen es zu hüten. Nirgendwo gab es ſchönere Kinder; ihre Wangen waren von einer ſo durchſichtig feinen Röthe überhaucht, dabei glänzten ihrer Aller Augen in einem ſo eigenthümlich leuchtenden Schimmer, wie man Aehnliches geſehen zu haben ſich nicht erinnerte. Ach! die rothen Wangen und die glänzenden Augen, ſie tragen die Schuld davon, daß dieſes Haus jetzt in ſo grauenhafter Verödung da liegt, deſſen einzige Bewohner ein alter Mann, jener „Gewaltnik," Jacob Löw, und ſein Hund ſind!

Fünf Knaben waren es; aber keiner von ihnen hat das dreizehnte Lebensjahr erreicht. Wenn ſie an die Grenzſcheide dieſes Alters traten, ſchien es, als ob über den heiterſten, von Sonnengold überfluteten Himmel plötzlich eine ſchwarze Wolke ſtreiche. Die Wolke ſenkte ſich immer tiefer, immer ſchwärzer herab — wenn ſie vorübergezogen, war das Kind todt. Dieſes Ereigniß trat ſtets mit einer ſo erſchreckenden Schnelligkeit ein, daß man das Kind, deſſen Wangen geſtern noch in vollſter Lebensblüthe leuchteten, nach einem Monate, ja oft ſchon nach einem viel kürzeren Zeitraume, draußen auf dem „guten Orte“ zur ewigen Ruhe bettete. Eine tückiſche Krankheit, die keine Kunſt vorhergeſehen, keine zu bewältigen vermochte, bei Jedem unter einer andern Form auftretend, als wollte ſie jeder Wachſamkeit ſchon im Voraus Hohn ſprechen, raffte erbarmungslos die Knaben hin; ſie wären „beſchrieen“ worden, meinte der fromme Wahn; ſie ſeien mit einem zu „kurzen Athem“ auf die Welt gekommen, klügelte nachträglich die Weisheit der alten Frauen. Am zu kurzen Athem! Die Leute ahnten nicht, daß ſie da einen Witz machten, wo er ihnen gewiß nicht auf den Lippen ſaß.

Wenn Jacob Löw am Freitag Nachmittage von ſeinen Geſchäftsreiſen ſein Haus betrat, dieſes geſegnete, vom Hauche lieblicher Weiblichkeit gleichſam durchwärmte Haus — denn damals ſchaltete und waltete noch darin ſeine Frau — da empfand er jedesmal ein wehmüthig freudiges Gefühl. Fünf lockige Knabenhäupter drängten ſich unter ſeine Hände, damit er ſie ſegne; Eines wollte dem Andern zuvorkommen; er hatte ſie alle in einem dichten Knäuel beiſammen. Nicht als ob ihn ſchon damals die Ahnung durchzuckt hätte, in dieſen herrlichen Kinderblüthen liege ein böſer Wurm! Im Gegentheil! Im Vollgenuſſe des Anblickes, der ihm das Herz ſchwellte, dachte er an ſein eigenes Sterben. Er mußte denken:

„Siehe! wie dein Gott dir es ſo ſchön eingerichtet hat! Wenn du einmal von dieſer Erde fortgehſt, oder dein Weib, dann haben wir nach uns dieſe fünf prächtigen Knaben gelaſſen, und die ſagen uns „Kadiſch“ nach!“

Es iſt dies jenes ſeltſame, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrtauſend zu Jahrtauſend überkommene Gebet, das, in der Sprache des alten Zion lautend, einen weſentlichen Beſtandtheil des täglichen Gottesdienſtes bildet. Sein Urſprung iſt geheimnißvoll; Engel ſollen es vom Himmel herabgebracht und die Menſchen gelehrt haben. Um dieſes Gebet ſchlingen ſich die weichſten Fäden kindlichen Empfindens und menſchlichen Erinnerns; denn es iſt das Gebet der Waiſen! Wenn Vater oder Mutter ſtirbt, ſollen es die nachgelaſſenen Söhne täglich, am Morgen und am Abend, im Gotteshauſe durch das ganze Trauerjahr, und dann am jedesmaligen Todestage, oder, wie er in der Sprache der „Gaſſe“ heißt: „zur Jahrzeit,“ ſprechen, denn es wohnt ihm eine gar wunderbare Kraft inne. Aus dem Munde von Waiſen klingend, ſprengt es die Gräber und ſagt den todten Eltern, daß ihr Kind ihrer gedenke; dann tritt es unmittelbar vor Gottes Thron und bittet dort um den ewigen Frieden der Dahingeſchiedenen, um Schonung und Barmherzigkeit!

Fürwahr! wenn es irgend ein Band giebt, ſtark und unauflöslich genug, um Himmel und Erde an einander zu ketten, ſo iſt es dieſes Gebet! Es hält die Lebenden aneinander und bildet die Brücke in das geheimnißvolle Reich des Todes. Faſt könnte man ſagen, dieſes Gebet ſei der Hüter und Wächter des Volkes, von dem allein es gebetet wird; in ihm liegt die Bürgſchaft ſeiner eigenen Fortdauer. Kann ein Volk untergehen und in das Nichts zerſtäuben — ſo lange ein Kind ſeiner Eltern gedenkt? Welche Stürme, welche Fäulniß und Verderbniß müßten vorangegangen ſein, welche Mächte müßten an dem Baue eines Volkes genagt und gerüttelt haben, der auf dem Felſengrunde der „Familie“ ruht?

Es mag ſeltſam klingen. Mitten aus dem Taumel der wüſteſten Zerſtreuung hat dieſes Gebet der Erinnerung manches verwilderte Gemüth aufgeſchreckt, daß es ſich beſann und wenigſtens für kurze Zeit im Andenken an die todten Eltern ſich gleichſam heiligte. Solch ein Gemüth überkommt es dann mit Schauern, wenn es die Wege überſchaut, die es bisher gegangen, und ſie mit denen vergleicht, die es gegangen wäre, wenn das Auge von Vater und Mutter noch über ihm leuchtete!

Eben weil dieſes Gebet eine Wiedergeburt des am Menſchen Vergänglichen im Geiſte iſt, weil es ein bloßes Sterben nicht zugiebt, weil es die Blüthe, die vom Baume der Menſchheit welk abgefallen iſt, im Gemüthe wieder auferſtehen und ſich entfalten läßt, — darum iſt es von ſo heilkräftiger und heiligender Gewalt! Zu wiſſen: du ſtirbſt, du trittſt aus dieſer ewigruheloſen, ſo hinfälligen

Hülle in ein geheimnißvolles Jenſeits, aber die Erdſcholle, die über deinem Haupte rauſcht und fällt, deckt dich nicht ganz; es bleiben ſolche zurück, die wiſſen, daß du geſtorben biſt, die, wo ſie immer auf dem weiten Erdenrunde, ob im Gewande der Armuth oder im ſchimmernden Prunke des Reichthums ſich befinden, dieſes Gebet dir nachſenden; — zu wiſſen: du nennſt keinen grünen Fleck in dieſem Lande dein, du läßt ihnen kein Haus, keinen Hof und Acker zurück, daß ſie dein gedenken müßten: dennoch bewahren ſie dein Andenken als ihr theuerſtes Erbe ... unbedeutend, verachtet, eine Schaumblaſe, die du im Leben warſt, erheben ſie dich, wenn du längſt nicht mehr biſt, zur Bedeutendheit ... ſie raffen dich aus dem Staube der Vergänglichkeit auf — wer wird nun Jacob Löw's eigenthümlichen Gedankengang nicht begreifen und daß er ein Behagen darin finden konnte, fünf Knaben würden ihm einſt „Kadiſch" nachſagen? ...

Wir haben bereits erzählt, in welcher Weiſe im Laufe weniger Jahre eines nach dem anderen dieſer blühenden Kinderhäupter dem Hauſe Jacob Löw's entriſſen ward. In einer Reihe liegen ſie auf dem „guten Orte." Als der jüngſte Knabe hinausgetragen ward, waren Jacob Löw und deſſen Frau für dieſe letzte Heimſuchung faſt ſtumpfſinnig geworden. Als hätten ſie es miteinander verabredet, ſprachen ſie nicht von den Dahingeſchiedenen;

Beide wußten, daß ihre Wunde nach wie vor blutete. Nur zuweilen, namentlich wenn er am Freitag Nachmittage nach Hauſe kam, brach es aus ſeinem Gemüthe wie eine jäh aus todtgeglaubter Aſche hervorbrechende Flamme hervor. „Der Menſch iſt ein ſchöner Rechner,“ pflegte er dann mit einem grauenhaften Lachen zu ſeiner Frau zu ſagen. „Auf fünf habe ich gerechnet gehabt, und es iſt mir kein einziger geblieben.“

„Der Menſch ſoll nicht rechnen!“ rief dann jedesmal Eſther, und ſie allein wußte, wie ſchwer ſich dieſer Troſt von ihrer Seele losrang. „Der Menſch ſoll nicht rechnen und Gott vorzählen, denn er verſündigt ſich dadurch. Haben wir nicht unſer Blümele?“

„Kann Dir ein Mädchen „Kadiſch“ nachſagen?“

„Ihre Kinder werden es thun —“

„Und wenn auch ſie . . . den kurzen Athem bekommt, Eſther, auch ſie? Was thuſt Du dann?“

„Ich rechne nicht, wie Jacob Löw . . .“ ſchloß ſie gewöhnlich eine derartige Unterredung, und oft ſaß ihr dabei ein ſchmerzliches Lächeln auf den Lippen. „Im Gegentheil, ich rechne darauf, daß uns unſer Blümele geſund und ſtark bleibt. Das einzige Blümele wird uns doch Gott laſſen? . . .“

Und Eſther hatte Recht. Das Kind wuchs heran und gedieh wie eine friſche Waldpflanze. Auf den erſten Blick wurde man ſogleich gewahr, daß Blümele von einem ganz anderen Schlage ſei, als ihre ſo früh geknickten Brüder. Ihre Wangen leuchteten nicht in jenem trügeriſchen Roth, das bei jenen als Ausfluß vollblütiger Geſundheit gegolten hatte, und ihren Augen fehlte das verzehrende Feuer, das bei den armen Knaben nur ſo lange glühte, als der in ihrem Innern lohende Brand ſich nicht ſelbſt verzehrt hatte. Das Kind entwickelte ſich ganz regelmäßig, faſt unmerklich unter den Augen ihrer Eltern, die noch immer ihre Blicke nach rückwärts zu den Gräbern ihrer Knaben gerichtet hielten. Eines Tages war der von uns noch nicht vergeſſene Doctor Prager auf Beſuch gekommen; denn ſeit dem Tode des letzten Knaben waltete zwiſchen ihm und den Eheleuten eine Art gegenſeitiger Geſpanntheit, wie ſie in ſolchen Fällen ſich gewöhnlich geltend macht. Jacob Löw namentlich empfand beim Anblick des Arztes jedesmal etwas wie jäh aufſteigenden Grimm; nicht daß er ihm etwa die Schuld an dem ſchweren Verhängniſſe aufbürdete … aber gemahnte er ihn nicht ſtets an die, die er verloren, an die mit ihnen hinweggegangenen Hoffnungen, an Alles, was das Licht ſeines künftigen und überirdiſchen Lebens gebildet hatte? Andererſeits war der Arzt zu feinfühlend, um öfters da einzuſprechen, wo ihm, der die Sachlage mit ſeinem Gemüthe überſah, nur ein erzwungener Willkomm entgegentreten konnte.

So waren Jahre vergangen, ohne daß das Kind mehr als flüchtig ihm unter die Augen gekommen wäre, ja, es war ihm beinahe fremd geworden.

„Iſt das Ihre Tochter?“ fragte er ſtockend, während ſeine erſtaunten Blicke an der lieblichen Geſtalt eines ſiebenzehnjährigen Mädchens haften blieben.

Jacob Löw's Frau erbleichte, ſie faßte krampfhaft nach der Hand des Doctors.

„Hören Sie vielleicht auch ihren kurzen Athem?“ ſprach ſie leiſe.

Den Arzt übermannte eine tiefe Rührung, er mußte ſich erheben und trat zu Blümele hin, der er lange in die Augen ſchaute.

„Ich bin nicht krank, Herr Doctor!“ rief Blümele endlich lachend.

„Nein! So wahr es einen Gott giebt, Sie ſind nicht krank!“ rief der Arzt. „Und wenn menſchliches Wiſſen die Anmaßung haben darf, etwas vorherſagen zu wollen, ſo ſage ich nur das Eine: Du biſt geſund, liebes Mädchen, geſund, wie es Eine nur ſein kann, und wirſt auch geſund bleiben.“

„Schwören Sie, Herr Doctor!“ rief dazwiſchen Jacob Löw in einem Tone, aus dem der Arzt ebenſogut wie die tiefſte Erſchütterung, auch einen gewiſſen Hohn zu vernehmen glaubte.

„Ein Arzt kann nicht ſchwören!“ ſagte der Doctor ernſt; „aber er verſichert, daß, ſoweit ſeine Kunſt vorausſetzen darf, Ihre Tochter ... dem Geſchicke Ihrer andern Kinder nicht anheimfallen wird.“

„Die armen, armen Knaben!“ ſeufzte Jacob Löw, indem er ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte.

„Rechneſt Du ſchon wieder, Jacob Löw? ...“ rief Eſther leiſe.

Da ließ er die Hände fallen, ſchwere Thränen rollten ihm über die Wangen. Dennoch lag's auf ſeinem Antlitz wie ein Sonnenſtrahl. Er trat auf Blümele zu und ſchaute ihr lange in die Augen, dann fuhr er ihr mit der Hand über das glänzende, ſchwarze Haar und ſagte mit einer Stimme, die dem Mädchen durch die Seele ging:

„Blümele! Du mußt ganz rechtſchaffen, gut und fromm werden, denn Du biſt jetzt die Einzige, auf die ich rechne. Verſprich mir das.“

Er ſtreckte ihr ſeine Hand hin; nur zögernd ſchlug Blümele ein; ſie that es und empfand dabei einen kühlen Schauer. Jacob Löw ſprach ſo ſonderbar — und ſie ſollte etwas verſprechen, was ſie kaum verſtand.

War es in Folge dieſer Unterredung, aus der Jacob Löw den Troſt geſchöpft hatte, daß der Sturm, der ſein Haus ſo ſchwer heimgeſucht hatte, endlich vorübergezogen ſei, oder etwas Anderes, genug, von dieſem Tage an begann das Daſein für ihn einen neuen Reiz zu gewinnen. Er ſchien erſt jetzt zu bemerken, daß die Anweſenheit einer ſiebenzehnjährigen Tochter in ſeinem ſo lange verdüſterten Gemüthe ein Licht auszuſtrahlen begann, auf das er ſchon ganz verzichtet hatte; er ſchien erſt jetzt gewahr zu werden, wie wunderbar die Schönheit des Mädchens ſich entfaltet hatte. Und ſo ſeltſam war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, ſo auffallend ſein Benehmen, daß es ſelbſt einem flüchtigen Auge nicht entgehen konnte. Er ſprach jetzt ſelten oder faſt gar nicht von ſeinen fünf Knaben, auf die er ſonſt ohne den geringſten Anlaß, ſelbſt bei Gelegenheiten zu reden kam, die fernab von deren traurigem Geſchicke lagen. That er es doch zuweilen, ſo brach er oft mitten in ſeinen Klagen ab und ſeine Augen ſuchten dann nach etwas; war Blümele zugegen, ſo blieben ſie an ihr haften und um ſeine Lippen machte ſich dann ein ſo behaglich ſonniges Lächeln bemerkbar, wie es dort ſeit langer Zeit nicht geſehen worden war. Nie kam er von einer ſeiner Geſchäftsreiſen zurück, ohne daß er für Blümele irgend einen neuen Mädchenputz mitbrachte. Wenn ihm Eſther zuweilen Vorwürfe machte, er „verderbe“ dadurch das Mädchen und mache es eitel, ſo konnte er mit einem ſeltſam befriedigten Lächeln ihr erwidern: „Eſther, es wird ihr nicht ſchaden, wenn ſie dabei nur fromm bleibt.“ Und ſo fragte er auch jedesmal, bevor er das von der Reiſe heimgebrachte Geſchenk Blümele einhändigte: „Blümele, biſt Du in dieſer Woche auch recht fromm geweſen?“ worauf er, ohne die Antwort abzuwarten, ihr mit einer unerklärlichen Haſt das glitzernde oder flatternde Angebinde zuſchob.

Was ging in Jacob Löw's Gemüthe vor? War darin wirklich eine neue Lebensknoſpe aufgebrochen? Eſther ſchüttelte den Kopf oft bedenklich; ſie begriff das verſchwenderiſche Gebahren ihres Mannes gegen Blümele nur in dämmerhaften Umriſſen. Daß er ſeine Freigebigkeit nicht zu bemeiſtern vermochte, weil er des Mädchens erſt jetzt ſich ſicher glaubte, das ſah ſie ein; in welchem Zuſammenhange ſtand dies aber mit der Frömmigkeit, auf die er ſtets einen ſo eindringlichen Nachdruck legte?

Blümele ſelbſt fragte einmal ganz ernſt die Mutter:

„Mutter, was will der Vater ſtets mit ſeinem: Sei fromm, Blümele! Bin ich's denn nicht? Oder thue ich zuweilen etwas, was nicht recht iſt?“

Eſther beſann ſich lange, welche Antwort ſie dem Kinde geben ſollte. Dann ſagte ſie raſch:

„Es ſchadet nicht, wenn man ſtündlich und täglich zur Frömmigkeit gemahnt wird . . . und Dein Vater weiß es gewiß beſſer, als Du, warum er es ſo oft thut.“ —

Blümele war von leicht rollendem Blut; derartige Antworten genügten ihr, und ſie dachte nicht weiter nach. Jacob Löw hatte die Frage: ob ſie fromm geweſen? ſo oft an ſie gerichtet, daß ſie ihr zuletzt zu einer Redensart wurde, der ſie keinen tieferen Sinn unterlegte. Was ſie zum erſten Male mit allen Schauern überfallen, das glitt im Laufe der Zeit von ihr ab, gleichgiltig und unbeachtet wie Alles, was durch gedankenloſe Angewöhnung ein inhaltloſer Schall wird. Schon hatte Blümele ſelbſt jene Sicherheit erlangt, daß ſie auf die gewohnte Frage ihres Vaters mit einem allzeit bereiten lächelnden Ja! antworten konnte. Sie wußte bereits, daß er keine andere Antwort erwarten wollte.

Seit einiger Zeit wurden die Geſchenke Jacob Löw's an Blümele immer reicher und glänzender; er ſchien keine Grenze ſeiner Freigebigkeit mehr zu kennen. Ganze Ladungen feiner Leinwanden und Seidenſtoffe brachte er nach Hauſe und ſchob ſie mit einer Miene tiefſter Befriedigung ſeinem Kinde zu. Es gab reichere Mädchen in der „Gaſſe", aber keines konnte es Blümele an Glanz und Fülle ihres Anzuges gleich thun. Allgemein hieß es: an jedem Sabbat erſchiene bei Jacob Löw das „Mode-Journal", denn da kam Blümele mit irgend einem neuen Aufputz, der die kühnſten Erwartungen ihrer bewundernden Geſpielinnen übertraf. Alles ſtand dem Mädchen vortrefflich; ſelbſt dem unſcheinbarſten Bande verlieh die Art und Weiſe, wie ſie es zu binden und tragen pflegte, einen eigenthümlichen Reiz.

„Mann," ſagte eines Tages Eſther, als er noch reichlichere Geſchenke, als er ſonſt brachte, vor Blümele hingelegt hatte, „Du thuſt nicht gut daran, daß Du Dein Kind an ſolche Dinge gewöhnſt. Was ſoll ſie in einigen Jahren zu wünſchen haben, wenn Du ihr ſchon jetzt jede Luſt, etwas zu wünſchen, benimmſt? Du kennſt, glaube ich, das Herz der Frauen nicht ganz; wenn es zu voll und geſättigt iſt von lauter Luſt und Freudigkeit, überhebt es ſich gerne und geht dann einen falſchen Weg. Im Gegentheil! Weil das Weib zum Ertragen und Dulden, zu Schmerzen und Leiden geboren iſt, muß man es frühzeitig gewöhnen, genügſam zu ſein. So ein Herz muß immer eine kleine Taſche übrig behalten, wo es einen Wunſch oder eine Luſt gern aufheben möchte . . . Wenn Du aber ſchon jetzt Dein Blümele gewöhnſt, als wäre ſie eine geborene Prinzeſſin, ſo ſage ich Dir nur das Eine: Du thuſt nicht gut damit, Jacob Löw!“

„Jacob Löw iſt im Stande, für ſein Kind mehr zu thun, als andere Leute,“ ſagte er mit einem finſtern Stirnrunzeln. „Warum habe ich nicht mehr als das Eine Kind? . . . Ich brauche mich nicht auf's Sparen zu verlegen.“

„Du übertreibſt . . .“ meinte Eſther ernſt, „und verdirbſt das Kind.“

„Narrele!“ unterbrach ſie mit einem Male Jacob Löw mit einem lauten Lachen, „glaub' doch nicht, daß ich auf meine alten Tage den Verſchwender und Flauſenmacher ſpielen werde. Nichts liegt mehr abſeit von mir, als dies ... Wie alt iſt denn unſer Blümele?“

„Siebenzehn Jahre!“ rief Eſther mit einiger Bewegung.

„Siebenzehn Jahre!“ ſpottete Jacob Löw mit zunehmender Luſtigkeit, „und noch keine Ausſtattung! Wenn Du nicht daran denkſt, iſt es nicht meine Pflicht und Schuldigkeit?“

Eſther's Herz verſagte für eine geraume Weile jeden Schlag; ſie war bleich geworden und vermochte kein Wort über ihre Lippen zu bringen.

Keine Mutter hört ohne tiefes Erſchrecken, daß über ihr Kind ein entſcheidendes Wort geſprochen werde, bevor ſie es ſelbſt in ihrem Gemüthe zum Abſchluß gebracht hat. Im erſten Augenblicke erſcheint es ihr beinahe frevelhaft, daß eine andere Hand, als die ihre, den Zukunftsbau ihres Kindes berühre, weil ſie ſelbſt den ihr zunächſt ſtehenden Gatten für zu täppiſch und grobfühlend hält, um all' das nach jenem ſichern Maße feſtzuſtellen und zu beſtimmen, was ihr für das Glück des Kindes am zuträglichſten dünkt. Das war auch die Empfindung Eſther's, und darum erſchrak ſie.

Nach einer Weile faßte ſie ſich und ſagte faſt unvernehmbar:

„Denkſt Du denn ſchon daran ...“

„Schon?“ fragte er lachend, und mit einem pfiffigen

Augenzwinkern ſetzte er ſogleich hinzu: „Eſther, ich habe ihn bereits.“

„Wen?“ rief ſie athemlos.

„Einen, auf den ich ſchon lange meine Augen geworfen habe,“ ſagte er, und ſeine Stimme klang faſt zitternd, „Einen, wie ich ihn für mein Kind brauche und gerade ſo, als wenn ihn Gott eigens für uns und unſer Blümele in die Welt geſetzt hätte. Denn er iſt ſelbſt ein frommes Kind, ehrt Vater und Mutter, und wird darauf ſehen, daß unſer Kind fromm bleibt und gut . . . und uns auch ehrt und nicht . . . vergißt, wenn wir nicht mehr da ſind . . .“

Eſther war durch die Sprache ihres Mannes, die in ihrem Gemüthe verwandte Töne anſchlug, inſoweit beruhigt worden, daß ſie beinahe ſcherzhaft fragen konnte:

„Wer ſoll's denn ſein? Halte mich nicht zu lange in der Spannung.“

„Du kennſt ihn ſo gut, wie ich . . .“ ſagte Jacob Löw langſam. „Es iſt mein Brudersſohn . . .“

„Maier mit den vier Händen! . . .“ rief Eſther, ja ſie ſchrie es beinahe mit einer Heftigkeit, wie ſie dieſer Frau ſonſt nicht eigen war, und ſtand auf, um ſich dann kraftlos wieder in ihren Sitz zurückzulehnen.

Es fiel Jacob Löw hart, in dieſem Augenblicke ſeine Empfindung in Zaum zu halten. Die Zornesader auf ſeiner Stirne war furchtbar anzuſehen; dennoch bezwang er ſich.

„Daß doch alle Weiber in dem einen **Punkte** ſich gleichen!“ ſagte er. „Vier Hände hat er, meinſt Du; ich ſehe an ihm nur zwei, und die ſchaffen rüſtig und tüchtig, wie es ihm kein Zweiter in der Gaſſe nachthut. Ich weiß ſchon, was Du mit Maier's vier Händen verſtehſt... Weibergeſchwätz und Narrethei! Mein Bruderſohn Maier iſt Keiner von der jetzigen leichten Welt, und dafür ſei Gott im Himmel gelobt und geprieſen. Möchte ich ſonſt an ihn gedacht haben? Ich will ihn gar nicht anders, als mit ſeinen vier Händen!“

Eſther ſchwieg. Sie kannte nun die Gedankenfäden ihres Mannes, wie ſie ſich jetzt als ein vollſtändiges Gewebe ihren Augen darboten. Sie gehörte aber nicht zu den Frauen, die in ſolchen Fällen ihr vermeintliches gutes Recht gleichſam auf einen Wurf ſtellen, der ihnen entweder vollſtändigen Gewinnſt oder Verluſt in Ausſicht ſtellt. Vor der Hand ſchloß ſie den Plan ihres Mannes in ihr Herz und drückte darauf das Siegel des Geheimniſſes. Aber ſie hörte ihn zu jeder Stunde des Tages in ſich pochen — und wenn ſie Blümele anſah, konnte ſie ſich einer unſagbaren Traurigkeit nicht erwehren.

Wir werden erſt ſpäter ſehen, daß Eſther's Abneigung aus einer keineswegs dunklen Urſache entſprang, und ſie ſich deren vollkommen bewußt war. Eſther wußte nämlich, daß ihre Tochter auf die einfache Frage: „Blümele, willſt Du Dein Geſchwiſterkind zum Manne haben?“ ... mit einem lauten Gelächter antworten würde, denn Blümele lachte ſtets, wenn ſie ihres Geſchwiſterkindes nur gedachte ... und ſeltſam: Eſther ſtimmte in dieſem Punkte ihrer Tochter vollſtändig bei.

Jacob Löw's Bruderſohn nämlich hatte wirklich das Unglück, mit zwei überflüſſigen Händen, außer den ihm von der Natur verliehenen, ausgeſtattet zu ſein. Von dem Lobe, das ihm ſein Oheim ertheilte, brauchte kein Buchſtabe weggeleugnet zu werden; es war kein Zweiter in der Gaſſe, der es ihm an Tüchtigkeit und Bravheit gleichgethan hätte, — aber nichtsdeſtoweniger ſtand die Thatſache feſt und unverrückbar in aller Leute Ueberzeugung: Maier war vierhändig geboren.

Das war natürlich nur im figürlichen Sinne zu verſtehen; es war ein Spaß, ein Spitzwort. Aber hat das die Leute, namentlich die in der „Gaſſe,“ die mit ihren ſcharfen Augen auf jede Unebenheit lauern, um ſich ihrer als guter Beute zu bemächtigen, jemals abgehalten, das, was eben nur ein Witz war, alsbald in das Gewand der Wahrheit zu kleiden? Und Maier beſaß nicht einmal eine ſolche Unebenheit. An ihm war Alles klein, ſo daß er nicht einmal unter das landesübliche Rekrutenmaß geſtellt werden konnte; dafür hatten jedoch ſeine Arme eine Länge erlangt, die über alle Vorſtellung ging. Sie waren ſo unförmlich lang, daß ſie faſt auf den Boden reichten; dabei hatte Maier die Gewohnheit, namentlich wenn er in Eifer und Zorn gerieth, mit ſeinen Händen ſo heftig zu arbeiten und ſie mit einer ſolchen Geſchicklichkeit zu gebrauchen, daß es in ſolchen Augenblicken wirklich das Anſehen hatte, als hätten ſie ſich vervielfältigt und als wären aus zweien ... ſeltſam genug, vier geworden. Das war aber auch Alles, was ſich unſerm Maier Schlimmes nachſagen ließ. Sein Unglück beſtand jedoch darin, daß dieſes Schlimme zugleich lächerlich war, und dagegen ſind die Menſchen bekanntlich von einer nie verſiegenden Unerbittlichkeit.

Das in Rede ſtehende Spitzwort war übrigens, merkwürdig genug! nicht in der „Gaſſe“ entſtanden, es war eine fremde Erfindung, und zwar hatte es der Fabriksbuchhalter Jaques ihm aufgebracht. Es hatte früher in der Luft geſchwebt, aber erſt Jaques, der Buchhalter, hatte es zu ſich herabgezogen und ihm Namen und Leben gegeben.

Jaques war ein Ungar ... und, um es kurz zu ſagen, der Abgott der geſammten Mädchenwelt in der Gaſſe. Er hatte einen prächtigen Kopf auf mit ſchwarzgelockten Haaren, dunkelblitzende Augen und glänzend weiße Zähne, dabei etwas hochmüthig aufgeworfene rothe Lippen, die ein herrlicher, nach ungariſcher Weiſe aufgedrehter Schnurrbart überſchattete. Jaques ſtellte ſämmtliche junge Männer in tiefen Schatten; wo er erſchien, da war es, als ob ſich mitten unter allerlei niederem Geflügel ein Adler niedergelaſſen. Der ganze grelle Unterſchied zwiſchen der träumeriſch düſtern Natur der Böhmen und der leidenſchaftlich erregten, leichtblütigen, von einer heißern Sonne gleichſam durchglühten des Ungars trat hervor, wo Jaques erſchien; und es iſt leicht zu begreifen, wem der Sieg zufiel. Namentlich an Sabbatnachmittagen, beſonders im Sommer und Frühlinge, war es, wo Jaques Geſtirn in ſeinem vollſten Lichte ſtrahlte. Da gingen die „großen" Mädchen der Gaſſe in Begleitung ihrer Brüder, die Bräute mit ihren Bräutigamen auf den benachbarten Berg, wie die kleine, mit Birnbäumen bepflanzte, gleich hinter den Häuſern der „Gaſſe" aufſteigende kleine Anhöhe hieß. Man hatte von dort aus einen gar erquickenden Anblick; ringsherum waltete Friede und Stille, unten in den Wohnungen herrſchte ſabbatliche Ruhe. Das Gelächter und Plaudern der Mädchen konnte unten vernommen werden, ja, ein ſcharfes Auge konnte die einzelnen Geſtalten, wie ſie da unter einem mächtigen Birnbaume, in's weiche Gras hingebettet, ſaßen, leicht entdecken und benennen. Zuweilen wurde dieſes Lachen ſo laut, daß es den Leuten, namentlich den Müttern, die draußen vor ihren Häuſern ſaßen, wie ein Sonnenſchein über das Antlitz fuhr, und Mancher meinte: „Gewiß iſt der Ungar unter ihnen!" Und er war unter ihnen, denn, wenn er fehlte, war es droben auf dem Berge gar ſtill und langweilig. Jaques gebrauchte gewöhnlich den Kunſtgriff, daß er erſt erſchien, wenn ſich die ganze Mädchenwelt vollzählig verſammelt hatte. Wie leuchteten da die Augen auf, wie färbten ſich da die Wangen, — aber wie krampfhaft ballte ſich auch manche Fauſt! Ohne noch eine Silbe geſprochen zu haben, war die Stimmung der Geſellſchaft eine andere geworden. Und Jaques war jedesmal neu; ſein Unterhaltungsſtoff hatte eine unverſiegbare Quelle, ſie gab immer reines Waſſer. Bald lehrte er die Mädchen einen neuen Tanz, bald ein neues Spiel, wobei er ſich im Pfänderauslöſen wahrhaft großartig zeigte, bald erzählte er ihnen etwas aus ſeiner Heimath. Mitten nach Böhmen zauberte er den ihm andächtig lauſchenden Mädchen die meilenweiten, öden Pußten ſeines Vaterlandes vor, mit den darauf weidenden Pferden und den im Sturmesbrauſen daherfliegenden Cſikoſen, die gelegentlich auf das edle Räuberhandwerk ſich verlegten. Zuweilen brachte er einen Stock, der nach Art einer Flöte mit Blaſelöchern verſehen war, und den er „Cſakan" nannte, und pfiff darauf, wiewohl das eigentlich am Sabbat unſtatthaft war, die ſchönſten ungariſchen Lieder vor. Manchem Mädchen drängten dieſe traurig ſeltſamen Melodieen Thränen in die Augen; aber wenn Jaques dies bemerkte, brach er ſchnell ab und brachte ſogleich einen Spaß vor, der ſie Alle wieder zu unauslöſchlichem Gelächter hinriß.

An einem ſolchen Sabbatnachmittage veranſtaltete

Jaques einen Tanz, den er mit den Mädchen und den andern jungen Männern ſchon öfters probirt hatte. Blümele zählte ſich ſeit Kurzem gleichfalls zu den „Großen“ und war zugegen; ſie hatte ein neues, von ihrem Vater ihr heimgebrachtes Kleid an und in ihren ſchwarzen Haaren eine brennend rothe Schleife, die die merkwürdige Schönheit ihres Kopfes wunderbar hervorhob. Die Paare hatten ſich bereits gebildet; Blümele war von ihrem Geſchwiſterkinde Maier aufgefordert worden, was ſie auch angenommen hatte. Jaques, als Leiter der Unterhaltung, zugleich als Orcheſter, denn er ſang auch die den Tanz begleitende Muſik, hatte ſich keine Tänzerin auserſehen. Da fiel ſein Blick auf Blümele und ihren Tänzer Maier, der mit ſeinen langen Händen aus lauter Freude und Genuß wie mit Windmühlenflügeln um ſich ſchlug.

„Wie?“ rief Jaques, indem er ſeinen Arm in den des Mädchens legte, mit lachendem Munde, wobei ſeine rothen Lippen noch einmal ſo hochmüthig wie ſonſt glühten, „wie? darf ich es zugeben, daß die ſchönſte Blume in der Gaſſe mit einem vierhändigen Menſchen tanzt?“

Die ganze Geſellſchaft brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Maier mit den vier Händen!“ tönte es von allen Seiten.

„Wie verſtehen Sie das … Jaques?“ fragte Maier, am ganzen Leibe zitternd.

„Wie ich das verſtehe?“ rief der übermüthige Jaques. „Ich will Ihnen genau ſagen, wie ich das verſtehe. Meſſen Sie einmal zu Hauſe mit der Elle Ihre beiden Hände und Sie werden finden, daß ſich ganz gut noch einmal ſo viel daraus machen läßt.“

„Jaques hat Recht! Jaques hat Recht!“ kicherte und lachte es von allen Seiten.

„Blümele, willſt Du mit mir nicht tanzen?“ wandte ſich Maier an ſein Geſchwiſterkind, und ſah ſie mit ſeinen kleinen Augen beinahe flehend an.

„Ich ſagte es Ihnen ja ſchon, daß ſie mit Ihnen nicht tanzen darf,“ rief Jaques und drückte verſtändlich genug den Arm des Mädchens.

„Willſt Du mit mir nicht tanzen, Blümele? …“ wiederholte Maier dringender. In ſeiner Stimme klang etwas, das einem weniger leichtſinnigen Mädchen geoffenbart hätte, es ſei ihm um etwas mehr, als um die Gewährung eines Tanzes zu thun.

„Beim Tanze braucht man nur zwei Hände!“ raunte Jaques dem Mädchen in's Ohr.

Da lachte Blümele hell auf; ſie lachte ſo laut und heftig, daß ihr die rothe Schleife aus den Haaren fiel. Nun bückte ſich Jaques raſch, ehe ihm ein Anderer zuvorkam, und befeſtigte ſie dem Mädchen mit kunſtgeübter, in ſolchen Dingen erfahrener Hand. Warum erzitterte Blümele's ganzes Weſen während dieſer einfachen Dienſtleiſtung? Warum erglühte ſie bis an ihre weiße Stirne?..

Unſerem Maier war es aber in dieſem Augenblicke, als müßte er Blümele mit aller ihm innewohnenden Gewalt von Jaques' Seite wegreißen. Trotz ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth war er jetzt ein gereizter, wilder Löwe. Er ſtreckte ſeine beiden Hände gegen Blümele aus . . .

„Um Gotteswillen!“ rief Jaques mit komiſchem Schrecken, indem er Blümele einige Schritte nach rückwärts zog. „Ziehen wir uns zurück, bevor es zu ſpät iſt und er uns erdrückt; denn der iſt wie eine Spinne, wenn ſie eine Fliege verſpeiſen will.“

Da lachte Blümele noch heller auf, als vorher, und noch ehe ſie ſich recht beſinnen konnte, was ſie Maier ſagen ſollte, hatte Jaques die Melodie angeſtimmt und flog mit Blümele dahin; auch die andern Paare hatten ſich in Bewegung geſetzt, und um den alten Birnbaum drehte ſich das heiterſte Leben.

Ahnte es Maier mit den vier Händen, daß in dieſem Augenblicke die erſte Maſche jenes Netzes gewirkt ward, das ſein Lebensglück . . . und bald auch das eines Andern, in ſich aufnehmen und als willkommenen Fang dem Fiſcher: Unglück zuwerfen ſollte? Ein unnennbares Weh durchzuckte den armen Jungen, wie er da an den

Birnbaum gelehnt ſtand und zuſehen mußte, wie ſein Geſchwiſterkind Blümele in den Armen des glücklichen Jaques auf dem weichen Graſe dahinflog ...

Als Blümele von dieſer ſabbatlichen Unterhaltung nach Hauſe kam, glühten noch ihre Wangen im dunkeln Feuer heftiger Erregtheit, ſo daß Eſther, eingedenk ihrer verſtorbenen Knaben, erſchrocken ausrief:

„Blümele, wie ſiehſt Du aus? Du flammſt ja ...“

Blümele warf aber einen flüchtigen Blick in den Spiegel und ſagte luſtig:

„Jaques hat uns ſo gut unterhalten, Mutter ... wir haben getanzt ... und dann habe ich über unſern Maier ſo lachen müſſen. Jaques hat gemeint, Maier iſt mit vier Händen verſehen ... und das hat mir ſo beſonders gefallen, weil Jaques Recht hat. Sieh' Dir ihn nur an, Mutter, und Du wirſt richtig finden: Maier hat vier Hände! ...“

Damals wußte Eſther noch nicht, welche Hoffnungen Jacob Löw auf ſeinen Bruderſohn Maier ſetzte.

In derſelben Nacht hatte Blümele einen ganz ſonderbaren Traum. Sie konnte lange nicht einſchlafen; dann aber, als der Schlummer über ſie gekommen, war es ihr, als tanzte ſie mit Jaques noch immer unter dem Birnbaume auf dem Berge. Sie flog ſo federleicht hin und Jaques ſang eine ſo ſchmelzende Tanzmelodie; dennoch mußte ſie manchmal über die Schultern hinweg nach rückwärts ſich wenden; denn dort, an den Stamm des alten Baumes gelehnt, ſtand Maier und ſtreckte ſeine langen Arme nach ihr aus, und dieſe Arme wuchſen immer mehr zu einer entſetzlichen Länge an. Jaques aber riß ſie immer weiter, der Tanzplan dehnte ſich in unüberſehbare Fernen aus . . . immer ſchöner und ſchmelzender ſang Jaques . . . bis ſie endlich ganz allein waren . . Mit einem leiſen Schrei wachte Blümele auf.

Noch mehre ſolcher Sabbatnachmittage waren dahingegangen, einer herrlicher als der andere; aber Maier war nicht mehr dabei erſchienen. Wenn die luſtige Mädchenſchaar, Blümele in der Mitte, auf den Berg zog, ſtand er hinter den Fenſtern ſeiner elterlichen Wohnung, die langen Arme feſt auf den Rücken gedrückt — damit ſie Niemand gewahr werde.

Das war die Zeit, wo Blümele faſt an jedem Sabbate mit einem neuen Putze erſchien, den ihr der Vater von den Reiſen heimgebracht. Wie ſchön ſaß das unſcheinbarſte Bändchen dem ſchönen Mädchen, aber wie beſtrickend klangen auch die Schmeicheleien, die Jaques ihr während des Tanzes in's Ohr raunte! Alle Andern, ſchon wußte das Blümle, hatten für ſie nur Neid in den Herzen, — er allein, der ſchöne, gefährliche Jaques, war ganz Bewunderung. Jetzt wußte es Jaques ſo einzurichten, daß an jedem Sabbate unter den grünen Bäumen des Berges getanzt wurde. Unter dem Vorwande, daß Blümele für den nächſten Ball, den die junge Männerwelt gewöhnlich an einem der letzten Tage des Laubhüttenfeſtes veranſtaltete, noch nicht genug in den neueſten „Tanztouren" eingeübt ſei, ließ er es nicht zu, daß Blümele von einem Andern, als von ihm, „engagirt" wurde. Dabei zeigten ſich ſeine Talente von ſtets neuen Seiten; es war, als ginge ein verſengendes Feuer von ſeinem Weſen, ja von ſeinem bloßen Hauche aus, daß nichts, was in ſeiner Nähe ſich befand, davor beſtehen konnte. In den Pauſen, die er jetzt ſeltener als ſonſt eintreten ließ — denn es wurde faſt in Einem fort getanzt — erzählte Jaques mit hinreißender Beredſamkeit, wie ganz anders es ſich in ſeinem Vaterlande lebe, als in dem melancholiſchen Böhmen. Dort ſeien die Leute von einem ganz anderen Schlage als hier; ſie ſeien wie Edelleute gegen die böhmiſchen Juden. Dort ſei man nicht genöthigt, mit Pfennigen zu ſparen, üppig fließe das Leben, Alles habe man vollauf, und der Wein, den man in Böhmen nur löffelweiſe den Kranken einzutröpfeln pflege, der ſtröme dort in Bächen. Sein eigener Vater habe acht Pferde im Stalle ſtehen, mit denen er zu Markte fahre, denn ein kleineres Geſpann anzuſchirren, ſei in Ungarn eine Schande! Er ſelbſt habe ſeine Kindheit mehr auf dem Rücken eines Roſſes, als bei den Büchern zugebracht; hinter ihrem Hauſe dehne ſich die meilenweite Pußta aus, da ſei er oft, nur in

Begleitung ihres Knechtes Jánós, auf einem ungeſattelten Pferde ſtundenlang ohne Ziel und Abſicht fortgeritten, über ſich nichts als den blauen Himmel und unter ſich die weite, wogende Fläche der Pußta! Hei! ſei das ein Leben geweſen! In Ungarn, da ſehe man erſt, wie endlos und weit die Welt ſei; in Böhmen ſei ſie aber ſchon beim nächſten Dorfe mit Brettern verſchlagen ... und die Menſchen daſelbſt hätten denſelben Charakter! Männer und Frauen ſeien ſich in dieſer Hinſicht ähnlich, es mangelte ihnen das Feuer und der Unternehmungsgeiſt, nichts ſei in ihnen, gar nichts anzutreffen, als kalte Berechnung und herzloſer Eigennutz!

Wenn Jaques ſich in ſolchen Schilderungen ſeiner Heimat erging, da lächelte ſo Mancher ungläubig vor ſich hin, aber Niemand hatte den Muth, ihm mit entſcheidender Rede die verdiente Zurechtweiſung zu ertheilen. In Blümele's Gemüth fielen aber ſeine Worte wie glühende Funken, die während eines Brandes vom Sturme auf das benachbarte Dach getragen werden. Das Wilde, Grenzenloſe und Phantaſtiſche hob die Welt Blümele's aus den Angeln ... die Verhältniſſe, unter denen ſie aufgewachſen war, ſchrumpften vor ihren Augen zuſammen; ſie fühlte ſich entrückt, fortgeriſſen ... und ſchon begann ſich der Traum, den ſie an jenem Sabbate geträumt, zur Wirklichkeit zu geſtalten. Sie und Jaques befanden ſich allein auf der Welt ... ſie tanzte mit ihm allein ... rings ſchwanden alle Geſtalten, die ſie umgaben, zu bleichen, weſenloſen Geſpenſtern ... ſchon vergaß ſich Blümele ſo weit, daß ſie zuweilen auf Jaques Schultern ihre Hand legte, auf die er dann, wenn er aufſprang und einen neuen Tanz veranſtaltete, einen glühenden Kuß drückte.

Mit Rieſenſchritten ging Blümele's Liebesleben einer Entſcheidung entgegen ...

Wir ſagten vorhin, daß Maier mit den vier Händen keinen Theil an jenen ſabbatlichen Nachmittagsunterhaltungen mehr nahm. Das war jedoch nur zur Hälfte wahr. Wohl ging er nicht auf den Berg, aber gegen Abend, wenn er wußte, daß die Geſellſchaft ſich auf den Heimgang mache, ſchlich er auf einem Umwege, ungeſehen, in ihre Nähe ... um Blümele's Gewand wenigſtens von Weitem flattern zu ſehen. Einmal war er zu ſpät gekommen, die Mädchen und Jungen waren ſo eben die Anhöhe hinuntergeſtiegen, und er konnte nur ihr Lachen und Plaudern vernehmen. Aber dort, unter jenem weitſchattenden Birnbaum, wo ihm von Jaques die fürchterliche Beleidigung angethan worden war, ſtand da nicht Jemand? glänzte es dort nicht wie ein farbiges Kleid? Maier ſah ſchärfer hin, ſeine Augen hatten eine wunderbare Sehkraft in dieſem Momente erlangt ... Nicht Einer ſtand unter dem Baume ... es waren ihrer Zwei ... und Blümele war die Eine und Jaques der

Andere! Sie hielten ſich umfangen und Blümele's Kopf ruhte auf den Schultern des ſchönen Jaques, und die Luft brachte ihr leiſes Flüſtern an das Ohr des Lauſchenden . . .

Mehr ſah unſer Maier nicht. Seine langen Hände wild um ſich ſchlagend, rannte er ſpornſtreichs die Anhöhe in die Gaſſe hinab. Athemlos blieb er vor Jacob Löw's Hauſe ſtehen. Wollte er verrathen, was er ſoeben geſehen? Ein wilder, nie gekannter Krampf, eine Leidenſchaft, wie ſie ſeiner ſanften Seele bis dahin fremd geweſen, tobte durch ſein Gemüth. Wer ihm in dieſem Augenblicke in das verzerrte Geſicht hätte ſehen können, hätte ſagen müſſen: das iſt nicht Maier, der iſt ja um zehn Jahre jünger! — Aber es ging vorüber . . . Nur der ewige Weltgeiſt wußte, was in dieſem gefolterten Herzen vorging, als ſich Maier, hart an der Thürſchwelle des Hauſes, aus dem ihm einſt die Seligkeit eines Liebesbundes entgegentreten ſollte, mit den leiſe hingemurmelten Worten abwandte:

„Sie ſollen es nicht wiſſen! Es iſt zu ſpät!“ —

So war der Sommer vergangen und die „hohen Feiertage“ nahten heran, die diesmal in den Anfang des Herbſtes fielen. Am Vorabend des Neujahrfeſtes, als der Gottesdienſt eben beendet war, kamen, nach einem alten Brauche in der Gaſſe, ſämmtliche Verwandte zu Jacob Löw, als dem anerkannten Oberhaupt der Familie, um ihm und Eſther „ein geſegnetes gutes Jahr" zu wünſchen. Auch Maier mit ſeinen Eltern war gekommen. Da zog Jacob Löw mit einem Lächeln des behaglichſten Wohlwollens, wie es ſeit dem Tode ſeiner Knaben nur ſelten um ſeine Mundwinkel ſich verirrte, unſern Maier auf die Seite.

„Maier Leben," ſagte er, indem er ihn in das Ohr kneipte, „ich hoffe zu Gott, das Jahr wird für uns Alle ein gutes werden, für Dich ſo gut, wie für mich. Und wenn Du heute über ein Jahr wieder zu mir zum Wünſchen kommſt, da ſollſt Du mich nicht mehr Vetter nennen."

„Vetter, um Gotteswillen! . . ." rief Maier erſchrocken.

Aber Jacob Löw ſchnitt ihm raſch das Wort ab, indem er ihm mit der Hand den Mund verſchloß.

„Zum Erſchrecken haſt Du Zeit," ſagte er lächelnd, „wenn's an der Zeit ſein wird. Ich glaube aber, ſie iſt nicht zum Erſchrecken. Da! ſieh' Dir ſie an! . . ."

Er wies mit dem Finger auf Blümele hin, die, angeſtrahlt vom Scheine der vielen Kerzen, im vollen Glanze ihrer Schönheit daſaß. Wer wußte das beſſer, als eben Maier?

Zehn Tage darauf trat ein Ereigniß ein, ſo recht angethan, um mit ſeinem vollſten Lichte die Fügungen eines dunklen Geſchickes zu beleuchten.

Am Verſöhnungstage, etwa gegen die zweite Nachmittagsſtunde, als ſich die Leute im tiefſten Gebete in der großen Synagoge befanden, erſcholl plötzlich von der Rathhausglocke das Feuerzeichen. Im erſten Entſetzen rannte Alles zum Hauſe hinaus, die Männer in ihren Sterbekitteln, die Frauen todtblaß von Schrecken und Faſten, dazwiſchen die Kinder, die in dieſem Augenblicke unbeachtet, heulend nach ihren Eltern ſuchten. Es brannte im Fabrikgebäude, dichter Dampf wälzte ſich über die ganze Gaſſe. Wenn die Fabrik brannte, war kein Haus ſicher. Dahin drängte und flutete nun Alles. Als man auf dem Schauplatze des Brandes ankam, ſah man zur innigſten Freude, daß die Hälfte der Rettung bereits geſchehen war. Jaques ſtand auf einem umgeſtürzten Waſſerfaſſe und leitete mit kräftigem Commando die Löſcharbeit, die von den zahlreichen Fabrikleuten pünktlich und gehorſam ausgeführt wurde. Mitten in dieſem Thun unterbrach er ſich, da er die vielen Männer in ihren Sterbekitteln vor ſich ſah, und rief von ſeinem erhöhten Standpunkte luſtig herab:

„Nicht wahr, Leute, ſo was iſt am heiligen Verſöhnungstage erlaubt, dagegen kann der Talmud nichts einwenden?“

Jacob Löw, der ihm zunächſt ſtand, ſchaute mißmuthig zu Jaques auf; denn ihn verdroß dieſe Rede am furchtbarſten Tage des Jahres, wiewohl Jaques anderſeits eine wohlberechtigte Frage gethan hatte. Da bemerkte er, daß die glänzenden Lippen des Ungars ein Geheimniß verriethen . . . Jaques mußte kurz zuvor, darauf wollte Jacob Löw einen Eidſchwur ablegen, gegeſſen haben! Am heiligen Verſöhnungsfeſte! An des allmächtigen Gottes furchtbarem Gerichtstage!

Jacob Löw fühlte, wie ihm der Grimm zu Kopfe drang; aber er ſchloß ihn in ſich. Die Stunde war nicht danach angethan, um ſeiner Empörtheit Ausdruck zu geben.

Bald darauf war der Brand erſtickt, und die Leute kehrten, da mittlerweile der Abend hereingebrochen war, zum Schlußgebete in die Synagoge zurück.

Beim Nachtmahle jedoch wurde es ſogleich klar, daß Jacob Löw des Ungars nicht vergeſſen hatte. Kaum hatte er einige Speiſe zu ſich genommen, als er den noch vollen Teller weit weg von ſich ſchob.

„Ich mein', es wird zu Gift in mir,“ ſagte er ingrimmig vor ſich hin, „wenn ich noch einen Biſſen zu mir nehme.“

Eſther fragte verwundert und beſorgt zugleich nach der Urſache dieſer Rede.

„Ich ärgere mich nur, daß es ſolche ſchlechte Menſchen giebt, die es nicht einmal über ihr verdorbenes Herz bringen können, dem heiligen Jom Kippur ſeine Ehre anzuthun. Kann ſo ein Hergelaufener ſich nicht bezwingen und ſeinen gierigen Magen im Zaum halten an dem einen Tage im Jahre?"

Natürlich fragte Eſther, wen er damit meine.

„Den Buchhalter meine ich," rief er böſe, „der in der Fabrik iſt und ſich „Jaques" heißen läßt. Iſt er kein Kind jüdiſcher Eltern? Hat ihn keine jüdiſche Mutter geboren? Aber ich habe es gut erkannt mit dieſen meinen Augen: der Hergelaufene hat gegeſſen gehabt, hat ſich geſättigt und gelabt, daß ihm von Fett ordentlich die Lippen getrieft haben."

Eſther bemerkte etwas zurückhaltend, man dürfe die Menſchen nicht nach dem bloßen Scheine verurtheilen.

„Vertheidige ihn nur!" ſchrie Jacob Löw dagegen. „Mir aber regt ſich die Galle gegen den Fremden, der ſich unterſteht, ein ſo ſchlechtes Beiſpiel in unſerer Gemeinde aufzuſtellen. Was Allen heilig iſt, denke ich, muß auch dem Einzelnen heilig ſein! Und dann, Eſther," fuhr er mit immer höher ſteigender Erregtheit fort, „denke ich noch an ein Zweites. Wem Gottes Gebot nicht heilig iſt, wie ſoll dem im gewöhnlichen Handel und Wandel etwas heilig ſein? Meinſt Du, wenn ich der Fabrikant bin, ich laſſe mir von dem meine Bücher führen? Und doch! was ſind Buch und Caſſa gegen ein anderes, weit höheres Gut! Meinſt Du, es werden ſich nicht Eltern finden, gute jüdiſche Eltern, die auf Treu und Glauben, daß ſie ſich einen rechtſchaffenen

Schwiegerſohn einſetzen, ihm ihr Kind, vielleicht ihr einziges Kind, anvertrauen werden? So, Eſther, mußt Du die Sache betrachten und nicht anders. An ein ſo geopfertes Kind mußt Du denken, wenn Du die ganze Schlechtigkeit dieſes Menſchen begreifen willſt, und an die Kinder mußt Du denken, denen er einmal Vater ſein ſoll. Können und werden ſie von Gott etwas wiſſen? — Sein Name ſoll unter uns nicht genannt werden!“

Ein leiſer Schrei unterbrach ihn. Blümele war ohnmächtig geworden. Mit kreideweißen Wangen und geſchloſſenen Augen, die Arme ſchlaff herabhängend, hing ſie in ihrem Stuhle.

Mit der den Frauen in ſolchen Fällen eigenthümlichen Geiſtesgegenwart ſprang Eſther ihrer Tochter bei. Sie ſprengte ihr kaltes Waſſer in's Geſicht, ſo daß Blümele nach einer kurzen Weile die Augen aufſchlug.

„Um Gotteswillen!“ rief Jacob Löw verzweifelnd, „ſoll ſie uns denn auch krank werden? . . .“

„Sei ruhig, Jacob Löw!“ beſchwichtigte ihn Eſther, indem ſie mit ihrer Hand über die todtkalte Stirne Blümele's fuhr; „es wird nichts ſein, das Kind hat ſich nur überfaſtet.“

Es währte noch einige Zeit, bis Blümele zur vollen Beſinnung gelangt war. Plötzlich ſtieß ſie die Hand ihrer Mutter mit Gewalt von ſich, ſo daß Eſther einige

Schritte zurücktaumelte. Mit einem herzzerreißenden Schluchzen ſank ſie vom Stuhle auf den Erdboden, raffte ſich dann auf und ſtürzte zu Jacob Löw, deſſen Knie ſie umfaßte.

„Vater, Vater!“ ſtöhnte ſie aus der Tiefe ihrer Seele, „verſtoß' mich nicht!“

Jacob Löw beugte ſich liebevoll zu ſeinem Kinde herab; ſein Herz war voll Traurigkeit; ſchon dünkte es ihn, die ſchwarzen Fittige jenes Engels über ſeinem Haupte rauſchen zu hören, der fünfmal gekommen war, um die Blüthen ſeines Hauſes zu brechen. War es noch nicht genug?

Eſther ſelbſt war ſeltſam bewegt; ſie bemühte ſich, Blümele vom Boden aufzurichten, und ſprach ihr mit linden Worten zu, ſich zu Bett zu begeben, um ihren aufgejagten Nerven Ruhe zu gönnen. Aber während Jacob Löw, der in dieſer krankhaften Erregtheit nur die Anzeichen der nahenden Gefahr erblickte, ein Gleiches verſuchte, ſchüttelte Eſther bedenklich den Kopf. Blümele brachte unter Schluchzen und Weinen nichts mehr als die Worte hervor:

„Vater, Vater Leben! verſtoß' mich nicht!“

Endlich gelang es den Anſtrengungen beider Eltern, ihr Kind inſoweit zu beruhigen, daß es ſich willig von der Mutter aufrichten und in die Kammer geleiten ließ. —

In der Nacht, die dieſem Auftritte folgte, mochte etwas Entſetzliches in dem Hauſe Jacob Löw's vorgefallen ſein! Keine lebende Seele ahnte es, keiner wurde es jemals ganz klar, welch' ein Verhängniß ſich dort erfüllt hatte . . .

Früh Morgens, als der Gemeindediener ſeinen Gang durch die Gaſſe machte, um mit dem Klopfen ſeines Hammers das übliche Zeichen zum Morgengottesdienſt zu geben, fand er ſchon Jacob Löw in heftigſter Bewegung vor ſeinem Hauſe auf- und niedergehen. Es war ein kalter Morgen und ein grauer Nebel wallte durch die Lüfte. Niemals, ſo erzählte ſpäter der Gemeindediener, könne er ſich erinnern, daß ihn ein menſchliches Antlitz mehr erſchreckt habe, als das Jacob Löw's um dieſe Stunde! Er habe doch viel ſchon mit Todten zu thun gehabt . . . ſo aber habe noch Keiner ausgeſehen. Jacob Löw war in der einen Nacht ein alter Mann geworden. Auf die Frage, warum er ſo frühe ſich um ſeine Ruhe gebracht, da er bis zum Beginne des Gebets noch eine halbe Stunde Zeit habe, hätte Jacob Löw ihn mit einem ſeltſamen Blicke angeſtarrt und dann geſagt: „Könnt Ihr mir nicht ſagen, Wolf, ob der Fabrikbuchhalter Jaques ſchon aufgeſtanden iſt?" worauf der Gemeindediener geantwortet: „Er wiſſe es nicht, und glaube es auch nicht, denn Jaques ſei keiner von denen, die ſich das Gebot zu Herzen nehmen, daß man am Tage nach Jom Kippur wegen des lieben Satans früher als ſonſt ſich „in Schul“ begeben müſſe.“ Da hätte Jacob Löw die Hände über das Geſicht geſchlagen und herzzerbrechend ausgerufen:

„Nicht einmal ein Kadiſch iſt mir geblieben!“ —

Einige Tage darauf verbreitete ſich ein ſeltſames, faſt abenteuerliches Gerücht in der Gaſſe. Jaques, der Fabrikbuchhalter, und Blümele, Jacob Löw's Tochter, waren Brautleute. Nicht einmal die nächſten Verwandten waren zur Verlobung geladen worden; ſie war in aller Stille, mit einer gewiſſen Unheimlichkeit, vor ſich gegangen.

Es mag wohl ſelten einen traurigeren Brautſtand gegeben haben, als den zwiſchen Blümele und ihrem Jaques. Die Braut war faſt niemals ſichtbar; wenn ſie erſchien, verſuchte ſie wohl heiter und glücklich zu ſcheinen, aber ihre Augen verriethen gerade das Gegentheil. Auch Eſther war nicht zu ſehen; die Leute, die zur „Gratulation“ zu ihr kamen, wurden mit dem Bedeuten abgewieſen, die Frau leide fürchterliche Schmerzen. Selbſt Jaques, der glückliche und von allen Jungen beneidete Jaques, ſchlich trübſelig einher; es ſchien wie Blei auf den Schwingen ſeiner ſonſtigen Luſtigkeit zu liegen. Nur am Abend ging er in das Haus ſeines zukünftigen Schwiegervaters; aber dieſer entfernte ſich regelmäßig ohne Gruß und Gegenrede, ſobald Jaques in die Stube getreten war.

Das Haus Jakob Löw's war von einem grauenhaften Banne umfangen.

Drei Monate darauf fand die Hochzeit ſtatt.

Jacob Löw hatte die Vorbereitungen dazu mit einer an Wahnſinn grenzenden Haſt getroffen. Die nöthige „Heirathbewilligung“ war vom Gubernium in Prag mit einer in jener Zeit faſt wunderbaren Schnelligkeit herabgelangt, denn damals geſchah es nicht ſelten, daß ein Brautpaar, das mit braunen Haaren den Verlobungsact unterſchrieben, mit ergrauten unter den Trauhimmel trat. Aber Jacob Löw kannte Wege und Mittel, um an ſein Ziel zu gelangen; er ebnete Berge von Schwierigkeiten und blies mit dem Hauche ſeiner rieſigen Thatkraft alle ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe wie Kartenblätter um.

„Und wenn ich bis zum Kaiſer nach Wien gehen müßte,“ ſagte er zuweilen, wenn er überhaupt ſprach, zu Eſther, „ſo fahre ich am heiligen Sabbat nach Wien. Die Räuber müſſen mir aus dem Hauſe, die Diebe, die mir meinen einzigen Kadiſch geſtohlen haben.“

In dieſer Stimmung brach der Hochzeitstag an.

Jaques mußte nach dem ausdrücklichen Willen Jacob Löw's vorher erklären, nach Ungarn heimzukehren. Die reiche Mitgift gab ihm die Mittel an die Hand, ſich dort ein „Geſchäft“ zu gründen.

Nicht in der Gemeinde, ſondern draußen in einem benachbarten Dorfe wurde die Hochzeit gefeiert. Jacob

Löw lud gleichſam nur als Zeugen zehn der ärmſten Leute, nebſt einigen frommen Weibern dazu; die Verwandtſchaft überging er ganz. Aller Prunk und Schmuck war ausgeſchloſſen; die Muſik war abgeſtellt worden …

Ein grauenhaftes Bild gramvoller Schönheit bildete Blümele. Als kurz vor der Trauung das „Bedecken" erfolgte, wie jene Ceremonie heißt, wenn der Rabbiner der Braut die goldene Spitzenhaube, als Zeichen, daß von nun dieſe Kopfbedeckung ihr Haar decken müſſe, umwirft, ſollte Blümele ihre Eltern um Verzeihung bitten, wie dies eine alte Sitte vorſchreibt. Da ergab ſich eine Scene, wie ſie den anweſenden Leuten nachher nie aus dem Gedächtniſſe ſchwand. Wie eine Raſende, heulend und weinend ſtürzte ſie auf ihren Vater zu und ſtammelte zu ſeinen Füßen unverſtändliche Worte.

Jacob Löw ſtand aber unbeweglich da, nicht ein Muskel in ſeinem Antlitze regte ſich, während Eſther, den Tod im Geſicht, neben ihm ſaß und ſtill vor ſich hinweinte.

„Was willſt Du noch jetzt von mir?" ſprach er mit anſcheinender Ruhe. „Habe ich für Dich nicht gethan, was nur ein Vater thun kann . . . und noch mehr? Jetzt biſt Du mein Kind nicht mehr, ich nicht Dein Vater. Der Markt iſt zu Ende, die Rechnung iſt abgeſchloſſen. Meinſt Du, es wird mir ſo ſchwer fallen, Dich zu vergeſſen, wie Du Deine Eltern, vor Allem . . .

Dich ſelbſt vergeſſen haſt? Ich könnte Dir meinen Fluch auf den Weg mitgeben, aber ich thue es nicht. Wenn es Dir einmal ſchlecht geht, ſollſt Du nicht ſagen können: Es geht mir ſchlecht, weil mich mein Vater verflucht hat. Segnen kann ich Dich auch nicht . . . man ſegnet die nicht, die das Haar ihres Vaters mit Schande bedeckt hat . . .“

Dieſe letztern Worte hatte er ſchon ſo leiſe geſprochen, daß ſie nur Blümele's Ohr berührten. Es war das letzte Aufflackern einer Liebe, die das grauenhafte Geheimniß ſeines Hauſes ſelbſt jetzt noch, wo es faſt offenkundig vor Aller Augen lag, nicht preisgeben wollte. Mit einem lauten Schrei ſtürzte Blümele von ihm fort und klammerte ſich an Jaques, wie hilfeſuchend.

„Und nun zur Chuppe (Trauung), Ihr Leute!“ herrſchte Jacob Löw.

Der Hochzeitszug ſetzte ſich in Bewegung; die Trauung ſelbſt fand in der angrenzenden Stube ſtatt, wo der Trauhimmel aufgerichtet ſtand.

Bei dem darauf folgenden Hochzeitsmahle ging es ſtill und einſilbig zu. Weder Jacob und Eſther, noch das junge Ehepaar rührten eine der Speiſen an; dagegen erwieſen die eingeladenen zehn armen Leute und die frommen Weiber den Genüſſen der Tafel alle Ehre.

Nachdem abgeſpeiſt und das Tiſchgebet verrichtet worden war, ſtand Jacob Löw raſch auf und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

Da nahte ſich ihm Jaques, ſeine junge Frau im Arme.

„Vater," rief er, und es ſchien ihm Ernſt, was er ſprach, „haben Sie Erbarmen mit uns ... Ich will ja Alles wieder gut machen ..."

„Gut machen?" rief dagegen Jacob Löw mit furchtbarem Hohne, ohne den Schwiegerſohn eines Blickes zu würdigen. „Ihr Kind wird für mich doch keinen Kadiſch ſagen."

Dann ergriff er Eſther's Arm ...

„Komm', Eſther, mein Kind!" ſagte er, und ſeine gebrochene Stimme offenbarte erſt jetzt, daß ſeine bisherige Faſſung nur eine erkünſtelte war. „Komm', laſſ' uns in unſer ſtilles Haus zurückkehren. Was haben wir noch zu erwarten? Fünf Kinder haben wir bereits begraben, das ſechſte folgt ihm jetzt nach! Denk' Dir ſchon jetzt, daß wir Zweie einſam ſterben werden, und Niemand wird dabei ſein, als höchſtens ein frommes Weib oder Einer von der heiligen Brüderſchaft! Was braucht Dir aber daran zu liegen? Mit unſerem Gelde werden wir eine Stiftung begründen, und da wird ſich ſchon ein armes Waiſenkind herbeiſchaffen laſſen, das uns an unſerer Jahrzeit Kadiſch nachſagen wird ... Und jetzt komm', Eſther! ..."

Er konnte es nicht verhindern, daß ſich Eſther von ihm loßriß.

„Blümele!“ rief ſie.

Minutenlang hielten ſich die beiden Frauen umfangen; keine ſchien von der Andern laſſen zu können. Endlich löſte Eſther die Umarmung. — — —

Eine Stunde ſpäter fuhr Blümele mit ihrem Manne in dem mit ihrer Ausſtattung beladenen Wagen die Straße, die gegen Prag führt. Vom Rieſengebirge her pfiff ein kalter Wind, rings dehnte ſich die weite, ſchneebedeckte Landſchaft. Die Bäume an der Straße ſchauerten in ihrer weißen Bekleidung, die ihnen der Winter, wie ein mitleidiger Räuber, ſtatt des geraubten grünen Blättergewandes zugeworfen hatte. Als ſie in die Nähe der ſteinernen Straßenpyramide kamen, wo die Wege ſich kreuzen, da der eine in's nördliche Böhmen, gegen Sachſen, der andere nach Prag führt, ſah Blümele dort eine Geſtalt ſtehen, die im Zwielichtdunkel des Abends vom weißen Hintergrunde des Schnees eigenthümlich abſtach. Sie ſchien Blümele zu winken, lange, endloſe Arme gegen ſie auszuſtrecken . . .

Der Wagen ſchoß aber raſch vorbei, da der Weg dort eine bedeutende Senkung macht.

Ueberſchreiten wir einen Zeitraum von nahe ſieben Jahren!

Es iſt ohnehin in der engen Umfriedung unſerer Geſchichte nichts Anderes vorgefallen, als daß man eine arme Mutter indeß bei ihren vorausgegangenen Knaben zur Ruhe beſtattet hat, daß Jacob Löw ein alter, einſamer und hartherziger Mann geworden — und daß Blümele verſchollen geblieben iſt!

Eſther war einige Monate nach der Heirat ihrer Tochter geſtorben. War es der Gram um den unheilbar zerſtörten Frieden ihres Hauſes, oder die nie zu ſtillende Sehnſucht nach der verlorenen Tochter — ſeit jener grauenvollen Nacht, die dem Verſöhnungstage gefolgt, war ſie in ihrem innerſten Weſen gebrochen, das Leben in ihr fand keine Quelle mehr, aus der es neue Erſtarkung ſog. Als ſie ihre letzte Stunde herannahen fühlte, hieß ſie die „frommen Weiber," die bei ihr ſchon mehrere Tage gewacht hatten, da ihrer Auflöſung ſtündlich entgegengeſehen wurde, aus dem Zimmer ſich entfernen, und winkte ihren Mann zu ſich.

„Jacob Löw!" ſagte ſie, ſich mühſam erhebend, ſeine Hand mit ihrer bereits erkalteten berührend, „thue mir den letzten Gefallen . . ."

„Ich weiß, was Du reden willſt, Eſther," ſagte er tief traurig . . . „rede darum lieber nichts."

„Verzeih' ihr, Jacob Löw! Verzeih' ihr!" rief ſie, und ein leuchtendes Roth höherer Erregtheit flog vorübergehend über ihre blaſſen Züge.

„Red' nicht weiter, Eſther!" brachte Jacob Löw mühſam hervor. „Soll ich Dir eine Lüge als Wegzehrung in die jenſeitige Welt mitgeben? Das Kind hat mir zu viel angethan!"

„Merkwürdig, merkwürdig!" meinte Eſther nach einer guten Weile, während ſie die zu einem längern Sprechen nöthige Kraft erlangt zu haben ſchien . . . „Daß doch gerade ſolche Eltern am meiſten böſe auf ihre Kinder ſind . . . wenn ſie ſelbſt die Schuld haben, daß dieſe Kinder nicht gerathen ſind."

„Eſther!" rief Jacob Löw.

„Laſſ' mich reden, Mann! Es iſt ohnehin mein Letztes. Ich bleibe bei dem, was ich geſagt habe. Du haſt ſie verdorben, indem Du ſie zu plötzlich und unvorbereitet auf den Weg des Eitlen und Nichtigen geführt haſt . . . und ich, Jacob Löw . . . ich war ein Weib! Mir hat es nicht recht geſchienen, daß unſer Blümele einen Mann bekommen ſoll, über den man lacht . . . und ſo habe ich geſchwiegen . . . und verſchwiegen, was ich nicht hätte ſehen ſollen! Mein Herz iſt auch daran gebrochen . . . Was willſt Du aber von dem Kinde? . . . Verzeihe ihr, Jacob Löw, verzeih' ihr!"

„Ich kann nicht, Eſther!" rief Jacob Löw weich, aber trotzdem unbeugſam.

Plötzlich ſagte Eſther ſchwach:

„Jacob Löw! Sag' mir jetzt, was zu ſagen iſt . . . es dauert nicht mehr lange . . . Laſſ' mir aber die frommen Weiber nicht herein! . . Ich will nichts Fremdes um mich . ."

Jacob Löw ſchauerte auf; er begann das: „Höre, o Israel! Der Gott, unſer Gott, iſt ein einiger Gott!“ was Eſther mit flüſternden Lippen nachſprach. Als die frommen Weiber, die in der angrenzenden Stube dieſen Ausruf vernommen hatten, darauf hereintraten, legte ſich ſoeben die Ruhe des ausgerungenen Erdenkampfes über Eſther's Antlitz! —

Nichts Fremdes! Das war es ja, woran Jacob Löw's ſeltſam geartete Natur von jeher gekrankt hatte! Nichts Fremdes! Nichts, was dem Herzen gleichgiltig und entfallen, nichts, was man mit Geld und guten Worten ablehnen und abkaufen kann … und nun hatte es Eſther ſelbſt in ihrer letzten Lebensſecunde ausgeſprochen! Sie wollte kein Fremdes um ſich!

Was jedem Andern, von ſolchen Lippen und zu ſolcher Stunde geſprochen, wahrſcheinlich als ein Ruf zur Einkehr in ſich geklungen hätte, gerade das beſtärkte ihn und hielt ihn aufrecht in dem von ihm als zu Recht Erkannten und Behaupteten. Nichts Fremdes! Er wollte es ja auch nicht um ſich, er ſträubte ſich dagegen mit allen Kräften ſeines Gemüthes, — und er ſollte Blümele wieder in ſich aufnehmen, die, wie er glaubte, ihm gänzlich entfremdet war?

Gerade ſeit dem Tode Eſther's war es, daß er es fühlte, wie der Groll gegen das abweſende und verlorene Kind täglich und ſtündlich in ihm wuchs; er fand daran eine Art Behagen, ſich ſelbſt zu beobachten, wie ihm allmälig ein Stück nach dem andern, eine Blüthe nach der andern von ſeiner Seele, von dem abfiel, was er Sehnſucht und Erinnerung ſchalt; er freute ſich, es an ſich ſelbſt zu erleben, wie die Vereinſamung, gleich einem unheilbaren Uebel, immer mehr um ſich griff. Bald, hoffte er, werde nichts mehr von „ihr“ übrig bleiben!

Jacob Löw ſchloß ſich von der Welt ab; er vernachläſſigte ſein Geſchäft und gab es endlich ganz auf. Er ging nur aus dem Hauſe, um im erſten Jahre nach dem Tode ſeiner Frau früh Morgens und Abends ihr im Gottesdienſt das Gebet des „Kadiſch“ nachzurufen. Sie wollte ja nichts Fremdes um ſich! ... Nachdem das Trauerjahr vorüber, geſtaltete ſich ſein Leben faſt einſiedleriſch inmitten der beweglich lauten Gaſſe. Wer zu ihm kam, der konnte ſich eines einſilbigen, ja mürriſchen Empfanges ſicher halten; kaum daß er dem Eintretenden einen Sitz bot oder ihm das übliche: „Geſegnet ſei, wer da kommt!“ entgegenrief. Manchem mochte es dünken, er ſei nur willkommen, wenn er ſich entfernte, und ſo blieben die Beſuche allmälig einer nach dem andern aus.

Hie und da, namentlich in der erſten Zeit, brachte der Briefträger ... andere ſchriftliche Beſuche, verſehen mit dem Poſtſtempel einer ungariſchen Landſtadt; aber er mußte ſie jedesmal als nicht angenommen wieder zurücktragen. Endlich blieben auch ſie aus. Ein einziger ſtändiger Gaſt in Jacob Löw's Hauſe war ſein Bruderſohn Maier mit den vier Händen. Wenn Maier kam, und es geſchah dies regelmäßig an jedem Abend, ſo leuchtete in den Augen Jacob Löw's Etwas auf, was wie Freude ausſah. Nur mit Maier brachte er es über ſich, einen „Franzefuß" zu ſpielen; aber das, was ihnen Beiden in jeder Ritze und Falte ihrer Seelen lauſchte, blieb zwiſchen ihnen unberührt. Ohne daß ſie einander das Wort abgenommen, beſtand ein Vertrag zwiſchen ihnen: Blümele's wurde mit keinem Worte erwähnt.

War's eine Art Vergeßlichkeit oder gar Treubruch von Seite Maier's?

Nach Jahren einmal, als er an einem Winterabend mit dem Vetter beim Franzefuß ſaß, zog er, während Jacob Löw die Karten blätterte, ein gefaltetes Papier hervor, das wie ein Brief ausſah, und legte es vor ſich nieder.

„Was ſoll's mit dem Brief?" fuhr Jacob Löw auf und ſchleuderte, zornmüthige Blicke auf Maier werfend, die Karten auf den Tiſch.

„Ein Brief? Iſt denn das ein Brief?" ſtotterte Maier und ergriff mit ſeinen langen Händen das Papier, um es ſo ſchleunig als möglich in einer ſeiner Rocktaſchen zu verbergen.

„Maier!" ſagte nach einer Weile Jacob Löw, „Du weißt, mich foppt man nicht. Der Brief kommt von … ihr!"

„Ja, Vetter!" rief Maier ängſtlich, ohne aufzuſchauen.

„Und was ſchreibt ſie Dir?"

„Sie bittet mich, ich möchte ihr ſchreiben, wann der Mutter Jahrzeit iſt …"

„Haſt Du ihr's geſchrieben?"

„Ja!"

Nach einer Weile ſagte Jacob Löw:

„Spielen wir weiter. Du haſt anzufangen."

Kurz darauf ſchaffte er einen Hund für das Haus an, der während der Nacht frei im Hof herumlief. Er könne, ſagte er zu ſeinem Brudersſohn, einmal überfallen werden, dagegen wolle er ſich bewahren …

In einer mondhellen Sommernacht ſtörte, wie wir bereits erzählten, das Bellen dieſes Hundes den Schlaf der ganzen Gaſſe. Droben am Himmel wölbte ſich das ſternglitzernde Gewölbe, Sternſchnuppen fielen leuchtend nieder und verloſchen, ſtille floß das Mondlicht. Drunten aber auf der Erde wimmerte das Thier und konnte nicht zur Ruhe kommen. Denn hart neben ihm, draußen vor dem Hauſe, zu dem er nicht hinaus konnte, auf der ſteinernen Bank, regte und bewegte ſich Etwas, flüſterten Stimmen, und zuweilen war es, als werde ein leiſes Wimmern, das einem Kinde anzugehören ſchien, zur Stille geſprochen . . .

Das Winſeln des Hundes währte die ganze Nacht.

Gegen zwei Uhr, als der Mond in ſeiner ganzen Klarheit über dem Hauſe ſtand, öffnete ſich oben im erſten Stockwerke ein Fenſter und eine Stimme rief:

„Wer iſt da unten?“

Der Hund hatte die Stimme ſeines Herrn erkannt und ſchwieg für eine Weile.

„Wer iſt da unten?“ wiederholte es noch einmal oben am Fenſter.

Keine Antwort.

Nur ein leiſes Wimmern, ein unterdrücktes, aus dem tiefſten Jammer einer Menſchenſeele kommendes Weinen . . . und der Hund begann ſeine Klagen auf's Neue.

Droben ſchloß ſich wieder das Fenſter . . .

Der Mond beginnt ſich wieder zu neigen, hie und da verlöſchen ganze Gruppen von Sternen, ein kühler Luftzug erhebt ſich, auf dem Boden glänzen und glitzern die Thautropfen, womit der erwachende Morgen die noch ſchlaftrunkene Erde beſprengt. Wenn ſie ſich den Schlummer aus den Augen reiben wird, mag ſie es wiſſen, daß er ſchon da geweſen und ihre Blumen und Bäume begrüßt hat . . . Auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe Jacob Löw's war es ſtill geworden.

An der entgegengeſetzten Häuſerreihe öffnete ſich um dieſen Augenblick eine Thüre; Tritte wie die eines Mannes werden hörbar; ſie kommen immer näher ... Auf der Bank regt und bewegt ſich nichts ... Welch' ein Anblick bot ſich dem Manne, der davor ſtehen geblieben war! ...

Da ſaß eine Frau, den Kopf tief auf die Bruſt geſenkt; in ihrem Schooße, warm an ihren Leib geſchmiegt, ruhte ein Knabe ... Beide ſchlummerten. Eine Haarflechte, ſchwarz und glänzend, die unter ihrer Haube ſich befreit hatte, ringelte ſich bis auf das Köpfchen des Knaben nieder.

Wie abgehärmt ſah ſie aus! Welche verweinte Schönheit!

Was war es, was den Mann im Anſchauen dieſer Gruppe ſo ſehr erſchütterte? Er bedeckte ſich mit beiden Händen das Antlitz ... unwillkürlich hatten ſeine Lippen ein Wort geflüſtert.

„Blümele!"

Zwei braune Augen öffneten ſich auf dieſen Ruf, der Kopf der Schlafenden richtete ſich auf, die ſchwarze Flechte ringelte ſich in die Höhe. Nun erſt ward ihr blaſſes, abgemagertes Geſicht ganz ſichtbar.

„Blümele!" rief er noch einmal.

Da fuhr ſie mit der Hand langſam über die weiße Stirne.

„Nun ja," ſagte ſie wie traumverloren ... „es iſt gut, daß Ihr mich die Jahrzeit nicht habt verſchlafen laſſen. Iſt ſchon Zeit? . . .“

Sie ſchauderte, von einem innerlichen Fröſteln ergriffen. Das brachte ſie zum vollen Erwachen.

„Weh mir!“ rief ſie, und ihr Haupt ſenkte ſich auf ihre Bruſt. „Es iſt mein Geſchwiſterkind Maier!“

„Erkennſt Du mich auch, Blümele!“ rief Maier mit aller Innigkeit ſeines Gemüths, und jetzt erſt rollten ihm helle Thränen unaufhaltbar herab.

„Und Du ſchreckſt vor mir nicht zurück, Maier?“ fragte ſie nach einer Weile, ohne aufzuſchauen.

„Sei willkommen, tauſendmal willkommen, Blümele Leben!“ ſagte Maier und reichte ihr die Hand.

Sie aber ſchauderte und verſchmähte Maier's Begrüßung.

„Bin ich denn zu Hauſe,“ meinte ſie, indem ſie ſich in die Höhe zu richten verſuchte, „daß Du mich willkommen heißeſt?“

„Wo anders ſollteſt Du denn ſein? Stehe ich nicht vor Dir?“

„Maier!“ ſagte ſie, und ihr Antlitz nahm dabei einen erſchreckenden Zug tiefinnerſter Aengſtlichkeit an . . . „die ganze Nacht bin ich hier auf dieſer Bank geſeſſen . . . ich und mein Kind . . . und der Hund hat gebellt . . . und er muß es oben gewußt haben, daß ich da bin. Kann denn ein Vater ſchlafen, wenn er weiß, daß ſein Kind in der Nähe iſt? ... Aber nicht ein einziges Mal hat er gerufen: Komm' herauf, Blümele, mein Kind! Und ich bin doch die ganze Nacht hier geſeſſen! ..."

„Die ganze Nacht!" rief Maier, und Zorn und Erbarmen bebten in ſeiner Stimme.

„Glaubſt Du, daß er es gewußt hat?" ſprach Blümele fröſtelnd, indem ſie einen ſcheuen Blick nach den Fenſtern warf. „Er muß mich doch erkannt haben ... Glaubſt Du nicht, Maier?"

Maier erwiderte nichts. Nach einer Weile rief er haſtig:

„Du weißt doch, Blümele, daß ich immer Dein guter Freund war ... und es gut mit Dir gemeint habe. Weißt Du das noch?"

„Ja!" ſagte ſie tonlos; „aber ich! ..."

„Laſſ' das, Blümele, laſſ' das! Wenn Du alſo das weißt, ſo wirſt Du thun, was Dein Geſchwiſterkind Maier Dir anräth. Wirſt Du folgen?"

Blümele hielt ihren Kopf tief geſenkt.

„Es iſt Deines Bleibens nicht hier," fuhr Maier fort, „Du kannſt keinen Augenblick hier länger verweilen. Dein Vater darf nicht wiſſen, daß Du da biſt ... Komm' lieber in unſer Haus ... da ſollſt Du Dich und Dein Kind ausruhen ... ſelbſt meine Eltern ſollen nicht wiſſen, wen ſie bei ſich beherbergen, bis ich es ihnen ſage. Dort wollen wir berathen und uns beſprechen, was ... weiter zu thun iſt. Willſt Du? ..."

„Wie kommſt Du denn ſelbſt her um dieſe Stunde?“ fragte Blümele, ſcheinbar mit ihren Gedanken nicht bei Maier's Rede weilend.

„Ich hatte heute einen Gang nach einem Dorfe vor!“ ſagte Maier zögernd ... „Aber der Bauer mit ſeiner Wolle kann noch einige Tage warten ... Willſt Du, Blümele?“

„Und ich ſoll von hier fort, von meines Vaters Hauſe? Da, wohin ich gehöre?“ rief Blümele.

„Komm' nur, komm' nur!“ bat Maier.

Seine Stimme klang ſo dringend, ſein ganzes Weſen leuchtete von einer ſolchen Wahrhaftigkeit, von einem ſo tiefen Ernſte war ſein Antlitz durchgeiſtigt! War das noch derſelbe Maier, über deſſen vier Hände einſt nicht genug geſpottet und gelacht werden konnte?

„Ich gehe mit Dir, Maier, wohin Du mich bringſt!“ ſagte ſie.

Sie wickelte das noch immer ſchlafende Kind feſter in das umhüllende Tuch.

„Gib mir das Kind, Blümele!“ bat Maier.

Es war ein ſeltſam ſcheuer Blick, der aus ihren braunen Augen auf ihn fiel. Sie zögerte einigermaßen und ſeufzte. Dann reichte ſie ihm den Knaben hin.

„Und jetzt komm', Blümele!“ —

Unbemerkt und ſtille erreichte Maier mit ihr ſein väterliches Haus. Gerade als er an die Thüre kam, die er geräuſchlos aufſperrte, erhellte ſich im Oſten ein ſchmaler Streifen Himmels ſo raſch und unvermuthet, daß die Beiden mit einem Male, angeſtrahlt von dem Widerſcheine, im vollen Lichte ſtanden, während ringsherum noch graues Dämmerlicht walkete.

Sollte das ein gutes Vorzeichen für Blümele's Eintritt bedeuten?

Maier hatte in dem Hauſe ſeiner Eltern eine wohleingerichtete eigene Stube in einem thurmartigen, nur durch eine ſteile Treppe zu erreichenden Aufbau, den man längſt zu einem erſten Stockwerke umgeſtaltet hätte, wäre er nur Willens geweſen, auf gewiſſe Wünſche von Vater und Mutter aufzuhorchen. Dieſe kleine Stube war wie eine Burg, unerſteigbar für Jedermann, dem ihr Beſitzer den Einlaß nicht geſtatten wollte. Dorthin brachte Maier ſein Geſchwiſterkind. Im Hauſe herrſchte die tiefſte Stille.

Maier legte den ſchlummernden Knaben in ſein noch offenes Bett; erſt jetzt ſah er, von welcher merkwürdigen Schönheit der Kopf dieſes Kindes ſei. Es trug die Geſichtszüge ſeiner Mutter, wie ſie einſt ſelbſt ihm entgegengetreten war; aber die Lippen und ein gewiſſer Zug um die Mundwinkel gehörten nicht zu Blümele's Weſen. Eine Weile blieb er wie bewundernd vor dem Kinde ſtehen ... dann legte er ſorgſam die weiche Decke über die Glieder des Knaben.

„Die ganze Nacht im Freien!“ murmelte er halblaut vor ſich hin; „und ich habe mich in meinem warmen Bette geſtreckt und habe nichts gewußt.“

Blümele war an der Thüre ſtehen geblieben.

„Willſt Du Dich nicht auch ausruhen?“ meinte er. „Ich will fortgehen und draußen Wache halten, bis Du mich rufſt.“

Da brach Blümele in ein ſchmerzliches Weinen aus: aller Jammer einer Menſchenſeele mochte über ſie gekommen ſein, nun, daß ſie ſich in der Heimat denken mußte und doch nicht zu Hauſe war! — daß ſie es erleben mußte, gerade von Maier aufgenommen zu werden, und zu ſehen, wie er ihr Kind, deſſen Vater Jaques hieß, bettete und wärmte!

„Ich habe es nicht an Dir verdient, Maier!“ ſchluchzte ſie. „Warum jagſt Du mich nicht lieber fort?“

„Laſſ’, laſſ’, Blümele Leben!“ bat Maier, „und lege Dich lieber, ich will Dir ein Bett zurecht machen!“

„Nein, nein!“ rief Blümele mit neu hervorbrechendem Schmerze; „dazu bringſt Du mich nicht, Maier! Bin ich darum gekommen, um zu ſchlafen? Ich muß Dir erzählen . . . ich muß es mir vom Herzen herunterſprechen, ſonſt zerſpringt es und Du ſiehſt mich todt niederſinken. Du mußt mich anhören, Maier!“

„Laſſ’, laſſ’, Blümele!“ bat wieder Maier. „Red’ Dich aus, wenn Du Ruhe erlangt haſt.“

„Jetzt muß es ſein!“ rief Blümele beinahe ſchreiend. „Es wird mich erleichtern, mehr als es Schlaf und Eſſen vermöchte!“

Maier erkannte, daß er dem Verlangen Blümele's keinen längern Widerſtand entgegenhalten durfte. Er ſetzte ſich an das Fußende des Bettes, worin Blümele's Kind ſchlummerte, während ſie auf einem niedern Schemel, faſt zu ſeinen Füßen, ſich niederließ.

Es war die Leidensgeſchichte eines vernachläſſigten und wundgetretenen Herzens, die Blümele erzählte.

Nach Art ſolcher Mittheilungen berichtete Blümele im Anfange faſt verworren und anſcheinend ganz planlos. Aber es ſchien nur ſo. Wenn ſie Nahes und Fernes, Gegenwart und Vergangenheit ſo miteinander verknüpf'e, daß ſie faſt nicht auseinander zu trennen waren, ſo klang doch wieder ein Ton durch das Ganze, als ob das Alles gar nicht zu ihr gehörte, als erzählte ſie nicht von ſich, ſondern von einer fremden Perſon.

Sie begann damit, daß ſie eine Schilderung ihres Eintrittes in die Heimath ihres Mannes entwarf, und kam gleich darauf zu ſprechen, daß Jaques ſie verlaſſen und ſchutz- und freudelos in dem fremden Lande mit ihrem Kinde zurückgelaſſen habe.

„Verlaſſen hat er Dich!“ rief Maier mit weitaufgeriſſenen Augen und ſprang auf, die Hände geballt...

„Was willſt Du?“ ſagte Blümele traurig. „Er war zu einem Edelmanne geboren . . . und hätte ſollen für Weib und Kind ſorgen?“

„Und wo iſt er jetzt . . . der ſchöne Jaques?“ rief er ſo durchdringend, daß es Blümele bis in's Mark ſchnitt.

„Maier!“ bat ſie und ſah ihn mit feuchtem Blick an.

Maier verſtand den Strahl dieſes bittenden braunen Auges.

„Weißt Du, wohin er gegangen iſt?“ ſagte er milde, indem er ſich wieder auf das Bett niederließ.

„Weit über's Meer — nach Amerika!“

Von nun an hütete ſich Maier, die Mittheilungen Blümele's auch nur mit einem Worte zu unterbrechen.

In der erſten Zeit hatte Blümele in der neuen Heimat wirklich dasjenige gefunden, was ihr in Jaques' Schilderungen ſo lebensvoll und beſtechend entgegengekommen war. Jaques trug ſie auf den Händen und wiederholte ſtets, mit ihr ſei ſeinem Daſein ein Glücksſtern aufgegangen. Die Geburt ihres Knaben erfüllte ſie Beide mit einer Seligkeit, von der ſich jetzt nach ſieben Jahren kaum eine Andeutung geben ließ. Ueber Blümele war eine Art Taumel gekommen, ſo daß ihr oft jede Erinnerung an die alte Heimat mit Allem, was ſie umſchloß, zu mangeln begann. Sogar jener düſtere Schatten, der ihr aus Böhmen nachglitt — das Andenken an das, was ſie ihren Eltern angethan, verſchwand, und es war nur Licht und Sonne in ihrem

Leben. „Das Kind ſoll mir ein freier Ungar werden!“ rief Jaques oft im Ueberſchwange ſeines Glückes; „kein ſo zuſammengedrückter und ſcheinheiliger Böhme!“ Selbſt dies beirrte und verletzte ſie nicht. War das Kind nicht ſein? Begehrte ſie etwas anderes, als vollſtändig, ohne jeden Rückhalt, ſein zu ſein?

Allmälig trat jedoch in dieſer Lage eine merkbare Aenderung ein.

Jaques hatte in ſeiner Vaterſtadt, die mitten in einer meilenweit ſich dehnenden Pußta lag und eher ein großes Dorf genannt werden konnte, ein eigenes Geſchäft errichtet, wozu ihm die Mitgift Blümele's die Mittel bot. Ihr aber, der vom Hauſe aus, trotz ihres leichten Sinnes, das ängſtliche Abwägen in Sachen des Erwerbes gleichſam angeboren war, ihr kam es gleich anfangs vor, als habe Jaques für die gegebenen Verhältniſſe „zu groß“ begonnen. Sie war es aus Böhmen gewohnt, zu ſehen, unter welchen Entſagungen und Kämpfen auf der Grundlage ſorgfältig zuſammengehaltener Kreuzer ein nur mäßiger Wohlſtand aufgebaut wird. Jaques aber hatte die Dinge ſo angelegt, wie es zu Hauſe nicht einmal von den Reichgewordenen geſchieht. Das ſah Blümele klar; ſie ſchwieg aber dazu — und ſchwieg lange. Aber als ſie einmal eine finſtere Wolke auf der Stirne ihres Mannes zu erblicken glaubte, die ſtets ſo heiter, ſo übermüthig ſorglos leuchtete, wagte ſie eine Bemerkung, die Jaques ſehr übel aufnahm. Er ſchalt ſie eine „Böhmin,“ der die kleinlichen Begriffe und Vorſtellungen als Erbtheil ihrer Landsleute mitgefolgt ſeien. Sie möge aber nicht vergeſſen, daß ſie nicht mehr in Böhmen lebe; die Welt wäre ein unausſtehlicher Aufenthalt, wenn lauter Böhmen darin wohnten. Darum ja ſei Ungarn geſchaffen worden.

Wollte Jaques nur ſich ſelbſt, wollte er nur Blümele tauſchen?

Aber von dieſem Augenblicke an trat zwiſchen den beiden Eheleuten der klaffende Riß zur Schau, den innerlich ganz entgegengeſetzte Naturen immer erzeugen müſſen. Jaques nannte „böhmiſch“ was ſeinem hochfahrenden Sinne und ſeiner alles Kleinliche verachtenden Sorgloſigkeit in den Weg lief. Blümele ſah bereits mit geſchärftem Auge, daß ſeine Verhältniſſe in dem Maße ſich verſchlimmert hatten, als er einen gewiſſen Hochmuth, den ſie doch in jungen Jahren ſo bewunderungswürdig gefunden hatte, zur Schau trug. Jaques mochte es unerträglich finden, das Auge ſeiner Frau, wenn ſie auch nicht ſprach, als einen ſteten Frager auf ſich gerichtet zu ſehen. Er wandte ſich von ihr ab, er vernachläſſigte ſie; ſein Haus und ſein Kind hatten für ihn allen Reiz verloren. Statt ſeiner „Geſchäfte“ ſich anzunehmen, brachte er die meiſte Zeit außer dem Hauſe zu, meiſt in Geſellſchaft ungariſcher Edelleute, mit denen er ſpielte, ritt und auf die Jagd fuhr. Jetzt erſt ſchien ſeine innerſte, nur durch Geburt und Verhältniſſe anders beſtimmte Natur den eigentlichen Boden gefunden zu haben, worin ſie gedeihen konnte. Jaques war kein Kaufmann — er war ein geborener Edelmann!

Von nun an hielt ſich Blümele für verloren.

Zu dieſen Leiden, doppelt ſchwer zu ertragen, da ſie in der fremden Umgebung keiner Seele ſie anvertrauen konnte, geſellte ſich mit einem Male das Gefühl eines ſo unbezwinglichen Heimwehs, daß ſie ernſtlich krank zu werden befürchtete. Nur der Hinblick auf ihr Kind gab ihr den Muth und die Kraft. Sie hatte von einem durchreiſenden Handwerksgeſellen aus Böhmen erfahren, daß ihre Mutter längſt todt ſei. Von nun an hörte ſie in ihrer Seele keinen andern Laut, als das Wort: „Jahrzeit.“ Auf das Grab der Mutter zu gehen, ſich daſelbſt auszuweinen, nichts zu thun, als zu weinen, und dann wieder zurückzukehren, erſchien ihr als eine Seligkeit, der gegenüber alles Leid verſchwand. Sie ſprach einmal mit Jaques davon, der aber meinte: „Was hat Deine Mutter davon, ob Du den weiten Weg von Ungarn nach Böhmen machſt oder nicht?“ Da ſchwieg ſie; nun kannte ſie ihn erſt recht.

Einige Zeit darauf verreiſte Jaques, wie er Blümele mittheilte, für mehrere Wochen. Nach vierzehn Tagen kam ein Brief mit dem Poſtſtempel: Liverpool! Jaques war nach Amerika gezogen; das Schreiben war einen Tag vor ſeiner Einſchiffung geſchrieben. Er habe, ſchrieb er, in Ungarn das Glück nicht gefunden, auf das er gehofft; Ungarn ſei überhaupt nicht mehr das Land, was es geweſen — es ſcheine nach Amerika verſetzt zu ſein. Darum ſei auch er dieſen Weg gegangen, den vor ihm Hunderttauſende zu ihrem Heile betreten. Er grüßte Blümele und das Kind — und verſprach ſchließlich, von Californien aus von ſich hören zu laſſen.

Seltſam! Blümele fühlte ſich gleichſam erlöſt. Mit dem Reſte ihrer Habe — denn Jaques hatte ſeine Angelegenheiten in größter Unordnung zurückgelaſſen — das Kind in ihren Armen, machte ſie ſich auf den Weg nach Böhmen. Nur erſt die „Jahrzeit“ auf dem Grabe der Mutter vorüber! dann mochte alles Leid, alle Verfolgung und Pein über ſie ergehen und ſie wollte nicht murren! In der Jahrzeit wollte ſie ihre ſchuldbewußte Seele wieder heiligen . . .

„Gott ſoll Dir's gedenken, Blümele,“ rief Maier, nachdem ſie geendet, tief erſchüttert, „daß Du den Gedanken gehabt haſt. Er wird Dir auch beiſtehen.“

Er war aufgeſtanden und durchmaß mit haſtigen Schritten die kleine Stube.

„Die ganze Nacht draußen zuzubringen . . . und ich habe es nicht gewußt . . . Geht das nicht vor Gott? . . .“

ſprach er mit ſich ſelbſt. Dann blieb er vor Blümele ſtehen, die ſtill vor ſich hinweinte.

„Willſt Du mir etwas verſprechen, Blümele?“ rief er, und ſein Auge blitzte und er erſchien in dieſem Augenblicke weit über ſein Maß gewachſen.

Blümele nickte mit dem Kopfe.

„So verſprich mir, nur dasjenige zu thun, was ich Dir anrathen werde; vor Allem: Dich aus dieſer Stube nicht zu entfernen, bis ich Dir ſage: Gehe!“

„Und die Jahrzeit?“ meinte Blümele traurig.

„Die fällt erſt auf übermorgen. Bis dahin laſſ' mich für Dich ſorgen und denken. Willſt Du?“

Blümele reichte ihm ſprachlos die Hand. —

Der Morgen war angebrochen, in der „Gaſſe“ regte ſich das neuerwachte Leben. Maier hielt es nun an der Zeit, ſein Geſchwiſterkind zu verlaſſen, theils um zu erfahren, ob die Anweſenheit Blümele's bereits ruchbar geworden, theils um mit ſeinen Gedanken allein zu ſein; denn ſein Blut war in Wallung und machte ihn unfähig, die nächſten Schritte zu berathen.

Er ging mehrmals durch die „Gaſſe,“ hielt jeden Schulgänger an und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Alle erzählten ihm von der ſeltſam verſtörten Nacht und dem Gebell des Hundes, aber keiner wußte von Blümele!

Allmälig begann ſich ſein unruhiger Gedankenweg zu ebnen; er kam zu dem Entſchluſſe, den Eltern mitzutheilen, welchen Gaſt ſie beherbergten. Welch' ein ungläubiges Staunen und Verwundern, als die Alten dieſe Nachricht erfuhren! Sie wollten das heiligſte Stillſchweigen bewahren, verſprachen ſie; nur nicht zu lange, meinte Maier's Mutter, denn Blümele im Hauſe zu haben und ſie nicht ſehen können, das gehe über ihre Kräfte.

Sie billigten übrigens vollſtändig, was Maier gethan. —

Ein unendliches Wohlſein durchſtrömte ihn, als er gleich darauf die enge Treppe zu ſeiner Stube hinanſtieg und, an der Thüre lauſchend, inne wurde, daß darin tiefe Stille waltete. Mutter und Kind ſchliefen … Maier ſchlich ſich geräuſchlos wieder fort.

Später ging er zu Jacob Löw; er mußte den Alten ſehen, er mußte ſein Geſicht durchforſchen. Maier's Herz klopfte hörbar, als er an der ſteinernen Bank vorüberkam, auf der heute Blümele ein ſo hartes Nachtlager gehabt.

Er traf den Vetter beim Frühſtück.

„Weißt Du, Vetter,“ rief er, nachdem er ihn begrüßt hatte, „daß Dein Hund heute Nacht alle Leute in der Gaſſe rebelliſch gemacht hat?“

„Wie ſo?“ fragte Jacob Löw, und Maier glaubte ein hämiſches Lächeln um ſeine Mundwinkel ſpielen zu ſehen.

„Das Thier hat keine Ruhe gehabt und unaufhörlich gebellt."

„Er wird etwas geſehen haben!" meinte Jacob Löw trocken.

Da faßte ein grimmiges Gefühl an die ſonſt ſo ſanftmüthige Seele Maier's.

„Vetter!" rief er mit beinahe drohenden Blicken, indem er dicht vor Jacob Löw ſtand ... „Vetter! Bis jetzt habe ich Dich geachtet und geliebt, wie Dein eigenes Kind ... aber eine ſolche Härte gegen Dein Fleiſch und Blut hätte ich Dir nicht zugetraut ..."

„Was iſt Dir, Maier?" meinte Jacob Löw ruhig ... „Darf ich mir etwa keinen Hund halten? ..."

Durch dieſe Frage ward Maier einigermaßen verwirrt. That er dem Vetter vielleicht Unrecht, wenn er vorausſetzte, Blümele's Anweſenheit ſei ihm bekannt?"

„Vetter," ſagte er nach einer Weile mit beſänftigter Stimmung ... „weißt Du, daß übermorgen Deiner Eſther „Jahrzeit" fällt? ..."

„Ich weiß, ich weiß!" ſagte Jacob Löw ... - „Oder willſt Du mich daran gemahnen, daß ich meiner Eſther allein „Kadiſch" nachſagen muß? ..."

Was ging mit Maier in dieſem Augenblicke vor? Sein Antlitz hatte einen ſo leuchtenden, faſt verzückten Ausdruck, als hätte ſich ein Gedanke göttlicher Offenbarung darauf niedergeſenkt. Seine Bruſt hob ſich ſtürmiſch, auf ſeinen Lippen ſchien unausgeſprochen eine bedeutende That zu ſchweben …

Er empfahl ſich dem Vetter; wie beſchwingt eilte er dem väterlichen Hauſe zu. Lauſchend an der Thüre ſeiner Stube vernahm er, daß Blümele und ihr Kind ſchon erwacht ſeien. Er trat ein. Blümele ſaß wieder auf dem niedern Schemel und hielt den Knaben auf ihrem Schooße; ſie weinte wieder.

„Blümele,“ rief er athemlos, „kann Dein Kind ſchon leſen?“

Sie verneinte dies kopfſchüttelnd.

„Auch nicht im Gebetbuch?“

„Jaques hat nichts auf die Religion gehalten,“ ſagte Blümele.

Maier's Antlitz verdüſterte ſich, aber alsbald wurde es wieder hell.

„Ich will der Lehrer Deines Kindes ſein!“ ſagte er.

Blümele ſah zu ihm auf und verſtand ihn nicht.

„Was willſt Du mit dem Kinde?“ fragte ſie.

„Ich will ihn das „Kadiſchgebet“ lehren! …“

Wie Maier dies begonnen, welche Lehr- und Lernkünſte er anwandte, um dem Knaben die unverſtändlichen, nie gehörten fremdartigen Laute der heiligen Sprache in's Gedächtniß zu prägen, wie er vor Allem das Kind dazu brachte, daß es ruhig auf ſeinem Schooße aushielt und ſtundenlang dasjenige nachſprach, was er ihm verſagte, ja nicht müde ward, zu begehren, daß er fortfahre . . . wie er es dahin brachte, daß der Knabe ſchon nach der erſten halben Stunde die zarten Aermchen um ſeinen Hals ſchlang und die weichen Kindeslippen auf die ſeinen drückte — es wäre dies unendlich ſchwer, aber auch ſehr leicht zu ſagen.

Maier's Lehrtalent war wie eine jener Wunderblumen, die über Nacht ihre ganze Herrlichkeit entfaltet. Die Blume ſeines Talents ſproßte auf dem warmen Grunde ſeines Herzens . . .

Ab und zu brachte Maier als ſorgſamer Hauswirth Trank und Speiſe.

Als Blümele am Abende ihren Knaben zu Bette brachte, ſprach er unaufgefordert das ganze Kadiſchgebet vom Anfang bis zum Ende, ohne den geringſten Anſtoß zu begehen.

„Welch' einen merkwürdigen Kopf das Kind hat!“ rief Maier begeiſtert. „Das thut ihm kein großer Menſch nach.“

Dann ging er. Es glitt ihm ein langer, unſäglich trauriger Blick aus den Augen Blümele's nach.

Am andern Morgen überzeugte ſich Maier auf's Neue, daß das Gedächtniß des Knaben ein wunderbar treues ſei; das Kind hatte während der Nacht auch nicht das kleinſte Wörtchen des ſchweren Gebets verloren. Zur Belohnung erſann er die heiterſten Spiele und lachte mit dem Kinde und freute ſich mit ihm, und war ſelbſt ein ſeliges Kind geworden.

Gegen Abend, als es zu dunkeln anfing, brachte Maier ein mit Oel gefülltes Glas, worauf ein Docht ſchwamm.

„Jetzt, Blümele,“ ſagte er, „beginnt die „Jahrzeit“ um Deine Mutter! Zünde das Licht an!“

Blümele that, was ihr Maier hieß. Dann ſetzte ſie ſich in einen Winkel der Stube auf den niedern Schemel und ſprach an dieſem Abende kein Wort mehr.

Zur ſelben Stunde, da Blümele das Jahrzeitlicht für ihre Mutter anzündete, flammte es auch in einem andern Hauſe der Gaſſe auf.

So nahe waren ſich Vater und Tochter, daß ſie von ihren Stuben aus die flackernden Flämmchen gegenſeitig erblicken konnten — und doch wieder ſo weit von einander! —

Der Donnerſtag war gekommen. Als Maier am frühen Morgen ſein Geſchwiſterkind wecken wollte, fand er das Kind und Blümele bereits angekleidet. Maier ſah übernächtig aus; alle Geiſter des Zweifels, ob das, was er vor hatte, auch gelingen würde, hatten an ſeinem Schlaf gerüttelt.

„Kommſt Du mich für die Jahrzeit abholen?“ fragte Blümele.

„Du mußt mir Dein Kind auf einige Zeit anvertrauen!“ ſagte Maier mit bewegter Stimme.

„Was willſt Du mit ihm, Maier?“ rief Blümele, und legte, von einem Gefühle von Aengſtlichkeit ergriffen, die Hand auf den Kopf ihres Kindes.

„Es ſoll Deiner Mutter „Kadiſch“ nachſagen.“

Erſt jetzt ſtand das Vorhaben Maier's in aller Klarheit vor Blümele; nun erkannte ſie mit vollem Bewußtſein, welcher Liebesdienſt aus dem Gemüthe dieſes armen, einſt von ihr verlachten und verhöhnten Maier ihr entgegenblühen ſollte.

„Maier!“ rief ſie, „was biſt Du für ein Menſch!“

„Laſſ', laſſ', Blümele,“ bat er, „bis es vorüber iſt.“

„Und ich? Was ſoll ich indeſſen thun?“

„Iſt nicht die Jahrzeit Deiner Mutter heute?“ ſagte Maier mit bedeutungsvollem Ernſte . . .

Auf ſeinen Armen trug Maier den Knaben zur „Schul'“ und es traf ſich gut, daß er auf dem Wege Niemanden begegnete, dem er Rechenſchaft über die ſeltſame Laſt abzulegen hatte. Der Morgengottesdienſt war noch nicht zu Ende, dennoch blieb Maier draußen in der Vorhalle ſtehen; doch hatte er ſich früher überzeugt, daß ſich ſein Vetter Jacob Löw auf ſeinem gewöhnlichen Betplatze befand. Mittlerweile hieß Maier den Knaben, ihm noch einmal das eingelernte Gebet vorzuſprechen; das Kind beſtand dieſe letzte Prüfung vortrefflich. Trotzdem hämmerte es in Maier's Adern faſt zum Zerſpringen, ſein Kopf glühte, ſeine Lippen zuckten krampfhaft …

Endlich näherte ſich der Gottesdienſt ſeinem Schluſſe. Schon ſah Maier, wie ſich ſein Vetter erhob und zum Platze des Vorbeters hin ſich bewegte. Der entſcheidende Augenblick war gekommen. Raſch hob Maier den Knaben auf und trug ihn durch die Reihen der Beter bis zu Jacob Löw hin, an deſſen Seite er ihn ſtellte. Dieſer, verſenkt in die Erinnerung, die dieſes Gebet, und in dieſer Stunde ſchmerzlicher als je, in ihm wach rief, ſah vor ſich hin und bemerkte nicht, was um ihn vorging.

Er begann das Gebet … Aber heller und immer heller ertönten die nämlichen Laute neben ihm aus dem Munde eines Kindes. Da füllten ſich ſeine Augen unwillkürlich mit Thränen … er hielt inne und lauſchte und ließ das Kind allein ſprechen … All' ſein Jammer, all' der ſtarre Herzenskrampf, der ihn durch ſo viele Jahre krank gehalten, ſich ſelbſt und Anderen zur Qual, löſte ſich und zerfloß vor dieſen reinen und hellen Kindeslauten. Was er im tiefſten Winkel ſeiner Seele ſtets verborgen, die Sehnſucht nach der verlorenen Tochter, was er glaubte, daß nie eine menſchliche Seele ihm entlocken könne, das bewirkte dies Kind …

„Wer iſt das Kind?“ ſchrie er mit markdurchſchütternder Stimme, kaum als die letzten Worte des Gebets verklungen waren.

„Vetter!“ rief Maier hinter ihm ... „Es iſt Dein und Eſther's Enkel ... es iſt Blümele's Kind!“

Mit einem leiſen Schrei taumelte Jacob Löw nach rückwärts und hätte einen ſchweren Fall gethan, wenn ihn nicht Maier in ſeinen Armen aufgefangen. Sein Antlitz war todtenbleich, eine Ohnmacht hatte ihn befallen.

Unter den Betern entſtand große Bewegung; ſie drängten ſich hinzu; etwas nie Erhörtes ereignete ſich vor ihren Augen.

Mit einem Male richtete ſich Jacob Löw in den Armen Maier's auf. Er begann bitterlich zu weinen.

„Wo iſt das Kind?“ rief er, da er vor herabſtürmenden Thränen es nicht bemerkte; „wo iſt Blümele's Kind? ...“

Da hob Maier den Knaben auf und legte ihn an des Großvaters Bruſt. Zitternde Arme umfingen das Kind ...

„Blümele! Wo iſt mein Blümele?“ rief Jacob Löw.

* * *

So hatte das Gebet eines Kindes Vater und Tochter entgegengeführt.

Noch an demſelben Tage ſah man Jacob Löw in Begleitung Blümele's zum „guten Orte“ gehen, wo Eſther und die fünf Knaben ruhen. Als ſie von dort zurückkehrten, lag auf den Geſichtern Beider jener Schimmer von Selbſtheiligung, wie ihn Menſchen in Augenblicken erlangen, in denen es ihnen gegeben iſt, Liebe um Liebe, Verſöhnung um Reue auszutauſchen.

Blümele blieb fortan in der alten Heimat.

Sie befand ſich kaum vier Monate daſelbſt, als ein Schreiben einlief, das die Nachricht vom Tode ihres Gatten enthielt. Jaques hatte ſein Ziel kaum erreicht, als ihn mitten unter neuen Lebensentwürfen in San Francisco der Tod ereilte. Dem Briefe beigeſchloſſen war die amtliche Beſtätigung.

Blümele trauerte um den Verſtorbenen ein volles Jahr! —

Und Maier?

Dürfen wir auch jetzt noch das alte bittere Spitzwort wiederholen: „Maier mit den vier Händen?

Nun, wer noch vor wenig Jahren an Jacob Löw's Hauſe vorüberkam, der konnte, namentlich an lauen Sommerabenden, einen Haufen rothbackiger und geſunder Knaben um einen alten weißhaarigen Mann herumtollen ſehen, die ſich alle, bis auf die abweichenden Körpergrößen, zum Verwechſeln ähnlich ſahen. Welch' ein ſonniges Lächeln auf den Lippen dieſes Alten! Welch' ein Aufleuchten ſeiner Augen, wenn ſich manchmal eines dieſer Kinder vom Spiele entfernte und zu ihm kam, um ſich liebreich an ſeinen Leib zu ſchmiegen!

Es waren Maier's und Blümele's Kinder!

Diesmal hatte ſich Jacob Löw nicht verrechnet.

Wiewohl unſtatthaft nach dem Gebrauche, der in der „Gaſſe“ herrſcht, daß Kinder bei Lebzeiten ihrer Eltern einem Dahingeſchiedenen das „Kadiſch“ nachſagen, haben Maier und Blümele es durchgeſetzt, daß Jacob Löw's Enkel ſich als deſſen Kinder betrachten dürfen.

Nicht weniger als acht Enkel ſprechen ihm an ſeiner „Jahrzeit“ das heilige „Kadiſch“ nach!

II.

Die Seelenfängerin.

Die „Seelenfängerin“ iſt in den Gaſſen des Ghettos eine der gekannteſten Perſönlichkeiten; aber die Leute daſelbſt haben nicht gerne mit ihr zu thun. Eine Art Grauen liegt um ihr Weſen gebreitet; wann und wo ſie erſcheint — da muß ſie erſcheinen; wer ſie rufen läßt, dem bleibt nichts Anderes übrig, als ſie rufen zu laſſen; denn, um es geradezu herauszuſagen: ihr Beruf iſt der Tod!

Wem aber dieſes Wort zum erſten Male zu Geſicht kommt, dem wird es wie mit Augen märchenhafter Befremdung anblicken. Hat er es ſchon irgendwo vernommen? Steht es in dem reichen Schatze unſerer Sprache? Umſonſt dürfte er da nachgraben und forſchen — die „Seelenfängerin“ wird ihm nirgends entgegentreten. Da endlich, halb aus gewaltſamer Anſtrengung, halb aus dämmerhafter Kindererinnerung, tauchen mit einem Male jene entſetzlichen Weiber vor ihm auf, die in Ammenſtuben und vergeſſenen Sagenbüchern eine ſo ſpukhafte Rolle ſpielen; Weiber, die in Geſtalt von Katzen zu den Wöchnerinnen ſchleichen, um in unbewachten Augenblicken, ſtatt des holden Neugeborenen, die häßliche Unform eines Wechſelbalgs in die Wiege zu legen, weil ſie feindlich und gram ſind Allem, worin Gottes lebendige Seele ſich regt; oder die in mondheller Mainacht die luftige Fahrt zu jenem Berge antreten, wohin ſie um dieſe Zeit nicht Roß, noch Wagen, ſondern allenfalls eines Beſenſtiels bedürfen.

Mich aber durchzuckt es ſchmerzlich wie ein jäher Vorwurf von den Lippen eines Naheſtehenden, daß ich den Wahn nicht ſogleich in ſeinem Keime zerſtört habe, als ob unſere „Seelenfängerin“ nur um eines Zwirnfadens Breite mit jenen ſchreckhaften Weibern zuſammenhinge, die uns aus Kinderbüchern ſo blutgierig anſtarren, und anklagend ſcheinen mich die guten, frommen Augen einer alten Frau zu fragen: „So was läßt Du die Leute von mir meinen? Alſo ich ſoll einer menſchlichen Seele nachgeſtellt? ich ſoll wie eine Katze auf unſchuldige Kinder gelauert haben? — Bin ich denn keine Mutter geweſen?“

Es iſt ſchon eine geraume Zeit her, daß das ſchönſte und vornehmſte Haus in der „Gaſſe“ von Gerichts wegen an die Meiſtbietenden verkauft wurde. Nicht weniger als acht Fenſter Fronte hatte dieſes Haus; man glaubte vor einem kleinen Palaſte zu ſtehen, wenn man es mit ſeinen dürftigen und gleichſam ſchief gewickelten Nachbarn verglich. Hinter dem Hauſe zog ſich, bis an den Bach hinab, ein weitläufiger und wohlgepflegter Garten; aber eine hohe Bretterwand verwehrte jedem neugierigen Auge den Einblick. Um ſo verwirrender klangen die Gerüchte über die Wunderdinge, die daſelbſt zu erſchauen waren. Hie und da war es einem waghalſigen Knaben aus der Gaſſe gelungen, indem er die Schultern ſeines Kameraden zur Stützlage genommen, über das Gitter hinweg von der ihm fremden Welt eine Vorſtellung zu gewinnen. Dann wußte er den horchenden Genoſſen nicht genug des Außerordentlichſten zu erzählen, von den Blumen und Bäumen, die er im flüchtigſten Ueberſchauen geſehen, dann von der hohen, blaſſen Frau, die zwiſchen den Bäumen ſpazierte, endlich von den zwei Kindern, die in einer Laube ſaßen und ſich mit einer fremden Frau in einer von ihm noch nie gehörten Sprache unterhielten. Einer dieſer lauſchenden Knaben hatte ſogar einmal ein Erlebniß, das er dann mit allen Zeichen des Entſetzens Jedem, der es hören wollte, erzählte. Er war wie gewöhnlich, mit Hilfe der Schultern ſeines Kameraden, die hohe Bretterwand des Gartens hinaufgeklettert, da ſchallte ihm aus jener Laube ein heftig geführtes Geſpräch entgegen.

„Das Kind wird jetzt bald dreizehn Jahre alt,“

hörte er die bewegte Stimme einer Frau; „frag' ihn nur, ob er weiß, wo Gott wohnt? Was hab' ich davon, daß mein Philipp kann franzöſiſch reden mit der Gouvernante, wenn er nicht wiſſen wird, wie er ſich die „Tefillin" (Gebetriemen) ſoll um die Hände und den Kopf ſchnallen?"

„An dieſer Sprache erkennt man den beſchränkten Verſtand des Weibes," erwiderte ſchneidend eine Männerſtimme darauf. „Wozu ſoll er etwas lernen, was er doch einige Jahre darauf vergeſſen wird und ſoll? Mein Philipp ſoll etwas Anderes werden, das iſt mein feſter Wille —"

„Vergißt Du, Mann, wer wir ſind," klagte die Frau und es klang beinahe wie Weinen. „Willſt Du ſie denn ganz hineinſtoßen? — Das Enkelkind meines frommen Vaters, mit dem der Friede ſei, ſoll ihm nicht alſo nachgerathen? Mein guter Vater muß ſich ja zehnmal in ſeinem Grabe herumdrehen, wenn er weiß, wie es in unſerem Hauſe zugeht."

„Wenn er es weiß!" höhnte darauf die männliche Stimme; „wenn er es weiß!" wiederholte ſie.

Ein entſetzlicher Schrei, der den Knaben auf ſeiner unſichern Stützlage im Innerſten erbeben machte, durchſchnitt die Luft. Der Lauſcher konnte noch die Worte vernehmen: „Ruben, ich bitte Dich bei Allem, was Dir heilig iſt, bring' mich nicht noch um dieſes Letzte!" und war dann herabgeſprungen, ſeiner Sprache beinahe unmächtig; denn erſt weit, weit von jenem Garten machte er Halt und erzählte dann den Kameraden, die ihm athemlos gefolgt waren, was er ſoeben erſt vernommen hatte.

Für die Leute in der Gaſſe aber, die aus dem Munde der Kinder in den mannigfaltigſten Zuſätzen das eben Vorgefallene hörten, hatte es nichts Verwunderliches; ſie zuckten höchſtens die Schulter. Was die Kinder nur unvollkommen begriffen, das wußten ſie ja längſt klar. Können Roſen an einem Neſſelſtrauche wachſen? So wenig, wie aus einem Hauſe des Unfriedens Worte des Friedens und des Einklangs hervorgehen.

Selten geſchieht es, daß in irgend einem Gemeinweſen die Krankheit, die an einem Hauſe zehrt, lange verkannt wird. Sonderbar iſt es jedoch, wie namentlich für jenes, das im Munde der Volksmeinung als ein ſtolzes gilt, die Prophezeihung des nahen Falles in ſteter Bereitſchaft ſteht. Tauſend Lippen ſind da immer geöffnet, um die Verwünſchung über einen Bau auszuſprechen, deſſen Trümmer ſchon im Geiſte geſehen werden. Vieler Ohren lauſchen da, ob ſie das ſtürzende Zuſammenkrachen des Gemäuers noch immer nicht vernehmen. Stolz und Ueberhebung des Einzelnen wird im Fleiſche des Gemeinweſens wie ein Stachel empfunden, und vielleicht nirgends ſchmerzlicher und unerträglicher, als — in den Gaſſen des Ghetto's!

Das war nun ein ſolches Haus, auf das man nach der allgemeinen Anſicht mit allem Rechte, das eine Gemeinde in dieſen Dingen für ſich in Anſpruch nimmt, den Vorwurf des Hochmuthes und des Uebermuthes wälzen konnte. Jahre vorher, ehe der Glanz dieſes Hauſes verblich, war es wie von einem Zauberbanne umfangen, der ſich zur beſtimmten Stunde erfüllen mußte.

Ruben Schönmann gehörte lange Zeit zu den Menſchen, die vom Glücke weiter nichts zu begehren hatten. Wozu Andere in der „Gaſſe" im Schweiße und Drange aufreibender Arbeit gelangten, das war ihm ſpielend in den Schooß gefallen. Er hatte jenes Haus ſammt dem Garten ererbt, und eine allgemeine Schätzung ließ ihn in der Fülle von Reichthümern ſitzen, deren Unerſchöpflichkeit Keiner zu begreifen gewagt hätte. Noch als Knabe — man wollte wiſſen, er habe Jahre lang an Oertern zugebracht, wo er niemals mit „Seinesgleichen" zuſammenkam — war er in die Fremde hinaus gekommen; als er zurückkehrte, waren Vater und Mutter todt und er trat in den Beſitz eines ungeſchmälerten Vermögens. Das ſchönſte Mädchen in der Gaſſe wurde ſein Weib, und wenn man von Kindern erzählen wollte, deren Schönheit faſt an das Wunderbare grenzte, ſo nannte man Ruben's Clara und Philipp.

So fremdartig dieſe Namen von den Lippen der Leute klangen, ſo fremdartig war ihnen des Mannes Thun und Laſſen. Er ſtand Keinem im Wege — dennoch verziehen ſie ihm Eins nicht — er hatte kein „jüdiſch" Herz!

Dieſes Wort hat etwas Unſagbares, und es fällt ſchwer, es auch nur in ſchwachen Umriſſen zum Verſtändniſſe zu bringen. Was Manchem nur ein weſenloſer Schein dünken mag, das gewinnt in Wirklichkeit eine Wahrheit und eine Lebensfähigkeit, von der die „Gaſſe" am beſten zu erzählen weiß. Dieſes Herz iſt eine geſchichtliche Ueberlieferung — wer an daſſelbe einen Anſpruch erhebt, will damit ſagen: Vergiß nicht! Sei eingedenk deſſen, was deine, was meine Väter mit einander erlebt, gelitten, wie ſie ſich gefreut und wieder geweint haben! Es iſt der Ausdruck der ſtärkſten Zuſammengehörigkeit, der geheimnißvolle Zug mitfühlender Theilnahme des Einzelnen für das Geſchick ſeines Bruders — was die „Gaſſe" iſt und wie ſie ſich immer darſtellt, ohne jenes „Herz" wäre ſie ein ganz Anderes. Wir hätten wahrſcheinlich nichts von ihr zu berichten!

Das war es nun, was die Leute an Ruben Schönmann vermißten. Er gehörte nicht zu ihnen, er ſchien mit keiner Ader ſeines Lebens mit dem Körper der Gaſſe in Verbindung zu ſtehen; ihr Blutſtrom mündete nicht in ihn ein. Dieſes Alleinſtehen mitten in einer großen Gemeinde hatte für die Leute ſelbſt etwas Grauenerregendes; ihn allein ſchien es in ſeiner eigenen Meinung zu erheben. Er nahm keinen Theil an den Angelegenheiten der Gemeinde, ſchlug jedes Ehrenamt aus und verkehrte mit Niemandem. In der Synagoge erſchien er faſt nie, am Verſöhnungstage ſtand er lautlos an ſeiner Stelle, die Leute wollen nicht geſehen haben, daß er jemals ſeine Lippen bewegte. —

Von einem häuslichen Zerwürfniſſe verlautete übrigens bei der Abgeſchloſſenheit des Hauſes wenig, beinahe nichts. Nur als die kleine „Clara" zur Welt kam, hieß es, ſoll dort für einige Zeit ein Geiſt der Gereiztheit zwiſchen den Eheleuten geherrſcht haben. Die Frau Rubens hätte nämlich darauf beſtehen wollen, daß das Kind auf den Namen ihrer verſtorbenen Mutter „Blümele" genannt werde, Ruben Schönmann hätte aber mit einer Willenskraft, der ſich nichts entgegen ſetzen ließ, geltend gemacht: er wolle ſein Kind nicht „kennzeichnen"; alle ſeine Kinder, und wären es zwanzig, müßten „ordentliche" Namen bekommen, ein Name ſei kein Spaß — und in dieſer Hinſicht wolle er für alle Zukunft für ſeine Kinder geſorgt haben.

Bis dahin hatten die Leute in der Gaſſe das hochmüthige Treiben Ruben Schönmann's wie eine Sache betrachtet, die ſie im Grunde an keiner empfindlichen Stelle traf. Ob das Kind Clara oder Blümele hieß, war ihnen ſelbſt gleichgültig — es lag ſchon damals keine Abſchließung in dieſer Annahme von Kalendernamen. Anders wurde es jedoch, als die beiden Kinder heranwuchſen; da wurde es Allen klar, daß Ruben Schönmann in ſeinem Alleinſtehen nach einem feſtgewurzelten Grundſatze handelte. Die Kinder wurden nämlich in einer Art erzogen, als gehörten ſie nicht der Gaſſe an, ſondern als wohnten ſie in einem Schloſſe, das mitten in einem menſchenöden Walde liegt. Kein Laut, kein Hauch aus der Gaſſe durfte zu ihnen dringen, ſie waren Fremdlinge an einem Orte, dem ſie doch durch die Bande des Blutes angehörten! Wie mit hundert Augen wachte und lauerte Ruben, daß ſie von den Dingen und Leuten, die unten vor ihren Fenſtern vorüberwandelten, keine Kunde bekamen. Eines Tages brachte er aus der Fremde eine Frau mit, von der in der Gaſſe lange Zeit die abenteuerlichſten Gerüchte herumgingen. Sie ſollte eine Sprache ſprechen, die noch kein Menſchenohr vernommen, und zwar habe Ruben ſie nur darum mitgebracht, damit die Kinder nicht einmal deutſch lernten, was doch noch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem in der Gaſſe gebräuchlichen Jargon habe. Es war jedoch nur franzöſiſch, was jene Frau die Kinder lehrte. Selbſt daran hatte ſich die immer wache und nimmer ruhende Sorge der Gaſſe endlich gewöhnt. Aber nun hieß es mit einem Male, jene Frau lehre die Kinder nicht nur franzöſiſch ſprechen, ſie lehre ſie Alles — auch beten! Alſo nicht in der Sprache Zions, in jenen himmelanſchreienden, tauſendjährigen Lauten, die gleichſam Gottes eigene Sprache ſind, nein, in einer fremden, den Kindern unverſtändlichen, die ihnen erſt mühſam von einer Frau beigebracht werden mußte — die ſich nicht zum Glauben der „Gaſſe" bekannte! Darüber kamen die Geiſter in Empörung, und es fehlte nicht an Stimmen, die Ruben Schönmann das Seltſamgefährliche ſeiner häuslichen Einrichtung zu Gemüthe führten. Bei ſolchen Eingriffen in ſein väterliches Recht, wie er dies nannte, blieb Ruben gewöhnlich ruhig; nur ſein Auge blitzte zuweilen in einem unheimlichen Feuer. Mit erſchreckender Bedächtigkeit pflegte er gewöhnlich zu ſagen: „Wollt Ihr wiſſen und ſoll ich es Euch erklären, was Euch eigentlich an meinem Thun und Laſſen ärgert? Ihr kränkt Euch, daß die Zeiten vorüber ſind, wo ſo Einer, wie ich, auf der Schwelle der Synagoge hätte liegen müſſen, dem die Leute über den Leib hinweggingen. Das kränkt Euch, daß Ihr keine Macht an mich habt und daß Euch die Beißzähne ausgebrochen worden ſind. Ich aber bin Herr in meinem Hauſe, und jene Zeiten ſind vorüber!"

Die Hoffnung, daß die Zeit allmälig auf Ruben Schönmann's Grundſätze mildernd einwirken werde, ging nicht in Erfüllung. Er blieb, der er war; auch nicht um einer Linie Breite trat er zurück. Charaktere dieſer

Art, die das Bewußtſein ihres Alleinſtehens einmal für ſich errungen haben, ſehen in jedem Angriffe auf ihre Stellung ein Recht mehr dafür, und meiſtens beſtärkt ſie hereinbrechendes Unglück in ihrem Wahne, ſie müßten die Fahne, die ſie in ihrem Glücke hoch empor getragen, gerade in den Tagen der Drangſal nicht ſinken laſſen.

Die Kinder Ruben's waren indeſſen herangewachſen, doch ihr Weſen kannten nur Wenige in der Gaſſe. Man ſah ihnen nach, wie Geſchöpfen höherer Art, um die ein unnahbarer Strahlenkreis liegt. Man trug ihnen die Fehler ihres Vaters nicht nach; eher bemitleidete man ſie. Zudem waren Beide von einer ſo bewältigenden Schönheit und trugen in ihrer Haltung ein ſo adeliges Gepräge an ſich, daß jeder Spott ſich entkräftet fühlte, ſobald dieſe „Gotteswunder“ mit dem vollen Zauber ihres Weſens erſchienen.

Eines Tages kam Philipp, der ſchon ſeit längerer Zeit von dem Geiſtlichen des Ortes Unterricht im Lateiniſchen empfing, athemlos nach Hauſe. Unten an der Stiege der Pfarrei hatte ein Mann auf ihn gewartet, mit einem langen, weißen Barte, erzählte er der erſchrockenen Mutter, und fürchterlich blickenden Augen, der habe ihn bei der Hand genommen und ſo kräftig gehalten, daß er mit aller Anſtrengung ihm nicht zu entrinnen vermocht hätte.

„Und was hat er von Dir gewollt?“ fragte die Mutter.

„Mama, wie heiße ich?“ rief mit einem Male der Knabe mit unerklärlicher Heftigkeit.

„Philipp heißeſt Du!“

„So nannte mich der Mann nicht,“ rief der Knabe, über und über roth werdend. „Er ſagte „Feiwel“ zu mir. Heiße ich denn nicht Philipp?“

„Das iſt Dein Name . . . für die Welt,“ meinte ſie ausweichend; „hier in der Gaſſe heißt Philipp anders.“

Philipp's ſchönes Angeſicht überflog ein Schatten.

„Ich habe Dir noch nicht Alles erzählt, Mama,“ begann er wieder. „Der Mann nannte mich alſo Feiwel. Weißt Du, Feiwel, ſagte er zu mir, daß Du jetzt bald dreizehn Jahre alt wirſt und dann Tefillin anlegen mußt? Was iſt das, Mama?“

Die Mutter wandte ſich ſeufzend ab.

„Was fragſt Du mich?“ fuhr ſie plötzlich auf. „Frage Deinen Vater darum.“

„Du weißt es alſo nicht?“ rief Philipp erſtaunt.

Die Frau Ruben Schönmann's begriff, daß ſie ihrem Sohne gegenüber zu keiner Lüge ihre Zuflucht nehmen durfte.

„Das ſind Riemen von ſchwarzem Leder,“ ſagte ſie zögernd, „die ſich die Männer während des Gebetes um die linke Hand und den Kopf ſchnallen —“

„Weiter, Mama!“ forſchte der Knabe.

„Weiter weiß ich nicht!“ ſagte ſie beklommen und ſtockte.

Philipp blickte ihr ſtarr in's Angeſicht.

„Der Mann ſprach davon, daß ich jetzt bald mein dreizehntes Jahr erreiche. Was wollte er damit geſagt haben?“

„Um Gottes Willen!“ ſchrie Ruben's Frau auf und bedeckte ſich mit beiden Händen das Antlitz. „Um Gottes Willen, dringe nicht weiter in mich, Philipp, ich kann Dir ja nicht antworten!“

Wir haben bisher von Ruben Schönmann's Frau nur wenig geſprochen. Sie galt allgemein, ſo viel man ſie aus ihrer Abgeſchloſſenheit kannte, für ein ſtill demüthiges Weſen, das willenlos dem Einfluſſe ihres Mannes hingegeben war. Hätte ſie ſich ſonſt die Erziehung ihrer Kinder ſo aus der Hand ſpielen laſſen? In der „Gaſſe“ behauptete man, von einem dunkeln Ahnungsdrange getrieben, daß Rubens Frau, gekränkt, wie ſie ſein mußte, daß ſie ihren eigenen Kindern gegenüber keine „jüdiſche“ Mutter ſein durfte, mit ihrem Manne in häufigem Hader lebe. Dunkle Gerüchte gingen, ſie dürfe mit ihren Kindern nicht ſprechen, denn ſie ſpreche nicht franzöſiſch, und ihr „Deutſch“ ſei nicht nach Rubens Geſchmack. Solche Behauptungen entbehrten aber aller Begründung. Roſalie, wie ſie Ruben ſtatt des ihm unleidlichen „Röſel“ nannte, hatte ſich wohl hie und da ſchwache Einwendungen gegen das Erziehungsſyſtem ihres Mannes erlaubt; aber ſie ſchienen nicht aus der Fülle eines leidenden Gemüthes zu kommen. Sie ſah in ihrem Manne ein Weſen von höherer Einſicht; was er that, das war wohlgethan. Sie kannte wenig von der Welt da draußen; das eng begrenzte Haus, die künſtlich geſchaffene Stille, die rings um daſſelbe lag, that ihrer Neigung wohl. Zudem ſah ſie ſehr wohl ein, wie wenig Recht ſie eigentlich habe, die Anordnungen ihres Mannes anzufechten. Stolz und Freude hob ihren Buſen, wenn ſie auf ihre Kinder, die wie Prinz und Prinzeſſin einherſchritten, niederſah, die ſo ganz anders ſprachen, ganz anders ſich benahmen, als die Kinder der Leute in der Gaſſe. Sie ſelbſt konnte ſich oft ſchwer überreden, daß die Kinder ihr eigenes Blut und Leben wären. Das Fremdartige ihrer Bildung, zu der ihre eigene einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, blieb ihr zwar kein Geheimniß; ſie ahnte wohl, daß dieſes gewaltſame Herausſcheiden ihrer Kinder aus der rings um ſie herum herrſchenden Sitte und Anſchauung manche Gefahren für die Zukunft in ſich berge; aber ſie beſchwichtigte jedesmal dieſen finſtern Gedanken mit dem einen Satze: Ruben muß das beſſer wiſſen, als ich; er war ſchon draußen in der großen Welt — und die Kinder ſind doch etwas ganz Anderes geworden.

Roſalie lebte jedoch in einer Selbſttäuſchung; ſie war unwahr gegen ſich ſelbſt, wie es jedes Gemüth iſt, das ſich unter den bannenden Einfluß eines anderen Willens blindlings begeben hat. Sie hatte ſich gleichſam einſchläfern laſſen — dafür war jedes Erwachen mit jenem eigenthümlichen Gefühle von Dumpfheit verbunden, das nach einem ſchweren Traume eintritt, deſſen zerriſſene Fäden die Seele umſonſt zu ergänzen ſucht.

Ruben's Frau hatte in dem Hauſe ihrer Eltern eine ganz andere Erziehung genoſſen, als die ſie ihren Kindern geben ſah. Die Eltern waren Leute vom alten Schlage, jede „Bildung" war ihnen ferne. Aber Roſalie fragte ſich doch öfters, ob, wenn ihre Eltern noch lebten und die Enkel ſähen, die ſo herrlich gediehen waren, ob ihnen nicht bei aller Freude etwas — fehlen möchte an den Kindern? Ob die alten Leute nicht all' die ſchimmernde Bildung der Kinder hingeben würden eben für jenes Eine, das ihnen abging?

Als Philipp mit ſeiner Mutter jene ſonderbare Unterredung hatte, die wir früher erzählt haben, war Ruben Schönmann auf einer längern Geſchäftsreiſe abweſend. Roſalie hatte alſo Zeit, fern von dem ſie beſtimmenden Auge ihres Mannes, dieſem Erlebniſſe nachzuhängen und es mit jener Zähigkeit, die gerade ein willenloſes Gemüth in ſolchen Lagen entwickelt, feſt in ihre Seele aufzunehmen. Geſpenſterhaft ſchlich ihr nun überall der Gedanke nach: den Kindern fehlt Eines, ſie ſind nicht ſo, wie ſie ſein ſollen!

Als Ruben zurückkehrte, fand er ſeine Frau blaß und abgehärmt; mit ſeinem ſcharfen Blicke erkannte er bald, daß ſie ein Seelenleiden in ſich trug.

Wir kennen den Inhalt des Geſpräches zwiſchen den Eheleuten, das die Knaben aus der Gaſſe über die Bretterwand hinüber belauſcht hatten.

„Ruben, um Gottes Willen!“ hatte Roſalie gerufen, „bringe mich nicht noch um den einen Glauben —“

Das Wort war Ruben tief in die Seele gedrungen; er war auf einen ſolchen Aufſchrei der Frau nicht gefaßt, die er längſt für beſchwichtigt und ſeinen Grundſätzen anhängend wähnte. Er nannte das anfangs „weibiſche Narrethei,“ die ſich wieder von ſelbſt beruhigen würde: ſie hinge, wie alle Weiber, an Kleinigkeiten und überſehe das Mittel über den großen Zweck. Aber Ruben war kein harter Menſch; er liebte ſeine Frau, die Mutter ſeiner Kinder, auf's Innigſte, und nichts lag ferner von ihm, als ihr wehe zu thun.

Seit jenem heftigen Auftritte zwiſchen ihm und Roſalien war nichts vorgefallen, was den einmal zur Schau gebrachten Riß noch mehr erweitert hätte. Roſalie ſchwieg und ſchien gleichgültig geworden. Aber Ruben täuſchte ſich nicht darüber; hinter der verdroſſen gleichgültigen Miene ihres Antlitzes barg ſie etwas, das ihn mehr erſchreckte, als hätte ſie in wilder Heftigkeit ſich ihm widerſetzt. Er ſah Thränen, die ſie nicht geweint hatte, und ihr übernächtig verſtörtes Ausſehen belehrte ihn, daß ſie nicht ruhig war.

„Roſalie,“ ſagte er eines Morgens zu ihr, während ſie gerade das Gebetbuch, das ſie jetzt häufiger als ſonſt zu Hilfe nahm, mit einem andächtigen Kuſſe ſchloß, „Roſalie, ich will Dir's zu Gefallen thun. Ich werde das Kind, wenn Du es verlangſt, an ſeinem dreizehnten Geburtstage in der Synagoge aufrufen laſſen. Nun ſei aber zufrieden!“

Unter dieſem „Aufrufen“ verſtand Ruben die bekannte Ceremonie, der ſich die Knaben an ihrem dreizehnten Geburtstage zu unterziehen haben. Der Knabe wird am Sabbat von dem Vorbeter mit ſeinem und ſeines Vaters Vornamen vor die aufgerollte Thora gerufen und ſpricht zwei Segensſprüche über das offen liegende Gotteswort aus. Hierdurch empfängt er gleichſam die Weihe des Mannes, der im Vollbeſitze ſeiner geiſtigen und körperlichen Kraft fähig iſt, nach den altüberkommenen Geſetzen und Vorſchriften Gottes zu leben — er wird mit einem Worte ein „Bar Mitzwah.“

„Ruben!“ flüſterte Roſalie und legte beide Arme um ſeinen Hals und weinte bitterlich.

„Macht Dich das glücklich, Roſalie?“ fragte Ruben. „Was weinſt Du?“

Roſalie verſuchte zu lächeln; aber es war wie ein

Sonnenſtrahl, der plötzlich hinter Regenwolken wieder verſchwindet.

„Ich freue mich ja, Ruben," ſagte ſie gepreßt . . . „wenn es nur früher geſchehen wäre!"

„Früher, wie meinſt Du das?" forſchte Ruben.

Roſalie hatte keine Antwort darauf.

Noch an demſelben Tage ſchickte Roſalie nach einen Lehrer in der Gaſſe; er ſollte den Knaben für den dreizehnten Geburtstag vorbereiten. Ruben ließ ſeine Frau gewähren; er ſchien für eine Weile ſich jedes Einſpruchs in ihre Verfügungen entäußert zu haben, um mit einem Gefühle von Neugier zuzuſehen, wie weit Roſalie die feſtgewurzelte Macht ſeines Hauſes und die Grundſätze, nach denen die Kinder erzogen wurden, erſchüttern könne.

Der Lehrer aus der „Gaſſe" ſchüttelte verwundert den Kopf, da er fand, daß Philipp auch nicht die leiſeſte Kenntniß von dem hatte, wozu er ihm die Anleitung geben ſollte. Schaamvoll bedeckte er ſein Angeſicht. — Philipp kannte nicht einmal die heiligen Zeichen jener Sprache, deren Laute er doch vor dem Buche Gottes ausſprechen ſollte. Vierjährige Kinder in der Gemeinde übertrafen den beinahe dreizehnjährigen Knaben in dieſem Punkte des Wiſſens. Roſalie bemerkte mit einer Art Grauen, wie es um ihren Sohn ſtand. Sie ermunterte den Lehrer und verſprach ihm reichlichen Lohn; aber er ſchüttelte den Kopf. „Im dreizehnten Jahre fängt man das nicht mehr an," lächelte er trübſelig, und er täuſchte ſich darüber nicht. Einen ſo hellen Kopf der ſchöne Knabe für alle andern Wiſſenszweige mitbrachte — für dieſen einen, der auf einem ihm gänzlich entfremdeten Boden und Stamme wurzelte, zeigte er kein Verſtändniß. Dieſe Zeichen und Laute, die ihn ſo heimatlich traut hätten begrüßen ſollen, blickten ihn kraus und verworren an; nur mit äußerſter Anſtrengung prägte er ſich Sinn und Bedeutung derſelben ein. Verdroſſen folgte er der Anleitung des Lehrers; der Kopf ſchmerzte ihn und eine Art Stumpfſinn hatte ſich über ſein offenes Antlitz gebreitet, wenn ihn der Lehrer verließ.

Nach einigen Monaten erklärte endlich der Lehrer den Knaben inſoweit vorbereitet, daß man denſelben mit einiger Beruhigung an einem der nächſten Sabbate in die Synagoge einführen könnte.

Ruben's Frau ſah dieſem Tage nicht freudig bewegt entgegen. Sonſt bildet die Aufnahme in den Bund der Gemeinde für jeden Knaben eine weiße Säule in ſeinem Leben; nach dieſem Tage blickt er zurück, denn er bleibt lebendig und unverwiſchbar in ſeiner Seele. Was war er für ihren Sohn? Wenn ſie auf ſeine verdroſſen ſtumpfſinnige Miene ſah, wußte ſie es ſehr klar.

Am frühen Morgen des Sabbats, an dem Philipp ſeinen dreizehnten Geburtstag feierte, ſagte Ruben, bevor er zur Synagoge ging: „Roſalie! Ich bringe Dir heute

BAYERISCHE
STAATS-

ein Opfer, und Du weißt nicht, wie groß es iſt! Aber ich habe es nicht ſehen können, daß Du im Stillen Thränen vergoſſen haſt. Du wirſt es erſt ſpäter begreifen ... und da wird es zu ſpät ſein. Gedenk' an mich, Roſalie!“

Roſalie ſelbſt begleitete ihren Sohn nicht zur Synagoge, wie das jede andere Mutter gethan hätte, die dieſen Tag ihres Kindes auch für ihr Leben dankbar aufzeichnet; ſie fürchtete ſich ...

Auf dem Wege zum Gotteshauſe ſagte Philipp, deſſen Miene ſeltſam verſtört ausſah:

„Papa, mir iſt ſehr bange!“

„Wovor?“ lachte Ruben auf, indem er mit einer nicht mißzuverſtehenden Bewegung nach der Synagoge zeigte. „Du wirſt doch vor denen darin keine Furcht haben!“

Aber als der Knabe an der Hand ſeines Vaters in das weite Haus eintrat, in das ihn in früheſter Kindheit Ruben nur „zum Spaß“ einige Male mitgenommen, da überfiel ihn ein Grauen und auf ſein holdes Angeſicht trat die Farbe des Todes. Alle dieſe Leute, die dichtgedrängt Kopf an Kopf neben einander ſtanden, ſo viele Augen, die ſich neugierig auf ihn richteten, das verworrene Brauſen durcheinanderſchreiender Stimmen, die ſich gleichſam das Recht ſtreitig machten, wer von ihnen zuerſt vor Gott gehört werden könnte, all' das zuſammen und der Gedanke, daß er hier an dieſer Stelle zur Prüfung berufen ſei, verwirrte den Knaben und machte ihn in den tiefſten Fibern ſeiner Seele erbeben.

„Fürchte Dich nicht, Philipp,“ raunte Ruben ihm zu; „das Alles iſt ja nur zum Spaß.“

Endlich ward Philipp „aufgerufen.“ In dieſem Augenblicke trat eine lautloſe Stille in der weiten Synagoge ein; Jeder hielt den Athemzug an ſich. Seiner Sinne unmächtig, mit wankenden Schritten, ging Philipp durch die Reihen der Beter; ohne klares Bewußtſein trat er vor die aufgeſchlagene Pergamentrolle der heiligen Lehre. Unſicher begann er die Eingangsworte des Segenſpruches; den übrigen Theil deſſelben ſtammelte er verworren, ſo daß der Vorbeter ihn ergänzen mußte.

Der Sohn Ruben Schönman's hatte ſeinen Eintritt in den Bund der Gemeinde unglücklich beſtanden.

Als er jetzt wieder durch die Reihen der Beter ging, war es, als ob er durch die Ruthen eines Strafgerichtes hindurchſchritte. Ziſcheln und Kichern, höhniſch verzerrte Geſichter umgaben den unglücklichen Knaben von allen Seiten. Ruben empfing ihn mit einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen, als hätte er einen glänzenden Kampf beſtanden.

In dieſem Augenblicke ließ ſich in Ruben's Nähe eine Stimme vernehmen, die grellend rief:

„So ſoll es Allen ergehen, die ſich aus Gott einen Spaß machen. Es wird aber noch ärger kommen.“

Der arme Knabe hatte dieſe Worte wohl vernommen; ſie erfüllten ihn mit kaltem Entſetzen. Wie von einer unſichtbaren Gewalt getrieben, mußte er ſich umdrehen — und Todesſchauer durchrieſelte ihn. Er erkannte den alten, finſtern Mann, der ihn vor einigen Wochen vor der Thüre des Pfarrhauſes angeſprochen hatte.

Ruben blickte ebenfalls nach der Seite hin, woher dieſe Drohung gekommen. Statt aller Antwort, die ſich ihm bereits zornig auf die Lippen drängte, hob er den Knaben zu ſich auf und küßte ihn.

Hoch aufgerichteten Hauptes verließ er dann, Philipp an der Hand führend, die Synagoge.

Was Ruben’s Sohne an dieſem Sabbate widerfuhr, das war ſchon hundert und tauſend anderen Knaben ſeines Alters widerfahren, nur unter ganz verſchiedenen Umſtänden. Bei dieſen hatte man kindliche Befangenheit in Anſchlag gebracht und milde Schonung angedeihen laſſen. Ruben’s Sohn hatte kein Recht, geſchont zu werden. Das ſah Roſalie klar ein, als ihr Mann lachenden Mundes ihr das Vorgefallene mittheilte. Ihr war damit eine unſagbare Hoffnung zerſchlagen worden; dennoch begriff ſie ſehr gut, daß Ruben, wie ſie ihn kannte, jetzt weniger als je geneigt ſein werde, in ſeinen Grundſätzen nachgiebiger ſich zu zeigen. Dennoch glaubte ſie es dem Kinde ſchuldig zu ſein, es wegen ſeines Muthes zu loben und ihm das Ueberſtandene von der heiterſten Seite vorzuſtellen. Ihr Herz war aber traurig, und, ihrem Manne unhörbar, flüſterte ſie dem Kinde in's Ohr: „Mach' Dir nichts daraus, mein gold'ner Philipp! Du kannſt nichts dafür!“ —

Noch in der Nacht deſſelben Tages erkrankte Philipp unter ſehr bedenklichen Anzeichen. —

Das Kind gehörte zu jenen feingearteten Naturen, über die ein erlebter Schreck, eben weil ſie mit zu großer Abſichtlichkeit vor jeder rauhern Berührung der Außenwelt behütet worden ſind, eine deſto verheerendere Gewalt ausübt.

Aus den irren Reden des Kindes, das im heftigen Fieber lag, ging mit Beſtimmtheit hervor, daß es ſich noch immer in der Synagoge wähnte. Seine Einbildungskraft war unter der Herrſchaft dieſer einen Vorſtellung. Zwiſchen Wimmern und heftigem Aufſchreien der Furcht wiederholte es zuweilen die Anfangsworte der Segensformel, dann ſtockte es und griff mit den Händen in das Leere, als wollte es eine drohende Gefahr von ſich ferne halten.

Gegen Morgen ward das Kind ruhiger; der herbeigerufene Arzt wollte jedoch trotz alles Drängens keinen tröſtlichen Beſcheid geben. Der Zuſtand des Knaben war übrigens veränderlich; bald tobte er in den wildeſten Vorſtellungen, die ein erhitztes Gehirn aus ſich erzeugt, bald trat Klarheit aller Sinne ein, worauf er dann gewöhnlich nach der Mutter begehrte, um ihr dann Minuten lang in die Augen zu ſehen. Gegen den Vater zeigte er eine unerklärliche Nichtachtung, ja Abneigung!

Sonderbar! So Beſorgniß erregend der Zuſtand Philipp's war — zwiſchen den Eltern wurde kein Wort, das auf ihre Befürchtungen nur entfernt Bezug nahm, ausgetauſcht. Als hätten ſie es verabredet, drängte Jeder von Beiden ein Wort zurück, das ihnen bereits mit ſchneidiger Schärfe auf den Lippen ſaß: Wer hatte den Zuſtand des Kindes verſchuldet?

Inzwiſchen wühlte die Krankheit immer tiefer an dem Lebensbaue des armen Knaben.

Am achten Tage — es war wieder Sabbat — erwachte das Kind aus einem unruhigen Schlummer. Nur Roſalie befand ſich an ſeinem Bette; da richtete ſich das Kind mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte in die Höhe und umfaßte mit beiden Händen die Mutter, die ſich zu ihm geneigt hatte.

„Mutter!“ flüſterte er ihr mit ſchwacher Stimme in's Ohr, „wenn ich wieder geſund werde, ſollſt Du ſehen, wie fromm ich ſein werde. Du mußt den Lehrer gleich beſtellen.“

Das waren die letzten hellen Worte, die das Kind ſprach; von da an lag es bis zum dreizehnten Tage beſinnungslos, nur abgeriſſene Worte ſtammelnd, die noch immer darauf hindeuteten, daß das in der Synagoge Erlebte ſeine bannende Gewalt noch nicht verloren hatte. Um die Abenddämmerung dieſes Tages begann das Kind mit einem Male in einem ſingenden Tone die Eingangsworte jener Segensformel, aber noch ehe es den Satz geendet, ſank es zurück und hatte ſeine Seele ausgehaucht.

Laut aufſchreiend erkannte Roſalie, daß ihr Kind todt ſei! —

Der entſetzliche Schlag, der das Haus ſo recht in ſeinem Schönſten und Hoffnungsvollſten getroffen, wiederhallte ſchmerzlich in allen Gemüthern der Gaſſe. Nur wenige Stimmen verirrten ſich ſo weit, den Tod des Kindes als ein Zorngericht zu bezeichnen, auf das die Worte des zweiten Zehngebotes von der Schuld der Väter ſeine Anwendung fand. Wann hätte ſich menſchliche Kurzſichtigkeit in ſo ſchweren Heimſuchungen nicht berufen geglaubt, mit ihrem Maßſtabe die ſchwer zu erfaſſenden Wege des göttlichen Willens zu meſſen?

Auf Ruben und deſſen Frau übte der ſo unerwartet raſche Heimgang ihres einzigen Sohnes eine verſchiedene Wirkung. Während Roſalie ſtumm und ſtarr an der

Leiche des geliebten Kindes ſaß, keiner Thräne fähig, um das Entſetzliche zu künden, das über ſie hereingebrochen war, geberdete ſich Ruben wie Einer, dem ein himmelanſchreiendes Unrecht angethan wurde. Auch er fand keine Thräne, ſein Schmerz hatte etwas von grimmigem Zorne an ſich. Wie ein Trunkener ſchwankte er durch die Zimmer ſeines weiten Hauſes; das Gleichgewicht ſeiner Seele war geſtört. Zwiſchen dunkle Verwünſchungen brachen ſich nur zuweilen ſanfte Klagen um das Geſchick ſeines Kindes Bahn. Für Roſalien hatte er kein Wort des Troſtes; wenn er in ihre Nähe kam, drängte es ihn wie mit unſichtbarer Gewalt von ihr zurück. Fürchtete er, daß ſie ſprechen könnte? Das erſte Wort, das zuerſt über ihre ſtarren und zuſammengepreßten Lippen kam, mußte einen entſetzlichen Zwieſpalt an's Licht bringen.

Am dritten Tage wurde das Kind begraben.

Erſt als man die Leiche aus dem Hauſe trug, erwachte Roſalie aus der bisherigen Stumpfheit ihres Schmerzes. Ihr Jammer machte alle Herzen erſchüttern; ſtumm und gebeugt ſchritt Ruben hinter dem Sarge einher. Er war in drei Tagen ein alter Mann geworden.

Auf dem Friedhofe ließ Ruben an ſich alle jene Gebräuche vollziehen, wie ſie langjährige Sitte für die Trauernden vorſchreibt. Einer der Todtengräber ſchnitt mit einem ſtumpfen Meſſer in Ruben's Rock einen tiefen Riß, wohl als Sinnbild deſſen, wie es in der Seele des ſeines Kindes beraubten Vaters ausſah! Auch ſprach Ruben das übliche Gebet für die Todten, den „Kadiſch“ — es war das Letzte, was er ſeinem todten Knaben nachſchickte.

Als ſich die Leute zum Heimgehen wandten, blieb Ruben noch eine Weile neben dem eben geſchloſſenen Grabe ſtehen. Sein Philipp ſollte da drin liegen? Ein heftiger Thränenſtrom· brach ihm aus den Augen; mitleidig nahmen ihn einige der Naheſtehenden beim Arme und führten den heftig ſich Sträubenden von dem Platze hinweg.

Wenige Schritte vom Friedhof wandte er ſich noch einmal um. Der ganze „gute“ Ort mit ſeinen einfachen Steinmalen und Gras überwachſenen Gräbern lag vor ihm; Philipp's Ruheſtätte war deutlich ſichtbar. Sie lag auf einer Erhöhung und konnte ſchon aus der Ferne wahrgenommen werden.

„Dein Grab ſoll auch bald ganz anders ausſehen, mein armes Kind, verlaſſ' Dich darauf,“ ſprach er, die Augen gegen den Friedhof gerichtet. „Mein Kind muß beſſer gebettet ſein.“

Die Leute, die an Rubens Seite gingen, ſchüttelten den Kopf zu dieſem Selbſtgeſpräch; ſie wußten nicht, was ſie davon halten ſollten.

In der Gaſſe erzählte man es ſich als etwas Unerhörtes, welche merkwürdige Veränderung mit Ruben ſeit dem Tode ſeines Kindes vorgegangen ſei. Er hielt die ſiebentägige Trauer um den Geſtorbenen, während welcher Zeit er ſich nicht aus dem Hauſe entfernte, und ſaß nach dem alten Gebrauche auf einem niedern Fußſchemel. Am Morgen und Abend erſchienen Leute aus der Gaſſe, um die Gebete daſelbſt zu verrichten, und Ruben ſprach jedesmal das übliche Gebet um das Seelenheil der Todten. Auch brannte das Licht, das nun durch dreißig Tage nicht mehr verlöſchen ſollte. — Ein Hauch jenes Lebens, das dieſem Hauſe ſchon ſo lange entfremdet war, ſchien es wieder zu durchwehen, und vielleicht war dies die Urſache, daß ſich Roſalie allmälig ermannte und eine gewiſſe Ruhe über ſie gekommen war.

Am Morgen des erſten Tages nach der ſiebentägigen Trauer kleidete ſich Ruben mit einer gewiſſen Haſt an, die Roſalien auffiel. Sie fragte ihn, wohin er wolle.

„Willſt Du mir einen Gruß mitgeben?“ rief er, und ſeine Stimme zitterte.

„Ich verſteh' Dich nicht, Ruben!“ ſagte die Frau.

„Ich geh' zu Philipp, zu meinen Philipp . . .“ rief er, und die Sprache des kräftigen Mannes klang faſt wie das Weinen eines Kindes.

Roſalie blickte mit weit geöffneten Augen ihren Mann an. Das war eine gar ſeltſame Rede.

„Ich hab' ihm verſprochen,“ fuhr er in demſelben Tone fort, „ſein Grab ſchöner zu machen. Mein Kind ſoll etwas Beſonderes haben . . . nichts als Erde liegt auf dem armen Kinde. . . ich will's ihm ein wenig leichter machen.“

„Was redeſt Du, Ruben?“ rief Roſalie ängſtlich, „was geht Dir da durch den Sinn?“

„Ich gehe zu meinem Philipp!“ wiederholte er, und griff nach der Thürklinke.

„Wer geht denn im erſten Jahre auf den guten Ort?“ rief Roſalie und legte ihre Hand abwehrend auf Ruben's Arm. „Man darf ja nicht.“

„Wer darf nicht?“ ſchrie Ruben mit unheimlich funkelnden Augen; die frühere Milde ſeiner Stimme ſchien in ihr gerades Gegentheil verwandelt. „Wer darf nicht?“ ſchrie er. „Ich nicht oder Du? Wer verbietet es mir, wer kann es mir verwehren? Bin ich nicht Ruben und biſt Du nicht mein Weib?“

„Es iſt nicht der Brauch, Ruben!“ wimmerte Roſalie, durch dieſen heftigen Aufſchrei im Innerſten erſchreckt.

„Wer darf mir das verbieten?“ rief er dagegen. „Vielleicht die da unten?“

Er ſtreckte den Arm aus und wies mit dem Finger nach der Gaſſe.

Roſalie wich entſetzt zurück. Solch' eine Miene von Hohn und Haß hatte ſie noch auf keinen Menſchenantlitze geſehen. Ohne ein weiteres Wort war Ruben fortgeeilt.

Er ſchlug mit haſtigen Schritten den Weg zum

„guten Ort“ ein, mit einem Gefühle freudiger Erwartung, als ginge er einem heitern Beſuche entgegen, hart neben dem Gram und der Verbitterung im Herzen!

Ehe er den Friedhof betrat, ging er zu einem in der Nähe wohnenden Gärtner. In dem Gartenhauſe deſſelben ſuchte er die ſchönſten Blumen und Sträucher aus, blühende Roſen namentlich und weißleuchtende Lilienſtöcke. Der Gärtner ſchaute ganz verwundert darein, als er den Ort vernahm, wohin ihn Ruben beſtellte; er ſollte damit Philipp's Grab ſchmücken. Noch nie war ein ſolches Verlangen von den Leuten in der „Gaſſe“ an ihn gerichtet worden . . .

Erſt gegen Mittag kehrte Ruben in ſein Haus zurück; ſein Antlitz trug den Ausdruck eines gewiſſen Befriedigtſeins.

„Du ſollteſt nur ſehen, Roſalie,“ rief er beinahe luſtig, „wie ſchön jetzt Dein Kind da draußen liegt. Nichts als Blumen, Roſen und Lilien wachſen aus dem Grabe heraus. Es wird Einem ganz wohl um's Herz, wenn man hinſieht, wie gut ich das Kind jetzt gebettet habe. Das ſollſt Du ſehen, Roſalie.“

„Das haſt Du gethan, Ruben?“ unterbrach ſie ihn.

„Ich habe es ihm ja verſprochen!“ ſagte er milde. „Warum ſoll das Kind nicht noch in ſeiner letzten Ruheſtätte von den Eltern geehrt und geſchmückt werden? War das Kind nicht auch die Blume unſeres ganzen

Lebens? Hat es nicht Dich und mich geſchmückt? Sage, wie anders kannſt Du Dich bei ihm bedanken? Verdient das Kind gar nichts dafür?“

Roſalie legte weinend den Kopf auf den Tiſch; der Ton dieſes ſonſt ſo willenskräftigen Mannes, der in ſo milden Worten die ganze Lieblichkeit und Anmuth ihres todten Knaben heraufbeſchwor, er, der ſelbſt ſo gebeugt nur nach dem Troſte rang, wie er noch jetzt eine Pflicht gegen das Kind erfülle, all' das ſtellte ſich vor ihren Geiſt.

„Man darf ja nicht —“ ſchluchzte ſie.

„Was darf man nicht?“ fragte Ruben bebend.

Roſalie konnte nichts erwidern. War es, daß ihr der neuerwachte Schmerz kein Wort geſtattete, oder daß ſie ihren Mann zu reizen fürchtete.

„Roſalie,“ ſagte Ruben ſanft und liebreich, indem er die Schulter ſeiner Frau leiſe berührte, „Du ſprichſt immer vom Nichtdürfen! Dein zweites Wort iſt ſtets: Das darf man, das darf man nicht! Bin ich denn in einem Kerker, den ringsherum eiſerne Gitter und Wächter mit aufgeſteckten Spießen umgeben? Warum ſoll ich nicht können, was ich will?“

Roſalie ſchüttelte aber den Kopf, und erſt nach einer Weile ſagte ſie:

„Damit komme mir nicht. Meine und Deine Eltern haben auch nicht gethan . . was man nicht thun darf.

Soll ich mich für etwas Beſſeres halten, als ſie waren? Eher bin ich ſchlechter.“

Ruben brach ab; er fühlte, daß er die grimmige Erregtheit nicht würde bemeiſtern können, die ſich ihm mit aller Gewalt auf die Lippen drängte. Er ließ dieſen Gegenſtand auch fallen und es trat die ſeltſame Erſcheinung ein, daß die Eheleute von dem, der doch all' ihr Denken und Sinnen ausfüllte, aus Scheu einander nicht zu verſtehen, zu reden unterließen.

Von nun an war Ruben's täglicher Gang, nach den Blumen auf dem Grabe ſeines Kindes zu ſehen. Gedrückt und gebeugt ging er gewöhnlich aus dem Hauſe, wenn er aber heimkehrte, leuchtete aus ſeinem Auge ein Strahl von Freude, der ſelbſt Roſalien wohl that. Die Blumen, die er der Obhut des Gärtners anvertraut hatte, gediehen ja ſo ſchön in dem Boden, der mit dem Staube ſeines Kindes gemengt war! Wie dufteten die Roſen, wie leuchteten ſchon aus der Ferne die weißen Lilien!

Eines Tages legte er bei ſeiner Heimkunft eine friſch gebrochene Roſenknospe vor ſeine Frau hin.

„Die kommt von da draußen!“ ſagte er.

Roſalie aber zuckte zuſammen — und berührte die Blume nicht. —

Fortan ſchien Ruben's Gedankenwelt ſich nur in dem einen Kreiſe zu bewegen, der um den „gaten“ Ort ſich zog. Alle andere Art von Thätigkeit ſchien er gewaltſam von ſich fern halten zu wollen. Nur mit Mühe faßte er den Entſchluß, eine größere Geſchäftsreiſe anzutreten, die nach ſeinen eignen Worten ſich gewinnbringend geſtalten mußte; er haßte die leiſeſte Berührung mit ſeiner gewohnten Beſchäftigung; er wollte nichts als der Hüter eines Grabes ſein, in dem ſein Kind ruhte.

Am Tage ſeiner Heimkunft, noch ermüdet von den Anſtrengungen der Reiſe, wies er jede Erquickung von Speiſe und Trank zurück, und wollte zuvor ſeinem Kinde den lang entbehrten Beſuch abſtatten. Auf der Treppe begegnete er dem Gärtner, dem er die Obhut des Grabes übertragen hatte. Der Mann brachte eine Meldung, wie ſie in Ruben's Lage nicht entſetzlicher klingen konnte.

Als er heute früh, berichtete der Gärtner, auf den Friedhof gekommen, um die Blumen zu begießen, . . da wären die Blumen verſchwunden geweſen; ruchloſe Hände hätten ſie aus dem Boden geriſſen . . es ſei zum Erbarmen, wie die armen Roſen und Lilien entwurzelt auf der Erde rings herum lagen. Nun komme er fragen, was er zu thun habe.

Eine Weile ſtarrte Ruben mit gläſernen Augen dem Manne in's Angeſicht; dann aber rang ſich ihm ein Schrei aus der Bruſt, wie ihn nur thieriſche Wildheit auszuſtoßen vermag.

„Hilfe, Hilfe!“ ſchrie er und ſeine Hände klammerten ſich um den einen Arm des Gärtners.

„Wer hat mir das gethan?“ keuchte er mühſam aus der zum Zerſpringen vollen Bruſt. „Wo iſt der, der mir das gethan hat?“

Der Gärtner erzählte, der Frevel müſſe geſtern geſchehen ſein, da wären Leute auf dem Friedhofe geweſen, die hätten eine Leiche zu Grabe beſtattet, von denen müſſe es ausgegangen ſein.

„Hilfe! Hilfe!“ ſchrie wieder Ruben. „Wer hat mir das gethan?“

Er rannte die Treppe hinauf und riß die Thüre auf. „Haſt Du ſchon gehört, Roſalie,“ rief er, „was die da unten an unſerem Kinde begangen haben? Weib, haſt Du's gehört?“

So ſinnenverwirrt war Ruben in dieſem Augenblicke, daß er nicht bemerkte, er habe in die leere Luft ſeinen Verzweiflungsruf geſtoßen, denn Roſalie befand ſich nicht im Zimmer. Erſt jetzt öffnete ſie, aufgeſchreckt durch die entſetzensvollen Laute, eine andere Thüre.

„Hilfe, Hilfe!“ ſchrie er, als er jetzt ihrer anſichtig wurde, und nun fiel er kraftlos, wie ein vom jähen Schlag Getroffner, auf einen Stuhl neben der Thüre nieder.

Roſalie glaubte wirklich, ein ähnlicher krankhafter Anfall habe ihren Mann überkommen. Sie ſtürzte zu ihm und richtete ſein Haupt auf; ſein Angeſicht war jetzt erdfahl wie das eines Todten, nur die Lippen bewegten ſich und die Bruſt rang in fürchterlichem Kampfe nach Athem. Sie ſelbſt ſchrie jetzt um Hilfe; da ſchlug er die Augen auf.

Zwei Thränen drängten ſich langſam daraus hervor; ſie kündeten, daß der Grimm ſeines Schmerzes gebrochen war. Mit wirren Blicken ſah er ſeiner Frau in das erſchreckte Angeſicht; erſt allmälig ſchien er die Faſſungskraft zu erlangen.

„Haſt Du's ſchon gehört, Roſalie?“ fragte er ſchwach.

Roſalie ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Wie kommt das?“ meinte er, „Du haſt wirklich nichts gehört?“

Roſalie hatte nicht den Muth noch einmal zu verneinen.

Da richtete er ſich in dem Stuhle auf; ſein Antlitz hatte wieder die Farbe innerer Erregtheit angenommen.

„Weib!“ rief er und umfaßte mit einer Kraft, die man ſeinem jetzigen Zuſtande nicht zugetraut hätte, Roſalien's Arm. „Weib, ich will Dir etwas vertrauen! Wir können in dem Orte da nicht länger verweilen … Rings um uns herum lauern Feinde, die uns den Löffel Waſſer vergiften könnten; das Kind im Mutterleib ſchon iſt unſer Feind! Alle ſind gegen uns verſchworen! Keiner hat Erbarmen mit uns! Nicht einmal das Kind in ſeinem Grabe iſt vor ihnen ſicher!“

„Um Gottes Willen, ſei doch ruhig, Ruben!“ bat Roſalie.

„Ausgeriſſen haben ſie Alles!“ rief Ruben in immer höher ſteigender Erregung. „Alles herausgeriſſen, mit der Wurzel heraus; nicht die kleinſte Blume haben ſie ſtehen laſſen, die Unmenſchen! Die Räuber und Tiger! Was hat ihnen denn mein armer Knabe gethan?“

Umſonſt bat ihn Roſalie, ſich doch zu mäßigen, er möge doch bedenken, wie ſehr er ſeine Geſundheit gefährde. Er aber mochte in der unnatürlichen Stimmung, die alle ſeine Selenkräfte unterjochte, etwas ganz anders aus dem Munde ſeiner Frau vernommen haben.

„Wenn ein Hund an der Kette liegt,“ ſchrie er und ſtieß Roſalien von ſich, „dann iſt er ein Spielzeug aller Jungen in der Gaſſe, und ich liege an einer ſolchen Kette.“

Roſalie begriff erſt jetzt vollkommen ihren Mann.

„Habe ich Dir es nicht geſagt,“ rief ſie am ganzen Leibe bebend, „daß man's nicht thun darf.. daß es eine Sünde iſt . . .“

„So?“ lachte er laut auf. „Das wäre eine Sünde an Gott, wenn ich meinem todten Kinde zum Schmucke ein paar Blumenſtöckchen auf ſein Grab einpflanze? Gott läßt die Blumen überall wachſen und überkleidet ſelbſt das ſchlechteſte Grab mit grünem Gras . . . und ich ſollte nicht mit meinem Willen etliche Roſen und Lilien meinem Knaben auf ſein letztes Bett mitgeben dürfen .. weil's die da unten nicht wollen?“

„Laß das Kind in Ruhe,“ ſagte Roſalie beſchwichtigend,

„es iſt todt. Mit allen Blumen in der Welt kannſt Du es doch nicht erwecken. Was willſt Du alſo?"

„Du biſt alſo auch gegen mich?" höhnte Ruben, „gehörſt alſo auch zu meinen Feinden? Richtig! ich hätte es bald vergeſſen, und es iſt gut, daß Du mich daran erinnerſt. Du biſt ja diejenige geweſen, die zu mir geſagt: Das darf man nicht thun. Nicht wahr, Du Fromme, das biſt Du geweſen?"

„Und ich ſage Dir's ſelbſt jetzt, wo mir das Herz bricht wegen Deines Kummers," rief Roſalie, unbeirrt von dem liebloſen Hohne ihres Mannes. „Warum haſt Du mir nicht gefolgt? . ."

Wie von einem plötzlichen Blitze durchzuckt, unterbrach ſich Roſalie; aber auch Ruben fuhr erſchreckt zuſammen. Beide, Mann und Frau, mochten es empfinden, daß ſie an einem Wendepunkte ihres Lebens ſtanden, daß ſie im Begriffe waren, den in ihnen wurzelnden Widerſtreit in Vorwürfen und bitteren Reden offen an's Licht treten zu laſſen. Wer aber ſieht das Ende voraus, wenn der Brand erſt die Blätterkronen einiger Bäume im Walde ergriffen hat? . .

Eine plötzliche Stille war eingetreten. Ruben rang ſichtbar unter der Gewalt eines innern Kampfes; Roſalie hatte ſich nach der Thüre gewendet, als bereite ſie ſich für den Augenblick, der ihr jetzt bevorſtehe, zur Flucht.

„So!" ſagte er ſchneidend und gedehnt, „ich hätte

Dir alſo folgen ſollen, und wäre dabei gut gefahren? Das meinſt Du doch damit, Du Fromme? Hätte ich nicht, wenn's nach Deinem Willen gegangen wäre, mich vor den Leuten demüthigen und mürbe wie Zunder zeigen und ihnen zurufen ſollen: Leut', ich bin bis jetzt ein ſchlechter Jude geweſen; macht mit mir, was ihr wollt, geht über meinen Leib in der Synagoge, zerfleiſcht mich mit Peitſchenhieben ... denn ich habe es verdient ...“

Beide Hände auf das hochſchlagende Herz gepreßt, erwiderte Roſalie:

„Das habe ich weder gewollt, noch geſagt. Keine Frau ſieht das gerne, wenn ihr Mann klein gemacht wird vor den Leuten ... oder ſich gar ſelbſt vor ihnen klein macht. Etwas anderes iſt das ... vor Gott!“

„Ich verſtehe Dich, Roſalie, ich verſtehe Dich gut!“ rief Ruben, wie triumphirend. „Ich leſe in Deiner Seele einen Gedanken ... ich habe ihn d'rin am Todestage unſeres Kindes geleſen. Du meinſt ... ich hätte den Tod unſeres Knaben auf mir ... ich hätte ihn verſchuldet? ...“

„Um Gottes Willen, ſchweig', ſchweig'!“ ſchrie Roſalie. „Miſch' Gott nicht in unſer Unglück ein. Vielleicht tragen wir Beide die Schuld; verſündigen wir uns nicht noch mehr!“

„Da hört man, was die da unten in Dich hineingeſchrieen haben; denn gerade ſo hallt es wieder aus

Dir heraus!“ meinte Ruben kalt. „Die da unten werden Dir noch mehr einreden. Was erlebt man nicht Alles ... wenn man in der „Gaſſe“ alt wird!“

„Kein Menſch hat mit mir geſprochen,“ ſagte Roſalie, „und ich habe mit keinem Menſchen geſprochen. Was ich Dir da ſage, das iſt mir wie ein Licht aufgegangen am Krankenbette unſeres Kindes! Bis dahin iſt ſtockfinſtre Nacht um mich geweſen. Aber fünf Tage vor ſeinem Tode, da hat das Kind ſeine Arme um meinen Hals geſchlungen und hat mir in's Ohr geflüſtert: „Mutter, wenn ich wieder geſund werde, dann will ich ganz gewiß ſehr fromm ſein!“ Das hat das Kind geſagt. Seitdem ...“

Roſalie konnte vor Schluchzen nicht weiter ſprechen. Ueber Ruben's Antlitz fuhr es in dieſem Augenblicke wie ein lichter Himmelsſtrahl; die eigenen Worte des Kindes nahmen für ihn Leben an; er fühlte ſich davon ſeltſam bewegt, ſie klangen ihm wie ein Gruß aus der andern Welt; aber dieſe Regung verſtummte ſogleich wieder vor der Verbitterung ſeiner Seele.

„Die da unten,“ ſagte er rauh, „hatten das Kind gleich am erſten Tage, wo es unter ſie trat, ſo erſchreckt gehabt bis in die innerſte Seele hinein ... daß es auf ſolche Reden verfallen mußte. Geſetzt den Fall, ich hätte mich durch Deine Thränen nicht erweichen laſſen, hätte Dir nicht den Gefallen erwieſen, das Kind „Bar Mizwah" werden zu laſſen; geſetzt, ich hätte mit dem Kinde überhaupt eine andere Beſtimmung vorgehabt ... wäre ihm eine ſolche Rede gar nicht in den Sinn gekommen!"

„Ruben, ich bitte Dich," rief Roſalie, indem ſie flehend ihre Hände gegen ihn erhob, „red' nicht ſo! Aus dem Kind hat Gottes Stimme geſprochen."

„Habe ich ihn zu einem Räuber und Mörder erziehen wollen?" ſchrie er dagegen. „Iſt das eine Sünde, wenn ich ihn nicht ſo haben wollte, wie die da unten?"

„Höre mich an, Ruben!" ſagte ſie nach einer langen Weile, indem ſie zu ihrem Manne näher trat. Ihr ſonſt blaſſes Angeſicht war von einer feinen durchſichtigen Röthe bedeckt und ihre Stimme zitterte nur wenig. „Höre mich an! In der Stille meines Kummers und in der Verzagtheit meines Herzens, da iſt mir Manches licht und klar geworden, was mir früher finſter und bedeckt war, weil ich darüber nicht nachgedacht habe. Wozu hätte ich nachdenken ſollen? Du warſt ja mein Denker, und was Du gethan haſt, das habe ich für gut gehalten. Ich habe noch mehr gethan ... ich ließ Dich zu viel für mich denken, und das iſt leider Gottes meine größte Schuld."

„Weib!" unterbrach ſie Ruben mit einer heftigen Geberde.

„Laß mich reden!" ſagte ſie hoch aufgerichtet. „Du kränkſt Dich, daß Dir die da unten, wie Du ſagſt, die

Leute in der Gaſſe, die einzige Freude, die Du Deinem Kinde noch haſt bereiten wollen, ſo grauſam aus der Erde geriſſen haben. Bruderliebe und Schonung verlangſt Du alſo von Leuten, die Du tauſendmal mehr gekränkt und mit den Füßen geſtoßen haſt, als ſie Dich beleidigt und gekränkt haben! Wer biſt Du? Ein Einzelner. Wer ſind ſie? Hunderte und Tauſende. Du, der Einzelne, hälſt Dich nicht zu ihnen; Dich freut nicht, was ſie erfreut, Dich betrübt nicht, was ſie betrübt. Du haſt Dir ein eigenes Herz für ſie angeſchafft. Und wenn dieſe Hunderte und Tauſende ſagen: das darf man und das darf man nicht, ſo hat Dich dieſes Herz angetrieben, gerade das Gegentheil zu thun. Gehörſt Du nicht zu ihnen? Hat Dich keine jüdiſche Mutter geſäugt? Biſt Du vornehmer? Und wenn Du aus königlichem Geblüte wäreſt, ſo meine ich, darfſt Du auch nicht ſchänden und entweihen, was ihnen da unten heilig iſt! Nicht mit einem leiſen Wörtchen darfſt Du ſie kränken … Und das hat ja mein armes Kind gemeint, wie es kurz vor ſeinem Tode verſprochen hat, es wolle, wenn es wieder geſund wird, recht ſehr fromm werden. Damit hat es ſagen wollen: Das Erſte, was ich nach meiner Krankheit mache, iſt, daß ich wieder gehöre zu denen, die … da unten ſind, zu meinen Brüdern und Schweſtern! Ich will lernen, was ſie lernen; ich will nichts anderes ſein, als was ſie ſind. Das, glaube mir, hat das Kind unter ſeinem Frommwerden gemeint ... Wenn Du aber eine andere Beſtimmung mit ihm vorgehabt haſt, Ruben ... dann ſage ich Dir, hat Gott beſſer gethan, uns das Kind zu nehmen ... bevor ..."

„Roſalie! unterbrach ſie Ruben.

„Wenigſtens mir!" rief ſie mit verlöſchender Stimme, und ſank dann laut ſchluchzend neben dem Tiſche nieder. Auch Ruben weinte.

„Roſalie!" ſagte er nach einer bangen Weile, und ſtand auf. „Ich ſehe erſt jetzt, was der Tod für ein gewaltiger Gebieter und Herr iſt. Er nimmt den Eltern nicht nur das geliebte Kind ... und trennt es von ihnen ... er trennt und ſcheidet auch die lebenden ... Eltern!"

„Ich kann nicht anders, Ruben!" ſchluchzte Roſalie, „ich kann nicht anders."

Ruben warf noch einen langen, vielſprechenden Blick auf die in ihrem Jammer daliegende Frau; dann ging er zur Stube hinaus.

Ruben hatte die Blumen auf dem „guten Ort," wo ſein Philipp lag, nicht wieder erneuern laſſen; auch unternahm er keinen Schritt, um ſich von ſeinen Feinden für den begangenen Frevel Recht zu verſchaffen. Gegen ſeine Frau zeigte er ſich milde und in einer Weiſe liebreich, als ſei das eben Vorgefallene auch ein Grab, über dem ſich ſchon die grüne Grasdecke wölbt. Wenn Roſalie es nicht merkte, dann ruhte ſein Auge oft Minuten lang ſinnend auf ihr. Sie war übrigens nur wenig befremdet, daß Ruben ſeit einigen Tagen faſt gar nicht aus dem Hauſe kam; er ſaß an ſeinem Schreibtiſche oft bis in die ſpäte Nacht hinein und ſchrieb und rechnete unausgeſetzt.

Eines Morgens war er wieder ausgegangen; als er zurückkehrte, hatte er rothgeweinte Augen. Roſalie fragte ihn nicht, wo er geweſen; ſie wußte es ohnehin.

Im Laufe deſſelben Tages kündigte er ihr an, er müſſe noch heute eine größere Geſchäftsreiſe antreten; ſie werde aber diesmal ſeine längere Abweſenheit in Anſpruch nehmen, denn es ſeien Dinge vorgefallen, die dies dringend erforderten.

Ruben's Frau war nur wenig gewöhnt, ſich in die geſchäftliche Thätigkeit ihres Mannes einen ſelbſtſtändigen Einblick zu gönnen; ſie nahm auch diesmal die Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe mit der Ruhe, die ein tägliches Ereigniß gibt, auf.

Eines wunderte ſie: daß er ſie bat, Clara, ihrem jetzt einzigen Kinde, von ſeiner Abreiſe nichts zu ſagen. „Das Kind könnte erſchrecken,“ ſagte er mit unerklärlicher Haſt, „wenn er ihm ſein längeres Ausbleiben ſchon jetzt anzeigte.“ Roſalie ſolle, wenn das Kind frage, wo denn der Vater ſo lange bleibe, nur friſchweg antworten, er könne jeden Augenblick kommen, um ſie abzuholen.

„Warum ſoll ich ſo etwas ſagen?“ fragte Roſalie noch immer ohne Arg.

„Es ſoll ja nur eine Ausrede ſein,“ meinte Ruben ausweichend, „um das Kind zu tröſten.“

Als er ſpät am Abend aufbrach, begleitete ihn Roſalie bis vor die Hausthüre. Die Gaſſe war menſchenleer; am Himmel leuchtete kein einziger Stern, er war von Regenwolken ganz umzogen; Roſalie empfand ein leiſes Fröſteln.

„Warum reiſeſt Du nicht bei Tag, Ruben?“ fragte ſie.

„Ich will von den Leuten nicht geſehen werden,“ ſagte er raſch und ging an den Wagen, woran er noch Einiges zu muſtern ſchien. Dann wandte er ſich noch einmal zu Roſalien und reichte ihr die Hand, ſie zitterte heftig.

„Ruben!“ ſchrie ſie, von einer unerklärlichen Angſt gepackt und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals; ſo hielt ſie ihn eine lange Weile umſchloſſen.

Ruben rang ſich los; noch ehe ſie ein weiteres Wort vorzubringen vermochte, war der Wagen fortgerollt. — Mit beſchwertem Herzen ging Roſalie wieder in's Haus zurück. Erſt jetzt, in ihrer Einſamkeit und in der Stille der Nacht fiel ihr das ſeltſame Benehmen ihres Mannes vor und während ſeiner Abreiſe auf die Seele. Jedes Wort, das er geſprochen, klang jetzt mit verdoppeltem Verſtändniſſe in ihren Ohren. Was hatte Ruben vor? Warum war er ſo eigenthümlich bewegt? Während Roſalie noch dieſem Räthſel nachſann, war ſie unbewußt in das Zimmer eingetreten, wo ihr Töchterchen Clara ſchlief. Beim Anblicke des Kindes zuckte ſie zuſammen. Warum hatte ihr Ruben aufgetragen, dem Kinde ſeine Abreiſe zu verbergen?

Mit einem Male ſtand ihr Herzſchlag ſtille. Nacht trat vor ihre Augen; aus dem Dunkel des bis jetzt nicht Begriffenen ſtarrte ſie die eine Frage an:

„War das Kind jetzt ohne Vater? Hatte ſie keinen Mann? . . .“

Dann mußte ſie wieder über ihr eigenes Schreckgebilde lächeln.

„Gott verzeih' mir meine Sünde!“ flüſterte ſie mit bebenden Lippen.

Sie ſchloß in dieſer Nacht kein Auge, ihre Seele glich einem auf hoher See umhergejagten Fahrzeuge. Bald hoch oben auf den Fluten der Hoffnung, daß ſich Alles, was ihre Angſt ihr zuraunte, zuletzt in einen weſenloſen Schein auflöſen werde, bald wieder tief unten in den Abgründen, wo nichts anders, als ihre eigene Frage ihr in's Ohr tönte:

„Clara iſt alſo ohne Vater? Habe ich keinen Mann mehr?“

Nun, als ſie dieſem Gedanken immer mehr zur Beute wurde, begannen für ſie jene entſetzlichſten Momente des Menſchenlebens, die der Selbſtanklage. Wenn Ruben fortgegangen, vielleicht um niemals wiederzukehren, wer trug die Schuld davon? Sie hatte ihn zu dieſem äußerſten Schritte genöthigt, ſie hatte Worte und Vorwürfe zu ihm geſprochen, die er als Vater nicht ertragen konnte und durfte. Und welch' ein Vater war Ruben! All' das, was ſie ihm vorzuwerfen hatte, was in der letzten Zeit ſich als Scheidewand zwiſchen ſie Beide geſtellt hatte, entſprang es nicht aus ſeinem für das Wohl der Kinder und des Hauſes vorſorgenden Vatergefühl?

Für das Wohl der Kinder!? flüſterten wieder andere Stimmen in ihr. Wer gab ihr, wo hatte ſie die Gewähr, daß dem wirklich ſo ſei? Das war ja die Scheidewand, und der Tod ihres Kindes erſchien ihr doch wie eine Botenſtimme Gottes . . .

Ihre Gedanken und Vorſtellungen verwirrten ſich immer mehr, ſie fand keinen Ausweg aus dieſen Irrgängen. Erſt gegen Morgen machte ein leichter Schlummer dieſen Qualen ein Ende. Als ſie aufwachte, war ihr erſter Gedanke: wie weit mag jetzt Ruben ſein? Jede Minute entfernt ihn immer mehr! Dann griff ſie faſt mechaniſch nach dem Gebetbuch . . . Das Erſte, worauf ihr Blick fiel, war ein Brief, der darin lag. Das Schreiben war verſiegelt und trug in Ruben's wohlbekannten Schriftzügen ihre Adreſſe.

Roſalie ſchrie nicht auf; der nächtliche Gedankenkampf hatte ſie zu ſehr ermattet. Es konnte ihr kein neuer Schreck etwas anhaben, ſie hatte ſeine Schauer vorempfunden. Noch ehe ſie den Brief öffnete, wußte ſie ja, daß ihr Kind keinen Vater und ſie keinen Mann mehr habe.

Das Schreiben aber lautete:

„Es iſt beſchloſſen und feſt beſchloſſen in mir: ich kehre nicht mehr unter die Leute zurück, die nicht einmal mein Kind im Grabe in Ruhe laſſen. Ich kann Menſchen nicht in's Angeſicht ſehen, denen eine Blume auf dem „guten Orte" ein Dorn im Auge bloß aus dem Grunde iſt, weil andere Leute, die doch auch Menſchen, auch Väter, Mütter, Söhne, Brüder und Schweſtern ſind, auf ihren „Kirchhöfen" einen Gefallen daran finden ... Ich mag in einem Kerker nicht leben, zu dem ich nicht hinaus darf, um im „erſten Jahre" das Grab meines Kindes zu beſuchen. Ich muß hinaus in die freie Welt ... in das Gefängniß Deiner „Gaſſe" kehre ich nicht mehr zurück. Schon längſt habe ich mich nach dieſem Augenblicke geſehnt, — warum iſt er ſo ſpät gekommen? Ich bin zu furchtſam geweſen und habe mich an Dein „Das darf man nicht!" gehalten. Aber ſchon wie Philipp geboren war, da hätte ich das Kind auf meine Arme nehmen und in die freie Luft aus der Gaſſe heraus unter . . . andere Leute tragen ſollen. Was hat es mir geholfen, daß ich den Knaben behütet und beſchirmt habe, wie ein Gärtner eine koſtbare Pflanze, daß ſie mir nicht ausarte und verkrüpple — Ein Tag iſt doch gekommen, Du weißt welcher, da iſt das Alles zu Grunde gegangen. Warum habe ich nicht beſſer Acht gegeben? Warum bin ich mir ſelbſt untreu geworden und habe geſtattet, wogegen ich mich mit allen Kräften hätte ſtemmen ſollen? Das werde ich nie aus meiner Seele herausbekommen . . .

„Doch ich will Dir keine Vorwürfe machen; Du leideſt ja nicht weniger als ich, ja, noch mehr als ich! Ich bin fertig in mir und weiß, was ich zu thun habe! Du aber biſt wie ein Blatt, auf dem ſchwerer Staub liegt; es kann ſich von der Erde nicht ſo leicht erheben! Dein „das darf man und das darf man nicht!“ hängt an Dir wie eine Centnerlaſt . . . und hält Dich in der „Gaſſe.“ Schüttle es ab, Roſalie, ſchüttle es ab! Sieh' nicht hinter Dich zurück, ſieh' lieber, was vor Dir liegt. Dein Mann, der Dich liebt, ſagt es Dir: Man darf! Man darf Blumen auf das Grab ſeines Kindes pflanzen . . . und die es verbieten, ſind eben Leute, die einen Kerker gern bewohnen. Ob ſie ſeit hunderten von Jahren zwiſchen ihren Gittern leben . . . ich bin nicht gebunden, mit ihnen auszuharren und daſelbſt zu verdorren, ich und meine Kinder.

„Komm', Roſalie, komm zu mir! Ich erwarte Dich und unſer einziges Kind Clara an einem Orte, wo es uns wohl ergehen wird! Schließe ab Deine Rechnung mit Allem, was Dich in der „Gaſſe“ noch hält. An dem Orte, wohin ich Dich will und unſere Tochter, da giebt es keine Gaſſe. Da iſt freie Luft, da reißen die Menſchen keine Blumen aus den Gräbern. Millionen und Millionen Menſchen erwarten Dich mit offenen Armen, nicht ein Häuflein von Leuten, die darum unglücklich ſind, weil ſie nicht frei ſein wollen . . .“

In einem Anhange des Briefes ſetzte er ihr auseinander, wie ſie es bewerkſtelligen ſolle, wenn ſie ihm, wie er vorausſetze und hoffe, in die Freiheit folgen werde. Sie ſolle Haus und Garten verkaufen, die nöthigen Vollmachten und Papiere finde ſie geordnet in einem Fache ſeines Schreibpultes. Käufer würden ſich in großer Anzahl finden, denn das Haus ſei ja ſchon längſt ein Gegenſtand des Neides geweſen. Zuletzt ſchrieb er, er ſelbſt hätte ſich mit dem Verkaufe und der Regelung aller hierauf bezüglichen Angelegenheiten beſchäftigt, aber er habe es nicht vermocht. Ihm ſei wie einem Erſtickenden zu Muthe geweſen — er habe keine Minute länger verweilen können!

Roſalie legte den Brief ihres Mannes mit der Gewißheit von ſich, daß Alles, was ſie da geleſen, ihr eigentlich fremd ſei und zu ihr in keiner Beziehung ſtehe. Der Inhalt des Schreibens war betäubender, als ihr Gemüthszuſtand ertragen konnte. Sie legte den Kopf in ihre Hände und ſann nach. Hatte ſie das ſchon irgendwo geleſen? Wer hatte ihr dieſen Brief geſchrieven? Mehrmals nahm ſie das Schreiben zur Hand, bald auf dieſer, bald auf jener Stelle blieben ihre Augen länger haften. Immer fremdartiger und verwirrter erſchien ihr ſowohl der Brief als der Inhalt deſſelben.

Mechaniſch griff ſie wieder zu dem Gebetbuch, das vor ihr lag, und ſchlug es auf. Die erſte Stelle, auf die ihre Blicke fielen, lautete in der, dem heiligen Texte gegenüber ſtehenden, deutſchen Ueberſetzung:

„Darum traget dieſe meine Worte auf eurem Herzen und auf eurer Seele; knüpfet ſie zum Zeichen um euere Hand, und ſie ſollen ſein ein Stirnband zwiſchen eueren Augen! Lehret ſie eure Kinder, daß ſie davon reden, wenn du ſitzeſt in deinem Hauſe, wenn du geheſt auf der Straße, und wenn du dich niederlegſt, und wenn du aufſtehſt . . .“

Sie las die Stelle mehrmals. Das war ihr nicht fremd, das heimelte ſie an! Sonſt hatte ſie plan- und abſichtslos derartige Worte des Gebetbuches vor ſich hingemurmelt, jetzt traten ſie in klarſter Verſtändlichkeit an ſie heran. Rieſengroß, wie eine Flammenſchrift, glänzten die Buchſtaben vor ihr. Das war es ja, was ſie geſucht hatte, da hatte ja Gott ſelbſt das Sprecheramt für ſie übernommen.

„Lehret ſie euern Kindern!“ das hatte aus dem Munde ihres ſterbenden Knaben zu ihr geſprochen, als er die Hände um ihren Hals ſchloß und ihr verſprach, er wolle nach ſeiner Geneſung ſehr fromm ſein. Das Kind hätte gelernt, dafür trug ſie die Gewähr in ſich: das Kind hätte Gott geehrt!

Eine wunderbare Entſchlußkraft war mit einem Male über Ruben's Frau gekommen, daß ſie im Stande war, ihre Lage zu überſchauen. Sie nahm den Brief noch einmal zur Hand, mit einer beinahe kühlen Ruhe las ſie ihn wiederholt vom Anfang bis zum Ende.

„Nein, nein,“ ſprach ſie zu dem Schreiben, als ſtehe der, von dem es ausgegangen, leibhaftig vor ihren Augen. „Nein, mein lieber Ruben, Du gabſt Dir umſonſt Mühe, mich dahin zu bringen, wohin Du willſt. Ich bleibe da! Da, wo mein Kind geſtorben iſt, da will ich leben und ſterben! Ich bleib'!“

Von dieſem Augenblicke an, wohl dem entſetzlichſten im Leben einer Frau, war für Ruben's Frau ein neues Daſein angebrochen. Mit einer Bedächtigkeit, die ihr Niemand zugetraut hätte, leitete ſie den Verkauf des Hauſes ein; ſie zog dabei Niemanden zu Rathe; ihr Geiſt hatte eine Schnellkraft gewonnen, die es ihr möglich machte, die Schwierigkeiten eines ſolchen Geſchäftes zu überwinden. Als eines Tages der Verkauf des Hauſes an der ſchwarzen Tafel des Rathhauſes erſchien, ſtutzte erſt Alles, dann ſetzten ſich die wildeſten Gerüchte wie Bienenſchwärme in Bewegung. Die Einen wollten wiſſen, Ruben Schönmann habe in letzter Zeit ſo gewagte Geſchäfte unternommen, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als Haus und Garten den Rücken zu kehren! Die dunkelſte dieſer umherſchwärmenden Nachreden ſagte ihm ſogar nach, er habe bei „Nacht und Nebel“ auf und davon müſſen, um einem Criminalprozeß wegen „falſcher Wechſel“ zu entgehen. Roſalie, der ſo etwas zu Ohren kam, wies, ohne irgend eine Entrüſtung zur Schau zu tragen, auf die einfache Thatſache hin, daß in dem Licitationsedict das Wort: „aus freier Hand“ enthalten ſei. Ja, aus freier Hand und aus — freier Seele!

Erſt allmälig legten ſich alle Gerüchte und verſtummten endlich ganz. Roſaliens Haltung hatte am meiſten dazu beigetragen; die Ehre ihres Mannes, wiewohl der eine Punkt dunkel blieb: warum das Haus ſo „Knall und Fall“ unter den Hammer des Auctionators mußte, ging makellos hervor. Kein Steckbrief ſtreckte hinter ihm ſeine Fangarme aus; die wenigen Gläubiger wurden befriedigt. Niemand ahnte den richtigen Zuſammenhang.

Am feſtgeſetzten Feilbietungstage ſaß Roſalie zu Hauſe und harrte ſtill und gefaßt der Dinge, die da kommen ſollten. Nichts von dem, was durch die Seele eines Menſchen, der einer engumfriedeten Häuslichkeit den Rücken kehren muß, keine der Qualen, die am Gemüthe einer Frau nagen, die noch bei Lebzeiten ihres Mannes ſich Wittwe fühlt, blieb ihr in dieſen Stunden erſpart. Endlich kam der Rathshausdiener und meldete ihr, Haus und Garten ſei ſoeben um den feſtgeſetzten Preis dem reichen Wollhändler Jacob Brandeis zugeſchlagen worden. Roſalie beſchenkte den Mann reichlich, als habe er ihr eine Freudenbotſchaft verkündet; dann aber brach ſie, überwältigt von dem Uebermaaße einer ſeit Langem nur künſtlich beherrſchten Faſſung, in ſich zuſammen, und weinte laut und bitter.

„Allmächtiger Gott,“ drängte es ſich ihr betend auf die Lippen, „rechne mir es nicht an, daß ich mit ſo ſchwerem Herzen aus dieſem Hauſe ſcheide! Da ſind ja meine Kinder geboren worden, da habe ich mit Ruben gelebt, da endlich iſt mein Philipp geſtorben. Rechne es aber auch ihm nicht an, der ſo an mir handelt, und wenn er im Unrecht iſt, ſo ſchreibe ihm das zu gut, was ich vielleicht mehr im Recht bin. Du allein weißt, daß ich nicht anders kann!“

Es währte noch einige Zeit, bis die ihr von Ruben übertragenen Angelegenheiten zum Abſchluſſe gediehen waren. In all' ihrem Leide kam ſie doch zuweilen ein Gefühl von Befriedigung darüber an, daß Ruben ſelbſt die Ordnung eines ſo ſchwierigen Geſchäfts nicht beſſer hätte leiten können, als es ihr gelungen war. Eines Tages war ſie im Stande, das aus dem Verkaufe des Hauſes gelöſte Geld, nach Abzug der Mitgift, die ſie ihrem Manne zugebracht, an ihn zu ſchicken. Es war ein langer Brief, den ſie ihn dazu ſchrieb; aber wer ihn las, hätte daraus nicht ſchließen können, daß ihn eine Frau geſchrieben, die ihre ferneren Lebenswege von denen ihres Mannes getrennt hatte. Er war in einem geſchäftsmäßigen Tone abgefaßt; ſie ſetzte trocken auseinander, wie ſie es angefangen habe, um den Hausverkauf unter ſo günſtigen Bedingungen als möglich zu Stande zu bringen, auch wie ſie bei Eintreibung ausſtehender Capitalien verfahren ſei. Wenn ſie trotzdem ſeine Zufriedenheit nicht erlangen ſollte, ſo möge er bedenken — daß ſie ein Weib ſei, die bei einem ſolchen Geſchäfte nur auf ihren eigenen Verſtand wäre angewieſen worden, der bekanntlich ohne den des Mannes wie ein Lahmer, dem die Krucke fehle, ſich bewähre.

Das war die einzige bittere Stelle, aus der ihr Seelenzuſtand hervorbrach.

Am Schluſſe des Briefes hieß es:

„Was wir jetzt anfangen werden, ich und Clara, das laſſ' Dich nur wenig beſorgen, Ruben! Wir haben, wovon wir leben werden. Ich weiß, daß Dich das ſehr bekümmern wird. Aber Du kannſt es mir glauben, ich habe genug und übergenug und brauche nicht mehr. Dir nachgehen, an den Ort kommen, wo Du jetzt biſt, kann ich nicht. Frag' nicht warum? Ich kann nicht!“ —

Nun erwartete die ganze „Gaſſe,“ nach abgeſchloſſenem Hausverkaufe werde Roſalie ihrem Manne nachfolgen; aber zu Aller Erſtaunen blieb ſie, und lange vor der, für die Räumung des Hauſes beſtimmten Friſt, bezog ſie ein alleinſtehendes, faſt ödes Häuschen draußen in der Vorſtadt, hart an der Straße, die zum „guten Ort“ führt. Die Frau des Mannes, deſſen Wohnung als ein Palaſt in der „Gaſſe“ galt, und die gleich einer „Prinzeſſin“ bedient wurde, zog in Begleitung einer einzigen Magd in die entfernte Vorſtadt — ſchweigend, thränenlos, keines Rathes bedürftig, noch in ihrem Unglücke ſtolz! Stolz! Auch nicht das leiſeſte Fünkchen dieſer Flamme lohte in ihrer demüthigen, gramvollen Seele. Was die Leute dafür hielten, war eher in ſich ſelbſt verſunkene Demuth, wie ſie ein großes Unglück nicht ſelten erzeugt. Roſalie hatte von der Stätte des Reichthums, die ſie ſo heldenmüthig aufgegeben, keinen Frieden mitgenommen in die Entbehrung; ein dunkler Schatten war ihr nachgeglitten, der ihr zu jeder Stunde des Tages und der Nacht geſpenſtiſch den Gedanken vorſpiegelte: „Was wirſt Du thun, wenn Ruben eines Tages wiederkommt und Clara von Dir begehrt?“

Und daß ihr dieſer Kampf um das Kind noch bevorſtand, das ſagten ihr tauſend Stimmen; ſie kannte Ruben's überſchwengliche Liebe für die Kinder zu gut, als daß ſie zweifeln konnte, er werde ſein Recht auf das Einzige, was ihm noch geblieben, nicht geltend machen. Wenn das Kind dann mit ſeinem Vater gehen wollte — hatte ſie das Recht, es zurückzuhalten, durfte ſie es ihrem Manne verweigern? Und was blieb ihr dann zu thun übrig? Roſalie gerieth mit ſich in Widerſprüche, die den Stachel der Unruhe immer tiefer in ihr Gemüth drückten. Sie zitterte, den letzten und einzigen Zweck zu verlieren, für den ſie ihr Leben noch ertrug; ſie bebte vor dem Anblicke des wiederkehrenden Mannes!

Zudem mußte ſich Roſalie es ſelbſt geſtehen, daß das Kind mit Widerſtreben die Entbehrungen ihres jetzigen Lebens ertrug. Clara litt ſichtlich darunter; mit dem nur einer Mutter eigenthümlichen Auge bemerkte ſie, daß das Ausſehen des Kindes die üppige Fülle, den Glanz ſeiner Schönheit verloren hatte. Der allzuraſche Wechſel der äußern Lebensumſtände war für das verwöhnte Kind ein zu gewagter Uebergang; Roſalie hatte ihm zu viel zugetraut.

Noch ein anderes Geſtändniß, das Roſalie ſich unter noch nagenderen Schmerzen entrang, hatte für ſie etwas

Demüthigendes und Entſetzliches zugleich. Das Kind hing mit einer Zärtlichkeit an dem abweſenden Vater, von deren Innerlichkeit und Stärke ſie bis dahin keine richtige Vorſtellung hatte. Im Vergleiche damit war Clara's Liebe zur Mutter faſt Gleichgültigkeit und Kälte. Wenn Roſalie es nun hörte und ſah, wie das Kind in geradezu unerſchöpflicher Weiſe ſich mit der Abweſenheit des Vaters beſchäftigte, wie es oft das am entfernteſten Liegende mit dem Vater in Verbindung brachte, wie alle ſeine Gedanken nur aus ihm ihre Nahrung zogen, dann überfiel ſie zuweilen eine Empfindung von Ermattung und ſie mußte ſich ſagen, etwas zu Gewaltiges unternommen zu haben! Nicht ſelten jedoch ging dieſe Empfindung in ein Gefühl von Wuth über; ſie hätte dann Blatt für Blatt und Wurzel um Wurzel jener Zärtlichkeit für den Vater aus dem Gemüthe des Kindes reißen mögen . . . und wäre ſein Leben ſelbſt darüber verblutet. Dann folterte ſie ihren Geiſt wieder mit Vorwürfen, daß ſich ihre Sinnesart ſo ſehr geändert habe, um nur dem Schatten eines ſolchen Wunſches in ſich Raum zu gönnen. Aber der Gedanke kam zu oft und ließ ſich nicht mehr abweiſen; je öfter er erſchien, je offener fand er die Pforten ihrer Seele; er nahm zuletzt alleinigen Beſitz von einem Gebiete, das ihm kein anderer ſtreitig machte!

Eines Abends, vor dem Schlafengehen, bemerkte

Roſalie, daß ſich das Kind neben dem Bette auf die Knie warf und in dieſer Stellung das Nachtgebet verrichtete. Sie horchte hoch auf; Clara ſprach das deutſche Gebet, wie ſie es ſchon in ihrer erſten Kindheit gelernt hatte, und wie es Roſalie ihr ſelbſt zu unzähligen Malen abgehört hatte. Nach der gewöhnlichen Bitte für Vater und Mutter und für ſich, daß ihr Schlaf behütet ſein möge, warf ſich das Kind, nachdem es aufgeſtanden, wieder auf die Knie und rief mit gefalteten Händen und einer Innerlichkeit, die Roſalien wie ein ſchneidendes Meſſer durch die Seele fuhr:

„Und mach' lieber Gott, daß der Vater bald wieder zu mir kommt.“ —

Am folgenden Tage, um dieſelbe Nachtſtunde, als das Kind ſich wieder anſchickte, am Bette knieend das Schlafgebet zu verrichten, ſprang Roſalie hinzu und hob es mit beiden Händen auf.

„Du biſt ſchon zu groß, Clara,“ ſagte ſie aufgeregt, „das Gebet paßt nicht mehr für Dich. Ich will mit Dir das eigentliche Nachtgebet lernen. Aber dabei kniet man nicht . . weil es in unſerer heiligen Sprache iſt. Ich will es Dir vorſagen . . . horch' auf!“

Das Kind richtete die großen, glänzenden Augen auf die Mutter; mehr, als ihre ſeltſame Rede, mochte es die ungewohnte Heftigkeit ihrer Geberden befremden.

Roſalie begann zuerſt mit dem erhabenen „Schma'h

Jisroel“ (Höre, o Jsrael), indem ſie dem Kinde Wort für Wort dieſes göttlichen Zuſpruchs laut und langſam vorſprach, und es ſich von ihm wiederholen ließ. Hierauf, um das Kind nicht zu ermüden, ſagte ſie blos die Verſe: „Er ſchläft nicht und ſchlummert nicht, der Hüter Jsraels,“ und: „Zu meiner Rechten iſt Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir Uriel, und hinter mir Raphael, und über meinem Haupte die Herrlichkeit des Herrn“ — und rief dann, indem ſie auf das Bett zeigte:

„Jetzt lege Dich ſogleich!“

Wieder ſah das Kind mit fragenden Augen die Mutter an, deren Thun und Reden es nicht begriff; es zögerte, ihrem Gebote Folge zu leiſten.

„Jſt das das Ganze?“ meinte Clara.

„Ja!“ ſagte Roſalie.

„Steht auch etwas vom Vater darin?“

Roſalie wagte nicht, dem Kinde eine Antwort zu geben.

Da ſtürzte das Kind, noch ehe ſeine Mutter es hindern konnte, wieder an dem Bette auf die Knie hin, und rief unter hervorbrechenden Thränen, die mehr als jedes Wort darthaten, was in dieſem Augenblicke in ſeiner Seele vorging:

„Guter Gott im Himmel! Wenn Du mich lieb haſt, ſo ſchicke den Vater bald zurück! Lieber Gott, thu' mir den Gefallen!“

Mehr, als ſich ſagen läßt, war Roſalie über das Gehörte erſchrocken. Dann aber flog ſie zu dem Kinde, hob es in ihre Arme und küßte es heftig.

„Ich bitte ja auch Gott,“ rief ſie ſchluchzend, „daß er uns den Vater wieder zurückgeben ſoll. Aber, weißt Du ... ob er zurückkommen will, Dein Vater?“ —

Von Ruben war indeſſen keine weitere Nachricht eingelaufen, — ja, Roſalie zitterte einer ſolchen entgegen. Sie kannte nicht einmal den Ort, wo er gegenwärtig weilte. Da brachte ihr eines Tages der Poſtbote einen Brief, der ihre Adreſſe in den bekannten Schriftzügen ihres Mannes trug.

Der Brief enthielt, ohne alle Anſpielung auf das Vorgefallene, in leidenſchaftsloſem Tone die Zuſtimmung Ruben's zu Allem, was Roſalie bezüglich des Hauſes und der ſonſtigen übrigen Angelegenheiten zu thun für gut befunden hatte; ſie hätte es viel vortheilhafter zu Wege gebracht, als es ihm ſelbſt gelungen wäre. Am Schluſſe hieß es: „In Deinem ganzen Briefe ſagſt Du mir nicht, ob das Kind meiner denkt. Soll ich denn annehmen, daß Clara nicht mit einem einzigen Wörtchen nach mir fragt? Das kann ich nicht glauben. Haſt Du ihr denn nichts geſagt?“ — —

Mit dieſem Briefe ſtieg Roſaliens Unruhe auf's Höchſte; ſie hatte nun die Gewißheit, daß Ruben zurückkehren werde. Schon die Sehnſucht nach dem Kinde werde ihn wieder der Heimath zuführen, auch wenn er es nicht verſuchen wollte, noch einmal einen Angriff auf ihren ſo beſtimmt ausgeſprochenen Entſchluß zu unternehmen. Wenn er nun wirklich erſchien? — Und wieder ſtieg jener Schatten geſpenſtiſch vor ihr und glitt ihr auf Schritt und Tritt nach, der Schatten jenes Gedankens, daß ſie das Kind wappnen und rüſten müſſe gegen den zauberhaften Einfluß ſeines Vaters, und daß ihr das nur gelingen könne, wenn ſie ihm die Grundſätze der frühern Erziehung aus dem Daſein riſſe und es befähige, am Kampfe, den ſie ſelbſt ſo ſiegreich beſtanden, allen Lockungen zum Trotz, ſich gleichfalls zu betheiligen.

Mit dem Nachtgebete hatte Roſalie begonnen; im dunkeln Drange, daß ſie durch Unterricht und Lehre nach den noch lebendigen Wurzeln im Gemüthe ihres Kindes graben müſſe, ging ſie weiter. Sie berief wieder jenen Lehrer, der ihren Philipp für das dreizehnte Geburtsfeſt vorbereitet hatte, und trug ihm auf, ſich Clara's „anzunehmen,“ wie ſie beinahe ſchamhaft meinte. Der Lehrer verſprach, das Möglichſte zu leiſten, wiewohl er Roſalien nicht verbarg, er fürchte von Seiten des Kindes einen Widerſtand, der nicht in den Fähigkeiten deſſelben — ſondern in der früheren Erziehung liege. Mit erſchreckender Heftigkeit verwies ſie ihm jedoch die üble Meinung, die er von dem Kinde habe, ſeine Sache ſei, ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen; was habe er ſich darum zu kümmern, ob ſie wolle oder nicht. Ein Kind müſſe wollen. Der Lehrer fügte ſich dem ſo trotzig ausgeſprochenen Willen dieſer Frau und begann den Unterricht. Zuerſt ſolle er das Kind beten lehren, heiſchte ſie von ihm, das Gebet ſei für ſie von größter Wichtigkeit, alles Andere verſchwinde einſtweilen davor. Beten, nur beten! wiederholte ſie ſo oft, daß der Lehrer ſich oft eines Grauens nicht enthalten konnte.

Er hatte ſich übrigens nicht getäuſcht; bei Clara's Unterricht trat die nämliche Erſcheinung ein, die er ſchon bei Philipp beobachtet hatte. Das Kind bewältigte nur mit Mühe die Schwierigkeiten der erſten Anfangsgründe; es war, als thürme ſich jeder Buchſtabe des heiligen Alphabets wie ein unüberſteiglicher Berg vor ihm auf. Keine jener Künſte, wie der Lehrer ſie in ſolchen Fällen aus ſeiner Erfahrung nahm, wollte bei dem Kinde Ruben Schönmann's gelingen. Clara ſtemmte einen Widerſtand entgegen, der über die Leiſtungsfähigkeit des Lehrers ging. Das ſonſt heitere Weſen des Kindes verwandelte ſich in einen häßlichen Stumpfſinn, ſobald die Unterrichtsſtunde nahte. Seine Seele war nicht dabei; verwirrt und angſtvoll ſchweiften ſeine Augen umher. Unmuth in jeder Geberde, verbiſſenen Trotz auf den Lippen, ſo trat das Kind dem Lehrer entgegen, der nach Roſaliens Willen das Herz ſeiner Schülerin neu beſaiten ſollte. Roſalie that Alles, wodurch ſie den erlahmenden Eifer des Lehrers zu beleben glaubte, denn lange war ſie der Meinung, die Schuld ſei an ihm, wenn die Fortſchritte des Kindes ſo weit hinter ihrer fieberhaften Erwartung blieben. Aber endlich mußte ſie ſich ſelbſt geſtehen, in Clara ſtecke ein Trotz und ein Widerſtand, der alle Mühe des Lehrers zu Schanden mache.

„Das hat ſie von ihm,“ ſeufzte ſie oft ſchwergedrückt, „das iſt leider Gottes ſein Blut!“

So waren viele Wochen vergangen, der Frühling war in's Land gekommen und ein Jahr verfloſſen, ſeitdem man den armen Philipp draußen auf dem „guten Ort“ begraben hatte. Ruben hatte nicht wieder geſchrieben.

Seit einiger Zeit fragte übrigens das Kind nicht mehr ſo häufig nach dem abweſenden Vater, kaum daß er noch in ſeiner Erinnerung zu leben ſchien. War dasjenige eingetroffen, was Roſalie als den eigentlichen Zweck ihres Lebens verfolgte? Hatte das Kind ſeinen Vater vergeſſen?.. Erſt jetzt wurde Roſalie mit entſetzten Blicken gewahr, welche Veränderung mit Clara's Charakter vorgegangen. Das Kind war wortkarg, ſtörrig und verdroſſen, nicht nur dem Lehrer, ſondern auch ihr gegenüber. Es lachte nicht mehr; ſich ſelbſt ſchien es zu einem freudloſen Dahinſiechen verurtheilt zu haben.

„Wie geht das nur zu,“ hielt Roſalie oft mit ſich ſelber Rath, „daß mir das Kind ſo unter der Hand und vor meinen Augen ganz anders wird, als ich erwartet habe? Soll ich einhalten? . . "

Eines Abends, zu ſpäter Stunde, ſprach das Kind zum erſten Male, ſeitdem es den Unterricht des Lehrers genoß, das Nachtgebet aus dem Buche. Roſalie horchte auf, von einer Empfindung durchtönt, wie ſie in ihrem verſtörten Gemüthe ſchon lange nicht geklungen hatte! Das Kind betete ſelbſtſtändig zum erſten Male aus dem Buche der heiligen Sprache Gottes! Jedes Wort, das über Clara's Lippen kam, war eine Engelsſtimme von Oben, eine Botſchaft, daß von nun an Friede und Ruhe, wie es in jenem Gebete ſo ſchön heißt, auf ihre müden Augenwimpern fallen werde!

Ein leiſes Pochen an der Thür unterbrach ſie in dieſer gedankenvollen Stimmung.

Noch ehe ſie antwortete, war eine dunkle Geſtalt in's Zimmer getreten.

„Ruben!" ſchrie Roſalie auf und hielt entſetzt beide Hände vor ihr Angeſicht.

Clara aber warf das Buch, aus dem ſie ſo eben gebetet, von ſich und ſtürzte mit dem Rufe: „Endlich der Vater!" dem Heimgekehrten in die Arme. Minuten lang hielt Ruben das Kind umfaßt; es hatte ſich an ihn feſt geklammert und ſchien mit ihm Eines werden zu wollen in dieſem Augenblicke.

„Roſalie!" rief er, indem er das Kind aus ſeinen

Armen ließ und trat näher zu ihr, indem er die Hand entgegenbot. „Da bin ich, Roſalie!“

Sie aber ſchauderte vor jeder Berührung; mit gellender Stimme rief ſie:

„Ich kann nicht, Ruben, ich kann nicht! Ich bleibe bei meinem Philipp!“

Ruben fuhr mit der Hand über die Augen; die Erinnerung an den todten Knaben erfüllte ihn mit einem Wehe, das er vielleicht nie ſo brennend empfunden hatte, als gerade jetzt.

„Roſalie!“ ſagte er nach einer bangen Weile mit mildem Vorwurfe in ſeiner unſichern Stimme, „empfängſt Du ſo Einen … den Du ſeit beinahe einem Jahre nicht geſehen haſt?“

„Als was kommſt Du, Ruben?“ rief ſie mit einem Male, indem ſie die Hände vom Angeſichte fallen ließ.

Ruben erſchrak im Innerſten vor dem entſetzlichen Ausſehen ſeiner Frau; er trat ſcheu zurück.

„Als was kommſt Du, Ruben?“ rief ſie noch einmal, indem ſie ſich jetzt ihrer ganzen Geſtalt nach in ihrem Sitze erhob.

„Ich bin gekommen, um Dich und Clara abzuholen!“ ſagte er leiſe.

„Ich kann nicht, Ruben; ich darf nicht!“ ſchrie Roſalie mit äußerſter Anſtrengung.

„Ein Jahr iſt lang,“ erwiderte Ruben, „und da habe ich geglaubt, Du müßteſt Dich in der Zeit geändert haben. Wie ich aber ſehe und höre — ſtehſt Du noch immer auf dem alten Standpunkte.“

„Ich will's, ich will's, Ruben!“ ſtöhnte Roſalie.

„Iſt das ein Haus für Ruben Schönmann's Frau?“ rief er nun mit erhobener Stimme, indem er ſeine Blicke in der ärmlichen Wohnung herumſchweifen ließ.

„Beſſer ſo, als . . .“ unterbrach ihn Roſalie.

„Und das iſt ein Ausſehen für Ruben Schönmann's Kind!“ rief er wieder, indem er Clara's Geſicht von dem Lichte der einzigen Kerze beſcheinen ließ. „Armes, gutes Kind!“ ſagte er wehmüthig und ſtreichelte die Wangen ſeiner Tochter. „So haſt Du nicht ausgeſehen, als ich Dich verlaſſen habe. Hat das nur ein Jahr aus Dir machen können? Damals haben Deine Wangen friſchen Roſen geglichen, jetzt ſind ſie blaß und abgezehrt! Großer Gott im Himmel! wie iſt das nur zugegangen?“

Das Kind ſchmiegte ſich an Ruben an und flüſterte ihm faſt unhörbar zu:

„Laſſ' mich nicht mehr aus dem da lernen!“ indem es auf das weggeworfene Buch hinwies.

Ruben hob das Buch auf und warf einen Blick hinein.

„Roſalie!“ rief er, indem er ſie bei der Hand nahm, „komm' mit, komm' mit mir!“

„Ich kann nicht, Ruben; ich ſag's Dir ja!“ ſchrie ſie übermäßig, „ich hab's ja meinem Philipp verſprochen."

„So laſſ' das Kind wenigſtens mit mir gehen!" ſagte Ruben nach einer langen Weile in ſtockenden Lauten, und richtete einen Blick voll Angſt auf ſeine Frau.

Ruhiger, als es ſich von Roſalien in dieſem Augenblicke erwarten ließ, rief ſie:

„Frag' ſie doch ſelbſt, ob ſie mitgehen will."

Auf Ruben's Antlitze zeigte ſich der furchtbare Kampf, der in ſeiner Seele vorging. Seine Lippen zuckten, ſeine Stirne war hoch geröthet, aber ſeine Wangen erdfahl. Die entſcheidende Frage wollte nicht über ſeinen Mund.

Endlich rief er: „Clara, willſt Du mit Deinem Vater gehen?"

Mit einem Schrei, der wie ein Jubel innerer und äußerer Erlöſung klang, ſtürzte das Kind in die Arme ſeines Vaters.

Als Ruben hierauf nach Roſalien ſah, lag dieſe in tiefer Ohnmacht . . .

Spät in der Nacht, als ſie aus dieſem Zuſtande erwachte, ſtand Ruben neben ihr und hielt ihre Hand mit der ſeinen umſchloſſen. Sie aber entwand ſie ihm, indem ſie nur die Augen öffnete. Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt.

„Ich kann nicht! ich darf nicht, Ruben!" flüſterte ſie wie traumverloren.

Weiter ward kein Wort mehr in der kleinen Stube geſprochen. Noch vor dem Morgengrauen verließ Ruben mit ſeinem Kinde das Haus.

Roſalie war allein!

Viele Jahre nachher kamen in regelmäßigen Zeitläufen unter Roſalien's Adreſſe Briefe an, die aus einem der Erziehung von Mädchen gewidmeten Kloſter in einer Vorſtadt Wiens geſchrieben waren; ſie blieben aber unbeantwortet. Endlich verſtummten ſie ganz.

Eines Tages empfing Roſalie ein mit vier großen amtlichen Siegeln nebſt der Unterſchrift eines Pfarrers verſehenes Schreiben aus Wien, das den „Todtenſchein Richard Schönmanns" enthielt. Ruben's Grab iſt nicht auf dem „guten Orte" der Wiener Gemeinde! — —

In der „Gaſſe" lebt eine Frau, geſegnet und geprieſen von Allen, die ihr wohlthätiges Wirken kennen. Wo ein krankes Kind in brennender Fieberhitze liegt, da erſcheint ſie ungerufen und wartet ſeiner. Keine Mutter hat ſo weiche Hände, keiner ſtehen ſo linde, tröſtende Worte zu Gebote, keine weiß das ſieche Kind ſo ſanft zu betten und zu legen, als dieſe Frau. Wenn ſie kommt, fährt über das gramvollſte Antlitz ein Strahl von Hoffnung, die Kinder lächeln ſie unter Schmerzen an. Oft gelangen auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die halbe Welt herumziehende Bettler, in der Sprache des Ghetto's „Schnorrer“ genannt, mit Frauen und Kindern in die Gaſſe, die, den Keim ſchwerer Krankheiten in ſich bergend, in der für ſolche Gäſte beſtimmten Gemeindeherberge, unfähig ſich weiter aufzuraffen, darnieder liegen. Wo Niemand aus Furcht und Scheu Hand anzulegen wagt, da erſcheint jene Frau und pflegt die Kranken und Elenden, und richtet ſie wieder auf. In Nacht und Sturm wird ſie oft gerufen, um irgend einer ſterbenden Frau in der Gaſſe ihren letzten Beiſtand zu bieten. Sie ſcheint keinen Schlaf zu kennen; kaum daß an den Fenſterladen geklopft und die Bitte, daß ſie da und dorthin kommen möge, ausgeſprochen wird, iſt ſie auch bereit und tritt den oft beſchwerlichen und langen Weg an. Dann ſpricht ſie mit der Sterbenden die letzten Gebete, und manche Mutter, deren brechender Blick auf die um ihr Bett herumſtehenden Kinder fiel, hat vor ihrem Scheiden zu ihr geſagt: „Nicht wahr, Röſel, wenn ich nicht mehr bin, ſo wirſt Du Dich auf die da umſehen?“ — und iſt mit dieſer Frage mit einem befriedigten Lächeln hinübergeſchlummert.

Die Sprache des Ghetto's hat für Frauen, die ſich einem ſolchen Liebesdienſte weihen, eine eigenthümliche Bezeichnung. Sie nennt ſie „Seelenfängerin.“ Ruben Schönmann's Frau iſt eine ſolche Seelenfängerin.

III.

Gottes Annehmerin.

Es war gerade am ſogenannten „Bußſabbat,“ der wie eine unerbittliche Wacht vor dem Eingange des großen Verſöhnungstages ſteht, und der alte Rabbiner ſollte eben ſeine Predigt beginnen. Oben vor der heiligen Lade ſtand ein mit einem weißen Tuche bedecktes Betpult ſtatt der Kanzel. Seit achtundfünfzig Jahren war der alte Mann es gewohnt, an dieſem Sabbat ſeine Gemeinde anzureden und ſie für den „furchtbarſten“ aller Tage, den „Jom Kippur,“ vorzubereiten. Vorerſt wollte er jedoch die heiligen Thorarollen, woraus ſoeben der Wochenabſchnitt vorgeleſen worden war, der Lade zurückgeben; denn bei dieſer Gelegenheit genoß er die Ehre des „Aus- und Einhebens“ der pergamentenen Gottesbücher. Langſam ſchritt er die Stufen hinan; ſchon wollte ſeine Hand den ſchweren Vorhang zurückſchieben, der die heilige Lade bedeckt, da taumelte er, die Thorarolle entſank ſeinem Arme, und er ſtürzte an den Stufen nieder.

Ein Schrei des Entſetzens tönte durch die ganze Gemeinde. Die zunächſt Stehenden eilten hinzu; man hob den alten Mann auf, den man beſchädigt glaubte; aber man überzeugte ſich bald, daß ihm wunderbarer Weiſe kein Unheil widerfahren war. Nun erſt legte ſich die gewaltige Aufregung, die ſich aller Gemüther, namentlich droben in der „Weiberſchul'," bemächtigt hatte. Die Thora wurde von einem Andern in die Lade geſtellt; der Rabbi winkte Ruhe und ſtellte ſich an das als Kanzel dienende Betpult. Eine tiefe Stille lagerte ſich über das Gotteshaus. Wie er aber zu reden anfangen wollte, verſagte ihm die Stimme; er beugte ſein weißes Haupt auf das Betpult nieder und begann bitterlich zu weinen. Nie war ein ſolches, aus der Seele kommendes Weinen in dieſen Räumen vernommen worden; es rührte den tiefſten Schmerz des Gemüthes auf und zugleich fühlte ſich Alles von Schauern überflogen. Es war etwas geſchehen, was mit furchtbarer Beredſamkeit ſelbſt zu dem verſteckteſten Sinne ſprach; dieſer alte Mann, der ſtatt zu predigen, weinen mußte — war das nicht ein Anblick von tief bewältigender Natur?

„Redet nicht, Rebbe," rief ihm Einer, dem ſelbſt die hellen Thränen über die Wangen rannen, aus der Gemeinde zu, „redet nicht und ſchont Euch! Wir haben genug gehört und geſehen!"

Da erhob er ſein weißes Haupt vom Betpulte, das ehrwürdige Antlitz war von Todesbläſſe überflogen. Mit der einen Hand ſtützte er ſeinen Kopf, mit der andern ſchob er den Betmantel zurecht, der ihm die Schulter hinab gefallen war. Seine Lippen zuckten; es war ſichtbar, daß er mühſam nach ſprachlichem Ausdrucke rang.

„Wehe geſchrieen!“ rief er endlich mit äußerſter Anſtrengung. „Wehe über mich! Ich bin jung geweſen und bin auch alt geworden, und niemals iſt das Wort Gottes aus meinem Herzen gewichen und von meinen Lippen, nicht bei Tag und nicht bei Nacht. Meine Zeit iſt um und es kommt eine neue. Ich ſoll die Thora nicht mehr in meinen Händen halten. Wehe über mich! Was hab' ich gethan, daß Gott mich hinfallen läßt, wie ein Stück Lehm, darin keine Seele iſt?“

Dann verhüllte er ſein Haupt mit dem Betmantel, ſtieg langſamen, aber ſicheren Schrittes die Stufen herab und begab ſich nach ſeinem Sitze . . .

Es war ein ſeltſam verſtörter Sabbat; die älteſten Leute der „Gaſſe“ erinnerten ſich nicht, einen ähnlichen erlebt zu haben. Wohin man ſah, überall begegnete dem Auge ein Zug unnennbarer Traurigkeit; faſt war es, als ginge ein unterdrücktes Schluchzen durch die Gemeinde, und als hätte der Unfall, der den alten Rabbiner an geheiligter Stätte getroffen, einen Jeden in der Gemeinde an der wundeſten Stelle des Gemüthes berührt. —

Am Abende deſſelben Tages ſaßen drei junge Mädchen vor einem Hauſe in der Gaſſe und ſangen mit vereinten Stimmen ein böhmiſches Lied, doch mit ſo gedämpften, faſt zaghaften Lauten, als fürchteten ſie, die Luft könne die Klänge weiter tragen, als ihnen lieb war. Sie hatten noch ihre ſabbatlichen Gewänder an; am Himmel zeigte ſich die blanke Sichel des beginnenden Neumondes; in der Gaſſe war es menſchenſtill und faſt regungslos.

Plötzlich unterbrach eines der Mädchen den Geſang und rief:

„Kinder, hört auf! Es iſt vielleicht nicht recht von uns, daß wir uns am „Bußſabbat“ damit vergnügen, ein böhmiſch Lied zu ſingen. Und dann wißt Ihr doch auch, was heute in der „Schul'“ ſich zugetragen hat?“

Ihre Gefährtin, die ihr zunächſt ſaß, ein großes, ſtark gebautes Mädchen, mit kühn geſchnittenen Augenbrauen, lachte hell auf:

„Ich ſag's ja immer,“ rief ſie und ſchüttelte ihren wilden Kopf leidenſchaftlich dazu, „Eine wird einmal Landrabbinerin, und das biſt Du. Aus lauter Frömmigkeit wirſt Du mir die Freundſchaft noch aufſagen, wie das einmal mein Geſchwiſterkind Perlchen gethan hat.“

„Um Gotteswillen, Du Klippe (böſer Geiſt), ſpaß' nicht mit ſolchen Sachen!“ beſchwor die Andere, indem ſie umſonſt verſuchte, der übermüthigen Sprecherin mit der Hand den Mund zu verſperren.

„Wirſt Du mich reden laſſen!“ ſchrie das kecke Mädchen überlaut. „Und was iſt denn das für ein Unglück, wenn man ſich von einer guten Partie unterhält? Ich fürchte mich vor keinem Manne!“

„Schweig', ſchweig', Marianne!“ mahnte die Andere, „es iſt doch noch Bußſabbath, und man darf ſeinen Mund nicht aufthun zu ſolchen Reden.“

„Ich red', wie ich will!“ ſagte Marianne mit ſpöttiſch abwehrender Geberde; „und etwas abzubüßen haben wir Beide nicht, weder Du, noch ich. Das kann vielleicht erſt kommen, wenn wir einen Mann haben werden. Bis dahin iſt es aber noch weit genug, es ſieht ſich ja kein Menſch auf uns um. Meinſt Du nicht auch, Täubchen?“

Die mit dieſem Namen Angeredete war bis jetzt, dem Geſpräche abgewandt, dageſeſſen; das fahle Licht der aufſteigenden Mondesſichel war an ihrem Antlitze gleichſam hangen geblieben und hatte demſelben einen Ausdruck traumhafter Zerſtreutheit verliehen. Das Mädchen zählte etwa ſechszehn Jahre, erſchien aber in dieſem Augenblicke bedeutend jünger.

„Ich werde faſten,“ meinte Täubchen mit einer Art erſchreckenden Ernſtes.

„An Deinem Hochzeitstage!“ ergänzte die übermüthige Marianne nachſpottend. „Denn das iſt ja merkwürdig, wie man bei uns Juden mit der Freude umgeht. Mein Vater muß einmal im Jahre für ſeinen

Sohn einen ganzen Tag faſten, und warum? Weil er ſein Erſtgeborener iſt! Und wenn meines Vaters Tochter unter die Chuppe (Trauhimmel) gehen ſoll, muß ſie auch am ſelben Tage hungern und dürſten, und es iſt noch von Glück zu ſagen, daß man ihr am Nachmittage etwas zu eſſen vorſetzt. So recht freuen und aus der Seel' herauslachen, daß ſich Alles an Einem ſchüttelt und rüttelt, das kann ein jüdiſch' Kind gar nicht. Sag' mir nur, Täubchen, warum nicht?"

Das Mädchen mit dem träumeriſchen Ausdrucke ſah vor ſich hin.

„Ich werde faſten, wie es vorgeſchrieben iſt," wiederholte ſie dann, „vierzig Tage lang, Montag und Donnerſtag den ganzen Tag, die übrigen Tage, mit Ausnahme des Sabbats, einen halben; denn ich habe gehört, wenn eine Thora zu Boden fällt, ſo muß die ganze Gemeinde faſten, Klein und Groß, und ich bin ſchon älter als dreizehn Jahre . . ."

„Du?" unterbrach ſie die luſtige Marianne mit weithin ſchallendem Gelächter, und trotz des Abenddunkels ſah man ihre übermüthig weißen Zähne leuchten.

In demſelben Augenblicke wurden die drei Mädchen auf's Aeußerſte erſchreckt. Ihnen gegenüber in der engen Gaſſe öffnete ſich mit Heftigkeit ein Fenſterladen und eine grellende Stimme ſchalt zu ihnen herüber:

„Erſtick' und verſtumm'! Wo haſt Du denn gelernt, daß man am heiligen Bußſabbat ſolche Sachen reden darf? Und da ſoll man ſich noch wundern, daß heute Vormittag eine Thora auf die Erde gefallen iſt?“

„Rettet Euch, Kinder!“ rief die übermüthige Marianne mit verſtelltem Schrecken; „Chaje mit der Thür verſteht keinen Spaß!“

Und huſch! die Mädchen waren auf und davon, als ſeien ſie trügeriſche Luftgebilde geweſen; die Luſtigſte unter ihnen hatte ſich in ein offenes Haus geflüchtet, während die beiden Anderen in der Gaſſe auseinanderſtoben. —

Für den Augenblick haben wir mit den Mädchen nichts zu thun: bleiben wir lieber bei derjenigen, der der Uebermuth des einen von ihnen einen ſo ſonderbaren Beinamen beigelegt hat, bei der alten Chaje „mit der Thür.“

Man wird es bereits erkannt haben, daß die alte Frau, von der hier die Rede iſt, nicht zu jenen Perſönlichkeiten gehörte, denen man mit beſonderer Liebe begegnet. Im Gegentheil! Es war ein gewiſſer Grad von Unerſchrockenheit erforderlich, wenn man ungefährdet unter vier Augen mit ihr verkehren wollte. Die alte Chaje war nur eine arme Wittwe, die ſich kümmerlich von einem kleinen Schnittwaarenhandel ernährte; dennoch war ihre Macht eine gefurchtete, und um ihr ganzes Weſen lag eine Bedeutung, die ſelbſt mancher reichen und angeſehenen Frau nicht zuerkannt wurde. Sie war, was man in der „Gaſſe“ eine „Annehmerin“ nennt. Wenn irgendwo und irgend wem ein Unrecht geſchah, da war es Chaje, die mit ihrer ſcharfen Zunge für den Gekränkten in die Schranken trat; ohne Scheu und Zagen ſagte ſie den Leuten die Wahrheit in's Antlitz, und es war, ſeltſam genug! kaum ein Fall bekannt geworden, daß man ihr das Recht dazu in Abrede geſtellt hätte. Die alte Chaje war der Anwalt aller Beleidigten, und wenn ſie einmal ihr Urtheil über Jemand ausgeſprochen hatte, dann war es, als führen leuchtende Flammen zu ihrem Munde heraus, die Alles, was ihnen im Wege ſtand, in Staub und Aſche verwandelten. Um es kurz zu ſagen, ſie war das Gewiſſen der „Gaſſe,“ und wenn ihre Zunge ſchwieg, ſo konnte man mit Beſtimmtheit behaupten, daß in der Gemeinde ſich nichts ereignet hatte, was das Sittengeſetz oder, was zuweilen noch ſchwerer wiegt, die Vorſchriften der geſellſchaftlichen Ordnung beleidigend herausforderte.

Die alte Chaje hatte niemals Kinder gehabt, und dieſer Umſtand mag dazu beigetragen haben, daß ſich die urſprüngliche Herbigkeit ihres Weſens immer mehr zur verſäuerten Stimmung umbildete, die ſie nicht mehr verließ. Aeltere Leute wußten ſich noch ihres Mannes zu erinnern, den ſie jedoch in der Blüthe ſeiner Jahre verloren hatte. Dieſer war weit und breit der berühmteſte „Sarwer“ geweſen; keine Hochzeit oder ſonſtige Feſtlichkeit konnte begangen werden, ohne daß Gerſon Blitz als Aufwärter und Anrichter gerufen worden wäre. Dieſes Geſchäft bedarf eines feinen und wohlerzogenen Mannes, und ſo kam es, daß Gerſon Blitz, der berühmte „Sarwer,“ demüthig und ergeben gegen alle Welt war; in den Augen der damals noch jungen Chaje erſchien jedoch dieſer Charakterzug als hündiſch und ſchmeichleriſch, und ſie machte ihm auch kein Hehl daraus, weswegen ihre Ehe mit dem ſanften und leiſe auftretenden „Sarwer“ keineswegs zu den roſigſten gehörte.

„Gerſon,“ pflegte ſie oft zu ſagen, „Dein Name iſt auch auf dem Berge Sinai ausgerufen worden, und wenn Du auch ein „Sarwer“ biſt, ſo iſt es doch möglich, daß die Väter Deiner Väter gradewegs vom König David abſtammen. Ich z. B. bin die Tochter eines Kohens (aus dem Stamme der Prieſter), und der iſt ein blutarmer Mann geweſen, wie Du das ſelber weißt, weil Du mich genommen haſt; aber ich rede mir ein, daß einmal vor Gott weiß wie vielen Jahren mein Urgroßvater als Hoherprieſter im heiligen Tempel zu Jeruſalem geſtanden iſt. Danach halte ich mich auch, und wenn mir Einer, und ſei es ſelbſt der Größte in der Gemeinde ein Unrecht anthut, oder an einem Andern begeht, ſo denk' ich bei mir: „Was hat er voraus vor mir? Vielleicht haben ſeine Vorfahren Holz gehackt für den Hohenprieſter, von dem ich abſtamme. Du aber benimmſt Dich gegen die Welt, als wäreſt Du und Deine ganze Familie, ſo lange ſie exiſtirt, nichts als „Sarwers“ geweſen, und wenn heute Einer zu Dir ſagt: „Gerſon, leg' Dich knapp auf den Bauch, ich will auf Deinem Rücken herumtreten!“ ſo verwett' ich meine Seele, Du legſt Dich hin und bedankſt Dich noch, als hätte man Dir eine Wohlthat bewieſen. Du biſt und bleibſt ein „Sarwer.“ —

Alle dieſe Reden und Vorwürfe halfen jedoch nichts; Gerſon Blitz blieb der feine, wohlerzogene Menſch, deſſen Pflicht es war, Hochzeitsgäſte zu bedienen und ſich für ſeine Geſchicklichkeit beloben zu laſſen. Er hatte, offen geſtanden, kein Verſtändniß für den „merkwürdigen Stolz“ ſeiner Frau, die überall ihres Gleichen erblickte, während er die feſte Ueberzeugung hatte, daß die Unterſchiede in der menſchlichen Geſellſchaft von Gott eingeſetzt und alſo feſt begründet ſeien. Eines Tages ſollte Gerſon in einer benachbarten Gemeinde bei einer Hochzeit „Sarwersdienſte“ verſehen; es war mitten im eiskalten Winter und der unbeugſame Sinn ſeiner Frau ſträubte ſich dagegen, den kleinen, ſchwächlichen Mann allen Unbilden des Wetters preisgegeben zu wiſſen.

„Gerſon,“ ſagte ſie, „zeig', daß noch nicht Alles in Dir erſtorben und verdorben iſt. Mußt Du Dein Leben daran ſetzen, damit reiche Leute ſich mit einer gut angerichteten Hochzeit rühmen können? Bleib' daheim, Gerſon, und denke Dir, die Welt ſoll einmal Dein „Sarwer" ſein." Aber Gerſon Blitz hielt ſich trotzdem in dem Tiefſten ſeiner Seele verpflichtet, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leiſten, bezahlte jedoch dieſe Treue gegen ſeinen Beruf mit dem eigenen Leben. Als er von der Hochzeit zurückkam, trug er die Keime einer Todeskrankheit in ſich; er legte ſich hin und ſtarb.

Am Begräbnißtage war Alles über die ſeltſame Wandlung erſtaunt, die mit Chaje's Weſen zauberähnlich vorgegangen war. Es waren Zweifel entſtanden, ob ſie überhaupt weinen könne, und nun zerfloß ſie in Thränen; die rührendſten Klagen entſtrömten ihrem Munde, ſie nannte den Dahingeſchiedenen „die Krone ihres Lebens," niemals habe es einen „feineren" Menſchen auf der Erde gegeben, nur leider Gottes ſei er nicht verſtanden worden; nur ſie allein habe ihn erkannt und verſtanden. So klagte und weinte ſie, und nur Wenige mochten es ahnen, daß hinter der rauhen und abſtoßenden Außenſeite ihres Weſens ein ſeltſames Gefühlsleben ſich verbarg, das mit eiferſüchtiger Scheu über ſeine eigenen Ausbrüche wachte.

Die alte unbeugſame Natur Chaje's trat daher alsbald wieder in ihr Recht. Sie ſchlug alle Anerbietungen, die man der verlaſſenen Wittwe machte, mit bitterem Trotze aus; ſie beleidigte die Leute, die ſich ihr mit dergleichen mildthätigen Abſichten nahten. Die „Annehmerin“ nannte man ſie in der Gaſſe, und ſie war ſtolz auf dieſen Titel. Das Eine ſtand feſt in ihr: um dieſen Titel war es geſchehen, ſobald ſie den Menſchen das Recht einräumte, Dank von ihr zu heiſchen. Dagegen ſträubte ſich der verborgenſte Nerv ihres Innern; und ſo lebte ſie in ſtolzer Genügſamkeit Jahre lang fort, bis ein Ereigniß eintrat, das ihr den andern Beinamen: „Chaje mit der Thür“ zu Wege brachte.

In der Gaſſe lebten zwei Brüder: ſtille, unbeachtete Leute, um die ſich die Wenigſten kümmerten. Sie waren einfache „Dorfgeher“ und kamen oft Wochen lang von ihren Wanderungen nicht zurück. Sie trieben in Gemeinſchaft mit einander einen Handel mit „Schnittwaaren“ in das ferne Gebirge, Niemand wußte, wie es mit ihnen ſtand. Schweigſam, wie ſie Beide waren, verriethen ſie ſich mit keinem Wort und keiner Geberde, und wurden daher vielleicht mit Unrecht für „Mins“ gehalten, die der Welt Sand in die Augen ſtreuen wollten. Namentlich den älteren der Brüder, Zender, hielt man dafür; er hatte ſich einmal in einer unbewachten Stunde geäußert: er halte nichts eher von ſich, als bis es ihm gelungen, den „Ständer“ (Betplatz) ſeiner verſtorbenen Mutter, der in der vorderſten Reihe der „Weiberſchul’“ geſtanden und aus Noth hatte verkauft werden müſſen, wieder an ſeine Familie zurückzubringen. Seit dieſer

Aeußerung waren Jahre verſtrichen und der „Ständer“ befand ſich noch immer in fremdem Beſitze.

Die beiden Brüder lebten übrigens in innigſter Gemeinſchaft; nie ſah man Einen ohne den Andern; ſie hatten in der Synagoge ein Betpult zuſammen, und zuſammen gingen ſie auf ihre Wanderungen; wenn Einer über den Andern ſprach, ſo meinte man ſtets einerlei Rede zu hören; bis auf einzelne Ausdrücke glichen ſie ſich darin. Nie kam ein Mißton in dieſe brüderliche Harmonie; und namentlich von dem Jüngern, der kurzweg „Joſel“ hieß, ging in der Gaſſe die Sage um, er ſei einmal eine ganze Woche krank gelegen, weil ſein Bruder Zender vergeſſen hatte, ihm „guten Sabbat“ zu wünſchen. Ueberhaupt ſtand auf Seiten des Letzteren die überlegene Kraft; er beherrſchte den jüngern Bruder vollſtändig, und Joſel fiel es nie ein, über irgend eine Anordnung im „Geſchäfte“ Rechenſchaft zu verlangen. Joſel's Vertrauen in den Verſtand ſeines Bruders ging ſo weit, daß er die Nothwendigkeit eines Buches, worin ſein „Soll“ und ſein „Haben“ verzeichnet ſtand, gar nicht einſah, und nicht etwa darum, weil er ſeinem Gedächtniſſe zu viel vertraute. Er ſchrieb wohl Alles auf, was er ſein Guthaben an Zender nennen konnte; aber das ſtand in keinem Buche. Die Thüre ſeiner Wohnſtube genügte ihm für dieſen Zweck; dort hatte er einige unverſtändliche Zeichen mit etlichen Ziffern daneben angebracht. Das war ſein „Buch,“ und ſtatt der Tinte diente ihm hiezu Kreide!

Joſel hatte ein einziges Kind im Alter von vier Jahren; ſeine Frau war kurz nach der Geburt des Mädchens geſtorben.

Eines Tages brachte man auf einem Bauernwägelchen einen todtkranken Mann in die Gaſſe. Es war Joſel. Auf einer ſeiner Wanderungen im Gebirge war er von einer ſteilen Felſenwand geſtürzt; Bauern fanden ihn mit zerſchmetterten Gliedern am Rande eines wild dahinbrauſenden Baches liegen. Er lebte noch und war bei vollem Bewußtſein. Da ihn die Bauern kannten, ſo bewog er ſie mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, daß ſie ihn in die Heimath zu ſeinem Kinde brachten. Am andern Morgen kam auch Zender an, den die Schreckensbotſchaft frühe genug erreicht hatte.

Das war der Moment, wo in der alten Chaje die „Annehmerin“ mit aller Gewalt wieder erwachte. Das Elend Joſel's ging ihr zu Herzen, mehr noch die verlaſſene Lage ſeines Kindes. Ungerufen ſtellte ſie ſich an dem Krankenbette des Sterbenden ein, und theilte ſich mit Zender, der keine Minute ſich entfernte, in die Wartung und Pflege Joſel's. Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden; man fürchtete ebenſo ihren Haß, wie ihre Liebe.

Sabbat war gekommen. Die Winterſonne ſtrahlte freundlich in die Stube, wo der Sterbende lag. Zender war in die Synagoge gegangen. Da bemerkte die alte Chaje, wie ſich das Antlitz des bis dahin ruhigen Kranken plötzlich verzerrte; alle Schrecken des Todes lagen darauf. Die Augen waren mit entſetzlicher Erweiterung aus ihren Höhlen getreten.

„Die Thür," ſchrie er krampfhaft, „die Thür!"

Die alte Chaje ſuchte ihn zu beruhigen, aber die Aufregung des Sterbenden wuchs immer mehr.

„Das Kind hat ja nichts ... ohne Thür!" knirſchte er zwiſchen den Zähnen, und ſuchte ſich, todtſchwach, wie er war, im Bette aufzurichten.

Dann ſchloß er die Augen und lag einige Minuten in anſcheinender Regungsloſigkeit da. Mit einem Male öffnete er wieder die Augen, ſie waren klar, und ſchon glaubte Chaje, die Beſinnung ſei dem Kranken wiedergekehrt. Als ſie aber ſeine Hand faßte, ſtrömte ihr eine eiſige Kälte entgegen.

„Chaje," ſagte plötzlich Joſel mit gänzlich veränderter Stimme, denn ſie klang voller und kräftiger, als ſie ſie jemals vernommen, „Chaje, gib mir Deine Hand darauf, Du wirſt mein Kind nicht vergeſſen, denn man nennt Dich nicht umſonſt die Annehmerin. Vor Allem aber gib Acht auf die Thür ... man hat mir groß Unrecht gethan ... die Thür ..."

Noch ehe er den Schlußſatz vollenden konnte, war er todt.

Anfangs war die alte Chaje trotz ihrer ſtarken Natur auf's Aeußerſte erſchrocken. Sie hatte zwar ihren „Sarwer" ſterben geſehen, aber wie ganz anders waren die letzten Augenblicke dieſes feinen und wohlerzogenen Menſchen, verglichen mit denen, die ſie ſoeben erlebt hatte? Sie hatte ein Vermächtniß vernommen, — hatte es ihr der Fiebertaumel eines mit dem letzten Strohhalm des Daſeins Ringenden zugerufen? Sie fühlte etwas wie kalte Schauer über ſich hinrieſeln; aber die alte Chaje war kein Weib der Furcht. Sie wußte nur das Eine in dieſem Augenblick: daß Jemand ihre Annehmerſchaft aufgerufen hatte und daß auf den Lippen eines Todten noch die Worte ſchwebten, die ihr ein hilfloſes Kind auf die Seele banden.

Nach dieſem Kinde ſah ſie ſich zuerſt um; ſie hob es auf ihre Arme und ſtellte ſich mit ihm gerade vor die Leiche hin.

„Haſt Du ſchon einmal Schmah Jisroel geſagt?" fragte ſie, indem ſie dem kleinen Mädchen feſt in die großen Augen ſah.

„Alle Tage zweimal," antwortete das Kind, nicht ohne Verwunderung die ſtrenge Frau mit dem ſtarkknochigen Antlitz anblickend.

„So ſag's!" gebot Chaje.

Ohne Widerſtreben ließ ſich das Kind herbei, die verlangte Gebetformel Wort für Wort herzuſagen.

„Jetzt iſt's gut," meinte dann Chaje, „jetzt haſt Du Deinem Vater einen Gefallen gethan; denn er hat es vielleicht doch noch gehört, wie gut Du Dein „Schmah Jisroel" kannſt. Von künftig an wird er Dich nicht mehr hören. Dafür aber werde ich Deine Mutter ſein, und Du wirſt mein Kind ſein, und wenn Du mir folgen und gehorchen wirſt und wirſt mich als Deine Mutter anſehen, ſo ſollſt Du es niemals empfinden, daß Dein Vater Joſel und Deine Mutter draußen auf dem „guten Ort" liegen. Uebrigens weiß ich nicht, ob es nicht überhaupt beſſer wäre, wenn wir Beide unſer Haus da draußen hätten, Du bei Deinen Eltern, und ich bei meinem guten „Sarwer."

Das Kind ſchien von dieſer Rede ſehr erſchreckt; es begann heftig zu weinen, und auch die alte Chaje hatte die Augen voll Thränen, aber ſie wurde ihrer bald Herr.

„Du kannſt weinen," ſagte ſie, indem ſie das Kind in eine Ecke der Stube ſetzte; „was ſoll aber ich damit? Mein Kopf muß jetzt ſtark ſein, damit ich nicht vergeſſe, was Dein Vater (mit dem der Friede ſei) mir aufgetragen hat. Ich weiß nicht, ob das die Kräfte der alten Chaje nicht überſteigen wird; aber wenn ich verhüten kann, daß der Name Gottes nicht entheiligt wird, ſoll ich mich dagegen aufthun und ſagen: Lebendiger

König im Himmel, warum ſuchſt Du Dir nicht Andere heraus, die ſtärker ſind und mehr ertragen können, als Deine alte Annehmerin?“

Wie man ſieht, hatte die ſeltſame Frau, während ſie ſich mit dem Kinde des todten Mannes ſo „ausredete,“ bereits den hellen Kern gefunden, der ihr als Leitſtern für ihr zukünftiges Thun dienen ſollte. Ein Sterbender hatte ihr ein Unrecht geklagt; an ihm konnte es nicht mehr gut gemacht werden; aber es war eine Waiſe da, und das Unrecht an Waiſen begangen, das nannte ſie einfach eine „Entheiligung des göttlichen Namens.“

Für die alte „Annehmerin“ umſchloſſen dieſe wenigen Worte eine wunderbare Gefühlswelt, in deren Tiefe zu blicken uns kaum gegönnt iſt. Seltſame Wandlung der Zeiten! Was einſt die Zauberformel ungezählter Jahrhunderte und ungezählter Millionen Menſchen bildete, das iſt ein faſt klangloſer Begriff geworden, der ſich jetzt ſelten mehr über die Lippen, noch weniger durch die Herzen ſchleicht. Es iſt faſt, als wollte man ein lang gehegtes Geheimniß verrathen, und ein Geheimniß von tiefernſter Bedeutung iſt es, daß dieſe engen „Gaſſen“ mit dieſen wenigen Worten keiner Heimſuchung, wie wuchtig ſie auch traf, unterliegen konnten! Entheiligung des göttlichen Namens! Wie an einem Felſenwalle brachen ſich daran die Wogen des Haſſes und der Verfolgung, und die auf dieſem Walle ihr Daſein vertheidigten, gingen kräftiger als je aus dieſem furchtbaren Kampfe hervor. Mit keiner Miene, ja mit keiner Geberde wollten ſie ihren Feinden verrathen, daß auch in ihrer Mitte die Saat der böſen Leidenſchaften Raum fand, wo ſie in giftiges Unkraut aufſchoſſen. Wenn Einer hinging und ſeinen Nächſten verrieth, wenn das Weib, die Krone des Hauſes, von den guten Geiſtern der Zucht verlaſſen ward, wenn mitten in der Familie der Hader ſein Haupt erhob, daß es weit ſichtbar ward und die Augen der Gerechtigkeit auf ſich zog: immer war es die Ueberzeugung, daß der göttliche Name nicht entheiligt werden dürfe. Und ohne Geheiß, faſt nur dem Walten eines Naturgeſetzes, das der Selbſterhaltung folgend, gab ſich das Gemeinweſen der „Gaſſe" das Wort, die grauenhafte Wunde, die am Innern fraß, vor Aller Augen zu verbergen, daß die da „draußen" nicht gewahrten, wie da „drin" der Name des rächenden Gottes entheiligt wurde. Opfer, daran die Herzen verbluteten, wurden gebracht, — aber die zu Gerichte ſaßen, wurden es niemals gewahr. Hundert aufgehobene Finger zeigten nach der Sünde, die mit ſtolz emporgerichtetem Haupte durch die „Gaſſen" ſchritt; aber wenn der Mund die Anklage ausſprechen ſollte, ſo verſtummte er. Denn über aller Anfechtung erhaben, hatte ſich der Glaube feſtgeſetzt, daß der Gott der Väter doppeltes Weh empfände, wenn von einem Kinde ſeines Volkes die Hand gegen Geſetz und Sitte frech erhoben ward; und wie wollte man beſtehen am jüngſten Tage des Gerichts, welche Worte der Reue konnten diejenigen vorbringen, die es nicht zu verhüten gewußt hatten, daß „der göttliche Name entweiht und entheiligt wurde?“

Als ein rieſiges Band, das Himmel und Erde mit einander verknüpfte, reichten dieſe Worte durch das ganze Leben der „Gaſſe“; Geſchlechter vererbten ſie auf Geſchlechter, und auch unſere alte Chaje, die Annehmerin, hatte ihren Antheil davon erhalten!

Wir würden übrigens der Wahrheit geradezu entgegentreten, wenn wir behaupten wollten, es habe der alten Frau dabei eine Perſönlichkeit vorgeſchwebt. Sie dachte nur an Eines: wenn das Unrecht herauskommt, was dem todten Manne angethan worden, wie fange ich es dann an, daß das „Criminal“ davon nichts erfährt? In ihrem Kopfe wirbelten in dieſer Beziehung die krauſeſten Vorſtellungen durcheinander; ſie war nämlich feſt überzeugt, daß die „oben“ nur darauf warteten, mit gieriger Hand zuzugreifen, wenn ſich in der „Gaſſe“ irgend etwas ereignete, und ſo war es kein Wunder, wenn ihr ſchon jetzt alle Schrecken der ſtrafenden Gerechtigkeit vor Augen ſchwebten. Polizeileute mit hochgeſchwungenen Schwertern, und zwiſchen ihnen ein gefeſſelter Mann, deſſen Ketten ſchauerlich raſſelten ... Und der gefeſſelte Mann war ein Kind der Gaſſe!

Vorläufig that alſo die alte Annehmerin nichts, als das am Todtenbette Joſel's Vernommene in die geheimnißvollſte Kammer ihrer Seele verſchließen. Sie ſprach mit Niemandem davon: ſie verieth ſich mit keiner Geberde. Nur einmal fragte ſie das Kind Joſel's, indem ſie es auf den Schooß nahm:

„Perlchen, mein Herz, weißt Du etwas von einer Thür?“

Das Kind ſtarrte ſie verwundert an.

„Hat Dein Vater, mit dem der Friede ſei, niemals von einer Thür geſprochen?“

Das Kind verneinte entſchieden eine Frage, deren Sinn es gar nicht begriff.

„Aus Dir werde ich auch nichts herausbringen,“ klagte Chaje, indem ſie das Kind mit heftiger Geberde von ſich ſtieß. Dann aber hob ſie es wieder auf und bedeckte es mit Küſſen.

„Und wenn ich mit der Thür auf dem Rücken durch halb Böhmen wandern müßte,“ rief ſie leidenſchaftlich, „ſo muß ich Dir doch Recht verſchaffen.“

Als die „Schiwe,“ die ſiebentägige Trauer, vorüber war, nahm Chaje das Kind und begab ſich mit demſelben zu Zender. Es war ihr doch ſeltſam auf das Gemüth gefallen, daß er ſich während der ganzen ſieben Tage um das verlaſſene Kind ſeines Bruders nicht gekümmert hatte. Sie erklärte ſich dieſen Umſtand damit, daß Zender's Trauer um den Bruder eine faſt namenloſe war; er hatte ſich am Tage der Beſtattung wie ein Verzweifelnder geberdet, und alle Welt hatte geſagt, Zender ſei mehr zu beklagen als Joſel: er würde den Verluſt ſchwer überleben.

An einem Sonntage machte ſich alſo Chaje mit dem Kinde auf den Weg. Zender wohnte am entgegengeſetzten Ende der Gaſſe in einem halbverfallenen, ärmlichen Hauſe. Sie traf ihn, wie er gerade die Gebetriemen vom linken Arme ſtreifte; wie er aber das Kind Joſel's erblickte, ſchrie er laut auf und Thränen entſtürzten ſeinen Augen.

„Der ganze Joſel,“ meinte er, indem er das Kind auf die Arme nahm; „gerade ſolche Augen hat er auch gehabt.“

Dann ſtreichelte er dem Kinde die blaſſen Wangen.

„Wirſt Du Deinen Vetter Zender auch gern haben, Perlchen, mein Leben?“ fragte er das Kind im zärtlichſten Tone, der auch in dem Gemüthe der alten Chaje wiedertönte.

„Nun, Zender,“ ſagte ſie nach einer geraumen Weile, „was gedenkſt Du mit dem Kinde anzufangen?“

„Was ich mit ihm anzufangen gedenke?“ antwortete Zender, indem er das kleine Perlchen haſtig, faſt allzuhaſtig, auf den Boden ſetzte. Kann ich denn überhaupt daran denken, etwas anzufangen? Ich meine, Du ſollſt das einſehen.“

„Ich verſteh' Dich nicht, Zender,“ ſagte Chaje ganz verwirrt.

„Du haſt ja ſelber Kinder gehabt, Chaje,“ meinte Joſel's Bruder, „und da wirſt Du wiſſen . . “

„Ich habe keine Kinder gehabt,“ rief die alte Annehmerin mit einer gewiſſen ſchmerzlichen Herbigkeit.

„Was thut das auch zur Sache?“ meinte Zender, „Aber ſo viel wirſt Du doch wiſſen, daß, wenn man ſchon ſechs Kinder ſein eigen nennt, die alle geſunde und friſche Mäuler haben, ſo macht ein ſiebentes, was dazu kommt, ſchon einen großen Unterſchied.“

„Ich möcht' ſo etwas nicht zählen,“ ſagte Chaje auf's Neue durch die Reden Zenders in Verwirrung gebracht. „Ich mein' nämlich, wenn Gott Einem den Segen in's Haus ſtellt, ſo darf der Menſch es ſich nicht beifallen laſſen, nachzuſehen, ob's nicht zu wenig iſt. So iſt es mit Kindern. Wie Du ſie zählſt, ſo zählt ſie Dir Gott nach, und ehe Du Dich umſiehſt, kann Dir Eines oder das Andere fehlen.“

„Gott ſoll mich behüten und beſchützen“ rief Zender erſchrocken. „Was redeſt Du da, Chaje, und wie kann Dir nur einfallen, daß mir meine ſechs Kinder zu viel ſind?“

In der Seele der alten Chaje begann von dieſem Augenblicke an ein eigenthümliches Gedankenleben; wie aus der Tiefe eines Brunnens, kamen allmälig helle Lichter an die Oberfläche ihres Denkens; es war ihr, als hätten unſichtbare Stimmen aus weiter Ferne ihr zugerufen, von nun an die Worte dieſes Mannes wie ein angezweifeltes Gewicht auf der feinſten Wage zu prüfen!

„Sag's alſo kurz, Zender," rief ſie mit Einem Male, „Deines Bruders Waiſe iſt Dir zu viel, Du haſt an Dir genug zu tragen?"

Zender's Augen ſchwammen voll Thränen; er ergriff die Gebetriemen, die noch auf dem Tiſche lagen.

„Chaje," rief er betheuernd, „ich ſchwör' dir's bei den Köpfen meiner ſechs Kinder, ich bin ein armer Mann —"

„Lebendiger Gott!" ſchrie Chaje, ihm den Arm zurückhaltend, „bin ich denn ein Richter, daß Du Dich zum Schwören anſchickſt?"

Sie war auf's tiefſte erſchüttert.

„Du willſt mir ja nicht glauben, Chaje," ſagte er.

Nach einer geraumen Weile ſchickte ſich die alte Annehmerin zum Weggehen an. Sie hob das Kind Joſel's wieder auf den Arm; das Herz war ihr wie von eiſernen Reifen umſpannt.

„Das kleine Perlchen werd' ich einſtweilen bei mir behalten," ſagte ſie, indem ſie die Thürklinke ergriff; „ich ſeh' ja doch, der oben im ſiebenten Himmel will ſchon, daß die alte Chaje auch wiſſen ſoll, was eine Mutter iſt. So will ich ſie einſtweilen bei dieſer Waiſe vorſtellen. Biſt Du's zufrieden, Zender?“

„Das kann Dir gar nicht unvergolten bleiben, Chaje; Kinder und Kindeskinder werden davon ſprechen, wenn Du längſt nicht mehr biſt, was Du an einem fremden Kinde gethan haſt.“

Chaje ging; Zender gab ihr bis an die Hausthüre das Geleite. Erſt da kam es ihr in den Sinn, daß ſie mit dem Oheim der angenommenen Waiſe noch nicht über die Hauptſache geſprochen hatte. Die Worte kamen ihr nur ſchwer über die Lippen.

„Zender,“ ſagte ſie, „ich muß mit Dir noch von etwas reden, was Du vielleicht nicht weißt. Einige Minuten vor ſeinem Tode hat Dein Bruder Joſel von einer Thür geſprochen und hat dabei ausgerufen: es wär' an ihm und an ſeinem Kinde ein großes Unrecht begangen worden. Ich muß immer daran denken, daß er etwas hat ſagen wollen, was vielleicht für die Zukunft ſeines Kindes von großem Nutzen ſein könnte. Warum hätte er in Einem fort: die Thür, die Thür! ausgerufen, wenn er nicht etwas damit gemeint hätte? Vielleicht hat er dort eine Schuld aufgeſchrieben gehabt, und da ſollteſt Du, weil doch ein Kind da iſt von ihm, dafür ſorgen, daß es nicht zu Nachtheil kommt?“

Ein ſtilles, trauriges Lächeln ſchlich über die Geſichtszüge Zender's.

„Was biſt Du doch für ein Narrele, meine gute Chaje," ſagte er bedächtig, ohne auch in einem Worte eine höhere Erregtheit zu zeigen, „daß Du Dir ſolche Dinge in den Kopf ſetzeſt? Weiß ich denn nicht ſelbſt am beſten, wie es um ihn geſtanden iſt? Woher ſoll Joſel, mein Bruder, ſich ſo viel erübrigt haben, um es als Schulden an die Thüre zu ſchreiben? Joſel war ein armer Mann, wie ich einer bin, und wenn ich heute ſterbe, wer nimmt ſich meiner ſechs Kinder an?"

In dieſem Augenblicke wußte die alte Chaje in der That nicht, was ſie Zender antworten ſollte. Sie fühlte, daß er die Wahrheit ſprach, und doch — es regte ſich kein Mitleid in ihr, es rieſelte etwas Erkältendes aus den Worten Zender's und drang nicht an ihr Herz. Darum behielt ſie ihr kühles Bewußtſein, und nach einer Weile fiel ſie wieder in den frühern Gedankengang.

„Er hat aber doch ſo beſtimmt von einer Thür geſprochen," meinte ſie, „und er war damals gerade ſo bei Vernunft, wie ich und Du. Es muß etwas Beſonderes mit der Thür zuſammenhängen, und das wird aus meinem Kopfe nicht herausgehen, als bis ich es gefunden habe."

„Laſſ' das gut ſein, Chaje," ſagte Zender mit demſelben traurigen Lächeln um die dünnen Lippen. „Du haſt meinem Bruder Joſel nicht ſo gekannt wie ich. Er hat immer einen ſchwachen Kopf gehabt, und da darf es Dich nicht Wunder nehmen, daß er wenige Minuten vor dem Tode nicht ſtärker geworden iſt. Mit der Thür magſt Du Recht haben; aber was wird es geweſen ſein? Er hat ſich vielleicht die zwei „Jahrzeiten“*) von Vater und Mutter aufgeſchrieben gehabt, um ſie nicht zu vergeſſen, und wie der Todesengel an ſein Bett getreten iſt, da mag er an die Thür gedacht haben; aber auf Schulden hat er in dieſem Augenblicke nicht ſeine Gedanken gerichtet. Sein Kopf iſt dafür zu ſchwach geweſen.“

Es überkommt die Seele zuweilen ein ahnungsvolles Schauen und Empfinden, das wie ein Blitz niederfährt, und gleich dieſem wieder in das nächtige Dunkel zurückfährt. Während Zender ſo ſprach, war es für die alte Annehmerin, als ginge ſie in lauter Licht, alle Wege waren aufgehellt und auch nicht der kleinſte Punkt in dem wirren Gedankenleben, das ſie ſeit dem ſeltſamen Vermächtniſſe Joſel's führte, blieb ohne Beleuchtung. Jetzt wußte ſie, was ſie wiſſen wollte, jetzt war es ihr klar geworden, warum der Sterbende ſich ſo entſetzensvoll an die . . Thüre geklammert hatte. Da ſtand er vor ihr, der „den Namen Gottes“ entweiht und entheiliget hatte . . .

---

*) Die Todestage der Eltern und Verwandten.

So mächtig war das Gefühl der tiefſten Entrüſtung über ſie gekommen, daß ihr ſelbſt das armſeligſte Wort verſagte. Den eigenen Bruder, der im Grabe lag, der Verachtung preisgeben, Schlechtes von dem zu reden, der mit ihm von einer Mutter geſäugt worden war, Denjenigen noch im Andenken zu verkleinern, dem er früher Bruderliebe geheuchelt hatte, das konnte nur Einer, auf deſſen Gewiſſen etwas von einer ſchweren Schuld laſtete.

„Er hat's ausgelöſcht,“ ſchrieen gewaltige Stimmen in ihr, „er weiß, was dort geſchrieben war, all' ſein Reden und Schwören hilft ihm nichts. Er hat's gethan.“

Aber ſie ſprach dieſen Gedankenſturm nicht aus; ſie konnte den Mann mit ihren ſcharfen, grauen Augen nur anſtarren, aber die Heftigkeit, womit ſie das Kind Joſel's immer feſter an ſich drückte, hätte Zender ſagen können, was in der alten Frau in dieſem Augenblicke vorging.

„Noch Eines, meine gute Chaje,“ ſagte er, und wieder legte ſich die Traurigkeit des frühern Lächelns um ſeine Lippen. „Du nimmſt jetzt das Kind zu Dir, und ich mein', es iſt bei Dir ſo gut aufgehoben, wie bei einer wirklichen Mutter. Wenn Du übrigens für das Kind manchmal ein Kleid oder ein Paar Schuhe bedarfſt, ſo weißt Du, bei wem Du ſo was zu holen haſt.

Gott hat mir zwar ſechs Kinder geſchenkt, aber wenn man ſo viele zu bekleiden hat, ſo wird auch noch Manches für Joſel's Kind übrig bleiben. Viel wird es nicht ſein, denn Du kennſt das Sprichwort: Kurz geſchorene Haar' ſind bald gebürſtet."

Da konnte die alte Annehmerin ſich nicht enthalten, mit aller Herbigkeit ihres Weſens auszurufen:

„Ja, Zender, ich werde die Mutter dieſes Kindes ſein, und wie eine Mutter werde ich darüber wachen. Und wie eine Löwin werde ich daſtehen, wenn man da meinem Perlchen ein Unrecht wird anthun wollen. Das aber ſag' ich Dir, Zender, wer die Thür auf dem Gewiſſen hat, von der Dein Bruder Joſel in ſeiner letzten Stunde geſprochen hat, dem wird dieſe Thür ein ſtarkes, eiſernes Thor ſein mit großen Schlöſſern und Riegeln daran, und in's „Gan Eden" (Paradies) kommt der nicht hinein." —

Von dieſem Augenblicke an war das Leben der alten Chaje gleichſam von zwei Gewalten, die gegenſeitig ſich jeden Fußbreit Landes ſtreitig machten, gleichmäßig beherrſcht. Haß hieß die eine, Liebe die andere. Was ſie von der einen im reichlichſten Maaße auf das Kind übertrug, das gab ſie mit gefüllten Scheffeln von dem andern an Zender zurück.

Den Leuten in der „Gaſſe" kam es übrigens als etwas Selbſtverſtändliches vor, daß Chaje der verlaſſenen

Waiſe ſich angenommen hatte. So hatte ſie ſelbſt, urtheilte man, auf ihre alten Tage ein Weſen um ſich, deſſen ſie ſich erfreuen konnte. Sonderbar genug erblickte man hie und dort in dieſem Schritte der „Annehmerin“ den fürchterlichſten Eigennutz. „Sie hat ihren „Sarwer“ zu Tode geplagt,“ hieß es, „ſie wird das Gleiche auch an dem armen Waiſenkinde verſuchen.“

Aber ſo ſind die Menſchen! Dafür, daß ihnen die werkthätige Chaje eine Laſt abgenommen hatte, nämlich die Sorge für ein hilfloſes Kind der Gemeinde, bezeugten ſie ihr Lob oder Tadel, je nachdem es in ihrer Stimmung gegen die alte Frau lag; wenn ſie aber in geheimnißvollem Tone auf den Gegenſtand zu ſprechen kam, der ihr ſeit dem Tode Joſel's als ein noch nicht angetretenes Vermächtniß im Gemüthe lag, auf jene Thüre nämlich, dann hatte man für dieſe „fixe“ Idee der alten Frau nur eine mitleidige Miene oder meiſtentheils ein rohes Gelächter, und bald hieß es nicht mehr, die „Annehmerin,“ ſondern „Chaje mit der Thür,“ als ob die alte Frau nie einen andern Namen getragen hätte!

Chaje nämlich ruhte nicht; ſie forſchte und fragte, und wo ihr irgendwo ein Licht erſchien, das ihr auf die Spur des Zuſammenhanges der Thüre mit den letzten Worten Joſel's verhelfen konnte, darauf ging ſie mit einem Eifer zu, den ſelbſt die Jahre nicht zu ermatten im Stande waren. Bald vorſichtig, bald leidenſchaftlich verfolgte ſie ihr Ziel, das aber, je näher ſie ihm zu kommen glaubte, ſchattengleich ſchwand. Und ein Schatten von einem Schatten war es, wenn ſie die Leute fragte, ob ſie nicht wüßten, daß Joſel irgend ein Vermögen hinterlaſſen habe, ob ſie nicht erfahren hätten, daß ihm Jemand etwas ſchuldig geblieben?

„Was fragſt Du mich?“ hieß es dann gewöhnlich, „frag' doch lieber ſeinen Bruder Zender, der muß Dir die beſte Auskunft geben können.“

„Zender weiß von nichts,“ bemerkte ſie dann mit einer gewiſſen lauernden Miene, „und er ſelbſt iſt ein armer Mann.“

Seltſam! Die Ueberzeugung im Herzen hegend, daß der Bruder Joſel's eine Gewiſſensſchuld in ſich trage, hatte ihr Mund doch Scheu, den Verdacht auszuſprechen, der lichterloh in ihrer Seele brannte.

Einmal entfeſſelt, wußte ſie, ließ ſich die Flamme nicht mehr bändigen; ſie ergriff Alles, was ihr im Wege ſtand, und das konnte und durfte ſie um des „göttlichen Namens“ willen nicht zugeben; die Sünde wäre dann auf ihr Haupt zurückgefallen!

„Wenn Du alſo auch dieſer Meinung biſt,“ entgegnete man ihr, „was willſt Du dann? Zender iſt ein frommer Mann; wäre der im Stande, ſeines Bruders Waiſe ein Unrecht anzuthun? Die Sache iſt, daß ein Mann mit ſechs Kindern ein armer Mann iſt, und Du ſiehſt es ja mit Deinen eigenen Augen, wie er ſich plagt und abmüht, um Brod für ſeine Familie in's Haus zu ſchaffen. Thut das Einer, wenn ihn nicht die Noth dazu zwingt?“

Ja! das ſah die alte Annehmerin freilich mit ihren eigenen Augen! An jedem Freitag Nachmittag, wenn ſie ſelbſt draußen vor ihrem Laden ſtand, kam Zender vorüber, einen ſchweren Pack auf dem Rücken, deſſen Wucht ihn bis zum Boden niederzubeugen ſchien, und wiſchte ſich vor ihrem Angeſichte den Schweiß von der Stirne. Wie kummervoll er ausſah! Das ganze Elend eines „Dorfgehers,“ der oft die ganze Woche keinen warmen Biſſen zu ſich nahm, ſtand dann lebendig vor ihr. Wenn Chaje das ſah, dann flüchtete ſie ſich in das Innere ihres Ladens, dann ſchlug ihr das Herz vor ſtürmiſcher Aufregung, und oft ſaß ſie da, ihr Antlitz mit den Händen bedeckend, und mußte bitterlich weinen.

„Und er hat's doch ausgelöſcht!“ riefen dann die unverſöhnlichen Geiſter in ihr, „und er hat's doch gethan und kein Anderer, denn er hat ſeinen Bruder im Grabe beſchimpft.“ —

Eines Tages kam das kleine Perlchen aus der Schule und fragte ſie:

„Warum heißen ſie Dich: Chaje mit der Thür?“

„Wer hat mich ſo geheißen?“

„Vetter Zender's Marianne, die neben mir ſitzt.“

„Alſo in Deines Vetters Haus nennt man mich auch ſo?“

Mehr ſagte Chaje nicht; aber als ſie in der Nacht das Kind zur Ruhe gebracht und mit ihm das Schlafgebet geſagt hatte, blieb ſie gegen ihre Gewohnheit am Bette ſitzen, anſcheinend in tiefe Gedanken verſunken.

Plötzlich ſagte ſie:

„Perlchen, ich habe noch mit Dir etwas zu reden. Schlaf' nicht ein.“

Die Stimme der alten Chaje zitterte vor innerer Bewegung, die ſonſt ſo ſicher und muthig klang.

„Soll ich Dir ſagen, Perlchen, warum ſie mich „Chaje mit der Thür“ heißen?“

Das Kind öffnete trotz ſeiner Schlaftrunkenheit die großen, glänzenden Augen und richtete ſie fragend auf das Antlitz der Pflegemutter.

„Ich will Dir das jetzt ſagen, Perlchen,“ fuhr ſie fort, „und ich glaube auch, Du wirſt mich verſtehen. Dein Vater, mit dem der Friede ſei, war ein armer Mann; aber einmal hat er etwas gefunden, ich glaube, es war ein Stück Gold, und damit er es nicht wieder verliere, hat er es irgendwo an einem verſteckten Orte aufgehoben; auch hat er mit Kreide auf die Thüre geſchrieben, wo es zu finden ſein wird, wenn er den Ort einmal vergeſſen ſollte. Weißt Du noch, Perlchen, die Stube, wo Du früher gewohnt haſt, und die Thür dort?..“

Das Kind nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Alſo wie Dein Vater, mit dem der Friede ſei, im Sterben war, da hat er nur mir allein anvertraut, daß dort auf derſelben Thüre aufgeſchrieben ſteht, wo er ſein Stück Gold aufgehoben hat. Wie ich aber zu der Thüre hingehe und will nachſehen, was Dein Vater dort hat aufgeſchrieben gehabt, was meinſt Du, Perlchen, habe ich dort gefunden? Nichts, gar nichts; alles war ausgelöſcht, und darüber iſt Dein Vater geſtorben."

Der märchenhafte Charakter, in den ſie die Wirklichkeit zu kleiden verſtanden hatte, ergriff die Aufmerkſamkeit des Kindes mit bannender Gewalt.

„Und weil ich jetzt forſche und nachſuche, ob ich denn doch nicht das Verſteck finde, wo Dein Vater ſeinen Fund aufgehoben hat, und weil ich die Leute auf und ab frage, ob ſie mir nicht ſagen können, was auf der Thüre aufgeſchrieben geweſen iſt, und weil mir mein Herz darob bricht, und weil alle meine Gedanken bei den letzten Worten Deines Vaters Joſel ſtehen geblieben ſind — darum heißen ſie mich: „Chaje mit der Thür." Und jetzt weißt Du, wie es mit mir ſteht."

„Weiter!" meinte das Kind, weil ihm das Ende des Märchens noch nicht gekommen ſchien.

„Das Geſchichtchen iſt aus!" ſagte die alte Chaje tonlos, denn mehr als je war die Erfolgloſigkeit ihres bisherigen Thuns an ſie herangetreten.

Nach einer Weile aber rief ſie mit großer Heftigkeit: „Perlchen, ſchlaf' noch nicht ein, ich habe Dir noch etwas zu ſagen.“

Das Kind horchte wieder auf.

„Wer hat mich zu Dir „Chaje mit der Thür“ geheißen?“

„Vetter Zender's Marianne, die neben mir in der Schul' ſitzt.“

„Von nun an wirſt Du bei Deines Vetter Zender's Marianne nicht mehr ſitzen, und wirſt kein Wort mit ihr reden, und wenn ſie mich in Deiner Gegenwart ſo heißt, ſo kannſt Du die Hand gegen ſie aufheben und ſie ſchlagen . . . Nein, nein, ſchlage ſie nicht, es iſt ſchon Einer da, und der heißt Gott im ſiebenten Himmel, und der wird eines Tages mich auch „Chaje mit der Thür“ heißen, aber da wird meine Seele lachen und wird ſagen: Ich habe doch Recht gehabt, und ich habe Dein Kind angenommen, denn iſt nicht eine Waiſe Dein liebſtes Kind?“

Helle Thränen rannen über das hagere Antlitz der alten Annehmerin. Das Kind aber, erſchreckt durch die dunkeln Worte und die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Pflegemutter, verſteckte ſein Köpfchen hinter die Kiſſen, bis Chaje nach einer geraumen Weile ſagte: „Perlchen, ſchlaf' noch nicht ein!“

Das Kind hub gehorſam ſeinen Kopf aus den Kiſſen.

„Haſt Du Vetter Zender's Marianne gern?"

„Wie mich ſelbſt!"

„Ich kann Dir nicht helfen, Perlchen, mein Gold, Du mußt Dir das aus dem Herzen herausreißen, und wenn es Dir auch weh thut. Du haſt Deinen Vater, mit dem der Friede ſei, nicht gehört, wie er gerufen hat: die Thür, die Thür ... Und wenn ſie Dich blutrünſtig ſchlägt, ſo geh' Du ſtill zur Seite und rede nichts! Es wird ſchon eine Zeit kommen; für jetzt müſſen wir aber alle Beide ſchweigen!" —

Seit dieſer nächtlichen Beſprechung mit dem Kinde Joſel's waren fünf Jahre verfloſſen. Für Chaje war dieſe Zeit ſchattengleich entwichen, kaum daß ſie bemerkte, daß die Waiſe indeſſen aus einem verkümmerten Weſen eine Blüthe geworden war, auf der die Augen der Gaſſe mit Behagen ruhten. Noch immer ging Zender an jedem Freitag Nachmittage mit dem ſchweren Packe des „Dorfgehers" an ihrem Laden vorüber, noch immer war ſeine Miene tiefbekümmert; nichts in ſeinem Weſen verrieth, daß eine günſtige Aenderung ſeiner Lage eingetreten war, die ſich auch äußerlich kundgeben mußte. Namentlich an ſolchen Tagen fuhr es ihr oft wild durch den Kopf: war ſie im Recht, war ſie im Unrecht? Der Bau der ſittlichen Weltordnung ſchien dieſer alten Frau auf unſicheren Grundlagen zu ruhen, der Ausklang ihres müde gewordenen Lebens ſchien ihr nur von der Löſung der

Frage abzuhängen: wer hatte die Schrift des armen Mannes von der Thüre weggelöſcht? War es Zender? Und wenn er es war, warum zögerte das Verhängniß, über denjenigen hereinzubrechen, der auf ſeinem Gewiſſen Flecken trug, ſchwärzer als die finſtere Nacht?

„Lebendiger Gott!“ rief ſie zuweilen in der Angſt ihres Gemüthes, von Schauern überflogen, „haſt Du mich darum zu Deiner Annehmerin gemacht, daß ich jetzt auf meine alten Tage wie eine Trunkene umherwandeln muß, die nicht weiß, was Wahrheit iſt und was Lüge? Warum läßt Du mich in ſolcher Finſterniß gehen? Hätte ich vielleicht nicht auf Joſel's letzte Worte hören ſollen? . . .“

An einem Sabbatmorgen kam Chaje ſehr früh in die Weiberſchul'. Der Gottesdienſt hatte kaum begonnen, und darum waren die meiſten Sitze noch leer. Allmälig füllte ſich der Raum mit feſttäglich geſchmückten Frauen, die geſchäftig plaudernd und geräuſchvoll eintraten und ſich noch Manches mitzutheilen hatten, ehe ſie die Gebetbücher aufſchlugen. Hie und da ſchlug die Frage: „Wo hält man?“ an Chaje's Ohren, und mitten in ihrer Andacht konnte ſie ſich nicht enthalten, darüber grollend nachzudenken, wie verdorben die heutige Welt ſei, die nicht mehr verſtehe, aus einem angefangenen Worte die Gebetſtelle zu errathen, die von dem Vorbeter unten bei den Männern gerade angeſtimmt wurde. Zu ihrer Zeit war das anders geweſen. — Da rauſchte eine in Seide gehüllte Geſtalt an ihr vorüber.

„Wer war das?“ fragte Chaje ihre Nachbarin, da gerade das „Leinen“ oder der Vortrag des Wochenabſchnittes aus den fünf Büchern Moſes beginnen ſollte.

„Kennſt Du die nicht?“ lautete die Antwort. „Das war Zender's Frau.“

„Die in einem ſeidenen Kleide?“

Alles Blut drängte ſich ihr zu Kopfe. Sie ſollte in dieſer Stunde noch mehr erfahren.

Sie ſah, wie Zender's Frau, rauſchend in ihrem ſeidenen Kleide, ſich durch die Betplätze drängte und endlich in der vorderſten Reihe, hart am Gitter, da wo die vornehmſten und reichſten Frauen der Gaſſe ſaßen, ſich niederließ.

„Wie kommt die auf dieſen Platz?“ fragte Chaje wieder.

„Chaje, wie kommſt Du mir nur vor?“ meinte die Nachbarin achſelzuckend, „Du redeſt, als kämſt Du aus Amerikum! Weißt Du denn nicht, daß Zender den Sitz um baare ſechshundert Gulden gekauft hat? Er hat früher ſeiner Mutter gehört; jetzt hat er ihn für ſeine Frau erworben.“

„Iſt er's denn im Stande, zu thun?“

„Wie fragſt Du nur, Chaje? Man ſagt, Zender wird nächſtens ein großes Gewölbe auf dem „Ring“ aufmachen.“

Plötzlich ſtieß die Nachbarin, die ſo geſprochen hatte, einen ſchrillenden Schrei aus: die Frau die neben ihr ſaß, war in Ohnmacht geſunken; es war unſere alte Chaje.

Die Frauen drängten ſich herbei; eine von ihnen trug ein wohlriechendes Waſſer bei ſich, womit man die Ohnmächtige beſprengte. Als ſie wieder die Augen aufſchlug, lauteten ihre erſten Worte:

„Die Thür', die Thür'!“

„Soll Einer nur ſagen,“ flüſterte eine der jungen umherſtehenden Frauen,“ wie ſie zu dieſer fixen Idee gekommen iſt?“

„Narrele,“ bemerkte ihr eine ältere mit der Miene tiefer Erfahrung, „kannſt Du mir ſagen, woher überhaupt eine Krankheit kommt? Es iſt eine Krankheit, wie jede andere.“

Als Chaje ſich einigermaßen erholt hatte, begehrte ſie, nach Hauſe geführt zu werden. Es litt ſie nicht mehr an einem Orte, und war es ſelbſt der ihrem Gott geweihte, die Luft mit Zender's Frau zu athmen, die in einem Kleide ſich blähte, das nicht ihr gehörte, und einen Sitz einnahm, der mit dem blutigen Erbtheile einer Waiſe gekauft ward.

Allein gelaſſen mit Perlchen, ihrem Pflegekind, rief ſie dieſes zu ſich. Das Mädchen ſtand tief erſchrocken vor dem faſt unheimlichen Anblick, den die alte todtblaſſe Frau bot. Sie ſaß in einem morſchen Lehnſeſſel, die Arme kraftlos herabhängend, während unter den graugewordenen Brauen die Augen fieberhaft leuchteten.

„Perlchen,“ ſagte ſie ſchwach, „wie alt biſt Du eigentlich heute?“

„Weißt Du das nicht? Auf Sukkoth (Laubhüttenfeſt) werde ich vierzehn und ein halbes Jahr alt.“

„Und wie ich Dich zu mir genommen habe, warſt Du ein vierjährig Kind!“

Dann drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt.

„Ich verſteh' mich auf Gott nicht mehr. Kann Er warten, oder können die Menſchen ſich gedulden? Seit zehn Jahren warte ich Stunde und Minute, daß Er, der gelobt und geprieſen ſei, ſich mir zeigt, und was muß ich erleben? Es iſt alles ärger geworden, und ich geh' noch immer in der alten Finſterniß.“

Sie ſchwieg hierauf eine geraume Weile, und ſaß dann mit geſchloſſenen Augen da, ſo daß Perlchen glaubte, ſie ſchliefe. Plötzlich fuhr ſie mit einem lauten Schrei auf; ſie umklammerte die Hände des Mädchens und rief mit Tönen des tiefſten Entſetzens:

„Perlchen, mein Kind, ich glaub', ich werde ſterben. Ich fühl's ſchon, wie mir der Tod vom Herzen heraufkommt. Dann wirſt Du allein auf der Welt daſtehen, und ich werde allein in der Erde liegen. Aber ich will noch nicht ſterben, ich darf nicht . . . und Gott läßt noch immer auf ſich warten . . .“

Allmälig beruhigte ſie ſich wieder; ihr Auge verlor den ſchreckhaften Glanz.

„Perlchen,“ ſagte ſie, das Haar und die Wangen des Mädchens ſtreichelnd, „erinnerſt Du Dich noch an jene Nacht, wo ich Dir von dem Stück Gold erzählte, was Dein Vater, mit dem der Friede ſei, einmal gefunden hat, und wie er's auf die Thür geſchrieben hat, um den Ort, wo er es verſteckt hat, nicht zu vergeſſen?“

„Als wenn es heute geſchehen wäre!“

„Damals habe ich Dir geſagt, ich könnt' den Ort nicht auffinden, wie ich auch forſche und ſuche, weil Einer die Schrift ausgelöſcht hat von der Thüre. Soll ich Dir etwas verrathen? Von heute an kenne ich den Ort, und weiß auch, wer die Schrift Deines Vaters ausgelöſcht hat . . .“

„Ich weiß es auch,“ ſagte Perlchen tonlos.

„Lebendiger, großer Gott! was ſagſt Du da?“ ſchrie die alte Frau mit dem ganzen Aufgebot ihrer tief leidenſchaftlichen Natur. Drohend, hoch aufgerichtet, mit brennenden Augen ſtand ſie vor dem Mädchen da.

Seltſamerweiſe zeigte ſich Joſel's Kind in dieſem Augenblicke nicht erſchreckt. Es ſagte:

„Ich habe ihn ſchon damals errathen!“

„Um Gottes Willen, red' nicht weiter und verſtumm' lieber, ehe Du Deine Lippen wieder aufmachſt!“ rief die alte Chaje in namenloſer Aufregung. „Du verſündigſt

Dich, und bringſt auch mich in eine Sünde, wie Du nur daran denkſt, einen Namen zu nennen.“

Perlchen begann zu weinen.

„Habe ich nicht auf Dein Geheiß meines Vetters Marianne die Freundſchaft aufgeſagt?“ ſagte ſie. „Haſt Du geſehen, daß ich ein Wort mit ihr geredet habe, ſeitdem Du es mir verboten haſt?“

Das Weſen der alten, ſonderbaren Frau hub ſich unter dieſen Worten, als würde es von gewaltigen Fittigen erfaßt. Ihr Antlitz hatte in dieſem Augenblicke einen Ausdruck, den man nie und nimmer der herben und vergällten Annehmerin zugetraut hätte; ſie ſah jünger aus, dabei waren ihre ſcharf ausgeprägten Züge von einer feinen durchſichtigen Röthe überflogen. Perlchen meinte, niemals eine ſchönere, alte Frau geſehen zu haben.

„Perlchen, mein Kind, „ſagte ſie, und jeder Ton ihrer Sprache verrieth, daß er ſich den unnahbarſten Tiefen ihres Gemüthes entrang. Sie hatte die Hand auf den Kopf des Mädchens gelegt, und ſah ihr durchdringend, jedoch ohne Aufregung in die Augen. „Perlchen, von heute an mache ich mein Verbot zu nichte, Du kannſt mit ihr umgehen, wo und wie es Dir gelüſtet, und brauchſt Dich nicht zu kümmern, ob ſie mich Chaje mit der Thür heißt, oder mir einen andern Namen gibt ..

„Iſt das Dein Ernſt?“

„Du weißt, Chaje hat nie einen Spaß verſtanden!“

Ahnte das Kind, daß das Weſen der alten Frau in dieſem Augenblicke von dem hohen Gedanken der Gottesheiligung berührt worden war? Ahnte es, was in Chaje vorgegangen ſein mußte, ehe es ſich zu dem Entſchluſſe aufraffte, den es ſoeben ausgeſprochen? Es lag eine unſagbare Ehrfurcht in der Bewegung, mit der das junge Mädchen ihre welke Hand erfaßte und ſie küßte. —

Von dieſem Tage an ſchien ſich überhaupt eine merkwürdige Veränderung in der alten Chaje vorzubereiten, die ſogar den Leuten in der Gaſſe nicht entging. Sie kam jetzt ſelten oder nie auf ihre „fixe Idee“ zu ſprechen; ſie erſchien jetzt den Meiſten als vollkommen geſundet. Die „Annehmerin“ trat zwar hie und da noch mit großer Gewalt in ihr hervor, aber ihr Ton hatte die frühere ſchneidende Herbigkeit verloren; eine Art Ruhe ging jetzt von ihr aus, und doch hatte es in ihrem Gemüthe niemals ſtürmiſcher getobt, als gerade ſeit jenem Sabbat.

Die Woche darauf eröffnete Zender ſein großes Gewölbe mit Schnittwaaren „oben auf dem Ringe“ unter den Hallen des Platzes. Eine alte Jugendfreundin Chaje's, die Frau des Gemeindeſchlächters, kam zu ihr und erzählte Wunderdinge von der Pracht und Herrlichkeit, die ſich da draußen in Zender's Waarenlager aufthat. Chaje's Lippen zuckten nicht einmal bei dieſer Schilderung, die ſie ſich bis auf die geringſten Kleinigkeiten ausmalen ließ.

„Hat Zender auch eine gute Thüre an ſeinem Gewölbe machen laſſen?" unterbrach ſie mit einem Male die geſchwätzige Erzählerin.

„Eine gute Thür? Wie verſtehſt Du das, Chaje?"

Auf dem Antlitze der Nachbarin ſtand leſerlich die Verwunderung, daß Chaje auf's Neue in den unverbeſſerlichen Fehler ihrer kranken Einbildungskraft zurückgeſunken ſei.

„Ich meine nur," ſagte Chaje mit einem Lächeln, das ihr ſonſt nicht eigenthümlich war, „eine feſte Thür iſt zu Allem gut; man kann darauf mit Kreide ſeine Schulden aufſchreiben, und dann ſchützt ſie Einen vor Dieben."

Ein anderes Mal kam dieſelbe Freundin zu Chaje, und nach manchem Hin- und Herreden ſagte ſie unerwartet:

„Chaje, die ganze Welt wundert ſich über Dich, daß Du Dir für Dein Perlchen nicht mehr von ihrem Vetter Zender geben laſſeſt."

„Mehr?" fragte die alte Annehmerin, und ihre Augen ſchoſſen wie in den vergangenen Tagen wildverhaltener Leidenſchaftlichkeit ein dunkles Feuer von ſich. „Mehr? Habe ich denn ſchon etwas verlangt oder angenommen?"

„Man ſagt doch, er hat ſchon oft zu Dir geſchickt und Dir ſchöne Sachen oder auch Geld für Perlchen angetragen, Du aber haſt Alles ausgeſchlagen; und jetzt, wo Zender ein Mann in der Gemeinde iſt, ſollteſt Du

Dir's überlegen, ob Du Recht thuſt, die Stolze zu ſpielen."

„Die Stolze? Ich ſoll ſtolz ſein? Ich bin demüthiger wie ein geſchlagen Kind. Ich wart' nur darauf, daß mir Gott zu meiner Thür verhilft."

„Du kommſt immer auf Deine alten Reden zurück!" meinte die Freundin, verlegen lächelnd.

„Ich bin nur Gottes Annehmerin!" ſagte Chaje mit ſtarker Betonung. „Ich begehr' meine Sach' nur von Gott!"

„Was haſt Du aber gegen Zender? Wer Dich ſo reden hört, meint, er muß wenigſtens Dir ein Kind einmal gemordet haben. Wie ſchickt es ſich, ſich mit einem Manne zu verfeinden, den man bei einer Gelegenheit ganz gut brauchen kann?"

Chaje lächelte fein, ohne alle Bitterkeit.

„Du weißt, die alte Chaje hat von jeher ihre Gedanken und Launen gehabt, wie kein Anderer in der Gaſſe," ſagte ſie ausweichend. „Auf ſeine alten Tage dreht und wendet man ſich nicht um, wie ein Trenderl. Laſſ' mir mein Trenderl!" —

Mit unheimlichen Gefühlen im Herzen ging die alte Jugendfreundin von Chaje hinweg. Später ſprach ſie ſich gegen ihre nächſte Umgebung mit der grimmigſten Entrüſtung darüber aus, daß man überhaupt das Kind Joſel's bei der „Annehmerin" gelaſſen habe. Das ſei in der Gemeinde unerhört; und wenn man das Mädchen in den ſchlechteſten Dienſt ſtellen würde, ſo wäre ſein Geſchick noch immer beſſer, als ihre Jahre bei Chaje mit der Thür zuzubringen, wo ſie ſelbſt in Gefahr ſtehe, nach und nach in Chajes Krankheit zu verfallen. Man ſolle um Gottes Willen darauf dringen, daß Zender ſich des Kindes annehme; es werde nichts Gutes herauskommen, wenn man noch länger zögere, und ein Waiſenkind ſei auch ein Menſch.

Das böſe Gerede ging dann auch wie giftiges Unkraut zwiſchen Frühlingsſaaten ganz üppig auf. Hier und da ging der Name des armen Waiſenmädchens über die Lippen der Gaſſe; hier und da dachte man ſogar ernſtlich daran, mit der alten Chaje ein ernſtes Wort zu reden; heftiger erregte Gemüther drangen ſogar mit überzeugender Beredtſamkeit darauf, mit Gewalt vorzugehen. Aber es war eigenthümlich, welche Scheu ſich Aller bemächtigte, wie ſchüchtern man ſich im entſcheidenden Augenblicke von der Sache, wenn man ſie zum Abſchluſſe gebracht glaubte, abwendete.

So blieb die alte Chaje im ungeſtörten Beſitze ihres Perichens.

„Lange kann ſie ſo und ſo nicht mehr leben,“ tröſtete man ſich endlich. „Wie ſie aber einmal die Augen ſchließt, wird Zender zeigen, daß ihm ſeines Bruders Kind doch etwas werth iſt.“

Mittlerweile war wieder Jahr zu Jahr gekommen; zum nächſten Laubhüttenfeſte trat Perlchen ihr achtzehntes Jahr an! Chaje ſchien dieſen Fortgang der Zeiten gar nicht zu bemerken; unverwandt blickte die alte Frau in die dämmernden Gebilde der Zukunft, die ſie noch erleben wollte. Dabei nahmen ihre Kräfte ſichtlich ab; nur mühſam hielt ſie ſich aufrecht und konnte oft Tagelange nicht in den kleinen Laden hinab, der ihr und Joſel's Kinde einen armſeligen Unterhalt gewährte.

In einer Nacht wachte ſie mit einem Male mit einem lauten Gelächter aus dem Schlafe auf. Perlchen, die ihr zur Seite ſchlief, fragte ſie, gleichfalls erwacht, um die Urſache dieſer ſonderbaren Freude:

„Denk Dir nur, Perlchen," ſagte ſie immer munterer werdend; „wen glaubſt Du, hab' ich im Traum geſehen? Keinen andern als meinen „Sarwer." Du haſt ihn nicht gekannt, Perlchen, den feinen wohlgezogenen Menſchen; ich ſag' Dir, Perlchen, ſolche Menſchen werden gar nicht mehr geboren, wie mein Sarwer war. Und gerade ſo, wie er vor zwanzig Jahren ausgeſehen hat, ſo iſt er da neben mir auf meiner Stube geſeſſen und hat mit mir geſprochen. Ich hör' ihn noch, wie er zu mir ſagt:" Chaje, Du biſt gegen die Menſchen nicht demüthig genug, Du meinſt immer, es muß Alles nach Deinem Kopfe gehen." Und darüber, daß mein Sarwer mir das geſagt hat, habe ich laut auflachen müſſen, und bin darüber aufgewacht.

Dann ſtützte ſie gedankenvoll längere Zeit ihren Kopf mit beiden Händen.

„Perlchen," ſagte ſie dann, „Du wirſt einſehen, daß wenn mein feiner Sarwer den Muth hat, jetzt wo er ſchon zwanzig Jahre todt iſt, ſo mit mir zu reden, ſo hat das etwas zu bedeuten. Ich brauch' Dir nicht zu ſagen, was?"

Dann richtete ſie ſich mühſam im Bette auf.

„Wein' nicht," ſagte ſie ſtreng," und betrüb' Dir Dein Herz nicht. Ich hab' vielleicht ſchon zu lange gelebt, und wenn Einem Gott ein Gemüth gegeben hat, wie mir, ſo paßt man gar nicht für dieſe Welt. Was hab' ich davon, daß ich mich erkühnt habe, als Gottes Annehmerin zu gelten? Hat es mir Freude gebracht, haben mich die Menſchen darum mehr geliebt? Mit meinem Manne habe ich in Unfrieden gelebt, ſo lang' er auf Erden war, warum? Weil ich das Unrecht nicht leiden gekonnt, daß Er, der der feinſte Menſch war, Andern hat dienen müſſen, und ſich bücken und beugen, und darum habe ich ihm ſein Leben verbittert. Und ſo habe ich auch keinem Menſchen Freude gebracht; denn es laſtet ſchwer auf dem Gemüthe, wenn Einen Gott zu ſeiner Annehmerin gemacht hat. Dann geht es von Einem aus wie ein glühend Feuer, das Alles verzehrt, was Einem im Wege ſteht, oder wie im Winter der grimmige Froſt, wovon alles zu Eis erſtarrt. Man ſoll die Welt gehen laſſen, wie ſie will, denn ſie iſt wie ein ſcheues Pferd, das man aufhalten will. Sei kein Narr, und laſſe das Pferd laufen, Perlchen! Eine Gottes-Annehmerin muß auf Alles gefaßt ſein, auf Undank und auf Bosheit, und daß man ſie zuletzt auslacht, wie einen Hochzeitsnarren, der der Welt ſeine Späße vormacht …“

„Verkleinere Dich nicht ſelbſt!“ rief das Mädchen tieferſchüttert, „Du haſt das um mich nicht verdient.“

„Ich ſoll mich nicht verkleinern?“ ſagte Chaje faſt höhniſch. „Wer hat ſich denn je groß gemacht, wie ich? wer hat ſich über ſeine Kräfte hinausgehoben, als ich? Und worin habe ich etwas um Dich verdient? Ich habe Dich zu mir genommen, wie Du ein hilfloſes Kind warſt, und habe Dir zu eſſen und zu trinken gegeben —“

„Warum hat das kein Anderer gethan?“ rief Perlchen und hielt inne.

„Wie verſtehſt Du das, Perlchen?“ ſchrie die alte Annehmerin in deren Antlitz ſich eine plötzliche Umwandlung vorbereitete. „Wen meinſt Du damit?“ rief ſie, Angſt und Entſetzen in allen Zügen ihres hagern Geſichtes.

Perlchen neigte ſich zu ihrem Ohre, und flüſterte ihr etwas hinein.

„Still, ſtill, um Gotteswillen kein Wort weiter,“

rief die alte Frau, „Du weißt doch, warum wir Beide ſchweigen müſſen!“

Ein tiefes Stillſchweigen waltete hierauf durch eine geraume Weile in der nächtigen Stube. Seltſames Spiel in den Seelen zweier Menſchen! Wie ein zweiſchneidiges Schwert lag ein Geheimniß zwiſchen ihnen; ſie konnten es ausſprechen und wachten doch eiferſüchtig über jeden Hauch ihres Athems!

Erſt gegen Morgen beruhigte ſich die alte Frau ſo weit, daß ſie mit aller Schärfe ihres ganz klar gewordenen Bewußtſeins ſagen konnte:

„Und ich hab' doch Recht gehabt, und Gott wird mir einmal auch Recht geben! Dafür heiße ich ja Chaje und die Annehmerin, daß ich keine Gottentweihung zugebe. Und was wäre geſchehen, wenn ich mich hätte hinreißen laſſen, und wäre mit der Thür Deines Vaters auf dem Markt erſchienen und hätte allen Leuten zugerufen: Der und der hat die Schrift ausgelöſcht und hat ein armes Waiſenkind um ſein kleines Vermögen gebracht! Haſt Du Dir ſchon vorgeſtellt, was dann geſchehen wäre?“ — —

So war jener „Bußſabbat“ gekommen, an welchem dem altersſchwachen Rabbiner der Unfall widerfahren war, daß ihm die heilige Thorarolle aus den Armen entglitt.

In der furchtbaren Aufregung, die dieſer Vorgang ſowohl unten bei den betenden Männern, als oben in der „Weiberſchul“ verurſachte, hatte man das Benehmen der alten Chaje überſehen, das in dieſem Augenblicke einen wahrhaft unheimlichen Anblick bot, und die Worte überhört, die ſie in den durcheinanderwogenden Tumult gerufen hatte.

Hoch aufgerichtet, wie in ihren jungen Jahren, das hagere Antlitz von einem ſeltſamen Glanze überflogen, die Augen weit aufgeriſſen und die Rechte ausgeſtreckt, ſo ſtand ſie da, und rief mitten in das Stimmgewirr.

„So hat es kommen müſſen, und nicht anders! Er hat geglaubt, der alte Rebbe, weil er fromm iſt und gut, derweilen ſteht die Sünde draußen vor der Gemeinde, und traut ſich nicht hinein. Warum weiß er nicht, und hat es nicht gewußt, was mit Joſel's Thür geſchehen iſt? Jetzt auf ein Mal führt ihn Gott darauf, und wirft ihm ſeine Thora aus den Armen! So ſoll es allen geſchehen, die ihre Augen gewaltſam verſchließen und nicht ſehen wollen."

Es litt ſie nicht länger in dem Bethauſe. Hochaufgerichteten Leibes ging ſie von dannen; das dicke Gebetbuch an ſich gepreßt, ſo ſiegesfreudig und muthig, wie Einer, dem nach geſchlagener heißer Schlacht die Siegesbeute winkt.

Zu Hauſe in ihrer Stube angelangt, rief ſie Perlchen zu ſich, und legte ihr, ſie ſegnend, die Hände auf ihr Haupt. Dann erzählte ſie ihr in wenigen Worten, was ſich in der Synagoge zugetragen hatte.

„Und jetzt, Perlchen," mein Kind, ſagte ſie, und ihre Stimme klang dabei voll und kräftig, wie ſie das Mädchen niemals vernommen hatte, „jetzt iſt mir wohl. Seitdem der alte Rebbe mit der Thora gefallen iſt, weiß ich, daß für mich die Zeit gekommen iſt. Mein Gott hat mich lange warten laſſen, aber die Zeit iſt doch gekommen."

„Wie iſt Dir?" rief das Mädchen, die Augen angſtvoll auf die alte Frau gerichtet.

„Wie mir iſt? Frag' mich erſt, wie mir geweſen iſt, ſeitdem Dein Vater, mit dem der Friede ſei, geſtorben iſt. Jetzt aber iſt mir wohl! Jetzt wird es ſich zeigen, wie die Schrift auf der Thüre gelautet hat. Was ausgelöſcht war, muß jetzt an das Tageslicht treten." —

Von dieſem Augenbilcke an ſprach ſie nicht mehr über dieſen Gegenſtand; ſie ſchien ſtill, in ſich gekehrt, dem nur ihr vernehmbaren Brauſen des Gedankenſturmes in ihrem Innern zu lauſchen.

Am Nachmittage nahm ſie, wie dies ihre Gewohnheit war, das Gebetbuch zur Hand, und las in den Sprüchen der Väter."

„Jetzt weiß ich" rief ſie überlaut aus, „über was für einen Satz heute der alte Rebbe hätte reden können! Da ſteht es ja! man braucht's gar nicht deutlicher. Wie hat das dem großen Gelehrten nur entgehen können!"

Der Satz aber lautete:

„Das Schwert kommt in die Welt wegen Rechtsverzögerung, Rechtsverkrümmung, Verdrehung .... und wildereißende Thiere nehmen überhand, wo Meineid iſt und falſch Schwören und Entweihung des göttlichen Namens ....“

Sie ſchlug das Buch wieder zu; es hatte ihr nichts mehr zu verkünden!

Es fehlten nur noch drei Tage zum Beginne des großen „Verſöhnungstages,“ der diesmal auf einen Mittwoch fiel. Dieſe ganze Zeit hindurch blieb Chaje auf ihrer Stube; der kleine Gaſſenladen wurde nicht geöffnet. Sie aß nur zu Mittag, denn der Fall der heiligen Thora legte ihr ein vierzigtägiges Faſten auf. Sonſt herrſchte in der kleinen Stube ein faſt feierliches Stillſchweigen. Wenn die alte Annehmerin nicht betete, ſaß ſie in ſich gekehrt in dem Lehnſtuhl und ihre Augen leuchteten dann in einem unnennbaren Glanze.

Am Vortage der „Verſöhnung“ faſtete Chaje nicht; ſie müſſe ihre Kräfte für den großen Berg aufrecht erhalten, deſſen Beſteigung ihr bevorſtand, ſagte ſie. Nachmittag begehrte ſie ihre weißen Kleider und eine friſch gewaſchene weiße Haube, denn, ſagte ſie, einmal im Jahre hat man „Vortritt“ bei dem König der Könige, und da muß man ganz anſtändig erſcheinen. So ſaß ſie dann, gehüllt in die feierliche weiße Kleidung, lang zuvor, ehe die Feier des furchtbarſten aller Tage begann.

Perlchen mußte mit der ſogenannten „dritten Mahlzeit“ ſich haſten; als ſie geendigt, ſagte Chaje:

„Und jetzt laß uns gehen, Perlchen.“

„Schon? Man hat ja noch nicht in die Schul' gerufen —“

„Ich habe mit Dir noch früher einen Gang zu machen. Beeil' Dich!“

Perlchen erſchrak.

„Was erſchrickſt Du,“ ſagte die alte Chaje mit merkwürdiger Ruhe. „Noch ehe der Jom Kippur eingeht, ſollſt Du erfahren haben, wer die Schrift an der Thür Deines Vaters ausgelöſcht hat.“

Lautlos ſchritten dann die Beiden durch die in dieſem Augenblicke noch menſchenleere Gaſſe, das junge ſchreckensbleiche Mädchen neben der alten hageren Frau. Vor einem ſtattlichen Hauſe in der Nähe des Ringplatzes blieb Chaje ſtehen.

„Da wohnt ja Vetter Zender,“ flüſterte Perlchen.

Chaje entgegnete nichts, mit feſtem Tritte ſchritt ſie in das Vorhaus. Von oben herab ſchlugen luſtige Stimmen an ihr Ohr, da ſchien es, als ob die alte Frau zögere, ihren Gang fortzuſetzen. Doch alsbald ermannte ſie ſich und ſtieg die Treppe hinan, die in Zender's Wohnung führte.

Zender ſaß noch inmitten ſeiner Familie bei der dritten Mahlzeit, als Chaje mit Perlchen in die Stube trat. War es der Anblick der ſchreckhaften alten Frau in ihren weißen Gewändern, oder etwas Anderes — den Blicken Chaje's entging es nicht, daß eine merkwürdige Veränderung in ſeinen Zügen vorgegangen war; er war von ſeinem Stuhle aufgeſprungen.

„Chaje," rief er endlich mit einem mühſamen Lächeln, „wie kommſt Du gerade jetzt her?"

Dann gebot er einem ſeiner Kinder, einen Seſſel für Chaje herbeizurücken.

Die alte Frau winkte jedoch abwehrend.

„Laß gut ſein, Zender," ſagte ſie, „ich bin nicht gekommen, um mich bei Dir niederzuſetzen. Ich bin gekommen, um mit Dir im Geheimen ein Wort zu reden."

Das alles hatte ſie mit äußerlicher Ruhe geſprochen; auch nicht ein Muskel in ihrem Antlitze zuckte dabei; ſie ſchien vollkommen unbewegt.

„Jetzt?" meinte Zender, aber ſeine Linke, die auf den Tiſch angelehnt war, zitterte während dieſes Wortes, wie von einem Krampfe ergriffen.

„Warum nicht jetzt?" ſagte Chaje, die grauen ſcharfen Augen auf ihn richtend. „Du weißt, wir ſtehen am Eingange des Jom Kippur, da muß man ſich eilen, daß man in das Thor kommt, bevor man es ſchließt. Und gerade, wenn man etwas auf dem Herzen hat, ſo ſoll man es ſich vor dieſem großen Tage herunterreden."

Zender verſuchte etwas zu reden; aber es klang ganz unverſtändlich. „Komm'," rief er endlich mühſam, indem er ſich erhob. „Mit Dir, das weiß ich noch aus früherer Zeit, muß man ganz beſonders umgehen."

„Perlchen, mein Kind, bleib indeſſen hier, bis ich mit Deinem Vetter mich ausgeredet habe," ſagte Chaje."

Jetzt erſt hob Zender ſeine Augen auf und richtete ſie auf das junge Mädchen, das ſittſam an der Thüre ſtehen geblieben war.

Eine Leichenbläſſe bedeckte ſein Antlitz. —

In einer dritten Stube angelangt, fragte Zender:

„Was willſt Du Chaje?"

„Verriegle erſt die Thüre!" gebot die alte Annehmerin.

Wieder verirrte ſich ein mühſames Lächeln auf die dünnen Lippen Zenders.

„So überaus wichtig iſt das, was Du mir mitzutheilen haſt?"

„Ich habe nur eine Frage an Dich, Zender," ſagte Chaje, indem ſie ſich niederſetzte, „und die muß vor Jom Kippur beantwortet werden."

„So rede!" ſagte Zender, ſchwer aufathmend.

Chaje ſchwieg eine geraume Weile.

„Ich will Dich nur fragen, Zender," ſagte ſie dann, mit feierlichem Nachdrucke jedes ihrer Worte betonend, „ob Du mir nicht erklären kannſt, warum dem alten

Rebbe am vorigen Sabbat die heilige Thora aus den Händen gefallen iſt?"

„Mich fragſt Du um das? Der Rebbe wird alt und ſchwach, da iſt ihm das Unglück widerfahren," meinte Zender mit mehr Sicherheit in der Stimme.

Chaje ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt es nicht, Zender!" ſagte ſie, indem ſie aufſtand und hart an ihn hintrat. „Ich will Dir's erklären. Die Thora iſt darum in den Staub gefallen, weil es in dieſer Gaſſe eine Thür giebt, und auf dieſer Thüre iſt vor vierzehn Jahren eine Schrift geſtanden, und dieſe Schrift hat Einer ausgelöſcht . . ."

„Die alte Narrethei," murmelte Zender zwiſchen den Zähnen.

„Um Gottes Willen, Zender," ſagte Chaje, die ſich plötzlich von ihren Kräften verlaſſen fühlte, „Du nennſt das Narrethei? Draußen warten Deine ſechs Kinder, ſie werden Dich um „Verzeihung" bitten wollen, ehe Du in die „Schul" gehſt; ſie werden zu Dir ſagen: Vater, vergieb uns, daß wir gegen Dich ungehorſam geweſen ſind in dieſem Jahre, und Dich gekränkt haben, leg' uns eine Buße auf, welche Du willſt, wir werden ſie ertragen, aber verzeih' uns, wie ein Vater ſeinen Kindern verzeiht . . ."

Die Stimme der alten Frau brach vor innerer Erſchöpfung.

„Ich verſteh' Dich noch nicht, Chaje," ſagte Zender, dem die Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden.

„Noch nicht?" rief die alte Annehmerin, in ſchmerzlichem Zorne ſich wieder aufrichtend. „So ſieh' mir in's Geſicht, und beantworte mir die Frage: Wer hat die Schrift an Joſel's Thüre ausgelöſcht?"

„Chaje!"

Es war der Aufſchrei eines Todtwunden, den eine rauhe Hand an der feinſten Stelle ſeines Leidens gefaßt hat.

„Gott ſchrei an, und nicht mich," ſagte die unerbittliche Frau. „Ich aber ſage Dir, Zender, der die Schrift ausgelöſcht hat, der geheuchelt und betrogen hat, der ein Waiſenkind um ſein kleines Habe gebracht, der Schuld daran trägt, daß einem achtundſiebzigjährigen Manne die heilige Thora aus der Hand fällt, der ſteht jetzt vor mir!" —

„Schweig', um Gottes Willen ſchweig'!" ſtöhnte Zender, die Hände vor ſein Geſicht drückend.

„Schweigen!" rief Chaje mit faſt übermenſchlichem Tone, „ich hab' alſo noch nicht lange genug geſchwiegen? Vierzehn Jahre des blutigſten Schweigens ſind nicht genug? Nein, Zender, und wenn ich mich an Deine Füße anklammern müßte, wie ein wildes Thier, das Dich im Walde überfällt, jetzt halt ich Dich, jetzt muß ich reden."

Zender vermochte nicht zu ſprechen; ein krampfhaftes Zucken flog über ſeine Lippen.

„Soll ich Dir ſagen, warum ich ſo lange verſchwiegen habe, was mir mein Herz ſchon am Sterbebette Deines Bruders Joſel verrathen hat? Weil ich den Namen Gottes nicht habe entweihen wollen, weil ich nicht gewollt habe, daß man mit Fingern auf den möchte hinweiſen, der ſolches gethan hat ...“

„Martere mich nicht, Chaje,“ bat Zender, die Hände wie bittend emporhebend.

Aber die alte unerbittliche Annehmerin fuhr fort:

„Was brauchſt Du Dir heute Deinen Sterbekittel anzuziehen und Dein Sterbehäubel, und Dich vor alle Leute hinzuſtellen, und an die Bruſt zu ſchlagen, damit ſie Dein Sündenbekenntniß hören? Denk' Dir, Du ſtehſt ſchon vor Gott und der „Jom Kippur“ hat ſchon angefangen! Wie heißt es doch in dem Sündenbekenntniß? Wir haben Arges erſonnen in Lug und Trug, Spott und Hohn, wir haben uns empört gegen das göttliche Wort, wir haben es verleugnet und geläſtert, uns dagegen aufgelehnt und ſind der Schuld und Sünde verfallen ...

„Laß mich jetzt reden, Chaje,“ rief Zender mit einer gewaltſamen Anſtrengung. Sein Zuſtand bot in dieſem Momente einen erſchütternden Anblick. Die Augen weit offen, mit keuchender Bruſt, rieſelnde Schweißtropfen auf der Stirn, ſo ſaß er da, den ſchrecklichen Augen der alten Annehmerin ausgeſetzt.

Eine drückende Stille wob in der Stube. Hörbar war nur das ſchwere Athemholen Zender's, das den furchtbaren Kampf ſeines Innern verrieth. Endlich fuhr Zender mit der Hand über das Angeſicht; als er ſie zurückzog, ſah Chaje, daß er weinte.

„Ich hab's gethan!“ rief er ſchluchzend, „ich habe die Schrift ausgelöſcht!“

„Weine Dich erſt aus, Zender,“ ſagte Chaje ruhig.

Aber Zender rief, das Antlitz von Thränen überſtrömt:

„Laß mich reden, Du Gerechte, die Du etwas von Gott in Dir haſt, laß mich reden, damit meine Seele wieder frei wird.“

„So red' denn,“ ſagte Chaje, über deren Züge ſich ein wunderbares Schimmern und Leuchten, wie ein Abglanz ſiegreichen Sonnenunterganges gelegt hatte.

Noch einmal ſprach er das Bekenntniß ſeiner Schuld aus; es ſchien ihm wohlzuthun, es zu wiederholen.

„Willſt Du wiſſen, wie Alles gekommen iſt?“ rief er. „Aus meinem Stolz iſt Alles gekommen, der hat mich zu dem gemacht, was Du in mir ſiehſt.“

Dann brach er wieder in lautes Schluchzen aus, und erzählte hierauf in abgebrochenen, von Schmerzensrufen durchzitterten Worten:

„Du weißt, Chaje, mein und Joſel's Vater iſt einmal ein reicher Mann geweſen; wie er aber geſtorben, da war nicht ſo viel übrig, daß wir die Mutter hätten ernähren können. Da haben wir Alles verkauft, was uns noch aus der guten Zeit geblieben war, das Haus und die Betſtätte der Mutter droben in der Weiberſchul. Beſonders daß wir die Betſtätte haben verkaufen müſſen, das hat uns Brüder ſchwer gekränkt, denn ſie hat uns an den einmaligen Glanz unſerer Familie erinnert, wie unſere Mutter noch vorn am Gitter in der Weiberſchul unter den reichen Frauen geſeſſen iſt, und jetzt war ihr Standpunkt ganz unten an der Thüre neben dem Weibe des Schuldieners und neben den Schnorrer's Frauen, die man aus Mitleid über Sabbat beherbergt. Das hat uns Brüdern das Herz abgedrückt, und der Mutter auch. Sie iſt aus lauter Kränkung darüber geſtorben, wir haben fortleben müſſen."

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Seitdem iſt mein und Joſel's Sinnen und Trachten auf nichts anders gerichtet geweſen, als wie wir die Betſtätte unſerer guten Mutter wieder an uns bringen könnten. Und es muß etwas Gutes geweſen ſein an dieſem Sinnen und Trachten, denn das Glück hat ſich uns Brüdern wieder zugewendet und es war Segen in dem, was wir unternommen haben. Die Leute in der „Gaſſe" haben nichts davon bemerkt, denn erſt wenn es uns geglückt wäre, die Betſtätte der Mutter zurückzukaufen, da haben wir hervortreten wollen und ſagen: Seht, das kann Zender und ſein Bruder Joſel.“

Er mußte wieder inne halten, ſeine Stimme war zu leiſem Weinen herabgeſunken.

„Die Erſparniſſe meines Bruders habe ich in Aufbewahrung gehabt; kein Menſch und kein Buch hat darum gewußt, nur ſeine Thüre ... Darauf hat er meine Schuld an ihn mit Kreide aufgeſchrieben. Du weißt, wie es ihm, zur Buße geſagt, ergangen iſt. Mit zerſchmetterten Gliedern, aber noch lebend, haben ſie ihn nach Hauſe gebracht, den guten treuen Bruder.“

Seine Augen irrten in dieſem Augenblicke angſtvoll in der Stube umher; er war an den Wendepunkt ſeines ſchweren Bekenntniſſes gelangt.

„Chaje,“ rief er ſcheu und bedeckte wieder ſein Antlitz, „noch heute weiß ich nicht, wie die ſchwarze Stunde über mich Herr geworden iſt. Aber wie ich ſo dageſeſſen bin ich am Krankenlager Joſel's, da iſt mir der Gedanke vor und nachgekrochen wie ein böſes Gewürm: Joſel hat ſechshundert Gulden bei Dir, gerade ſo viel, als die Betſtätte der guten Mutter koſten möchte! Kein Menſch weiß um das Geld als die weiße Kreide auf der ſtummen Thür. Der Gedanke iſt von mir nicht mehr gewichen; von Minute zu Minute iſt er in mir gewachſen; er hat meine ganze Seele ausgefüllt, daß nichts mehr Platz darin gefunden hat. Und einmal, wie mein armer Bruder im Schlafe da gelegen iſt, gegen die Wand gekehrt, da bin ich hingegangen zur Thüre und habe meine Schuld ausgelöſcht . . ."

„Wein' Dich erſt aus," ſagte die alte Frau, „und red' erſt, wenn es Dir möglich iſt."

„Nein! Laß mich nur weiter reden. Als Du zu mir gekommen biſt, mich zu fragen, was mit Joſel's Kinde zu geſchehen habe, da war ich ſchon auf alles vorbereitet; denn wenn Einen die Sünde ſchon gefaßt, dann iſt man, als wären in der Seele hundert Lichter angezündet worden, wo früher nur eins gebrannt hat. Im Voraus habe ich jedes meiner Worte und mein Benehmen gegen Dich zurecht gelegt, wie ein Kaufmann, der ſeine ſchlechte Waare an den Kunden bringen will. So habe ich gelogen und betrogen, geheuchelt und falſche Thränen vergoſſen, und habe doch im Innerſten meines Lebens die Ueberzeugung gehabt, daß mich Dein Auge durchſieht. Um Dich und die Welt irre zu führen, habe ich mich Jahre lang als ein armer Mann geſtellt, Jahre lang habe ich meine Ungeduld hingehalten und habe die Betſtätte der guten Mutter nicht gekauft, und doch war merkwürdiger Weiſe ein Segen in all meinem Thun und Gebaren, als wäre nicht das geſchehen, was geſchehen war. . . . Meinſt Du, ich hätte der Waiſe indeſſen nicht zurückzahlen können, was ich ihr ſchuldig war?

Aber ich habe mich vor Dir gefürchtet, Du Annehmerin Gottes, und ſo iſt Alles gekommen . . .“

„Du biſt fertig, Zender,“ ſagte Chaje, während er für eine Weile inne hielt.

„Fertig? Daß Gott erbarm! wie ich fertig bin!“ ſtöhnte Zender.

Da ſtand die alte Annehmerin auf, hoch aufgerichteten Leibes ſchritt ſie zur Thür hin und ſchob den Riegel daran zurück.

„Ich will das Kind rufen —“

„Welches Kind?“

„Deines Bruder's Kind.“

„Ich kann ihr nicht in's Auge ſehen, Chaje,“ ſchrie Zender.

„Du mußt das Kind um Verzeihung bitten, ehe der Jom Kippur eingeht.“

Noch einmal zuckte es wie ein fahler Blitz über die Geſichtszüge Zenders; es war das letzte Aufbäumen ſeiner Natur.

„So laß ſie kommen!“ rief er tonlos.

Die alte Chaje durchſchritt die zwei vorderen Stuben und rief nach Perlchen.

„Da haſt Du Joſel's Kind,“ ſagte Chaje, indem ſie mit Perlchen an der Hand in der Thüre erſchien.

Kaum war Zender ihrer anſichtig geworden, rief er mit erſtickter Stimme:

„Mein Kind! verzeih' mir, mein Kind!" und gebrochen im innerſten Weſen, faſt ohnmächtig, ſank er vor den Füßen Perlchen's zu Boden. —

Der alte Rabbiner überlebte nicht lange den Fall der Thora. Noch ehe vierzig Tage vergangen waren, hatte ihn, ohne daß eigentlich eine Krankheit ihn heimgeſucht hatte, der Tod ereilt. Man erzählte ſich, daß die alte Chaje, als ſie die Nachricht erhielt, er liege im Sterben, einen der Vorſteher der „heiligen Bruderſchaft" zu ſich bat, und ihn beauftragte, dem alten Rabbiner Folgendes zu ſagen: „Er könne ruhig ſterben, Chaje mit der Thür, die Gottes-Annehmerin, laſſe ihm das ſagen, die Thora habe ſich wieder aus dem Staube erhoben!" —

Aber noch in demſelben Jahre trug man auch ſie auf den „guten Ort" hinaus.

Einige Zeit darauf ward in der Gaſſe eine große Hochzeit gefeiert. Zender's älteſter Sohn und Perlchen waren das Brautpaar.

Zender ſelbſt iſt bis an ſein Lebensende ein ſtiller gedrückter Mann geblieben.

IV.

Die Augen der Mutter.

Aus einem Käfige, der am offenen Fenſter ſtand, ſang ein Canarienvögelchen hell und luſtig in die Gaſſe hinaus. Drin in der Stube und es war ein ſabbatlich aufgeputztes, gar heimliches Stübchen, ſchienen zwei Menſchen, ein blaſſes Mädchen und ein ſchmächtiger junger Mann dem Geſange des Vogels mit einem Gefühle andächtigen Ernſtes zu lauſchen. Hie und da rauſchte ein Blatt des Gebetbuches lauter, das dem Mädchen auf dem Schoße lag — ſonſt ſchien Alles in dem engen Raume bis auf die leiſe pochende Uhr an der Wand den Athem anzuhalten, um den Jubel des beſchwingten Sängers über ſich ergehen zu laſſen.

„Ephraim, mein Bruder!“ rief das blaſſe Mädchen.

„Was willſt Du, Veilchen?“ fragte der Angeredete nach einer Weile, während der er nur mit einiger Gewalt ſeiner in ſtilles Horchen aufgegangenen Stimmung Herr wurde.

„Eines möcht' ich wiſſen, ob der „Canari" auch weiß, daß heute Sabbat iſt?"

„Das iſt eine Frage wie von einem Kind!" meinte zögernd der Bruder.

„Immer iſt etwas kindiſch, worauf die geſcheidten Leute nicht gleich eine Antwort finden können," rief Veilchen in einem Tone beginnender Gereiztheit. „Warum ſoll er's nicht wiſſen? So ein Vogel zählt auch Tag und Stunden und ſieht mit ſeinen Augen in der Stube herum. Die ganze Woche hat er wenig oder gar nicht geſungen und iſt ſtill dageſeſſen. Heute hat er eine Kraft in ſeiner Stimme, daß ich faſt erſchrecke. Woher kommt ihm das? Und an jedem Sabbat iſt es ſo; glaub' nur nicht, daß ich das nicht ſchon längſt bemerkt habe. Soll ich Dir ſagen, was meine Meinung darüber iſt, wenn ich auch Fragen darüber ſtelle wie ein Kind?"

Ephraim antwortete nichts.

„Die ganze Woche über," fuhr das Mädchen fort, „ſieht ſich das Vögelchen in unſerer Stub' um und kann nichts weiter erblicken, als Woch' und lauter Woch'! Heute ſieht es, wie prächtig ich meine Lampe geputzt habe und meint es iſt lauter Gold, was ihm da entgegenglänzt, und auf dem Tiſche liegt das weiße Sabbattuch. Beſonders die weiße Leinwand muß ihm in die

Augen fallen. — Meinſt Du nicht auch, Ephraim, mein Bruder?“

„Wart' einen Augenblick, Veilchen, mein Kind“ meinte Ephraim und ſtand auf. Er war an das offene Fenſter zum Käfig getreten. Wollte er ſeine Verlegenheit verbergen?

In dieſem Augenblicke verſtummte der Geſang des Vogels.

„Jetzt haſt Du ihm ſeinen Sabbat verſtört!“ rief das Mädchen mit überquellender Heftigkeit und in der Haſt, mit der ſie dieſe Worte ausgeſtoßen, war das Gebetbuch ihrem Schooße entglitten.

Ephraim wandte ſich um; er ſah die Schweſter mit eigenthümlich traurigen Augen an. „Ehe ich Dir antworte,“ ſagte er gelaſſen, „thu' mir den Gefallen und heb' das Buch auf, woraus Du ſoeben gebetet haſt. Man muß etwas Heiliges nicht fallen laſſen und wenn ſo etwas unſerer guten Mutter zugekommen iſt, ſo hat ſie das Buch geküßt, weil Gottes Name darin ſteht. Küſſ' es auch, Veilchen, mein Kind.“

Veilchen that, wie ihr der Bruder geheißen hatte. Dieſer demüthige Gehorſam ſtach ſeltſam gegen den Aufſchrei ab, wie ihn das Mädchen kurz zuvor ausgeſtoßen.

„Und nun will ich Dir ſagen, Veilchen, mein Kind, was meine Meinung iſt, warum der Vogel gerade heute ſo hell und luſtig ſingt. Ich weiß aber nicht,“ ſagte er und hielt zögernd inne, . . . „ob Dir dieſe Meinung recht ſein wird.“

Veilchen ſah den Bruder mit ihren braunen Augen forſchend an; nur ihre Lippen zuckten von der zurückgehaltenen Heftigkeit.

„Du redeſt ſo merkwürdig ernſt,“ ſagte ſie und verſuchte zu lächeln, „als ob ich . . keinen Spaß gemacht hätte. Darf ich denn nicht fragen wollen, ob ſo ein Vogel auch etwas vom Sabbat weiß?“

„Es giebt ernſthaftere Sachen auf der Welt . . . Veilchen, mein Kind,“ meinte Ephraim und hielt wieder inne. —

„Du erſchreckſt mich, Ephraim,“ ſagte das Mädchen und der Ausdruck ihres Geſichtes bewies, daß ſie Wahrheit geſprochen hatte.

„Narrele,“ ſagte Ephraim und ein flüchtiges Lächeln verſchwand alsbald von ſeinen Lippen. „Ich, zum Beiſpiele, habe eine andere Meinung über den Geſang des Vogels als Du. . . Ich denk', Veilchen, mein Kind, unſer Canarienvögelchen muß etwas davon wiſſen, . . daß es bald ein anderes Quartier haben wird.“

„Du willſt ihn doch nicht verkaufen oder verſchenken?“ ſchrie das Mädchen entſetzt und mit einem gewaltſamen Rucke, hatte ſie den Bruder von dem Käfige entfernt, auf deſſen Stäbe ſie wie ſchützend ihre beiden Hände legte.

„Verkaufen werde ich ihn nicht, und auch nicht verſchenken," meinte Ephraim, deſſen gemeſſene Ruhe einen ſeltſamen Gegenſatz zu der leidenſchaftlichen Erregtheit ſeiner Schweſter bildete. „Werde ich etwas unternehmen, was Dir ein gebrochenes Herz machen könnte?.... Habe ich mich denn ſo ſehr verändert? Aber nur ein Wort brauche ich zu ſagen . . und ich wette, wer der Erſte ſeine Hand in den Käfig ſteckt und ihn weit aufmacht und zu dem Vögele ſagt: flieg fort, wohin Dich Deine Flügel tragen . . . das iſt Veilchen, meine Schweſter."

„Niemals, niemals!" rief das Mädchen mit großer Entſchiedenheit.

„Veilchen," ſagte Ephraim faſt bittend, „ich habe vor mir ſelbſt ein Gelübde abgelegt. Du wirſt nicht wollen, daß ich es breche."

„Ein Gelübde?" fragte die Schweſter.

„Veilchen," ſagte Ephraim und neigte ſich ganz nahe zu dem Mädchen, ſo daß ihre Stirnen faſt auf einander ruhten, „ich habe vor mir ſelbſt gelobt, wenn er, . . unſer Vater . . zurückkommt, ſo gebe ich unſerem Vögelchen die Freiheit. Es ſoll frei ſein wie Er."

„Ephraim!" ſchrie das Mädchen.

„Er kommt zurück, er iſt ſchon auf dem Wege."

Veilchen ſchlug ihre Arme um den Hals des Bruders. Ephraim fühlte den kalten Schauer, der durch ihr ganzes Weſen rann. Minutenlange hielten die Geſchwiſter ſich ſe umfaßt. Indeß hatte der Vogel ſeinen jubelnden Geſang wieder begonnen.

„Hörſt Du ihn, wie er wieder ſingt,“ ſagte Ephraim und ſtreichelte die Haare ſeiner Schweſter. „Er weiß, daß er bald hinaus und in's Freie kommt. Und Du willſt Dich nicht freuen, daß Er auch in die Freiheit und zu ſeinen Kindern kommt?“

„Ein Vater, der aus dem Criminal kommt!“ rief Veilchen und riß ſich von ihrem Bruder los.

„Er hat's abgebüßt, Veilchen!“ ſagte Ephraim leiſe.

Veilchen hatte ſich abgewandt; nach einer ſchwer drückenden Weile drehte ſie ſich wie von einem Wirbel erfaßt, raſch um und zeigte ihrem Bruder ein gegen die ſonſtige blaſſe Farbe faſt hochroth glühendes Angeſicht. Ihre Augen glänzten von einem wilden Feuer, dabei zitterte ſie am ganzen Leibe. So hatte Ephraim ſie noch nicht geſehen.

„Ephraim, mein Bruder,“ ſagte ſie mit jener tonloſen Langſamkeit, wie ſie gerade der heftigſten Erregtheit eigenthümlich iſt. „Du kannſt mit dem Vogel thun, was Du willſt. Du kannſt ihn freilaſſen oder auch, Du kannſt ihm den Hals umdrehen. Aber ihm werde ich niemals in's Geſicht ſehen, von mir wird er kein liebes Wort hören. Er hat unſere Mutter unglücklich gemacht, . . unſere gute, gute Mutter, er hat ſich und uns um die Ehre gebracht. Das kann ich nicht vergeſſen, Ephraim, mein Vater, als ... als ...“

„Spricht ſo ein Kind?“ ſagte Ephraim mit bebender Stimme.

„Ja, wenn ſich das Kind ſeines Vaters zu ſchämen hat!“ rief Veilchen.

„Dann haſt Du leider vergeſſen, was unſere Mutter auf dem Sterbebette zu Dir und mir geſagt hat. Weißt Du noch, wie ihre dünnen Lippen gezittert haben, wie ſie noch einmal die Augen aufgeſchlagen hat ... wie ſie ſich gewaltſam in die Höhe gehoben und geſagt hat: Kinder, mein „Sechus“ wird Euch beiſtehen, und auch Eurem Vater. Veilchen, haſt Du das vergeſſen?“

Es mußte eine ſeltſame Bedeutung in dem fremdartigen Worte für die beiden Geſchwiſter liegen. —

Wer etwa eine Stunde ſpäter in ihre Stube hätte eintreten können, dem wäre ein wahrhaft ergreifendes Bild entgegengekommen. Veilchen ſaß auf dem Schooße ihres Bruders, die Arme um ſeinen Hals geſchlungen, während dieſer mit einer Zärtlichkeit, wie ſie nur ein älterer Bruder für ſeine Schweſter in gleicher Reinheit empfindet, die Haare des Mädchens glättete, Worte flüſternd, die zu heimlich klangen, als daß ſie ein anderes Ohr, als Veilchens, hätten berühren können.

Der Käfig am Fenſter ſtand leer ...

In der Nacht, die dieſem Sabbate folgte, blieb

Ephraim bis gegen zwölf Uhr wach. Erwartete er denjenigen, für deſſen Freiheit er das geliebte Canarienvögelchen ſeiner Schweſter hingegeben hatte? Veilchen ſelbſt ſchlief; aus der benachbarten Kammer konnte er die tiefen Athemzüge ihres geſunden Schlafes belauſchen. Draußen in der „Gaſſe“ waltete die tiefſte Nachtruhe. Da ging Ephraim zu dem alten Schranke, der neben der Thüre ſtand, ſchloß ihn leiſe auf und holte ein dickes Buch hervor, das er vor ſich auf den Tiſch legte. Er ſchien aber nicht leſen zu wollen. Zwiſchen einzelnen Blättern lag Papiergeld, und nur dieſem ſchien ſein Augenmerk und das flüſternde Zählen ſeiner Lippen zu gelten. Er war gerade an das letzte weiße Blatt gelangt, als er mit feinem Ohr draußen vor dem Fenſter ein Raſcheln wie von ſchleichenden Tritten vernahm. Erſt zuckte er erſchreckt zuſammen, ſein Zweites aber war, das Buch mit deſſen Inhalt wieder dem alten Schranke zu vertrauen. Dann trat er an's Fenſter und öffnete es.

„Biſt Du es . . . Vater?“ rief er in die Nacht hinaus.

Es erfolgte keine Antwort.

Ephraim wiederholte ſeine Frage.

Er konnte, wie ſehr er ſeine Augen anſtrengte, in der Finſterniß kein lebendes Weſen entdecken. Da rief es dicht vor ihm:

„Mach' kein' Lärm . . und löſch' erſt das Licht aus.“

„Vater, um Gottes Willen, Du biſt's?“ ... drängte es ſich aus Ephraim's Munde hervor.

„Still!“ flüſterte es draußen .. „löſch' erſt das Licht aus.“

Ephraim ſchloß das Fenſter und verlöſchte das Licht. Dann tappte er mit faſt unvernehmbaren Schritten durch die Stube in das finſtere Vorhaus hinaus. Eben ſo leiſe ſchob er den Riegel des Hausthores zurück. In demſelben Augenblicke legte ſich eine ſchwere Hand auf die ſeine.

„Vater, Vater!“ rief Ephraim und ſuchte die fremde Hand an ſeine Lippen zu drücken.

„Mach' kein' Lärm,“ gebot die Stimme des Mannes. Leiſe an der Mauer hintaſtend, die Hand des Vaters in der ſeinen haltend, ſo kam Ephraim mit ihm in die Stube.

Veilchen ſchlief noch immer ...

Es gab eine Zeit, wo die Rückkehr des „wilden Anſchels“ in ſein Haus unter ganz andern Umſtänden erfolgte. Auf derſelben Schwelle, die er jetzt ſcheu und zaghaft, faſt wie ein Dieb, der an fremdes Eigenthum ſich gewagt, überſchritt, ſtand vor achtzehn Jahren eine ſchöne Frau, die ihm mit hochgerötheten Wangen einen zappelnden Knaben entgegenhielt, damit er ſich ſchon aus der Ferne überzeuge, Mutter und Kind ſeien wohlauf und geſund. Weit und breit konnte man in ganz Böhmen „Gaſſe“ auf und „Gaſſe“ nieder ſuchen, bis man ein ſchöneres und glücklicheres Paar fand. Von Anſchel hieß es, er ſei ein „Barjin“ wie es keinen zweiten in der Welt mehr gebe, eine jener tüchtigen und unternehmenden Naturen, denen kein Baum zu hoch und kein Graben zu tief iſt, um hinauf- und hinüber zu kommen. Er bewies dies am ſchlagendſten dadurch, daß er die Liebe ſeiner Frau Gudule gewann, deren Augen förmlich weltberühmt waren. Von ihnen hieß es nämlich, wer lange in dieſe Augen hineinſehe, dem erſcheine die Welt ganz anders! Es wurde Einem dabei ganz beſonders zu Muthe, und wer ſich lange nachher den gehabten Eindruck recht vergegenwärtigen wollte, war es nicht im Stande. Man konnte wirklich an nichts Böſes denken, wenn man an Gudule's Augen dachte.

Auch für Anſchel hatten in den erſten Jahren ſeiner Ehe dieſe unergründlich braunen nnd treuen Augen ſeiner Frau, in die er länger als jeder Andere blicken konnte, den vollſten Zauber ihrer Gewalt. Später behauptete er von denſelben Augen, ſie wären an ſeinem Unglücke ſchuld. Und es verhielt ſich in der That ſo; es läßt ſich mit wenigen Worten kurz erzählen

Gudule ſtammte nicht aus der Gemeinde, in der Anſchel einheimiſch war. Ihr Vater war ein reicher Randar auf einem Dorfe in „Unterböhmen,“ das ganz abſeit von dem bewegten Treiben der großen Gemeinde lag. Dennoch war der einſame Randarhof mit ſeiner ſchönen Tochter ein Ort, wohin ſich ſämmtliche „Jungen" wie zu einem Stelldichein zur Beſchau einfanden. Sonderbar! Niemand fand vor Gudule's Augen Gnade als der „wilde Anſchel" — vor dem ſie am meiſten gewarnt worden war.

Noch ehe die Verlobung ſtattgefunden hatte, war eines Tages auf dem Randarhofe ein Brief eingetroffen, der jedoch keine Unterſchrift trug. In dem Briefe hieß es, nachdem mit weitläufigen Umſchweifen aus einander geſetzt worden war, warum der unbekannte Schreiber ſich bewogen fühle, dem Randar einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen: „Behüten Sie Ihr liebes Kind davor, das Weib eines — Spielers zu werden, denn das iſt Anſchel, und ſchlagen Sie dieſen Rath nicht in den Wind."

Der Randar gehörte zu jenen bequemen, breitwuchtigen Naturen, die ſelbſt die Annäherung eines Gedankens, den ſie in ihrem Gehirne verarbeiten ſollen, mit einer Art Schrecken erfüllt. Er ſollte die Vorſtellung, daß Gudule's Mann ein Spieler ſein könne, durch alle Gewinde und Krümmungen und Wege bis an den äußerſten Rand der Zukunft durchdenken können? Treu dieſer Natur gab er den Brief des unbekannten Schreibers, als ob ihn deſſen Inhalt nichts angehe, ſeiner Tochter zum Leſen und er ſchien wirklich ſo recht gethan zu haben.

Denn nachdem Gudule das Schreiben bis zu Ende geleſen, ſagte ſie blos:

„Vater! das geht mich allein an.“

Und dabei verblieb es auch. Erſt am Hochzeitstage, eine halbe Stunde vor der Trauung, als der Trauhimmel draußen im Hofe bereits aufgerichtet ſtand, brachte es der Randar über ſich, der Mahnung jenes unbekannten Briefſchreibers mit einigen Worten zu gedenken. Er nahm den künftigen Schwiegerſohn bei der Hand und führte ihn bei Seite.

„Aden“ (Eidam) ſagte er zu ihm, „iſt es wahr, daß Du ein Spieler biſt?“

„Schwär!“ (Schwiegervater) entgegnete Anſchel darauf mit derſelben Freimüthigkeit, „die Augen Gudule's werden mich davor behüten.“

Anſchel hatte keine Unwahrheit geſprochen, als er ſeinem Schwiegervater dieſe Verſicherung gab. Es war ihm vielleicht heiliger Ernſt dabei, und es erging ihm wie Jedem, dem, Gudule's Weſen, beſonders ihren Augen gegenüber, die Welt mit Allem, was darin ſchlecht und entweiht iſt, anders und zwar beſſer erſchien.

Nirgendwo vielleicht hat man ein feineres Gefühl für die Anzeichen jener grauenhaften Krankheit, deren Geſchichte auf — einem Kartenblatte ſteht, als unter den Leuten in der „Gaſſe.“ Unſichtbar deutende Finger ſind dort überall auf den „Spieler,“ an dem, wie es im Sprichwort heißt, kein „Bröſele“ Segen iſt, gerichtet, und warnen vor ihm. Trunk und Schlemmerei fordern wenige Opfer, aber faſt jede „Gaſſe“ weiß von Einem oder Mehreren eine Geſchichte zu erzählen, die mit einem Kartenblatte anfängt und mit unheimlichen Ende aufhört. In jenem raſtloſen Kampfe, den die „Gaſſe“ mit den Mächten des Lebens zu beſtehen hat, mag es nicht befremden, wenn ſo Mancher, dem der endliche Sieg beharrlichen Fleißes in zu weiter Ferne liegt, nach den gemalten Blättern greift, um dem blinden Glücke ein übermüthig ſchallendes Gelächter abzugewinnen.

Darum war die Aufmerkſamkeit der Leute mit einer Art Spannung auf die fernere Entwicklung eines Charakters wie Anſchel's gerichtet; man verfolgte mit einem Gefühle künſtleriſchen Behagens jeden ſeiner Schritte und Tritte, denn aus langer Erfahrung weiß die „Gaſſe“ daß man einem Spieler nicht trauen darf.

Als ahnte es Anſchel, daß Aller Augen auf ihm lagen, hütete er ſich mit einer beinahe zur Schau getragenen Abſichtlichkeit, irgend einer der über ihn gehegten Vorausſetzungen Recht zu verſchaffen. Oder genoß er wirklich mit unbewußter Hingabe des Glückes, das Gudule's Weſen ihm entgegentrug? Es hatte wenigſtens den Anſchein; nichts deutete darauf hin, daß er ſelbſt in heimlichſter Stille den Lockungen jenes Lügengeiſtes folgte. Sein Geſchäft blühte — und Gudule hatte ihm einen Sohn geboren.

„Nun, Gudule, mein Kind," fragte damals der Randar ſeine Tochter, als er zur Gevatterſchaft ſeines erſten Enkels gekommen war, „hat der Brief Recht gehabt?"

„Was für ein' Brief?" meinte die Wöchnerin.

„Nun worin man mir angezeigt hat, daß mein Schwiegerſohn, Dein jetziger Mann, ein Spieler iſt."

„Von ſo einem Briefe willſt Du noch reden? meinte Gudule — und das war auch eine Antwort.

Drei Jahre ſpäter kam Gudule's Vater wieder auf Beſuch. Sie trug ihm diesmal ſein zweites Enkelkind, ihr kleines Veilchen entgegen. Er herzte und küßte die Kinder und hing um Veilchen's Hals ein dreifach geſchlungenes Perlſchnürchen, „damit das Kind einmal wiſſe, meinte er, daß es einen Großvater gehabt habe."

„Und wo haſt Du *Deine* Perlen, Gudule?" fragte er dann, „die Du von Deiner Mutter, mit der der Friede ſei, bekommen haſt und auf die ſie ſo große Stücke gehalten hat?"

„Die, Vater?" entgegnete Gudule und erblaßte, „die hat mein Mann nach Prag zu einem Goldſchmied gegeben, er ſoll ein neues „Schlößchen" daran machen."

„So?" ſagte der Randar.

Trotz ſeiner ſchwerfälligen Behäbigkeit war ihm in Gudule's Antlitz ein Zug von leidender Abgeſpanntheit .

aufgefallen — der ihm bis an die tiefſte Seele griff. Er ſprach aber nichts darüber; nur als er beim Abſchiede die „Meſuſeh“ an der Thüre küßte, ſagte er zu Gudule, die, das kleine Veilchen im Arme, das Geleite ihm gab, mit einer von ſeltſamer Weihe durchzitterten Stimme:

„Gudule, mein Kind, das Schlößchen an dem Perlſchnürchen, was ich Deinem Veilchen mitgebracht habe, das kann an die zweihundert Jahre aushalten ... Du brauchſt es darum Deinem Manne nicht mitzugeben, damit er ein neues daran macht.“

Und ohne ſich noch einmal umzuwenden, ging der breitſpurige Mann von dannen. Er kam auch nie wieder auf Beſuch. Ein Jahr ſpäter erhielt Gudule ein Schreiben von ihrem älteſten Bruder, der ihr meldete, der Vater ſei geſtorben und ſie möge „Schiwe“ ſitzen (die ſiebentägige Trauer begehen). Er habe ſeit ſeinem letzten Beſuche bei ihr in Einem fort gekränkelt, aber ſie alle hätten deß wenig geachtet, weil ſie ſeine gute Natur kannten. Erſt in den letzten Wochen ſei eine merkliche Abnahme ſeiner Kräfte eingetreten, dazu ſei ein Fieber gekommen und er habe zu phantaſiren angefangen. Als man ihn einmal fragte, ob man nicht Gudule kommen laſſen ſolle, habe er geſagt: „Sie ſoll das Schlößchen von Veilchen's Perlenſchnürchen nicht weggeben.“ Aber noch eine Stunde vor ſeinem Tode habe er mit lauter Stimme nach dem Briefe begehrt. Welchen Brief? Keiner habe ihn verſtanden. „Gudule weiß, wo er liegt,“ habe er endlich mit leiſem Kopfſchütteln geſagt. Das ſei ſein letzes Wort geweſen.

Hatte der alte Randar bei ſeinem letzten Beſuche im Hauſe ſeines Schwiegerſohnes richtig geſehen? Auch ohne die fehlende Perlenſchnur hätte ihm die ganze „Gaſſe“ ſchon lange das Geheimniß verrathen können, daß die Warnung jenes unterſchriftsloſen Briefes eine Wahrheit — und Gudule die Frau eines Spielers geworden war.

Mit der ganzen Gewalt eines Gewäſſers, das jahrelang in den Tiefen des Berges geruht, war die alte, niemals gebrochene Krankheit an Anſchel herangekommen. Das erſte Anzeichen hiervon erhielt Gudule, als ihr Mann einmal von einer ſeiner Geſchäftsreiſen früher zurückkehrte, als er ihr vorhergeſagt. Gudule hatte ihn darum auch nicht erwartet.

„Warum biſt Du mir mit den Kindern nicht entgegengekommen?“ rief er verdrießlich; „gönnt man mir dieſe Freude auch nicht mehr?“

„Ich . . . gönn' Dir keine Freude?“ vermochte Gudule zu fragen, indem ſie tief erſchrocken ihre Augen zu ihrem Manne aufſchlug.

„Was ſiehſt Du mich ſo mitleidig an?“ fuhr er heftig auf.

Anſchel liebte ſeine Frau; als er die Wirkung ſeiner rohen Worte auf Gudyle's Angeſicht gewahrte, umfaßte er ſie liebreich.

„Sag' ſelbſt, Gudule," ſprach er, „wenn ſich ein Menſch die ganze Woche plagt und anſtrengt, muß er nicht das Geſicht ſeines Kindes wie ein ihm von Gott geſchicktes Geſchenk betrachten, wenn er es zuerſt beim Eintritte in ſein Haus zu ſehen bekommt?"

Wunderbar! In dieſem Augenblicke durchzuckte Gudule die erſte Ahnung — daß ihr Mann einer Lüge fähig ſei. Mit rieſigen Lettern trat nun der Inhalt jenes Briefes vor ihre Seele; ſie wußte nun, welches Geſchick ihrer harre . . . und ihrer Kinder.

Von da ab traten in Anſchel's Leben alle jene Erſcheinungen hervor, wie ſie das Treiben eines „gebornen" Spielers beinahe mit kunſtgerechter Regelmäßigkeit überall darbietet. Vor Allem machte ſich die Zerrüttung ſeines Gemüthes merkbar. Verſtörtheit und luſtige Aufgeräumtheit wechſelten mit einer erſchreckenden Schnelligkeit in ihm ab. Er konnte das Einemal an Gudule und ſeinen Kindern allen Liebreiz und Zauber der Welt erblicken, während er ihnen das andere Mal ſtumm, gleichgiltig und verdroſſen gegenüber ſaß. Gudule wurde es bald klar, daß das Geſchäft ihres Mannes in ſeinen Grundveſten erſchüttert ſei. Was ſie aber am meiſten erſchreckte, war, daß Anſchel mit Hintanſetzung aller Scheu ſeine religiöſen Pflichten vernachläſſigte.

Freitag ſpät in der Nacht heimzukehren, wenn der Sabbat ſchon längſt in die „Gaſſe“ eingekehrt war, gehörte zu den regelmäßig ſich wiederholenden Vorfällen. Ja es traf ſich einmal, daß er in beſtaubten Kleidern von einer ſeiner Geſchäftsreiſen am frühen Morgen zurückkehrte, während draußen die Leute, ſabbatlich geputzt, in das Gotteshaus gingen.

Dennoch wurde nie, auch nicht das leiſeſte Wörtchen der Klage, aus Gudule's Munde vernommen. Im Grunde ihres Gemüthes gehörte ſie zu jenen ſtolzen und adeligen Naturen, wie ſie unter allen Lebensbedingungen in der „Gaſſe“ und auf dem einſamen Randarhof ſowohl, als auf den Höhen der bevorzugten Menſchheit zur Entwicklung gelangen. Hatte ſie den Rath jenes wohlmeinenden Briefes nicht in den Wind geſät? Was wollte ſie klagen und jammern, da nun die Saat aufgegangen war? Es lebte eine wunderbare, kaum erklärliche Scheu in ihr, ihrem Manne die Leidenſchaft vorzuhalten, der er von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde mehr und mehr verfiel. Eher wäre ſie geſtorben, als daß ſie das Wort „Spieler“ über ihre Lippen gebracht hätte. Und dann! — Sah' es Anſchel ihr nicht an den Augen an, was ſie in der Seele litt?

Von denſelben Augen nun behauptete Anſchel, ſie trieben ihn immer weiter und weiter in ſein Unglück.

„Was ſiehſt Du mich ſo an, Gudule?" konnte er oft bei der geringfügigſten Gelegenheit fragen.

Manchmal, wenn er nach ſeiner Behauptung eine „beſonders gute Woche" gehabt, brachte er für die Kinder Koſtbarkeiten mit, die weit den Werth eines gewöhnlichen Geſchenkes überſtiegen. Gudule machte aber von dieſen Gegenſtänden weder für ſich noch für die Kinder irgend einen Gebrauch, ſie verwahrte ſie im Kaſten und geſtattete ſich nie ihren Anblick, beſonders .. als ſie bemerkt hatte, daß Anſchel unter irgend einem Vorwande all' dieſes glänzende Geſchmeide wieder an ſich nahm, um es mit anderem zu vertauſchen — oder auch nicht mehr zurückzuerſtatten.

„Gudule!" ſagte er einmal, als er in beſonders aufgeräumter Stimmung ſich befand, „warum läßt Du alleweil den Schlüſſel im Kaſten ſtecken, wo Du ſo theure Sachen aufhebſt?"

Und wieder ſchlug Gudule ihre unergründlich braunen Augen zu ihm auf.

„Du ſiehſt mich ſchon wieder . . ſo an!" fuhr er mit einem Male heftig auf.

„Der Kaſten iſt ſicher," ſagte Gudule faſt lächelnd. „Warum ſoll ich ihn verſperren?"

„Du meinſt, Gudule —" ſchrie er, indem er die Hand wie zu einem Schlage aufhob. Dann ſank er in den Stuhl zurück und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Gudule, mein Herz!“ rief er, „ich bin nicht werth, daß Deine Augen auf mich ſehen. Ueberall, wo ich gehe und ſtehe, ſehen ſie mich an . . . und das iſt mein Unglück. Mach' ich ſchlechte Geſchäfte, wo es immer iſt, ſo fragen mich dieſe Deine Augen: Warum haſt Du Dich eingelaſſen, und denkſt nicht an Weib und Kind? . . Dann bin ich wie von einem böſen Geiſte geplagt. Ich möcht' daß Du mich wieder ſo anſiehſt, wie Du mich als Braut angeſehen haſt — ſo glücklich ſo merkwürdig ſchön! Dann denk' ich mir: Einmal muß ſich das Glück doch mit der ganzen Fauſt packen laſſen . . dann wird auch meine Gudule wieder die Augen aufheben können. Und ſo komme ich aus einem Unglück in's andere. Sieh' mich lieber gar nicht an, Gudule! —“

Es war eine jener ſelbſtanklagenden Stimmen, wie ſie zuweilen aus der leidenden Seele ſolcher Menſchen faſt ohne äußeren Anſtoß hervorbrechen. Schon war Gudule ſo weit gekommen, daß ſie dieſen Aufſchrei ſeines Gewiſſens nach ſeinem eigentlichen Werthe ſchätzte. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Anſchel in dieſer Minute die vollſte Wahrheit geſprochen, für die nächſte Zukunft war ſie ihr ein inhaltloſer Schall.

So waren Jahre dahingegangen. Die Kinder wuchſen allmälig heran. Ephraim war in ſein fünfzehntes Jahr getreten, Veilchen war ein zwölfjähriges blaſſes Mädchen. Nach dem Ausſpruche der „Gaſſe" waren es die merkwürdigſten „Kinder von der Welt". Gudule erzog ſie mitten in dem wüſten Leben, an das ſie die Ehe mit dem Spieler kettete, daß ſie Spiegelbilder ihres eigenſten Weſens wurden. Die Leute wunderten ſich, wie aus Anſchel's Kindern ſo etwas werden konnte.

Sie waren ihrer Mutter vollſtändig nachgerathen, ſie trugen dieſelbe „adelig ſtolze Natur wie ihre Mutter zur Schau. Mit den anderen Geſpielen in der „Gaſſe" verkehrten ſie nicht; es war, als ob ſie nicht zu ihnen gehörten, als trennte ſie ein unüberſteiglicher Wall. Dieſe Abſonderung trug ihnen der gemeine Sinn bitter nach. „Meint ſie," hörte Gudule oft neben und hinter ſich flüſtern, „weil ihr Vater ein Randar war, ſo ſind ihre Kinder etwa Prinzen? Sie ſollt' daran denken, daß ihr Mann nichts Anderes wie ein Spieler iſt."

Wie ganz anders hätte dieſes bittere Urtheil gelautet, wenn die Welt gewußt hätte . . daß die Kinder allein Gudule's einzige Vertraute waren. Was ihr eigener Vater nie vernommen, das legte ſie in die jungen Seelen ihrer Kinder nieder. Ihnen entging keine Thräne ihrer Mutter, ſie wußten, wenn der Vater Verluſt, wenn er Gewinn gehabt; ſie kannten alle Stimmungen ſeines zerrütteten Gemüthes und hatten in dieſer furchtbaren

Schule häuslichen Elends eine Wahrheit des Begreifens erlangt, die ſie in den Augen eines jeden Andern als frühreif erſcheinen laſſen mußte.

In den Naturen der beiden Kinder war übrigens ſchon frühzeitig ein ſeltſamer Gegenſatz hervorgetreten. Ephraim war von einer faſt weiblichen Milde, während Veilchens Weſen, ganz entgegengeſetzt dem ſanften Klange ihres Blumennamens, gleichſam verſchloſſene Lippen hatte die auf Trotz und Willensſtärke hindeuteten.

„Mutter,“ ſagte ſie einmal, „glaubſt Du, daß er noch lange ſpielen wird?“

„Veilchen, wie kannſt Du ſo reden?“ rief dagegen Ephraim erſchrocken. „Du verſündigſt Dich ja.“

Da fiel Veilchen der Mutter ſtürmiſch um den Hals und hielt ſie krampfhaft zuckend einige Minuten umfaßt. Es war als wolle das Kind all' den verhaltenen und mühſam zurückgedämmten Schmerz um ſeine eigene zerſtörte Kindheit in der einen Umarmung ausſtrömen.

„Mutter!“ rief ſie dazwiſchen, „Du biſt zu gut gegen ihn. Niemals, niemals werde ich ſo gegen ihn ſein.“

„Ephraim,“ ſagte Gudule, „red' doch Deiner Schweſter zu, wenn ich nicht mehr da bin. Veilchen iſt im Stande und trägt ihrem eigenen Vater Haß nach. Darf das ein jüdiſches Kind?“

„Warum iſt er ſo ſchlecht gegen Dich?“ knirſchte Veilchen mit den Zähnen . . .

Endlich kam der letzte vernichtende Schlag.

Nachdem Anſchel einige Wochen abweſend geweſen war, langte eines Tages ein Schreiben unter Gudule's Adreſſe — aus einer Strafanſtalt in der Nähe Wiens an. In dem Briefe wurde ihr in Ausdrücken der äußerſten Schonung mitgetheilt, ihren Mann habe das Unglück betroffen, eine falſche Unterſchrift auf einen Wechſel geſetzt zu haben. Sie werde ihn jetzt durch fünf Jahre nicht zu ſehen bekommen. Gott möge ſie tröſten. Der Brief trug die Unterſchrift: „Von einem Leidensgefährten ihres Mannes.“

Gudule erging es wie dem alten Nandar, ihrem Vater, nachdem er den letzten Abſchied von ihr genommen. Sie brach innerlich zuſammen, und ohne daß das an ihr nagende Todesleiden merkbare Spuren aufwies, waren ihre Tage gezählt.

An einem Freitagabende, kurz nachdem das Friedenslicht der ſiebenzinkigen Lampe angezündet worden, berief Gudule die Kinder zu ſich an den Lehnſtuhl, von dem ſie den ganzen Tag nicht aufgeſtanden war. Ein ſeltſam leuchtendes Lächeln auf ihren Lippen, ein eigenthümliches Glänzen ihrer noch immer ſchönen Augen, dazu ein befremdendes Auf- und Niederathmen ihrer Bruſt . . . ſie erſchien ihren Kindern ſo verwandelt!

„Kinder,“ ſagte ſie, „ſtellt Euch da zu mir, Jedes auf eine Seite. Ephraim, Du zur Rechten, und Du, Veilchen, zu meiner Linken. Ich möcht' Euch einmal ein klein' Geſchichtchen erzählen, wie man Kindern erzählt, die man in Schlaf bringen will. Soll ich?"

„Mutter!" riefen die Kinder aus einem Munde und beugten ſich zu ihr herab.

„Ihr müßt mich frei reden laſſen, Kinder," meinte ſie mit demſelben befremdenden Lächeln auf den Lippen, „wenn ich mein Geſchichtchen gut erzählen ſoll —"

„Hört, Kinder," fuhr ſie nach einer Weile fort, „jeder Menſch, und ſei er der ſchlechteſte, — wenn er auf Erden nur ein einziges Gutes gethan hat, ſo genießt er droben im ſiebenten Himmel ſein „Sechus", das heißt, das Gute, was er auf dieſer Welt gethan hat, wird ihm von Gott dem Allmächtigen als beſonderes Verdienſt angerechnet."

Gudule hielt inne. Plötzlich nahm ihr Geſicht einen gegen früher durchaus veränderten Ausdruck an. Ihr Athem ging mühſam, aber ihre braunen Augen leuchteten in Einem fort.

Mit kaum vernehmbaren Lauten fuhr ſie fort: „Als Jeruſchulaim, die heilige Stadt, zerſtört worden iſt, da ſind ſie alle aus ihren Gräbern aufgeſtanden . . . die heiligen Aelterväter Abraham, Iſaak und Jakob . . und auch Moſes und Aaron, ſein Bruder . . und David, der König . . und alle haben ſich vor Gottes Thron niedergeworfen und haben geweint und gebeten: Allmächtiger! Gedenkſt Du denn nicht mehr, was wir gethan haben . .'

willſt Du denn unſere Kinder .. Dein Volk .. bis auf den unmündigen Säugling vernichten und zermalmen .... Denk' doch unſer!" Aber der Allmächtige war unerbittlich. Da iſt Rahel, die Aeltermutter, gekommen ... Wie Gott ſie erblickt hat, da hat er ſein Angeſicht verhüllt und hat geweint. „Geh' fort," ſagte er, „ich kann Dich nicht erhören." .. Sie aber hat gerufen: „Denkſt Du nicht mehr der Thränen, die ich geweint habe, bevor ich meinen Joſeph und Benjamin geboren habe ... Und denkſt Du nicht mehr, wie man mich draußen an der Schwelle des gelobten Landes begraben hat .. und nun ſoll ich mit dieſen meinen Augen es anſehen, wie meine Kinder erſchlagen .. oder in die Gefangenſchaft geführt werden?" .. Da hat Gott gerufen: „Um Deinetwillen will ich mich Deiner Kinder wieder erbarmen ... ſie ſollen wieder mein Volk ſein" ...

„Wollt Ihr wiſſen," rief ſie plötzlich mit erhöhter Stimme, „wie das „Sechus" ausſieht? Das ſieht wie ein Engel aus und ſteht nicht weit von Gottes Thron, damit er da iſt, wenn Gott ihn braucht ... Den Vorzug vor Allen, Allen — hat aber ſeit Rahel, unſerer Aeltermutter, das „Sechus einer Mutter. .. Wenn die geſtorben iſt, fliegt es ohne Verweilen in den Himmel hinauf, noch bevor ihr Leib kalt geworden iſt, und ſtellt ſich dort unter den Andern auf. „Wer biſt Du?" fragt

Gott. „Ich bin das Sechus einer Mutter," lautet die Antwort, „und die hat Kinder hinterlaſſen." „So ſteh' Du Wache für ſie!" ſagt Gott. Und ſo oft es den Kindern dann gut geht, ſo hat das „Sechus ihrer Mutter" für ſie gebetet, und wenn es böſe über ſie kommt .. ſo iſt es wieder der Engel, der da ſagt: „Vergißt Du, daß dieſe Kinder keine Mutter mehr haben?" .. und es geht vorüber . . .

Gudule's Stimme war bis zum Verlöſchen ſchwach geworden. Sie hatte die Augen geſchloſſen; den Kopf nach rückwärts geſunken, athmete ſie ſchwer. . .

„Seid ihr noch da, Kinder?" flüſterte ſie faſt unvernehmbar nach einer Weile. Angſtvoll beugten ſie ſich zu ihr hinab. Da ſchlug ſie noch einmal die Blicke auf.

„Ich ſeh' Euch noch" . . brachte ſie mühſam zwiſchen den dünnen Lippen hervor . . „Dich, Ephraim, und Dich, mein kleines Veilchen . . ich bin gewiß, mein „Sechus" wird Euch künftig beiſtehen . . Euch und auch Eurem Vater . ."

Das waren Gudule's letzte Worte. Als die Kinder, die den Tod noch nicht kannten, ſie beim Namen riefen, ihre erkalteten Hände mit heißen Küſſen bedeckend, noch immer des Glaubens, ſie ſei ihre lebende Mutter mit den unergründlich braunen Augen . . ſtand ſchon droben im ſiebenten Himmel eine Wache vor der Zukunft dieſer Waiſen — das „Sechus" ihrer Mutter. —

Wer es zu ſagen vermöchte, was den vom böſen Wetter niedergeworfenen Halm mehr in die Höhe richtet, ob der belebende Windhauch, der von außen kommt, oder die eigenſte, aus den Tiefen der mütterlichen Erde geheimnißvoll in die Wurzeln ſtrömende Kraft? Es war ein erquicklicher Anblick, dieſe beiden Kinder zu ſehen, wie ſie allmälig unter der Wucht des doppelten Schlages, der ſie getroffen, ihre Häupter aufhoben, wie ſie mitten in ihrer Verlaſſenheit einen Halt gewannen, den man ihren ſchwachen Kräften nicht zugetraut hätte. Dieſe Erſcheinung erfüllte die „Gaſſe“ mit Verwunderung. Sonſt fiel ja der Apfel nicht weit vom Baume — und ſie ſtammten ja von einem Spieler ab? Oder lebte etwas von ihrer Mutter Gudule in ihnen?

Nach dem Tode Gudule's war deren älteſter Bruder, der jetzige Beſitzer des Randarhofes, gekommen, um über das fernere Schickſal ſeiner Schweſterkinder endgiltig zu entſcheiden. Er wollte, daß Ephraim und Veilchen mit ihm nach Unterböhmen auf ſeinen Hof gingen, wo er ſchon genügende Beſchäftigung für ſie in Bereitſchaft hatte. Der Mann brachte viel Mitleid mit; da aber in dieſem Jahre der „Haber“ ſehr ſchlecht gerathen war, ſo mochte ſein Antrag, ſo ernſtgemeint er geſtellt war, nicht ſehr überzeugend klingen. Die Kinder ſprachen ſich entſchieden dagegen aus. Ohne ſich verabredet zu haben, waren ſie wie aus einem Munde der Meinung, der Oheim möge ſie lieber in der alten Heimath belaſſen.

„Wenn der Vater einmal zurückkommt,“ ſagte Ephraim, „ſo muß er uns doch irgendwo zu finden wiſſen. Zu Dir, Vetter Joſſef, wird er gewiß nicht kommen — “

Nun ſchien der Oheim wenigſtens darauf zu beſtehen, daß Veilchen mit ihm gehe, da er noch mehrere Töchter habe, denen ſie in der Hausarbeit Geſellſchaft leiſten könne. Aber das Kind rief, ſich an Ephraim anklammernd, mit einem Aufflammen ihrer trotzigen Augen und einer Entſchiedenheit in Stimme und Geberde, die den ſchlichten Randar mit einer Art Schauder erfüllten:

„Vetter, Du haſt genug an Deinen Töchtern zu tragen, leg' Dir mit mir keine neue Laſt auf, und eher lauf' ich in die weite Welt, ehe ich mich von meinem Bruder trennen werde.“

„Und was wollt Ihr denn anfangen?“ ſchrie der Oheim, nachdem er von ſeinem Erſtaunen über Veilchen's „merkwürdiges“ Benehmen ſich allmälig erholt hatte.

„Siehſt Du, Vetter Joſſef,“ ſagte Ephraim mit einer plötzlichen Röthe auf ſeinem abgegrämten Geſichte, „ſiehſt Du . . ich habe es mir überlegt, das wird das Beſte ſein! Veilchen wird das Haus führen und ich . . ich fange ein „Geſchäft“ an.“

„Du ein Geſchäft?“ rief der Oheim und brach in eine laute Lache aus. „Kannſt Du mir nicht ſagen, wie mein Haber am nächſten Wochenmarkte ſtehen wird? Ein Geſchäft? . . und mit was, mein Jüngelchen?“

„Vetter!“ ſagte Ephraim — „wenn ich Alles zuſammennehme, was uns zurückgeblieben iſt, ſo kriege ich ſo viel heraus, um ein kleines Geſchäft anzufangen. Andere in unſerer Lage haben es ja auch nicht anders gethan . . Und dann —

„Was dann?“ rief der Oheim aufhorchend.

„Dann wird uns auch das „Sechus“ unſerer Mutter beiſtehen“ ſagte Ephraim leiſe.

Dem ſtarken Manne wurden die Augen feucht; er hatte ſeine Schweſter ſehr geliebt.

„Soll ich leben und geſund ſein!“ rief er, indem er mit der Hand über ſeine Augen hinfuhr, „Ihr Kinder ſeid ganz meiner Schweſter Gudule ihre Kinder. Mehr ſag' ich nicht.“

Dann riß er, wie von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, die ſchwere Brieftaſche aus dem Rocke.

„Da!“ . . rief er faſt außer Athem, „da ſind hundert Gulden für Dich, Ephraim, damit kannſt Du ſchon Etwas anfangen und brauchſt nicht das Biſſele zu verkaufen, was Euch übrig geblieben iſt. . . Da . . ſteck' das Geld ein . . der Haber iſt zwar heuer nicht gerathen, aber für Gudule's Kinder thu' ich's gern . . . Steck' ein, Ephraim . . Gott wird Dir Glück und Segen dazu geben.“

„Vetter, Vetter!“ rief Ephraim und brachte die Hand des Oheim's an ſeine Lippen, „ſo viel ſoll mein eigen ſein —?“

„Nicht wahr, mein Jüngelchen, es iſt viel . .“ meinte Gudule's Bruder, indem er mit ſeiner Hand einen klatſchenden Schlag ſeinem eigenen gewaltigen Schenkel verſetzte. „Ich glaub' auch, es iſt viel. Damit kannſt Du ſchon etwas anfangen . . und weißt Du was? Der Haber iſt heuer in Böhmen ſchlecht gerathen, dafür ſteht er aber in Mähren um ganze zwei Groſchen billiger. . . Greif' zu, Ephraim, mein Kind, da läßt ſich ein Geſchäft machen —“

Plötzlich fuhr es wie eine ſchwarze Wolke über ſeine lachenden Züge.

„Es iſt viel Geld, Ephraim, was ich Dir da gebe . . es hat's mancher Große nicht beiſammen,“ ſagte er, nachdenklich zögernd; „wie wär's, wenn Du's ver —“

Er ſprach das Wort nicht aus, denn er fühlte etwas in ſeinem Arme, als wäre dort eine ſcharfe Nadelſpitze hineingefahren.

„Vetter Joſſef!“ rief Veilchen, denn ſie war es, die den Arm des Oheim's berührt hatte, und die Wangen des Kindes brannten lichterloh, dabei waren ihre Lippen mit jenem Trotze aufgeworfen, die ihre weißen Zähne wie die eines jungen Raubthieres erſcheinen ließ. „Vetter Joſſef!“ rief ſie, „wenn Du Ephraim nicht trauſt, ſonimm Dein Geld wieder zu Dir, ohnehin nehmen wir's nur von Dir, weil Du der Bruder unſerer Mutter biſt. . . Ephraim wird Dir's auf einen Kreuzer wieder zurückgeben . . Ephraim ſpielt nicht . . Du ſollſt keinen Groſchen daran verlieren —"

Mit faſt blödem Kopfſchütteln betrachtete der Oheim das vor ihm ſtehende ſonderbare Kind. Etwas wie Entrüſtung wollte in ihm aufſteigen, ein zorniges Wort drängte ſich dem ſonſt gutmüthigen Mann auf die Lippen. Aber es blieb dort wie feſtgebannt; er konnte ſeinen Blick von dem Antlitze des zwölfjährigen Kindes nicht abwenden.

„Soll ich leben und geſund ſein," murmelte er zwiſchen den Zähnen, „ſie hat ganz Gudule's Augen."

Und mit einem abermaligen gewaltigen Klatſch auf ſeinen Schenkel rief er luſtig:

„Es bleibt alſo dabei, gut. . . Wenn Ephraim mir das Geld nicht zurückzahlt, ſo nehm' ich Dich beim Wort, Du wildes Mädel . . denn Du haſt für Deinen Bruder gutgeſtanden, und dann nehme ich Dich zu mir und halt' Dich da . . bis Du bei mir bleibſt. Iſt Dir das recht . . Du kleine Klippe[*]) —?"

„Ja, Vetter!" ſagte Veilchen.

„So gieb mir einen Kuß, Veilchen."

---

[*]) Eine Art weiblicher Dämon.

Das Kind beſann ſich erſt einen Augenblick, dann legte es ſeine Wange an des Vetters Geſicht.

„Hab' ich Dich jetzt, Du kleine Klippe," rief er und küßte ſie ein über das andere Mal. „Iſt es aber recht, ſeinen Vetter ſo herunterzuzanken?"

Dann nahm er Abſchied, nachdem er Ephraim noch manche Aufklärung über den Preis des Habers in der Gegenwart und die Ausſichten deſſelben für die Zukunft gegeben hatte — er ſchloß aber auch Wolle und Haſenfelle und noch andere „Artikel" in dieſe Belehrung ein — und fuhr von dannen . . .

Es war ein ſeltſames Dreinſchauen und Verwundern in der „Gaſſe," als der kaum fünfzehnjährige Knabe gleichſam den erſten Anſchnitt in den noch ungepflügten Acker des „Geſchäftes" verſuchte. Viele ſpöttelten und machten ſich über den „großen Kaufmann" luſtig, aber ehe das Jahr noch ganz um war, konnten die ſcharf beobachtenden Augen der „Gaſſe" gewahren, daß Ephraim eine glückliche Hand habe. Was er angriff, hatte nach allgemeinem Urtheil einen merkwürdigen Schick; er bewegte ſich mit einer Ruhe und Gelaſſenheit, gegen die die ruheloſe Beweglichkeit mancher „Großen" mit all ihren Kunſtſtücken und eingelernten Liſten nicht recht aufkam. Wenn Ephraim mit ſeinem blaſſen, traurigen Geſicht auf irgend einem Bauerngehöfte erſchien, um nach einer Partie „Wolle" oder dergleichen Erkundigungen einzuziehen, dann war es, als ob ihm ein unſichtbarer Bote vorausgefolgt wäre, um ihm die Herzen des Bauers und der Bäuerin zu öffnen.

„Nur Du allein bekommſt die Sache ſo wohlfeil," hörte er namentlich manche Bäuerin ihm verſichern, zu der mit unbewußter Beredſamkeit ſeine dunkeln Augen geſprochen hatten.

Schon längſt war aller Spott über den kleinen „Barjin" verſchwunden, denn die Menſchen laſſen ſchließlich den Erfolg gelten, wenn ſie ihn erſt zu bewundern angefangen haben.

Als der Vetter Joſſef nach zwei Jahren wieder einmal kam, um ſich nach den Kindern umzuſehen, konnte ihm Ephraim in einer wohlgezählten Reihe von Banknoten das Capital auf den Tiſch legen, das ihm der Oheim vorgeſtreckt.

„Treibſt Du ſo mit deinem Vetter Spaß? rief Gudule's Bruder mit gewaltig großen Augen, beide Hände auf die Schenkel ſtemmend, „wie haſt Du's angefangen, ſchon ſo viel zurückzulegen? — Weißt Du, daß das ſehr viel iſt?"

„Ich hab' Glück gehabt, Vetter," ſagte Ephraim beſcheiden.

„Haſt Du vielleicht ... geſpielt?" brach es mit aller Rohheit aus dem Mund des bäuriſchen Vetters hervor.

„Vetter," ſchrie Veilchen, und eine kleine Fauſt ſpielte hart an den Augen Joſſef's daß er ſie erſchrocken ſchließen mußte. Aber das Kind mit ſeinen Zügen, die ſo ſehr an ſeine Schweſter Gudule gemahnten, mußte es dem Manne angethan haben.

„Ephraim! „rief er luſtig, ſeine Hände wie abwehrend gegen Veilchen ausſtreckend, „ich geb' Dir einen guten Rath. Nimm einmal das kleine Klippele aufs Dorf mit — vielleicht brauchen ſie dort einen jungen Wolf."

Dann ſteckte er das Geld ein.

„Nun, Ephraim," ſagte er," Gott wird Dir ferner Glück und Segen geben. Mir aber wirſt Du es nicht verdenken, wenn ich das Geld nicht länger bei Dir laſſe, — ich brauch's, und in Haber, das weißt Du, läßt ſich jetzt ein gutes Geſchäft machen. Von Dir aber gefällt es mir außerordentlich, daß Du ein ſo guter Zahler biſt. Nur nicht zu viel borgen! iſt alleweil mein' Maxim, das bringt Einen um, und frißt ſich durch ein Geſchäft, wie eine Ratte durch eine Getreideſcheuer."

Mitten auf dieſes keimende und ſproſſende Leben warf nur die Geſtalt in dem fernen Gefängniſſe ihren anhaltend dunklen Schatten. Es war eine Traurigkeit in den Seelen dieſer beiden Kinder, die vor keinem Sonnenblicke, wie freundlich er auch ihre Gegenwart beleuchten mochte, weichen wollte. Wenn Ephraim von ſeinen Geſchäftsreiſen matt und zerſchlagen in ſein kleines Hausweſen eintrat, dem Veilchen mit einer Anſtelligkeit verſtand, als wäre ſie d'rin, wie die Leute meinten, alt geworden, da begrüßte ihn kein Lächeln, ſo wenig er eines auf den Lippen hatte. Ephraim erzählte wohl der Schweſter, wo er geweſen und wie es ihm ergangen, aber ſelbſt durch das Unbedeutendſte klang jener Ton unausſprechlicher Traurigkeit, wie ſie ſo ſchwer heimgeſuchten Gemüthern innewohnt.

Mittlerweile war auch mit Veilchen eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Natur baut und entwickelt ſich mitten unter den Zerſtörungen menſchlicher Leidenſchaft, ja oft ſchöner, je grauenhafter jene gewüthet hat. Veilchen war ſchon lange das blaſſe Kind mit den trotzigen Lippen nicht mehr, die kleine „Klippe," die dem Vetter Joſſef mit ſo überwältigender Wildheit in den Arm gefallen war. Alles an ihr war milder und weicher geworden, und ſchon wurden Stimmen in der „Gaſſe" laut, die in Erinnerung an Gudule's Schönheit behaupteten, die Tochter „gebe" der Mutter noch etwas vor. Wie auf ein vor ihren Augen vorgegangenes Wunder wurde auf das ſchöne Mädchen geblickt; ſchon flatterte hie und da ein heißer Wunſch um die Fenſter jenes Hauſes, das die Geſchwiſter bewohnten ... Aber die Tochter des „Spielers," des Mannes, der im Kerker ſeine Leidenſchaft verbüßte — ſelbſt das gierigſte Auge ſenkte ſich vor dieſer Betrachtung, die herrliche Knospe war eben nur aufgebrechen, um ihre Düfte ungekoſtet in alle Luft zu verſtreuen.

Ephraim war es nicht entgangen, daß ſich der Character ſeiner Schweſter in einer Art entwickelt hatte, wie er es in ſeiner weichen Gefühlsweiſe niemals für möglich gehalten hatte. Wie der Trotz ihrer Lippen und das wilde Aufflackern ihrer Blicke ſich gemildert hatte, ſo war auch in ihr ganzes Weſen eine Milde und Ruhe gekommen, für die der Unerfahrene keine Erklärung fand. Unterwürfig und demüthig nahm Veilchen die leiſeſte Andeutung ihres Bruders wie einen Befehl hin, er war ihr Vater und Mutter zugleich, und nie ſind Eltern aufmerkſamer von einem Kinde bedient worden, als dieſer Bruder von ſeiner Schweſter, die doch nur um drei Jahre weniger zählte als er.

Eines Tages brachte ihr Ephraim einen jungen Canarienvogel, den er ſelbſt von einer Bäuerin ſich zum Geſchenke erbeten hatte. Stundenweit trug Ephraim den Käfig mit dem unruhig flatternden Thierchen. Als er ihr den Vogel übergab, und ihr dabei ſagte, wie ſie ihn zu warten habe, da äußerte ſich ihre Freude in faſt überſchwänglicher Weiſe. Bald küßte ſie den Bruder, bald die hölzernen Stäbe des Käfigs . . .

„Was haſt Du nur, Veilchen!“ rief Ephraim verwundert.

„Laß mich nur, Ephraim,“ rief ſie mit leuchtenden

Blicken, „Du ſollſt ſehen, wie ich das Vögelchen zum Sprechen bringen werde . . . wenn Du nicht da biſt . .“

Nur in einem Punkte fand Ephraim ſeine Schweſter ungefügig und wiederſtrebend — in Bezug auf den abweſenden Vater. Die leiſeſte Nennung ſeines Namens machte das ganze Weſen des jungen Mädchens erzittern. Dann kam wieder jenes unheimliche Zucken der Lippen, das für ihn ſchon in den Tagen der Kindheit erſchreckend war, und was Ephraim geſänftigt und gebannt glaubte, brach mit der wilden Heftigkeit eines plötzlichen Gewitters ohne allen Uebergang aus ihr hervor.

Es war klar, Veilchen haßte denjenigen, der ihr das Leben gegeben hatte.

So war es gekommen, daß Ephraim faſt Scheu trug, des Vaters anders als nur in ſich zu gedenken. Nicht einmal von der Mutter ſprach er gerne mit Veilchen, ſelbſt die entfernteſte Erinnerung ſtand zu ſehr in Verbindung mit der dunklen Geſtalt — hinter den fernen Gefängnißmauern.

Kehren wir nun zu der Nacht zurück, in der Ephraim ſeinem Vater das Haus öffnete.

Ephraim's Herz war zum Zerſpringen voll. Tauſendmal hatte er in ſeinen ſtillen Gedanken die Rückkehr des Vaters durchgedacht — und nun durfte er nicht einmal das Licht anzünden, um die Geſichtszüge des Langentfremdeten näher zu betrachten. Still und flüſternd, wie er gekommen war, ſo blieb Anſchel den übrigen Theil der Nacht; er hatte ſich an das Fenſter hingeſetzt, und ſein Arm lag auf derſelben Stelle, wo vordem der Käfig geſtanden hatte. Der Vogel hatte die Freiheit aufgeſucht und ſchlummerte jetzt vielleicht unter dem von Nachtlüften umſpielten Laubdache irgend eines grünen Waldes; nur er, der gleichfalls Freigelaſſene, ſchloß kein Auge, und er war doch in ſicherer Hut, im Hauſe ſeiner Kinder!

So war der Tag herangebrochen. Die erſten Strahlen des noch hinter den Bergen weilenden Lichtes färbten ſich bereits an den Fenſterſcheiben. Auf der „Gaſſe" wurden Tritte hörbar, hie und da öffnete ſich knarrend ein Hausthor, während von der äußerſten Ecke her in langſam wiederkehrenden Pauſen das Hammerklopfen des Schuldieners bereits erſcholl, ein Zeichen des bald beginnenden Gottesdienſtes. Denn der heutige Tag war ein Faſttag, der eigentlich mit Sonnenanbruch beginnt.

In dieſem Augenblicke richtete ſich Anſchel in die Höhe. Er trat raſch von dem Fenſter zurück. Aber ſchon war Ephraim an ſeiner Seite.

„Schalem Alechem (Friede ſei mit Dir), Vater, mein lieber Vater!" rief er aus der ganzen Fülle ſeines Gemüthes und haſchte nach der Hand ſeines Vaters.

„Mach' keinen Lärm," ſagte dieſer, indem er einen ſcheuen Blick auf das Fenſter warf, in demſelben unheimlich flüſternden Tone, mit dem er den Eintritt in das Haus begehrt hatte.

Wie fremd ſtellte ſich Anſchel ſeinem Sohne dar, als dieſer ihn nun in dem grauen Dämmerlichte des anbrechenden Tages näher beſchauen konnte! Ephraim konnte ſich ihn in ſeinen ſtillen Gedanken nie anders als abgegrämt und abgezehrt vorſtellen, und nun ſah er einen großen, wohlbeleibten Mann vor ſich, der von ganz anderswo herzukommen ſchien, als aus der feuchten Luft eines Gefängniſſes.

Dabei ſchien er größer geworden; breiter und kraftvoller, als er ſelbſt in ſeinen beſten Jahren ausgeſehen hatte.

„Iſt es ihm ſo wohl bekommen …?“ mußte Ephraim in ſich ſagen … „und wie hat die gute Mutter in ihren letzten Tagen ausgeſehen!“

Mit gewaltiger Anſtrengung rang er die Empfindung nieder, die ihm vom Herzen heraufquoll.

„Vater lieb,“ ſagte er mit Thränen im Auge, „willſt Du Dir's jetzt bequem machen? Du haſt die Nacht über nicht geſchlafen, wirſt müde und abgemattet ſein. Du biſt ja zu Hauſe … Vater!“

„Laß nur gut ſein,“ ſagte Anſchel mit der Hand abwehrend, „unſer Einer weiß, daß man die Nacht noch ganz anders zubringen kann.“

„Unſer Einer!“ Ephraim fuhr es mit der Spitze eines zweiſchneidigen Meſſers durch die Seele.

„Du kannſt aber krank werden, Vater,“ bemerkte er ſchüchtern.

„Ich und krank! Wo fällſt Du aus?“ lachte Anſchel heiſer, „es iſt kein Aederchen in mir, das ſich trauen möchte, krank zu werden.“

In demſelben Augenblicke erſcholl der Hammer des Schulklopfers an der Thüre des nächſten Hauſes. Der Schall mochte für den ſtarken Mann von erſchütternder Wirkung ſein; ein krampfhaftes Zucken befiel ſeinen ganzen Körper; dann warf er wieder einen jener ſcheuen Blicke nach dem Fenſter, den Ephraim bereits an ihm bemerkt hatte, und ſprang dann in einem Satze nach der Thüre, deren Klinke er ergriff.

„Vater, was iſt Dir?“ rief Ephraim angſtvoll.

„Sieht der Schulklopfer immer herein, wenn er vorüber kommt?“ fragte Anſchel, die aus ihren Höhlen unheimlich liegenden Augen nach dem Fenſter gerichtet.

„Niemals, Vater,“ betheuerte Ephraim.

„Laß mich ſehen — wart' . .“ flüſterte Anſchel.

Dröhnend erſchollen die drei bekannten Schläge an der Thüre des eigenen Hauſes, dann legte ſich der Schatten einer vorüberſchreitenden Geſtalt an die gegenüberliegende Wand. Wie ein Seufzer der Erlöſung kam es aus Anſchel's Bruſt.

„Er hat doch nicht hereingeſehen …“ murmelte er vor ſich.

Dann ließ er die Thürklinke los und trat wieder in die Mitte der Stube an den Tiſch, auf deſſen Kante er eine ſeiner Hände legte.

„Ephraim . .“ ſagte er nach einer Weile wieder in jenem unterdrückt lautloſen Tonfall, der ihm eigenthümlich zu ſein ſchien, „gehſt Du nicht auch in die Schul?“

„Nein, Vater,“ entgegnete Ephraim; „ich gehe heute nicht.“

„Sie werden aber wiſſen wollen,“ meinte Anſchel, und ein häßlicher Zug ſpielte dabei um ſeine Mundwinkel, „ſie werden wiſſen wollen, was für einen Gaſt Du bei Dir aufgenommen haſt. Warum gehſt Du nicht und thuſt ihnen den Gefallen …?“

„Vater!“ rief Ephraim gefoltert.

„Dann ſei ſo gut,“ ſagte dieſer, „und laß dort an beiden Fenſtern die Vorhänge herunter … Was brauchen die in der „Gaſſe“ zu wiſſen, wer Dein Gaſt iſt? Sie ſollen ſich um das kümmern, was in ihren eigenen Häuſern vorgeht. . . Aber ſie wären ja nicht von dem auserwählten Volke, wenn ſie nicht wiſſen müßten, was in dem geheimſten Stübchen Deines Gehirns vorgeht. Deswegen muß man auch die Vorſicht gegen ſie übertreiben . . . man iſt niemals ſicher vor ihren feinen Naſen . . und ihren ſcharfen Augen.“ …

Ephraim ſchob die Vorhänge vor beide Fenſter. Draußen war es indeſſen lichter Tag geworden.

„Die Vorhänge ſind zu weiß . . .“ murmelte Anſchel und er rückte den Stuhl, auf dem er ſich niederließ, ſo, daß er mit dem Rücken gegen die Fenſter ſaß.

Ein minutenlanges Stillſchweigen waltete jetzt zwiſchen den beiden Männern. Ephraim hatte die Gebetriemen um die Hand geſchnallt und betete leiſe vor ſich hin. Es war ihm, als ſtehe jedes Wort der heiligen Sprache, in der ſchon Rahel nach der frommen Sage verkündigte, ſie werde der Schutzengel ihres Volkes ſein, zu ſeiner eigenen Lage in beſonderer Beziehung. Hatte die gute Mutter nicht gleichfalls an jedem Morgen dieſelben Gebete zum Himmel geſchickt? Und Ephraim dachte mit der Gluth einer Ueberzeugung, die der kälteſte Zweifel ihm nicht zu rauben im Stande geweſen wäre: Sie weiß es und wird mir beiſtehen. Heller und immer heller ward es in ſeinem Gemüthe; jedes Wort, das er ſprach, löſte ſich wie eine Blüthe von ſeiner Seele los und flatterte aufwärts, ungehindert und frei, als kenne es nicht das Geſetz der Erdenſchwere, die, was ſich ihr entziehen will, mit immer gleichbleibender Gewalt wieder zu ſich herabreißt, woher es entſtammt iſt.

Ein eiſig kalter Gedanke bemächtigte ſich mit einem Male dieſer Begeiſterung; er mußte inne halten.

Warum betete nicht auch der Vater? Hatte er des Gebetes ſo wenig nöthig? . .

„Biſt Du bald fertig, Ephraim?“ unterbrach ihn plötzlich die heiſere Stimme Anſchel's.

„Ja, Vater,“ ſagte Ephraim, indem er mit eiliger Haſt begann, die Gebetriemen von Kopf und Arm loszuſchnallen.

Anſchel ſaß noch immer, den Rücken gegen die Fenſter, die Blicke auf die Thüre gerichtet, als wollte er ſie keine Secunde aus dem Geſichtskreiſe verlieren.

„Warum fragſt Du nicht, wo ich mein Gepäcke gelaſſen habe?“ rief er.

„Ich will's Dir ſelbſt hertragen, wenn Du mir ſagſt, wo Du es gelaſſen haſt,“ meinte Ephraim in aller Unbefangenheit.

„Ueber ſo Etwas muß ich lachen,“ rief Anſchel, und ein häßliches Gelächter, ähnlich mehr dem Röcheln eines Fieberkranken, drang aus ſeinem Munde. „Ich kann Dir nur ſagen, Ephraim, der ſtärkſte Rieſe von der Welt müßt' ſich die Schultern ausrecken, wenn er all' das Gepäcke, das ich mit mir führe, auf ſich nehmen wollt'!“

Nun erſt verſtand Ephraim ſeinen Vater ganz.

„Mach' Dir keine Sorgen, Vater“ . . . meinte er innig.

„Wirſt Du mich vielleicht ernähren wollen?“ rief dagegen Anſchel mit einem Hohne, deſſen Schneidigkeit den menſchlichen Urſprung verleugnete.

Ephraim's Herzſchlag ſtockte. Da wurde in der angrenzenden Kammer, wo Veilchen ſchlief, ein Geräuſch hörbar.

„Iſt denn noch Jemand bei Dir?“ rief Anſchel, deſſen Ohr auf's Feinſte geſchärft war, aufſpringend, und wieder hatte ein Zittern den ſtarken Mann befallen.

„Vater, es iſt ja nur Dein Veilchen,“ ſagte Ephraim.

Eine ungeheure Angſt ſchien ſich Anſchel's bemächtigt zu haben. Die eine Hand krampfhaft um die Stuhllehne geballt, fuhr er mit der andern über die Stirne. Dabei athmete er ſchwer. Ephraim bemerkte mit Schrecken, wie grauenhaft verändert das Geſicht ſeines Vaters in der einen Secunde ſich darſtellte. Es war fahl geworden.

Da ging die Thür auf und Veilchen trat heraus.

„Veilchen!“ rief ihr Ephraim entgegen.. „das iſt der —

„'s Gott's willkomm'!“ ſagte das Mädchen tonlos und trat einige Schritte näher. Wollte ſie ihm die Hand reichen? Sie hatte ſie ausgeſtreckt, aber ihre Augen waren geſenkt. In einer Entfernung aber, daß ſie ſich gegenſeitig berühren konnten, blieb ſie plötzlich ſtehen und wandte ſich dann mit einer haſtigen Geberde um.

„Gudule!“ ſchrie Anſchel entſetzt und ſank kraftlos auf den Stuhl . . .

War es der Glanz dieſer jungfräulichen Schönheit, wie ſie dieſer unglückliche Vater niemals in ſolcher Fülle an ſeinem Kinde zu ſehen gehofft hatte? Oder vielmehr die außerordentliche Aehnlichkeit mit der Frau, die ihn einſt geliebt und der er einſt das Herz gebrochen hatte? Die Nennung ihres Namens, das Entſetzen, das aus dieſem Aufſchrei klang, ſprach für den Eindruck, den die Erſcheinung des Mädchens auf dieſes aus allen Bahnen getretene Gemüth hervorgebracht . .

„Veilchen!“ rief Ephraim kummervoll, „was haſt Du gethan?“

„Ich kann nicht, Bruder, ich kann . .“ ſtöhnte ſie und wankte gegen die Kammer zu.

„Sieh’ Dir ihn nur an,“ bat Ephraim, indem er ſie bei der Hand ergriff.

„Laß mich, Bruder!“ rief ſie und ſuchte ſich von ihm loszuringen . . .“ ich denk’ an die Mutter!“ . .

Mit einem Male richtete ſich Anſchel in die Höhe.

„Wo iſt mein Stecken,“ ſchrie er, „ich will meinen Stecken haben, den ich mitgebracht . . Wo iſt er? Ich will fort . . fort.“

„Vater, Du wirſt doch nicht . . .“ rief Ephraim erſchrocken.

Da wandte ſich auch Veilchen um.

„Vater,“ ſagte ſie mit zuckenden Lippen. . . „Du wirſt doch früher etwas eſſen wollen, bevor Du wieder fortgehſt.“

„Ja, eſſen will ich,“ ſchrie er, in deſſen Kopfe eine neue Reihe von Vorſtellungen ſich feſtgeſetzt zu haben ſchien, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Wein her . . Wirthshaus auf . . . aber vom beſten . . . ich hab' einen Durſt, daß man ihn bis nach Paris hören könnt' . . . Wein her . . und Bier und was ſich ſonſt noch herbeiſchaffen läßt . . . ſtellt mir Alles zuſammen . . und dann will ich fort.“

„Geh' Veilchen,“ flüſterte Ephraim ſeiner Schweſter zu, „und bringe Alles, was er will.“

Als Veilchen zur Stube hinausgegangen, ſchien Anſchel etwas ruhiger geworden. Er ließ ſich wieder auf den Stuhl nieder, und ſtützte dann beide Hände vor ſich auf die Kante des Tiſches.

„Ja,“ ſagte er, noch immer in hoher Aufregung, die früheren Aeußerungen im Selbſtgeſpräche fortſetzend, „ja, ich will mich noch einmal bei meinen Kindern erlaben, ehe ich wieder den Stecken zur Hand nehme. . . Man ſagt, es bringt Glück, wenn Einem ſein eigenes Kind früher einſchenkt . . und ich will wieder Glück haben, es mag wollen oder nicht. . . Die guten Kinder! da plagen und martern ſie ſich, weil ich's nicht verſtanden habe, ihr Vater zu ſein, und laufen hin, um mir Eſſen und Trinken zu bringen . . . und ich habe ihnen doch nichts mitgebracht als einen hölzernen Stecken. . . Aber ich will's ihnen wieder zurückzahlen, ſo wahr mir Gott helfe . . ich will ſie wieder reich machen. . . Ich habe ja nichts als den hölzernen Stecken . . und Geld muß ich dazu haben . . ohne Geld iſt kein Spiel — und kein Glück . .“

Allmälig war in die aufgeregten Züge Anſchel's eine gewiſſe Nachdenklichkeit getreten, ſeine Lippen waren zuſammengekniffen, die Stirne hatte ſich in krauſe Falten gelegt, während die Augen mit gläſerner Unbeweglichkeit in eine Art unſichtbaren Gedankenlebens zu ſtarren ſchienen. Ephraim hatte ſich bis dahin regungslos verhalten; es war klar, der Vater wußte nicht, daß er anweſend ſei. Sollte er ſich verrathen? . . Von Schauern durchrieſelt, jedes Haar auf dem Kopfe geſträubt, ließ er die ſonderbaren Reden über ſich ergehen. . . Etwas in ihm wollte frohlocken, aber ein Anderes riß ihn wieder in die bodenloſen Abgründe des Entſetzens. Da ſah er, wie ſich die Augen ſeines Vaters langſam nach dem Kaſten richteten, der in einer Ecke der Stube ſtand, und daſelbſt haften blieben.

„Warum er nur den Schlüſſel ſtecken läßt,“ hörte er ihn zwiſchen den Lippen murmeln . . „Gudule hat's auch nicht anders gemacht, und das hat er von ihr . . Ich muß es ihm doch ſagen, wenn er zurückkommt . . man darf einen Schlüſſel niemals ſtecken laſſen . . niemals . . unter keinen Umſtänden . .“

Der Eintritt Veilchen's unterbrach den unheimlichen

Gedankengang des alten Spielers. Ephraim athmete auf, er hätte ohne Kraftanſtrengung ſich nicht länger auf den Füßen erhalten können.

„Bringſt Du?“ rief Anſchel, und ſeine Augen begannen lüſtern zu funkeln, während Veilchen die unter der Schürze verborgenen Flaſchen auf den Tiſch ſtellte und Gläſer herbeiholte.

„Jetzt ſchenk' ein,“ rief er gebieteriſch, „und hüt' Dich, daß Du nicht verſchütteſt .. ſonſt geht das Glück über.“

Mit zitternder Hand vollzog Veilchen dieſen Befehl, trotzdem ward auch nicht ein Tropfen verſchüttet; es ſchien in dem Auge des Vaters, das jede ihrer Bewegungen verfolgte, eine geheimnißvoll bannende Kraft zu liegen. Dann ergriff er das Glas und leerte es in einem Zuge bis auf den Grund. Sein Geſicht hatte ſich höher gefärbt; er ſchenkte ſich ſelbſt das zweite Glas ein.

„Trinkſt Du nicht auch, Ephraim?“ .. rief er, nachdem er auch dieſes geleert.

„Ich trink' nicht, Vater ..“ ſtotterte Ephraim .. „es iſt heute Faſttag.“

„Was für ein Faſttag? Ich weiß von keinem.“

„Es iſt der ſiebenzehnte Tag im Monat Tamus ..“ ſagte Ephraim leiſe.

„Ich hab' auch gefaſtet,“ lachte Anſchel heiſer, „zweimal in der Woche bei Waſſer und Brod, und das bekommt dem Magen noch ſchlechter, als wenn er gar nichts in ſich aufnimmt. Ein Faſttag und dazu am ſiebzehnten Tage im Monat Tamus! An einem ſo langen Tage, wo die Sonne ſchon um drei Uhr in der Früh' aus dem Bette iſt, und um acht Uhr am Abend ſich noch bedenkt, ob ſie ſich niederlegen ſoll . . Was geht mich der Faſttag an?"

Sein Geſicht nahm nun eine von Minute zu Minute höher ſteigende Röthe an; er hatte bereits ein drittes und viertes Glas geleert, eine unbedeutende Neige war noch in der Flaſche geblieben. Schon begannen ſeine Reden den Faden des Zuſammenhanges zu verlieren, ſeine Zunge lallte und die Augen ſchimmerten bereits in jenem gläſernen Glanze, der einem unheimlichen Zuſtande vorangeht. Ephraim vermochte dieſen Anblick länger nicht zu ertragen. Von jener natürlichen, faſt heiligen Scheu geleitet, die das Wort der Bibel ſchon an dem Sohne kennt, der hinging, um mit abgewandten Augen die Blöße ſeines Vaters zu bedecken, winkte er ſeiner Schweſter, daß ſie ſich entfernen möge. Dann ſchlich auch er aus der Stube.

Draußen im Vorhauſe fielen ſich die Geſchwiſter, keines Wortes mächtig, in die Arme. Beide weinten bitterlich, keines konnte durch geraume Zeit das bezeichnende Wort finden, das den Jammer ihrer Lage ganz in ſich faßte.

Endlich ſagte Veilchen, noch immer am Halſe ihres Bruders: „Ephraim, wie kommt er Dir nur vor?"

„Er iſt krank, mein ich . . ." ſagte Ephraim mit von Schluchzen unterdrückter Stimme.

„Das ſoll krank heißen," rief Veilchen bitter. „Ephraim, Bruder, wenn das krank heißt . . . ſo iſt auch jedes wilde Thier krank . . !"

„Veilchen, um Gotteswillen ſchweig, ſchweig und verſündige Dich nicht, er iſt ja doch unſer Vater!"

„Ephraim, mein Leben!" ſchrie nun das Mädchen im vollen Ausbruche ihrer Gefühle, indem ſie ſich neuerdings in Ephraim's Arme warf . . "Wenn die gute Mutter auch das noch erlebt hätte!"

„Laß, laß, Veilchen, mein Gold!" bat Ephraim weinend; „zuletzt wird uns ihr Andenken doch beiſtehen."

„Ephraim, mein Bruder!" rief das Mädchen und ſchüttelte in wilder Verzweiflung den Kopf, „ich glaub' nicht an das „Sechus!" Wenn man all das erlebt, und es bricht Einem nicht das Herz davon, tauſendmal ineinem Athem, ſo verliert man den Glauben . . Ephraim, mein Bruder, was ſoll aus uns werden?"

„Schweig, ſchweig, Veilchen, Du weißt nicht, was Du redeſt . . ." ſagte Ephraim, „ich glaub' d'ran, weil es die Mutter ſelbſt geſagt hat . . . Du mußt d'ran glauben."

Veilchen ſchüttelte aber wieder den Kopf.

„Ich glaub' nicht mehr daran," ſtöhnte ſie, „ich kann nicht."

Ephraim ging nun mit leiſen Schritten zur Thüre, und legte ſein Ohr daran; er horchte. Drin war Alles ſtill, in der Stube regte ſich kein Laut. Ein neues Gefühl von Schrecken überlief ihn. Warum war es drin ſo ſtill? .. Behutſam öffnete er die Stubenthüre, daß ſie nicht in ihren Angeln knarrte. Da ſaß der Vater mit tief auf die Bruſt geſunkenem Kopfe, die Arme ſchlaff herabhängend, im Lehnſtule und ſchlief.

„Still, Veilchen," flüſterte er, indem er die Thüre eben ſo vorſichtig wieder ſchloß, „er ſchläft . . . ich glaube, es wird ihm gut bekommen. Laß auch nicht einen Laut von Dir hören . . .!"

Veilchen hatte ſich auf einen Holzblock neben der Küchenthüre geſetzt, und weinte ſtill vor ſich nieder. Indeſſen ging Ephraim, der kein Wort der Beruhigung mehr für ſeine Schweſter fand, vor das Haus, um daſelbſt Wache zu ſtehen, damit kein unberufener Störer in den Schlaf ſeines Vaters greife. —

Die Glocken läuteten zu Mittag; aus der Kirche kamen buntgeputzte Schaaren von Bauern und Bäuerinnen, von denen manche dem ihnen wohlbekannten Jüngling einen freundlichen Gruß zuwinkte. Aber er konnte nur mit dem Kopfe nicken, ſein Herz war zu beladen, und ein Lächeln an dieſem Tage hätte ihm eine

Sünde gedunkt. Er ging wieder in's Haus hinein, und horchte an der Stubenthüre. Es herrſchte drin noch die frühere Stille; mit unhörbaren Schritten entfernte er ſich wieder von der Thüre

„Er ſchläft noch immer,“ flüſterte er ſeiner Schweſter zu. „Denke Dir nur, Veilchen, was geſchehen wäre, wenn wir den Vogel noch hätten ... Er hätte vor dem lauten Geſchmetter kein Auge ſchließen können.“

„Ephraim, warum erinnerſt Du mich d'ran!“ rief Veilchen und brach in neues Schluchzen aus. „Wo mag der Vogel jetzt ſein? ...“

Ephraim ſetzte ſich neben die Schweſter und reichte ihr die Hand. Und ſo ſaßen die Geſchwiſter noch lange in den Nachmittag hinein neben einander; der Bruder die Schweſter tröſtend und aufrichtend, das Mädchen verzweifelnd und gebrochen. Oft ſprachen ſie kein Wort mit einander.

Endlich regte es ſich drin in der Stube, Schritte wurden vernehmbar. Ephraim ſprang auf und ſtellte ſich wieder an die Thüre, um zu lauſchen.

„Er iſt wach!“ winkte er der Schweſter zu, und leiſe trat er in die mit Vorſicht geöffnete Thüre.

Anſchel ging mit ſchweren Schritten die Stube auf und nieder.

„Hat Dir der Schlaf geſchmeckt, Vater?“ fragte Ephraim ſchüchtern.

Anſchel blieb vor dem Sohne ſtehen. Sein Antlitz
var noch immer hoch geröthet, aber ſeine Augen hatten
ie gläſerne Farbe verloren; er blickte klar und ſcharf.

„Ephraim, mein Sohn,“ ſagte er ſo wohlwollend,
aß davon das Herz des Angeſprochenen freudig erzitterte.
Ich weiß, daß Du ein tüchtiger Geſchäftsmann gewor-
en biſt, wie es kaum einen zweiten giebt . . . Glaub'
ur nicht, daß ich nicht Alles weiß. Der Weg von Wien
ierher iſt weit, da kann man mehr hören, als man in
inem Tage verzehren kann . . . Aber einen Rath will
h Dir geben, der iſt in Deiner Lage nicht um Tauſende
on Gulden zu verachten: Laß nie einen Schlüſſel in
einem Kaſten ſtecken!“

Ephraim ſah zu ſeinem Vater mit einem Ausdrucke
n Verblüfftheit auf. Redete er irre oder waren es
e Geiſter des genoſſenen Weines, die ſo aus ihm
rachen? In demſelben Augenblicke wurden vom äußerſten
ude der „Gaſſe“ jene drei Schläge des Hammers wieder
rbar, die die Leute zum Abendgottesdienſte beriefen. Wie
n Morgen, ſo war auch diesmal die Wirkung der ver-
mmenen Töne auf den ſtarken Mann erſchütternd.
ein Geſicht verfärbte ſich wieder und nahm einen Aus-
ıck von Angſt an; er zitterte vom Scheitel bis zur
ßſpitze. Dann warf er wieder einen lauernden Blick
gen die geſchloſſenen Fenſter.

„Nichts als Klopfen und Klopfen!“ murmelte er.

„Sie möchten Einem die geheimſten Gedanken aus dem Gehirne heraushämmern, wenn ſie nur könnten ... Möcht' nur wiſſen, von wem ſie das gelernt haben .. Vor einer Glocke kann man das Ohr verſchließen, man braucht bloß die Hand davor zu halten ... aber mit dem Hammer kommen ſie an jede Thüre und jagen Einen auf ... Wer gibt ihnen das Recht dazu? ... Und wenn ich gerade nicht hören will? ...“

In horchender Stellung ſtand er dann einen Augenblick ſtill.

„Glaubſt Du, daß er noch lange ausbleibt?“ fragte er mit ängſtlichem Tone zu Ephraim hinüber.

„Wer, Vater?“

„Der Hammer —“

„Er iſt ſchon an dem vorletzten Hauſe!“

Jetzt erdröhnten die drei hölzernen Schläge an der Thüre des eigenen Hauſes.

Anſchel athmete tief auf; er fuhr mit der Hand nach der Stirne, es ſtanden Schweißtropfen darauf.

„Gottlob!“ rief er halblaut, „das iſt nun auch vorüber ... und kommt wieder erſt am Morgen ... Morgen! Der Narr von Schulklopfer weiß nicht einmal ...“

Der unausgeſprochene Gedanke ſchien ſeinem Körper wieder die alte Schnellkraft zurückgegeben zu haben.

„Ephraim, mein Sohn!“ rief er und ſchlug in überſtrömend luſtiger Stimmung auf den Tiſch, „Du ſollſt bald gewahr werden, was Du für einen Vater haſt. Jetzt plagſt und marterſt Du Dich ab, läufſt Dir die Füße wund, um ein Haſenhäutchen aufzutreiben und um Gotteswillen zu bitten, daß Dir der Bauer ſein Biſſele Wolle verkauft. Ephraim, mein Sohn, das wird bald aufhören, verlaſſ' Dich d'rauf . . . Ich will Dich reich machen, und für Veilchen will ich einen Mann ausſuchen, in halb Böhmen ſollen alle Mädchen mit Neid auf mein Veilchen ſehen und grün und gelb darüber werden . . . Anſchel's Tochter ſoll eine Mitgift erhalten, wie eines Rothſchild's Tochter. Nur Eines brauche ich dazu, und dann kommt's . . . in einer Nacht!"

„Was, Vater?" fragte Ephraim leiſe ſchauernd.

„Glück, Glück, Ephraim, mein Sohn!" fuhr es ſtürmend aus ihm heraus. „Was iſt der Menſch ohne Glück? Stell' Einen, der kein Glück hat, mitten in ein Faß Gold, deck' ihn von oben bis unten mit Gold zu . . . wenn er herauskriecht und Du durchſuchſt ſeine Taſchen, ſo hat er Kupferkreuzer darin."

„Und — wirſt Du Glück haben, Vater?" fragte Ephraim unbefangen.

„Ephraim, mein Sohn!" ſagte der alte Spieler mit einem pfiffigen Lächeln, „ich will Dir etwas ſagen. Es gibt Menſchen, deren ganzes Thun und Trachten nur arauf gerichtet iſt, wie ſie ſich das Glück zu eigen machen. Wie Andere ſich darauf verlegen, Doctor zu werden oder eine Hoſe zu Stande zu bringen, ſo ſtudiren Dir dieſe Leute das, was man Glück nennt ... und von denen hab' ich es erlernt ...“

Er hielt inne, als hätte er ſich von ſeinen eigenen Reden zu weit fortreißen laſſen, und blickte dabei dem Sohne forſchend in die Augen. Der Ausdruck einer unentweihten Seele, der von Ephraim's Antlitz mit voller Reinheit ſprach, mochte ihn überzeugen, daß er nicht verſtanden ward.

„Laß das gut ſein!“ rief er luſtig, mit der Hand durch die Luft fahrend, „was kommen ſoll, das wird kommen; das kann kein Menſch aufhalten ... Gib mir lieber etwas für den Durſt, Ephraim.“

„Vater ...“ ſtammelte dieſer, „glaubſt Du nicht, es werde Dir ſchaden?“

„Sei kein Narr, Ephraim!“ rief Anſchel, „Du kennſt nicht meine Natur. Und dann, haſt Du nicht ſelbſt geſagt, daß heute ein Faſttag iſt, an dem man nichts eſſen darf? Habe ich Eſſen von Dir verlangt? Mit dem Trinken iſt es aber etwas Anderes, das kann der Vogel im Walde nicht laſſen, wie erſt der Menſch! ..“

Ephraim begriff, daß er ſeinem Vater gerade heute keinen Widerſtand entgegenſetzen durfte. Er ging zu Veilchen hinaus, die in der Küche das Abendmahl bereitete, und ſagte:

„Geſchwind, Veilchen, geh' und hol friſchen Wein!“

„Für ihn?“ rief das Mädchen, indem ſie mit dem Finger faſt drohend nach der Stubenthüre wies.

„Laß, laß, Veilchen!“ bat Ephraim.

„Und Du faſteſt?“

„Faſte ich nicht auch für ihn?“ meinte Ephraim.

Die volle Weinflaſche in der Hand, betrat Ephraim wieder die Stube; er ſtellte ſie auf den Tiſch, auf dem noch die Gläſer von dem am Morgen genoſſenen Trunke herum ſtanden.

„Wo iſt Veilchen, Deine Schweſter?“ fragte Anſchel, der wieder mit ſtarken Schritten die Stube auf- und abmaß.

„Sie kocht, Vater.“

„Sag' ihr, ſie ſoll einen Mann und eine Mitgift von mir bekommen, daß ſie in halb Böhmen darüber grün und gelb werden.“

Dann trat er an den Tiſch und leerte raſch hinter einander drei volleingeſchenkte Gläſer.

„So,“ ſagte er, indem er ſich mit ſeiner ganzen Wucht in den alten Lehnſtuhl warf ... „jetzt will ich erſt meine Nachtruhe halten. Ich brauche Kraft und gute Augen, und die bekommt man nur durch Schlaf. Ephraim, mein Sohn,“ fuhr er nach einer Weile mit lallendem Ton fort, die Augenlider nur mühſam gegen die hereinfallenden Strahlen der Abenſonne erhebend ... „Sag' dem Schulklopfer, ich glaube, er heißt Simon, er kann morgen in der Frühe ſechs Schläge auf die Thüre thun, ich könnt's vertragen … und Veilchen ſag', ich will ihr einen Mann ausſuchen, einen ſo ſchönen hat ihr Auge noch nicht geſehen .. und ſag' ihr auch, an ihrem Hochzeitstage, da ſoll ſie eine Perlenſchnur um den Hals haben, wie eine Königin, … nein, nein, wie ihre Mutter Gudule …"

Wenige Minuten drauf lag er in tiefem Schlaf. —

Es war in ſpäter Nachtſtunde. Ueberall waltete Ruhe und Frieden.

Nachtfrieden! Es tönt ein ſo weicher Klang aus dieſem Worte, mit ſo linden Fittigen umrauſcht es Dich … nur aus dem Worte Heimat klingt und tönt ein verwandter Ton, das Süßeſte in ſich bergend, duftend wie eine Blume aus dem Garten des längſt verſchloſſenen Paradieſes. Heimath und Friede! Du ruhſt in ſicherer Hut, die Athemzüge Deiner Kinder gehen ſo ruhig, ſo vertrauensvoll … iſt auch die Thräne an ihren Augenwimpern noch nicht getrocknet, mit der ſie in die Arme des Schlummers ſanken, jetzt ruhen ſie, träumen ſie vielleicht, daß droben auf einem jener ſprühenden Sternfunken am Himmel ein Engel mit leuchtenden Fittigen ſeinen Flug aufwärts hebt … immer höher ſchwebt er, immer höher … Wolken thun ſich auf vor ihm und ſinken nieder … goldenes Licht flutet um ihn und der

Engel trägt ſo bekannte Züge. Es iſt das „Sechus“ einer Mutter!

Laß ab, laß ab!

Es iſt zu ſpät. Neben dem Frieden der Nacht hauſen auch, nur durch eine dünne Wand getrennt, ihre böſen Geiſter. Die nimmer ruhenden, heimatloſen, heimatzerſtörenden Gäſte in der Seele! Sie ſchütteln ihr rabenſchwarzes Gefieder, ſie fliegen auf; es iſt der Pfiff des Geiers, der auf die frommen Tauben niederfährt…

Sieht Dich kein Auge … ſieht Dich Dein eigenes nicht? Laß ab!

Es iſt zu ſpät …

Weit offen ſteht das Fenſter, der Riegel hat nicht geklirrt, als er ihn zurückſchob … Die böſen Geiſter ſorgen ſchon dafür, daß der leiſeſte Ton erſtirbt; was während des Tages knarrt und rauſcht, nimmt ein Flüſtern an … ſelbſt das laute Eiſen hält an ſich … ſie haben zu ihm geſagt: Schweige und verrath ihn nicht.

Auch der Schlüſſel, der im Kaſten ſteckt, läßt ſich lautlos im Schloſſe herumdrehen. Taſtende Hände ſuchen nach dem dicken Buche, das den ſcharfen Auge vorher in der Nacht nicht entgangen iſt. Haben ſie es gefunden? Iſt keine Stimme da, die mit der Gewalt des rollenden Donners ruft: „Verflucht iſt die Hand des Vaters, die nach dem Gute ſeines Kindes die räuberiſchen Finger ausſtreckt? ..“

Sie hat es gefunden, die gierige Hand. Jetzt noch ein Sprung durch das offene Fenſter hinaus in die Nacht . .

In dieſem Augenblicke fällt Lichtſchein durch eine Thürritze der Kammer, in der Veilchen ſchläft. . . Raſch geht die Thüre auf, eine blaſſe Mädchengeſtalt erſcheint auf der Schwelle . . ſie trägt ein brennendes Licht in der Hand . .

„Gudule!“ ſchreit er entſetzt, und ſtürzt entſeelt zu ihren Füßen.

* * *

In der vollgedrängten Synagoge iſt Sabbatgottesdienſt. Es geht ein Schwirren und Sauſen durch den weiten Raum; von oben, wo auf der Gallerie hinter Gittern die Frauen ſitzen, ertönt ſogar von Zeit zu Zeit ein heiteres Gekicher — es wird eben der Wochenabſchnitt aus der heiligen Bibel vorgeleſen, eine Handlung des Gottesdienſtes, der gewöhnlich nicht viel Aufmerkſamkeit geſchenkt wird. Mit lauter Stimme ruft der Vorbeter auf dem „Almemor“, wie die in der Mitte der Synagoge angebrachte Erhöhung heißt, die Leute auf, denen die beſondere Ehre angethan wird, vor die pergamentene Rolle des auf dem Sinai geoffenbarten Gotteswortes treten zu dürfen. Hie und da recken ſich die Köpfe höher, ſpitzen ſich die Ohren um zu hören, welche Opferſpenden der Aufgerufene für dieſe oder jene Wohlthätigkeitsanſtalt gelobt hat. Denn mit lauter Stimme verkündigt der Vorbeter die ihm von den Aufgerufenen in's Ohr geflüſterten Gaben bei Heller und Kreuzer. Das Schwirren und Summen dauert fort, droben, wo die Frauen ſitzen, hat das Kichern und Plaudern bereits einen ſo bedrohlichen Character angenommen, daß ſich der Bethausvorſteher genöthigt ſieht, mit einem grimmigen Blicke nach dem Gitter der Gallerie und einem kräftigen Schlage auf den vor ihm ſtehenden „Ständer“ ein weithinſchallendes Stille! zu rufen, das zur Ruhe gemahnt.

Jetzt ruft der Vorbeter als den Dritten einen Namen, bei deſſen Nennung wie auf ein gegebenes Zeichen athemloſe Stille in der weiten Bethalle eintritt.

Von einem jungen Manne geleitet, in welchem wir unſern Ephraim erkennen, wankt ein gebrochener alter Mann mit ſchneeweißen Haaren die Treppen des Almemors hinan. Mit zitternder Stimme ſpricht er den erſten Segensſpruch über die heilige Rolle, die „Gott, unſer Herr, der uns erwählt hat von allen Völkern, uns gegeben hat,“ worauf der Vorbeter den dritten Theil des Wochenabſchnittes zu leſen beginnt. Als er geendigt, erhebt ſich wieder die zitternde Stimme und ſpricht den Nachſegen, der den „Herrn der Welt“ preiſt, der die

Thora gegeben, darin die Wahrheit iſt und der Keim des ewigen Lebens.

Noch immer die tiefſte Stille! Da erhebt ſich wieder die zitternde Stimme des alten Mannes mit den ſchneeweißen Haaren und beginnt das „Dankgebet nach überſtandener Gefahr.“ Es lautet:

„Gelobt ſeiſt Du Gott, unſer Herr, Herr der Welt, der ſich uns verpflichtet hat durch ſeine Gutthaten — er hat mir wohlgethan.“

Und aus der ganzen Gemeinde erſcholl es als Antwort wie aus einem Munde:

„Der Dir wohlgethan, der thue Dir ferner alles Gute. Selah.“ —

Als der alte Mann an der Hand Ephraims wieder die Treppe herabſtieg und durch die Reihe der Beter wankte, da ſcholl ihm von allen Seiten ein lautes „Zur Kraft, zur Kraft“ entgegen, aber auch Ephraim ging nicht leer aus. Hunderte von Händen griffen nach ſeiner Hand und ſchüttelten ſie, hie und da konnte er naſſe Augen bemerken. Mitten durch das Schwirren und Summen durcheinander tönender Laute vernahm man deutlich eine Frauenſtimme von der Gallerie, die ausrief:

„Dem iſt das „Sechus“ ſeiner Mutter beigeſtanden!“

Anſchel war gerettet worden. Der fürchterliche Schlag, der ihn beim Erſcheinen Veilchen's in jener dunklen Nacht niedergeſchmettert, hatte ſeiner Lebenskraft nichts anzuthun vermocht. Er war erwacht; treue Kindesliebe hatte über ihn die Fittige ausgebreitet und ließ ſein dem Untergange geweihtes Daſein nicht verfallen. Aber als ihm nach vier Wochen grauenvoller Fieberträume, die oft in ſtiller Nacht jedes Haar auf dem Kopfe ſeiner treuen Wächter emporſträubte, wieder einigermaßen das Denken aufdämmerte, da ſahen ſie einen alten Mann vor ſich, ſein Haar war weiß wie Schnee geworden.

Was Veilchen dem geſund heimkehrenden Vater verweigert hatte, das erſtattete ſie dem Kranken und Hilfsloſen mit jener vollausſtrömenden Liebe, deren Geheimniß alles Verſenken in die Natur nicht zu ergründen vermag. Was in jener Nacht eine verſchloſſene, dem Lichte und der Wärme ſcheu abgewandte Knospe war, das hatte ſich noch in derſelben Nacht zu einer wunderbar ſtrahlenden Blumenkrone entfaltet. Nie haben weichere Hände die Stirne eines Fieberkranken gekühlt, nie hat eine ſüßere Stimme mitten in die grauenhaften Träume eines erhitzten Gehirns hineingetönt.

Auf dem Krankenlager, behütet und geſchützt von Ephraim und Veilchen, hatte ſich in dem Gemüthe des alten Spielers eine Läuterung vorbereitet, die für ſein ganzes übriges Daſein gelten ſollte.

Seltſam war es, daß er von dem Ereigniſſe jener Nacht, mit Allem was ihr vorangegangen, auch nicht ein leiſe dämmerndes Bewußtſein hatte. Selbſtverſtändlich hüteten ſich die Kinder auch nur mit einem halbangeklungenen Worte all' deſſen zu gedenken, wie der Vater zu ihnen zurückgekehrt — und daß Ephraim das dicke Buch mit der Barſchaft neben dem Entſeelten gefunden.

Anſchel's erſter Gang nach wiedererlangter Geneſung war in die Synagoge, um da an heiliger Stätte ſein „Dankgebet nach überſtandener Gefahr“ zu verrichten. . . .

Sein Haus hat ſich wieder aus der tiefen Erniedrigung erhoben, es weht und waltet der Segen durch alle ſeine Räume, der beſte Kern ſeines Lebens iſt an's Licht gedrungen. Nun wird er gewahrt bleiben. Gudule's „Sechus“ hält Wache vor dem Hauſe.

Welch' ein Paar herrliche braune Pferde, an eine ſchwerfällige Kutſche geſpannt, ſtehen eines Tages vor dem Hauſe Anſchel's? Man ſieht es ihnen an, der Haber iſt in dieſem Jahre gut gerathen. Vetter Joſſef iſt gekommen, um ſein erſtes Enkelchen, das Gudule heißt, und mit ſeinen Augen ſchon jetzt an die Großmutter gemahnt, zu ſehen. Denn Keiner als Ephraim durfte der Mann ſeiner einzigen Tochter werden. Da ſitzt er, der gutmüthige ſchlichte Mann, in jeder Falte ſeines ehrlichen Geſichtes Glück und Behagen, hie und da noch immer, wie es ſeine Gewohnheit iſt, voll gewaltthätiger Abſichten gegen ſeine eigenen Schenkel. Veilchen nennt er noch immer ſein kleines „Klippele.“

„Nun Veilchen, mein Klippele,“ ſagte er, „willſt Du mir noch immer nicht erlauben, daß ich mit meinem Nathan Deinetwegen rede? Ich meine ſchier, der Jung' hält's gar nicht mehr aus?"

„Vetter," ſagt Veilchen darauf, und eine tiefe Röthe ſtreift über ihr noch immer blaſſes Geſicht, in einem ſo ernſten Tone, daß darob der lachende Zug aus dem Antlitze des Vetters verſchwindet — „red' lieber nichts mit ihm. Ich bleib' bei meinem Vater!"

Veilchen wird allem Anſchein nach dieſes Wort auch halten.

Hatte ſie es als Selbſtbuße ſich auferlegt, weil ſie in der verzweifelten Bitterkeit ihres Herzens ſich vermeſſen, den Glauben an das „S'chus" ihrer Mutter von ſich zu ſtoßen? Oder war es etwas Anderes?

Das Frauenherz iſt ein ſeltſam verzagtes Ding.

Es baut nicht gerne auf dem Grunde, das die Trümmer eines andern Glücks in ſich birgt.

…RISCHE
STAATS-
…LIOTHEK
…ENCHEN

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Geſchichten einer Gaſſe.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerſchel.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniss
des
# zweiten Bandes.

Seite

I. Chriſtian und Lea 1

II. Die beiden Schwerter 131

III. Der Karfunkel 211

I.

Chriſtian und Lea.

Durch die „Gaſſe" ſieht man zuweilen, namentlich wenn die Sonne etwas kräftiger ſich über die Häuſer und Dächer legt, zwei alte Menſchen wandeln, ein trippelndes, gebeugtes Mütterchen und einen nur wenig ſtrammer auftretenden eisgrauen Mann. Sie gehen Hand in Hand, was einen gar wehmüthig ergreifenden und doch wieder heiter ſtimmenden Anblick bietet. Wo ſich ein Hinderniß dem Gange der Beiden entgegenſtemmt, da iſt es das eisgraue Männlein, welches zuvor jeden Stein, worauf ſeine Begleiterin mit dem Fuße treten könnte, hinwegräumt; der Stock, den er noch kräftig zu handhaben weiß, iſt in beſtändiger Bewegung. Nichts entgeht ſeinen noch immer ſcharfen Blicken; dem Kinde, das über den Weg läuft, ruft er ſchon von Weitem ein kräftiges Halt zu; wo ein breites, vorſpringendes Haus einen etwas zu behäbigen Schatten wirft, weicht er aus, und leitet das alte Weibchen lieber an jene Stellen, woran ſich die Sonne beſonders liebreich gelegt hat. Nur wenn zufällig das Mittagläuten von der Kirche her ertönt, bleibt er ſtehen, zieht ſeine Hand aus der ſeiner Begleiterin, und fährt damit, ſich bekreuzigend, während er in der andern Hand die vom Haupte genommene Pelzmütze hält, über Geſicht und Bruſt. Das Mütterchen aber trippelt weiter. Will es ſeinen Begleiter in der Andacht nicht ſtören? Klingen und tönen ihm dieſe ehernen Laute nicht auch wie Mahnrufe zum Ausſprechen eines ſtillen Gebetes ...? Er hat es geendigt; mit behaſteten Schritten hat er ſie wieder eingeholt. Beider Hände haben ſich wieder gefunden, ſie ſetzen ihre Wanderung weiter. Vor einem kleinen einſtöckigen Hauſe, dem letzten in der Gaſſe, endet ihr Gang. Es iſt die Wohnung des alten Paares!

Faſt dünkt es uns ein Frevel, daß wir die Geſchichte von Chriſtian und Lea, ſo heißen in der Gaſſe die beiden alten Leute, wieder erzählen wollen. Wer eine Blume nicht gerne von ihrem Stengel reißen mag, ſondern ſie lieber an der Stelle beläßt, wohin ſie mit ihrem Dufte und Blühen gehört, der wird uns begreifen. Und die Geſchichte von Chriſtian und Lea iſt eine ſolche, die man mit einer gewiſſen Scheu hüten und bewahren ſollte, daß ſie nicht muthwillig abgepflückt und hinterdrein den Winden der Vergeſſenheit anheimgegeben werde, die ſie hierhin und dorthin tragen können — wo man ſie vielleicht nicht verſteht.

Es hatte Tage lang geregnet, dazu waren lauwarme Frühlingswinde gekommen, die den Schnee im nahen Iſergebirge zur vorzeitigen Schmelze brachten. Der kleine Bach, der gleich hinter der Gaſſe fließt, und ſonſt ſo friedlich und ſtillſelig ſeinen Weg geht, daß er den Kindern, die ihn durchwateten, kaum die Knöchel näßt, hatte plötzlich die Manieren eines reißenden Stromes angenommen, was, ſo lange Menſchen es gedenken konnten, niemals geſchehen war.

Trübſchlammiges Waſſer wälzte ſich unter und über den hölzernen Steg, der ſonſt ein überflüſſiges Bedürfniß ſchien; noch aber dünkte Jedem die Gefahr ſo ferne, daß Niemand daran dachte, das kleine baufällige Haus, worin Wolf Ungar, der Gemeindediener, mit Weib und Kind wohnte, und das hart am Rande des Baches ſtand, könnte ernſtlich beunruhigt werden.

Wolf Ungar, der Gemeindediener, wohnte übrigens in jenem Hauſe nicht allein; ſein Nachbar unter demſelben Dache war der Schuſtermeiſter Johannes Wurma, oder wie er in der Gaſſe kurzweg hieß: Honza Schuſter. Auch dieſer hatte Weib und Kind, aber weil er dem Trunke ergeben war, nahm er in der Achtung Wolf Ungar's keine hohe Stufe ein. Oft wenn Wolf vor Tagesgrauen, wenn noch die Sterne am Himmel funkelten, aufſtand, um mit ſeinem hölzernen Hammer die ſchlaftrunkene Gaſſe zum Gottesdienſte wachzurufen, taumelte ihm der trunkene Honza entgegen. Dann empfand der Gemeindediener ein Gefühl von Abſcheu, das einen etwas ariſtokratiſchen Beigeſchmack hatte. Er wußte in dieſem Augenblicke mit aller Klarheit, daß er einem „auserwählten“ Volke angehöre, dem es ein Gräuel iſt, in den Wirthshäuſern die Nächte durchzuſchlemmen.

Wolf Ungar wollte am nächſten Morgen frühe aufſtehen, denn es war „Faſttag der Königin Eſther,“ der ſchon mit Tagesdämmerung beginnt. Mitten in der Nacht wachte er auf, und wunderte ſich darüber; denn, pflegte er ſpäter immer zu ſagen, ſein Hammer und ſein Schlaf ſeien pünktlich wie eine Uhr, die nicht zu ſpät und zu frühe gehe. In demſelben Augenblicke fuhr auch ſeine Frau aus dem Schlummer.

„Hörſt Du nichts, Sarah?“ rief er.

„Ich hab' gerad' meine gute Mutter geſehen, die da draußen auf dem guten Ort' liegt,“ meinte ſie, indem ſie ſich in die Höhe richtete.

Eine unerklärliche Ahnung nöthigte Wolf Ungar, das Bett zu verlaſſen; er zündete mit Hilfe eines Schwefelfadens Licht an, was eine geraume Zeit in Anſpruch nahm. Beim erſten Aufflackern der Kerze ſchrie ſein vierjähriges Töchterchen, die kleine Lea, die neben der Mutter im Bette lag, angſtvoll und in Tönen, wie er ſie noch niemals vernommen:

„Chriſtian! Chriſtian!“ und ſchlug dabei mit den Aermchen um ſich.

Während Sarah, die Mutter, das Kind zu beruhigen bemüht war, fuhr Wolf Ungar in ſeine Kleider und zündete eine Kerze in der Laterne an, er wußte ſelbſt nicht warum. Er war nicht ſchlaftrunken, im Gegentheile, alle ſeine Sinne befanden ſich in einer Aufregung, die ihn fähig machte, in dieſem Augenblicke mehr zu errathen, als er ſonſt bei vollſtem Bewußtſein geſehen hätte. Dann ging er an das Fenſter und wollte, gleichfalls von einem unerklärlichen Antriebe gedrängt, den hölzernen Laden aufriegeln. Dieſe ſonſt leichte Hanthierung gelang ihm aber diesmal nur mit großer Schwierigkeit; als er es endlich zu Stande brachte, taumelte er vor Entſetzen zurück. Seine Hand triefte von eiskaltem Waſſer.

„Sarah! nimm das Kind, auf! das Waſſer iſt da,“ ſchrie er; ein anderer gellender Schrei folgte dieſem Rufe, dann ward es in der Stube grauenhaft ſtill. Aber ſelbſt in dieſem Momente der gräßlichſten Angſt hatte weibliche Fürſorge das nächſte Bedürfniß nicht überſehen. Mit Blitzesſchnelligkeit hatte Sarah ein großes Tuch aus dem Kaſten geriſſen, das ſie um ſich und das Kind warf.

„Und jetzt wohin, Wolf?“ keuchte ſie mit kreideweißen Lippen.

Wolf ging mit der Laterne voraus; ſie wollten durch das Vorhaus, aber ſchon traten ſie in tiefes Waſſer, das unter der Thürſchwelle ſich ſeinen Eingang erzwungen hatte. Er öffnete die Thüre nur zur Hälfte, aber das kalte, mit aller Macht hereinſtrömende Element drängte ihn bei Seite. Wolf Ungar war ein beherzter Mann, und hatte nicht umſonſt in der Armee gedient. Er rief ſeinem Weibe zu, ihm muthig zu folgen, und hoch hielt er die Laterne empor, damit ſie den Weg nicht verfehle.

Da rief die kleine Lea wieder, und in noch ängſtlichern Tönen als früher:

„Chriſtian! Chriſtian!“

Dieſer Ruf ging den Beiden tief an die Seele; ſie wußten nun, was dieſe Schreckenslaute aus dem Munde ihres Kindes zu bedeuten hatten.

„Weck' ſie, Wolf,“ ſchrie Sarah, „weck' ſie, ſonſt gehen ſie zu Grunde.“

„Ich kann nicht, Sarah!“ ſchrie er dagegen, „unſer Leben ſteht auf dem Spiel ...“

„Ich geh' nicht,“ rief ſie, „und wenn ich auch ſelbſt ertrinke.“

Da begann Wolf Ungar aus Leibeskräften den Namen Honza, Honza zu rufen, indem er dabei mit rieſiger Gewalt an der Thüre, die in die Wohnung des Schuſters führte, rüttelte. Kein Laut antwortete von innen.

Schliefen die Unglückſeligen? waren ſie bereits ertrunken? Endlich gab die Thüre nach; mit emporgehobener Laterne leuchtete Wolf in der Stube umher, in der das Waſſer bereits ſchuhtief ſtand. Ein einziger Blick genügte ihm, ſich zu überzeugen, daß hier alle Weckrufe vergebens ſeien. Henza Schuſter und deſſen Weib lagen in bleiernem Schlafe, aus dem ſie kein Rütteln und Schütteln ermuntern konnte. Da beſann ſich Wolf Ungar nicht lange, und griff nach einem blondlockigen Kindeskopfe, der aus der Umhüllung einer Bettdecke mit verwundert offenen Augen zu ihm aufſah. Mit dem Knaben in dem einen Arme, mit dem andern die Laterne emporhaltend, ſo wankte Wolf Ungar aus der Stube. Das Alles war das Werk jener wunderbaren, im Menſchen ſchlummernden Thatkraft, die mit ganz anderem Maße gemeſſen ſein will, als das ruhige Werk überlegter Beſonnenheit.

„Haſt Du das Kind, Wolf?“

„Gott ſoll weiter helfen,“ keuchte Wolf.

So traten ſie in die Nacht hinaus und in die eiskalte Waſſerflut, die ihnen ſchäumend und heulend entgegenſchlug; ſie reichte ihnen bis an die Kniee. Wolf ging voran, Sarah folgte ihm. Hilferufen und Angſtſchrei aus den anliegenden Häuſern! die Ueberſchwemmung war wie ein tückiſcher Dieb in das Heiligthum des Schlafes gedrungen.

„Fürcht' Dich nicht! Sarah, mein Gold!“ rief Wolf, „das Andenken deiner frommen Mutter wird uns beiſtehen.“

„Ja Wolf, mein Leben,“ lallte ſie dagegen mit vor Froſt klappernden Zähnen, „ſie muß uns beiſtehen.“

So ſetzten ſie ihren Weg fort, den tiefſten Schrecken im Herzen und das gläubige Wort hoffender Zuverſicht auf den Lippen. Das Waſſer ſchäumte um ſie und ſchoß an manchen Stellen bis an Bruſt und Hals empor. Aber ſie rangen ſich glücklich hindurch; ſchon fühlten ſie die kalte Flut blos noch an den Knöcheln, jetzt hatten ſie die höhergelegene Stelle erreicht, wo die Synagoge ſtand, bis wohin das Waſſer nicht dringen konnte. Sie ſtanden hochaufathmend auf feſtem Boden.

Nun erſt ſchauten ſie hinter ſich. Welch' ein Fluten und Wogen! die Nacht begann allmälig dem Morgengrauen zu weichen. Ein fahler Schimmer flog über die weite Waſſermaſſe; ſie konnten jetzt deutlich auch ohne Laternenſchein das kleine Haus gewahren, aus dem ſie ſo eben entronnen waren. Im nächſten Augenblicke gewahrten ſie nichts mehr. Ein dumpfes Krachen, wie von zuſammenbrechendem Gebälke ſchlug an ihr Ohr; dazwiſchen grauenhafte Todesſchreie, dann ward Alles ſtill. Die Geburtsſtätte ihres Kindes, das Haus, worin noch vor kurzer Zeit ſechs Menſchenleben geathmet, war verſchwunden, die Flut hatte es untergraben, nachdem es ſelbſt zuvor für Honza Schuſter und deſſen Frau zum Grab geworden war.

So ſeltſam geartet iſt die Menſchennatur, daß die beiden auf ſo wunderbare Weiſe Geretteten in dieſem Momente nur ein Gefühl jubelvollen Dankes empfanden. Aber gleich darauf rief Sarah:

„Haſt Du das Kind, Wolf?“

„Ja! Was willſt Du mit ihm?“

„Gieb mir den Knaben,“ rief ſie, „die Laſt wird Dir zu ſtark.“

„Haſt Du denn nicht ſchon unſere Lea?“

„Ich kann auch zwei Kinder haben,“ ſchrie ſie überlaut, und verbarg den ihr von Wolf dargereichten Knaben unter dem Tuche, das auch ihr Töchterchen umhüllte.

Das Alles ward in ſo raſcher Aufeinanderfolge geſprochen und ausgeführt, daß es kaum ſo lange dauerte, als es hier erzählt wird.

Der Morgen war allmälig angebrochen. Sarah hatte ſich, am ganzen Leibe zitternd, auf eine der Stufen niedergeſetzt, die zur „Weiberſchul“ hinaufführen. An ihrer Bruſt ſchliefen die Kinder, und die warmen Athemzüge der Schlummernden thaten ihr wohl.

„Heut' brauch ich die Leute nicht wach zu klopfen,“ ſagte Wolf Ungar mit bitterem Lächeln, „mein Hammer iſt in die Iſer gefallen, es ſoll mir ihn Einer holen.“

Dann entrang ſich ein aus tiefſter Seele kommender Seufzer ſeinen Lippen.

„Nichts als das nackte Leben!“ wimmerte er.

„Red' jetzt nichts, Wolf!“ gebot ihm Sarah, indem ſie eine abwehrende Bewegung machte, „Du weckſt mir ſonſt die Kinder.“

Nach einer Weile rief Wolf:

„Was laſſe ich Dich da in der kalten Luft frieren? Ich hab' ja den Schlüſſel zur „Schul“ bei mir. Gott der Lebendige weiß, warum ich gerade den Schlüſſel zu mir genommen habe, und den Hammer habe ich vergeſſen.“

Das Gotteshaus war ſchauerlich ſtill und die Schritte der Beiden, wie ſie jetzt durch die Betpulte oder Ständer hingingen, hallten dumpf in den leeren Räumen. Wolf geleitete ſeine Frau zu den Stufen des „Almemors,“ wie jene gemauerte Erhöhung heißt, die die Mitte der Synagoge einnimmt, und hieß ſie daſelbſt ſich niederlaſſen, nachdem er zuvor die ſchwere Altardecke vom Tiſche genommen, und ſie ihr unterbreitet hatte.

Trotz ſeines Kummers konnte er dabei einen leichten Witz nicht unterdrücken.

„Du kannſt von Dir ſagen, Sarah, und Dich rühmen, was kein Weib in der Gaſſe von ſich ſagen und rühmen kann. Du haſt einen Platz in der Männerſchul'."

Ueber Sarah's erſchöpfte Züge flog ein leichtes Lächeln. Dann verfiel ſie in tiefes Sinnen. Plötzlich fuhr ſie aus ihrer kauernden Stellung auf; das blaſſe Licht der Morgendämmerung, wie es jetzt durch die Fenſter der Synagoge fiel, ließ die Gegenſtände ringsum in ihren Umriſſen erkennen.

„Warum kommen denn noch nicht die Leut'?" rief ſie, „der Morgen iſt ja ſchon da."

„Sie werden heut' nicht kommen," warf Wolf tonlos hin.

„So laß' uns „Schul'" halten, Wolf!" rief Sarah in eigenthümlicher Aufregung.

Wolf Ungar glaubte im erſten Augenblicke, der Schrecken ſei dem armen Weibe zu Kopfe geſtiegen, und voll Entſetzen ſtreckte er die Hand gegen ſie.

„Was red'ſt Du, Sarah?"

„Ich will, daß wir beide Schul' halten," rief ſie, und trotz des zwitterhaften Lichtes konnte Wolf gewahr werden, wie ihre Augen brannten und leuchteten. „Ich will, daß Du die Thora aus der Lade herausnimmſt, Wolf, wir ſind vor Gott und der Welt allein!"

„Sarah!" ſchrie Wolf Ungar im tiefſten Schmerze auf. —

„Du meinſt, ich rede im Wahnſinn?“ meinte ſie nun ruhiger. „Thu mir den Gefallen, Wolf, und nimm eine Thora aus der Lade heraus. Es wird doch keine Sünde ſein?“

Da Wolf ſie ſo gelaſſen ſpechen hörte, faßte er wieder Muth.

Er ſtieg die Stufe zu der Lade hinan, worin die Thorarollen in einer Reihe neben einander ſtanden, ſchlug den ſchweren Vorhang zurück, und nahm eine der erſten in die Arme.

„Gieb ſie her, damit ich ſie küſſe,“ rief Sarah.

Wolf reichte ihr die mit einem ſammtnen bunten Mäntelchen umkleidete Thorarolle, auf daß ſie mehrmals ihre Lippen drückte.

„Und jetzt ziehe ſie aus, Wolf, und blättere ſie auf, als möchte man gerade „leinen“ wollen“ (den Wochenabſchnitt vorleſen).

Wolf that, wie ſie ihm hieß.

„Was willſt Du jetzt, Sarah?“ rief er nach einer bangen Weile.

„Jetzt ſollſt Du mir auf die Thora etwas ſchwören, Wolf!“ rief ſie mit erhobener Stimme. „Willſt Du?“

„Ich will.“

„So ſchwöre mir, daß ich dieſem Knaben, den ich da an meiner Bruſt liegen habe, eine Mutter ſein darf, weil er doch keine hat, und Du willſt ihm ein Vater ſein, weil der ſeine jetzt todt im Waſſer liegt, und willſt mir nichts darein reden, wenn ich ihn wie mein eigenes Kind aufziehe und ernähre, und willſt Dein Wort halten, und wenn die ganze Welt aufſteht und Dir beweiſt, Du haſt Unrecht gethan, und willſt mir niemals einen Vorwurf daraus machen, daß ich mich dieſes armen Kindes angenommen. Schwör' mir dazu auf die heilige Thora!"

Sarah hatte ſich, während ſie dieſes ſprach, erhoben; ſie ſtand jetzt dicht neben ihrem Mann.

„Bedenkſt Du nicht, Sarah," ſagte er, ſchwach widerſtrebend, „daß Honza Schuſter der Vater dieſes Kindes war?"

Sie aber rief mit wunderſam erhöhtem Tone, der das Innerſte ihres Mannes mit namenloſer Bewegung ergriff:

„Das Kind iſt mein, als hätte ich es ſelbſt geboren: und jetzt ſchwöre mir zu!"

Wolf legte die Finger auf das geheiligte Pergament.

„Ich hab' geſchworen, Sarah!" ſagte er leiſe.

„Jetzt iſt mir leichter, Wolf," ſagte ſie und bückte ſich zur Thora herab, um ſie zu küſſen, „ich meine, jetzt iſt Alles überſtanden."

Dann ſetzte ſie ſich wieder auf die Stufe, und verblieb von nun an in tiefem Schweigen. Die Kinder ſchlummerten ruhig unter der deckenden Hülle.

Noch an demſelben Tage ward für Wolf Ungar's Unterkunft ausgiebig Sorge getragen. Von allen Seiten regte ſich Mitleid und Theilnahme für ihn. Auf Gemeindekoſten wurde ihm in einem der Gemeinde gehörigen Hauſe eine Wohnung angewieſen, während die Frauen in der Gaſſe es ſich angelegen ſein ließen, Sarah mit Kleidungs- und Einrichtungsſtücken zu verſehen. Das Gemüth dieſes armen Weibes war jedoch auch in dieſem Falle eigen geartet. Sie nahm von den ihr dargebrachten Geſchenken nur ſo viel, als ſie, die ihr Alles verloren hatte, nicht entbehren zu können glaubte. Sie wies Alles beharrlich zurück, was ihr nicht im Einklang mit ihrer gegenwärtigen Lage ſchien, und mancher reichen Frau in der Gaſſe kam es wie unzeitiger Stolz vor, wenn die Gemeindedienerin eine bunt bebänderte Sabbathaube oder ſonſt ein Putzſtück ablehnte. „Ich will aus meinem Unglück kein Geſchäft machen,“ ſagte ſie, „dazu bin ich nicht Schnorrerin genug!“ Nur für „ihre Waiſe“ ſchien es, als könnte ſie nicht genug an Kleidung und Wäſche zuſammenbringen, und was ſie für ihr eigenes Kind entſchieden abwies, das nahm ſie mit leuchtenden Augen, ja mit den Geberden einer gewiſſen Habgier für das angenommene fremde Kind an! „Ein Waiſenkind hat einen großen Mund,“ meinte ſie, „und es geht viel hinein; wo ein Kind, das Eltern hat, Einen Löffel ißt, davon braucht ein Waiſenkind zwei, und das kommt daher, daß ein Kind mit Eltern ſchon von dem bloßen Gedanken, daß es an ihrem Tiſche ſitzt, ſatt wird, während einer Waiſe ſelbſt der beſte Biſſen ſo ſchmeckt, als hätte man dabei das Salz vergeſſen." Sie konnte, die ſonſt Schweigſame, ganz redeſelig werden, wenn ſie für „ihr Waiſenkind" zu ſprechen kam; ihr volles Herz fand dann Ausdrücke für die Lippen, die ihnen ſonſt nicht geläufig waren. Man glaubte eine ganz Andere vor ſich zu haben, wenn ſie ſich Chriſtians annahm, in ſo eigenthümlichem Feuer glänzten ihre Augen und kamen die Worte aus ihrem Munde.

Für „ihr Waiſenkind!"

Als Wolf Ungar in jener Nacht ſeinem Weibe den Eid auf das heilige Gottesbuch geleiſtet, da hatte ihn vielleicht der geheime Gedanke dabei geleitet, der raſchen That ihres Herzens würde ein Augenblick der Ernüchterung folgen. Er baute dabei auf die tagtäglich zu machende Erfahrung, daß die meiſten Menſchen, die mit einem gewiſſen leidenſchaftlichen Zuge vom Wohlthun erfaßt werden, dann um ſo eiliger ſich demſelben entziehen, ſobald es ihnen als andauernde Pflicht Bedingungen und Beſchwerlichkeiten auferlegt. Darin hatte ſich aber Wolf Ungar gewaltig geirrt; an dem Ernſte, womit Sarah an die in jener furchtbaren Stunde übernommene Verpflichtung ging, konnte er bald gewahr werden, daß ſie ſich wirklich vor Gott und Menſchen als Chriſtians zweite Mutter anſah.

Trotzdem ſaß die Heiligkeit des geleiſteten Eides zu tief in Wolfs Seele, als daß er gewagt hätte, offen gegen Sarah's Beginnen aufzutreten. Er ließ ſie gewähren, und namentlich in der erſten Zeit, wo er noch unter dem Eindrucke des erſt jüngſt Erlebten ſtand, verrieth auch nicht ein Wort, nicht eine Geberde, daß er der eingegangenen Verpflichtung mit einigem Widerſtreben gedachte.

Dennoch fehlte es nicht an Stimmen, die bald offen, bald aus ſicherem Verſtecke hinter Sarah ziſchelten, und das Allerwenigſte, was man ihr vorwarf, war, daß ſie unklug gehandelt, und ſich eine „Laſt“ aufgebürdet habe, die ſich mit ihren Verhältniſſen als Frau eines Gemeindedieners nicht vertrüge. Hie und da wurde ſchon der Rath, und oft mit den wohlmeinendſten Redensarten, laut, daß ſie nicht früh genug ſich des fremden Kindes entſchlagen könne, das doch im Grunde ſie ſo gut wie gar nichts angehe. Jetzt ſage man noch nichts, was werde ſie aber anfangen, wenn das Kind größer würde, wenn ſie ſelbſt noch Kinder erhielte? Zu dem Allen ſchüttelte Sarah den Kopf, und nichts in ihrem Weſen verrieth, daß von all' den Reden und Rathſchlägen auch nur die oberflächliche Außenſeite ihres Gemüthes wäre berührt worden.

Eines Tages kam ihre Babe (Großmutter) Breindel auf Beſuch. Das war ein unerhörtes Ereigniß, denn die alte Frau war wegen ihres Stolzes für Sarah ein Weſen, dem ſie ſich ſtets nur mit einem Gefühle ehrfurchtsvollen Grauens zu nähern wagte. Die Babe Breindel lebte von ihrem Gelde, d. h. von den etlichen hunderten Gulden, die ihr Mann hinterlaſſen, und bedurfte keines Menſchen. Ihr blaſſes ſtrenges Geſicht zeigte einen gewiſſen Trotz, der wohl aus der Unabhängigkeit ihrer Lage herſtammte, und man konnte ihr nur wenige Züge nacherzählen, die nicht von einer gewiſſen Härte und Starrheit zeigten. Sie kam nie oder ſelten aus ihren zwei Stuben, die ihr gleichfalls als Erbe nach ihrem Manne geblieben, und nur am Sabbat war es ihren Kindern und Enkeln geſtattet, ſie daſelbſt heimzuſuchen, um ſich von ihr „benſchen" zu laſſen. Dann ſaß ſie da in ihrem Lehnſtuhle, eine ſechsreihige Granatenſchnur um ihren Hals geſchlungen, eine goldgeſtickte Haube auf dem Kopfe, und ganz in Weiß gekleidet, und empfing die Wünſche der Ihrigen, wie eine geborene Königin die Huldigungen ihrer Unterthanen.

Sarah war eben damit beſchäftigt, eines der Kleidungsſtücke, die ſie von den Leuten ſich erbeten, für Chriſtian anzupaſſen, als die Babe Breindel eintrat. Sarah's Munde entfuhr ein leichter Schrei.

„Was erſchreckſt Du," rief die Babe, deren Ohr und Auge nichts entging. „Seh' ich denn ſchon ſo aus, daß die Leute vor mir zu erſchrecken brauchen? Ich hab' einmal in meinem Leben auch ein anderes Geſicht gehabt."

Sarah wußte aus langer Erfahrung, daß man dieſen ſpitzen Stachelreden der Großmutter nur mit Gleichmuth begegnen müſſe, und ſo ſchwieg ſie, und führte die alte Frau ehrerbietig zu einem Sitze. Es berührte ſie aber doch ſchmerzlich, daß die Babe ihrem Töchterchen, dem einzigen lebenden Urinigel (Urenkel) in der ganzen Familie, keinen Blick der Aufmerkſamkeit ſchenkte. Das deutete auf eine tiefe Verſtimmung, deren Urſache nicht ſchwer zu ergründen war.

Nach einer Weile fragte die Babe, die grauen kalten Augen auf Sarah richtend:

„Wo iſt Dein Mann, Sarah?"

„Es iſt auf's Dorf gegangen, Babe! ein Bauer, der einen alten kupfernen Keſſel zu verkaufen hat, hat ihn zu ſich beſtellt."

„Hat denn Dein Mann es noch nöthig, aufs Dorf zu gehen und alte kupferne Keſſel einzuhandeln?" meinte die Babe, ihre ſchmalen Lippen zu einem ſpöttiſchen Lächeln zuſammenzwängend, „die ganze Gaſſe redet ja davon, daß Wolf Ungar geſonnen iſt, nächſtens ſeinen Poſten als Gemeindediener aufzugeben; er ſoll irgendwo einen großen gewaltigen Fund gemacht haben, davon will er wie ein Millionär leben — ſagt die ganze Welt.“

„Ich weiß nichts davon, Babe,“ ſagte Sarah in der Unbefangenheit ihres Herzens.

„Es muß doch ſo ſein,“ fuhr die Babe mit unbarmherziger Beredſamkeit fort, „und die Welt iſt nicht auf den Kopf gefallen. Wolf Ungar lebt von dieſer Welt, ſie giebt ihm zu eſſen und zu trinken, wie kommt es dann, daß der nämliche Wolf Ungar, dem Gott ſchon ein Kind gegeben, damit nicht zufrieden iſt, ſich noch eines an die Füße bindet, das nicht einmal ſein eigen Fleiſch und Blut iſt?“

So unbegrenzt und bedingungslos war zu jener Zeit die Ehrfurcht, mit der ein Enkelkind ſeinem Ahn gegenüber ſtand, und mochte es noch ſo ſehr mit ſtrafenden Worten überhäuft werden, daß es uns nicht verwundern darf, wenn Sarah den ſchneidigen Reden ihrer Großmutter nur ſtummes Anhören entgegenſetzte.

„Warum redeſt Du nicht?“ rief die Babe nach einer drückenden Weile.

„Babe,“ meinte Sarah, „mein Mann hat mich gern, und hat nur gethan, um was ich ihn gebeten habe.“

„Alſo biſt Du die gewaltige Reiche?“ rief die Babe mit wahrhaft vernichtendem Spotte. „Wo haſt Du denn Deine Perlen und Deine goldenen Halsketten? und warum ziehſt Du aus dieſer Stube nicht aus, wo

Du auf Gemeindekoſten ausgehalten wirſt? Wer ſich fremder Kinder annimmt, muß ein eigen Haus für ſie haben. Warum läßt Du Dir ſo ein Haus nicht bauen?“

Sarah hätte reden, ſtundenlang reden können, um der Babe zu beweiſen, wie unrecht ſie thue, in dieſem Tone fortzufahren; dennoch kam über ihre Lippen nicht das kleinſte Wörtlein einer Klage. Sie fühlte wohl, die alte Frau war noch nicht zu Ende, das Bitterſte und Schneidigſte mußte erſt ausgeſprochen werden. Woher ſollte ſie den Muth nehmen, auch dieſem zu begegnen? Die Babe ließ auch nicht lange darauf warten.

„Ich hab' gehört,“ fuhr ſie fort, „das Kind, was Du bei Dir aufgenommen haſt, hat einen Namen ... Möchteſt Du mir nicht ſagen, wie das Jüngel heißt?“

„Chriſtian heißt er,“ ſagte Sarah unſicher.

„Und Du willſt das Kind anſehen wie eine Mutter?“

„Ja, Babe!“ ſagte Sarah tonlos.

Da ſtand Breindel auf. Ihr blaſſes, ſchmales Angeſicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck in dieſem Augenblick; vielleicht hätte ſelbſt ein herzhafter Mann ihm nicht Stand gehalten. Lang und hager, wie ſie war, geſtaltete ſie ſich jetzt noch um eine Kopfeslänge höher. Dabei ſpielte es um ihre Mundwinkel wie funkelnde Meſſerklingen.

„So lang als unſere Familie in der Welt exiſtirt, iſt der Name in unſern Stuben nicht gehört worden," ſagte ſie ... „Weißt Du noch, nach wem Dein eigenes Kind die kleine Lea heißt? Vielleicht haſt Du es ſchon vergeſſen."

„Nach wem ſie heißt? Nach meiner guten Mutter draußen auf dem guten Orte," rief Sarah leiſe.

„Und da willſt du den heiligen Namen, den ſchönen Namen, den Deine Mutter in Ehren geführt, und Gott der Allmächtige allein weiß es, was Du an ihr verloren haſt, den willſt Du in Deinem Hauſe, in Deiner jüdiſchen Stube zuſammen mit Honza Schuſters Kind nennen laſſen? Das Kind meiner Tochter, die einen Ruben Ungar zum Mann gehabt. von deſſen Lernen der Prager Rabbiner ein Aufheben gemacht hat, die kann den Sohn eines Trunkenbolds auf ihrem Schooß ſitzen laſſen? Und der noch dazu .... ſo einen Namen hat?"

„Babe," rief Sarah erſchüttert und Thränen entſtürzten ihren Augen.

„Was ſoll ich jetzt noch weiter in Deiner Stube thun?" fuhr die alte, unerbittliche Frau fort. „Du wirſt doch nicht begehren, daß ich Dir auch Honza Schuſters Jüngel benſchen ſoll?"

Damit wandte ſie ſich zum Fortgehen. Sarah ſchluchzte vor ſich hin; das ſchien doch einige Wirkung auf das Gemüth der alten Frau hervorzubringen. Wie alle ſtolzen Seelen, denen es nur um die Behauptung eines gewiſſen Rechtes zu thun iſt, liebte ſie den Anblick der Demüthigung und Einſchüchterung. In der halboffenen Thüre wandte ſie ſich um und ſagte zu Sarah, die ihr unwillkürlich nachgeſchritten war:

„Sarah, mein Leben! Du ſiehſt da die ſechsreihige Granatenſchnur an meinem Hals. Sie iſt zwar für eine Andere beſtimmt, wenn man mich auch einmal da hinaustragen wird, aber ſie ſoll Dein ſein, morgen, übermorgen, zu welcher Stunde Du willſt — nur darf der Name von dem Kind Honza Schuſters in Deiner Stube nicht mehr genannt werden. Haſt Du mich verſtanden?“

Als die Babe ſich entfernt hatte, befand ſich die Frau des Gemeindedieners in der ſchmerzlichſten Verwirrung. Die alte Breindel in ihrem unnahbar ſtolzen und unabhängigen Weſen hatte ihr bisher als eine Perſönlichkeit gegolten, deren Ausſprüche unbedingte Verehrung fanden. Die Babe mußte Recht haben, wie wäre ſie ſonſt — die Babe geweſen? Und doch! ein ſeltſamer Zwieſpalt ließ ſich in ihrer Seele nicht mehr zum Schweigen bringen. Was ihr in jener verhängnißvollen Stunde, da ſie kaum das nackte Leben aus den Fluten gerettet, wie eine Eingebung von oben in den Sinn gekommen, worauf ihr Mann einen heiligen Eidſchwur geleiſtet, das ſollte ſie nicht halten dürfen? Warum war ihr eigenes Kind aus der grauenhaften

Gefahr hervorgegangen? War das nicht ein deutlicher Fingerzeig, ein Lichtſtrahl in der Finſterniß?

Wie wohl hätte es dem armen Weibe gethan, wenn in dieſem Augenblicke irgend eine rathende Stimme ihr zur Seele ertönt wäre! Es war ihr, ſeitdem die Großmutter fort war, als hätte die Welt in der kurzen Spanne Zeit ein anderes Ausſehen erlangt. Was früher licht war, das ſtellte ſich ihr jetzt verdüſtert und trübe dar; was ſie in ihrer Herzenseinfalt als ſo leicht erreichbar ſich gedacht, das ward jetzt zu einem unüberſteiglichen Abgrunde, in deſſen Tiefen der Groll der alten Großmutter tobte. Und nicht das allein war es. Einmal über das andere Mal übergoß ſie zugleich Flammenröthe und tiefes Erblaſſen. Wie wenn ihr Mann des zugeſagten und zubeſchwornen Wortes vergaß?

Draußen im Hofe unter dem weitaſtigen Nußbaume ſpielten die zwei Kinder; Sarah konnte jeder ihrer Bewegungen mit dem wachenden Auge einer Mutter folgen. Wie ſie ſo vertraut neben einander ſaßen; wie ſchön ſich das blondlockige Köpfchen des fremden Kindes neben dem ſchwarzhaarigen ihrer Lea ausnahm! Das Herz ging ihr vor inniger Wallung über; ſie mußte die Kinder in unmittelbarer Nähe haben. Sie rief den Namen ihres Töchterchens, dann wollte ſie den des fremden Kindes rufen. Aber der Laut erſtickte in ihrem Munde; die Kehle war ihr wie zugeſchnürt.

Hatte die Babe Breindel nicht geſagt, der Name dürfe in einer jüdiſchen Stube nicht ertönen?

Der ganze Jammer einer Seele, die in ihrer Reinheit an der wundeſten Stelle gefaßt wird, kam über ſie. So viel war ihr klar, ſie mußte raſch und ohne Zaudern des angenommenen Kindes ſich entledigen, wenn die Großmutter ihren Gehorſam, den ſie zu fordern berechtigt war, loben ſollte. Dachte ſie dabei an die blitzende, ſechsreihige Granatenſchnur? Auch nicht der leiſeſte Gedanke ſtahl ſich zu dem funkelnden Geſchmeide hinüber. Faſt ſtand die Abſicht, dem Willen der Babe Folge zu leiſten, in ihr feſt — aber ſchon der nächſte Augenblick ſtimmte nicht mehr zu dem früheren. Es kamen ihr Zweifel in den Sinn. Die Großmutter hatte ihr Beginnen unbedingt verdammt, konnte es nicht Stimmen in der Gemeinde geben, die es ebenſo unbedingt billigten? Sarah dachte nach, bei wem ſie ſich Rathes erholen könnte; denn ein Rath mußte ihr werden. Schon war ſie ſo weit gekommen, daß ſie die Sprache ihres eigenen Herzens nicht verſtand; ſie war ſich ſelber fremd geworden. Seltſam! Sie konnte ſich wahrſcheinlich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben, warum ihre Gedanken immer und immer auf's Neue auf den kleinen Mann zurückkamen, der in der Gaſſe allgemein „Klein-Mendelſohn" hieß.

Eigentlich nannte er ſich aber Kalmann Würzburg, und war ein vertrocknetes dürres Männchen, dem die Natur, wie dem berühmten Berliner Philoſophen, an der Rückſeite eine etwas zu weitgehende Wölbung verliehen hatte. Das war jedoch nur der äußerliche Grund, der Kalmann Würzburg zu ſeinem zweiten Namen: Klein-Mendelſohn verholfen hatte.

Dieſer Kalmann ſtand nämlich im Geruche ſogenannter aufgeklärter Ideen, die zu jener Zeit noch keineswegs allerorts in den Gaſſen als Saatkorn der Zukunft aufgegangen. Man rühmte ihm eine ungeheure Gelehrſamkeit nach; er ſollte ſeiner Zeit der „feinſte“ Schüler der Prager Talmudſchule geweſen ſein, von deſſen Fragen und Antworten damals, alſo nach faſt dreißig Jahren, in Böhmen und Mähren von Mund zu Mund ſich fortpflanzende Traditionen berichteten. Er hatte ein eigenes großes Haus in der Gaſſe und war nie verheirathet geweſen. Die Leute kamen ihm übrigens nicht gerne in den Weg, wiewohl er mannigfach Gutes that. Viele „Dorfgeher“ lebten gleichſam nur durch ihn; ſobald der Sonntag angebrochen war, kamen ſie zu ihm, um einige Gulden abzuholen, mit denen ſie dann ihre beſchwerliche Wochenfahrt antraten; am Freitag brachten ſie ihm wieder das Darlehen, ohne daß er ihnen jemals an Intereſſen irgend etwas anrechnete. Bei dieſem Aus- und Rückzahlen war es zumeiſt, daß er Aeußerungen that, die ihm beſonders den Zunamen

Klein-Mendelſohn zuzogen. Wenn er das Geld aus dem Kaſten nahm, ließ er es nie an ſarkaſtiſchen Bemerkungen über den „Stand" der „Dorfgeher" fehlen, denen er, wie er ſagte, das Geld nur mit Widerſtreben vorſtreckte. Jeden Sonntag und Freitag konnten ſie es hören, wie er über ihre „Haſenhäutchen und Kattuntüchel" mit einer Art Verbiſſenheit loszog, und nebſtbei vom Segen der „freien Arbeit auf dem Acker" ſprach, wovon die Meiſten übrigens ſehr wenig verſtanden. Wenn er manchmal recht grimmig wurde, konnte er auch mit der Aeußerung nicht zurückhalten, ein einziger Bauer ſei ihm lieber als alle Dorfgeher in Böhmen und Mähren. Dieſe und ähnliche Reden, ſowie die vielen deutſchen Bücher, die man bei ihm ſah, hatten um Klein-Mendelſohn einen eigenthümlichen Zauberkreis gezogen, dem ſich nur derjenige nahte, der ſeiner Hilfe unumgänglich bedurfte. Ob Kalmann Würzburg rechtgläubig, nach dem landläufigen Ausdrucke dieſes Begriffes war? Niemand hatte etwas Uebles von ihm geſehen — aber Keiner hätte auch den kleinſten Finger aufgehoben, wäre er genöthigt geweſen — es zu beſchwören!

Zu dieſem Kalmann Würzburg drängte es die Frau des Gemeindedieners. Gefragt, warum es ſie gerade zu dieſem Manne zog, hätte Sarah wahrſcheinlich nicht antworten können. Sie ging zu ihm, weil ſie noch eine andere Stimme als die ihrer Großmutter vernehmen wollte.

„Kommſt um Geld?“ ſchnarrte Klein-Mendelſohn, indem er ſein rieſiges Haupt, das ein Sammetkäppchen bedeckte, aus dem vor ihm aufgeſchlagenen Folianten, verdrießlich hervorhob.

Um Geld! Sarah erſchrack bis in's Innerſte ihrer Seele. Sollte Kalmann Würzburg von der ſechsreihigen Granatenſchnur ihrer Großmutter etwas wiſſen?

Die Bläſſe, die ihr Antlitz bedeckte, beſtärkte Klein-Mendelſohn noch mehr in der Vorausſetzung, daß Sarah um ein Darlehen gekommen war.

„Hat Dein Mann ſich auf Haſen verlegt?“ ſchnarrte er nochmals, indem er die Tiſchlade aufzog, in deren Innerem Silber- und Kupfergeld zu ſehen war. „Wieviel ſoll's ſein?“

Mit einer Herzhaftigkeit, die Niemand dieſem armen Weibe zugetraut hätte, fiel Sarah, während er in die Hand bereits einige Silberſtücke genommen hatte, ihm in den Arm.

„Ich komm nicht um Geld, Herr Kalmann,“ ſagte ſie, mühſam nach Athem haſchend, „ich komm um etwas Anderes.“

„Dein Mann verlegt ſich alſo nicht auf Haſen? Iſt's vielleicht ein kupferner Keſſel?“ fragte Klein-Mendelſohn ſpöttiſch.

Da begann es vor Sarah's Augen zu flimmern; was an zurückgedämmten Wehe in ihr lag, ſuchte nach einem gewaltſamen Durchbruch.

„Herr Kalmann!“ rief ſie unter hervorſtürzenden Thränen; „ich komme um einen Rath zu Ihnen und Sie beleidigen mich dafür!“

Klein-Mendelſohn wurde ernſt.

„Steht es ſo mit Dir?“ ſagte er, indem er die Tiſchlade wieder zurückſchob. „Womit kann ich Dir ſonſt helfen? Aber erſt ſetze Dich.“

Es dauerte eine geraume Weile, ehe Kalmann Würzburg aus der von oftmaligem Schluchzen unterbrochenen Erzählung Sarah's das Verſtändniß des ſeltſamen Falles erhielt, deſſen Beurtheilung ihm oblag. Als ſie geendigt, und ihn nun mit ihren feuchten Augen anblickte, die mehr fragten, als ihr Mund noch hätte ſprechen können, da wurde Klein-Mendelſohn in ſeinem Lehnſtuhl unruhig; er rückte hin und her und ſchob das Sammetkäppchen auf ſeinem Kopfe bald nach vorn, bald nach rückwärts. Fiel ihm die Antwort ſo ſchwer? Dann ſah er wieder ſtarren Blickes in den aufgeſchlagenen Folianten, aber ſeine Gedanken waren nicht bei den krauſen Buchſtaben; ſein ſonſt verdrießlich ſaueres Antlitz hatte in dieſem Augenblicke eine merkwürdige Wandlung erfahren.

„Die Babe hat Dir alſo geſagt,“ meinte er, „daß man ein ſolches Kind nicht bei ſich behalten, ja daß man nicht einmal ſeinen Namen ausſprechen darf?"

Sarah vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken.

„Und willſt Du der Babe folgen?"

„Muß ich?" fragte Sarah ihrerſeits.

Ein ſonniges Lächeln überflog das Antlitz Klein-Mendelſohn's. Im Stillen bewunderte er die Feinheit dieſer einfachen Frau, die mit dieſer Frage der Achtung für ihre Ahne nicht nahe trat, und doch zugleich ein Ausſprechen ihrer Rathloſigkeit enthüllte.

„Ich frag' Dich aber etwas Anderes," begann er nach einer Weile. „Wenn heute oder morgen der Bürgermeiſter mit dem Geiſtlichen kommt, und die ſagen: Gib uns das Kind heraus, es iſt unſer! Gib es heraus! Wirſt Du Dich da nicht trennen müſſen von ihm? denn Du kennſt ſie noch nicht, wie ſie ſind. Deine Babe Breindel kommt noch mehr unter ihnen als unter uns vor. Wäre es alſo nicht beſſer, Du thuſt früher, was ſie vielleicht ſpäter von Dir mit Gewalt fordern werden?"

Kalmann Würzburg ſchwieg; er wollte dem Gedankengange Sarah's freie Entwicklung gewähren. Sie aber rief mit einem Ausdrucke, der Klein-Mendelſohn's Weſen wunderbar ergriff:

„Aber bis dahin werde ich doch das Kind behalten dürfen? Mein eigenes Kind ſpielt mit ihm, und ich gebe ihm zu eſſen. Darf das nicht geſchehen? Und weil Honza Schuſters Kind verlaſſen auf der Welt daſteht, und Keiner hat ſich gemeldet, der ihm einen Löffel Waſſer reicht, und weil ich einen Schwur gethan habe, und mein Mann auch, vor der heiligen Thora, daß ich ſeine Mutter ſein will dafür, daß mir der allmächtige Gott mein eigenes Kind wieder gegeben hat —"

„Red' nicht weiter!" unterbrach ſie Kalman Würzburg, indem er in ſeinem Lehnſtuhle unruhig ſich bewegte, „ich verſtehe Dich ſo, als wäreſt Du ein Gefäß hellen Waſſers, in welches man bis auf den Grund ſehen kann."

Dann warf er, wie von Grimm erfaßt, ſein Käppchen zu Boden und ſprang auf. Er ſchien vergeſſen zu haben, daß eine Frau aus der Gaſſe in ſeiner Nähe war, und er barhäuptig vor ihr ſtand.

Der kleine bucklige Mann ging mit langen Schritten in der Stube auf und nieder; ſelten mochte ſich ſein Weſen in ſo ungeheurer Wallung befunden haben. Er hielt ein Selbſtgeſpräch mit ſich, das nur halbverſtanden zum Ohre Sarah's gelangte. Dabei durchſäbelte er die Luft mit den zwei außer allem Verhältniſſe langen Armen, ſo daß Sarah ernſtlich fürchtete, Klein-Mendelſohn ſei etwas „zugeſtoßen."

„Immer die Babes! überall die Babes!" ſchrie er vor ſich hin, „wenn Einer nur um eine Linie über die Schnur hinausgehen will, gleich iſt die Babe da!“

Er klappte dabei den aufgeſchlagenen Folianten mit einer Heftigkeit zu, als hätte er ihm ein- für allemal das Lebenslicht ausblaſen wollen.

„Auf meine Babe laſſe ich nichts kommen,“ erlaubte ſich Sarah leiſen Tones zu bemerken. „Die meint es gut mit mir.“

„Und wie ſoll ich das verſtehen, daß Du dann doch zu mir kommſt?“ rief Klein-Mendelſohn mit Zorn, die großen grauen Augen auf Sarah richtend.

„Ich weiß es ſelbſt nicht mehr,“ ſtammelte Sarah, „mir ſcheint, es war wegen dem Kind.“

Da wurde Klein-Mendelſohn wieder ſanft und ruhig. Er mäßigte ſeine Schritte und blieb endlich vor einem offenen Bücherkaſten ſtehen. Mechaniſch griff er nach einem kleinen Buche, das zu oberſt ſtand; er mußte ſich auf die Fußzehen ſtellen, um es in die Hand zu bekommen. Er ſchlug es auf und blickte hinein; ängſtlich bewachte Sarah jede ſeiner Bewegungen. Plötzlich erhellte ein Strahl von Freude ſein Antlitz; das Buch zitterte in ſeiner Hand.

„Du willſt einen Rath von mir,“ ſagte er haſtig, „und wenn ich Monate lang darüber hätte nachdenken wollen, es wäre mir kein beſſerer eingefallen, als wie er da in dem Buche ſteht.“

Die Frau des Gemeindedieners ſah ihn nach dieſen Worten mit verwunderten Augen an.

„Iſt das Buch — in heiliger Sprache?“ fragte ſie zagend.

„Du kannſt Dich darauf verlaſſen,“ ſagte Klein-Mendelſohn lächelnd, „es ſind die Sprüche Salomos, die ich in der Hand halte.“

„Und wie kommen die zu mir?“ fragte ſie wieder.

„Das will ich Dir erklären. Wie Du wiſſen wirſt, war König Salomo ein ſehr weiſer Mann, von dem man noch jetzt viel lernen kann. Das Buch, was ich da habe, enthält ganz merkwürdige Dinge, und wenn Du willſt, giebt es auf jede Frage eine Antwort. Es ſteht auch eine für Dich d'rin.“

Sarah's Seele ſpiegelte ſich in dieſem Augenblicke in der durchſichtig feinen Röthe, mit der ſich ihr Antlitz bedeckt hatte. Es war eine Empfindung über ſie gekommen, als ſtünde ſie mitten im Gebete — und das Gebet ſtand in dem Buche, das Kalmann Würzburg in der Hand hielt.

„Hör' an, was da gleich zu oberſt ſteht,“ begann er wieder. „Höre aber gut zu, damit Du Dir den Spruch merkſt.“

„Ich höre,“ flüſterte ſie leiſe.

„Sei nicht allzu gerecht,“ — las Kalmann vor, „und grüble nicht zu viel, Du könnteſt ſonſt verderben.“ Haſt Du das verſtanden?“

Eine geraume Zeit hindurch vermochte Sarah, in ihrer tiefſten Bewegung keines Lautes fähig, auch nicht einmal ein Zeichen ihres Verſtändniſſes von ſich zu geben. Ihre weitgeöffneten Augen ſtrahlten ein Licht aus, wie es Klein-Mendelſohn in ſeinem freudloſen Daſein niemals auf einem Menſchenantlitz erblickt hatte.

„Haſt Du mich verſtanden?“ fragte er nochmals.

„Sei nicht allzu gerecht,“ kam es langſam und faſt feierlichen Tones über ihre Lippen. „Nicht wahr, das geht meine Babe an? „Und grüble nicht zu viel!“ das iſt für mich beſonders geſchrieben? Und das Letzte geht Honza Schuſters Kind, das arme verlaſſene Waiſenkind an! Wer denn ſollte verderben und verkommen, als Chriſtian, Honza Schuſters Kind?“

„Du haſt mehr im Kopf, Sarah, als ich und Tauſende meines Gleichen.“

Sarah lächelte, wie traumverloren.

„Und grüble nicht zu viel,“ ſagte ſie halblaut vor ſich hin.

„Iſt Dir jetzt wohl, Sarah Ungar?“ meinte Klein-Mendelſohn.

„So wohl wie noch nie in meinem Leben,“ ſagte ſie mit leuchtenden Blicken. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe!“

Mehr als eine halbe Stunde nachher ſaß Kalmann Würzburg vor dem Folianten, den er wieder aufgeſchlagen hatte, ohne dem Inhalte deſſelben die geringſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Seine grauen Augen ſtarrten in's Weite. War ihm ſelbſt in der ſtattgefundenen Unterredung ein Geheimniß gelöſt worden, von deſſen Daſein er erſt wußte, ſeitdem dieſes arme Weib aus ſeiner Stube fort war?

Mitten aus aller Beklommenheit ihres Herzens hatte nun die Frau des Gemeindedieners den freien Ausblick in die Zukunft gewonnen, die Beſprechung mit Klein-Mendelſohn hatte ſie merkwürdig geſtärkt. Es war ihr immerfort, als tanzte luſtiger Sonnenſchein hinter ihr her, oder vielmehr, es war der gute Rath aus dem Prediger Salomon's 1. 18, der in ihrem Herzen ſaß und in ihrem Gemüthe nachtönte.

Klein-Mendelſohn hatte übrigens nicht umſonſt das Wort von „ihnen“ fallen laſſen, die ihr natürliches Recht auf das Waiſenkind eines Tages geltend machen könnten. Auch in dieſem Punkte mußte Sarah zur Klarheit gelangen. Sie zog am nächſten Tage ihre ſchöne Sabbathhaube an, kleidete den kleinen Chriſtian in ein ſauberes Gewand, und begab ſich mit ihm auf den Weg zum Bürgermeiſter.

Der Bürgermeiſter, ſeines Standes ein ehrſamer Töpfermeiſter, riß die Augen verwundert auf, als ihm Sarah unter vielem Stammeln und Stottern die Frage vorlegte, ob ſie das Kind werde behalten dürfen.

„Warum ſollteſt Du's nicht behalten dürfen,“ meinte er. „Was ſollen wir mit dem Kinde anfangen? Die Kriegsſteuern haben Alles aufgegeſſen, was in unſerer Kaſſe war, und nun tanzen die Mäuſe und Ratten auf dem leeren Boden herum. Man nimmt uns unſer Geld und unſere Kinder macht man zu Soldaten, woher ſollen wir alſo für die Waiſenkinder etwas nehmen?“

Es lag in dieſem Beweisgrunde eine Rohheit, die der armen Frau innerlichſt wehe that. Sie beherrſchte ſich aber und bemerkte nur ſchüchtern:

„Wird aber Keiner etwas dazu ſagen?“

„Wer ſoll etwas dazu ſagen?“ ſpottete der Bürgermeiſter unter Lachen.

„Ich meine — der Herr Dechant!“ flüſterte Sarah faſt unhörbar.

„Der?“ lachte der Bürgermeiſter, „der läßt Dich in Ruhe, und vor dem brauchſt Du Dich nicht zu fürchten. Er iſt froh, wenn das Kind des ertrunkenen Schuſters nicht kommt, an ſeiner Thüre zu betteln. Der hochwürdige Herr hat das nicht gerne.“

Wunderſame Wandlung der Zeiten! Noch hatte die „ſtreitende" Kirche nicht überall ihre Wachtpoſten aufgeſtellt und ihre Lugwarten aufgerichtet, von denen aus mit faſt fieberhaft geſchärftem Auge darauf geachtet werden muß, damit Niemand aus „Reih' und Glied" trete; noch war nicht jene furchtbare Doctrin ausgeſprochen und in's Werk geſetzt worden, nach welcher im Namen der Liebe Scheidewände aufgerichtet werden zwiſchen den letzten Ruheſtätten der Todten, und was im Leben eng umſtrickt war, als Staub nicht bei einander wohnen darf; noch waren am helllichten Tage die dunkeln Spukgeſtalten nicht erſchienen, vor deren Anblick der Friede und die Verträglichkeit wie aufgeſchreckte Tauben davonfliehen! Die Kanzeln und Beichtſtühle waren noch unberührt geblieben von der Beredſamkeit Jener, die mit finſtern Stirnen und Unheil verkündenden Mienen das freie Staatsleben als „Aufkläricht" und den Frieden unter Menſchen als die „Niedertracht" eines betrunkenen Jahrhunderts bezeichnen!

Sarah durfte das Kind alſo behalten. Der Staat in der Perſon des Herrn Bürgermeiſters geſtattete es ihr, und auch die „Kirche" hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Dechant liebte ja nicht das Betteln armer Waiſenkinder an ſeiner Thüre!

Auf dem Heimwege hatte Sarah allerlei Gedanken. „Es iſt doch merkwürdig," lautete einer davon, „daß

„ihnen“ nicht mehr um das Kind zu thun iſt. Sie ſtoßen es aus ſich hinaus und wiſſen nicht einmal, was ich mit ihm anfangen werde. Vielleicht wird das Kind ein Dieb oder überhaupt ein ſchlechter Menſch bei mir? Habe ich ihnen denn die Hand darauf gegeben, wie ich es mit ihm halten werde? Und wenn das, Gott behüte! einem jüdiſchen Kinde zuſtoßen möchte, was Honza Schuſters Kinde zugeſtoßen iſt, möchte man bei uns ſein eigen Fleiſch und Blut ſo leicht verlieren? Kann denn der Knabe bei mir nicht wirklich verloren gehen?“

Dieſer Gedanke machte Sarah's Seele in den geheimſten Tiefen erbeben. Verloren! Nicht in dem Sinne, daß das Kind in einem Walde voll hoher Bäume nicht mehr die Fußſtapfen finde, die es zu dem heimathlichen Hauſe zurückführen, ſondern verloren in dem Sinne, daß es verdorben und zerſtört auf Abwege irrt, losgelöſt von jeder Zucht, an Gemüth und Sitte verdorben und erſtorben! Wie, wenn dies das Ende ihres Bemühens und Wohlthuns wäre? Wenn ſie frevelhaft daran gehandelt, in die Geſchicke eines Menſchenlebens einzugreifen, es an ſich heranzuziehen, und dann zuſehen zu müſſen, wie es ſich unter ihren Händen zu einer verfehlten und verkommenen Schöpfung geſtaltete?

Und wieder legte ſich die Weisheit des Salomoniſchen Spruches, der, ſeitdem ſie ihn vernommen hatte, tröſtend und aufrichtend vor ihr einherſchritt, auf ihre

Lippen: „Grüble nicht und ſei nicht allzugerecht, Du könnteſt ſonſt leicht verderben.“

Mit froher Zuverſicht lebte das Bewußtſein von der übernommenen Verantwortlichkeit in ihr auf.

„Ich werde das Kind gerne haben, wie mein eigenes,“ ſo klärte ſich in ihr allmälig alles Bangen und Fürchten, „und kann eine Mutter für ihr Kind mehr thun, als es gerne haben? Ich meine, ein ſolches Kind das muß gedeihen. Es ſoll mir Einer ſagen, ob etwas wachſen und in die Höhe kommen kann, wenn man die Sonne von ihm fernhält?“

Man ſieht, Sarah hatte einen Erziehungsplan fertig, den ſie nicht in ihrem Kopfe, ſondern in ihrem Gemüthe ausgearbeitet hatte. Sie war mit ſich eins über einen Punkt, an dem bis jetzt die vornehm aufgeblähte Buchweisheit noch immer zu Schanden geworden iſt. —

Wir haben bisher von den Kindern nur wenig geſprochen.

Wer aber vermöchte ſich der Gabe zu rühmen, in dem Zauberwalde jener eigenthümlichen Welt, die das Beiſammenſein zweier Kinder bildet, Weg und Straße zu finden? Anſcheinend führen lichte Bahnen hindurch, Sonnenlicht glänzt auf jedem Blatte und man glaubt deutlich das Wachsthum der jungen Bäumchen erlauſchen zu können. Weil man den Wald nicht rauſchen hört, geräth man auf den Fehlſchluß, es ſei Alles ſtill in dieſen

Räumen, und doch läßt ſich faſt mit Beſtimmtheit annehmen, daß das lautloſe Gedeihen der Menſchenpflanze von denſelben, wenn nicht heftigeren Stürmen heimgeſucht wird, als der fertige Baum, über deſſen Wipfel die wilden Elemente der Natur unbeſchränkte Macht ausüben.

Es war merkwürdig, wie ſchwer, faſt mit Widerwillen das fremde Kind ſich in die Liebe fand, mit der die ungewohnte Heimathſtätte es umgab. Chriſtian ſchien ſich im Hauſe Wolf Ungars ungemein fremd zu fühlen; er war verſchloſſen und heimtückiſch, und beſonders gegen Sarah bewies er ſich von einer hartnäckigen Gemüthsart, die lange Zeit hindurch ſelbſt ihrem milden Weſen nicht weichen wollte. Meiſt hielt er ſich ſchmollend und grollend in einer Ecke der Stube auf, und dort war es, wo die kleine Lea, ſeine alte Geſpielin, ihn aufſuchen mußte, wenn ſie für ihre „Tetta" (Puppe) einer männlichen Beihülfe bedurfte. — Was ging in dem Kinde vor? War es bangende Sehnſucht nach den in den Fluten untergegangenen Eltern? Die fremde Luft, die es athmete? die eigenthümlichen Laute des Jargons, die es jetzt unausgeſetzt vernehmen mußte?

Wem dieſes Benehmen des Kindes am tiefſten zu Herzen ging, war ſeltſamer Weiſe nicht Sarah, ſondern ihr Mann. Wolf Ungar liebte ſeine Frau, wie man das Weib ſeiner innerſten Neigung liebt; er hatte auf die Thora geſchworen, daß er mit keiner Bewegung in die Verpflichtung eingreifen wolle, die ſie in jener düſtern Nacht vor der heiligen Bundeslade ſich aufgebürdet hatte. Was hatte ſie nun davon? Von dem böſen Gerede abgeſehen, das dieſen Schritt Sarah's für einen unüberlegten, ja in der „Gaſſe“ unerhörten bezeichnete, war ihm das Kind eine Laſt, das ihm überall im Wege ſtand, auf das er eiferſüchtig werden konnte, wenn er ſah, welch' vergebliche Mühe Sarah, ſein Weib, ſich gab, um das verſtockte Gemüth des fremden Knaben für ſich zu gewinnen.

Er kam einmal dazu, als Chriſtian mit geballter Fauſt nach Sarah ausſchlug. Da konnte er ſich nicht enthalten, ingrimmig aufzuſchreiten und ſeinen mühſam zurückgehaltenen Empfindungen Luft zu machen.

„Das hat man davon,“ rief er, ein über das andere Mal auf den Tiſch ſchlagend, „wenn man ſich „ihrer“ annimmt. Das Blut kann ſich nicht verläugnen, und was Honza Schuſters Kind iſt, das kann nicht werden, was meine kleine Lea wird. Das hat Gott ſo eingerichtet, und Ungleiches ſoll ſich mit Ungleichem nicht miſchen. Du wirſt es ſchon erleben, Sarah, das Kind, das jetzt nach Dir ausſchlägt, wird einmal, wenn es größer geworden ....“

„Verſündige Dich nicht, Wolf!“ rief ihrerſeits Sarah, die großen, erſchreckenen Augen auf ihren Mann richtend, „und denk lieber an Deinen Schwur.“

Dann gegen das Kind gewendet, rief ſie in jenem Tone, mit dem man Kindern oft die unverſtändlichſten Fragen vorlegt, um ebenſo unverſtändliche Antworten zurück zu erhalten:

„Iſt das auch wahr ... Chriſtian?“

Da zuckte über das Antlitz des Knaben ein namenloſer Schmerz hin; ſeine trotzig verſchloſſene Miene hatte ſich verloren, ſeine Bruſt hob ſich krampfhaft, und ehe es ſich Sarah verſah, erfüllte lautes, von heftigem Schluchzen unterbrochenes Weinen die kleine Stube.

„Was iſt Dir, Chriſtian?“ rief Sarah.

Und das Kind lief auf ſie zu, umſchlang ihren Leib mit ſeinen Armen und legte laut ſchluchzend ſein Köpfchen in ihren Schooß.

Sie beugte ſich liebreich über ihn, ſtreichelte ſein blondes Haar, nannte ihn zu verſchiedenen Malen bei ſeinem Namen, und verſuchte in ihrer liebreichen Weiſe ihn zur Ruhe zu bringen. Aber es währte eine lange Weile, bis es ihr gelang. Das Kind ſchlief endlich, vom Weinen erſchöpft, in ihren Armen ein.

Was bedeutete dieſer Schmerzensſchrei des Knaben? Wolf Ungar, in deſſen Gemüthe ſich, wie geſagt, eine gewiſſe Säure über den unüberlegten Schritt ſeiner Frau gebildet hatte, ſah darin einen neuen Beleg für ſeine

Behauptung. Das Kind fühlte, es paßte in dieſe „ungleiche" Umgebung nicht hinein, es war von anderer Art, und wollte gewaltſam, wie ein eingeſperrter Vogel aus ſeinem Käfige. Nicht ſo dachte Sarah! Mit der den Frauen, namentlich ſolchen, die bereits Mütter geworden, eigenthümlichen Ahnungskraft errieth ſie mehr, als ſie es klar wußte, daß mit dem Kinde etwas tief Bedeutſames vorgegangen ſein mußte. Die Wandlung war ſo raſch und unvermuthet eingetreten, und zwiſchen der frühern Verſtocktheit Chriſtians und ſeinem lauten, ſchmerzlich gezogenen, kaum zu ſtillenden Weinen lag ein ſolcher Abſtand, daß Sarah mit richtigem Gefühle nur dem äußern Anſtoße nachzudenken hatte, der das Alles bewirkt hatte.

Hatte das Kind die rauhen Worte ihres Mannes verſtanden? Das ließ ſich ſchwer annehmen. Und ſelbſt wenn es ſie verſtanden, warum lief es dann weinend auf ſie, und verbarg ſchluchzend ſeinen Schmerz in ihrem Schooße?

In der Nacht ſtand Sarah auf; ſie zündete Licht an und ging damit zu Chriſtians kleinem Bette. Zu ihrer Verwunderung fand ſie das Kind wach, es blickte ſie mit ſeinen großen tiefblauen Augen an.

„Warum ſchläfſt Du nicht, Chriſtian?" fragte ſie und legte ihre Hand auf ſeine Stirne, um zu erproben, ob er fiebere.

Und wieder vermochte das Kind vor Schluchzen und Weinen nicht zu antworten, und wieder konnte es nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis es ſich müde geweint und von Sarah's linden Worten in den Schlaf geredet worden ward.

Etwas wie eine Löſung des Räthſels, das ihr dieſe kindliche Seele aufgab, ſchwebte vor Sarah's Gedanken; war es aber die richtige? Täuſchte ſie ſich nicht? Es wollte ſie bedünken, daß ſie auf der rechten Fährte ſich befand. Seltſam! wenn ſie des Kindes und der befremdenden Wandlung gedachte, die mit ihm vorgegangen, nannte ſie es ſtets in und mit ſich ſelbſt im Geſpräche bei ſeinem Namen — und plötzlich ſtand die langgeſuchte Wahrheit wie ein flammendes Licht vor ihrer Seele.

Der Name war es geweſen! Seit die Babe Breindel in ſo gebieteriſcher Weiſe bewieſen hatte, daß der Name des Kindes in Sarah's Stube nicht mehr genannt werden dürfe, war er auf ihren Lippen wie eingeſargt geweſen. Trotzdem ſie den Knaben behielt, über den Willen der alten Frau ſich hinwegſetzend, war doch gerade dieſes Gebot in ihr zurückgeblieben, wie das kleine Samenkorn eines Unkrautes unverſehens zwiſchen der grünen Saat verbleibt und emporſchießt. Ein namenloſes Kind, mußte ſie ſich aber ſagen, hat keine Heimath! Das einzige Eigenthum, das Chriſtian von ſeinen Eltern überkommen hatte — das hatte ſie ihm aus unverzeihlicher Scheu vor den Worten einer alten Frau vorenthalten! Nun wußte ſie es wohl, wie ſie die vermeintliche Verſtocktheit und Verworfenheit des Knaben ſich zu erklären habe: das Kind hatte, als ſie ihm endlich in unvermutheter Weiſe ſeinen Namen gab, erkannt, daß es bis dahin ein fremder, aus Mitleid geduldeter Gegenſtand ihres Hauſes geweſen war! Wäre ihr eigenes Kind, die ſchelmiſche Lea, in einem ähnlichen Falle nicht einer gleichen Umwandlung und Verſchlimmerung des Gemüthes anheimgefallen?

So rang ſich das einfache Gemüth dieſer Frau allmälig aus den Nebeln hervor, die ihr klares Fühlen bis jetzt noch umhüllt hatte; ſie gewann ſchrittweiſe die Kraft und Fähigkeit, die Eigenthümlichkeiten des fremden Kindes zu erfaſſen und ſie in Einklang zu bringen mit den Plänen für die Zukunft deſſelben — Gedanken und Träume, die in immer deutlicherer und faßbarerer Geſtalt an ſie herantraten, um nicht mehr von ihr zu weichen!

Es giebt eine Kraft im Menſchengemüthe, die aus unſichtbaren Quellen ihre Nahrung zieht und oft das Schwerſte verrichtet: die Kraft nämlich, vor dem Gebilde der Zukunft nicht zu erſchrecken. Was wäre die Begeiſterung für eine Sache, an die man ſein Herzblut ſetzt, ohne dieſe geheimnißvoll wirkende Fähigkeit, die Schrecken der Gegenwart über den winkenden Sternen der Zukunft zu überſehen? Was wären alle Flammen der Liebe, was wäre das Schickſal des nach Befreiung ringenden Menſchenthums? Ein Irrwiſchlicht im moorigen Sumpf, ein kurzer Wintertag mit der darauf folgenden eiskalten Nacht! Nur Wenigen iſt dieſe Kraft verliehen, und ſie ſind nicht die Glücklichen dieſer Erde; denn ſie umhüllt ein Wehe, das ſo alt iſt wie die Menſchheit ſelbſt, das Wehe, offene Augen zu haben für das Licht, es mit vollen Zügen einzuſaugen, während es den Andern eine ſtrahlende Zuchtruthe dünkt, der ſie mit feiger Erniedrigung und Zerknirſchung zu entgehen glauben.

Auch Sarah trug einen Theil dieſes Weſens in ſich; aber ſie ging in ihm nicht unter, ſondern ſie hob immer höher ihren Kopf auf. Sie wußte, daß ſie noch nichts erreicht habe; das Ziel lag ſo fern, immer Schwereres war zu überwinden, und hatte ſie das Eine zum Schweigen gebracht, ſo trat ein Anderes an die Stelle, das ihre erſchöpfte Kraft noch mehr in Anſpruch nahm. Sie dachte dabei nicht an äußere Hinderniſſe; für dieſe hatte ſie längſt den Bannſpruch in ſich gefunden, als da waren: der geheime Widerſpruch ihres Mannes und die offene Feindſchaft ihrer nächſten Verwandten. Es war weit Schwereres zu überwinden, und es ſollte ſchon in der nächſten Zeit unmittelbar an ſie herantreten.

Eines Abends im Winter hatte Sarah die Kinder früher zu Bette gebracht, als es ſonſt ihre Gewohnheit war. Wolf Ungar, ihr Mann, war nicht zu Hauſe, denn er hatte einen Gang auf die umliegenden Dörfer gemacht, der ihn bis zum kommenden Freitag vollauf beſchäftigte. Wie ſie immer pflegte, ſagte ſie auch diesmal ihrer Lea das Abendgebet in der heiligen Sprache der Offenbarung vor, während ſie Chriſtian ſchon im tiefſten Schlafe vermuthete.

Erſt betete ſie mit dem Kinde die erhabene Formel des „Höre, o Israel,“ die Lea Wort für Wort ihren Lippen nachſprach, dann den wunderſamen Bannſpruch gegen die Schreckniſſe der Nacht, der da lautet: „Zu meiner Rechten ſteht Michael, zu meiner Linken ſteht Gabriel u. ſ. w., und über meinem Haupte iſt die Herrlichkeit des Allmächtigen,“ worauf Lea, noch bevor die Schlußworte verklungen waren, ihre müden Augen ſchloß und einſchlief.

„Ich möchte auch einmal, daß Du mir das vorſagſt, was Du mit Lea ſagſt,“ hörte ſie mit einem Male Chriſtian rufen, der aufgerichtet in ſeinem Bette ſaß.

„Warum ſchläfſt Du nicht, Chriſtian?“ fragte ſie ſtrenge.

„Ich hab' darüber nachgedacht, was Du immer mit Lea zu reden haſt, ich kann es nicht verſtehen, und darum möchte ich, daß Du auch jeden Abend zu mir kommſt und mir vorſagſt.“

„Das geht nicht, Chriſtian,“ ſagte Sarah ſtockend.

„Warum nicht?“

„Weil das, was ich mit Lea rede, Dich nichts angeht.“

Offenbar war dieſe Antwort für Chriſtian nicht ausreichend genug.

„Lea iſt ja aber kleiner als ich,“ meinte er nach einer Weile.

„Warum ſprichſt Du mit ihr ſo viel und mit mir gar nichts? Verſteht ſie denn mehr als ich?“

„Das weiß ich nicht, Chriſtian,“ rief Sarah, ſich beſinnend. „Aber Lea muß es ſagen und Du nicht.“

Chriſtian ſann wieder eine Weile nach, dann legte er ſich wieder auf die Seite und ſeufzte tief.

„Chriſtian!“ rief Sarah.

Das Kind hob ſeinen Kopf in die Höhe.

„Erinnerſt Du Dich gar nicht mehr, was Deine Mutter gethan hat, wenn ſie Dich in's Bett gelegt hat? Da muß ſie auch etwas geſagt haben mit Dir, und wenn Du nur willſt, wird es Dir ſchon einfallen. Erinnerſt Du Dich gar nicht mehr?“

Sie hatte ſich an das Bett des Kindes geſetzt und ſtreichelte deſſen blonde Haare.

„Meine Mutter? Du ſagſt ja, ſie iſt in's Waſſer gefallen?“

„Das iſt auch wahr, ſonſt wärſt Du ja nicht bei mir. Aber weißt Du gar nicht mehr, wie ſie ausgeſehen, und was ſie zu Dir am Abend geſagt hat, wenn Du ſchlafen gegangen biſt?“

„Nein!“ lautete die beſtimmte Antwort des Kindes.

„Deine Mutter hat alſo niemals mit Dir… gebetet?“ brachte Sarah mühſam hervor.

„Meinſt Du das?“ ſagte Chriſtian, und ehe es ſich Sarah verſah, hatte das Kind über Kopf und Bruſt jenes Zeichen gemacht, wie ſie es ſo oft an Bauern und Bäuerinnen ſah, wenn ſie der Weg durch die Gaſſe führte, die Mittagsglocke erſchollte und ſie für eine Weile ſtilleſtanden!

Sarah war tief erſchrocken, all' ihr Blut ſtrömte zum Herzen zurück. In ihrer Stube! kurz nachdem ſie mit ihrem eigenen Kinde das „S'chma Jsrael“ gebetet hatte! Die Enkelin der Babe Breindel und das Weib des Gemeindedieners Wolf Ungar! und ſo heftig war ihre Erſchütterung, daß ſie in einer Art Betäubung daſaß, und keines Wortes fähig war.

Wir können es nicht verhehlen, es war ein Augenblick des tiefſten Wehes über Sarah gekommen; nicht allein das Hineinragen fremder religiöſer Vorſtellungen in die bisher unangetaſtete Welt ihres angeborenen

Glaubens war es, was ſie erſchreckte, es war auch der Gedanke, der ſie mit kaltem Schauer überlief, daß das Kind, dem ſie eine mütterliche Stätte in ihrem Hauſe gönnte, ſchon ein Jahr daſelbſt weilte... ohne noch einmal gebetet zu haben!

Noch lange nachher ſaß Sarah am Bette Chriſtians, der mittlerweile eingeſchlafen war, und gab ſich jenem eigenthümlichen Sinnen hin, das einem ſtillen unergründlichen See gleicht, in deſſen Tiefe ein Stein fällt. Aber der hineingeworfene Stein erzeugt immer weitere und weitere Kreiſe. Längſt ruht der Gegenſtand, der dieſe Störung verurſacht, auf dem Grunde des See's und die Oberfläche der Flut iſt noch nicht beruhigt, die alten Kreiſe ziehen immer noch neue nach ſich.

„Was werden ſie von mir denken," tönte eine nicht zu beſchwichtigende innere Stimme, „daß Du ſo was in Deinem Hauſe duldeſt? Hat Dich darum Deine Mutter geboren, und iſt Wolf Ungar darum Dein Mann geworden? Schickt ſich das für das Enkelkind der frommen Babe Breindel? Iſt es denn nicht genug, daß Du dem Kinde zu eſſen und zu trinken und ein Bett giebſt, worin es ſchläft, mußt Du ihm noch etwas von Deiner „künftigen Welt" geben, die Du doch erringen willſt, wenn Du einmal geſtorben biſt?"

Dann ſah ſie wieder auf den ſchlummernden Knaben und lauſchte ſeinen Athemzügen.

„Dulden denn ſie es?“ folgte eine andere Stimme. „Möchten denn ſie, wenn meine Lea, was Gott behüten und beſchützen möge, an Chriſtians Stelle wäre und Honza Schuſters Weib hätte ſich ihrer angenommen, wie ich mich des Kindes angenommen habe, möchten ſie meinem Kinde erlauben, was ich dem verlaſſenen Chriſtian erlaubt habe? Ich ſehe es ja, wie ſie es machen. Wenn eine Prozeſſion vorüberzieht, muß ich mich ſchnell in ein Haus zurückziehen, damit ſie mein Anblick nicht beleidigt, und wenn der Geiſtliche mit dem Glöckchen zu einem Sterbenden geht und alles kniet nieder, muß ich mich da nicht verbergen, weil ich nicht knien darf und will? Ob ſich Einer wohl finden wird, der ruhig anhört, wie meine Lea das „S'chma Israel“ herſagt, und an der Wand hängt der heilige Johann von Nepomuk?“

Es läßt ſich wohl ſagen, daß dieſe Frau, während ſie ſo ſann und grübelte, die Fittige jenes Geiſtes an ſich rauſchen hörte, von dem wir gewöhnlich annehmen, daß er ſich nur auf die Häupter gewaltig begabter Menſchen niederſenkt. Wie ſie ſo daſaß dieſes Weib des Gemeindedieners Wolf Ungar, das Gemüth in ſchmerzlichem Ringen und Widerſpruche mit ſich ſelbſt, hämmerten in ihren Pulſen die Fragen einer Zeit, die ihre Löſung einem glücklicheren Geſchlechte bringen wird: die Erbſchaft des innerlich und äußerlich frei gewordenen Menſchenthums! Oder war dieſer lichte Geiſt an Sarah nur hinangetreten, um ſie nach einer Stunde ungeahnter Erhebung eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen?

Es war ſpät in der Nacht, und die aufgeregte Gedankenflut wogte und kam noch immer nicht zur Ruhe. Aber Sarah's Gemüth war ſo geartet, daß es mit bloßen Verneinungen zu keinem Abſchluſſe gelangen konnte. Sollte ſie ſich dem Schlummer hingeben, während ſie noch nicht wußte — wie ſie ſich zu Chriſtians Beten verhalten ſolle?

Endlich ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und nur jener höchſte Geiſt ſelbſt, der eine ſeiner ſchwerſten Heimſuchungen über dieſe Frau gebracht hatte, mochte das Licht gewahren, das in Sarah's Seele ſich verbreitete, als ſie am Ende über das Kind des Schuſters Honza in ſich gleichſam das letzte Wort ſprach:

„Ich hab' das Kind von Gott übernommen, weil er mir das meine erhalten hat. Hat Gott es geduldet, daß ich die Mutter dieſes Knaben vorſtellen darf, was können denn die Menſchen dagegen haben? Und dann! habe ich denn nicht gewußt, was ich mit Honza Schuſters Kind übernommen habe? Darf ich mir alſo mit Gott im ſiebenten Himmel einen Spaß erlauben, und vor mir ſelbſt ſagen: „Verzeih mir, Vater und König, ich habe nicht gewußt, daß Chriſtian anders zu Dir betet, als meine kleine Lea?“ Möcht' da nicht Gott mit Recht auf mich böſe werden und einmal zu mir ſagen: „Du willſt eine Mutter ſein? wozu biſt du denn eine geworden? Wenn Du die Sache ſo verſtehſt, dann iſt es beſſer, Du nimmſt das Kind und führſt es in den Wald hinaus, und gehſt fort und laſſeſt es mutterſeelallein! Weil Du das aber nicht willſt, ſo mußt Du Chriſtian behalten, wie er iſt. Ich bin und bleibe ſeine Mutter!"

Mit dieſem Beſchluſſe ſchlief Sarah ein, mit ihm wachte ſie wieder auf. Noch war keine vollſtändige Klarheit in ihr Gemüth gekommen; nur das Eine ſtand in Umriſſen vor ihr, daß ſie das fremde Kind nicht ſo wild in die Welt hineinwachſen laſſen dürfe. Erſt allmälig gewann der Plan, was ſie nun mit Chriſtian anzufangen habe, Geſtalt und Form. Das Kind, ſo dämmerte es in ihr wie der junge Tag, wenn er nach überwundenem Zwielicht über die Berge klimmt, das Kind ſolle beten lernen, ſolle der Religion ſeiner Eltern erhalten bleiben, dabei aber in den Frieden ihres Hauſes nicht eingreifen dürfen. Wenn Lea ihr „S'chma Israel" herſagte, ſollte Chriſtian ungeſtört in ſeiner Religion beten und Keiner ſollte ihm dabei in den Weg treten, und dagegen mußte Chriſtian auch die Gebräuche ihres Hauſes achten, und mußte ſich fügen! Warum ſollte ſich das Alles nicht bewerkſtelligen laſſen?"

Schon am nächſten Morgen begab ſich Sarah zu der alten Bozena, der Binderswittwe, die einmal ihre Amme geweſen und noch jetzt jeden Freitag und Sabbat zu ihr kam, um die Lichter zu putzen und zur Winterszeit den Ofen zu heizen.

„Bozena,“ ſagte ſie zu ihr, „Du mußt mir einen großen Gefallen erweiſen.“

„Was Du willſt, mein liebes Kind,“ betheuerte die Binderswittwe.

„Du weißt, ich habe des Schuſters Honza Kind bei mir,“ ſagte Sarah mit einigem Stocken, indem ſie ihre Blicke in der Stube umherſchweifen ließ, „und . . . da hängt bei Dir ein Heiligenbild. Wenn nun das Kind einmal zu Dir kommt und Du fragſt es: was ſtellt das Bild da an meiner Wand vor? ſo wird es Dir keine Antwort geben können. Bei mir kann der Knabe das nicht lernen; ich weiß damit nicht umzugehen, und das Kind weiß es noch weniger. Und wie ſoll ich das verantworten, daß Chriſtian am Abend und Morgen nicht einmal weiß, wie er ſich . . . mit ſeinem Gott verhalten ſoll?“

„Und was ſoll ich da thun?“ fragte die alte Bozena.

„Lern' Du mit ihm das Beten,“ ſagte Sarah, der eine letzte flüchtige Bläſſe wie eine Erinnerung an den ſchwer überſtandenen Kampf der letzten Nacht in das Geſicht ſtieg, „für alles Uebrige laß mich ſorgen.“

„Den Gefallen kann ich Dir thun,“ ſagte Bozena, „ſchick' das Kind nur zu mir, ich hab' Gebete im Kopfe, daß man von hier aus bis zur Mutter Gottes auf dem

Przbramer Berge wallfahrten kann. Eines oder zwei werde ich ihm ſchon beibringen.“

Sarah dankte ihr mit innigeren Worten, als Bozena wohl verſtand, und verſprach ihr als Entgelt für ihre Mühe eine warme Winterhaube, „und wenn ſie dieſelbe ſich vom Munde abſparen müßte,“ ſetzte ſie hinzu.

„Nur mach',“ ſagte ſie zuletzt, als ſie ſchon die Thürklinke in der Hand hielt, „daß ... Chriſtian über uns nicht lacht. Wir werden auch über ihn nicht lachen.“

Die alte Binderswittwe verſprach auch das, wiewohl ſie es offenbar nicht verſtand.

Von nun an ſchickte Sarah den Knaben täglich zweimal zu ihrer ehemaligen Amme, und jedesmal mußte ihr das Kind berichten, ob es das, was die alte Bozena mit ihm „lernte,“ auch ſchon im Kopfe behalten habe. Sie ging auch zu dem Schulmeiſter des Ortes und bat ihn, er möge um Gotteswillen das Kind in die Schule aufnehmen; er müſſe aber auf die arme Waiſe ſein beſonderes Augenmerk richten, und Chriſtian müſſe lernen, nicht nur leſen, ſchreiben und rechnen, ſondern auch, wie man ſich der „Frommheit“ befleißige, und damit kein ſchlechter Menſch aus ihm werde!

Von dieſem Augenblicke an nahm ſie ſich vor, jeden Monat einen halben Gulden bei Seite zu legen. Davon ſollte Chriſtians Schulgeld einestheils beſtritten werden, die andere Hälfte war für Lea's Unterricht beſtimmt, denn auch das Kind ſollte ſo bald als möglich in die Schule geſchickt werden, damit es einmal recht lerne, wo Gott wohne.

Voll dieſer Gedanken und Pläne trat ſie dennoch mit einer gewiſſen Scheu ihrem Manne entgegen, als er am Donnerſtag wie gewöhnlich von ſeiner Dorffahrt zurückkehrte. Ihre Stimmung war gehoben, faſt feierlich; ſie hatte in dieſer einen Woche die ſchwerſten Kämpfe überſtanden — wie ſollte ſie nun das Alles erſt vor dem Manne rechtfertigen, was jetzt hinter ihr lag, und nun da es geſchehen war, ihr wie von Gott ſelbſt geſchickt vorkam? Und nicht nur ihr dünkte es ſo; ſie wollte auch, daß Wolf es gutheiße, ſich damit einverſtanden erkläre, daß er ihr, treu ſeinem Schwure auf die Thora, in dieſen Anordnungen auch hilfreich zur Seite ſtehe.

An demſelben Abend betete ſie mit Lea, wie ſonſt, das Nachtgebet. Als ſie geendet und die „Herrlichkeit Gottes" als nächtlichen Wächter an dem Haupte ihres Kindes ließ, begann Chriſtian in ſeinem Bette mit andächtig gefalteten Händen das böhmiſche Gebet zu ſagen, wie es ihm die alte Bozena gelehrt hatte. Sarah lauſchte in tiefſter Erregtheit!

„Was iſt das?" rief Wolf Ungar, in die Höhe fahrend.

„Still, Wolf!" winkte ihm Sarah zu.

„Ich will wiſſen, was da vorgeht in meinem Hauſe!“ rief dagegen Wolf mit finſterem Angeſicht.

„Siehſt Du denn nicht . . . daß er betet?“

Wolf ſprach kein Wort. Gedachte er ſeines Schwures auf die Thora? Und was Alles damit über ſein Haus heraufbeſchworen ward? Oder ſammelten ſich die rothen Wolken eines Sturmes in ihm, der das verborgenſte Gebälke und Mauerwerk ſeines häuslichen Friedens erſchüttern wollte?

Zwei Jahre ſind verfloſſen. Treten wir wieder in das Haus des Gemeindedieners Wolf Ungar und ſeiner Sarah! Was iſt aus der Saat geworden, die Sarah ausgeſtreut? Hat ſie ein böſer Wind mit ſeinen Fittigen erfaßt und ſie auf dürres Felsgeſtein gebettet, wo ſie nur ein verkümmertes und entartetes Gedeihen erwartete? Iſt ſie in goldenen Halmen in die Höhe gewachſen?

Seht hin! Unter dem weitäſtigen, mit Früchten beladenen Nußbaume, der dem Synagogenhofe einen ſo kühlen Schatten verleiht, ſitzen zwei reinlich, wenn auch ärmlich gekleidete Kinder; es iſt unſere ſchwarzhaarige Lea mit den klugblickenden Augen und der blondköpfige Chriſtian. Die Sonne glitzert ſo prächtig durch das grüne Laub des Baumes, und ſo verlockend fällt manchmal eine reife Frucht herab, die es nicht länger in ihrer dumpfen Hülle duldete, und kollert in ausgelaſſenen Sprüngen zu den Füßen der beiden Kinder! Aber weder Chriſtian noch Lea haben Zeit, ſich um Sonnenſchein und fallende Nüſſe viel zu bekümmern. Chriſtian lernt mit lauter Stimme aus einem abgeriſſenen Büchelchen, das ſehr ernſte Dinge enthält, denn es iſt der „kleine Katechismus,“ aus welchem ihn morgen in der Schule der ſtrenge Herr Caplan prüfen wird, und er wird Wort für Wort, ohne daß das kleinſte Pünktchen darauf fehlt, Rechenſchaft ablegen müſſen. Lea dagegen malt mit einem Griffel auf eine Schiefertafel große Buchſtaben hin, die eine entfernte Aehnlichkeit mit jener Schrift haben, wie ſich deren noch manche Leute in der „Gaſſe,“ die ſich an die „teutſchen“ Buchſtaben noch nicht gewöhnen konnten, zum ſchriftlichen Ausdrucke ihrer Gedanken bedienen.

Der Sonnenſchein glitzert ſchon ſo lange — und noch immer denkt keines der beiden Kinder daran, den tanzenden Strahlen und dem wunderbar glänzenden Laube nur eine Minute ihres Fleißes zu gönnen. Da fällt eine friſch gelbe Nuß gerade auf Chriſtians Katechismus; er ſchreckt auf, wirft aber die reife Frucht ſeiner unweit von ihm ſitzenden Geſpielin zu.

„Chriſtian!“ ruft Lea beleidigt.

Chriſtian brummte etwas vor ſich hin, was Lea nicht verſtehen kann.

„Ich hab' gerade ein ſo ſchönes „Lamed"*) gemacht," wehklagte das Mädchen, „und da haſt Du mir's mit Deiner Nuß verdorben."

Chriſtian entgegnete nichts auf dieſen Vorwurf; da ſpringt Lea zornig auf und wirft ihm die Schiefertafel vor die Füße, die darob in zwei Theile zerbricht.

Nun iſt das Aufſpringen an Chriſtian gekommen.

„Lea, was haſt Du gethan?" ruft er erſchrocken.

„Warum haſt Du mich mit der Nuß geworfen?" ſagt ſie händeringend unter heftigem Schluchzen.

Da Chriſtian die Thränen ſeiner Geſpielin ſieht, wird es ihm ebenfalls um das Herz weich; ſo ſtehen ſich eine gute Weile die beiden Kinder gegenüber — die jungen Seelen von einem Wehe erfüllt, gegen das in dieſem Augenblicke alle Bitterkeit der Welt in Nichts zerfällt!

Endlich hebt Chriſtian die zerbrochene Schiefertafel vom Boden auf, mit Aufmerkſamkeit betrachtet er die Bruchflächen an den zwei Stücken, paßt ſie aufeinander, und mit einem Male ruft er luſtig:

„Weine nicht, Lea, die Tafel kann wieder ganz gemacht werden!"

---

*) Die Buchſtaben der jüdiſchen Currentſchrift führen eigene Benennungen. Es iſt im obigen Falle der Buchſtabe L gemeint.

Lea ſchüttelt ungläubig das ſchwarzhaarige Köpfchen.

„Was zerbrochen iſt, iſt zerbrochen!“ ſagt ſie mit Beſtimmtheit, die Augen voll Wehmuth auf die Schiefertafel gerichtet.

„Laß gut ſein, Lea,“ tröſtet Chriſtian, „und weine nicht. Morgen vielleicht kommt der Drahtbinder und der bohrt vier Löcher in die Tafel, und verbindet die zwei Hälften mit Draht; dann iſt ſie wieder wie neu.“

„Ich weiß gar nicht, wie Du ſo reden kannſt, Chriſtian! Wie kann der Drahtbinder etwas ganz machen, was einmal zerbrochen iſt? Was zerbrochen iſt, das bleibt zerbrochen.“

Gegen dieſen tiefſinnigen Ausſpruch ſeiner Geſpielin einen ſchlagenden Beweis aufzuführen, war nicht Chriſtians Sache. Er nahm den Katechismus wieder zur Hand und ließ ſich auf ſeinen frühern Platz nieder. Lea dagegen begnügte ſich mit der einen Hälfte der Schiefertafel und malte mit kühner Hand die geſchnörkelten Zeichen darauf, während allmälig ihre Thränen trockneten.

Von dieſen und ähnlichen Scenen war Sarah zu öfteren Malen eine ſtumme Zeugin geweſen. Sie hütete ſich aber jedesmal, ſelbſt mit der kleinſten Bemerkung nicht, hineinzugreifen, denn wie alle fein gearteten Naturen hatte ſie eine heilige Scheu, mit plumper Hand die kindlichen Blüthen zu betaſten. In ſolchen Augenblicken überſtrömte ihr Herz von Dankgefühl gegen das

Geſchick; das fremde Kind fügte ſich ſo demüthig ihrer Liebe, machte ſich nirgendwo als ein nicht in ihr Haus gehöriges Element geltend, und namentlich was Lea betraf, ſo beſtand zwiſchen ihr und Chriſtian ein Verhältniß, als ſollte es ihnen ſtets dunkel bleiben, daß ſie nicht unter einem Herzen gelegen waren.

Was wollte alſo Sarah noch? Sie ſah, wie die Kinder gediehen, und konnte mit den Erfolgen zufrieden ſein. Nichts von alledem war eingetroffen, was die Babe und auch noch andere Leute dem Frieden ihres Hauſes vorausprophezeit; und doch war ſie oft unruhig in ihrem Gemüthe und fühlte ſich oft von Empfindungen heimgeſucht, die ſie nicht zu bemeiſtern vermochte. Sie war ungenügſam; denn eben weil ſie eine großer Erhebung fähige Natur war, genügte es ihr nicht, daß ſie allein gleichſam die Fittige ihrer Seele regte; ſie wollte Gefährten im Mitflug haben, und wer ſtand ihr in dieſer Beziehung näher als der Vater Lea's, als ihr eigener Mann, Wolf Ungar?

Es iſt wahr, Wolf hatte ſich an den Knaben allmälig gewöhnt, aber in dieſer Angewöhnung lag keine Liebe; nicht einmal der Keim irgend eines zärtlichen Gefühles. Soweit ihn ſein Schwur gegen Sarah verpflichtete, hielt er ihn auch, aber wo ſich die Gelegenheit bot, machte er kein Hehl daraus, wie ſehr er ihn drückte.

Er konnte ſich nicht überreden, daß Alles ſo hatte kommen müſſen, und es gab mehr als eine Stunde, in der er innerlich darob haderte, daß es ſo gekommen war. Das Kind that ihm nichts zu Leide, war demüthig und folgſam gegen ihn, aber das, was Sarah als Erkenntlichkeit und überquellende Dankbarkeit Chriſtians bezeichnete, das war ihm unbequem oder er ſah es mit grollenden Augen an. Dagegen wär er der ſtrengſte Beurtheiler, wenn Chriſtian ſich jemals eines Fehlers ſchuldig machte. „Das iſt Honza Schuſters Natur,“ pflegte er dann ingrimmig auszurufen, „und die läßt ſich nicht austreiben. Die iſt ihm angeboren und wird ihm bis auf ſeinen Tod bleiben.“ Und wenn ihn dann Sarah mit ſanften Worten darauf aufmerkſam machte, daß alle Kinder, und auch Lea, ihre Fehler haben, ließ er es nicht gelten.

„Wie kommen die Fehler zu ihren Fehlern,“ bewies er dann mit bitteren Worten, „ſie haben ein ganz anderes Blut, und im Blut liegt Alles, was der Menſch thut. Warum ſiehſt Du bei uns keine Säufer und Schlemmer? Das Blut macht's, und von da kommt es in das Gemüth. Honza Schuſters Blut iſt kein gutes geweſen.“

Seltſamer Widerſpruch in einer Menſchennatur! Zu Hauſe zwiſchen den vier Wänden ſeiner Stube konnte Wolf Ungar das Alles reden, da konnte er ſeinem

Weibe mit aller Bitterkeit des in ihm wühlenden Grolles vorwerfen, daß ſie an dem Kinde zu viel thue; wenn er aber hinauskam, und es fiel das leiſeſte Wort des Tadels über das Benehmen ſeiner Sarah, da konnte er nicht Worte des Lobes und der Bewunderung für ſie finden, da ſtrömte ſein Herz über, und der Hauptbeweis, den er gern aller Welt in's Geſicht geſchleudert hätte, beſtand darin, daß Niemand ſein Weib verſtehe, und daß es keine zweite Sarah mehr auf der Erde gebe!

Beſonders der alten Breindel gegenüber behauptete er dieſen Standpunkt. Dieſe nämlich hatte ſich ſeit ihrem letzten Beſuche das fernere Erſcheinen Sarah's an Sabbathen und Feſttagen in ihrer „jüdiſchen Stube" verbeten. Wenn Sarah ſich wolle „benſchen" laſſen, hatte ſie ihr durch den böſen Mund eines andern Enkelkindes ſagen laſſen, ſo ſolle ſie nur mit Honza Schuſters Jüngel in die Kirche gehen. Nur am Abende des Neujahrstages und am Vorabende des Verſöhnungsfeſtes gab ſie zu, daß Sarah ſie in allgemeinen Ausdrücken um „Vergebung" bitten durfte. Dann aber ſaß ſie da, die alte ſchreckhafte Frau, von Kopf bis zu den Füßen in weiße Gewänder gehüllt und man ſah es ihr an, daß ſie von ihrer Enkelin die Bitte um Verzeihung wohl entgegennahm, aber keine zurückerſtattete.

Wolf Ungar kränkte es namentlich, wenn er am Sabbath und an Feſttagen ohne Sarah zur Babe

Breindel gehen mußte, um ihren Segen zu erhalten. Er hatte zuweilen Lea mitgenommen, aber auch das unterließ er, ſeitdem die Babe ihren Groll gegen Sarah auch auf das Kind übertragen hatte. Als nämlich Wolf an einem Sabbathe zum „Benſchen“ gekommen wär, ſagte Breindel, indem ſie ihre Hände auf Lea's Kopf legte:

„Warum ſchickt mir Deine Mutter nicht auch ihren Sohn mit?“

Das hatte ſie mit ſo kaltem und einſchneidendem Spotte geſagt, und Wolf Ungar, dem es im Herzen kochte, konnte ſich nicht enthalten, zornig auszurufen:

„Babe, das geht zu weit! Was hat euch mein Weib gethan, daß Ihr ſie in Gegenwart meines Kindes beleidigt! Seht Ihr etwas Schlechtes von ihr? Kocht man in meinem Hauſe Schweinefleiſch? Und wenn alle frommen Weiber von der ganzen Welt zuſammenkommen und es iſt meine Sarah nicht dabei, ſo ſage und behaupte ich: Alles iſt Lüge und Verſtellung.“

„So!“ ſagte die Babe, und ihr hageres Antlitz hatte einen wahrhaft erſchreckenden Ausdruck angenommen.

„Ich mein' nur ſo, Babe!“ verbeſſerte ſich Wolf Ungar, der wohl fühlte, daß er der alten Frau eine unauslöſchliche Unbill angethan hatte.

„Und ich ſage Dir, Wolf Ungar!“ rief Breindel mit erhobener Stimme, „ſo lange als die Welt iſt, und ſo lange als unſere Familie exiſtirt, iſt ſo etwas nicht erhört worden! Aber ich werde es noch erleben, und ſollte ich darüber ſo alt werden, wie meine Urbabe Selde, die hundert und zwanzig Jahr alt geſtorben iſt. Sie hat die Granatenſchnur nicht nehmen wollen, wie ich zu ihr gekommen bin, und habe ſie gebeten, ſie möchte die Schande von uns wegthun; aber roth wie die Granaten werden die Thränen ſein, die ſie einmal weinen wird über ihr Unglück, und es wird zu ſpät ſein, und die alte Babe wird Recht behalten haben. Das hörſt Du von mir, Wolf Ungar, und Du kannſt es Dir aufſchreiben wie einen Satz aus den heiligen Propheten. Was gegen die Natur iſt, das will Gott nicht, und was Gott nicht will, das iſt eine Sünde und die bringt Unglück! Das ſagt Breindel, die ſiebenundſiebzigjährige Frau, und die hat niemals etwas Anderes gelernt, als jüdiſch ſein. Du kannſt übrigens Deinem Weibe ſagen,“ ſetzte ſie ſchließlich wie zur Beſchwichtigung des tiefaufgeregten Mannes hinzu, „die Granatenſchnur iſt noch immer an meinem Hals, und wenn Sarah will, ſo heiße ich nicht Breindel, wenn ich ſie nicht auf der Stelle ausziehe und hänge ſie ihr um. Das ſage, Wolf Ungar, Deinem Weib!“

Wolf Ungar war ein herzhafter Mann, er hatte dies bei Gelegenheiten bewieſen, wo Andere eine Beute des Entſetzens wurden. Aber dieſe dunkle Prophezeihung von den rothen Thränen, die wie Granaten glänzen würden, erſchütterte ihn wie noch nie etwas. Der Blitz, der fällt, erſchreckt nicht ſo ſehr, als der hinter der grauen Wolke erwartet wird. Von nun an, das riefen tauſend Stimmen in ihm, ſtand dieſe Wolke über ſeinem Haupte — er wußte aber auch, daß Sarah von dem einmal eingeſchlagenen Pfade nicht abweichen werde.

Als Wolf Ungar an dieſem verhängnißvollen Sabbath nach Hauſe kam, trug er alle Zeichen äußerſter Verſtörtheit in ſeinen Geſichtszügen. Beim Eſſen ſaß er wortkarg, den Blick in einem fort nach den Augen ſeiner Frau gerichtet. Dachte er an die düſtere Vorherſage Breindel's? Zum erſten Male, ſeitdem Chriſtian unter ſeinem Dache war, fühlte er es centnerſchwer in ſeinem Gewiſſen, daß er Honza Schuſters Knaben an ſeinem Sabbathtiſche verköſtigen mußte. Aber ſo groß war die Scheu vor dem einmal gegebenen Worte in der Bruſt dieſes Mannes, daß er auch nicht mit der leiſeſten Bewegung die böſen Geiſter ahnen ließ, die in ihm tobten.

Es war am ſpäten Abend, der Sabbath war zu Ende gegangen. Wolf kam nach beendigtem Abendgebete aus der Synagoge nach Hauſe und wollte „Hawdala" machen, wie das Gebet heißt, das jeder Hausvater am Schluſſe des heiligen Tages verrichtet. Er bedarf dazu eines Wachslichtes, denn „bei den Juden war Licht, Freude und Fröhlichkeit,“ eines Bechers Wein, denn „Gott iſt der Kelch des Heiles,“ und eines Gewürzbüchleins, „weil der Sabbath köſtlicher als die würzreichſten Pflanzen duftet,“ und über dieſe Gegenſtände ſpricht er die vorgeſchriebenen Segensformeln. Sonſt beeilte ſich Lea ihm das Licht und das Gewürzbüchslein zu bringen; weil ſie aber aus der Stube gegangen war, öffnete Chriſtian die Tiſchlade, worin ſich dieſe Dinge befanden, und ſtellte ſie vor Wolf hin.

Erſt ſtarrte Wolf den Knaben an, dann verſetzte er ihm mit ſeiner Fauſt einen ſo wuchtigen Schlag, daß er taumelnd in die Stube flog.

„Wolf, um Gotteswillen, was haſt Du?“ rief Sarah, die herbeiflog, um das Kind vor weiteren Angriffen zu ſchützen.

„Von ihm, von ihm,“ ſchrie Wolf mit höchſter Leidenſchaft, „ſoll ich die Hawdala in die Hand nehmen? Das ſoll in meinem Hauſe vorgehen!“

Mit ſchnellem Blicke erkannte Sarah die Gemüthslage ihres Mannes; ſie hatte ſich alſo nicht getäuſcht, als ſie ſein verſtörtes Weſen dem Beſuche bei der Babe zuſchrieb. Sie hieß Chriſtian aus der Stube gehen, ſie mußte mit ihrem Manne allein ſein.

„Erſt mach’ die Hawdala,“ ſagte ſie ſo ruhig, als ſei nichts vorgegangen, „dann wollen wir mit einander reden.“

Wolf ergriff das Wachslichtlein und ſchüttete Wein in den bereitſtehenden Becher, aber ſeine Hände zitterten, und während er die Segensformeln ſprach, ſchwankte das Glas ſo ſehr, daß der Wein überfloß. Am Schluſſe des Gebetes goß er den Becher auf die Tiſchdecke, und verlöſchte in der rothen Flut das angezündete Wachslicht.

„Gut Wochen! gut Jahr“ ſtimmte Sarah den üblichen Wunſch an.

Aber Wolf Ungar rief mit mächtigem Ungeſtüm, ſich ſelbſt überſchreiend:

„Wünſche mir nichts und wünſche Dir nichts! Es kann ſo nichts Gutes daraus entſtehen. Wie ſoll eine gute Woch' und ein gutes Jahr für mich werden, wenn Henza Schuſters Sohn mir das heilige Hawdalalicht reicht? Einer hätte nicht geboren werden ſollen, entweder er oder ich!“

Sarah ſah ihren Mann mit bekümmerten Augen an, aber ſie entwaffnete ihn nicht.

„Weißt Du, was ich gerade jetzt zum Sabbathausgange geſagt habe?“ rief er wieder. „Euch Weibern muß man ja mit der Schrift in der Hand kommen, ſonſt glaubt ihr dem Manne ja nicht. Da ſieh' her,“ ſchrie er, indem er das Gebetbuch, das auf dem Tiſche lag, ergriff und mit haſtiger Hand darin blätterte, „da ſieh her, ich will es Dir Wort für Wort überſetzen.“

Und die Worte lauteten:

„Gelobt ſeiſt Du, Gott unſer Gott, Herr der Welt, der da ſcheidet zwiſchen Heiligem und Gemeinem, zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Israel und den Völkern, zwiſchen dem ſiebenten Tage und den Werktagen —"

„Haſt Du das verſtanden, Sarah?"

„Wort für Wort!"

„Lebendiger Gott! und es brennt nicht wie ein ſiedender Tropfen Blei auf Deiner Seele?"

„Was geſchrieben ſteht," ſagte Sarah faſt heiter, „iſt heilig. Werde ich mit Dir ſtreiten? Du verſtehſt mehr als ich, und ich bin nur ein unwiſſendes Weib!"

„Und da ſoll ich Honza Schuſters Sohn —" fuhr Wolf ingrimmig auf.

„Ereifere Dich nicht, Wolf," unterbrach ihn Sarah, „das Kind hat ja doch nichts Schlechtes gethan."

„Aber ich bin ſchlecht," rief Wolf und ſchlug dabei an ſeine Bruſt wie für eine begangene Sünde, „ich bin ſchlecht, daß ich das zugeben konnte, und das Unglück muß über uns hereinſtürzen, denn ſo läßt Gott mit ſich nicht umgehen, daß man ſeinen heiligen Sabbath verſchändet und entweiht."

Da flammte eine lichte Röthe in Sarah's Antlitz auf.

„Wolf," ſagte ſie mit dem vollen Ernſte ihres Weſens, „wenn Einer es weiß, daß Gott in der ganzen

Sache mit Honza Schuſters Kinde im Spiele iſt, ſo bin ich es. Von der Stunde an, wo wir den Knaben aus dem Waſſer herausgetragen, bis jetzt — bis zu Deiner Hawdala, habe ich das gewußt. Und Du haſt großes Unrecht gehabt, ſage ich Dir, weil ich weiß, die Sache kommt von Gott, die Hand aufzuheben gegen das arme Waiſenkind — und es zu ſchlagen."

Ihre Stimme ſank zu leiſem Weinen herab; ſie vermochte nicht weiter zu ſprechen.

„Der Knabe hat mich gereizt," ſagte Wolf mit unſicherem Tone, „und es hat mich der Zorn überwältigt, wie ich die Frechheit geſehen habe —"

„Das nennſt Du ein frech' Weſen," rief Sarah, „wenn Chriſtian Dir das Gewürzbüchschen für die Hawdala reicht und will Dir dazu das Licht anzünden? Haſt Du bemerkt, daß das Kind dabei gelacht oder eine Miene gemacht hat, die ausſah wie Spott? Haſt Du überhaupt ſchon bemerkt, daß das Kind lacht, wenn es etwas ſieht an Dir und mir, was ihm als Honza Schuſters Sohn nicht angeboren iſt? Ich will Dir ſagen, Wolf, mein Mann, woher das kommt. Weil das Kind gewahr wird, wir lachen auch über ſein Heiliges nicht! Und ich meine, Vieles möchte in der Welt nicht geſchehen, und es wäre überall Friede und Fröhlichkeit, wenn alle Menſchen ſich ſo verhalten möchten. Was iſt mein Stolz und meine Freude an Chriſtian? Daß ich ſehe, er iſt ſo geworden, wie ich ihn gewollt habe. Und wenn er einmal hinaus wird in die Welt und ſie werden ihn mit ihrem Haſſe und ihrer Spottluſt anſtecken wollen, da wird er ſagen: Ich habe einmal einen gewiſſen Wolf Ungar und ſein Weib Sarah gekannt, und die haben mir eingeſchärft, nicht zu lachen über ſie, wie ſie mich auch gelehrt haben, daß ſie über mich nicht lachen. Und weil mir Gott dieſes Kind wie durch ein Wunder zugeführt hat, ſo iſt bei ihm oben, dem Allmächtigen, kein Unterſchied zwiſchen Gemeinem und Heiligem, und Alles iſt heilig oder Alles iſt gemein, je nachdem es die Menſchen nehmen."

Erſchöpft von dem vielen Reden ſank Sarah in einen Seſſel zurück. Wolf Ungar aber war wunderſam ergriffen; niemals, ſeitdem er Sarah kannte, hatte er ähnliche Worte aus ihrem Munde vernommen. Er fuhr gleichſam willenlos auf dem Strome dieſer Rede, die ſein Ohr in faſt unbezwinglicher Weiſe feſthielt, und fühlte doch anderſeits, daß er einen Ankergrund finden müſſe.

„Biſt Du deſſen ſo gewiß, Sarah?" fragte er nach einer Weile bebend vor innerer Erregung, „daß Honza Schuſters Kind ſo wird, wie Du Dir es vorſtellſt?"

Sarah ſchüttelte den Kopf.

„Ich weiß es noch nicht," ſagte ſie leiſe.

„Und doch willſt Du, daß Honza's Kind mir an's Herz gewachſen ſein ſoll?“

„Ich hab' mich einmal zu ſeiner Mutter gemacht,“ meinte Sarah, „und da muß ich auch hoffen und warten, daß das Kind gut wird.“

Wolf ſchwieg; ſeine Stirn war in Schweiß gebadet. Er ſuchte vergebens nach einem Ausgange aus dieſem Wirrſal widerſtreitender Gedanken und Gefühle. Da fielen ihm die am heutigen Vormittage beim „Benſchen“ gehörten Worte der Babe Breindel ein.

„Es iſt gegen die Natur!“ rief er, wie von einer ſchweren Laſt aufathmend, „es iſt gegen die Natur! Gott will nicht, daß das Lamm weidet neben dem Wolf und der Löwe neben der Taube ſitzt. Es iſt gegen die Natur und gegen das Blut, und es will ſich nicht vertragen; es iſt wie wenn Du in eine Milch Eſſig gießeſt. Und was gegen die Natur iſt, davor hat Gott ſelbſt eine Scheu, und es muß Unglück bringen.“

Und da er bemerkte, wie Sarah bei dieſen Worten von einem Schauer erfaßt ward, ermannte er ſich noch mehr und rief mit der vollen Stärke ſeiner Stimme:

„Ja! Unglück, und Gott der Lebendige ſoll uns beſchützen und bewahren, daß es nicht zu bald kommt. Nur glaube nicht, daß es ſich beſinnen wird, wenn es kommen will. Der Blitz fährt nicht ſo ſchnell herunter, als ſo ein Unglück, und wenn Du dann weinen wirſt, Sarah, dann ſage ich Dir, es iſt zu ſpät!"

Sarah war ſtill nach dieſen Worten; dicke Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Plötzlich richtete ſie ſich auf.

„Willſt Du, daß ich das Kind gleich auf der Stelle vor das Haus ſetze?" rief ſie mit wildrollenden Augen. „Willſt Du?"

„Sarah, um Gotteswillen!" ſchrie Wolf.

„Soll ich das Kind noch heute in der Nacht fortjagen? ſag' ein Wort, und wenn es draußen ſtürmt und hagelt, als wollt' die Welt untergehen, ich jage ihn fort," rief ſie außer ſich.

„Darf ich meinen Schwur brechen?" ſagte Wolf Ungar tief erſchüttert.

„Wolf! Das will ich Dir all' meine Tage nicht vergeſſen!" rief Sarah und ſank laut ſchluchzend in den Seſſel zurück.

Wolf Ungar, der Gemeindediener, und Sarah waren in der „Gaſſe" viel zu geringe Perſönlichkeiten, als daß man dem, was in den engen Räumen ihres Hauſes ſich zutrug, mit anhaltender Aufmerkſamkeit gefolgt wäre. Den Meiſten war die Erſcheinung Chriſtians innerhalb des Hausweſens ihrer Familie eine Thatſache geworden, über die ſie nicht weiter nachdachten. Sie betrachteten den fremden Knaben gleichſam im dienſtlichen Verhältniß zu Wolf Ungar ſtehend, und ſie hatten gar nichts dagegen, daß der Gemeindediener ſich einen „Vicediener“ hielt, der am Freitag Abend die Lichter in der Synagoge anzündete, und nach dem Gottesdienſt ſie wieder auslöſchte. Nur die Wenigſten ahnten, daß dieſe einfache, ſelten beachtete Sarah den ganzen Ernſt ihres Lebens an eine Aufgabe ſetzte, die, je weiter ſie ſich ihrer Entwickelung näherte, eine ſtets höher gehende Flut von Kämpfen herbeirief; die Wenigſten ahnten, mit welcher Wucht dieſes fremde, verlaſſene Kind eines andern Glaubens an dem Frieden Wolf Ungar's und ſeiner Frau Sarah hing!

Um jeden Kämpfer für eine Sache des Gemüthes oder eines bedeutſamen Gedankens liegt eine grauenhafte Vereinſamung. Von ſeiner Stirne leuchtet ein Licht, vor dem die Meiſten wie vor einem geheimnißvollen, nicht zu erklärenden Schimmer ſcheu zurücktreten. Und Sarah kämpfte allein!

Es muß übrigens geſagt werden, daß ſeit jenem Sabbatabend zwiſchen den beiden Eheleuten in Beziehung Chriſtians niemals mehr ein Wort der Erbitterung fiel. Stillſchweigend nahm Wolf von dieſem Augenblicke die nicht mehr zu ändernde Thatſache hin, er war nicht beſchwichtigt, viel weniger beruhigt. Er ſetzte Sarah keinen Widerſtand entgegen, aber er unterſtützte ſie auch nicht. Er bewunderte ihre Ausdauer und Geduld, aber er that ſich auch etwas zu gut darauf, daß er ſeinen Schwur hielt. Im Uebrigen hielt er feſt an dem niemals wieder aus ſeiner Seele zu bannenden Spruch, was Sarah thue, ſei gegen die Natur, und werde nicht gut endigen.

Nur an dem Sterbetage der alten Babe waren die böſen Geiſter jenes Sabbats wieder in ihm laut geworden; die alte Frau war, ohne daß eine Krankheit vorhergegangen wäre, in das Jenſeits hinüber entſchlummert. Aber einige Tage vor ihrem Tode mochte ſie gefühlt haben, daß ihre Lebensſtunden gezählt waren, und ſie hatte darum ihre letzten Verfügungen getroffen. Sie that das in einer Weiſe, daß eigentlich Niemand ihre Abſicht errieth. Erſt als ſie in der kühlen Erde lag, ergab es ſich, daß ſie die ſechsreihige Granatenſchnur, die ihr höher als ein Königsſchmuck gegolten, an ein anderes Enkelkind, die Tochter ihres bereits verſtorbenen Sohnes, verſchenkt hatte. Sarah war leer ausgegangen.

Als Wolf die mit der Granatenſchnur geſchmückte Frau an einem der nächſten Sabbate in die Weiberſchule gehen ſah, kochte es in ihm wild auf und er fühlte ein Gelüſte in ſich, den ſeiner Sarah von Rechts-

und Gotteswegen gehörigen Schmuck vom Halſe der Verwandten herabzureißen. Es war nicht Neid, was ihn erfüllte, vielmehr der dunkle Gedanke, daß dieſe Granaten an einem fremden Leibe ihn immer wieder an die verhängnißvolle Prophezeihung der Babe erinnern müßten. Wie ganz anders ſtand es um ihn, wenn ſein Weib in den Beſitz dieſer Steinchen gelangt wäre, die ein ſo rothes Licht von ſich warfen? —

Chriſtian war mittlerweile zwölf Jahre alt geworden, während Lea nur um ein Jahr weniger zählte. Der Knabe hatte in der Schule gelernt, was dort zu lernen war, und der Schulmeiſter ſagte, er wiſſe nicht mehr genug für Chriſtian, und gab Sarah den Rath, ſich um eine andere Beſchäftigung für den Knaben umzuſehen.

Daran hatte Sarah in ihrer Sorge für das Kind ſchon lange gedacht; dennoch fiel es ihr ſchwer, ſchon jetzt zu einer That zu ſchreiten, die ihr den Knaben unter fremde Leute brachte. Es lebte in dem Gemüthe dieſer Frau eine Furcht, deren ſie ſich nur ſchwer entledigen konnte. Chriſtian war erſt zwölf Jahre alt — wie leicht konnten nicht plumpe Hände in einem Augenblicke zerſtören, woran ſie unermüdlich und mit ihrem Herzblute ſo lange gearbeitet hatte?

Einmal fragte ſie, als ſie mit den Kindern ſich allein befand:

„Chriſtian, haſt Du einmal ſchon darüber nachgedacht, was Du werden möchteſt?“

Noch ehe Chriſtian eine Antwort geben konnte, rief Lea verlaut:

„Was Chriſtian werden möchte, willſt Du wiſſen, Mutter? Ich weiß das ſchon lange.“

„Und mir ſagſt Du es nicht?“ meinte Sarah mit einem traurigen Lächeln, und ihre Blicke ruhten eine lange Weile mit durchdringender Klarheit auf dem Knaben.

„Du wirſt es nicht errathen, Mutter!“ begann wieder Lea, indem ſie dem blöde daſtehenden Knaben mit der Hand über das erröthende Antlitz fuhr, „aber Chriſtian hat kein Hehl vor mir, und da hat er mir ſchon, wie der Vater heuer die Suka (Laubhütte) aufſchlug, und ich und er haben ihm dabei geholfen, da hat er zu mir geſagt: Weißt Du, Lea, was ich am liebſten werden möchte? Und was meinſt Du, Mutter, möchte Chriſtian werden? — Ein Maurer!“

„Ein Maurer!“ rief Sarah voll Verwunderung. „Warum gerade das Handwerk? Da muß er ja ſehr hohe Thürme bauen und iſt ſeines Lebens nicht ſicher!“

„Chriſtian weiß ſchon, warum er ein Maurer werden will und nichts Anderes!“ ſagte Lea mit geheimnißvoller Miene.

„Laß Chriſtian reden!“ meinte Sarah, den Knaben ſanft zu ſich heranziehend. „Sag' mir,“ wandte ſie ſich zu ihm mit ſchmeichelnden Ausdrucke, „wie biſt Du gerade auf dieſen Gedanken gekommen?“

Da neigte ſich die kleine Lea zu Sarah's Ohr und flüſterte ihr halblaut zu:

„Weißt Du warum? Chriſtian hat mir verſprochen, er will einmal, wenn er groß geworden iſt, ein Haus bauen, nur für mich und für ſich, und da wollen wir bei einander wohnen, und kein Anderer ſoll darin wohnen, als er und ich. Und weißt Du noch was? Das Haus, was Chriſtian bauen wird, das will er gerade an den Bach hinbauen, da wo ſeine Eltern ertrunken ſind, und wenn wieder ein Waſſer kommt, da wird es uns nichts thun können, denn Chriſtian wird eine große Stiege auch bauen, und darauf werden wir herunterſteigen, und das Waſſer wird hinter uns fließen. Dann ſteigen wir hinauf und bleiben wieder bei einander, ich und Chriſtian, und darum will er ein Maurer werden.“

Wie ein Blitz flammte es vor Sarah's Seele auf — aber er erloſch alsbald; gleich darauf konnte ſie mit ihrem gewöhnlichen ſanften Lächeln ſagen:

„Schickt ſich das, Chriſtian, daß Du mir gar nichts verrathen haſt? Und mich willſt Du in Deinem Hauſe nicht wohnen laſſen?“

Und als der Knabe, um eine Antwort verlegen, nach rechts und links ſeine Augen warf, fragte ſie ihn mit Ernſt:

„Willſt Du wirklich ein Maurer werden, Chriſtian?“

„Ja,“ ſagte er nun ohne Zögern.

„Und Du willſt ein tüchtiger Maurer werden?“ fragte Sarah, indem ſie den Knaben noch mehr an ſich heranzog, „Einer, der auf Thürme hinaufſteigt und ſich nicht fürchtet?“

„Ja,“ ſagte Chriſtian.

„Gut, da ſollſt Du ein Maurer werden!“ rief Sarah mit Beſtimmtheit, „und ich will trachten, daß Du zu einem guten Lehrherrn kommſt.“

Lea ſchlug aber freudig die Hände zuſammen.

„Nicht wahr, Chriſtian,“ ſagte ſie, „wenn Du bauen kannſt, ſo bauſt Du gleich das Haus für mich und für Dich?“

Als Sarah den Entſchluß des Knaben ihrem Manne mittheilte, ſpielte ein eigenthümliches Lächeln von Befriedigung um ſeine Mundwinkel. Er verrieth nicht, was er dachte, aber Sarah's ſcharfes Auge irrte nicht, wenn es auf ſeinem Antlitze las: Es iſt gut, daß es ſo gekommen iſt. Wolf verſprach mit Emſigkeit ſich umzuſehen, um den Lehrmeiſter für Chriſtian ſo bald als möglich zu finden. Schon nach einigen Tagen verkündete er, der Lehrmeiſter ſei gefunden, aber, ſetzte er zögernd hinzu, Chriſtian werde viel zu gehen haben, denn der

Maurer, zu dem der Knabe in die Lehre kommen ſollte, wohne in der benachbarten Stadt, wohin ein guter Fußgeher vier Stunden zu wandern habe.

„Was gackerſt Du ſo, indem Du mir das ſagſt?“ meinte Sarah.

„Ich hab' gemeint, Du willſt Dir den zwölfjährigen Jungen noch nicht entwöhnen, Sarah?“ — —

Am nächſten Montage machte ſich Sarah mit dem Knaben auf den Weg nach der benachbarten Stadt. Chriſtian trug das kleine Bündelchen mit Wäſche und Kleidungsſtücken, die ihm Sarah aus den Ueberreſten der ihr nach der Ueberſchwemmung gebliebenen Geſchenke zurecht geſchneidert hatte. Lea zeigte nicht die geringſte Betrübniß; ſie gab ihrem alten Geſpielen das Geleite über den Synagogenhof und ging dann luſtig trillernd wieder in das Haus zurück. Wolf Ungar aber legte die Hand auf den Kopf des Knaben, es blieb unentſchieden, was er damit ausdrücken wollte, und ließ ihn dann weiter ziehen.

Auch Chriſtian war nicht ſo bewegt, als Sarah angenommen hatte. Freute ſich der junge Vogel, daß er endlich einmal flügge geworden? War ihm in ihrem Hauſe die Haft zu enge geworden? Sarah hatte darüber allerlei Gedanken, die jedoch kaum aufgetaucht, wieder hinabſinken mußten in die tiefſten Bergniſſe ihrer Seele. Es war früh am Morgen, und von der Kirchenglocke erſcholl das Geläute zur Frühmeſſe. Sarah war mit dem Knaben durch die ganze „Gaſſe" gekommen, da blieb ſie vor einem kleinen Häuschen ſtehen, das die Grenze zwiſchen der Gaſſe und dem Ringplatze bildete. Dort wohnte die alte Bozena.

„Willſt Du nicht noch einmal zu Bozena?" fragte Sarah.

„Was ſoll ich dort?"

„Vielleicht ſagt ſie Dir, was man zu thun hat, wenn man ſich auf einen weiten Weg begiebt und hat ein wichtiges Geſchäft vor. Frage ſie nur — ich werde indeſſen auf Dich warten?"

Chriſtian ging in das Haus hinein und trat erſt nach einer Viertelſtunde aus demſelben.

„Was hat ſie geſagt, die alte Bozena?" fragte Sarah.

„Sie hat geſagt, Du wäreſt die allerbravſte Frau in der Welt, und dann hat ſie mit mir gebetet," erzählte der Knabe.

„Und jetzt laß uns gehen, Chriſtian! Wir haben einen weiten Weg vor uns."

Es war beinahe Mittag, als die beiden Wanderer die Stadt erreichten, in der Chriſtian's künftiger Lehrmeiſter im Maurerhandwerke wohnte. Ehe Sarah den Weg zu ſeiner Wohnung einſchlug, theilte ſie früher den Imbiß, den ſie mitgenommen, mit Chriſtian, indem ſie ihm die beſten und größten Stücke vorlegte, „denn,“ ſagte ſie, „der Meiſter ſoll Dir Deinen hungrigen Magen nicht anſehen, und nicht meinen, er muß Dich füttern, wenn Du ihm noch keinen Dienſt geleiſtet haſt.“ Dann ſuchte ſie das Haus des Maurers auf, traf ihn daſelbſt, und da Wolf bereits alle vorbereitenden Schritte für Chriſtians Aufnahme getroffen hatte, ging die Sache ſchneller von Statten, als Sarah gedacht hatte. Sie erhielt von dem Meiſter die bündigſten Zuſicherungen, daß er ſich Chriſtians mit aller Sorgfalt annehmen wolle, wogegen ſie ihm wieder in des Knaben Namen das Verſprechen gab, das Kind werde gut thun, denn es habe ihr niemals Kummer gemacht, und wenn man mit ihm gut umgehe, werde es ſich behandeln laſſen, wie ein Lamm.

Nun wandte ſich Sarah zum Heimgang; das Herz war ihr ſchwer und überquoll von Thränen. Aber ſie hielt an ſich, da ſie ſonſt den Knaben zu betrüben fürchtete. Chriſtian zeigte ſich jedoch merkwürdig ruhig und gefaßt.

„Bleibſt Du gerne da, Chriſtian?“ fragte ſie ihn mit gepreßter Stimme.

„Ja,“ ſagte der Knabe, und blieb auf dem Bänkchen ſitzen, auf das er ſein Bündelchen gelegt hatte.

Sie reichte ihm noch die Hand und ging. Aber als ſie ſchon draußen in der Gaſſe ſtand, quoll ihr ein bitterer Gedanke wieder durch das Gemüth. Sie hatte die Augen noch feucht — und drinnen ſaß das Kind ihrer Angſt und Kämpfe, und gab ihr nicht einmal das Geleite. Sollte ihr Mann Wolf Recht behalten, daß ein Blutstropfen nicht dem andern gleiche, daß ſich Verwandtes nur zu Verwandtem hingezogen fühle und alles Ankämpfen gegen dieſe unwiderlegliche Thatſache nur Hiebe ſind in die weſenloſe Luft?

So ungefähr mochten die bitteren Vorwürfe lauten, die wohl nicht über Sarah's Lippen traten, aber tief drinnen ihren Wiederhall fanden. Sie behaſtete ihre Schritte, als wollte ſie einem Feinde entfliehen, dem ſie nicht Stand halten konnte. Da hörte ſie hinter ſich die Schritte eines Laufenden; als ſie ſich umwandte, war es Chriſtian.

„Chriſtian, biſt Du's?“ rief ſie halb freudig, halb erſchrocken. „Was willſt Du?“

„Ich habe Dir noch etwas zu ſagen!“ meinte Chriſtian, vom Laufen völlig athemlos, „wenn Dich Lea nach mir fragt, ſo ſag' ihr, ich werde an ſie nicht vergeſſen, und wie ich einmal aus der Lehre heraus bin, ſo baue ich ganz gewiß das Haus für mich und für ſie. Wirſt Du ihr es aber ſagen?“

Sarah verſprach es ihm und ging.

Tieftraurig und abgemattet kam ſie gegen Abend wieder in der Gaſſe an. Ihre Lea erwartete ſie ſchon am Thore des Synagogenhofes; als ſie die Mutter erblickte, rief ſie:

„Und Chriſtian? wo bleibt Chriſtian?“

„Ich hab' Chriſtian nicht mitgebracht,“ ſagte Sarah, „weißt Du denn nicht, wohin er gekommen iſt?“

„Zum Maurer. Und da kann er nicht kommen?“

„Chriſtian wird nicht mehr nach Hauſe kommen!“ ſagte Sarah nach einigem Zögern.

„Nicht mehr?“

Solch einen Schrei aus kindlichem Munde hatte Sarah noch nie gehört; er berührte ſie faſt ſchmerzhaft. Sie griff erſchrocken nach Lea's Hand; ſie fühlte ſich kalt wie Eis an.

„Wenn ich ſage: nicht mehr, ſo heißt das ſo viel, als nicht ſo bald!“ tröſtete Sarah. „Du wirſt doch wiſſen, wenn man Häuſer zu bauen hat und hohe Thürme, da kann man nicht ſo mir nichts, dir nichts von der Arbeit fortlaufen, und der Lehrling und Geſelle muß ausharren, bis der Meiſter ſagt: das Haus iſt fertig.“

Warum entledigte ſie ſich nicht des Auftrages, den ihr Chriſtian auf die Seele gebunden? Warum zögerte ſie, das Wort auszuſprechen, dem Lea, als der letzten Botſchaft ihres Geſpielen, mit Luſt gehorcht hätte? —

Das war ein trauriger Abend und eine noch traurigere Nacht. In der kleinen Kammer, worin Lea ſchlief, waltete der volle Jammer eines Kinderherzens, an das der erſte und darum echte Schmerz des Lebens getreten war. Sarah hörte, wie ihre Tochter bald ſtill vor ſich hin weinte, bald laut ächzte; ſie hielt es für das Beſte, dem Kinde nicht zuzureden und es ſeiner Natur zu überlaſſen. Und ſie täuſchte ſich auch nicht, Lea ſchlief ein und es war ſtill in ihrer Kammer. Auch Sarah überließ ſich dem Schlummer. Da wurde ſie plötzlich durch die Angſtrufe: Chriſtian! Chriſtian! geweckt, die aus Lea's Kammer drangen. Dann aber ward wieder Alles ſtill.

Ein wunderbares Spiel der Einbildungskraft beſchäftigte Sarah's Gehirn. Es kam ihr nämlich vor, es ſeien ganz die nämlichen Laute, mit denen damals Lea aus dem Schlafe auffuhr, als die wilden Waſſer in jener fürchterlichen Nacht auf das Haus zuliefen, und mit einem Male ſtand der entſetzliche Vorgang mit allen Einzelheiten vor ihrer Seele. Sie mußte daran denken, daß eigentlich Lea die Schuld davon trug, daß auch Chriſtian vom Untergange gerettet wurde. Wenn Lea damals den Namen ihres Geſpielen nicht ſo laut und angſtvoll gerufen hätte, wäre es ihnen, ihr und ihrem Manne Wolf in den Sinn gekommen, nach Henza Schuſters Kind ſich umzuſehen?

Am nächſten Morgen wachte Lea, ſeltſam genug, mit hellen, fröhlichen Augen auf. Sie nahm in gewohnter

Weiſe ihr Gebetbuch zur Hand und betete länger als ſonſt; denn gewöhnlich machte ihr Sarah den Vorwurf, ſie mache ſich nichts daraus, wenn ſie hie und da einige Blätter „überſchluppere.“ Von Chriſtian war keine Rede, weder an dieſem Tage, noch während der ganzen Woche; es war, als wenn niemals in dieſem Hauſe von einem Knaben geſprochen worden, der doch in ſo bemerkenswerther Weiſe in den Frieden deſſelben eingriff. Im Stillen machte jedoch Sarah Bemerkungen über das Benehmen Lea's, die nicht zu Gunſten ihres Kindes lauteten. Wie kam es, daß ſie den Geſpielen ſo ſchnell vergeſſen konnte, daß er ihr nirgends fehlte? Kam das auch von dem fremden Blutstropfen und beſtätigte ſich auch an Lea die Thatſache, daß innerlich Fremdes ſich niemals auf demſelben Wege treffe?

So war es wieder Freitag geworden.

An dieſem Tage machte ſich die ganze Wichtigkeit Wolf Ungar's als Gemeindediener geltend; da hatte er von früh Morgens bis zum Abend vollauf Beſchäftigung mit dem Reinigen und Aufputzen der Synagoge, damit ſie die „holdſelige Braut,“ wie der Sabbat in jenem glutvollen Liede heißt, feſtlich empfangen könne. Heute geſtand er es ſich ſelbſt, wie ſehr ihm dabei Chriſtian fehle; der Knabe hatte namentlich im Glänzen der meſſingenen Lampen, die vor dem Pulte des Vorbeters ſtanden, eine Geſchicklichkeit entwickelt, die ihres Gleichen ſuchte. Daran anknüpfend ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie ſchön es ſich doch gefügt hätte, wenn „Honza Schuſters Jüngel“ ſein wirklicher Sohn geworden wäre! Aber Sarah hatte ſich dieſen Segen „verwünſcht,“ mußte er ſich weiter ſagen; da ſie ſich des fremden Kindes mehr wie eine Mutter annahm, hatte ſie darauf verzichtet, ſich dieſe Gnade von Gott zu erbitten. Dieſem ſeltenen Gedanken hing Wolf Ungar faſt den ganzen Tag nach; dabei fehlte ihm Chriſtian auf allen Seiten, und ſeine Beſchäftigung ging nur langſam von Statten.

Gegen vier Uhr Nachmittags war Wolf fertig geworden. Er hatte ſoeben die letzte Kerze auf eine der großen meſſingenen Hängelampen geſteckt. Da hörte er durch die offene Synagogenthür den Freudenruf:

„Chriſtian! Chriſtian!“

Wie nun Wolf von der Leiter, worauf er ſtand, herunterſtieg, um nachzuſehen, was dieſer Ruf bedeute, kam ihm ſchon Lea entgegen, an der Hand den über und über mit Staub bedeckten Chriſtian führend. Das Geſicht der beiden Kinder leuchtete vor Aufregung und Freude; niemals hatte Wolf ſolch ein merkwürdig ſchönes Antlitz geſehen, wie das ſeines Kindes in dieſem Augenblicke; man hätte glauben können, Lea ſei mit einem Male um einige Jahre älter geworden.

„Wie kommſt Du daher?“ fragte er eben nicht unfreundlich den Knaben.

Chriſtian deutete auf die Lampen.

„Wer hätte die anzünden ſollen?“ meinte er. Da habe er, ſo erzählte er weiter, nachdem er die ganze Woche darüber nachgedacht, wie er es anfangen ſolle, ſich Muth gefaßt und den Meiſter gebeten, ihn für jeden Freitag nach Hauſe zu entlaſſen, damit er in der Synagoge ſeinen alten Dienſt verrichte, und der Meiſter habe ihm auch die Erlaubniß gegeben.

Wolf Ungar ſtarrte den Knaben wie eine aus Nacht und Grauen hervorgetretene Erſcheinung an. Mußte er daran denken, in welcher Weiſe er einmal eine ähnliche Dienſtleiſtung des Knaben von ſich abgewieſen hatte? Seine Gedanken verwirrten ſich, kalte Schauer durchflogen ihn.

Mittlerweile war auch Sarah, herbeigelockt durch Lea's Freudenrufe, in die Synagoge getreten.

„Was ſagſt Du zu dem Kinde?“ rief ihr Wolf entgegen. „Er iſt gekommen, um die Sabbathlichter anzuzünden.“

„Siehſt Du, Wolf?“ Nur das Eine vermochte Sarah zu ſagen, alles Uebrige behielt ſie in ſich; aber es mochten Gedanken mit lichtſtrahlenden Fittigen ſein, die ihr ganzes Weſen in dieſem Momente durchrauſchten. Sie beugte ſich auf den Knaben herab und berührte ſein von Anſtrengung und Aufgeregtheit rothglühendes Antlitz.

„Und ich!“ rief Lea, „ich habe es gewußt, daß er kommen wird.“

Wolf Ungar aber ſchüttelte den Kopf. Wo waren ſeine Gedanken?

„Es iſt gegen die Natur!“ murmelte er vor ſich hin. Warum mußten ihm gerade die Worte der längſt entſchlafenen Babe auf die Lippen treten?

Von nun an verging kein Freitag und auch kein Vorabend eines Feſttages, ohne daß Chriſtian erſchienen wäre, um ſeine gewohnten Dienſtleiſtungen in der Synagoge zu verrichten. Er forſchte in keinem Kalender nach, auf welchen Tag der oder jener Feiertag fiel, und doch trug er ſie alle im Kopfe und kannte ſie auswendig, trotz Wolf Ungar, der in dieſen Dingen grau geworden war.

Niemandem in der „Gaſſe“ fiel es mehr ein, darin etwas Beſonderes zu erblicken, denn der Sohn des ertrunkenen Schuſters war für die Wohlthaten, die ihm Wolf und Sarah erzeigt, zu einiger Erkenntlichkeit verpflichtet. Niemand achtete auch darauf, daß aus dem blondköpfigen, blöden Knaben mittlerweile ein ſtarkknochiger, in die Höhe geſchoſſener Jüngling geworden war, wiewohl es andererſeits nicht unbemerkt blieb, daß Wolf Ungar's Lea anfange, ganz gewaltig ihrer Mutter Sarah zu gleichen, die in ihrer Jugend eines der ſchönſten Mädchen in der Gaſſe war, ſo daß ſich ältere Leute noch jetzt an ihre merkwürdigen Augen und ihr feines Benehmen wie an den Duft längſt verblühter Blumen erinnern konnten.

Eines Tages brachte Chriſtian ein Papier mit, worin beſtätigt ward, daß er unter die Geſellen des löblichen Maurerhandwerkes aufgenommen ward. Seine Lehrjahre waren vorüber; er übergab ſeinen erſten Wochenlohn Sarah's Händen; er war ſiebzehn Jahre alt geworden.

„Warum behältſt Du das Geld nicht bei Dir, Chriſtian?“ fragte ihn Sarah, „Du wirſt es brauchen.“

Chriſtian ſchüttelte den Kopf.

„Wozu ſollte ich es brauchen?“ meinte er.

„Haſt Du nicht Kameraden? Du wirſt einmal mit ihnen in's Wirthshaus gehen wollen, und da wird es Dir an Geld fehlen, oder Du wirſt Dir eine neue Pfeife kaufen wollen, und Deine Taſche wird leer ſein. Heb' Dir alſo das Geld ſelber auf.“

Und Chriſtian ſchüttelte wieder den Kopf.

„Für das Alles,“ ſagte er mit einem gewiſſen geheimnißvollen Tone, „brauche ich kein Geld. Halte es zuſammen, bis es viel iſt, und dann ſage es mir.“

Tagelang konnte Sarah darüber nachdenken, welche Abſichten Chriſtian mit dem Anſammeln ſeines Wochenlohnes verfolge. War es Sparſamkeit, die er in ihrem Hauſe gelernt hatte? Und Sarah ſah neuerdings eine wunderbare Fügung Gottes darin, daß er das Kind gerade ihr zugeführt. „Was wäre aus ihm geworden, wenn Honza Schuſter ſein Vater geblieben wäre?“ dachte ſie oft; „was hätte er da vor ſich geſehen? Einen ewig betrunkenen Menſchen, dem Weib und Kind um ein Seidel Bier feil waren. Sieht er ſo etwas vor ſich in einem jüdiſchen Hauſe?“

Nur Lea lächelte, wenn die Mutter dieſe und ähnliche Gedanken vor ihr offenbarte. Wußte ſie mehr von Chriſtians Abſichten?

Es war überhaupt für Lea jene wunderbar geartete Zeit gekommen, wo eine Mutter ſich nicht mehr auf das Lächeln ihres Kindes verſteht. Wie ein Irrlicht flackert es hie und da auf, und wenn die Mutter ſeinem Scheine nachgeht, geräth ſie meiſtens in die Irre. Das iſt ein Schauen und Sinnen, ſo anſcheinend wort- und gedankenlos; auf den Lippen blüht es auf, in den Augen leuchtet es wie feuchter Glanz, und wenn Du nach der Blüthe haſcheſt, iſt es gar nichts geweſen, als ein weſenloſer Schatten, und noch weniger als das; denn ein

Schatten ſetzt einen Körper voraus. Nicht der Sturm, der über die Erde brauſt und den Winterſchnee auf ihr ſchmilzt, bringt den Frühling; wenn eines Tages die Blumenknoſpe ihre Augen aufthut, haben es Geiſter in geheimnißvoller Stunde gethan, die nicht brauſen und ſtürmen. Das iſt die Zeit, wo die Mutter das Kind ihrer Schmerzen ſich plötzlich entfremdet ſieht; auf Fragen folgt kein Antworten, und wenn es antwortet, iſt es ein traumverlorenes Lächeln, auf das ſich die Mutter nicht verſteht.

Es war wieder Frühling geworden; in zwei Menſchenherzen blühte und duftete ſeine Pracht, die wenig darnach fragte, ob ſie ſich daſelbſt auch ausbreiten dürfe. Geſprochen hatten ſie nicht davon, aber tief drinnen, wo kein Feuer und keine Kohle ſo heiß brennt, da flammte mit der faſt unheimlichen Verſchwiegenheit der ungebändigten Naturkraft jenes zauberhafte Gefühl, das zum Untergang führt oder zur berauſchenden Seligkeit.

Eines Tages begegnete Wolf jenem Geſchwiſterkinde ſeiner Frau, dem die Babe Breindel die ſechsreihige Granatenſchnur vermacht hatte, und wie gewöhnlich trug ſie den ererbten Schmuck mit jener anmaßenden Haltung, als wenn er ihr, wie Wolf ſagte, nicht gehörte. Sie kamen während des Einhergehens auf dies und jenes zu ſprechen, bis endlich Riwke, ſo hieß jenes Geſchwiſterkind, ohne jeden Uebergang mit einem Male ſagte:

„Nun, Wolf, arbeitet Deine Sarah ſchon fleißig an der Ausſtattung für Lea?“

„Wie kommſt Du darauf zu reden? das Kind iſt erſt ſechszehn Jahre alt.

„Man kann mit ſechszehn Jahren verliebter ſein, als Manche mit fünfundzwanzig; man hat Beiſpiele auf Beiſpiele,“ meinte Riwke mit rohem Lachen.

„Zum Beiſpiel!“ ſagte Wolf, mehr zerſtreut ſo fragend, als von irgend einem feſtſtehenden Gedanken geleitet.

„Was brauchſt Du Beiſpiele, Wolf? Willſt Du ein Mädchen ſehen, welches jeden Freitag am Thor ſteht und wartet darauf, bis ein gewiſſer Jemand kommt, und wie die Zwei ſich die Hände drücken und ſich anſehen, daß man ſchier meint, morgen wird man die Brautſchale vom Kaſten nehmen und zerbrechen?“

„Wer kann das ſein?“ ſagte Wolf Ungar ſo vor ſich hin, denn er ſchien den Sinn von Riwke's Rede nur leichthin aufgefaßt zu haben.

„Wolf! Wolf!“ ſchrie Riwke mit eingeſtemmten Armen, „ſpiel Du auf Deine alten Tage nicht den Heuchler! Die ganze Welt iſt nicht blind, und Du allein ſollteſt die Augen verſchloſſen haben? das rede Du ein, wem Du Luſt haſt, ich, Riwke Krakauer, bin kein heurig' Kind.“

„Ich verſteh' Dich wirklich nicht, Riwke!" meinte Wolf treuherzig.

„So frag Chriſtian und Lea!" rief das böſe Weib und machte ſich von ihm fort.

Als Wolf ſich aus ſeiner Betäubung aufraffte, war es zu ſpät, der frechen Verleumderin das Wort zuzurufen: Du haſt gelogen. Er war wie ein Trunkener anzuſehen, wie er jetzt durch die Gaſſe ſchritt, ſein Gehirn ſchmerzte ihn, ſein Denken war aus allen Angeln gehoben. Aber ſeltſam, wie er an das Synagogenhofthor kam, ward es ſtille in ihm; der Friede ſeines Hauſes war über ihn gekommen. Dieſes Kind, das kaum angefangen hatte die Augen in's Leben aufzuſchlagen, in Verbindung zu bringen mit dem Knaben, der an ſeinem Tiſche mit den Brocken des Mitleids war aufgefüttert worden! Wolf Ungar's Tochter in einem Athem auszuſprechen mit Honza Schuſters Sohn! Hatte ſich die Weltordnung geändert und war auseinandergefallen wie ein Spiel Karten?

Es war, wie geſagt, ſtille in ihm geworden. Der Anblick ſeines Hauſes, das ruhigſtille Walten Sarah's und die Unbefangenheit ſeines Kindes, ja ſelbſt der hölzerne Hammer an der Thür, mit dem er die Leute zum Gebete rief, das Alles grüßte und bewillkommte ihn mit dem Zauber eingelebter Gewohnheit. Es war eine friedſelige Stimmung über ihn gekommen, wie er ſie ſeit lange nicht gekannt, ein Gefühl von Mattigkeit, wie ſie dem Ausbruch einer gewaltigen Krankheit vorangeht, deren zerſtörender Stoff ſchon eine geraume Zeit im Körper ſchlummerte.

So kam der Freitag heran. Wolf befand ſich wieder in der Synagoge; er fegte und putzte daſelbſt mit einer Genauigkeit, als ſollte es für lange, lange Zeit das letzte Mal ſein. Der Schweiß rann ihm von der Stirne; aber er raſtete nicht in ſeinem Werke. Dazwiſchen ging er ab und zu in ſeine Wohnung hinüber, die von der Synagoge nur durch den Hof getrennt war, von einem unerklärlichen Drange getrieben, nachzuſehen, was da vorgehe. Sarah traf Vorbereitungen, während Lea in der Küche beſchäftigt war, die weißen Sabbathbrode, ohne die der Feſttag glanz- und farblos wäre, zu bereiten. Dieſer Anblick gab ihm eigenthümliche Gedanken. Wenn Lea „Barches“ (die Sabbathbrode) backen konnte, ſo — ; er beendete nicht mehr dieſen Gedanken; ſchon daß er ihn beſchleichen konnte, betrachtete er als eine Sünde, die zu Gott ſchrie. Am Nachmittage verſah Wolf wie gewöhnlich die Hängelampen und Wandleuchter in der Synagoge mit Kerzen. Er hatte zu dieſem Behufe eine Leiter an die Wand gelehnt und ſtand gerade auf einer der oberſten Sproſſen derſelben, da vernahm er hinter ſich ein leiſes Geflüſter. Er blickte um ſich, da ſtanden auf der Synagogenſchwelle, Hand in Hand, Chriſtian und Lea!

Alles Blut drängte ſich ihm zum Kopfe; vor ſeinen Augen flimmerte die blutrothe Granatenſchnur der Babe, die jetzt am Halſe jener böſen Riwke hing ... Sie hatte alſo doch recht, die Trägerin jenes verhängnißvollen Schmuckes?

„Komm heran!“ ſchrie er mit durchdringender Stimme, daß es durch das Haus ſchallte, „komm heran.“

Arglos nahten ſich die Beiden; Chriſtian legte ſeine Hand auf eine der Sproſſen der Leiter, um ſie zu ſtützen.

„Sie ſteht nicht feſt,“ ſagte er.

„Laß ab, laß ab, ... du Teufel!“ ſchrie Wolf und holte mit der Fauſt zu einem gewaltigen Schlage aus, der Chriſtians Haupt treffen ſollte.

Aber die Wucht dieſes Schlages traf ihn ſelbſt. Indem er ſich zu tief hinabgebückt hatte, verlor er das Gleichgewicht und ſtürzte über Chriſtian hinweg auf den Boden.

Auf das Jammergeſchrei der Beiden eilte Sarah herbei; todtenbleich ſtarrte ſie den Lebloſen an, wie er da auf den Steinplatten lag. Es war kein Zeichen äußerer Verletzung an ihm; nur ein leiſes Athmen verrieth, daß noch nicht alles Leben aus ihm geſchwunden ſei. Während Lea um den Arzt lief, lud Chriſtian die ſchwere Bürde des Geſtürzten auf ſeine Schultern und trug ihn über den Synagogenhof in die Wohnung. Aus den Häuſern kamen die Leute herbeigerannt, denn Lea's Jammergeſchrei hatte die Schreckenskunde ſchnell durch die ganze Gaſſe getragen.

Dem herbeigerufenen Arzte gelang es nach langer Bemühung den in tiefer Ohnmacht Liegenden wieder zu erwecken Die Pulſe begannen auf's Neue zu ſchlagen und auf den fahlen Wangen zeigte ſich eine leichte Röthe. Grauenhaft ſah es aus, wie er mit gläſernen, ſtarren Augen um ſich blickte, und dennoch war ihnen nicht die Sehkraft benommen. Chriſtian ſtand am Fußende des Bettes, in das man den Schwerkranken gelegt hatte. Plötzlich ſchrie Wolf auf, indem er die Hand zu ballen verſuchte.

„Fort da . . . das Unglück . . . fort, die Granatenſchnur . . . da ſteht das Unglück . . . fort!“

Eine neue Ohnmacht ſchnitt jeden weitern Ausbruch dieſer vulkaniſch aufgeregten Natur ab. Als er wieder erwachte, war er ruhig und ſtill, er lag da mit geſchloſſenen Augen und athmete leichter. Der Arzt glaubte die Gefahr für den Augenblick beſeitigt und entfernte ſich Sarah folgte ihm händeringend.

„Wird er leben bleiben?“ fragte ſie draußen vor der Thür.

Der Arzt zuckte die Schulter. „Es iſt ein Unterſchied," ſagte er mit gedämpftem Tone, „zwiſchen Leben und Leben, und Manchem wäre beſſer, er wäre nicht mehr dazu erwacht."

Viele Tage waren vergangen, traurige Tage voll namenloſer Pein für Sarah und Lea, und der Arzt konnte noch immer nicht mit Beſtimmtheit erklären, daß der Todesengel von Wolf Ungar's Bette gewichen ſei. Was Sarah am meiſten erſchreckte, war, daß Wolf während der ganzen Krankheit auch nicht einen Augenblick hatte, wo ſeiner Seele das volle Bewußtſein zurückkehrte. Meiſt lag er theilnahmlos da und ſchien Niemanden aus ſeiner Umgebung zu erkennen, tagelang kam kein Wort über ſeine Lippen, und wenn er ſie öffnete, wurden Laute vernehmbar, die der menſchlichen Sprache nicht anzugehören ſchienen. Nur mit vieler Mühe vermochte Sarah aus dieſen wirren und abgebrochenen Tönen einen Zuſammenhang zu finden; es waren die nämlichen Worte, die ſie am Tage des Unglücks vernommen hatte:

„Das iſt das Unglück der Babe ... die Granatenſchnur ... fort, fort mit dem Unglück ... Es iſt gegen die Natur! ..."

Aus dieſem abgeriſſenen und ſich doch wieder ergänzenden Gedanken erkannte Sarah nur zu leicht, aus welchem Feuerſtrome die beſtändige Fieberhitze des Kranken ihre Nahrung zog. Sie litt unſagbar, und es gab

Augenblicke, wo ſie in der Nacht, die ſich um ihr Sinnen und Denken geſenkt hatte, nichts hörte, als die Stimme der Verwünſchung, die ſie über ihr eigenes Daſein ausſprach.

Eines Morgens rief ſie der Arzt auf die Seite.

„Ihr Mann, Sarah,“ ſagte er, „iſt, inſoweit ärztliche Hilfe dies bewerkſtelligen konnte, jetzt hergeſtellt. Wenn kein weiterer Rückfall eintritt, wird er auch vollſtändig geneſen. Aber ich fürchte, meine Prophezeihung wird eintreffen; er wird eſſen, trinken und ſchlafen, aber er wird wahrſcheinlich nicht mehr zum vollen Bewußtſein kommen. Sein Kopf hat gelitten. Ich ſage Ihnen das voraus, weil ich Sie als eine ſtarke Frau kenne … es ſtehen Ihnen traurige Tage bevor.“

Sarah vernahm dieſe Schreckenskunde mit einer Art ſtumpfer Neugier; ſie weinte nicht, ſie beugte ihr müdes Haupt unter den neuen Schlag willen- und widerſtandslos; ſeit dem Unglückstage war ihr die alte Seelenkraft gleichſam abhanden gekommen.

Die traurigen Tage, die der Arzt voraus verkündet hatte, kamen, ſchneller als ſie gedacht hatte. Eines Tages konnte Wolf das Bett verlaſſen; er war geſund geworden, er aß und trank, aber ſein Verſtand war der eines Kindes, und nicht einmal ein ſolcher. Denn das Denken des Kindes geht einer Entwicklung entgegen, Wolf Ungar aber war kindiſch geworden mit ergrauten Haaren.

An einem der nächſten Tage ward Sarah vor die „Gemeinde“ gerufen. Der Vorſteher verkündigte ihr daſelbſt, wie man ſich bei dem Zuſtande ihres Mannes genöthigt ſehe, ſich um einen Stellvertreter umzuſchauen, da die Gemeinde eines Dieners wohl nicht länger entbehren könne. Das ſolle jedoch nicht ihr Schade ſein. Sie und ihr Mann könnten die ihnen überwieſene Gemeindewohnung ſo lange behalten, als ſie wollten, und was den „Gehalt“ betreffe, ſo ſolle ihm derſelbe auch in Zukunft unverkürzt ausbezahlt werden, „denn,“ ſagte der Vorſteher, „die Gemeinde will von ſeinem Unglücke keinen Nutzen ziehen, und ſo lange er lebt, ſoll es ihm an nichts fehlen.“

So lange er lebt! Sarah dankte nicht einmal und wollte ſich entfernen, da rief ſie der Vorſteher zurück.

„Sarah,“ ſagte er mit ſtrenger Miene, „Du ſiehſt, wie die Gemeinde gegen Dich geſinnt iſt; jetzt mußt Du aber auch trachten, daß es in Deinem Hauſe wieder ruhig und ordentlich wird. Du biſt ein Weib, Sarah, man muß es ſagen, man kann gegen Dich nichts vorbringen, was auf ein Quentel geht. Aber in Deinem Hauſe geht es nicht ſo zu, wie es in einem jüdiſchen Hauſe zugehen ſoll. Das muß ich Dir ſagen.“

„Was geht denn vor?“ fragte Sarah tonlos.

„Soll ich Dir das ſagen?“ lautete die Antwort des

Vorſtehers. „Ich meine, das mußt Du beſſer wiſſen, als ich.“

Sarah ging; diesmal dankte ſie dem Vorſteher, ſie wußte ſelbſt nicht wofür.

Das aber iſt meiſtens das Erſchütternde eines großen Unglücksfalles, daß die Menſchen unaufgefordert, oft auch in beſter Abſicht, von dem Unglücklichen zu erreichen ſuchen, was ſie früher zu erlangen nicht das Recht oder die Luſt hatten. Dann erſt wagen ſich aus ihren tiefſten Verſtecken jene Vorwürfe und Härten hervor, denen nur der Betroffene es anhört, wie ungerecht ſie ſind, ziehen das Gewand des Mitleids an, und verwunden nur deſto mehr. Die Wenigſten bedenken, daß das Erbarmen wie ein Licht, erquickend und belebend aus der Seele ſtrömen muß, nicht aber wie der Dieb, der ſich ſchmeichelnd in Dein Haus ſchleicht, um hinterrücks an Dein Eigenthum die Hand zu legen.

Was wollten denn die Leute von ihr? Zu Hauſe lag ihr der Mann in unheilbarem Siechthum, und nun quälte man ſie mit vorwurfsvollen Räthſeln, deren Sinn ihrer reinen Seele unzugänglich war. Wem that Chriſtian etwas zu Leide? zeigte er ſich nicht dankbar für die Wohlthaten, die ihm eine Frau aus der „Gaſſe“ erwieſen, und ehrte er damit nicht die „Gaſſe“ ſelbſt? Was wollten ſie alle von Chriſtian?

Trotzdem hätte Sarah unter der Laſt dieſer Anklagen, die gleichſam gegen das Heiligthum ihres Lebens gerichtet waren, in kurzer Zeit ihr Haupt erhoben; denn ſie war eine Natur, an der das Gemeine nicht haften blieb. Aber der Anblick, der ſich ihr täglich und ſtündlich bot, dieſer kranke, von göttlicher Heimſuchung ſo ſchwer betroffene Mann lähmte alle Schwingen in ihr, und wenn ſie ſich erhob, ſo war es das Flattern eines Vogels, der angſtvoll umherſieht, ob der Sturm, der ihn aus dem warmen Neſte verjagt hat, nicht in erneuerter Gewalt wiederkehrt.

In Wolfs Zuſtand war keine Aenderung eingetreten; er lebte in dumpfer Theilnahmloſigkeit ſeine Tage hin, nur ſelten entfuhr ein Wort ſeinem Munde. Er zeigte für Niemanden eine ausgeſprochene Vorliebe oder Abneigung, nicht einmal gegen Chriſtian, den er entweder nicht mehr erkannte, oder ſtumpfſinnig betrachtete. Daß aber die Fäden ſeiner früheren Gedankenthätigkeit nicht ganz abgeriſſen waren, bewieſen die dunklen Worte, mit denen er oft unvermuthet, ohne allen äußern Anlaß, oft mitten im Eſſen, Sarah's und Lea's Gemüther erſchreckte.

„Da kommt die Babe mit ihrer Granatenſchnur . . . das iſt das Unglück . . . fort mit dem Unglück!"

In den letzten Wochen war zu dieſen Ausbrüchen innerſter Zerſtörtheit eine neue Redensart getreten, an der er mit der Zähigkeit eines Kindes hing, dem man ein Spielzeug nicht entreißen kann. Eines Morgens nämlich rief er mit übermenſchlicher Kraft ein um das andere Mal, indem er dabei mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug;

„Auseinanderreißen! Reißt ſie auseinander wie einen Fiſch!“ und das wiederholte er mit einer Art leidenſchaftlichen Eigenſinns, bis er müde ward, hie und da mit Anknüpfung an die bereits erwähnten, in ihm gleichſam ſtehengebliebenen Worte vom „Unglücke der Babe und ihrer Granatenſchnur.“

Eines Freitags kam Chriſtian wieder. Er war meilenweit gegangen, um nach dem Befinden des Pflegevaters zu ſehen. Wie aber Wolf Ungar ihn erblickte, ſchien ein Strahl hellen Bewußtſeins ſeine zerſtörte Seele zu erhellen; er ſchrie auf und ballte gegen Chriſtian drohend die Fäuſte.

„Reißt ſie auseinander,“ heulte er, „wie einen Fiſch . . . das Unglück iſt da . . . auseinanderreißen . . . fort, fort!“

Sarah ſah kein anderes Mittel der Beruhigung, als daß ſie Chriſtian mit dem Finger winkte, ſich aus der Stube zu entfernen.

Als ſie nach einer Viertelſtunde in das Vorhaus hinaustrat, fand ſie ihn, den Kopf an die Thürpfoſte geſtützt, bitterlich weinen.

„Was fehlt Dir, mein guter Chriſtian," fragte ſie, „und warum weinſt Du?"

„Was habe ich ihm gethan," rief er unter Schluchzen, „daß er mich nicht leiden kann?"

„Er iſt ſchwer krank," ſagte Sarah, mit der Hand Chriſtians Schulter berührend, „willſt Du mit einem Kranken rechthaberiſch ſein? Und doch mußt Du mir einen großen Gefallen erweiſen!"

„Sprich!"

„Du darfſt jetzt eine Zeitlang nicht kommen, und mußt fort ... Wenigſtens ſo lange als er krank iſt, komm nicht ... Wenn die Zeit da iſt, wo Du wieder kommen darfſt, werde ich Dir es ſagen laſſen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging ſie wieder in die Stube zurück. —

Es war Nacht geworden, als Chriſtian aus dem Hauſe ging; aber die Nacht waltete nur zwiſchen Himmel und Erde, nicht in zwei Menſchenherzen, über die es mit aller Macht des Abſchiedes gekommen war. Was ringt ſich hinter dem Synagogenhofthor von Chriſtian los und gleitet durch die Finſterniß? Vier Lippen haben es ſich in dieſer Stunde zugeſagt, was noch immer heißer als alle Kohle brennt, und unergründlicher iſt als das tiefe Meer!

Ein Geiſt der Oede und Verlaſſenheit lagerte ſeitdem über dem Hauſe, in welchem drei Menſchenleben Tagen voll unnennbaren Jammers entgegenſiechten. Man weilt nicht gerne im Gebiete des Unheimlichen, und ſo kam es, daß nur Wenige in der Gaſſe, faſt nur um einer gebotenen Pflicht zu genügen, in die Wohnung des ehemaligen Gemeindedieners eintraten. Es giebt ein Leid, das mit dem Tageslichte nicht gern verkehrt, und dem es wohl thut, von Menſchenaugen nicht beachtet zu werden. Sarah ſah nicht gerne die Leute, die ab und zu auf Krankenbeſuch kamen, und ging ihnen aus dem Wege, wo ſie nur konnte.

Und doch bebte ihr muthiges Herz keinen Augenblick unter der Folgenſchwere jener freien That, die mit Chriſtians Aufnahme in ihr Haus ein faſt unabſehbares Schlachtfeld voll Kämpfe und Thränen über ſie heraufbeſchworen hatte. Ihre Seele war feſter genietet, als ſie ſelbſt es ahnte; ſie trug die Gewähr des ſittlichen Entſchluſſes in ſich, der ſelbſt eine Offenbarung Gottes im Menſchengemüthe wieder zu Gott zurückleitet, von dem er ausgegangen! Statt kleinmüthig ihr Haupt unter die Schickſalsſchläge zu beugen und nichtigen Selbſtanklagen ſich hinzugeben, erhob ſie es allmälig wieder in die Höhe, und niemals überſah ſie ihre Lage mit größerer Klarheit, als gerade jetzt. In ihrer Vereinſamung fanden ihre Gedanken den Weg zu Gott, in inbrünſtigem Gebete erbat ſie ſich von ihm die Geneſung ihres Mannes, und daß ſie die Kraft nicht verlaſſen möge, auszuharren bis zu Ende, und vor Allem, an ſich nicht irre zu werden.

„Warum hat es mich nicht betroffen; warum gerade ihn, den guten, rechtſchaffenen Mann?“ ſprach es öfters in ihr, wenn ſie die Leidensgeſtalt Wolf's betrachtete. „Was hat er gethan? Die das Kind aufgenommen und erzogen hat, war ja ich, und was kann er dafür, daß ich ihn gezwungen habe, mir einen Schwur auf die heilige Thora zu leiſten? Hätte ich ihn nicht auf die Thora ſollen ſchwören laſſen?“

Aus dieſer Selbſtvernichtung erhob ſich immer wieder ihr Gemüth zur freieren Ueberſicht ihres Thuns.

„Hätte Kalman Würzburg, den man doch Klein-Mendelſohn heißt, mir gerathen nicht zu grübeln und zu thun, zu was mich mein Herz getrieben hat? Ich habe das Grübeln von mir fortgeſtoßen und bin den Weg gegangen, auf den mich mein Gott gewieſen hat. Bin ich nicht wie Hagar in der Wüſte? Als ihr Kind weggeworfen und verlaſſen unter dem Baum gelegen iſt, da hat die Stimme eines Engels vom Himmel herabgerufen: Hebe das Kind auf .... und ſoll das eine Schuld ſein, wenn ich Honza Schuſters Kind aufgehoben habe aus Noth und Elend und bin ſeine Mutter geworden?“

Und dann ſtrömte es mit lebendiger Gewalt aus dem Innern dieſes Gemüthes, und mitten aus dieſen Fragen trug ſie ihr Gedankenflug vor Gottes Thron.

„Lebendiger! Allmächtiger Gott,“ betete ſie, „Du weißt ſelbſt am beſten, warum Du dieſe ſchwere Schickung über mich gebracht haſt. Ich will nicht murren und mich in Deinen heiligen Willen fügen, denn Du biſt der Allerbarmer, und wenn ein Herz von Kummer überfließt, wie ein zu volles Gefäß, dann haſt Du auch die Linderung bereit, um ihm wieder wohl zu thun. Du haſt mir ein doppeltes Glück beſcheert, Du haſt mir nicht nur ein Kind geſchenkt, Du haſt auch zugegeben, daß ich Mutterſtelle vertreten darf bei einem andern Kinde! Dein heiliger Wille kann nicht ſein, daß man mir das als Fehler oder Sünde anrechnet. Hätteſt Du mir ſonſt den Gedanken eingegeben? Du haſt ja das Kind gut und rechtſchaffen werden laſſen, wie kaum eins in der Gaſſe, ſollte das nicht ein Fingerzeig von Dir ſein, daß ich recht gehandelt habe? Und hätte ich anders handeln können, wenn das Kind von Einem in der Gaſſe und nicht Henza Schuſters Kind geweſen wäre? Wie kommt da das fremde Blut ins Spiel? Du weißt es, Allmächtiger, ich habe ihn nicht abwendig gemacht dem Glauben, den ſeine Eltern gehabt haben, weil ich es nicht ertragen könnte, daß Jemand mein Kind, was Du behüten und beſchützen mögeſt, Deiner heiligen Religion entführen möchte. Ich habe ihn in Zucht und Sitte aufgezogen, ich habe über ihm gewacht und es iſt ein rechtſchaffener Menſch aus ihm geworden. Eine Blume, die auf dem Weg liegt, hebt man auf, damit ſie nicht zertreten wird, das frierende Vögelchen nimmt man zu ſich, damit es draußen in der kalten Luft nicht umkommt, und ich hätte mich eines Kindes nicht annehmen ſollen, eines Menſchen, der ein Bild iſt von Deinem Bilde und ein Abglanz von Deiner Herrlichkeit und Pracht?“ —

So betete die ſtarkmuthige Seele dieſer Frau in den Stunden der Betrübniß, und es that ihr wohl. Konnte ſie doch dabei nebſt dem Leide, das ſie täglich und ſtündlich mit hohlen Augen anſtarrte, ihres Chriſtians gedenken, der auf einen bloßen Wunſch von ihr in die weite Welt gegangen war, ohne daß ſie wußte, wo er jetzt weilte. Warum hatte ſie ihn gehen laſſen? Und ſo oft ſie des Abweſenden gedachte, kamen ihr aus ſeiner Kindheit jene Lichttage in die Erinnerung zurück, an denen das eigentliche Weſen des Kindes einer gewiſſen Entwicklung entgegengegangen war. Vorzüglich ruhte ihre Erinnerung auf jenem Abende, wo ſie mit Lea das Nachtgebet verrichtete und Chriſtian weinte, und ſie den Entſchluß faßte, . . . das Kind zu der alten Bozena zu ſchicken. Noch jetzt machte dieſer Gedanke ihre Wangen von hoher Glut entbrennen, ſie war ſtolz darauf, daß ſie ihn ausgeführt, was wäre ſonſt aus Chriſtian geworden? Wurde er nicht dadurch gleichſam befähigt, jene Doppelſtellung im Leben einzunehmen, daß er dem Weſen beider Glauben nahe genug ſtand, um dem einen, dem er durch ſeine Geburt gehörte, mit aller Kindlichkeit anzuhängen, während ihm der andere das Verſtändniß ſeiner innerſten Weſenheit erſchloß? ...

Es waren wieder zwei Jahre vergangen. Für Sarah und Lea war dieſe Zeit ein einziger langer Tag voll einförmigen Leides, dem keine Erhebung und Aufrichtung folgte. Die Eine vergaß am Krankenbett des Mannes, daß es draußen noch ein Leben gab, die Andere mit abgehärmten blaſſen Wangen wußte wohl von einem Leben da draußen, aber der es ihr bieten ſollte, befand ſich in weiter Ferne, und alle Sehnſucht vermochte ihn nicht herbeizuführen!

In einer Sommernacht ſaßen Mutter und Tochter, während Wolf in der angrenzenden Kammer ſchon ſchlief, beim Scheine einer einſamen Kerze und nähten — eine traurige Beſchäftigung für ohnehin gedrückte Menſchen, an den Sterbekleidern für eine vor zwei Tagen in der Gaſſe verſtorbene Frau, die am darauf folgenden Morgen begraben werden ſollte. Lange ſchwiegen die zwei; eine Jede ſpann ihre eigenen Gedankenfäden und die gaben kein heiteres Gewebe.

Da ſagte Sarah:

„Eines wundert mich ſehr von Channe Klattauer, mit der der Friede ſei, daß man nach ihrem Tode keine „Tachrichim“ (Sterbekleider) nach ihr gefunden hat. Ich kann doch nicht denken, weil ſie reich war und hat Alles in Hülle und Fülle gehabt, daß ſie darum vergeſſen hat, auf die letzte Stunde zu denken?“

„Das iſt nur bei uns Juden,“ meinte Lea, indem ſie die Arbeit ruhen ließ, „daß Einem der Tod vorſchreibt, man dürfe keinen Augenblick ſich einen Spaß mit ihm machen. Muß ich gleich an's Sterben denken, wenn ich meinen Kaſten aufmache? Chriſtian hat mir einmal erzählt, bei ihnen wäre das anders — —“

„Ein Jeder thut, wie es ihm am beſten dünkt,“ unterbrach ſie Sarah mit mehr Strenge, als ſie ſonſt in ihre Vorwürfe legte. „Wir Juden ſind eben ein geplagt' Volk, und keine Stunde vergeht, wo nicht Tauſende von Herzen gebrochen und geknickt werden. Da ſchickt es ſich, daß wir alleweile Den vor Augen haben, dem wir doch nicht entgehen können. Haſt Du nicht geſehen, daß Dein armer Vater, wie er noch geſund war, am Oſterabend im Sterbekittel dageſeſſen iſt? Denk' doch, da iſt man luſtig und trinkt rothen Wein! Meinſt Du, das haben unſere Weiſen ſo ohne Grund vorgeſchrieben?“

Auf dieſe Zurechtweiſung der Mutter hatte Lea nur ein ungläubiges Kopfſchütteln zur Antwort. Oder hatte ſie Sarah's Worte gar nicht vernommen?

Nach einer längeren Weile ließ Lea wieder die Arbeit ruhen.

„Ob er ſchon einmal ein ganzes großes Haus gebaut hat?“ meinte ſie, wie aus einem Traume ſprechend.

„Wer?“

„Chriſtian!“

„Wie kommſt Du gerade auf ihn zu denken?“

„Ich muß d'ran denken, daß er mir als Kind verſprochen hat, wenn er einmal groß und ſein eigener Herr ſein wird, wie er da für mich und für ſich ein Haus bauen will!“

„Wie kann man an ſolche Narretheien denken?“ ſagte Sarah ſtrenge, „wenn man gerade an den Tachrichim für Channe Klattauer näht? —“

Ein leiſes Klopfen an die Fenſterſcheiben unterbrach ihre fernere Rede.

„Mutter, er iſt's,“ rief Lea überlaut und ſprang zum Fenſter.

„Wer, um Gotteswillen?“

„Chriſtian!“

Warum zuckten Todesſchauer durch die Glieder Sarah's, warum fühlte ſie ſich bis in das Innerſte ihres Weſens beim Klange dieſes Namens erſchüttert?

„Geh hinaus,“ ſagte ſie nach einer Weile, „und ſieh ob er's iſt. Wenn es Chriſtian iſt, ſo führe ihn ſtill herein, daß der Vater nicht aufwacht . . .“

Und er war es, der jetzt Hand in Hand mit Lea in die Stube trat.

„Chriſtian!“ rief Sarah in gedämpftem Tone, indem ſie auf die Kammer wies, worin Wolf ihr Mann lag, „Du haſt Dein Wort nicht gehalten.“

„Mutter!“ ſagte Chriſtian.

Es war das erſte Mal, daß er ſie ſo nannte, und es lag eine ſo mildeinſchmeichelnde Kraft in dem einen Worte, daß Sarah's ganzes Weſen davon erbebte.

„Ja, Chriſtian!“ ſagte ſie, ſich allmälig aufrichtend, „ich habe Dich immer als meinen Sohn betrachtet, aber warum folgſt Du dann nicht, wie ein Sohn ſeiner Mutter folgen ſoll?“

„Schläft er?“ gab er zur Antwort, ſcheue Blicke auf die Thüre der Kammer richtend.

Sarah nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ich will es Dir ſagen, Mutter,“ begann Chriſtian mit unſicherer, zu leiſem Flüſtern herabgedrückter Stimme, „ich habe es nicht länger ertragen können.“

Jetzt erſt ſah Sarah den Sprechenden genauer an. Er ſah in ſeiner Kleidung ſchrecklich verwildert aus; auch ſein Angeſicht trug die Spuren tiefer Verſtörtheit, wie von durchwachten Nächten oder anhaltender Krankheit. Noch immer hielt er die Hand Lea's zwiſchen die ſeine gepreßt.

„Laß ſie," rief Sarah' von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, „warum ſiehſt Du . . . ſo aus?"

„Kann man anders ausſehen," meinte Chriſtian, indem er die Weiſung Sarah's befolgte, „wenn man Tag und Nacht über die Straßen wandert, um hierher zu kommen? Ich ſage es Dir ja, Mutter, ich habe es nicht ertragen können."

„Rede nicht ſo hoch (laut)," gebot ihm Sarah, deren Mißtrauen mit jeder Secunde wuchs. „Du haſt etwas in Deiner Stimme, Chriſtian, was mich erſchreckt und zittern macht. Haben das die zwei Jahre gethan, die Du fort warſt? Als Kind biſt Du nicht ſo geweſen —"

„Ich verſtehe Dich nicht, Mutter?" ſagte Chriſtian mit ſo treuherziger Unbefangenheit, wie ſie nur ein Heuchler hätte erdichten können.

Sarah ſchüttelte den Kopf.

„Und ich verſteh Dein Kommen gerade zur Nachtzeit nicht," meinte ſie, „wenn man Menſchen erfreuen will, muß man ſie erſchrecken?"

„Habe ich Dich erſchreckt, Lea?" rief Chriſtian, die Hand des Mädchens wieder ergreifend.

„Laß ab von ihr, laß ab!," rief Sarah, deren Argwohn zunahm. „Du gefällſt mir nicht, Chriſtian!"

„Warum ſoll ich von ihr laſſen?" rief Chriſtian mit einem glühenden Blicke auf Lea, „Du giebſt ſie mir ja ſelber, Mutter!“

„Lebendiger Gott!“ Nur das Eine vermochte Sarah zuzurufen; dann bedeckte ſie ſchaudernd das Geſicht mit beiden Händen. Der Blitz, der ihr als fernes Wetterleuchten einmal ſchon erſchienen und dann von ihr vergeſſen worden war, er fuhr ſoeben mit der Unmittelbarkeit elementarer Kraft vor ihren Augen nieder, Alles zertrümmernd, woran ſie gebaut, und bis in das Heiligthums ihres Weſens den vernichtenden Feuerbrand ſchleudernd! In dieſem einen Augenblick durchlebte ſie rückſchauend die Geſchichte vieler Jahre und ihr Inhalt drängte ſich in den einen im Innern austönenden Schmerzensſchrei zuſammen: „Ich habe Unrecht und die Welt hat Recht behalten!“

Als Sarah die Hände vom Angeſichte weggab, mochte ſie einen erſchreckenden Anblick bieten. Ihre Augen ſtarrten weit und gläſern vor ſich hin und um ihre Mundwinkel zuckte jener Zug von Entſetzen, der dem Tode abgeborgt iſt, und doch dem vollen Leben gehört. Lea warf ſich ihr an den Hals und ſchrie angſtvoll:

„Warum biſt Du ſo erſchrocken, Mutter! Komm doch zu Dir!“

Mit faſt übermenſchlicher Gewalt drückte Sarah die Tochter an ſich; jeder Nerv in ihrem Leibe klammerte ſich an das gefährdete, nur in ihren Armen ſichere Kind

„Geh fort, Chriſtian!“ kreiſchte ſie, „geh fort! Du haſt in meiner Stube nichts zu thun!“

Chriſtian hatte die Arme vor die Bruſt gekreuzt; ein tieftrauriger Zug von Mitleid ſpielte um ſeine Lippen.

„Warum biſt Du ſo erſchrocken, Mutter?“ ſagte auch er, „ich habe Dich niemals ſo geſehen. Du biſt immer gut und freundlich gegen mich geweſen, haſt an mir gehandelt, wie ſonſt kein Menſch in der Welt, und jetzt mit einem Male kommſt Du mir ſo fremd entgegen und erſchrickſt vor mir, als wäre ich wie ein Dieb in Dein Haus eingebrochen.“

„Du biſt auch ein Dieb!“ unterbrach ihn Sarah außer ſich, „und beſſer wäre es geweſen, ich hätte Dich ertrinken und verkommen laſſen in der Iſer, wie Dein Vater und Deine Mutter ertrunken und verkommen ſind.“

„Das hat meine Mutter Sarah nicht geſagt,“ rief Chriſtian mit ſeltſam zitterndem Tone, „das hat die Frau nicht geſagt, die mich auf ihrem Arm getragen hat und blutige Thränen geweint hat, wie einſt ihr Mann die Hand gegen mich aufhob. Meinſt Du, ich habe damals Dein Schluchzen nicht gehört? Ich habe es mir gemerkt, wie ſich ein Wirth die Zeche ſeines Kunden merkt, und Alles, was Du an mir gethan haſt, habe ich mir an einer Stelle aufgeſchrieben, wo ſie

Keiner auslöſchen kann. Meinſt Du, ich weiß nicht, was Du um meinetwegen gelitten haſt? Ich habe oft über Dich nachgedacht, Mutter, beſonders wie ich in der Fremde war. Da haben ſich meine Kameraden oft über mich luſtig gemacht, haben mich „Judenburſch“ geſchimpft, weil ſie gewußt haben, daß ich bei Euch war erzogen worden, aber ich habe mich nie geſchämt, und mit Stolz habe ich ihnen geſagt: Und ihr alle zuſammengenommen habt keine ſolche Mutter gehabt! Und nirgends hat es mir ſo geſchmeckt, als an Deinem Tiſche, und nirgends habe ich ſo geſchlafen, als in Deinem Hauſe, und nirgends iſt mir ſo wohl geweſen, als bei Dir! Wiſſentlich habe ich Dich nie kränken wollen, und jetzt wirfſt Du mir vor, ich ſei wie ein Dieb in Dein Haus eingebrochen und verhüllſt Dein liebes Geſicht vor mir!“

Seine Stimme klang faſt wie die eines Weinenden; ſie brachte eine wunderbare Wandlung in Sarah hervor. Ihre Augen hatten den gläſernen Glanz verloren, der Entſetzenszug um ihre Mundwinkel war verſchwunden. Waren es die Worte Chriſtians, war es die Rückkehr ihres Weſens, das ſich von der Gewalt eines unvorhergeſehenen Ereigniſſes aus ſeiner ruhigen Bahn hatte ſchleudern laſſen?

„Du thuſt mir ſehr wehe, Chriſtian,“ ſagte ſie mit zuckenden Lippen.

„Sieh an, Mutter!“ fuhr Chriſtian fort. „Ich bin in guter Arbeit da unten in einer Stadt an der deutſchen Grenze geſtanden, da haben ſie mich unter die Soldaten nehmen wollen, weil jetzt überall in der Welt Krieg iſt. Wie ich das erfahren habe, da bin ich auf und davon. Da habe ich eine Sehnſucht nach Euch in mir verſpürt, die war nicht zu ſtillen. Wenn ſie Dich jetzt in den Krieg ſchicken, habe ich mir geſagt, und Du haſt Deine Lea nicht mehr geſehen und weißt nicht, was aus ihr geworden iſt und was aus ihr werden wird — denn Lea gehört mir und Du biſt nicht umſonſt die Mutter von ihr! Siehſt Du, wie mir das Alles eingefallen iſt, hat es mir nicht mehr Ruhe gelaſſen; ich muß wiſſen, was aus Lea werden wird — Ich kann nicht leben und nicht ſterben, wenn ich das nicht weiß —“

„Schweig, ſchweig, Chriſtian!“ rief Sarah, auf's Neue erſchreckt von der Glut dieſer nie gehörten Sprache.

„Aber ich will nicht Soldat werden, ich hacke mir einen Finger ab, da ſollen ſie dann ſehen, ob ich ein Gewehr laden kann — ich gehöre in Dein Haus, Mutter, und Lea gehört mir — Ich laſſe mir ſie nicht nehmen, und hier will ich bleiben und will kein Soldat ſein.“

Sarah ſaß da, geknickt und gebrochen; ſie hörte den gewaltigen Orkan um ihr Haus brauſen … im nächſten

Augenblicke konnten ſie Alle, die es beherbergte, unter ſeinen Trümmern begraben ſein.

„Und das Alles," tönten tauſend Stimmen in ihr, „hätteſt Du vermeiden können, wenn Du nicht Dir, ſondern der Welt gefolgt hätteſt. Jetzt bricht Alles zuſammen!"

Sie ſeufzte tief auf.

„Das iſt die ſchwerſte Stunde meines Lebens! Gott helfe mir darüber," flüſterte ſie halblaut.

In demſelben Augenblicke rief Lea, die bis dahin nur die Mutter und Chriſtian hatte ſprechen laſſen, nach der Thür weiſend:

„Still, der Vater iſt erwacht."

Und in der That drang aus der Kammer, worin Wolf Ungar ſchlief, die oft gehörte Redensart des kranken Mannes, wie ſie ſchon ſeit Jahren auf ſeinen Lippen ſaß: „Auseinanderreißen — es iſt gegen die Natur — das iſt das Unglück der Babe — mit der Granatenſchnur —"

Niemals hatten dieſe wenigen Worte, die ihr doch aus langer Gewohnheit zu weſenloſen Begriffen geworden waren, ſo wunderbar licht und verſtändnißvoll geklungen! Wie unter einem belebenden Hauche erhob ſich die Ermattung ihrer Seele; das war nicht mehr die gebrochene Sarah, die einen Augenblick zuvor in muthloſer Bangigkeit ihr Haupt vor dem nahenden Sturme geborgen! Sie hatte ſich in die Höhe gerichtet, ein kühner Muth leuchtete aus ihren Blicken, und um ihren Mund ſpielte ein Zug von Trotz, der auf Unbeugſamkeit eines Entſchluſſes hindeutete.

„Ja, mein guter Mann!“ rief ſie gegen die Kammerthür gewandt, „Du ſollſt bald wieder Deine Ruhe haben. Du ſollſt Deinen Schwur nicht zu bereuen haben.“

Und als Chriſtian ſie verwundert anſah, ſagte ſie kurz und beſtimmt:

„Du kannſt nicht in der Stube bleiben, Chriſtian! Geh' hinaus und ſetz' Dich draußen auf die Bank unter dem Nußbaume — Ich will in einiger Zeit zu Dir hinauskommen und dann wollen wir mit einander reden.“

„Darf ich mit ihm gehen?“ fragte Lea.

„Ja, mein Kind, Du darfſt —“ ſagte ſie nach einigem Ueberlegen.

Jetzt war ſie allein! Erſt ſchlich ſie auf den Zehen an die Thüre der Kammer und lauſchte. Sie konnte die Athemzüge des ruhig Schlummernden deutlich vernehmen. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch in den alten Lehnſtuhl, löſchte das Licht aus und ſaß nun da, der Nacht und ihrem Sinnen hingegeben allein, ganz allein! Was in ihr vorging? Wer wollte ſich erkühnen, dem Gedankenleben dieſer einſamen Menſchenſeele auf den Grund zu ſehen, deren Wehe nur dem Auge des allwaltenden Weltgeiſtes offenbar vorlag? Da ſitzt Sarah, die einfältige Frau eines Gemeindedieners in einer ſtillen böhmiſchen „Gaſſe", aber das was ſie denkt, iſt mit Flammenzeichen in die Geſchichte des Menſchenthumes eingetragen, Blut und wieder Blut bezeichnet ſeine Bahn, und der letzte Athemzug gemordeter und zu Tod gehetzter Geſchlechter weht ſie an. Lichtere Zeiten und Menſchen dämmerten vor ihr auf, ſie ſchüttelt aber den Kopf und wehrt ſie mit der Hand ab. Sie ſind noch nicht da — Blüthenkelche öffneten ſich, die bis dahin verſchloſſen waren, aber die Menſchen ſchritten noch hinweg über ſie . . .

Dann erhob ſie ſich wieder und zündete die Kerze an. War auch ihrer Seele das Licht aufgegangen? Dann lauſchte ſie noch einmal an der Schlafkammer ihres Mannes und ſchlich hierauf unhörbar zur Stube hinaus.

Draußen auf der Bank unter dem Baume ſaßen die zwei, Chriſtian und Lea. Sie vernahmen es kaum, daß die Mutter vor ihnen ſtand. Sarah ſetzte ſich an das eine Ende der Bank. Rings herum waltete tiefe, ſchweigende Nacht.

„Chriſtian," begann Sarah nach einer Weile — „haſt Du noch eine Erinnerung davon, wie Deine Mutter ausgeſehen hat?"

„Nein!"

„Was meinſt Du, wenn Deine Mutter heute noch lebte, und Du kämeſt zu ihr, wie Du zu mir gekommen biſt und ſagteſt ihr, was Du zu mir geſagt haſt — ich meine das mit Lea — was für eine Antwort möchte ſie Dir geben? Antworte mir nicht gleich und denke nach.“

„Ich weiß nicht, Mutter.“

„So will ich Dir es ſagen, Chriſtian! Deine Mutter hätte nur Einen Wunſch, und der wäre, Du möchteſt einen Stein an Deinen Hals binden und Dich damit in die Iſer werfen, da, bei den Ziegelhütten, wo ſie am tiefſten iſt.“

Chriſtian ſtieß zwei Namen hervor, die den Inbegriff des Heiligſten für ihn, des Gottesſohnes und ſeiner Mutter, bildeten.

„An dem Schrecken, mit dem Du dieſen Ausruf thuſt,“ ſagte Sarah, „ſehe ich erſt wie Recht ich habe. Deine eigene Mutter, Chriſtian, hätte Dir keine andere Antwort gegeben.“

Sie legte die Hand auf die Schulter Chriſtians und fuhr in milder, faſt geflüſterter Rede fort:

„Chriſtian! mein guter Sohn, Du mußt auf und davon, und mußt viele, viele Meilen wandern, bis ein ſo ein weites und großes Land iſt zwiſchen Dir und uns, daß auch nicht ein Laut von uns zu Dir kommt, oder von Dir zu uns. Du mußt wandern und wandern und darfſt Dich niemals umſehen und keinen Augenblick Raſt halten. Dann wird Dir wohl werden — und auch uns — Du mußt fort, mein Sohn Chriſtian!"

„Ich kann nicht, Mutter!" rief Chriſtian, „ich werde es nicht thun! Zum zweiten Male laſſe ich mich aus Deinem Hauſe nicht jagen."

„Sprichſt Du ſo mit Deiner Mutter, Chriſtian?"

Und nach einer längern Weile ſagte Sarah:

„Es iſt mir noch ganz gut erinnerlich, als wenn es erſt heute geſchehen wäre. Als Kinder ſeid Ihr einmal unter demſelben Baume geſeſſen, unter welchem wir jetzt ſitzen. Du, Chriſtian, haſt aus einem kleinen Schulbüchelchen gelernt und Lea hat auf einer Schiefertafel etwas geſchrieben, ich aber, ich habe Euch durch das Fenſter belauſcht. Da hat Lea ihre Schiefertafel zerbrochen, und wie ſie geweint hat, haſt Du ſie getröſtet und gemeint, die Tafel läßt ſich wieder ganz machen, wenn erſt der Drahtbinder kommt. Lea aber hat ausgerufen: Was zerbrochen iſt, iſt zerbrochen — hörſt Du mir gut zu, Lea?"

„Ja, Mutter!" tönte es leiſe zurück.

„Was zerbrochen iſt, iſt zerbrochen, das ſage ich euch," fuhr Sarah fort. „Es läßt ſich nicht mehr ganz machen, und der Bruch iſt auch nachher zu ſehen. Warum habe ich mir das, was Lea damals geſprochen hat, ſo deutlich gemerkt und vieles Andere iſt mir entſchwunden? Ich will Dir das erklären, Chriſtian. So kindiſch die ganze Sache war, ſo liegt doch darin ein ſtarker Sinn und den müſſen wir Beide uns merken. Was Du glaubſt, Chriſtian, und das, was ich glaube, ich meine das, wie man es mit Gott dem Allmächtigen im Himmel hält, das ſind auch zwei zerbrochene Tafeln, zwei Stücke von einer, die einmal iſt ganz geweſen. Wer ſie zerbrochen hat? und ob es gut war, ſie zu zerbrechen? Das kann ich nicht entſcheiden, dafür bin ich ein zu unbedeutend Weib. Genug an dem, mein guter Chriſtian, ſeitdem die alte Tafel zerbrochen iſt, iſt viel Streit und Herzbrechen in der Welt, jeder hält an ſeinem Theile feſt und darüber ſind hunderte und tauſende von Jahren ſchon hingegangen. Auf jedes der zwei Stücke hat aber Gott etwas geſchrieben, und daran hält ein Jeder feſt, und nur Gott der Allmächtige allein iſt im Stande, die zerbrochene Tafel wieder ſo ganz zu machen, daß was auf dem einen Stücke geſchrieben ſteht, zu demjenigen paßt, was auf dem andern geſchrieben ſteht. Den Tag, wo das geſchieht, den werden wir nicht erleben, nicht ich, nicht Du, Chriſtian. Willſt Du aber wiſſen, was in unſerer heiligen Schrift ſteht? Tagtäglich beten wir: „Gott wird Herr ſein über die ganze Erde, an dem Tage iſt Gott der Einige und ſein Name — der Einige!“ Aber für jetzt iſt die Tafel zerbrochen . . .!“

Ein minutenlanges Schweigen folgte den Worten Sarah's. In der würzigen Sommernacht, die rings herum waltete, dufteten und öffneten ſich viel tauſend Blumenkelche, angeküßt und gekühlt von den Lüften der Nacht. Millionen Augen hatten ſich geſchloſſen zu friedſeligem Schlummer, aber auf dieſen drei Menſchenherzen lag der Bann tiefſter Traurigkeit; wenn ſie auseinanderſchieden, ſo hatte das die bitterſte Entſagung geboten. Wird das Wort ausgeſprochen werden?

„O! ich verſteh' Dich, Mutter, ich verſteh' Dich ganz!" tönte es von Lea's Lippen.

„Und Du, mein Chriſtian?" fragte Sarah, die Hand auf ſeine heiße Stirn legend.

„Ich möchte, Du hätteſt mich in die Iſer fallen laſſen, Mutter, da, wo ſie am tiefſten iſt," ſagte er mit dumpfer Verzweiflung.

„Sag' das nicht, Chriſtian! ſag' das nicht. Gott hört ſo was nicht gerne. Denk' Du lieber an die zerbrochenen Tafeln, und daß von dieſem Augenblicke Alles aus und zu Ende ſein muß... hörſt Du gut, Chriſtian? Alles zu Ende?"

Chriſtian wollte aufſtehen, aber die ſanfte Gewalt der auf ſeiner Schulter liegenden Hand hielt ihn zurück.

„Chriſtian!" rief Sarah mit hervorbrechenden Thränen, „willſt Du denn Deine Mutter nicht anhören? Ich hab' Dich gepflegt und bewacht, und wenn Du krank warſt, bin ich an Deinem Bette geſtanden, und wenn mein Mann Dich ſtrenge behandeln wollte, habe ich es abgewehrt von Dir! Soll ich das Alles jetzt bereuen? Soll ich, willſt Du der Welt ein Beiſpiel geben, daß man ſein Herz verſchließen ſoll wie einen Sack, in den auch nicht das kleinſte Erbarmen hineindarf? D'rin liegt der Mann mit dem kranken Gehirn ... wie wenn er einmal aufwacht und mich fragt: Wo iſt meine Tochter Lea? Soll ich ihm ſagen, das Kind, das ich bei mir aufgenommen hatte, dem Du an Deinem Tiſche einen Platz haſt eingeräumt, es hat die Schuld auf ſich — daß Du Deine eigene Tochter nicht mehr Dein Kind nennen darfſt? Soll ich ihm das ſagen, Chriſtian?"

„Genug, genug, Mutter!" rief Chriſtian ſchluchzend. „Ich habe Dich verſtanden: Zerbrochen iſt zerbrochen."

„Und jetzt geh', mein Sohn Chriſtian und folge dem Rathe Deiner Mutter. Wandere, ſo weit Dich Deine Füße tragen und ſchaue nicht zurück. Es müſſen Meilen und Länder und Berge liegen zwiſchen Dir und uns. Dann wird Dich Gott beſchützen auf allen Deinen Wegen — und denk' nicht mehr an uns."

Sie hatte die Hand auf ſeinen Kopf gelegt und es war ein Segen, den ihre flüſternden Lippen dabei ſprachen.

Chriſtian war aufgeſtanden, ſeine Bruſt arbeitete heftig.

„Lea!“ rief er.

„Chriſtian!“

Minutenlang hielten ſie ſich umklammert, ſie konnten von einander nicht laſſen.

Endlich rief Sarah:

„Komm, Lea, mein Kind. Du weißt, wir ſind mit dem letzten Anzuge für Channe Klattauer noch nicht fertig — und die Todten können nicht warten. Komm!“ — —

In ſtiller Nacht klirrte der Riegel an dem Thore des Synagogenhofes. Eine Geſtalt drängte ſich hinaus, Schritte wie die eines Verfolgten wurden in der ſchlaftrunkenen Gaſſe hörbar. Auf der Erde gab es ein Menſchenglück weniger! — —

Viele Jahre ſpäter.

Durch die „Gaſſe“ ſieht man namentlich an Tagen, wenn die Sonne ſich etwas behaglicher über die Häuſer und Dächer legt, zwei alte Menſchen wandeln, ein gebücktes, trippelndes Mütterchen und einen nur um etwas weniger ſtramm auftretenden eisgrauen Mann. Sie gehen Hand in Hand — und nur wenn die Mittagsglocke geläutet wird, gleiten ihre Hände auseinander. — Vor einem einſtöckigen Hauſe, das hart am Rande des Baches ſteht, endet ihr Gang.

Es iſt Chriſtian und Lea!

Mit zitternden Fingern und trübgewordenen Augen, mit ergrauten Haaren und Runzeln auf Stirn und Wangen, ſo hatten ſich die Zwei im Winter ihres Lebens wieder gefunden, die im Lenze von einander geſchieden waren.

Im Laufe weniger Jahre hatte Lea Vater und Mutter begraben. Dann ging ſie in die Fremde, und diente — und ſparte Pfennig auf Pfennig und Gulden auf Gulden. Damit ging ſie wieder in die alte Heimath.

Eines Tages kam ein altes Mütterchen in der „Gaſſe“ an und gab ſich da den Leuten als Wolf Ungar's und Sarah's Tochter zu erkennen. Es gab nur wenig noch ältere Leute, die ſich ihrer zu erinnern wußten, und ſeltſam genug, nur wenige Tage ſpäter traf ein alter Mann ein, der auf Grund ſeines Heimathſcheins ſich als Chriſtian, den Sohn des Schuſters Johannes Wurma, in der Gaſſe auch „Honza Schuſter“ genannt, auswies.

Einige Wochen ſpäter führten Maurer und Zimmerleute das kleine Haus auf, das hart am Rande des Baches ſteht. Als es fertig und eingerichtet war, bezogen es die beiden alten Leute.

Lacht ihnen nicht nach, vielmehr grüßet ſie ehrfurchtsvoll, wenn ihr ſeht, wie am Sabbat oder an ſonſtigen Feiertagen der alte Chriſtian ſeiner alten Lea den ſchweren „Sidur" (Gebetbuch) nachträgt bis zum Eingange der Synagoge, und lacht auch nicht, ſondern fühlt Euch gehoben von dem Athemzuge des göttlichen Geheimniſſes, das über den weißen Häuptern dieſer Greiſe waltet, wenn Ihr am Sonntage den alten Chriſtian zur Kirche ſchreiten ſehet, mit einem weißen Halstuche, das ihm die alte Sarah mit ihren eigenen Händen gewaſchen und umgebunden hat. —

In einem alten Buche, das aus der Büchersammlung Kalman Würzburgs, auch „Klein-Mendelſohn" genannt, herrührt, fand ſich lange Zeit nachher ein mit vergilbter Tinte geſchriebener Papierſtreifen, auf dem Folgendes ſtand:

„Es giebt eine Liebe und eine Einigung unter den Menſchen, die iſt ſtärker und gewaltiger als die, von der König Salomo in ſeinem Hohenliede ſpricht. Davon habe ich ein Beiſpiel bekommen an Sarah, Frau von Wolf Ungar, dem Gemeindediener. In dem Herzen dieſes jüdiſchen Weibes liegt diejenige Liebe, die der Welt einmal den Frieden und die Ruhe wieder zurückgeben wird. Wie kann der Wolf ruhen neben dem Lamm und die Viper neben dem zarten Säuglinge, wenn Gott nicht dafür ſorgt, daß noch mehr als eine Sarah Ungar nachgeboren wird!"

II.

Die beiden Schwerter.

In jenem berühmten „Kontrollorgange“ der kaiſerlichen Burg in Wien, wo Joſef der Zweite — warum fährt uns eine ſo lichte Gluth über das Antlitz, während wir dieſen Namen niederſchreiben? — ſeinem Volke in des Wortes weiteſtem Sinne Gehör gab, ſtanden eines Tages mitten unter einem Haufen von Leuten, die ſich aus allen Ständen, Geſchlechtern und Provinzen zuſammengefunden hatten, ein Mann und eine Frau, Eheleute, wie es ſchien. Neben dem ungariſchen Bauer, der von weiter Pußta hergekommen war, um ſeinem „Könige“ eine Klage wider einen Edelmann vorzutragen, wie er in ſtraffer Haltung daſtand, die eine Fauſt auf den eiſenbeſchlagenen Fokos geſtemmt, den Schafpelz um den rieſigen Leib geſchlagen, während die andere Hand abwechſelnd die beiden kühn aufgeworfenen Schnurbartſpitzen kräuſelte, nahm ſich jenes Ehepaar gar ſonderbar aus! Der Mann, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre ſtehend, hatte nichtsdeſtoweniger ganz ergrautes Haar; ſcheu und gedrückt, das dreieckige Hütlein in den krampfhaft zitternden Händen haltend, konnte man ihm, ohne ihn noch gehört zu haben, eine traurige Geſchichte voll Drangſal und Kummer vom Geſichte herableſen. Ein Glücklicher mochte neben ihm nicht lange verweilen. Seine Lippen murmelten beſtändig und der kleine weiße Kopf bewegte ſich wie der Perpendikel einer Uhr, unaufhörlich nach rechts und links, als wollte er beweiſen, daß man ihm bisher keinen rechten Ruhepunkt gegönnt hatte. Dagegen bot die Frau neben ihm einen etwas erfreulicheren Anblick. Sie hatte eine verblichen goldene Haube auf, wie ſie damals die Frauen in den Ghetto's trugen und ſchien bedeutend jünger als ihr Mann. Ihr Antlitz war noch von jenem roſigen Schimmer überhaucht, den oft die Jugend wie ein Almoſen an das reifere Alter abtritt; dagegen ſchienen ihre Augen viel geweint zu haben. Sie mochten einſt ſchön geweſen ſein; wenn ſie ſich aber jetzt aufhoben, traute man ihnen faſt keine Sehkraft zu. Urſprünglich tiefblau, waren ſie jetzt blaß und ausdruckslos geworden.

Das Ehepaar hatte einen weiten Weg zurückzulegen gehabt, ehe es in den Kontrollorgang der kaiſerlichen Hofburg gelangen konnte. Sie waren in Böhmen zu Hauſe, und hatten vor vierzehn Tagen ihre Heimat verlaſſen. In Wien ſelbſt befanden ſie ſich kaum vier und zwanzig Stunden, — und ſchon ſtanden ſie vor dem

Antlitze des wahrhaft gottbegnadigten Herrſchers, vor dem Fürſten, deſſen geſammtes Weſen niemals in ſeiner ganzen erfriſchenden und aufrichtenden Größe erfaßt werden wird, da er das ſchönſte Geheimniß der Schöpfung Gottes in ſich barg, ein echtes Menſchenherz ... und die Enthüllung von Geheimniſſen eben nicht die ſtarke Seite des geſchichtlichen Verſtandes bildet.

Schon hatte ſich der weite Kontrollorgang beinahe geleert, der ungariſche Bauer in ſeinem Schafpelze und unſer Ehepaar waren die Letzten geblieben. Der Kaiſer näherte ſich ihrer Gruppe. Wer von ihnen ſollte zuerſt ſprechen? Da griff der Bauer ohne vieles Bedenken in den Bruſtlatz ſeines Pelzes und brachte die „Supplik" hervor, die er dem Kaiſer entgegenhielt.

Eine Weile ruhten die Augen Joſefs wohlgefällig auf der ſtrammen wohlgebildeten Geſtalt des Bauers, dann entfaltete er das Papier. Er las es vom Anfang bis zu Ende; ſeine Züge waren tief ernſt geworden. Die Supplik des Bauers war in jenem Latein abgefaßt, wie es eben nur der Feder eines ſchlichten Dorfnotars entſpringen konnte. Warum Lateiniſch? Warum in der todten Sprache von Ruinen zu ſeinem lebendigen deutſchen Herzen ſprechen? Und dann! Ließ ſich noch immer kein Mittel finden, um dieſen magyariſchen Edelmann zur Ueberzeugung zu zwingen, daß die niedergeborene Creatur Rechte beſitze, denen er, der Uebermüthige, beſtändig den eiſenbeſchlagenen Stiefel auf den Nacken ſtemmte?

Nur wenige in ungariſcher Sprache lautende Worte hatte der Kaiſer an den Bauer gerichtet, ſie ſchienen Gewährung der Bitte zu enthalten; dann wandte er ſich mit einer Handbewegung, die den Magyaren verabſchiedete, an das aus Böhmen kommende Ehepaar. In demſelben Augenblicke ſtürzten die beiden Leute, Mann und Frau, auf die Knie.

Joſef trat einen Schritt zurück.

„Steht auf, ſteht auf, guten Leute!“ ſagte er milde. „Was iſt Euer Begehr?“

Aber die Beiden waren nicht im Stande, dem kaiſerlichen Worte Folge zu leiſten. Tiefe Stille herrſchte in dem weiten Saale, nur das Schluchzen des auf den Boden hingeſtreckten Ehepaares war vernehmbar. So währte es eine geraume Weile, bis es endlich der Frau gelang, ſich aus ihrer halb liegenden, halb knieenden Lage aufzurichten. Ihr Antlitz war thränenüberſtrömt.

„Wer ſeid ihr, Mutter?“ fragte Joſef, auf den die verwitterte Schönheit dieſes Kopfes mit den verblaßten müden Augen einen tiefen Eindruck zu machen ſchien.

„Ja wohl, Eure kaiſerliche Majeſtät,“ brachte die Frau mühſam hervor, „ich bin eine Mutter und Euer Majeſtät haben es ganz gut errathen ... Ich bin eine Mutter, und der da neben mir iſt mein Mann, und wir beide ſind aus Kojetein in Böhmen ... und bringen ein großbeſchwertes Herz vor unſern allerdurchlauchtigſten Kaiſer und Herrn ...“

„Sprecht euch aus, liebe Mutter,“ ſagte der Kaiſer, „darum ſeid ihr ja zu mir gekommen.“

„Das iſt wahr, Euer Majeſtät,“ ſagte die Frau, indem ihr ein neuer Thränenſtrom entſtürzte. „Wie ſoll ich mich aber ausſprechen, da ich doch weiß, daß mein allergnädigſter Kaiſer ſelbſt mir wird nicht helfen können ...“

„Laßt doch ſehen, Mutter,“ lächelte der milde Herrſcher, „die Sache iſt vielleicht nicht ſo ſchwierig.“

„O! Euer Majeſtät,“ meinte die Frau, „ſie iſt ſo ſchwer und unſer Herr Pfarrer zu Hauſe hat es ſelbſt geſagt.“

„Euer Pfarrer?“ rief der Kaiſer verwundert. „Seid ihr denn nicht ...“

„Juden, wollen Euer Majeſtät ſagen,“ unterbrach ihn die Frau. „Ja, das ſind wir! Ich heiße Gitel und mein Mann da neben mir heißt Schlome ... Schlome Fingerhut, ſeitdem wir teutſche Namen bekommen haben.“

„Und wie kommt ihr dennoch zu einem Pfarrer?“

„Das iſt ja eben unſer großes Unglück, Euere kaiſerliche Majeſtät!“ rief die Frau traurig, „wer hätte denn mir oder meinem Mann an der Wiege vorgeſungen, daß wir auf unſere alten Tage es werden mit einem Pfarrer zu thun haben?“

„Was iſt der Pfarrer für ein Mann!“ rief Joſef raſch, indem er ſeine durchdringend blauen Augen auf die Jüdin richtete.

„Gott ſoll ihn hundert Jahre leben laſſen!“ ſagte die Frau feierlich, und ihre Blicke wandten ſich mit einer gewiſſen Andacht gegen die Decke des Saales.

Joſef ſchüttelte das Haupt. Die ſonderbaren Reden der Frau ſchienen ihn nicht zur Ungeduld zu ſtimmen, es mochte ihm aus ihnen ein Geiſt entgegentreten, den er gern begriffen wünſchte.

„Sprecht Mutter!“ ſagte er, „was iſt Euer Begehr?“

„Alles, was Euere kaiſerliche Majeſtät hören wollen, das Alles ſteht viel beſſer in dem Papier da aufgeſchrieben, was mir unſer Herr Pfarrer mitgegeben hat.“

Mit dieſen Worten überreichte ſie dem Kaiſer ein in Bittbriefform zuſammengelegtes Papier, das der Herrſcher mit einer gewiſſen Haſt entfaltete.

„Leſen Sie nicht, Euere kaiſerliche Majeſtät,“ — rief mit einem Male der Mann, der bis dahin in ſeiner knieenden, faſt am Boden zuſammengekauerten Lage verharrt hatte, mit ſo durchdringend lauter Stimme, wie ſie in dieſem Saale vielleicht niemals erklungen ſein mochte.

Dem Herrſcher bot ſich ein ebenſo ſonderbarer als ergreifender Anblick dar.

Derſelbe Mann, der einige Sekunden zuvor von dem Gefühle der Furcht, einem Fürſten gegenüber zu ſtehen, bis zur äußerſten Ohnmacht, faſt bis an das Todesgrauen gedrängt worden war, derſelbe Mann ſtand jetzt aufrecht, jede Muskel ſeines Körpers von einem muthvollen Gedanken geſchwellt vor Joſef dem Zweiten. Das dreieckige Hütlein war auf den Boden gefallen, der böhmiſche Jude ſchien um eine Kopflänge gewachſen zu ſein. Dazu blitzte ein dunkles Feuer in ſeinen kleinen Augen und ſein blaſſes Angeſicht trug in den vielen Furchen die Zeichen eines von innen lohenden Brandes.

„Leſen Sie nicht, Euere kaiſerliche Majeſtät!“ rief er alſo, die Hand wie abwehrend gegen den Herrſcher ausgeſtreckt, „bis ich zuvor geſprochen habe.“

„Was iſt es, Mann?“ ſagte Joſef der Zweite, noch immer ohne irgend welche Ungeduld. „Faßt Euch! Ihr ſteht vor Eurem Kaiſer, der noch keinem ſeiner Unterthanen Gehör verſagt hat.“

„Nun gut, Euer Majeſtät!“ rief der böhmiſche Jude, „ich komme gar nicht als Bittſteller, ich komme anzuklagen denjenigen, den der allmächtige Gott im Himmel als ſeinen Stellvertreter auf Erden aufgeſtellt hat, daß er richte zwiſchen Gut und Schlecht, zwiſchen Licht und

Dunkel. Und weil Gott einen Menſchen ſo hoch aufgerichtet hat, daß alle andern Menſchen neben ihm zu nichts werden, muß er ihm auch etwas von ſeiner Gerechtigkeit verliehen haben, und die darf kein Stäubchen Unrechtes neben ſich dulden, und muß es ausrotten, wie Unkraut aus dem Acker.“

Der Mann hielt inne.

Ein leichtes Runzeln fuhr über die hohe Stirne Joſefs des Zweiten.

„Alter Mann,“ ſagte er mit einem Anfluge von Strenge. „Du ſprichſt ein großes Wort aus, und weißt vielleicht nicht, was Du ſprichſt. Bedenk' es wohl. Kann ich verhüten, daß Dir ein Unrecht zugefügt werde, ſo wird es geſchehen, Du ſollſt mich nicht umſonſt an meine höchſte Pflicht gemahnt haben. Ich bin nur ein Menſch, alſo mit Unvollkommenheit behaftet, ich kann das im Dunkel ſchleichende Unrecht nicht immer gewahr werden. Sprich! Iſt Dir von einer meiner Behörden eine Kränkung Deines guten Rechtes angethan worden? Ich gebe Dir mein kaiſerliches Wort, es ſoll Dir Genugthuung werden, wenn ſich Deine Anklage bewährt.“

„Euer Majeſtät,“ rief der böhmiſche Jude aus keuchender Bruſt, und eine aſchgraue Färbung überflog ſein bis dahin geröthetes Geſicht. „Das Unrecht, das ich erleide, kommt von Eurer Majeſtät ſelber ...“

„Schlome!“ ſchrie das Weib neben ihm in Todesangſt und faßte nach der Hand des Mannes.

„Sprich, alter Mann!“ ſagte Joſef milde, der es wohl begriff, daß er mit der Sprache eines hochaufgeregten, gleichſam aus ſeinen gewohnten Bahnen getretenen Gemüthes nicht allzuſtrenge in's Gericht gehen durfte. „Ich bin es alſo, den Du anzuklagen haſt?“

„Ja, Euer Majeſtät!“

„Und worin beſteht mein Unrecht?“ rief der Enkel ſo vieler Cäſaren mit leicht begreiflicher Haſt.

Niemals vielleicht zeigte ſich jenes große Herz der ihm gewordenen Sendung würdiger, als gerade in dieſem Augenblicke. Joſef der Zweite, der deutſche Kaiſer, der Erbe und Beſitzer glänzender Kronen, ſtand dem böhmiſchen Juden aus Kojetein Rede und Antwort in einer Sache, in der er als Angeklagter erſchien!

„Euer Majeſtät,“ begann Schlome mit unbeugſamer Entſchloſſenheit in Ton und Geberde, „haben das Toleranzedict herausgegeben. Man ſagt, es ſoll für uns Juden ſehr gut ſein ... das Toleranzedict hat mich um meinen Sohn gebracht!“

Kaum hatte der böhmiſche Jude dieſe kühne Anklage ausgeſprochen, als auch ſchon die unnatürliche Gereiztheit, in der ſein ganzes Weſen tönte, gleichſam als hätte ſie den höchſten Ton einer über alles Maß überſpannten Saite erreicht, in ihr gerades Gegentheil umſchlug. Er taumelte zurück und wäre zu Boden geſtürzt, wenn ihn nicht ſeine Frau mit kräftiger Entſchloſſenheit mit beiden Händen erfaßt und aufrecht erhalten hätte.

„Ich verſtehe Dich nicht, alter Mann!“ ſagte Joſef, während ſein Auge mehr neugierig als ſtrenge auf der Geſtalt der vor ihm Stehenden haften blieb. „Was hat mein Toleranzedict mit Deinem Sohne zu thun?“

Und wieder erhob ſich der böhmiſche Jude zu einer jener gewaltſamen Kraftanſtrengungen, denen ſein geſammtes Weſen ſo unähnlich ſah. Seine Geſtalt richtete ſich auf, ſeine Augen erhielten wieder Feuer, jeder Nerv in ſeinem Leibe ſchien auf der Lauer zu ſtehen.

„Euer Majeſtät!“ ſagte er, indem er einen Schritt vorwärts that, „die Religion iſt für den Menſchen das Höchſte! wer ihm daran greift, der greift an Gott und verletzt die Ehrfurcht, die wir ihm ſchuldig ſind. Das Toleranzedict von Euer Majeſtät mag gut und gnädig ſein, wer ſollte das nicht erkennen? Die Letzten waren wir in den Staaten Euerer Majeſtät, verflucht und gemieden wie Peſtkranke .... keinen Tag war unſere Exiſtenz ſicher; wem es einfiel, der konnte uns beſchimpfen, mit dem Fuße treten und aus unſerem Hauſe jagen. „Sie ſollen erſchrecken vor jedem Blatte, das fällt“, heißt es in der Bibel, und das Wort iſt an uns buchſtäblich wahr geworden. Wir haben gezittert und gebebt vor dem Großen wie vor dem Kleinen, weil uns Beide weh thun konnten. Unſer Recht war in der Hand der Mächtigen wie ein Stück Lehm in der Hand des Töpfers; wir haben nicht die Ehre und Würde gehabt, wie ſie ſelbſt der robotpflichtige Knecht genießt ... Da haben Euer Majeſtät das Toleranzedict herausgegeben ..."

„Und nun?" fragte Joſef und ſeine blauen Augen leuchteten in einem eigenthümlichen Glanze.

„Wenn man lange krank geweſen iſt" fuhr der Jude in erhöhtem Tone fort, „dann thut Einem der kleinſte Sonnenſtrahl wohl und man fühlt ſich davon bis in die tiefſte Seele hinein erwärmt. Aber nicht Jeder vermag das zu ertragen. Weil ihm der eine Sonnenſtrahl wohlthut, der auf ſein Bett fällt, ſo meint mancher Kranke, er muß auch hinaus in die Freiheit und auf die Gaſſe, wo er die ganze Sonne und den blauen Himmel über ſich hat. Und da kann es ſich ereignen, daß der erſte Schritt, den er vor das Haus ſetzt, ihm das Leben koſten kann. Denn draußen lauert der Tod."

„Ich fange an, Dich zu verſtehen, alter Mann!" ſagte Joſef, „ſprich weiter!"

„Das Toleranzedict, Euer Majeſtät," rief Schlome Fingerhut, „iſt ein ſolcher Sonnenſtrahl, aber die ihn genießen, werden daran zu Grunde gehen! Denn weil die Religion das Höchſte für den Menſchen iſt, ſo darf auch keine Hand darnach greifen und taſten. Das Toleranzedict, kaiſerliche Majeſtät, wird uns übermüthig machen, wird uns die Luſt eingeben, hinaus in die Freiheit und auf die Gaſſe treten zu wollen ... In ſiebzig Jahren wird es gar keine Religion mehr geben.“

Joſefs Antlitz deckte ſich mit einer tiefen Gluth; ſeine in der Falte des Jabots ruhende Hand fuhr mit einer gewiſſen Heftigkeit heraus.

„Das alſo iſt es, was Dich beunruhigt!“ rief er und ſeine Sprache klang herb, abſtoßend, gereizt. „Mein Toleranzedict wird Euch um Eure Religion bringen?“

„Gnade, Gnade! Euer Majeſtät!“ flehte der böhmiſche Jude, der erſt jetzt inne zu werden ſchien, daß dieſem Tone gegenüber nur das Schweigen der Demuth ſich eigne. „Ich redete unbeſonnen, ich wußte nicht, wie es mir auf die Zunge kam.“

„Entſchuldige Dich nicht, alter Mann!“ rief Joſef mit der Hand abwehrend, „und bedecke Dein graues Haupt nicht mit der Schmach der Lüge! Du haſt geſprochen, nicht wie es Dir auf die Zunge kam, ſondern wie Einer, der ſeine Seele von einer Laſt befreien will. Du haſt geſprochen, wie jetzt Tauſende und Hunderttauſende und Millionen Deiner Art ſprechen. Wenn ſie ſo reden, die bisher die ganze Sonne für ſich in Anſpruch nahmen, die darum keinen Lichtſtrahl für den Andersglaubenden hatten, ſo kann mich das nicht Wunder nehmen. Niemand giebt gern ein Recht, und ſei es ſelbſt ein vermeintliches, aus freien Stücken auf.

Die Natur des Menſchen iſt rechthaberiſch, herrſchſüchtig; wer ein Herr iſt, will Knechte haben, ja ſelbſt der Knecht fühlt das Gewicht ſeiner Kette minder, wenn er ſieht, daß ſein Kamerad an einer noch ſchwereren keucht. Aber daß Du ſo ſprichſt, Einer aus jenem Volke, dem ich nur ein Stäubchen Gnade zuwandte, dem ich nichts gab, als worauf es ſeit Tauſenden von Jahren harrte, und ſelbſt das Eine nur im beſchränkteſten Maße, Luft und Sonnenſchein, das beweiſt mir auf's Neue, daß das edelſte Geſchöpf Gottes vor Allem die Anlage hat .... undankbar zu ſein!"

„Gnade, Euer Majeſtät, Gnade!" wimmerte der alte Mann mit gerungenen Händen.

„Blöder, alter Mann!" rief Joſef in hoher Erregtheit, „mußt auch Du Dich zu der Rotte Jener zählen, die mir mit geſpenſtiſcher Eile Schritt für Schritt folgen, um in dunkler Nacht Das zu zerſtören, was ich am lichten Tage angepflanzt? Mußt auch Du zu jenen unheimlichen Todtenwürmern gehören, die nicht müde werden, das Gebälke zu durchwühlen, auf deſſen Trümmern ſie dann in Jubel und Freude ihr der Nacht angehörendes Treiben beginnen würden? Was habe ich für Dich und Deinesgleichen gethan? Nichts! ich habe Dich blos auf die unterſte Stufe ſtaatsbürgerlicher Würde erhoben! Thor, der Du nicht begreifſt, daß Du ein gleiches Recht mit den andern haſt, daß das volle

Sonnenlicht und Gottes freie Schöpfung auch Dein Theil geworden iſt, der Du nicht begreifſt, daß das Bruchſtück jener freien Bewegung, die ich Deinem Volke gönnen darf, nur den geringſten Theil der Schuld bildet, die einſt voll, ganz und ohne Verkürzung zurückerſtattet werden wird. Deine Prophezeihung, alter Mann, wird aber zu Schanden werden, das ſagt Dir jetzt in dem Augenblicke, wo wir noch Beide leben, Dein Kaiſer! Die Freiheit tödtet nicht, ſie belebt, ſie iſt der Athem der Schöpfung, ſie iſt Gottes liebſte Tochter! Deine Religion verträgt Licht . . . war ſie es doch, die die Fackel der Aufklärung der ganzen Menſchheit vorantrug! Und gerade ſie ſollte in der Freiheit vernichtet werden, ſollte nicht beſtehen können? Kurzſichtiger! Du und Ihr Alle, die mich verläſtern und verketzern, Ihr kennet nicht das Weſen der Religion! Es ſteht hoch erhaben über dem Schein, der Euch die Wahrheit iſt, über der Hülſe, da Euch der Kern vorenthalten wird ...“

Der Kaiſer hielt inne. Hatte er zu viel von dem Inhalte ſeines eigenen Herzens — dem böhmiſchen Juden verrathen? Joſef war nicht wortkarg. Er verdeckte nicht gern die Gluth ſeiner Begeiſterung mit der ausgebrannten Aſche kalter Bedächtigkeit. Hätte ſonſt ſein Mund in der bittern Todesſtunde das Geheimniß offenbaret, alle ſeine Pläne ſeien an dem einen Irrthum geſcheitert, daß er den Menſchen zuviel vertraut — und zugetraut habe?

Mit raſcher Bewegung trat er plötzlich von den beiden Bittſtellern aus Böhmen hinweg; es hatte faſt den Anſchein, als wollte er ſie ohne Beſcheid kurz und übelwollend entlaſſen.

Da rief die Frau, indem ſie neuerdings auf den Boden hinſtürzte, ſo daß ſie nur eine Handbreit Raumes zwiſchen ihrem Haupte und dem Fuße des Kaiſers hatte, ſchluchzend:

„O, kaiſerliche Majeſtät! Wollen Sie eine Mutter ſo fortgehen laſſen, die beſtändig ein ſcharfes Schwert über ihrem einzigen Sohne gezückt ſieht? Kaiſerliche Majeſtät! ſchauen Sie doch herab auf den Jammer einer Mutter!“

Der Ton dieſer Klage, mit jener Wahrheit der Verzweiflung geſprochen, die ſich nicht ſpielen und erheucheln läßt, traf Joſefs Gemüth. Huldreich neigte er ſich zu der armen Mutter herab; er, der nicht ſtark genug ſich fühlte, die Schmerzensſchreie irregeleiteter Nationen von ſich zu wehren, wie unanfechtbar er ſich auch in ſeinem Rechte dünkte, wie ſollte er dem Jammer dieſer Menſchenſeele gegenüber die Miene ſtrenger Zurückweiſung beibehalten?

„Steh' auf, ſteh' auf,“ ſagte er weich, „Du ſollſt nicht ſagen, Frau, Du ſeieſt von dem Antlitz Deines

Kaiſers ungetröſtet fortgegangen ... Erzähle Du mir klar und ſchlicht, wie es um Dich ſteht. Dein Mann," ſetzte er mit jenem milden Lächeln hinzu, das ſeine Zeitgenoſſen ſo überaus ſchön fanden, „Dein Mann kommt mir wie ein Fanatiker vor, und mit Leuten ſolcher Art iſt es etwas ſchwer, ſich zu verſtändigen."

„Kaiſerliche Majeſtät!" ſchluchzte die Frau des böhmiſchen Juden, „wie ſoll ich ſprechen, wenn ich ſo erſchrocken bin?"

„So bleibt mir nichts anderes übrig, als mich mit dem Inhalte dieſer Bittſchrift bekannt zu machen. Es ſteht doch wohl darin, was Dich bedrückt?" fragte Joſef, indem er, das enfaltete Papier vor ſich haltend, in eine Fenſterbrüſtung trat.

„Alles, Alles, Eure Majeſtät!" rief die Frau. „Der Herr Pfarrer hat es ja geſchrieben, und der ſoll hundert Jahre leben!"

Der Kaiſer begann zu leſen. Eine athemloſe Stille waltete durch den weiten Kontrollorgang. Die Bittſchrift des böhmiſchen Ehepaares war ein umfangreiches Aktenſtück, das ſelbſt beim flüchtigſten Durchleſen eine geraume Zeit in Anſpruch genommen hätte. Der Kaiſer las langſam; bei mancher Stelle, die ihn lebhafter ergriffen zu haben ſchien, hielt er zögernd inne; dann flog ſein blaues Auge wie ſuchend über die Beiden hin. Schlome Fingerhut ſtand wieder, der ſcheue und gedrückte

Jude da, als der er eingetreten, das dreieckige Hütlein vor ſich hinhaltend, während die Frau noch immer in ihrer knieenden Lage verharrte.

Während ſeiner ganzen Regentenlaufbahn war dem Kaiſer kein eigenthümlicheres, ihn mehr feſſelndes Schriftſtück vor die Augen getreten. Die tollſten Projekte, wie die genialſten Anſichten, größter Aberwitz und planvolle Weisheit waren ihm in den Jahren entgegengetreten, die die Geiſter ſeiner Völker mit einer ſeit den Zeiten der Reformation nicht gekannten Unruhe aufgeſtört hatten ... Dieſer Bittſchrift gegenüber, ſonderbar ihrer Form und ihrem Inhalt nach, mußte ſelbſt Joſef geſtehen, daß alles bisher Gekannte und Erfahrene zur Farbloſigkeit herabſank. Schon der Eingang des Schriftſtückes feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade; es lautete:

„Zwei Schwerter ſind ſeit altersgrauen Zeiten, namentlich aber, ſeitdem Carolus Magnus ſich an jenem berühmten Weihnachtsfeſte die abendländiſche Krone aufſetzen ließ, über alles deutſche Land, ja über die ganze civiliſirte Erde ausgeſtreckt. Sie ſtehen als Wache an des Menſchen Wiege, ſie kreuzen ſich über ſeinem übrigen Leben und begleiten ihn, wenn er ſtirbt, zu Grabe. Die zwei Schwerter ſind die zwei Gewalten auf Erden: Staat und Kirche! Wer dem einen entrinnt, fällt der Schärfe des andern anheim. So iſt es Recht und Geſetz geweſen in jenen dunklen Zeiten, als die Menſchheit einer kräftigen und ungetheilten Fauſt bedurfte, wollte ſie nicht in ihren böſen und gewaltthätigen Gelüſten erſticken und zu Grunde gehen! Im Laufe der Zeiten mußte aber der unausbleibliche Umſtand eintreten, daß Unfriede aufkam zwiſchen den beiden gezückten Schwertern. Das eine wurde immer gewaltthätiger, das andere dagegen von Tag zu Tag ſtumpfer; kein Schützer des Rechts und der Bildung, ſondern ein Würger fuhr das Eine einher, während das andere ſich demüthig in die Ecke duckte und ganz vergeſſen zu haben ſchien, daß es doch auch aus Eiſen geſchmiedet worden. Selbſt wenn es den Anſchein hatte, daß es ſich hie und da dieſes ſeines Urſprunges erinnerte, immerhin iſt die Stärke des andern ſo anmaßend geweſen; bei allen Anläſſen, im Großen wie im Kleinen, hat es ſich ſo bedeutend in die Wagſchaale gelegt, daß jenes höchſtens funkeln, dieſes allein aber ſchneiden konnte. So iſt es geweſen bis zu des gottgeſegneten Kaiſers Ankunft auf dem glanzvollen Throne ſeiner erhabenen Ahnen; der hat das gute Staatsſchwert ergriffen, das ſchützende, allen gleich gerecht werdende, . . . und ſeit dieſer Zeit datirt ſich ein neues Blatt der Menſchheit, worauf die Augen des vorurtheilsfreien Weltweiſen immer mit Wohlgefallen ruhen werden.“

Nach dieſem etwas befremdenden Eingange erbat ſich der Stadtdechant von Kojetein, „in der innigſten Ueberzeugung, Se. kaiſerliche Majeſtät werde dies nicht ungnädig vermerken,“ die Erlaubniß, das Wort für eine „arme Judenfamilie“ führen zu dürfen, die ſich in der größten Noth, nämlich in Gefahr, von den „beiden Schwertern“ zu gleicher Zeit erfaßt zu werden, befinde. Er erzählte:

„Kurz nachdem das Toleranzedict glorreichen Andenkens erſchienen, ſei eines Abends ein junger Menſch, der Sohn des israelitiſchen Handelsmannes Schlome Fingerhut zu ihm gekommen und habe ihm in kurzen, aber leidenſchaftlichen Worten den Wunſch ausgedrückt, alſogleich in den Schooß der katholiſchen Kirche aufgenommen zu werden. Die Eltern des jungen Mannes ſeien ihm ſchon ſeit langen Jahren als die frömmſten Leute im Orte bekannt, um ſo mehr habe ihn alſo dieſe Mittheilung ihres Sohnes in Verwunderung geſetzt. Auf die Frage, was ihn denn zu dieſem Schritte bewege, der doch ſo außerordentlich ſelten unter ſeinen Glaubensgenoſſen vorkomme, habe er in größter Aufgeregtheit, mit flammenden Wangen und leuchtenden Augen geantwortet: „Das Toleranzedict meines Kaiſers Joſef des Zweiten.“ Laſſen wir hier den Bericht des guten Stadtdechanten von Kojetein in ihrer geſchriebenen Unmittelbarkeit folgen:

„Ich war über dieſe Antwort um ſo mehr erſtaunt, als ich ſie im erſten Augenblicke nicht begriff. Wie? ſagte ich ihm, der Kaiſer ſpricht zum erſten Male, ſeit Dein Volk in ſeinen Staaten ſich befindet, den Grundſatz der Duldung für ſeine akatholiſchen Unterthanen aus, und dieſen Moment willſt Du benützen, um aus dem Schooße Deiner Religionsgemeinde zu ſcheiden? „Eben deswegen," lautete die Gegenrede des jungen Iſraeliten, „will ich meinen Glauben ändern. Aus deſſen Herzen das Toleranzedict hervorgehen konnte, der muß die wahre Religion beſitzen, und ich will keinen andern Glauben haben, als mein Kaiſer Joſef der Zweite!" Auf meine Bemerkung, daß es mir ſchiene, als handle er gerade durch einen derartigen Schritt den erhabenen Abſichten des Kaiſers zuwider, der doch das benannte Edict nur zu dem Zwecke herausgegeben, um von den bisher ſo bedrückten Religionsparteien jeden Zwang und jede Nöthigung zu entfernen, antwortete er kurz und beſtimmt:

„Das Toleranzedict iſt auf Gottes Eingebung erfolgt. Gott wollte, daß dieſe wahrhaft große That aus den Händen eines chriſtkatholiſchen Herrſchers hervorgehe, um anzudeuten, daß er deſſen Religion über alle anderen ſetze." Ich geſtehe, daß mich dieſe Aeußerung geradezu verblüffte; es ließ ſich gegen die Wahrheit derſelben nichts einwenden. Da ich aber ſah, daß ich es mit einem jungen, leidenſchaftlichen, aufgeregten Menſchen zu thun hatte, in deſſen Gehirn eine ſogenannte fixe Idee ſich bis zur Manie vielleicht feſtgeſetzt hatte, ſo fragte ich ihn, um ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, ob er auch der Zuſtimmung ſeiner Eltern zu dem beabſichtigten Schritte ſicher ſei? Er antwortete: „Ich bin vierundzwanzig Jahre alt!“ Darauf ſtellte ich ihm vor, ob er auch ſich vergegenwärtigt habe, welchen Kummer er dadurch ſeinen Eltern verurſache, die an dem Glauben ihrer Väter mit der größten Zähigkeit hingen; eine Glaubensänderung ſei bald vollzogen, aber er möge bedenken, daß dadurch die zarteſten Fäden der Verwandtſchaft zerriſſen, die innigſten Bande der Natur aufgehoben würden. Da brach er in Thränen aus und bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen. „Ich habe alles überlegt, hochwürdiger Herr,“ ſagte er, „aber das Edict will es ſo von mir!“ Da ich ihn nun in dieſer Stimmung ſah, verſuchte ich noch Eines. Ich fragte ihn: „Soll ich Deine Eltern von dem Schritte, den Du vor haſt, in Kenntniß ſetzen? Willſt Du ihn öffentlich begehen? „Er muß im Stillen geſchehen,“ meinte er, und nun hatte ich nicht allzu große Mühe, um ihn zu überzeugen, daß ſein Wunſch um Aufnahme in den Schooß unſerer heiligen Kirche eine Sache ſei, die nach allen Seiten hin in Betracht gezogen werden müſſe. Er ſchien nicht meiner Meinung zu ſein, aber er ſchwieg. Um ihn nicht ganz ohne Hoffnung von mir gehen zu laſſen, beſtellte ich ihn auf einen der nächſten Tage zu mir ins Haus, ſelbſt der Hoffnung lebend, der junge Menſch könne indeſſen mit ſich reiflich zu Rathe gegangen ſein."

„Ich weiß," fuhr der Bericht des Kojeteiner Stadtdechanten hier fort, „ich habe bei dieſem Anlaſſe nicht ſo gehandelt, wie zu handeln es vielleicht von Tauſenden meiner Amtsbrüder als heilige Pflicht wäre angeſehen worden; aber ich weiß auch, daß dem landesväterlichen Herzen meines großen Kaiſers nichts widerwärtiger iſt als die Peſt des Proſelytismus, die lange genug in unſern Landen gehauſt, und daß ich dabei in jenem Geiſte vorgegangen bin — den Joſef der Zweite ſeinen Staaten als Signatur aufgedrückt haben will — im Geiſte der Duldung!"

„Am beſtimmten Tage, zu ſpäter Abendſtunde, fand ſich der junge Menſch wieder bei mir ein. Auf meine vorläufige Frage, ob er ſeinen Entſchluß zu bereuen nicht Gelegenheit gehabt habe, ſchüttelte er den Kopf. Er war weniger aufgeregt, als das erſte Mal, und eine Ruhe ſprach aus ſeinen Geſichtszügen, die mir deutlich kund that, ich würde diesmal einen weit ſchwierigern Stand haben. Ich täuſchte mich auch nicht. Der junge Menſch bewies ſich unerſchütterlich; er kam ſtets und wieder auf den Gedanken zurück, er müſſe ſich zur Religion ſeines Kaiſers bekennen, aus deſſen Hand das Toleranzedict hervorgegangen! Da ich nun nach einem Diſpute, der bis tief in die Nacht hinein währte, inne wurde, daß der junge Menſch nach einem unabänderlich gefaßten Plane handle und ſpreche, ſtellte ich ihm die Aufnahme in unſre Kirche unter der Bedingung in Ausſicht, daß er ſich durch vier Wochen einem ſtrengen Unterrichte in der Chriſtlehre unterziehen müſſe, worauf er mir mit einer gewiſſen Schüchternheit eingeſtand, er habe ſich bereits mit dem Katechismus bekannt gemacht, ich möge die Güte haben, ſein Wiſſen einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Dies that ich denn auch und fand es in jedem Betrachte bewunderungswürdig. Dennoch hielt ich es für nöthig, ihn auf neuere vier Wochen hinaus zu vertröſten, feſt entſchloſſen, wenn er ſich auch nach dieſem Termine unerſchüttert bewähren ſollte, der Erfüllung ſeines Wunſches kein weiteres Hinderniß in den Weg zu legen.“

„Am Sonntag Oculi, wieder in ſpäter Abendſtunde, ſtellte er ſich neuerdings bei mir ein; es waren gerade vier Wochen verfloſſen. Sein Entſchluß war ungebrochen, er beſtand darauf mit jener Leidenſchaftlichkeit, die er ſchon bei ſeinem erſten Beſuche an den Tag gelegt hatte. Dennoch erachtete ich es noch einmal als meine Pflicht, ihn einer neuerlichen ſtrengen Prüfung aus den Lehren des Katechismus zu unterwerfen; er beſtand ſie vortrefflich, ich fand auch nicht die geringſte

Lücke in ſeinem Wiſſen. Da glaubte ich in meinem Gewiſſen nicht länger Anſtand nehmen zu dürfen, und ſagte ihm unbedingt die Taufe zu. Da fiel er weinend vor mir auf die Knie und bat mich mit aufgehobenen Händen, die heilige Handlung ſogleich an ihm vorzunehmen, aber im Geheimen, und hier auf meiner Stube, denn er wolle ſich alsbald aus dem Lande entfernen, um ſeinen Eltern, die die Sache dennoch erfahren könnten, keine Kränkung zu verurſachen, die namentlich für ſeine Mutter den Tod nach ſich ziehen könnte."

„Ich willfahrte ihm, und vollzog an dem jungen Menſchen die heilige Handlung. Es war in der Nacht vom Sonntag Oculi auf den Montag, den der Kalender mit dem heiligen „Adrian" bezeichnet, weswegen ich ihm auch dieſen Namen beilegte, wie dies mein großes Taufbuch aufweiſt."

„Kurze Zeit darauf war der junge Menſch aus der Gegend verſchwunden. Ich begegnete öfters dem iſraelitiſchen Handelsmanne Schlome Fingerhut und deſſen Frau, aber nichts in dem Benehmen dieſer Leute deutete darauf hin, daß ſie eine Ahnung von dem hatten, was mit ihrem Sohne vorgegangen. Nur erfuhr ich aus näheren Erkundigungen, daß ſie die Abweſenheit dieſes einzigen Kindes, deſſen Aufenthalt ihnen gänzlich unbekannt ſei, ſchwer ertrügen, und darüber in großer Seelentraurigkeit ſich befänden. Zwei Jahre waren vergangen, die

Haare des Juden Schlome waren weiß geworden, man ſah es ihm an, daß er und ſeine einſt ſchöne Frau mit einem Kummer rangen, der ſtärker war, als ihr Wille. Sollte ich nun hinzutreten, konnte und durfte ich dieſen Leuten eine Kunde mittheilen, die für ſie die Schrecken des Todes haben mußte, da ſie an der Abweſenheit des Sohnes ſchon ſo ſchwer trugen? Ich ſchloß alſo das Geheimniß in meine Bruſt — und ſchwieg!“

„Vor einem halben Jahre ungefähr,“ fuhr der Bericht des Stadtdechanten von Kojetein fort, „gerade an dem Tage, den die Iſraeliten den „langen Tag“ nennen, weil ſie denſelben durch vierundzwanzig Stunden von einem Abende bis zum andern mit Faſten und Gebeten begehen, da habe ihn, den Pfarrer, ein zufälliger Gang an der Synagoge vorbeigeführt. Der Abend war bereits niedergeſunken, und die Leute ſtrömten in hellen Haufen aus dem Gotteshauſe. Mit einem Male ſei ihm der lange vermißte junge „Adrian“ vor die Augen gekommen; er ging, bleich, mit eingefallenen Augen, faſt kaum erkennbar, am Arme einer alten Frau, in der er alsbald die Ehefrau des Schlome Fingerhut erkannt habe — und Beide kamen aus einer und derſelben Synagoge! Wie von einer höhern Eingebung erleuchtet, habe er Augenblicks gewußt, was mit dem Neophyten vorgegangen! Er war reuig wieder in den Schooß ſeiner Gemeinde zurückgekehrt, und hatte den neuen Glauben verleugnet! In ihm ſeien Zorn und Grimm gegen ein ſo freches Thun erwacht, und wenn er dieſen Gefühlen nicht alsbald gefolgt ſei, ſo käme das daher, weil er ſich bemeiſtert habe — und weil er die alte Mutter am Arme ihres Sohnes geſehen!

„Dennoch habe er nach reiflicher Ueberlegung in der Stille der Nacht den Gedanken von ſich geſtoßen — die „beiden Schwerter“ wider das Haupt des „Abgefallenen“ aufzurufen. Wie, wenn der junge Menſch blos einem Sehnſuchtsdrange nach der Heimat gefolgt, wenn er nur aus Liebe zu ſeinen Eltern jene Religionshandlungen mit ihnen theilte, die er in der Nacht jenes Sonntages Oculi vor ihm auf immer abgeſchworen? Um Licht in dieſer Sache zu erhalten, habe er beſchloſſen, keinen auffallenden Schritt vorzunehmen, und vor Allem den jungen Mann zuerſt zu hören. Er habe ihn alſo durch einen Diener zu ſich in's Haus beſtellt, in der gegründeten Hoffnung, ſeine Vermuthungen beſtärkt zu finden.

„Tage verſtrichen,“ ſo lauten wieder die eigenen Worte des Pfarrers, „und der junge Adrian fand ſich bei mir nicht ein. Ich ſchickte neuerdings zu ihm, aber auch diesmal folgte er meinem Aufrufe nicht. Da überkam mich ein leichtverzeihlicher Grimm; ich ließ ihm ſagen, wenn er nicht morgen in aller Frühe vor mir erſchiene, würde ich ihn durch den Stadtvogt ergreifen und in's Gefängniß ſetzen laſſen, von woher er mir wohl Rede und Antwort ſtehen würde. Der Morgen kam, aber ſtatt des jungen Menſchen ließen ſich die Eheleute Fingerhut melden, die mich zu ſprechen wünſchten.“

„Niemals in meinem Leben werde ich nun den Vorgang vergeſſen, der ſich vor meinen Augen entwickelte. Die beiden Alten waren gekommen, um mich um Gnade und Schonung anzuflehen. Sie wußten Alles, der Sohn hatte ihnen Alles eingeſtanden. Er war nicht nur in die Heimath zurückgekehrt, er hatte auch ſeinen alten Glauben mitgebracht. Er war ein Reuiger geworden, er ſah als Verirrung ein, was er in einer mächtigen Aufwallung, in einer alle ſeine Sinne feſſelnden Vorſtellung inbrünſtig umfaßt hatte. Zwei Jahre planloſen Herumirrens in der Fremde, vielfache Täuſchungen, die er erlebt, dazu die Sehnſucht nach den frommen Eltern brachten eine Verwirrung in ihm hervor, die ſchließlich ihn zu dem Entſchluſſe drängten, die alte Heimath und die alte Gemeinde aufzuſuchen, der er ſich doch ſelbſt entfremdet hatte. Wohl wußte er, welche Strafen ſeiner harrten, aber er war feſt entſchloſſen, Kerker, vielleicht auch den Tod über ſich ergehen zu laſſen; er wollte büßen und leiden. Das war ſein einziges Begehr!“

„In dieſem Augenblicke traten die beiden gewaltigen

Schwerter in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor meine Seele; ich hatte aber auch den Jammer der Alten vor mir, der wohl im Stande war, das härteſte Felsgeſtein zu erweichen. Ich konnte drohen, aber das harte Wort erſtarb mir auf den Lippen, wenn ich auf die naſſen Augen der Frau, und die verzweifelte Miene ihres Mannes ſah. Pflicht und Menſchlichkeit ſtritten in mir gleichzeitig einen ſchweren Kampf; ich konnte und durfte nicht weichen, während andererſeits das Gefühl mir augenblickliche Schonung gebot. In dieſer Seelennoth fiel es in mich, wie ein Strahl vom Himmel! In dieſem Widerſtreite zweier Gewalten kann nur Der den Ausſpruch fällen, der das Staatsſchwert in Händen hält, nur Joſef der Zweite in ſeiner Hofburg wird in ſeiner Weisheit und Hoheit, in ſeiner Erleuchtung und Geiſtesſtärke das Wort ſprechen, das entſcheidend ſein muß.“

„Und ſo beredete ich,“ ſchloß der Bericht, „die alten Leute, ſich direct an das großmüthige Herz Ew. kaiſerlichen Majeſtät zu wenden. Von den Lippen meines großen Kaiſers ſoll die Weiſung ausgehen, was in dieſer ſchwierigen Angelegenheit zu geſchehen habe! Ich ſelbſt will — ſchweigen und meine Lippen geſchloſſen halten, bis Eure Majeſtät geſprochen!“

„Beide Schwerter hängen über dem Haupte eines Schuldigen. Es iſt in Gefahr zermalmt und vernichtet zu werden. Soll das Geſetz in ſeiner ganzen Strenge, ſoll die milde Deutung in dieſem Falle walten? Eure Majeſtät werden entſcheiden; bis dahin verharrt in tiefſter Unterthänigkeit meines großen Kaiſers allerergebenſter

Johannes Roſinger,
Stadtdechant zu Kojetein in Böhmen.“

Joſef war mit der umfangreichſten Bittſchrift, die man ihm jemals entgegengereicht, zu Ende gekommen. Ihr Inhalt mußte ihn in ſeltſamer Weiſe ergriffen haben; er hatte das Papier auf die Brüſtung einer Fenſterniſche gelegt, und blickte nun, wie traumhaft verloren vor ſich nieder. Was ſeine Seele wohl beſchäftigte? War ihm die Geſtalt des ehrwürdigen Geiſtlichen vor das innere Auge getreten, deſſen Schrift ſo erquickend darthat, daß dem kaiſerlichen Gärtner nicht überall ödes Felsgeſtein entgegenſtarrte, daß die ausgeſtreute Saat hie und da auch auf fruchtbaren Boden gefallen war? Ging über ſeine Lippen ein unausgeſprochenes Dankwort an den wackeren Freund in der entlegenen Provinz?

Es war eine geraume Weile vergangen. Eine volle Stunde währte bereits die Audienz des jüdiſchen Ehepaares aus Böhmen. Draußen vor dem Kontrollorgang erſcholl Waffengeklirr, die Wache war eben abgelöſt worden. Da fuhr der Kaiſer auf. Mit raſchen Schritten ging er auf die beiden Bittſteller zu; er hatte die Denkſchrift des Kojeteiner Stadtdechanten wieder zur Hand genommen.

„Was iſt Euer Pfarrer für ein Mann?“ wandte er ſich an die Frau, ſie mit ſeinen blauen Augen ſcharf fixirend.

„Euer Majeſtät meinen, ob er alt oder jung iſt?“ fragte die Ehefrau Schlome Fingerhuts zurück.

„Meinetwegen!“ lächelte der Kaiſer. „Iſt er jung?“

„Er iſt ein alter Mann, kaiſerliche Majeſtät,“ entgegnete die Frau.

„Sonderbar!“ ſprach Joſef halblaut vor ſich hin, „die Alten werden mit mir jung, während von den Jungen der alte Widerſtand gegen mich ausgeht.“

„Er iſt alſo alt!“ rief der Kaiſer mit erhöhter Stimme, „hat man in eurem Orte nie eine Klage wider ihn vernommen?“

„Wer ſollte gegen ihn klagen?“ meinte die Frau ganz verwundert, „der könnte einem Kinde kein Unrecht thun.“

„Er iſt alſo gegen Euch Juden gut?“ fragte der Kaiſer.

„Gut iſt kein Wort, Euer Majeſtät,“ ſagte die Frau in der ganzen Unbefangenheit ihres Weſens. „Neulich iſt ein armer Handwerksburſche von draußen „aus dem Reich“ bei uns geſtorben; wie man deſſen Gepäcke unterſucht, hat man gefunden, daß er ein Lutheraner iſt geweſen. Der Pfarrer war gerade nicht zu Hauſe, und da hat ſein Kaplan befohlen, man ſoll den Todten auf freiem Felde begraben, wie Einen, der an ſich ſelbſt

Hand gelegt hat. Aber zu derſelben Stunde, wo das hätte geſchehen ſollen, iſt der Pfarrer nach Hauſe gekommen, und da hat er ſogleich ſein geiſtlich Gewand angezogen und hat befohlen, man ſoll das Sterbeglöckchen läuten, und er iſt ſelbſt mit der Leiche auf den Friedhof hinausgegangen, wo er den armen Handwerksburſchen hat begraben laſſen."

Das Papier in Joſefs Händen zitterte. Es war einer jener wenigen Momente in dem Leben des großen Herrſchers eingetreten, der wie ein heller Sonnenblick aus trübem Gewölke ihn traf. Er war alſo verſtanden worden!

Eine lautloſe Stille waltete neuerdings durch den weiten Kontrollorgang. Joſef ſchien ſichtbar mit dem Beſcheide zu kämpfen, der im nächſten Augenblicke über ſeine Lippen treten mußte.

„Majeſtät! was iſt's mit unſ'rem Sohne?" rief plötzlich mit überquellender Heftigkeit die Frau.

Und auch Schlome Fingerhut richtete ſich wieder aus ſeiner ſcheuen Stellung auf, und rief, die Hände unter dem dreieckigen Hütlein gefaltet:

„Kaiſerliche Majeſtät! Sprechen Sie ein Wort der Gnade! ein einziges Wort der Gnade!"

Mit bewegter und doch feſter Stimme ſagte Joſef:

„Ich bedauere es vom Herzen, Euch ſagen zu müſſen, daß in dem Falle Eures Sohnes . . . von Gnade keine Rede ſein kann. Sein Schickſal iſt dem Geſetze verfallen, und erſt wenn dieſes geſprochen, kann ich vielleicht mildernde Umſtände in Betracht ziehen!"

„Allergnädigſter Kaiſer und Herr!" rief die arme Bittſtellerin aus der tiefſten Seelenangſt, indem ſie vergeſſend des Ortes und Desjenigen, vor dem ſie ſtand, mit leidenſchaftlicher Wildheit an die goldene Haube auf ihrem Kopfe griff, „was hat eine bittende Mutter mit dem Geſetze zu thun! Das Geſetz iſt gut, wo man es braucht."

„Man muß dem Geſetze ſeinen Lauf laſſen," ſagte der Kaiſer, der nur mit Mühe ſeiner innern Bewegung Herr zu werden ſchien.

Die Frau aber, die dieſen kaiſerlichen Ausſpruch nicht verſtand, rief im herbſten Tone:

„Um Gotteswillen, mein allergnädigſter Kaiſer und Herr, was ſoll dann mit meinem Kinde und mit mir vorgehen?"

„Ich kann Dir nicht helfen, Frau!" ſagte Joſef beinahe tonlos.

„So ſoll ich alſo mit meinem Manne nach Hauſe zurückkehren," rief Schlome Fingerhuts Ehefrau, „ohne Troſt, ohne daß ich weiß, ob mir mein Kind bleibt, und ob es nicht morgen vielleicht in den finſtern Criminal geſetzt wird?"

„Höre, Frau," ſagte der Kaiſer, indem er ſich um einige Schritte den beiden Bittſtellern näherte, „und merke Dir, was ich Dir ſage. Wenn Du nach Hauſe kommſt, ſo ſei Dein erſter Gang zum Stadtdechanten von Kojetein. Vermelde ihm meinen kaiſerlichen Gruß. Er ſoll ſchweigen bis ich ihm zu reden geſtatten werde. Weiteres haſt Du nicht zu berichten, bis dahin bleibe Alles beim Alten! Haſt Du mich verſtanden?“

Gitel Fingerhut konnte nur mit dem Kopfe nicken. Vor herabſtrömenden Thränen vermochte ſie das Antlitz des Kaiſers in dieſem Augenblicke nicht zu ſehen, aber es war ihr, als ſtröme überirdiſcher Lichtſchein von ihm aus.

Dann winkte Joſef mit der Hand, welches Zeichen Beide dahin verſtanden, daß ſie ſich entfernen ſollten. —

So endigte dieſe Audienz, eine der längſten vielleicht, die Joſef während ſeiner ganzen Regentenlaufbahn einem ſeiner Unterthanen gewährte. Sie hatte nicht weniger als eine volle Stunde in Anſpruch genommen. In den Wiener „tolerirten“ Kreiſen unterhielt man ſich noch Tage lang davon; es hatte ſich das Gerücht verbreitet, der Kaiſer habe von einem jüdiſchen Ehepaare aus Böhmen die wichtigſten Mittheilungen entgegengenommen, ja man ging ſo weit, als beſtimmte Thatſache zu erzählen, dem Kaiſer ſeien genaue Details über eine zunächſt in Böhmen ausbrechende „Judenverfolgung“ vorgelegt worden. Niemand ahnte den rechten

Zuſammenhang, nur Joſef allein wußte darum. Seine große Seele allein wußte es auch, was ihn bewogen mit ſolcher Geduld und Ausdauer, als wäre es die wichtigſte Staatsaction, die beiden jüdiſchen Bittſteller anzuhören.

Noch an demſelben Tage reiſte Schlome Fingerhut mit ſeiner Frau Gitel nach Böhmen zurück. —

Es war im Spätherbſt. Die Vorbereitungen zu dem verhängnißvollen türkiſchen Kriege, aus dem der Kaiſer mit der Todeswunde im Herzen zurückkehren ſollte, traten in immer deutlicheren Umriſſen hervor. Joſefs Gemüth war von einer faſt unheimlichen Unruhe beſchattet; ſchon mußte er ſich geſtehen, daß die künſtlich und naturgemäß aufgeregte Volksmeinung weit über die Ufer ſchlug; ſein bannendes Wort zeigte ſich ohnmächtig und ſchon begann jene Reihe von halben, theils beſchränkenden, theils wieder aufhebenden Maßregeln, die mit der einen Hand zerſtörten, was ſie kurz zuvor mit der andern aufgebaut. Die Vorſchatten jenes zwitterhaften Zuſtandes zwiſchen Licht und Dunkel, der nach Joſefs Hingang über deſſen Lande ſich ausbreiten ſollte, begannen bereits ihr geſpenſtiſches Spiel. Aber noch lebte der Kaiſer! noch konnte er hoffen, aus dem allgemeinen Schiffbruche, den ſeine Pläne erlitten, wenigſtens das Eine zu retten: den fortwirkenden, wenn auch für jetzt vielfach gebrochenen Geiſt ſeiner Grundſätze.

Joſef war nach Böhmen gegangen, um über einige, in dem nordöſtlichen Theile dieſer Provinz zuſammengezogene Regimenter vor ihrem Ausmarſche nach der türkiſchen Gränze Muſterung zu halten.

Ein regneriſcher Herbſtabend war eingetreten. Trübe und grau, faſt auf die Erde herab, hingen die Wolken, die Wege waren aufgeweicht, und nur mühſam ſchleppte ſich eine unanſehnliche, von zwei müden Bauergäulen gezogene Kaleſche die Straße einher. Aus der Ferne erſchollen die durch die ſchwere Luft gedämpften Trommeln der von dem Manöver heimziehenden Truppen, worein ſich von Zeit zu Zeit Trompetengeſchmetter mengte. Den beiden Offizieren in der offenen Kaleſche ſchien die feuchte Luft unangenehm geworden, ſie hüllten ſich dichter in ihre Mäntel. Der Kutſcher, der Knecht eines naheliegenden Bauernhofes, ahnte nicht, daß er in dieſem Augenblicke den römiſch-deutſchen Kaiſer Joſef den Zweiten führte. Der andere Herr war der militäriſche Begleiter des Kaiſers, einem Geſchlechte entſproſſen, das von den Schlachtfeldern Oeſterreichs ſeine blutigen Wappenſchilde geholt hatte.

Joſef wollte nach dem benachbarten Schloſſe des Grafen Waldſtein-Wartenberg, das ihm während der Zeit dieſer Herbſtmanöver zum Aufenthalte diente.

Ein trübes Stillſchweigen waltete zwiſchen den beiden Herren im Wagen. War es, daß der Kaiſer durch irgend einen bei der Muſterung wahrgenommenen Mißſtand ſich verſtimmt fühlte, oder daß auch er der geheimnißvollen Gewalt dieſes Herbſtabends ſein Recht widerfahren laſſen mußte — er, der ſo Mittheilſame, hatte während des ganzen Weges kein einziges Wort an ſeinen Begleiter gerichtet, der ſeinerſeits wieder Anſtand nahm, in die gedrückte Stimmung ſeines Gebieters mit einer Frage, die vorlaut klingen konnte, einzugreifen.

Die Blicke des Kaiſers folgten der langen Reihe von Obſtbäumen, die ſich zu beiden Seiten der Straße hinzogen. Hie und da lichtete ſich der ſchwere Nebel; und dann konnte das Auge die in dämmerhaften Umriſſen nach rechts und links verſtreuten Weiler und Dörfer, ferne Thurmſpitzen und fabelhaft geſtaltete Häuſermaſſen hervortreten ſehen.

Mit einem Male brach der Kaiſer das bis dahin inne gehaltene Schweigen.

„Fragen Sie doch, Graf,“ wandte er ſich an ſeinen Begleiter, „wie dort der Flecken zur Rechten heißt. Die Thurmſpitze blickt ſo einladend herüber, und ich muß geſtehen, ich fühle mich ziemlich müde.“

„Kann Er uns ſagen, wie der Ort dort zur Rechten heißt?“ rief der Adjutant des Kaiſers dem Bauernknecht in böhmiſcher Sprache zu.

„Kojetein, Herr Offizier!“ gab dieſer zur Antwort.

„Kojetein!“ fuhr der Kaiſer auf, „der Name ſollte mir bekannt ſein; ich muß ihn irgendwo vernommen haben.“

Der Adjutant bemerkte mit Staunen, daß die Züge des Kaiſers einen lebhaften Ausdruck angenommen hatten. „Es muß ſo ſein,“ hörte er den Kaiſer halblaut vor ſich hin rufen; „es iſt gewiß ſo.“

„Fragen Sie doch den Knecht,“ rief der Kaiſer haſtig, „ob dieſes Kojetein ein Dorf oder eine Stadt iſt?“

„Eine Stadt!“ wurde dem Adjutanten zur Antwort.

„So ſagen Sie dem Kutſcher,“ rief Joſef, „er ſolle uns ſtatt nach dem Schloſſe des Grafen Waldſtein nach Kojetein in den dortigen Pfarrhof bringen!“

Der Offizier zögerte und ſah den Kaiſer mit einer gewiſſen Unentſchloſſenheit von der Seite an.

„Was haben Sie?“ meinte der Kaiſer ungeduldig.

„Ich wollte mir nur die Bemerkung geſtatten,“ ſagte der Offizier in ehrerbietig gedämpftem Tone, „ob es für den müden Zuſtand Eurer Majeſtät nicht angezeigter wäre, nach dem mit aller Bequemlichkeit ausgeſtatteten Schloſſe des Grafen Waldſtein heimzukehren, als den vielleicht armſeligen Pfarrhof zu beehren, der wahrſcheinlich nicht in der Lage ſein dürfte, Eurer Majeſtät irgend welche erträgliche Unterkunft zu gewähren.“

„Laſſen Sie das, Graf,“ rief Joſef lebhaft. „Ich habe in Kojetein einen guten Freund, dem ich einen längſt zugedachten Beſuch abſtatten muß. Zeit und Gelegenheit ſind da, ich will ſie benützen.“

Der Offizier zeigte eine verlegene Miene; er wußte ſich in die ſonderbare Rede des Kaiſers nicht zu finden.

„Sie möchten wiſſen,“ rief der Kaiſer lächelnd, „wer der gute Freund iſt, den in dieſem böhmiſchen Städtchen zu beſitzen ich das Glück habe? Nun, ich kann es Ihnen ſagen, es iſt der Stadtdechant von Kojetein.“

Der Adjutant ertheilte nun dem Kutſcher die nöthige Weiſung, worauf der Wagen in einen Nebenweg einlenkte, der nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Kojetein führte.

„Sie werden es vielleicht unbegreiflich finden, Graf,“ wandte ſich dann der Kaiſer an ſeinen Begleiter, „wenn ich Ihnen ſage, daß ich mich auf den bevorſtehenden Beſuch bei dem Stadtdechanten recht ſehr freue. Er iſt mein wirklicher, treuer und wackerer Freund, und je ſeltener man ſolchen im Leben begegnet, deſto mehr muß man ſich beeilen, ſie feſt zu halten, wenn ſie das Geſchick uns entgegenführt.“

Die Nacht war bereits herabgeſunken, als der Wagen, aufgehalten durch den bodenlos ſchlechten Weg und die eingetretene Finſterniß, die zur Vorſicht mahnte, über das holprige Pflaſter des Städtchens Kojetein einherraſſelte. Die wenigen Straßen waren bereits menſchenleer, hie und da brannte ein Stümpfchen Licht in dem

Laden eines Seifenſieders oder einer „gemiſchten Waarenhandlung;“ von dem Thurme der Stadtkirche erſcholl in langhin verhallenden Klängen das Abendgeläute.

Der Wagen hielt vor dem Pfarrhof, deſſen Thore noch weit offen ſtanden.

Joſef war, die Beihülfe ſeines Begleiters freundlich abweiſend, mit beinahe jugendlicher Raſchheit herabgeſprungen.

„Was werden Sie beginnen, Graf,“ meinte er, indem er ſich hiezu der franzöſiſchen Sprache bediente, „während ich meinem guten Stadtdechanten den Beſuch abſtatte? er kann vielleicht länger dauern, als Ihnen lieb ſein dürfte.“

„Ich werde trachten, es mir ſo bequem als möglich zu machen,“ bemerkte der Offizier in derſelben Sprache, „der Pfarrhof ſcheint mir geräumig genug, daß ich hoffen kann, irgendwo ein warmes trockenes Plätzchen zu erobern. Im widrigſten Falle bleibe ich im Wagen.“

„Ganz nach Ihrem Gutdünken, lieber Graf,“ ſagte Joſef und ſchritt raſch auf die Hausthüre zu, die er trotz des nächtlichen Dunkels vor ſich gewahrte.

In demſelben Augenblicke trat eine alte Frau, die Haushälterin des Pfarrers, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand haltend, über die Schwelle des Hauſes.

„Kann ich den Herrn Dechanten ſprechen?“ fragte der dicht in ſeinen grauen Mantel gehüllte Kaiſer, indem er der Frau näher trat.

Die Haushälterin verneigte ſich tief vor dem vermeintlichen Offizier, der ſich ihr im flackernden Schimmer ihrer Kerze zeigte.

„Der Herr Dechant iſt auf ſeiner Studierſtube," ſagte die Haushälterin, ſich neuerdings demüthig verbeugend.

„Führen Sie mich zu ihm!" rief der Kaiſer.

„Wen ſoll ich dem Herrn Dechanten melden?" meinte die Haushälterin, indem ſie ſeitwärts trat, um dem vornehmen Fremdlinge den Eintritt in das Haus zu erleichtern.

„Sagen Sie ihm," rief der Kaiſer nach einigem Nachdenken, „ſagen Sie dem Herrn Dechanten, ein alter Freund ſei gekommen, um ihn zu ſprechen!"

Die Haushälterin warf einen prüfend neugierigen Blick auf den angeblichen guten Freund des Pfarrers; ſie diente bereits durch volle dreißig Jahre auf dem Pfarrhofe und konnte ſich nicht erinnern, daß der Herr Dechant ſeine guten Freunde in den Reihen des Militärs habe. Sie entfernte ſich, nachdem ſie vorher den Leuchter in eine Mauerniſche des Vorhauſes geſtellt hatte.

Nach einer Weile erſchien ſie wieder.

„Der Herr Dechant erwartet den Herrn Offizier mit

Vergnügen," meldete ſie, die Kerze ergreifend, um dem ihr auf dem Fuße folgenden Kaiſer den Weg über die enge Treppe zu beleuchten, die in das obere Stockwerk führte.

Oben angelangt, geleitete ſie ihn über einen mit rothen Ziegelſteinen gepflaſterten langen Gang, und zeigte ihm endlich am Ausgange deſſelben eine Thüre, die ſie als die Studierſtube des Herrn Dechanten bezeichnete.

Ein laut vernehmliches „Herein" erſcholl, nachdem der Kaiſer gepocht hatte.

Joſef war eingetreten.

Die ehrwürdige Geſtalt eines alten Prieſters im geiſtlichen Hausgewande ſtand vor ihm. Das volle Licht der auf dem Schreibtiſche ſtehenden Nachtlampe fiel auf ein mildes, von weißen Locken umrahmtes Geſicht, auf dem der Geiſt, wie er aus jener Bittſchrift dem Kaiſer ſo wohlthuend entgegen getreten war, als ein von dem Gotte des Friedens ſelbſt aufgedrücktes Siegel glänzte.

„Sie ſind doch der Stadtdechant von Kojetein!" rief der Kaiſer mit inniger Bewegtheit. „Sie müſſen es ſein."

„Ich bin der Pfarrer dieſes Ortes," ſagte der alte Prieſter, indem er den Fremden mit der Hand einlud, auf einem mit rothem Stoffe überzogenen Sopha Platz zu nehmen. „Bin ich im Stande, Ihnen welchen Wunſch immer zu erfüllen?“

„Ich habe mich Ihnen als einen alten, guten Freund anmelden laſſen,“ ſagte Joſef, dem Pfarrer näher tretend. „Kennen Sie mich?“

„Ich habe nicht das Vergnügen ...“ meinte der alte Prieſter, verlegen lächelnd.

„Sie kennen mich alſo nicht?“ rief der Kaiſer lebhaft, „und doch iſt es nicht ſo lange, hochwürdiger Herr, daß Sie ſich an mich, als an einen guten alten Freund, mit einer Anfrage gewendet haben. Erinnern Sie ſich nicht ...“

„Ich wüßte nicht ...“ ſagte der Dechant in ſteigender Verlegenheit, indem ſeine Blicke bald an dem Antlitze des Kaiſers, bald an dem Hauskäppchen haften blieben, das er in der altersſchwachen Hand hielt.

„Und ich ließ Ihnen, hochwürdiger Herr,“ fuhr Joſef ſchalkhaft lächelnd fort, „durch eine arme Frau meinen Gruß vermelden, ließ Ihnen ſagen, in der bewußten Angelegenheit ſollten Sie ſchweigen, bis ich Ihnen den Zeitpunkt beſtimmen würde, wo Sie reden dürften! Kennen Sie mich nun?“

Das Hauskäppchen entſank den zitternden Händen des Prieſters, eine tiefe Bläſſe hatte ſein mildgeröthetes Geſicht überflogen. Er faßte mit der einen Hand nach der Lehne des Stuhles, denn er fühlte ſich einer Ohnmacht nahe.

„Um des heiligen Gottes willen!“ ſtammelte er mehr als er ſprach . . . „wäre es möglich, daß ich hier auf dieſer Stube meinen allergnädigſten Kaiſer und Herrn …“

„Kennen Sie mich nun, Herr Dechant?“ rief der Kaiſer, indem er die Hand des alten Prieſters ergriff und ſie herzlich drückte. „Ich bin gekommen, um meinen alten Freund in Böhmen aufzuſuchen, und ihm zu danken für das Vertrauen, das er in mich geſetzt hat.“

Der alte Mann zitterte an jedem Nerve ſeines Leibes: er war keines Wortes mächtig, und vermochte doch nicht die Augen von dem Antlitze Joſefs abzuwenden.

„Erſchreckt Sie ſo der Anblick Ihres guten Freundes?“ ſagte der Kaiſer mit jenem Ausdrucke wahrhafter Leutſeligkeit, wie ſie ihm die Herzen Aller, die ihm jemals genaht waren, zu gewinnen gewußt hatte.

„O! Eure kaiſerliche Majeſtät!“ rief der alte Stadtdechant mit beinahe feierlicher Andacht die Augen zur Stubendecke erhebend, nach geraumer Weile, die ihm die nöthige Faſſung wiedergegeben hatte, „ich ſegne den Ort und die Stunde, da es mir gegönnt iſt, das Antlitz meines allergnädigſten Kaiſers und Herrn hier auf meiner Stube zu erblicken. Ich kann jetzt mit dem Patriarchen ausrufen: Ich kann nun mit Freude in die Gruft fahren, denn ich habe Joſef den Zweiten geſehen.“

„Dank Ihnen, Dank, mein wackerer Freund!" rief der Kaiſer tief bewegt, „ich weiß es, welch' einen warmen Anhänger ich an Ihnen beſitze. Nicht alle Ihre Amtsbrüder gleichen Ihnen . . ."

„Der Geiſt der Zeit bringt es ſo mit ſich," meinte der Pfarrer beſcheidenen Tones.

„Wie verſtehen Sie das, hochwürdiger Herr? rief der Kaiſer mit großer Lebhaftigkeit.

Er hatte hiermit auf dem rothen Sopha Platz genommen, und lud durch eine Handbewegung den alten Prieſter ein, mit ihm den gleichen Sitz zu theilen. Doch der Dechant blieb trotz mehrfacher Aufforderung aufrecht neben ſeinem Lehnſtuhle ſtehen, das Hauskäppchen verlegen zwiſchen beiden Händen haltend.

„Wie verſtehen Sie das alſo, Herr Pfarrer?" rief der Kaiſer nochmals.

„Der Geiſt der Zeit," ſagte der alte Prieſter, „bringt es mit ſich, daß Licht und Dunkel im unentſchiedenen Kampfe miteinander um die Herrſchaft ſtreiten."

„Und wem, glauben Sie, wird der Sieg zufallen?" meinte Joſef, ſich haſtig von ſeinem Sitze erhebend.

„Ich fürchte, kaiſerliche Majeſtät," ſagte der Prieſter leiſe, „es werden Zeiten kommen, von denen es heißen wird: Wann bricht wieder der Tag an?"

„Was Sie mir da ſagen, Herr Dechant!" meinte der Kaiſer, indem er ſich dichter in ſeinen Mantel hüllte, „klingt allerdings bitter genug, aber es iſt mir nicht neu. Ich höre es täglich von Feind und Freund, und die Buchdruckerpreſſe ſorgt ſtündlich dafür, daß ich es keinen Augenblick vergeſſe. Der Geiſt der Finſterniß, des Widerſtandes und des künſtlich erzeugten Mißverſtändniſſes regt ſich überall; meine Maßregeln werden, als von einem Despoten herrührend, verläſtert, ja in einer neulich in Brüſſel erſchienenen Flugſchrift ſah ich mich mit Tamerlan verglichen! Ich weiß das Alles, und wenn ich dennoch den Muth nicht ſinken laſſe, ſo geſchieht das darum, weil ich es noch zu erleben hoffe, daß meine Völker zur Erkenntniß gelangen werden; der muthige und rechte Mann verſchafft ſich am Ende doch Recht.“

„Gott erhalte, Gott ſtärke und mehre die Jahre Eurer Majeſtät!“ rief der Stadtdechant mit zitternder Stimme, indem er die Hände feierlich faltete. „Ich bin alt, und das Grab gähnt zu meinen Füßen. Aber ehe ich den Sieg der Feinde Eurer Majeſtät erlebe, möchte ich lieber heute als morgen ſterben.“

Die Worte des greiſen Prieſters ergriffen den Kaiſer ſo ſehr, daß ſeine Augen feucht wurden. Es dauerte eine geraume Weile, bis er ſeiner Bewegung Herr geworden war.

„Wie kommt es, Herr Pfarrer,“ ſagte er gedämpften Tones, „daß gerade Sie ein ſo gütiger Beurtheiler meiner Maßregeln ſind? Ich bin es nicht gewohnt, die

Vertheidiger meiner Abſichten in Ihrem Kleide zu erblicken."

„Es kommt dies daher, Euer Majeſtät," entgegnete der alte Prieſter, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend, „weil ich, ſeitdem ich dieſes Kleid trage, darauf angewieſen bin, mit dem Volke zu verkehren und deſſen Bedürfniſſe kennen zu lernen. In der erſten Zeit meines geiſtlichen Wirkens war es freilich anders; da fühlte ich mich von Hochmuth nicht frei, ich hielt mich in der That für eine geheiligte Perſönlichkeit, der nichts Unheiliges nahen durfte. Mit der Zeit kam ich zu einer anderen Anſicht. Ich ſah ein, um meiner Gemeinde ein rechter Seelenhirte zu werden, müſſe ich vor Allem mich bemühen, Bürger zu ſein. Die Geſetze und Anordnungen Eurer Majeſtät bekräftigten mich in dieſer Anſicht, denn ich irre gewiß nicht, daß der Geiſt dieſer Legislation nichts Anderes bezweckt, als alle Mitglieder des Staates allmälig zu dem Bewußtſein zu bringen, ſie ſeien Bürger eines und deſſelben Landes, alle hätten Pflichten und müßten zum Gedeihen des Ganzen, jeder nach ſeinem Berufe und Vermögen, beitragen . . ."

„So iſt es!" rief der Kaiſer lebhaft. „Fahren Sie fort."

„Und doch, Euer Majeſtät," fuhr der Pfarrer nach einer Pauſe fort, und die Züge ſeines Antlitzes nahmen einen erregten Ausdruck an, „muß ich vor meinem kaiſerlichen Herrn und Gebieter das Geſtändniß ablegen, daß mir oft der Gedanke entgegentritt, dem Widerſtande, wie er ſich jetzt überall regt, liege eine gewiſſe Berechtigung zu Grunde ... Doch, Euer Majeſtät zürnen mir vielleicht, wenn ich mich unterfange, in dieſem Tone weiter zu ſprechen.“

„Fahren Sie nur fort, Herr Pfarrer,“ ſagte Joſeph, „von Ihnen will ich die Wahrheit vernehmen.“

„Euer Majeſtät!“ fuhr der Stadtdechant in erhöhtem Tone fort, „als ich kraft jener Verordnung, die aus Gründen der Nützlichkeit und Sparſamkeit gebot, die Leichen ohne Sarg, blos mit grober Sackleinwand bekleidet, zur Erde zu beſtatten, die erſte Leiche, und es war gerade ein Kind von Bauersleuten, für den letzten Heimgang einſegnete, da ſagten es mir die verzweifelten Mienen der Eltern, und die Haltung aller Begleiter dieſer armen Leiche ... daß die beſten Intentionen Eurer Majeſtät an dem Widerſtande ſcheitern müſſen, den das Gemüth und der freie Wille jedesmal entgegenſetzen, wenn man mit zu rauher Hand in ihr Heiligthum eingreift ...“

„Ich habe dieſe Verordnung zurückgenommen,“ rief Joſef.

„Aber die Gegner Eurer Majeſtät, die Haſſer allen Lichtes,“ meinte der Pfarrer, „hatten dennoch Zeit gewonnen, aus dem Geiſte dieſer Verordnung dasjenige herauszuleſen, was ſie für ihre Zwecke gerade bedurften. Von nun an hatten ſie das rechte Loſungswort: Der Kaiſer will Eurem Gewiſſen Zwang anthun, er will Euch nöthigen, Alles aufzugeben, was Euch bisher als heilig und unangreifbar galt. So hatten ſie halb gewonnenes Spiel, und ich fürchte, ſie werden es am Ende ganz gewinnen.“

„Zugegeben, Herr Pfarrer, daß meine Gegner am Ende Recht behalten mögen, kann und darf mich das abhalten, auf dem Wege fortzuſchreiten, den ich zum Wohle meiner Völker als den heilſamen erkannt habe? Wäre jemals etwas Großes und Gedeihliches entſtanden, wenn der Herrſcher jedesmal die Launen und Eigenthümlichkeiten des Einzelwillens berückſichtigt hätte?“

Der Prieſter ſchwieg.

„Sie ſcheinen nicht meiner Anſicht zu ſein, Herr Pfarrer!“ rief der Kaiſer.

Der Pfarrer ſchüttelte bedächtig ſein graues Haupt.

„Ich geriethe mit mir ſelbſt in Widerſpruch,“ entgegnete er, „wenn ich nicht im Großen und Ganzen dieſer Anſicht beiſtimmte. Aber der Einzelne iſt ein Glied des Ganzen, er iſt mächtig und wiegt ſchwer auf der Wagſchale, wenn er das Bewußtſein hat, Tauſende und Zehntauſende ſeines Gleichen hinter ſich, ſelbſt in unſichtbarer Ferne von demſelben Gefühle beſeelt zu wiſſen. Selbſt das Beſte und Trefflichſte fällt auf unfruchtbaren Boden, und wird wie ein Almoſen angeſehen, wenn es ungefragt, gleichſam ungebeten den Leuten in die Hand gedrückt wird ...“

„Wie verſtehen Sie das, Herr Pfarrer?“ rief Joſef, deſſen Stimme in dieſem Augenblicke faſt herbe klang.

„Euer Majeſtät,“ ſagte der Pfarrer leiſen Tones, „haben es für gut befunden, dero Völker nicht zu befragen, ob dieſe das Gute auch wollen, das ihnen ſo freigebig und mit vollen Händen dargeboten wird.“

„Sie meinen, ich hätte vor Allem Landesverſammlungen zuſammenberufen und befragen ſollen? Was wäre dann das Schickſal meines Proteſtanten- und Toleranzedictes geweſen? Ich bin der Herrſcher eines großen Ländergebietes, bin Gott verantwortlich für das, was ich thue und unterlaſſe. Aber könnte ich es vor mir ſelbſt verantworten, dasjenige erſt von einer Verſammlung privilegirter Claſſen erörtert zu ſehen, was ich ſelbſt, kraft meiner oberſten Pflicht, als zweckdienlich und heilſam erachte?“

„Geſtatten mir Euer Majeſtät eine ehrfurchtsvolle Bemerkung!“ ſagte der alte Prieſter. „Jeder Verſammlung lebt ein geheimnißvoller Zug inne, das Rechte zu treffen und das Unrechte aus ſich auszuſcheiden. Und ſelbſt zugegeben, die Verblendung, der üble Wille und die Macht eingelebter Gewohnheit hätten ſich hier und da den Anſichten Eurer Majeſtät widerhaarig entgegengeſtellt, dennoch iſt der Geiſt des Fortſchrittes ſo mächtig, das Licht der Sonne ſo bezwingend, daß am Ende aus dem Nebel, wie er noch jetzt viele befangen hält, das Bild der unverfälſchten Wahrheit hervorgetreten wäre. Euer Majeſtät hätten Berather gehabt . . . wo jetzt Uebelberathene ſtehen, und was kaiſerliche Gnade beinahe erzwingen muß, hätte dann als Volksmeinung leichter in die Gemüther dringen und ſich daſelbſt befeſtigen können . . .“

Der Kaiſer war aufgeſtanden, es litt ihn nicht mehr auf dem weichen Sitze.

Er ging mit ſtarken Schritten, die geräumige Studierſtube des Pfarrers auf und nieder, wie es ſchien von einer mächtigen Gedankenwallung erfaßt. Endlich blieb er vor dem Geiſtlichen ſtehen. „Sie irren, lieber Dechant,“ ſagte er, ſeine blauen Augen unverwandt auf den greiſen Prieſter gerichtet, „wenn Sie annehmen, daß aus ſolchen Berathungen immer der Geiſt der Wahrheit und des Rechtes ſpricht. Sie hemmen mehr, als ſie fördern. Ich will raſch dasjenige erreichen, was Jahrhunderte verſäumt haben. Was ich als Recht erkannt habe, ſoll ungeſäumt meinen Völkern zu Gute kommen. Im Leben der Staaten, wie des einzelnen Menſchen entſcheidet oft ein einziger Moment! Und dann . . . ich habe Völker und Provinzen, aber noch kein Volk und keinen Staat. Das Volk des Staates wie ich ihn vor Augen habe, muß erſt herangebildet und erzogen werden, dazu bedarf es vorläufig der Herrſcherhand!"

Die Stimme des Kaiſers klang laut, vernehmlich und beſtimmt. Der Stadtdechant ſah ein, daß er dieſer Sprache gegenüber jeden Widerſpruch zu bemeiſtern habe, und ſo ſchwieg er.

Joſef maß auf's Neue die Studierſtube des Pfarrers mit ſtarken Schritten; er ſchien es nicht beachten zu wollen, daß der Geiſtliche ein beharrliches Sillſchweigen beobachtete. War er der Meinung, der greiſe Prieſter ſei überzeugt? oder wollte er ſelbſt einen Gegenſtand zum Schweigen gebracht ſehen, über den er, ein geborener Herrſcher, nicht gerne Belehrung entgegennahm? Dann mäßigte er ſeinen leidenſchaftlich erregten Gang und blieb wieder vor dem Geiſtlichen ſtehen.

„Bald hätte ich, indem wir ſo disputiren," ſagte er lächeld, „daran vergeſſen, daß ich an Ihnen, lieber Dechant, ein Erlöſungswerk zu vollziehen habe. Ich habe Ihren Mund verſchloſſen und nun . . . ſollen Sie reden."

„Euer Majeſtät geruhen ſich noch jener kühnen Bittſchrift zu erinnern, die ich im Interreſſe einer jüdiſchen Familie überreichen zu laſſen mich unterfing?" fragte der Geiſtliche.

„Beruhigen Sie ſich, lieber Pfarrer," ſagte Joſef, die Hand auf die Schulter des Prieſters legend, „Ihre Denkſchrift hat meinem Herzen wohlgethan, und daß ſie auch, theils um des Gegenſtandes, theils um der Perſon willen, die ſie verfaßt hat, ihren Eindruck auf mich nicht verfehlt hat, das können Sie aus dem Beſuche erſehen, den ich Ihnen hier in Ihrer Studierſtube abſtatte ... Wie ſteht es gegenwärtig um die Sache und um jenen jungen Mann? Sie ſehen, der Gegenſtand lebt noch ganz klar in meinem Gedächtniſſe.“

„Die beiden Schwerter hängen noch immer über ſeinem Haupte,“ ſagte der greiſe Prieſter mit tiefem Ernſte.

„Sie haben bis jetzt geſchwiegen?“

„Ich habe geſchwiegen, wie es der Befehl meines allergnädigſten Kaiſers mir gebot ... und mein eigener Wunſch mir hieß.“

„Was halten Sie von der Sache, Herr Dechant?“ rief Joſef lebhaft.

„Sie muß auf die eine oder die andere Weiſe entſchieden werden!“ ſagte der Pfarrer. „Geſtatten mir Euer Majeſtät die Bemerkung, daß ein längeres Aufſchieben des Urtheilſpruches nahezu an Unbarmherzigkeit ſtreifen würde, was das milde Herz meines Kaiſers und Herrn gewiß nicht beabſichtigt.“

„Wie iſt das zu verſtehen?“

„Ich kann der armen Judenfrau niemals begegnen ohne daß es mich eiskalt überläuft; denn ich muß jedesmal denken, ein leichtes Stirnrunzeln von meiner Seite bedeute ihr das Schickſal ihres Sohnes! Wenn es bloß von meinem Schweigen abhängen ſoll, daß das Schwert nicht niederſtürze auf den Schuldigen, ſo ahnt ſie vielleicht, daß ich es zurückhalten werde. Wie aber wenn ich reden ſoll und muß, wenn Euer Majeſtät mir befehlen, meinem Amte und meiner Pflicht gemäß zu handeln?"

„Sie haben Recht, Herr Pfarrer!" rief der Kaiſer. „Ich muß mir die Schuld allein zumeſſen, eine Sache, die raſch abgethan werden mußte, unnöthig hinaus verzögert zu haben. Handeln Sie alſo kraft ihres Amtes, Herr Pfarrer! In dieſem Augenblicke ertheile ich Ihnen die Ermächtigung hiezu!"

„Wie? Euer Majeſtät!" rief der Prieſter in größter Beſtürzung . . . „ſollten vergeſſen haben . . ."

„Was denn, mein lieber Mann?" meinte Joſef, indem er dem Geiſtlichen faſt unter die Augen trat.

„Das Schwert ſoll alſo niederſtürzen auf den Unglücklichen? und Euer Majeſtät geruhen, ſich nimmer jener armen alten Frau zu erinnern, die den weiten Weg von Böhmen nach Wien zurücklegte, um das Geſchick ihres einzigen Kindes an das großmüthige Herz ihres Kaiſers und Herrn zu legen?"

Thränen rannen über die Wangen des ehrwürdigen

Prieſters, während er ſo ſprach, und ſeine Stimme klang faſt wie Schluchzen.

„Jener Unglückſelige muß ſein Geſchick vollenden,“ ſagte Joſef, „ich kann ihm nicht helfen. Es handelt ſich hier um ein Princip von allerdings höchſter Wichtigkeit, um die Frage, ob der Abfall vom Chriſtenthume als der Staatsreligion zum Glauben der Juden geſtattet ſei oder nicht. Das Geſetz, wie finſter auch ſein Urſprung ſein möge, ahndet einen ſolchen Abfall mit den härteſten Strafen, ich kann es nicht aufheben, wenn ich auch wollte. Noch iſt es nicht an der Zeit, ſo tief in die Volksmeinung einſchneidende Grundſätze aufzuſtellen; hat doch das Wenige, was ich zu Gunſten der Akatholiken in's Werk geſetzt, wie in ein Wespenneſt eingegriffen! Ich beklage die Unmöglichkeit... allein hier iſt ein Punkt, an dem meine Machtvollkommenheit ſcheitert.“

„Er ſoll alſo ſein Geſchick vollenden!“ rief der Prieſter mit zitternder Stimme, „er, der nur aus Anbetung ſeines Kaiſers ſich zu einem Schritte verleiten ließ ... den er jetzt ſo ſchwer büßen ſoll?“

Joſef war an das Fenſter getreten und blickte in die ſternenloſe Nacht hinaus. Die Worte des barmherzigen Pfarrers hatten ihm an die tiefſte Seele gegriffen. Welch eine Geſtalt war ihm hier auf der Studierſtube eines einfachen Prieſters entgegengetreten!

Der Gedanke, was er vollbringen konnte, was er zum Abſchluſſe gebracht hätte, wenn ihm ſolche Männer, wie dieſer Dechant, als Lehrer und Berather des Volkes zur Seite geſtanden wären, durchſchauerte ihn!

Nach einer Weile wandte er ſich vom Fenſter ab und trat wieder auf den Dechanten zu.

„Könnte ich den jungen Menſchen ſehen und ſprechen?“ fragte er.

„O! Euer Majeſtät!“ rief der Geiſtliche überraſcht — „wollten die höchſte Gnade haben . . .?“

„Ich möchte den jungen Menſchen ſehen, um nach ſeinem Anblicke beurtheilen zu können, ob er die Barmherzigkeit meines wackern Freundes verdient . . .“

„Geſtatten mir Euer Majeſtät, ihn ſelbſt herbeizuholen . . .“

„Wie? Sie wollen in dieſem feuchten Nebel einen vielleicht beſchwerlichen Weg unternehmen?“

„Dergleichen iſt mir nicht neu,“ rief der Pfarrer. „Kranke und Sterbende verlangen oft meinen Beiſtand in der Mitternachtsſtunde, und handelt es ſich nicht auch hier um eine arme Seele?“

„So gehen Sie, Herr Pfarrer,“ ſagte Joſef, „und bringen Sie den Mann! Aber es muß ein ſtetes Geheimniß bleiben, wer Sie zu ihm geſchickt und vor wem er ſtehen wird. Kann ich mich darauf verlaſſen?“

„Ich werde ſchweigen, Euer Majeſtät! Ich werde ihm bloß ſagen, ein hoher Beamter vom Gubernium in Prag wolle ihn im Auftrage des Kaiſers vernehmen ..."

„Ich ſtimme dem bei!" ſagte Joſef. —

Nach einer Viertelſtunde, während welcher der Kaiſer in tiefes Nachdenken verſunken am Fenſter geſtanden war, öffnete ſich die Thüre der Stube, und herein traten der Stadtdechant von Kojetein und „Adrian" Fingerhut.

Auf den erſten Anblick erkannte das ſcharfe Auge des Kaiſers in Adrian Fingerhut eine jener Perſönlichkeiten, die das Gepräge innerer Gemüthskämpfe deutlich auf dem Antlitze tragen.

Der Sohn des jüdiſchen Handelsmannes, eine lang aufgeſchoſſene, faſt hagere Geſtalt, die in dem fahlen Lichte der Studierlampe noch größer erſchien, als ſie in der Wirklichkeit war, überragte die des Pfarrers um mehrere Kopfhöhen. Das Geſicht zeigte feine, faſt weibliche Züge und wies auf die Mutter hin, deren Bild, wiewohl Monate zwiſchen jetzt und der damals im Controllorgange ſtattgefundenen Audienz lagen, klar und beſtimmt im Gedächtniſſe des Kaiſers auftauchte.

Adrian Fingerhut war an der Thüre ſtehen geblieben.

„Iſt dies der Mann, von dem Sie mir geſprochen haben, Herr Dechant?" fragte Joſef nach einer geraumen Weile, während welcher er ſeine Blicke von dem jungen Iſraeliten nicht abzuwenden vermochte.

„Er iſt es,“ entgegnete der Dechant, ſich ehrfurchtsvoll verbeugend, doch mit gedämpfter Stimme.

„Heißen Sie ihn näher treten, Herr Pfarrer,“ ſagte der Kaiſer, ſich dichter in ſeinen Mantel hüllend, um die darunter ſchimmernde Uniform gänzlich zu verdecken.

Adrian Fingerhut trat auf den Wink des Dechanten in das volle Licht der Lampe.

„Weiß Er, mein Freund, weswegen Er her berufen worden iſt?“ fragte Joſef.

„Ich ſoll ein Verhör beſtehen,“ lautete die Antwort Adrians, deren wohllautende Sprache das Ohr des Kaiſers offenbar angenehm berührte.

„Ein Verhör! von wem? und weswegen?“ rief der Kaiſer mit einiger Lebhaftigkeit.

„Vor dem Richter meines Kaiſers und weil ich mein Urtheil vernehmen ſoll,“ entgegnete der junge Mann leiſen, aber beſtimmt klingenden Tones.

„Und dieſes Urtheil, das ich Ihm anzukündigen komme, wird ſtrenge ausfallen, je nachdem ich Seine Antworten befinde,“ rief Joſef, ob abſichtlich oder gegen ſeinen Willen drohend. „Wie alt iſt Er?“

„Siebenundzwanzig Jahre.“

„Wie heißt Er?“

Adrian Fingerhut warf einen raſchen Blick auf den an ſeinen Lehnſtuhl geſtützten Pfarrer, dann ſagte er ruhig:

„Ich nenne mich Samuel Fingerhut.“

„Er heißt anders, junger Mann,“ rief der Kaiſer, ſich haſtig von ſeinem Sitze aufrichtend.

„Ich nannte mich früher Adrian Fingerhut,“ ſagte der Sohn des jüdiſchen Handelsmannes ſchwer aufathmend „aber ich habe dieſen Namen abgelegt.“

„Wußte Er, daß man einen Namen nicht wechſeln darf, daß es ein Verbrechen iſt, ſich einen Andern beizulegen?“

„Ich habe es gewußt,“ ſagte Adrian Fingerhut.

„Er weiß alſo, daß Er ein Verbrechen begangen hat?“

„Vor dem Geſetze, ja! Gott wird mich anders beurtheilen, als der Buchſtabe des Geſetzes, das ja von Menſchenhand geſchrieben wurde.“

„Er ſpricht mit großer Gewißheit und Zuverſicht, mein Freund,“ rief der Kaiſer mit gerunzelter Stirne. „Woher weiß Er, daß das, was Er als ein Verbrechen am Geſetze begangen anerkannt, nicht auch ein Verbrechen an Gott iſt? Abfall von einer Religion… iſt das nicht ſelbſt nach den Lehrſätzen des Glaubens, zu welchem Er ſich früher bekannte, etwas, was vor den Augen Gottes mißfällig erſcheint? Weiß Er was ein Meineid iſt?“

„Gott ſieht auf das Gemüth, die Menſchen auf das Thun!“ ſagte Adrian Fingerhut mit bebender Stimme, denn das Auge des Kaiſers ruhte in dieſem Momente mit der bannenden Gewalt eines Richters auf ihm.

„Er ſcheint ſich die Sache gar zu leicht gemacht zu haben,“ rief der Kaiſer mit einem Anfluge herber Zurechtweiſung. „Es mußte Ihm ja bekannt ſein, daß auf einem derartigen Verbrechen in früherer Zeit . . . der Tod ſtand?“

Adrian Fingerhut erbebte vom Scheitel bis zur Zehe. Trotz des ungewiſſen Lichtes, das von der Lampe ausging, konnte der Kaiſer ſowohl als der Dechant die tiefe Bläſſe bemerken, die die ohnehin feinen Geſichtszüge des jungen Menſchen in wahrhaft erſchreckender Weiſe bedeckte.

„Meine Mutter! meine gute Mutter!“ murmelte er vor ſich hin.

In dem Antlitze des Kaiſers ging eine wunderbare Wandlung vor. Die Strenge des Richters war daraus entwichen und der holde Zug, der aus ihm leuchtete, gehörte dem Menſchen, dem fühlenden Menſchen an.

„Er wird es auch nur ſeiner Mutter und hier dieſem trefflichen Manne zu danken haben,“ ſagte Joſef, indem er auf den Dechant wies, „wenn ſeine That nicht die volle Schwere der geſetzlichen Ahndung treffen wird, die ſie unter allen Umſtänden verdient.

Bevor ich aber im Auftrage des Kaiſers des mir übertragenen Amtes mich entledige, wird Er mir noch über einige Punkte, die mir jetzt noch dunkel ſind, Aufklärung zu geben haben. Iſt Er gefaßt genug, um mir antworten zu können?"

„Ich bin es," ſagte Adrian Fingerhut.

„Wenn ich mich recht erinnere," ſagte Joſef nach einer Weile, „ſo war es das Toleranzedict des Kaiſers, das Ihn zu dem Entſchluſſe verleitete, die Religion ſeiner Väter mit der ſeines Monarchen zu vertauſchen. Wodurch ward es bewirkt, daß Er alsbald Reue über den gethanen Schritt empfand?"

„Das kann ich dem gnädigen Herrn nicht ſagen!" rief der junge Mann in großer Bewegtheit aus.

„Er zögert? Vergißt Er, daß ich im Auftrage und im Namen des Kaiſers hier ſitze?"

„Nur dem Kaiſer allein könnte ich es ſagen!" rief Adrian Fingerhut, indem er ſeinen Kopf hoch aufrichtete.

Der Kaiſer winkte den greiſen Prieſter zu ſich.

„Herr Pfarrer," ſagte er zu ihm, „machen Sie dem jungen Manne doch bemerklich, daß er hier vor mir gerade ſo frei und ohne Zurückhaltung ſprechen könne, als befände er ſich im Controllorgange zu Wien . . . vor dem Kaiſer."

„Mein Sohn!" ſprach der Dechant, indem er den

Arm des jungen Mannes leiſe berührte, „ich kann Dir bei Allem, was Dir und mir heilig iſt, die Verſicherung geben, daß Du ... vor dieſem hochgeborenen Herrn hier in aller Freiheit reden kannſt. Durch ihn wird es der Kaiſer erfahren.“

„Nun wohl!“ rief Adrian Fingerhut, ſich zuſammenraffend, „der Kaiſer hat mir nicht Wort gehalten!“

„Wahnſinniger!“ ſchrie der Dechant, indem er herzuſprang, „Du weißt nicht vor wem Du ſtehſt und ſo redeſt ...“

„Herr Dechant!“ winkte Joſef lächelnd.

Der alte Prieſter ſchlich wieder nach dem Lehnſtuhl zurück.

„Ihr Juden ſeid doch ein ſonderbares Volk!“ ſagte Joſef kopfſchüttelnd. „Da muß der Kaiſer vom Vater dieſes jungen Mannes hören, ſein Sohn ſei ihm durch das Toleranzedict geraubt worden, und von dieſem Sohne muß er ſich wieder in's Geſicht ſagen laſſen, der Kaiſer habe ihm nicht Wort gehalten. Wo liegt hier die Wahrheit?“

„Ich will es Ihnen erklären, gnädigſter Herr,“ ſagte der Sohn des jüdiſchen Handelsmannes. „Als das Toleranzedict des Kaiſers erſchien, da gerieth meine Seele in lauten Jubel. Ich hatte mich mit deutſcher und fremdländiſcher Literatur beſchäftigt — und nun ſtand ein Monarch vor mir, der im Begriffe ſtand, die

Ideale meiner Philoſophen in die Wirklichkeit zu überſetzen …“

„Wie kamen Sie zu deutſchen Büchern?“ fragte der Kaiſer mit allen Zeichen der Ueberraſchung.

„Auf der Talmudſchule zu Prag,“ lautete die Antwort des jungen Mannes.

„Fahren Sie fort!“ rief der Kaiſer.

„Von dieſem Augenblicke an ſtand der Gedanke in mir feſt, es Joſef dem Zweiten gleich zu thun,“ fuhr Adrian Fingerhut fort. „Ich wollte ihm nacheifern; die Hand, die das Toleranzedict unterſchrieben hatte, mußte an einem großen, an einem chriſtlichen Herzen geruht haben. So faßte ich den Entſchluß, Chriſt zu werden und begab mich zum hochwürdigen Herrn Stadtpfarrer von Kojetein …“

„Ich weiß das!“ rief der Kaiſer, deſſen Aufmerkſamkeit von Minute zu Minute zunahm.

„Das Toleranzedict erſchien mir nur wie der ſchüchterne Anfang des Frühlings, wenn der Winter zu Ende geht. Joſef der Zweite, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt von der Idee der Menſchengleichheit ſo durchdrungen; er, der chriſtliche Herrſcher, hat ein ſo vollſtändiges Syſtem in ſeinem Kopfe fertig, ein Syſtem, nach welchem die Menſchheit ſeiner Staaten in ihrem innerſten Weſen umgewandelt werden muß, daß mich ſchon der ärmliche Brocken, den das Toleranzedict abwarf, wie Himmelskoſt dünkte.“

„Und Sie fanden ſich getäuſcht?“ rief der Kaiſer.

„Das Toleranzedict war eine Abſchlagzahlung, ein mageres Almoſen an den Bettler, ein dürftiges Gewand, das über die Blößen und Wunden meines Volkes geworfen ward. Ich erwartete mehr. Ich hoffte volle Gerechtigkeit, und unverkürztes Recht. Ich erwartete, das chriſtliche Herz Joſef des Zweiten werde das Wort „Duldung“ bloß für einen flüchtigen Augenblick ausgeſprochen haben, jenes häßliche, den Gottesgedanken ſchändende Wort, das zwiſchen Menſchen und Menſchen Berge und Klüfte aufwirft. All mein Empfinden und Denken gerieth in Tumult, die Idee des Kaiſers erfüllte mich ſo ganz und gar, die Vorſtellung von jener allgemeinen Liebe, wie ſie die Kirche lehrt, hatte ſich derart meiner bemächtigt, daß ich in fieberhafter Aufwallung, in einer beinahe krankhaft gewordenen Haſt keinen andern Gedanken faſſen konnte, als . . . mir die Aufnahme in dieſe Kirche zu verſchaffen. Was weiter geſchah, wiſſen Sie, gnädigſter Herr . . . und namentlich der Herr Pfarrer . . .“

Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne des jungen Mannes; er hielt inne.

„Weiter!“ gebot der Kaiſer.

„Es blieb bei dem Almoſen!“ fuhr Adrian Fingerhut fort, „der Kaiſer beließ es bei der ärmlichen Abſchlagzahlung. Das Wort Toleranz wurde nicht gelöſcht, im Gegentheile, gerade in dem dürftigen Lichtſchimmer, der über das Elend meines Volkes gebreitet ward, erſchien es mir erſt in ſeiner ganzen Erniedrigung. Wenn Joſef der Zweite das Wenige, was er dem gedrückten Proteſtanten und dem rechtloſen Juden gewähren konnte, der Mehrheit ſeiner Unterthanen wegen Duldung nennen mußte, wie ſtand es dann um das Prinzip jener allumfaſſenden Liebe, in deren ſichtbare Kirche ich meine Aufnahme bewirkt hatte. Kennt die Liebe Unterſchiede? Hat ſie ungleiche Maße? Da erwachte ich wie aus einem Traume, der Druck wich von meinem Gehirne, und ich gerieth in ein Elend, wie es noch kein Menſchenkind ertragen hat.“

„Faſſen Sie ſich!“ rief der Kaiſer, der bemerkt hatte, daß der junge Mann tief erſchöpft war.

„Ich will weiter ſprechen,“ begann Adrian Fingerhut auf's Neue. „Als ich nun gewahr wurde, daß ich mich in einer Wildniß voll unentwirrbarer Widerſprüche befand, da wurde der Drang, den Ausweg zu finden, in mir von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde immer heftiger und begehrlicher. Ich hatte die Heimath verlaſſen, Mutter und Vater verlaſſen, ich irrte in der Fremde umher, ruhelos und gepeinigt, nirgend heimiſch, nirgend wohl mich fühlend. Ich hatte keine Stätte, wo ich beten, keine, der ich mich mit meiner dürſtenden Seele nähern durfte. Ich ſah mich durch meinen eigenen Irrthum ausgeſchloſſen aus dem Verbande der religiöſen Gemeinſchaft; Kirche wie Synagoge hielten mich mit gleichmäßiger Abneigung von ihren Pforten zurück. Und doch war ich im Innerſten meines Gemüthes ein Kind meines Volkes, ein Sohn meiner Eltern geblieben! Ich erkannte, daß keine Gewalt auf Erden mich an den innigſten Verband mit den Erinnerungen meiner Kindheit, mit den anerzogenen Gewohnheiten der väterlichen Religion vergeſſen machen konnte. Ich war Fleiſch von ihrem Fleiſche und mein Blut war aus ihrem gekommen! Alle Ströme der Welt hätten dieſe Erinnerung aus meiner Seele nicht zu vertilgen vermocht. Heimathlos irrte ich umher, vom Betteln und niedern Gewerbe mein Leben friſtend, von Sehnſucht nach Vater und Mutter aufgezehrt, und dennoch ſchwankend, ob ich dem heftigen Drange nachgeben ſolle, ob nicht. Muth und Feigheit wogten in mir, wie zwei Waſſer, die um die Herrſchaft über das Erdreich ſtreiten; der eine hieß mich ſelbſt um den Preis des Lebens die alte religiöſe Gemeinſchaft wieder aufſuchen, und mich mit ihr verſöhnen, die andere hielt mir die beiden Schwerter, das Schwert des weltlichen Richters und das Schwert der beleidigten Kirche vor die entſetzten Augen. Da endlich

. . . nach langem Ringen und Kämpfen haben zwei kleine Worte meinen Entſchluß zur Reiſe gebracht . . .“

„Und ſie lauteten?“ rief der Kaiſer, ſich von ſeinem Sitze erhebend.

„Ich lag krank und erſchöpft von Seelenkampf und Entbehrung im Spital des Barmherzigenkloſters in einem mähriſchen Städtchen. Neben mir lag ein anderer Kranker, der mit zerſchmettertem Fuße, ſchon ſterbend, hierher gebracht worden war. Der Fuß wurde ihm abgenommen, aber es trat der Brand hinzu. Da nahte ſich ihm der Prieſter, um ihm die letzte Oelung zu verabreichen; er aber wies ſie von ſich und bekannte ſich als Jude. Und trotz allen Zuredens verblieb er dabei, daß er in der Religion ſeiner Väter, in der er bisher gelebt, nun auch ſterben wolle. Nicht ohne Zürnen über ſeine Verſtocktheit verließ ihn der Prieſter. In der Nacht hörte ich den Todtkranken neben mir bitterlich weinen. „Was begehrſt Du?“ fragte ich ihn. Da rief er mit faſt erloſchener Stimme: „Wenn nur Einer da wäre, der mit mir meine Todtengebete ſagen könnte!“ Da ſtand ich auf, ſchwach und krank, wie ich ſelber war, und ſagte zu ihm: „Beruhige Dich, Bruder, ich will ſie mit Dir ſagen.“ Ich faßte nach ſeiner Hand, die bereits eiskalt war, und begann das übliche: „Schma'h Iſrael!“ Er wiederholte die beiden Worte und war todt!“

Adrian Fingerhut hielt inne, er vermochte nicht weiter zu ſprechen, ein heftiger Thränenkrampf erſtickte ſeine Stimme. In der Stube herrſchte lautloſes Schweigen, der Kaiſer ſowohl, wie der Stadtdechant hielten an ſich.

„Von dieſem Augenblicke an,“ fuhr der junge Mann endlich nach einiger Faſſung fort, „wußte ich, nach welcher Seite ich mich zu wenden hatte. Kaum geneſen, machte ich mich auf den Weg in die Heimath und kam gerade am Vorabende des Verſöhnungsfeſtes dort an ... Alles Uebrige iſt dem hochwürdigen Herrn Dechanten bekannt — und ſo erwarte ich mein Urtheil.“

Der Kaiſer war aufgeſtanden; in heftiger Bewegung maß er wieder auf- und abſchreitend die geräumige Stube. Seine Lippen zuckten; es ſchien, als ob Gedanken, die er gewaltſam in die Tiefe ſeiner Seele zurückdrängen mußte, darüber hinaus wollten; hie und da ſchüttelte er verneinend das Haupt. Endlich blieb er vor Adrian Fingerhut ſtehen.

„Junger Mann!“ rief er mit durchdringender Stimme, „ich frage Dich auf Dein Gewiſſen: Haſt Du die Wahrheit geſprochen?“

Wieder entſtand eine ſchwer laſtende Pauſe.

„Die volle Wahrheit, gnädigſter Herr!“ tönte es leiſe, aber beſtimmt aus dem Munde Adrians.

„Du biſt ein Jude und willſt ein ſolcher bleiben?“ rief der Kaiſer, den jungen Mann mit ſeinen tiefen blauen Augen feſt betrachtend.

„Ich bin ein Jude und will als ſolcher auch ſterben!“ entgegnete Adrian Fingerhut ſeinen Kopf in die Höhe richtend.

„Junger Mann!“ ſagte Joſef, indem er wieder ſeinen Sitz auf dem rothen Sopha einnahm; „im Grunde thut es mir leid um dich. Du biſt einmal in den Bund einer Kirche getreten, die vermöge ihrer bevorzugten Stellung in den Ländern des Kaiſers ... ihren Angehörigen den Vortheil eröffnet, daß ſie zu allen Aemtern und Stellen, die der Staat zu beſetzen hat, ihnen den Weg bahnt. Du haſt Dich als einen begabten Menſchen gezeigt, Adrian Fingerhut, Du haſt Talent, es hängt nur von Dir ab, ob Du jene Stufen erſteigen willſt, die zu Ehre und Anſehen führen. Du verdienſt wahrlich ein beſſeres Loos, als in der dumpfen Judengaſſe zu vermodern, Dir zur Qual, und den Deinen von keinem Nutzen! Dies bedenke, Adrian Fingerhut!“

„Von keinem Nutzen?“ rief Adrian, deſſen Wangen ſich höher rötheten, „bleibe ich nicht bei meinem Volke? und ſchlägt nicht Jeder, der von ihm abfällt, ihm eine unheilbare Wunde? Gott ſende mir nicht wieder die Heimſuchung, daß ich diejenigen verlaſſe, denen ich ſchon einmal in hochmüthiger Seelenverirrung den Rücken gekehrt habe! Bei meinem Volke iſt die Liebe, die ich auswärts vergebens geſucht, mein Volk wird mich nicht zurückſtoßen, da ich reuig zu ihm zurückgekehrt bin. Das „Höre o Iſrael!“ meiner Religion hat mich zur vollen

Beſinnung gebracht, denn es iſt das Loſungswort, an dem ſich Herz und Herz, Bruder und Bruder erkennt. Bei Iſrael will ich bleiben, und keine Verſuchung, ſie mag noch ſo glänzend gleißen, wird und darf mich von meinem Vorſatze zurückbringen."

„So ſei es denn!" rief Joſef, ſich neuerdings erhebend, „der Augenblick iſt gekommen, wo ich Dir, Adrian Fingerhut, im Namen und Auftrage des Kaiſers, im Namen des Geſetzes, welches Du verletzt und gekränkt haſt Dein Urtheil anzukündigen habe."

Die Stimme des Kaiſers klang feierlich und tief; ſie ergriff mit namenloſer Gewalt das Gemüth des jungen Mannes. Ein krampfhaftes Zittern ſeiner beiden Arme, dazu die aſchgraue Bläſſe ſeiner Wangen und die aus ihren Kreiſen faſt hervortretenden Augen bewieſen, daß Adrian Fingerhut ſich des Momentes wohl bewußt war, der eines der beiden Schwerter auf ihn nieder zu ſtürzen beſtimmt war.

„Ich bin gefaßt, es zu vernehmen," ſagte er, beinahe unhörbar.

„So vernimm denn, Adrian Fingerhut, früher genannt Samuel!" rief Joſef. „Der Kaiſer... in gnädigſter Berückſichtigung der eigenthümlichen Umſtände, von denen Dein Fehltritt begleitet war, ferner, daß es mehr eine Verirrung Deines Gemüthes, als die Folge eines ſchlechten Willens war, wenn Du gegen ein beſtehendes Geſetz

Dich auflehnteſt, will Gnade für Recht über Dich ergehen laſſen und über Deine Vergangenheit den Schleier des Vergeſſens gebreitet wiſſen. Du biſt von nun an frei, Adrian Fingerhut ..."

„Frei!" entrang ſich ein gellender Schrei aus der Bruſt des jungen Mannes. Dann überzogen ſich ſeine feinen Geſichtszüge mit einer leiſen Röthe. „Frei! wiederholte er, heißt das ſo viel, als Tod und Kerker drohen mir nicht mehr? Darf ich mich wieder Samuel nennen? Darf ich mich frei und ungeſcheut zur Religion meiner Väter bekennen? ..."

„Du darfſt es, Samuel Fingerhut!" ſagte Joſef, „aber nur unter einer Bedingung ..."

„Eine Bedingung?" rief der junge Mann im Tone des Schreckens.

„Du wirſt," fuhr Joſef fort, „die Staaten des Kaiſers verlaſſen, und außer Landes gehen! Fortan mußt Du dich als einen Verbannten betrachten, dem die Rückkehr ins Vaterland verwehrt iſt. Haſt Du mich begriffen?"

„Ich ſoll Vater und Mutter wieder verlaſſen?" rief der junge Fingerhut mit einer ſolchen Wahrheit der Schmerzes, daß der Kaiſer innerlichſt erbebte.

„Ich kann Dir nicht helfen, Samuel Fingerhut," ſagte Joſef mit unſicherer Stimme, „was Kaiſers Gnade Dir gewähren kann, Dir und Deinen Eltern gewähren darf, das geſchieht hiermit im Namen und Auftrage des

Kaiſers. Weiter hinaus iſt meine Machtvollkommenheit beſchränkt und gebunden! Der Kaiſer kann ein beſtehendes Geſetz, welches er noch dazu von der Kirche überkommen hat, nicht eigenwillig umſtoßen. Noch iſt die Wiedergeburt des Staates, wie ſie Kaiſer Joſef im Sinne hat, nicht ſo weit gediehen, daß er ein Prinzip ausſprechen dürfte, welches die Kirche und die Religion Deiner Väter auf den gleichen Fuß der Berechtigung ſtellt. Für Leute Deiner Gemüthsart ſind die Staaten des Kaiſers noch zu enge... Du mußt daher ein Land aufſuchen, dem es bereits gegönnt iſt, das Princip der Gewiſſensfreiheit für ſeine Angehörigen ertragen zu können, einen Grundſatz, dem der Kaiſer in ſeinen Staaten noch keine Geltung verſchaffen kann . . .“

„Ich ſoll Vater und Mutter verlaſſen?“ wiederholte der junge Mann, für den ſich in dieſem einen Gedanken aller Schmerz und alle Bitterkeit ſeiner Lage geſammelt zu haben ſchien.

„Es iſt ſo der Wille des Kaiſers,“ ſagte Joſef, „und es geſchieht zu Deinem eigenen Beſten. Du mußt fort. Du wirſt in einiger Zeit durch dieſen hochwürdigen Herrn Pfarrer eine Summe Geldes angewieſen erhalten, die Dich in Stand ſetzen wird, die Reiſe in eine neue Heimath anzutreten und daſelbſt einen Erwerbszweig zu ergreifen, wie er Deinen Neigungen entſprechen wird.

Aber Du mußt fort, die Staaten Deines Kaiſers können Dich nicht länger beherbergen."

Adrian Fingerhut hatte ſein Antlitz mit beiden Händen bedeckt; ſein Schmerz hatte ſich in ein krampfhaftes Schluchzen aufgelöſt.

„Es geſchieht zu ſeinem eigenen Beſten," wandte ſich der Kaiſer zu dem greiſen Prieſter, der in demüthiger Stellung neben ſeinem Lehnſtuhle verharrend, ſich bis dahin gehütet hatte, in die Unterredung einzugreifen.

„Ich bewundere die Weisheit ... des Kaiſers," ſagte der Dechant, ſich tief verbeugend," es giebt keinen andern Ausweg für den jungen Mann!"

„Es läßt ſich dieſes nicht verhehlen," fuhr Joſef fort. „Sagten Sie nicht ſelbſt, Herr Pfarrer, es könnten Zeiten kommen, wo die Geiſter der Finſterniß und die Haſſer des Lichtes wieder an die Oberfläche gelangen könnten? Das Werk des Kaiſers iſt halb vollendet; es hat ſich nirgends eingelebt, und begegnet bis auf das kleine Häuflein jener Treuen, die die Abſichten Joſefs errathen, zähneknirſchendem Widerſtande und üblem Willen. Wir Beide, Herr Pfarrer, ich und Sie, werden dieſe Zeit vielleicht nicht mehr erleben, aber was nachher kommt ... dürfte nebſt dem Vielen, was vernichtet, zerſtört und verworfen werden wird, namentlich das Geſchick dieſes jungen Mannes vor Allem ſchwer gefährden. Wer ſoll ihn ſchützen, wenn ihre Augen geſchloſſen ſind?

Dieſes machen Sie ihm begreiflich, wenn ſein erſter Schmerz ſich in etwas gelindert haben wird.“

„Gott ſegne und ſchütze den großen und milden Kaiſer, Joſef den Einzigen,“ rief der Prieſter, die Hände andächtig faltend.

Joſef griff nach dem Hute, der auf dem Sopha lag, und hüllte ſich dann dichter in ſeinen Mantel. Adrian Fingerhut ſchien von Allem, was um ihn her vorging, nichts vernommen und bemerkt zu haben.

„Und nun, Herr Pfarrer,“ ſagte Joſef, indem er dem greiſen Prieſter in herzlichſter Weiſe die Hand drückte, „Leben Sie wohl. Wir werden uns aller Wahrſcheinlichkeit auf dieſer Erde nicht mehr erblicken. Sie ſind alt, lieber Dechant, und ich . . . ich bin müde! Aber, daß Sie der Freund des Kaiſers, ein Prieſter Gottes in des Wortes ſchönſter Bedeutung waren, deſſen wird der Kaiſer in ſeiner Todesſtunde gedenken. Leute wie Sie, vergißt er nicht ſo leicht. Leben Sie wohl!“

Nochmals ſchüttelte er dem greiſen Prieſter die Hand, und wandte ſich zum Fortgehen. Der Dechant ergriff hierauf die Lampe, und ſchickte ſich an, den Kaiſer zu begleiten. Joſef hatte bereits die Thür erreicht. Adrian Fingerhut ſtand noch immer da, die Hände vor das Geſicht gedrückt.

Joſef wandte ſich an der Thüre nochmals an den Pfarrer. Das volle Licht der von Letzterem hochaufgehobenen Lampe traf ſein geiſtvolles Antlitz. Niemals vielleicht glänzte der göttliche Strahl der Milde und Menſchlichkeit ſchöner und ſiegreicher von dem Geſichte eines Sterblichen, als in dieſem Augenblicke!

„Tröſten Sie die arme Mutter dieſes jungen Mannes, Herr Dechant, und ſagen Sie ihr, der Kaiſer habe nicht anders zu handeln vermocht.“

Damit öffnete Joſef die Thüre und trat auf den finſtern Hausgang. Aber der Pfarrer folgte ihm mit der Lampe in der Hand, und geleitete den Kaiſer über die enge Treppe in den Hausflur hinab. Unten harrte bereits die Haushälterin des Pfarrers, einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen haltend. Joſef ſchritt raſch an ihr vorüber und trat durch die offene Hausthüre in den Hof hinaus.

Der Wagen, der ihn hierher gebracht, ſtand noch angeſchirrt, der militairiſche Begleiter des Kaiſers ſprang, ſobald er des Herrn anſichtig geworden, von der Kutſche herab, und ſtellte ſich neben den Wagentritt.

„Iſt Alles bereit?“ fragte Joſef leiſe.

„Zu Befehl, Euer Majeſtät!“ entgegnete der Adjutant in dem nämlichen Tone.

„So wollen wir in unſer Nachtquartier!“ rief Joſef, indem er den ſchwerfälligen Wagentritt zu beſteigen im Begriffe ſtand.

In demſelben Augenblick durchſchnitt ein gellender Schrei die Luft; er ſchien von einer weiblichen

Stimme herzurühren. Der Kaiſer wandte ſich um, da bemerkte er in dem Nachtdunkel, das bereits vollſtändig eingetreten, und nur durch die Lichter, mit denen die Haushälterin gefolgt, nothdürftig erhellt war, in ſeiner unmittelbaren Nähe zwei Geſtalten, einen Mann und eine Frau.

Es war der Vater Adrians und deſſen Mutter Gitel Fingerhut; der Kaiſer hatte die beiden Bittſteller aus dem Controllorgange, die ſich ſeinem Gedächtniſſe ſo gut eingeprägt hatten, ſogleich erkannt.

Die Frau war in die Kniee geſunken, auch ſie hatte den Herrſcher erkannt. Was wollten die beiden alten Leute hier im Pfarrhof, und um dieſe nächtliche Stunde? Wahrſcheinlich hatte ſie die Sorge um den vom Pfarrer ſelbſt abgeholten Sohn, und die Ahnung, daß in dieſem Augenblicke über die Zukunft des einzigen Kindes das Loos geworfen ward, hieher gebracht.

Joſef winkte abwehrend mit der Hand. Es mochte ihn ein tiefes Weh durchzuckt haben, daß er dieſer knieenden Mutter und dieſem gebeugten Vater keinen beſſern Troſt gewähren konnte, als die Verbannung ihres Sohnes. Dann ſtieg er raſch in den Wagen.

„Nach dem Schloſſe des Grafen!“ gebot er.

Der Adjutant wiederholte dieſen Befehl dem Kutſcher und nahm dann ſeinen Sitz neben dem Kaiſer ein.

Der Wagen rollte zum offenen Hofthore hinaus.

Vier Wochen nach dieſem Beſuche Joſefs des Zweiten auf dem Pfarrhofe in Kojetein langte an den Dechanten eine aus dem kaiſerlichen Cabinette herrührende beträchtliche Geldſumme mit der Weiſung an, dieſen Betrag dem jungen „Samuel“ Fingerhut für die vorzuhabende Reiſe einzuhändigen.

Mitten unter den Zurüſtungen zum bevorſtehenden Türkenkriege, mitten im Sorgendrange über die von Tag zu Tag ſchlimmer lautenden Nachrichten aus den Provinzen, Entwürfe hegend und vernichtend, halb an ſich irre geworden, und dann wieder mit einem Hoffnungslächeln ſelbſt einen geringen Erfolg ſeiner Regierungsmaßregeln begrüßend, hatte der Kaiſer den Sohn des jüdiſchen Handelsmannes und das böhmiſche Städtchen nicht vergeſſen.

Samuel Fingerhut kam getreulich dem Willen des Kaiſers nach. Mit blutendem Herzen fügten ſich Vater und Mutter in das Unabänderliche und ſegneten Joſef den Einzigen, nachdem ſie durch den Pfarrer belehrt worden waren, wie ſich für den Kaiſer kein anderer Ausweg gezeigt, ihnen den einzigen Sohn zu erhalten — als indem er ihn ihnen nahm.

Samuel Fingerhut nahm ſeinen Weg zuerſt nach Holland, der alten Heimathſtätte der Glaubensfreiheit. Er hielt ſich aber daſelbſt aus uns unbekannten Gründen nur kurze Zeit auf, dann ging er nach Antwerpen.

Dort in der Scheldemündung lag ein Schiff, das in den nächſten Tagen die Fahrt nach dem fernen Amerika antreten wollte. Samuel Fingerhut beſann ſich nicht lange und nahm einen Platz auf dem Kauffahrer, der eigenthümlicher Weiſe den Namen: „Joſef der Zweite“ trug. Glücklich und wohlbehalten kam er in dem damals ſchon aufblühenden New-York an.

Schon begannen aus jenem unermeßlichen Ländergebiete die Locktöne jener wunderbar klingenden Muſik nach Europa hinüber zu tönen, die ſeitdem Tauſende, ja Millionen gedrückter, in ihren theuerſten Heiligthümern gekränkter, an Recht und Gerechtigkeit verzweifelnder Menſchen über die Wogen des unendlichen Weltmeeres an ſich gelockt haben. Samuel Fingerhut war einer der Erſten von ſeinen Glaubensbrüdern, der dieſen Lockton mit ſeinem Ohre heraushörte und ihm folgte.

In der fernen neuen Heimath gelang es ihm bald, es zu Wohlſtand und Anſehen zu bringen. Sein Haus erwuchs allmählig zu einem geachteten und weithin genannten. Hochbetagt, von einem Kreiſe blühender Kinder und Enkel umgeben, beſchloß er vor wenigen Jahren ſein Leben. In ſeinem Teſtamente fand man ein beträchtliches Legat verzeichnet, das zu gleichen Theilen an die Armen chriſtlicher und jüdiſcher Confeſſion ſeiner Vaterſtadt Kojetein, und zwar unmittelbar durch einen ſeiner Enkel, der zu dieſem Zwecke die Reiſe nach Böhmen anzutreten hatte, vertheilt werden ſollte.

In einer dem Teſtamente beiliegenden Aufzeichnung erzählte Samuel Fingerhut ſeinen Kindern und Enkelkindern, unter welchen wunderbaren Umſtänden er den Weg nach Amerika gefunden, welchen Gefahren er entgangen und wie Kaiſer Joſef der Unvergeßliche in ſein Leben eingegriffen habe, — er erzählte ihnen die Geſchichte von den „beiden Schwertern.“

III.

Der Karfunkel.

Blumen für eine Laubhütte.

Laubhüttenfeſt war wieder in's Land gekommen.

Kluge Bauern in den benachbarten Dörfern mußten ſchon einige Tage früher aus ihrem Kalender erfahren haben, daß die „grünen Feiertage“ der Gaſſe bevorſtanden, und hie und da hatte Einer zu ſeinem Knechte geſagt: „Pawel fahre in den Wald hinaus und hole Tannenreiſig, drin in der Stadt die Juden werden es jetzt brauchen.“ Und der Knecht war in den Wald hinausgefahren, wo die immergrünen Tannen wachſen, und hatte da mit ſeiner Axt die Bäume ihres Schmuckes beraubt. Ob Pawel dabei wohl dachte, wie ſonderbar das Geſchick es gefügt habe, daß er, der blondköpfige Junge aus dem Stamme der Czechen, in den Wald hinausgehen mußte, um Tannenreiſig für diejenigen zu holen, die ſchon vor viertauſend Jahren mitten in einer arabiſchen Wüſte grüne Laubhütten aufgerichtet hatten? Wer dieſen Knecht wohl hätte anhalten und zu ihm ſagen mögen: Was Du jetzt gedankenlos um feilen Lohn thuſt das wird einſt werkthätige Brüderlichkeit mit freiem Bewußtſein gewähren. Es wird eine Zeit kommen, wo der eine Glauben ſeine Freude daran finden wird, die Feſte des anderen zu ſchmücken? ...

In dem Vorhofe eines Hauſes, das nahezu am Ende der Gaſſe liegt, da wo der Garten des Grafen mit dem herrlichen Schloſſe darin ſich erhebt, waren zwei Männer damit beſchäftigt, an eine Laubhütte, die bereits gezimmert und feſtgefugt da ſtand, die letzte Hand zu legen.

Der Eine von ihnen, um ein Bedeutendes jünger als der Andere, ſtand auf einer Leiter und nahm die Tannenreiſer entgegen, die ein ſtarkknochiger, weit über die gewöhnliche Größe aufſtrebender Mann ihm bot, und ſchichtete ſie über einander, ſo daß ſie bereits jetzt ſchon das grüne Dach der Laubhütte bildeten.

Daß wir es nur in aller Eile ſagen: Der Eine von den beiden Männern war David Brod, der Gemeindevorbeter, der Andere ſeine unentbehrliche Ergänzung, Feiwelmann „Baß,“ was aber nicht ſo ſehr ſein wirklicher Familienname, als vielmehr die Bezeichnung ſeines Lebensberufes war; denn auch er war von Natur ein Sänger, und zwar ein „Baß“ von ſo gewaltiger Breite, Tiefe und Höhe, daß darin Alles aufgegangen war, was ſonſt an einen Menſchen gemahnt: Land und Geburt, Familie und Charakter.

Mit einem Male hielt der Baß in ſeiner Beſchäftigung inne, er wiſchte ſich von der Stirne den Schweiß und ſeufzte tief auf.

„David Brod,“ ſagte er nach einer Weile, „es iſt mir da wieder eingefallen, wie ich doch eigentlich zu keinem Baß geboren bin. Aus mir hätte etwas anderes werden ſollen. Ich weiß nur nicht was!“

„Wie fällt Dir dieſe Narrethei gerade jetzt ein?“

„Das will ich Dir ſagen, David, aber Du mußt mich erſt beſinnen laſſen.“

Ein Zug träumeriſchen Sinnens legte ſich um die braunen Augen des „Baß,“ aber der, zu dem er geredet hatte, ſchien darauf kein beſonderes Gewicht zu legen.

„Wenn Du ſo da ſtehſt, Baß,“ meinte er, „ſo wird unſere Laubhütte noch lang darauf warten müſſen, bis ſie von ſich ſagen kann: ich bin fertig.“

„Laß mich nur erſt beſinnen, David,“ rief der Baß von der Höhe ſeiner Leiter.

Statt aller Antwort reichte ihm der Vorbeter ein Tannenreiſig hinan, welches der Baß unwillkürlich entgegennahm.

Augenblicklich verſchwand der Zug träumeriſchen Brütens aus dem Antlitz des „Baß.“

„David Brod,“ rief er, und auf ſeinem breiten Geſichte leuchtete und funkelte etwas wie vom Ablanze eines in weiter Ferne lohenden Feuers, „jetzt iſt es mir eingefallen.“

„Deine Narretheien, Baß,“ meinte David halb verdrießlich, halb lachend, „ſind wie Fliegen im Sommer. Du kannſt ſie hundertmal fortjagen, ſie kommen doch wieder.“

„Iſt es meine Schuld, David Brod,“ rief der Baß mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nichts anderes geworden bin, als was ich gegenwärtig bin? Wie Du weißt, bin ich von draußen aus dem Reich, aus Baiern, und mein Vater ſelig iſt ein Hauſirer geweſen, was man bei Euch hier zu Lande einen Dorfgeher heißt. Wie ich noch ein Kind war, da hat mich dieſer Vater ſelig oftmals auf ſeine Wanderungen mitgenommen, damit ich mich frühzeitig gewöhnen ſollte, wie man mit Kunden umzugehen hat. Da ſind wir häufig durch einen Wald mit lauter Tannen und Fichten drin gekommen. David Brod! wenn es Sommer oder Frühling war, und am ſchönſten war es gerade im Herbſte, da kann ich Dir nicht ſagen, wie mir jedesmal um das Herz herum ward, wenn ich in dieſen Wald eingetreten bin. Es iſt mir eine Schwere in die Füße gekommen; ich habe ſchier geglaubt, ich komme nicht mehr aus dem Walde heraus. „Feiwelmann, mein Kind,“ hat mein Vater ſelig zu mir geſagt, „was bleibſt Du vor jedem Baume ſtehen? Was ſiehſt Du an jedem Baume?

Kannſt Du von ſo einem Baume leben? Ueberhaupt weiß man niemals, was ſo in einem Wald Alles vorgehen kann; ſchon beim bloßen Namen Wald rinnt mir ein Schauer über den ganzen Leib. Und dann! wie willſt Du ein guter Kaufmann werden, wenn Du vor jedem grünem Baum ſtehen bleibſt?"

„Du biſt ja auch keiner geworden," fiel David Brod ein.

„Einmal, wie ich mit dem Vater ſelig wieder im Walde war, da weiß ich nicht, wie es über mich gekommen iſt. Vögel haben in den Zweigen geſungen, und da hat es mich von innen heraus genöthigt mit zu ſingen. Da hat mein Vater ſelig den Pack mit Waaren von ſeinen Schultern abgeworfen und hat mir zugehört. „Freiwelmann mein Kind," hat er dann geſagt, „in Dir ſteckt ſo wenig ein Kaufmann, als in dem Baum da, Du mußt ein Sänger werden!" Und ſo bin ich als „Fiſtel" zu dem berühmten Vorbeter Süßkind Schwab nach Fürth in die Lehre gekommen. Später iſt ein Baß aus mir geworden."

„Wie kommt da Eins zum Andern?" murmelte David Brod ſehr vernehmlich vor ſich hin.

„Auf das Laubhüttenfeſt freu' ich mich immer zumeiſt," fuhr der Baß fort. „Wenn ich ſo mit Dir in „Schul" ſtehe, und wir ſingen miteinander, und auf einmal fällt mir ein: Draußen auf den Laubhütten liegt das grüne

Tannenreiſig ... da iſt es mir gerade, als käme der merkwürdige Geruch aus dem Wald in meine Kehle, und ich ſinge noch einmal ſo ſchön Als wenn ich mit meinem Vater ſelig wieder in jenem Walde ſtehen und mit den Vögeln ſingen möchte!"

In dieſem Augenblicke wurden die Beiden durch den Geſang eines Kindes unterbrochen. Er kam aus dem Innern der Laubhütte und konnte eigentlich nicht Geſang genannt werden. Er war eine uralte Melodie, wie ſie in der Synagoge geſungen wird an jedem Freitag Abend, ſo oft man die Ankunft des Sabbaths feiert, aber die Art und Weiſe, wie ſie das Kind zum Ausdruck brachte, trug ein merkwürdiges Gepräge von ſelbſtſtändiger Wiedergabe an ſich; es war die uralte Melodie, und ſie war es wieder nicht; es war ein funkelnd neues Gewand mit allerlei blendendem Aufputz daran, aber erſt wenn man genauer hinſah, entdeckte man, daß es der Stoff eines Kleides war, deſſen Fäden vielleicht an den Weiden des Euphrat geſponnen worden waren. Wo das Lied, gleichſam wie aus einem Traume heraus, lang gezogene Töne, die ſich nur mühſelig der Kehle entrangen, erforderte, da brachte das Mädchen kurze Triller an, und im Gegentheil, wenn die alte Volksweiſe gleichſam aufjauchzend einen raſchen Fortgang vorſchrieb, klang es, als ob eine Menſchenbruſt den tiefſten

Ausdruck für ein trauriges, faſt unſagbares Geheimniß gefunden hätte.

Die beiden Männer hatten währenddem ihre Arbeit unterbrochen, Keiner rührte die Hand. Auge in's Auge gefaßt, ſo ſahen ſie zu einander auf und nieder.

„Haſt Du ſie gehört, Baß?" fragte endlich flüſternd David Brod.

„Wer denn ſoll ſie gehört haben?"

„Man erkennt faſt nicht, was ſie geſungen hat. Ich möchte nur wiſſen, warum ſie ſo und nicht anders ſingt?"

„Du wirſt an dem Kinde noch Manches nicht erkennen!" ſagte der Baß mit einem gewiſſen geheimnißvollen Ausdrucke und ſchwieg.

Denn indeſſen war die ſchlecht angelehnte Thüre, die in das Innere der Laubhütte führte, mit Heftigkeit geöffnet worden und ein etwa dreizehnjähriges Mädchen zum Vorſchein gekommen.

War das Kind wirklich dreizehn Jahre alt? Die Kleinheit ſeiner Geſtalt ließ allerdings auf keine höhere Zahl von Jahren ſchließen. Wenn man aber den unverhältnißmäßig großen Kopf, den dicke, ungeordnet ſchwarze Flechten umrahmten, näher betrachtete, und dabei in die faſt alles Maaß überſchreitenden dunkeln Augen blickte, dann wurde man auch kirſchenrothe Lippen gewahr, die faſt übermüthig einen wohlgeformten Mund mit weißen Zähnen umgaben, und mußte ſich ſagen, daß das angebliche Alter des Kindes eine in den Wind geſprochene Lüge war.

„Vater,“ ſagte das Mädchen, „Du meinſt gewiß, unſere Laubhütte iſt die ſchönſte in der ganzen Gaſſe? und Du bildeſt Dir noch zuletzt etwas darauf ein?“

„Iſt ſie denn nicht ganz beſonders ſchön?“ fragte David Brod, „der reichſte Mann in der Gaſſe, zum Beiſpiel Mendel Prager, kann auch keine ſchönere haben.“

Das Kind lachte hell auf, wobei ſich um die rothen Lippen ihres Mundes ein Zug wie von hochmüthiger Bosheit einſtellte.

„Das nennſt Du ſchön,“ rief ſie, „wenn die ganze Pracht Deiner Laubhütte in nichts Anderem beſtehen ſoll, als in vergoldeten Nüſſen und Zwetſchken, die Du droben in das Reiſig ſteckſt? Das ſoll ſchön ſein? Ich aber meine, es giebt einen Unterſchied zwiſchen ſchön und ſchön …“

„Wie ſoll ich es denn anfangen, Bella, mein Kind?“ ſagte David Brod, „alle Tage meines Lebens habe ich gehört, daß es gar nichts Schöneres und Prächtigeres für eine Laubhütte gibt, als vergoldete Nüſſe und Zwetſchken. Sehen ſie denn nicht wie Gold aus?“

Wieder ſchlug das Kind ein helles Gelächter auf.

„Das ſoll Gold ſein?“ rief es. „Ich meine ja auch nicht, daß Du goldene Aepfel und Nüſſe in Deiner

Laubhütte haben ſollſt, Vater. Aber es fehlt etwas darin, was man haben kann, und was ſchöner iſt, als all' das Gefunkel, woran eigentlich nichts iſt."

„Und was ſoll das ſein?"

„Blumen, Vater, Blumen," ſchrie das Mädchen überlaut, „ſchöne große Tulipanen und Roſen und Lilien, und was weiß ich, noch Alles."

„Blumen?" meinte David Brod verblüfft, „wo ſoll ich Blumen hernehmen? Hab' ich denn einen Garten?"

„Das iſt Deine Sorge, Vater?" rief das Kind wieder hell auflachend. Wozu iſt denn der Garten des Grafen da?"

„Bella!" ſchrie David Brod, der Vorbeter, mit allen Zeichen des Schreckens. „Du möchteſt in den gräflichen Garten gehen? um Blumen zu holen?"

„Warum nicht, Vater?" lachte Bella, und ſchlug die Arme keck in die Seiten.

„Du möchteſt in des Grafen Garten gehen!?" wiederholte David Brod in ſteigender Verwunderung.

„Ich möchte nicht, Vater," höhnte das ſeltſame Kind lachend, „aber ich gehe ſchon."

Bella war aus dem Bereiche der Laubhütte entſchwunden, noch ehe ein einziges Wort ihres Vaters ſie zum Gehorſam bannen konnte.

„Baß! was ſagſt Du zu dem Kinde?" meinte David Brod, indem er ſeinem Genoſſen eine volle Laſt Tannenreiſige zureichte. Mit einer Art wilder Heftigkeit, die jeden Andern, nur nicht David Brod erſchreckt hätte, der die Empfindungsweiſe ſeines Sangbegleiters ſchon hinreichend kannte, hatte dieſer die ihm entgegengereichten Reiſigbündel ergriffen und auf das Dach der Laubhütte geworfen.

„Er fragt mich, was ich zu dem Kinde meine?“ rief er. „Und früher, wie das Kind geſungen hat, hat er mich wieder gefragt, warum ſie ſo und nicht anders geſungen hat, warum ſie nicht ſo ſingt, wie ſie es von David Brod und ſeinem Baß hört. David Brod! ſiehſt Du denn nicht ein, daß Dir Gott ein merkwürdiges Kind beſcheert hat?“ —

Folgen wir dem Mädchen.

Gleich hinter der „Gaſſe“ da, wo ihre letzten Häuſer ſtehen, nur durch einen kleinen Bach getrennt, erhebt ſich, von einem weitläufigen Garten umgeben, das Schloß des Grafen. Es ging wie eine finſtere Sage in der Gaſſe umher, daß der jetzige Bewohner des Schloſſes ein menſchenſcheuer, düſterer Mann ſei, den in ſeiner Jugend ein großes Unglück getroffen habe. Auf einer ſeiner „Herrſchaften,“ die er tief im Böhmerlande beſaß, habe er die Tochter eines ſeiner „Randare“ geliebt gehabt, die er zur Gräfin habe erheben wollen. Die Sage hatte ſogar den Namen der ſchönen Randarstochter aufbewahrt, ſie hieß Genenda. Die gräflichen Eltern aber, als ſie den Willen ihres Sohnes erfahren, hatten ſich nach Wien zum Kaiſer begeben, und es da durchgeſetzt, daß der junge Graf in ein fernes Land, man ſagt, weit über das Weltmeer geſchickt wurde. Als er von dort zurückkehrte, weil mittlerweile der alte Graf geſtorben, war es das Erſte, daß er ſich nach jener Nandarstochter erkundigte. Es war mitten in einem Walde und in dem Walde war ein tiefer Teich. Da zeigte ein alter Jägersmann, der an ſeiner Seite ging, nach dem Weidengebüſche hin, das den Teich rings umfaßte, und ſagte blos: „Dort hat man ſie gefunden!" Der Graf war unverehelicht geblieben.

Das Kind des Vorbeters war in eiligem Laufe hinter den letzten Häuſern der Gaſſe über die Brücke gekommen, die den kleinen Bach überwölbt und ſtand bereits vor dem Schloßgitter. Es ſtand weit offen; Niemand zeigte ſich auf dem von Statuen und allerlei verſchnörkelten Bauwerken umgebenen großen Hofe, der das Schloß von dem Garten ſchied. Hoch aufgerichteten Hauptes, als fühlte ſie ſich in der wild-fremden Umgebung ganz zu Hauſe, ſchritt das Kind über den Hof und kam in den großen Garten, der ſich nun geheimnißvoll weit und dunkel vor ihr aufthat. Aber auch da fühlte ſie kein Bangen; ſie war in einen dunkeln Baumgang gekommen, wo die in einander gewachſenen Aeſte mit ihrem grünen Laube eine faſt unheimliche

Finſterniß bildeten. Auch da fühlte ſie ſich muthig und unbeengt; ſie ſchritt weiter und immer weiter, bis ſie das Ende des finſtern Laubganges erreicht hatte. Ein Weiber mit grünlich-ſchwarzem Gewäſſer lag vor ihr; ein Springquell erhob ſich mitten darin, der aus dem Munde eines gräulich geſtalteten ſteinernen Ungeheuers aufſprang, das bis zur Oberhälfte ſeines Leibes aus dem Waſſer hervorragte, während zur Rechten und zur Linken zwei kleinere Ungeheuer mit übermäßig aufgeblaſenen Backen kleinere Springfluthen in die Höhe warfen. Bella war einen Augenblick ſtehen geblieben. „Sollen das die Söhne von dem alten in der Mitte vorſtellen?“ fragte ſie ſich leiſe und ſinnend lagen eine Weile lang ihre Augen auf der ſteinernen Gruppe in der Mitte des Weibers.

Plötzlich ward ſie durch ein Geräuſch aufgeſchreckt, das von einer im dunkeln Baumgang zu Boden gefallenen Frucht herzurühren ſchien. Sie blickte auf. Da ſtand ein ſchwarz gekleideter Mann, der ein Buch in den Händen hielt, vor ihr. Auch jetzt kam kein Bangen und Fürchten über die muthige Seele des Kindes, trotzdem Bella keinen Augenblick in Unſicherheit darüber war, wen ſie vor ſich hatte. Es war der Graf ſelbſt.

„Was willſt Du hier?“ fragte er mit tonloſer Stimme, die Augen feſt auf das Antlitz des Kindes gerichtet.

„Ich brauche Blumen für unſere Laubhütte,“ meinte Bella und ſtockte.

„Und die kommſt Du aus meinem Garten zu holen?“ rief der Graf und ein ſanftes Lächeln hellte die ernſten Züge auf. „Für was hältſt Du mich denn?“

„Für einen Grafen!“ ſagte Bella.

„Alſo weil ich ein Graf bin, muß ich Dir erlauben, Blumen aus meinem Garten für Deine Laubhütte zu holen?“

Bella nickte faſt unmerklich mit dem Kopfe. Dann meinte ſie: „Kann ich etwas dafür, wenn mein Vater keinen Garten hat?“

Der Graf faßte das Kind aus der Gaſſe ſchärfer in's Auge. War es die eigenthümliche Weiſe, wie ſie eine ſchuldige Antwort in eine Frage verkehrte, war es der flammende Ausdruck ihrer Augen, der über ihr ſonſt unſchönes Antlitz eine ſo merkwürdige Beleuchtung warf? Es währte eine geraume Weile, bis er wieder fragte:

„Wer ſind denn Deine Eltern, Kind?“

„Meine Mutter iſt geſtorben, aber mein Vater iſt Vorſänger in der Synagoge.“

„Du willſt wohl ſagen, Vorbeter,“ meinte der Graf mit einem leiſen Anfluge von Hohn; „denn von Singen wird wohl in Euerer Synagoge kaum die Rede ſein können. Ich kenne dieſes Singen.“

„Mein Vater iſt Vorſänger,“ rief das Kind mit erhöhter Stimme, „und wenn er den Baß neben ſich hat, ſo klingt es außerordentlich ſchön. Man kann gar nichts Schöneres hören."

Der Graf lächelte wieder.

„Kannſt Du auch ſingen?"

„Ich kann ſingen."

„So ſinge mir etwas vor."

„Was ſoll ich ſingen?"

„Etwas aus Deiner Synagoge!" ſagte der Graf nach kurzem Ueberlegen.

Wer möchte beſtimmen wollen, was in der Seele dieſes Kindes gerade jetzt vorging? welche Wünſche, welche Ahnungen dort ihre Fittige rauſchend bewegten? Warum ſich ihm gerade jene uralte Weiſe aus der Synagoge, die es vor Kurzem in der Laubhütte geſungen, wieder auf die Lippen drängte? Dabei gewährte das ganze Weſen des Kindes einen Anblick höchſt ſeltſamer Art; es ſchien um ein Bedeutendes in die Höhe gewachſen; die ſchmutzigen Gewänder, in die es gehüllt war, verſchwanden gleichſam an ihm, es ſchien, als ob alles Unſchöne von ihm abgefallen ſei und übrig geblieben war nur die uralte Synagogenmelodie, der ihre Stimme eine Beredtſamkeit gab, wie ſie es wohl nie gefunden, mit ihrem lerchenhaften Aufjauchzen, mit ihrer traumhaft bannenden Gewalt!

„Wie heißeſt Du, Kind?“ fragte der Graf.

„Sie heißen mich Bella.“

Dem Grafen war das Buch, das er in Händen gehalten, entfallen.

Bella bückte ſich, um es aufzuheben. Da geſchah es, daß ſie mit ihrem Kopfe unter die Hände des Grafen gerieth.

„Bella heißen ſie Dich?“ rief er, und er faßte nach dem von ſchwarzen Flechten umrahmten Kopfe des Kindes. Dann ſah er ihr lange in die Augen, die einen ſo wunderbaren Gegenſatz zu ihrem kindlichen Weſen bildeten.

„Bella heißt die Schöne,“ ſagte er nach einer Weile, „aber ſchön biſt Du nicht. Deine Schönheit liegt ganz anderswo,„ und an mir wird es ſein, dieſen verſunkenen Karfunkel aus ſeiner ſchmutzigen Umhüllung in die herrlichſte Einfaſſung zu bringen.“

Dieſe Worte hatte der Graf mit flüſternden Lippen, faſt unvernehmbar geſprochen; dennoch war keines dem feinen Gehöre des Kindes entgangen.

Mit einer heftigen Bewegung wandte er ſich dann von Bella ab.

„Gehe jetzt dort in jenes Haus, wo der Gärtner wohnt,“ ſagte er mit gänzlich verändertem Tone, indem er gebieteriſch die Hand nach einem am Ausgange des Gartens liegenden Häuschen ausſtreckte, „und ſage ihm, er möge Dir ſo viel Blumen für Deine Laubhütte geben, als Deine Schürze faſſen kann. Von mir ſollſt Du noch weiter hören."

Eine Viertelſtunde darauf kam das Kind des Vorbeters, die Schürze hochauf mit Blumen gefüllt, athemlos, mit brennendem Antlitz, um welches die ſchwarzen Haare in wilder Unordnung flogen, im Hofe des Hauſes an, wo ihr Vater und der Baß Feiwelmann an die Eindeckung der Laubhütte mit dem grünen Schmucke des Waldes noch immer nicht die letzte Hand angelegt hatten. Sie hatten mittlerweile von dem Kinde geſprochen.

„Bella!" rief der Baß hoch von ſeiner Leiter, „wie ſiehſt Du merkwürdig aus," und David Brod der Vorbeter ſagte überhaſtig: „Was trägſt Du da in Deiner Schürze?"

Da lüftete das Kind die Schürze und es zeigten ſich den erſtaunten Blicken der beiden Männer die ſchönſten Blumen, die ſie noch jemals erſchaut hatten.

„Jetzt, Vater, wirſt Du Dich rühmen können, daß in der ganzen Gaſſe keine Laubhütte der unſeren gleichen wird," rief das Mädchen, die Augen noch immer ſtrahlend von einem ſeltſamen Glühen, „Blumen von Grafen ſelbſt wird doch keine aufzuweiſen haben."

„Er ſelbſt hat ſie Dir gegeben, Bella?" rief der Baß.

„Ich will nicht mehr Bella heißen," ſchrie ihm das

Kind mit ungeahnter Heftigkeit entgegen. „Er hat geſagt, ich bin nicht ſchön, aber ich bin ein Karfunkel…“

Längſt lag auf dem Dache der Laubhütte der grüne Schmuck des Waldes; der Mittag war gekommen und noch immer ſaß Bella, das Kind des Vorbeters der Synagoge, inmitten der Blumen, die ſie aus dem Garten des Grafen geholt und band Kränze zum Schmucke des gebrechlichen Hauſes, das ihr kurz vorher ſo unſchön gedünkt hatte. Von ihren Wangen hatte ſich die Röthe noch nicht verloren; hie und da ſang ſie halblaut vor ſich hin, und wenn man genauer hinhorchte, waren es Bruchſtücke jener uralten Synagogenmelodie. Meiſtentheils ſchwieg ſie. Ob ſie dabei an den Karfunkel des Grafen dachte?

Die Pforten der Zukunft.

Am Abende deſſelben Tages war das Laubhüttenfeſt in ſeiner anmuthenden Heimlichkeit in die Gaſſe eingezogen. David Brod, der Vorbeter, ſaß mit Bella, ſeinem einzigen Kinde und dem „Baß“ in der mit Blumenkränzen und allerlei Zierrath gar ſtattlich ausgeſchmückten Hütte; Kerzenlicht erhellte den traulichen Raum, und es war gar nicht zu verwundern, wenn ſo Manchem dieſer leicht gezimmerte Bau ſchöner und köſtlicher dünkte, als Vieles in der Welt. Bella hatte von den Blumen des gräflichen Gartens ein kleines Kränzchen zurückbehalten und es in ihre ſchwarzen Haare geflochten. Während des Abendmahles vermochte der Baß ſein Auge nicht abzuwenden von dieſem blumengeſchmückten Kopfe; es ſchien ihm, als läge zwiſchen dem Kinde, wie es jetzt daſaß, und dem Kinde, wie es am Vormittage aus der Laubhütte in den gräflichen Garten gerannt war, eine Zeit, die nach Jahren zählte. Wie merkwürdig die rothe Roſe vorn über der Stirn leuchtete! War denn Bella wirklich nur dreizehn Jahre alt?

Der Kranz in den Haaren des Kindes mochte nur leicht wiegen und dennoch ſchien es, als drücke er mit unſichtbarer Wucht; ſie ſaß aufrecht da, als fürchtete ſie durch irgend eine Bewegung, ja durch irgend ein Wort die ſo angenommene Stellung zu beeinträchtigen. Woher war die ſo ſeltſame Schweigſamkeit über das Kind gekommen?

Als das Eſſen abgeräumt und das Tiſchgebet verrichtet worden war, ſagte David Brod, der Vorbeter, zu ſeinem Baß:

„Wie wär' es, Baß, wenn wir jetzt den neuen „Kadiſch" (eines der beim Gottesdienſte vorkommenden Gebete) probiren möchten? Wenn wir Ehre damit einlegen wollen, ſo müſſen unſere Kehlen geübt ſein, als wären wir Vögel im Walde."

„Als wären wir Vögel im Walde," wiederholte der Baß mit einem träumeriſchen Ausdrucke ſeines Antlitzes.

„Ja, ſingen wir, Vater," rief mit einem Male das Kind des Vorbeters, „ich werde zuhalten (mit einſtimmen)."

„Gott, der Allmächtige, ſei gelobt, daß er Bella wieder die Sprache gegeben hat," meinte der Baß.

„Ich heiß' nicht Bella," ſchrie das Kind mit finſterer Stirne, „ich will nicht ſo heißen."

„Wie denn ſoll ich Dich nennen?" fragte der Baß. „Ich glaube doch, das iſt Dein ehrlicher Name, Bella?"

„Heiß' mich meinetwegen Karfunkel," rief das Kind mit trotzig aufgeworfenen Lippen, „nur nicht Bella, denn ich bin nicht ſchön!"

„Was muß über das Kind geflogen ſein?" ſprach David Brod, der Vorbeter, halblaut vor ſich hin.

Darauf begannen ſie die Probe des Geſanges zu dem neuen „Kadiſch", der morgen am erſten Tage des Laubhüttenfeſtes die ganze Gemeinde in Erſtaunen verſetzen ſollte. David Brod verſprach ſich nämlich einen ungeheuren Erfolg von der neuen Melodie; er hatte ſie von einem durchreiſenden polniſchen Bettler erlernt und ihm als Entgeld dafür nicht weniger als vier und zwanzig Kreuzer ausbezahlt. Wer der Meiſter dieſer Synagogenmelodie war, die nun mitten in einer ſtillabgelegenen „Gaſſe“ Böhmens zu Herzen und Gemüth einer Gemeinde ſprechen ſollte? Wer die Weiſe erfunden hatte, die der polniſche Bettler als etwas noch nie Gehörtes an David Brod käuflich überlaſſen hatte? Umſonſt wäre hier Nachforſchen und Unterſuchung. Auch jener „Schnorrer“ hatte ſie irgendwo in dem fernen Polen überkommen, und war damit weiter gezogen, wohin ihn der Sturm ſeines Lebens trug. Wen konnte es verwundern, wenn er dieſelbe Melodie, die er Jahre zuvor irgendwo in Mähren oder Böhmen vernommen, mit einem Male in der Synagoge einer elſäßiſchen Gemeinde wieder zu Gehör bekam? Wenn auf dürrem Felsgeſtein oft eine ungekannte Blume ihre Augen aufſchlägt, dann hat es der Sturm bewirkt, der das zarte Samenkorn in ſeine Arme nahm, und es hierhin und dorthin getragen hat, wohin es ihm eben beliebte. Das iſt auch das Geheimniß von dem Entſtehen und Fortleben dieſer Melodien.

Der neue Geſang war nicht ohne Schwierigkeiten; die Sänger hatten kein Notenblatt vor ſich und mußten dem Gedächtniſſe vollauf vertrauen. Hie und da hatte David Brod einen gelungenen Schnörkel angebracht, mit dem ſich Feiwelmann, der Baß, nicht einverſtanden erklärte, da er der urſprünglichen Melodie gefehlt hatte. Aber nachdem ſie die neue Weiſe ſchon Wochen vorher durchprobirt hatten, kam ſie heute glücklich und wohlbehalten, wie ein blanker Guß aus den Kehlen der Singenden. Bella vertrat dabei die Stelle des „Fiſtels“; ihre Stimme fügte ſich weich und milde an den Geſang ihres Vaters und des „Baß“, der gerade heute mit einem Aufwande aller ſeiner Geſangsmittel leuchtete, wie er es wahrſcheinlich an ſich ſelbſt noch nicht gekannt haben mochte. Wie mit ſeiner Kraft ſpielend, warf er ohne merkliche Anſtrengung die vollſten Töne ſeiner Kehle in den Geſang; und wenn Bella's Stimme lieblich und zart, wie ein Bach in hundert verſchiedenen Krümmungen ſich durchſchlang, ſo war ſein Singen ein rieſiger Waldſtrom, der in übermüthiger Gewalt dahergebrauſt. Dabei hielt er, wie dies aus alter Ueberlieferung jeder „Baß“ thun muß, die Hand feſt auf die eine Wange gedrückt, da wo ſein zottiger Backenbart am dichteſten gepflanzt war, weil er die Ueberzeugung hatte, dadurch den Gurgeltönen eine verdoppelte Kraft zu verleihen.

Plötzlich hielt Bella im Geſange inne, und lachte hell auf.

Die beiden Sänger unterbrachen ſich. David Brod ſchrie böſe:

„Was für eine Klippe (böſer Geiſt) iſt heute über das Kind gekommen? Was geht mit Dir vor?“

„Ich kann nicht weiter ſingen,“ lachte das Kind, „wenn ich ſehe, wie der Baß ſeine Backe feſthält, damit ſie ihm nicht auf und davon geht.“

„Meine Backe?“ ſagte der Baß äußerſt erſtaunt. „Kann ich denn anders ſingen?“

„Darum lache ich ja,“ meinte jetzt das Kind mit großem Ernſte, „daß Du glaubſt, Du könnteſt nicht ſingen, wenn Du die Backe mit der Hand nicht feſtnagelſt wie ein Bret. Kann denn Deine Stimme gut klingen, wenn Du ſie einſperrſt und ihr keine Luft läſſeſt?“

Kleinlaut ſagte der Baß, und eine tiefe Röthe verbreitete ſich allmälig über ſein Antlitz:

„Ich habe es nie anders vor mir geſehen. Kein Baß ſingt auf eine andere Art.“

„Dann iſt es nicht ſchön,“ ſagte Bella.

Die Röthe auf dem Geſicht Feiwelmann's war einer auffallenden Bläſſe gewichen.

„Wenn Du es ſagſt, und es nicht ſchön iſt,“ ſagte er tonlos, „ſo will ich es künftig unterlaſſen.“

„Du willſt frei herausſingen, Feiwelmann, ohne Backe?“ rief Bella, und ihre weißen Zähne leuchteten durch den lachenden Mund.

Feiwelmann, der Baß, nickte bloß mit dem Kopfe.

„Du wirſt Dir doch nicht von einem Kinde ſolche Narretheien einreden laſſen?“ rief dagegen David Brod, der Vorbeter. „So lange es einen Baß auf Erden gegeben hat, hat er die Backe mit der Hand gehalten. Frag' Einen Baß auf der Welt, ob er ſonſt zu ſingen im Stande iſt.“

Aber Feiwelmann, der Baß, ſchüttelte wieder ſein Haupt.

„Laß' es gut ſein, David Brod,“ ſagte er gedrückt. „Wenn das Kind etwas ſagt, ſo kannſt Du ſicher ſein, daß etwas Goldenes von ihm kommt . . . Ich will's verſuchen, und will einmal ſingen, wie Bella es meint. Ich fange ſchon an, einzuſehen, daß ſie Recht hat.“

Sie begannen aufs Neue die Melodie. Das Kind des Vorbeters ſang aber diesmal nicht mit. Beide Hände auf den Tiſch geſtützt, ſaß Bella da und hielt die ſchwarzen ſcharfen Augen auf Feiwelmann, den Baß, gerichtet. Keine ſeiner Bewegungen entging ihr, ihre Seele ſchien untergetaucht zu ſein in dem Strome des Geſanges. Feiwelmann fühlte im Singen, daß die Augen des Kindes auf ihm brannten; dazu hielt er dies Mal die Wange von der drückenden Hand frei. Er ſang aber ſchlechter als je — war es das Aufgeben einer faſt zur Nothwendigkeit gewordenen Gewohnheit, waren es die gefürchteten Kindesaugen? Er hielt plötzlich inne, und ſtand auf.

„Verzeih mir, David," ſagte er ſchwach. „Ich kann heute nicht fort, es ſitzt etwas in meiner Kehle, was mich würgt, daß ich ſchier glaube, die Stimme ſei mir für alle Zeiten verſagt! Verzeih mir."

„Sei kein Narr, Feiwelmann," rief der Vorbeter und wollte ihn am Aufſtehen hindern.

„Laß mich nur," rief der Baß, und es klang etwas hindurch wie von unterdrückten Thränen, „morgen wird es vielleicht beſſer um mich ſtehen."

Bella ſprach nichts; ſie hatte ihre Stellung nicht verändert. Ihre ſchwarzen Augen verfolgten den Vorgang, als ſtände er mit ihr in gar keinem Zuſammenhange. War das Kind herzlos? Empfand es die Süßigkeit des Triumphes, daß es ihm gelungen, die Singweiſe des „Baß" in's Lächerliche zu ziehen?

Feiwelmann war aufgeſtanden, er hatte die Klinke der Thüre ergriffen und wollte in's Freie. In dieſem Augenblicke taumelte er zurück, eine hohe Männergeſtalt drängte ſich durch den ſchmalen Eingang und trat in die Laubhütte ein.

„Der Graf, der Graf!" ſchrie Bella auf.

Es war in der That der Mann aus dem Garten, er ſelbſt.

David Brod, der Vorbeter, war erſchrocken aufgeſprungen, ſchon hielt er das Käppchen in den zitternden Händen.

„Lebendiger Gott,“ flüſterte er, „der Graf ſelbſt!“

„Was erſchreckt Ihr, Vorbeter?“ ſagte der Graf lächelnd, „Ihr kennt mich doch, und ſolltet wiſſen, daß ich Euch und Eueren Leuten kein Feind bin? Thut mir den Gefallen und ſetzt Euch wieder. Denkt Euch, es ſei Einer gekommen, der noch keinen Begriff von ſo einer Laubhütte hat, und ſich ſo einen Bau auch einmal anſehen will.“

Unwillkürlich hatte ſich David Brod wieder auf ſeinen Sitz niedergelaſſen, aber des Schreckens über die Erſcheinung des Grafen war er noch nicht Herr geworden. Einen merkwürdigen Anblick bot in dieſem Augenblicke das Antlitz des Kindes. Bella ſah nicht im Geringſten erſchrocken aus, und faſt hatte es den Anſchein, wenn man nach dem Lächeln ſah, das auf ihren rothen Lippen ſaß, als hätte der Beſuch des Mannes, den ſie heute um Blumen angegangen war, für ihre Gedankenwelt nichts Ueberraſchendes gebracht.

Der Graf hatte auf dem leergewordenen Sitze Feiwelmann's Platz genommen. Der Baß ſelbſt ſtand demüthig mit abgezogenem Hute in einer Ecke der Laubhütte.

Der Graf ließ ſeine Augen in dem kleinen Raume des hölzernen Baues umhergehen.

„Alſo, ſo ſieht eine von Eueren Laubhütten aus?“ ſagte er, „und Euer Geſetz ſchreibt Euch vor, daß Ihr da wohnen müßt? Warum das? Ich habe es längſt vergeſſen.“

David Brod vermochte nicht die Frage des Grafen zuſammenhängend zu beantworten; in ſeinen Adern rann kaltes Eis. Unter den irdiſchen Erſcheinungen, die mit Macht und Herrlichkeit ausgeſtattet ſind, war ihm noch keine höhere erſchienen, als der Mann, der das große Schloß auf der Anhöhe ſein eigen nannte, und der ihm ein Schutzherr war.

Feiwelmann, der Baß, nahm für ihn das Wort. Demüthig meinte er:

„Vierzig Jahre ſind unſere Vorfahren in der Wüſte herumgegangen: ſie haben kein ſteinernes Haus bauen können und nur den Himmel haben ſie über ſich gehabt und höchſtens ein Zelt, worin ſie gewohnt haben. Darum iſt uns das Gebot von unſerem Gott gemacht worden, daß wir zum Andenken an dieſe Zeit durch acht Tage in ſolchen Laubhütten wohnen müſſen.“

„Nach faſt vierzig Jahren!“ rief der Graf, „und noch heute feiern dieſe Leute das Feſt und ſprechen von „unſerem Gotte“, als hätte er für ſie eigens die Wüſte Arabiens erſchaffen! Selſames Volk, das ihr ſeid! Und doch, wenn ich eintrete in euere ärmliche Laubhütte, ich der Graf aus chriſtlichem Blute, der ſtolz darauf thut, daß er ſeine Ahnen auf einige Jahrhunderte zurückführen kann, thut ihr ſo erſchrocken und demuthvoll! Begreift Ihr denn nicht, Vorbeter, und Ihr, Mann, daß Ihr Euch vor mir nicht zu ſchämen braucht, daß das Beſtehen dieſer Laubhütte allein mich die vermeintlichen Vorzüge meiner Geburt vergeſſen machen muß?“

Auf David Brod's Lippen irrte ein verlegenes Lächeln. Wohl hätte er antworten können, denn er hatte die Rede des hochgebornen Herrn hinlänglich verſtanden. Aber mit jenem Verſtändniſſe ſeit jeher anerzogener Demuth begriff er es gleichzeitig, daß er ſeinen viertauſend Jahre alten Adel nicht werfen konnte in die eine Waagſchale, während in der anderen eine gräfliche Krone mit einem herrlichen Schloſſe und Garten funkelnd lag.

Dagegen rief Bella:

„Ich bin nicht erſchrocken, Herr Graf! ...“

„Lebendiger Gott! Bella! Wie kannſt Du ſo reden?“ ſchrie David Brod, der Vorbeter, der im Entſetzen über die Worte des Kindes wieder ſeine Sprache gefunden hatte.

„Laßt doch das Kind, Vorbeter,“ ſagte der Graf mit einem feinen Lächeln. „Warum ſoll ſie nicht geſtehen, daß ich nicht derjenige bin, der ihr Schrecken einflößt? Warum auch ſollte ſie erſchrocken thun? Sie weiß ſehr gut, daß eine Zeit kommen kann, in der ſie mir ganz anders gegenüberſtehen dürfte, als jetzt ...

Wie heißeſt Du, mein Kind? Ich habe Deinen Namen wieder vergeſſen!“

„Karfunkel!“ ſagte Bella kurz, und ſah den Grafen dabei feſt und ſicher mit ihren großen Augen an.

Eine Weile ſtarrte der Graf das übermüthige Kind an, es hatte den Anſchein, als wäre nun er es geweſen, den die Antwort des Kindes erſchreckt hatte. Er faßte ſich aber raſch, und als er nun redete, zitterte in ſeiner Stimme etwas wie von einer tieferen Bewegung ſeines Gemüthes.

„Ja, Du haſt Recht,“ ſagte er, „daß Du mir Deinen eigentlichen Namen in's Gedächtniß zurückrufſt. Erinnerſt Du mich doch daran, weswegen ich hierher gekommen, und daß ich nicht auf falſcher Fährte begriffen bin.“

Noch einmal ſah er das Kind des Vorbeters wie prüfend an. Es war ein langer und tiefer Blick, den er durch die Augen des Kindes in deſſen Seele, wie heimlich geborgen auch ihre Weſenheit ſein mochte, bis in jenen Winkel that — wo er den funkelnden Edelſtein vermuthete.

„Was gedenkt Ihr mit Euerem Kinde anzufangen, Vorbeter?“ wandte er ſich an denſelben.

„Was ſoll ich mit ihr anfangen, geſtrenger Herr Graf,“ meinte David Brod, der ſich mittlerweile in Etwas ermannt hatte. „Wäre ſie ein Knabe geworden, ſo könnte ſie mein „Fiſtel" ſein, denn ſie hat eine gar liebliche Stimme und ein Gedächtniß dazu, für alle Geſänge — ſie beſchämt uns ältere Leute damit . . . Leider Gottes iſt ſie aber kein Knabe geworden, und wenn ich einmal ſterbe, wird da nicht ein Fremder mein Nachfolger in der Synagoge ſein müſſen? Nun aber frage ich: Was ſoll aus der Tochter eines armen Vorbeters werden? Ihre Stimme iſt ihr von keinem Nutzen, und wenn ich heute ſterbe, kommt ein anderer in dieſes Haus, und ſie muß hinaus in die Fremde, und weiß nicht, wo ſie zu Nacht eine Stelle findet, wo ſie ihren Kopf zur Ruhe niederlegen kann . . ."

Die Sprache David Brod's war zuletzt vor innerer Bewegung faſt unvernehmbar geworden. Da rief die Stimme des Mannes, der demüthig im Hintergrunde der Laubhütte ſtand, überlaut:

„David Brod, Du übertreibſt! Noch lebt ein Feiwelmann Baß, und der wird Dein Kind nicht verlaſſen!"

Aller Köpfe wandten ſich nach dem, über deſſen Lippen dieſer Aufſchrei gekommen war. Auf dem breiten Antlitze des Sprechers lag eine tiefe Röthe, aber wie ſie jetzt alle nach ihm hinblickten, hatte er die Augen ſchämig niedergeſchlagen, und ſchob den Hut verlegen zwiſchen den Fingern.

„Wer iſt der Mann?" fragte der Graf und ſeine

Blicke ſchweiften zwiſchen dem „Baß“ und dem Kinde auf und nieder.

„Es iſt nur Feiwelmann, unſer Baß,“ ſagte Bella kurz.

Der Graf nickte zu dieſer Auskunft nur leicht mit dem Kopfe.

„Was das zukünftige Glück Eueres Kindes betrifft,“ wandte er ſich wieder zu David Brod, „ſo ſeid darüber ganz ruhig. Es hat ſich eine Hand gefunden, die es verſuchen will, ob ſie nicht Vorſehung ſpielen kann... und dieſe Hand gehört mir. Ihr bedauert es, Vorbeter, daß Gott Euerem Kinde eine ſo liebliche Stimme verliehen hat. Wie nun, David Brod, wenn dieſe Stimme ein Juwel wäre, das nur geſchliffen und gefaßt werden müßte, um überall hin mit Glanz und Pracht zu leuchten? Und man ſagt doch, daß Leute Eueres Volkes für Juwelen nicht unempfindlich ſind?“

David Brod wollte reden, aber jedes Wort war wie mit eiſernen Klammern an ſeine Zunge gefeſſelt. Ein kalter Schweiß drängte ſich auf ſeine Stirne; jedes Haar auf ſeinem Haupte hatte ſich emporgerichtet.

„Und nun, David Brod,“ fuhr der Graf fort, „bleibt mir noch übrig, Euch einen Vorſchlag zu machen. Nehmet Ihr ihn an, ſo wird aus dieſer engen Laubhütte heraus ein Edelſtein hervorgehen, wie Ihr ihn kaum ahnt; wo nicht, mag er begraben bleiben in der ſchmutzigen Hülle, die ihn jetzt umgiebt. Denn wenn mich nicht

Alles täuſcht, ſo glüht in der Seele Eueres Kindes das unſterbliche Feuer der Kunſt. Heute war es noch ein Kind, das vor mir ſang, und doch hat mich die Stimme des Kindes ergriffen, wie mich im Leben noch ſelten etwas bewegt hat. In Eurer Tochter ſchlummert die Zukunft einer großen Künſtlerin!“

Der Graf ſchwieg; er warf einen Blick nach Bella, die mit großgeöffneten, leuchtenden Augen, ſonſt aber regungslos da ſaß. Nur der Blumenkranz in ihren Haaren zitterte merklich.

„Und ſo, David Brod,“ ſchloß der Graf, „habe ich Euch nur Eines zu ſagen. Geht Ihr auf meinen Vorſchlag ein, ſo übernehme ich die Erziehung und Ausbildung Eures Kindes zur Künſtlerin. Sie wird Euer Haus verlaſſen, ſie wird fern von Euch weilen, vielleicht werden Länder und Meere liegen zwiſchen Euch und ihr — aber Eure Tochter wird eine Künſtlerin werden! Bedenket wohl, was ich Euch ſage: Es kann eine Zeit kommen, die es Euch verbieten wird, Euch den Vater Eures Kindes zu nennen... Doch für heute genug! Wenn Euer Laubhüttenfeſt vorüber iſt, ſo kommt zu mir und erſtattet mir Antwort. Das Schickſal des Kindes ruht von nun an in Eueren Händen!“

Der Graf war aufgeſtanden; David Brod war ſitzen geblieben, er vermochte ſich nicht zu erheben. Was er eben vernommen, ging wie der Schrecken eines nächtlichen Gewitters über ihn hinweg. Blitze zuckten und leuchteten, Donner rollten über ſeinem Haupte, aber aus all dieſen Stimmen des Entſetzens hörte er doch die eine: den Zuſpruch des Grafen, daß er ſich ſeines Kindes annehmen wolle.

Der Graf hatte die Thüre der Laubhütte geöffnet. Da ergriff Bella raſch den Leuchter mit der brennenden Kerze und folgte ihm nach. Sie geleitete ihn über den Hof bis zur Planke die das Haus des Vorbeters von der Gaſſe abſchloß. Am Thore angelangt, ließ das Kind den Leuchter plötzlich fallen, das Licht erloſch. Der Graf fühlte auf ſeiner Hand einen heißen Kuß von zwei Kinderlippen…

„Gute Nacht, meine kleine Künſtlerin," ſagte er, „gute Nacht, mein Karfunkel!"

In der Finſterniß tappte das Kind des Vorbeters ſeinen Weg wieder zur Laubhütte zurück.

Was der Baß unter Kunſt verſteht.

Ein Sturm war über das friedlich enge Haus David Brod's, des Vorbeters, gekommen, der es in ſeinen Grundfeſten erſchütterte. Er, der Vater einer zukünftigen Sängerin, ſein Kind der Schützling eines Grafen und Feiwelmann Baß, ſeine rechte Hand, entſchloſſen, von ſeiner bisherigen Geſangsweiſe abzugehen!

Als Bella in die Laubhütte wieder eingetreten war, fand ſie ihren Vater, den Kopf auf den Tiſch gelegt, in heftigem Weinen.

„Warum weinſt Du, Vater?“ fragte ſie faſt gelaſſen.

„Laß ihn heute,“ ſagte der Baß, dem ſelbſt die Stimme von verſchluckten Thränen zitterte, „das unerhörte Glück hat ihn ſo angegriffen.“

„Glück? wer ſpricht von Glück?“ fuhr David Brod wild auf. „Meint ihr, ich habe ihn nicht verſtanden, was er will, und daß er darauf abgeht, mir mein einziges Kind zu nehmen?“

Dann ſank er wieder mit dem Kopfe auf den harten Tiſch und weinte bitterlich.

Die Lippen des Kindes zitterten von innerer Aufregung, ſeine großen ſchwarzen Augen ſtrahlten ein Feuer aus, das nicht von Mitleid mit den Thränen des Vaters herrührte. Feiwelmann, der Baß, mochte errathen, was in dem frühgereiften Kinde vorging.

„Sprich heute kein Wort,“ flüſterte er ihr zu, „er erträgt's nicht. Es wird ſchon die Zeit und die Stunde kommen, da wird es ihm klar werden, daß ihm Gott einen Juwel beſchert hat.“

„Einen Karfunkel, Feiwelmann!“ ſagte das Kind mit merkwürdig ſcharfer Betonung und ging zur Laubhütte hinaus. —

Am andern Tage, der der erſte des Laubhüttenfeſtes war, führte David Brod mit ſeinem „Baß" die neue Melodie auf, die er von dem polniſchen Bettler erlernt hatte. Aber der Erfolg, wir müſſen es geſtehen, blieb weit hinter den gehofften Erwartungen zurück. Die Leute, die in der Synagoge zum Gottesdienſt verſammelt waren, ſchienen von einem Geiſte der Zerſtreutheit heimgeſucht, der ſie unempfindlich ließ gegen die Neuheit des Geſanges, und die Feinheit ſeiner Aufführung. In den Zwiſchenpauſen des Gottesdienſtes war von nichts Anderem die Rede, als von dem Beſuche, den der Graf der Laubhütte des Vorbeters abgeſtattet. Die abentheuerlichſten Gerüchte ſchwirrten durch das Haus, ein Jeder gab dieſem merkwürdigen Vorkommniſſe eine andere Auslegung. Beſonders droben in der „Weiberſchul" wogte es wie in einem Bienenſchwarme durcheinander. Das bis dahin unbeachtete Kind des Vorbeters fand mit einem Male eine Bedeutung, der ſelbſt die ſtolzeſten Frauen, die in ihren Feſttagsgewändern und goldenen Halsketten die vornehmſten Plätze am Gitter einnahmen, ihr Ohr nicht verſchließen konnten. So lange die Gaſſe ſtand, konnte kein Haus daſelbſt ſich rühmen, unter ſeinem Dach einen ſo hohen Gaſt beherbergt zu haben, und nun hatte ſich der Graf herabgelaſſen, der Laubhütte des Vorbeters, alſo eines Mannes, der von der Gemeinde lebte, dieſe Ehre zu beweiſen!

„Ich möchte nur wiſſen," ziſchelte und wispelte es hie und da, „was er ſich an dem ſchmutzigen und häßlichen Mädchen auserſehen hat? Haſt Du ſchon etwas Beſonderes an ihr bemerkt? Ich nicht! Ich weiß nur, daß mir ihre Augen vorkommen, wie zwei ſcharfe Meſſer. So oft ich mit dem Kinde zu thun habe, kehrt ſich mir Alles im Leibe herum. Sie hat etwas in ihrem Blicke, das Einen ärgert."

„Nun, ihrer Schönheit wegen iſt er nicht in der Laubhütte David Brod's erſchienen," lautete die Entgegnung. „Man ſagt aber, er ſoll ſie ſingen gehört haben, und da hat er geſagt, ſolch' eine Stimme im Munde eines Kindes ſei ihm noch nicht vorgekommen."

„Iſt das ein Wunder?" meinte eine breitſpurige alte Frau. „Väter vererben ihre Eigenſchaften auf die Kinder, und alle David Brod's haben gute Stimmen."

„Man ſagt auch, er will ſie nach Prag ſchicken und dort aufziehen laſſen."

„Da hätte David Brod ausgeſorgt für all ſein Leben."

In ſolcher Stimmung der Beter zerflatterte die neue Melodie, an die David Brod und ſein Baß wochenlang das Beſte ihrer Kehlen geſetzt hatten, wie eine Baumblüthe, mit der ein unbarmherziger Wind ſein Spiel treibt. Was nützten alle die künſtlichen Geſangsſchnörkel? Sie zerſtoben unverſtanden und nur Wenige mochte es geben, denen die Neuheit der Melodie aufgefallen wäre. Den Meiſten kam ſie wie ein abgeſtandenes, längſt gekanntes Gericht vor, dem man keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Und doch war die Melodie eine ſolche, die zu jeder andern Zeit aufs Innigſte zu den Gemüthern geſprochen hätte. Sie ſtammte aus Polen und war von eigenthümlicher Schönheit!

Als der Gottesdienſt zu Ende war, machte ſich unter den zur Synagoge Hinausſchreitenden das Urtheil über David Brod und ſeine Genoſſen in der herbſten Weiſe Luft. So ſchlecht hatten die Beiden noch nie geſungen; der neue „Kadiſch" war ein Machwerk, mit dem ſich allenfalls Leute in einer Dorfgemeinde begnügen konnten, die an nichts Beſſeres gewöhnt waren.

„An allem dem iſt Feiwelmann, der Baß ſchuld," meinte einer der ſchärfſten Beobachter aller Vorgänge in Haus und Gaſſe, der ſäbelbeinige Schneider Saul Weißfiſch, „was für eine „Kränk" hat den angefallen, daß er ſeine Backe nicht mehr mit der Hand hält? Wie ſoll er da einen geſunden Ton herausbringen? Gott der Lebendige weiß, wo er ſo was Neumodiſches geſehen hat. Es muß ihn ruiniren, und die Gemeinde hat davon nur Verdruß."

David Brod und ſein Baß merkten es an hundert Anzeichen, daß ihnen die öffentliche Meinung nicht günſtig war. Wie drückte man ihnen ſonſt die Hände, welche herzliche Zurufe ſchallten ihnen entgegen, wenn ſie ſonſt die Synagoge, die Stätte ihrer geſanglichen Leiſtungen verließen! Sie ſchlichen ſtill und gedrückt nach Hauſe und Saul Weißfiſch, der ſäbelbeinige Schneider, hielt es für ein gutes Werk, als die Beiden an ihm vorüberſchritten, eine recht häßliche Grimaſſe ihnen nachzuſchicken!

Als ſie in die Wohnſtube kamen, trat ihnen Bella entgegen, in ihren Haaren noch immer den Kranz, den ſie geſtern von den Blumen des Grafen erübrigt hatte. Sie legte den Kopf unter die Hände ihres Vaters, damit er ſie „benſche." Mit flüſternden Lippen ſprach er über das Kind den Segen. Wie ſeltſam! Nichts in dem Weſen Bella's deutete heute an, welch' ein Leben ſeit geſtern über ihr Haupt hinweg gezogen, welche Pforten ſich mittlerweile für ſie aufgethan hatten!

„Nun, Feiwelmann," ſagte ſie, „was haben die Leute zu Euch geſagt?"

„Was ſollen ſie geſagt haben?" entgegnete er traurig, mit niedergeſchlagenen Augen, „ſie haben uns ausgelacht."

„Ausgelacht!" rief das Kind mit blitzenden Augen und ſeine weißen Zähne ſchimmerten im Zorne durch die Lippen. „Du haſt niemals beſſer geſungen, Feiwelmann, und auch der Vater nicht."

„Wie weißt Du das?" rief der Baß wahrhaft erſtaunt.

„Ich ſag' es!" ſchrie ſie laut.

Da ſchlich allmälig, etwa wie die Morgenröthe ſich entringt dem Schooße der Nacht, ein ſonnig behagliches Lächeln über das breit angelegte Angeſicht Feiwelmann's, bis es nach und nach alle Winkel und Seiten deſſelben mit ſeinem Glanze ausgefüllt hatte. Nur die Augen machten davon eine Ausnahme; ſie waren feucht geworden.

„Wenn Du das ſagſt, Bella, meine Perl," rief er, „ſo macht mich das glücklicher, als wenn ſie zu Tauſenden mir die Hand gedrückt hätten. Denn Du verſtehſt es beſſer als ſie Alle . . ., Gott ſoll's Dir bezahlen!"

Trotzdem verging dieſer Feiertag in gedrückter, trüber Stimmung für die Drei. Nicht nur die erlittene Niederlage, mehr noch das Ausſprechen über die Zukunft, wie ſie geſtern in der Laubhütte aus dem Munde des Grafen ihnen zur Entſcheidung vorgelegt worden, ſchlich wie ein dunkler Schatten hinter jedem ihrer Schritte. Keiner wagte während dieſes Tages den Gegenſtand zu berühren. —

Es war ſpät in der Nacht; das Kind ſchlief bereits. Da ſaßen ſich David Brod und ſein Baß Feiwelmann gegenüber.

„Du meinſt alſo doch, Feiwelmann," ſagte David

Brod nach einem ſchwer aus der Bruſt geholten Seufzer, „wir hätten heute unſere Sache gut gemacht.“

„Sie ſagt's,“ meinte Feiwelmann ſicher und ruhig in ſeiner Stimme, indem er mit dem Finger nach der Thüre der Kammer wies, worin Bella ſchlief.

David Brod ſah eine Weile lang nachdenklich vor ſich hin; endlich ſagte er: „Erkläre mir nur Eines, Feiwelmann! Was hat der Graf damit gemeint, als er geſagt hat, er will ſie zur Kunſt erziehen? Es geht mir das nicht aus dem Kopf. Was heißt Kunſt?“

Feiwelmann ſtarrte eine geraume Zeit in die Luft.

„Was Kunſt heißt? Sie ſoll eine Sängerin werden wegen ihrer ſchönen Stimme.“

„Und wenn ſie eine Sängerin geworden iſt — was dann?“ fragte David Brod mit gerunzelter Stirne.

„Dann wird ſie auf einem Theater vor Tauſenden von Menſchen ſingen!“ ſagte der Baß, gleichſam an einen Dritten ſeine Rede richtend.

„Eine Komödiantin ſoll mein Kind werden?“ ſchrie David Brod wild auf, „mein jüdiſches Kind eine Komödiantin! David Brod's Tochter auf einem Theater!“

Feiwelmann, der Baß, mochte die Gemüthsart ſeines Herrn und Meiſters aus langer Erfahrung kennen. Er ließ den Sturm, der deſſen Gemüth ſo urplötzlich erfaßt hatte, vorüberbrauſen; erſt als er merkte, daß er ruhiger geworden, ſagte er mit jenem träumeriſchen

Geſichtsausdrucke, den wir an ihm kennen gelernt haben, als er auf das Dach der Laubhütte das grüne Tannenreiſig legte:

„Ich werde Dir etwas ſagen, David Brod: es kommt eigentlich gar nicht darauf an, an welchem Orte man ſeine Kunſt den Menſchen zeigt. Wenn die Menſchen nur ſagen: Sie kommt von Gott!“

„Ich verſtehe Dich nicht, Feiwelmann!“

„Biſt Du und ich nicht auch jeder ein Künſtler? Du, David Brod, und ich Feiwelmann, der Baß? Haben wir nicht auch etwas erlernt, was Andere nicht können? Und wenn wir unſere Kunſt zeigen, ſagen da nicht die Leute: David Brod iſt groß in ſeinem Fache, und auch ſein Baß Feiwelmann iſt nicht zu verachten?“

„Wie kommt da Eines zum Andern? rief David Brod, in deſſen Gemüth die Wogen der Erregung noch immer ziemlich hoch gingen. „Wenn wir unſere Kunſt glänzen laſſen, ſo geſchieht das vor Gott! Wir ſingen und beten für die Gemeinde, denn ſie hat uns damit beauftragt.“

„David Brod,“ ſagte Feiwelmann nach einer geraumen Weile, „und wenn Bella einmal eine Sängerin ſein wird und auf dem Theater vor Tauſenden von Menſchen ſingen wird, und Alle werden ſagen: Groß iſt doch Gott, der in eine menſchliche Kehle ſo viel Kraft und Schönheit, ſo viel Anmuth und Lieblichkeit gelegt hat — glaubſt Du da nicht, David Brod, daß Dein Kind da auch vor Gott ſingt, und wenn ſie auch auf dem Theater ſteht?“

David Brod, der Vorbeter, ſtarrte ſeinen Baß verblüfft an.

„Ich verſteh' Dich, Feiwelmann,“ ſagte er, „und ich verſteh' Dich wieder nicht. Du haſt Recht, und doch ruft und ſchreit es in mir, Du darfſt nicht Recht haben! Wie vereinigt ſich das in mir?“

„Laß' Dir erzählen, David, wie es mir einmal vor vielen Jahren ergangen iſt,“ ſagte Feiwelmann, nachdem er einige Zeit hatte verſtreichen laſſen, in jenem Tone wieder, als ob er einen alten Traum berichten wollte. „Damals war ich ein junger Menſch von achtzehn Jahren, und war gerade in Frankfurt am Main. Nun mußt Du wiſſen, David, ich habe bis dahin nicht gewußt, was ein Theater iſt; aber an einem Sabbath, wie es ſchon Abend geworden war, ſtehe ich vor einem großen, großen Gebäude, und viele Menſchen ſtoßen und drängen ſich durch das Thor. Und Einer, den ich gefragt habe, was da vorgehe, hat mir geſagt: das iſt das Theater, und heute wird ein großer Künſtler, auf deſſen Namen ich mich nicht mehr erinnere, auftreten. Was iſt das, ein Theater? habe ich mich gefragt, und was iſt ein großer Künſtler? Alsbald habe ich gefühlt, wie mir das Blut zu Kopfe ſteigt, wie eine Begierde, dieich bis jetzt nicht hatte gekannt, in meinem Herzen wächſt und anſchwillt, daß es bis zum Zerſpringen voll war. Kurzum, David Brod, ehe ich noch recht gewußt habe, was ich thun ſoll, war ich mit dem Menſchenſtrome drin im Theater, hab' all mein Geld, was ich bei mir trug, hergegeben, und befand mich im oberſten Stockwerke auf einer ſchmalen hölzernen Bank. In demſelben Augenblicke iſt der Vorhang aufgegangen!"

Feiwelmann hielt inne; es ſchien aber nicht, daß die Wirkung des bisher Erzählten auf David Brod eine große war.

„Damals, David," fuhr der Baß mit erhöhtem Tone fort, „habe ich an mir erfahren, daß man nicht nur am Verſöhnungsfeſte heiße Thränen vergießen kann, und daß nicht nur furchtbare Schauer Einen überrieſeln, wenn man jenes Gebet betet, worin es heißt: Am heutigen Tage beſiegelt Gott das Verhängniß des Menſchen! Da wird beſtimmt, wer im künftigen Jahre durch die Peſt, wer durch Hungersnoth und wer durch Waſſerfluthen ſterben und wer endlich am Leben bleiben wird! Was ſie da geſpielt haben, war ebenſo traurig und ſo ſchaurig, ja ich habe manchmal geglaubt, der letzte Tag bricht an und die Auferſtehung der Todten ſteht vor der Thür! Ein mächtiger König, der über ein großes Land gebietet, der vertheilt ſein Reich aus lauter Liebe und Zärtlichkeit an ſeine Töchter. Er hat deren drei:

die jüngſte aber, weil ſie ihm nicht ſchmeichelt, kommt am ſchlechteſten weg, vor der verſchließt er ſein Herz. Aber gerade das Kind iſt ſein beſtes, denn höre nur, David Brod! Wie der König all' ſein Land unter die beiden ſchlechten Töchter verſchenkt hat, und zu ihnen auf Beſuch kommt, und meint, Gott weiß, wie herzlich ſie ihm um den Hals fallen werden, da erfährt er, was ſchlechte Kinder ſind! Sie laſſen den eigenen Vater nicht in's Schloß hinein, weil er ihnen zu viel Gäſte mitbringt, ſie jagen ihn von der Schwelle ihrer Thüre, und der alte, ſchwache König muß hinaus in Nacht und Nebel und Wind, weil ihm ſeine Töchter keine Herberge geben wollen —“

„Das waren doch nicht jüdiſche Kinder?“ unterbrach ihn der Vorbeter in ſteigender Spannung.

„David Brod,“ fuhr der Baß fort, ohne dieſer Frage Aufmerkſamkeit zu ſchenken, „Du hätteſt ihn ſehen ſollen, der den alten ſchwachen König geſpielt hat, und wie er zuletzt aus lauter Kränkung und Herzleid den Verſtand verliert! Und wie er dann ſein jüngſtes Kind, das Gute, was ihm zu Hilfe gekommen war, todt hereinbringt, und weint und lacht dabei — David Brod! am Verſöhnungstage habe ich niemals ſo geweint, und wie meine arme, gute Mutter geſtorben iſt, habe ich auch nicht ſo geweint, weil ich mir vorgeſtellt habe, nun iſt ſie von ihren langen, ſchweren Leiden einmal befreit, und ſolche Schauer habe ich niemals empfunden. Lebendiger Gott! wie groß iſt der Menſch!“

Sei es, daß der letzte Ausruf in des Vorbeters Augen keine rechte Billigung fand, ſei es, daß ihn in der Erzählung Feiwelmanns die Nutzanwendung zu lange warten ließ — er fuhr auf, und fragte mit ſchlecht verhehltem Verdruß:

„Schaff' Licht! Feiwelmann! Ich tapp' noch immer in der Finſterniß herum! Wann kommſt Du endlich auf den rechten Weg?“

Trotz dieſes erkältenden Zurufes veränderte ſich Feiwelmann's Haltung nur wenig. Er fuhr mit demſelben traumhaft aufgeregten Zuge in ſeinem Antlitze fort, und wie er ſo ſprach, hatte es den Anſchein, als ſpreche ein Anderer für ihn, er ſelbſt ſei eigentlich nur der Stellvertreter eines gewiſſen Feiwelmann, der einmal irgendwo exiſtirt hatte.

„Wie ich aus dem Theater getreten bin, da kann ich wirklich ſagen, hat ſich die Welt um mich herumgedreht wie ein Trenderl in der Hand eines Knaben. Und dabei iſt es mir geweſen, als brauſe ein gewaltiger Sturm um mich, der mich in die Höhe geriſſen hat; ich habe nichts gehört und nichts geſehen, meine Augen haben mich geſchmerzt, und drin in der Seele da haben tauſend Stimmen durcheinander geſchrieen. Erſt in ſpäter Nacht, nachdem ich mich ſchlaflos wie ein Kranker ſtundenlang auf meinem Lager gewälzt hatte, iſt mit einem Male Ruhe über mich gekommen. Nur wenn es ruhig iſt, David Brod, ruhig im Gemüthe, da kann man die Seele mit ſich reden hören, da kommen Einem Gedanken, wie von Gott ſelbſt. Denn nicht umſonſt heißt es in dem Buche der Könige: „Und ſiehe, der Ewige zog vorüber, und ein Wind, groß und ſtark, Berge zerreißend und Felſen zertrümmernd vor dem Ewigen — nicht in dem Winde war der Ewige! und nach dem Winde kam ein Erdbeben, aber auch in dem Erdbeben war nicht der Ewige; aber nach dem Feuer kam ein Ton ſanften Säuſelns.“ Und ſiehſt Du, David Brod, ſolch ein ruhiges Säuſeln war auch über mich gekommen; ich habe über den großen Künſtler nachdenken können, der den alten, wahnſinnigen König geſpielt hat. Großer Gott! habe ich zu mir geſagt: Warum kann ich das nicht? warum können das die tauſend Menſchen nicht, die mit mir zugleich im Theater geweſen ſind? Warum nicht? Du Narr! habe ich mir ſelbſt geantwortet. Er hat es von Gott, der hat auf ihn einen Strahl ſeiner Macht und Herrlichkeit niedergelaſſen, nur einen Strahl, aber genug, daß er damit mich und die tauſend Andern an dem Verborgenſten des Gemüthes packt und uns zur Bewunderung und zur Anbetung fortreißt. Und wenn ich es auch nicht kann, und Millionen Andere nicht, was thut das, David Brod? Wenn ich auch in Unwiſſenheit und Finſterniß herumgehe, und Millionen Andere, die mir gleichen, tappen auch herum und haben kein Licht? Was zählt das? Wenn nur der Eine das kann, was ich und die Anderen nicht können! Da iſt er ja gleichſam für mich ein Dolmetſch und Fürſprecher bei Gott; der Eine zeigt, wie groß der Menſch werden kann, und in ihm bin ich ja auch groß und ein Künſtler — vor Gott!“

Nach dieſen Worten war eine tiefe Stille in der Stube eingetreten: man konnte faſt das leiſe Fächeln der Kerzenflamme vernehmen. Und wie eine jähe Lohe war es in des Vorbeters Seele aufgeſtiegen. Das volle Verſtändniß des eben Gehörten war in ihm aufgegangen. Das Käppchen war ihm vom Haupte gefallen; er merkte es nicht, daß er baarhaupt vor Feiwelmann ſtand. Es ſchien, als hätte ihn zum Erſtenmale, ſeitdem er den „Baß“ kannte, ein Gefühl ergriffen, das der Ehrfurcht verwandt war.

„Feiwelmann,“ ſagte er, und die Stimme des alten Mannes klang feierlich und gehoben, „jetzt verſtehe ich Dich. Glaubſt Du aber, ſie wird einmal ſo ſingen können, wie Dein großer Künſtler in Frankfurt geſpielt hat? Sieh' mir aber feſt in's Auge, während Du mit mir ſprichſt.“

„Ich glaube, David Brod,“ ſagte Feiwelmann ruhig aufblickend, „auf Deinem Kinde, wie jung es auch iſt, ruht der Strahl!“

David Brod war aufgeſtanden, und ging mit großen Schritten in der Stube herum. Zuweilen blieb er hart neben Feiwelmann ſtehen, und ſchien ſprechen zu wollen. Aber das Wort nahm keine Geſtalt an. Fühlte er die Fittige jenes Augenblickes um ſich weben, der die Pforte für die Zukunft ſeines Kindes entweder weit öffnete oder donnernd zuſchloß?

„Feiwelmann,“ ſagte er endlich, und jedes Wort entrang ſich ihm ſchwer und bang. „Ich habe mir das merkwürdige Weſen meines Kindes erſt recht vergegenwärtigt. Sie iſt gar nicht, wie Andere ſind; es iſt etwas Beſonderes an ihr. Wie die Feiertage vorüber ſind, gehe ich mit ihr zum Grafen. Er ſoll ſie zur Kunſt erziehen.“

Stunden und Schatten.

Wie ſeltſam! David Brod wagte es nicht, irgend eine Menſchenſeele in der Gaſſe um einen Rath anzugehen, ob er die Hand des Schickſals, wie es ihm in der Geſtalt des Grafen entgegengetreten war, annehmen ſolle, oder nicht. Er fürchtete ausgeſpottet zu werden, und hatte anderſeits wieder eine Scheu vor dem Gedanken, daß ſich Leute finden würden, die die künftige

Künſtlerſchaft ſeines Kindes wie eine böſe Raupe von ſich abſchütteln würden.

So kam es, daß er trotz des weihevollen Augenblickes in jener Nacht, der ſein beſchränktes Denken wie mit Rieſengewalt aus den Tiefen zur freien Höhe emporgehoben hatte, in den acht Tagen, die das Laubhüttenfeſt noch andauerte, von den verſchiedenartigſten Strömungen hin- und hergeworfen wurde. Das eben iſt die Drangſal eines an die gemeine Noth des Lebens angeketteten Daſeins, daß es wohl für Augenblicke zu einer üppigen, wie von einer glühenden Sonne aufgeküßten Blüthenpracht aufſchießen kann; die Stunden, die hierauf mit der Wucht unabweislicher Nothwendigkeit kommen, bringen Schatten und erkältenden Froſt, die feindſeligen Geiſter alles Blühens.

Jene Stunden und Schatten kamen häufiger, als Feiwelmann, der Baß, dachte; die kalten Nebel legten ſich dann um die Stirne des Vorbeters und entzogen ihr das Wenige des Sonnenſcheines, welcher in jener nächtlichen Unterredung ſo plötzlich über ihn gekommen.

„Ich weiß, Feiwelmann,“ ſagte er einmal in gedrückter Stimmung zu ſeinem Baß, „ich thu' Unrecht, wenn ich allzuviel grüble und nachſinne. Ein Anderer, das weiß ich, möchte zugreifen mit allen zehn Fingern, wie die Knaben zu thun pflegen, wenn ſie mitten auf dem Wege einen ſchönen rothen Apfel finden. Was kann ich aber dafür, wenn mich mein Kopf und mein Herz dazu treiben, mir die Frucht, bevor ich ſie einſtecke, erſt genau anzuſehen? Ich ſage Dir, Feiwelmann, in dem Apfel ſteckt ein Wurm!" —

Was David Brod unter dieſem Wurm verſtand, das wurde dem Baß nicht allſobald klar. Aber er erfuhr es nicht lange darauf.

Eines Morgens nach dem Gottesdienſte kam David Brod aus der Synagoge heim. Es war während der Halbfeiertage, die das ſchöne Laubhüttenfeſt unterbrechen; während derſelben waltet überall Feiertagsluſt, und doch blickt auch überall der Werkeltag hindurch. Eine ſtrengere Auslegung des Gebetes hat es bewirkt, daß auch an dieſen Tagen die Enthaltſamkeit von jeder leiblichen Arbeit genau befolgt wird. Als David Brod in die Stube trat, fand er Bella am Tiſche ſitzen, vor ſich einen großen Schreibbogen, auf den ſie bereits mit großen Buchſtaben etwas niedergeſchrieben hatte.

„Siehſt Du, Feiwelmann," ſagte er ergrimmt, „wie es ſich ſchon in Deiner Künſtlerin regt und bewegt? Heute ſchreibt ſie, und weiß doch ſehr gut, daß das eine Sünde vor Gott iſt. Wenn ſie das jetzt ſchon thut!"

Es war ſonderbar, wie ruhig ſich Bella dieſem Angriffe gegenüber benahm. Sie ſchob den Schreibbogen vor Feiwelmann hin, und ſagte bloß:

„Was meinſt Du, Feiwelmann, darf ich das heute nicht ſchreiben?“

Ein wehmüthig ſtilles Lächeln glitt über ſein breites Angeſicht. Auf dem Papiere ſtand mit großen deutſchen Buchſtaben nichts als das Wort: Karfunkel. Er ſagte gar nichts.

Aber am andern Tage, es war ein Sabbat und bereits der Nachmittag angebrochen, kam er eiligſt und faſt außer Athem nach Hauſe. Zuerſt lachte er, dann rieb er ſich die Hände, daß es ausſah, als wollte er die eine an der andern entzünden, wie das die Indianer mit zwei Holzſtücken zu thun pflegen, wenn ſie des Feuers zum Kochen bedürfen.

„Was geht bei Dir vor, Feiwelmann?“ fragte David Brod.

„Darf man an einem Sabbat eine Henne ſchlachten? Was meinſt Du, David Brod?“ fragte der Baß, und ſchaute dabei ſeinen Herrn und Meiſter mit der Miene eines Schülers an, der gierig belehrt werden will.

„Baß! Du fängſt an, wieder ein Kind zu werden!“ meinte der Vorbeter trocken.

„Das iſt keine Antwort, David Brod!“ rief Feiwelmann eifrig. „Du mußt mit Ja oder Nein antworten.“

„So ſag ich Nein!“ rief David Brod.

Feiwelmann ſchüttelte den Kopf.

„Sonderbar!“ ſagte er. „Da habe ich eben die alte Bunele getroffen, die Köchin iſt bei der reichen Wittwe Mindel Kollin, die iſt gerade beim Rabbiner geweſen, und hat ihn gefragt, ob ſie heute am Sabbat eine Henne darf ſchlachten laſſen für ihre kranke alte Frau?“

„Und was hat er darauf geantwortet?“

„Sie ſoll ihn nicht erſt fragen, hat er ihr ſagen laſſen —“

„Ausnahmen gibt es überall,“ meinte David Brod.

„Das iſt auch meine Meinung,“ ſagte der Baß, die Hände wieder in einander reibend, „nur muß der Menſch es ſich aufmerken, daß es Ausnahmen gibt.“

„Wie kommt da Eines zum Andern, Feiwelmann? Es kommt mir überhaupt ſchon lang vor, Du haſt Anlage zu einem Hochzeitsnarren; Du wirſt noch Stiefel auf Leber reimen.“

„Dein Kind, David Brod, iſt auch eine Ausnahme!“ ſagte Feiwelmann raſch, „es iſt jetzt in einem Zuſtande, wo ſein Gemüth und ſeine Augen ganz anderswo ſind, als hier da in Deiner feiertäglichen Stube. Wenn Du oder ich mit ihr ſprechen, ſingt ſie vielleicht innerlich ein Lied, Du ſiehſt nicht, daß ihre Lippen ſich bewegen, und hörſt keinen Laut. Und doch ſingt ſie. Wie willſt Du von ihr verlangen, daß ſie genau weiß, wie ein Gelehrter, der über dem Talmud alt und grau geworden iſt, was man an ſo einem Halbfeiertage thun oder nicht thun darf? Da hat ſie ein Blatt Papier ergriffen, und hat etwas darauf geſchrieben. Ich ſeh' eben das Kind auch wie eine Ausnahme an.“

Wie alle Leute ſeines Schlages gab ſich David Brod dieſer Nutzanwendung einer Thatſache bloß, weil ſie ihm unerwartet kam, gefangen. In dieſem Augenblicke dachte der Vorbeter gar nicht daran, daß ſich gegen die kühn herbeigeführte Beweisaufſtellung Feiwelmann's gar vielerlei einwenden ließ. Aber ſie blendete ihn, und er fand ſeinen Gefallen daran. Behaglich lachend rief er:

„Wenn Du das Kind vertheidigen kannſt, Feiwelmann, ſo ſteigſt Du meinetwegen auf einen hohen Thurm hinauf. Du wärſt im Stande, wenn Bella einmal am heiligen Jom Kippur, ſtatt zu faſten, an einen wohlbeſetzten Tiſch ſich hinſetzt und ſingt nur dabei ein ſchönes Lied, ſo nennſt Du das eine Ausnahme!“

Es ging etwas wie ein leiſes Erbeben über Feiwelmann's ganzes Weſen; er mußte die Augen niederſchlagen, als ſein Herr und Meiſter ſo ſprach. Dennoch hatte die ſonderbar klingende Behauptung des „Baß“ von den Ausnahmen auf den Vorbeter einen tiefern

Eindruck hinterlaſſen, als er wohl ſelbſt zugeſtehen mochte.

Trotzdem war der Kampf der widerſtreitenden Gewalten in der Seele des alten Mannes noch nicht gelöſt. Daß er ſein Kind als Ausnahme betrachten ſolle, dagegen arbeitete all ſein Denken und Fühlen wie mit verzehnfachter Kraft. Weil Bella eine ſchöne Stimme beſaß, darum ſollte ſie andere Wege, als ſie das Herkommen vorſchrieb, gehen dürfen? Dieſe ſchöne Stimme erſchien ihm zuweilen als etwas, was unheimlich ſeine Seele überrieſelte. Dann kam es wieder mit Milde, lind wie Frühlingsluft über ihn. Das Kind war in der That ſo ſeltſam geartet, ſo ganz anders wie die Kinder der Gaſſe. Die Art und Weiſe, wie es redete, die Reife in gewiſſen Dingen, die oft geradezu erſchreckte, während es ſich wieder bei anderen Anläſſen ſeltſam blöde und unbeholfen zeigte, — wollte damit Gott andeuten, daß David Brod's Kind eine Ausnahme bilden, daß es hervorragen ſollte aus der dunkeln Maſſe der Bewohner einer böhmiſchen „Gaſſe“? Und jetzt fiel ihm der Umſtand erſt ein, daß Bella gar keine Spielgenoſſin, unter allen Kindern der Gaſſe Niemanden hatte, die ſie Kameradin nannte. Woher dieſe Vereinſamung, dieſes trotzige Alleinſtehen eines noch ſo jungen Lebens?

So war das grüne Laubhüttenfeſt zu Ende gegangen.

Der letzte Tag, das ſogenannte „Freudenfeſt der

Thora" war gekommen. An dieſem Tage wird die Laubhütte nicht mehr benützt. Welk lag das Tannenreiſig, das noch einen Tag vorher nicht allen Duft des Waldes eingebüßt hatte, welk hingen die Kränze herab, die das Kind des Verbeters aus den Blumen des gräflichen Gartens gewunden hatte. Sollte das ein Anzeichen ſein, daß eine ähnliche Wandlung dem geheimnißvollen Gedankenleben Bella's bevorſtand? ...

Zu Mittag, als das Eſſen aufgetragen werden ſollte, ſagte Bella, die heute ernſter war, als ſie je erſchienen:

„Vater! wie wär's, wenn wir noch einmal heute in die Laubhütte gingen?"

„Narrele," ſagte David Brod, „wo fallſt Du aus? Mit der Laubhütte iſt es für heuer aus, man geht erſt in einem Jahre wieder hin."

„Vater," ſagte Bella, und die Stimme des Kindes klang über alle Beſchreibung mild und weich, „gehen wir doch hinaus! Kann ich wiſſen, wie lange es anſtehen wird, bis ich wieder in einer Laubhütte ſitze?"

Das griff dem Alten an's Herz. Laut weinend ſagte er:

„Siehſt Du, Feiwelmann, ſie denkt ſchon an's Fortgehen, und weiß doch nicht, ob ich es zugebe."

„Weine nicht, David," rief der Baß, über deſſen breites Geſicht ſelbſt eine namenloſe Zuckung ging,

„weine nicht! Heute iſt „Freudenfeſt der Thora“, da ſoll der Menſch nicht vergeſſen, daß ihm Gott anbefohlen hat, ſich recht vom Herzen zu freuen. Warum willſt Du dem Kinde das nicht zu Gefallen thun?“

So wurde das Mittagmahl in die Laubhütte hinausgetragen. David Brod fühlte es in ſich, daß jeder Widerſtand gegen das Begehren des Kindes längſt in ihm gebrochen war. Aber es herrſchte während dem Mahle kein fröhlicher Ton; der Baß verſuchte luſtig zu ſein, aber ſeine Späße mißlangen und erſchienen täppiſch. So begnügte er ſich endlich mit dem guten Willen und wurde ſchweigſam, wie die Anderen. Als das Tiſchgebet vorüber war, fuhr Bella plötzlich von ihrem Sitze auf. Ihre Augen leuchteten und blitzten wieder wie ehemals, durch ihre weißen Zähne funkelte ein faſt übermüthig zu nennendes Lächeln.

„Jetzt,“ rief ſie, „hätte ich Luſt, etwas zu ſingen. Soll ich den neuen Kadiſch vorſingen, den ihr am erſten Laubhüttentage in der Schul' vorgetragen habt?“

Und das Kind ſang die neue Melodie, die der Vorbeter von dem polniſchen Bettler erlernt hatte. Niemals hatte David Brod in der Stimme ſeines Kindes ſo viel Süße und Wohllaut geahnt. War das die Melodie, die er dem ſarmatiſchem Bettler abgekauft hatte? Denn wieder hatte ſein Kind der altorientaliſchen Weiſe ein Gepräge gegeben, daß ſie als etwas ganz Anderes erſchien, während der ſüße Kern unberührt geblieben war. Wie fing Bella es nur an, daß David Brod ſich ſelbſt geſtehen mußte, er habe die Melodie erſt jetzt recht begriffen; nun wüßte er erſt, wie ihr beizukommen ſei! Was waren dem Kinde jene Schwierigkeiten, die wie hohe unüberſteigliche Berge vor ihm und dem Baß da gelegen? Spielend ſchritt Bella über ſie hinweg, und wohin ſie trat, da quoll es unter ihren Schritten wie eine goldene Saat auf, in der ſich wunderbare Singvögel bargen.

„Hör' auf! Hör' um Gottes Willen auf, Bella,“ rief er, noch ehe die letzten Töne verklungen waren.

Der Baß aber ſagte:

„Willſt Du wiſſen, David Brod, wie mir unſer Kadiſch vorkommt, wenn ihn Dein Kind ſingt? Du erinnerſt Dich noch an den Schnorrer, der uns den Geſang gelehrt hat, an die ſchwarzen Ringellocken und an die hohe Pelzmütze, und an den ſchmutzigen Kaftan, der ſeinen Leib bedeckt hat. So iſt er mir wieder vor den Augen geſtanden, bevor Dein Kind angefangen hat. Jetzt aber war es mir, als hätte er eine glänzende Krone auf ſeinem Kopfe gehabt, und um den Leib herum flatterte ein weites prächtiges Gewand, und aller Schmutz war verſchwunden, und er war wahrhaft ſchön geworden.“

David Brod hatte ſein Haupt geſenkt; ſchwere

Thränen rollten über ſeine Wangen; er ſuchte ſie nicht mehr zu verbergen.

„Was willſt Du vor mir noch beweiſen, Feiwelmann,“ ſagte er, in ſeinem ganzen Weſen gebrochen, „was nicht mehr bewieſen zu werden braucht?“

Dann rief er das Kind zu ſich.

„Komm' her,“ ſagte er, „ich will Dich heute ſchon benſchen . . . denn morgen gehen wir zum Grafen . . . und da gehörſt Du nicht mehr mir!“

Ueber das Haupt des Kindes, der künftigen Künſtlerin, floſſen die uralten, heiligen Segensworte:

„Der Engel, der mich erlöſt hat aus allem Uebel, er ſegne dieſes Kind, und genannt werde an ihm mein Name und der Name meiner Mütter Sarah, Rebekka, Leah und Rachel.“ — —

In der Fremde.

Ein Menſch, der ſeine Heimath verläßt, iſt wie das Bächlein, das aus der Quelle kommt, klein, unbedeutend, unbeachtet. Wenn es dann hinaustritt in die freie Ebene, ſo iſt ſein Geſchick, daß es ſein Gewäſſer gleichſam zum Dienen verurtheilt, mit dem eines andern mengt und in demſelben ſpurlos untergeht. Oder es wird ein großes Waſſer, das Felſen durchbricht, gewaltige Städte und Bauten in ſeinen Fluthen beſpiegeln läßt, bis es endlich den heißen Drang, der es vorwärts und in immer fernere Weiten treibt, in den Wogen des Weltmeeres abkühlt.

„David Brod,“ hatte der Graf geſagt, „ich wiederhole Euch und Eurem Kinde gegenüber mein Verſprechen, für Bella zu ſorgen, inſolange ſie ſich durch Gehorſam deſſen würdig zeigt.“

Seltſam! dem Kinde ſchenkte er nicht die geringſte Aufmerkſamkeit; er hatte die letzten Worte mit einer Beſtimmtheit in Ton und Geberde zugeſichert, daß ſie ſogar dem an leidende Demuth gewohnten Vorbeter auffallen mußten.

„Und wie wird es mit der Religion ſtehen?“ wagte er ſchließlich noch die Frage, „wie wird es damit ſtehen, geſtrenger Herr Graf?“

„Die Kunſt ſelbſt iſt eine Religion,“ ſagte der Graf kurz.

Auf David Brod's Lippen wollte ſich ein Bedenken drängen, das ausgeſprochen werden wollte. Aber es erſtarb ihm auf der Zunge; die ſtrenge Miene des hohen Herrn ließ kein Wort mehr aufkommen. In dieſem Augenblicke empfand er es mehr als je, daß die erſten Bauſteine für die künftige Scheidemauer ſchon aufgeſchichtet lagen, die zwiſchen ihm und ſeinem Kinde einſt entſtehen ſollte.

Als David Brod und Bella aus dem Schloſſe kamen, erwartete ſie draußen vor dem Gitter Feiwelmann, der Baß.

„Iſt Alles gut?“ fragte er, „hat er ſie angenommen?“

David Brod konnte nur mit dem Kopfe nicken. Sein Antlitz zeigte keine freudige Erregtheit.

Dann erzählte er ihm, während Bella voran ging, in flüſternden Worten, als ob er einen Lauſcher hinter ſich vermuthete, wie merkwürdig verändert ihm der Graf entgegengetreten ſei; da ſei keine Spur von jener Herablaſſung zu finden geweſen, die er an jenem Abende in der Laubhütte zur Schau getragen; es ſei ihm geweſen, als ob der Graf von heute ein ganz anderer geworden, als hätten „böſe Geiſter“ an ihm gearbeitet, um ihn gegen ſich und das Kind einzunehmen.

„David Brod,“ ſagte Feiwelmann der Baß, während ſich über ſein breites Geſicht wieder jener traumhaft verlorene Zug legte, „Du wirſt doch nicht meinen, er hat es durch ſeine Leute erfahren, daß wir mit unſerem neuen Geſang durchgefallen ſind?“

„Feiwelmann, Narr!“ ſchrie der Vorbeter erboſt.

„So weiß ich nur Eines,“ ſagte der Baß, ohne ſich an den Grimm ſeines Herrn und Vorgeſetzten zu kehren. „Er hat dem Kinde ſchon jetzt den Meiſter zu erkennen gegeben: denn Bella wird einen Meiſter nöthig haben!"

Wahrſcheinlich hätte Feiwelmann, der Baß, ſelbſt und wäre er vor einem peinlichen Gerichte geſtanden, nicht anzugeben gewußt, warum er das ſprach! —

Laubhüttenfeſt war wieder in's Land gekommen.

Am Abende ſaßen die beiden Männer wieder in der leichtgezimmerten Hütte, als deren Dach der grüne Waldſchmuck, den die Bauern gebracht hatten, diente. Sonſt war nichts in der Laubhütte zu ſehen ... die Wände kahl, nicht einmal vergoldete Nüſſe und Aepfel gaben Zeugniß davon, daß ſich irgend Jemand bemüht hatte, der Hütte einen traulicheren Charakter zu verleihen. Hatten die Bauern altes, welkes Tannenreiſig gebracht, daß nicht einmal Feiwelmann, der Baß, von deſſen Dufte ſprach?

„Denkſt Du noch, Feiwelmann," ſagte David Brod, nachdem er die Segensformel über den Wein und das weiße Brod geſprochen hatte," wie ſie heute ein Jahr in den Garten des Grafen um Blumen gelaufen iſt? Gott der Lebendige weiß, wie ihr der Gedanke gekommen war. Was hab' ich nun davon, daß damals unſere Laubhütte ſchöner war, als irgend eine in der ganzen Gaſſe? Jetzt fehlt mir das Kind — das hab' ich davon!"

„Kurioſe Gedanken an einem Feiertagabend, David Brod!" grollte der Baß.

„Sie fehlt mir, Feiwelmann," ſagte der Vorbeter, „und wo iſt ſie heute? Sitzt ſie heute in einer Laubhütte? Und wenn Du mir heute Speiſe von der Tafel eines Königs vorſetzeſt, ich werde ſie nicht anrühren, denn mein Herz iſt mir ſchwer."

„David Brod," ſagte der Baß mit mühſam erzwungenen Lächeln, „wenn man Dich ſo reden hört, ſo möchte man ſchier glauben, Du haſt Dein' Kind verkauft und nun irrt es auf der Straße umher und ſucht ſeinen Vater?"

„Feiwelmann," rief der Vorbeter, „Du haſt das rechte Wort geſprochen. Iſt mir denn anders zu Muth, als wäre ſie verkauft? Wenn meine gute Channe, mit der Friede ſei, noch am Leben geweſen wäre, ſie hätte es nicht zugegeben; denn eine Mutter läßt ihr Kind, was ſie geboren und mit ihrem Blute genährt, nicht ſo leicht von ſich fort. Aber ich, der Vater, bin ſo ein leichtſinniger Menſch geweſen. All ihr Leben könnt mir das meine Channe, die nun im Grabe liegt, nicht verzeihen!"

Da zog Feiwelmann, der Baß, einen Brief aus ſeiner Rocktaſche hervor.

„Man ſoll nicht ſagen, David Brod," meinte er, „ich hätte Dir Deinen Feiertag verdorben. Da ſieh her, wer das geſchrieben hat?"

„Vom Kind? von Bella?" ſchrie der Vorbeter, „warum zeigſt Du ihn erſt jetzt?"

„Ich hab' heute unſere Laubhütte damit ſchmücken wollen, . . weil ſie uns doch fehlt."

„Lies vor, Feiwelmann," rief der Vorbeter, „ich könnt ihn ja doch nicht leſen, denn das Sehen verſchießt mir."

Und Feiwelmann las vor:

„Herzliebſter Vater bis zu hundert Jahren!

„Guter Feiwelmann Baß!

„Wenn dieſer Brief bei Euch ankommt, da habt ihr gewiß draußen im Hofe unſeres Hauſes die Laubhütte wieder aufgerichtet, und Feiwelmann hat gewiß, wie er das grüne Tannenreiſig aufs Dach gelegt hat, dabei ausgerufen: Gott, wie duftet das, ich werde an meinen Wald in Baiern gemahnt! Darum habe ich es ſo eingerichtet, daß Ihr den Brief gerade heute in die Hände bekommt, und Feiwelmann ſoll ihn dem Vater vorleſen, damit Ihr beide glaubet, ich ſitze unter Euch! Feiwelmann, der Baß, hat übrigens Recht, unter allen Feiertagen halte ich auch auf das Laubhüttenfeſt am Meiſten. Da iſt noch Alles grün und in den Gärten blühen noch Blumen, und in den Synagogen halten die Leute den Lulev und den Eßrog in der Hand. Warum kann ſo etwas nicht das ganze Jahr hindurch andauern? Ich möchte, wenn ich die Gewalt dazu hätte, anordnen, daß in der Synagoge immer etwas Grünes aus dem Walde oder Blumen zu ſehen wären. Ich glaube die Leute möchten dann nicht ſo ſehr ſchreien, wenn ſie beten, und ihren Körper nicht ſo heftig hin- und herbewegen, als wären ſie ſelbſt Bäume, mit denen ein ſtarker Wind unbarmherzig umgeht. Denn was ſagt mein Geſangslehrer ſtets, den mir der Herr Graf gegeben hat: „Bella," ſagt er, „Sie müſſen Ihren Oberleib, während dem Sie ſingen, ruhig halten, Sie dürfen mit Ihren Armen nicht umherwerfen, wie ich es an Ihren Leuten bemerkt habe, wenn ſie in der Synagoge ſind. Denken Sie ſich in die Lage, daß Sie auf der Bühne ſind, und ich befinde mich im Publikum. Was iſt meine erſte Idee? Das Mädchen mag wohl eine vortreffliche Stimme beſitzen, aber ihre Manieren ſind aus irgend einer „Gaſſe" hervorgegangen." So ſagt mein Geſangslehrer und ich muß allemal dabei an Feiwelmann den Baß denken, wie der ſich beim Geſange die Hand an die Backe hält, und wie ich Recht gehabt habe, ihm zu ſagen, daß ſich das nicht ſchickt. Lieber Feiwelmann Baß, verzeihe mir, wenn ich Dir damit wehe gethan habe, aber ich kann mir nicht anders helfen. Es iſt nicht ſchön, ſeine Backe ſo zu verunzieren, während man ſingen ſoll. Auch muß ich Euch ſchreiben, daß ich drei verſchiedene Lehrer für Sprachen habe, einen bei dem ich das Italieniſche lerne, einen, der mir die deutſche Sprachlehre beibringt, denn der Herr Graf hat gleich Anfangs gemeint, mein Deutſch ſei kein Deutſch, ich müßte meinen alten „Jargon" abſtreifen, der mir noch anhängt, und endlich einen, bei dem ich deklamiren lerne, und welche Geberden man zu machen hat, wenn man etwas vor Leuten öffentlich ſingt, was man Mimik nennt. Das Singen und Clavierſpielen iſt aber die Hauptſache, und neulich hat der Herr Graf, wie er hier war, Prüfung mit mir angeſtellt aus allen Gegenſtänden, und zuletzt kam das Singen daran. Ich weiß nicht warum ich dabei ſo gezittert habe, und hatte mich doch gar nicht gefürchtet, wie ich das Erſtemal vor ihm in ſeinem Garten geſungen habe. Wie ich fertig war, iſt der Herr Graf gar ſtill dageſeſſen, und hat kein Wort geſprochen. In dieſer Nacht habe ich ſo viel geweint, wie damals, als ſie die Mutter auf den guten Ort hinausgetragen haben. Am andern Tage iſt der Herr Graf wieder gekommen. „In allen Gegenſtänden bin ich mit Deinen Fortſchritten vollkommen zufrieden,“ hat er zu mir geſagt, „nur Dein Singen ſcheint kein Wort halten zu wollen. Singe mir das geſtrige Lied noch einmal.“ Da iſt mir vom Herzen herauf etwas zu Kopfe geſtiegen, es war wie ein Stoß und Schlag, daß ich meinte, aus meinen Augen fahren Blitze, und die müßten mich ſelbſt in Brand ſtecken. Ich habe wieder geſungen, und dann hat der Herr Graf ſeine Hand auf meinen Kopf gelegt und hat dabei nur ein einziges Wort: „Karfunkel“ geſprochen. Das iſt mir aber genug und mehr, als hätte er einen ganzen Tag mit mir geredet. Als er dann fortging, hat er die Frau, bei der ich in Koſt und Quartier bin und Alles Andere habe, gerufen und hat ihr geſagt, ſie möchte mir ein neues ſeidenes Kleid kaufen, und es aufs Schönſte herrichten laſſen. Da weiß ich nicht, wie ſo es mir über die Lippen gekommen iſt, aber ich habe geſagt, wenn ich um etwas bitten dürfte, ſo wäre es kein Kleid. „Und was denn, Karfunkel?“ fragte der Graf. „Ich möcht' ein Gebetbuch haben,“ antwortete ich, „wie ich Eines zu Hauſe gehabt habe.“ Der Graf ſah mich mit ſeinen durchdringenden Augen eine Weile an. „Warum willſt Du ein Gebetbuch?“ ſagte er, „ſehnſt Du Dich vielleicht nach Deiner Gaſſe und Laubhütte zurück?“ Da habe ich gemeint: „Ich möchte zuweilen mit meinem Vater und mit Feiwelmann reden, und das kann nur durch das Gebetbuch geſchehen.“ Da hat der Graf laut aufgelacht. „So kaufen Sie ihr ein ſeidenes Kleid und ein Gebetbuch,“ hat er zu der Frau geſagt; wo das Letztere zu bekommen iſt, werden Sie wohl wiſſen.“ Und er hat ſo ſpöttiſch gelächelt, und die Frau auch; ich konnte nicht errathen, warum? Am andern Tage erſt iſt es mir klar geworden. Da hat mich die Frau auf einen Spaziergang mitgenommen, und wir ſind weit, weit gegangen, bis wir in eine ſchmutzige und enge Gaſſe gekommen ſind. „Das iſt die „goldene Gaſſe“, hat ſie geſagt, „ſieh Dich doch um, wie Deine Leute hier ausſehen.“ Lebendiger, großer Gott! was hatte ich ihnen denn zu Leide gethan, daß ſie dort ſo auf mich zugeſtürzt ſind? Sie haben uns faſt die Kleider vom Leibe geriſſen, und der Eine hat uns das, der Andere Jenes angeboten. Endlich fragte ich die Frau, was wir denn eigentlich in dieſer Gaſſe thun, denn die Leute ſind mir wie wilde Thiere vorgekommen. Da hat ſie geſagt: „Du willſt ja ein Gebetbuch kaufen, hier iſt es zu haben.“

„Herzliebſter Vater bis zu hundert Jahren, und guter Feiwelmann Baß!“

„Ein alter Mann mit wackelndem Kopfe und zitternden Händen, der hat uns endlich geſagt, er hätte, was wir zu kaufen wünſchten. „Was für ein Gebetbuch ſoll es ſein?“ hat er mich gefragt. „Unſer Gebetbuch!“ habe ich geſagt. „Biſt Du denn ....?“ fragt er mich, und ſieht mich erſtaunt an. „Mein Vater heißt David Brod,“ ſagte ich ihm ſtill, „und iſt Vorbeter.“ Darauf hat er mir ein Gebetbuch gegeben, und wie ihm die Frau dafür zahlen wollte, hat er bei dem Leben ſeines Weibes und ſeiner Kinder geſchworen, er nehme keinen Kreuzer dafür. Und ſo ſind wir gegangen, und die Frau hat nichts geſagt. Aber der alte Mann hat uns nachgeblickt, bis wir aus der „goldenen Gaſſe“ heraus waren. Seit ich nun das Gebetbuch habe, iſt es mir, als könnt’ ich mit Euch von Angeſicht zu Angeſicht reden, und manchmal ſinge ich auch die alten Geſänge, wie ich ſie von Euch gehört habe, aber das geſchieht im Stillen und ſo, daß es die Frau nicht hört. Aber am Laubhüttenfeſte da will ich mir die Gebete aufblättern, die man an dieſem Tage betet, und ich will keines überſchluppern.

„Jetzt muß ich ſchließen, weil auch das Papier zu Ende geht. Aber noch muß ich Eines mittheilen. Der Graf wird bald eine große Reiſe antreten, und ich werde ihn vielleicht ein ganzes Jahr nicht zu ſehen bekommen. Uebrigens verbleibe ich Euer aufrichtiges Kind Bella, auch Karfunkel.“

„Was ſagſt Du zu dem Brief? David Brod?“ fragte der Baß, längſt nachdem er das Verleſen des kindlichen Schreibens beendigt hatte.

„Sie ſitzt heute in keiner Laubhütte!“ ſagte der Vorbeter, vor ſich hinſtarrend, und heiße Thränen rannen ihm die Wangen herab.

„Warum weinſt Du wieder, David Brod!“ ſagte der Baß in wahrer Traurigkeit. „Schreibt denn Bella etwas, was das Herz betrübt?“

Der Vorbeter fuhr mit der Hand über die naſſen Augen. „Lies mir das noch einmal vor, was ſie über den alten Mann in der „goldenen Gaſſe“ ſchreibt,“ ſagte er.

Der Baß folgte ſeinem Geheiß.

„Merkwürdig, merkwürdig,“ murmelte David Brod vor ſich hin, ſie weiß noch, wie ihr Vater heißt! Wie lange wird das noch dauern?“

Dann ſtand er auf, und ging zur Laubhütte hinaus.

Ein flügger Vogel.

Die Leute in der „Gaſſe“ wußten ſich den Trübſinn, der ſeit einiger Zeit um das Weſen ihres Vorbeters lag, nicht zu erklären! Wenn ſie ihn fragten, wie es ſeinem Kinde in Prag gehe, ſo erzählte er ihnen die Geſchichte von dem Gebetbuche, welches ſie in der „goldenen Gaſſe“ von einem alten Manne zum Geſchenke erhalten. Er ſchien das Bedürfniß zu fühlen, gerade in dieſem Punkte das Andenken ſeines Kindes von allem Verdachte frei zu bewahren! Die Leute ſollten nicht glauben, ſeine Bella wandle bereits auf Abwegen, und immer war es die Geſchichte von dem Gebetbuche, die er vorbrachte, als ob die Zukunft der künftigen Sängerin in den Zauberkreis jener Gebete eingeſchloſſen ſei, die Bella am erſten Laubhüttentage, ſich aufblätterte.“ Aber ſo ſeltſam geartet iſt des Menſchen Gemüth! Je öfters er dieſe Geſchichte erzählte, deſto weniger Eindruck machte ſie auf die Leute. Merkten ſie die Abſicht des alten Mannes? Am Ende war es ihnen gleichgiltig, ob das gering geachtete Kind eines Vorbeters auf den althergebrachten Wegen der Gaſſe blieb, oder ſich davon entfernte. Was wollte David Brod noch? Sein Kind ſtand im Schutze eines hohen Herrn — und war es nicht etwas Selbſtverſtändliches, daß die Tochter eines Synagogenſängers wieder auch eine Sängerin werden ſollte?

Briefe ähnlichen Inhaltes, wie der zuletzt mitgetheilte, langten noch öfters ein; immer war es ein Wort, ein leiſe hingeworfener Ausdruck, der die Aufmerkſamkeit und das Sinnen des alten Vorbeters feſſelte, und dieſes Wort, dieſer Satz und Ausdruck mußte, um es geradezu heraus zu ſagen, mit dem religiöſen Leben ſeiner Tochter in Verbindung ſtehen! Fand er darin, was er mit dürſtender Seele ſuchte, ſo konnte er tagelang herzensfreudig umherwandeln und den Leuten ſeine Entdeckungen mittheilen. Feiwelmann, der Baß, hatte es längſt aufgegeben, ſeinem Herrn und Meiſter in dieſer Beziehung entgegenzutreten. Aber dem alten Manne erging es wie jedem, der einer einzigen maßgebenden Anſchauung ſich gefangen giebt. Er fühlte und ſah nicht mit ſeinem geiſtigen Auge die Wandlungen, die indeſſen mit ſeinem Kinde vorgegangen; für ihn war ſie noch ſtets das Kind, das einem frommen Drange folgend in die „goldene Gaſſe“ gegangen war, um ſich ein Gebetbuch zu holen! David Brod kannte nicht das Geſetz der eiſernen Nothwendigkeit, jenes tückiſchen Schmiedes, der in unheimlicher Stille an den Ringen der Kette arbeitet, ſo daß kein Hammerſchlag hörbar iſt, bis das Werk vollendet iſt, dem wir gemeiniglich den Namen Geſchick beilegen!...

Dieſe Wandlungen waren eingetreten, ſchneller und eiliger, als ſie nach der Natur der Sache hätten erwartet werden können. Jeder Brief Bella's, der von Prag einlief, gab davon Zeugniß. Es lag ein Etwas in dieſen Briefen, das wunderbar zurückſtand gegen den Ton, die Ausdrucksweiſe, das Empfinden aller früheren Briefe. Scheinbar hatte ſich nichts verändert, wie auch das Wachſen und Gedeihen der Pflanze nicht mit dem Auge verfolgt werden kann. Allmälig waren die früheren Gewänder abgefallen ... Das Kind des Vorbeters hatte andere erhalten, nicht jene, an denen die Hand des Menſchen wirkt und webt, ſondern die die eigene Seele aus ſich ſelbſt herausſchafft, an deren Zurüſtung der eigene Geiſt geſonnen und gedichtet hat.

Ein Brief war wieder eingetroffen; es war gerade am Tage vor dem Laubhüttenfeſte, dem zweiten, ſeitdem Bella das Vaterhaus verlaſſen. Der Brief lautete:

Lieber Vater!

„Zwiſchen heute und morgen tritt ein entſcheidender Moment in meinem Leben ein. Der Karfunkel beginnt zu glänzen, das Kind der „Gaſſe" verläßt Prag und geht nach Italien, dem Lande, wohin die Sehnſucht jeder Seele dringt, wo im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n! Ein Schreiben meines Herrn Grafen beruft mich dorthin, meine Lehrzeit hier iſt vollendet. Dort, in jenen vom milden Kuſſe der Sonne durchleuchteten Gegenden wird auch mein Stern aufgehen, oder — untergehen für immer.

Die Frau, deren Leitung ich in Prag übergeben ward, geht mit mir. Alles iſt in Aufruhr in mir.... Hätteſt Du das gedacht, als ich vor zwei Jahren nichts Wichtigeres und Höheres kannte, als woher ich Blumen für unſere Laubhütte nehmen ſollte? Aber der Karfunkel beginnt zu glänzen. Lebe wohl für lange, und grüße mir Herrn Feiwelmann ... Ich bin Deine treue Tochter Bella.

Nachſchrift.

„Wenn die „Jahrzeit" der guten Mutter eintritt, ſo gehe auf den Friedhof oder den guten Ort, und lege für mich und in meinem Namen ein Steinchen auf ihr Grab."

„Feiwelmann! Lies mir noch einmal den Nachſatz!" rief der Vorbeter.

Wieder waren es nur dieſe wenigen Worte, die all' ſein Sinnen und Empfinden in Anſpruch nahmen. Sein Kind, in voller Zubereitung, um mit weit geöffneten Fittigen wie eine den Lenz aufſuchende Schwalbe, das fernliegende Land des Südens aufzuſuchen, — und in David Brod's Seele fand nichts Anderes Raum als das kleine Steinchen, das er am Jahrzeitstage ſeiner verſtorbenen Frau auf's Grab legen ſollte. Für ſie, für Bella und in ihrem Namen!

Feiwelmann, der Baß ſprach lange nachher, als der Brief ſchon faſt vergilbt war, unhörbar ſich ſelbſt und

Anderen, im Wachen und Träumen die wenigen Worte vor ſich hin:

„Und grüße mir auch Herrn Feiwelmann!“

Herrn Feiwelmann! Der Karfunkel begann bereits zu glänzen!

Was die Zeit bringt.

Jahre ſind ſeitdem vergangen.

David Brod iſt noch immer Vorbeter der Gemeinde, die „Gaſſe“ iſt dieſelbe geblieben, hie und da iſt eine Lücke entſtanden, für die draußen auf dem „guten Orte“ ein ſteinernes Denkmal zeugt. Aber der Lebensbaum ſetzt immer neue Triebe an. Noch war die neue Zeit nicht gekommen, die aus dieſen ſtill abgelegenen Gaſſen die Bewohner wie mit Feuerrufen aus ihrer Ruhe aufjagte, daß ſie in wilder Haſt aufbrachen, die Stätten ihrer Geburt und die Stätten, wo ihre Eltern begraben lagen, nicht eilig genug hinter ſich ſehen konnten, und dahin und dorthin ihre leicht bewegliche Habe trugen, unbekümmert darum, ob ſie nicht ein neuer Sturm bald wieder der jüngſt gewählten Heimat entführen werde. Die Fittige, die ſpäter ſo raſch ſich hoben, waren damals noch geſenkt: ſtill war die Luft ringsum und faſt bleiern drückend. Was ſich heben wollte, wurde in ſeiner erſten Kraftanſtrengung lahm; was hinausſtrebte, das ward von hundert und aber hundert Mächten zurückgehalten in Geſtalt von Geſetzesparagraphen, die über jeden Schritt und Tritt der „Gaſſe" wachten und es nicht zuließen, daß ein freies Menſchenthum auch auf Jene ausgedehnt werde, in deren uralt-heiligem Geſetzbuch das Gebot wie mit Flammenſchrift durch alle Jahrhunderte leuchtet: Gleiches Maaß und gleiches Recht ſoll zwiſchen Dir ſein und dem Fremdlinge, der in Deinem Lande hauſt. Noch lebten, mühten und freuten ſich, rangen und ſtarben die Menſchen in den „Gaſſen," wie ſie ſeit unvordenklicher Zeit gelebt, ſich abgemüht und gefreut, wie ſie gerungen hatten und dann geſtorben waren. Noch war es nur ſehr Wenigen gelungen, den Zauberbann zu brechen, der mit der Wucht eines eiſernen Geſetzes auf dieſen gemiedenen, abgeſchloſſenen Häuſern und Menſchen lag; unter dieſen war das Kind des Vorbeters. Was war aus Bella, der Tochter David Brod's geworden?

Die „Gaſſe," die Menſchen und Zuſtände hatten ſich alſo nicht gewandelt. Wenn das Feſt der grünen Laubhütten herannahte, wurden wieder die hölzernen Hütten aufgerichtet; Bauern brachten den waldduftenden Schmuck, und dachten oder wollten noch immer nicht darüber nachdenken, warum nicht auch Abraham und Iſaak Antheil an dem Walde haben ſollten, um daraus Tannenreiſige für ihre Laubhütten zu holen. Wenn die Hütte dann aufgerichtet war, liefen noch immer die Kinder in freudiger Geſchäftigkeit umher, ſaßen mit gerötheten Wangen bei Nüſſen und Aepfeln, die ſie mit Rauſchgold bekleideten; und freuten ſich, wie das Alles glänzen und funkeln werde am Abende, wenn man die Kerzen angezündet hatte und die trauliche Laubhütte mit einem Segensſpruche des Vaters eingeweiht wurde! Achtmal war dies geſchehen, ſeitdem ein Kind der „Gaſſe“ dieſe vergoldeten Aepfel und Nüſſe verächtlich angeblickt und die Blumen aus dem Garten des Grafen für weit ſchöner erklärt hatte!

Was war indeſſen aus der Tochter des Vorbeters geworden?

Die es wiſſen ſollten, wußten es längſt nicht mehr. Wenn man den Vorbeter darum fragte, ſo ſchüttelte er den Kopf und höchſtens ſagte er mit einem Tone von Verbiſſenheit, den man früher an ihm nicht kannte: „Was ſoll mit ihr ſein? Sie wird ſingen!“ und wenn Feiwelmann, der Baß, Rede ſtehen ſollte, ſo war ſeine gewöhnliche Antwort: „Ein Karfunkel braucht ſchon einige Zeit, bis er geſchliffen iſt.“ Das Eine war klar: weder David Brod noch ſein Baß ſchienen mit Sicherheit zu wiſſen, was aus Bella geworden. Längſt hatte der alte Vorbeter es aufgegeben, in ihren hie und da einlangenden Briefen nach jenen Worten und Ausdrücken zu ſuchen, die nur ihm wie geheimnißvolle Offenbarungen klangen ... denn die Briefe trafen nicht mehr ein. Was war aus dem Kinde geworden? Droben im gräflichen Schloſſe wußten ſie es auch nicht, oder ſie gaben höchſtens ausweichende Antworten. Der Graf weilte noch immer in der Ferne auf Reiſen; Niemand konnte Auskunft geben, wenn ſeine Rückkehr zu erwarten war. Einmal kurz vor Beginn des Laubhüttenfeſtes war Feiwelmann, der Baß, wieder auf dem Schloſſe geweſen. Da hatte man ihm im Namen des Grafen für David Brod eine nicht unbedeutende Geldſumme eingehändigt und ihm dabei geſagt, ein gleicher Betrag würde jährlich an ihn ausbezahlt werden; er möge „einſtweilen“ ſich damit begnügen und nicht weiter nachforſchen; das Geld käme nicht vom Grafen. Er ſollte ſich damit gütlich thun, die Zeit der Kümmerlichkeit und des Darbens ſei vorüber!

Bella lebte alſo? Was war mit ihr geſchehen?

All das hatte Feiwelmann, der Baß, getreulich dem Vorbeter berichtet. Aber als er ihm das Geld einhändigen wollte, ſtieß David Brod einen markdurchſchütternden Schrei aus, wie er in dieſem Hauſe noch niemals war gehört worden. Mit krampfhaft zitternden Händen ſchob er das dargereichte Geld zurück.

„Verbrenn' es oder zerſtampf's!“ ſchrie er. „Was will ſie mir damit abzahlen? Die Thränen, die ich um ſie geweint habe? Das zerbrochene Herz? Daß ich nicht weiß, ob ſie lebt, ob ſie geſtorben und verdorben iſt? Was will ſie damit mir abkaufen?"

Und als Feiwelmann in tiefſter Bekümmerniß ſagte: „David, Du kannſt das Geld ruhig behalten, von Bella kann gar nichts Schlechtes kommen," da packte ihn der alte Mann mit der Kraft eines Jünglings an der Schulter und ſchrie:

„So ſagſt Du, weil ſie nicht Dein Kind iſt, und weil Du die Schuld trägſt, daß ich ſie weggegeben habe. Wirſt Du vielleicht Dich zur Schiwe (ſiebentägigen Trauer) hinſetzen, wenn Du hören wirſt, das Kind ſei mir abgeſtorben? Wirſt Du Dir Deinen Rock zerreißen?"

„Bella lebt aber!" rief Feiwelmann.

Da brach die fieberhaft aufgeſtachelte Kraft des alten Mannes in ſich zuſammen:

„Feiwelmann," ſagte er ſchwach, „Du wirſt errathen, was in mir vorgeht, Dir brauche ich nichts Anderes zu ſagen. Aber beſſer wäre es, ich könnte mich hinſetzen auf einen niedrigen Schemel und um mein geſtorbenes Kind trauern, als ſo zu leben und nicht zu wiſſen ob ſie mir geſtorben iſt . . . und lebt dabei . . ."

Der Baß nahm das Geld zu ſich und brachte es in ſichere Verwahrung.

In der Gaſſe unterhielten ſich aber die Leute mit der in allen Formen einer ſicher verbürgten Thatſache verbreiteten Neuigkeit, David Brod werde es von nun an nicht mehr nöthig haben, Vorbeter zu ſein; David Brod könne ſich nun auf ſeine alten Tage pflegen und gütlich thun, denn ſeine Tochter, die häßliche Bella, ſchicke ihm nun Geld, ſo viel als er nur brauche, und die kleine Bella ſei eine große Sängerin geworden!

Wie die Leute das nur wußten! Sie laſen kein gedrucktes Blatt; in ihre Stuben flatterte keiner jener papiernen Boten, der ihnen Kunde brachte aus der großen und kleinen Welt; die Wenigſten unter ihnen ahnten, daß es außerhalb ihres mühevoll in Drangſal und Arbeit ringenden Lebens ein Reich der Kunſt gebe . . . und doch ſprachen ſie die Wahrheit.

Das Kind des Vorbeters war in der That eine große Sängerin geworden.

In einer großen Stadt Oberitaliens war eines Abends das ganze im Theater verſammelte Publikum in der furchtbarſten Aufregung; man ſchrie, lärmte und pfiff, der Vorhang wollte nicht in die Höhe gehen, die Stunde des Beginn's war längſt vorüber. Da, als der Lärm und das Toben alle Grenzen überſchritt, trat der Impreſario des Theaters unter tiefen Bücklingen vor die Lampen ans Orcheſter und meldete mit gramumhüllter Stimme: Er habe dem hochgeehrten Publikum eine bedauerliche Mittheilung zu machen, die aber Niemanden tiefer und ſchmerzlicher berühre, als ihn ſelbſt. Die erſte Sängerin nämlich, die die „Norma“ ſingen ſollte, ſei plötzlich auf Ernſtlichſte erkrankt; es habe aber in der Eile, da keine andere Vorſtellung ſo ſchnell vorgeführt werden könne, eine junge Sängerin, die bisher in zweiten und dritten Rollen beſchäftigt geweſen, ſich erboten, die Stelle der erkrankten erſten Künſtlerin zu vertreten. Ob das hochgeehrte Publikum zu dieſem durch die Umſtände gerechtfertigten Wageſtück ſeine Erlaubniß geben? ob es das junge Mädchen mit Nachſicht behandeln wolle? Ein wüthendes Geſchrei folgte als Antwort auf die Anrede. Einige riefen dem Impreſario zu, ob ſie gekommen ſeien, um mit unreifem Obſte bewirthet zu werden; andere wieder ſchrieen, ſie wollten das junge Mädchen ſehen und dieſe trugen endlich den Sieg davon. Die Muſiker ſtimmten die Ouvertüre an, darauf ging der Vorhang in die Höhe und die Oper konnte beginnen. Der einleitende Chor wurde kaum angehört, denn noch hatten ſich in dem weiten Saale die wild aufgeregten Leidenſchaften nicht beſchwichtigt. Da trat ein junges, dem Anſcheine nach zwanzigjähriges Mädchen auf die Bühne ... die Prieſterin Norma. Ein weißes wallendes Gewand umwogte ihr zwar nicht hohe, aber im ſchönſten Ebenmaße gebaute Geſtalt; in den ſchwarzen Haaren lag ein Kranz von grünem Laub, aber ihr Antlitz war tief bleich und die

Augen ſchienen nach Schutz zu ſuchen. Sie ſang . . . und als ſpät nach Mitternacht der Vorhang niederfiel, ſtand eine unbeſtreitbare Thatſache feſt: Mit Iſabella Brodini, ſo hieß die junge, ſtimmgewaltige Sängerin, war ein glanzvoller „Stern am Himmel“ der Kunſt aufgegangen!

Das Alles wußten die Leute in der ſtillen böhmiſchen Gaſſe nicht; ſie wußten auch nicht, daß von jenem Abende an der Siegeslauf einer Künſtlerin begann, deren Vater ihnen an Sabbaten und Feiertagen die heiligen Gebete vortrug; daß der „Karfunkel“ einen ſolchen Glanz, ein ſolches Leuchten um ſich her ausſtreute, um den Glanz und das Leuchten anderer Edelſteine neben ſich erblaſſen zu machen. Wohin das bleiche Mädchen mit den großen Augen und der lerchenhaften Stimme kam, war es, als ob den Menſchen eine neue Offenbarung über das Walten des Göttlichen in einem irdiſchen Geſchöpfe entgegengetreten wäre. Alles das wußten die Leute nicht, und doch behaupteten ſie, aus dem Kinde ihres Vorbeters ſei eine große Sängerin geworden! Woher war ihnen dieſe Kunde gekommen?

Eines Tages kam Saul Weißfiſch, der ſäbelbeinige Schneider, zu David Brod.

„David!“ ſagte er, „Euer Kind iſt jetzt etwas Großes geworden; da muß ſie ſehr ſchöne Briefe ſchreiben, und ich bin all mein Leben ein Freund von ſchönen

Briefen geweſen, ſchon wie ich auf der Wanderſchaft noch war, und mein jetziges Weib noch meine Braut war. Darum möcht' ich Euch bitten, zeigt mir, was Euch Euer Kind ſchreibt; ich kann mir denken, was ſo eine große Künſtlerin ſchreiben kann!"

„Ich habe keine Briefe," ſchrie der Vorbeter und ein ergrimmtes Antlitz drohte dem erſchrockenen Schneider zu.

„Ihr habt keine Briefe von Eurem Kinde!" rief Saul Weißfiſch erſchrocken. Dann lächelte er fein und boshaft.

„David Brod," ſagte er mit aufgehobenem Finger, „wollt Ihr auf Euere alten Tage mir, Saul Weißfiſch, gegenüber, den Min (Heuchler) ſpielen? So gut ich Saul Weißfiſch heiße, ſo gut habt Ihr Briefe von Euerer Tochter. Mir werdet ihr einreden wollen, daß Ihr keine Briefe habt? Ihr wollt ſie nur nicht vorweiſen, weil Ihr fürchtet, ich könnte daraus erfahren, daß Ihr nun ein reicher Mann ſeid, dem ſeine Tochter ungezähltes Geld ſchickt, und daß die Gemeinde Euch vielleicht etwas von Eurem Gehalte abziehen könnte! David Brod, was ſeid Ihr doch für ein Min geworden!"

Das iſt das bitterſte eines bekümmerten Herzens, wenn die platte Gemeinheit es wagt, die plumpe Hand an das Heiligthum unſerer Empfindung zu legen, in unſerer Schweigſamkeit Berechnung zu erblicken, die darauf loszielt, die blöde Neugierde des Nachbars in Unklarem zu erhalten! David Brod konnte ein ſchönes Liedlein davon ſingen.

Eine grauenhafte Vereinſamung warf immer tiefer fallende Schatten um den alten Mann; nicht einmal der einzigen Seele gegenüber, der ſein geheimnißvolles Leiden offen vor Augen lag, konnte es gelingen, ſie von ihm fern zu halten. Zwiſchen David Brod und ſeinem Freunde Feiwelmann lag etwas wie ein blankes Schwert, das jede Annäherung ihrer Seelen unterbrach. Sie wohnten und aßen miteinander; ſie ſaßen ſich gegenüber; wenn aber die Rede auf diejenige kam, die der Eine als eine Todte anſah, während ſie in dem Herzen des Andern in Glanz und Herrlichkeit und ungetrübter Lebendigkeit thronte, dann klaffte der unheimliche Riß, der ihren Bund in zwei unheilbare Hälften aus einander geriſſen hatte. Dieſe innere Entfremdung nahm von Tag zu Tag zu; trat ſie einmal äußerlich zurück, ſo daß es ſchien, als hätten ſich die Beiden wiedergefunden — ſo zeigte es ſich bei einer andern Gelegenheit, daß der Groll des Vorbeters von ſeinem üppig wuchernden Gedeihen nichts verloren hatte. Das war einmal ſo weit gegangen, daß Feiwelmann der Baß, ſeiner Natur untreu, zornig aufgeſtanden und geäußert hatte:

„David Brod, ich ſag' es Dir, wenn Du Dich nicht änderſt, ſo ſchnür' ich mein Bündel und gehe wieder nach Baiern zurück."

„Warum nicht, Feiwelmann," hatte dagegen David Brod geſagt, „da haſt Du nicht weit nach Frankfurt am Main und kannſt wieder Deinen großen Künſtler ſpielen ſehen."

Dieſer höhniſchen Anſpielung gegenüber, die deutlich bewies, daß aus dem Gedächtniſſe des alten Mannes auch nicht die leiſeſte Erinnerung an jahrelange Erlebniſſe geſchwunden war, fühlte ſich Feiwelmann ſchwach wie ein Kind.

„Hab' ich denn ſchon geſagt," rief er ſtotternd, „daß ich gehen will? Bis Du nicht Deinen Stecken nimmſt, und jagſt mich auf und davon, gehe ich nicht von Dir. Was ſoll ich auch in Baiern thun? In Böhmen gefällt es mir, da will ich bleiben."

In einer Nacht wachte Feiwelmann, der Baß, in ſeiner Kammer, es war dieſelbe, die einſt dem Kinde des Vorbeters zur Schlafſtätte gedient hatte, länger als es ſeine Gewohnheit war. Er konnte keinen Schlummer finden; ſein Gehirn war in Folge einer jener peinlichen Unterredungen mit David Brod, die jetzt öfters ſtattfanden, tief aufgeregt, alle Ruhe war von ihm gewichen. Sollte er wirklich ſein Bündel ſchnüren und ſein Mutterland Baiern wieder aufſuchen? Seine Habſeligkeiten waren bald ſchnell gepackt . . . dann ein Sprung durch das niedere Fenſter und er war außer dem Bereich des Grolles und des nagenden Kummers, der ihm ſtündlich und täglich ſeine Tage vergällte. Da durchzuckte ihn ein merkwürdig „wilder“ Gedanke, ſein Geſicht flammte hoch auf, all ſein Denken und Fühlen war wie ein glühender Erzſtrom in Fluß gerathen.

Er ſetzte ſich hin und ſchrieb folgenden Brief:

„Herrlicher Karfunkel in der weiten, weiten Welt!

„Wie ich noch ein Kind war zu Hauſe in Baiern, da hat mir einmal eine alte Frau ein Mährchen erzählt, welches ich bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen habe. Ein Königskind war ſeinen Eltern geraubt und von den Räubern in einen großen finſtern Wald gebracht worden. Wie es älter ward, war aus ihm ſelber ein Räuber geworden, den man gefangen genommen und vor das Angeſicht des Königs gebracht hat. Da hat man den Räuber gefragt, wer er ſei und von welchen Eltern er abſtamme, da hat er geantwortet: Eltern habe er keine gehabt, nur an das Eine könne er ſich erinnern, daß er in ſeiner Kindheit mit etwas Glänzendem geſpielt habe, was gerade ſo ausſehe, wie die Krone auf dem Haupte des Königs.

Da iſt der König ihm um den Hals gefallen und hat ausgerufen: „Du biſt mein Kind.“

Und ſo eine Krone, glaube ich, mit der man in ſeiner Kindheit geſpielt hat, beſitzt jeder Menſch, und wenn er noch ſo alt wird und ſich verändert, das goldene Spielzeug geht ihm nicht aus dem Kopfe, und wenn die Todten reden könnten, würde vielleicht mancher ſagen: Es war mein letzter Gedanke! Für mich iſt und war dieſe Krone . . . eine hölzerne Truhe, in welcher meine Mutter (mit der der Friede ſei) ihre guten Sachen aufgehoben hat: ihre goldene Haube, ihre Feiertagskleider und unten auf dem Boden auch ihre einſtigen Sterbegewänder! Wenn die Mutter dieſe Truhe aufgemacht hat, war es mir ſtets, als müßte ich mich auf etwas Beſonderes freuen; der Schlüſſel hat ſo merkwürdig geknarrt und die große Truhe hat gekracht, als hätte ſie ſagen wollen: Es iſt ganz gut, daß ihr mir einmal Luft macht, ich kann es faſt nicht aushalten. Und noch jetzt höre ich das Geknarre des Schlüſſels und das Krachen der Truhe! Wie geht es denn Dir, herrlicher Karfunkel, in der weiten, weiten Welt? Haſt Du denn keine Krone aus Deiner Kindheit, nicht einmal eine armſelige Truhe, wie ich eine gehabt habe? Haſt Du denn nichts, gar nichts, was Dich an dieſe Kindheit und an uns erinnert? . . . Von mir will ich gar nicht reden, was bin ich, einem Karfunkel gegenüber? Und dennoch red' ich mir ein, Du mußt manchmal daran denken, wie Du mir verboten haſt, beim Singen die Hand an die Backe zu legen! Wenn ich aber auf Deinen Vater David Brod ſehe, ſo thut mir mein Herz wehe! Haſt Du denn gar nichts, leuchtender Karfunkel, kein Spielzeug, keinen Schlüſſel, der knarrt, keine Truhe, die kracht, wenn man ſie aufſchließt; kein Trenderl, welches ſich kreiſelt, nichts, gar nichts, was Dich an ihn gemahnt? Unſere Laubhütte iſt alt geworden und wenn wir ſie mit Gottes Hilfe im nächſten Jahre wieder aufrichten, muß Johannes der Zimmermeiſter, der in der Kloſtergaſſe wohnt, ein Paar neue Bretter hineinarbeiten. Auch David Brod iſt alt geworden, aber ob Einer außer Dir im Stande iſt, ihm ein Paar neue Lebensbretter zu verſchaffen, das weiß ich nicht. Denk' an dieſe Bretter, Karfunkel ... denn es könnte bald geſchehen, daß andere Leute daran denken *müſſen*, Leute, die mit dem „guten Ort" zu thun haben, und dann wäre es zu ſpät. Krank iſt er nicht, nur gewaltig müde. Im Uebrigen glaub' nicht, daß ich in Deiner Kunſt Dich ſtören will. Gott der Lebendige weiß, wie fern mir in dieſer Beziehung jeder Gedanke iſt. Denn wer hat immer geſagt: David Brod's Kind iſt ein Wunder von Gott? Und wer hat aufgehört, ſeine Backe beim Singen zu halten? war das nicht Feiwelmann der Baß? Und warum hat er aufgehört? Weil es ihm ein Kind geboten hat, auf das er mehr gehört hat, wie auf das Wort eines Kaiſers! Verzeihe mir, daß ich das Alles ſo geradezu herausſage.

Aber ... Du haſt Deinen Vater in acht Jahren nicht geſehen, und ich ... ich habe ihn ſtündlich vor Augen.

„Lebe wohl, leuchtender Karfunkel, dem ich bin in tiefſter Ehrfurcht

Feiwelmann, der Baß.“

Dieſen Brief ſiegelte der Baß noch in der Nacht, trug ihn am andern Tage auf's Schloß, und übergab ihn demjenigen von den Bedienſteten des Grafen, der ihm im Namen ſeines Herrn die von Zeit zu Zeit einlangenden Geldbeträge für David Brod einhändigte. Anfangs lächelte der Bedienſtete ſo geheimnißvoll... und verweigerte dann entſchieden die Uebernahme des Briefes. Aber Feiwelmann bat ſo inſtändig und gerieth in einen ſolchen Eifer, daß der Diener endlich das Verſprechen gab, er werde das Schreiben an die bezeichnete Adreſſe gelangen laſſen. Ob aber eine Antwort erfolgen werde? ...

Ach! wer Feiwelmann vom Schloſſe kommen ſah, ſo athemlos, das breite gutmüthige Antlitz von Schweißtropfen feucht, mit den Händen um ſich arbeitend, als wollte er eine unſichtbare Macht von ſich abwehren, hätte vermuthen können, der Baß habe in die Schatzkammer des Grafen einen kühnen Griff gethan, den er nun bergen wollte, und doch hatte er nichts Anderes gethan, ... als daß er ſeinen Brief an Bella in Sicherheit gebracht!

Der verdorbene Student.

„Kurz nach dieſem in Feiwelmann's Augen ſo überaus wichtigen Ereigniſſe, kam des ſäbelbeinigen Schneiders Saul Weißfiſch Sohn, Gottlieb, auch unter dem Namen „der verdorbene Student,“ in der Gaſſe bekannt, auf die Ferien nach Hauſe.

Mit dieſer Bezeichnung ging die „Gaſſe“ unſtreitig viel zu weit. Gottlieb Weißfiſch, der Mediziner, war durchaus nicht das, was man im Leben ſo oberflächlich einen ſchlechten Studenten nennt; aber weil er bereits durch volle zehn Jahre ſeiner Wiſſenſchaft oblag, ohne daß er es zu einem Abſchluſſe als wohlbeſtallter Doktor brachte, während Gottlieb Weißfiſch eigentlich nur der Wiſſenſchaft in die allerletzten Geheimniſſe hineinblicken wollte, wozu bekanntlich eine längere Zeit erheiſcht wird, als gewöhnliche Menſchenkinder dieſem Geſchäfte zu widmen für gut befinden — darum nannten ihn die Leute einen verdorbenen Studenten. Anſcheinend hatten ſie wohl eine Art Berechtigung dazu, im Grunde jedoch verdiente der Sohn des Schneiders durchaus nicht dieſe Bezeichnung Wenn man ihn hörte und anſah, war er eine Zierde der Univerſität, und nur die Profeſſoren, die ihm ſo „aufſäßig“ waren, daß ſie ihm bereits dreimal den Rath ertheilt hatten, die ſchlecht beſtandenen Prüfungen noch einmal zu beſtehen, wollten dies nicht anerkennen. Wie dem aber immer ſei, in einer Beziehung, und man konnte dies des ſchlechten Studenten eigentliche Wiſſenſchaft nennen, war Gottlieb Weißfiſch geradezu groß. Er kannte das Theater durch und durch; kein irgendwie bedeutender Schauſpieler und keine irgendwo berühmte Schauſpielerin waren ihm unbekannt, und namentlich in der Oper, ſeinem Lieblingsſtudium, bewies er ſtaunenswerthe Kenntniſſe. Der „verdorbene Student“ war darum nur in den Augen der älteren Leute, die lieber einen „fertigen“ Doktor in ihm geſehen hätten, ein Gegenſtand ſtillwuchernden Spottes; für die jüngern dagegen hatte ſich Gottlieb Weißfiſch im Laufe ſeiner mediziniſchen Studien geradezu als unentbehrlich bewieſen. Was brauchten ſie in's Theater zu gehen, wenn Gottlieb Weißfiſch es über ſich nahm, ihnen den Inhalt der berühmteſten Trauerſpiele mit der vollſtändigen Deklamation und Geſtikulation der „größten“ Schauſpieler und Schauſpielerinnen auf das Getreueſte wieder zu erzählen? Was hatten ſie nöthig, die Oper zu beſuchen? Durch Gottlieb Weißfiſch kannten ſie die ſchönſten Arien aus dem „Don Juan,“ aus dem „Freiſchütz,“ aus „Robert dem Teufel“ und anderen Opern, die er ihnen mit ſchmelzender Stimme ſo lange vorſang, bis ſie ſie auswendig wußten. In dieſen Kreiſen war alſo der „verdorbene Student" eine hochangeſehene Perſönlichkeit, auf deren Ankunft in den Ferien Monate zuvor erwartungsvolle Gemüther gerichtet waren!

An einem Sabbathnachmittage ſaß Gottlieb Weißfiſch, der „verdorbene Student," in der Werkſtätte ſeines Vaters, um ihn eine zahlreiche Geſellſchaft von jungen Mädchen und Männern, die alle gekommen waren, ihrem Abgotte die ſchickliche Anſtandsviſite zu machen, denn er war erſt Tags zuvor in der Heimat eingetroffen. Auch Feiwelmann, der Baß, war da, der ſich merkwürdiger Weiſe mehr zu der Jugend als zum Alter hielt. An dieſem Nachmittage war Gottlieb Weißfiſch bei beſonders guter Stimmung; er gab alle Opern zum Beſten, die er ſeit Jahresfriſt gehört, und auch mit dem Inhalte zweier Trauerſpiele war er bereits fertig geworden. Seine Zuhörerſchaft ſchwamm in Entzücken, und manches feuchte Mädchenauge ſchien verrathen zu wollen, wie Schade es doch ſei, daß der „verdorbene Student" in den Augen beſorgter Eltern eine ſo ungünſtige Figur vorſtellte.

Unter anderem hatte Gottlieb Weißfiſch auch eine Arie aus der damals beſonders viel genannten „Norma" ſeinen Bewunderern zum Beſten gegeben; am Schluſſe rief er traurig und mit der Miene eines wahrhaft Unglücklichen aus:

„O! wie bedauere ich es, daß es mir nicht gegönnt war, noch dieſe eine Woche in Prag zu bleiben. Welch' ein Kunſtgenuß ſtand mir bevor? Heute tritt die göttliche Brodini auf, der ein ungeheurer Ruf vorangeht, und ich, ich bin nicht in Prag!"

Mitleidige Rufe aus den Reihen der um ihn dicht geſchaarten Geſellſchaft belehrten ihn, wie tief bedauerlich dieſe Thatſache jedenfalls ſei.

„Wer iſt die Brodini?" fragte ein ſchüchternes Mädchen von ſehr ſanftem Geſichtsausdruck.

„Sie wiſſen nicht, wer die Brodini iſt?" belehrte ſie Gottlieb Weißfiſch mit jener überlegenen Miene, wie ſie der Sage nach allen „verdorbenen Studenten" eigenthümlich ſein ſoll. „Sie wiſſen nicht, wer die Brodini iſt?" wiederholte er nochmals, die ſchüchterne Fragerin mit ſeinen Blicken anſtarrend.

„Ich möchte es auch gerne wiſſen," ließ ſich eine Stimme aus den hinterſten Reihen der Geſellſchaft vernehmen. Sie gehörte Feiwelmann, dem Laß, an, aber Niemand achtete darauf, welch' ein ſonderbares Beben dieſer Stimme innewohnte.

„Nun," ließ ſich endlich Gottlieb Weißfiſch, nachdem er ſich eine geraume Weile an der Verwilderung ſeiner Zuhörerſchaft ſtillſchweigend geweidet, vernehmen, „nun, die Brodini ſoll eine der größten Sängerinnen ſein, die die Welt ſeit langer Zeit geſehen. Ob ſich dieſer Ruf bewahrheitet, kann ich nicht mit Beſtimmtheit behaupten, denn leider kann ich ihrem Auftreten nicht beiwohnen. Die Brodini iſt übrigens nicht nur durch ihre Stimme ſo berühmt, man ſagt auch, daß um ihre Herkunft ein geheimnißvoller Schleier gebreitet liege, den noch Niemand zu lüften im Stande war. Einige behaupten, ſie ſei eines vornehmen Grafen Tochter, die aus unbezwinglicher Liebe zur Kunſt ſich der Bühne gewidmet habe; Andere wieder verbreiten das unglaubliche Gerücht, ſie gehöre uns an, und ihr Vater ſei irgendwo in Ungarn oder Polen Vorbeter einer Gemeinde.“

„Warum könnte das nicht ſein?“ fragte wieder jenes Mädchen mit dem ſanften Geſichtsausdrucke.

„Weil ſie dann nicht Iſabella Brodini hieße!“ antwortete der verdorbene Student in einem Tone, gegen deſſen Felſenhärte alle Bedenken und weiteren Fragen nutzlos abprallten.

Jemand hatte lautlos, ohne daß es in der Werkſtätte des Schneiders, der Triumphſtätte des verdorbenen Studenten, bemerkt wurde, das Zimmer verlaſſen. Jemand war todtenbleich auf die Gaſſe getreten … und Keiner drin in der Stube unter Allen, die der dramatiſchen Vorleſung des Herrn Gottlieb Weißfiſch mit ſo ungetheilter Aufmerkſamkeit folgten, ahnte, mit welcher Entdeckung in dem Innerſten ſeiner Seele Feiwelmann, der Baß, davon gegangen war.

Siehſt Du ſchon die Thürme?

Nicht eher als bis die Sterne am Himmel ſtanden und die Nacht vollſtändig hereingebrochen war, wagte es Feiwelmann, der Baß, nach Hauſe zu gehen. Wie ſollte er ſeinem Herrn und Meiſter entgegentreten? Wie ſollte er dem alten Manne eine Nachricht beibringen, deren bloße Umriſſe vielleicht genügen würden, der ſchwachen Lebenskraft David Brod's verderblich zu werden? In der treuen Seele des „Baß" wogten die widerſtreitendſten Pläne und Entwürfe hin und her; bald wollte er mit der großen Nachricht wie ein Blitzſtrahl niederfahren, indem er annahm, daß eine urplötzliche Ueberraſchung wohlthätiger ſich erweiſen werde, als ein langſames Verſchleppen und Vorbereiten ... bald war er wieder zu der Frage an ſich ſelbſt gelangt, ob es überhaupt nicht beſſer ſei, David Brod gar nicht zu ſagen, wen er in „Iſabella Brodini" vermuthe. „Was hat er überhaupt nöthig zu wiſſen, daß ſie exiſtirt?" lautete dieſer Gedanke. „Sie iſt ein Kind der Kunſt geworden — und er heißt noch immer David Brod!" Bei dem letzteren Gedanken verweilte er jedoch nicht lange; dagegen ſträubte ſich ſein Gemüth.

„Ein Vater bleibt ein Vater," wies er ſich ſelbſt zurecht, „und wenn er ſie einmal vor ſeinem Tode wieder ſehen kann, thue ich da nicht ein gutes Werk?"

So war es Nacht geworden.

„Gut Woch' und guten Abend, David!“ rief er beim Eintritt in die Stube ſeinem Meiſter zu.

David Brod, der gerade den Segensſpruch über Wein und Licht beendigt hatte, womit die Scheidung des Sabbats von dem Werkeltage vollzogen ward, nickte zu dieſem Gruße nur leicht mit dem Kopfe.

„Bei Dir fängt ja die Woche gut an, Feiwelmann,“ ſagte er nach einer Weile etwas ſpöttiſch, „Du ſcheinſt mir herzfreudig aufgelegt.“

„Warum ſoll ich nicht herzfreudig aufgelegt ſein?“ rief Feiwelmann, der Baß, überaus luſtig. „Ich habe heute, weil mir der verdorbene Student, Saul Weißfiſch' einziger Sohn, ſo viel vom Theater erzählt hat, den Entſchluß gefaßt, ich will einmal wieder einen großen Künſtler ſehen. Willſt Du mit, David?“

„Nach Frankfurt am Main?“ ſpöttelte der Vorbeter.

„Nein,“ ſagte der Baß mit nachläſſiger, gleichſam ſpielender Luſtigkeit, „diesmal gehe ich nach Prag. Willſt Du mit, David?

„Wie kommſt Du mir vor, Feiwelmann?“ rief der Vorbeter, indem er ſeinen Freund mit langen Blicken vom Kopf bis zur Fußzehe maß.

„Aufgelegt bin ich,“ meinte der Baß mit geſteigerter Luſtigkeit, „warum ſoll mir das verwehrt ſein? Giebt Jemand etwas dafür, wenn ich ausſehe, wie ein dreitägiges Regenwetter? Da hat der verdorbene Student von einer gewiſſen Brodini Wunder über Wunder erzählt: ſie ſoll die größte Sängerin ſein, die die Welt ſeit langer Zeit geſehen hat, und was das Schönſte iſt, man ſagt, ſie iſt die Tochter eines Vorbeters irgendwo in Polen oder Ungarn! Warum ſoll ich die Iſabella Brodini nicht auch zu ſehen bekommen? Und wenn es mich noch ſo viel koſtet, ich gehe nach Prag und ſehe mir Iſabella Brodini an.“

„Sei ſtill, Feiwelmann!“ unterbrach ihn plötzlich der Vorbeter.

Feiwelmanns Luſtigkeit war in ihr gerades Gegentheil umgeſchlagen; ſeine Haare ſträubten ſich vor Entſetzen, als er bemerken mußte, welche Veränderungen mit dem alten Manne vorgegangen waren. Hatte David Brod den Gebrauch ſeiner Sinne verloren? Seine Augen ſtarrten in's Weite, um die ſchlaffen Mundwinkel ſpielte ein Zug, der auf eine vollſtändige Erſchöpfung ſeiner Verſtandskräfte hinzudeuten ſchien.

„Sei ſtill, Feiwelmann,“ rief er noch einmal, „und laß mich nachdenken.“

Dann fuhr er mit den Händen nach der Stirne.

„Wie iſt mir doch?“ ſchrie er mit markdurchſchütternder Stimme. „Iſt ſie es?“

„Sie iſt's!“ ſagte Feiwelmann.

„Mein Kind!“ ich ſoll mein Kind wiederſehen!“ rang es ſich in wiederholtem Aufſchreien über die Lippen des alten Mannes.

„Weißt Du denn ſchon ſo mit aller Gewißheit, daß ſie es wirklich iſt?“ glaubte der Baß hinzuſetzen zu müſſen, um die Erregtheit des Vorbeters einigermaßen zu dämpfen.

David Brod lächelte ſchwach.

„Laß nur, Feiwelmann,“ ſagte er, „laß nur. Ich begreife, warum Du mir einreden willſt, daß ſie vielleicht es doch nicht ſein kann. Laß nur, laß nur! Du wirſt ſehen, ſie iſt es. Gott wird das mir nicht anthun. Wird er mich zuerſt erfreuen wollen, und wenn ich den Becher Wein an die Lippen geben will, wird er mir ihn wegſtoßen? Nein, Feiwelmann, ich glaube, Du biſt zu vorſichtig. Du wirſt ſehen, ſie iſt's.“

In überſtrömenden Worten brach ſich nun die Sehnſucht des alten Mannes nach ſeinem Kinde Bahn. Feiwelmann vernahm Herzenslaute, wie er ſie unter dem Groll und der verſäuerten Stimmung des Vorbeters nicht geahnt hatte, und eine Art heiliger Scheu hatte ihn ergriffen, in dieſe Offenbarungen eines wunden Gemüthes mit irgend einer Aeußerung hineinzugreifen.

In derſelben Nacht wurde zwiſchen den beiden Männern der Plan feſtgeſetzt, die Reiſe nach Prag ſchon morgen anzutreten. Niemand ſolle darum wiſſen, Feiwelmann ſolle das Gerücht ausſprengen, David Brod ſei in eine benachbarte Gemeinde gegangen, um dort eine alte, hundert und zehn Jahre alte Muhme zu beſuchen. Morgen nach dem Frühgottesdienſte wollten ſie aufbrechen, und zu Fuß müßten ſie gehen, ſagte David Brod, denn im Wagen halte er es nicht aus. Welche Nacht verfloß für die Beiden!

In aller Stille verließ am andern Morgen David Brod mit ſeinem Gefährten die Gaſſe. Kräftig und hoch aufgerichtet ſchritt der alte Mann neben dem weit jüngern einher. Als ſie ſchon auf der Straße ſich befanden, die gegen Prag führt, wandte ſich der Vorbeter, der bis dahin kein Wort geſprochen hatte, haſtig an ſeinen Reiſegenoſſen.

„Du haſt doch das Geld mitgenommen, Feiwelmann,“ fragte er.

„Welches Geld?“

„Was man Dir in ihrem Namen auf dem Schloſſe gegeben hat?“

„Es iſt bei mir.“

Dann kamen ſie an dem „guten Ort,“ vorüber, der hart an der Straße mit ſeinen verwitterten Grabſteinen ſich befindet.

„Geduld' Dich eine kleine Weile, Feiwelmann,“ ſagte David Brod, „ich muß mir von da drinnen eine kleine Wegzehrung holen.

Nach einer Weiſe trat er durch das ſchmale Friedhofsthor wieder auf die Straße.

„Und jetzt laß uns große Schritte machen, Feiwelmann,“ rief er mit unſicherer Stimme, „wir haben einen weiten Weg vor uns.“

Wovon wohl die beiden Männer auf dem weiten Wege ſprachen? Meiſtens ſchritten ſie ſprachlos neben einander; hie und da kam es zu einer Aeußerung, die ſeltſamer Weiſe auch nicht in der leiſeſten Beziehung zu dem Gegenſtande ihrer Sehnſucht ſtand. Kaum, daß ſich David Brod auf das Zureden ſeines Gefährten die kurze Zeit gönnte, um unter einem Baume, der an der ſtaubigen Heerſtraße ſtand, die müden Glieder ein wenig raſten zu laſſen. Der alte Mann ſchien, je weiter ſie kamen, an Kräften zu wachſen, Müdigkeit war ihm ein inhaltsloſer Begriff geworden. Wenn Feiwelmann raſten wollte, fragte er: „Sieht man noch nicht die Thürme?“ trotz dem ſie noch Meilen weit von der bömiſchen Hauptſtadt entfernt waren. Die Nacht war angebrochen, als ſie den „Brandeiſer“ großen Wald erreichten.

Da ſagte Feiwelmann:

„David, es wird am Beſten ſein, wenn wir drin in Brandeis unſer Nachtquartier nehmen, Du weißt, was in dem finſtern Wald ſeit jeher vorgegangen iſt, und was man noch von ihm erzählt. Ich habe auch das Geld bei mir.“

„Fürchteſt Du Dich?“ rief der alte Mann.

„Ja!“ ſagte der Baß, der im Grunde ſeines treuen Herzens nur nach einem Vorwande ſuchte, um ſeinen Herrn und Meiſter zur Ruhe zu beſtimmen. „Was fragt ſo ein Räuber oder Mörder darnach, was David Brod und ſein Baß in Prag vorhaben?“

„So ſag' ich Dir, Feiwelmann,“ rief der Vorbeter in markigen Tönen, „wer auf dem Wege zu ſeinem Kinde iſt, den läßt Gott nicht umkommen. Der Wald wird uns nichts thun. Und dann weißt Du ja auch, was man zu ſagen hat? . . .“

Als ſie in die nächtigen Schatten des Waldes traten, begann David Brod mit lauter Stimme in den heiligen Lauten der Offenbarung den Pſalm des frommen Königs, den man anſtimmt, wenn ein Todter zur Ruhe beſtattet wird:

„Der da ſitzet im Schirm des Allerhöchſten, im Schatten des Allmächtigen ſich berget, der ſpricht zu Gott: „mein Schutz und feſte Burg iſt Gott, auf den ich traue; denn er wird mich erretten aus des Voglers Schlingen, aus der verhängnißvollen Peſt! Mit ſeinen Schwingen deckt er Dich, unter ſeinen Flügeln biſt Du geborgen, Schild und Panzer ſeine Treue! Du fürchteſt Dich nicht vor dem Grauen der Nacht, vor dem Pfeil, der bei Tage ſchwirrt, vor der Seuche, die im Finſtern ſchleicht, vor der Peſt, die am Mittag wüthet."

Der anbrechende Morgen warf ſeine erſten Boten über den Himmel, über die noch ſchlummernde Welt; in einem Stoppelfelde hart an der Straße erhob ſich eine frühgeweckte Wachtel, die ihr Lied begann; im fernen Hintergrunde hob ſich aus dem grauen Dufte der Dämmerung ein Etwas ab, das hoch in den Lüften glänzte und glitzerte.

„Ich ſeh' die Thürme!" rief Feiwelmann, der Baß.

David Brod aber ſtimmte mit weithin tönender Sprache die letzten Verſe des Pſalmes an.

„Dir begegnet kein Unglück, keine Plage nahet Deiner Hütte! Denn er befiehlt ſeinen Engeln, daß ſie Dich wahren auf allen Deinen Wegen; auf den Händen werden ſie Dich tragen, daß Dein Fuß nicht ſtoße an einen Stein. Ueber Leu und Otter wirſt Du ſchreiten, Löw und Drachen mit Füßen treten."

Es war helllichter Tag geworden, als ſie durch das düſtere „Poritzer" Thor ſchritten. Sie waren in Prag! Von dieſem Augenblicke an trat in der äußeren Erſcheinung des alten Mannes eine ſeltſame Wandlung hervor. Die Mühe der weiten Wanderung ſchien erſt jetzt über ihn gekommen zu ſein; ſeine Lippen waren ſchmerzlich geſchloſſen; er erhielt ſich kaum aufrecht auf den Beinen. Dennoch verrieth er durch keine Aeßerung, wie ſehr ihn die Mattigkeit übermannt hatte. Nur als ſie durch den „alten Pulverthurm" ſchritten, von dem aus der Weg durch die „Zeltnergaſſe" über den „Altſtädter Ring" in die düſtern Gaſſen des Ghetto's führt, ſagte David Brod, indem er den Arm ſeines Gefährten krampfhaft drückte:

„Feiwelmann, wenn ſie es doch nicht wäre!?"

Ein Mann mit einer weißen Schürze klebte gerade ein gedrucktes Papier an die alte Mauer des Thurmes. Wiewohl flüchtigen Blickes hatte Feiwelmann, der Baß, doch erkannt, daß es der Theaterzettel der heutigen Vorſtellung war; denn mit großen Buchſtaben war darauf zu leſen:
„Die Hugenotten,"
große Oper von Meyerbeer.
„Fräulein Iſabella Brodini als Valentine."

Feiwelmann verſchwieg aber ſeine Entdeckung!

Im Theater.

Erſt jetzt, nachdem der Baß ſeinen alten Meiſter in einem jener kleinen Einkehrhäuſer, wie ſie die engen Gaſſen und Gäßchen der böhmiſchen Hauptſtadt ſo zahlreich aufweiſen, untergebracht hatte, wo David Brod, in einem Stuhle ſitzend, faſt augenblicklich in einen tiefen Schlaf gefallen war, fiel es Feiwelmann felſenſchwer auf die Seele, welche Verantwortlichkeit er übernommen, wie unbeſonnen er ſich und den Vorbeter in die Gefahren eines Unternehmens geſtürzt hatte, deſſen Ausgang von faſt undurchdringlichen Nebeln bedeckt war.

„Wenn ſie es nun doch nicht wäre!“

Schauer, wie vor einem nahenden Gerichte überfielen ihn. Wenn er den alten Mann getäuſcht hatte, wie ſollte er dann vor ihm beſtehen? David Brod konnte den Tod davon haben, und er hatte ihn auf der Seele; er hatte den letzten Streich dieſem ohnehin in ſeinem innerſten Marke wunden Baume verſetzt! Erſt jetzt ward er über den merkwürdigen „Leichtſinn“ ſich klar, der ihn verleitet hatte, einem Lügner, wie Gottlieb Weißfiſch, der verdorbene Student, Glauben zu ſchenken. Welch ein böſer Geiſt hatte ihn in ſeiner Macht gehabt? Weil ſie Iſabella Brodini hieß, mußte ſie die Tochter David Brod's ſein?

Feiwelmann ſchlich ſich zur Kammer hinaus, wo der Vorbeter in ruhigem Schlummer lag; er wurde der einmal aufgeſtachelten Unruhe ſeines Gemüthes nicht los. Aus ſeiner erſten Jugend kannte er noch das Straßengewimmel Prags; ohne es zu merken, war er mitten hineingekommen, aber wohin er immer trat, überall hin ſchwirrte und gleitete ihm der Ruf ſeines Gewiſſens und die Frage des Vorbeters nach:

„Wenn ſie es nun doch nicht wäre?!"

An einer Straßenecke ſtanden einige Menſchen, die den dort aufgeklebten Theaterzettel laſen; Feiwelmann drängte ſich unter ſie. Wie ihn die ſchwarzen Buchſtaben, die den Namen: Iſabella Brodini weithin leſerlich verkündeten, mit zauberhafter Gewalt bannten, wie ſeine Augen immer wieder dahin zurückkehrten! Das ſollte der Name des Kindes ſein, das ihm und David Brod bei ihren Geſängen für die Synagoge als „Fiſtel zugehalten" hatte! Das ſollte Bella ſein, die ihm verboten hatte, die Hand während des Singens an die Backe zu ſtemmen? Lebendiger Gott! ſie kann das nicht ſein! Er hatte ſich, er hatte den alten Vater betrogen!

Dann fielen ſeine Blicke unwillkürlich auf den Namen des Compoſiteurs der „Hugenotten"; er las Giacomo Meyerbeer!

„Meyerbeer!" ſprach es in ihm. „Wer iſt Meyerbeer! Klingt das nicht ſo, als ob er zu uns gehörte, als ob er Fleiſch von unſerem Fleiſche und Blut von unſerem Blute wäre!?"

Feiwelmann's Herz begann laut zu pochen, ſeine Augen zu leuchten; ſeine Seele hob ſich aus den tiefſten Abgründen der Verzweiflung zu der Höhe eines wunderbaren Gedankens.

„Wenn er der große Künſtler iſt und ſein Vater hat ihn doch Meyerbeer genannt, warum ſoll das Kind nicht auch eine große Künſtlerin geworden ſein, wenn es auch David Brod's Tochter iſt?“

Dann drängte ſich ihm ein anderer Gedanke ſiegreich auf.

„Wäre das nicht eine wunderbare Schickung Gottes, daß ſie gerade heute, wo David Brod und ich in Prag ſind, in einer Oper auftritt, die Einer gemacht hat, der Meyerbeer heißt? Warum ſoll ich denn nicht daran glauben, daß ihr das ein guter Geiſt zugeraunt hat, der vielleicht im Traume zu ihr gekommen iſt und ihr geſagt hat: Dein Vater und Feiwelmann, der Baß, ſind hier?!“

So in Sinnen und Gedanken, die ihn bald lachend umgaukelten, bald wieder traurig anmutheten, war der Baß in eine große, prachtvolle Straße getreten. In der Mitte dieſer Straße ſtand ein dreiſtöckiges, weitläufiges Gebäude, das ſich ſchon aus der Ferne als ein Gaſthof erſten Ranges kundgab. Wagen fuhren vor und fuhren ab, und in der Vorhalle ſtand ein Mann mit einem breiten, ſchwergeſtickten Bande über Bruſt und Schultern, der ein mit einem glänzenden Knopfe verſehenes ſpaniſches Rohr in der Hand hielt und den Hut demüthig abzog vor jedem ab- und zufahrenden Wagen.

Zwei junge Männer kamen aus dem Hauſe.

„Sie ſpricht vortrefflich deutſch," hörte er den Einen ſagen, „ſo italieniſch auch ihr Name klingen mag."

„Und," ſagte der Andere, „haſt Du ihre Phyſiognomie genau beobachtet? Mich gemahnt etwas in ihrem Antlitze, was ich nur in den ſchönen Mädchengeſichtern der „breiten" oder „goldenen" Gaſſe zu finden gewohnt bin."

„Du glaubſt doch nicht auch an das alberne Märchen —?"

„Daß ſie eines jüdiſchen Vorbeters Tochter iſt? Nun, mein Freund, ich bin verſucht, es als kein Märchen zu betrachten."

Die jungen Männer entfernten ſich, Feiwelmann war vor dem großen Hauſe ſtehen geblieben. Schwindel hatte ihn ergriffen, wie im Wirbeltanze drehte und wogte Alles um ihn herum. Sie wohnte alſo hier, und er, Feiwelmann Baß ſtand unter ihren Fenſtern, und David Brod ſchlief in ſeinem dunklen Kämmerchen den Schlaf der Müden, und eine Stadt umfing ſie alle Drei! Gott der Allmächtige ſei geprieſen dafür!

Ein Wagen fuhr pfeilſchnell zum Hauſe hinaus; eine Dame ſaß darin. Der Mann in der Vorhalle, mit dem rieſigen Stocke in der Hand, ſprang raſch zur Seite und grüßte demüthig mit abgezogenem Hute.

Feiwelmann näherte ſich ſchüchtern dem Manne.

„Wer war die Dame in dem Wagen?" fragte er im Tone der tiefſten Unterwürfigkeit.

Der Mann ſah verwundert auf den ſeltſamen Frager.

„Das war Fräulein Brodini, die berühmte Sängerin, die hier bei uns wohnt," belehrte ihn gnädig der Mann und wandte ſich von ihm ab.

Schon war Feiwelmann nahe daran, ſich dem Manne zu entdecken, und ihn zu bitten, wenn die berühmte Sängerin wieder nach Hauſe käme, ihr nur einfach zu ſagen: Feiwelmann, der Baß, wäre da geweſen. Auch das treuherzige Gemüth des „Baß" konnte der Verſuchung des Stolzes nicht entgehen. Wie mußte ſeine Perſönlichkeit in den Augen des unfreundlichen Mannes im Werthe ſteigen, der ihn kaum einer Antwort würdigte! Zum Glücke kehrte ihm die ruhige Beſinnung alsbald zurück.

„Nein! nein!" beſchwichtigte er ſich ſelbſt; „jetzt nicht. Sie könnte erſchrecken und das würde ihr beim Singen Schaden bringen. Ich kenne ſo etwas an mir, und wie könnte ich das vor mir und meinem Gewiſſen verantworten? Ich ſtelle mir vor, ſo ein Menſch, der in der Kunſt lebt, dem hat Gott eine ganz andere Natürlichkeit gegeben; ein Bauer, der den ganzen Tag auf dem Felde ſteht, und pflügt und ſäet und erntet, der bleibt geſund, und thut ihm kein Haar an ſeinem Leibe wehe; aber ſo eine Valentine in Meyerbeer's Oper, ſo eine Iſabella Brodini kann vom leiſeſten Luftzuge einen Nachtheil haben. Soll ich der Luftzug ſein? Und daß man mir dann vorwirft, Feiwelmann, der Baß, hat's verſchuldet?"

Mit einem zufriedenen Lächeln, das die geſammte Breite ſeines Antlitzes ſonnig beleuchtete, trat er wieder den Rückweg an, nachdem er zuvor das Haus, worin der „Karfunkel" wohnte, ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt hatte. Er fand den alten Vorbeter noch immer ſchlafend. Um ihn nicht zu ſtören, ſetzte ſich Feiwelmann ohne Geräuſch hin und bewachte den Schlummer des alten Mannes. Wie ruhig, wie theilnahmslos der alte Mann da lag! Wie gleichmäßig ſeine Athemzüge gingen! Alle Falten in ſeinem Antlitze waren von dem heiligen Schlafe ausgeglättet worden, nicht das leiſeſte Muskelſpiel ward darauf ſichtbar. Wunderbar verjüngt ſah der alte Mann in ſeinem Schlummer aus. Das war wieder der David Brod, deſſen Kind noch in einer Laubhütte ſaß und dabei Synagogenmelodien vor ſich hinſang; das war wieder der Vorbeter der Gemeinde, deſſen Stolz und Lebensfreude darin beſtand, wenn die Leute an einem Feiertage nach dem Gottesdienſte ihm nachrühmten: Heute hat David Brod ſich ſelbſt übertroffen. Und doch fuhr heute ſein Kind in einem prächtigen Wagen, wohnte im erſten Gaſthofe Prags und war die berühmte Sängerin Iſabella Brodini!

Stunden waren vergangen, und noch immer konnte die erſchöpfte Natur des alten Mannes ſich nicht den Banden der langentbehrten Ruhe entwinden. Mittag war längſt vorüber, und er ſchlief noch immer. Die ſtumme Wacht Feiwelmann's behütete ihn und wurde nicht müde. Mit einem Male fuhr er auf; er blickte mit klaren Augen um ſich:

„Was iſt die Zeit, Feiwelmann?“ rief er.

„Nachmittag iſt halb vorüber!“

„Lebendiger Gott! und früh Morgens ſind wir angekommen! Wir müſſen ja das Kind aufſuchen!“

„Erſt wirſt Du Dich mit Speis' und Trank erquicken, David, und dann wollen wir in's Theater gehen.“

„In's Theater?“ rief der alte Mann wie traumverloren. „Was ſoll ich im Theater thun?“

„Du ſollſt ſie ſingen hören, David Brod,“ ſagte der Baß faſt unhörbar.

„Warum gehen wir nicht gleich zu ihr?“

„Du kannſt ſie heute nur im Theater ſehen.“

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf; eine traurige Unterwürfigkeit zeigte ſich in ſeinen Mienen.

„Du haſt mich in Deiner Gewalt, Feiwelmann,“ ſagte er ſtill, „thue mit mir, was Du willſt.“ —

Als die Zeit gekommen war, führte der Baſs durch das ihm nun bekannt gewordene Gaſſengewimmel den Vater Bella's, der ihm willenlos zu folgen ſchien.

„Iſt das die goldene Gaſſe?“ fragte David Brod, als ſie durch ein ſchmutzig feuchtes Gäßchen kamen, deſſen Häuſer wie Kartenblätter faſt aufeinander zu liegen ſchienen.

„Warum fragſt Du das?“

„Vielleicht könnten wir den alten Mann zu ſehen bekommen, der meiner Bella ein Gebetbuch geſchenkt hat ...“

„Jetzt denkſt Du daran? Das ſind acht Jahre ſeitdem, der alte Mann wird todt ſein!“

„Todt! Alles iſt todt,“ ſagte der Vorbeter in leiſe klagendem Tone, „mir iſt's, als wäre es geſtern vor ſich gegangen.“ —

Je weiter der Baß mit ſeinem Herrn und Meiſter kam, deſto größer ward ſeine Bangigkeit, ja ein unheimliches Gefühl überrieſelte ihn mit kaltem Schauern, wenn er den alten Mann neben ſich einherſchreiten ſah, ſo willenlos und unterwürfig, ſo wenig erregt von der Erwartung auf das Kommende! Was war mit David Brod geſchehen? War in ihm in der That alle Lebensfreudigkeit ſo gebrochen, daß nicht einmal die Nähe ſeines Kindes ſein Auge höher aufflammen machte? Wenn Feiwelmann ſeine Empfindungen damit verglich, ſo mußte die Welt mit Allem, was darauf und darunter ſich befand, in einem gewaltigen Feuerbrande aufgehen. Und David Brod war ſo gleichgültig!

Endlich ſtanden ſie vor dem Theater. Der hineinwogende Menſchenſtrom trug auch ſie in das Innere des Hauſes; das Glück war ihnen günſtig geweſen, es hatte ſie auf die vorderſten Plätze im oberſten Stockwerke gebracht. Von der Höhe ſeines Sitzes ſtarrte David mit glanzloſen Augen in das zu ſeinen Füßen ſich entwickelnde Menſchengewimmel; noch war der weite Saal in dämmernde Finſterniß gehüllt: hie und da flackerte an den Pulten der Muſiker ein Lichtchen auf. Plötzlich ſchwebte der große mit einer Fülle von Licht ausgeſtattete Hängeleuchter von der Decke des Saales herab, ſo daß dem alten Manne ein Schrei der Ueberraſchung entfuhr.

„Wie iſt Dir, David?“ fragte der Baß beſorgt.

„Wird ſie jetzt kommen?“

„Noch nicht! Erſt müſſen die Muſiker aufſpielen!“

David Brod verfiel wieder in ſtummbrütende Gleichgültigkeit. Der Saal hatte ſich bis in den entlegenſten Raum gefüllt; in den Logen erſchienen blumengeſchmückte herrliche Damen, und die Edelſteine in ihren Haaren glitzerten und funkelten in den zahlreichen Lichtern. Vornehme Herren ſtanden hinter ihnen, und durch das ganze Haus ging ein Flüſtern und Summen der Erwartung, das durch die hie und da zur Probe angeſtimmten Inſtrumente der Muſiker eine gleichſam weihevolle Färbung erhielt.

„David!“ rief der Baß, indem er ſeinen Gefährten leiſe anſtieß.

„Was willſt Du, Feiwelmann!“

„Siehſt Du nichts?“

„Viel Menſchen ſehe ich ...“

„Und ſie alle ſind gekommen, um Dein Kind zu hören!“

David Brod ſeufzte tief auf.

Aber mit dem erſten Geigenſtriche der Eingangsmuſik trat eine ſeltſame Aenderung mit dem alten Manne ein Die Hände feſt auf das Geländer gepreßt, hatte er ſich zur Hälfte erhoben, und horchte mit einem Ausdruck ſeines Antlitzes auf die mächtig einherbrauſen-Klänge, der die höchſte Spannung ſeiner Seele verrieth. Der Vorhang war in die Höhe gegangen.

Als der erſte Act vorüber war, hatte ſich der Beiden eine eigenthümliche Befremdung bemächtigt. Wo war die „Valentine“ geblieben? Wohl hatten ſie im Hintergrunde der Bühne eine verſchleierte Dame geſehen, bei deren Anblick die zu einem Feſtgelage verſammelten Ritter in das höchſte Entzücken, namentlich der Eine unter ihnen, ein junger Edelmann, geriethen. Aber kaum gekommen, war ſie wieder verſchwunden.

Warum ging ſie ſo ſchnell? Kam ſie wieder? Als der Vorhang wieder gefallen war, ſaß der alte Vorbeter wieder ſtumm und gleichgültig da. Die Wogen des herrlichen Geſanges waren unverſtanden an ſeiner Seele vorübergerauſcht.

Der zweite Act war gekommen. Margaretha von Valois, Königin von Navarra, iſt allein in ihrem Garten und ſingt ein Lied, das die überwältigende Macht der alles beherrſchenden Liebe zum Gegenſtande hat. Da naht ſich Valentine. Eine ſchlanke feine Geſtalt beugt ſich demüthig und doch wieder ſo vornehm; in dem Saale iſt es ſtill, daß man faſt den Athemzug David Brod's belauſchen konnte! Dann aber klatſchten Hunderte von Händen und es währte eine geraume Zeit, bis die Sängerin beginnen konnte. Jetzt trat ſie näher und immer näher; ein bleiches von tiefdunkeln Haaren eingefaßtes Geſicht trat immer deutlicher hervor ... Waren es bekannte Züge? Drang aus den wenigen Worten, die ſie nun ſang, ein verwandter Ton?

Eine feuchtkalte, zitternde Hand legte ſich auf Feiwelmann's Arm.

„Soll ſie das ſein?" flüſterte er ihm zu.

„Ich kenne ſie nicht, David!" kam es in demſelben Tone zurück.

„Lebendiger Gott! wenn ſie es doch nicht wäre!"

Von nun an während der ganzen Handlung vernahm Feiwelmann nicht, noch ſah er, was da unten auf der Bühne vorging; ſeine Seele war wie feſtgebannt von der vorwurfsvollen Klage, die er jetzt zu wiederholten Malen aus dem Munde des alten Mannes hörte; vom Herzen herauf quoll ihm ein bitteres Gefühl, das ihn mit namenloſer Qual erfüllte:

„Wenn ſie es nun doch nicht wäre!“

Sie war es auch nicht; vier ſcharf blickende Augen lagen auf der feinen Geſtalt der Sängerin, verglichen jeden Zug ihres Antlitzes mit der Vergangenheit. Das vierzehnjährige Kind von damals, die Bella der Laubhütte, wollte ihnen nicht entgegentreten. . . .

All das änderte ſich aber wie mit einem Zauberworte, als im dritten Acte die große Scene zwiſchen dem proteſtantiſchen Marcell und der katholiſchen Valentine vorfällt. Es iſt Nacht; ſtumm brütet überall die Gefahr, die den Geliebten des Mädchens von allen Seiten mit mörderiſchen Netzen umfängt. Sie iſt gekommen, ihn zu warnen. Der alte, argwöhniſche Kriegsknecht fragt ſie um die Loſung und aus ihrem Munde dringt leiſe, verſchämt, wie das Aufblühen einer Lilie aus dem Kelche, das Wort: Raoul! Wunderbar iſt die Wirkung dieſes einzigen, faſt gehauchten und dennoch an die tiefſten Geheimniſſe des Gemüthes anklingenden Wortes — im Saale fühlt es Jeder: hier hat ein gottbegnadigtes Mädchen in der Weihe ſeiner Kunſt das Höchſte ausgeſprochen. Nun theilt Valentine dem alten Kriegsknechte mit, welche Gefahr ſeinem jungen Herrn droht, wie er ihn retten könne, und er fragt: Wer biſt Du?

„Wer biſt Du?“ wiederholt es ſich auch oben im Zuhörerraume in den Herzen der beiden Männer.

„Ein Mädchen,“ ſingt ſie, „das ihn liebt“ . . . Und in klagenden, aus tiefſter Leidenſchaft allmälig, aber ſtets ſiegreicher hervorbrechenden Tönen, voll keuſchen, ungeahnten Duftes entringt ſich ihrer Bruſt das Geſtändniß, wie es inniger und ſchöner noch niemals in Tönen wiedergegeben wurde. Marcell legt die Hand ſegnend auf ihren Kopf . . .

„Sieh, ſieh hin, wie ſie ſich benſchen läßt,“ flüſterte der alte Vorbeter.

„Wenn ſie es doch wäre!“

„Sie muß ja wiſſen, wie ein Vater ſein Kind ſegnet? . . . Haſt Du geſehen, wie ſie ihren Kopf vorgebeugt hat? . . .“

Die in ihrer Nähe ſaßen, riefen ihnen Stille zu. David Brod erſchrak. Hatte er das Kind erkannt? Er wußte es ſelbſt nicht; ſeine Pulſe hämmerten, ſeine Augen brannten in wildem Feuer; ſeine Lippen dürſteten! Er fühlte ſich der Auflöſung nahe, und kann doch nicht ſterben. Jetzt dämmert ihm die Ahnung der Gewißheit auf; dann, im nächſten Augenblicke iſt ſie zwiſchen graue Nebel eingeſunken und verloren! Etwas will ihn mahnen, etwas Bekanntes, Oftgeſehenes umweht ihn wie mit linden Fittigen, dann wieder iſt Alles zu Ende; mit glanzloſen Blicken ſtarrt ihn ein Fremdes an, Oede umgibt ihn; es iſt nicht Bella, ſein Kind. Feiwelmann aber ſchweigt; er iſt in der Gewalt einer namenloſen Qual!

Der vierte Act hat begonnen. Valentine iſt allein; im Dunkel der Nacht kommt Raoul zu ihr; doch nicht lange, und es treten die Verſchworenen herein, die ihre Schwerter für den heimlich geſponnenen Mord weihen wollen. Ein Geſang hebt an, der an die dunkelſten Mächte menſchlicher Leidenſchaft ſich richtet, ein Aufruhr feſſellos entlaſſener Kräfte, dem das ſegnende Wort von Prieſtern in arger Verkennung des Gottesgedankens die Weihe geben ſollte. Als die Verſchwörer ſich entfernt haben, tritt Raoul aus ſeinem ſichern Verſtecke hervor. „Wo willſt Du hin,“ fragt Valentine. Er aber will in den Kampf, den gezückten Schwertern der Feinde entgegen, will mit ſeinen Brüdern ſterben und fallen. „Geh' nicht von hier,“ fleht Valentine, „draußen wartet Dein der ſichere Tod,“ und als er dennoch darauf beſteht, da entringt ſich ihr jenes berühmte: „Höre, höre mich, bleib' Raoul, denn der Streich, der Dich trifft, trifft auch mich . . . ich liebe Dich!“ . . .

Es klingt und ſingt in dieſer Melodie etwas, das voll eigenthümlichen, faſt befremdenden Eindruckes das Gemüth des Zuhörers ergreift. Wer hat dieſe Melodie gedichtet? Nicht aus Einem Menſchengeiſte iſt ſie hervorgegangen; als Jakob Meyerbeer ſie ſchrieb, ſtand hinter ihm eine Geſtalt von unſagbarer Wehmuth in dem blaſſen Antlitze, mit verweinten Augen, die längſt keine Thränen mehr hatten — die Erinnerung an einen Synagogengeſang ſeines eigenen Volkes! Sie war nicht eher von ihm gewichen, bis er ſie angehört, bis er ſie in die feinſten Gänge ſeines Gehöres aufgenommen hatte! Sie blieb bei ihm, wenn er ſie entfernen wollte, und ſchmeichelte ſo lange, bis ſie aufgegangen war in ſeiner Seele als das Saatkorn einer künftigen Blüthe! Dann erſt wich ſie von ihm, hüllte ſich in ihre Schleier und verſchwand leiſe, wie ſie gekommen war — die Erinnerung an ſein eigenes Volk!

Darum ergriff ſie auch die beiden Männer mit einer Gewalt, von der ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußten. Was die Anderen aus dieſer Melodie vernahmen, das hörten ſie nicht. Auch vor ihnen tauchte die blaſſe Geſtalt mit den verweinten Augen auf; nur daß ſie ſie deutlicher erkannten, nur daß ſie ihr als einer treuen Freundin die Hand drücken konnten! War ſie nicht ſchon an ihrer Wiege geſtanden, hatte ſie, wenn man ſie in den Schlaf lullen wollte, ihnen nicht vorgeſungen, bis ſie eingeſchlummert waren? Wer war die ſtete Begleiterin ihres Lebens geweſen? Ja! das war ein abgebrochener Edelſtein aus jener Krone, die ein ganzes Volk in ſeine Verbannung mitgenommen! Jahrtauſende hatten ihre Trübungen darüber geworfen, ſie war in rothes Blut getaucht worden — dennoch war ſie nicht verloren gegangen! der Meiſter hatte nur Einen Edelſtein aus dieſer Krone ergriffen, aber er leuchtete wie ein echter — Karfunkel!

Dreimal mußte die Sängerin dieſe ſüßbeſtrickende Melodie vortragen. Als ſie zum dritten Mal ſie geendigt hatte, mitten in dem Aufruhr des Beifalls, der das ganze Haus ergriffen hatte, rief David Brod ſeinem Gefährten zu:

„Jetzt hab' ich ſie erkannt! Sie iſt's!"

Niemand ſonſt hatte den Aufſchrei dieſes Vaters vernommen. Er hatte verſtanden, warum die Sängerin dieſe Melodie ſo und nicht anders ſang, woher dieſer Liebreiz, dieſe eigenthümliche Klangfülle, dieſes namenloſe Klagen eines wunden, opferfreudigen Herzens ſtammte. War ſie nicht auch an ihrer Wiege geſtanden? Hatte die blaſſe Geſtalt nicht auch ſein Kind in den Schlaf gelullt? Daran hatte der Vater ſein Kind erkannt. Die Anderen wußten nur, daß eine große Sängerin vor ihnen geglänzt hatte.

Wie ſollte der alte Vorbeter den Beifallsſturm verſtehen, der bis zum Schluſſe des Actes ſein Kind umrauſchte? Als ſie endlich mit einem Aufſchrei, der aus einer andern Welt zu kommen ſchien, ohnmächtig zu Boden fällt, als Raoul, ihren Bitten trotzend, ſeinen Brüdern zu Hilfe eilt, da vermochte das ſchwache Gefäß nicht mehr den übervollen Inhalt zu faſſen. Duftende Kränze flogen der Sängerin zu; oben aber im letzten Stockwerke des Hauſes rief eine gebrochene Stimme:

„Führ' mich hinaus, Feiwelmann, ich erſticke; führ' mich hinaus!“

Valentine.

Als die beiden Männer aus der Welt des Scheines und der künſtlichen Blendung wieder in die kühle Nachtluft traten, erholte ſich der alte Mann zwar bald, aber der Sturm, der ihn erfaßt hatte, war zu gewaltig geweſen, als daß er nicht ſeine innerſte Lebenskraft zu Boden geworfen hätte. Sie waren, ohne es zu wiſſen, aus der Nähe des Theaters gekommen. Dort hatte Feiwelmann eine ſteinerne Bank erſehen, auf die die Beiden ſich niederließen. Dort ſaßen ſie wohl eine Stunde lang, ſprachen nicht, während die Nacht um ſie her immer kühler wehte, die rings waltende Stille nur durch fern verhallende Schritte von Zeit zu Zeit unterbrochen ward. Was war aus ihnen geworden? War Alles, was ſie bis dahin erlebt, Schein und Trug, oder begann die Rechnung ihres Daſeins erſt von dem Augenblicke, da ſie in den Bann der zauberiſchen Kunſt getreten waren? Wie es ſich nach ſchwerer Krankheit oft fügt, daß der Geneſende das Gedächtniß ſeines Namens verliert, ſo hätten auch ſie nicht ſagen können, wie die Welt ihrer bisherigen Anſchauungen und Gewohnheiten beſchaffen geweſen. War dieſe alte Welt für immer vernichtet und gebrochen? Wer ſollte ſie ihnen wieder aufbauen?

Der Vorbeter war es, der zuerſt aus dieſem traumhaften Sinnen und Brüten erwachte.

„Feiwelmann," ſagte er, „Du haſt einmal vor acht Jahren, und es war auch in einer Nacht, ein Wort ausgeſprochen, das iſt damals in mich hineingefallen wie in einen tiefen Brunnen; jetzt kommt es wieder an die Oberfläche. Du haſt damals geſagt: „Gott! wie groß iſt der Menſch . . ."

„Das ſag' ich auch jetzt noch," rief der Baß, „und jetzt mehr als damals, ſeitdem ich wieder Bella geſehen habe."

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf.

„Dein Wort," ſagte er, „hat zwei Seiten, davon iſt die eine glänzend und ſchön, die andere aber iſt rauh und ſtachelig. Du hältſt Dich an die glänzende und ſchöne Seite, weil Du ſelbſt noch jung biſt, ich bin gewohnt, die andere vorzuziehen, denn ich bin alt und ſchwach geworden. Du meinſt, der Menſch iſt groß in dem, was er kann; ich aber ſage Dir, der Menſch iſt groß und gewaltig in dem, wo er entſagt, wo er leidet und doch nichts anderes will, als leiden, wo er feſt ſteht, und weiß doch, daß der Boden unter ſeinen Füßen wankt und zittert!"

„Ich verſtehe Dich nicht, David!"

„Du wirſt mich einmal ſchon verſtehen! Hab' nur Geduld mit mir!"

Nach einer längeren Pauſe raffte er ſich wieder auf.

„Sag' mir doch, Feiwelmann," meinte er, „hat ſie den jungen Edelmann ſo überaus gern, daß ſie ihn nicht fortlaſſen will von ſich? Wie ſie ſich an ihn geklammert hat! wie ſie verzweifelt aufgeſchrien hat, als er ſich von ihr losgeriſſen und wie ſie in Ohnmacht gefallen iſt! Sie muß ihn außerordentlich gern haben, denn anders kann ich mir das nicht erklären."

„Sie kennt ihn vielleicht nicht einmal, David," rief Feiwelmann. „Das iſt ja ihre Kunſt. Meinſt Du, mein großer Künſtler in Frankfurt am Main hat es an ſich ſelbſt erlebt, daß ihn ſeine eigenen Töchter, wie jenen wahnſinnigen alten König in Nacht und Sturm hinausgejagt haben? Das war wieder ſeine Kunſt!"

„Das iſt ihre Kunſt!" rief der alte Mann leiſe, und nur die Nacht verhinderte es, daß dabei ein um ſeine Mundwinkel ſpielender Zug von Hohn nicht ſichtbar hervortrat. „Alſo ihre Kunſt verlangt, daß ſie heute dem, und morgen Jenem, wer ihr gerade in den Weg kommt, etwas vorheuchelt, daß man meint, es iſt die höchſte Wahrheit und man könnte darauf ſchwören?“

„Ja, das iſt die Kunſt!“ ſagte Feiwelmann der Baß.

„Und was wird das Ende von all' der Kunſt ſein?“ rief der Alte.

„Sie erfreut ſich und die Menſchen damit,“ ſagte Feiwelmann. „Iſt das nicht auch etwas, als käme es von Gott?“

Darauf erwiederte der Alte nichts, er ſaß geſenkten Hauptes da.

„Und **mein** Kind,“ ſchrie er plötzlich mit einem ſo ſchmerzlich vorgeſtoßenen Tone, daß er ſeinem Gefährten in die Seele griff, „und was bleibt von meinem **Kinde** übrig? Iſt das mir nicht auch von Gott gegeben worden, damit es mich erfreue? Anderen, die ſie nichts angehen, fällt ſie in die Arme, klammert ſich an ſie, als wollte ſie niemals von ihnen laſſen, und dabei leuchten ihre Augen und ſo ſüß tönt ihre Stimme, und ſie iſt ſo voll Anmuth und Schönheit ... weil das ihre Kunſt ſo verlangt. Mich aber, mich alten Mann, erfreut kein Kind, ich muß ſie von mir geben, ich muß einſam leben und ſterben, ich muß verdorren wie ein

Baum, dem man die Wurzeln abgegraben hat — weil es die Kunſt ſo verlangt.“

„David Brod, Du verſündigſt Dich!“ rief der Baß, den alten Mann an der Schulter faſſend.

Aber der Vorbeter riß ſich los.

„Was willſt Du von mir?“ ſchrie er, und war aufgeſprungen.

„Du denkſt nur an Dich, David!“ rief Feiwelmann vorwurfsvoll, „an Dein Kind denkſt Du nicht.“

„Das ſagſt Du mir?“ Und der alte Mann brach in bitteres Schluchzen aus.

Trotzdem rief der Baß, ſeiner Natur entgegen, in dieſem Augenblicke unbarmherzig und die Lage des Alten nicht berückſichtigend:

„Was biſt Du anderes, als Einer, der ſich gegen Gottes Willen auflehnt? Und Einer, der unzufrieden mit ſich, erſt fragt: Habe ich etwas davon, wenn mein Kind auf eine Spitze geſtellt wird, wohin ich nicht gelangen kann? Weil Du Dein Leben damit zugebracht haſt, Vorbeter einer Gemeinde zu ſein, darf Dein Kind ſeine Flügel nicht ausſpannen und anders wohin fliegen? Wozu hat Gott ihr die Flügel gegeben? Aber ich weiß, was in Dir vorgeht. Weil Dein Kind vielleicht nicht mehr weiß, was ein Gebetbuch iſt, weil ſein Sabbath vielleicht auf den Sonntag fällt, weil es in keiner Laubhütte ſitzt —“

„Die Kunſt iſt auch eine Religion,“ ſagte der Alte voll bitterer Betonung.

Dann ſchien er auf einmal vollſtändig ruhig geworden.

„Was ſtehen wir hier auf der Gaſſe in der Nacht? „Warum gehen wir nicht?“

„Wohin willſt Du, David?“

„Zu ihr, zu ihr!“

„Jetzt um dieſe Stunde?“

„Ich muß ſie heute noch ſehen, ſonſt ſterbe ich!“

Es giebt Worte, auf die keine Entgegnung folgen kann. Das fühlte der Genoſſe des alten Mannes, und ſo verzichtete er auf jede Vorſtellung; denn in dieſem Augenblicke befand er ſich in der Gewalt, der bis dahin David Brod willenlos gefolgt war. Wohl zuckte es ihm durch das Gehirn, ob es ihm nicht gelingen könnte, die leidenſchaftlich erregte Stimmung ſeines Freundes durch irgend ein Auskunftsmittel zu täuſchen; aber er verwarf dieſen Gedanken. Die Schauer, die ihn durchflogen, ſagten ihm, daß er vielleicht mit dem Leben des alten Mannes ſpiele.

So ſuchte denn Feiwelmann, ſich der Nothwendigkeit beugend, in der Finſterniß der Nacht den Weg zu jenem Hauſe zu finden, vor dem er durch einen eigenthümlichen Zufall ſchon am Vormittage gewartet hatte. Dort leuchtete ja der Karfunkel! Es war nahe an Mitternacht, als ſie endlich, müde und gebrochen, bald in den nächtigen Straßen verirrt, bald wieder auf richtiger Fährte jenes Haus gefunden hatten! Die Thore ſtanden noch weit offen, heller Lichterglanz ergoß ſich auf die Gaſſe und in der Vorhalle ſtand noch immer der Mann mit dem breiten Bande über Bruſt und Schulter und dem gewaltigen Stocke in der Hand.

Auf die Frage, was ſie zu ſo ſpäter Nachtſtunde wollten, brachte Feiwelmann, der Baß, in ſchüchterner, demüthiger Weiſe ſein Begehren vor. Sie wollten die berühmte Sängerin ſprechen; ſie hatten ihr wichtige, unaufſchiebbare Dinge mitzutheilen. Der Mann lächelte verächtlich. Was hatten die beiden Männer, deren Abkunft und Beruf ſeinem kundigen Auge kein Geheimniß war, mit der Künſtlerin Iſabella Brodini zu thun? Er fuhr ſie barſch an, und wies ihnen mit dem Stocke den Weg, den ſie zu gehen hatten.

Da rief der alte Mann aus der Tiefe ſeiner Angſt und Verzweiflung:

„Wenn Ihr mich nicht gehen laſſet, Mann, ſo ſterbe ich hier vor Euch!“

War es die ſeltſame Erregtheit des Vorbeters, mochte den Mann ein Grauen überflogen haben gegenüber dieſen in unheimlichen Feuer glänzenden Augen, er ging undkam nach einer Weile kopfſchüttelnd mit der Weiſung zurück, ſie mögen ihm folgen; zwar ſitze die

Sängerin noch in Geſellſchaft beim Nachtmahle, da das Theater erſt ſpät zu Ende gegangen ſei, aber er habe ſagen laſſen, es wären zwei Männer da, die ihr Wichtiges mitzutheilen hätten.

Sie befanden ſich in einem dunkel erleuchteten Vorzimmer; daſelbſt hieß ſie der Mann warten. Sie nahmen ſtill und geräuſchlos in einem Winkel ihre Plätze. Aus den angränzenden Zimmern drangen verworrene Stimmen, helle Freudenlaute und Gläſerklingen an ihr Ohr. Die Hand des alten Mannes lag ſchwer und kalt auf dem Arme ſeines Gefährten: aber ſie zitterte nicht.

Mit verſtärkter Gewalt kamen jetzt die Freudenäußerungen der Tiſchgeſellſchaft zu ihnen; das Gläſerklingen ſchien gar kein Ende nehmen zu wollen — und die Hand des alten Mannes drückte immer ſchwerer und kälter auf den Arm ſeines Gefährten. Sie ſaßen ſtumm neben einander.

Endlich näherten ſich Schritte, die Thür ging auf; auf der Schwelle erſchien — die Valentine aus der Oper. Sie trug noch das wallende, weiße Gewand, ihre Haare waren halb aufgelöſt; in der Hand hielt ſie ein gefülltes Champagnerglas, eine nächtig ſchöne Erſcheinung! Die beiden Männer erhoben ſich aus dem Dunkel ihrer Sitze.

„Bella!“ rief der alte Mann, „Bella, mein Kind!“

Sie ſchien erſt zu ſchwanken, zu horchen. Dann mit einem Schrei, dem nichts auf Erden zu gleichen ſchien, fiel ſie in die Kniee, das zerbrochene Glas klirrte in Scherben auf den Boden.

„Vater!“

Da war der alte Mann auf ſie zugeſprungen. Mit einer Gewalt, die nicht in ſeinen ſchwachen Kräften lag riß er ſie zu ſich empor; er hielt ſie in ſeinen Armen.

„Nicht wahr, Bella, mein Kind,“ rief er zwiſchen Weinen und Lachen, „nicht wahr, das haſt Du nicht erwartet, daß Dein alter Vater noch zu Dir kommen wird? Aber ich wäre ja geſtorben, wenn ich Dich nicht mehr geſehen hätte. Und das kannſt Du nicht verlangen.“

Dann ſtreichelte er ihre Haare und küßte ihre Stirne.

„Thut Dir denn das auch gut, Bella, mein Kind,“ ſagte er, in traumſeliger Vergeſſenheit ſie betrachtend, „daß Du ſo lange wachſt? Warum ſchläfſt Du nicht ſchon? Biſt Du denn nicht müde von Deiner Kunſt? Wem Gott ſo erſchienen iſt, wie Dir, mein Kind, und wer die Menſchen ſo erfreut, wie Du, der muß ſeine Geſundheit ſo betrachten, als wäre ſie ein Stück Leben Anderer und muß darauf ſehen, daß Ein Blutstropfen ſo fließt wie der andere. Thuſt Du das, Bella, mein Kind?“

Plötzlich riß er ſich von ihr los, und bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen.

„Was habe ich geſagt!“ rief er in einem Tone, der die Wiedergefundene erbeben machte:

„Verzeih' mir, Vater! verzeih' mir! Ich habe mich ſchwer an Dir vergangen!“ ſagte die Sängerin, und ihre Thränen floſſen.

„Verzeihen!“ rief der Alte, und der Ton ſeiner Stimme klang trocken, ja voll Herbigkeit. „Was habe ich Dir zu verzeihen? daß Du mir nicht geſchrieben haſt, daß Du dich mir abſterben ließeſt, daß ich nicht gewußt habe, ſoll ich mich zur Schiwe (ſiebentägige Trauer) hinſetzen um mein todtes Kind, oder ſoll ich glauben, daß es noch am Leben iſt? Was ſoll ich Dir verzeihen? Du lebſt ja, und wo giebt es einen Vater, der nicht jede Kränkung aus ſeinem Herzen herausreißt, und vergißt Alles und läßt es ſich nicht anmerken, wie wehe man ihm gethan hat, wenn er nur weiß, daß ſein Kind lebt?“

Dann wie von einem anderen Gedankenſtrome mächtig erfaßt, näherte er ſich wieder ſeiner Tochter; er ergriff ihre Hand.

„Sag' mir, Bella, mein Kind,“ rief er, ſeinen Mund ihrem Ohr nahe, mit unheimlichem Flüſtern, „muß ich mich wirklich auf den niederen Schemel hinſetzen, und um Dich trauern und weinen ſieben Tage? Oder muß ich es nicht? Sag' die Wahrheit, Bella, mein Kind, und fürchte Dich nicht vor mir!"

„Vater!" rief die Sängerin bebend, „ich verſtehe Dich nicht!"

„Du verſtehſt mich nicht?" ſchrie er, und ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen. „Warum verſtehſt Du mich nicht? Biſt Du denn ſchon ſo weit, daß Du nicht einmal mehr weißt, wann ein Vater ſich um ſein lebendiges Kind zur ſiebentägigen Trauer hinſetzen muß? So will ich's Dir ſagen . . ."

„Vater!" rief die Sängerin, „Du brauchſt noch nicht zu trauern!"

„Noch nicht!"

Eine hohe Männergeſtalt war ins Zimmer getreten.

„Der Herr Graf!" murmelte Feiwelmann, der bisher unbemerkt im Hintergrunde des Zimmers ſich aufgehalten hatte.

Der Graf ſchien die beiden Männer auf den erſten Blick erkannt zu haben.

„Nun, Iſabella!" ſagte er in leicht ſcherzendem Tone, „Sie entziehen ſich unſerer Geſellſchaft, und feiern da im Dunkel der Nacht ein zärtliches Stelldichein, während wir Ihrer harren!"

Die Sängerin machte eine abwehrende Bewegung. Dem Grafen konnte es nicht entgehen, welch eine ſeltſame Wandlung das ganze Weſen Iſabella's ergriffen hatte.

„O!“ rief er, an die zwei Männer ſich wendend, „iſt das nicht David Brod der Vorbeter mit ſeinem Baſſiſten Feiwelmann aus meiner Schutzgemeinde? Seid mir willkommen, David Brod, und auch ihr Mann, dem die Natur einen ſo vortrefflichen Baß verliehen hat. Wie ſteht es in Euerer Gemeinde? Wackeln die alten Häuſer noch ſo, daß man ſchier glaubt, Methuſalem ſei ihr Bauherr geweſen? Lebt ihr noch zur Zeit des Laubhüttenfeſtes in Eueren hölzernen Marktbuden? Gehen Eure Leute am Neujahrstage noch immer an den Fluß ſpazieren, und werfen aus ihren Taſchen die Broſamen in das Waſſer, was, ſo viel ich mir ſagen ließ, die Selbſtabſolution Eurer Sünden deuten ſoll? Und dann, lebt der alte Schulklopfer noch, der mit ſeinem ſchrecklichem Hammer bis hinauf in das Schloß Alles aus dem Schlafe allarmirte?“

„Graf!“ flüſterte die Sängerin leiſe. Ihre Hände hatte ſie wie flehend gefaltet. Dennoch beachtete er oder ſchien nicht dieſe Bitte zu beachten. Sie begehrte Schonung für den alten Mann: er aber war überaus luſtig in ſeinem Herzen und demgemäß auch in ſeiner Sprache.

„Ihr ſeid gewiß gekommen, David,“ fuhr der Graf der ſich mit nachläſſiger Geberde in einen Stuhl geworfen hatte, fort, „um Euch an den Triumphen Eurer Tochter zu weiden. Ihr ſeid doch auch ſo eine Art Künſtler, wenn auch nicht nach meinem Sinne oder gar nach meiner Anſchauung. Und ſo könnt ihr ſchon beurtheilen, ob aus der kleinen Bella, die nichts wußte, als ihre Synagogenmelodien, im Laufe der Jahre etwas geworden iſt, oder nicht. Was ſagt ihr zu ihrer Valentine? Iſt das nicht eine Schöpfung, ſowohl was den dramatiſchen als den geſanglichen Theil betrifft, in der es Iſabella Brodini mit jeder anderen Sängerin kühn aufnehmen kann?"

„Iſabella Brodini iſt eine große Künſtlerin geworden!" rief der Alte aus ſeiner bis dahin gekrümmten Stellung ſich aufrichtend.

Der Graf blickte auf. Es lag in dieſen Worten und in der Geberde des Vorbeters etwas, was ſeine Luſtigkeit bändigte. Er war ernſter geworden, und als er nach einer Weile wieder zu reden anfing, klang ſeine Sprache eigenthümlich verändert.

„David Brod!" ſagte er, „ich kann es errathen, was in dieſem Augenblicke in Euerem Gemüthe vorgegangen iſt. Ihr ſeht Euere Tochter nach acht Jahren zum erſten Male wieder und ſo liegt Euch der Vorwurf nahe, warum ſie Euch im Laufe dieſer Zeit allmälig fremd geworden, warum ſie Euch nicht geſchrieben, kurz, warum Iſabella Brodini eine andere geworden iſt. Vor

Allem ſage ich Euch, David Brod, hütet Euch vor Ungerechtigkeit! Nicht Euere Tochter, mich allein trifft die Schuld. Ich will mich mit Euch auseinanderſetzen, David, vielleicht verſteht Ihr mich!"

Der Vorbeter war wieder in ſeine demüthige Stellung zurückgefallen. Bei dieſen Worten richtete er ſich auf.

„Der Herr Graf haben gut errathen," ſagte er.

„Nun, David, ſo wird es mir nicht ſchwer fallen, mich mit Euch zu verſtändigen. Ich will es Euch erleichtern, ſo klar als möglich zu ſehen. Was war meine Abſicht, als ich Euer Kind unter meinen Schutz nahm? als ich zu Euch ſagte, in der Stimme des vierzehnjährigen Mädchens ſchlummere eine Macht, in ihrer Tiefe leuchte ein Karfunkel, der nur hervorgeholt und zum Glanz gebracht werden müſſe?"

„Der Herr Graf wollten ſie zur Kunſt erziehen!" ſagte David Brod faſt unvernehmbar.

„Zur Kunſt! ja zur Kunſt!" rief der Graf lebhaft, „das iſt der rechte Ausdruck! Aber iſt mein Haus ſchon gebaut, ſteht es bereits da, allen Augen ſichtbar, wenn ich ſage: Ich will es!? Da muß zuerſt der Grund gegraben, alte Bäume müſſen gefällt und mit ihren Wurzeln ausgerodet, Trümmer und Schutt müſſen weggeräumt werden. Sagt nun ſelbſt: Iſt ein Menſch, der zur Kunſt erzogen werden ſoll, nicht mehr, als ein ſteinernes Haus, zu deſſen Ausbau zuletzt nur mein Wille und meine Mittel genügen? Mein Weg war mir daher ganz klar vorgezeichnet. Auch bei der Erziehung Eueres Kindes mußte Schutt weggeräumt werden, Jahrtauſende alter Schutt! Um den Funken, der in ihr ſchlummerte, zu wecken, mußte ich Alles, Alles zu entfernen ſuchen, was ihn zu erſticken drohte. Euere Gewohnheiten, Euere Sitten und religiöſen Anſchauungen, David Brod, ſind der Kunſt und ihrem hohen Weſen geradezu feindlich. Ihr könnt das Höchſte und Kühnſte denken, ſoweit es eben mit der Gedankenthätigkeit geht! Zeuge dafür iſt Euere Religion. Wollt Ihr es aber zur Geſtalt formen, ſoll die That daſtehen, dann ſeid Ihr unfrei, Euere Hand vermag das Werk nicht anzufaſſen, und was Ihr ſchafft, wird ein Zerrbild! Darum treten wir, in deren Adern ein anderes Blut rollt, an Euere Stelle und in Euere Rechte, die Ihr nicht ausüben wollt — oder dürft. Habt Ihr mich verſtanden, David?“

Der alte Vorbeter nickte bloß mit dem Kopfe.

„Und ſo, David Brod,“ fuhr der Graf fort, „geſtaltete ſich auch der Plan, den ich mit Euerer Tochter feſtgeſetzt hatte. Ich mußte zuerſt den Boden ebnen, dem ſie entſproſſen war, der Schutt, der ſie einhüllte, mußte fort! Ich mußte ſie allmälig gewöhnen, in der neuen Luft athmen zu können, und als ſie den Athem friſcher einzog, mußte ich darauf ſehen, daß ſich kein Gelüſte in ihr regte und keine Sehnſucht, die Lüfte und Düfte der alten Heimath wieder aufzuſuchen. Ich wollte jeden Tropfen Blutes in ihr erneuern; ſie ſollte wie neugeboren in das Reich der Kunſt eingehen. Denn auch die Kunſt iſt eine Wiedergeburt; ſie bringt uns aus dem Grabe der Gemeinheit und der alltäglichen Drangſale Gott näher ... Darum ſchrieb Euch Euere Tochter nicht, David Brod, darum ließ ich ſie Euch fremd werden, darum mußte ſie, und wenn ihr die Entſagung noch ſo blutig in's Fleiſch ſchnitt, Alles aufgeben, was wie eine Gewohnheit, wie ein altgewohnter Klang zu ihr den Weg finden konnte. Ich war grauſam und mitleidslos wie ein Tyrann! ich war wachſam als hätte ich hundert Augen, jeder Tropfen Blutes in ihrem Körper war gezählt. Wenn Ihr mich nun verſtanden habt, David Brod, ſo werdet Ihr auch begreifen, daß jede weitere Erklärung vollkommen überflüſſig iſt. Ein Bau iſt vollendet, wer fragt da darnach, wie viel Steine er bedurft, welche Mühe Maurer und Baumeiſter aufgewendet hatten? So erging es mir mit meiner Iſabella! Das Werk hat ſich ſelbſt gekrönt!“

Seiner Iſabella!

Das Wort war geſprochen worden; es konnte nicht mehr zu den Lippen zurückkehren. Hatte David Brod Faſſung genug, um klar zu begreifen, was in dieſer

Aneignung eines Beſitzes lag, der aus ſeinem Blute hervorgegangen war? Der alte Mann hatte gezittert; er hielt ſich kaum noch aufrecht. Aber, als wirke eine Kraft in ihm, von der ſein gebrechlicher Leib nichts wußte, ſtand er mit einem Male hoch aufgerichtet vor dem Grafen, größer, als er ſonſt ſchien; ſein ganzes Weſen von einer Art gebieteriſcher Würde umgeben, die Niemand an ihm gekannt hatte.

„Wer ſagt dem Herrn Grafen,“ begann er, und ſeine Stimme ſchwankte dabei nicht, „daß ich gekommen bin, das Werk des Herrn Grafen zu ſtören? Oder daß ich gekommen bin, um zurück zu begehren, was mir doch nicht mehr gebührt? Was ſollte ich auch begehren? Daß mir der Herr Graf meine Bella ganz ſo zurückgebe, wie ſie vor acht Jahren aus meinem Hauſe fortgegangen iſt? Ich weiß, man kann ein Waſſer nicht aufwärts fließen machen, und den Mond nicht dahin ſtellen, wo gerade die Sonne ſteht. Was will alſo der Herr Graf von mir?“

Der Alte hielt inne; ſeine Blicke waren von einer wahrhaft bezwingenden Gewalt geworden; ſeine Haltung erinnerte auch nicht entfernt an den demüthigen Vorbeter ſeiner ſtillen Gemeinde. Ein Mann ſtand einem Manne gegenüber. Dies fühlte auch der Graf; er rückte unruhig, die Augen jedoch, wie gebannt auf das Antlitz David's gerichtet, im Stuhle hin und her.

„Ihr habt Euer letztes Wort noch nicht geſprochen, Vorbeter!“ ſagte er unſicher.

„Was ſoll mein letztes Wort ſein?“ rief der Vorbeter, und der Graf verſtand in dieſem Augenblicke den bibliſchen Ausdruck: „Es wehten Flammen um ſein Haupt.“

„Sprecht Euch aus, David! es mag Euch Manches in meinen Worten verletzt haben! Ihr habt mich vielleicht gar nicht verſtanden?“

„Was ſoll ich nicht verſtanden haben?“ rief David Brod. „Vielleicht verſteht aber der Herr Graf mich nicht, wenn ich rede.“

Dem Grafen fehlte jede Frage.

„Nein!“ rief der Alte, „ich rede lieber Nichts. Ich beuge mich ja und demüthige mich, und ſage: der Herr Graf hat Recht! Meine Zeit iſt um; es bricht an die Zeit der Sängerinnen und der Kunſt, wie der Herr Graf ſagt. Will ich das kleine Hölzchen ſein, das zu einem Strome ſpricht: Fließe unter mir durch, denn ich bin eine mächtige Brücke, und Du biſt nur ein Tropfen Waſſers? Nein, ich rede lieber nichts. Der Herr Graf meint, wir haben gar keine Kunſt! Aber eine Kunſt haben wir gehabt, und die will man uns jetzt auch nehmen, daß nämlich unſere Kinder an uns gehangen haben und wir an ihnen. Die Kinder will man uns jetzt entreißen, ſie ſollen ihre Väter nicht mehr kennen und ihre Mütter ... Künſtler ſollen ſie ſein! Aber kommen wird eines Tages ein Anderer, Größerer und Mächtigerer. Der wird mit der Stimme des Donners ſprechen: „Was iſt aus meinem Volke geworden? Was habt Ihr aus ihm gemacht? Habe ich es darum als Ausnahme hingeſtellt unter die Völker, daß ſeine Töchter hingehen und auf offenem Markte Götzendienſt mit ſich treiben laſſen und ihrer Kunſt?“ An dem Tage wird es ſich entſcheiden, wer Recht hat: der Herr Graf oder ich.“

„Vater!“ rief die Sängerin, mit ihren Armen ſeinen Hals umſchlingend. „Rede nicht ſo! Du machſt mich verzweifeln“.

Der Alte rang ſich mit ſanfter Gewalt los.

„Mache ich Dir denn Vorwürfe, Bella, mein Kind? Du biſt ja mein Stolz und mein Herz wird aufgehen vor Freude, wenn ich an Deine Kunſt denke. Für Dich iſt die neue Zeit, die immer gewaltiger herankommt, ich kann Dich nicht zurückhalten. Ich bin ja auch nur gekommen, um Dich noch einmal zu ſehen. Wirſt Du das einem lebensſatten alten Manne nicht zu Gute halten?“

Er hatte ſich zu ihr hinabgebeugt, und nun floſſen ſeine Thränen; die furchtbare Spannung ſeines Gemüthes hatte ſich gemildert. —

„Vater!“ rief die Sängerin, „ich gehe mit Dir! Du ſollſt ohne Dein Kind nicht ſterben.“

Er ſtreichelte ihre Haare, er lächelte ſogar.

„Narrele!“ ſagte er mild, „was willſt Du bei David Brod, dem Vorbeter, thun? Willſt wieder in einer Laubhütte ſitzen? willſt mir wieder zuhalten, wenn ich oder Feiwelmann, mein Baß, mit einander ſingen? Die Zeit iſt um, für Dich iſt eine andere gekommen. Du gehörſt nicht mehr zu uns ... Was möchteſt Du bei mir?“

Sie war ihm zu Füßen geſunken; laut ſchluchzend hatte ſie ſeine Kniee umklammert.

„Laß mich nicht von Dir, Vater!“ rief ſie, „ich gehe mit Dir!“

„Iſabella!“ ſchrie der Graf zornig.

Im Klange dieſes einzigen Wortes ſchien eine bannende Gewalt zu liegen, der die Tochter des Vorbeters nichts entgegenzuſetzen hatte.

Sie hatte ihr Haupt emporgerichtet, Angſt und Entſetzen malten ſich in ihren feinen Zügen. Sie war in dieſem Augenblicke von unſagbarer Schönheit!

„Was ſoll ich thun, Graf?“ flüſterte ſie, die Blicke zaghaft auf die vor ihr ſtehende hohe Geſtalt des Grafen gerichtet.

„Fällt Ihnen die Entſcheidung ſo ſchwer?“ rief er voll ſchneidender Herbigkeit. „Wählen Sie, Iſabella!

Wählen Sie zwiſchen den Anſprüchen dieſes alten Mannes, und denen … die ein Anderer an Sie erhebt! Zertrümmern Sie in Einem Momente, was lange Jahre gebaut. Es wäre nicht das erſte Mal, daß ein Kind Ihres Volkes ſich von mir losreißt … weil ihm das Warten zu lange geworden. Gehen Sie auch hin, Iſabella … ich begehre keinen Dank, wird es mir doch immer klarer, daß kein Menſchenwitz ausreicht, um das Geſetz der Natur, um das Band der Abſtammung auch nur um einer Linie Breite zu verrücken. Gehen Sie hin, Iſabella! Sie ſind keine Künſtlerin! Sie ſind es niemals geweſen. Lüge und Verſtellung war die Mitgabe Ihres väterlichen Hauſes … nun liegt ſie offenbar da …

„Laſſen Sie mich mit ihr reden, Herr Graf!“ unterbrach ihn David Brod.

Er hatte ſich wieder zu ihr herabgebeugt.

„Denke Dir, Bella!“ ſagte er halb laut, halb in unvernehmbaren Worten,“ wir ſind jetzt ganz allein auf der Welt, ein Vater ſteht ſeinem Kinde gegenüber … Wie ſtehſt Du zu dieſem Mann? …

„Er iſt mein Herr, mein Alles … was ich bin, das hat er aus mir gemacht … ich bin ſeine Sclavin, und er iſt mein Gott! …

„Wirſt Du ſein Weib werden!“

„Ich frage nicht darnach! …

„Steht es ſo mit Dir?“

Dann rief er, gegen den Grafen gewandt:

„Was will der Herr Graf noch? Worüber will der Herr Graf ſich noch beklagen? Erſt, wie ſie mich geſehen hat, überkommt ſie die Luſt mit mir zu gehen, aber die Worte des Herrn Grafen ſind mächtiger als ſonſt etwas in der Welt. Wer wird jetzt ſagen, daß noch das kleinſte Aederchen von einem jüdiſchen Kinde in ihr zuckt? Es iſt Alles heraus aus Ihr, Alles, Alles, und nichts iſt übrig geblieben, als ... der Gott, der ſie zu einer Künſtlerin gemacht hat.“

„Sie folgt nur dem Zuge ihres hohen Berufes,“ ſagte der Graf dumpf vor ſich hin.

„Freuen Sie ſich nicht, Herr Graf!“ rief der Alte mit drohend aufgehobenem Finger.“ Es iſt nicht gut wenn man ein Kind abwendig macht ſeinem Vater, und der es gethan hat, auf den fällt es zurück.“

Der alte Mann ſtand wieder aufrecht da; ſeine Augen ſprühten ein dunkles Feuer aus.

„Feiwelmann!“ ſagte er mit gebieteriſcher Stimme, „bring' das Geld her, was ſie Dir eingehändigt haben. Es darf keinen Augenblick länger in Deiner Taſche brennen.“

Er wandte ſich zum Fortgehen, aber die Arme der noch immer zu ſeinen Füßen liegenden Tochter verhinderten ihn daran.

„Segne mich zuvor, mein Vater!“ flehte ſie.

Er aber ſchien dieſe Bitte zu überhören.

„Hier haſt Du noch Etwas,“ rief er, „was Dir vielleicht bei all' Deiner Kunſt nicht unwerth ſein wird. Hebe es gut auf, es iſt das Einzige, was ich Dir habe mitbringen können … Es ſind Steine vom Grabe Deiner Mutter.“

„Segne mich zuvor, mein Vater!“ bat ſie wieder, „laß mich nicht ohne Segen von Dir gehen.“

„Iſabella!“ rief wieder der Graf.

„Ich kann Dich jetzt nicht ſegnen!“ ſagte der Alte dumpf und hatte ſich mit zorniger Geberde losgeriſſen.

Die Sängerin hatte ſich erhoben, weißer als das Gewand, das ſie umhüllte, war ihr Antlitz; ſie weinte nicht mehr. Der Baß ſtand neben ihr; er war ihr unbeachtet näher gekommen.

„Feiwelmann,“ rief ſie, und ein Laut von Hoffnung durchbebte ihre Worte, „alter Freund meiner Kindheit, der Du mich geliebt und gehegt haſt in Deinem treuen Herzen, haſt Du kein Wort für mich?“

Außer ſich, wie von Sinnen gekommen, fiel er vor der Sängerin nieder; er küßte den Saum ihres Kleides.

„Ich habe Dich einmal verloren,“ rief er, „und jetzt verliere ich Dich wieder, Karfunkel meines Lebens! Gott ſegne und behüte Dich!“

Auf dem Heimwege.

Noch in derſelben Nacht wanderten die beiden Männer ihrer Heimath zu.

Als der Morgen in Strahlen der Helle angebrochen war, kamen ſie wieder durch den Brandeiſer Wald, durch deſſen vermeintliche Schrecken ſie am geſtrigen Tage der Pſalm des frommen Dichterkönigs geleitet hatte. Im Walde war es ſo friſch, Thautropfen hingen an jedem Blatte, und oben in dem Laube ſangen Vögel, die ſie geſtern nicht gehört hatten.

Gerade flog ein Vogel neben ihnen auf aus dem Fahrgeleiſe der Straße, da ſagte der Alte, der ſeit dem er die Straßen Prag's verlaſſen, ſeine Lippen nicht geöffnet hatte:

„Feiwelmann, wir müſſen doch bei Zeiten daran denken, wie wir unſere Leute am nächſten Feiertage zu Hauſe mit etwas Neuem überraſchen. Seit jenem verunglückten Kadiſch haben ſie nichts Neues von uns gehört.“

„Ich wüßt' etwas,“ ſagte der Baß nach längerer Weile darauf, „das will mir ſeit geſtern nicht aus dem Kopfe.“

„Meinſt Du das?“

Mit heller Stimme und nicht geringem Verſtändniſſe ſang nun David Brod die ergreifende Stelle aus dem berühmten Duette des vierten Aktes der „Hugenoten,“ die es geſtern bewirkt hatte, daß er ſeine Tochter erkannte. Sie hatte ſich ſeinem Gedächtniſſe ohne einen merkbaren Fehler genau eingeprägt.

„Merkwürdig!“ rief der Baß, „daſſelbe habe ich auch gemeint.“

Und auch er ſang die ſchöne Melodie ohne allen Anſtand.

Als ſie nun in geringer Entfernung von der alten Heimath ſich befanden, es war in der Nähe des „guten Ortes,“ blieb Feiwelmann der Baß plötzlich ſtehen.

„David,“ ſagte er mit unausſprechlicher Traurigkeit. „Beantworte mir jetzt nur eine Frage, eine zweite will ich Dir ein für allemal erſparen.

„Frage!“

„Wie iſt es gekommen, daß Du im Brandeiſer Walde haſt ſingen können? Iſt es in Deiner Seele ſo überaus luſtig? Biſt Du von etwas befreit, was Dich gedrückt hat? Und freuſt Du dich … daß Du an ſie nicht mehr zu denken brauchſt?

Ein trübes Lächeln legte ſich um die Lippen des alten Mannes.

„Wie Du mir doch vorkommſt, Baß.“ ſagte er. „Jemand war einmal in eine Schatzkammer eingelaſſen worden. Er hat ſich da von den aufgeſpeicherten Koſtbarkeiten nehmen gekonnt, wonach ſein Herz begehrt hat. Aber was denkſt Du, hat er zuletzt aus all den Schätzen für ſich ausgeſucht? Einen einfachen, kleinen goldenen Ring, weil ihn der, ich weiß nicht an welche glückliche Stunde in ſeinem Leben gemahnt hat... Verſtehſt Du jetzt mein Singen, Feiwelmann?..."

Spät in der Nacht kamen ſie wieder zu Hauſe an. Niemand hatte es erfahren, wo ſie geweſen, noch was mit ihnen vorgegangen war; kaum, daß ihre Abweſenheit bemerkt worden war.

Am erſten Neujahrstage ertönte dieſe Melodie zum erſten Male auf ein gar ernſtes und weihevolles Gebet angepaßt, in der Synagoge. Die beiden Sänger ernteten dafür nach dem Gottesdienſte ungeheueres von allen Seiten geſpendetes Lob. Man drückte ihnen die Hände, und hie und da machte ſich und ſeiner Begeiſterung ſo Mancher in dem Ausrufe Luft: „Es giebt doch nur Einen David Brod! Er bleibt der Alte."

Umſonſt berief ſich der „verdorbene Student" Gottlieb Weißfiſch darauf, und behauptete es mit der ganzen Wucht ſeiner Perſönlichkeit, er habe die Melodie ſchon irgend wo gehört, und wenn er ſich nicht irre, ſo komme ſie in Meyerbeer's Oper: „Die Welfen und die Ghibellinen" vor... er fand bei den Leuten keinen Glauben und kein Vertrauen, die nach wie vor bei ihrem

Satze blieben, es gebe nur Einen David Brod. Bei der jüngeren Welt glückte es ihm freilich um ſo mehr; aber dieſe entſchied nicht.

Die Melodie war das Einzige, was die beiden Männer von ihrer Kunſtfahrt nach Hauſe gebracht hatten ... das tönende Erinnerungsdenkmal des Karfunkels ...

Kurze Zeit darauf ſtarb, unerwartet ſchnell, der alte Vorbeter. Er war ohne Krankheit hinübergeſchlummert. Es hatte ſich ſeltſam gefügt, daß, einige Tage vorher in der Gaſſe die Nachricht verbreitet war, der Graf ſei von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, und werde von nun an ſeinen beſtändigen Aufenthalt im Schloſſe nehmen. Das Gerücht ſetzte hinzu, er ſei ein finſterer Menſchenfeind geworden, der nur die unentbehrlichſten Perſonen vor ſich laſſe ...

Am Abende vor ſeinem Tode berief David Brod ſeinen langjährigen treuen Genoſſen zu ſich.

„Du wirſt ſehen, Feiwelmann", ſagte er ſchwach, „ſie kommt doch noch einmal wieder ... nicht zu ihm, der auf ſeinem Schloſſe lebt, ſondern zu mir, daß ich ſie ſegne. Dann ſage ihr, ich habe ſie geſegnet ..." —

Eines Tages wurde Feiwelmann, der Baß, der mittlerweiſe der Nachfolger David Brod's im Synagogenamte geworden, durch den Wächter des „guten Ortes", nach dieſer Stätte des Friedens berufen, wo ihn Jemand erwartete.

Auf dem Grabe des Vorbeters fand er eine ſchwarz gekleidete und tief verſchleierte Frau ſitzen, die heftig weinte.

Was zwiſchen den Beiden geſprochen wurde, hat Niemand je erfahren…

Iſabella Brodini leuchtete als „Karfunkel“ noch einige Jahre hindurch in wolkenloſem Glanze; dann verſchwand ſie plötzlich aus jener Welt, die nur Bewunderung und Siegeskränze für ſie hatte. Sie iſt ſeitdem wie verſchollen.

Feiwelmann dem Sänger ſcheint es bekannt zu ſein, wo ſie ſich gegenwärtig aufhält.

Wenigſtens will man dies aus dem Umſtande ſchließen, daß er noch jetzt an jedem Todestage ſeines Vorgängers an die Armen der Gemeinde ſo bedeutende Unterſtützungen vertheilt … die milden Gaben können nur von der Tochter David Brod's herrühren.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Belletriſtiſcher Verlag von Louis Gerſchel in Berlin.

Bölte, Amely, Winkelmann, oder: **Von Stendal nach Rom.** Culturhiſtoriſcher Original-Roman. 3 Bde. 4 Thlr.

— — **Harriet Wilſon.** Original-Roman. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — **Moderne Charakterköpfe.** 3 Bände. 2 Thlr. 20 Sgr.

Bucher, Lothar, Bilder aus der Fremde, für die Heimath gezeichnet. 2 Bde. à Band 2 Thlr.
Erſter Band: **Unterwegs.**
Zweiter Band: **Die Londoner Induſtrie-Ausſtellung 1862.**

Frenzel, Karl, Papſt Ganganelli. Geſchichtlicher Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 20 Sgr.

Heſekiel, George, Die **Churprinzenbraut.** Hiſtoriſcher Original-Roman. 2 Bände. 3 Thlr.

— — **Abenteuerliche Geſellen.** 2 Bde. 2 Thlr. 20 Sgr.

— — **Frau Schatz Regine.** Eine Geſchichte aus dem dreißigjährigen Kriege. 2 Bände. 3 Thlr.

Lewald, Fanny, Geſammelte Novellen. 2 Bände. 2 Thlr.

Mühlbach, Louiſe, Neues Bilderbuch. 2 Bde. 3 Thlr. 10 Sgr.

Mützelburg, Der Erbſtreit. Roman. 3 Bände. 3 Thlr. 10 Sgr.

Rau, Heribert, William **Shakeſpeare.** Culturgeſchichtlich-biographiſcher Roman. 4 Bde. 6 Thlr.

Retcliffe, Sir John, Zehn Jahre! Zweiter **Abſchnitt von Villafranca.** 4 Bde. 8 Thlr.

Temme, J. D. H., Schwarzort. Großer Criminal-Roman. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

— — **Dunkle Wege.** Schilderungen aus der **Wirklichkeit.** 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Wallner, Rückblicke auf meine theatraliſche Laufbahn und meine Erlebniſſe auf und außer der Bühne. 1 Thlr. 15 Sgr.

Winterfeld, A. von, Geheimniſſe einer kleinen Stadt. Komiſcher Roman. 2 Bände. 2 Thlr. 10 Sgr.

— — **Die Wohnungsſucher. Komiſcher Roman** 2 Bde. 2 Thlr. 10 Sgr.

Israelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band I.

Das verkaufte Skelett.

Von

Dr. Hermann Schiff.

Nebſt Anhang:

Corolarien I.

Carl Gutzkow's jüngſte That.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

235 – Fg.

Das verkaufte Skelett.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mein edler junger Freund.

Habent sua fata libelli. Das weiß ich aus lebenslänglicher Erfahrung. Schon 1823 wagte ich mich in die Oeffentlichkeit und hatte Glück bis 1830. Das waren die ſieben fetten Kühe Pharaonis. Hierauf aber kamen die mageren Kühe. Nicht ſieben an der Zahl, ſondern dreimal ſieben. Ein und zwanzig dürre Jahre bis Heine 1851 den Ausſpruch that: „Es iſt unbegreiflich, woher die deutſche Kritik von dieſem Schriftſteller keine Notiz nimmt. Es folgten hierauf zweimal ſieben beſſere Kühe und mit dem Jahre 1865 tritt meine Schriftſtellerthätigkeit ihr ſiebentes Septennium an, das verhängnißvollſte, weil es das letzte ſein wird, welches ich von der Gnade des Himmels zu erwarten habe.

Der Sohn jüdiſcher Eltern möge ſich ſolche aſtrologiſche Träumereien erlauben und der Verleger Israelitiſcher Novellen ſich eine weitere Auslegung dieſes Heroscopes gefallen laſſen.

Willibald Alexis ſagte ſchon 1835: Man möchte an einem Erbfluch glauben, der auf dieſes Haupt gefallen. Er redigirte damals den Freimüthigen oder das Berliner Converſationsblatt. — Ich bitte Sie, lieber Freund: Freimüthigkeit und Berliner Converſation; frei von der Leber reden und rückſichtsvolles Maulſpitzen. Unisono und Mezza voce; während zur damaligen Zeit noch niemand an Miſchehen dachte. — Aber M. A. Schleſinger kaufte den Freimüthigen von der Wittwe des verſtorbenen Autors um dem Berliner Converſationsblatt, welches nur ein ſchwaches Publikum hatte, eine breite Unterlage zu geben, indem er ſich der Licenz bediente parva componere magnis. — Dieſes jedoch nur beiläufig! Das Converſationsblatt brachte unter anderen Artikeln auch „Zeitgenoſſen“, und drei Nummern davon waren mir geweiht.

Damals florirten noch auf deutſcher Bühne die Müllner'ſchen, Houwald'ſchen und Raupach'ſchen Schickſalstragödien und in der That ſchien es, als ſei ich mit einem derartigen Zigeunerfluche behaftet, den Heine erſt 1851 löſte durch oben angeführten Spruch.

So oft ich mit einer größeren Arbeit fertig war, ecclipſirte mich eine Zeitbewegung oder ein Ereigniß abſorbirte das Publicum dermaßen, daß ich auf keinen Erfolg mehr hoffen durfte.

Was ich hier berichte, kann nicht irrig, oder gar gefälſcht ſein. Denn die Jahreszahl auf den Titelblättern meiner Schriſten und anderweitig müſſen Schritt halten mit den angedeuteten Zeit-Bewegungen und Ereigniſſen.

Als 1830 meine Agnes Bernauerin von der königlichen Bühne zur Aufführung angenommen war, überraſchte uns die Julyrevolution und Publicum und Buchhandel war Tricolor.

Als meine Tragödie am 8. Januar 1831 zur Aufführung kam, herrſchte die Cholera, und in den leeren Schauſpielhäuſern brannten Luftreinigungsapparate und qualmten Räucherungen. Der König ſagte: „Schlechte Zeiten! Trauerſpiele genug haben“ und der deutſche Buchhandel hieß: „Cholera!“

Als mein „Gevatter Tod“ erſchien: (1837) Triumphreiſe der ſieben Göttinger Profeſſoren durch Deutſchland.

„Hundert und ein Sabbat“, war eben unter der Preſſe während des Hamburger Brandes Mai 1842.

Das „Marienkind“ wurde Anfangs Auguſt 1845 kurz vor der blutigen Nacht auf den 6. ausgegeben, als Ronge und der heilige Rock, wofür die Leipziger Markthelfer ſchwärmten, weil ſie gar nichts anderes zu verpacken hatten, zu beklagenswerthen Auftritten führte. Ich ſelbſt erſtaunte, als ich zu Ende der Aufruhrwoche im Volksverſammlungslocale meine an dem Formate wohlzuerkennende Aushängebogen, welche ich verſchenkt hatte, in Händen ernſthaft leſender Studenten erblickte. Man reichte ſie ſich einander zu, nachdem man ſie durchleſen, wie neue Beſchreibungen einer Hinrichtung, und die Herren Friedensburg und Manthner, die heut noch leben, können mir bezeugen, wie ſehr mich das frappirte, denn der harmloſe Verfaſſer dieſer hochkatholiſchen Legende war den neukatholiſch Aufſtändigen keine unbekannte Perſönlichkeit. —

Zuletzt noch Schieflevinche! 1848 Campe hatte es am Platze bereits ausgeben laſſen und alle jüdiſchen Flüche regneten über das Haupt des pſeudonymen Verfaſſers. Verſandt war es noch nicht, als die Zeitungen von Paris meldeten „Keine Bourbonen mehr!“ Julius Campe, der ſich über kleine Querſtriche durch die Rechnung mit Heiterkeit hinwegſetzt, ſagte mir: „Auch keine Schieflevinchen mehr! Das Buch iſt nebſt anderen verloren.“ — Aber ſiehe — das Buch erlebte 1851 ſeine Reſtauration, dank ſei es Heinrich Heine, und die Bourbonen haben ſie bis heut nicht wieder erlebt.

Hinweg aber mit Zigeunerorakeln und Erbflüchen. Sie ſind längſt ſchon aus der Mode. In der Gotteswelt herrſcht Ordnung und Unſchuld. Schickſalstücken ſind meiſtens unſere eigene Schuld und das Sprichwort lautet: Jedweder iſt ſeines eigenen Glückes Schmied. Auch ſagt Willibald Alexis in jenem erwähnten Artikel: „Zeitgenoſſen“ von 1835, worin er alle meine Sonderbarkeiten beſchreibt: — „Für das, was er unter der Feder hat, ſchwärmt er, und hat er es vollendet, ſo fragt er nichts mehr danach.

Mit anderen Worten: Ich habe ſtets getrachtet, mir ſelbſt zu genügen ohne nach dem Beifall der Menge zu geizen. Wer will das Eigenſinn oder Egoismus nennen.

Lieber Eugen, ich ſtamme noch aus dem vorigen Jahrhundert. Ich bin 1800 geboren, als Schiller noch lebte; Goethe ſtarb als ich 33 Jahre zählte und dieſe große Literatur-Epoche war meine Schule. Und welch eine Urſache konnte ich haben, ſie zu verleugnen?

Ich habe mein letztes Septennium angetreten. Meine Coetanen rings um mich, mit Ausnahme Carls von Holtei und des Doctor Töpfer ſind verſtorben! — Eine vorlaute Preſſe konnte mich ecclipſiren, aber nicht irre machen. Doch Heine hätte nicht ſagen ſollen die deutſche Kritik habe mich ignorirt, denn ich war's, der die deutſche Kritik ignorirte. — Und warum? — Weil ich meine Selbſtkritik habe! um mich der Strömungen einer Majorität nicht zu überlaſſen. — Der Dichter und Künſtler will Meiſter ſein und Werke herſtellen. — Publiciſtiſche Tagelöhnerei, und Buchhändlergeſellenarbeit im Dienſte einer bewegten Zeit, iſt, wiewohl auch großes Talent dazu gehört, immer etwas ganz Anderes. —

Beſcheidenheit aber ziemt dem Meiſter wie dem Könige und Helden. Ich ſage nicht, daß ich etwas von allen dreien bin. Ich ſage wie der Engländer: J am myself. Und wer will mir das heute ſtreitig machen da man ſogar damit umgeht die Todesſtrafe abzuſchaffen?

Was meine Beſcheidenheit betrifft ſo darf ich mich auf zwei Männer berufen, die ſie mir atteſtiren werden, während meines letzten Doppeltſeptennium: Julius Campe und J. F. Richter, Ihr verehrlicher Herr Vater. Beide haben mir Manuſcripte abgekauft, um ſie einſtweilen im Pulte liegen zu laſſen, weil ſie einer bewegten Zeit unangemeſſen ſind. Beide Herren ſind gewitzigte und wohlerfahrene Verleger und wiſſen, was Sie thun und laſſen müſſen. Beide haben mir meine Geiſtesproducte honorirt, und das Geſchäft iſt Ihre Sache, nicht die Meine, alſo war ich einverſtanden.

Nunmehr aber iſt eine ſtille Zeit angebrochen. Die Politik hat ſich in fürſtliche Cabinette zurückgezogen und es fehlt an Rohſtoff zu publiciſtiſchen Fabrikaten.

Aus Langeweile und Bildungsverlangen, wendet man ſich wieder den ſchönen Künſten zu! — Aber ach! wie verflacht und vernachläſſigt iſt Alles.

Die bildende Kunſt erſchöpft ſich auf der Bühne mit Decorationsmalerei, im Buchhandel mit Holzſchnitten, in den Salons mit Nippſachen. Die Tonkunſt hat den tiefſten Ton der Leutſeligkeit angeſchlagen mit Richard Wagner, Gounot, Oppenheimer und Anderen; die productive Literatur iſt eine tabula rasa. Selbſt die Franzoſen, fördern, mit Ausnahme des Lebens Caeſars von Louis Napoleon ſowie der Les Propos de Labienus von A. Rogeard, nichts Beſonderes mehr zu Tage. — Die deutſche Kritik alſo wo iſt ſie? Und hält ſie ſich irgendwo verſteckt, was findet ſie, um ſich daran zu machen? Sie haben als Nachfolger Ihres geehrten Herrn Vaters auch deſſen Verpflichtungen übernommen und man verkauft und kauft Manuſcripte nicht um ſie unbenutzt im Pulte verkommen zu laſſen. Wenigſtens würde Deutſchland weder einen Schiller noch Goethe haben, hätte Herr von Cotta eben ſo gehandelt. — Vierzehn Jahre ſind dahin! Und ach! wie lange hält das heutige Maſchinenpapier, wie lange bleibt die von dem Stahlfeder-Occid angegriffene Tinte leſerlich?

So rede ich zu Ihnen, mein junger Freund, der Sie zu Anfang ihrer Thätigkeit ſtehen. Zu Julius Campe, leider iſt er jetzt nicht abordabel, würde ich folgendes ſagen:

„Freiheitskämpfer von 1813! Lützow'ſcher Huſarenwachtmeiſter. Unterſcheiden wir zwiſchen einer vielbewegten und vielbeſchäftigten Zeit. Eine vielbewegte Zeit, die ganz Europa umwälzte, vergleichbar dem dreißigjährigen Kriege, war von 1789 bis 1815 und das Finale, war ein dreijähriger Kanonendonner. Die Zeit von 1830 bis heut war nur eine vielbeſchäftigte. Erwarten Sie jedoch von mir keinen Courszettel, „wie ſteht Geſchrei zur Wolle?“ — Ich meine nur, daß ſeit die preußiſchen Kanonen in den Herzogthümern Concert gegeben haben, wieder eine neue Zeit angebrochen iſt, und ich ſtehe im Alter des Neſtor. Eine dritte Generation erblüht um mich und vielleicht kann ich jetzt für eine reſpectabele Ruine gelten, durch deren leere Fenſteröffnungen immer noch der blaue Himmel ſcheint, und an deren verwittertem Gemauer ſich junger Epheu und friſches Geisblatt emporrankt.

Lieber Freund! Ich kannte Sie bereits als Sie noch auf dem Arm getragen wurden. Möge meine einigermaßen unfruchtbare Lebensthätigkeit, unter andern auch Ihnen zu Nutze kommen. So lange ich lebe, und ſo haben Sie ſich ſchon erwieſen, werden Sie mich nicht vergeſſen.

Dr. Herm. Schiff.

1.

Profeſſor Sturmöller war reich und unverheirathet. Er liebte die Tafelfreuden, die er mit heiteren und lehrreichen Geſprächen zu würzen verſtand, und ſeine Auskultanten lud er häufig zu Gaſte.

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1822, als er, nachdem er ſie überreich bewirthet hatte, anhub: „Meine Herren! Heut vor fünfundzwanzig Jahren ſtarb der Rabbi von Andernach, Manaſſe Cohen ben Napthali. Er war ein Ehrenmann, wohlgeachtet von Chriſten, wie von Juden. — Wie Sie wiſſen, gehöre ich der ſogenannten alleinſeligmachenden Kirche an; ſelten aber waren zwei Menſchen einer dem andern ſo unentbehrlich, wie der jüdiſche Rabbi und der katholiſche Schulknabe. Woher Das? — Sie werden es ſchwerlich errathen, darum will ich Ihnen das Räthſel ſogleich löſen. Wir waren Beide leidenſchaftliche Schachſpieler. Nichts iſt entnervender, als Verſtandesleidenſchaften, und Schach ſteht obenan. Das

Aufbieten alles Scharfſinns, um ſeinem Gegner durch die verwickeltſten Kombinationen Schlingen zu legen; die beſonnene Geſchicklichkeit, jeden Fehler zu erlauern, um irgend einen Vortheil zu gewinnen, machen dies Spiel beſonders in den Pubertätsjahren gefährlich. Davon bin ich leider ein trauriges Beiſpiel. — Schach war damals en vogue; die ganze vornehme Welt kapricierte ſich darauf; Schachklubs gab es aller Orten. An Politik wurde nicht gedacht, durfte auch nicht gedacht werden, alſo bekämpfte man ſich auf dem Schachbrett. Auch in Andernach gab es einen Schachklub, und unſer Matador gleichſam war der ſelige Rabbi Manaſſe Cohen. — Zum Verdruß ſeiner Glaubensgenoſſen nannte man ihn Rabbi Nußknacker, was er ſich gern gefallen ließ. „Laſſet gewähren die Chriſten,“ ſagte er; „ich bin ein Nußknacker, denn ich knacke Nüſſe. Das heißt, ich löſe Räthſel, Räthſel des Geiſtes und Räthſel der Seele, und ich lege aus das Geſetz.“

Denken Sie ſich, meine Herren, einen leibhaftigen Nußknacker; einen Rieſenkopf von fabelhafter Dicke, zwiſchen hohen, ſpitzen Schultern, auf einem Rumpfe, der ſich nach unten hin mehr und mehr verzwergt. Kurzer Hals; Bruſt und Rücken geformt wie Schnabel und Hintertheil eines Schiffes; die Arme lang, daß ſie faſt bis an die Waden reichten; die Beine wie die eines acht- bis zehnjährigen Knaben, ſodaß es unbegreiflich ſchien, wie ſich ſolch ſchwerer Oberkörper auf dieſen gebrechlichen, winzigen

Stützen aufrecht erhalten und fortbewegen konnte. Indeß kroch der Rabbi ſchwerfällig, Schritt vor Schritt, an einem gewichtigen Krückſtock, und einer ſeiner Zöglinge, die bei ihm Talmud ſtudierten, mußte ihn ſtets führen und unterſtützen. Denken Sie an die bekannte Nürnberger Waare: die Augen tellergroß, aber ſchwarz ſtatt blau; der Bart nicht weiße Baumwolle, ſondern ſchwarzgrau; im Uebrigen die ganze Figur belebt, beſeelt und lebhaft, und Sie haben den leibhaftigen Rabbi vor Augen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ſeine Händchen und Füßchen kleine Meiſterſtücke an Zierlichkeit waren. — Auf ſeine Schachvirtuoſität that er ſich viel zu Gute, nnd nannte ſich aus eigener Machtvollkommenheit den Unbeſiegbaren. Auch war es, ſoweit man wußte, noch Niemand gelungen, ihm eine Partie abzunehmen. Er pflegte zu ſagen: „Das Schachſpiel ſtammt aus dem Orient und iſt nicht für Chriſten erfunden; wer mir eine Partie abnehmen will, muß ſich erſt einen jüdiſchen Kopf aufſetzen.“

Im Vertrauen auf unſern Rabbi hatte der Schachklub von Andernach den Hamburgern eine Partie angeboten. Zug um Zug wurde in den Zeitungen veröffentlicht. — Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich den „Korreſpondenten“ las. Die Hamburger hatten einen Fehlzug gethan, auf den ſie ihre Königin verlieren mußten.

Ich war der einzige Sohn und Liebling meiner Eltern, und galt obendrein für ein Wunderkind. Mit ſechzehn Jahren ſtellt man zudem ſein Licht nicht gern unter den Scheffel. Meine Knabenweisheit quälte mich, und ich konnte nicht unterlaſſen, die Andernacher auf ihren Vortheil aufmerkſam zu machen. Der Zug war unfehlbar; die feindliche Königin mußte ſich opfern, um das „Matt" zu vermeiden. Indeſſen wagte man nicht ohne den Rabbi Etwas zu veröffentlichen. Es wurde zu ihm geſandt. Er kam, geleitet von einem ſeiner Talmudjünger, man half ihn einem zweiſtufigen Schemel hinan, damit er ſich niederlaſſen könne. Und Tiſch und Spiel wurden ihm vorgeſchoben. Er ſtrich ſeinen langen Bart mit beiden Händen, ballte die Fäuſte übereinander, um ſein Kinn darauf zu ſtützen, und nachdem er das Spiel geprüft hatte, lehnte er ſich auf den Stuhl zurück und wickelte die Spitzen ſeines Bartes bald mit der rechten Hand um den linken, bald mit der linken Hand um den rechten Zeigefinger. So ſaß er ſinnend eine gute Weile mir gegenüber.

Seine Stirn war flach und niedrig, ſeine Naſe nicht die gebogene der polniſchen und portugieſiſchen Juden, ſondern die ſlaviſch plattgedrückte. Ob ſein Schädel behaart war oder kahl, wußte weder Jude noch Chriſt. Denn unter ſeiner hohen Pelzmütze, welche er ſelten lüftete, trug er noch ein ſchwarzſeidenes Käppchen. — Das Unheimlichſte an ihm waren jedoch ſeine dunklen Elephantenaugen. Er war kurzſichtig, trug aber keine Brille. Seine Augen hatten daher in der Nähe einen ſeltſamen Glanz, während ſie in der Ferne matt und erloſchen ſchienen; und ſtarrte er ſinnend auf einen Fleck hin, ſo quollen die großen dunklen Aepfel aus ihren Lidern und es bildete ſich ein Rand um ſie. — Nachdem er alle Chancen wohlerwogen, richtete er ſich empor und ſprach: „Mit dieſem Zuge ſchlagen wir die Hamburger, und mit jedem andern werden wir geſchlagen. Mein Sohn!“ wandte er ſich an mich — (es war das erſte Wort, das er mir gönnte, denn er war ſtolz darauf, der einzige Jude in unſerm Schachklub zu ſein, der nur aus Honoratioren beſtand, und hatte mich bisher völlig überſehen.) „Mein Sohn! der Himmel thut Wunder im Großen wie im Kleinen, und David ſchlug den Goliath. Sage mir, mein Sohn, biſt du ein Jude, weil du ſo klug biſt im Schach?“

„Rabbi, meine Vorfahren waren Chriſten ſeit Menſchen gedenken.“

„Sage mir, in welchem Schachbuche haſt du dieſen Zug aufgeſtöbert, oder kommt er wirklich aus deinem kleinen Köpfchen?“

Das verdroß den Sohn wohlhabender Eltern. „Rabbi! wir können nicht Alle gleich große Köpfe haben.“

Er lächelte mit breitem Munde und ſpitzen weißen Zähnen. „Mein Sohn, ich weiß, daß ich kein ſchöner Mann bin. Aber weil du doch ein Chriſt vom reinſten Waſſer biſt, ſo frage ich dich: haſt du den Muth, mit mir eine Partie zu ſpielen?“

„Rabbi, das kann mir nur zur Ehre gereichen.“

„Wohlan, mein Sohn! es ſei. Chriſtlicher und jüdiſcher Geiſt werden ſich auf dem Schachbrett verſuchen.“

Wir hatten ſtrenge Statuten. Baar Geld durfte nicht gezeigt werden, denn bei den Beſteuerungen, Kontributionen und Requiſitionen damals war das nicht rathſam. Nirgends war man vor den Mouchards ſicher. Wir hatten Alle unſere Bücher, in die wir hineinſchreiben ließen, was wir zu wagen und anzunehmen Luſt hatten.

Der Rabbi glaubte, leichtes Spiel mit dem chriſtlichen Schulknaben zu haben. Allein die Jugend iſt verwegen und forti fortuna juvat. — Ich gewann die Partie. Sein Ruhm des Unbeſiegbaren war dahin, und ich war das leuchtende Phänomen des Schachklubs. Welch eine Heiterkeit das erregte, können Sie ſich leicht vorſtellen. Der Rabbi indeſſen wußte ſich zu helfen. „Die Partie habe ich verloren,“ ſagte er; „aber nicht der Chriſt hat mich matt geſetzt, ſondern der Jude. Mein Sohn, du ſpielſt nach Büchern. Du weißt die Geheimniſſe des Philipp Stamma auswendig, der ein Jude war; ebenfalls haſt du die Beendigung der Spiele nach Allgeyer ſtudirt. Auch ein Jude. Ich bin dir unvorſichtigerweiſe in den Schuß gelaufen. Revanche, mein Sohn! Mögen jüdiſcher und chriſtlicher Geiſt noch einmal ſich auf dem Schachbrette verſuchen, du nach deinen jüdiſchen Büchern, ich nach meinem jüdiſchen Kopfe.“

Ich war geblendet von meinem glänzenden Sieg. Ich ward mit Artigkeiten und Lobſprüchen überhäuft Leider auch wollten Alle mit mir anklingen, und ſchenkten mir mein Glas voll und wieder voll. Der rheinländiſche Bube fragt zwar wenig danach. Von frühеſter Jugend an gewöhnt er ſich an den Wein. Ich fühlte mich aber doch betäubt, und weigerte mich.

„Vorwärts, Franz!“ hieß es; „vorwärts! Sei kein Mutterſöhnchen!

Die Uhren lagen auf dem Tiſch, und man hatte fünf Minuten, um ſich auf einen Gegenzug zu beſinnen. Wo nicht, war Partie und Einſatz ſammt Wetten verloren.

Leider waren die Wetten meiſtens für mich, und ſchon bei den erſten Zügen konnte ich mich nicht rühren, während der Rabbi ſein Spiel entwickelt hatte. Bei jedem weiteren Vortheil, den er über mich gewann, ſagte er: „Mein Sohn, du biſt ein Chriſt vom reinſten Waſſer.“ Meine Partie war nicht mehr zu halten, aber ausſpielen mußte ich ſie, denn es war gewettet worden. Der Rabbi, um mich vollends zu beſchämen, ließ volle fünf Minuten auf ſeinen Gegenzug warten. Da riß mir die Geduld, und ich gab abſichtliche Blößen.

„Franz! Franz!“ hieß es, „biſt du bei Troſte?“

„**Mein** Spiel, meine Herren! Bitte Denjenigen, der dreinredet, ſich ſtrafbar zu fühlen. Auch iſt es Zeit, daß ich nach Haus gehe.“

In wenig Zügen ſetzte mich der Rabbi matt und ſprach: „Mein Sohn! du biſt ein Chriſt vom reinſten Waſſer. Geh nach Hauſe!“

„Rabbi! Ich habe Ihnen bewieſen, daß auch der Unfehlbare eine Partie verlieren kann. Die verlangte Revanche habe ich Ihnen gegeben. Ich bitte jetzt um die Meiſterpartie.“

Er durfte ſich nicht weigern, und der ganze Schachklub war auf den Ausgang begierig. Die Partie fand am nächſten Abend ſtatt. Keiner hatte den Muth, anzugreifen. Wir verſchanzten uns in feſten Stellungen, kleine Plänkeleien reinigten das Feld zwar, um ſo weniger aber war etwas zu unternehmen. Jüdiſcher und chriſtlicher Geiſt vermochten es diesmal zu weiter nichts zu bringen, als zu einem Remis. Wenigſtens hatte der Rabbi einen Gegner gefunden, der es mit ihm aufnahm.

Seitdem hatte ſich unſerer eine ſeltſame Leidenſchaft bemächtigt. Ich weiß nicht, war es Liebe oder Haß, was wir gegen einander fühlten, aber wir konnten ohne einander nicht leben. Wir waren die Einzigen, die ſich Einer des Anderen würdig fanden, und Fremde, die ſich an uns wagten, verachteten und beſchämten wir.

Heut vor fünfundzwanzig Jahren waren wir die Letzten im Schachklub. Die Kellner waren auf ihren Stühlen eingenickt und der Talmudjünger des Rabbi ſchnarchte hörbar. Der Wächter hatte die zwölfte Stunde abgerufen; die Lichter waren gelöſcht bis auf zwei Kerzen; und wer uns im dunklen Saale ſo ſtill und ſinnend daſitzen ſah, hätte ſich ſchwerlich eines leiſen Schauders erwehren können.

Wie gewöhnlich, hatte der Rabbi ſeine kleinen Füßchen auf den hohen Schemel geſetzt; ſeine ſpitze Bruſt an den Tiſch gelehnt; und ſein Rieſenhaupt, geſtützt auf die geballten kleinen Fäuſtchen, ruhte in dem langen greiſen Barte wie auf einem Haarkiſſen.

Ich hatte Fortſchritte gemacht, und kaum noch vermochte der Rabbi mir eine Partie abzunehmen. In jener Nacht ſtand er beſſer, als ich.

„Mein Sohn,“ begann er, „ich bin in deiner Schuld Alles ſchläft, Niemand hört uns. Laß mich dir ſagen, daß es mir ſchwer wird, meine Rechnung zu tilgen.“

„Habe ich Sie je gemahnt, Rabbi?“

„Mein Sohn! du haſt Nichts zu verſchenken, du ſtehſt unter väterlicher Gewalt.

„Mein Vater ſchickt mich nicht auf Spielgewinn aus. Geben Sie Ihr Buch her. Ich quittiere.“

„Nein, mein Sohn! Ein Geiſtlicher und Familienvater darf ſich auf ſolch Anerbieten, wie ſehr ich es auch mit allem Dank würdige, nicht einlaſſen. Ich will dir einen anderen Vorſchlag machen. Wir ſpielen dieſe Partie quitte à double.“

„Rabbi! die Spielſchuld, die Sie beläſtigt, könnte ſich in dieſem Falle verdoppeln.“

„Gewinne ſie, mein Sohn, wenn du kannſt! und ich ſchwöre dir bei meinen Erzvätern Avraham, Jitzchak und Jannakov, daß ich in Zukunft keinen Stein mehr berühren werde. Das ſei deine Genugthuung und meine Buße, weil ich, der untrügliche Rabbi und jüdiſche Familienvater, im Vertrauen auf meine Schachklugheit, und weil ich damit ſchon ſo manches ſchöne Stück Geld gewonnen habe, zu ſolchem Leichtſinn mich verleiten ließ.“

Anfangs ſchwankte ich. Wenn ich ihm Schachmatt auf ewig anſagte, ſo fand ich ſo leicht keinen Gegner wieder, der mir genügte. Wirf das Spiel hin! dachte ich, und es ſtand ſo, daß ich mich deſſen ſchämen mußte. Meine Leidenſchaft erwachte. „Doppelt Nichts!“ ſagte ich, „oder Schachmatt auf ewig iſt ehrlich Spiel. Es ſei!“

Der Rabbi ſpielte mit einem Male leichtſinnig und ächzte, ſtöhnte und ſeufzte: „Ich weiß nicht, wie mir wird.“

Ich gewann Vortheil über Vortheil, am Ende aber blieben die Gegenzüge aus.

Die Uhren lagen auf dem Tiſche. Fünf Minuten waren verſtrichen, und der Rabbi rührte ſich nicht.

„Rabbi, einen Gegenzug!“ ſagte ich; „oder Schachmatt auf ewig!“

Er lallte unverſtändliche Worte, die mir wie Hebräiſch vorkamen.

„Noch fünf Minuten, Rabbi! Man knauſert nicht mit Ewigkeiten.“

Auch dieſe fünf Minuten verſtrichen, und der Rabbi rührte ſich nicht. Ich verlor die Geduld.

„Rabbi! Noch fünf Minuten, oder Schachmatt auf ewig! Schlafen Sie?“

Hiemit faßte ich ihn an ſeinen hohen, ſpitzen Schultern und rüttelte ihn. Seine Fäuſte löſten ſich. Der dicke Kopf ſank hintenüber, die Elephantenaugen waren roth entzündet aus ihren Höhlen getreten, die blaugeſchwollne Zunge blöckte thieriſch aus dem breiten Munde. Die fürchterliche Geſtalt fing an zu wanken und ſtürzte am Ende mit Schachbrett, Lichtern, Tiſch und Stuhl polternd und krachend zu Boden. Wir waren im Dunkeln — den Rabbi hatte der Schlag gerührt, und einem Leichnam hatte ich „Schachmatt auf ewig!“ angeſagt.

Er pflegte ſich ſo feſt an den Tiſch zu lehnen, den Rieſenkopf ſo ſicher in den Bart und auf ſeine kleinen Fäuſte zu ſtützen, daß ſelbſt der Tod es nicht vermochte, dies ungezogene Gleichgewicht zu ſtören, und es einen äußeren Anſtoßes bedurfte, den ungeſtalten Körper hinzuſtrecken. —

Ich lag hart danieder. Man fürchtete für mein Leben. Nacht für Nacht träumte ich von dem Rabbi und ſchrie mich aus dem Schlafe. Auch bei hellem Tage brauchte ich nur an ein Schachſpiel zu denken, ſo ſtarrte das apoplektiſche Rieſenantlitz hinter den Figuren fürchterlich mich an. Alsdann gerieth ich in eine Art Tobſucht und warf nach der Erſcheinung, was mir irgend unter Händen kam. Mein Vater ſagte dann: „Brav mein Fränzchen! Wehre dich gegen deine böſen Einbildungen! Ein braver Mann ſtirbt nicht vor Schreck, und wenn er nicht toll werden will, ſo wird er es niemals.“ Und ſiehe, die körperliche Anſtrengung milderte den eiſigen Krampf, der die grauenhafte Viſion erzeugte. Nur dann und wann, ehe mich deſſen verſah, überraſchte ſie mich. Und heute verjährt ſich zum fünfundzwanzigſten Male die Sterbeſtunde des braven Rabbi. Vielleicht pocht es um Mitternacht an dieſe Thür und ich rufe „Herein!“ und der Selige ſtolpert über die Schwelle und ſpricht: „Mein Sohn! Die Ewigkeit geht langſamer, als unſre Taſchenuhren, und ich gehörte der Ewigkeit ſchon an, als du mir Schachmatt für immer anſagteſt. Die fünf Minuten zu meinem Gegenzuge ſind jetzt erſt abgelaufen — hier bin ich, denk an dein Spiel, oder ich verkünde dir dein Matt!“

Die jungen Leute ſahen ſich erſchrocken an, und einer derſelben erlaubte ſich zu fragen: „Herr Profeſſor, iſt es wohlgethan, verſtörende Erinnerungen wachzurufen und verjährte Schreckbilder aus ihrem Grabe vorzuladen?“

Unwillig entgegnete Sturmöller: „Sie hören ja, daß ich meiner Einbildungen ſpotte. Der denkende, wiſſenſchaftlich gebildete Mann wird wider ſeinen Willen nicht wahnſinnig. Wir haben unſere Schwächen Alle, und ich bin aufrichtig; ich geſtehe die meinige ein. Meine verwundbare Achillesferſe beherberge ich in meinem Schädel. Trauen Sie dem vielbewanderten Chirurgen, dem Irrenarzt, dem ſo viele pſychiſche Kuren gelangen, daß er auch weiß, ſich ſelbſt zu behandeln. Und jetzt, meine Herren, füllen Sie Ihre Gläſer! Ehre dem Andenken des braven Rabbi von Andernach! Wären alle Pfaffen ſeines Gleichen, ſo ſtände es beſſer um die Welt.«

»Ehre dem Andenken des braven Rabbi von Andernach!« wiederholten die jungen Leute und erhoben die vollen Gläſer.

In dieſem Augenblick aber pochte es wirklich an die Thür. Aller Blicke ſtarrten erſchrocken dahin und in den zitternden Händen ſchwappten die vollen Gläſer über, während Sturmöller zwei volle Flaſchen drohend ergriffen hatte und entſchloſſen rief: »Herein!«

Es war die alte Haushälterin.

»Herr Profeſſor, es hat Zwölf geſchlagen. Ich will zu Bette gehen. Hier iſt der Hausſchlüſſel.«

Die jungen Leute waren auf ſolche Ueberraſchung nicht gefaßt und ſchlugen ein gellendes Gelächter auf. Die Alte bezog das auf ſich, auf ihre Runzeln, auf ihr greiſes Haar und ihr Küchennegligée. Sie ſtemmte die Arme in die Seite und fing an zu keifen:

»Herr Profeſſor! Seit wann iſt dies ehrbare Haus zu einer Burſchenkneipe geworden, wo man nach Mitternacht noch kommerſchiert? Ich diene einem einzelnen Junggeſellen und habe heute für ſechsundzwanzig Perſonen gekocht, gedeckt, angerichtet und aufgetragen; und dafür werde ich ausgelacht, weil ich alte Jungfer zu Bett gehen will! Iſt das mein Trinkgeld? Mein Bett habe ich mir ſelbſt gemacht, ich habe es mit meinem eigenen Gänſeflaum geſtopft und waſche mir meine Laken und Bezüge ſelbſt aus. Aber dieſe Mutterpfenningsſöhnchen, dieſe Philiſteranpumper, dieſe Mappenſchlepper und Kollegienſchwänzer, dieſe großmäuligen Rapierjungen ſchlafen auf Semeſter Kredit in Miethbetten. Ich habe auch meine Studentenjahre gehabt, wo ich in meinem eigenen leiblichen Jungfernbette, dergleichen nach Taback ſtinkende Kameele dutzendweis verlachte.“

Hiemit rannte ſie fort und warf die Thüre krachend ins Schloß.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ lächelte Sturmöller. „Sie iſt eine alte treue Seele, die meine Eigenheiten kennt und gewiſſenhaft für mich ſorgt. Dafür aber läßt ſie mich bisweilen auch ihren Pantoffel fühlen. Geſtehen Sie indeſſen, daß für heute keine Geiſtererſcheinung mehr möglich iſt. Welch ein anſtändiges Geſpenſt wird aus dem Grabe ſteigen, um mit dieſem Aſchenbrödel in vili corpore zu konkurrieren? Ich bedaure, Sie mit meinen trüben Einbildungen beläſtigt zu haben. Davon kann ſich, wie Sie ſehen, ein Profeſſor der Heilkunde, ſelbſt von ſeiner Köchin kurieren laſſen. Erheitern wir uns alſo. Ehre dem Angedenken des ſeligen Manaſſe Cohen, Rabbi von Andernach! Friede ſeiner Aſche!«

2.

Die Geiſtererſcheinung, welche für gut befand, in jener Mitternacht auszubleiben, verſchmähte es nicht, nach wenig Tagen und bei heller Mittagsſtunde lebendig und leibhaftig ſich einzuſtellen.

Sturmöller blätterte in allerlei Büchern, als es wiederum an die Thür pochte. „Herein!“ ſagte er, und ſiehe da, der lebendige, leibhaftige Nußknacker ſtolzierte lahmen Ganges über die Schwelle. Er trug noch denſelben jüdiſchen Rockelor, deſſen Fadenſcheinigkeit, Flicken und Flecken Sturmöller ſchon vor fünfundzwanzig Jahren auswendig gelernt hatte.

Sturmöller war im Begriff, dem unverſchämten Geſpenſte eine gewichtige Toxologie mit illuminierten Kupfern an den Kopf zu werfen, als er noch zur rechten Zeit gewahrte, daß die hohe Pelzmütze fehlte. Es war ein verjüngter Nußknacker mit mohrenſchwarzem krauſen Haar, bartlos, aber mit eben den dunklen Elephantenaugen und mit dem Lächeln aus breitem Munde mit ſpitzen weißen Zähnen. Der Rabbi von Andernach — war er, ſtatt im Grabe zu modern, demſelben entſtiegen, verjüngt um fünfundzwanzig Jahre?

„Wer ſind Sie?“ fragte Sturmöller verſtört.

„Studiosus meidcinae Manaſſe Cohen von Andernach.“

„Wie kann man Manaſſe Cohen von Andernach ſein?“

„Wer ſoll ich ſonſt ſein, als der Sohn meines Vaters, den Sie doch gekannt haben?“

„Sie! der Sohn des Rabbi Manaſſe Cohen von Andernach? Soviel ich weiß, hatte er nur Töchter.“

„Meine Schweſtern! Ich bin ein Poſthumus.“

„Ach, ich entſinne mich. Ja! — Sie ſehen Ihrem Vater zum Erſchrecken ähnlich.“

„Wem anders ſoll ich ähnlich ſehen? Doch nicht dem Kaiſer von Rußland?“

„Sie ſprechen auch ganz, wie er.“

„Wie ſoll ich anders ſprechen? Doch nicht wie der Papſt zu Rom?“

„Sie tragen die alten Kleider Ihres Vaters.“

„Meine Mutter hat ſie mir geſchenkt, zum Andenken an meinen ſeligen Vater, in deſſen Kleider ich hineingewachſen bin. Es iſt dauerhaftes Zeug, das noch lange halten kann.“

„Was ſuchen Sie hier?“

„Ich komme, Ihnen meine Aufwartung zu machen und Ihnen die Quäſturſcheine zu überbringen. Ich habe Anatomie und Klinik belegt.

„Behalten Sie Ihre Scheine, und laſſen Sie ſich Ihr Geld wiedergeben.“

„Herr Profeſſor! wie ſoll ich für dieſe Großmuth danken?“

„Sie mißverſtehen mich! Ich laſſe Sie nicht zu. Wie ſind Sie überhaupt auf den Einfall gekommen, Medicin zu ſtudiren?“

„Ich muß wohl, Herr Profeſſor.“

„Poſſen! Wer zwingt Sie dazu?

„Meine chriſtliche, gottgegebene Obrigkeit. Dem Juden, der nicht ſchachern oder geiſtlichen Müſſiggang treiben will, bleibt nichts Anderes als Glieder abzuſchneiden und übelſchmeckende Arzneien zu verſchreiben.“*)

„Warum ſtudieren Sie nicht Philoſophie?“

„Beſſer ein altmodiſcher jüdiſcher Rabbi, als ein neumodiſch zugeſchnittener Philoſoph. Die chriſtlich-germaniſche Schule hat einen ſehr ſtarken Beiſchmack von Papismus.“

„Sie fangen an, mir zu gefallen. Alſo Docent wollen Sie werden?“

„Nein, Herr Profeſſor, praktiſcher Arzt.“

„Warum nicht gar auch Accoucheur?“

„Wundarzt und Accoucheur.“

---

*) Spielt im Jahre 1822.

„Ich bitte Sie, welcher Ehemann wird ſeiner ſchwangeren Frau Ihre Mißgeſtalt vor Augen bringen?“

„Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, ich bin keine Mißgeſtalt.“

„Sagt Ihnen Ihr Spiegel das nicht?“

„Mein Spiegel weiß nicht, was er ſagt. Ein berühmter Gelehrter aber wird korrekt ſprechen.“

„Habe ich etwas Unrichtiges geſagt?

„Bitte, mich ſchärfer ins Auge zu faſſen. Eine Mißgeburt und eine Mißgeſtalt iſt nicht ganz Daſſelbe. – Sie haben meinen Vater gekannt. Durch einen unglücklichen Fall in früher Kindheit und durch ſpätere Vernachläſſigung ward er verkrüppelt, und inſofern iſt er eine Mißgeſtalt zu nennen. Mir aber ſind alle körperlichen Unvollkommenheiten, die meinen Vater entſtellten, angeboren, und meine Mutter hat mich damit beſchenkt, indem ſie mich unter ihrem Herzen trug. Eine polniſche Rabbinertochter, erzogen im ſtrengjüdiſchen Geſetz, hat ſie von der Welt weiter Nichts geſehen, als das elterliche Haus, in welchem ſie aufwuchs, und das Judenviertel, in welchem ſie mit meinem Vater lebte. Außer ihm gab es für ſie keine Männer. Die Judentöchter ſind keuſch, und zumal die Rabbinertöchter und Frauen. Meine Mutter kann ſich noch heute nicht überwinden, ihre Hand von einem Manne berühren zu laſſen oder eine Manneshand zu berühren. Als mein Vater plötzlich ſtarb, wollte ſie ſich todtgrämen. Wer ſie zu tröſten gedachte, goß nur Oel ins Feuer; wer ſie ermahnte, des neugeborenen Kindes halber unter ihrem Herzen ſich zu ſchonen, erweckte nur neue Ausbrüche der Verzweiflung, und das Schlimmſte war, daß ſie keine nahrhaften Speiſen zu ſich nehmen wollte (welche einer hochſchwangeren Rabbizin von einer jüdiſchen Gemeinde in reichem Maße zugeſendet werden), als zieme es einer trauernden Wittwe nicht, ſich zu pflegen, und ſtöre ſie in ihrem gerechten Schmerze. Man fürchtete ſchon, ſie würde ihre Entbindung nicht überleben, aber, Dank ſei der göttlichen Allmacht! Alles ging beſſer, als ſich erwarten ließ. Als ein ungewöhnlich kleines Kind kam ich leicht zur Welt, und wer mag die wunderbaren Sympathien erklären, welche zwiſchen der Mutter und der Frucht ihres Leibes obwalten? — Was iſt der Menſch dem Menſchen? — Seele, Geiſt und Herz bleiben unſichtbar, während Liebe und Zärtlichkeit Gegenſtändliches und Körperliches verlangen. — So konnte meine geliebte Mutter ſich endlich über den herben Verluſt tröſten. Sie hatte ja ein verjüngtes Ebenbild ihres unvergeßlichen Verſtorbenen, welches ſie an ihre treue Mutterbruſt drücken konnte. — Verzeihen Sie, Herr Profeſſor! Wenn ich an meine gute Mutter denke, ſo muß ich weinen, der Jude hat ein zärtliches Herz!«

»Faſſen Sie ſich, lieber Manaſſe. Sie fangen an, mir zu gefallen!«

Manaſſe hatte ſich geſammelt. »Ich wuchs heran und ward meinem Vater immer ähnlicher. Alle Zärtlichkeit, welche meine gute Mutter für ihn gehegt hatte, weihte ſie mir nunmehr, und bei Allem, was ich that und ſprach, rief ſie beglückt: „Ganz wie ſein ſeliger Vater!“ Ich mußte ſtets um ſie ſein. Ungern ließ ſie mich aus den Augen, und ging ich aus, und war nicht zur verſprochenen Stunde wieder heim, ſo fand ich ſie in Angſt und Thränen. Nun denken Sie ſich, Herr Profeſſor, die Abſchiedsſtunde, als ich zur Univerſität ging. Herzbrechender konnte ſie nicht ſein, wäre ich in den bittern Tod gegangen. „Werde ich dich auch wiederſehen?“ weinte ſie. „Wenn mir der hochgelobte Gott dieſes große Glück ſchenkt, um das ich Tag und Nacht zu ihm beten werde, ſo werde ich ganz gewiß vor Freude ſterben. Verzeihen Sie, Herr Profeſſor; ich muß ſchon wieder weinen.“

„Wie alt iſt Ihre Mutter?“

„Gott erhalte ſie! Vierundſiebzig Jahr.“

„Bringen Sie Ihre Scheine auf die Quäſtur zurück. Sie hören bei mir gratis.“

„Dank, Herr Profeſſor, Dank!“

„Haben Sie Vermögen?

„Was ich gebrauche, erhalte ich von der Mildthätigkeit meiner Glaubensgenoſſen.“

„Korreſpondieren Sie mit Ihrer Mutter?“

„Was denken Sie, Herr Profeſſor! Wenn ich nicht poſttäglich ihr ſchreibe, ſo ängſtigt ſie ſich zu Tode.“

„Schreiben Sie Ihrer Mutter, daß ein Freund Ihres verſtorbenen Vaters ſich Ihrer unnehmen und für Sie ſorgen wird."

„Gott ſegne Sie, Herr Profeſſor! Womit habe ich Das verdient?"

„Sie können bei mir wohnen. Ein ſtilles Studirſtübchen, nebſt Benutzung meiner Bibliothek, ſteht Ihnen zu Dienſten. Freilich müſſen Sie mein Schlafzimmer mit mir theilen, doch iſt es groß genug für uns Beide. Auch meinen Tiſch möchte ich Ihnen anbieten, doch weiß ich, daß Ihre Konfeſſion nicht erlaubt, in einem chriſtlichen Hauſe etwas zu genießen."

„Ach, Herr Profeſſor, unſer Geſetz iſt ſehr elaſtiſch. Wo die Noth befiehlt, und es ſich um Geſundheit und Leben handelt, dürfen wir Alles thun. Im Kriege müſſen wir dem Corperal gehorchen und in Krankheiten den Vorſchriften des Arztes, ohne nach dem Rabbiner zu fragen. — Der Kampf mit der Noth iſt ein Krieg, und der ausgehungerte Menſch iſt kein geſunder Menſch mehr. Sie ſind mein Vorgeſetzter, und obendrein auch Arzt. Alſo, was Sie mir vorſetzen, darf ich nicht nur, ſondern muß ich ſogar genießen. Ach, wie wird meine gute alte Mutter ſich freuen!"

„Sie können gleich hierbleiben. Wo logieren Sie? Ich will Ihr Gepäck abholen laſſen."

„Ach, Herr Profeſſor, mein Logis iſt ſo armſelig, daß ich mich deſſen ſchäme, und mein Gepäck ſo gering, daß ich es unter meinen ſchwachen Arm nehmen kann. Ich möchte Ihnen wohl zu Füßen ſinken, um Ihnen meine unſägliche Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Allein auch Das iſt mir verſagt. Bei meiner abnormen Geſtalt würde ein Fußfall von großer Lächerlichkeit ſein.“ — —

Wer war glücklicher, als Manaſſe! Er ſah ſich von allen drückenden Sorgen befreit. Nicht minder glücklich fühlte ſich Sturmüller. Das Geſpenſt ſeiner Einbildung war ihm wirklich und leibhaftig entgegengetreten. Das Gegenſtändliche kurirt von krankhafter Einbildung. Er hatte ſich mit ſeinem Geſpenſte gut unterhalten und ohne die mindeſte Beängſtigung zu fühlen. Es hatte Witz und wiſſenſchaftliche Bildung verrathen. Es hatte ihn beluſtigt, aber auch gerührt und erſchüttert. Ein ſolcher Haus-, Tiſch- und Schlafgenoſſe dünkte ihm erwünſcht und heilſam, und was er an dem Vater irgendwie verſchuldet haben mochte, konnte er nunmehr deſſen Poſthumus reichlich erſetzen.

3.

Sturmöller war in der Stadt nicht eben beliebt. Es hieß, er vernachläſſige, vornehmer Kundſchaft halber, geringe Patienten. Dem war nicht ſo. Bei gefährlichen Fällen, bei akuten Krankheiten war er augenblicklich zur Hand und benahm ſich ohne Anſehen der Perſon hilfreich, heroiſch und glücklich, — auch wohlthätig, wo es noth that. Nur wußte man ſo recht nicht, was man von ihm denken ſollte.

Nach dem damaligen Volksſinne galt das Anatomieren für gottlos, und man ſträubte ſich wider jede Obduktion, bis etwa Behörden darauf beſtanden.

Fortwährend fehlte es auf der Anatomie an Kadavern, und Sturmöller gerieth auf den unglücklichen Einfall, Straßenbettler — und zwar die elendeſten und gebrechlichſten — aufzufordern, für ein anſtändiges, täglich in Empfang zu nehmendes Almoſen ihre reſpektiven Kadaver nach erfolgtem Ableben der Anatomie zu übermachen.

Wie vorherzuſehen war, wurde dies Anerbieten mit entſchiedener Entrüſtung zurückgewieſen, und auch damit begnügte ſich der Bettelſtolz noch nicht, ſondern erzählte von Thür zu Thür, welch ein gottloſes Anerbieten an ihn ergangen ſei und mit welcher Standhaftigkeit er dieſer unchriſtlichen Verlockung getrotzt habe, um ſeinen Leib rein und unverſehrt, für eine ſelige Auferſtehung am jüngſten Tage zu bewahren.

Dieſe fromme Geſinnung fand Anklang, und trug für den Augenblick reichliche Almoſen ein. Sturmöller's Freunde aber ſchüttelten bedenklich die Köpfe, und er ſelbſt fühlte, daß er unvorſichtig gehandelt.

In einer Univerſitätsſtadt begünſtigt man jugendlichen Muthwillen, welcher das Verdienſt verkleinert und am liebſten ſeinen Witz an ſeinen Lehrern ausläßt.

Folgendes brachte der „gemeinnützige Anzeiger“.

„Die Zeiten ändern ſich und wir uns mit ihnen. Alles ſchreitet fort, geſittet und verfeinert ſich, ſogar auch Laſter und Verbrechen.

Bekanntlich ſchreckt der Wiſſensdurſt enthuſiaſtiſcher Naturforſcher vor keiner Grauſamkeit zurück, und wenn man im Namen der Wiſſenſchaft Thiere zu Tode martert, ſo hat man ſelbige nicht eben zum Scherze gequält. Ein weit dringenderes Bedürfniß indeſſen ſind Cadavern, woran ſich eine chirurgiebefliſſene Jugend im Obducieren, Präparieren und Amputieren üben und vervollkommnen mag. Es giebt überſpannte Anatomen, welche nicht Kadaver genug bekommen können. Sie krächzen danach wie die Raben, ſie hungern danach wie die Geier; und wie die Hyäne möchten ſie Kirchhöfe danach aufwühlen.

Der Leichendiebſtahl iſt eben ſo alt wie die Anatomie. Man wühlte Gräber auf, entweihte Kirchhöfe, ſtörte die fromme Todtenruhe, und plünderte Särge. — So war es ehemals, und die Zeiten ſchreiten fort.

In neueſter Zeit war Viel die Rede von einem höchſt ſchauderhaften Verbrechen. Es heißt „Burken," nach ſeinem ſcheußlichen Urheber und Erfinder, Namens Burke. Statt Leichen zu ſtehlen, macht man Leichen, Das heißt: lockt an, was ſich verwerthen läßt, betäubt es mittelſt narkotiſcher Getränke, wirft es ins Waſſer, bis es ſich zu Tode gezappelt, oder erſtickt es auf andere Weiſe.

Die hochherzige Nation der Britten richtet ſich nach dem Buchſtaben des Geſetzes. Und Mord und Diebſtahl führen auf einerlei Wege zum Strick mit der baumwollenen Nachtmütze. Erwerb iſt die herrſchende Religion in Alt-England. Und kann man bei billigerem Einkauf und bei demſelben Riſiko begehrtere und friſchere Waare liefern, je nach Beſtellung auf Alter, Stand und Geſchlecht, ſo lautet der Wahlſpruch: „Vive la Concurrence!"

Soll nun das intelligente Deutſchland hinter ſolch einer wiſſenſchaftlichen Induſtrie zurückbleiben? Nein! Ein berühmter Docent an einer ſehr frequentirten Univerſität hat ſich beſtrebt, das brittiſche Burken, gemäßigt und geſittet, ins Deutſche zu überſetzen. Dem Vernehmen nach, wird er ein Leichenagentur-Bureau eröffnen, wo man ſich für eine anſtändige Gratifikation, und unter Zuſicherung tiefſter Verſchwiegenheit, mit Haut und Haar — gleichwie an den leibhaftigen † † † Gottſeibeiuns verkaufen kann.

Es braucht wohl nicht hinzugefügt werden, daß unheilbare Schäden, Abnormitäten, Siechthum und ſeltene Gebrechen aller Art, beſonders willkommen ſind und je nach ihrer Qualfikation auf anſehnliches Extrahonorar zählen können.

Ebenſo wenig braucht daran erinnert zu werden, daß man bei dieſem Handel ſich um Begräbnißkoſten, Sarg, Leichenreinigung, Todtenhemde u. ſ. w. durchaus nicht zu kümmern hat.

Und dennoch hat dies geheime Kadaverbureau, wie wir mit Beſtimmtheit verſichern können, noch nicht die mindeſten Geſchäfte, und noch keine einzige Aequiſition gemacht. Selbſt Straßenbettler, die in Lumpen an den Ecken ſtehen, um den Vorübergehenden die Hand hinzubreiten, verſchmähen ſolchen Handel, um, nach einem ſchmach- und kummervollen Leben, ſich nach einem chriſtlichen Begräbniß und einer gerechten Auferſtehung ſehnen zu dürfen. Denn es giebt ja noch eine ſeligere Fortdauer, als in den mit Spiritus gefüllte Glashafen eines anatomiſchen Kabinetts.

„Wehe dir, berühmter Profeſſor, wenn dereinſt beim

Poſaunenſchall des jüngſten Tages die wieder auferſtehenden Todten ſchreien: „St—r, gieb uns unſere Lunge und Leber wieder!““

Die Antwort hierauf lautete in der nächſten Nummer des „gemeinnützigen Anzeigers“:

„Jede Wiſſenſchaft hat ihre Geheimniſſe. Der Paſtor, der für die Seele ſorgt, darf das Siegel der Beichte nicht verletzen. Ebenſo wenig der Arzt, dem man ſeinen Leib entblößt, ſolch Vertrauen mißbrauchen. Selbſt die Bettlerkunſt hat ihre Geheimniſſe. Sie beruft ſich (wie leider hieſigen Ortes geſchehen iſt) auf eine reine und unpräjudicirte Auferſtehung am jüngſten Tage.

Dergleichen Myſterien ſollte man in frommer Ehrfurcht einer hochwürdigen und untrüglichen Geiſtlichkeit zu verkünden überlaſſen. Der Bettler, der an Straßenecken die hohle Hand den Vorübergehenden entgegenhält, hat ſich auf Gnade und Ungnade der chriſtlichen Barmherzigkeit ergeben. Er kann ſich höchſtens auf ſein unverſchuldetes Elend berufen, er mache aber keine Anſprüche mehr auf Achtung und Ehre.

Welch eine Sünde iſt es, Bettlern zu ſagen? „Du kannſt dich um die Menſchheit, welche dich nicht umkommen läßt, verdient machen, indem du das Streben junger Leute förderſt, deren Beruf es iſt, Krankheiten zu heben und Leiden zu ſtillen. Du ſollſt reichlich dafür belohnt werden, und zwar in aller Stille, um die Mildherzigkeit nicht zu ſtören, die dir Anderweitiges zudenken könnte. Nur prahle nicht mit deinen Leichnam! Welche Ehre wird einer Armenleiche angethan, und wer folgt ihr? Eine unſcheinbare, kaum abgehobelte Kiſte iſt ihr Sarg, und dem Blockwagen, der ſie langſam zur Gruft fördert, werden die Pferde mit Stricken vorgeſpannt, nicht mit Lederſträngen.“

Freilich iſt aller Leichenpomp vom Ueberfluß. Wenigſtens läßt ſich mehr dawider, als dafür ſagen. Die faulen Subſtanzen des Reichen, der ſich lebenslänglich gemäſtet, geſchniegelt und gebügelt, werden nach ſeinem Tode nichts Beſſeres und Heiligeres, als eine Armenleiche. Das Leben iſt ein Gaukelſpiel, und der Leichenzug beſchließt die Komödie. Vor den Lampen hochtragiſcher Pathos und Tugendgepränge; hinter den Kouliſſen Staub und Moder.

Eine grobe Unwiſſenheit bleibt es jedenfalls, das „Burken“ (das Leichenmachen, ſtatt Leichenſtehlens) für eine Erfindung der Neuzeit auszugeben. Schon im vorigen Jahrhundert gab es zu Paris eine Dame, welche unſtreitig bildſchön und von den feinſten Sitten war, weil ſie in den höchſten ariſtokratiſchen Kreiſen Zutritt fand, und vornehme junge Kavaliere welche ihr den Hof machten, Schäferſtündlein verſprach, und ſie mit narkotiſchen Getränken betäubte, um ſie zu plündern und zu erwürgen. — Die Köpfe kamen nach Deutſchland, wo Gall's Schädellehre florirte, und wurden mit Gold aufgewogen. Die Rümpfe gingen nach England, wo ſie vielleicht nicht minder glänzend honorirt wurden. Die feine bildſchöne Dame wurde von untenauf gerädert und lebendig aufs Rad geflochten.

St—r."

„Lieber Manaſſe," ſagte Sturmöller, „im Ganzen gefällt mir dieſe Erwiderung; nur daß ich ungern meine Namensunterſchrift darunter ſehe."

„Die Invektive iſt auf einen berühmten Herrn Profeſſor St—r gemünzt, und, wie ich glaube, ſind Sie es. Es kann aber ebenſo gut ein anderer St—r ſein, welcher antwortet. Sie dürfen das ignorieren."

„Setzen Sie doch Ihren Namen darunter."

„Wie darf ich Das? Ich bin noch viel zu neu hier und auch viel zu unbedeutend, um mich als Vertheidiger meines großmüthigen Beſchützers in die Oeffentlichkeit zu wagen. Auch darf der Jude nicht vorlaut ſein, um nicht bei der heutigen chriſtlich-germaniſchen Volksſtimmung Judenhaß und Verfolgung herauszufordern. Endlich haben auch wir unſere eigenen Begräbnißfeierlichkeiten, welche den Chriſten mißfallen könnten, und müſſen zufrieden ſein, daß uns geſtattet wird, ſie ungeſtört zu vollziehen. Wir dürfen daher nicht wagen, fremden Konfeſſionen Vorſchriften zu machen."

„Sie mögen Recht haben, lieber Manaſſe," lachte Sturmöller; „nur vergeſſen Sie nicht das Sprichwort: „Allzu ſcharf macht ſchartig!""

4.

Geheimnißvolle Gräuelthaten erfüllten die Stadt mit Schrecken. Zwei ſchöne kleine Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, Goldtöchterlein wohlhabender Eltern, waren ſpurlos verſchwunden. Große Belohnungen wurden ausgeboten, allein die vielfach bewährte, durch langjährige Dienſtzeit geſchärfte Spürkraft blieb diesmal ohne Erfolg. Und die geſchickteſten Beamten verloren Zeit und Mühe für Nichts und wieder Nichts.

Was war aus den lieben Kindlein geworden?

Man trug ſich mit grauenhaften Gerüchten herum. Sturmöller, hieß es, habe die zarten Lieblinge aufgreifen laſſen, um ſie den anatomiſchen Studien ſeiner Chirurgie-Eleven zu opfern.

Der kleine dicke Bürgermeiſter war in Verzweiflung. „Das iſt Ihre Schuld,“ ſagte er zu Sturmöller, „der Volksſinn will geſchont ſein und man ſoll den Aberglauben nicht durch grauenhafte Märchen reizen, von bildſchönen Mörderinnen, welche ihren Liebhabern die Köpfe abſchneiden, und ſie mit Gold ſich aufwiegen laſſen.«

»Das iſt kein Märchen, ſondern Thatſache.«

»Gleichviel! ich bereue dieſen Artikel durchgelaſſen zu haben. Es geſchah nur aus Rückſicht auf Ihre Perſon.«

»Der Artikel iſt nicht von mir, ſondern von meinem Famulus.«

»Das hätte ich wiſſen ſollen; nimmermehr hätte ich das Imprimatur ertheilt. Sie ſehen die Folgen davon. Geheimnißvolle Unthaten wiederholen ſich auf unerklärliche Weiſe, ohne daß ihnen auf die Spur zu kommen iſt. Meine Amtsehre ſteht auf dem Spiele, und ich blamiere mich vor allen europäiſchen Polizeidirektionen. Zigeuner, Seiltänzer und anderes Geſindel, das auf Kinderraub ausgeht, hat ſich ſchon ſeit Jahren hier nicht blicken laſſen. Was alſo bleibt übrig, als Alles Ihnen in die Schuhe zu ſchieben?«

»Man wird mich doch nicht etwa rädern wollen?«

»Wenigſtens wird man Ihnen ein Pereat bringen und Ihnen die Scheiben einwerfen.«

»Von dem Pereat ſterbe ich nicht, und meine Fenſterſcheiben muß mir entweder die Stadt oder die Akademie erſetzen.«

»Scherzen Sie nicht. Was zweimal geſchehen iſt, kann ſich auch zum dritten Male ereignen, und alsdann könnte Ihr Haus ſpoliert, Ihr Akademieſaal erbrochen, Ihre ſeltenen Präparate vernichtet und Sie ſelbſt mißhandelt werden.“

„Das wäre mir allerdings fatal. Ich fühle wohl, wie Recht Sie haben, und bitte daher, bei mir Hausſuchung halten zu laſſen.“

„Welch ein Recht habe ich dazu? Soll ich auf Pöbelgeſchwätz Werth legen und Sie vor gemeinem Aberglauben kompromittieren? Soll ich meine Unfähigkeit oder Ohnmacht an den Tag legen, indem ich ins Blaue hinein operiere, aus Befürchtung, daß ein Verbrechen, welches ich zweimal weder entdecken noch beſtrafen konnte, ſich auch zum dritten Male mit demſelben Erfolg wiederholen könnte? Nein, Herr Profeſſor, bei Befürchtungen ſind nur geheime Vorkehrungen von Nutzen, und alles öffentliche Handeln, das nicht darauf ausgeht irre zu führen, iſt vom Uebel. Was hat das Ausbieten großer Belohnungen gefruchtet? Ja! Sollten wirklich Exceſſe vorfallen, (was mir aber Ihrenthalben nicht lieb ſein würde) ſo hätte ich die Macht, die ſchmutzige Volksſtimme zu unterdrücken und mittelſt öffentlicher Anſchläge jede Verunglimpfung Ihres Namens bei ſtrenger Strafe zu verbieten. So weit aber darf ich heut noch nicht gehen. Im Gegentheil, ich glaube, dieſer Volksmeinung, wie ſchädlich ſie auch für Sie werden kann, weil ſie auf falſche Fährte führt, von Amtswegen Nichts in den Weg legen zu dürfen. Somit beſchränke ich mich darauf, Sie perſönlich zu bitten, auf Ihrer Hut zu ſein.«

»Wenn ich Sie recht verſtanden habe, Herr Bürgermeiſter, ſo rathen Sie mir darauf bedacht zu ſein, mich und mein Haus ſelbſt zu ſchützen.«

»In der That, Das wäre mir ſehr lieb. Und wie gedenken Sie Das anzufangen, damit ich Sie unterſtützen kann?«

»Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Doch ſollen Sie es erfahren, ſobald ich mit mir darüber einig bin.«

5.

Sturmöller ſetzte ſeine Vorleſungen auf vierzehn Tage aus, um ſeinen Akademieſaal in einen Speiſeſaal verwandeln zu laſſen. Tapezierer, Maler und Bildhauer wurden beſtellt, große Trümeaux, vergoldete Stukkaturen und andere Wandverkleidungen ihm ins Haus gebracht. Auch ſonſtige ſplendide Vorkehrungen zu einem Feſt wurden getroffen, welche in der Stadt Aufſehen erregten.

Die Einladungskarten lauteten:

„Die Dankbarkeit meiner Patienten überhäuft mich dermaßen mit Delikateſſen und feinen Weinen, daß ich nicht mehr damit zu bleiben weiß, weßhalb ich nicht unterlaſſe, Alle, die mir wohlwollen, zu erſuchen, am Sontag den . . ten d. M. nach dem Gottesdienſte mir beizuſtehen, die friſchen Vorräthe zu vertilgen, bevor der Zahn der Zeit ſein Recht daran geltend macht.“

Dieſe Einladung erging an ſämmtliche Honoratioren, und der Karte, welche an den Bürgermeiſter kouvertiert war, lag ein beſonderes Blättchen bei:

„Unterſtützen Sie mich mit Ihrem Einfluſſe. Wenn die Väter der beiden ſpurlos verſchwundenen Kindlein meine Einladung annehmen, ſo iſt Alles gewonnen. Refüſieren ſie dieſelbe, ſo geſellen ſie ſich dem Pöbel bei, der mich als Burker und Mädchenwürger verdächtigen will. Nächſt meinen Kollegen habe ich unter Andern auch ſämmtliche Herren Paſtoren zu Gaſte geladen, und endlich einige Journaliſten. Sapienti sat.“ — —

Die Honoriatioren hatten ihre beſonderen Klubbs und geſchloſſenen Geſellſchaften, und ebenſo die Bürger. Beide hielten ſich fern von einander. Die Arbeiter, welche bei Ausſchmückung des Saales beſchäftigt waren, erzählten Viel von der prachtvollen Decoration, welche erſt am Sonnabend vollendet ſein würde, weil Blumen zu Sträußen, Kränzen und Guirlanden erſt früh Morgens anlangen ſollten, um in aller Friſche Tafel und Wände zu zieren. Die Bürger ärgerten ſich nicht wenig, für unfähig zu ſolchen Freuden zu gelten, und läſterten auf Sturmöller, was ſie konnten. Das änderte ſich jedoch bald wieder, denn die Auserwählten mußten auf ihre Toilette bedacht ſein, um in einem ſo feſtlich geſchmückten Saale auch feſtlich geſchmückt, zu erſcheinen. Die Beamten hatten ihre Galla-Uniformen, und die geiſtlichen Herren ihren Ornat; den Großbürgern alſo blieb, um nicht verdunkelt zu werden, weiter Nichts übrig, als ſich von Kopf bis Fuß fein und neu kleiden zu laſſen.

Schuſter und Schneider, Hut- und Hendſchuhmacher, Nätherinnen, Wäſcherinnen, Plätterinnen, Alles wurde in Nahrung geſetzt, um für reichen Lohn das Beſte und Feinſte aufs ſchleunigſte herzuſtellen. Sturmöller war nunmehr die beliebteſte Perſon in der ganzen Stadt. Er gab zu leben.

Das Feſt ging in aller Stille vorüber. Die Journaliſten zwar wollten ſich dankbar erweiſen; der Bürgermeiſter aber ließ keinen bezüglichen Artikel durch. Er befürchtete immer noch Wiederholungen der begangenen Unthat und dachte: Gut iſt es, Alles Aufſehen zu vermeiden, und Schweigen das Beſte.

Er hatte Recht, denn bald darauf verſchwand ein drittes kleines liebes Mädchen, ebenſo ſpurlos und räthſelhaft, wie die früheren.

6.

Wo der Menſchenverſtand am Rande iſt, da muß der Aberglaube aushelfen, und die Sage von den Wehrwölfen wurde aus ihrem mittelalterlichen Schlafe wachgerüttelt. Die Menge ſchenkte ihr Beifall und Glauben.

Theophraſtus Paracelſus und andere Docenten der Philosophia occulta hatten dem Wehrwolfe ihren Fleiß und ihre Aufmerkſamkeit gewidmet. Manaſſe war ſo glücklich, einen aſtrologiſchen Kalender von **1616** aufzuſtöbern, verfaßt von einem Doctor sacrosanctae theologiae, Namens Davides Pompejus Klotzius, der ſich ſeiner Zeit als Kundiger geheimer Wiſſenſchaften und unerſchrockener Hexenverfolger berühmt gemacht hatte. Sein lebensgroßes Bruſtbild in goldenen Stukkaturrahmen, mit einer Unterſchrift von großen goldenen Buchſtaben, prangte im Vorſaale der Bibliothek zur Empfehlung ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit, und um ſein gottſeliges Angedenken einer gläubigen Nachwelt zu hinterlaſſen.

Folgendermaßen hatte ſich der hochwürdige Herr über die Wehrwölfe ausgelaſſen:

„Gewiſſen Menſchen wird aus Verhängniß Gottes und zur Strafe ihrer Sünden der hölliſche Zwang angethan, ſich von Zeit zu Zeit in Wehrwölfe zu verwandeln, dermaßen, daß ſie bei nächtlicher Weile nicht nur ihre menſchliche Geſtalt verlieren, ſondern auch das viehiſche Weſen und den Raubthierhunger dieſer Ungeheuer annehmen. Doch ſtellen ſie nicht den Ziegen und Lämmern nach, vielmehr lechzen ſie nach Menſchenfleiſch und lieben am meiſten das Blut unſchuldiger Jugend. Es giebt zweierlei Wehrwölfe, männliche und weibliche. Die männlichen verſchlingen halbreife Mädchen, die weiblichen halbreife Knaben. Wo aber dieſe zarten Leckerbiſſen nicht zu haben ſind, nehmen ſie auch mit reifen Frauen und ausgewachſenen Männern vorlieb, und der Wehrwolf braucht ſeine Opfer nur anzuheulen, ſo erſtarrt ihnen das Blut in den Adern, der Schreck raubt ihnen die Beſinnung, und wer mit Haut und Haar gefreſſen wird, der weiß es ſelbſt nicht und fühlt Nichts davon. Auch verſchlingt der Wehrwolf zugleich Hut, Stock, Perücke, Brille, Uhr, Börſe und was man ſonſt bei ſich hat; und er braucht ſich nicht, wie der nimmerſatte Vielfraß, zwiſchen zwei eng an einander ſtehenden Baumſtämmen durchzudrängen. Alles bekömmt ihm wohl; und er verdaut, was er frißt, ohne alle Beſchwerde.“

„Wehrwölfe giebt es zur Zeit nur einzelne an einzelnen Orten, und das Vorhandenſein eines ſolchen Höllenungethüms verräth ſich durch ſpurloſes Verſchwinden von Perſonen einerlei Geſchlechts. Denn die Wehrwölfin kann einer Frau Nichts anhaben, ſo wenig wie der Wehrwolf einem Manne. Verſchwinden alſo Knaben, mitunter auch Männer, an dieſem oder jenem Orte, ſo iſt derſelbe, aus Verhängniß Gottes und zur Strafe unſerer Sünden, von einer Wehrwölfin heimgeſucht. Verſchwinden dahingegen Mägdelein oder reife Frauen, ſo iſt eine ſolche Gegend mit einem männlichen Wehrwolfe behaftet. Die Wehrwölfinnen ſind unſtreitig die ſchlimmeren, denn ſie locken mit zärtlichen Blicken Knaben an, liebkoſen ſie und füttern ſie mit Näſchereien; den Männern verſprechen ſie Schäferſtündlein, um ſie in Zärtlichkeit zu erwürgen und ſie aus Liebe aufzufreſſen.“

„Weder Wehrwolf noch Wehrwölfin haben eine Ahnung von ihrer ſataniſchen Begabung. Nur zur mitternächtlichen Stunde thut ſich die große Macht der Hölle an ihnen kund. Allein der Wehrwolf kann ſich ſelbſt erkennen; denn ein einziges, in ſeiner Wehrwolfs-Unbewußtheit verſchlungenes Kind ſättigt ihn auf mehrere Wochen, ſodaß warme Speiſen, gekochtes oder gebratenes Fleiſch ihn anwidern, ohne daß er ſich anderweitig unwohl fühlt.“

„Mein Leſer! Alle Heiligen ſeien mit dir! Doch ſollte die ſataniſche Fauſt mit ſo haarſträubender Höllentücke dich gepackt haben, ſo prüfe dich nach den hier angegebenen Kennzeichen. Schmeckt dir weder Eſſen noch Trinken ſei es kalt oder warm; widerſteht dir lecker duftender fetter Schweinebraten: ſo gehe in dich und befreie die Menſchheit von der durch den Zorn Gottes über ſie verhängten Strafruthe. Begieb dich zu deinem Beichtvater, bekenne ihm deine menſchlich ſelbſtbewußten Sünden, ſowie auch deine in Wehrwolfs-Unbewußtheit begangenen Greuelthaten, welche du dir vom Hörenſagen zu Gemüthe gezogen haben wirſt. Und wenn du nach erlangter Abſolution dich im Stande der Gnade befindeſt, ſo ſäume nicht, dich den Gerichten zu ſtellen, bevor der Satan neue Macht über dich gewinnt. Rette deine Seele. Sprich zu den Herren vom Gerichte: „Sehet, [illegible] iſt der Wehrwolf; thut ihm ſein Recht an!“ Die Gerichte ſind von Gott eingeſetzt, und die Herren der Gerechtigkeit ſind Chriſten. Sie werden dir dein Recht nicht verſagen und dich befreien aus den ſataniſchen Schlingen, mit denen dich die Hölle umgarnt hat, wovon du nicht das Mindeſte weißt und woran du ganz unſchuldig biſt.

Um ſolche unſelige Kreaturen der Hölle ſtreitig zu machen und ſie zur Seligkeit zu fördern, thut es Noth, ihnen beide Hände in eine Schlinge zu ſchnüren, ihnen verſchiede Centnergewichte an beide Beine zu binden, und ſie mittelſt einer Radwinde vom Boden aufzuhiſſen, ſodaß ſie zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, und man ihre Glieder knacken und krachen hört, als drohten ſie abzureißen.

Man kehre ſich nicht an ihr Jammergeſchrei und an die Betheuerungen ihrer Unſchuld bei Gott und allen Heiligen. — Ja! Laſſe ſich nur Schwäche oder Unverſtand verleiten, dem Unſeligen die Hände aus der Schlinge zu befreien und die Gewichte von den Beinen zu nehmen, bevor er ſich völlig zu Tode gezappelt hat, ſo hat der Satan wieder gewonnenes Spiel, und der Wehrwolf iſt wieder da, der in unbewußtem Heißhunger vielleicht ſeine eigenen Kinder verſchlingt, vielleicht aber auch die ſeiner Befreier, zum Dank für ihre dumme Barmherzigkeit.“ Soweit der Doctor sacrosanctae theologiae.

Mit dieſem Artikel begab ſich Manaſſe zum Bürgermeiſter, um ſich das Imprimatur zu erbitten.

„Lieber Manaſſe!“ rief der Bürgermeiſter, „das ſind ja Abſcheulichkeiten durch und durch.“

„Der Malleus maleficarum und die Constitutio criminalis Carolina ſind voll: ſolcher und noch ärgerer Abſcheulichkeiten. Leſen Sie die Nachſchrift, die ich hinzugefügt habe.“

Der Bürgermeiſter las:

„Unſtreitig iſt unſere gute Stadt, aus Verhängnis Gottes, von einem männlichen Wehrwolfe heimgeſucht. Darum, liebe Chriſten, bewahrt eure Frauen und Töchter und geht mit euch ſelbſt zu Rathe. Wer kann für ſeinen

Freund oder Bruder, ja für ſich ſelbſt, einſtehen? Darum prüfet nicht nur euch ſelbſt, ſondern auch eure Freunde und Brüder, ob ſie warmes und kaltes Eſſen vertragen können, und der leckere fette Schweinebraten ſie nicht anwidert. Prüfet euch nicht nur einzeln, ſondern auch in Gemeinſchaft, und beruhigt euch unter einander, um eurer ſchönen jungen Töchter ſicher zu ſein. Auf dem Lande iſt noch nichts zu fürchten; der Wehrwolf frißt gern delikat, und hält ſich vorläufig an die niedlichen feingenährten Honoratiorentöchter, wovon noch Vorrath genug vorhanden iſt, ſodaß er noch ſobald nicht Urſache hat, ſich auf Landkoſt einzulaſſen.“

„Das ändert freilich die Sache,“ lachte der Bürgermeiſter. „Lieber Manaſſe, oder vielmehr Herr Cohen, Sie ſind ein Schelm und arger Schalk. Dennoch möchte ich Ihnen faſt das Imprimatur verſagen. Glauben Sie nur, das Cenſoramt iſt kein erfreuliches. Das Landvolk und die untere Klaſſe haften gläubig am Gedruckten, und was der Cenſor durchläßt, hat er im Namen des Staats und der Kirche ſanktioniert. Indeß liegt diesmal ein ſeltener Fall vor, der allgemeines und ärgerliches Aufſehen macht. Ich korreſpondiere mit allen Polizeidirektionen, aber all' meine Anfragen bleiben unberückſichtigt. Wenigſtens bis heut' habe ich weder Antwort, noch Rath und Nachweiſung erhalten. Alſo bin ich auf mich ſelbſt angewieſen und muß Alles verſuchen. Ich gebe Ihnen das Imprimatur, und wenn es Nichts hilft, ſo kann es wenigſtens Nichts ſchaden.“ —

Der Artikel erſchien. Die gebildete Klaſſe freilich verſtand den Spaß, in der Menge aber hieß es: „Der häßliche Nußknacker, mag er auch noch ſo klug ſein“ — denn in Abweſenheit Sturmöller's vernahm er die Patienten, die ins Haus kamen, verordnete, verſchrieb und operierte ſogar — „mag er auch noch ſo klug ſein, ſo kann er doch Dergleichen nicht aus der Luft gegriffen haben.“

Man wandte ſich ſchüchtern an ſeinen Herrn Paſtor: „Hochwürdiger Herr! Soll man an einen Wehrwolf glauben, oder thut man Sünde?“ Die Antwort war ein Achſelzucken mit ſüßlächelnder geiſtlicher Ueberlegenheit, und man ließ die Frage dahingeſtellt ſein.

Man wandte ſich an die Studioſen der Theologie, mit denen ſchon beſſer zu reden war, und die Antwort lautete: „Das muß Nußknacker wiſſen, welcher auf Wehrwolf ſtudiert hat.“

Man wandte ſich auch an Nußknacker, und ſeine Antwort lautete: „Gott iſt allmächtig. Er ſchafft, was ihm beliebt, unter Andern auch Wehrwölfe, und er iſt auch allgeduldig. Er duldet unter Andern auch Wehrwölfe. Und gefällt es dem lieben Gott, Wehrwölfe zu ſchaffen, ſo ſind wir die Wölfe nicht, die es ihm wehren können.“ —

7.

An Manaſſe lief bald darauf ein zierliches Billet ein: „Hochgeehrter Herr Doktor! Erweiſen Sie mir die Ehre, morgen um 1 Uhr im goldenen Pfluge mit mir zu ſpeiſen, wo ich mit meinen Freunden, denen ſehr danach verlangt, Ihre werthe Perſon kennen zu lernen, an Markttagen häufig einkehre. Es liegt uns daran, Ihren Vorſchriften gemäß, gemeinſam uns zu prüfen, weß Geiſtes Kinder wir ſind, und es wird an Nichts fehlen, um uns von jedem Wehrwolfsverdachte zu reinigen. Ich würde mich mit derſelben Bitte an Ihren Herrn Profeſſor wenden; aber leider weiß ich aus vielfältiger Erfahrung, daß der geehrte Herr, gleich dem Wehrwolfe, ſo lange es noch beſſere Stadtkoſt giebt, die beſte Landkoſt verſchmäht und es wider ſeine Gewohnheit findet, ſich in einem Bauernhötel zu zeigen. Wie weh mir Dieſes auch thut, ſo bitte ich Sie dennoch, ihn meiner vollkommenſten Hochachtung zu verſichern, indem ich Sie aufs zuverſichtlichſte erwarte und jeden Einwand im Voraus zurückweiſe.“

Hans Grotrian.

Hans Grotrian war der reichſte Oekonom weit und breit, und als Vieh- und Pferdezüchter von ſtämmigem Geldſtolze. Er hatte ſtudiert und ſpielte den Edelmann. — —

„Was habe ich zu thun?“ fragte Manaſſe.

„Sie müſſen der Einladung folgen. Mein Famulus darf ſich nicht unpopulär machen. Wenn Sie erſt in meinen Jahren ſind, mögen Sie ſich ebenfalls herausnehmen, ſo Viel Sie wollen.“ — —

8.

Die Landleute hatten ausverkauft und luden die leeren Körbe auf ihre Fuhrwerke, als Manaſſe, geſtützt auf ſeinen Ziegenhainer, über das holprige Marktpflaſter dahinſchritt um ſich zur Mahlzeit im goldenen Pfluge zu begeben. Die Landleute deuteten mit Fingern auf ihn, und heulten ihm nach:

„Hu! hu, Wehrwolf! Friß uns unſere kleinen Töchter nicht!“

Es war ſo böſe nicht gemeint, und nur einen Marktſpaß wollte man mit dem gemüthlichen „Doktor Nußknacker“ treiben, der aber keinen Spaß zu verderben pflegte, ſtehen blieb und erwiderte:

„Kein Geheul, meine Freunde! ſei es von Reaktionären, Pietiſten oder anderen Wehrwölfen. Alles Geheul iſt unter obwaltenden Umſtänden vom Uebel. Ich bin nicht die ruchloſe Satansbrut, und nicht das bewußtloſe Strafwerkzeug Gottes, welches eure lieben kleinen Töchter verſchlingt. Nachdem ich mich ſelbſt ſchon vielfach auf die Probe geſtellt, begebe ich mich jetzt zu Tiſche im goldenen Pflug, um meine reine unbefleckte Menſchheit zu erweiſen, bis dahin, wo ſie aufhört, rein zu ſein, und ſich zu beflecken anfängt; zugleich auch, um mich aus allem Wehrwolfsverdachte heraus zu beißen, zu kauen und zu ſchlucken. Entſchuldigen Sie, meine Freunde! Mein Magen iſt wüſt und leer, wie die Erde damals, als der Geiſt Gottes noch über dem Waſſer ſchwebte.«

Die Landleute verſtanden das nicht und blieben dabei, ihm luſtig nachzubrüllen: »Hu! hu, Wehrwolf! Friß uns unſere kleinen Töchter nicht!«

Aber aus einem Spaße kann Ernſt werden, und der reiche Grotrian kam darauf zu. »Herr Doktor, Sie ſind mein Gaſt. Was haben Sie mit dieſem Pack zu ſchaffen?« Und hiemit faßte der ſtämmige Mann den kleinen Manaſſe unter den Arm, um ihn großen Schrittes nach dem Pfluge zu ſchleppen, ſodaß Jener nur ſtolpernden Ganges folgen konnte.

Alles ſtrömte nach. Alles wollte heut im goldenen Pfluge ſpeiſen. Der Pflug war aber an Markttagen nur für wohlhabende Landleute, und der Wirth, der ſeine Gäſte kannte, ſchlug die Hausthür zu und ſchob den Riegel vor.

»Was bedeutet Das?« fragte man ſich draußen. Die Antwort lautete: »Der Wehrwolf iſt entdeckt, der reiche Grotrian hat ihn ausgeſpürt und mit nach dem Goldenen Pfluge geſchleppt. Dort ſoll er ſich, obſchon er ein Jude iſt, in Schweinebraten rein freſſen. Wo nicht, ſo wird er, die Hände in der Schlinge und mit Gewichten an den Beinen, aufgehängt, bis er ſich zu Tode gezappelt hat. Allen Reſpekt vor dem reichen Grotrian!“

Dieſe unerhörte Kunde verbreitete ſich wie ein Lauffeuer. Die Stadt gerieth in Aufruhr und belagerte den Pflug. Das verpönte „Burſche, heraus!“ erſcholl und die Ziegenhainer klapperten über das Pflaſter. Der Burſche läßt den Burſchen nicht im Stiche, wenn er von Philiſtern bedroht iſt. Alsdann hören alle Privat- und Partei-Zwiſtigkeiten auf, und die Loſung heißt: „Alle für Einen, Einer für Alle!“

Es war nicht nur ein blinder, ſondern auch ein ſtiller Lärm. Die Menge verhielt ſich ruhig, in Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Die Polizei blieb höflich, weil ſie keine Urſach hatte, grob zu werden. Die Wache war ins Gewehr getreten, und eine Burſchendeputation verſtändigte ſich mit den Officieren und den Beamten. — —

Im Pfluge ging es hoch und herrlich her, als die Burſchendeputation anlangte, um nach ihrem Nußknacker zu fragen.

Lächelnd öffnete ihnen der Wirth die Thür. „Meine Herren, treten Sie näher!“

Sie wurden mit vollen Gläſern bewillkommt, und der reiche Grotrian ſprach: „Meine Herren, warum ſo ſpät?“ Die beaux restes wage ich Ihnen nicht anzubieten. Aber ein Glas Wein müſſen Sie mit uns trinken. Unſer Doktor Nußknacker hat uns vortrefflich unterhalten, und wir ſind ſehr vergnügt.“

Die Studenten wollten ſich ſogleich wieder entfernen.

„Meine Herren, bilden Sie ſich nicht ein, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Wenigſtens müſſen Sie unſeren Toaſt unterſtützen: Vivat Doktor Nußknacker! Pereat der Wehrwolf!“

Das war nicht zu verweigern, und zu mehreren Malen wurde der Toaſt lärmend wiederholt. Nunmehr aber verabſchiedete ſich die Deputation, trat vor die Hausthür, ſchwang die Ziegenhainer und ſchrie: „Vivat Nußknacker! Pereat der Wehrwolf!

Die Geſammtheit der Studenten ſtimmte ein und zerſtreute ſich. Die Wache wurde abkommandiert. Nur die Polizeidiener ſchritten immer noch hin und her, weil die Menge nicht auseinander gehen wollte, und man fragte ſich: „Was iſt denn eigentlich los geweſen?“ und von Mund zu Munde ging die Mähr: „Doktor Nußknacker hat ſich, obſchon er ein Jude iſt, in fettem Schweinebraten von allem Wehrwolfsverdachte rein gefreſſen.“

Man lachte, und Ruhe und Ordnung waren wieder hergeſtellt. Selbſt ein Wehrwolf, wenn erſt lächerlich geworden, kann weiter nicht beſtehen.

9.

Wenige Tage ſpäter erfolgte ein Kinderraub, empörender als alle früheren.

Blumenbinchen war geringer Leute Kind; doch blond, ſchneeweiß und veilchenäugig, verhieß ihre vierzehnjährige Jugendfriſche eine üppige Jungfrauenreife. Mit Taufnamen hieß ſie Jakobine; ihr Vater war ein Kunſt- und Treibhaus-Gärtner, und ringsumher der einzige Blumenenthuſiaſt. Nur, wie es allen Enthuſiaſten geht, verſtand er nicht, ſeine Kunſt zu verwerthen.

Blumenbinchen hatte damit angefangen, für Apotheken officinelle Kräuter zu ſammeln. Später leuchtete ihrem Kinderſinn auch die farbig duftende Leidenſchaft ihres Vaters ein, und ſie ergab ſich derſelben in ſchwärmeriſcher Unſchuld. Sie hatte Geſchmack und Glück. Sie brachte die Blumenliebhaberei bei den Stadt-Honoratioren und den reichen Bauern in Mode, und der gute Gärtnersmann verdankte ſeinem ſchönen und artigen Binchen eine

Art von Wohlſtand, welcher ihn befähigte, ſich ſeinem Steckenpferde völlig zu überlaſſen.

Feine Sträußchen zu Bällen und anderen Feſten, Brautkränze und Tafelbouquets mußten von Blumenbinchen ſein, wenn es eine Art haben ſollte. Auch hatte ſie von ihrem Vater die glückliche Hand geerbt, unter deren Berührung Pflanzen gedeihen. Wenn Zimmerpflanzen einzugehen drohten, ſo ward Blumenbinchen gerufen, und wenn ſie Hoffnung gab, wenn ſie die leidende Pflanze auf ihr Gärtnerkärrchen lud, gezogen von ihrem Tyras, einem tüchtigen Newfoundländer, ſo konnte man mit ziemlicher Gewißheit auf deren Geneſung zählen. Auch beſaß ſie achtungswerthe botaniſche Kenntniſſe. Beſonders mit der heimiſchen Flora war ſie vertraut. Sie wußte, wo Etwas zu finden war, und was ſie zu bringen verſprach, beſorgte ſie. Bei Sturmöller ſtand ſie hoch in Gnaden, und wo ſie ihn erblickte, überreichte ſie ihm ein auserleſenes Sträußchen, wofür er ſie reichlich beſchenkte.

Eines Abends legte ſie ihren Tyras an die Kette, mit den Worten: „Hübſch artig, Tyras! bei Sonnenuntergang bin ich wieder hier, und du ſollſt was Leckeres haben.“

Unterwegs begegnete ihr der Landdragoner Bertram.

„Binchen, wohin?“

„Ins Holz. Der Waldmeiſter iſt heuer knapp, die Herren Studioſen können nicht genug davon bekommen und mehr als wächſt, kann ich nicht bringen. Wenn Ihr

Maitrank liebt, Dragoner, ſo kommt dieſen Abend zu uns. Profeſſor Sturmöller hat mir zwei Flaſchen ſeinen Rheinwein geſchenkt, und ich mache welchen. Ihr könnt meinen Theil bekommen; ich mag das Zeug nicht, es ſchmeckt wie Medicin.“ — Hiemit wollte ſie weiter.

„Ein Wort noch, Binchen!“

„Macht es kurz, ich muß das Tageslicht benutzen.“

„Warum haſt du deinen Tyras nicht bei dir?“

„Das leidet der Jäger nicht und hat mir gedroht, ihn todtzuſchießen, weil er das Revieren nicht läßt. Mein Tyras hat auch ſeine Launen, und wenn er ſeinen Kopf aufſetzt, ſo kann ich nicht gegen ihn an.“

„Fürchteſt du dich nicht vor dem Wehrwolf?“

„Dragoner, macht mit eurem Wehrwolf Kinder bange. Ich bin keine verzärtelte Stadtmamſell.“

Hell auflachend rannte ſie dem Walde zu, und behaglich ſchmunzelnd ſchaute ihr der Dragoner nach. „Welch ein liebliches, glückliches Geſchöpfchen? Gott ſchütze ſie!“ —

Abends ſprach er bei den Eltern vor. Binchen war noch nicht wieder heim.

„Ihr wird doch nichts geſchehen ſein?“

„Still davon, meine Frau weint ſchon ſeit einer Stunde.“

„Auch Tyras heult und rüttelt an ſeiner Kette.“

„Sie hat ihm Atzung verſprochen, wenn ſie heimkehrt.“

„Und mir hat ſie Maitrank verſprochen.“

„Ganz recht. Wollt Ihr einſtweilen ein Glas Rum?“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ rief der Dragoner, „da ſchlage ein heiliges Kreuzdonnerwetter drein! — Horch, wie Tyras heult!“

„Euer Fluchen beunruhigt ihn.“

„Gärtner, laßt Euren Hund los. Ich wage es auf 24 Stunden Arreſt und überſchreite mein Revier. So Viel iſt mir das liebe Binchen werth.“

„Jetzt fängt auch mir an, ſchwach ums Herz zu werden. Kommt!“

Sie gingen, und Tyras begrüßte ſeine Befreier mit ungeſtümen Geheul. Bald ſprang er, bald wälzte er ſich und peitſchte mit kräftiger Ruthe den Boden. Man hatte Mühe, ſein Halsband zu löſen. Kaum war er frei, als er mit Löwenſprüngen dem Walde zueilte und in der Dunkelheit verſchwand.

„Dem folge mal Einer!“ ſeufzte der Dragoner. „Ich muß zur Stadt, bei der Nachtpolizei Meldung machen. — Binchen! Blumenbinchen! Gott tröſte Euch, Gärtner, wenn ihr was widerfahren iſt.“

Das Klagegeſchrei der Ehefrau rief den unglücklichen Gärtner ins Haus zurück. Sie hatte Alles gehört, und wand ſich in Krämpfen. — —

Der Landdragoner wurde von der Nachtpolizei ſofort zum Bürgermeiſter geführt. Mit dem Berichte an ſich war dieſer ausnehmend zufrieden. „Du haſt ſie gewarnt,“ ſagte er. „Ahnt dir durchaus nicht, was aus dem lieben Kinde geworden ſein kann?“

„Ach, Herr Bürgermeiſter!“ ſeufzte Bertram, und die hellen Thränen liefen ihm in den Bart. „Wenn der Jäger Wort hält und Tyras erſchießt, ſo bleibt das arme Blumenbindchen verſchwunden, wie alle Anderen; denn Tyras iſt klüger, als ich und die ganze Polizei, und alles was daran hängt und haftet — mit Ausnahme des Herrn Bürgermeiſters, wie ſich von ſelbſt verſteht! — Gott wird, ſo hoffe ich, das liebe Kind ſchützen.“

„Eine brave Antwort! Tröſte dich! — Hier haſt du einen Gulden, trink ein gutes Glas Wein.“

„Ich danke, Herr Bürgermeiſter.“

10.

Ein Schrei der Entrüſtung erfüllte die Stadt. „Unſer liebes Blumenbinchen nun auch dahin! verſchlungen von dem ſchändlichen Wehrwolf! — Nußknacker, garſtiger Jude! du biſt es, der den Teufel an die Wand gemalt. Du haſt geſagt, der Wehrwolf mache ſich nur an niedliche, fein genährte Honoratiorentöchter. Siehe, er hat ſich delikate Landkoſt wohlſchmecken laſſen, unſer ſchönes Blumenbinchen!“

Die Erbitterung war ſo groß, daß den Rathsdienern, wo ſie ſich nur zeigten, nachgerufen wurde: „Stadtſchmarotzer! Pflaſterunkraut! bewaffnete Tagesdiebe! Sicherheitseſel! Beſſer, räudige Jagdhunde zu ernähren, als ſolch dummes Spürgeſindel, das nicht einmal einem Wehrwolf die Fährte abgewinnen kann!“ — — —

Tyras kam wieder. Er fröſtelte und ſein ſchlotterndes Fell zitterte um die abgemagerten Rippen. Er ſchlürfte ein wenig Waſſer, verſchmähte aber, was man ſonſt ihm vorſetzte.

„Tyras! Wo iſt Binchen?“

Tyras winſelte und heulte, ſprang gegen die Thür, daß ſie krachend aufflog, lief hinaus und wieder zurück, und ſein ganzes Gebahren bedeutete: „Kommt mit! Kommt! kommt!“

Der Gärtner ging zu ſeinen Nachbaren und forderte ſie zum Beiſtand auf. Tyras vergalt ihm Das mit ungeſtümen Liebkoſungen, die ihn faſt über den Haufen geworfen hätten.

Man machte ſich auf den Weg. Tyras ſprang voran. Man konnte ihm nicht folgen. Er rannte vor und wieder zurück, und bellte kläglich. Man verdoppelte ſeine Schritte, was er winſelnd und wedelnd anerkannte.

Es ging tief ins Holz hinein. Auf einer Anhöhe, nahe bei einer halbverfallenen Krähenhütte lagerte ſich Tyras, winſelte, heulte und ſcharrte mit allen Vieren aus Leibeskräften. Die Raſenſoden waren abgeſtreift und die feſtgetretene Erde aufgewühlt, weiter hatten ſeine Kräfte wohl nicht gereicht.

Man wühlte nach mit Fäuſten und Stöcken, und fand das liebenswürdige Kind, entſtellt von Blut und Erde, ihr Körbchen mit Waldmeiſter neben ſich. Tyras machte ſich daran, ihr Blut und Erde abzulecken. Der Gärtner trat ihn mit dem Fuße zurück. „Das iſt deine Sache nicht! Ich bin der Vater! — Binchen! mein Stolz, meine Freude, mein Glück, mein Reichthum! Ich will das

Blut dir abküſſen und deine Kleider rein waſchen mit meinen Thränen. Komm in meine Vaterarme! Ich will dich hintragen zu deiner Mutter. Sie wird es nicht überleben, und was aus mir werden wird, mag Gott wiſſen!«

Die Nachbarn ehrten den tiefen Vaterſchmerz, der zu erdrückend war, um in wilde Verzweiflung auszubrechen. Stillweinend folgten ſie ihm. Nur Tyras tanzte mit Löwenſprüngen umher und heulte wild und luſtig. Er hatte ſein Binchen wieder erobert.

Erſt in ſeinem Hauſe gewann der Gärtner die Sprache wieder.

»Mutter! So habe ich unſer Binchen wiedergefunden. Was hat der zarte Blumenengel verſchuldet, um ſo grauſam gewürgt zu werden? Säubere ſie, lege ſie auf ihr weißes Bettchen, ſchmücke ſie mit Blumen, den bunteſten und ſeltenſten, die es giebt. Sie lebte nur für Blumen, und Blumen werden ſie noch im Tode erfreuen. Gott hat ſie uns gegeben, Gott hat ſie uns genommen. Gott helfe mir und dir!« — —

11.

Die zarte Leiche lag weißgekleidet und mit Blumen bekränzt auf ihrem weißen Bettchen, als die Behörde anlangte. Auch der Bügermeiſter fuhr vor, und Sturmöller nebſt ſeinem Famulus. Eine Obduction war unerläßlich.

„Das iſt denn doch zu arg!“ polterte der Bürgermeiſter. „Der Leichnam geſäubert und geſchmückt vor der gerichtlichen Beſichtigung! Leute, wißt ihr, daß ihr ſtrafbar ſeid? Ihr hättet Alles an Ort und Stelle laſſen müſſen, wie es ſtand und lag, und Anzeige davon machen.“

Sturmöller legte ſich ins Mittel:

„Herr Bürgermeiſter, ſein Sie nicht allzu ſtreng, das Geſchehene läßt ſich nicht ändern, und ich kann meine Schuldigkeit hier ſo gut wie an jedem anderen Orte thun. Verargen Sie den Eltern nicht die unbeſonnene Zärtlichkeit für den Leichnam. Binchen war ihr ganzer Schatz, und ſie ſind jetzt nicht nur verwaiſt, ſondern auch verarmt.“

Er wandte ſich an das troſtloſe Gärtnerpaar: „Liebe Leute! Ihr wißt, wie Viel ich jederzeit auf Blumenbinchen hielt, und ich will ihr eine Ehre anthun, wie ſie nur Königs- und Fürſtentöchtern zu Theil wird. Ich will ſie einbalſamieren. In wenig Stunden iſt Alles abgethan, dann mögt ihr euer Binchen bei euch behalten, ohne daß auch nur ein Glied an ihr verweſet.“

Das Gärtnerpaar ſtaunte mit offnem Munde, und der Bürgermeiſter rief: „Der Herr Profeſſor iſt jederzeit ſeiner Sache ſicher. Aber jetzt müſſen wir allein ſein. Hinaus, wer nicht zu uns gehört, die Eltern nicht ausgenommen!“

Ohne Weiteres mußte gehorcht werden.

Sturmöller wandte ſich an ſeinen Famulus. „Lieber Manaſſe, nehmen Sie meinen Wagen, und ſchaffen Sie mir meinen Einbalſamierungs-Apparat herbei, omnibus cum pertinentiis. Sie wiſſen Beſcheid.“

„Alſo, Ihr Ernſt iſt es?“ fragte verwundert der Bürgermeiſter.

„Was?“

„Das Einbalſamieren. Ich dachte, es ſei eine pia fraus, um die troſtloſen Eltern zu beſchwichtigen.“

„Nein, Herr Bürgermeiſter. Es giebt eine Einbalſamierungsmethode, erfunden von Hahnemann, dem Homöopathen, um einem Leichnam, mittelſt Injektionen von Zinnober und Arſenik, das Anſehen des Lebens zu geben und ihn auf dreißig bis hundert Jahre zu konſerviren. Ich halte die Methode für probat, und hoffe, daß Sie Nichts dawider haben, wenn ich, nachdem ich meine Obduction vollendet und meinen Bericht abgeſtattet habe, ein ſolches Experiment mit dieſer Leiche anſtelle. Noch iſt kein Thäter entdeckt; es könnte von Nutzem ſein, ſie einſtweilen vor Verweſung zu bewahren. Außergewöhnliche Fälle erfordern außergewöhnliche Mittel."

„Sie haben Recht, dieſen Fall einen außergewöhnlichen zu nennen. Wir legen keine Ehre damit ein, alſo ſchmücken wir ihn aus, ſo gut wir können.

12.

Dem Gärtnerhauſe grade gegenüber, ſo daß man ſich in die Fenſter ſchauen konnte, lag der Sandkrug, ein vielbeſuchtes Wirthshaus. Heut war es übervoll. Polizeidiener hielten die Straße frei und forderten die müſſigen Gaffer auf, ihrer Wege zu gehen. Wer aber Zeit und Geduld daran wenden wollte, fand im Sandkrug ein Aſyl, um zu beobachten, wer drüben kam und ging, oder was ſonſt noch dort vorfiel. Die Fenſter waren belagert, und die Gäſte hatten Tiſch und Bänke beſtiegen und guckten ſich über die Schultern.

Ein Gaſt nur, ein blutjunger Menſch, wohlgeſtaltet und wohlgekleidet, ſaß ſtill und finſter in einem fernen Winkel. Angſt und Sorgen quälten ihn ſichtbar. Bald wühlte er mit beiden Händen an der Bruſt, bald in den Haaren, und öfter noch ſprach er der Schnapsflaſche zu, welche er, ſo oft ſie geleert war, gleich wieder füllen ließ.

Niemand achtete auf ihn, und wie geiſtesabweſend murmelte er in ſich hinein: „Auch der Schnaps hilft Nichts. Ich bin und bleibe unſtät und flüchtig wie Kain. Welch ein Teufel führt mich grade heut nach dem Sandkrug! Es giebt ja Wirthshäuſer genug, ſein Geld zu verſaufen. Was ich noch habe, will ich erſt verſaufen, dann ſpringe ich ins Waſſer. Solch Verſaufen hat man umſonſt! — Wie wär's, wenn ich erſt mal Schweinebraten äße? Der gelehrte Doktor Nußknacker hat ſich in fettem Schweinebraten aus allem Verdachte herausgefreſſen, und was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig. Obendrein iſt er ein Jude, der kein Schweinefleiſch eſſen darf; und ich bin ein getaufter Chriſt, dem Moſes das Schweinefleiſch nicht verboten hat. — He, Konrad! eine tüchtige Portion Schweinebraten, anderthalb, recht fett, und meinetwegen zwei!“

„Joſeph,“ erwiderte der höfliche Wirth, „du ſollſt zur Zufriedenheit bedient werden.“

Joſeph Lebrecht hatte bis zu ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre einen unbeſcholtenen Lebenswandel geführt. Er war Lohndiener geweſen, hatte in guten Familien gedient und ſervirt, und hatte ſich ehrlich, dienſtfertig, ſauber und gewandt bewieſen. Er war von angenehmer Geſtalt, und ſtets ſorgfältig gekleidet. Man hatte ihn gern, und er ſtand ſich gut. Man nannte ihn ſogar den „ſchönen Joſeph“.

Mit einem Male aber ergab der ſchöne Joſeph ſich dem Trunke, ſo daß er zur Aufwartung nicht mehr taugte und keine Herrſchaft mehr ſich mit ihm befaſſen konnte. Indeſſen war er zu einem Studentenſtiefelwichſer immer gut genug, zumal er ſeine Kunden, zu ihrer Zufriedenheit bediente und ſich zu jeder Kurzweil hergab, die ſie mit ihm zu treiben Luſt hatten. Für Trinkgelder oder Getränke ließ er ſich Alles gefallen. — —

„Wahrhaftig!“ murmelte er vor ſich hin, der Schweinebraten ſchmeckt mir, das iſt ein gutes Zeichen.“

Dieſe Selbſtberuhigung aber war nur von kurzer Dauer.

Die Thür öffnete ſich, und der Landdragoner trat in die volle Gaſtſtube, Tyras zur Seite. Bertram beſtellte ſich ein Getränk und Tyras, mit echtem Newfoundländerphlegma, kauerte ſich vor dem ſchmauſenden jungen Trunkenbold nieder und wandte kein Auge von ihm; doch ſchien er nur zu lungern, ohne im mindeſten zu drohen.

Dem ſchönen Joſeph ward nicht ganz wohl dabei. Er warf ihm einen fetten Biſſen zu, den Tyras jedoch verſchmähte. Der Hund knurrte ſogar und wies die Zähne.

Joſeph verlor den Appetit. Er ſetzte ihm ſeinen ganzen Teller vor. Das ſchien Tyras erſt recht zu verdrießen, er erhob ſich auf die kräftigen Hinterbeine, packte ihn ſanft bei der Bruſt, legte ihn ſäuberlich auf den Boden nieder, und ging, gleich einer Schildwache, vor ihm auf und ab.

Joſeph wagte kein Glied zu rühren und begnügte ſich, um Hülfe zu ſchreien.

Der Wirth eilte herbei.

„Bertram, ich bitte dich! Du ſollſt Friede und Ordnung erhalten, und drüben ſind der Bürgermeiſter und andere hohe Herren von der Juſtiz — das kann für dich und mich böſe Folgen haben — halte den Hund im Zaum!“

Bertram indeſſen dachte: „Hat Tyras ſchon ſo Viel herausgebracht, ſo wird er auch noch mehr herausbringen,“ und that, als ob er nicht höre.

Die Gäſte wurden aufmerkſam, wandten ſich von den Fenſtern ab und riefen: „Hinaus mit dem Gensd'armen und ſeinem biſſigen Köter!“

Mit ſoldatiſcher Geiſtesgegenwart ſtieß Bertram in ſein Signalpfeifchen, Polizeidiener drangen ein, umringten den Unglücklichen und ſchleppten ihn fort, bevor noch die Anweſenden zur Beſinnung kamen, um ſich zu erklären, was eigentlich geſchehen ſei. — —

In der Stadt hieß es mit einem Male: „Der Wehrwolf iſt gefangen und liegt krumm geſchloſſen an Armen und Beinen in den unterirdiſchen Kerkern des Rathhauſes.“ Die Menge wollte ſich damit nicht zufrieden geben. Der Wehrwolf mußte laut Rechtsſpruch Davidis Pompeji Klotzii de anno 1616, wie der ſcharfſinnige Nußknacker vor Kurzem im Stadtanzeiger bekannt gemacht, die Arme in der Schlinge und Gewichte an den Beinen, aufgehißt werden, um zwiſchen Himmel und Erde ſich zu Tode zu zappeln.

Auf dem Markte entſtand ein Auflauf. Das Rathhaus wurde belagert, man drohte mit Knitteln und Fäuſten hinauf, wühlte das Pflaſter auf und ſchleuderte die Steine gegen die wohlvergitterten Fenſter.

Das Rathhaus hatte feſte Mauern und ſichere metallbeſchlagene Eichenthüren. Auch lagen auf einem nahen Dorfe Dragoner, und dreißig Mann genügten, die Menge, welche ſich von den Raths- und Polizeidienern nicht ſteuern laſſen wollte, auseinander zu ſprengen, daß ſie ſchreiend, ſchimpfend und höhnend ſich zerſtreute.

Während des Auflaufs zitterte der Inkulpat an allen Gliedern, und ſein Zähneklappern begleitete das Geklirr ſeiner Ketten. Er verſprach, aufrichtig zu bekennen, nur möge man ihn der Volkswuth nicht preisgeben. — Er wurde ſofort in Verhör genommen. — —

Wer war froher, als der Bürgermeiſter? „Bertram!“ fragte er; „wie biſt du auf den Gedanken gekommen, den Wehrwolf von Tyras ausſpüren zu laſſen, und warum haſt du mir kein Wort davon geſagt? Ich hätte dir Vorſicht angerathen; denn, wie du weißt, liebe ich kein eigenmächtiges und ungeſetzliches Verfahren, und deines Gleichen darf am wenigſten vorlaut ſein. Wenn du glaubteſt, dich auf Tyras verlaſſen zu können, ſo hätteſt du Das deinem Vorgeſetzten anzeigen müſſen.“

„Ich bin auf keinen Gedanken gekommen,“ erwiderte Bertram; „Tyras hat Alles von ſelbſt gethan. Er iſt nicht jung mehr, und ſolch plumpkräftiges Gethier iſt nicht zu dreſſiren und zu Kunſtſtücken abzurichten. Binchen jedoch hat ihn immer liebreich behandelt, und als ihr treuer Gefährte und Karrengaul hat er Erziehung angenommen und gelernt, mit Menſchen umzugehen. Mit Hunden auch; kleine Köter, die ihn anbellen, verachtet er, und fallen ihn größere Hunde an, ſo wehrt er ſich mit ſeiner Löwenkraft ſchweigſam und ohne irgend Lärm zu machen. Gegen Unbekannte, mögen ſie ihn liebkoſen oder ſonſt was mit ihm vornehmen, bleibt er fromm und gelaſſen, ohne aufdringlich zu werden, und ſein Sonn- und Feſttagsvergnügen, wenn Binchen ihn nicht gebrauchte, war, mit mir auszugehen. Daß er an der Kette liegt, geſchieht den Gartenbeeten zu Liebe, die er nicht reſpektirt. — Ein Landdragoner wird überall gern geſehen, und bringt er einen ſtattlichen Hund mit, ſo geht es dem noch beſſer. Tyras iſt als echter Newfoundländer unerſättlich, und man macht ſich einen Spaß daraus, ihm, was irgend abfällt, vorzuſetzen, denn er bezwingt Alles bis auf den letzten Knochen. Herr Bürgermeiſter hätten nur ſehen ſollen, mit welchem Anſtand und welcher Gelaſſenheit er ſich an ſeinen Arreſtaten machte. Nur als der Wehrwolf ſich Beſtechungs-Verſuche erlaubte, indem er ihm fette Fleiſchſtücke zuwarf, ward er böſe, faßte ihn und legte ihn platt am Boden mir zu Füßen, gleich als wollte er ſagen: „Thu das Deine, ich mag mich mit dieſem Kerl nicht weiter abgeben.“ Da dachte ich denn, ich müſſe Tyras ſeinen Willen thun.“

„Ich war gradeüber, du hätteſt mir Anzeige machen können.“

„Und Tyras im Stich laſſen? Der Skandal war einmal da. Von ſeinem Gefangenen hätte er nimmer abgelaſſen, und man ging auf mich los; Das hätte Seitens Tyras gefährlich werden können. — Mit einem Male aber ging mir ein Licht auf und mir fiel ein, daß Joſeph, als er noch honett war, Blumenbinchen Viel zu verdienen gegeben. Sie hielt auf Erwerb und war nicht eben wohlfeil mit ihren feinen Sträußchen. Joſeph hatte für die geputzten wohlduftenden Feſt- und Balldamen zu ſorgen, und kam dabei zu ſeinem Profit. Nachdem er tief geſunken war, hörte dieſe Kundſchaft auf, und erſt nach der dritten Wehrwolfsthat wollte er die alte Freundſchaft wieder geltend machen. Binchen war kurz angebunden. Ich ſah, wie ihn das verdroß; ich ſah, welche Blicke er ihr zuwarf. Nun habe ich ein kleines naſeweiſes Töchterlein, ſie heißt Ida, und frug damals: „Vater! warum frißt der Wehrwolf immer nur kleine Mädchen, und nicht auch mal einen kleinen Jungen?“

— „Aber Das iſt ein Gedanke, Dummkopf! Das hätteſt du mir gleich ſagen ſollen. Es wäre dein Schade nicht geweſen.“

— „Herr Bürgermeiſter, die Rathsherren ſind am klügſten, wenn ſie vom Rathhauſe kommen.“

„Was heißt Das? Soll Das auf mich gehen?“

„Das wäre wider den Reſpekt. Ich meine nur: wer mich in ſeine Karten gucken läßt, deſſen Spiel verſtehe ich.“

„Dein vorlautes Töchterlein aber hat es dir unter die Naſe gerieben.“

„Wer denkt bei einem Kinderwort an ſolche Abſcheulichkeiten? Ich dachte an die Wehrwolfsbeſchreibung, welche unſer Doktor Nußknacker im Stadtanzeiger uns aufgetiſcht hatte, und Das iſt Nichts für Kinder.“

„Du biſt dennoch ſtrafbar. Du biſt Schuld an dieſem Auflauf. Allein dein Werk iſt gelungen, und ich will es diesmal ſo ſtrenge nicht nehmen. — Fürs Erſte fällt von den ausgeſetzten Belohnungen dir das Meiſte zu.“

„Ach, Herr Bürgermeiſter, ich wollte lieber, wir hätten unſer Blumenbindchen behalten.“

„Geſchehen iſt geſchehen, und Jedem das Seine. Ich wünſche, daß du Tyras zu dir nimmſt. Im Gärtnerhauſe iſt er ſo von keinem Nutzen mehr. Gieb Acht, ich mache was aus dir und Tyras. Nur ſei nicht wieder vorlaut.“

13.

Hahnemann's neuerfundene Methode bewährte ſich wunderſam. Die zarte Leiche gewann mehr und mehr an Lebensfriſche. — Wie ſchlummernd lag ſie auf ihrem Todtenbettchen, die Augen in Unſchuld und Frieden geſchloſſen, indem ſie mit roſigen Lippen und Wangen den an ihr verübten Mord lächelnd zu verzeihen ſchien.

Aus der Stadt und der Umgegend wallfahrtete man zahlreich nach dem Gärtnerhauſe, um Sturmöller's Geſchicklichkeit zu bewundern und dem armen Blumenbindchen eine letzte Thräne zu ſchenken. Den unglücklichen Eltern wurden reiche Spenden hinterlaſſen.

Selbſt im Tode wirkte das liebe Kind noch wohlthätig für ſeine Eltern und brachte ihnen Segen. — —.

Im Hofe des Kriminalgefangniſſes hielten um Mitternacht geſchloſſene Wagen. — Körbe ſtanden bereit, um aufzunehmen, was von den Kinderleichen noch aufzufinden war, und höhere und niedere Beamte hatten ſich eingefunden. Auch Sturmöller nebſt ſeinem Famulus.

Der Verbrecher hatte ein ausführliches Bekenntniß abgelegt, Kreuz- und Querfragen genau beantwortet und ſich niemals widerſprochen. Er ſchien völlig ergeben in ſein Schickſal. Er wurde vorgeführt, mußte einen Wagen beſteigen, und drei Mann Polizeidiener ſetzten ſich zu ihm. Die Wagen, um alles Aufſehen zu vermeiden, fuhren einzeln und auf verſchiedenen Wegen nach den bezeichneten Sammelplätzen ab. — —

Die Kinderleichen waren außerhalb der Stadt an entlegenen Orten verſcharrt. Bei Fackelſchein wurden ſie enterdigt. Der Mörder ſelbſt führte den Spaten mit großer Geſchicklichkeit. Er wußte genau Beſcheid, und ſchonte mit Vorſicht die kaum noch kennbaren Reſte. Offenbar hatte er ſeine Verbrechen mit vollem Bewußtſein begangen. — Er mußte zuletzt auch noch Blumenbinchen agnoscieren.

Die Eltern waren im Voraus benachrichtigt worden, und im Gärtnerhauſe war es hell und ſtill. Das Zimmer war mit Guirlanden, und das Leichenbette mit den ſeltenſten und bunteſten Blumen geſchmückt.

Vor dieſer lieblichen Leiche nun wurden dem Verbrecher noch verſchiedene Kreuz- und Querfragen aus den Protokollen vorgelegt, die er ebenfalls aufs genaueſte und ohne ſich zu widerſprechen, beantwortete.

Unter Anderm hieß es: „War es Binchen, die zu dir ſagte: „Schmutziger Lohndiener?““

„Nein, das war die Erſte, die mich verführte und mich raſend machte; ich hatte ihr, was ich irgend konnte, zu Gefallen gethan.“

„Hat Binchen dich geärgert?“

„Ja. Als ich nicht mehr wie früher war, wollte ſie Nichts von mir wiſſen.“

„Schalt ſie dich?“

„Nein. Sie zitterte und weinte: „Joſeph. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern und muß ihnen im Geſchäfte helfen.““ —

Da ſtürzte die Gärtnerin herein, bleich und wüthend. Wie eine Furie, mit fliegenden Haaren, wies ſie Nägel und Zähne. Der Gärtner folgte ihr auf dem Fuße, um ſie zurückzuhalten.

„Ungeheuer!“ ſchrie ſie, „ſei verflucht von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Der Mörder warf ſich auf beide Kniee und weinte: „Verzeihung! Verzeihung!“

Sturmöller trat zu ihm. „Gemeine Seele! Hemme deine Thränen. Sie beleidigen dieſe zarte Leiche. Soll ſie bluten in Gegenwart ihres Mörders?“

Der Mörder erhob ſich von den Knieen und trocknete gehorſam ſeine Thränen.

Manaſſe trat zu der troſtloſen Gärtnerin: „Gute

Frau! Es giebt einen Gott im Himmel und Gerechtigkeit auf Erden, und Gott und gute Menſchen werden Euch helfen!“

„Manaſſe!“ verwies ihn Sturmöller. „Ich liebe nicht, daß meine Eleven ſich ſchwach zeigen.“

„Welch ein Unglück, wenn ich mich mal ſchwach zeige? Bin ich ein Nordlandsheld? — Ein größeres Unglück iſt gefallen auf dieſes Haus. Ich werde an dieſe Nacht denken, ſo lange ich lebe. — Dichterträume verwirklichen ſich um mich. Hier liegt das ſüße Rothkäppchen in aller Unſchuld auf ihrem Todtenbettchen, und dort ſteht in viehiſcher Gemeinheit der grauſame Wehrwolf, der ſie gewürgt. Draußen liegt der Hund des Aubry an der Kette, und Sie ſind der göttliche Aeskulap, der zur Verweſung ſpricht: „Nicht weiter! Stehe ſtill!“ — Laſſen Sie mich den unglücklichen Eltern ſagen: Sturmöller balſamiert Leichen auf Jahrhunderte ein. Aber der hochgelobte Gott balſamiert Seelen ein für Ewigkeiten, und Ihr werdet Euer Blumenengelchen wiederſehen. — So ſpricht der häßliche Nußknacker, Ihr lächerlich-geſtalteter Famulus. — Und nun mag die Welt mich verlachen; ich muß weinen.“

14.

Es war hohe Zeit, Eltern und Verwandte einzuladen, die Reſte ihrer gemordeten Lieblinge, die kaum noch an den Stoffen ihrer Kleider kenntlich waren, zu agnosciren und zu ſich zu nehmen, um ſie zur Gruft zu fördern.

Von Neuem bluteten Vater- und Mutterherzen.

Unter der vergitterten ſchwarzen Tafel im Veſtibul des Univerſitätsgebäudes lautete ein Anſchlag:

„Kommilitonen! Dieſen Nachmittag allgemeine Burſchenverſammlung auf dem Sandkrug. Es iſt geſorgt, daß wir unter uns bleiben.“

Die Verſammlung fand Statt, und der junge Graf Mannsfeld nahm das Wort.

„Kommilitonen! Unſere gute Univerſitätsſtadt iſt zum Schauplatz finſterer Greuelthaten geworden. Lange genug vermochte der ſchändliche Wehrwolf ſich in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, und nicht Menſchenwitz, noch

Beamtenkunde, ſondern der Spürſinn eines Newfoundländers förderte ſolch rohe Abſcheulichkeiten zu Tage. — Wir ſind das Salz der Erde; auf uns ſind Aller Augen gerichtet; alle Zeitungen berichten über die unausſprechlichen Greuelthaten des ſogenannten „ſchönen Joſeph“, unſeres Stiefelputzers, den wir gut hielten und dem wir vollauf zu leben gaben. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ziemt es uns, unſere tiefſte Entrüſtung, unſere innere Empörung über dieſe namenloſen Schandthaten kundzuthun. Und unſer würdiger Freund Nußknacker hat uns in dieſer Angelegenheit einen Vorſchlag zu machen, der ſich einer allgemeinen Zuſtimmung erfreuen dürfte.“

Auf allſeitiges Verlangen erhob Nußknacker ſeine breitmäulige Baßſtimme:

„Kommilitonen! Das ehrliche Begräbniß ſogar hat der viehiſche Sünder ſeinen unſchuldigen Opfern verſagt. Es iſt die letzte Liebe, eine heilige, unerläßliche Pflicht; die einzige Genugthuung, welche wir der in der Wiege gemordeten Unſchuld zu geben vermögen. Erweiſen wir ihr die letzte Ehre in Geſtalt eines Volkstrauerfeſtes, gleichwie es bei fürſtlichen Trauerfällen üblich iſt. Fürſtlicher Leichenpomp ſtützt ſich auf Herkömmlichkeit. Soll ſich das, über ſchamloſe Greuelthaten empörte Sittlichkeitsgefühl nicht auch einmal herausnehmen, ſein Beileid pomphafttrauernd kundzuthun?“

Ein akademiſcher Beifall erfolgte, Das heißt: Gebrüll, Händeklatſchen und Fußſcharren.

„Keinen Beifall, meine Herren!“ überſchrie Manaſſe den Lärm: „die Sache iſt zu ernſt und heilig. Erniedrigen Sie mich nicht zu einem Komödianten, der darauf ausgeht, Furore zu machen.“

Stille trat ein, und Manaſſe fuhr fort: „Mein Vorſchlag lautet: ſämmtliche junge Mädchen von 12 bis 14 Jahren hieſiger Stadt einzuladen, ihren 4 gemordeten Mitſchweſtern die letzte Ehre anzuthun, und die vier Särge zur langerſehnten Gruft zu geleiten. Gewiß wird jeder brave Burſch ſein Scherflein beitragen, um Töchtern unbemittelter Eltern mit dem Nöthigen auszuhelfen, damit ſie theilnehmen können an dieſem allgemeinen Volks-Trauerfeſte, an dem Kinderleichenzuge. Zwölf der Unſrigen, in tiefer Trauer, mit florumwundenen Marſchallsſtäben, werden dem Leichenwagen je Drei und Drei vorangehen, und wer ſonſt noch will, die Särge eskortieren, mit weißer Kravatte, Piquéweſte und weißen Handſchuhen. Alle Uebrigen mögen in voller Burſchenuniform, und die blanken Schläger geſchultert, für Sicherheit ſorgen, damit unſer Trauerfeſt nicht geſtört werde, und wir der Fatalität überhoben ſind, Polizei- und Militärhülfe in Anſpruch zu nehmen. Zugleich erlaſſen wir einen Aufruf an die guten Philiſter und Bewohner dieſer Stadt, uns beizuſtehen, Friede und Ordnung aufrecht zu erhalten, weil unſer Volkstrauerfeſt doch der Ehre ihrer jungen Töchter gilt.“

Nun aber mußte der akademiſche Beifall ſich einmal wieder Luft machen, und zwar mit einem Ungeſtüm, als wolle er kein Ende nehmen.

Graf Mannsfeld rief ungeduldig: „Meine Herren! Sind wir hier zu lärmender Zuſtimmung verſammelt, oder zu einer ſtillen Berathung?“

Das wirkte, und er fuhr fort: „Ich, meine Herren, werde meinestheils den Stadtmuſikus einladen, ſein Muſikkorps aus der Umgegend zu verſtärken, und meinen Oheim, den General, bitten, mir ſechs Tambours mit gedämpften Trommeln zur Verfügung zu ſtellen, damit unſerem Trauerfeſte militäriſche Ehre angethan werde, denn auch der Soldat muß ein Herz im Leibe haben und mit ſeinem Volke ſympathiſieren.“

Neuer ſtürmiſcher Beifall: „Vivat Mannsfeld! Vivat Nußknacker!“

Ein Komité wurde erwählt, der reiche junge Graf zum Präſes ernannt, ſowie Manaſſe zum Vicepräſes. Eine Ehre, welche er jedoch ablehntte.

„Meine Konfeſſion,“ ſagte er, „erlaubt mir nicht, einer Leiche zu folgen. Ich heiße Cohen; ich bin vom Stamme der Cohanim, Das heißt: ein Aronite, und muß als Solcher einer Leiche, wenigſtens auf dreißig Schritt fern bleiben.“

„Nußknacker!“ wandten die Theologen ein, „du pflegſt dich ſonſt nicht an das moſaiſche Geſetz zu binden.“

— „Ich habe noch einen zweiten Grund, der vielleicht beſſer einleuchtet. Sehen Sie mich an, meine Herren. Welch eine Figur würde ich im Leichenzuge ſpielen, wenn ich zur Linken unſeres ſchönen Mannsfeld dem Komité voranwackele. Würde ich nicht von vornherein das ganze Trauerfeſt verderben?“

„Das läßt ſich hören!“ wurde überlaut gelacht. —

Selbſt die Theologen, die ſich bisher von dem Juden ferngehalten, verſöhnten ſich heut mit ihm.

„Nußknacker,“ verſetzte einer derſelben, „du kömmſt mir vor wie eine Art Moſes Mendelsſohn.“

„Dürfte ich mir einbilden, einen Geiſt zu haben, wie Moſes Mendelsſohn, ſo würde Das mir zur Ehre gereichen. Höchſtens aber kann Moſes Mendelsſohn eine Art Nußknacker wie ich geweſen ſein, und damit können wir Beide keine Ehre einlegen — de mortuis nil nisi bene.“

15.

„Wie ich höre,“ verſetzte Sturmöller, „wollen Sie ſich von dem Leichenzug fernhalten?“

„Ich darf, ſo lange meine gute alte Mutter — Gott ſchenke ihr hundert Jahre — am Leben iſt, keine Trauerkleider tragen.“

„In welchem Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſteht das Leben Ihrer Mutter mit Ihrer Trauertoilette?“

„Wenn der guten alten Frau — Gott behüte — Etwas zuſtoßen ſollte, würde ich mir lebenslänglich ein Gewiſſen daraus machen.“

„So antwortet mir mein Famulus? Uebertreiben Sie den Juden nicht; machen Sie ſich nicht auffällig. — Schon einmal, bei dem Bettlerleichenſtreit, haben Sie ſich zurückgezogen und mich vorgeſchoben. So ganz wohlfeil bin ich nicht davon gekommen, wie Sie wiſſen. Bedenken Sie:

Nicht als Jude ſind Sie mein Famulus. Ich verlange nicht, daß Sie Ihre Perſönlichkeit preisgeben. Aber, nachdem Sie mit Ihrem Vorſchlage zu einem Kinderleichenzuge die ganze Stadt in Allarm gebracht, dürfen Sie ſich nicht zurückziehen. Beſtellen Sie ſich bei Schneider, Schuſter, Handſchuhmacher auf meine Rechnung, was Sie bedürfen. Sie fahren mit mir in meinem Wagen, und ich folge dem Sarge Blumenbinchens.« — — —

Der große Tag brach an. Graf Mannsfeld hatte ein ſtarkes Muſikkorps zuſammenbringen laſſen mit Roulir- und großer Trommel, und auch ſechs Tambours mit gedämpften Militärtrommeln waren ihm von ſeinem Oheim geſtellt.

Die Burſchen hatten ſich im Univerſitätsgebäude verſammelt, die Leichenwagen hielten vor den Trauerhäuſern. Dahin auch wurden die jungen Mädchen geführt. Sie trugen weiße Kleider und Trauerſchärpen und ein Körbchen voll Blumen, um ſie ihren Geſpielinnen in die finſtere Gruft nachzuſtreuen. Der offne Sarg Blumenbinchens ſtand auf dem Hausflur Sturmöller's, und bis zum letzten Augenblick konnte Jedermann herantreten, das Einbalſamierungskunſtſtück zu bewundern, Blumenbinchen eine letzte Thräne zu widmen, und ihren verarmten Eltern eine fromme Spende zu hinterlaſſen.

Es war ein ſonniger Auguſttag, und der Himmel blau und heiter. — —

Wo nur die Spitze des Zuges ſich zeigte, und das getragene Moll des Trauermarſches das Glockengeläute durchſchnitt, fingen, an den übervollen Fenſtern die Damen zu weinen an, verbargen ihr Antlitz in die weißen feingeſtickten Schnupftücher, und gar wenn die gedämpften Militärtrommeln, langanhaltend, raſſelnd einfielen, wurden hie und da Einige ohnmächtig.

Die Leichenwagen folgten auf einander, je nach der Reihe der darin Schlummernden, welche die gleiche Todesart erlitten hatten.

Die Burſchen, ihre blanken Schläger geſchultert, ſalutierten die Särge. Die Bürger nahmen ihre Hüte ab, und die weißbehandſchuhte Eskorte, je Drei zu Drei, rechts und links an jedem Leichenwagen, befliß ſich, die fehlgeworfenen Sträuße und Kränze auf den Särgen zurechtzulegen. Bald war nicht mehr zu erkennen, welcher Sarg der prächtigſte war. Die ganze Gegend war nach Blumen ausgeplündert worden, und zertretene Blumen und Kränze bezeichneten den Weg, den der Leichenzug genommen hatte.

Blumenbinchens Sarg war der letzte. Aber die bunteſten Kränze, die ſelteſten Blumen wurden für den letzten Sarg aufgeſpart, und es flüſterte und ſchluchzte: „Da kommt ſie! da kommt ſie!“

Für Rang und Reichthum, welche die Geburt ihr verſagt hatte, entſchädigte ſie die Volksliebe. —

Als der Zug ans Thor gelangte und die Wache antrat, um mit „Gewehr bei Fuß“ die Särge fromm zu begrüßen, da hatte gar Mancher in Reih' und Glied naſſe Augen.

Und in eben dieſer feſten Thorwache, hinter engvergitterten Fenſtern, befand ſich Lebrecht, ſeinen Seelſorger zur Seite. Man hatte ihn nächtlicher Weile dahingeſchafft, damit er den Kinderleichenzug ſich zu Gemüth ziehen möge. Und der Geiſtliche hub an: „Schau dieſe Särge, Lebrecht! Sie ſind, noch ehe ſie zur Gruft gelangen, begraben unter Blumenhügeln. Doch kein Blumenduft verſüßt Thaten, wie die deinen. Da hilft kein Balſam, keine Spezerei, ſie ſtinken gen Himmel und bewaffnen den Zorn Gottes. — Schau hin! die Männer, mit Thränen in den Augen, entblößen ihre Häupter, und die Weiber weinen und ſchluchzen, daß wir es hören. Alle dieſe Thränen, ſie waſchen dich nicht rein von deinen Frevelthaten. Sie ſchreien Feuer vom Himmel und werden dir auf der Seele brennen. — Du haſt die Elternliebe in ihrem innerſten Herzen verwundet, du haſt die Unſchuld in der Wiege gewürgt und die Weiblichkeit in zarteſter Wehrloſigkeit beleidigt. — Horch, wie die Hoboen gellen und die Trompeten ſchmettern! — Sie dröhnen gen Himmel und ſchreien um Rache. — Hörſt Du die dumpfen Paukenſchläge? Es iſt das Herzpochen der empörten Menſchheit. Hörſt du das heiſere Trommelgeraſſel? So ſchaudert die Menſchheit zurück, vor dir Höllenungethüm; vor dir Wehrwolf!“

Lebrecht's Augen trübten ſich, und wirklich gelang es ihm, einige Thränen zu weinen. Aber auch ſein Seelſorger hatte ſich in Rührung hineingepredigt und zog ſein Schnupftuch, um ſich die Augen zu trocknen.

„Die Gnade Gottes,“ dachte er, „wird am Ende, zu dieſem verſtockten Sünderherzen den Weg auch noch finden.“

16.

Ein ſchwarzgeſiegelter Brief aus Andernach lief ein. Manaſſe, leichenblaß, erbrach mit zitternder Hand das Kouvert.

Seine alte Mutter war geſtorben. Mit ihrem letzten Hauche hatte ſie ihren geliebten einzigen Sohn geſegnet und Glück über ihn vom Himmel erfleht. Mit dem Namen Manaſſe auf den ſterbenden Lippen war ſie ſanft entſchlummert. —

Er gebährdete ſich wie ein Verzweifelter. „Geliebte Mutter! deinem Andenken ſei es geſchworen: Fortan keine Scherze, keine Heiterkeit mehr! Ich habe bei deinen Lebzeiten Trauerkleider getragen und bin in Leichenkutſchen gefahren, und dafür hat mich Gott gezüchtigt und dich mir entriſſen!“

„Läſtern Sie nicht,“ ſprach Sturmöller. „Hätten Sie

Ihrer guten alten Mutter wohl gegönnt, vor ihr zu ſterben? Mit welch ausgelaſſenem Schmerze betrauerte ſie Ihren Vater! Der Verluſt ſeines leibhaftigen Ebenbildes würde ſie vollends in Gram und Verzweiflung getödtet haben.“

„Herr Profeſſor! Ich bin nicht Sie, und Sie ſind nicht ich. Sie ſind ein kräftiger blühender Mann, den alle Welt verehrt, und wer bin ich an meinem beſten Feiertage? Der häßliche Nußknacker, mit dem man Kinder zu Bette ſcheucht, und vor dem die Frauen kreiſchend und lachend davonlaufen.“

„Der denkende Menſch, im Bewußtſein ſeines beſſern Selbſt und ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, belächelt ungünſtige oder vielmehr närriſche Zufälligkeiten, welche ſeinen Körper entſtellt haben.“

„Herr Profeſſor! Ihre Eltern haben Ihnen Geld und Gut hinterlaſſen; Das nennt man eine chriſtliche Erbſchaft. Was habe ich von meinen Eltern geerbt? Von meinem Vater ſeine Nußknackerhäßlichkeit, und von meiner Mutter ſeine alten Kleider; Das nennt man eine jüdiſche Erbſchaft. Der Chriſt betrauert ſeine Eltern pflichtmäßig; aber der Jude mit Leib und Seele und von ganzem Herzen. — Die liebe alte Frau war noch ſo rüſtig, ſie putzte ſich noch gern, und ſchwärmte für ihren Nußknacker. — Nun iſt ſie todt und begraben, und da ſteht nun der arme Naßknacker verwaiſt und allein auf der Welt.“

„Hat er keinen Freund, der für ihn ſorgt?“

„Wir ſind nur Leidensgefährten, Herr Profeſſor. Sie können nicht vergeſſen, meinem Vater „Schachmatt auf ewig“ geboten zu haben, und ich kann nicht vergeſſen, bei Lebzeiten meiner ſeligen Mutter Trauerkleider angelegt zu haben.“

„Ihre Mutter iſt ſchon begraben? Das iſt ja gar nicht möglich.“

„Was macht man für Umſtände mit einer jüdiſchen Leiche, zumal bei einer koſcheren Rabbinerfrau? Vor Sonnenuntergang muß Alles abgemacht ſein.“

„Es iſt nicht möglich! Ihre Mutter iſt vor dem Kinderleichenzug geſtorben und begraben, ſonſt könnte bei der Langſamkeit unſerer Poſten, die Nachricht noch nicht hier ſein. Weiſen Sie her den Brief. — — Ach Hebräiſch.“

„Nein, Herr Profeſſor, Judendeutſch, und Das iſt ein Datum nach jüdiſchem Kalender. — Gott ſegne Sie, Herr Profeſſor! Sie haben wieder einmal Recht. Ich habe keine Trauerkleider getragen bei Lebzeiten meiner guten ſeligen Mutter. Sie hat ſich beeilt, von der Welt zu kommen, bevor ihr geliebter einziger Sohn ſich an ihr verſündigte, und ach, ſie iſt geſtorben in den neuen Tagen, wo der liebe Gott die frömmſten und weiſeſten Menſchen zu ſich nimmt.“ Hiemit faßte er ſeinen Frack bei Klappe und Kragen, und that einen tiefen Riß hinein.

„Sind Sie toll?“ zürnte Sturmöller.

„Verzeihen Sie, Herr Profeſſor. Ich habe gethan, was ich mußte. Ich habe mir eine Kriee geriſſen.“

„Was haben Sie ſich geriſſen?“

„Eine Kriee. Wenn Eltern oder Geſchwiſter ſterben, zerreißt ſich der Jude die Kleider. Freilich — dieſer Gallafrack iſt ein Geſchenk von Ihnen, und hätte ich meinen Hausrock angehabt und dahinein meine Krie geriſſen, ſo wäre es Daſſelbe geweſen.“

17.

Unter den vielen Fremden, welche eine Stadt beſuchten, die mit ihrem Wehrwolf großes Aufſehen gemacht, befand ſich auch ein engliſcher Naturforſcher, der für ſeine Regierung reiſte. Er ermangelte nicht, Sturmöller zu beſuchen, der ihn zu Tiſche lud. — Küche und Keller mußten ihr Aeußeres aufbieten. Sie ſpeiſten zu Dreien.

Der Engländer war von Manaſſe bezaubert. Er erhob ſein Glas.

„Sir! Unſer freies Inſelland, ſagt man, ſei die Heimat der Originale. Allein, ich glaube verſichern zu dürfen, daß unſere drei Königreiche insgeſammt, Nichts aufzuweiſen haben, was Ihnen nahe kömmt. Ich verſichere Sie meiner vollkommenſten Hochachtung und erlaube mir, auf Ihr gutes Wohl zu trinken.“

„Sir Atkins, ich weiß dieſe Ehre zu ſchätzen.“

„Der Kinderleichenzug iſt, wie man ſagt, auch von

Ihrer Erfindung, und ich trage Ihnen hiemit meinen Theil von Dank ab, für dies ganz ſonderliche Schauſpiel, welches mich ſehr erheitert hat.«

„Erheitert, Sir?«

— »Ich bin ſchon in der ganzen Welt geweſen, aber nirgends habe ich ſo weinen ſehen, wie in Deutſchland. Ernſte bejahrte Männer ſchluchzten, und ſchnaubten ſich die Naſen wie alte Weiber, und Frauen ſchrieen und heulten wie Kinder, welche die Ruthe bekommen. In der That, Sir, ich bewundere Sie, denn Sie ſind es, der ſo viel Thränen fließen machte."

— »Nicht zu meinem Vergnügen, Sir.«

— »Ich ſammle Notizen für allerlei Zeitungen, die Ihrer vielfach erwähnen werden. Ich erlaube mir, Ihnen vorzuleſen, was ich mir aufgezeichnet habe; Sie können unmöglich damit unzufrieden ſein.«

Hiemit langte er ſein Büchelchen heraus und las:

»Es giebt keine weinerlichere Nation, als die deutſche. Ich ſah auf offener Straße, und bei hellem Tage, von einer ganzen Einwohnerſchaft die dickſten, hellſten Thränen vergießen. Der Urheber dieſes weinerlichen Schauſpiels iſt ein blutjunger Gelehrter, von beſonders genialer Geſtalt, wie ich Deßgleichen noch nie geſehen habe. Unſtreitig iſt er von großem Verdienſte. Auch trägt er eine Dekoration, vermuthlich eine geiſtliche. Sie beſteht in einer platten Litze an der Rockklappe unter dem Kragen.« — »Sir!

Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir erklären wollten, was dieſe Decoration bedeutet."

Manaſſe ſtreckte abwehrend beide Hände von ſich, bedeckte hierauf ſein Antlitz, und verließ lautweinend Tiſch und Zimmer.

„Vor dieſer Weinerlichkeit," meinte der Engländer, „ſteht mir der Verſtand ſtille. Wie kann man Jemanden wehe thun, wenn man ihn nach einer platten Litze an ſeiner Rockklappe fragt?"

— „Vor wenig' Tagen erſt iſt ſeine alte Mutter geſtorben, und alsdann zerreißt der Jude ſeine Kleider und läßt ſie mit einer platten Litze wieder ſtopfen. Er nennt Das eine Kriee."

„Dank Ihnen, Sir. Ich werde mir Das bemerken." Und von Neuem zog er ſein Notizbuch hervor und ſchrieb:

„Wenn man einen deutſchen Juden nach ſeiner Kriee fragt, ſo fängt er an zu weinen und zu ſchreien, und läuft davon." — „Sir! haben Sie Luſt, heute mit mir von Geſchäften zu reden?"

„Warum nicht!"

„Sie wiſſen, daß ich hauptſächlich für das oſteologiſche Muſeum zu London reiſe, und ich habe große Luſt, Ihren Famulus Ihnen zu kapern."

„Er wird ſich ſchwerlich von mir trennen."

„Behalten Sie ihn, ſolange er lebt. Ich trachte nur danach, dieſen außerordentlichen jungen Gentleman nach ſeinem Tode für das oſteologiſche Muſeum zu erwerben.“

„Sein Skelett?“

„Mehr verlange ich nicht.“

„Unmöglich iſt es nicht, doch könnte es etwas theuer zu ſtehen kommen. Mein Famulus iſt ein Naturſpiel, einzig in ſeiner Art. Sein Vater, der in früheſter Jugend durch einen gefährlichen Fall ſich dieſe Verkrüppelung zugezogen hat, ſtarb plötzlich. Und die Syntheſis der mit einem Poſthumus ſchwangeren Rabbinerwittwe ahmte, in Folge ihrer Troſtloſigkeit über den plötzlichen Tod ihres Ehemannes und Ernährers, auf natürlichem Wege die Tücken eines böſen Zufalls nach, indem ſie ein leibhaftiges Ebenbild ſeines Vaters zur Welt brachte.“

„Sehr denkbar. Noch nicht vorgekommen, ſolange die Welt ſteht!“

„Um ſo mehr wird das Skelett dieſes Poſthumus als Unicum Werth haben, und bei allen Mammuthknochen, Antediluvianitäten und ſonſtigen Merkwürdigkeiten für immer der Schmuck und das Kleinod Ihres Muſeums bleiben. — Das iſt noch nicht Alles. Mein Famulus wird es, bei ſeinen ſeltenen Geiſtesgaben, ſehr weit bringen und ein großer berühmter Gelehrter werden. Der Ruf, den er dereinſt hinterläßt, wird ſein Skelett unbezahlbar machen.“

„Der Engländer taxirt und bezahlt Alles.“

„Mißverſtehen wir uns nicht. Es kann dem ſtolzen England nur zum Ruhme gereichen, die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen eines genialen jungen Gelehrten mit einem Jahrgehalt zu unterſtützen, ſodaß er einzig und allein ſich ſeinem Beruf widmen kann, ohne einem ſtörenden Broderwerb nachzugehen. — Haben Sie Vertrauen zu mir! Ich lade Sie nicht ein, die Katze im Sacke zu kaufen. Die Naturwiſſenſchaften dürfen ſich nicht auf den Glauben ſtützen. Prüfen Sie ſelbſt.“

„Ich verſtehe Sie vollkommen, und Sie werden ſehen, wie ich mich benehme.“ — — —

Manaſſe äußerte am folgenden Morgen: „Mir träumte dieſe Nacht von meiner guten ſeligen Mutter. Sie hatte beide Hände voll Gold, und ſprach: „Wie arm ich auch verſtorben bin, ſo ſollſt du doch alles Dieſes, und Viel mehr noch, von mir erben, ſodaß du für dein ganzes Leben genug haſt.““

Sturmöller horchte hoch auf. „Setzen ſich die Sympathien zwiſchen Mutter und Kind auch im Grabe fort? — Das war eine Divination, eine Hallucination, ein Schickſalswort. Das Gold, das Ihre Mutter Ihnen im Traume darbot, ſteht Ihnen baar zur Verfügung; doch will ich Sie zu Nichts bereden.“

Die alte Haushälterin war zugegen.

„Was ſtehſt du hier und gaffſt?“ herrſchte Sturmöller ſie an. „Scher dich in deine Küche!“

„Ich gehe, Herr Profeſſor, ich gehe.“ Allein das Geſpräch hatte ihre Neugierde gereizt, und ſie lauſchte an der Thür.

Sturmöller ſetzte ſeinem Famulus auseinander, um was es ſich handelte, und ſie hörte ihn erwidern:

„Meine Vorſehung heißt: Profeſſor Sturmöller. Für mich ſelbſt brauche ich Nichts; doch habe ich vater- und mutterloſe Schweſtern, Rabbinerstöchter, welche Nichts gelernt haben, als von frommen Spenden leben, ſich aber dennoch für etwas Beſſeres halten, als andere Judenmädchen, die eben keine Rabinerstöchter ſind. Ich muß darauf bedacht ſein, ihnen Ehemänner anzukaufen, die ihre Verſorgung übernehmen und ſie als ihre Untergebenen ernähren; denn die Jüdin an ſich iſt rechtlos und hat weiter keine Anſprüche, als auf ſtandesmäßig tägliches Brot.“

Die Alte hatte genug gehört. Sie verließ ihren Lauſchwinkel und ſprach bei ſich: „Der verdammte Jude verkauft ſeine Knochen aus lebendigem Leibe!“

Der Kontrakt wurde mit britiſcher Schonungsloſigkeit abgefaßt, von Sturmöller garantirt und von dem Bürgermeiſter beſtätigt.

In Folge dieſes zur gegenſeitigen Zufriedenheit abgeſchloſſenen Handels, glaubte der Engländer, Sturmöller und Manaſſe zu einem delikaten Mahle ebenfalls einladen zu müſſen.

Es fand in ſeinem Hôtel ſtatt, und nach der Suppe erhob er ſein Glas: „Herr Profeſſor! Ich bilde mir ein, das oſteologiſche Muſeum nicht eben zu präjudiciren, indem ich Sie einlade, unſere Gläſer zu leeren auf die Geſundheit dieſes ganz beſonderen Gentleman — möge er dem Muſeum recht theuer zu ſtehen kommen!“

18.

Bis hieher hatte ſich Lebrecht in ſeinem Gefängniſſe untadelhaft benommen. Allein ſein Todesurtheil erſchien, ward in letzter Inſtanz beſtätigt und das Gnadengeſuch verworfen. Seine Wehrwolfsunthaten hatten zu viel Aufſehen gemacht, und die etwanigen Milderungsgründe wurden nur ſoweit berückſichtigt, daß man es bei der einfachen Todesſtrafe bewenden ließ, ohne ſie eben zu verſchärfen.

Der Paſtor und ſein Defenſor waren bei ihm, um ihn zu tröſten. Allein er hörte nicht auf ſie.

„Herr Doktor,“ klagte er, „Sie haben wenigſtens angefragt bei mir, ob ich vertheidigt ſein will, und ich ſagte Ja. Denn man gießt kein faules Waſſer aus, bevor man reines hat. — Sie aber, Herr Paſtor, haben nicht bei mir angefragt, ob ich meine Seele retten will; denn ſicher hätte ich Nein geſagt. Mein faules Waſſer iſt mir lieb, und nach dem reinen verlangt mich nicht. Der Herr Doktor hat mir mein faules Waſſer nicht retten können, und Sie werden kein größerer Hexenmeiſter ſein, als er, und mir reines Waſſer beſorgen.“

Der Paſtor war über dieſe Unverſchämtheit eines Delinquenten, dem er das Zeugniß eines reuigen und bußfertigen Sünders gegeben, ſo beſtürzt, daß er Nichts zu erwidern wußte.

Der Defenſor ſagte: „Joſeph! bedenke wohl, daß du im letzten Augenblicke noch begnadigt werden kannſt. — kommen Sie, Herr Paſtor! Werfen Sie die Perlen nicht vor die Säue.“

Beide gingen. — Joſeph indeſſen hatte die letzten Worte ſeines Defenſors wohlbehalten. Er fragte die Knechte, er fragte den Schließer: „Sollte ich wohl begnadigt werden?“

Das durfte nicht beſtritten werden, um den Verurtheilten nicht in ſeinen letzten Tagen zu beunruhigen. Nur der Schließer ſagte: „Du biſt dem Herr Paſtor grob gekommen, und Das könnte deine Sache verſchlimmern.“

Der Delinquent nahm ſich Das zu Herzen und ward wieder gelaſſen und umgänglich. — —

In den letzten Tagen vor der Hinrichtung wurde Jedermann, gegen eine geringe Schließergebühr, zu dem Verurtheilten gelaſſen. Unter Anderen kamen auch Herrſchaften, bei denen er früher gedient oder auch nur aufgewartet hatte.

Er warf mit Bibelſprüchen und Geſangbuchverſen um ſich, beſeufzte mit ſalbungsvollen Redensarten ſeinen tiefen Fall und die menſchliche Sündhaftigkeit.

„Ach!“ ſagte er. „Ich ſchäme mich dieſer fadenſcheinigen, ſelbſtgeflickten Gefängnißkleider. Mein einziger Wunſch für dieſe Welt iſt, wohlgekleidet, wie es einem ordentlichen Menſchen geziemt, meinen letzten Gang anzutreten.“

Das rührte die Frauen, und ſie brachten eine kleine Summe zuſammen, um ihn anſtändig kleiden zu laſſen.

Es fehlt in einer Univerſitätsſtadt nicht an Althändlern, welche den Studenten Geld vorſchießen und ihnen in allen Nöthen und Fährlichkeiten beiſtehen.

Ein ſolcher war auch Jordan, von Profeſſion ein Schneider, und eine fromme Seele. Er heiligte den Feiertag, verſäumte weder Gottesdienſt noch Betſtunden, und plünderte dafür Werkeltags um ſo dreiſter den burſchikoſen Leichtſinn aus.

Der witzige Manaſſe bezeichnete ihn folgendermaßen: „Es giebt einen heiligen Fluß und einen heiligen Schneider gleichen Namens. Wer zu dem heiligen Fluſſe geht, entkleidet ſich, um zu baden; wer zu dem heiligen Schneider kommt, wird erſt bekleidet und nachmals ausgebadet. Zum Fluſſe Jordan ging man, ſich taufen zu laſſen. Zum Schneider Jordan kommt man, um beſchnitten zu werden, daß Einem die Augen überlaufen. Heilige Flüſſe haben bisweilen Ebbe; heilige Schneider fortwährend geſegnete Fluth.“ — —

Jordan kam, dem Verurtheilten Maß zu nehmen.

„Mein reuiger armer Sünder, es iſt gut für dich geſorgt. Beſtelle, was du brauchſt. Ich will nichts an dir verdienen. Es ſoll kein Geſchäft, ſondern eine Ehrenſache ſein. Etwas thut man um Gotteslohn, Etwas den Damen zu Liebe, und Etwas für ſich ſelbſt und ſein Geſchäft. Du ſollſt zu Tode gehen wie ein Edelmann.“

Lebrecht erwiderte: „Ich habe als Lohndiener gelebt, als Lohndiener mich verſündigt, und als Lohndiener will ich ſterben. Ich brauche kurze, enge Kniehoſen, ſeidene Strümpfe und Schnallenſchuhe, weiße Piqueweſte, weiße Halsbinde mit durchbrochenen geſtickten Zipfeln, und weiße Lederhandſchuhe. Kopfbedeckung brauche ich nicht. Ich habe noch mein braunes Lockenhaar.“

„Es iſt Viel, und ich muß erſt bei den Gerichten nachfragen, ob Das erlaubt iſt. Sodann hoffe ich, Ehre mit dir einzulegen, wenn du als armer Sünder zu Tode gehſt.“

Die Todesſtrafe war auf keine Weiſe verſchärft, der Delinquent konnte ſich ſo anſtändig kleiden, wie er wollte und ſeine Mittel es erlaubten.

Joſeph erhielt, was er verlangt hatte, putzte ſich, und ſpiegelte ſich in den Fenſterſcheiben, die er hinten verdunkelte.

Er nahm ſich in dieſem Anzuge nicht übel aus. Die

Kerkerluft hatte ſein Antlitz gebleicht und ſeinen Zügen etwas Leidendes gegeben. Die Frauen vergaßen, wie ſehr er ſich an ihrem Geſchlechte verſündigt hatte. Sie würdigten ihn ihrer Theilnahme, und beſchenkten ihn ſogar mit Blumen. Auch hieß er nicht mehr der Wehrwolf, ſondern wieder, wie vormals, der „ſchöne Joſeph“.

Er gefiel ſich darin, eine populäre, wenn auch verbrecheriſche Tagesmerkwürdigkeit zu ſein.

Erſt am Vorabende der Hinrichtung, als der letzte Beſuch aufgefordert wurde, ſich zu entfernen, und eine Frau, mit Hinterlaſſung einer kleinen Geldſpende und mit dem frommen Abſchiede ging: „Joſeph! Gott ſtärke dich für Morgen!“ — da ward ihm bange. Er fing an, ſeine Kleider auszubürſten und ſeine Schuhe zu wichſen. Dazu ſang er mit lauter Stimme geiſtliche Lieder.

Nur wenn die Gefängnißuhr von Viertel- zu Viertelſtunde zum Schlagen ausholte, durchfuhr ihn ein Schauder. Er biß die Zähne zuſammen und blieb ſtill und unbeweglich, bis ſie ausgeſchlagen hatte. Dann fuhr er wieder fort, darauf los zu bürſten und zu ſingen.

Die niedlichen Schuhe waren endlich ſpiegelblank. Die Wichſe hatte all ihren Glanz hergegeben und mußte bei einer weitern Behandlung erblinden. Er betrachtete ſein Werk.

„Nicht wahr, die Schuhe ſind blank?“

„Blank genug, um damit an den Galgen zu gehen.“

Er verlangte Waſchwaſſer und Seife. Die Gefängnißſeife war ihm nicht fein genug. Beſſere aber war nicht vorhanden.

Er wuſch ſich Geſicht, Hals, Bruſt und Hände und verlangte immer von Neuem reines Waſſer, ſobald es von dem Seifenſchaume getrübt ward.

„Mach ein Ende, Joſeph!“ rief der Schließer.

Gehorſam ſpülte er ſich ab und rieb ſich mit dem harten Gefängnißhandtuche faſt die Haut wund.

„Wo bleibt der Barbier?“ fragte er.

„Wenn man dir den Kopf abnimmt, wird man dir den Bart nicht ſtehen laſſen.“

Er beſtand darauf, und der Gefängnißbarbier wurde aus dem Bette geholt.

Der Barbier war fertig. Der Verurtheilte befühlte ſein Geſicht und verlangte einen Spiegel.

„Spiegel giebt es hier nicht.“

Der Barbier zeigte einen Taſchenſpiegel.

„Das geht nicht,“ meinten die Beamten. „Er könnte ihn zerbrechen und mit den ſcharfen Kanten ſich über den Hals ſchneiden.“

„Der?“ lächelte ſpöttiſch der Barbier. „Der thut ſich nichts zu Leide“.

Der Taſchenſpiegel wurde ihm gereicht. Joſeph ordnete ſein Haar und beäugelte ſich von allen Seiten, indem er ihn bald ſenkte, bald wieder hob. Hierauf legte er mit großer Sorgfalt ſeine feine Wäſche an, band ſich die geſtickte, mit Spitzen beſetzte Kravatte um, beäugelte ſich von Neuem im Spiegel, und wiederholte: „Ich werde begnadigt werden.“

19.

„Manaſſe!“ hob Sturmöller an. „Es liegt mir Viel daran, zu wiſſen, wie ſich der Verbrecher in ſeinen letzten Augenblicken benehmen wird. Ein ungefähres Prognoſtikon habe ich ihm geſtellt. Es handelt ſich hauptſächlich Darum, den Puls des Delinquenten zu prüfen, ſobald er auf dem Richterſtuhle feſtgeſchnallt worden, und ſodann das Herzpochen, bevor der Streich fällt. Haben Sie Luſt dazu?“

„Dank, Herr Profeſſor, für dieſen ehrenvollen Auftrag.“

„So ganz ehrenvoll iſt er eben nicht. Die Frauen intereſſiren ſich für den „ſchönen Joſeph“ und werden in ihren Equipagen und im Gedränge zahlreiche Zuſchauerinnen abgeben. Nach der Execution wird es daher an Zufällen nicht fehlen, die ſammt und ſonders mit einem Recepte zu kurieren ſind. Ich darf mich auf dem Hochgerichte nicht zeigen, wenn ich mich nicht für meine Patientinnen unmöglich machen will. Aber das Gerichtsperſonal iſt bereits avertiert, und der Scharfrichter iſt ein gefälliger und erfahrener Mann. Ich habe mit ihm geſprochen. Er wird Ihren Auftrag nach Kräften begünſtigen. Indeſſen verlange ich von Ihnen kein Opfer. Vielmehr weiß ich, wie penibel Sie in Angelegenheiten Ihrer Familie ſind. Indem ich Sie daher bitte, dem armen Sünder Ihre volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken, mache ich Sie aufmerkſam auf das heutige Datum. Wir haben heute den 19ten, — den Sterbetag Ihres Vaters.“

„Sie irren, Herr Profeſſor. Der Judenſohn muß wiſſen, wann er Jahreszeit hat?“

„Jahreszeit?“

„So nennen wir unſern Trauertag zum Gedächtniß unſerer Eltern. Grade in dieſem Monat divergieren chriſtliches und jüdiſches Datum nur um einige Stunden; denn der aſtronomiſche Tag fängt um Mitternacht an, und der jüdiſche Tag am Vorabend, wenn ſich Sterne am Himmel zeigen. Bis dahin habe ich meine Pflicht zu erfüllen. Nach Dem werden Sie mir erlauben, meinen Pflichten zu genügen.“

20.

Im Gefängnißhofe hielt ein verdeckter Wagen. Der ſauber gekleidete Verbrecher wurde vorgeführt, weigerte ſich jedoch einzuſteigen. Er verlangte, zu Fuß durch die Straßen geführt zu werden, um, im aufgeſchlagenen Geſangbuche leſend, beweint und mit Blumen beworfen zu werden. So hatte er es ſich einmal in den Kopf geſetzt. Man machte wenig Umſtände mit ihm, wie erbärmlich er auch ſchrie.

Aus der Stadt und der Umgegend war Alles um das Hochgericht verſammelt, und die dicht gedrängte Menge war geſpickt mit Fuhrwerken aller Art. Das Gerichtsperſonal langte an; endlich auch der dicht verhängte Wagen. Er fuhr in den Kreis der Wachen.

Grabesſtille herrſchte auf dem menſchengefüllten Platze. Der verhängnißvolle Augenblick nahte. Die Herzen pochten. Die Damen in ihren Equipagen wurden ohnmächtig; die Frauen im Volke ſeufzten und ſchluchzten hörbar.

Der „ſchöne Joſeph“, ſo dachte man, würde, ſauber gekleidet, mit Anſtand das Schafott beſteigen, und chriſtlich ergeben, bußfertig und gefaßt den Tod erleiden. — Ach, wie ſehr hatte man ſich in dieſer Erwartung getäuſcht!

Der ſchöne Joſeph ſah ſich nicht mehr ähnlich. Seine Kleider waren zerzauſt und ſein wohlgeordnetes Haar zerrauſt. Bewußtlos wurde er die Stufen hinangeſchleppt, und erſt nachdem man ihm Frack und Weſte ausgezogen, die ſeine Halsbinde abgenommen, das Hemd zurückgeſtreift hatte, und ihn auf den Richtſtuhl feſtſchnallte, gab er noch eine Lebensſpur von ſich, indem er erbärmlich ſchrie: „Gnade! Gnade! Gnade!“

Dieſes widerliche Schauſpiel ſollte noch zum Lächerlichen entſtellt werden. Eine Handbewegung des Scharfrichters lud Manaſſe ein, näher zu treten, und der häßliche Nußknacker wankte lahmen Ganges herbei.

Mit dem Blick auf die Sekundenuhr in freier Hand, ließ er ſich Zeit. Im Publikum erhoben ſich Laute des Mißfallens. Manaſſe zuckte ſeine hohen ſpitzen Achſeln, mit einer Gebehrde, welche dem Scharfrichter etwa andeutete: „Machen Sie ein Ende!“

Dieſer antwortete mit einem Lächeln der Ueberlegenheit.

Dem Delinquenten wurden die Augen verbunden, und er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Fauſtſtöße von geübter Henkershand an die Unterkinnlade ſollten ihn bewegen, den Hals zu ſtrecken. Allein dafür war der Patient bereits unempfindlich.

Der Scharfrichter ließ ſich ſein Schwert reichen, und zog es beim Griffe mit beiden Händen blank.

Der Kopf des Delinquenten wurde beim Stirnhaar emporgezerrt, und ein Wink des Scharfrichters lud Manaſſe ein, nochmals näher zu treten, um die Herzſchläge des armen Sünders unter dem Richtſchwerte zu prüfen.

Nochmals wankte der häßliche Nußknacker näher, die Sekundenuhr in der Hand. Neue Laute des Mißfallens in der Menge; doch ließ er ſich nicht ſtören. Endlich trat er zurück, und ſprach zum Scharfrichter: „Machen Sie fort, oder Sie köpfen einen Leichnam.“

Ein Achſelzucken des Beſſerwiſſens war die Antwort. Der Scharfrichter nahm Maß und Stellung, holte aus, der Streich fiel, und der Kopf wurde der Menge gezeigt.

Aber es blieb Alles ſtill, denn es kam kein Blut.

Fragend ſah Manaſſe den Scharfrichter an, welcher den Kopf ſchüttelte, als wollte er ſagen: „Fürchten Sie Nichts! Ich kenne Das.“

Und wirklich — nach einer geraumen Weile fing das Blut zu rieſeln an, dann zu ſpritzen und endlich hoch aufzuſtrahlen.

Jetzt erſt brach die Menge in ſtürmiſchem Beifall aus.

Der Scharfrichter ließ ſein Schwert fallen und ſtreifte ſich die Handſchuhe ab, die er ebenfalls von ſich warf. — —

21.

„Nun,- wie war's?“ fragte Sturmöller bei Manaſſe's Heimkehr.

„Uebertrieben intereſſant. Der Scharfrichter hätte faſt einen Leichnam geköpft. — Was ich heut erlebt habe, iſt kaum zu glauben, und man muß ſagen wie der ungläubige Thomas: „Das will ich mit dieſen meinen Fingern betaſten.“ — Der brave Mann ſtirbt mit Todesmuth, der Märtyrer aus Sterbeluſt, und der viehiſche Sünder aus Todesangſt. Sterben vor Todesangſt; erſterben aus Sträuben wider das Sterben, ſelbſturſächliche Wirkung, paſſiver Selbſtmord! Zwei Verneinungen ſind eine Bejahung! — Heißt das nicht der Ewigkeit ſeine Fortdauer abringen? — Hoch über uns ſteht die Allmacht, und mir ſteht der Verſtand ſtill. Begnügen wir uns, die ewigen Naturgeſetze zu erforſchen, ſoweit es unſern blöden Sinnen vergönnt iſt und ſie unſeren dummerhaften Sinnen eindämmern.“

„Was ſollen dieſe Phraſen? Sie wiſſen, ich liebe

Das nicht; vielmehr erwarte ich von Ihnen einen genauen pathologiſchen Bericht.“

„Ich will mich ſammeln und mich zu erholen ſuchen.“ — — —

Ueber Sturmöller ſchien ſich Alles heut zu häufen. In der Stadt und Umgegend war, wie er vorhergeſehen, Alles leidend, und alle Beſtellungen lauteten: „Herr Profeſſor möge ſelber kommen und nicht ſeinen Famulus ſchicken.“

Als er ſeinen Wagen verlangte, hieß es: „Er muß erſt gereinigt und die Scheiben wieder eingeſetzt werden. Wir wurden mit Koth und Steinen beworfen, und man ſchrie uns nach: „Verkauftes Skelett!“ Ich bin kein Lohnfuhrmann, ſondern ein herrſchaftlicher Kutſcher, und wenn meine Livree nicht reſpektiert wird, — nun . . .“

„Du haſt doch kein Unglück angerichtet? Geſtehe nur! Du weißt, ich laſſe meine Leute nicht im Stich.“

„Alles war das Werk eines Augenblicks. Unſere Braunen ſticht der Hafer, und wenn ſie einmal anſpringen, ſind ſie nicht leicht zu parieren. Ich ließ meine Peitſche knallen rechts und links. Ob ich Jemand getroffen habe, weiß ich nicht. Es kann aber wohl ſein.“

„Du haſt wohlgethan. Bleib bei dieſer Ausſage.“ — Er ließ Manaſſe rufen.

„Sind Sie vom Pöbel inſultirt worden?“

„Herr Profeſſor, mit meiner Figur erweckt man kein Wohlgefallen.“

„Wie gehört Das hieher? Mein ſtadtbekannter Viſitenwagen iſt beſchmutzt und beſchädigt worden. Das ſtört meine Praxis. Fürs Erſte melde ich Das dem Bürgermeiſter. — Johann, in einer Stunde muß Alles in Ordnung ſein.“ — — —

Der Leichnam des Hingerichteten wurde gebracht. Auch hatte Sturmöller ſeine ſämmtlichen Auskultanten, zur Gedächtnißfeier des verſtorbenen Rabbi von Andernach, einladen laſſen.

Gegen Abend kamen ſie. Sturmöller war noch nicht wieder zu Hauſe. Manaſſe machte inzwiſchen die Honneurs und bot ihnen Wein und Taback an. —

„Aber, Nußknacker! Das hätteſt du nicht thun ſollen. Du haſt den armen Sünder auf dem Richtſtuhle in ſeinen letzten Augenblicken beläſtigt.“

„Er war ſchon fühllos für die wohlgezielten Püffe der Henkersfäuſte.“

Auch warſt du dem Henker beim Ausholen zum Streich im Wege, und er mußte dich bei Seite ſchieben.“

„Wer ſagt Das?“

„Die ganze Stadt.“

„Habt Ihr's geſehen?“

„Wir waren allerdings zugegen.“

„Doch was nicht geſchehen iſt, könnt Ihr nicht geſehen haben, und es iſt nicht Jedermanns Sache, zu ſehen, was zu ſehen iſt. Von Dem, was man zu ſehen ſich fürchtet, wendet man den Blick, beruft ſich aber nachmals dreiſt auf Hörenſagen, um als Augenzeuge mitreden zu können. Was ich that, geſchah vorſchriftsmäßig im Auftrage unſeres Herrn Profeſſors, dem ich einen Bericht darüber abzuſtatten habe.“

„Wer einen armen Sünder berührt, macht ſich unehrlich und ſtellt ſich Henkersknechten gleich. Selbſt der Schärfrichter, welcher dem Deliquenten ſein Recht angethan, wirft das Schwert von ſich und ſtreift ſeine Handſchuhe ab.“

„Seid ihr gekommen, Volksaberglauben und Pöbelweisheit zu predigen? Nehmt euch vor Sturmöller in Acht! Er iſt heut nicht in der beſten Laune.“

„Wir ſind gekommen, dich zu warnen. Das Konſil ſteht dir bevor, wo nicht gar relegatio cum infamia, und heute ſchon wurde dir nachgerufen: „Verkauftes Skelett!““

„Was frage ich danach? Mit meinem verkauften Skelett ſteht mir bei lebendigem Leibe die ganze Welt offen; und ich ziehe die allerhäßlichſte Wohlhabenheit der allerſchönſten Dürftigkeit vor. Beſſer ein vergoldeter Nußknacker, als ein zerlumpter Adonis. Beſſer ſein Skelett an ein ſolides Muſeum verkaufen, als Ehre und Gewiſſen an den Meiſtbietenden.“

„Mit den Frauen haſt du es heute völlig verdorben.“

„Was gelten ſie der Wiſſenſchaft! Mögen ſie ſtudieren und ſich unter einander kurieren. In Zukunft keine Accoucheurs mehr, ſondern Hebammen, und ſchamhafte Blutegel mögen ſich weigern, an obſcönen Stellen anzubeißen.“

„Nußknacker! du biſt heut außer dir.“

„Ich glaube es: erſt die Hinrichtung; dann vom Pöbel inſultiert; dann ein genauer pathologiſcher Bericht für meinen Profeſſor, und endlich iſt heut ein großer Tag für mich — der Sterbetag meines ſeligen Vaters. Der Jude glaubt an eine Beſtimmung, zu der er auf der Welt iſt. Er ſpricht nicht zur Allmacht: „Du weißt nicht, was du thuſt,“ und ſagt nicht zur Allweisheit: „Du weißt nicht, was du willſt.“ Nicht umſonſt bin ich das leibhaftige Ebenbild meines Vaters; und nicht umſonſt verlangt mich Sturmöller Tag und Nacht um ſich. Das Gegenſtändliche befreit von krankhafter Einbildung. Man befeſtigt eine Monomanie, indem man ihr widerſpricht, und man heilt ſie, indem man ihr ſchlau und liſtig Recht giebt, ſo daß der Patient ſeine Verirrung belächelt. Die Folgen eines erſten Schrecks werden durch einen zweiten ähnlichen geheilt, und dieſen zweiten heilſamen Schreck gedenke ich Sturmöller dieſe Nacht einzujagen. Ihr ſeid eingeladen zu einer Gedächtnißfeier meines ſeligen Vaters. Wenn die Sterbeſtunde ſchlägt, und die Gläſer gefüllt werden auf das ehrenvolle Andenken des Rabbi von Andernach, erſcheine ich in der Geſtalt meines ſeligen Vaters. Ich habe noch deſſen Kleider, die mit jedem Flicken und Flecken ſich heillos ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt haben. Auch die hohe Rabbiner-Pelzmütze fehlt nicht, und einen langen greiſen Bart habe ich mir machen laſſen, deſſen Spitzen ich mir bald um den rechten, bald um den linken Zeigefinger wickeln werde, wie es die Gewohnheit meines Vaters war — er ruhe in Frieden! Im Uebrigen habe ich Etwas gelernt, und das apoplektiſche Geſicht gewiſſenhaft einſtudiert. Gebt Acht, ich werde mich mit bläulichen, rothbraunen, weißgelben und olivengrünen Tinten dermaßen ſchminken, daß ich das leibhaftige Geſpenſt meines Vaters bin. Auch meine Stimme ſoll der ſeinigen täuſchend gleichen, und endlich bin ich des rheiniſch-jüdiſchen Dialektes vollkommen mächtig. „Mein Sohn!“ werde ich ſprechen, denn ſo pflegte mein ſeliger Vater den geiſtreichen damaligen Scholaren zu nennen — „Mein Sohn! Gottes Lohn und Segen dir! Du haſt meinen Poſthumus zu einem Manne gemacht, du haſt dich meiner verarmten Wittwe und meiner unverſorgten Töchter angenommen. So Viel hätte ein armer jüdiſcher Gelehrter niemals für die Seinigen thun können; und wie lange hätte ich alter lahmer Krüppel überhaupt noch leben können? Dank für dein „Schachmatt auf ewig!“ Gottes Lohn und Segen ſiebenfach über dich!“

Manaſſe ließ die hellen Thränen über ſeinen Wangen herabrollen, und ſeine Kommilitonen waren ebenfalls gerührt.

„Menſch!“ rief der Eine. „Woher kömmſt du immer auf Gedanken, auf die kein Anderer fällt?“

„Weiß ich es ſelbſt! Nur ſo Viel kann ich ſagen, daß ich hierin die Aufgabe meines Lebens erblicke, oder, als Jude geſprochen, meine Beſtimmung. Warum bin ich das leibhaftige Ebenbild meines Vaters? Was Nußknacker Senior meinem Wohlthäter angethan hat, ſoll Nußknacker Junior ihm wieder abnehmen. Vielleicht iſt das auch bei mir zur Monomanie geworden, denn der Wahnſinn iſt anſteckend und Tag und Nacht lebe ich mit Sturmöller zuſammen. Tag und Nacht beſchäftigt mich ſeit geraumer Zeit dieſer einzige Gedanke. Am Ende muß man thun, was man nicht laſſen kann. — Wollt ihr mir beiſtehen?

„In wie fern?“

„Ihr hört und ſeht mich nicht, denn nur für ihn bin ich da. Wie er aber anfängt, gefährlich zu werden — denn ihr wißt, wie er ſein Geſpenſt behandelt, — ſo fallt ihm in den Arm und beſänftigt ihn, damit ich ausreden kann und unbeſchädigt davon komme. Gott wird helfen. Amen!“

„Nußknacker, du biſt ein braver Burſch und guter Menſch!“

22.

Sturmöller kam ſpät nach Hauſe, und ſeine erſte Frage war: „Wo iſt Manaſſe?“

Der Tiſch war gedeckt, und die jungen Leute erwiderten: „Herr Profeſſor, auf Ihrem Kouvert liegen ein paar Zeilen an Sie.“

Das unverſiegelte, viereckig gebrochene Schreiben lautete: „Mein edler Meiſter! Auf dem Schaffote, wie zu Hauſe habe ich meine Schuldigkeit gethan, und Ihre Aufträge nach Vorſchrift pünktlich ausgeführt. Nach Sonnenuntergang fängt aber meine Jahreszeit an, und da darf ich nicht ſchwelgen, noch ſchmauſen, ſondern muß beten und faſten. Ueberlaſſen ſie mich meinen kindlich frommen Pflichten.“

Kopfſchüttelnd lächelte Sturmöller: „Meine Herren! Hören Sie, was er mir ſchreibt.“

„Er ſelbſt hat es uns vorgeleſen.“

„Deſto beſſer! Wenn er dieſen Abend nicht zu Tiſche kömmt, ſo können wir uns um ſo ungezwungener ausſprechen. Es iſt Etwas wider ihn im Werke.“

„Das weiß die ganze Univerſität, und wir haben ihn davon benachrichtigt.“

„Wir müſſen uns unſeres braven Manaſſe annehmen.“

„Unter allen Umſtänden.“

„Meine Herren, vor allen Dingen liegt uns ob, den Gedächtnißtag ſeines Vaters zu feiern; mit dem Sohne wollen wir uns nachher beſchäftigen.“ — —

Sie hatten abgeſpeiſt, und Sturmöller begann: „Meine Herren! Nicht mein Famulus, ſondern ich bin heute vom Pöbel inſultiert worden. Mein ſtadtbekannter Viſitenwagen ward mit Koth und Steinen beworfen, beſchmutzt und beſchädigt.“

„Herr Profeſſor! Wäre Das nicht am Morgen einer Hinrichtung geſchehen, ſo hätte ich „Burſche heraus!“ gerufen, und nirgends wäre eine Philiſterſcheibe ganz geblieben.“

„Beſſer, mein feuriger junger Freund, daß es ungeſchehen geblieben. Ich wende mich jetzt direkt an die Regierung, um volle Satisfaktion zu erlangen. Ich habe mir bisher ſchon Viel gefallen laſſen müſſen, aber heute war der Pöbel ausgelaſſen. Ich ſage: „der Pöbel“, nicht der „Philiſter“, denn Sie werden mir einräumen, daß Philiſtermoralität kein Recht hat, Straßenunfug zu begehen.“

Ueberlautes Gelächter, womit man Profeſſorenwitze zu belohnen pflegt, erfolgte. Sturmöller fuhr fort:

„Indeſſen wiſſen Sie, wie ich mit dem Rektor Magnifikus ſtehe. Er iſt ein Frömmler, und Manaſſe ein Jude. Es gilt, ihm ein Prävenire zu ſpielen, welches augenblicklich geſchehen muß, und wozu ich Sie ſammt und ſonders einlade. Dieſer mein feuriger junger Freund ſchreibt eine vortreffliche Kanzleihand, und ich bitte Sie alle, einige Worte, welche ich ihm in die Feder ſage, mit ihrer vollen Namensunterſchrift zu unterſtützen.“

„Alles, was Sie wollen, Herr Profeſſor!“

Sturmöller brachte Schreibzeug herbei und zog die Klingelſchnur. Die alte Haushälterin kam, ein brennendes Licht in der Hand. —

„Ein volles Tintenfaß auf meinem feinen Damaſttiſchtuche?“ hob ſie an. „Wer ſoll die Tintenflecke auswaſchen, ohne mein Laken zu beſchädigen?“

„Meine Herren!“ lächelte Sturmöller. „Vor zwölf Jahren ſagte dieſe alte Perſon zu mir: Ihr Tiſchtuch; vor ſechs Jahren: unſer Tiſchtuch, und heute endlich: mein Tiſchtuch. — Trage ab und halte dich hier nicht auf. Wir haben zu thun.“

„Ach, Herr Profeſſor! ich kann ja nicht abtragen, da ich nur eine Hand frei habe, und in der anderen Hand das Licht halten muß. Der ſchöne Joſeph liegt unten auf dem Seciertiſch, ſplinternackend, wie ihn Gott geſchaffen.

Er iſt ſo weiß und rein von Leibe. Heute haben ſie ihm den Kopf abgeſchnitten, und morgen wird ihm alles Andere auch noch abgeſchnitten. Ich hätte ihm gern etwas übergedeckt und da ich im Dunkeln die Treppe nicht hinuntergehe ſo nehme ich dieſes Licht mit.'

Die Studenten lachten übermäßig, und Sturmöller verſetzte lächelnd: „Dein ſchöner Joſeph wird dir nicht auf der Treppe begegnen, zitternd vor Kälte, ſeinen abgeſchnittenen Kopf unter dem Arm, dem, blau vor Froſt, die Zähne im Maule klappern.“

In dieſem Augenblicke ſchlug es Mitternacht. Die Gläſer wurden erhoben: „Ehre dem Andenken des braven Manaſſe Cohen von Andernach! Vivat Nußknacker! Vivat die akademiſche Freiheit! Und dreimal hoch unſer edler Meiſter!“

„Nun, was ſtehſt du noch da?“ fragte Sturmöller ungeduldig.

Trinett war ſtill und bleich geworden, ſie tappte, wie ihrer ſelbſt nicht mächtig, nach ihrem Lichte, und ging damit zur Thür. Kaum aber hatte ſie die Schwelle überſchritten, als ſie hell aufkreiſchte, Licht und Leuchter fallen ließ und zurück ins Zimmer rannte, um, mit beiden Händen vor den Augen, in einer Ecke, ſich mit dem Kopf an die Wand zu lehnen.

„Die Närrin ſieht Geiſter aus Geſpenſterfurcht!“ lachte Sturmöller. Aber der Laut ſtockte ihm in der Kehle —

denn das leibhaftige Geſpenſt des Rabbi von Andernach trat aus dem dunklen Vorſaal ins helle Zimmer, mit hoher Pelzmütze, in den alten langbekannten Kleidern, und indem es die Spitzen ſeines greiſen Bartes bald um den linken, bald um den rechten Zeigefinger wickelte. — Mit tiefer Stimme und im rheiniſchen Judendialekt begann es: „Mein Sohn! Gottes Lohn und Segen dir!“ . . .

Es kam nicht weiter. Das ſchwere eiſerne Sandfaß, von Sturmöller's chirurgiſch ſicherer Hand geſchleudert, flog ihm an die Stirn. Der feine blaue Sand beſtäubte ihn und blendete ſeine Augen.

„Um Gotteswiller, Herr Profeſſor, Das iſt Nußknacker! Eine pſychiſche Kur.“ — —

Zu ſpät! Bevor man ihm in den Arm fallen konnte, hatte auch das ſchwere eiſerne Tintenfaß denſelben Weg genommen, und das von Blut und blauem Sand entſtellte, nunmehr auch mit Tinte übergoſſene Rabbinergeſpenſt ſank leblos zu Boden.

„Bin ich dennoch toll geworden? Manaſſe noch einmal?“ rief Sturmöller mit wildem Blick und Geberden. „Fort, Geſpenſt! Der am Boden iſt es!“ und als habe er einem unſichtbaren Weſen die Thür gewieſen, ſchlug er ſie heftig hinter ihm zu.

„Hebt die Lichter hoch!“ gebot er. Es geſchah. — Er faßte das Tiſchtuch bei allen vier Zipfeln, raffte Schüſſeln und Teller, Flaſchen und Gläſer, gleichviel ob voll oder leer, hinein, und ſchmetterte das ganze Bündel zu Boden.

Manaſſe ward auf den Tiſch gehoben, von ſeinen Kleidern befreit, und von Blut, Sand und Tinte gereinigt. Allein Belebungsverſuche blieben ohne Erfolg. Die linke Schläfe war getroffen, und die Verblutung eine innerliche.

Sturmöller rang troſtlos die Hände. „Eine pſychiſche Kur? — Ihr Pfuſcher! wo iſt eure licentia practicandi? Armſelige Treiber, die mir ſolch edles Wild in den Schuß gejagt! Mein theurer Manaſſe, den ich ſo ſehr liebte. Ich bin ſein Mörder nicht, — und nicht einmal ein Todtſchläger. Der Unvorſichtige, der nahe dem Ziel die ſichere Kugel auffängt; hat ihn der Schütz getödtet? Wenn eine Mücke ſich in eine Flamme ſtürzt, hat Der ſie verbrannt, der das Licht anſteckte? Ihr aber ſeid ſtrafbar, denn eure pſychiſche Kur iſt ein Medicinmord. Steht ab von eurem bisherigen Studium und ſattelt um, gleichviel auf was; denn nach dieſer ſtrafbaren Kur wird Keiner mehr ſeine Katze euch anvertrauen. Ich hoffe, ihr werdet nach Ehre handeln. Rüttelt Polizei und Wachen aus dem Schlafe; berichtet, was hier geſchehen iſt, und unterwerft euch Allem, was man mit euch vorzunehmen beliebt. Fügt hinzu, daß ich bitte, mein Haus zu beſetzen, und ſofort die That an Ort und Stelle zu unterſuchen. Ihr vorlauten Geſellen habt eure Zukunft und mich vernichtet — ihr habt für's Londoner Muſeum gearbeitet. — Geht! Auf Nimmerwiederſehen.“

Er begab ſich in ſein Schlafzimmer, deſſen Thür er verſchloß.

Die jungen Leute weinten vor Beſchämung. Sie ballten die Fäuſte über das Antlitz des Todten. „Unſeliges Judengenie, deine Nußknackerſuade hat uns Alle unglücklich gemacht!“

„Friede dem Todten!“ ſprach der feurige junge Freund, der vortreffliche Kanzeliſt. „Dieſe alte Hexe hat an Allem Schuld. Ihre blödſinnige Geſpenſterfurcht hat im entſcheidenden Augenblick unſere Aufmerkſamkeit von unſerm wohlgemeinten, wenn auch kühnen Vorhaben abgelenkt.“ Hiemit warf er ihr ſeine Börſe zu Füßen. „Da haſt du Trinkgeld, greiſes Scheuſal! runzliger Kaſſerollenburſche! möge der Teufel dir den Hals umdrehen!“

Sie gingen. Die alte Trinett nahm die Börſe auf, und ſeufzte: „Hier liegt der häßliche beſchnittene Nußknacker, todt und ſplinternackend, auf dem Speiſetiſche, und unten der ſchöne chriſtliche Joſeph ebenſo auf dem Leichentiſche. Wo ſoll ich verſchämte alte Jungfer dieſe Nacht nur bleiben?“ — — —

Es geſchah, wie Sturmöller verlangt hatte. Die Studenten begaben ſich freiwillig in Haft, und das Haus wurde mit Wachen beſetzt.

Das Juſtizperſonal langte andern Nachmittags an und fragte nach dem Profeſſor. Trinett ſagte:

„In ſeinem Schlafzimmer. Er hat von innen abgeſchloſſen. Ich habe ihm Kaffe, Frühſtück, Mittagsbrot, kurz Alles, wie er es gewohnt iſt, aufgetragen. Er hat Nichts von Allem berührt. Was kann ich armes altes, in ſeinem Dienſte verſierendes und ſervierendes Vokativum dafür, wenn er Nichts genießen will!“

Die verſchloſſene Thür, wie heftig man auch pochte, wollte ſich nicht öffnen. Sie wurde erbrochen.

Man fand Sturmöller in ſeinem Bette friedlich des Todes entſchlummert.

Auf dem Tiſche vor ihm lag ein wohlverſiegeltes Schreiben, des Inhalts:

„Nach römiſchem und kanoniſchem Rechte, und auch nach der C. C. Carolina iſt der letztwilligen Beſtimmung eines Selbſtmörders Nichts anzuhaben.

„Bei vollem Verſtande und voller Geiſtesklarheit verweiſe ich auf ein notarielles, von ſieben Zeugen beſtätigtes, gerichtlich deponirtes Teſtament de dato — —, in welchem ich meinen lieben Freund und Famulus, Manaſſe Cohen Ben Manaſſe, Poſthumus des Rabbi von Andernach, zu meinem Univerſalerben ernannt habe.

„Da nunmehr der Fall eingetreten iſt, den ich nicht vorherſehen und noch weniger wollen konnte, daß er vor mir verſtarb, ſo ſind ſelbſtverſtändlich ſeine vier Schweſtern: Riſka, Sprinzchen, Veilchen und Frumit, meine Univerſalerbinnen zu gleichen Theilen. Das iſt der einzige Erſatz, den ich ihnen zu bieten vermag, damit ſie mir verzeihen und meinem Andenken nicht fluchen.

„Meiner alten Haushälterin, Katharina **, beſtimme ich ein Legat von tauſend Gulden, ein für alle Mal. Mit Dem, was ſie ſich in meinen Dienſten erſpart und erworben hat, wird ihr Das lebenslänglich genügen. Ich habe ihrer in meinem früheren Teſtamente nicht gedacht; auch nicht der Schweſtern des edlen Verſtorbenen, der an ſolche Verpflichtungen nicht erinnert zu werden brauchte.

„Ingleichen ſoll meine verwaiſte Bibliothek, meine anatomiſchen Präparate und meine chirurgiſchen Inſtrumente der hieſigen Akademie anheimfallen.

„Abgefeimte Schickſalstücke hat die Nothwehrwaffe wider den Wahnſinn in meiner Hand zu einer Mordwaffe umgewandelt. Mögen Fürſten und Große, bei entzündetem Gehirn, verſtörtem Gewiſſen und gebrandmarkter Ehre ihr vornehmes Elend dahinſchleppen. Ich vermag nicht, die Würde des Geiſtes zu verleugnen und den Adel der menſchlichen Geſtalt, des Antlitzes und des Auges zu einem Poſſenſpiel zu erniedrigen. Man ſoll nicht mit Fingern auf mich deuten: „Da geht er hin, der tolle Sturmöller, der aus Verrücktheit ſeine beſten Freunde erſchlägt!“

„Was thut ein Fürſt, wenn er, ohne ſich zu entehren, nicht länger leben darf? Er ruft ſeinen Leibarzt und fordert Gift.

„Ich bin ein Fürſt der Wiſſenſchaft; ich bin mein eigener Leibarzt, und Gift genug habe ich in Händen.

„Möge mein Leichnam verächtlicher, als der eines Bettlers, in ungeweihter Erde an der Kirchhofsmauer verſcharrt werden. — Manaſſe! Friede deinem Skelett auf dem Londoner Muſeum!“

◆

Corollaria.

I.

Betrachtungen

über

Carl Gutzkow's jüngſter That.

Selbſtdenkenden Leſern

vorgelegt

von

Dr. Hermann Schiff.

1.

Das verkaufte Skelett war kaum erſchienen (Orion, Auguſt- und Septemberheft 1864) als es auch am zwölften Oktober ſchon vor Gericht erwähnt wurde, zum Zeugniß, daß ich noch nicht wahnſinnig ſei, wofür mich öffentliche Blätter ſchon ausgegeben hatten. Jetzt iſt es zum zweiten Male unter der Preſſe und alle Zeitungen verbreiten die Trauerkunde von dem Selbſtmordverſuche eines hervorragenden, tonangebenden, wegbahnenden Schriftſtellers, angeblich aus Irrſinn.

Braver Gutzkow, unmöglich gab Irrſinn Dir den ſcharfen Dolch in Händen oder während der 35 Jahre deiner fleißigen und reichen Wirkſamkeit hat das ganze deutſche Leſepublikum in Gleichheit und Brüderlichkeit mit dir delirirt. Tückiſche Zufälligkeiten mögen dich überliſtet und bösartige Calamitäten ſich conglomerirt haben wider dich. Der denkende ſelbſtbewußte Mann wird nicht wahnſinnig, wenn er nicht wahnſinnig werden will. —

Es giebt Situationen, in denen man aus Zorn und Verzweiflung mit dem Kopf gegen die Wand rennt, das aber iſt eine momentane animi affectio, welche nicht Irrſinn genannt werden darf, und zerſchmettert man ſich bei dieſer Gelegenheit auch den Schädel, ſo wäre das ein Unglücksfall aber kein Selbſtmord; gleich, wie wenn ein Wahnſinniger vom Dache ſpringt, oder wie wenn jemand im hitzigen Fieberparoxismus ſich in's Waſſer ſtürzt und umkömmt. — Glück auf zur nichtvollbrachten That. Irrſinn hat ſie weder veranlaßt noch gehindert. — Auch der große Napoleon, der zu Fontainebleau einen Selbſtmordverſuch unternahm, bewährte ſich ſchon in den hundert Tagen wieder mehr Napoleon, denn je zuvor. — Auch Gutzkow wird ſich wieder erholen und bleiben was er war, indem von ihm ſelbſt eine wichtige und intereſſante Rechtfertigung in Ausſicht ſteht.

2.

Es hat ſeine Schwierigkeiten zu dem heutigen überhumaniſirten Publikum einen Selbſtmörder vom Irrſinn freizuſprechen. Elyhu Burrit hat ſeine taubenfrommen Oelblätter ausgeboten und die Arbeiterbildungsvereine haben ſich zu einer zeitgemäßen Höhe emporgeſchwungen, in welcher keine Naſe mehr blutig geſchlagen wird.

Das erſte Wort der Februar-Revolution war: „keine Todesſtrafe mehr.“ — Dem ſiegestrunkenen Pariſer mag es ziemen, nachdem er ſich im Blute ſeiner Mitbürger gebadet, ſich mit moraliſcher Blutſcheu wieder zu reinigen. — „Franzoſen! die Tyrannen ſind verjagt, werfen wir ihnen das Recht über Leben und Tod nach“. —

Nur hätte ſolche Pariſer Volksritterlichkeit nicht in's Deutſche überſetzt werden ſollen, weil wir eben eine philoſophiſche Nation ſind. Die idealen Bewegungen gehen von uns aus, ſo gut wie die politiſchen von Frankreich und die merkantiliſchen von England. Am wenigſten durften unſere frankfurter Juriſten, bei Abfaſſung eines Staatsgrundrechtes, dergleichen ſich beikommen laſſen. Das ſouveraine deutſche Volk hatte ſeinen Anwalten Errungenſchaften anvertraut. Seine allerhöchſten Rechte müßten daher geſchont, und nicht weggeworfen werden.

Wir ſchreiben uns nicht, wie die Fürſten „von Gottes Gnaden“, ſondern unſer Wahlſpruch lautet: Volkesſtimme iſt Gottesſtimme, was freilich nicht ſo weit gehen darf, daß wir gen Himmel ſchreien: „Du biſt der Eine und wir die Geſammtheit. Wir wollen nicht wie du, alſo wolle du, wie wir!“ — Das Geſetz ſei unſer Oberherr, und transſignire unſere Volksſtimme zur Gottesſtimme.

Das Volk hat keine Feſtungen und keine Kalk- und Arſenikbergwerke, ſondern keine andere Waffe als die Guillotine. Ich ſage daher: „Kein Staat ohne Todesſtrafe, keine Revolution ohne Guillotine und keine Kindererziehung ohne Ruthe“.

Man wird fragen: Wer iſt der ungezogene Schriftſteller, der vor einem publiciſtiſch-humaniſirten Leſepublikum ſich ſolche Aeußerungen erlaubt?

Aber keine Anmaßung ſpricht aus mir. Im Winterſemeſter 1824/25 habe ich bei dem alten Martin in Jena Criminalrecht gehört. Er verwarf die Abſchreckungstheorie, der Luther noch anhing, um dafür die Nothwehrtheorie aufzuſtellen, geſtützt auf das Geſetz der zwölf Tafeln.

Si quisquam ambulat in foro, cum telo, nominem occidendi causa u. ſ. w. u. ſ. w.

Nothwehr entſpringt aus dem Selbſterhaltungstriebe. Alle belebten Weſen vertheidigen ſich gegen ihre Todt- und Erbfeinde. In's menſchliche Selbſtbewußtſein übergegangen, geſtaltet ſich der Selbſterhaltungstrieb zum Rechte. Denn der Menſch iſt das einzige Weſen, welches eigenthumsfähig, zugleich auch weiß, daß es ſterblich, und allenfalls auch im Stande iſt, das eigne Leben ſich zu nehmen.

Sicherheit des Lebens und Eigenthums iſt die Grund-Bedingung der Socität oder des Staates. Ich lebe von meinem Eigenthum und mein Leben iſt wiederum mein Eigenthum, denn der Sklave kann ſich durch Selbſtmord der Grauſamkeit ſeines Tyrannen entziehen.

Der Sklave iſt rechtlos; das iſt der Staatsbürger nicht. In mitbürgerlicher Gemeinſamkeit hat er den Schutz ſeines Lebens und Eigenthums dem Staate übertragen und dafür Gegenverpflichtungen übernommen, als unter anderen, wenn er ſich verſündigt, der Strafe ſich zu unterwerfen.

Nun aber giebt es Raubmörder und Räuber und Mörder zu ganzen Banden, welche unſer Leben und Eigenthum bedrohen.

Benjamin Franklin, Präſident der Vereinigten Staaten und naturkundiger Philoſoph, zog das Recht des Menſchen in Zweifel, harmloſe Herbivoraces zu ſchlachten und zu verzehren. Allein er war auf See und ſah einen Hay (oder war es ein anderer Raubfiſch) fangen und vor ſeinen Augen auswaiden. Im Magen deſſelben fanden ſich mehrere kleinere Fiſche die derſelbe verſchlungen hatte, und von Stunde an leuchtete dem blutjungen Philoſophen der animaliſche Selbſterhaltungstrieb ein. Denn unſere trübatmosphärige Mutter Erde iſt überfruchtbar. Sie bringt mehr zur Welt als ſie ernähren kann und auf ihrer Oberfläche Platz findet und muß darauf bedacht ſein den embaras des richesses ihres üppigen Schooßes, wieder zu zerſtören. — Kurz, Benjamin Franklin ließ ſich von der Zeit an ſaftige Beafſteaks und Roaſtmoutons wohlſchmecken und wohlbekommen.

Sind wir nun Schlachtvieh für den Selbſterhaltungstrieb von Raubmördern, die nach unſerem Leben und Eigenthum trachten, mit dem Motto: La bourse ou la vie? —

Geſetzt nun: Ich verzichte aus Wehrloſigkeit, oder aus welchem anderen Grunde es ſei, gutwillig auf mein Eigenthum, ſo rette ich vielleicht mein Leben, aber auf Koſten meiner Angehörigen; denn Raubmörder werden in der Regel auf Staatsumkoſten hingerichtet. Der Staat übt Strafrecht auf eigne Koſten. Und wo nichts iſt hat der Kaiſer ſein Recht verloren, alſo ich bin um das Meinige und meine Angehörigen um ihre Anſprüche.

Ein Anderes aber iſt, wenn ich um's Leben gebracht werde, dermaßen, daß ich meines Nothwehrrechts meuchleriſch beraubt worden bin, welches ich gewiß nach Möglichkeit meiner Kräfte, in Anwendung gebracht haben würde. Darf in dieſem Falle mein Staat oder mein Fürſt, ſolch Einzelnnothwehrrecht als eine res derelicta betrachten, unwerth einer Occupatio? — — In dieſem Falle betrachten wir unſere Gefängniſſe als zoologiſche Muſeen, um zu Raubthieren entartete Mitmenſchen, zu Tode zu füttern. — Allein zur Ehre einer ſolchen Humanität und zur Beförderung der Moral, mögen dergleichen Muſeen für irgend ein Eintrittsgeld dem Publikum zugänglich ſein.

Verderben wir aber auch kein Geſchäft! — Gönnen wir heutigen Juriſten, denen es beliebt, zu behaupten: Kein Mord ohne Irrſinn, ihren Einwand.

Jedwedem armen Sünder, wie himmelſchreiend auch ſeine Greuelthaten ſein mögen, da nicht jeder deutſche Mörder ein Eugen Aram iſt, der ſich ſelbſt vertheidigen kann, wird bevor ihm der Scharfrichter ſein Recht anthut, auf Staatsunkoſten (wie gering ſie auch ſein mögen) ein Defenſor beigegeben, deſſen ultima ratio, um ſeinem Deliquenten das Wort zu reden, iſt: denſelben als unzurechnungsfähig darzuſtellen.

Julius Caeſar ſei alſo von zwanzig und einigen Irrſinnigen ermordet; Wilhelm Tell gehöre nicht auf die Bühne, ſondern in's Tollhaus und überhaupt ſei die Weltgeſchichte das Tagebuch einer Irrenanſtalt. — Wo nicht aber? — rechtfertige Nothwehr, die Todesſtrafe, den Krieg, das Duell und wehe! wehe! auch den Selbſtmord.

3.

Giebt es einen Selbſtmord aus Irrſinn? — Eine ſchwere Frage; — denn es ſteht geſchrieben: „Noch niemand hat ſein eigen Blut und Fleiſch gehaßt, ſondern nährt und pflegt es“. Woher alſo mit gewaffneter Hand gegen ſein eigen Blut und Fleiſch verfahren?

Unterſcheiden wir zuförderſt zwiſchen Selbſtertödtung und Selbſtmord.

Es giebt eine clericaliſche Ertödtung des Fleiſches. Man kann ſich zu Tode kaſteien.

Es giebt aber auch eine natürliche Ertödtung des Fleiſches, welche Spleen heißt. Wenn man ſein Fleiſch durch Ueberſättigung und Ueberreizung dermaßen abgeſtumpft hat, daß es zu keiner Freude mehr aufzuſtacheln iſt.

Dann heißt es: „Ich ſterbe vor Langeweile. Ich bin mir ſelbſt zur Laſt, zum Ueberdruß und Ekel. Ich muß mich von mir ſelbſt befreien. Ich muß Nothwehr üben, gegen mich ſelbſt.

In der vorſtehenden Novelle habe ich gewagt: Erſterben vor Todesangſt, Erſticken im Selbſterhaltungstrieb, einen paſſiven Selbſtmord zu nennen.

Gedenken wir des Todtengräber-Geſpräch's im fünften Acte von Hamlet; anlangend des Selbſtmord's der ſchönen Ophelia. — Die Definition lautet:

„Hier ſteht der Menſch und dort das Waſſer, kömmt nun das Waſſer dort, hieher zu dem Menſchen, ſo ſtirbt er se defendendo. Geht aber hier der Menſch, dorthin zu dem Waſſer, ſo ſtirbt er se offendendo.

Ueberſetzen wir den brittiſchen Inſelhumor in deutſchen Continentalernſt, ſo ſteht dem Erſterben vor Todesangſt, se defendendo, der Selbſtmord aus Todesſehnſucht, se offendendo, gegenüber.

Das Erſticken im Selbſterhaltungstriebe kömmt bisweilen vor; der Selbſtmord aus Todesſehnſucht, iſt, meines Wiſſens nach, noch niemals vorgekommen. Er bleibt immer nur Gedanke, der niemals zum Entſchluß reift, viel weniger zur That gedeiht.

Unſer herrlicher Goethe, ging in den Jünglingsjahren, wo ſich das Blut aus dem Gehirn in die Bruſt ſenkt, um die Rolle des Mephiſto in der Hexenküche zu ſpielen: allnächtlich mit einem ſcharfen Dolch zu Bette; denn für einen edlen hochbegabten Jüngling iſt es eine Beſchämung, in jedem Weibe eine Helena zu erblicken. — Der ſcharfe

Dolch blieb müſſig bei der Nachtlampe liegen und Goethe zog es vor, die Leiden des jungen Werther zu ſchreiben.

Wie aber wäre wohl der Selbſtmordentſchluß mit edleren Worten zu bedeuten, als in Fauſt (Studirzimmerſcene.)

„Vermeſſe dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüberſchleicht,
Hier gilt's durch Thaten zu erweiſen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht".

Aber ach! Was hindert dieſe ſeelengroße That? — Glockenklang und Feſtgeſang ſtören Fauſt in ſeinem göttergleichen Entſchluß.

„Und wär es auf Gefahr in's Nichts dahin zu fließen".

Doch bereut er keineswegs ſeinen Vorſatz, ſondern beweint nur ſeinen menſchlichbewußten Selbſterhaltungstrieb.

„Die Botſchaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube".

Und weiter:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder".

Der kühne Schiller vermochte weiter nichts als Selbſtmord aus Todesſehnſucht, zu allegoriſiren. — „Verſchleiertes Bild zu Sais." — „Wehe! wer zur Wahrheit gelangt durch Schuld". — Mit anderen Worten: Es giebt keinen Selbſtmord aus Todesſehnſucht, denn: es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und eben ſo wenig glaube ich, hat es Gefahr in's Nichts dahin zu fließen. — Wenn das allmächtige Schöpferwort: „Werde!" geſprochen iſt, ſo wird wohl ſchwerlich ein Deleatur, (womit man Satzfehler auf eine Correcturfahne bezeichnet,) von Kraft und Folgen ſein. — Aber die Vorſehung ſpricht nicht aus mir. J am my self.

Die That eines unbedeutenden Stoikers, (wer, wie, wo, wann? tantum est quod nescimus,) der auf offnem Markt ſich einen Scheiterhaufen errichtete und im Angeſichte allen Volkes ihn beſtieg, um ſich lebendig zu verbrennen; kann nicht für einen Selbſtmord aus Todesſehnſucht gelten.

Der Unglückliche wollte nur mit ſeinem Leben das ſtoiſche Paradoxon dolorem non esse malum, rechtfertigen.

4.

Die Stoiker betrachteten den Selbſtmord als eine virtus. Seneka ſagt: Wer ſterben gelernt hat, hat zu dienen verlernt. Plinius nennt den Gifttrank einen öffentlichen und ſagt: Das Beſte am Leben iſt, daß man es loswerden kann.

Abgelebte Greiſe luden ſich wie zu einem Gaſtmahle ein, um den bekränzten Todeskelch kreiſen zu laſſen.

Skandinaviſche Greiſe, die dem Vaterlande und ſich ſelbſt zur Laſt waren, bekränzten ſich mit Blumen und ſtürzten ſich in's Meer.

Bei den Brahmanen ließen ſich Frauen und treue Diener mit dem Leichnam des Hausherrn lebendig verbrennen.

Die Chineſen rächen ſich an hartherzigen Creditoren, indem ſie ſich erhenken oder in einen Brunnen ſpringen. Alsdann werden die vornehmen Unterdrücker ſo lange gefoltert, bis ſie den Hinterlaſſenen des Selbſtmörders gehörigen Schadenerſatz bewilligen. — Hartbeſtrafter Wucher. Oder auch Raub-Selbſtmord.

Die Hindu werfen ſich am Dſchlaggernathfeſte, wenn die ſechzig Fuß hohe Pagode mit dem Götzenbilde vorübergezogen wird, unter die gewaltigen Räder, um ſich zermalmen zu laſſen.

Die Japaneſen hängen ſich gern an den Baum Jou-yo auf, was ihrer Seele zuträglich ſein ſoll.

Im Oſten glaubt man an Seelenwanderung und wünſcht, daß etwas Beſſeres als bisher, aus einem werde, als etwa ein weißer Elephant, ein Apis oder irgend ein heiliger Vogel; wie das Ichneumon, oder irgend ein klaſſiſcher Göttervogel, oder eine griechiſch-katholiſche Taube.

Das alles kann nicht Selbſtmord aus Todesſehnſucht heißen, wo Menſchenwürde nicht der Götterhöhe weicht oder nach Schiller (wenn ich das verſchleierte Bild zu Sais expliciren darf): „Auf jede Gefahr will ich wiſſen, wie ich mit meiner Fortdauer daran bin.“ — Goethe (wie Eckermann berichtet) äußerte ſich ſehr gemäßigt: Die Natur wird mir ſchon eine weitere Thätigkeit anweiſen, und die Botſchaft iſt es, welche deficiente omni religiositate, ſeinem Fauſt den Giftbecher aus Händen nimmt.

Nicht einmal für Selbſtmord darf Obengeſagtes ſich ausgeben.

Xaver Günther, Profeſſor Medicinae forensis zu Prag, bezeichnet den Selbſtmord ſehr treffend, als „eine abſichtliche Vernichtung des Eigenlebens, welchen er den (unabſtreitbaren) Selbſtentleibungstrieb entgegenſtellt.

Dieſer Selbſtentleibungstrieb ſoll ſogar bei Thieren vorkommen und man will bei Nachtigallen, Hunden, Katzen und Affen ihn beobachtet haben. Demnach kann von einer Abſicht und Zurechnungsfähigkeit nicht mehr die Rede ſein.

Thatſache iſt, daß überhitzte Race-Pferde ſich die Adern aufbeißen.

Ein Dichter veranſchaulicht mehr und beſſer, als ein docirender Profeſſor.

Nach Goethe's Erſtlingswerke möchte Werther wie ein Racepferd die Adern ſich aufbeißen; und warum? — Er, der Bürgerliche, konnte in einer Geſellſchaft von Race-Nobleſſe nicht geduldet werden.

Soll Ueberhitzung eines jungen, geiſtig-ſtolzen Bürgerblutes nicht auch zum Haſſe des eigenen Blutes und Fleiſches gereizt werden können? — Hiebei iſt nicht zu überſehen, daß Goethe, nicht wie Gutzkow zum ſcharfen Dolche griff, ſondern ihn müßig neben der Nachtlampe blinken ließ.

Indeß iſt hier von einem Selbſtentleibungstriebe die Rede und Werther befand ſich nur im erſten Stadium eines nachmaligen Selbſtmordes. —

Daß dieſer Trieb bei Kindern ſchon vorkömmt, iſt nicht in Abrede zu ſtellen; dergleichen Fälle ſind zu häufig.

Wir gelangen hiemit zu einer zweiten antroprologiſchen Erkenntniß.

Nach Voltaire ſoll dieſer Trieb erblich ſein. Er erzählt von einer reichen Familie, in welcher dieſe Inclination erblich war, dermaßen, daß nicht nur der Vater ſich vom Dachgiebel ſeines hohen Wohnhauſes ſtürzte, ſondern auch merkwürdigerweiſe ſämmtliche ſechs Söhne ſich derſelben Todesart bedienten.

Esquirol und Andere halten den Selbſtmord für anſteckend, ja ſogar für epidemiſch.

Letzteres finde ich gewagt. — Sagen wir vor allen Dingen, ſtatt „Selbſtmord“: Selbſtentleibungstrieb; denn der mag anſteckend ſein, weil es einen Nachahmungstrieb giebt, mit welchem ſich eine unvollkommene Einbildungskraft, die ſich nicht zur Selbſtſtändigkeit, zur eignen Phantaſie befreit hat, zu behelfen pflegt. —

Ein franzöſiſcher Invalide erhing ſich an einer Caſernenthür, und binnen 14 Tagen hatte er zwei Nachfolger. Die Thür wurde vermauert.

Unter Napoleon dem Erſten erſchoß ſich eine Schildwache in ihrem Schilderhauſe, und ſeine That gelang ſo vortrefflich, daß ſämmtliche Militär-Selbſtmörder dieſes Schilderhaus für den glücklichſten Ort zum Erſchießen wählten. Napoleon ließ das Schilderhaus verbrennen. —

Epidemiſch können wohl Ideen und Geſinnung wirken; doch Abſicht und Entſchluß zu Einzelthaten, und dahin gehört vor allen der Selbſtmord, empfehlen ſich nicht.

So ſind wir nun einmal der Menge nach beſchaffen und ſo bringt es unſer Erden-, oder auch Social-Leben mit ſich.

Der Spleen bildet den Uebergang vom unzurechnungsfähigen Selbſtentleibungstriebe zum beabſichtigten Selbſtmorde.

Ein reicher Engländer lud alle ſeine Freunde zu einem ſplendiden Gaſtmahle ein. Der Abend dämmerte. Er ſprach: „Gleich ſoll es Licht werden!“ — und ging.

Nach einer Weile öffnete ſich die Decke des Speiſeſaales und ein glänzend flammender Kronleuchter wurde herabgelaſſen. Mitten in demſelben, ringsumgeben von hellſtrahlenden Lichtern, hatte der Gaſtgeber ſich erhenkt.

5.

Ich fürchte, daß unſerer Gegenwart ſchwer einleuchten wird, wie in einem Selbſtmord etwas Erhabenes liegen kann. Denn wie mitunter einzelne Perſonen ſich zum Spleen hinneigen, ſo zu Zeiten auch die Majorität einer civiliſirten Menſchheit. —

Lord Byron war der Urheber einer Schule der Zerriſſenheit und Heinrich Heine brachte unter denſelben Auspicien, den Weltſchmerz en vogue; mit der Etikette, „ein Riß der über die halbe Erde geht.“ Der Weltſchmerz iſt ſo übel gar nicht, koſtſpielig zwar, allein ob man Vermögen hat oder nicht, darauf kömmt gar nichts an. Denn eine geiſtreiche Feder, welche ſich bei Zeiten und zur Zeit dem Weltſchmerze weiht, bringt hinreichend ein, zu Weltſpaziergängen, um die Beſchaffenheit aller Länder und Völker, einer vornehmen Autopſie zu unterwerfen, ohne irgendwie zu verſäumen, allüberall gut zu eſſen und fein zu trinken, und ſchön zu ſchlafen, aber nicht, wie der Pabſt, in ſeinem

Bette allein, ſondern in Herrlichkeit und Freuden, wie der Türke.

In dem erſten Bande ſeiner Reiſebilder nennt Heine die hochherzige Selbſtmörderin Lucretia, ein „dickes Tugendmenſch." — Ihre That war augenblicklich von größerem weltgeſchichtlichen Erfolg als Heine's ſämmtliche Werke je gehabt haben und haben werden. Es war ein Nothſchrei der Frauenehre:

„Zu den Waffen! Werft ab das Joch! Eure Frauen wollen nicht Eure Schande ſein. Seid Ihr nicht die Schande unſerer."

Im Jahre 1826, wo der erſte Band Reiſebilder von Heine erſchien, gab es in der Hamburger Düſtern-Straße einen Althändler, der unter vielem alten Kram auch ein lebensgroßes Bruſtbild der hochherzigen Römerin ausflehte. Sterbend zieht Lucretia den blutigen Dolch aus dem tödtlich getroffenen Buſen. Dieſe Leinewand athmete Geſinnungen, welche ſich für eine freie Hanſa- und Handelsſtadt nicht ſchicken, weshalb ſie, um jedem politiſchen Verdachte zu entgehen, mit einer Unterſchrift verſehen ward. Auf einem ſchmalen, mit großen Buchſtaben ſchlecht beſchriebenem Zettel ſtand:

Hab Dank Lucretia für deine Frauenehr',
Doch heutigen Tags erſticht deshalb ſich niemand mehr.

Das Bild blieb dennoch unverkauft. Heinrich Heine war 1826 ein junger Dichter und paſſirte die düſtre

Straße faſt täglich, um in einem gewiſſen Delicateſſenkeller bei der Conſtantinsbrücke zu frühſtücken.

Dürfen aber krankhaft kokettirende Männerzungen, nachdem ſie die Schande geliebkoſt haben, auch ſüßlich noch Frauenehre belächeln. Darf männliches Selbſtunbehagen eine keuſche Märtyrin für ein dickes Tugendmenſch ausſchelten? — Hat man keine edle Mütter und Schweſtern, vor denen man ſich ſchämen muß?

So geht es aber, wenn der Weltſchmerz ſich ſeinen plaſtiſchen Humor, von der düſtren Straße in Hamburg aufließt. — — —

6.

Selbſtmord aus Liebe kömmt häufig vor, und das iſt ſehr erklärlich.

Unſere trübſelige Mutter Erde (bekanntlich mit der ſchwerſten Atmoſphäre in unſerem Sonnenſyſtem behaftet) hat uns nicht nur, weil ſie uns nicht ernähren kann, den eigenen Selbſterhaltungstrieb mitgegeben, ſondern, was ſie bei ihrer ausgelaſſenen Fruchtbarkeit wohl hätte ſparen können, den Fortpflanzungstrieb zur Erhaltung des Geſchlechts; zu deutſch: „Liebe.“

Ehre den Frauen! — Sie werden dem Deutſchen einräumen, daß er ſein Wort für zärtliche Gefühle, den Nachtigallen abgelauſcht hat. — Wie finſter klingt dagegen das griechiſche Eros, das ruſſiſche Lubow, das lateiniſche Amor und gar das franzöſiſche Amour, welches obendrein männlich iſt; denn une amour bedeutet nur eine Liebſchaft. — Wäre ich ein Polyglotte, ſo würde ich mit: „Liebe,“ hier alle Sprachen durchgehn. —

Gedenken wir der ſchwärmeriſch-zärtlichen Polonaiſe Oginsky, mit dem Piſtolenſchuß bei der letzten Firmate. Der edle Componiſt erſchoß ſich auf einem Balle, während ſeine Angebetete, die ihn verſchmähte, mit einem Anderen — „nach ſeinen Noten“ tanzte.

Vergeſſen wir auch nicht die bildſchöne Charlotte Stieglitz. Sie war vermählt mit einem jungen genialen und beliebten Dichter, deſſen Schwermuth aber ſie beunruhigte. Sie fragte ihren Hausarzt, ob er nicht zu retten ſei. Dieſer erwiderte derbmediciniſch: „Ihrem Manne geht es zu wohl. Er hat, was man ſich wünſchen kann: Figur, Talent, Geld, Ruf, Erziehung, und obendrein ein reizendes, junges Weibchen. Er muß einmal ein großes Unglück haben, damit er zu ſich ſelbſt komme.“

Die ſchöne Charlotte nahm dieſes Recipe, was wohl in keiner Pharmakopae zu finden ſein wird, auf Glauben hin. — Wie aber war dieſem melancholiſchem Glückspilze ein großes Unglück beizubringen. Er liebte ſie, er ſchwärmte für ſie, aber er ſchwärmte auch nur für ſie, im übrigen ſeufzte er und war traurig. — Da fiel ihr ein: das einzige Unglück, was ihn treffen kann, iſt, mich zu verlieren. Ich muß ſterben, damit ſein Dichterſinn geneſe. — Geſagt, gethan. — Sie legte ihr Brautkleid an, ſchmückte ihr kaſtanienbraunes Haar mit dem Myrthenkranze und ſtieß ſich den Dolch in den vollen weißen Buſen. Sie traf ihr zärtliches Herzchen mit italieniſcher Banditen-Geſchicklichkeit.

Am ſelben Abende noch erſchien der verwittwete Dichter bei Lutter und Wegner, in einer Weinhandlung (auf dem Gends'armen-Markt vis-a-vis des königlichen Schauſpielhauſes), berühmt durch Stammgäſte wie Louis Devrient, E. T. A. Hoffmann, Criminalrath Hitzig — auch durch den Knaben Carl und Anderweitigkeiten.

Die Stammgäſte ſtutzten, ſtaunten und wunderten ſich. — Er aber ließ ſich Wein geben und ſprach: „Das ſüße Herzblut meiner Charlotte ſoll nicht umſonſt gefloſſen ſein. Es verpflichtet mich, mich zu erheitern.“

Das war ein Ereigniß für das ſandig-geſchwätzige Berlin und es fragte ſich nur, ſollte man ſpötteln oder ſchweigen. Die liebliche, gütige Charlotte war nicht ſpitzmäulig zu bewitzeln, doch ihre That forderte zu einem moraliſch ſtillen Achſelzucken auf.

Willibald Alexis löſete dieſes ſchwierige Problem. — „Wir ſind keine Römerinnen!“ ſagte er. „Aber ſind wir in Berlin etwa „Römer“?“

Charlotte Stieglitz war keine römiſche Lucretia, auch keine karthagenienſiſche Dido und nicht einmal eine griechiſche Sappho. Sie war die Ehefrau eines Angeſtellten an der königl. Berliner Bibliothek, welche die lapidariſche Inſchrift führt: „Nutrimentum spiritus.“

Unglücklicherweiſe hatte die reizende Charlotte auch einen platoniſchen Anbeter, der ſie in ihrer häuslichen Schwärmerei beſtärkte. Es war der trockene Theodor

Mundt. Er heirathete ſpäter die Schriftſtellerin Louiſe Mühlbach, von Mecklenburg-Schwerin'ſchem geſegneten Kaliber — Mundt und Mühlbach! Nomen et omen. — Das Ehepaar übervölkerte die Leihbibliotheken mit dickleibigen, vielbändigen Romanen. Allein, was Louiſe zur Welt brachte, war immer voluminöſer, als was Theodor erzeugte.

Der edle Verfaſſer des Kätchen von Heilbronn und des Prinzen von Heſſen-Homburg erſchoß ſich aus verſchmähter Liebe Pein und zugleich auch aus Mangel an Anerkennung. Ein doppelt unerträgliches Leid. — Er war Edelmann und Militär, wußte mit Waffen umzugehen und traf ſich gut. Doch weiß ich noch von einem anderen, von einem unübertrefflichen Selbſtmord zu erzählen.

Während meines Aufenthalts in Hannover redigirte ich ein Volksblatt, in welches ich auch Tagesvorfälle aufnahm. Ein hannoverſcher Scharfſchütz hatte Schulden. Doch das war Sache ſeiner Manichäer, worüber er mit communiſtiſchem Selbſtgefühl ſich hinwegſetzte. Allein ſein Credit war bis auf's Aeußerſte verbraucht und bis zur Auszehrung verzehrt und aufgezehrt. „Ohne Credit," dachte er, „kann der Menſch nicht leben, und ich bin immer noch einen Schuß Pulver werth und noch einen drüber." Mit zwei geladenen Piſtolen alſo ging er zu Bette. Damit: entſchlüpfte die erſte Kugel machtlos ſeinen Händen, er habe eine zweite zu verſenden. Jedoch die erſte Kugel ſchon vollbrachte ihren ewig denkwürdigen Tellſchuß. Sie ging durch den Gaumen in's Gehirn und kam durch die Fontanelle (wo die Schädelnäthe ſich verbinden) wieder zu Tage. Die Verblutung war eine innerliche, nur wenig Tropfen befleckten das Kopfkiſſen. Die Erſtarrung war augenblicklich erfolgt und ohne Zuckungen. — Der Knall weckte die Hausgenoſſen. Sie gingen dem Pulverdampfe nach, erbrachen die Thür und fanden ihren Scharfſchützen in ſeinem Bette friedſam entſchlafen, das abgefeuerte Piſtol in ſeiner Rechten. In ſeiner Linken eine zweite geladene, den erſtarrten Zeigefinger ſchußrecht und fertig am Drücker. Sie rüttelten ihn: „Menſch! was haſt Du gethan?“ — Statt aller Antwort ging auch der zweite Schuß los und glücklicherweiſe ſchlug die Kugel nur in die Wand. Irgend wohin mußte ſie fliegen und ſie hätte für daſſelbe Geld, einen Apfel von dem Kopfe eines Kindes ſchießen können. Es wäre ein poſthumer Tellſchuß geweſen.

Gleichfalls während meines dortigen Aufenthalts erhing ſich ein Schneidergeſelle, weil ſeine Geliebte einen anderen geheirathet hatte. Er machte ihr eine Abſchiedsviſite auf Nimmerwiederſehen; in der That aber, um ihr Schleier und Brautkranz zu entwenden. Wer weiß, wie viel ſie ihm abgeſchmeichelt, und ob er ſich nicht ihrethalber zu Grunde gerichtet hatte. Den Schleier warf er über, den Kranz ſetzte er ſich auf's Haupt, und ſo geſchmückt vollbrachte er ſeine That. Auch Selbſtmörder können ſich lächerlich machen, ohne daß Irrſinn damit zu ſchaffen hat.

Selbſtmord aus Irrſinn liegt außerhalb dem Horizont meiner Gedanken und Begriffe. So viel ich weiß, kommt er nicht einmal auf der Bühne vor.

Ich erinnere an den Ugolino von Gerſtenberg. Ein einactiges Drama; Scene: im Hungerthurm. Die Söhne alle ſind im letzten Stadium des Hungertodes. Sie deliriren in kühnen, glänzendbunten Einbildungen, keiner legt Hand an ſich. Sie ſterben einer nach dem anderen (um mich des Kunſtausdrucks zu bedienen) aus heiler Haut. Der jüngſte Sohn verſchmachtet in den Armen des gänzlich verwaiſten Vaters, der ſelbſt dem Hungertode nahe, mit ſeinem eignen Blute ihn erquicken möchte. Ugolino zieht den Dolch und gen Himmel ſchauend, hebt er ihn hoch empor wider ſich ſelbſt. Muſik hinter der Scene, den verſteinerten Niobeſchmerz eines Vaters bedeutend, und — der Vorhang fällt.

Freilich iſt es unwahrſcheinlich, daß man zum Hungertode Verurtheilte, bevor man ſie einmauern läßt, nicht unterſucht, ob ſie tödtliche Waffen bei ſich führen. Auf der Bühne aber geht das hin. Gleichviel, die That kömmt nicht vor.

Sand, der Mörder Kotzebue's, verſuchte unmittelbar nach der That, auf offenem Markte einen Selbſtmord, ohne ihn zu vollziehen. Schon von früh an war der Traum ſeines Ehrgeizes, à la Charlotte Corday, als Märtyrer der Freiheit auf dem Schaffot zu ſterben. Warum ward er dieſem unerſchütterlichen Vorſatz untreu? Auch hierin kann ich nur eine momentane animi effectio erblicken und keinen Irrſinn; denn kurz zuvor hatte er ſeine wohlüberlegte That, auf die er ſich lange Zeit eingeübt hatte, mit einem einzigen und ſichern Dolchſtoß ausgeführt, geduldig den geeigneten Augenblick abwartend und ohne ſich durch gaſtfreundliche Aufnahme irre machen zu laſſen. Oder will man das Monomanie nennen? Nein! Er bereute ſeine That nicht. Sein Troſt war, ſie geſchickt und eclatant ausgeführt zu haben. Traulich verſtändigte er ſich mit ſeinem Scharfrichter, wie er ſich auf dem Schaffot zu benehmen habe. Er ſpielte Guitarre und ſtarb vollkommen mit ſich ſelbſt verſöhnt. Freilich wurde ihm verboten, vom Schaffot herab das Volk anzureden, denn es waren keine Revolutionszeiten. Er verſuchte es dennoch; aber auf die Ermahnung: „Sand! Was haben Sie mir verſprochen?“ ließ er ſein feines weißes Schnupftuch fallen, hob die Schwurfinger gen Himmel. „O Gott, Du weißt!“ das waren ſeine letzten Worte.

7.

Das Gedächtniß eines Novelliſten, der ſtets mit der Phantaſie gearbeitet, fängt in meinen Jahren an, ſchwach zu werden und ich kann nicht auf den Namen eines franzöſiſchen Küchenmeiſters, noch den ſeiner Herrſchaft kommen, um welche er aus gewiſſenhafter Dienſtergebenheit ſich den Tod gab.

Bei Entwurf eines Küchenzettels hatte er ſich, im beſten Vertrauen auf die Zuverläſſigkeit ſeiner Lieferanten, auf einen Gang Seefiſche eingelaſſen, welche er auch ſofort verſchrieb. Es giebt Fähigkeiten und auch Talente, die in gewiſſen Familien erblich ſind. Vermuthlich, ſo nehme ich an, waren ſeine Vorväter Küchengenies, zur Ehre des edlen Geſchlechtes, dem ſie, gleich ihm, ihre lebenslängliche Dienſte geweiht hatten, und welches dieſe ſeltene Generation von Kraft- und Stoffkünſtlern in Achtung und Ehren hielt.

Wider alles Vermuthen blieben die Seefiſche aus und es war eine außerordentliche Tafel, zu der man hohe und allerhöchſte Gäſte erwartete.

Die Stunde ſchlug, wo die Seefiſche auf den Heerd mußten, um durch kunſtgerechte Behandlung über Feuer, in ihrer erſten friſcheſten Vollkommenheit ſervirt werden zu können.

Alle anderweitigen Heerde waren mit untrüglicher Küchenweisheit beſtellt und durften der Obhut ſtrengdisciplinirter Untergebenen anvertraut werden, nur der Seefiſchheerd glühte vergebens vor Verlangen nach ſeinen Pertinentien.

Alle Hoffnung war verloren, alle Geduld erſchöpft und nichts blieb übrig, als Verzweiflung. Der Unglückliche begab ſich in ſeine Gemächer und zog den Degen. Sollte er das Wohlwollen ſeiner Herrſchaft, die Ehre ſeiner Vorfahren, Tafel, Küche und Küchenzettel compromittiren und zwar in Anweſenheit allerhöchſter und hoher Perſonen?

Da pochte es an der Thür. Er ſtemmte das Gefäß ſeines Degens gegen dieſelbe, zückte die Spitze auf ſeine Bruſt und rief: „Herein!“ Haſtig ſtieß ein Küchenjunge die Thür offen und ſchrie: „Die Seefiſche ſind angelangt,“ indem er ſeinem Meiſter den Degen durch die Bruſt rannte.

Zu bemerken iſt, daß in ſofern der Koch einen Degen trug, der ja kein Küchenmeſſer iſt, ſelbiger eine eximirte Perſon geweſen ſein muß. Und ferner, daß der Küchenjunge wider Wollen und Wiſſen zum Todtſchläger ward, indem er einen projectirten Selbſtmord nachhalf und zur That förderte.

Machen wir jetzt aus dem dienſttreuen Koch einen inſolventen Banquier. Wechſel laufen auf denſelben, der Verfallstag iſt da und er will ſeine Schmach nicht überleben. Er thut wie jener, in der Meinung, es ſei der fürchterliche Manichäer. Aber ſein Buchhalter nur iſt es, mit den Worten: „Gratuliere, Herr Finanzrath! Sie haben das große Loos gewonnen.“ — Dieſer iſt in demſelben Falle, wie obiger Küchenjunge.

Ein Todtſchlag iſt kein Mord. Folglich darf ein Selbſtmord aus Irrſinn auch nur ein Selbſttodtſchlag heißen, oder beſſer ein Unglücksfall.

Der japaneſiſche Grande muß, wenn der Kaiſer zürnt, anfragen: „Herr, ſoll ich meinen Bauch aufſchlitzen und Dir meine Eingeweide zeigen?“ und ſpricht der Kaiſer: „Ja!“ ſo muß er, das Schwert in der Rechten, ſich den Bauch aufſchlitzen und mit der Linken die blutigen Eingeweide herausreißen und vorzeigen. Das iſt japaneſiſcher Gebrauch und Hofordnung. Das iſt ſelbſtbewußtes, vornehm-freiwilliges Sklaventhum.

Aber der Leib iſt der unbewußte Sklave des Geiſtes, das dienende Werkzeug ſeines Wollens und kann ſich dieſem Gehorſam nur aus Lähmung entziehen, oder befallen von

Krämpfen, ſich wider ſeinen Gebieter auflehnen. Der Irrſinn hebt den Abſolutismus des Geiſtes nicht auf und der Leib möchte in der Todesſtunde noch treulich ſeinem Gebieter ſich anklammern, der in Verklärung ihn verlaſſen muß.

8.

Gutzkow ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Berlin und hatte Anfangs Juli 1830 auf irgend eine Diſſertation einen akademiſchen Preis gewonnen, als die Kunde von der Wiedergeburt der Tricolore zu Paris in Deutſchland ſich verbreitete und Gutzkow ſah die erſten Lorbeeren ſeiner jugendlichen Schulweisheit durch Volksthaten verdunkelt.

Nicht mit ungewaſchner Hand griff er zur Feder. Er fühlte in ſich einen Beruf, der, wenn auch nicht aere perennis, doch ein Zeit-gemäßer, nützlicher und nothwendiger war.

Die große deutſche Literatur-Epoche ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts zählt dreierlei Perioden, claſſiſche, romantiſche und Geſinnungsliteratur. Gutzkow iſt der Stifter der Letzteren, wenn auch Heine und Börne als ſeine Vorgänger zu betrachten ſind.

Unſtreitig iſt die Preſſe ebenfalls eine Volkswaffe. — Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß, wenn ich eine alte

Balkenpreſſe ſehe, welche jetzt von den Stahl- und Dampfpreſſen verdrängt worden ſind, mir immer eine Guillotine einfällt, welche ja ebenfalls eine Volkswaffe iſt, deren ſich nach meiner Anſicht die Fürſten widerrechtlich anmaßen. Denn zu einem Todesurtheil gehören drei verantwortliche Perſonen, der Richter, der es fällt, der Oberherr, der es beſtätigt und der Nachrichter, welcher es vollſtreckt. Eine Maſchine iſt keine verantwortliche Perſon und kann möglicherweiſe Fehler machen. Als während der franzöſiſchen Occupation hier in Hamburg auf dem Berg (Büttelei) der Raubmörder Henri le Maitre hingerichtet wurde, ſchlug das Fallmeſſer einem Scharfrichterknecht zwei oder drei Finger ab. Ein Scharfrichterknecht iſt auch ein Menſch. Er kann in ſeinem Dienſte zu Schaden kommen. Wer aber hat für ſeine Verſtümmelung ihm Erſatz zu leiſten? die Gerichte, der Staat oder die Guillotine?

Eine gewiſſe äußere Formähnlichkeit dürfte vorhanden ſein. Eine innere Aehnlichkeit hingegen iſt nicht abzuleugnen. Preſſe und Guillotine haben kurz nach ihrer Geburt ſchon eine bedeutende Umſturzrolle geſpielt, die Preſſe arbeitete für die Reformation, die Guillotine für die Revolution. Die Preſſe iſt Vervielfältigungsmaſchine des Wortes; die Guillotine vervielfältigende Tödtungsmaſchine; die Preſſe iſt die Wiederbelebungsmaſchine der ci-devant Weisheit; die Guillotine Tödtungsmaſchine der ci-devant Vornehmheit.

Die Aufgabe, zum wenigſten der deutſchen Preſſe, iſt keineswegs die, eine Volkswaffe zu ſein. In Frankreich hatte ſie freilich unter Marat und Robespierre gemeinſchaftliche Sache mit der Guillotine gemacht. Aber vor Erfindung der deutſchen Buchdruckerkunſt war der römiſch-apoſtoliſche Stuhl, der Sitz der Volksintelligenz, welcher ſeinen Geſammtklerus ſtempelte und in alle Welt ausſandte, zu lehren, was zu denken, zu glauben und zu wiſſen ſei. Dawider erhob ſich der Guttenberg'ſche Preßbengel und ſtempelte Druckbogen. Aber jeder Druckbogen ward ein fahrender Mönch, der in Städten und auf Dörfern, in Hütten, Palläſten und auf Burgen das Seinige lehrte und predigte.

Doch bevor wir weiter ſchreiten,
Stehe ſtill und ſieh dich um,
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten
Und auch wieder ſtumm.

Ein Rückblick auf die Vergangenheit iſt zu Zeiten ergiebiger, als der Taſtſinn für Gegenwart und Muthmaßungen auf eine Zukunft.

Die erſte und eigentliche Beſtimmung der Preſſe war die Vergangenheit aus ihrem Schlafe zu wecken. Zuerſt das römiſche und griechiſche Alterthum. Daß ſie bei dieſer Gelegenheit die Reformation unterſtützte, iſt als eine ſecundäre Folge zu betrachten und lag in der Zeit. Ich möchte die Preſſe die deutſche Minerva nennen. Lange genug blieb ſie bei ihrem beſcheidentlichen Nachtvogel „Eule." Erſt als der römiſch-apoſtoliſche Stuhl-Zwang ſie mit Cenſur belegte, verwandelte ſie ihre Eule in einen Falken, von dem Blumauer in der traveſtirten Aneide ſagt:

Er ſchaut der Sonn' ins Angeſicht,
Und kriegt nicht Augenſchmerzen.

Nicht zu vergeſſen aber ſei, daß während des dreißigjährigen Krieges ſchon die belletriſtiſche Preſſe (Simplicius Simpliciſſimus) ſich dem Volksſinn weihte.

Die franzöſiſche Preſſe, unter den Bourbonen, blieb als königliche Akademie und Bühne bei der Nachteule. Goethe arbeitete zehn Jahre lang an ſeiner Iphigenie und ſchrieb auch Hermann und Dorothea. Schiller emancipirte ſich anfangs von der Schulweisheit in den Räubern, Kabale und Liebe, Fiesko; fügte ſich aber derſelben ſpäter wieder, namentlich in der Braut von Meſſina, und Anderem auch.

Die romantiſche Poeſie erſtand unter der napoleoniſchen Zwangherrſchaft und entfaltete ſich und erblühte mit dem Befreiungskriege 1813—15.

Die Preſſe iſt ein tauſendzüngiges Werkzeug, und die umfaſſende biegſame deutſche Sprache iſt allvermögend. Die romantiſche Schule wiederbelebte für Deutſchland Shakeſpeare's Calderon, Cervantes' Dante Arioſt, Skandinavien und Hindoſtan u. ſ. w., jedoch ohne populär zu ſein, denn ihr Wahlſpruch lautete: odi profanum vulgus et arceo.

Gutzkow iſt der Stifter einer deutſchen Neuliteratur: der Geſinnungsſchule. Keineswegs gehe ich damit um, ihn zu apotheoſiren. Ich bin nicht blind für ſeine Fehler. Nur dem Verdienſte ſeine Krone und gerechte Anerkennung werde Niemanden verſagt.

Mit einer Art von weiblichem Ehrgeize hat ſich Gutzkow ſeinem Berufe ergeben, während ſeine Geſinnungsgenoſſen nach Stellung und Vermögen trachteten. Er widmete die deutſche Preſſe dem Volke und fand zahlreiche Nachahmer. Er machte ſie zu einer Volkswaffe, und Ehre ihm! —

Während Cenſur noch obwaltete, erlitt er viele Verfolgungen; aber er allein, ohne daß ſich ſeine Gleichgeſinnten dabei betheiligten.

9.

Dieſe Neuliteratur, Geſinnungsſchule oder junges Deutſchland, hatte immer zwei Untugenden.

Die Preſſe, als Volkswaffe benutzt, iſt und bleibt eine Ephemere und indem ſie, lediglich der Gegenwart zu dienen, ihre Vergangenheit vernachläſſigt, verzichtet ſie auch auf eine Zukunft.

Die Julirevolution machte ſchon am dritten Tage — keinesweges Bankerott — ſondern nur Frieden, — oder vielmehr ſie accordirte. — „Tricolore — und Bourbonen (!!!“)

Ludwig XVI., Urheber der Tricolore, indem er ſeine Lilien den Pariſer Farben einverleibte, endete auf dem Schaffot. Die Weltgeſchichte läßt ſich Bankerotte gefallen aber keine Accorde. 1848 ſagte ſich die Tricolore von den Bourbonen los und 1852 kehrte ſie zu ihrem Napoleon zurück. — — —

Das junge Deutſchland hatte nichts eiliger zu thun, als ſich in ſeiner Geſammtheit der vornehmſten Journale zu bemächtigen, um ſich als deutſche Geſinnungsſchule zu etabliren.

Bei alle dem war dieſe Geſinnungsſchule, welche unſer geiſtreicher Gutzkow ſtiftete, von höchſtbedeutender und geſchichtlicher Einwirkung auf das deutſche Vaterland. Anfangs nur eine von Pariſer Dünger erwärmte Ausſaat, gerieth ſie, zu deutſchem Volksbewußtſein und Einigkeitsgefühl, in Gährung. — Aufkeimend machte ſie ihre herkömmliche deutſche Schule.

Voran Schulbildung! — Glücklicherweiſe hatte Gottingen ſchon ſo viele überflüſſige Profeſſoren, als ganz allein das claſſiſche Griechenland, nothdürftig an Weiſen zählte.

Die Bewegung alſo, hatte nunmehr ſtudirt und kam aus der Schule.

Sie mußte aber auch confirmirt werden, und dieſe Firmelung ertheilte ihr der Caplan Runge mit dem Segen: „Kein heiliger Rock mehr.“

Nachdem deutſcher Volksſinn und Volkseinigkeit durch Neureligionen gefirmelt waren, wagten ſie ſich auf die Straße, um ſich das allerhöchſte Recht nemlich: Souverainität: Volksoberherrlichkeit zu erkämpfen. Dieſe große Errungenſchaft aber ward den Preßceleberitäten, welche nicht wie Prinz Heins, *aus Humor*, „*den tiefſten Ton der Leutſeligkeit anſchlugen*; ſondern mit doctrinärem

Ernſt, oder Geſinnungspedanterie, jedweder nach ſeiner Weiſe, die deutſche Volkseinigkeit handhabte um Publikum für — ſich zu gewinnen. Sie wirkten nicht nach oben zum Selbſtbeſtehen deutſcher Einigkeit ſondern nach unten, um die allerhöchſte Volkserrungenſchaft zu verdauen. Sie waren mehr Laczanzen als Vomitive.

Unſtreitig war Friedrich der Große, der erſte deutſche Demagoge. Er iſt der Urheber deutſcher Selbſtheit. Der erſte Vaſall, welcher ſich gegen ſeinen Römiſch-Deutſchen Kaiſer erhob, um ſich König von Preußen zu nennen, da ſeine Vorweſer ſich nur König in Preußen nennen durften. Im Pabſtlichen Genealogien-Kalender hieß er nur Marquis de Brandenbourg.

Es geht mit der Geſinnung, wie mit dem Blute, welches ſich im Laufe der Jahre vom Gehirn zum Unterleibe ſenkt.

Im Jahre 1848 gab es keinen Römiſch-Deutſchen Kaiſer mehr uud es verſpürten niedre Klaſſen Volksſouverainität.

Gutzkow hatte das Schickſal aller Neuproductivität. Man wird zum Märtyrer ſeiner Schöpfung, zu Gunſten anderer die ſie in Händen nehmen.

Es war kein ſtrafbares Preßvergehen, daß der Schöpfer einer Neuliteratur, als geborener Berliner, ſich den Süddeutſchen anſchloß.

In Berlin war nicht viel zu verderben. — Ich muß aus eigener Erfahrung reden. —

Mit Eröffnung des Königſtädtiſchen Theaters, bildete ſich eine jüngere romantiſche Schule, deren Wahlſpruch nicht mehr war „odi profanum“, ſondern welche um den Beifall eines Theaterpublikums buhlte. Sie conſtituirte ſich ſpäter zu einer Mittwochsgeſellſchaft. Es war eine ſehr respectabele: Achim von Arnim, Varnhagen von Enſe, Willibald Alexis, Carl von Hallei, Carl Schall, Profeſſor Gubitz, Wilhelm Albrecht und viele andere Kunſt- und wiſſenſchaftliche Autoritäten. Aber auch dii minorum gentium befanden ſich darunter. Exempla sunt odiosa und Gutzkow hatte einen Vorgänger: M. G. Saphir, welcher dreizehn Bühnendichter mit einer Brochüre von einem einzigen Druckbogen, unmöglich machte.

Im Jahre 1829 ward auch ich in dieſe Mittwochsgeſellſchaft von Willibald Alexis eingeführt und gehöre alſo nicht zu den 13 Todtgeſchlagenen. Die Stimmung dieſer Geſellſchaft war eine chriſtlich-germaniſch-ritterliche, der Verfaſſer der unvergeßlich-ſüßen Undine, würdigte mich eines beſonderen Discours und: — En Hamborger Jung nimmt keen Blatt vor't Muhl. — Ich fragte ihn: „Wenn ich als Ritter dem Teufel mein Ehrenwort gegeben habe, zur Hölle zu fahren, darf ich als Chriſt mein Wort halten?“ Ich brauche wohl nicht zu erklären, welch einen Eindruck dieſe dreiſte Frage auf ſo rückſichtsvolle Berliner Autoritäten machte. De la Motte Fouqué beſann ſich ſehr lange, erwiderte aber endlich: Ein Ritter, der ſolch Ehrenwort giebt, iſt kein Chriſt mehr. Sei es Sache des Oberherrn, dem er ſich zugeſagt, ihn beim Wort zu nehmen. Dieſe Antwort fand lebhafte Zuſtimmung und ich war geſchlagen.

Während um Gutzkow das junge Deutſchland ſich bildete, mußte die Berliner Mittwochsgeſellſchaft zerfallen. Die alten Ariſtokraten blieben, was ſie waren, und die jungen Neuromantiker bei der Königſtadt. Die Publiciſten konnten nicht umhin, gemäßigt-freiſinnig zu werden, ohne ſich den ſüddeutſchen Schreiern anzuſchließen.

Blicke ich zurück auf jene Zeiten, wo das junge Deutſchland ſich erhob, ich aber die Mannesreife erlangt hatte, ſo erſchrecke ich über die Unzahl von Tagescelebritäten, welche ſich Irrlichtern gleich entzündeten, entweder eine bürgerliche Stellung ſich erobernd, um in derſelben zu erlöſchen, oder nach verzehrtem Brennſtoffe im Sumpfe der öffentlichen Meinung zu erſticken. — — —

Eine neue Zeit iſt angebrochen und ſie heißt: „Handelspolitik“, welche zur See gemacht ſein will, und nicht zu Lande. Sie verlangt univerſellen Verkehr; während die Geſinnungspolitik nur Platzhandel, mehr oder weniger, treiben kann. —

Zugleich mit der Nautik haben auch andere Wiſſenſchaften ſich vervollkommt: Chemie, Mechanik, Pyrotechnik; aber auch Pſychologie und Anthroprologie ihre Fortſchritte gemacht. Nur, daß dergleichen ſich nicht öffentlich ausgeben, wie die Geſinnung.

Die Wiſſenſchaft hat ihre Myſterien, welche den Ungeweihten unzugänglich ſind. Die Kunſt hat ihre Illuſionen, welche der Meiſter hervorbringen kann, die er aber, wenn man ſie ihm nicht ablauſcht, höchſtens Geiſtes-, aber auch Blutsverwandten octroyirt.

Die Geſinnungspreſſe hat weiter nichts auszubeuten, als ſich ſelbſt. Sie vertritt nicht die Perſon, ſondern die Sache, welche eine jedermanns Sache ſein ſoll.

Ueberſehen wir aber nicht die großen Verdienſte der Geſinnungspreſſe. Sie hat die deutſche Sprache veredelt; ſie hat ihr eine Copia verborum zugelegt, die wir früher vom Auslande erborgen mußten und endlich hat ſie Styl und Periodenbau auf glänzende Weiſe vervollkommnet. Freilich nur à la portèe de tout le monde.

Die Gegenwart verlangt keine Federhelden, aber Kriegshelden und wenn es auch nur Artilleriſten ſind, erfreuen ſich dieſelben einer ehrenvollen Anerkennung.

Heinrich Heine ſagte einmal: Wenn zu Zeiten Adam's und Eva's ſchon die Göttingerliteratur exiſtirt hätte, ſo wäre der erſte Mord unterblieben, und ſtatt ſeinen Bruder Abel todt zu ſchlagen, würde Kain denſelben in der Göttinger Literaturzeitung heruntergeriſſen haben.

Ich würde einer Zukunfts-Geſinnungspreſſe anrathen, ſich Schriften von Kanonenmetall gießen zu laſſen, jedoch ohne zu behaupten, daß es practiſch ſei.

Während ſeiner fünfunddreißigjährigen Geſinnungszeit hielt der geniale Gutzkow (und wer will dieſes Epiketon ihm abſprechen) ſtets ſich oben auf. — Etwa fünf Jahre lang fand das junge Deutſchland ſeinen hinreichenden Nahrungsſtoff in der Gegenwart. Allein Buchhandel und Publiciſtik ſind bald überfüttert. Das junge Deutſchland zerfiel und feindete in einem offenen Federkrieg Gutzkow, ſeinen Urheber an.

Gutzkow vereinigte ſeine Gleichgeſinnten wieder, oder vielmehr ſie waren es, die ſich ihm von neuem zugeſellten, als er ſeine Geſinnungsſchule auf die Bühne brachte.

Ich wage nicht, das zu billigen. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, bedeuten nicht eben ganz und gar die Geſinnung.

Die Welt ſteht feſt. Wenigſtens ich ſchenke ihr dieſes Zutrauen. Geſinnung aber ändert ſich wie der Vollmond bis zu ſeinem letzten Viertel.

Ars longa, vita brevis.

Die Bretter gelten dem kurzen Menſchenleben. — Sollen ſie auch, der viel kürzeren Geſinnung noch gelten? Da die Geſinnung nicht Sache des Einzelnen, ſondern Parteiſache iſt, ſo glaube ich, es wäre beſſer geweſen, die Geſinnungsſchule wäre bei der Maculatur geblieben.

Allerdings kann man ſich auf den großen unerreichbaren Schiller berufen. Denn was iſt ſein Marquis Poſa anderes, als ein Geſinnungsheld? — Wofür aber wirft er ſein Leben weg, ſammt der Gunſt eines großmächtigen Königs, in deſſen Reiche damals die Sonne nicht unterzugehen pflegte?

Wofür wirft er ſeine Geſinnung weg? „Rettung Flanderns!“ und „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“

Etwa weil ſein Kniefall für Geſinnungsfreiheit, umſonſt war?

Etwa weil er ſeine zärtlichen Gefühle für die reizende Königin ſtrafbar fand?

Etwa aus kalter Freundſchaft für den Königsſohn, dem er, aus ſpaniſcher Etiquetten-Pedanterie, ſein Knie beugte? „So geziemt es einem Königsſohne.“ —

Allein mit welch einer wunderbaren Bühnendichter-Meiſterſchaft hat Schiller ſeine Geſinnungscaprice ausgeführt? —

Im erſten Akte iſt keine Rede vom Poſa, im zweiten kaum, und erſt im dritten Akte macht er ſeinen Kniefall.

Im Anfang des vierten Akten erſt benutzt er König Philipp den Zweiten, wie jener Küchencavalier den oben angeführten Küchenjungen zum ſelbſt beſchloſſenen Selbſtmord.

Der Wahrheit die Ehre! — Geſinnung ſei keineswegs von der Bühne ausgeſchloſſen. Illuſionen iſt die Aufgabe der Bretter, welche die Welt — „bedeuten“.

Nur werde ſie nicht zu einer Marktſchreiertribüne für Freiheit und Völkerwohlſein.

Iffland's Wort: „Menſchendarſteller“ ſcheint mir uncorrect; er hat ſich damit beſcheidentlich auf ſeine Sphäre beſchränkt, Familiendrama, Hausvatertugend.“ Wir haben Engel und Teufel, Götter und Geſpenſter, Magier und Hexen. Soll der höchſt leichtfertige Mephiſto, oder gar Shakeſpeare's Kaliban, von Menſchendarſtellern agirt werden? — Warum denn ſoll es keine Geſinnungsdarſteller geben? Iſt der Marquis Poſa, von Schiller's Meiſterhand mitten unter ſpaniſchem Abſolutismus, Inquiſition und Hofzwang dahingeworfen, nicht eine Rolle, nach der jeder junge Held und Liebhaber geizt?

Allein die Geſinnungshelden der dramatiſchen Neupoeſie haben im allgemeinen, excluſive jede ehrenwerthe Ausnahme, zwei große Fehler. Zuerſt ſpielen ſie, auf, und hinter der Scene, das heißt, entweder ſie agiren, oder ſie werden von Nebenperſonen, Fürſten, Frauen und Vornehmheiten enthuſiaſtiſch gelobhudelt. Bei Künſtlerdramen geht das an.

Torquato Taſſo rechtfertigt in lyriſcher Ueberſpanntheit die Huld, welche der Hof, Fürſten und Prinzeſſinnen ihm ſchenken, während der Staatsmann Antonio ihn mit Gleichgültigkeit behandelt.

Oehlenſchläger's Correggio iſt ſchon bedeutend ſchwächer, wie meiſterhaft auch die erſten drei Akte ſind. Dieſer iſt nur Maler. Sein bekanntes Madonnenbild kömmt in Scene wo es von Buonarotti und Romano verleugnet und wiederum glänzend anerkannt wird.

Anders als mit Künſtlerdramen iſt es mit Geſinnungsdramen. Alle Achtung vor Gutzkow's Acoſta und namentlich iſt der junge Spinoza eine reizende Epiſode. Dieſer berühmte Nachfolger des unglücklichen Acoſta in ſeiner ſpeculirenden Kindheit iſt eine rührende und verſöhnende Erſcheinung, desgleichen die deutſche Bühne wenig aufzuweiſen hat.

In Laube's Karlsſchülern hingegen, finde ich keinen Schiller wieder, denn Raiſonnements ſind nicht Reflectionen.

Der zweite Fehler der neudramatiſchen Geſinnungshelden iſt, daß ſie ihr geniales Selbſt, von dem ſo viel geſprochen wird, niemals dem Zuſchauer zu koſten geben.

Ich muß an eine jüdiſche Anecdote erinnern. Eine Judenfrau vermißte zwei Pfund Butter. Die Köchin entſchuldigte ſich: „Die Katze hat ſie aufgeſchleckt.“ Die Frau legte die Katze auf die Wage, welche aber mit Haut und Haar nur zwei Pfund wog. — „Das iſt die Butter, ſagte jene; wo bleibt die Katz?“

Wenn ich im Theater bequem und nachläſſig daſitze, ſo will ich gepackt und hingeriſſen werden. Nun werde ich mit Geſinnungsbutter abgeſpeiſt, welche den Charakter mit Haut und Haar aufwiegt. Wo ſoll da der Humor, die Begeiſterung herkommen, wodurch der Darſteller ſich zu einer illuſoriſchen Perſönlichkeit erhebt? —

Die Bretter, welche die Welt bedeuten, ſind kein Marktſchreiergerüſt, von der herab Geſinnungsmedicamente zu Erleichterung und Beförderung des Völkerwohlſeins ausgeſchrieen werden.

Leider hat die Geſinnungsſchule nicht nur das Schauſpiel, ſondern auch die Oper zur Markt- und Couliſſenſchreierei verleitet.

Ich erinnere an den Tannhäuſer. Wagner iſt zugleich Textdichter und Componiſt auf eigene Hand. Auch hat er, Gott ſei Dank, keine Nachahmer gefunden. In beiden Fächern nicht. —

Das Wort Zukunftsmuſik habe ich jeder Zeit uncorrect befunden. Die Muſik bewegt ſich in Takt und Rythmus. Welch eine Zukunft alſo kann ſie haben?

A. W. von Schlegel ſagt, als poetiſcher Kritiker, die Architectur iſt eine gefrorene Muſik. Welches iſt nun die aufgethaute Architectur, welche kirchthurmartig in den Himmel ragt? — Welche andere kann es ſein, als die, von der Geſinnungsſchule mit leichtfertigem Unverſtand außer Cours geſetzte claſſiſche (Kirchen- wie Opern-) Muſik.

Hätte ſich dieſe „Neumuſik“ etwa „nur“ eine Fortſchrittsmuſik genannt, ſo würde ich, der ich ſchon in meinem neunzehnten Jahre als Concertiſt vor manchem Publicum ſtand, geſagt haben: „Auch das geht nicht an.“

Der Fortſchritt bahnt ſich ſeinen Weg mittelſt der deſtructiven Preſſe an, deren Aufgabe iſt, Zöpfe abzuſchneiden, was aber nicht in Bilderſtürmerei ausarten darf, denn was einigermaßen für die Dauer ſich qualiſicirt, ſoll man nicht zerſtören wollen.

Man erwarte nicht von mir, daß ich hier veröffentliche, wie die Leipziger muſikaliſche Zeitung von Robert Schumann, zu Brendel in Weimar überging, unter den Auſpicien von Franz Liszt, welcher uns einen Zukunftsopern-Textdichter und -Componiſten octroyirte.

Dreiſt aber nenne ich dieſe Zukunftsmuſik eine **Geſinnungsmuſik**; ein muſikaliſches Geſpenſt, welches, um in Haupt- und Centralſtädten eine haute-volée-Figur zu machen, einer pompöſen Ausſtattung mit Decorationen, Koſtümen und Orcheſterverſtärkung bedurfte.

In ſofern machte ſie von vornherein ſich für Provinzial- und ambulante Bühnen durch übertriebene Koſtſpieligkeit völlig unmöglich. Nicht einmal für Straßenmuſik und Orgelkaſten taugte ſie, und am wenigſten konnte man danach tanzen.

Ich ſpreche der Zukunftsmuſik **ihre** Zukunft nicht ab. Sie wird eine kunſtgeſchichtliche Dauer haben. Sie iſt ein Curioſum, wie weit deutſcher Volksſinn ſich von der deſtructiven Preſſe verdummen läßt.

Denn dieſe Geſinnungsmuſik, geſtützt auf die deſtructive Preſſe und von ihr gehoben, nahm deren ganzes Perſonal, von Dramaturgen und Muſikkritikern in Lohn und Brod, und horribile dictu: ohne Ausnahme ſchmarotzirt dieſes deſtructive Geſammtperſonal noch heute bei Direktionen, Darſtellern, Sängern, Sängerinnen, Tänzern Tänzerinnen u. ſ. w., u. ſ. w.

Ich berufe mich hiebei auf London und Paris.

In London wurde der Tannhäuſer von der Schwelle gewieſen, und es hieß: „Wie kann eine hervorragend muſikaliſche Nation, wie die deutſche, uns dergleichen zuſenden.“

In der Académie imperiale zu Paris, wo die Crême der de la haute-volée ſich zu zeigen beliebt, erlangte der Tannhäuſer einen unerhört-beiſpielloſen Succès de Scandale complêt, auf welchen nur ein Boulevardtheater-Publicum mit Wolluſt eingeht, weil der bühnenluſtige Pariſer Bourgeois es ſich nicht nehmen läßt, eigene Kunſtjuſtiz nach Herzensluſt zu üben. Dergleichen „Betiſen“ (ſo nennt man das in Paris) ſind auf den Boulevardtheatern ſehr willkommen, und erlangen ſie einen Succès de Scandale complêt, ſo erleben ſie dreißig Vorſtellungen hintereinander. Nur in der Académie imperiale ſind ſie unmöglich.

Das iſt nicht alles!

Ein einzelner deutſcher, ein erſter und letzter Zukunftsopern-Textdichter und Componiſt, welcher jung wie er iſt, bereits ſich ſelbſt überlebt; hat ſich ja nur auswärts blamirt: und ubi delictum, ibi poena. Ein deutſcher Sünder, der in Deutſchland durchgekommen iſt, und auswärts betroffen wird, kann ſich nicht mehr darauf berufen, daß er von Geburt ein Deutſcher ſei.

Der erſte und letzte, bereits vergeſſene Zukunfts-opern-Textdichter und -Componiſt kann daher ſeine Nation nicht praejudiciren, wohl aber ſeine Parthei, die ihn daheim hochſtellte und dem deutſchen Publicum als einen Opern-Meſſias anempfahl. Dieſe Parthei iſt der Eſel, auf welchem am Palmarum der Erlöſercomponiſt in das deutſch-muſikaliſche Zukunfts-Jeruſalem einzog.

Warum begab ſich die deutſche Zukunftsmuſik nur in eigener Perſon nach London, warum nahm Wagner nicht ſeine ganze zahlreiche Parthei mit? — Denn wenn ein Narr zehn macht, ſo kann eine große Parthei ein Geſammtpublikum machen.

Und warum gleich nach London? — Der Todtengräber ſpricht zum Prinzen Hamlet:

„Den hat man nach England geſchickt, weil er toll geworden iſt.“

Hamlet fragt: „Damit er dort geheilt werde?“

— „Nein! damit er nicht auffällt, denn dort iſt jedermann wie er.“

Aber der Engländer verlangt eine ſolide, faſt möchte ich ſagen, ſubſtantiöſe Tollheit, und keine vulgivage deutſche Partheigrille.

Unſer Zukunftsopernmann ging nach Paris, um ſich — eine lichttrunkene Mücke in der glänzenden Beleuchtung der Académie imperiale die Flügel zu verſengen.

Eine deutſche Parthei- oder Geſinnungs-Grille hat allemal ein derbes Unterfutter, welches ſobald nicht aufzutragen iſt, mag es auch noch ſo fadenſcheinig geworden ſein. Wir bleiben immer noch bei Zukunftsmuſik, wenn auch der Urheber derſelben ſchon vergeſſen iſt. —

Nur Eines noch fehlte. Ein einzelner Deutſcher, der ſich unter Protection einer Fürſtin Metternich in Paris compromittirte, iſt keine Majorität. Die poetiſch- und muſikaliſch-hervorragende deutſche Nation mußte mit Poeſie und Muſik ſich in corpore verleugnen.

Ich glaube, den Fauſt von Goethe ein unſchätzbares Kleinod deutſcher Literatur nennen zu dürfen.

Ferner glaube ich, daß die deutſche Muſik, von Sebaſtian Bach bis zu Carl Maria von Weber, die claſſiſche heißen darf, im Gegenſatz zu der weſteuropäiſchen Muſik, deren Stifter Meyerbeer iſt, Sohn des großen Millionärs Hertz Beer, Schüler des Abt Vogler und Roſſini's. Je nun! — Das Geld iſt univerſell und der Jude unnationell. — —

Ein Componiſt, Muſikdirector bei einer Pariſer Bühne untergeordneten Ranges, aber nebenbei Kirchen-Tonſetzer, machte mit einer leichtfertigen Fauſtoper, nach Pariſer Text, ſeine Triumphreiſe durch Deutſchland, unter Zudrang aller Volksclaſſen, nebſt öffentlichen Ehrenbezeugungen und glänzenden Remunerationen von Fürſten, Großen und Reichen.

Wie man ſagt, ſoll ſeine deutſche Kunſtreiſe, in wenig Monaten, ihm weit über 100,000 Thaler eingetragen haben. Ich war ſein Caſſirer nicht, doch finde ich es ſehr wahrſcheinlich.

Quo vobis mentes, quae recte stare solebant.

Zu deutſch: Midas war ein König, aber ein Volk darf keine Eſelsohren haben. — Und ſomit, denke ich, ſind wir am Rande, wenn wir noch länger für eine hervorragend-poetiſch und muſikaliſch-gebildete Nation gelten wollen.

Auf keine Weiſe kann dieſe Geſinnungserſchlaffung Gutzkow zur Laſt gelegt werden, obſchon er der Urheber einer deutſchen Geſinnungsſchule war. Denn ſeine Vorgänger, Heine, Börne u. ſ. w., arbeiteten nur für Judenemancipation, welche ihr Werk 1848 vollendet hatte. — Unter Anderen ſaß unſer, leider! viel zu früh verſtorbener Obergerichtsrath Dr. Gabriel Riesſer als Vicepräſident in der Paulskirche, ſprach Preußen die deutſche Krone zu und überbrachte ſie auch.

Das Judenemancipationswerk hatte ſein Ziel erreicht, die Arbeit war vollendet und ſomit machte man Feierabend — oder beſſer geſagt: Schabbes — um wie der liebe Gott zu ſagen: „Alles iſt gut!“

Sofort aber bemächtigte ſich der Verfaſſer des Uriel Acoſta dieſer vollendeten Arbeit, um ſie für die Bühne einzubalſamiren. Und wieder war er Wegweiſer und Tonangeber für Andere. Es genügt ja wohl, wenn ich den Verfaſſer der „Deborah“ hier erwähne.

Die Geſinnungsſchule fing damit an, lediglich ſich ſelbſt als geſetzlich dahinzuſtellen und hörte damit auf, den lieben Gott aus ſeinem Univerſum zu expropriiren. — Man kann nicht weiter gehen, um Perſonalität zu leugnen.

Was iſt die Preſſe ohne Autoren? Und was iſt ein Autor als Volksgeſinnungsbeſchaffer? — —

Früher oder ſpäter mußte dieſe Geſinnungspreſſe ſich überleben, weil ſie der Kunſt und Wiſſenſchaft entſagend, nur das Materielle beförderte.

Indem ſie ihre primitive Beſtimmung vernachläſſigte, bedarf ſie heute ſchon im Selbſtgefühl ihrer Ohnmacht eines Krimskrams der Zeichenkunſt — Technik, Geologie, Aſtronomie und anderweitige Wiſſenſchaften ſind hiebei nicht in Betracht zu ziehen — um durch Holzſchnittilluſtrationen, unterſtützt von der Photographie, der Imagination ihrer Leſer zu Hülfe zu kommen.

Wachſen nicht illuſtrierte Zeitungen heute, wie Pilze aus der Erde?

Wo iſt ein zweiter Gutzkow, welcher dergleichen für die Bühne, oder irgendwoandershin einbalſamirt?

Zugleich auch hat die Geſinnungspreſſe, ſtatt eines Literaten, eines Buchhändlers und eines Verlegers und ſtatt eines Buchdruckers und Schriftſetzers, abgerechnet die Druckmaſchinen, hunderte in Arbeit genommen.

Uebervölkerung hat Selbſtmorde zur Folge, und Auswanderungen verhalten ſich zu Selbſtmorden wie: Nationalertödtung zur Selbſtentleibung.

Deutſche Geſinnung gab es von Urzeiten her. Selbſtmord war bei den alten Deutſchen herkömmlich, wo es galt, einer bevorſtehenden Unterjochung zu entgehen, um als Freier in Walhalla zu kommen.

Auch haben wir einen Schiller, von primitiv-deutſcher Geſinnung, welcher, ſo weit er ſelbſt ſich auch der vorherrſchenden claſſiſchen Hof- und Schul-Etiquette fügen mußte, helldurchſcheinend und ſtrahlend blieb.

Vor 1813 hatten wir einen Tugendbund und nach 1813 unſere Demagogen. Von beiden weiß ich leider ſehr wenig. Denn als ich zur Univerſität abging, gab mir mein Vater folgende Warnung mit: „An Geld ſoll es dir nicht fehlen. Nur gerathe nicht in den Tugendbund. Bedenke wohl, wie die Staatspapiere fallen werden, wenn ihr alle Fürſten ermordet.“ — — —

Das aber waren geheime Verbindungen von Einzelnen, welche — Sand etwa ausgenommen, der immer noch unerklärlich und dunkel bleibt — erſt durch gerichtliche Verfolgung zur Oeffentlichkeit gelangten.

Das deutſche Volk hat kein Talent zu politiſchen Verſchwörungen, dergleichen ſind in unſerer Geſchichte ohne Beiſpiel. Wir können höchſtens religiös ſectiren und das haben wir jederzeit redlich gethan.

Um ſo größer iſt das Verdienſt Gutzkow's, mittelſt der Preſſe den Volksgeſinnungsboden urbar gemacht zu haben.

Jederzeit war er productiv und in Erfindung neuer Geſinnungsformen unerſchöpflich, obſchon er mit einer gewiſſen Leichtfertigkeit zu Werke ging, welche nur auf Effekt arbeitet und ſich mehr mit Selbſtverſtand behilft, als durch Virtuoſität ſich rechtfertigt.

Er hat gepflügt und geſäet und ſeine Gleichgeſinnten haben geerntet, und ſeine Nachfolger haben gedroſchen.

Endlich hat er den Boden unter ſeinen Füßen verloren und iſt an ſich ſelbſt irre geworden. Das aber darf nicht Irrſinn genannt werden. Höchſtens im Wundfieber kann er delirirt haben und ſelbſt ſein Hülferuf (der bei jedem mißglückten Selbſtmordverſuche vorzukommen pflegt) kann in dieſem wie in vielen anderen Fällen nur bedeuten: „Man helfe mir ſterben, denn ich ſelbſt kann nicht mit mir zu Ende kommen.“

Voltaire ſagt: „Wünſchenswerth wäre, daß Selbſtmörder zur Erläuterung des menſchlichen Seelenlebens die Rechtfertigung ihrer That ſchriftlich hinterlaſſen.“

Ich wiederhole: „Glück auf! zur mißlungenen That!“

Aeußere Motive liegen zu Tage. Unſer Gutzkow hat ſich ſtets einer allgemeinen Anerkennung erfreut und weitere Sympathien haben ſich bereits — und werden ſich auch ferner darthun.

Gutzkow hat keine böſen Leidenſchaften, wohl aber hat das Gerücht eine vorlaute Zunge und je weiter es von Mund zu Munde geht, um ſo abenteuerlicher und ausgelaſſener wird es.

Unſere Zeitungs-beau-monde raffraichirt ſich täglich im Hôtel de Fama.

Aber innere Motive: Nahrungsſorgen, Berufsbeſchwerden, Inconvenienzen, Verkennung und Zurückſetzung können ein geniales Gemüth verſtören. — Das ſind die äußeren Verhältniſſe, und wenn ich etwas von den innern Verhältniſſen wüßte, ſo würde ich dergleichen niemals veröffentlichen.

Glück auf! zur mißlungenen That! — Die Dolchſtiche, welche Gutzkow ſich beibrachte, ſind nicht lebensgefährlich, und einen Gutzkow'ſchen Irrſinn giebt es nicht.

Aber der deutſche Geſinnungsboden zwar iſt ausgeſogen und entkräftet. Mögen die aufgeſproſſenen wilden Halme ihn düngen und eine in Scheuren ausgereifte Saat umgeſchaufelt werden, um ihn wieder zu bepflanzen, damit er von Neuem grüne und blühe.

Gutzkow iſt beneidenswerth um ſeine Bühnenkenntniß, Geſchicklichkeit und Erfahrung. Er ſtand dem Baron von

Dingelſtedt ſehr nahe, deſſen Bearbeitung des Shakeſpear'ſchen „Wintermärchen“ allüberall von glücklichem Erfolge war.

Iſt es denn Shakeſpear allein, benebſt Calderon, Goldoni, Hollberg u. ſ. w. Die beiden letzteren von Kotzebue auf's grauſamſte ausgebeutet.

Sollen Racine, Corneille u. ſ. w. vergeſſen ſein?

Und endlich Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Terenz und Plautus. Sind ſie für die deutſche Bühne unmöglich? — Zumal in dieſe Dichtungen Gutzkow von Kindheit an eingeweiht iſt, und auch das, denke ich, könnte ausgereifte Saat ſein, umzuſchaufeln für die deutſche Bühne.

Der Kunſthimmel iſt reich und voll von Sternen aller Größe. Wozu ferner noch das Alltagsgras von einer ausgetretenen Landſtraße abweiden? —

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Israelitiſche Novellen

von

**Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.**

Band III.

Böhmiſche Juden.

Von

Leopold Kompert.

I ~~Zweite~~ Abtheilung.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Böhmiſche Juden.

Novellen

von

Leopold Kompert.

I ~~Zweite~~ Abtheilung:

~~I~~. Der Dorfgeher.
~~II. Trenderl.~~

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Dorfgeher.

Aus dem Hauſe des Rabbi, das hart an der Synagoge ſteht, kam eines Freitags Nachmittag ein haſtiger Knabe geſprungen, der unter ſeinem linken Arm einen ſchweren dicken Folianten trug. Das Geſicht dieſes etwa eilfjährigen Kindes glühte von dem Feuer einer inneren Aufregung, oder gar von der Laſt des Buches — es war in dieſem Augenblicke wunderbar ſchön! Keinem von Allen, wie ſie da in der Gaſſe herumſtanden oder gingen, fiel es ein, dieſen Knaben um die Roſen auf ſeinen Wangen, oder um den perlenden Thau auf ſeiner Stirne zu fragen! Da hätte man Wind und Athem zugleich ſein müſſen, aber auch unbarmherzig dabei: denn, ſtöret die Kinder nicht, wenn ſie freudig dahin rennen, ihr werfet einem Blinden Steine vor den Fuß, und das verbietet die Bibel!

Aber wie der Knabe an der „Schlafſtub“ vorüberkam, da, wo gewöhnlich die fahrenden Bettler auf Sabbath einkehren, ſtand dort Einer von dieſen Gäſten, der ihn nicht ungefragt vorüber laſſen wollte.

„Jüngel Leben“, rief der Bettler, „kannſt Du mir ſagen?“

Das Kind mußte ſich wie Einer, der einen ſteilen Berg hinabläuft, faſt wie ein haſtiges Rad abſperren, ehe es zum Stehen kam.

„Was?“ fragte es ſich umdrehend, leiſen Verdruß um die feinen Mundwinkel.

„Kannſt Du mir ſagen, wo da Rebb Schimme Prager wohnt? ich hab' da eine Plett*) für ihn, ich ſoll bei ihm auf den Sabbath eſſen.“

„Und warum ſoll ich das nicht wiſſen?“ rief der Knabe verwundert, „das iſt ja mein eigener Vater.“

Da that der Bettler einige Schritte auf den Knaben haſtig vorwärts. „Iſt das auch wahr, was Du ſagſt?“ rief er, indem er ihn ſtürmiſch bei der Hand ergriff, mit unausſprechlich bebender Stimme.

„Und wer denn ſoll mein Vater ſein?“ fragte das Kind mit jenem leicht erklärlichen Aerger, wie ihn vielleicht nur ganz lebhaft Kinder empfinden, wenn man ſich in etwas verfänglicher Weiſe nach ihren Eltern erkundigt.

---

*) Anweiſung des Gemeinde-Caſſiers auf Sabbathkoſt bei einem der Familienväter.

„Verzeih', verzeih' mir", fuhr der Bettler in derſelben heftigen Aufregung fort, „heißeſt Du nicht Benjamin, mein Kind, und haſt Du nicht eine Schweſter, die Röſele heißt? Hat ſie nicht ſchönes ſchwarzes Haar? und iſt ſie noch ſo luſtig und herzfreudig, daß man's ſelbſt wird, wenn man ſie nur anſieht? Singt ſie noch ſo prächtige Lieder, beſonders Freitag Abends, wenn der Vater aus der Synagoge heimkömmt? Weißt Du das: Salem Alechem, Alechem Salem? Und die Mutter, nicht wahr! Sie heißt Channa und iſt Gott Lob und Dank friſch auf und geſund? Sie trägt noch das ſchwarze Sammetband auf der Stirn — und den Goldducaten um den Hals hat ſie den noch?" —

Plötzlich hielt der Bettler inne; er fuhr ſich über den Mund, als ob der zu viel verrathen hätte, dann ſagte er leiſe lächelnd: „Wenn Du's alſo weißt, mein Kind, wo Rebb Schimme Prager wohnt, ſo führ' mich hin — aber Du mußt wollen."

Benjamin, und es war dieß in der That ſein Name, wußte vor Staunen und Erregung nicht, was er von der ſo ſeltſamen Erſcheinung des Bettlers denken ſollte; mit einer ſolchen Stimme, die ihm bis an das Herz drang, hatte er noch Niemanden nach den Familienverhältniſſen ſich erkundigen gehört; zu antworten vermochte der Knabe nicht.

Sonderbar! der Bettler ſchien auch nicht darauf zu warten; mit niedergeſenkten Blicken, aber ein herrliches Lächeln auf den Lippen, das ſich im Weitergehen immer ſchöner und ſiegreicher entfaltete, ſchritt er an der Seite des Knaben durch alle Windungen und Krümmungen der Gaſſe, ja ſogar durch das finſtere Durchhaus, das man ſonſt ohne Wegweiſer nicht finden konnte. Mit Einemmale ſtanden ſie vor Rebb Schimme Pragers Wohnung; da mußte dem Knaben die frühere Freudigkeit ſeines Laufes eingefallen ſein; mit einem mächtigen Sprunge ſich von ſeinem Begleiter losreißend, war er in's Haus hinein. Der Bettler blieb draußen auf der Schwelle der Thüre, er wagte nicht einzutreten.

„Hab' ich Dir's geſagt“, hörte er drin den Knaben ausrufen, „daß ich auf Freitag werd' mein erſtes Blatt Talmud können? Mein Wort hab' ich gehalten, Mutterleben, jetzt halt's an Dir.“

„Ja ja, mein Kind“, beſtätigte darauf eine weibliche Stimme, die den Bettler erbleichen machte, „ja ja, aber nicht eher, bis Dich der Vater hat verhören laſſen aus dem Blatt Talmud. Heut' zu Tag, Ben' jamin Leben, muß man ſicher gehen; aber Freud' wird er genug haben, wenn er daheim kömmt. Willſt Du aber ein Draufgeld?"

Ehe aber Benjamin noch antworten konnte, war es dem lauſchenden Ohre des Bettlers, als legten ſich drin zwei weiche mütterliche Lippen auf die Wangen des Kindes; Minuten lange ſchallte dieſer ſüße Austauſch zwiſchen Geben und Nehmen, und eine ſo gewaltige Erſchütterung tobte in den Adern des Bettlers, daß er ſich an der Thüre feſthalten mußte. Nun hörte er, wie Benjamin drin von ſeinem Begegniß mit einem „merkwürdigen" Bettler erzählte, den er draußen habe ſtehen laſſen.

Gleich darauf traten Mutter und Kind heraus, und der Bettler hatte nur noch Zeit, zur Seite zu ſpringen.

„S'Gott's willkumm, Gaſt", ſprach ihn die Mutter an, „Ihr bringt mir eine Plett?"

Keines Wortes mächtig, reichte ihr der Bettler die ſchriftliche Anweiſung auf die Sabbathkoſt hin, aber wie ein Donnerſchlag traf's ihn, als die Mutter den Zettel mit der Hand abwies und meinte: „Soll ich leben, es thut mir leid, daß ich Euch wieder zurückſchicken muß; ich kann Euch nicht behalten, der Schabbes iſt ſchon gemacht, und ich hab' mich nicht gericht't auf Euch."

„Alſo muß ich fortgehen?" rief der Bettler bebend, aber mit an den Boden gehefteten Augen, „Ihr wollt mich auf den Sabbath nicht behalten?"

Befremdet und ergriffen durch den eigenthümlich ſchmerzlichen Ton, der in dieſem Ausrufe lag, ſah die Mutter aufmerkſam auf den Bettler, deſſen Angſt ſie nicht zu deuten wußte. Aber ſogleich meinte ihr vortreffliches Herz: „Nu, nu, wenn Euch ſo viel an armer Leute Koſt aufliegt, ſo bleibt nur, Gaſt, bleibt nur! Verhungern ſollt Ihr nicht auf Schabbes, Channe Prager führt, Gott Lob und Dank, nicht ſo ein Haus, daß, wo fünf Mäuler voll werden, ein ſechstes ſoll leer von ihr ausgehen."

„Weißt Du was?" ſagte Benjamin einfallend, „ich geb' dem Gaſt meine Fiſch!"

„Nu, ſeht Ihr, Gaſt", fuhr die Mutter mit einem triumphirenden Lächeln auf den Knaben fort, „nu, ſeht Ihr, daß Ihr werdet ſatt werden? Benjamin will Euch ſeine Fiſch' geben, und an einem Stück Barches * wird er's auch nicht fehlen laſſen. Alſo bleibt nur und kommt. Weiß ich denn, ob mein Sohn Elije, der auch in der Fremd' iſt, wird heut' auf Schabbes etwas zu eſſen haben? Ich

---

* Das weiße Sabbathbrot.

begreif' mich gar nicht, wie ich das hab' vergeſſen können. Alſo kommt nur, verhungern werdet Ihr nicht, ich will ſchon dafür ſorgen."

Es traf ſich glücklich, daß um dieſen Augenblick der heimkehrende Rebb Schimme Prager, der Vater des Hauſes, dem Bettler, der antworten und danken wollte, jedes Wortes überhob. Es war ein Mann in's Haus getreten, dem man an dem ſchweren Packe, den er auf dem Rücken trug, den „Dorfgeher" anſah; ihm entgegen flog Benjamin und rief: „S'Gotts willkumm, s'Gotts willkumm, Vater! weißt Du ſchon, daß ich mein erſt' Blatt Talmud thu' können?"

Rebb Schimme, ehe er antworten wollte, berührte früher die geheiligte Stelle an der Thürpfoſte, wo der geheimnißvolle Name Gottes „Schadai" durch ein glänzendes gläſernes Fenſterchen hindurchblickte, mit der Hand, die er dann andächtig an die Lippen führte. Dabei wurde die ganze Geſtalt des Dorfgehers höher und mächtiger, als man bei ſeinem erſten Anblick vermuthet hätte; es war, als hebe ihn die Nähe ſeines Gottes über die Wucht ſeines Packes und über ſich ſelbſt hinaus. Auch ſein Antlitz war nun beſſer zu ſehen; es war eines jener von Kummer, Lebensmüh' und Plackerei tief eingefurchten, wie ſie nur das Ghetto zu zeichnen vermag! Der Bettler erſchrak innerlich vor dieſem Anblick!

In der Stube vorſchreitend, wo er den Pack wie eine Rieſenraupe von ſich abſchüttelte, ſprach erſt der Dorfgeher: „Das ſagſt Du, Benjamin Leben, was ſagt aber die Welt dazu? Heut zu Tag' laſſen ſich die Leut' nicht foppen und ein Blatt Talmud iſt kein Spaß."

„So laſſ' mich verhören", meinte Benjamin mit leicht erklärlichem Stolz.

„Das heißt gered't, wie man ſoll reden", rief kopfnickend der Dorfgeher. „Wenn Du alſo willſt und Luſt haſt, gehen wir morgen zum Vetter Rebb Jaikew, hörſt Du gut? Zum Vetter Rebb Jaikew, zu dem großen Frommen, dem wirſt Du ſagen: Vetter, verhört mich, mein Vater will nicht glauben, daß ich ſchon kann mein erſtes Blatt Talmud. Das aber ſag' ich Dir, Benjamin Leben, beſtehſt Du ſo, wie ein rechtſchaffen Jüngel, ſoll beſtehen — kein Grafenkind auf der ganzen Erd' ſoll hernach ein ſchöner Röckel bekommen, als ich Dir machen will. Das Tuch kannſt Du dir ſelber bei Rebb Maier Tuchhändler ausſuchen."

Jetzt erſt trat Channa vor, die als eine gute Mutter ihrem Kinde die erſten Blüthen des Empfanges überlaſſen hatte. „S'Gotts willkumm, Schimme“, rief ſie mit einem leiſen Anflug von Groll, „mich kriegſt Du ja gar nicht zu ſehen! Was heißt das?“

Lächelnd reichte ihr der Dorfgeher die Hand; ſie war verſöhnt. „Was haſt Du für eine Woche gehabt, Schimme“, fragte ſie dann.

„Wie ich noch keine hab' gehabt, Channa Leben, Geld hab' ich auch gelöst, aber das Beſte war doch die ſchöne Bäuerin, ja, die ſchöne Bäuerin.“ — Hierbei lächelte der Dorfgeher auf ganz geheimnißvolle Weiſe.

„Was iſt das mit der Bäuerin?“ fuhr Channa auf, und eine ſchöne Röthe lag auf dem ſonſt blaſſen, lieben Antlitze der Mutter, dann ſetzte ſie aber lachend dazu; „Vielleicht biſt Du gar verliebt, Rebb Schimme? Das fehlt mir noch.“

„Vielleicht, vielleicht“, lächelte der Dorfgeher noch geheimnißvoller.

„Die Zeiten ſind vorüber, mein lieber Rebb Schimme“, meinte Channa achſelzuckend, „Du biſt ja ſchon ein alt Aepfele und ſchmeckſt ſauer.“

„Soll ich leben und glücklich ſein“, rief dagegen lachend der Vater, „die eifert mit mir, aber die Bäuerin — meine ſchöne Bäuerin, die will mir doch nicht aus dem Kopf.“

Zwei Augen hatten auf dieſer ſo eigenthümlichen Scene zwiſchen den Eheleuten geruht, die ſchon längſt nicht wußten, wohin ſie ſich wenden ſollten. Erſt jetzt, wo ſich Rebb Schimme mit ſeiner geheimnißvollen „Bäuerin" von der Mutter wegwandte, wurde der noch immer an der Thüre ſtehende Bettler von ihm bemerkt... „Salem Alechem", hieß es ſogleich, indem er ihm die Hand hinbot. „Alechem Salem", gab der Bettler zurück.

„Wo kommt Ihr her?" ging es ſodann an's Verhör.

„Ich — ich komm' aus Ungarn."

„Was ſeid Ihr eigentlich? ganz wie ein Bettler ſeht Ihr mir nicht aus, Ihr müßt noch was Anderes vorſtellen."

„Ich? — ich bin ein Lehrer."

„Und da geht Ihr ſchnorren? Habt Ihr noch Vater und Mutter?"

„Ja, bis zu hundert Jahr!"

„Ich werd' Euch um eine Narrheit fragen: Wie heißt Euer Vater?"

„Mein Vater heißt — Rebb Schimme, meine Mutter — Channe!"

Die beiden Eheleute ſahen ſich verwundert an, und es ſtand vielleicht von Seite der Mutter eine neue Reihe von Fragen bevor, als von draußen zu gelegener Zeit der heiſere Ruf des Schuldieners, daß der Sabbath im Anzuge ſei, ſchreckensvoll ertönte. Denn Channa beſann ſich, daß es in Küche und Haus noch Manches zu thun gab; die Lampe war noch nicht gefüllt, nicht einmal die Dochte waren noch von Benjamin gedreht; auch lag noch nirgends ein weißes Tuch ausgebreitet. Und Rebb Schimme gar! der ſtak noch ganz in der „Woch'“, und hatte ſich nicht einmal noch barbiert. Der Bettler empfahl ſich. Gewaltſam mußte er ſich von dem Boden losreißen, auf dem er, wie Moſes, mit bloßen Füßen hätte ſtehen ſollen. Als er draußen in der Küche an der ſchaffenden Mutter vorüberkam, rief ſie ihm nach: er möge ja nicht vergeſſen, heute zu kommen, und ihr nichts für ungut zu nehmen. Er war ihr lieb geworden, dieſer fremde ſeltſame Gaſt! Mit ſchnellen Schritten verließ er das Haus und ging auf die „Schlafſtube“ zu.

Aus einem Briefe Emanuels an Clara.

„Die Lectionen Deines Lehrers haben gar zu wenig gefruchtet, theure Clara! Zwei Stunden im Ghetto haben mich davon überzeugt: Du kennſt das Judenthum noch gar nicht! Wie auch das? Worauf es beſonders ankam, den unergreifbaren, untaſtbaren Duft des Weines — ich meine das Gemüth — das habe ich Dir doch nicht gegeben. Aber bedenke nur Eines, Clara! Das Weltgemüth, das mit dem blonden Rabbi von Nazareth am Holze ſtarb, ging aus einem ſolchen Ghetto hervor; ich ſage Dir, Funken und Blüthen leben noch heute unter ſeinen Bewohnern! Zwei Stunden haben mich davon überzeugt....

Meine Eltern habe ich bereits geſehen; Keines hat mich erkannt. Mein Brüderchen Benjamin, eines jener Spätröslein ehelicher Liebe, wie es Gott den Leuten ſchickt, wenn er ſie noch lange will einander zulächeln machen, mein Brüderchen Benjamin habe ich auf offener Straße getroffen! Eine wunderbare Schönheit liegt über dem geiſtig regen Antlitz dieſes Knaben. Dann kam ich zur Mutter und ſtand ihr gegenüber! Ich ſpielte mit der Gefahr des Erkanntwerdens wie mit einem ſpitzigen Inſtrumente, das wider Verſehen Einem in das Blut fährt. Aber erkannt hat mich Keines. Es ging an mir ein Schauſpieler verloren.

Fürchte nichts für mich, geliebtes Mädchen! Ich weiß, wie nöthig es für meine Ruhe iſt, in dieſer Lage zu verharren! — Befriedigt iſt nun meine Sehnſucht; ich habe ſie Alle geſehen, ehe die Wogen eines alten Glaubens über meinem Haupte zuſammenſchlagen, und ich wieder am Geſtade eines neuen auftauche, wo die menſchgewordene Liebe meiner harrt. Fürchte nichts!

Dieſen Brief erhälſt Du übrigens aus einer Geſellſchaft, wie Du dir ſie nicht ſonderbarer vorſtellen kannſt. Ich bin in einer „Schlafſtube“, der Wohnſtätte jüdiſcher Bettler, wie ſie jeder Sabbath haufenweiſe in's Ghetto führt. Ich ſelbſt bin ein ſolcher?! Zerlumpte Geſtalten aus allen Erdtheilen, polniſche, deutſche, ungariſche Bettler lungern um mich herum. In ihrer Geſellſchaft ſchreibe ich dieſen Brief. — Zwei Schritte von mir ſäugt ein polniſches Weib ihr krankes Kind; verwittert und gramzerſtört ſind die einſt ſchönen Züge ihres Antlitzes, aber ihre Augen — ſie haben mich ſchon oft an Deine gemahnt.

In's Ghetto zieht der Sabbath ein, die Feder länger zu halten fängt an Sünde zu werden. Ich ſchließe. Auf baldiges Wiederſehen, theure Clara!“

Aus der Synagoge trat Emanuel in die hellerleuchtete Sabbathſtube ſeiner Eltern. Er fand ſeinen Vater ſoeben den Friedensgeſang: „Salem Alechem“, Alechem Salem“ mit ſeiner uralten Melodie anſtimmend. Rebb Schimme wandelte dabei in der

Stube auf nnd ab, während Benjamin das Gebetbüchlein offen vor ſich auf dem Tiſche liegen hatte. Hell und freundlich klang die feine Stimme des Knaben wie ein ſilbernes Glöcklein durch den Baß des Vaters, der aber auch nicht dem Ohre unangenehm ſcholl. Oft hat Benjamin Solo zu ſingen, der Vater ſchwieg, und wie Lerchenwirbel ſtiegen dann die hellen Klänge des Knaben auf. Zuweilen verbeſſerte der Vater auch den Geſang, wenn Benjamin zufällig ein Wort „überſchluppert“ hatte, und um ſo triumphirender und herrlicher erhob er ſich dann von den Lippen des Kindes. Das dauerte wohl eine Viertelſtunde, während welcher Emanuel ſchüchtern, wie es einem „Gaſte“ ziemt, in einem Winkel der Stube, aber wunderſam bewegt, dem Zweigeſang von Vater und Bruder lauſchte!

Zwiſchen durch war es ihm aber, als hörte er in der Stube Jemanden aus innerſtem Herzensgrunde ſchluchzen, und als er ſich umſah, erblickte er im Schatten des Ofens, da wo einſt ſein Bett geſtanden, in dem er die erſten Träume gehabt — in die Kiſſen deſſelben Bettes den Kopf gepreßt — erblickte er eine weibliche Geſtalt. Das mußte ſeine Schweſter Röſele ſein! So ſang ſie alſo nicht mehr das ſchöne Sabbathlied, dem jetzt Benjamin den ganzen Zauber ſeiner Stimme lieb? So war der Friede aus ihrer Bruſt gewichen, und ſie nicht mehr ſo herzfreudig und luſtig, wie in früheren fernen Zeiten?

Es war gerade jener Augenblick eingetreten, wo Rebb Schimme ſeinen Geſang unterbrach, um das Silberglöckchen Benjamins allein fortläuten zu laſſen; da mochte ihm auch das unterdrückte Weinen des Mädchens auffallen; er blieb mit auf dem Rücken verſchränkten Händen vor der Mutter ſtehen, die, gedankenvoll ſinnend, in das Licht der Lampe ſtarrte.

„Was iſt denn der ſchon wieder?“ fragte er ſie, mit einem faſt zornigen Achſelzucken nach Röſele hindeutend, „was verſtört ſie mir meinen Schabbes?“

„Weiß ich?“ entgegnete Channe mit ſtummen, lebhaftem Geberdenſpiel, wie es nur dem Ghetto eigen iſt, „weiß ich, was ihr fehlt? bange wird ihr ſein!“

„So ſetz' Dich auf den Tiſch, wenn Dir bang' iſt“, rief Rebb Schimme nach Röſele hin, „mir aber verſtör' nicht meinen heiligen Schabbes.“

Aber das Mädchen gab dieſen Worten kein Gehör. Das Schluchzen verſtärkte ſich, und ſelbſt der jubilirende Geſang Benjamins, an den ſich jetzt wieder der grollende Baß des Vaters angeſchloſſen, vermochte über das immer heftiger hervorquellende Herzleid Röſele's keine Decke zu werfen. Jetzt erſt, wo es ſich wie ein verborgen rauſchender Quell des Steines, der ihn drückte, befreit fühlte und ſich beſprochen hörte, gab es ſich erſt recht als das, was es eigentlich war, zu erkennen. Es wurde lautes Weinen.

Wieder blieb Rebb Schimme vor Channe ſtehen, aber viel ſanfter und leiſer in Stimme und Geberde fragte er ſie:

„Warum? was fehlt ihr wieder? Schreit das nicht zu Gott auf, wenn man mir armen geplagten Mann den Tag in der Woch', wo ich mich mit Weib und Kind will erfreuen, ſo verſtört? Hab' ich ſo viel Freuden von meinem Dorfgehen, daß ſie mich nicht einmal heut' in Ruh' läßt?"

„Red' mit ihr Weisheit aus", meinte Channe kummervoll, „wenn Du kannſt. Haſt Du achthundert Gulden im Sack? Kannſt Du ihr Hochzeit machen? Hernach wirſt Du ſie ſchon ganz anders ſehen, jetzt laſſ' ſie weinen, und 'n Madel muß ſchon darum weinen, daß ſie iſt geboren worden."

„Schmah Jisroel!" rief, die Hände in einander ſchlagend, Rebb Schimme, „will mir alſo das eigene Weib und das eigene Kind nicht glauben, daß ich ein armer geplagter Mann bin? Hätt' ich denn Röſele nicht ſchon ſechs Mal unter die Haub' gebracht, wenn das wär' in meinem Vermögen geſtanden?"

„Haſt Du mich ſchon ſo reden gehört?“ ſprach dagegen Channe, „meinſt Du, ich weiß nicht, wo Gott wohnt? .. Aber ich will nur das ſagen, daß man eigentlich von ſeinen Kindern nichts hat: Hat man Töchter, ſo machen ſie Einem die Haar' grau vor der Zeit, bis man ſie ausgibt, und ein Jüngel? das zieht Dir fort von daheim, es hat kein' Vater, es hat kein' Mutter mehr. Was haben wir z. B. von unſerem Elije? Weißt Du gar, wo er jetzt iſt?“

„Jetzt kommt ſie mir gar mit dem“, rief Rebb Schimme mit der Hand abwehrend, als wollte er nicht nur die Worte ſeines Weibes, ſondern die ganze Wucht aufſteigender Gedanken, die ihm wehe thaten, zurückdrängen. „Ich bitte Dich, Channe, verſtör' mir den Schabbes nicht!“

In demſelben Momente hatte Benjamins Geſang mit König Salomons verherrlichendem Lob des Weibes* ſein Ende erreicht. Als ein wahrhaft guter Sänger hatte er die ſchönſten Triller bis zuletzt aufgeſpart, und wie die auf und ab hüpfenden Funken eines verglimmenden Papiers ſprangen, ziſchten und wirbelten die letzten Töne des Liedes auf. Dieſer

---

* Sprüche Salom. Cap. 31.

Gegenſatz zwiſchen thränenvollem Herzleid und alles verzehrender Freudigkeit eines kindlichen Gemüthes ging Emanuel ſchneidend durch die Seele. Benjamin hatte das Gebetbuch geſchloſſen und auf die abgeſungene Blattſeite ſeine Lippen gedrückt; drauf ſah er mit ſeinen klaren Augen in der Stube um, gleichſam fragend, ob nach einem ſolchen Geſange Jemand noch betrübt ſein könne?

Wirklich war auch Röſele's Weinen verſtummt, Sie hatte ſich erhoben, und Emanuel konnte in das bleiche Antlitz einer verſchollenen Schönheit, auf die verſtörten Züge einer alten Jungfrau ſehen. Das Röſele ſeiner Kindheit erkannte er nicht.

„Soll ich zu Tiſch decken?“ fragte ſie ſo ruhig, als hätte ſie nie ein Leid gekannt.

„Warum fragſt Du?“ meinte ſich böſe ſtellend Rebb Schimme, aber er fügte ſogleich hinzu: „Hab' ich Dich heut' ſchon gebenſcht (geſegnet), Röſele? Mir ſcheint, ich hab' noch nicht.“

Ohne Antwort beugte Röſele ihr Haupt und ſegnend kamen des Vaters Hände darauf zu liegen. Emanuel ſah nur, wie ſeine Lippen ſich bewegten, den Segen hörte er nicht.

„Deine Mutter iſt mit mir auch ſechs Jahre gegangen, bis wir haben können Hochzeit machen“, ſagte er dann wie zum Troſt, „wenn mir Gott wird helfen, ſo kriegſt Du noch heuer Deinen Schmul. — Willſt Du noch mehr?“

Was Emanuel tief betrübte, war, daß er erkannte, wie die ſo eben erlebte Scene ſeiner Familie nichts Neues ſein mochte; die beinahe maſchinenmäßige Faſſung ſeiner Schweſter erſchien ihm als die Folge ſchon vielen vorhergegangenen Leides, — und ſein Vater hatte ſie wahrſcheinlich ſchon öfters wegen gewaltſamer Störung ſeines Sabbaths anklagen müſſen.

Bei Tiſche kam Emanuel neben ſein Brüderchen Benjamin zu ſitzen. Kaum war die Waſchung und der Segensſpruch über die weißen Brote vorüber, als ſich des Vaters ſchon wieder die urſprüngliche Heiterkeit ſeines Weſens bemächtigt hatte.

„Channe Leben“, rief er luſtig zwiſchen dem Eſſen, „willſt Du, daß ich Dir thu' von meiner ſchönen Bäuerin erzählen?“

„Ich hab' andere Gedanken im Kopf“, entgegnete ſie darauf verdrießlich. „Wo iſt jetzt unſer Elije? Von dem red' mir lieber.“

„Trag' ich ihn bei mir im Sack?“ rief lachend der Dorfgeher, „daß ich ſoll wiſſen von ihm?“

„Gott! Gott!“ ſchrie da in plötzlicher Aufwallung nicht zurückdrängbarer Gefühle die Mutter, „mein halb Leben gäb' ich drum, könnt' ich jetzt meinen Eliſe wieder ſehen, nur auf Eine Minute, nur was man ſich ſagen kann: „Warum kommſt Du nicht, mein Sohn?“

Es war eines jener eigenthümlichen Seelenräthſel, daß dieſe Mutter den ganzen Abend an ihren Sohn denken mußte. Eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Emanuel, eine nur dem Mutterauge erkennbare Geberde konnte das nicht bewirkt haben; denn Emanuel war als ein dreizehnjähriger Knabe aus dem Vaterhauſe fortgezogen, als Mann war er wieder zurückgekehrt. War es überhaupt die Erſcheinung des fremden „Gaſtes“? Wie wir aber für dieſes Räthſel keinen Schlüſſel finden, ſo fehlen uns auch die Worte, um die Qualen des daſitzenden Sohnes zu zeichnen. In dieſer Lage, wie wir ſie jedem Herzen unerlebt wünſchen, that Emanuel wohl das Beſte, daß er ſich mit ſeinem Brüderchen Benjamin beſchäftigte. Glühend heiß jagte das Blut durch ſeine Adern!

Das war aber auch ein lieber, freundlicher Bruder, dieſer Benjamin, wie man ihn weit und breit nicht finden konnte! Als die Fiſche auf den Tiſch kamen, beſtand er feſt darauf, dem Gaſte ſeinen Theil abzutreten. Umſonſt that Emanuel lauten Einſpruch dagegen.

„Was wirſt denn aber Du eſſen!“ rief die Mutter, die in ſeinen Entſchluß einzugehen ſchien.

„Ich“, meinte Benjamin mit leuchtendem Auge, „ich werde nichts eſſen.“

„Aber ſind nicht Fiſch' Dein Lieblingseſſen?“ verſuchte dagegen Röſele.

„So geh' ich vom Tiſch weg“, ſprach der Knabe, und ſtand ſchon auf.

„Was ſagſt Du zu dem Jüngel“, wandte ſich die Mutter ſelig lächelnd, halbleiſe zu Rebb Schimme, „ſoll ihn nicht Gott geſund und ſtark erhalten? — Der ganze Elije, wie er geht und ſteht, der iſt als Kind auch ſo gut geweſen.“

Mit derſelben Gemüthsſtärke, die ihn bewogen hatte, dem Gaſte ſeinen Theil abzutreten, ſah nun Benjamin, wie er denſelben verzehrte! Es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, wie der ſchöne Knabe mit auf den Tiſch gedrückten Händen, das Antlitz leuchtend von der Freudigkeit ſeines Entſchluſſes, oder von keimender Reue, bald auf die Schüſſel, von der Stück für Stück ſeines Eigenthums verſchwand, bald auf den Verzehrer ſelbſt blickte. Hätte Emanuel den Regungen ſeiner Gefühle folgen dürfen, er hätte das Kind zwiſchen ſeine Arme genommen und es ſo lange geküßt und geherzt, bis er müde geworden. So begnügte er ſich, flammende Röthe auf den Wangen, die Fiſche Benjamins ſtillſchweigend aufzunehmen.

Die Mahlzeit war vorüber, man betete, und Emanuel geſtand es ſich ſchamvoll, daß er des Tiſchſegens nicht mehr ganz mächtig war. Nach dem Gebete brachte Benjamin ſein Geſangbuch wieder herbei, und er und der Vater begannen wieder die üblichen Sabbathgeſänge; aber es dauerte nicht lange, ſo wurde die Stimme des Letztern immer ſchwächer und ſchläfriger, und Benjamin hatte noch einen tüchtigen Weg vor ſich, ehe er zum Ende gelangte, als ein lautes Schnarchen des in den Stuhl zurückgeſunkenen Dorfgehers verrieth, daß er den Gott ſeiner Väter nicht mehr zu lobpreiſen brauchte. Auch Röſele war ſchlaftrunken in die andere Stube gewankt.

Der ſingende Benjamin, die Mutter und Emanuel waren allein. Emanuel fühlte das Gefährliche ſeiner Lage; er wollte ſie durch einen raſchen Entſchluß abkürzen. Ohne aufzublicken ſtand er auf, ſagte leiſe gute Nacht und ging mit ſchnellen Schritten auf die Thüre zu.

„Gaſt, Gaſt!“ rief ihm die Mutter nach, „was geht Ihr denn ſchon? Bleibt doch noch ein Biſſele, ich hab' ja mit Euch noch gar nichts gered't.“

Emanuel wandte ſich um. „Was wollen Sie?“ fragte er beinahe unhörbar.

„Sagt mir, Gaſt“, begann die Mutter, „wie kommt Ihr denn eigentlich in die weite Welt? Ihr ſeht ja gar nicht darnach aus, als wäret Ihr ein geborner —“

„Bettler — wollen Sie ſagen? Das bin ich auch nicht.“

„Warum alſo doch? Ich geb' Euch gern zu eſſen, ſo ſoll mir Gott in meiner letzten Stund' beiſteh'n, aber Eure Mutter, ich will drauf wetten, wird das ungern ſeh'n, wenn Ihr Euch keine Condition ſchafft. Lebt ſie noch?“

„Ja, bis zu hundert Jahren.“

„Und?“

„Was?“

„Warum ſeid Ihr nicht bei ihr geblieben?“

„Es iſt mir zu enge geworden daheim.“

„Merkwürdig, merkwürdig! So kann man jedwedes Jüngel reden hören, wenn es will fort in die weite Welt. Es will keines zu Haus bleiben, und wo kommt das her? Weil der Menſch nie genug hat, und als möcht' Einer mit der Peitſch' hinter ihm ſtehen und jagt und treibt ihn, geht er immer beſſerem Futter nach. Wenn ihm ſeine Mutter die Kiſſen vom Bett zurecht macht, daß er leicht liegen ſoll in der Nacht, ſo will er lieber, eine Fremde ſoll ihm Steine unter den Kopf legen. Der Menſch kommt mir vor wie jenes Kind, was ſich von ſeinem Vater hat nie wollen ſegnen laſſen; erſt wie das Kind war geſtorben, hat es müſſen bitterlich einſehen, daß doch etwas gelegen iſt an eines Vaters Segen. Es hat müſſen alle Freitag Abend aus dem kalten Grab herausgehen und ſeinen Kopf legen unter ſeines Vaters Händ'; es hat keine Ruh' gehabt. Und das paßt Euch auf jedwedes Jüngel: es kommt immer auf Vater und Mutter zurück, und oft, wenn es ſchon zu ſpät iſt. Ich ſag' Euch, Gaſt, ein Jüngel, was die Segnungen von ſeinen Eltern nicht braucht, weil es weit weg iſt von ihnen, dem Jüngel kann's nicht ganz gut gehen. Ihr ſelbſt werdet auf meine Red' ſchon zurückkommen. Eine Mutter, die ſoll ſich deßwegen immer nur Töchter wünſchen, die bleiben ihr treu, die kann ſie zu Haus behalten, aber ein Jüngel, das iſt wie eine Schwalb', fliegt fort, wie es nur die erſten Federn hat.“

„Sie wünſchten alſo ihren Eliſe nicht geboren zu haben?“ fragte Emanuel leiſe. Sein Herz ſchlug aber lauter als der Klang ſeiner Stimme.

„Schmah Jisroel“, rief die Mutter entſetzt, „hab' ich ſo etwas geſagt? Ich kann mir ja gar nicht vorſtellen, was ich wär' ohne meinen Elije in der Welt; gerade meinen Elije muß ich geboren haben. Und glaubt nur nicht, Gaſt, eine Mutter hat gar keine Freud' an ihrem Kind, wenn es auch weit fort iſt von ihr! Gott der Allmächtige hat das ſchon ganz gut eingerichtet! Wenn ſo eine Mutter faſt verzweifelt iſt und traurig, und gar nicht weiß, wie es ihrem Kind auf der weiten Welt geht, da bleibt ihr noch etwas übrig. Ich nehm' mir dann mein großes Gebetbuch her und ſag' daraus meine paar Capitel Pſalmen, und da glaubt Ihr nicht, Gaſt, wie mir da immer wird. Ich ſeh' dann meinen Elije, geſund, ſchön und friſch vor mir ſtehen, das Glück fließt nur von ihm; er lacht mich an, er lacht mich aus, wie ich nur ſo beſorgt ſein kann wegen ihm. Schmah Jisroel, ruf' ich dann, ſoll ich denn wiſſen, daß es Dir ſo gut geht??.... Aber jetzt glaubt Ihr doch, Gaſt, daß ich auch Freuden hab' an meinem Elije?"

„Mutter, treffliche Mutter", murmelte Emanuel.

„Was meint Ihr, Gaſt?" fragte Channe aufhorchend.

„Ich meinte nur", entgegnete Emanuel, „was ich darum gebe, wenn mich meine Mutter nur einmal wieder ſegnen wollte!"

Minuten lange ruhte Channa's Auge auf dem

Gaſte. „Seid Ihr ein ſo guter Jüd'", begann ſie, „und wünſchet alſo ſo was, ſo verdient Ihr auch, was ich für Euch thun will."

„Kommt her, mein Sohn", ſprach ſie mit wunderbarer Regung, „ich will Euch auf einen Augenblick ſo heißen, und will mir vorſtellen, Ihr ſeid mein Elije. Dagegen kann Gott Nichts haben, daß man einem fremden Menſchen ſeinen Segen gibt. Kommt her, ich will Euch benſchen!"

Das Haupt gebeugt, die Hände ſeiner Mutter darauf, empfing Emanuel ihren Segen. Und Benjamins Geſang ſchallte noch lange in den Sabbath des Ghetto's hinaus, als der heimgekehrte Sohn noch vor dem Hauſe ſeines Vaters ſtand, ein Nachtgebet auf den Lippen, wie noch keines zu den Sternen des Himmels geſtiegen.

Nachſchrift zu obigem Briefe.

„Nur noch dieſe eine Nacht laß mich hier weilen, Clara, ich gehöre dann Dir, Deinem Glauben und Himmel für die Ewigkeit an. Nur noch dieſe eine Nacht!

Ich habe nun Alles erlangt, weßwegen ich Deiner Augen Licht auf ſo lange Zeit mich entzogen; ich habe meine Eltern, Geſchwiſter und Heimat geſehen; ich habe den Segen meiner Mutter empfangen, und könnte nun ziehen und thue es doch nicht. Nur noch dieſe eine Nacht! Ich fühle, mein Bleiben in der Heimat hängt mit Fäden zuſammen, die ich längſt abgeſchnitten glaubte, ich habe hier noch etwas zu verrichten, wovon ich mir keine Rechenſchaft ablegen kann.

Meine Eltern will ich Dir ſchildern, aber nicht in dieſem Briefe; er müßte erröthen darüber, daß ich eine Welt von Poeſie auf zwei oder drei Blattſeiten bringen will. Dazu brauche ich Zeit.

Lebe wohl. Kein Schatten von Furcht oder Sorge gleite über das Antlitz meines Lebensengels. Wie viel ich Dir und Deinem Vater ſchulde, weiß ich nur zu gut.

Daß ich dieſen Brief ſchreibe, iſt ein ganz mittelalterlich ritterliches Wagniß, für das mir die Dame meines Herzens den zärtlichſten Preis umhängen ſollte; es iſt ein Abenteuer à la Lindwurm oder Drachen. Ich ſchreibe ihn nämlich mitten unter ſchlafenden Bettlern, und eine ausgelaſſene Fliege hat nur über irgend einer Naſe etwas ſchwerfälliger zu werden, ſo iſt der Lindwurm erwacht und ſpeit ſein Gift gegen mich. Entweihe ich nicht den Sabbath?

Und doch, ſchon wegen der acht und zehn Häuſer, die mich von meinen Eltern trennen, ſollt' ich ihn nicht profaniren. Ich bin wie ausgetauſcht.“

Unmöglich können wir unſern „Gaſt“ auch am folgenden Tag, der der eigentliche Sabbath iſt, aus dem Ghetto ziehen laſſen. Wie wollte Emanuel das auch anſtellen? War er unſichtbar um aus der Schlafſtube, ſein Gepäck auf den Rücken, den Wanderſtab in der Hand, mitten aus dem drohenden Knäuel dieſer Bettler mit heiler Haut zu kommen? Zudem war auch heute Benjamin's Verhör; er mußte doch wiſſen, ob ſich der Knabe das „Grafenröckl“ verdient hatte.

Früh Morgens, am Sabbath, als Emanuel durch die ſchmutzigen Fenſterſcheiben ſeiner Schlafſtube blickte, ſah er ſeinen Vater in Begleitung Benjamin's zur Synagoge wandeln. Der Knabe ging hinten drein, und trug unter einem Arme die Bibel, unter dem andern den weißen Talar, in den man ſich beim Gebete hüllt. Mit dem Auge eines Sohnes freute er ſich, wie ſtattlich der Vater, ſo ganz anders, als geſtern unter der Laſt des Waarenpackes, ſich heute ausnahm. Auch den beinahe 30jährigen Hochzeitsfrack, der jetzt der Sabbatfeier dienen mußte, erkannte er.

Wehmüthiger machte ihn ſchon Benjamin's Anblick. Hier ſah er ſeine zweite Jugend, den lebendigen Abglanz ſeiner Kindheit vor ſich. So wie Benjamin, trug auch er einſt ſeinem Vater, wenn er ihn in die Synagoge begleitete, die Bibel nach; ſo wie Benjamin's Antlitz leuchtete auch das ſeinige in gerechtem Stolze, wenn er ſich unter der Laſt des ſchweren Buches, das Jahrtauſenden zur Stütze gedient, abmühen konnte. Und Jahre werden kommen, und wieder vergehen, dachte er bei ſich, da wird von dieſer glaubensſtarken, ehernen Burg nur ein Schutthaufen Dich gemahnen, daß nicht einmal die Gedanken unſterblich ſind, da wird dieſer Knabe Benjamin ſein, was ſein Bruder Emanuel geworden iſt. Dafür behüte ihn aber der Himmel!

Faſt um ſich des aufſteigenden Gewitters ſeiner Seele zu entladen, trat er hinaus auf die Gaſſe, und folgte ſchattengleich den Beiden bis zur Synagoge nach.

In der Synagoge nahm er den beſcheidenſten Platz draußen in der Vorhalle ein; er konnte von dort aus in das dichte Gedränge der betenden Verſammlung und darunter Vater und Bruder erblicken. Sonderbar! wie ſehr auch Emanuels Seele und Gemüth jeder Erregung offen ſtand, wie gleichſam an jedem Gefühle die Erinnerung als Glöckner ſtand, um alle Glocken der Kindheit zu läuten, ſo, wir müſſen es geſtehen, machte der Sabbathgottesdienſt doch keinen Eindruck auf ihn: ſeine Regelloſigkeit, das ungebundene, in aller Freiheit aufſchreiende Gebet der Anweſenden, traf ſeine Seele ſogar verletzend — dennoch beſchäftigte ihn ein Gedanke, den er bei der Rückkehr ſeiner Clara mittheilen wollte, und den wir um Emanuels Willen herſetzen müſſen:

Willſt Du wiſſen, Clara, gedachte er ihr zu ſagen, warum die Juden im Leben gewöhnlich ſo ſelbſtändig auftreten? Nicht angeborner Speculationsgeiſt iſt es, nicht höhere Begabung, nicht unter äußerem Drucke elaſtiſch gewordene Intelligenz. Tritt einmal in eine Synagoge, verlache da mit Recht nach der Sitte der Deinigen dieſes athemloſe, unmelodiöſe Geplärre, dieſes pagodenhafte Bücken und Beugen, und Du haſt den Schlüſſel zu meinem Räthſel gefunden. Es wird Dir vor Allem die Selbſtändigkeit in den Gefühlsäußerungen der Beter auffallen; ein Jeder ſchreit, ein Jeder bewegt ſich, ein Jeder drängt ſich gleichſam wie in einem Audienzſaal vor Gott, um gehört zu werden. Wenn Ihr Heilige habt, die als Vermittler in der Mitte der Leitern ſtehen, die Ihr an den Himmel anlegt, während Ihr unten in jammervoller Demuth hinanſeht, wie ſie Euere Opfergaben hintragen, ſo hat der Jude die Unmittelbarkeit ſeines Gebetes voraus. Wer aber ſchon zu ſeinem Gott in ſo offenem Verhältniſſe ſteht, ſollte der vor Menſchen Scheu haben? Ihr habt zu viel Andere, die für Euch beten, bitten und handeln.

Dieſes und noch Manches Andere, was Clara nicht ſobald von einem Andern und noch viel weniger aus einem Buche hören konnte, gedachte er ihr bei ſeiner Rückkehr mitzutheilen. Einſtweilen mußte er es aber dulden, daß er von jedem, der zur Synagoge Hinausgehenden mit dem traulichen „Salem Alechem“ und dem brüderlichen Händedruck begrüßt wurde, er, der verlaſſene, auf Sabbathkoſt genommene Bettler! Selbſt den reichen Joſeph Brandeis, zu deſſen Schätzen er als Kind ſchwindelnd hinangeblickt, ſah er auf ſich zukommen. Sein Vater und Benjamin kamen vorüber, Letzterer mit von Furcht und banger Erwartung angegriffenen Zügen des holden Antlitzes. Athemlos rief ſogleich der Knabe, indem er die Hand nach ihm ausſtreckte:

„Kommt mit zum Verhör, Ihr müßt dabei ſein.“

„Darf ich?“ fragte Emanuel mit einem Blick auf ſeinen Vater.

„Benjamin möcht' ſich gern die ganze Gemeinde zuſammenrufen“, entgegnete der Vater, beinahe Beſorgniß über den Erfolg ſeines Kindes in der Stimme kundgebend, „weiß ich aber, ob er etwas können wird? Ein Blatt Talmud iſt kein Spaß, Benjamin, und vier Augen ſind genug, wenn man Schand' ſoll erleben."

„Kommt nur", bat Benjamin.

Zum Vetter Rebb Jaikew hatten ſie nicht weit zu gehen; er wohnte im Synagogengäßchen. Emanuel fielen die Sabbathe ſeiner Kindheit ein, an denen er gebangt und gezittert, wenn er die finſtere Stiege zum Verhör beim Vetter Rebb Jaikew hinaufſteigen mußte, und die finſtere Geſtalt dieſes Verwandten, der in ſeiner Familie ein an Anbetung gränzendes Anſehen genoß, tauchte vor ihm auf. Damals war der Vetter noch jung, dennoch fürchtete man ſich ihn anzuſehen. Wie mußte dieſes bleiche, von Furchen tiefer Erkenntniß gezeichnete Antlitz, wie mußten dieſe buſchigen Brauen über den grauen Augen erſt jetzt erſchrecken! Dennoch erinnerte er ſich der Seligkeit, wenn der Vetter mit ihm zufrieden, ſeinem Weibe zurief, ein Sabbathobſt für Elije bereit zu halten, und er des Nachmittags kam, um es abzuholen.

„Fürchteſt Du dich, mein Benjamin?" fragte er deßhalb den Knaben, als ſie die Treppe hinanſtiegen.

„Nicht ein Biſſele" entgegnete das Kind; aber die zitternde Hand beſchuldigte es der Lüge.

Der Vetter ſaß gerade vor einem dicken Buche, aus dem er „lernte" als ſie eintraten; er hatte ſich in der That während Emanuels Abweſenheit wenig verſchönt.

„Guten Schabbes, Vetter“, grüßte ſchüchtern der Vater.

„Gegrüßt ſei der Angekommene!“ klang es dumpf zurück; der Vetter blickte vom Buche kaum auf.

„Nu, ſag's ihm“, flüſterte der Vater, Benjamin zu, „geh hin und bitt' ihn.“

Ein Todesbangen lag auf dem holden Antlitz des Knaben; ſeine Seele war ſcheu in die tiefſten Werkſtätten ihrer Thätigkeit geflüchtet, es war nur ein von Furcht beſeelter Körper.

„Ich möcht' mich verhören laſſen, Vetter Rebb Jaikew“, ſtotterte faſt unvernehmbar der Knabe.

„Verhören, aus was?“ fragte der Vetter klanglos trocken.

„Aus dem erſten Blatt Talmud“, war die Antwort Benjamin's.

Ein ſteinernes Lächeln glitt über die Züge des Vetters, aber es verſchwand ſogleich, als wenn es zu lange dort geweilt hätte. „Narrele“, ſprach er langſam, „dort im Winkel hab' ich einen Kaſten ſtehen, der iſt voll mit Büchern. Kann ich wiſſen, von welchem Du gelernt haſt? — „Das erſte Blatt“ — Benjamin erröthete — „Von Baba Mezieh“ *) verbeſſerte er ſeinen Fehler.

Ein neues Lächeln, noch kälter wie das frühere, warf ein flüchtiges Wetterleuchten über den Gelehrten. „Wie alt biſt Du?“ frug er nach einer Pauſe. „Auf Neujahr werd' ich elf Jahr alt.“ „Und das erſte Blatt Talmud?“ Er that dieſen Ausdruck in ſo dumpfer, klangloſer Weiſe, daß man kaum unterſchied, war er in Spott oder Verwunderung gemeint. Mit dem Finger deutete er hierauf auf eine Stelle des Kaſtens, wo Benjamin den betreffenden Folianten finden ſollte.

„Jetzt heb' an“, ſprach er, nachdem Benjamin die erſte Blattſeite des Buches vor ſich aufgeſchlagen hatte. Jetzt erſt trat der Vater, der bis dahin in ehrfurchtsvoller Scheu zurückgeſtanden, vor, zog die Brille an, ſeinen Kopf über Benjamin's Schultern ſtreckend, damit ihm vom Verhöre auch nicht das Geringſte entgehe. Benjamin begann erſt ſchwankend, dann immer ſicherer und feſter. Es war für den Dorfgeher ein ganz eigenthümliches Gefühl, dem wir unmöglich Worte leihen können, als er ſein Kind den ſchweren Sinn des Talmud's verdeutſchend, und

---

*) Der Titel eines Abſchnittes aus dem Talmud.

dabei in jenem ſingenden Tone des Lernens, mit allen Geberden und Bewegungen, wie er ihn den Daumen umſtülpen, dann wieder bei einer Schlußfolgerung aufheben und kämpfen ſah. Nein, guter Rebb Schimme, wir wollen leiſe, ganz leiſe an den Freuden dieſes Augenblickes vorüberhuſchen, kein Wörtchen ſoll uns entkommen. Zuweilen war aber auf ſeinem Geſichte Sorge und Furcht zu gewahren; das geſchah, wenn der Vetter dem Knaben eine jener Querfragen verlegte, die im Buche nicht ſtanden. Dann legte ſich die Stirne des holden Knaben in Falten; er ſann nach, bis ein flüchtiges Aufblitzen ſeiner Augen, gleichſam eine Offenbarung ſeines Antlitzes verrieth, daß er den Vetter verſtanden. Und wie eine Frühlingsblume blühte dann an den Lippen des Dorfgehers ein väterlich mildes Lächeln, wenn er den Vetter kopfnickend, ſich den Bart ſtreichen ſah, und Benjamin, weil er die Frage beantwortet, fortfahren durfte.

Das Verhör war endlich zu Ende. Schweiß ſtand auf der Stirne des Knaben, ſein Antlitz glühte, eine erwartungsvolle Stille lagerte ſich über die Stube; der Vetter ſah ſtarr vor ſich hin. „Das Jüngel“, wandte er ſich hierauf zum Vater, „das Jüngel hat einen eiſernen Kopf, wenn er Acht gibt, kann etwas Großes aus ihm werden.“ Darauf ſeinen Kopf nach rückwärts zur offenen Thüre gewandt, rief er: „Zirl, Zirl, komm' ein Biſſele heraus.“

Auf der Schwelle erſchien ſein Eheweib, die Muhme Zirl. „Du ſollſt wiſſen, Zirl“, ſprach er zu ihr, heut' Nachmittags um 3 Uhr, da wird das Jüngel Benjamin zu dir kommen, dem wirſt du geben zwei kleine Aepfel, nicht mehr und nicht weniger. Hörſt Du gut? Aber Huzeln . . . ſo viel Du willſt, ich will Dir nichts vorſchreiben. Und jetzt iſt gut.“ Damit ſtand der Vetter auf, als wollte er die Gäſte ſchon verabſchiedet wiſſen, und trat mit dem Talmud an den Bücherkaſten, woraus ihn Benjamin geholt. Der Dorfgeber aber nahm den Knaben bei der Hand und rief: „Soll ich leben, Benjamin Leben, Du haſt mir viel Freud' gemacht, morgen gehſt Du mit der Mutter zu Rebb Maier Tuchhändler.“ Dann wünſchte er dem Vetler Jaikew einen guten Schabbes und „wohl bekomm's“, und wollte mit Benjamin der Thüre zu; da rief ihn des Vetters Stimme wieder zurück.

„Rebb Schimme“, ſagte er, „ich trag' Dir's auf, gib auf das Jüngel Acht, auf dem ruht der Geiſt, daß es Dir mit ihm nicht geht wie mit deinem Elije. Was hörſt Du von dem?“

„Nichts, gar nichts“, entgegnete der Vater, nach ſo vieler Freude wieder traurig werdend.

„Was hat der Eliſe nicht für einen Kopf gehabt“, fuhr der Vetter fort, „und was iſt aus ihm geworden? Nach, ſeinen Verſtand und Klugheit hätt' er können Landrabiner werden. Und was iſt aus ihm geworden? Nicht einmal wißt Ihr, wo er ſich aufhält! Kann der ein guter Jud' geblieben ſein? Für den Eliſe iſt Schad', groß Schad', aus dem hätt' was Großes können hervorgehen — und jetzt, vielleicht hat er ſich —“

„Gott ſei davor“, rief erſchrocken der Dorfgeher, der den Vetter wohl verſtanden, und griff mit dem haſtigen Rufe „Gut Schabbes“, ſchnell zur Thürklinke.

Draußen aber überkam es unſern Emanuel mit Sturmesgewalt, wie er ſo neben dem Vater und Benjamin einherſchreiten könne; er ſchien ſich neben ihnen ſo ſchuldvoll, als hätte er ſeine Hände ſoeben in Blut gewaſchen. Ein Augenblick ſinnverwirrender, dunkler Eingebung war es wohl, daß er ſich bei einer Biegung der Gaſſe von Benjamin losriß und ohne Abſchiedswort davon eilte.

Emanuel war, ohne daran zu denken, wie weit ihn ſeine Füße trugen, tief in den Sabbath-Nachmittag hineingegangen. Die Qualen eines ruheloſen, zwiſchen Gegenſätzen auf und niederwogenden Herzens trieben ihn ſo weit. Das Ghetto lag ſchon in dämmernder Ferne hinter ihm, als es ihm einfiel, daß er beinahe unwillkührlich das Verſprechen, das er Klara gegeben: nur noch die Eine Nacht im Banne ſeiner Eltern zu bleiben und dann zu flüchten, wirklich erfüllt habe. Er war geflohen — und er freute ſich darüber. Er ſchrieb das dem Geiſt der Liebe zu, der mächtiger ſei als alle andern Bande, ſie mögen Eltern oder Geſchwiſter heißen. Oft ſah er Klara neben ſich gehen, ſie hielt ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen, und beſeligt fühlte er an ſeinen Wangen ihrer Nähe beglückenden Athem!

Dennoch dachte er einen Augenblick darauf mit Schauder daran, was wohl ſeine Eltern dazu geſagt hatten, daß er nicht zum Mittageſſen gekommen war, und was es für einen Eindruck auf Benjamin machen mußte, wenn er in die „Schlafſtube“ kam, und ihm da die Kunde ward: der von ihm ſo ahnungsvoll geliebte Bettler ſei am heiligen Sabbath verſchwunden! Wenn dieſes Kind ein finſterer Menſchenverächter wird, war ſein Gedanke, ſo trägſt du die

Schuld daran; wie den Kelch einer Blume neigte es ſeine junge Seele der deinen entgegen, aber ſtatt Sonnenlicht läßt du nur Gifttropfen in ihr zurück, ſtatt der Freundesgeſtalt ſtehſt du vor ihm als Religionsfeind und Sabbathverräther. Das Kind mußte ihn für ſein ganzes Leben haſſen.

Nun wäre er beinahe wieder umgekehrt—, und er that es auch, ohne zu merken, daß er heimwärts ging. Erſchrocken, aber dennoch mehr erfreut, fand er ſich in ſpäter Nacht wieder vor der Schlafſtube; er wankte wie im Traume hinein. Hier erfuhr er von den übrigen Bettlern, daß ihn Benjamin wirklich geſucht, und wegen ſeines Ausbleibens vom Mittagseſſen beſorgt ſich geäußert habe. Es fehlte auch nicht an ſpöttiſchen Fragen und Witzen der „Gäſte", die an ſeinen ſtaubigen Kleider den Sabbathverächter erkannten.

„Wo habt Ihr zu Abend gebetet?" fragte ihn Einer anmaßend, der ihn vom Scheitel bis zur Fußzehe mit den Augen maß.

Selbſt das polniſche Weib, deſſen Augen ihn ſo lebhaft an Klara gemahnten, hielt den Spott nicht zurück und meinte: er hätte den Weg verfehlt, und darüber ſei er dem Sabbath aus dem Wege gekommen.

Emanuel würdigte die Gäſte keiner Antwort; er warf ſich müde auf eine der Holzbänke; ſeine Seele kam ihm höchſt erbarmenswerth vor. Was hatte ſie gelitten ſeit den wenigen Stunden, da er im Ghetto war! Und des Leides war doch kein Ende, ſelbſt wenn er ging! Da ließ er einen Benjamin zurück, deſſen herrliches Gemüth er vergiftet, den er gleichſam entweiht hatte. Heute und morgen mußte ſich die Lüge offenbaren mit der er vor ſeine Eltern getreten, der Verrath an ſeinem alten, die Lüge an ſeinem neuen Glauben mußte kund werden, aber er erſchrack nicht ſo davor, als vor dem Verrath an Benjamins Seele! Vor dem Kinde wäre er gerne rein geſtanden; er meinte nicht fortgehen zu können, wenn er ſich vor ihm nicht entſchuldigt hätte. Einige Male ſtand er ſogar vor ſeines Vaters Wohnung, noch brannte Licht darin; er ſah die Geſtalten ſeiner Mutter, Benjamins und Röſeles auf und nieder ſchweben; — er ſegnete ſie, aber ſo oft er die Thürklinke zur Hand nahm, mußte ſie ihm entſinken. Es war beſtimmt, daß er als Religionsfeind, Sabbathverächter und Seelenvergifter aus der Heimath ſcheiden ſollte!

Wir finden am anderen Tage unſern Emanuel in wirklicher Flucht begriffen, die Straße wandelnd die zu einem benachbarten Städtchen führt, wo er

Poſtpferde nehmen wollte. Wir ſehen ihn, blaſſen Antlitzes, auf das die Sorge und das Nachtwachen ihre leſerlichen Züge geſchrieben, ſo gedankenvoll dahin ſchreiten, daß ſeinem Auge ein auf derſelben Straße wandelnder Menſch entging, auf deſſen Rücken er eine Laſt bemerkt und in welchem er nach genauern Hinblick ſeinen eigenen Vater erkannt hätte. Erſt zehn Schritte von ihm vernahm er ein lautgeſprochenes hebräiſches Gebet — er blickte auf und that einen lauten Schreckensſchrei.

Sein Vater wandte ſich darauf um und winkte ihm mit der Hand, daß er ihn im Gebete nicht unterbrechen ſollte. Er hatte die Gebetriemen noch an und ging ſo, ſingend und ſeinen Herrn lobpreiſend unter freiem Himmel. Emanuel hatte indeſſen Zeit, ſich auf die bevorſtehende Scene vorzubereiten.

„Warum ſeid Ihr nicht zum Eſſen gekommen, Gaſt“, begann der Dorfgeher nach Beendigung des Morgengebetes, indem er langſam die herabgenommenen Gebetriemen zuſammenlegte, „hat Euch meines Weibes Koſt nicht zugeſagt?“

„In meinem Leben hab' ich keine beſſere gehabt,“ entgegnete Emanuel ſchüchtern auf die mit leiſem Spott vorgelegte Frage ſeines Vaters.

„Und doch weggeblieben? — Meinem Benjamin habt Ihr die ganze Freud' verdorben; er hat nichts eſſen wollen, und wie ihm Nachmittag die Mutter, weil er mit dem Talmud ſo Gotteswunder iſt beſtanden, hat ein Geſchichtchen erzählen wollen, hat er's nicht angehört, weil Ihr nicht dabei war't. Was ſagt Ihr nur zu dem Kind?“

„Was iſt das für eine Geſchichte?“ fragte Emanuel, der in dieſer Ableitung des Geſpräches ein vortreffliches Mittel fand, dem Thema über ſein geſtriges Wegbleiben auszuweichen.

„Mein Weib hält Stücke darauf und nimmt nicht Gold dafür. Das Geſchichtchen iſt einmal in unſerer eigenen Familie vorgegangen, und wenn Channe einem Kind Freud' machen will, ſo erzählt ſie's ihm. Geſtern hat's Benjamin hören ſollen.“

„Kommt nicht ein Getaufter drin vor?“

„Wie wißt Ihr das?“

„Ich hab' davon etwas läuten gehört.“

Emanuel ſprach keine Unwahrheit. Die Mutter hatte ihm das Familienmährchen in ſeiner Kindheit erzählt.

Nach dieſem erſten Beginn gingen Vater und Sohn ſtillſchweigend neben einander; erſterer war es, der wieder anfing:

„Wo geht Ihr eigentlich hin, Gaſt? Vielleicht wißt Ihr's aber ſelbſt nicht.“

„Ihr könnt Recht haben, Rebb Schimme“, ſagte Emanuel mit trübem Lächeln.

„Und ſchickt ſich das für ſo einen jungen Menſchen, wie Ihr ſeid?“ fuhr der Dorfgeher auf. „Jeder Menſch, und beſonders ein Jüdenkind, muß etwas vorhaben, dem was er nachgeht.“

„Wenn ich Euch aber ſage, daß ich etwas vorhatte —“

„Das brauch' ich nicht zu wiſſen. Ich weiß übrigens ſelbſt nicht, warum ich Euch ſo frage. Was geht Ihr mich an? Ich hab' das auch meinem Weibe geſagt, ſie hat mir aber nicht folgen wollen.“

„Warum?“

„Sie kann Euch gar nicht vergeſſen; ſie und Benjamin haben den ganzen Tag von Euch geredt, es iſt nur, daß ſie nicht geweint hat, wie Ihr nicht gekommen ſeid. Bis ſpät in der Nacht hat ſie auf Euch gewart' und hat nicht wollen ſchlafen gehen, Benjamin auch. „Narrele, hab' ich gerufen, was liegt Dir an dem Bettler auf? Haſt Du noch keinen bei Dir geſehen?“ „Schimme, hat ſie geſagt, Du weißt gar nicht, wie mich das verdrießt, daß der Fremde nicht kommt! Hat ihn Einer beleidigt?" Da hat Benjamin zu weinen angefangen."

Trotz der tiefen Erregung begriff Emanuel recht wohl den Unterſchied, den Vater und Mutter zwiſchen ihm machten, der Vater ſah einen Bettler in ihm, die Mutter nur einen Fremden.

„Mich hat Niemand beleidigt", warf er wie halbgeſprochen hin.

„Aber im Ernſt, Gaſt", ſetzte der Dorfgeher weiter, „auf wohin wollt Ihr denn eigentlich? Ich ſeh's gern, wenn Ihr noch ein Stück mit mir geht. Bis zum erſten Dorf könnt Ihr noch mit mir gehen."

„So weit Ihr wollt", ſagte Emanuel unvorſichtig.

„Da dafür will ich Euch im Dorf ein Haus zeigen, wie Ihr noch keines in der Welt angetroffen habt, ich will Euch zu Rebb Schmul Randar führen, da bekommt Ihr gewiß ein gut Stück Geld auf den Weg und noch ein Anbeißen dazu. Ganz feine Leute wohnen da drin; kommen auch hundert Bettler gegangen, es kriegt jeder etwas, und tauſend Segen kleben an dem Haus. Der Jud', der hat ein Herz, bei den Bauern bekommt Ihr ſo nichts."

„Ich habe doch immer gehört, die Bauern ſeien gaſtfreundlich, ſie bewirthen gern", verbeſſerte Emanuel den etwas unverſtändlichen erſten Ausdruck.

„Probirt's nur und geht zu einem hinein, da werdet Ihr das ſelbſt ſehen; da werdet Ihr hören, wie der Bauer oder die Bäuerin zu Euch ſagt: Wir haben nichts, geht nur zum Juden hinüber, der Jud' iſt reicher als wir, der Jud' hat unſer Geld! Wenn ſie Euch nicht das ſagen, ſo heiß' ich nicht Schimme Prager. Der Jud' kann aber Allen geben, der Jud' beſinnt ſich nicht, wenn er thut geben, und das kommt daher, weil der Jud' ein Herz hat.“

Emanuel ſchaute nach dieſen ſtarken Worten ſeinem Vater in's Geſicht; es lag eine ſchöne Röthe darauf, des Zornes oder des Spottes: er hätte ſie gern ſeiner Clara gezeigt. —

Des Intereſſanten vernahm er übrigens gar Manches, als er ſo mit ſeinem Vater dahinzog. Trotz aller Beſchränktheit und Vorurtheile, die dem Sohne zuweilen ein Lächeln entlockten, mußte er über das volle Bewußtſein und den klaren Verſtand des Dorfgehers erſtaunt ſein. Er hätte das hinter der gekrümmten, keuchenden Geſtalt nicht geſucht. So verblendet war Emanuel durch ſeine Lage, ſo verwirrt durch den Zwieſpalt ſeiner Seele geworden, daß er oft das natürliche Verhältniß zu ſeinem Vater vergaß und eine bloß fremde Perſon vor ſich ſah, deren geheimnißvolles Weſen er erforſchen und durchwühlen mußte, um intereſſante Bemerkungen für ſeine Clara zu bereiten!

Dieſer unſelige Wahn täuſchte ihn noch öfters, aber jedes Erwachen war mit ſchmerzlichem Kampfe verbunden. Wenn er ſich an der Seelenentfaltung des Dorfgehers, an ſeinen Fragen und Antworten ergötzte, wenn er ihn in ſeinem Zorn und Spott, in ſeinem Glauben und Aberglauben ſah, und ihm dann jedesmal einfiel: das iſt dein Vater — dann blutete er aus allen Wunden. Schwer läßt ſich die Stimmung Emanuels während dieſer Wanderung neben ſeinem Vater ſchildern; ſie wechſelte wie Regen und Sonnenſchein ab, bald lind, und weich, und im nächſten Augenblicke darauf wild und gereizt. Es war dies die nothwendige Folge eines in ſeinen tiefſten Lebenswurzeln bedrohten Gemüthes, an das ſo mannigfache Erſchütterungen unausgeſetzt ihre Axt legten.

„Heut' weiß ich, werd' ich nichts löſen“, ſagte der Dorfgeher, als ſie die Häuſer des Dorfes vor ſich ſahen.

„Wie könnt Ihr das wiſſen?“

„Weil heut' Sonntag iſt, an dem Tag verdien' ich nichts. Wo hat der Bauer heute Zeit, mir etwas abzukaufen?“

„Jetzt läuten ſie mit der Glock' in die Kirche, hernach eſſen ſie, und Nachmittags führt der Bauer ſeine Bäuerin in's Wirthshaus, da tanzen ſie und trinken ſie. Wie ſoll ich da etwas löſen?"

„Und warum ſoll der Bauer ſeinen Sonntag nicht genießen können?" rief Emanuel ſich ſelbſtvergeſſend aus, „habt Ihr nicht Euern Sabbath?"

„Kurios redet Ihr, mein lieber Gaſt", ſagte der Dorfgeher verdrießlich, „wie könnt Ihr unſern heiligen Schabbes mit Sonntag vergleichen? und mein' ich denn, der Bauer ſoll keinen Tag haben, wo er ſich ausruhen und auf der Ofenbank ausſtrecken kann? Wer braucht denn nicht den Sonntag? Der Bauer und der Handwerker; und wer kann das beſſer einſehen, als der Jud'? Der hat dafür ſeinen Schabbes."

„Alles wahr, mein lieber Rebb Schimme", rief Emanuel mit immer mehr gereizter Stimmung, „wenn Ihr aber das wißt, warum bleibt Ihr am Sonntag nicht lieber zu Haus? was ſtört Ihr den Sabbath der Bauern?"

„Das heißt gered't!" ſchrie dagegen der Vater, „das heißt gered't! Soll ich zwei Tage in der Woche verlieren?"

„O!" rief Emanuel überquellend aus, „weil Ihr einen Tag nicht wollt verlieren, darum muß der

Bauer in ſeinem Sonntag geſtört werden? Weil Ihr Euern Pack mit alten Weſten und Schnupftüchern nicht wollt müßig im Winkel liegen laſſen, darum darf der Bauer nicht wiſſen, daß er Sonntag hat?“

„Trinken und tanzen und juchezen kann er, nicht wahr?“ meinte der Dorfgeher mit Bitterkeit, „und ich verſtör' ihm ſeinen Sonntag, wenn ich ihm eine alte Weſte oder Schnupftuch aus meinem Pack, wie Ihr ſagt, thu' verkaufen? Ich komm' doch immer auf mein Sprüchwort zurück: Wer ſich am weheſten thut, das iſt der Jüd' ſelbſt.“

„Wie meint Ihr das? fragte Emannel, betroffen durch den wehmüthig bitteren Ausdruck ſeines Vaters.

Der Dorfgeher behauptete aber ein hartnäckiges Stillſchweigen. Emanuel fühlte, daß er ſeinem Vater durch die tiefliegendſten Faſern ſeines Weſens geſchnitten habe.

„Seid Ihr noch ein Jüd', Gaſt!“ rief er plötzlich, indem er vor Emanuel ſtehen blieb.

„Was heißt das?“ fragte Emanuel erſchrocken, bin ich denn keiner?“

„Anſehen thut man's Euch nicht, wenn man Euch ſo reden hört. Welcher Jud' wird dem Bauer Recht geben und ſich ſelbſt Unrecht? Aber ſo ſind wir leider Gottes Alle. Warum ſagt Ihr nicht lieber gleich: was ſoll mir der ganze Sabbath? warum hab' ich mit dem Bauern und mit dem Handwerksmann nicht zu gleicher Zeit meinen Schabbes? Da braucht' ich mit meinen alten Weſten und Schnupftücheln nicht herumzugehen, da könnt' ich einen Tag in der Woche einſtecken und mehr Geld verdienen. Und habt Ihr nicht dadrauf kommen wollen? Ihr meint, Gaſt, ich weiß nicht, was in der Welt vorgeht? daß man umgeht, den Schabbes abzuſchaffen. Sagt, habt Ihr nicht da drauf kommen wollen?“

„Und wenn?“ entgegnete Emanuel ſtockend, der ſich übrigens freute, den Vater auf einem allgemeinen Standpunkte des Streites zu finden. Milder, als wohl zu erwarten ſtand, ſprach der Dorfgeher:

„Nicht Ihr, nicht ich können da etwas ſagen, Gott allein kann das entſcheiden. Gott aber hat geſagt: Am ſiebenten Tag ſollſt Du ausruhen von aller Deiner Arbeit — (er ſagte den hebräiſchen Text aus der Schöpfungsgeſchichte) — hat er da gewollt haben, daß ich am Schabbes mit alten Weſten und Schnupftücheln ſoll hauſiren gehen? Hätt' er da nicht gleich geſagt: Schimme Prager, Du kannſt dir, wenn Du willſt, aus dem ſiebenten Tag der Woche auch den erſten machen, an dem Tag werden Peter und Pawel im Wirthshaus ſitzen und werden da trinken und tanzen und juchezen, da kannſt Du auch hingehen und Dich hinſetzen! Oder umgekehrt: hätt' er nicht gleich geſagt: Schimme Prager, ich weiß, Du biſt ein armer Mann und brauchſt den Kreuzer Geld, ich will Dir 52 Tag im Jahre zugeben, da kannſt Du mehr Geld verdienen. Ich ſag' Euch, Gaſt, will Gott, daß ich etwas ſoll löſen, ſo ſchickt er mir's in den fünf Tagen der Woch' auch zu. Die 52 Tage im Jahre ſollen das ausmachen? Das kann ich nicht glauben!“

Sie hatten bei dieſen Worten gerade das Dorf erreicht. Und war es ein nachzitternder Groll oder ſeine erhöhte Stimmung? — der Dorfgeher vergaß, ſeinem Sohn den Weg in den Randarhof zu zeigen, wo er doch ein ſo bedeutendes Almoſen erhalten hätte! Aber war das noch der Vater, war das noch das nämliche, vom Feuer inneren Glaubenslebens erglühte Weſen, das da vor den Häuſern der Bauern dahinſchlich und ſein langgezogenes „Kauft, Kauft, Kauft!“ ertönen ließ? Mit beinahe traumhafter Verwunderung blickte Emanuel dem Treiben ſeines Vaters zu; als er ihn aber einer unter dem Hausthore ſtehenden Bauerndirne unter das Kinn greifen ſah, fühlte er, wie ſich ihm alles Blut nach dem Kopfe drängte. War das wirklich die nämliche Geſtalt? Kopfſchüttelnd ging Emanuel zum Dorfe hinaus, es litt ihn nicht drinn.

Draußen auf der Straße wollte er ſeinen Vater erwarten.

An Clara.

(Mit Bleiſtift auf offener Straße geſchrieben.)

Nicht einmal die Contouren meiner jetzigen Lage kann ich Dir zeichnen; formlos, verwirrt, unendlich liegt Alles vor mir, ich ſitze, wie jener Römer, auf Ruinen.

Muſik! Muſik! wo finde ich die Melodie, die meine Unruhe, mein planloſes Sichgehenlaſſen hinwegbannt? Wie ein Räuber fall' ich mir oft ſelbſt in den Arm und rufe mir zu: die Vergangenheit oder — das Leben! Wie bin ich zerſtückt, ohne Einheit und Mittelpunkt, ſeitdem ich die Heimat geſehen!

Denn ich will Dir's nur ſagen: Selbſt Dein Bild muß ich oft mit blutigen Nägeln aus dem Rahmen meiner Seele loslöſen; da ſind Vater, Mutter, Schweſter und Brüderchen, die drängen ſich vor, werfen dichte Schleier darüber, daß ich Dich nicht ſehen kann, verhüllen mir das Licht Deiner Augen, — o Herr im Himmel, was ſoll aus mir werden?!

Meinen Vater ſollteſt Du kennen, Clara, es lohnte ſich der Mühe! Ich gehe da mit ihm ſeit einigen Stunden — hauſiren, und habe ihn erſt jetzt kennen gelernt; es verlohnt ſich wahrhaftig der Mühe. In der Seele eines ſolchen Juden ſieht es Dir gar eigenthümlich aus. Stelle Dir ein Buch vor, in dem Du die ſchönſten Sachen zu leſen bekommſt. Du lieſt weiter, weiter, Du biſt erſtaunt über den herrlichen Klang tiefſinniger Melodien, die Dir da entgegentönen, Du weißt nicht, woher ſie kommen, wohin ſie gelangen. Alles gemahnt Dich daran, daß Du hier urkräftig Menſchliches entdeckt haſt, ſchöner und prächtiger, wie Du es irgend angetroffen.

Und doch iſt es nicht Einfalt und Naivität, was Du hier ſiehſt. Aber es iſt ein höheres, gleichſam geheiligtes bibliſches Gemüth. Du lieſeſt aber weiter — und plötzlich findeſt Du die Blätter verklebt, die Melodien haben aufgehört, Du verlierſt die Spur des wunderbaren Glaubensgeäders, Du kannſt nicht weiter leſen. Die Blätter hat der Schmutz des Lebens an einander geheftet, der Gemeinheit Kleiſter hat ſie verdichtet. Und das iſt das Unheil der Ghettobewohner, daß Ihr nur immer auf dieſen Stellen haften bleibt, weil ſie Euch auffallen, weil ſie Euer Taſt- und Sehorgan zuerſt beleidigen, und weil der Menſch nie gründlich ſein will. Tiefer in dem Buche wollt Ihr nicht forſchen, und das iſt Euer Schade. Wir leiden nur darunter.

Du aber, Clara, thue mir, Deinem Emanuel, zu Liebe den Gefallen, und denke, wenn Dir ein ſolcher Dorſgeher oder Hauſirer aufſtößt, an meinen Vater! Laß Dich von den ſchmutzbeklebten Blättern des Buches ja nicht abſchrecken.

Es war kurz vor dem „Schnitt.“ Die Saaten wogten gar üppig durch die Felder und dazwiſchen ſchlugen Wachtel und Lerche freudig beſeligend! Aber der Dorſgeher war ſehr trübe im Sinne; er verdiente die Woche über nur ſehr wenig, und Emanuel erkannte dies an den bekümmerten Zügen ſeines Vaters nur zu wohl. Er ſah ihm ſtets beſorgt in's Angeſicht, wenn er ihn aus einem Bauernhaus treten ſah; immer trug er die nämliche Farbe fehlgeſchlagener Hoffnung, er hatte nichts verdient. Beinahe hielt ſich Emanuel für das Unheil, das ſeinen Vater begleitete. Es war kurz vor der Ernte und da ſtehen wohl die goldenen Saaten draußen auf dem Felde, aber in den Truhen der Bauern fehlt das Geld, und das fühlte der Pack des Dorſgehers!

„Gott geb' nur heuer ein gut Jahr“, ſagte einmal der Dorſgeher andächtig, als ſie an einem reichwallenden Felde vorüberkamen; man betet nicht umſonſt alle Tag' im Winter: „Gib' Thau und Regen den Feldern“; der Bauer hat's nöthig.“

„Mir kommt dieſes Gebet gar ſonderbar vor“, meinte darauf Emanuel, „hat der Jude Felder? iſt er Bauer?“

„Verzeiht mir“, rief dagegen lachend der Dorfgeher, „da habt Ihr wieder etwas Curioſes gered't. Wenn der Bauer kein Geld hat, wovon ſoll der Dorfgeher leben? Und wieder umgekehrt: wer ſoll dem Bauer borgen und wartet ihm, bis er wieder Geld hat, wenn nicht der Dorfgeher da iſt? Wer kauft dem Bauer das Haſenhäutel ab, was bei ihm verfaulen möcht', wenn's nicht der Jud' iſt? Bauer und Dorfgeher, die gehören deßwegen zuſammen, und darum betet man im Winter: „Gib' Thau und Regen den Feldern!“ Ich kann mir gar nicht denken, wie der Bauer ohne den Juden exiſtiren könnt'.“

„Das klingt etwas ganz eigen“, lächelte Emanuel, „gewöhnlich preist man die Länder glücklich — wo der Bauer ohne den Juden exiſtiren kann.“

„Das heißt“, ſprach der Dorfgeher nachdenkend, „der Bauer hat dort mehr Geld; ich weiß nicht, ob das ganz wahr iſt; es muß noch etwas anderes daran ſein. Aber Einer muß doch den Juden vorſtellen? Wer bringt dem Bauer das, was er braucht, in's Haus, denn der muß daheim bleiben und kann nicht herumlaufen! Ich ſag' Euch, Gaſt, wo kein Jüd' iſt, ſtellt ihn ein Anderer vor.“

„Ihr mögt Recht haben“, entgegnete Emanuel lachend und entzückt von dem Scharfſinn ſeines Vaters; es iſt nichts als Neid, Rebb Schimme!“

Dieſe Worte Emanuels können uns als Leitſtern dienen, wie wir ſeinen Seelenzuſtand beurtheilen müſſen. Sein nächſter Gedanke, wenn ihn unwillkührlich das Gefühl hinriß, war, daß doch Clara zugegen wäre, um ſich ſeines Vaters zu erfreuen; dann kamen Zweifel, ob ſie, die Anderserzogene, Andersglaubende mit denſelben Augen ſehen würde, ob ihre Seele durch die Pforten der Poeſie, wie ſie ihm Vater, Mutter und Heimath aufthaten, eintreten könnte. Er zweifelte, und der Zweifel führt ein zweiſchneidiges Meſſer.

Es gab Momente, wo ſich Emanuel darüber freute, daß ſein Vater durch die ganze Woche nichts verdiente.

So zeigte ſich ihm doch ein Mittel, die Kluft, die ihn nun auf ewig von ihm trennen ſollte, znm Theile auszufüllen. Er wollte Gold hineinſchütten, ſo viel und ſo glänzendes Gold, daß es den Verrath überſtrahlen ſollte, den ſchwarzen brennenden Fleck ſeines Lebens. Nichts ſollte dem Wohlergehen der Eltern mehr gleichen; er wollte ſie mit einem Walle von

Glücksgütern umgeben: dann ſaß der Vater in ſtiller Behäbigkeit zu Haus und die Mutter ſollte nicht mehr fragen: „Was haſt Du für eine Woche gehabt, Schimme?“; ſeiner Schweſter Röſele wollte er die ſchönſte Hochzeit bereiten und Benjamins Zukunft geſichert haben, damit der holde Knabe nicht zum Dorfgeher werde; Alles wollte er ebnen, beſchwichtigen, ſtumm machen, nur ſollte man ihm dafür ſeine Clara laſſen. — —

„Wie kommt das, Gaſt“, ſagte Rebb Schimme an einem der letzten Tage der Woche, „ich bin ſo müd' und matt, als hätte ich mich mit einem Rieſen herumgeſchlagen; das kommt vielleicht daher, weil ich kein Geld verdiene?“

„Vielleicht“, entgegnete Emanuel beinahe gleichgiltig, „ich weiß aber noch einen andern Grund. Soll ich ihn Euch ſagen?“

„Laßt hören“, meinte der Dorfgeher lächelnd.

„Es wird Euch aber ärgern, und dafür kann ich nichts. Weil Ihr Euch die ganze Woche keinen warmen Biſſen gönnt, weil Ihr Zwiebel und Käſe und Anderes, was Euerem Magen keine Kraft verleiht, genießt. Wie ſollt Ihr da nicht müd' und matt werden?“

„Gut“, ſagte der Dorfgeher, „Ihr könnt Recht haben. Fragt aber anders: Wo ſoll ich den warmen Biſſen hernehmen?“

Emanuel fühlte, daß er ein gewagtes Wort ausſprechen wollte.

„Geſtern, als es gerade Mittag ward“, begann er ſchüchtern, „kehrtet Ihr bei einem Bauer ein. Ich ſtand draußen und hörte ſehr gut, wie Euch die Bäuerin einlud, mitzueſſen; Ihr aber, was habt Ihr dazu geſagt? Ihr habt geſehen, wie Ihr Euch aus dem Staube machen konntet. Gleich darauf verzehrten wir miteinander Brot mit ſchimmeligem Käſe. Nun aber frag' ich Euch, was ſoll der Menſch thun, wenn ihm ein Anderer ſagt: ‚Komm' her und iß und ſättige Dich, ich geb' Dir's gerne, Du brauchſt Dich nicht einmal dafür zu bedanken“ — ſoll da der Menſch fliehen, als blicke ihn der Tod von jeder Gabelſpitze an, und als läge Gift in jedem Tropfen Suppe, oder ſoll er ſich hinſetzen und fröhlich ſein mit den Fröhlichen und ſich ſättigen an der Gottesgabe, wenn ſie auch in andern Töpfen bereitet wurde?“

„Ihr meint“, ſagte der Dorfgeher ſtirnrunzelnd, „ich hätt' bei der Bäuerin eſſen ſollen? Nicht um eine Million“, rief er dann heftig, „Ihr könnt mir ſie gleich baar aufzählen.“

„Bei der Hand hab' ich ſie nicht“, rief Emanuel verſuchsweiſe.

„Hört an“, ſprach darauf der Dorfgeher, „Ihr glaubt mir nicht, das ſeh' ich Euch an. Ich frag' Euch nur Eins: Iſt das Leben eine Million werth? Und ich geb' mein Leben drum und eß bei der Bäuerin nicht.“

O Gott, dachte Emanuel erbleichend, mit welcher Seelenkraft er das ausſpricht! Wie werde ich die Kluft ausfüllen können, die ſich immer endloſer vor meinen Füßen zeigt, wenn ihm ſchon der Schatten einer kleinen Sünde an das Leben greift? Mein Verrath wird ihm wirklich das Leben koſten! Und die Mutter erſt!

Seine Traurigkeit wuchs nun mit jedem Schritte, den er mit ſeinem Vater vorwärts that; er hatte nicht mehr den Muth, eine Frage an ihn zu richten. Was konnte er noch fragen, was konnte er für Antworten erhalten? Jedes Wort, das er ſprach, jede Aeußerung ſeines Vaters war ein Nagel zu dem Sarge ſeines Glückes, ein Meſſer, das mitten durch das Gewebe ging, woran Liebe und Neigung gewirkt hatten. Alſo ſchwieg Emanuel, die Schatten der gänzlich verdüſterten Zukunft auf dem ſorgenvollen Antlitz tragend.

Dem Dorfgeher war der Begleiter ſeiner Wochenwanderung lieb und werth geworden; er bemerkte bald die veränderte Stimmung Emanuels und das Stillſchweigen, das er durch eine lange Strecke Weges beobachtete.

„Das habt Ihr davon, Gaſt", begann er, „daß Ihr einen armen Dorfgeher thut begleiten. Wär't Ihr Eueren Weg gegangen, wer weiß, was Ihr für gute Biſſen hättet gefunden. Indeſſen, fügte er verſtohlen lächelnd hinzu, ich komm' jetzt zu meiner ſchönen Bäuerin, der geb' ich nur ein gut Wort und ſie tiſcht Euch auf, was ſie nur im Haus hat. Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu geniren, ich kann ein Aug' ſchon zumachen."

„Rebb Schimme!" rief Emanuel erſtaunt aus der Tiefe ſeiner Seele, „Ihr gebt mir den Rath?"

„Und warum nicht?" ſagte der Dorfgeher mit unausſprechlichem Weſen, „wenn's Euch gelüſtet, einen warmen Biſſen zu eſſen? Geht hin und macht Euch ſatt. Mich geht das nichts an, was ein Anderer thut."

Nach einer langen Pauſe fragte Emanuel mit gedrückter Stimme:

„Rebb Schimme, würdet Ihr denſelben Rath Euerem Sohne geben, wenn er ſich in derſelben Lage befände?"

„Schweigt, ſchweigt", rief der mit einem Male verdüſterte Dorfgeher, „man ſoll den Satan nicht umſonſt rufen, er könnt' kommen.“

Ein ſchönes Bauernkind mit rothen Wangen kam beim Eintritt in das Dorf auf den Vater zu, und er lächelte, als er das kleine Geſchöpf wackelnd auf ſich zuſchreiten ſah.

„Baruſchka“, rief er ihm entgegen. Das Kind flog ihm in die Arme und er küßte es herzlich.

„Was macht deine Mutter?“ fragte er es.

„Sie iſt zu Hauſe“, ſagte das Kind und rang ſich von ihm los, um zu ſeiner Mutter zu laufen.

„Weſſen iſt das Kind?“ fragte Emanuel erſtaunt.

„Dem Kind ſeine Mutter“, gab der Dorfgeher Beſcheid, war einmal das unglücklichſte Weib auf der Erd', und wenn ſie's nicht mehr iſt, ſo hat ſie das Schimme Prager zu verdanken.“

„Vielleicht Euere ſchöne Bäuerin?“ rieth Emanuel ahnungsvoll.

„Die iſt's, ſagte Rebb Schimme, „und weil Ihr vorhin gemeint habt, der Bauer kann den Juden nicht leiden, weil er mit ihm nicht will aus Einer Schüſſel eſſen, ſo will ich Euch von meiner ſchönen Bäuerin etwas erzählen. Der Vater von jener Bäuerin der hat zwei Stunden von hier gewohnt, und war Richter im Dorf; ich ſoll's zu eigen haben, was der Bauer hat im Vermögen gehabt!

Pawel hat er geheißen, und Pawel hat Stücke auf mich gehalten, ich war wie das Kind im Haus bei ihm, und hab' dort viel Geld in meinem Leben verdient. Der Bauer hat ein einziges Kind gehabt; Gewöhnlich meint man, nur bei uns Juden hat man ſeine Kinder gern; der Bauer gibt auch ſein Leben für ſie hin. Ich' hab' das an meinem Pawel geſehen, er hätt' für die Tochter die Sonn' vom Himmel heruntergeriſſen. Einmal ſagt mir Pawel: Wenn Du wieder herauskommſt zu uns, Schimme, ſo bring' mir Leinwand, Tücher, Spitzen und Bänder, und was Du nur Schönes haſt, ich will meiner Tochter Hochzeit machen. „Mit wem?“ frag' ich. „Du haſt mir ja nichts geſagt, Pawel!“ Da nennt er mir einen jungen Bauernſohn aus einem andern Dorfe, den ich auch gut gekannt hab'! „Dem willſt Du ſie geben, Pawel?“ ſchrei ich, „ich bring' Dir keine Leinwand, ich bring Dir keine Bänder, und dem wirſt Du Deine Tochter nicht geben.“ „Warum?“ fragt der Bauer. „Weil ich's nicht leid; Waczlaw iſt ein Spieler und ein Trunkenbold, der wird Dir deine Tochter unglücklich machen.“ Da hat er mir eingeſtanden, daß er von dem Allen weiß, aber er hätte keine Gewalt über ſein Kind, ſie will ihn und eher ſtirbt ſie, als ſie von ihm läßt". „Laß mich mit ihr reden, Pawel, ſag' ich.'' „Red' mit ihr'', meint der Bauer, und muß ſich wegwenden, weil er das Herz weich hat. Ich hab' mit der Tochter gered't, und ihr vorgeſtellt, was ſie da an ihrem Vater will begehen, aber leider Gott! bei den Chriſten iſt es nicht ſo wie bei den Juden. Bei uns weiß das Kind, daß es Mutter uud Vater nicht einmal vom Schlaf aufwecken darf. Was ſoll ich länger erzählen: ſie hat mir gar nicht zuhören wollen, und vier Wochen drauf iſt ſie das Weib von jenem Waczlaw geweſen. Was iſt aber geſchehen? Wie wenn's ein Prophet hätt' vorausgeſagt, ſo iſt Alles eingetroffen, was Schimme Prager hat geſagt. Es ſind nicht zwei Jahr' vergangen, ſo hat Waczlaw keinen Groſchen von dem Geld gehabt, was er von ſeinem Weibe hat bekommen; vertrunken und verſpielt war Alles. Ich hab' mich gar nicht zu Pawel's Tochter ſtellen können vor großem Herzleid, ſo bleich und abgezehrt hat ſie ausgeſehen, und einmal habe ich blutige Striemen auf ihrer Stirne gefunden — da muß er ſie geſchlagen haben. Der alte Pawel, dem hab' ich gar nichts erzählen dürfen von ihr, und ſo ſoll mir Gott ſo viel Tauſende geben, was ſeine Tochter mich hat Gulden gekoſtet, die ich ihr hab' geborgt, und hab' doch gewußt, daß ſie's nicht zurückzahlen kann. Es war vielleicht Unrecht von mir, aber —

„O nein, nein!" rief Emanuel in großer Bewegung.

„Ich glaub' auch, aber mein Weib hat nichts davon gewußt, was hätt' ich ihr davon erzählen ſollen? Aber hört nur weiter! Wenn ich zu dem alten Pawel gekommen bin, hat er mich nie wollen fortlaſſen von ſich; ich hab' immer müſſen über Nacht bleiben, und da hat er mir immer ſeine beſte Stub', wo er all' ſein Hab und Gut hat aufgehoben, aufgethan. Ich und Pawel haben einmal bis ſpät in die Nacht mit einander geplaudert, und da iſt der Bauer durch meine Reden und Geſchichten ganz luſtig geworden, wie ich ihn ſchon lang' nicht geſehen. Wie ich das bemerkt, hab' ich ihm von ſeiner Tochter wollen anfangen, er aber, wie ich nur ihren Namen ausſprech', ſpringt ganz toll auf und ſchreit: „Hör' an Schimme, wenn Du mit mir gut bleiben willſt, ſo ſchweig mir von ihr." Da wär' ich ein Narr geweſen, wenn ich nicht geſchwiegen hätt', denn an Pawel war mir viel gelegen, und ich hab' an ihm viel Geld verdient. In derſelben Nacht, wo ich hab' mit dem Bauer das vorgehabt, iſt etwas geſchehen, wovon mir noch jetzt die Haar' auf dem Kopf ſtehen. Ich hab' einen leichten Schlaf, und da wach' ich damals um Mitternacht auf, und hör' wie Einer draußen am Fenſterladen arbeitet, um ihn aufzumachen. Vor Angſt kann ich kein Wort herausbringen, und kalter Schweiß iſt mir auf dem ganzen Leib. Und ſo muß ich zuſehen wie der Fenſterladen ausgehoben wird, und wie Einer in die Stub' hineinkriecht. Meint Ihr, wen ich erkannt hab', wie ich bei Mondlicht hab' beſſer ſehen können? Pawel's Schwiegerſohn, Waczlaw. Er hat eine Hack' in der Hand gehabt, damit hat er wollen die Truhe aufſprengen, wo das Geld von Pawel war. Da hat mir Gott wie durch ein Wunder die Sprache und die Kraft wieder gegeben, ich bin aus dem Bett geſprungen und hab' geſchrien: „Was willſt Du da thun?“ Waczlaw, aber nicht faul, greift nach der Hack', und will mir ſie in den Kopf ſchlagen. „Schlag' mich todt, Waczlaw, rief ich, aber Deinen Schwiegervater ſollſt Du nicht beſtehlen.“ Gott hat da ſein Wunder an mir gethan; wie ich das ſag' fällt Waczlaw auf die Erd' und fängt an zu weinen, daß mir das Herz gezittert hat. Wie ich das ſeh' fang ich erſt an: „Alſo Waczlaw, Deinen Schwiegervater haſt Du beſtehlen, und einen Menſchen todtſchlagen wollen? das kommt von Deinem verfluchten Leben, von Deinem Spielen und Saufen." Er hat geweint und mich gebeten, ich ſoll ihn nicht verrathen; ich hab ihm's verſprochen, wenn er ſich wollt beſſern. Die ganze Nacht bin ich neben ihm geſeſſen und hab' ihm zugered't, ich hab' ihm Rath gegeben, wie er's ſollt' anſtellen, und zuletzt hab' ich ihm Geld gegeben, daß er nicht ſollt' verzweifeln. Früh Morgens hab' ich ihm durch's Fenſter hinausgeholfen' und was ſoll ich Euch noch länger erzählen, es hat nicht gedauert ein Jahr, ſo war Pawel's Schwiegerſohn der bravſte und fleißigſte Bauer im Dorf. Pawel hat kein Wort erfahren, und wie er geſehen hat, daß Waczlaw ſich ganz verändert hat, hat er ihm aufgeholfen. Jetzt geh' ich nicht Einmal an dem Haus vorüber, wo ich mich nicht ſtellen muß; Pawel's Tochter kauft Alles von mir, und ſelbſt wenn ſie's nicht braucht. Der hab ich alſo ihr Glück aufgebaut, ich, Schimme Prager, der Dorfgeber!"

Wie zur Beſtättigung dieſer Worte trat in dieſem Augenblick über die Schwelle eines ſchönen Hauſes ein blühend kräftiges junges Weib heraus.

„Seid willkommen, Väterchen", rief ſie ihm entgegen.

„Nu, was ſagt Ihr zu meiner Bäuerin?“ ſchmunzelte der Dorfgeher, ſich zu ſeinem Begleiter umdrehend, „wenn Ihr wollt', könnt Ihr einen warmen Biſſen einnehmen. Wollt Ihr?“

„Nein, nein“, ſchrie Emanuel, die Hand ſchamvoll vor die Augen gedrückt. Er folgte dem Vater nicht in's Haus.

An Clara.

In dem Dachſtübchen eines der vornehmſten Häuſer Wien's, hoch oben, wo er nur mit dem Rauche der zum Schornſtein hinausflog, oder mit dem Kater, wenn der in ſtiller Sommernacht auf dem Dache ſpazieren ging, Zwieſprache halten konnte, wohnte einſt ein armer junger Menſch, ſeines Berufes: Student. Der arme Student nahm an manchen Tagen mehr Wiſſenſchaft zu ſich, als Brocken der Nahrung, darum waren ſeine Wangen bleich und kummervoll anzuſehen. Eines Tages begegnet ihm unten auf der prachtvollen Treppe des zweiten Stockes ein ſchönes, etwa zehnjähriges Kind, das ſieht mit ſeinen wunderbar herrlichen Augen ihn an, und der Student kann eine leiſe, durchſichtig feine Röthe über das Engelantlitz des Mädchens dahinfliegen ſehen. Schönes, wunderbares Kind!!

Tags darauf wird er durch einen Bedienten zu dem Kaufmann im zweiten Stock hinabgerufen; zitternd folgt er; unten hört' er von einem freundlich ernſten Manne die Frage an ſich gerichtet, ob er ſeiner Tochter Unterricht ertheilen wolle; „Clara", ertönte es von ſeinen Lippen, und auf der Schwelle der Thüre ſteht vor ihm ſein wunderbares, in holder Röthe erglühendes Kind!

Der Student erfüllte wie ich glaube, redlich ſeinen Beruf; was er nur an Duft für ſeine Roſe wußte, holte er aus den Tiefen ſeiner Seele herbei; lange Jahre hielt er wie ſegnend über dem freudigen Wachsthum ihres Gemüthes ſeine Hände; er merkte nicht wie ſie allmälig ſchwerer und ſchwerer wurden; er hatte immer herab geſehen, ſie hinauf; mit Einem Male erkennt er, daß ſich zwei Augen in gleicher Höhe den ſeinigen gegenüber befinden. Die Augen ſagten ihm Alles!

War's nicht in der Mythologie als er ihr von der ſchönen Klitia erzählte, die ſich ſtets nach der ſtrahlenden Sonne wandte, daß ſich da der bedeutungsvolle Mythus in glücklicherer Wechſelſeitigkeit an Lehrer und Schülerin wiederholte? War es nicht damals, daß ſie zufällig aufblickend, fanden, daß ſie ſich beide in Arme hielten?

Ach, kalte, unheimliche Hände arbeiteten daran in das ſchöne Gewebe unſeres Mythus ihre Dornen und Diſteln einzuwirken. Dein edler Vater aber brach ſich Bahn durch den Strom eigener und eingeflößter Vorurtheile. Eines Tags hieß es: Finde Du dich mit dem Staat ab, der Euere Vereinigung nur bedingt zugiebt, ich habe nichts einzuwenden — Clara! Das Leben hat ſchöne Momente!

Ich hielt dieſen einen, unvermeidlichen Schritt für ſo leicht, daß ich die Reiſe in die Heimat in der luſtigſten Stimmung, ein Komödiant, der ſich ob ſeiner Unerkennbarkeit freut, der Sohn ſeinen Eltern gegenüber! unternahm. Die Lüge hat ſich furchtbar gerächt.

Gewaltſam muß ich die Blätter meines Lebens zurückſchlagen, um Freude, Troſt und Dankbarkeit daraus zu lernen. Noch bin ich des Sturmes mächtig, der in den Blättern her und hin weht — noch ein Tag vielleicht, noch wenige Stunden und er hat mich ſelbſt erfaßt! Kann ich wiſſen, was geſchieht? ?

Der Freitag war gekommen, und Emanuel befand ſich wirklich auf dem Rückweg zum Ghetto. Er hatte es richtig geahnt; aber kein Sturm ſondern nur ein Paar Worte ſeines Vaters hatten ihn erfaßt und dieſen Entſchluß, wenn wir ein momentanes Auffahren aus einer Art von Verzauberung ſo nennen dürfen, bewirkt. Der Dorfgeher meinte nähmlich, da er die wachſende Traurigkeit ſeines Gefährten bemerkte, der „Gaſt“ ſei beſorgt, wo er am Sabbath eſſen würde und ſo lud er ihn freundlich ein, wenn er nichts Anderes im Sinne hätte mit ihm umzukehren und ſein Gaſt wieder zu ſein. Er meinte noch: wer ſich darüber, wenn er ihu zurückbrächte, am meiſten freuen würde, das ſeien Channe ſein Weib und beſonders aber Benjamin! —

Wir wollen die Empfindungen Emanuel's während dieſes Rückzuges nicht ſchildern, da wir kein Senkblei haben, um dieſes nnergründliche Meer zu erforſchen.

Den ganzen Tag über war Emanuel's Gang eilig, faſt ſtürmiſch; ſein Vater konnte nicht gleichen Schritt mit ihm halten, und mußte oft ſtöhnend unter ſeiner Laſt ausruhen, während ſein Gefährte immer vorwärts ſtrebte, als käme er nicht ſchnell genug an.

„Gaſt, Gaſt“, rief zuweilen der Dorfgeher ihm nach, „Ihr eilt, als jagt' Euch Einer mit der Peitſch' vorwärts; Ihr müßt fürchten, der Schabbes läuft Euch fort — vor dem Ihr doch, ich brauch Euch nicht erſt zu gemahnen, fortgelaufen ſeid.“

„Wenn Ihr wüßtet, was mich treibt", ſagte Emanuel ſich umwendend, „alle Pferde in der Welt würden nicht zureichen, um mich fortzubringen."

„So einen Hunger habt Ihr?", rief der ihn mißverſtehende Dorfgeher, „und es iſt doch nur eine Woch', daß Ihr keinen warmen Biſſen gegeſſen habt! Was ſoll ich erſt thun, der ich 52 ſolche Wochen im Jahr' hab'? Aber habt nur Geduld, mein Weib wird Euch ſchon aufrichten."

Trotz ſeines Jammers mußte Emanuel zu dieſem Troſte ſeines Vaters lächeln. Seine Schritte nun mäßigend, ging er mit ihm immer näher der Heimat zu, die ihn ſchon mit ihren Lüften, Thürmen und Häuſern grüßte. Bei dieſem Anblicke erwachte keine Reue in ihm, wohl aber die Furcht, wie er der bevorſtehenden Scene Herr werden ſollte. Jetzt ſtand ein Entſchluß in ihm feſt. Das Schickſal ſelbſt hatte über ihn entſchieden.

Die Mutter ſtand gerade auf dem Tiſch und füllte aus einem Fläſchchen die ſiebenzackige Lampe mit Oele; Benjamin drehte zwiſchen den Fingern auf der Tiſchplatte die baumwollenen Dochte, als die beiden, Vater und Sohn eintraten. Die Mutter ſtieß einen lauten Schrei aus, als ſie des „Fremden" anſichtig wurde, und das Oelkrüglein wäre beinahe ihrer Hand entſunken. Benjamin ſtarrte den Eintretenden wie entſetzt an.

„Nu", rief der Dorfgeher, nachdem er die heilige Thürpfoſte herzhaft geküßt, lachend, „krieg ich von keinem ein Schalem Alechem?"

Da ſagte Channe tiefaufſeufzend: S'Gotts willkumm Schimme, S'Gotts willkumm! Soll ich aber leben, ich bin Dir ſo erſchrocken, daß ich's in allen Gliedern ſpür'."

Wankend ſtieg ſie nun von ihrem hohen Standpunkt herab; in der That zitterte ihr ganzes Weſen, wie ein an allen Saiten angegriffenes Inſtrument.

„Warum erſchrocken, Channe Leben", rief der Dorfgeher, „vielleicht weil ich Dir unſern „Gaſt" wieder hab' zurückgebracht? Haſt Du nichts zu eſſen auf Schabbes? Wir werden ſchon etwas für ihn zuſammenklauben; ich aber hab' geglaubt, Dir eine Freud' zu machen, wenn ich Dir ihn wieder thu' bringen."

Channe beachtete aber gar nicht die Rede ihres Mannes; ſie ſah nur den vor ihr beinahe leblos ſtehenden Emanuel an.

„Gut habt Ihr gethan, Gaſt", rief ſie leidenſchaftlich, mit leuchtenden Blicken, „und Gott hat Euch den Gedanken eingegeben, daß Ihr wieder zurückgekommen ſeid. Was ſag' ich aber Schabbes — die ganze Woche könnt Ihr hier bleiben bei uns, und ſo lang Ihr nur wollt.“

„Wenn Ihr noch Weib und Kind habt, Gaſt“, ſagte lachend der Dorfgeher, ſo thut ſie nur gleich verſchreiben. Sie wird Euch auch die verköſtigen.“

„In die Schlafſtub' Mutter Leben“, ſchrie nun Benjamin, „darfſt Du ihn nicht gehen laſſen“, und ergriff dabei Emanuels Hand, „er wird uns ſonſt wieder weglaufen.“

„Soll ich leben, das Kind hat Recht, Ihr dürft mir gar nicht hinüber“, ſagte die Mutter ſogleich.

„Diesmal entlauf ich Dir nicht geliebter Benjamin“, ſprach Emanuel, und beugte ſich im Uebermaß ſeiner Gefühle zu dem Knaben nieder, den er minutenlang umfaßt hielt. —

In einem Zuſtande, wie wir ihn unmöglich ſchildern können, verbrachte Emanuel die wenigen Stunden, die noch zum wirklichen Sabbath fehlten. Schon duftete und wehte der „holde Bräutigam“, wie ihn das ſchöne Lied nennt, durch die ganze Wohnung. Während der Vater ſich aus dem Wochen- und Straßenſtaub, der auf ihm haftete, loszumachen beſtrebte, indem er ſich ſo feierlich als möglich durch Raſiren und Anziehen auf dem Empfang des Sabbaths rüſtete, lauſchte Emanuel auf die herzlich innigen Geſpräche des Kindes. Draußen in der Küche mühte ſich indeſſen die Mutter am materiellen Sabbath ab, aber man ſah es an ihren öfteren Beſuchen in der Stube, an den flüſternden Lippen, an den leuchtenden Augen, daß ſie ſich ihres Gaſtes vergewiſſern, daß ſie ihn nicht wieder verlieren wollte.

Abend, als Emanuel mit Vater und Brüderchen aus der Synagoge in die hellerleuchtete Sabbathſtube trat, als darauf wieder von den Beiden das „Salem Alechem", der Friedensgruß, ertönte, begriff er erſt recht den ſchönen Sinn dieſes holden Liedes.

Ja Friede, Friede ſei mit Euch! Nach einer ſolchen Woche, nach ſolchen Plagen und bei einer ſolchen Hantierung ſeines Vaters, ſprach es in ihm, mußte gerade ein ſolches Lied gedichtet werden. — „Friede, Friede mit dir!"

Röſele ſaß zwar diesmal wieder in dem bekannten Winkel, und ſchien ihren trüben Hochzeitsgedanken nachzuhängen, aber ſie weinte nicht, und ſchon das dünkte unſerem Emanuel ein gutes Zeichen. Auch ihr neigte ſich der Gruß hin „Friede, Friede ſei mit dir!"

Bei Tiſche kam Emanuel wieder neben ſein Brüderchen Benjamin zu ſitzen, der im Anſchauen des wieder gewonnenen Gaſtes buchſtäblich Eſſen und Trinken vergaß. Emanuel ſelbſt rührte von den Speiſen, die ihm ſeine Mutter in reicher Fülle auf den Teller ſchob, kaum an, und hatte deßhalb von Rebb Schimme manche ſpöttiſche Bemerkung zu leiden.

„Wo iſt denn Euer Hunger hingekommen“, ſagte er, „warum ſeid Ihr ſo gelaufen? Seid kein Narr und eßt und vor der ſchönen Bäuerin habt Ihr Euch nicht zu geniren.

Nachdem abgeſpeiſt und gebetet war, ſtimmten Vater und Sohn die Nachtgeſänge an; dießmal aber begann des Dorfgehers Stimme noch früher lallend zu werden, als vor 8 Tagen. Die Woche und das „Nichtsverdienen“ mußten es wohl bewirkt haben. Auch Röſele hatte ſich in ihre Kammer entfernt, nur Benjamins Glöckchen läutete in den Sabbath des Ghettos hinaus. Mutter und Sohn ſaßen ſich gegenüber. Zwei Engel ſtritten um dieſe Minute.

Da begann Channe: „Noch einmal ſag ich's Euch, mein lieber Gaſt, Ihr habt ganz recht gethan, daß Ihr ſeid wieder gekommen. Mein Herz iſt die ganze Woche über voll Traurigkeit geweſen, ich hab' nicht gewußt, warum? und mein Leben hätt' ich drumgegeben, wäret Ihr nur auf einen Augenblick wieder erſchienen. Ordentlich unglücklich hab' ich mich gefühlt, wenn mir iſt eingefallen: Jetzt iſt der fort, all Tag deines Lebens kriegſt du ihn nicht mehr zu Geſicht. Und da kann ich Euch, mein lieber Gaſt nicht beſchreiben, wie mir da immer war. Auf die höchſten Berge wär' ich, wie ich glaube geſtiegen, um Euch nachzuſehen, durch die tiefſten Waſſer wäre ich geſchwommen, hätt' ich nur die Farbe Eueres Kleides erblickt. Eine Närrin bin ich wohl, eine große, aber mit mir muß was vorgegangen ſein. Recht habt Ihr, wenn Ihr mich auslacht"

Wahrhaftig, Emanuel lachte nicht. Tiefe Bläſſe bedeckte ſein Antlitz. Da ſchlug Benjamin um dieſen Augenblick ſein Gebetbuch zu, und ſagte: „ich will nicht mehr ſingen, ich laß mir's auf Morgen. Und jetzt, weil der Gaſt da iſt, kannſt Du mir das Geſchichtchen verzählen, was Du mir für den Talmud haſt verſprochen, jetzt wär' die beſte Zeit."

Emanuel flog ein herrlicher Gedanke durch den Kopf: „Benjamin", rief er beinahe athemlos: „ich will Dir etwas Anderes erzählen, worauf ich die ganze Woche nachgeſonnen, es wird Dir gewiß ſehr gut gefallen."

Seltſam blickte ihn darauf der Knabe an, er begriff nicht die fieberhafte Haſt Emanuels; er ſah zu ſeiner Mutter auf, und da meinte er: „Wenn Du ein andermal Zeit hätteſt — Mutter Leben — ſo möchte ich — wer weiß, wann der Gaſt wieder kommt.“

„Erzählt, erzählt“, ſagte die Mutter. „Mein Geſchichtchen wird Dir nicht entgehen.

„Stelle Dir vor, Benjamin“, begann Emanuel mit unſicherer Stimme. „Du haſt vor Zeiten eine Muhme gehabt, Namens Mirjam, die hatte ein einziges Kind, das hieß Ruben. Von jeher iſt dieſes Kind ein Wunder von Kopf und Weisheit geweſen, es hat können mit dem größten Rabbi über Thora ſprechen, daß den Leuten, die ihm zugehört, die Haare ſind zu Berg geſtanden. Weißt Du aber, worin die größte Freude von jenem Knaben iſt beſtanden? Wenn Abends iſt geworden und er gewußt hat, daß der Schuldiener jetzt beim Rabbi iſt, hat er eine Latte von dem hölzernen Häuschen ausgehoben, in das man wie Du weißt, die zerriſſenen Bücher wirft, die, weil der Name Gottes darauf ſteht, nicht untergehen dürfen.

Da hat er viele, viele ſolcher Bücher mit ſich nach Hauſe genommen und ganze Nächte damit zugebracht von Allem den Sinn herauszubringen, denn an dem Einen hat der Anfang gefehlt, bei Anderen das Ende, oft waren mehrere Blätter auf einmal herausgeriſſen. Er aber, durch ſeinen Kopf und Verſtand hat immer gewußt, was auf dem Fehlenden geſtanden iſt. Hör' zu, was geſchah. Eines Abends, wie er wieder in dem Häuschen war, kommt ihm vor, als würde von einer weichen Hand ihm ein Buch in die ſeine geſchoben; er will es fallen laſſen, aber es bleibt ihm wie angeſchmiedet, er muß es behalten. Da trägt er das Buch nach Hauſe, und wie er es bei Nacht nachſchlägt, ſieht er, daß es nicht in heiliger Sprache, ſondern in einer fremden, ihm unbekannten iſt. Heftige Begierde erwacht in ihm, das Buch zu verſtehen, er verachtet den Bann des Rabbi, der auf ſolchen Büchern liegt.

Er verſteht es endlich, wieder fehlt das Ende wie bei den andern. Diesmal kann er aber den Sinn nicht herausfinden, wie er es immer anfängt. Das Buch in der Hand iſt er eines Tages entſchwunden, man weiß nicht wohin? Ein ſchönes Weib war einmal in ſeiner Stube erſchienen, das hatte ihn mitgenommen und verſprochen, von jenem Buche das Ende ihm zu ſchaffen. Kurz darauf hat ihn Einer in einer fernen Stadt als „Bekehrten“ geſehen, reitend an der Seite eines ſchönen Weibes, angethan mit prächtigen Kleidern. Das hat man nun der Muhme Mirjam erzählt und ſie iſt darüber geſtorben. In jener Nacht, wo ſich ihre Seele ſo plötzlich aus ihrem Leibe geriſſen hat, da träumt es dem Sohn an der Seite jenes ſchönen Weibes, ſeine Mutter ſtehe vor ihm und ſpricht alſo: „Meinſt Du, Du hätteſt das Ende jenes Buches nicht gefunden, wärſt Du bei mir, Deiner Mutter geblieben? Steh' auf und thu' Buße!" — So iſt ſie dreimal gekommen." — —

„In Amſterdam iſt einmal auf der Schwelle der Synagoge ein Bal Teschuba (Büßender) gelegen, über deſſen Leib ſtiegen die Leute, es war —"

„Elije, mein Elije!" tönte es darauf von den Lippen der Mutter ſo laut ſchrillend, daß es im Hauſe wiederhallte. Bleich, faſt ohnmächtig war ſie zu ſeinen Füßen geſunken; ſie hatte das Mährchen wohl erkannt. Der Vater fuhr ſchlaftrunken in die Höhe, auf der Schwelle erſchien Röſele. „Elije, mein Elije!" tönte es noch lange in die Nacht hinaus. Und es war Alles, Alles gut. — —

* * *

(Am Sonntag geſchrieben.)

Hart an die Wohnnng des Glücks baut der Unglückſelige ſeine Hütte an. Er wandelt mitten unter den Glücklichen und ſein Lächeln hat oft den Anſchein, als wäre es von ihnen erborgt. Ich werde lächeln, ich werde mich freuen — kann ich aber Dein vergeſſen, Clara?

Israelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band III.

Böhmiſche Juden.

Von

Leopold Kompert.

Erſte Abtheilung.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Böhmiſche Juden.

Novellen

von

Leopold Kompert.

II ~~Erſte~~ Abtheilung:

I Eine Verlorene. pag. 5.

II. Trenderl. „ 331,

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Eine Verlorene.

1. Dorf-Sabbat.

Wir treten mitten in die Heiligkeit eines eben zur Neige gehenden Dorfſabbats ein. Aber vergebens wird das unkundige Auge dem Tag des Herrn, wie er ſonſt ſo auffallend ſein königliches Gewand über die Blößen des Ghetto's wirft, auch hier begegnen wollen; er tritt uns nirgends entgegen, und umſonſt ſtreckt ſich die Hand aus, auch nur den Saum ſeines Gewandes zu erhaſchen. Straße auf, Straße ab, durch das ganze Dorf kann man gehen, ehe man inne wird, daß es auch hier ſtille Augen und ſelige Herzen gibt, um die der Sabbat die Zauberkreiſe ſeiner Gewalt gezogen hat.

Faſt müſſen wir die Wegweiſer machen. Wir bleiben vor einem Hauſe ſtehen, das nur ungefähr 20 Schritte von der Pfarrei entfernt liegt. Es nimmt ſich faſt fremdartig neben den andern Bauernhäuſern aus, als gehörte es nicht ihrer Gemeinſchaft an. Auf den erſten Anblick erkennt man, daß darin Leute wohnen müſſen, die in ihrem Leben niemals einen mit Garben hoch aufbelaſteten Wagen durch das weit geöffnete Hofthor gelenkt haben — die niedere Hausthüre iſt breit genug, um im äußerſten Falle einen Menſchen durchzulaſſen, deſſen Rücken eine ſchwere Laſt trägt. Die Fenſter ſind hoch und hell; denn die Augen, die da hervorlugen, müſſen klar ſehen, wer die Straße daherkömmt. Kein Baum verengt die Ausſicht; die Vögel des Himmels, die da vorüberziehen, müſſen noch die zwanzig Schritte, wo die Bäume der Pfarrei ſtehen, weiter fliegen, bis ſie einen Ruheort finden. Der dieſes Haus einmal gebaut, muß traurigen Gemüthes geweſen ſein, daß er den Keim in die Erde zu legen vergeſſen hat, aus dem dann ein ſchöner Baum werden konnte! Oder war er zu heitern Sinnes, wenn er bedachte, daß er für ſich und ſeine Kinder eine ſichere Wohnſtätte gefunden, die Fuchs, Marder und Taube nicht erſt zu ſuchen hatten, und darüber der Vögel vergaß, die kein Nachtquartier hatten?

Wir ſtehen vor der Wohnung des Dorfjuden. Es liegt heute eine wunderſame, faſt beengende Stille da herum, als wäre es von irgend einem Banne umfangen. Die niedere Hausthüre iſt zugelehnt, als ſollte da heute Niemand ein-, Niemand herausſtreten. Auch eine andere Thüre mit ſchwarzen Läden iſt feſt verſchloſſen; man begreift nicht, was das hölzerne Schild, das darüber hängt, mit ſeinen verwitterten und verwiſchten Worten: „Gemiſchte Waarenhandlung“ heute bedeuten ſoll. Es kommt Niemand kaufen, und die verkaufen ſollen, ſchrecken vor dem Berühren des blanken Geldſtückes zurück. Kluge Bachſtelzen uud ſchwänzelnde Schwalben kommen bisweilen herbei, ſtreifen auch mit ihren Flügeln zuweilen an den Fenſtern vorüber, aus denen Niemand herausſchaut, aber ſie verweilen nicht lange und ziehen zu der Pfarrei hin, wo ſie Geſellſchaft und Converſation finden. Hier aber iſt alles ſtill und unthätig, keine Hand regt ſich und kein Ohr lauſcht, daß es vernehmen könnte, was die Vögel des Himmels von ihrem Daſein im Reiche der freien Lüfte erzählen.

Wunderbare Gegenſätze! Morgen um dieſelbe Stunde werden die ſchwarzen Läden jener verſchloſſenen Gewölbthüre weit offen ſtehen, und das Aushängeſchild wird wieder etwas zu bedeuten haben. Zu den hellen hohen Fenſtern werden ſcharfe Augen hervorlugen, wer die Straße daherkömmt. Wenn dann die Bachſtelzen und die Schwalben ſehen werden, wie viel Menſchen da aus- und eingehen, werden ſie vielleicht auch nicht zögern, dem Zuge ſich anſchließen und gleichfalls kommen. Dann wird der zauberhafte Bann gelöſt ſein, der jetzt über dieſem Hauſe liegt — und wird über andere Häuſer ſich gelagert haben. Denn der Tag des Herrn kehrt nicht zu gleicher Zeit bei den Menſchen ein. Wie ſprechen ſie doch Alle von Verſtändigung zwiſchen Völkern und Fürſten, von Harmonie der Geiſter und des Wiſſens! Aber haben ſie es noch erreicht, daß wenn zwei Hände, die das Gottesgebot der Unthätigkeit feiern wollen, ſchlaff herunter hängen, nicht tauſend Andere den ſchweren Hammer auf den Amboß dröhnen laſſen? Haben ſie dem Munde geboten, das unzüchtige Lied nicht zu pfeifen, wenn ein Anderer die Feſttagsgebete des Herrn vor ſich hinſpricht? Mit Elle und Waarenpack geht der Mann an der Kirche vorüber, aus der die ſonntägliche Orgel ihre Töne herausſchickt. Machen ſie ihn ſtille ſtehen? Beflügeln ſie nicht viel mehr ſeinen Schritt?

Könnten ſie Alle, die um Freiheit ringen, ſich dazu verſtehen, den Tag des Herrn, als den Tag innerer und äußerer Befreiung zugleich zu feiern, wären ſie dann nicht frei?...

Aus ſolcherlei Gedanken heraus werden wir durch den mahnenden Ruf geriſſen, uns mit den Bewohnern dieſes Hauſes näher zu befreunden. Treten wir hinzu.

Auf der hölzernen Bank, die ſich zwiſchen den zwei mittleren Fenſtern befindet, ſitzt ein altes Mütterchen. Grüßt ſie mit Euerm beſten Gruße, tretet leiſe und andächtig zu ihr hin, denn das Alter hat ſie geheiligt! Wie ſie daſitzt mit ineinander gefalteten Händen, den Kopf, der das Aufrechtſehen verlernt hat, nach der Bruſt geneigt, über ſich eine volle Glorie verſchwenderiſch fluthender Sonnenſtrahlen ausgebreitet, daß das runzlige Antlitz oft von einer wunderbaren, nicht mehr irdiſchen Durchſichtbarkeit erſcheint, iſt ſie nicht ein rührend ſchönes Bild? Und ihr würdet mein Mütterchen noch viel tauſendmal ſchöner finden, wenn ihr ſie ſo kennen würdet, als die goldigen Sonnenſtrahlen, die ſeit fünfzig und mehr Jahren über dieſelbe Bank vor der Thüre und über dasſelbe liebe Antlitz hinſtreifen! Was nützt es, daß ſie oft vor einem kecker auf ſie fallenden Strahle verſchämt die Augen ſchließt? ſie kommen doch wieder und laſſen ſich nicht abweiſen und behaupten den liebgewordenen Platz. Es iſt ſchwer zu errathen, welche Gedanken an dieſem Sabbatabende durch den Kopf der alten Frau gehen, ſie nickt in Einem fort, ſie lächelt beſtändig. Ein hochaufbelaſteter, von Garben ſtrotzender Wagen fährt vorüber! oben auf der vollen Frucht ſitzt ein Burſche; dem muß in dieſem Augenblick ein eigener Gedanke durch den Kopf fliegen, daß er den mächtigen Strauß, aus blauen Kornblumen geflochten, der alten Jüdin zuwirft. Und habt ihr nicht geſehen, wie ein flüchtiges Erröthen die Wangen überflogen hat, als wären es die erſten Tage der Liebe, und der würden die Blumen vor die Füße geſchüttet?

Warum hat der Burſche ihr den Kranz nicht in den Schooß, warum hat er ihn zu ihren Füßen geſchleudert? Sie muß ſich nun bücken und kann es nicht, und möchte doch den friſchen Feldduft der blauen Blumen mit allen Sinnen einziehen. Die alte Frau muß ihren Enkel dreimal rufen, ehe ein rothwangiger Junge auf der Thürſchwelle erſcheint, zu dem ſie ſagen kann:

„Komm' her und buck Dich und heb' mir die Blumen auf. Du kannſt mir zehntauſend baare Gulden unter meine Füße herlegen, und ich bin nicht im Stand', mich drum zu bucken.“

Auch ohne die zehntauſend Gulden hätte ſich der

Knabe um den Strauß gebückt; er legte ihn der alten Frau in den Schooß.

Sie betrachtete ihn mit ſtillem Entzücken und nickte mit ſeligem Lächeln auf die blauen Blumen herab. Nach einer Weile ſagte ſie faſt grollend mit ſich ſelber:

„Geh! geh! man vergißt auf ſich ſelber, wenn man alt wird und ſchwach. Hätt' ich da nicht bald an den Blumen geſchmeckt, und weiß doch ganz gut, daß des Bauers Sohn ſie am heiligen Schabbes ausgeriſſen hat auf dem Feld? Werd' Einer nur alt und ſchwach! Mit offenen Augen und offenen Ohren begeht er Sünden auf Sünden, man weiß ſchier nicht, wie man dazu kommt. Gott aber der Allmächtige da oben im ſiebenten Himmel, der hat alleweil ſein groß Rechenbuch vor ſich liegen und ſchreibt ein, und wenn Einen der Mallech hamowes (Todesengel) abholt, hat man eine Rechnung vor ſich da, wie ein Trunkenbold, der nicht weiß, wie viel man ihm hat geliehen.“

Während dieſes in halb flüſternden, halb grollendem Tone mit ſich geführten Geſpräches war ihr der Kranz wieder vom Schooß entglitten. Der Knabe hob ihn auf, aber anſtatt ihn zurückzuſtellen, führte er die ſchöne Gottesgabe an ſeine Naſe und zog den friſchen Feldduft der Blumen herzhaft ein.

„Was ſtellſt Du an, Fiſchele, rief erſchrocken die Großmutter, indem ſie ſich umſonſt bemühte, ſich vom Platz zu erheben, und ihrem Enkel den Kranz zu entreißen.

„Babe, was willſt Du denn?“ meinte er verwundert.

„Nicht ſchmecken ſollſt Du dazu“, ſchrie ſie mit einiger Anſtrengung, „am heiligen Schabbes hat ſie des Bauers Sohn draußen abgebrochen auf dem Felde; welches Jüdenkind wird hingehen und wird dazu ſchmecken? Haſt Du vergeſſen, wer Dein Vater, wer Dein Dede (Großvater) iſt geweſen? und erſt Dein Urdede, den Du gar nicht haſt gekannt?“

Mit einer Art Grauen hatte ſich der Knabe des ſchönen Kranzes entledigt, der das Unglück hatte, am heiligen Sabbat geflochten worden zu ſein; weit weg hatte er ihn von ſich geſchleudert, als wäre ein giftiges Ungeziefer daraus hervorgeglitten, und der nächſte Wagen, der des Weges daherkam, mußte mit ſeinen Rädern über die blauen Blüthen hinweg! Gedemüthigt, mit brennenden Wangen, die an der kaum gekoſteten Sünde ihre Gluth entzündet hatten, ſtand der Enkel vor der alten Frau.

Sie aber richtete ſich auf und rief ihn zu ſich.

„Mein lieb Kind Leben“, ſagte ſie zu ihm und ſtrich ihm mit der knochendürren Hand über das rothwangige Antlitz, „mein lieb Kind Leben, der Menſch muß ſich noch manches andere gefallen laſſen, als wegzuwerfen ein Blümele, zu dem er nicht darf ſchmecken. Was willſt Du haben, wenn's Gott nicht will? In der Gemara ſteht's, und was in der ſteht, das iſt Wahrheit. Frag' alle Rabbiner in der Welt, was werden ſie Dir für eine Antwort geben?

Ein eigenthümlicher Gedankengang ſchien jetzt den Kopf der alten Frau zu durchziehen. Als ſie den Knaben ſo ſtill und nachdenkend an ihrer Seite ſitzen ſah, zuckte aus ihren braunen, faſt jung gebliebenen Augen ein Strahl, der aus einer andern Welt zu ſtammen ſchien; auch überkam es den Knaben gar ſeltſam, als ſie im Tone eines tiefen, nur zwei Menſchenherzen angehörigen Geheimniſſes zu ſprechen begann:

„Haſt Du dir das Bild von Deinem Urdede, wie er drin über meinem Bette hängt, ſchon gut angeſehen? Wie Du ihn anſiehſt, hat der ſchon in ſeinem dreißigſten Jahre über zehn Bücher gehabt geſchrieben, Gott der Lebendige weiß, was da drin Alles iſt geſtanden. Ich ſeh' ihn noch vor mir, wie wenn's heut' wär'; er war ein gewaltig großer Mann, und hat Tag und Nacht gelernt; getragen hat er ein dreieckig Hütel und darunter ſind die ſchwarzen Haar' in Locken hervorgegangen, Du kannſt Dir nicht denken, was das für ein Frommer und Gelehrter iſt geweſen. Und doch, und doch —"

Der Knabe rückte näher, die Augen unverwandt auf die Großmutter gerichtet.

„Soll ich Dir ſagen, was geſchehen iſt mit den zehn Büchern, die Dein Urdede in ſeinem dreißigſten Lebensjahre hat geſchrieben?"

Das Kind fragte nicht, aber ſein Schweigen und die geſchloſſenen Lippen verriethen mehr.

„Meine Mutter, was ſeine Tochter war, hat mir's einmal erzählt. An einem Erew Jom Kipur * iſt draußen vor der Schul' ein großes Feuer angemacht worden, das Holz dazu hat man von den Leuten zuſammengetragen und dadrauf hat man die Bücher verbrannt."

„Verbrannt?" ſchrie der Knabe mit gellender Stimme.

„Still, ſtill", rief die alte Frau erſchrocken, und ſah ſich Minuten lange um, „Du biſt noch nicht fer-

---

* Vorabend des Verſöhnungstages.

tig. Währenddem man hat die Bücher verbrannt, iſt Dein Urdede drin in der Schule auf der bloßen Erd' gelegen, neben ihm iſt der Schames (Schuldiener) geſtanden und hat ihm mit einem ledernen Riemen vierzig Hieb' auf den nackten Rücken geſchlagen. Meine Mutter, die ſeine Tochter iſt geweſen, hat mir noch weiter erzählt; wie Alles fertig war, haben ihm die Leut' in's Geſicht geſpieen."

„Geſpieen, Babe?" rief der Knabe mit Entrüſtung, „das thut man ja keinem Hund!"

„Daher weiß Gott der Lebendige", ſagte die alte Frau, „wie ſie einen Menſchen, der zehn Bücher hat geſchrieben, haben anſpeien können wie einen Hund; ich hab' das meine Mutter, die ſeine Tochter iſt geweſen, hundertmal gefragt, meinſt Du, ſie hat mir eine Antwort gegeben? Nähmlich Du mußt wiſſen, wie Dein Urdede noch gelebt hat, hab' ich von dem Allem nichts gewußt; erſt wie er ſchon lang geſtorben war, und ich ſchon eine große „Mad" war, zu der die jungen Leut' ſind auf die Beſchau gekommen, erſt da hat ſie mir's erzählt. Erſt da iſt mir Manches eingefallen, was ich, wie ich noch ein Kind war, an meinem Dede nicht hab' verſtehen können. Soll ich Dir etwas ſagen: Dein Urdede war gar nicht fromm."

„Haben Sie ihn denn nicht wie einen Hund angeſpieen?“ ſagte Fiſchele zornig und gleichſam zur Entſchuldigung des todten Urahnen.

„Wie kommt das dazu?“ ſprach die alte Frau kopfſchüttelnd; „meinſt Du denn, wenn ich ſage: er iſt nicht fromm geweſen, daß er vielleicht am Jom Kippur nicht hat gefaſtet, oder daß er bei den Chriſten hat gegeſſen, oder daß er iſt nicht in Schul gegangen und hat ſich ſein Geſpött gemacht aus Gott und aus den Menſchen? Das glaub' ja nicht; er war ein merkwürdig frommer Menſch, Du haſt ihm nicht können vorwerfen, was auf ein Quentchen gegangen wär', und was anbelangt das Jüdſein, hätt' er's mit dem erſten Landrabbiner in der Welt aufnehmen können. Einmal, das weiß ich aber, wie wenn's heut' geſchehen wär', da hat mein klein Brüderl aus einem Topf, in dem man Fleiſch gekocht hat, Milch getrunken. Da iſt meine Mutter vor Schrecken faſt umgefallen und hat geſchrieen und gejammert. Dein Urdede aber, der dabei geſtanden iſt, hat gelacht und geſagt: Narrele, was ſchreiſt du da und jammerſt? Iſt Dir ein Haus eingefallen? Nicht ſollt'ſt Du wiſſen, was man Alles thun darf ...“

Das Antlitz der Großmutter hatte in dieſem Augenblicke einen eigenthümlichen Ausdruck; man hätte es verklärt genannt, ſie wollte weiter ſprechen, doch die Stimme verſagte. Auf den Knaben hatten die letzten Worte offenbar einen tiefen Eindruck gemacht, wiewohl ihm das rechte Verſtändniß abging. Die Großmutter hatte ihm nach Art alter Leute ein Geheimniß anvertraut, deſſen innerſter Kern und Wurzeln in ihren eigenen Kindertagen lagen. Warum ſollte ſie, die Hochergraute, Grabumfangene es ihm nicht anvertrauen? Gab es oder giebt es eine Kluft zwiſchen dem hohen Alter und der blühenden Kindlichkeit? Sie beide reichen ſich die Hand hinüber und faſſen ſich und ſchütten ihre Seelen in einander, daß ſie zuſammenklingen in einen Ton, in einen Glauben, in ein Mährchen! Gebt im Hauſe Acht, wo alte Leute einhergehen! das kleinſte Kind weiß um ihre Heimlichkeiten, und ihre Geheimniſſe; Vater und Mutter müſſen ſich erſt bei ihm erkundigen, und errathen ſpät, was in der Seele des Kleinſten im Hauſe ſchon längſt als trauliches Pfand verborgen liegt.

Darum auch fuhr die alte Frau ſo erſchrocken zuſammen, als ſie im Augenblicke, wo ſie ein 70 jähriges Geheimniß wie einen Blüthenkern in die Seele ihres Enkels legte, daß er da aufſchieße und vielleicht auch Früchte trage, als ſie in dieſem Augenblicke durch das Kommen ihres Sohnes, des Knaben Vater geſtört ward.

Es war ein ſtämmiger, hoher Mann, der langſam mit auf den Rücken gekreuzten Händen des Weges daher kam. Er ward zuerſt dem Knaben anſichtig, der bei ſeinem Anblick ausrief: „Guck, Babe, der Vater kommt" daß die alte Frau wie durch ein wunderbares Machtgebot ſich erhob, um gleichfalls nach ihm zu ſehen.

Um dieſen Augenblick begann die Abendglocke zu läuten. Von der andern Seite des Weges kamen Männer und Frauen des Dorfes, ſie alle blieben bei den heiligen Klängen, die die ſtille Abendluft durchzitterten eilig ſtehen, und machten über ſich das Zeichen des am Holze zu Tode geſchlagenen Säemannes der Menſchheit! Den Zug beſchloß eine junge Bäuerin die ſchwerer belaſtet ſchien, als die andern Weiber. Sie trug eine Haue in der Hand, in der andern einen vollen Sack; ſie mußte beides von ſich legen, ehe ſie die Hände frei bekam; dann machte auch ſie das Kreuz. Es war eine Gruppe ſtiller Beter, das Dorf in dieſem Augenblicke eine große Kirche, der blaue Himmel als mächtige Kuppeldecke darüber geſpannt.

„Siehſt du ſie dort, Babe", flüſterte der Knabe faſt unhörbar zur Großmutter, indem er mit dem

Finger auf die letzte Bäuerin in der betenden Gruppe hinwies.

„Um Gott's Willen", ſagte dieſe erſchrocken, weiſ' nicht mit dem Finger hin, du weißt, wie ſie ſind; ſie meinen hernach, man macht ſich ein Geſpött aus ihnen." „Iſt ſie denn auch dabei", fragte ſie flüſternd; der Knabe ſtockte eine Weile mit der Antwort, dann ſagte er raſch: Ich hab's gut geſehen, ſie hat's gemacht wie die Andern.

Ein dumpfer Ton, unbeſchreiblich in ſeiner Höhe und Tiefe kam aus der Bruſt der alten Frau hervor.

Die betende Gruppe hatte ſich indeſſen aufgelöſt; das Läuten endigte mit einem kräftigen Schlage des Klöppels an die eherne Glocke, da begann es nach einer kurzen Raſt wieder zum zweiten Male. Wieder ſammelten ſich die Beter.

„Jetzt hab' ich's gut geſehen", ſchrie Fiſchele mit gewaltſam unterdrücktem Laut.

„Was haſt du geſehen", ſprach die Großmutter mit zitternder Stimme.

„Sie hat das Kreuz über ſich gemacht", ſagte der Knabe, und es ſchien als hätte der Schauer in den ſich dieſe Worte kleideten, die geheimſten Nerven in ſeinem Leibe zum Aufruhr gebracht. Das Kind war blaß geworden wie ein weißes Linnen.

Die alte Frau ſaß ſtumm und lautlos da; der Kopf war ihr auf die Bruſt herabgeſunken. Die Glocke begann ihr drittes Geläute; diesmal ſprach der Knabe gar nichts; ſeine Augen ſtarrten magnetiſch gebannt nach der Betergruppe hin, in der er nur eine Perſon wahrnahm, und dieſe Eine ſchlug wieder das Gotteszeichen des Gekreuzigten über ſich.

Einzeln kamen ſie jetzt herbei. Hie und da erſcholl ein Abendgruß herüber, auf den die Großmutter nur mit leiſen Kopfnicken antwortete. Sprechen konnte ſie nicht, und wenn Gott ſelbſt in himmliſcher Majeſtät vorübergewandelt. Zuletzt kam auch ſie; Fiſchele ſtieß unwickführlich mit dem Ellenbogen die Großmutter an, daß ſie aufſchaue.

Wer den geheimen Zug ergründen könnte, der vom Herzen zu den Augen aufſtrebt, daß ſie ſich öffnen müſſen, und zuſehen, wovor ſie ſich ſonſt auf ewig ſchließen wollten! — Die Bäuerin, man ſah es ihr an, wollte an der Großmutter und dem Knaben raſch vorüber; ſie haſtete ihre Schritte, indem ſie ſich ſo nahe als möglich an der andern Häuſerreihe hielt. Aber für dieſes Beginnen ſchienen ihr die Kräfte zu mangeln. Faſt im Angeſichte der alten

Frau mußte ſie die Haue und den ſchweren Sack weglegen; ſie verſank faſt unter der Laſt.

Die alte Frau fragte leiſe: „Guckt ſie herüber? Ich kann's nicht ausnehmen.“

„So kommt's mir vor“, antwortete der Knabe, über deſſen Antlitz ein Zug tiefen Mitleids ging.

Die Bäuerin ſtand noch immer da; ſie fuhr ſich zuweilen mit der Schürze über die ſchweißbedeckte Stirne, dann bückte ſie ſich wieder zu der Haue und dem ſchweren Sacke nieder, um ſie aufzuleſen und fortzueilen; es drängte ſie mit Sturmgewalt aus der Nähe der vier Augen, die wie glühende Kohlen auf ihr brannten. War es allzugroße Ermattung, war es eine andere Empfindung, ſo oft ſie ſich niederbeugte, um die ſchwere Laſt aufzuheben — ſo oft mußte ſie davon abſtehen, kaum daß ſie die Haue ergreifen konnte.

„Babe“, ſagte mit ſtockendem Athem der Knabe, ſie kann ja gar nicht fort.“

„Seh ich's denn nicht?“ ſagte dieſe mit wunderſam bewegter Stimme.

„Ich helf ihr“, ſagte Fiſchele raſch und ſtand auf.

„Fiſchele!“ war der einzige Ausruf der alten Frau. Sie konnte es ihm nicht verbieten.

Während dem hatte die Bäuerin es auf's Neue verſucht, die beiden am Boden liegenden Laſten zu ſich aufzuheben; als ſie die Abſicht des Knaben bemerkte, der über den Weg daher gelaufen kam, verdoppelte ſie ihre Anſtrengung und ſpannte ihre Muskelkraft zu unmenſchlicher Arbeit an. Umſonſt, jede Kraft ſchien in ihr wie mit eiſernen Banden gefeſſelt, und das gerade hier, gerade im Angeſichte der alten Frau! Ein Bild fürchterlicher Verzweiflung ſtand ſie da, rath und thatlos!

Hinter der Kirche kam jetzt ein Mann hervor, er hatte dort während des ganzen Läutens verharrt. Der haſtige Knabe rannte ihm in den Weg; es war Rebb Joſſeph, ſein Vater.

„Was willſt du? wo laufſt du hin?“ fragte er ihn ſtreng.

Fiſchele erbleichte, zwei harte Augen ruhten furchtbar, ſein Inneres durchforſchend, auf ihm.

„Meinſt du, ich weiß nicht, was dir die Babe anbefohlen hat?“ rief er mit grauſamen Hohne.

„Der da“, ſagte er, indem er ſich gegen die Bäuerin wandte und mit dem Finger ſie bezeichnete, der da ſollſt du helfen? Ich brech dir aber ender den Hals und das Genick, wenn du nur einen Finger aufhebſt. — Fort, fort, wenn ſie ſich den Pack hat aufgelaſt', kann ſie ihn auch ſchleppen."

Er riß den Knaben haſtig weg und ging mit ihm auf das Haus zu.

Die Bäuerin mußte um dieſen Augenblick die Gewalt einer Löwin empfangen haben, mit einem einzigen Rucke hatte ſie die eiſerne Haue und den ſchweren Sack vom Boden aufgehoben; raſch ging ſie von dannen, die Laſt ſchien federleicht in ihren Händen geworden; hinter der Kirche entſchwand ſie den Blicken. — —

Zwei Thränen, die aus den Augen der alten Frau ſchwer und langſam fielen, folgten ihr nach. Wir werden dieſe Thränen zu deuten wiſſen! —

2. Ein Kind iſt aus dem Hauſe gegangen.

Die Nacht, die dieſem Tage folgte war eine der traurigſten, die je in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes verlebt worden. Es war, als ginge ein in den Lüften klagendes Wimmern, ein unterdrückter unausgeſprochener Jammer auf ſtillen Socken durch alle Räume. Die Großmutter hatte ſich früher, als ſie ſonſt pflegte, zur Ruhe begeben; mitten in der Nacht wachte ſie auf, und man hörte ſie über unſägliches Wehe klagen. Auf die Frage ihres Sohnes „wo“ es ihr fehle, gab ſie lange keine Antwort, bis ſie auf ſein inſtändiges Bitten und Drängen in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Das ſchnitt ihm durch's Herz, doch bewältigte er dieſe Regung und faſt zornig fuhr er ſie mit den harten Worten an:

„Weinſt Du nicht ihr nach? Zehn Jahr' ſind vergangen, daß ſie fort iſt aus dem Haus, die Verſchwarzte, und grad' heute verſtörſt du mir und dir die Nacht?“

„Gerad' heut, gerad heut', klagte die alte Frau, die ſich im Bett' aufgerichtet hatte, „mir iſt ja, als wär' ſie erſt heut' aus dem Hauſe gegangen. Haſt du ſie auch recht betrachtet, Joſſeph, wie ſchlecht ſie ausſieht? Gott! Lebendiger im Himmel! Sie hat ja mehr kein Fleiſch auf ſich, ein jung Weib und iſt noch keine 30 Jahr alt! Das heißt ſich abgeplagt uud abgezehrt! und der ſchwere Sack mit Erdäpfeln dazu, mit dem ſie nicht hat fort können! Wo ſoll ihr das auch herkommen? Iſt ſie denn das gewöhnt?

„Gewöhnt ſoll's ſie auch noch ſein?“ entgegnete drauf Joſſef mit einem bittern Beigeſchmack von Hohn. „Hat ſie's denn anders gewollt? Sie hat ja müſſen eine Bäuerin werden! Haſt du ſie dazu gezwungen, daß ſie auf's Feld hinaus muß, daß ſie ganze Tage dort ſtehen und graben und ackern muß, wenn auch die Sonn' vom Himmel herunter brennt, daß ſie darüber könnt' vergehen? Ihr Mann, der Bauer ſitzt im Wirthshaus und ſpielt und trinkt, kann ſie was Beſſeres thun als Erdäpfel aus dem Feld graben, damit ſie und ihre Kinder nicht verhungern? Sie hat ja den Kuchen nicht gewollt, den ſie im Vaterhaus hätt' haben können — ſoll ſie Erdäpfel eſſen. — Dafür ſtraft ſie — —"

„Gott, willſt du ſagen", ſprach die alte Frau kopfſchüttelnd, miſch da Gott nicht hinein; ich weiß nicht, was Gott dazu ſagt, daß du als ihr Bruder ſo redſt. Du biſt ja doch ihr Bruder."

Eine bange Stille folgte dieſem ſchmerzlichen Ausrufe, wie ſie Ausbrüchen verhaltener Wuth voranzugehen pflegt.

„Mamme", rief Joſſef mit geballter Fauſt, „wenn du nur das eine Wort nicht in den Mund nehmen möch'ſt. Ihr Bruder! und ſie meine Schweſter! Wenn ich im Grab werde liegen und die Würmer werden an mir zehren, und Einer grabt mich auf, und gemahnt mich daß ich ihr Bruder bin, glaubſt du nicht, daß ich meine Gebeine zuſammenklaub' und mich hinlege, wo mich keiner mehr finden kann? Drin im Gewölb haſt du Vitriol ſtehen, man kann damit wegbrennen und wegätzen. Blutfleck ſogar, wenn Einer einen Andern hat todtgeſchlagen; das will mir aber kein Menſch wegnehmen vom Herzen, was mich ſeit 10 Jahren brennt und plagt. Du biſt ihr Bruder, ſagſt du, frag anders: War ſie meine Schweſter? Du haſt alſo ſchon vergeſſen, wie ich mir hab' die Krije[*] ſchneiden müſſen vor 10 Jahren, wie ich hab' müſſen Schiwe[**] ſitzen, weil ich damals ihr Bruder war? Jetzt bin ich's nicht mehr. Der Narr, der ich wär!"

Es war erſichtlich an dem Schweigen der alten Frau, die die zornige Wucht dieſer Worte wie ein ſchweres Gewitter über ihr Haupt hingehen ließ, daß ſie der Rede Joſſef's kein Gegengewicht entgegenzuſetzen hatte. Sie hatte in ihr Wunden aufgeriſſen, die noch nicht ausgeblutet. Wie ſchweres Leid bei altgewordenen Menſchen es zu thun pflegt, nickte ſie beſtändig mit dem Kopfe, als geſtehe ſie die Wahrheiten ein, die in ſo furchtbarer Geſtalt aus dem Munde ihres Sohnes kamen. Dennoch ſprach ſie, nachdem ſie lang genug geſchwiegen mit einer gewiſſen Milde:

---

[*] Das Kleid zerriſſen, aus Trauer um die Geſtorbenen.

[**] Sieben Tage trauern.

„Deſſentwegen hätteſt du dem Jüngel doch nicht wehren ſollen, wie er ihr hat helfen wollen. Du haſt ihn ja fortgejagt, und ſie hat doch nicht fort können.“

„Mamme“; ſagte er darauf mit fürchterlicher Ruhe, „mit der Hand die ich da aufhebe, hätt' ich ihm das Genick gebrochen, wenn ihm eingefallen wär, ihr nur ein leicht Federl von der Erd' aufzuheben. Erlebt hätt' er's nicht.“

„Joſſef, Joſſef“, ſchrie die alte Frau, und ſah ihm entſetzt in das wild aufgeregte Geſicht, „verſündig dich nicht an Gott.

„Heißt das auch verſündigen?“ gab er zur Antwort; „wegen der werd' ich mich verſündigen?“

„Warſt du denn blind und haſt nicht geſehen, daß ſie ein ſchwanger Weib iſt?“ kreiſchte die Mutter auf.

Es muß in dieſen Worten eine geheimnißvolle Gewalt liegen, daß ſie den Zorn Joſſefs, faſt augenblicklich bändigen konnten. Er war ſichtbar erſchrocken; eine Weile lang blickte er der alten Frau, beinahe zweifelhaft über das Geſtändniß, das den geſegneten Zuſtand ſeiner Schweſter betraf, in das noch immer aufgeregte Antlitz. Dann wandte er ſich von ihr ab; er löſchte die Kerze aus, als hätte er damit das Wehe ſeiner Mutter, vielleicht auch ſein eigenes auslöſchen können. Zu Bett ging er nicht; er ſtellte ſich zum Fenſter hin und ſtarrte in die Nacht hinaus.

Es war mit einem Male in der Stube ſtill geworden, die alte Frau klagte nicht mehr und ſchien entſchlummert. Hatte ſie ſich von ihrem Weh losgeſprochen? War es ihr leichter geworden? Aber ſie ſchlief nicht. Spät in der Nacht wars, als Joſſef das Fenſter verließ, aber nicht um die Ruhe zu ſuchen. Die Mutter hörte ihn leiſe nach der Thüre tappen und ſie faſt unhörbar öffnen. Sie konnte ihn nicht mehr fragen, wohin? und was er beginnen wolle. Das Morgengrauen blickte bereits in die Stube, als Joſſef von ſeinem nächtlichen Gange zurückkehrte. Er warf ſich ermüdet auf's Bett; die Großmutter ſchlief noch nicht.

Wir werden das geheimnißvolle Walten dieſer noch unverſtändlichen Natur ſpäter zu enthüllen haben. Die ſchwache Feder iſt keine Fackel, daß ſie ein Weſen, wie es ſich in Joſſef darſtellte, plötzlich in allen ſeinen Tiefen und Höhen aufhellen könnte.

Das kleinſte Kind im Dorfe wußte es, daß die Bäuerin Madlena die „Tochter der alten Jüdin“ und die Schweſter des „Juden“ ſei; für uns iſt es ſeit jenem nächtlichen Geſpräch, das wir ſo eben zwiſchen

Mutter und Sohn gehört haben, ſchon längſt kein Geheimniß mehr. —

Es iſt ſchauerlich eine Leiche zu berühren, wenn ſie daliegt, die Schaale eines Kernes, die geboren ward, um zerbrochen zu werden; wenn den eigenen lebendigen Leib der Schauer überfliegt, was er ſelbſt ſei und wie er ſich für etwas ausgebe, was er eigentlich doch nicht iſt; wie er ſtolz iſt auf das thieriſche Leben, das in ſeinen Adern brauſt, und wie wenig es bedürfe, um dieſe hochmüthig aufgeworfenen Lippen auf ewig zu ſchließen. Dennoch, wenn die Leiche hinweg iſt, aus dem Bereiche weinender Augen und gebrochener Herzen, wird ſie vergeſſen, und zu all den Todten eingethan, denen die menſchliche Seele von ihrem erſten Ahnen bis zu ihrem letzten Athmen als Leichenhof dient. —

Es gibt noch eine andere Art zu ſterben; ſie iſt nicht minder ſchauerlich als das Berühren einer wirklichen Leiche. Die Menſchen haben ſie erfunden, nicht das ewig waltende Naturgeſetz, das ſein geheimnißvolles Netz ſchon um die erſten Augenblicke unſerer Geburt gelegt hat. Man lebt dann und iſt doch geſtorben, man liegt bei den Todten und geht doch aufrecht unter den Lebenden einher. Man iſt herausgeriſſen aus dem Verband einer Familie, in der es für ein Verbrechen gilt, wenn man ſeiner mit einem Liebeswörtchen gedenkt, und in derſelben Familie gibt es vielleicht nicht ein Glied, das ſein vergeſſen könnte. Ein wirklicher Todte liegt längſt im Grunde der kühlen Erde und ewiges Schweigen webt um ihn ſeine geheimnißvollen Kreiſe. Für ſolche Geſtorbene ſorgt nur der Haß und der Groll, daß ſie nicht vergeſſen werden.

Es iſt ein Kind aus dem Hauſe ſeiner Eltern hinweggegangen und hat zwiſchen ſich und ihnen einen andern Gott aufgepflanzt; dieſelben Lippen, die einſt gelehrt ward, das „Schmah Jisroel“ zu beten, werden jetzt freilich in einer andern Sprache das „Vater Unſer“ oder den „Engelsgruß“ zum Himmel richten! Blut wird nicht zu Waſſer, ſagt man ſonſt, aber das eigene Fleiſch und Blut, nur weil die Seele, die ihm innewohnende nicht dieſelben Wege geht wie die unſere, ſich zu verſauern und zu vergällen, die Fauſt gegen es zu ballen, es als Todten einzuſcharren — das war eine leichte Erfindung jener ſchwarzen Stunden, wie ſie die Geſchichte des Menſchenſclaventhums ſo oft überſchlich. — —

Wir wiſſen aus dem Geſpräche zwiſchen Mutter und Sohn, was ein ſolcher Todter für die Familie zu bedeuten hat, und doch waren die Ausbrüche bitterer Gereiztheit, wie wir ſie ſo eben erlebt nichts Seltenes in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes. Dieſe „Todte“ war ſeit 10 Jahren geſtorben, aber noch ſtreckten ſich die Schatten des Zornes lang und breit über das Haus und es bedurfte nur eines unbedeutenden Steinchens, das hinein geworfen ward in die ſonſt ſo ſtille Fluth ihres Daſeins, daß der ziſchende Giſcht des Grolles hoch aufbrauſte!

Wer die Menſchen kennt und ihre Eigenthümlichkeiten, beſonders die der Juden, den wird es nicht in Verwunderung ſetzen, daß die Bewohner jenes Hauſes, die wir unter ſo eigenthümlichen Umſtänden haben kennen gelernt, in der Bäuerin Madlena nicht ſo ſehr die Katholikin und die vom Glauben ihrer Väter Abgefallene haßten; ſie haßten ſie, wie man einen Selbſtmörder haßt, der mit eigener Hand in die Lebensadern ſchneidet um daran zu verbluten, der ſich ſelbſt den Stein umhängt, um in der Fluth ein Leben zu begraben, das nicht ihm gehört und auf das Andere faſt noch mehr Anſpruch hatten als er ſelbſt. Sie grollten ihr wie Einer, der man Jahre lange Liebeswerke des Mitleids und der Gnade angethan, und die bei der nächſten Gelegenheit, wo man ihr begegnet, als Dank dafür eine häßliche Grimmaſſe zurückſchneidet.

Als die einzige Tochter des Hauſes vor zehn Jahren einem jungen Bauer zu liebe, dem ſie anhing, ganz unverſehens, faſt in nächtlicher Stille aus der Familie entwich, als ſie trotz aller Bitten ſich nicht abhalten ließ, in der Kirche das Glaubensbekenntniß abzulegen, daß ſie die Religion ihrer Väter wie ein böſes Geſchwür anſehe, deſſen ſie ſoeben durch das heilige Waſſer der Taufe los und ledig geworden — da gab es einen ungeheuern Schmerz in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes. Der Vater war vor Gram geſtorben, aber die Mutter ſetzte ſich hin auf einen niedern Fußſchemel und weinte ſieben Tage und ſieben Nächte. Joſſef zerriß ſeine Kleider von oben nach unten und that wie ſeine Mutter. Aber er weinte nicht; er trug ſich mit Rachegedanken in der giftgeſchwellten Seele, er ſah funkelnde Meſſer von ſeinen Augen auf und nieder gehen, er ſah geſchliffene Aexte in ſeiner Hand und andere Mordwerkzeuge; er dachte wirklich an Mord. Wollte er ſich, wollte er ſie, deren Name nicht mehr genannt werden durfte, dem Tode weihen? Er ſah es als etwas Gottgefälliges an, wenn die Erde, auf der ein ſo ungeheures Verbrechen begangen, durch ein anderes nicht minder grauenhaftes gleichſam wieder geheiligt würde.

Erſt ſpät, ſehr ſpät, als Zeit, Gewohnheit und tägliche Gewerbsmühen wieder in ihre alten Rechte traten, hatte ſich dieſer blutige Hintergrund ſeiner Seele verflüchtigt, um einem Niederſatze verſäuerten Grolles, der bei der geringſten Gelegenheit in giftigen Blaſen aufſtieg, Raum zu gönnen. — Der große leidenſchaftliche Haß hatte ſich im Laufe der Jahre in tauſend kleine Leben zerſtückelt; aber jedes zuckte ſchmerzhaft auf, wenn es in die leiſeſte Berührung mit der Außenwelt gerieth.

Umſtände der kleinſten Art wirkten dazu mit, daß die Wunden, die der Abfall des Mädchens dem Hauſe geſchlagen hatte, nie verharſchen konnten. Es mag ſonderbar dünken, wenn wir erzählen, wie die Nennung ihres Namens allein eine Reihe der ſchmerzlichſten Gefühle erwecken konnte. Sie hatte in der Taufe den Namen Madlena angenommen; im Hauſe war man an das heimliche „Dinah“ gewöhnt. Den Leuten aus dem Dorfe konnte natürlich nicht das Zartgefühl zugetraut werden, daß ſie mit den in der Taufe angenommenen Klängen des Namens ſparſamer umgingen; im Gegentheil, ſie nannten ihn bei jeder Gelegenheit, ſie gebrauchten ihn, wie man glaubte, mit einer gewiſſen Schadenfreude. Er verirrte ſich oft unwillkührlich auf Lippen, die ihn vielleicht freudig zurückgenommen hätten, wenn ſie die Schmerzen ermeſſen konnten, die er verurſachte.

„Hätt'ſt Du Dein Leben gedacht“, ſagte einſt die Mutter zu Joſſef, „daß ſich ein jüdiſch Kind ſo einen Namen kann beilegen? Ein Menſch ſoll Madlena heißen!“

„Willſt Du vielleicht“, entgegnete er damals darauf, „daß ſie ihren ehrlichen jüdiſchen Namen hätt' behalten ſollen? Du weißt doch, wer Dinah war? Dinah war die Tochter Jaikews und Lea's, und willſt Du, daß ſie heißen ſoll, wie das Kind von Jaikew unſerem Vater? Wie kann ſie denn noch einen jüdiſchen Namen haben?“

„Ich heiß' ja aber doch ſelbſt auf teutſch Maria“, meinte die Mutter, „wenn ich auch auf jüdiſch Marjim heiß'. Weißt Du denn nicht — — —“

„Auch verſteh' ich's nicht, warum die Rabbonim den Namen nicht längſt abgeſchafft haben. Wenigſtens heißt Du noch Marjim, warum hat ſich die Verſchwarzte aber Madlena geheißen? Der Geiſtliche wird ihr geſagt haben, wie er das Waſſer auf ſie geſchüttet: „Heut' hat die Heilige ihren Namenstag“, und da iſt aus dem jüdiſchen ſchönen Dinah zum Unterſchied: Madlena geworden.“

Es dauerte lange, daß ſich die Mutter dieſem Troſte Joſſefs fügte, der dazu nicht aus ſeinem Herzen kam. Arme Mutter Marjim! Du wollteſt Dir Stück für Stück von dem Leben aus der Seele reißen, das einſt unter Deinem Herzen dem Lichte des Tages entgegengepocht hatte; aber die zerriſſenen Theile fügten ſich immer wieder zu einem Ganzen zuſammen, und ſtatt der katholiſchen „Madlena“ blieb die jüdiſche „Dinah“ immer auf Deinen Lippen, in Deinem Herzen! Sie kränkte ſich darüber, daß ſie „zu teutſch“ wie die gebenedeite und gnadenreiche Mutter des Heilands hieß, als wenn keine Maria geweſen wäre! —

Die alte Marjim hatte ſich im Laufe der Jahre an manches Andere gewöhnen müſſen, was ſie nie für möglich gehalten hätte. In ihr ſtritt die Mutter und die Jüdin einen verzweiflungsvollen Kampf, der ſich ſtets zu Gunſten der letztern entſchied. Marjim erging es, wie es allen jenen Müttern ergeht, die ſich zu ſehr unter die Gewalt eines ihrer Kinder beugen. Dinah war von ihr abgefallen, dafür hatte Joſſef alle Herrſchaft an ſich geriſſen. Seiner gewaltſamen Natur war es gelungen, jeden ihrer Gedanken, der ſich der getauften Tochter zuwandte, in die innerſten Räume ihrer Seele zurückzubannen; er hatte es dahin gebracht, daß ſie ſich vor ihm fürchtete. Marjim mußte es erleben, daß ſie bei der Nachricht von der erſten Niederkunft ihrer Tochter — Schrecken empfand, ſie mußte es erleben, daß Joſſef entſetzt die Hände zuſammenſchlug und in die Worte ausbrach: „Jetzt glaub' ich's erſt recht, daß ſie beim Gallech geweſen.“ Sie mußte es erleben, daß nebenan in der Kirche die Glocke geläutet ward, als man das Kind ihrer Tochter zur Taufe trug; ſie ſah das Tuch mit dem darauf geſtickten Kreuz, das über dem Sprößling aus jüdiſchem Blut lag, und ihre Sinne vergingen dennoch nicht, als ſie den Geiſtlichen aus der Kirche kommen ſah, hinter ihm die Hebamme mit dem getauften Kind, über das nicht die Worte des altgeſchichtlichen, ſchon von Abraham bekräftigten Bundes-Vertrags mit Gott, ſondern die heilige Dreifaltigkeit ihre Schwingen gebreitet hatten.

Es wird Viele ſonderbar bedünken, wenn wir für die alte Marjim das Geſtändniß ablegen, daß ſie keines von ihren Enkelkindern kannte; ſie wußte wohl, wie groß der „Familienſtand“ ihrer Tochter ſei, aber von Angeſicht zu Angeſicht hatte ſie noch keines geſehen. Wenn ſie durch's Dorf ging, getraute ſie ſich nicht, eines der ihr begegnenden Kinder um ſeinen Namen zu fragen, oder „wem es angehöre.“ Wie oft kam ſie an dem Hauſe der Bäuerin Madlena vorüber, und ſah dort ſpielende Kinder vor dem Thore — und trippelte eiligſt vorbei, ohne ſich aufzuhalten. Wie oft kam ſie entſetzt und erſchöpft nach Hauſe, daß man ſie fragen mußte: „Mamme, iſt Dir was paſſirt, was iſt Dir über den Weg gekrochen?“, daß ſie dann bitterlich weinend in die Worte ausbrach: Kann ich dafür, daß ſie nicht hundert Meilen von hier wohnt? Wenn ſie geſtorben ſein wird, werd' ich Ruh' von ihr haben.“ —

Es war leicht geſagt, aber ſchwer geändert, „daß dieſes traurige Verhältniß mit der Zeit ein ungerechtes geworden war, und daß die Getaufte unter der Laſt des Haſſes, den ihr die Familie nachtrug, ihr ſchweres Unrecht beinahe gebüßt hatte. Solche einfache Naturen laſſen ſich nie beurtheilen nach dem, was ſie thun ſollen: wie man den Baum nicht fragen kann, warum er in dem einen Erdreich beſſer gedeiht, als in dem andern.

In Joſſef hatte ſich mit der Zeit der Bruch faſt unheilbar geſtaltet, er haßte in der katholiſch gewordenen Madlena auch — die Bäuerin. Es iſt dies traurig, aber wir müſſen es geſtehen. Durch die Taufe war ein furchtbarer Riß in der Familie entſtanden, der ſich mit den Jahren vielleicht geſchloſſen hätte; ſie wäre dem Hauſe langſam abgeſtorben, und man hätte ihrer nur als einer Todten gedacht; ſie aber war auch Bäuerin geworden und darum ſein Stolz auf's Tiefſte gedemüthigt. Wann hatte Jemand aus ſeiner Familie auf freiem Felde gearbeitet? wer war auf den Acker hinausgegangen, um Erdäpfel auszugraben? weſſen Hände hatten je einen Spaten gefaßt? Er konnte es nicht begreifen, wie Madlena, ein bloßes Tuch um den Kopf herumgeſchlagen, in bloßen Füßen, ausgeſetzt dem Sonnenſtiche, dem Sturme und Regen, Tage lange auf dem Felde bleiben konnte. Jhm, dem die Gaben der Erde nur aus zweiter Hand zukamen, ihm war es dunkel, wie man ſich mit dem Schmutze der Erde beflecken konnte. Auf die Bauern angewieſen und auf den Erlös der Waaren, die er ihnen verkaufte, ſah er ſie tief unter ſeiner Würde. Madlena ſchien ihm in bäuerliche Rohheit verſunken, erniedrigt, weit unter ihrem Stande. Er haßte in ihr die doppelt Gefallene; ſie hatte nicht nur die Religion ihrer Väter verlaſſen, ſondern auch ihre Sitten verläugnet; ſie war ihm in jeder Hinſicht ſchlechter geworden.

„Siehſt Du, ſiehſt Du ſie, ſagte er immer zu ſeiner Mutter, wenn er die Getaufte bei einem ihrer Tageswerke bemerkte, „zu dem hat ſie müſſen das Waſſer über ſich ſchütten laſſen? Ein Jüd' hätt' ihr's nicht gethan, wo ſie hätt' können daheim ſitzen in der Stub', eine Bäuerin hat ſie werden müſſen, in den Stall muß ſie gehen und die Küh' melken? Wo hat das ein rechtſchaffen Kind aus unſerer Familie erlebt?"

Sah er ſie vom Felde heimkehren, mit irgend einer ſchweren Laſt, etwa einem Bunde friſchen Graſes beſchwert, ſo lachte er gewöhnlich bitter in ſich.

„Hat ſie zu dem den Bauer ſich genommen," ſagte er dann, „daß ſie ſich abmartern und das Fleiſch abzehren muß, wenn er im Wirthshaus ſitzt und ſauft? Laßt das ein Jud zu? Er vergreift ſich ender an ſich ſelbſt, als daß er ſein Weib ſich ſo plagen läßt. Wo ſoll aber dem Bauer das Mitleid herkommen mit dem Weib? Weinen habe ich ſie ſchon geſehen bittere Thränen, wenn ihnen die Kuh im Stall oder der Ochs auf dem Feld iſt umgefallen, das Weib aber iſt ihnen nichts, die können ſie ſterben ſehen, und es wird ihnen kein Aug' davon naß."

Machte ihm die Mutter dann Einwürfe, daß Madlena ſich nur in ihr Schickſal füge, wenn ſie den Beruf einer Bäuerin vollſtändig ausfülle, daß ſie eben darin einen Beweis ihrer guten Abſtammung aufſtelle, wenn ſie ſich des Hausweſens tüchtig annähme, ſo lautete die Gegenrede aus Joſſef's Munde gewöhnlich:

„Das hätt' ſie nicht werden müſſen. Hätt' der Vater ſie nicht beim Geborenwerden ſchon verflucht, wenn er gewußt hätt', daß ſein Kind einmal Miſt auf den Wagen legen, die Küh' melken, oder Erdäpfel aus dem Felde ausgraben wird? Red' mir nichts von den Bauern, und was iſt aus ihr. Gott ſei's ewig geklagt geworden, Gott hat uns und ſie geſtraft."

Wie wunderbar muß die Wandlung in dem durch 10 Jahre vergrollten Gemüthe Joſſefs geweſen ſein, als ihm die Mutter Meldung that von der Frucht, die ihre alten Augen unter dem Herzen Madlenas entdeckt hatten! Marjim hatte ihn nicht gefragt, wohin er in der Nacht gegangen war, warum er er erſt mit dem Morgengrauen wieder zurückgekommen.

Wir aber können jenen nächtlichen Gang verrathen.

Er war an zwei Stunden vor der Wohnung ſeiner Schweſter geſtanden.

3. Ein alter und ein neuer Menſch.

Als Joſſef am frühen Morgen nach dieſer denkwürdigen Nacht, die den Sabbat über verſchloſſene „gemiſchte Waarenhandlung“ wieder öffnete, fand er auf den äußern Thüren des Gewölbes einige mit Kreide geſchriebene Worte in böhmiſcher Sprache ſtehen, die zu deutſch lauteten: „Ahasverus, du verfluchter Jude.“

Der Sinn dieſer nur von einer Bauernhand hingezeichneten Schriftzüge war für den Dorfjuden dunkel· Er lächelte darüber, und wunderte ſich, wie der Schreiber dieſer Worte ſo einfältig ſein konnte, den Ahasverus für einen verfluchten Juden anzuſehen. „Das weiß das kleinſte jüdiſche Kind, murmelte er vor ſich hin, daß Ahasverus ein König iſt geweſen von 120 Provinzen, wie es in der Geſchichte Eſthers heißt. Die Königin Eſther iſt eine Jüdin geweſen, das iſt wahr, aber Ahasverus? Der das geſchrieben hat, muß in der Thora nicht gut beſchlagen ſein.“

Gleichſam zur Strafe für die Unkenntniß des Schreibers, ließ er dieſe Worte auf der Thüre ſtehen und verlöſchte ſie nicht, wie er's ſonſt mit den vielen Kreuzen that, die ihm die Kinder des Dorfes zum

Aerger hinzeichneten. Obnehin las ſie kein Menſch, weil die Thüren des Gewölbes den Tag über an die Wand angelehnt waren. Was verſteckt war, darum kümmerte er ſich nicht, aber bei guter Gelegenheit nahm er ſich vor, den Schreiber jener Worte, für die er das ganze Dorf verantwortlich machte, über deſſen Unkenntniß der heiligen Schrift aufzuklären.

Noch an demſelben Tage ſollte ihm ſelbſt ein Aufſchluß über ſeine eigene Unkenntniß werden. —

Trotz des Sonntags, an dem die alte Marjim ſich ſonſt auch im Gewölbe zu ſchaffen machte, weil es da viele „Kunden“ zu bedienen gab, blieb ſie heute länger im Bette und ſchien zu ſchlafen. Während dem ſchliech Fiſchele auf den Zehen in der Stube umher, um die Großmutter nicht zu ſtören. Plötzlich verrieth ein leiſes Huſten, daß ſie aufgewacht ſein mußte. Faſt unhörbar rief ſie den Namen ihres Enkels, der zu ihrem Bette hinflog.

„Haſt du ſchon geort, (gebetet) Fiſchele Leben“, fragte ſie flüſternd.

„Ich hab' nur noch das letzte Stückel zu ſagen“, ſprach Fiſchele laut.

„Um Gott's Willen, red' nicht ſo hoch“, rief die alte Marjim, indem ſie ängſtliche Blicke nach der Thüre hinwarf, die in das Gewölbe führte.

Der Knabe ſah erſtaunt die Großmutter an; er begriff nicht, warum er eine ſo einfache Frage und die man faſt täglich an ihn ſtellte, nicht laut beantworten ſollte.

„Sind Leut' im Gewölb d'rin", fragte ſie dann leiſe, „es kommt mir vor, als wär' kein Menſch drin.

Der Knabe mußte auf den Zehen leiſe zur Thüre ſchleichen, und das „Vorhängl" vor dem Guckfenſterchen zurückziehen, durch das man in das Innere des Gewölbes blicken konnte.

„Ich ſeh' den Vater im Handel mit einem Bauern, der eine Lederhaut kaufen will", lautete die Antwort des ſpähenden Knaben.

„So iſt's gut", ſagte Marjim, und ſchien durch dieſe Nachricht von einer drückenden Sorge befreit, „denn wenn man mit einem Bauern etwas zu thun hat, wird man mit ihm vor drei, vier Stunden nicht Handel Eins. Ender läßt ſich der Bauer todtſchlagen, als daß er den Juden einen „Pehm" an ſich verdienen läßt. Der Bauer iſt jetzt klüger als der Jüd ſelbſt, er hat jetzt einen Kopf auf ſich, wie von Eiſen, und läßt ſich nicht ſo leicht mehr aufſitzen. Ich ſag's ja immer, es wird zuletzt noch dahin kommen, daß der Jüd wird müſſen auf dem Feld ackern und ſäen, und daß der Bauer wird im Gewölb ſteben und wird dem Jüden verkaufen. Leider Gottes! die Welt wird Tag für Tag ſchlechter . . . .

Plötzlich ſtockte der Redefluß dieſer dem Knaben nur allzubekannten Gedanken. Die Großmutter hob den Kopf auf, der ſich in dieſem Augenblicke ſo unfähig gezeigt hatte, gerade dasjenige zu tragen, was der Mund ausſprechen ſollte; ſie ſah auf's Neue mit ängſtlicher Miene nach der Gewölbthüre hin.

„Guck noch einmal“, ſagte ſie flüſternd, „ob der Vater drin iſt.“

Fiſchele ſchlich wieder zum Vorhängel hin und ſchob es leiſe zurück. Marjim folgte dem Thun des Knaben zitternd vor innerer Aufregung.

„Was ſiehſt du?“ fragte ſie mit faſt ſtockendem Athem.

„Ich ſeh', daß der Vater noch nicht iſt Handel Eins mit dem Bauer“, lautete auf's Neue die Antwort des Knaben, „der Vater hält noch immer die Lederhaut in der Hand.

„Gott Lob und Dank“, ſagte die Großmutter mit freudigem Antlitze, und es trat eine lange Pauſe ein, während welcher der Knabe die räthſelhafte, alte Frau halb neugierig, halb mitleidig anſtarrte.

„Fiſchele Leben?“ rief ſie auf's Neue.

Er ſtand hart an ihrem Bette. Da richtete ſich die Alte auf und fuhr ihm mit der Hand über Stirne und Wangen. Eine wunderbare Röthe, faſt anzuſehen, wie die verſchämte Züchtigkeit eines jungen Mädchens, lag auf dem Antlitze der alten Frau. Sie ſprach:

„Lang' mir das hervor, was ich da liegen hab' unter meinem unterſten Kopfkiſſen; ich kann nicht mehr recht dazu.“

Fiſchele griff nach dem bezeichneten Orte und ein ziemlich ſchweres Päckchen kam in ſeine Hand; die Großmutter nahm es ihm ſogleich ab, und bedeckte es, gleichſam um es vor ſich ſelbſt zu verbergen mit beiden Händen.

„Und auf dem biſt Du gelegen Babe?“ fragte verwundert der Knabe, „die ganze Nacht durch, und das hat Dir nicht weh' gethan?“

"Ich ſag' Dir Fiſchele Leben, nicht geſpürt hab' ich's die ganze Nacht, antwortete Marjim, ich bin drauf gelegen, als hätt' ich noch ſechs Kiſſen unter dem Kopf gehabt.“

„Aber warum?

Wieder entſtand eine lange Weile; die Großmutter huſtete verlegen, dann blickte ſie wieder ängſtlich nach der Thürklinke, ob ſich die nicht bewege, ob dort Niemand lauſche.

„Red' nicht ſo hoch", mahnte ſie und neigte ſich zu ſeinem Ohr.

„Weißt Du was da drin iſt?"

„Ich weiß nicht".

„Zucker und Kaffeh iſt drin, aber ich muß das vor Deinem Vater verſtecken."

„Zucker und Kaffeh?"

Fiſchele blickte ſie zweifelhaft an, als ob der Verſtand der alten Frau irregegangen wäre.

„Nicht ſollte Dein Vater wiſſen", ſagte ſie kopfnickend, wem ich Das ſchicken will, es druckt mir ja genug das Herz ab, daß ich's ihm nicht ſagen darf. Geſcheidter, wie ich's gemacht, kann nicht einmal ein ausgelernter Dieb es anfangen, daß Dein Vater davon hat nichts geſehen."

Vor Fiſchele dämmerte es wie ein fernes Licht; mit jener, Kindern, die lange mit alten Leutem umgehen, eigenthümlichen Intelligenz begriff er allmälig, welches Ziel die langen Vorbereitungen und Rüſtungen der Großmutter verfolgten.

„Babe, flüſterte er ſchüchtern, ſoll ich dir ſagen, wem Du den Zucker und Kaffeh ſchicken willſt?"

Marjim zitterte am ganzen Leibe, Schauer, wie die eines nahenden Gottesgerichtes, durchflogen ſie; krampfhaft bebten die Hände der alten Frau auf dem kleinen Päckchen, das ſie bedeckten.

„Nu?“ ſagte ſie faſt unhörbar.

Fiſchele zögerte mit der Antwort. Endlich brachte er mühſam hervor: „das willſt du ſchicken der Muhm — der Muhm Dinah.“

„Hab ich's errathen?“ fragte er dann nach einer Weile da die Großmutter noch immer mit dem Kopf nickend keine Antwort zu geben vermochte. Sie aber brach in ein ſo heftiges Schluchzen aus, daß es Joſſef gewiß vernommen hätte, wenn er mit dem Bauer ſchon Handel Eins geworden wäre.

Als ſie der Sprache wieder mächtig wurde, glich ſie in der That einem ſiebzig Jahre alt gewordenen Kinde, das eben ſo ſchnell ſeine Thränen zu trocknen, als ſie zu weinen gelernt hat. Statt des Schmollens lag aber eine eigenthümliche Reſignation auf ihrem Antlitze; die Laſt, die dieſes Herz gedrückt hatte, mußte aber auch unausſprechlich geweſen ſein. Sie ſelbſt meinte:

„Kann Einem, der einen Menſchen todtgeſchlagen hat, anders zu Muthe ſein wie mir iſt? Ich hab' gehört, ſo Einer, wenn er das ganze Jahr Alles geläugnet hat, was man ihm vorwirft, ſoll oft mitten in der Nacht um den Richter ſchicken, und da ſchüttet er ſein Herz vor ihm aus, und ſagt ihm Alles, was ihm wie ein Centner d'rauf gelegen iſt. Merkwürdig ſoll aber ſein, wie ſo Einem dann zu Muth iſt; es iſt ihm, als hätt' er etwas ſehr Gutes und Gottgefälliges gethan, und er weiß doch, daß er ſich ſelber hat geſchadet, denn jetzt werden die Büttel kommen, und der Galgen wartet auf ihn.“

„Babe“, rief erſchreckt durch das grauenhafte Gleichniß, das er nur halb verſtand, der Knabe, „wer hat denn einen Menſchen todtgeſchlagen?“

„Wer redet von dem?“ entgegnete die alte Frau faſt ſelbſt erſchrocken, „Fiſchele! einen Menſchen todtſchlagen, wo fallſt du auf dem aus? Hab ich von dem geſprochen?“

Inſtinktmäßig begriff der Knabe, um was es ſich eigentlich hier handle; er that keine Einſprache mehr; er wußte aus langer Gewohnheit, daß man die Großmutter einen Umweg durch das Gedankengebiet müſſe machen laſſen, bis ſie wieder dahin zurückkehrte, woher ſie ausgegangen.

„Weiß ich denn nicht, Gott, Lebendiger im Himmel! begann ſie wieder wehklagend, daß ich eine Sünde begeh', und hab' ich denn die ganze Nacht ein Aug' können zumachen, wie mir die Sünd' iſt eingefallen? Was ſoll ich aber thun? Was ſoll ich anfangen? Haſt du ſie geſtern geſehen, wie ſie gekeucht hat unter dem ſchweren Sack, wie ſie nicht hat aufſtehen können? Ich bin ja doch die Mamm' und ſollt kein Mitleid mit ihr haben?"

Stillbewegt lauſchte Fiſchele auf die eigenthümlich verworrene Rede der Großmutter, die vielleicht nur er verſtand.

„Mein alter Kopf ſoll das unterſcheiden können' fuhr ſie fort, „ob ich da eine Sünde begeh' oder nicht? Hab ich Gemahra gelernt, daß ich das wiſſen ſoll? Nicht einmal fragen kann ich Einen, und dein eigener Vater, Fiſchele, möcht Feuer und Flamm' werden, könnt er nur das kleinſte Wörtchen davon erfahren! Sag' aber ſelbſt Fiſchele Leben, du biſt ja auch ein Menſch, ſoll ich's thun oder ſoll ich's nicht thun?

„Was denn"? fragte erſtaunt der Knabe.

Dieſe unſchuldige Frage mußte der alten Frau ihr ganzes Bewußtſein zurückgegeben haben; ſie mußte mit aller Klarheit, die der gereiften Seele eigen iſt, ihre Lage überſchauen, ſich fühlen auf's Neue als die Großmutter des Kindes, das ſie zu ihrem Rathgeber erwählt hatte! Ein namenloſer Zug zuckte um ihre dünnen, blaſſen Lippen; aber mit großer Feſtigkeit im

Tone, wie ſie der Knabe aus ihrem Munde noch nie gehört, ſprach ſie nun:

„Da, nimm den Zucker und Kaffeh und trog ihn zu ihr hin. Verſteck' ihn aber gut, daß dich der Vater nicht ſieht, denn er möcht gleich Alles erraten. Sag auch keinem Menſchen davon und thu, wie ich dir heißen werde. Sag' ihr: Die Mamm' ſchickt ihr das, und ſie ſoll ſich nicht ſo plagen und abzehren und ſie ſoll ſich lieber ſchonen, damit ihr nichts Böſes geſchieht. Du kannſt ihr auch ſagen, ſie ſoll ſich damit etwas Gutes anthun, und wenn ſie mehr braucht, will ich ihr wieder ſchicken. Und ſag ihr noch, ſie ſoll ja den ſchweren Sack nicht mehr auf ſich packen; ſie könnt' ſich etwas zerreißen in ihrem Leib, daß ſie auf einmal todt umfällt, wie man das ſchon oft hat gehört. Und vergiß nicht, daß du ihr ſagſt, wenn ſie noch etwas auf ihre Mamme hält, ſo ſoll ſie nie barfüßig auf dem Feld ſtehen, und ſoll nicht trinken wenn ſie erhitzt vom Feld heimkommt, und ſie ſoll auf ſich ſehen, daß ſie ſich nicht verkühlt, und Gott behüt'! krank wird. Denken ſoll ſie auf ſich, ſag ihr, und daß ſie Kinder hat, und daß wenn ſie krank wird, Keiner da iſt, der den Kindern auch nur einen Löffel Waſſer reicht . . . Und jetzt geh, Fiſchele Leben . . . .

Die Stimme verſagte ihr; erſchöpft ſank ihr das Haupt auf den Polſter zurück, nur die Augen hielt ſie weit offen, aber ſie glänzten von der leuchtenden Freudigkeit glorreich beſiegten Mutterſchmerzes. So lag ſie eine lange Weile da, anſcheinend in einer Art Verzückung, daß ſie den Knaben nicht bemerkte, der das Päckchen in der Hand, unſchlüſſig daſtand, und mit dem Fortgehen zögerte.

„Babe“, rief dieſer leiſe.

Die alte Marjim fuhr auf:

„Biſt du noch da?“ fragte ſie faſt grämlich, „ich hab' gemeint, du biſt ſchon über alle Berge.“

„Babe, wirſt du nicht bös ſein“, begann Fiſchele kleinlaut — — „ich fürcht mich.“

„Fürchten? gehſt du denn mitten unter Räuber, entgegnete Marjim lächelnd, „ich mein', es wird dir Keiner was zu Leid thun.“

„Babe“, begann wieder der Knabe, der kaum die Augen aufzuſchlagen ſich getraute, „Babe, was mach' ich aber, wenn ſie das Kreuz über mich macht?“

Dieſe Einwendung ſchien auf die alte Frau nicht die gehoffte Wirkung hervorzubringen; ein eigenthümliches Lächeln ſchwebte um die dünnen Lippen, als Glorie eines wahnbefreiten Gemüthes.

„Narrele“, ſagte ſie, „weißt du was dein Urdede immer geſagt hat, wenn mir meine Mutter etwas verwieſen hat, was nicht jüdiſch war? „Narrele, hat er geſagt, nicht ſollſt Du wiſſen, was man Alles thun darf.“

„Wenn ſie aber doch das Kreuz über mich macht?“ entgegnete der unüberzeugte Knabe.

„Da will ich dir einen guten Rath geben, Fiſchele Leben, und der wird dich vor allem Böſen bewahren. Weißt du das erſte Kapitel Thillim (Pſalmen) auswendig, ich meine wenigſtens, du haſt's oft genug gelernt.“

„Babe, das kann ich“ —

„So ſags.“

Fiſchele begann in hebräiſcher Sprache: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottloſen, noch wandelt auf dem Weg der Sünder, noch ſitzet da, wo die Spötter ſitzen.“

Die Großmutter nickte Beifall und „weiter“ erſcholl es aus ihrem Munde.

„Sondern hat Luſt zum Geſetz des Herrn, und redet von ſeinem Geſetz Tag und Nacht. Der iſt wie ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht geräth wohl.“

„Und was er macht das geräth wohl“ wiederholte Marjim, deren Augen im Wiederſcheine jener heiligen aus dem Munde des Knaben kommenden Worte, faſt überirdiſch glänzten.

„Aber ſo ſind die Gottloſen nicht“ erhub Fiſchele lauter ſeine Stimme, „ſondern wie Spreu, die der Wind verſtreuet. Darum bleiben die Gottloſen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten“ — —

„Weiter“ befahl Marjim, der dieſe letzten Worte anſcheinend ſehr wehe thun mußten.

„Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottloſen Weg vergeht“, ſchloß der Knabe. „Selah!

„Amen, Amen“ tönte es leiſe von den Lippen der alten Frau nach.

Es trat eine leiſe Stille in der Stube ein; nur das Pochen dieſer beiden Seelen, wovon die eine das letzte Glied einer langen Lebenskette hielt, während die andere kaum aus dem Erdreich ihres Daſeins hervorragte, vernahm ſich gegenſeitig.

„Fürchteſt Du Dich noch?“ fragte endlich die Großmutter.

„Ich geh' ſchon Babe“, rief Fiſchele faſt freudig aus, und ſchob vorſichtig das Päckchen mit Zucker und Kaffeh unter den Rock, dann ſchliech er leiſe zur Thüre hinaus. —

„Der iſt ein Baum gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringt zu ſeiner Zeit und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl, Amen.“

So ſprach die alte Marjim noch lange vor ſich hin, als der Knabe ſchon zum Hauſe hinaus war. Dann ſchloß ſie die Augen wie zum Schlafe.

Wir können Fiſchele nicht auf ſeinem Gange zur „Muhm Dinah“ begleiten; andere Vorgänge halten uns in dem einzigen Judenhauſe des Dorfes zurück.

4. Ahasver.

Im Menſchengemüthe ſind die Wandlungen eben ſo wunderbar, wie die draußen in der Natur, faſt noch unerklärlicher, faſt noch eigenthümlicher. Die Wiſſenſchaft faltet es ſich auseinander, warum auf heitern Sonnenſchein ſich oft ſchwere Regenwolken wälzen, ſie prophezeit die Störungen voraus, die im Laufe des Tages, des Monats und des Jahres eintreten müſſen. Hat ſie aber Euch jemals die Stürme eines verſtörten Gemüthes vorausſagen können?

Ein ſonderbares Gedankenleben wogte um dieſe Stunde durch Joſſefs Seele. Es war ſchon eine geraume Zeit verſtrichen, daß er das Geſchäft mit dem Bauer abgethan, und nun ging er, da kein anderer Kunde eben kommen wollte, in dem engen Raume des „Gewölbes“ auf und ab.

Es war nicht Ein Gedanke, der ihn da beſchäftigte; wie losgelaſſene Bienen umſchwärmten ſie ihn zu Tauſenden. Er fühlte, daß etwas an ſeinem Leben einen kranken Theil haben müſſe, er ſah es faſt mit leiblichen Augen, wie irgend ein Ungemach, deſſen Namen er nicht anzugeben wußte, ihm nachſchliech wie ein düſteres Geſpenſt; es beunruhigte dieſe ſtarke haſſende Natur etwas, das ſie wie einen in Holz eingetriebenen Keil nicht auszuſtoßen vermochte. —

Er mußte an den geſtrigen Vorfall mit der Schweſter denken, und begriff es nun nicht wie er ſich zum „Nachgeben“ habe verleiten laſſen; er hatte die Regungen des Mitleides vergeſſen, die ihn ſelbſt ergriffen hatten, als ihm die Mutter den geſegneten Zuſtand Maylenas berichtet, jene Regungen des Mitleides, die ihn in finſterer Nacht hinausgetrieben hatten, um an dem Fenſter eines Hauſes die Athemzüge — einer Schweſter zu belauſchen.

Er fing an darüber nachzudenken, warum die Mutter ſelbſt jetzt weicher und milder gegen die gefallene Tochter geſtimmt ſei; er war es ſich dunkel bewußt, daß die Gewalt, die er ſo lange über das Gemüth der alten Frau ausgeübt hatte, von ihm gewichen ſein mußte. — oder hatte er ſie nie beſeſſen? —

„Etwas mußte vorgefallen ſein, kam er endlich zum Schluſſe, ſo von mir nichts dir nichts iſt das der Mamme nicht angekommen. Das Ganze iſt, die Mamme iſt wie alle Weiber, und hat mit ihr Mitleid gehabt, wie ſie es mit Jeder hätte, die in der Hoffnung iſt. Etwas anderes iſt's gar nicht geweſen. Und endlich, wenn das Kind, das ſie jetzt unter dem Herzen trägt, wirklich wird geboren ſein, was iſt dann vorgefallen? Wird man ſich in meinem Haus darüber freuen? Wird es einen jüdiſchen Namen bekommen? Wird die Mamme die Hand können legen auf den Kopf des Kindes, um es zu benſchen? Hat denn der Gallech (Geiſtliche) nicht ſchon ſeinen Wedel bereit und das Waſſer, und hätt' ihr Name nicht ſchon ſollen ausgelöſcht werden in der andern Welt, daß die eigene Mutter ſich nicht freuen darf, wenn die Tochter in's Wochenbett kommt? Gott hat ſich vielleicht einen Spaß machen wollen, wenn er ſagt: Ein jeglicher fürchte ſeinen Vater vnd ſeine Mutter. Haltet meine Feiertage, denn ich bin der Herr, euer Gott.“ Sie aber hat Vater und Mutter gefürcht', daß Gott erbarm, und die Feiertage hält ſie, daß es mir noch heut in den Gedärmen wie Gift ſchneidet, wenn ich ſie am heiligen Schabbes muß ſehen.“

Durch eine ſonderbare Gedankenverbindung mußten ſeine Blicke hinaus auf die Gaſſe fallen. Er war es ſeit 10 Jahren gewohnt, daß er um dieſe Stunde gewöhnlich ſeine Schweſter Madlena mit ihrem Manne Pawel zur Kirche gehen ſah. Seit zehn Jahren hatte ihn dieſe Stunde immer auf dem nämlichen Flecke gefunden, jeder Sonntag trieb über das haſſende Herz dieſes Menſchen die ſchwerſten Donner des Zornes zuſammen. Dennoch mußte er ſie ſehen; er fand ein Wohlbehagen daran, die Abgefallene den Weg des Unheils und der Verderbniß gehen zu ſehen, und ſich jeden Sonntag ſagen zu können: „Verſchwarzt ſoll ſie liegen, ſie iſt nicht werth, daß man ausſpeit vor ihr.“

Heute ſah er Madlenas Mann allein zur Kirche gehen und er erſchrack faſt.

War ſie krank? Hatte ſie ſich vielleicht überhoben (zu ſehr angeſtrengt)? Und er, der vielleicht Schuld daran trug, daß ſie jetzt wimmernd und ächzend zu Hauſe lag, hatte er ihr nicht in demſelben Augenblicke geflucht? — —

Es befiel dieſen ſtarken Menſchen eine ungeheuere Seelenangſt, er hätte um Hilfe ſchreien mögen, um ſich von ihr zu befreien. In der That wollte er anfangs um Fiſchele rufen; er fürchtete ſich faſt vor ſich ſelbſt. Weßwegen er den Knaben ſehen wollte, das wußte er ſelbſt nicht; aber eine gewaltige Sehnſucht nach dem Schauen eines Menſchenantlitzes hatte ihn ergriffen,

In dieſem Augenblicke war es ſich Joſſef bewußt worden, welches Unrecht er geſtern an der Schweſter begangen; er fühlte, wie es mit tauſend ſpitzigen Stacheln in ſein eigenes Fleiſch gefahren war.

Seine Bruſt hob ſich aber, wie befreit von einer ſchwarzen That, als er Madlena langſam, aber doch aufrechten Ganges eine Weile ſpäter auf die Kirche zukommen ſah. Zum erſten Mal ſeit zehn Jahren daß ſie ihm nicht angethan mit den Schreckniſſen der Gehennims erſchien, daß er ohne Fluch und Zorn ſie unter dem Geläute der ſchrecklichen Glocke in das Gotteshaus eintreten ſah! Zum erſten Male ſeit einer ſo langen Zeit, daß ihn Madlenas Anblick mit einer Art Freude überkam!

Sie war alſo nicht krank! Sie hatte ſich alſo nicht überhoben?

Müde von innerer Erſchütterung mußte er ſich auf eine Bank niederlaſſen.

„Wer weiß, ſprach es in ihm, „ob ſie gar ſo ſchlecht iſt; man meint oft nur, man hat einen ſchlechten Menſchen vor ſich, und wenn man ihn in einer rechten Stunde antrifft, ſo ſieht man erſt, wie man ſich betrogen hat. Und woher ſollt' denn das Schlechte ihr auch kommen? Hat ſie keine jüdiſche Ader in ſich? Hat ihr Vater nicht Rebb Schmul geheißen? Ich möcht nur das Eine gerne wiſſen, ob ſie in den zehn Jahren, die ſie fort iſt aus dem Haus, einmal zu Gott gebetet hat. Ich kann mir das nicht denken; jüdiſch kann ſie und darf ſie ja nicht beten, alſo muß ſie's böhmiſch thun. — Gott, Lebendiger! und welcher Menſch könnt mir einreden, daß ſie dort in der Kirche mit den Bauern und vor dem Johann v. Nepomuck auf der Brücke, oder vor der heiligen Maria ſo mit ganzer Seele, mit Leib und Leben ſich ausbeten kann, und ihr beſchwertes gedrückt' Herz ausſchütten? — Dinah, Rebb Schmuls Tochter! Wenn ſie alſo nicht beten kann, wie ſie will, was muß da herauskommen? Was wird aus einem blanken Stück Silber, was ich in der Erd' vergrab? Es kömmt der Roſt darüber und verzehrt's faſt. Und Madlena ſollt' den Roſt nicht ſchon auf ihrer Seele haben? Der Wein wird dumpf wenn man den Keller nicht lüftet und das ſchönſte Kleid zerfällt, wenn man's nicht anzieht — — und Madlena ſollt' gut geblieben ſein? Schlecht, grundſchlecht und verfault wie ein wurmiger Apfel muß die ſein, die zehn Jahre ſchon fort iſt aus einem jüdiſchen Haus, und wie einen wurmigen Apfel muß man ſie auch weit weg von ſich ſchleudern. Eine Sünd' lad ich mir auf den Kopf, wenn ich weiter an ſie denk'; ſie muß mir heraus da aus dem Herzen; ich ſeh' es iſt noch zu viel von ihr darin. Heraus muß ſie, heraus." —

Die letzten Gedanken hatten eine finſtere Wandlung in ſeinem anfangs ſo mild geſtimmten Herzen hervorgebracht; wieder lag es wie ein düſterer Wolkenflor über ſeiner Seele. Mit geballten Fäuſten, die den innern Sturm kundthaten, Schweiß auf der Stirne unter der es heftig arbeitete, ſaß er da.

Ein Geräuſch, das vor dem Gewölbe entſtand, weckte ihn aus ſeinen nächtigen Gedanken auf. Er blickte auf und bemerkte zwei Knaben, die einen flüchtigen Blick in das Gewölbe warfen, und dann eben ſo ſchnell über die Gaſſe liefen. Er hörte noch, wie ſie die Worte riefen: „Ahasverus, du verfluchter Jud.“ Dann waren ſie entſchwunden.

Waren das nicht die nähmlichen Worte, die er heute früh mit Kreide auf der Gewölbthüre geſchrieben gefunden hatte? Sie erſchreckten ihn auf eine wunderbare Weiſe.

Welcher Zuſammenhang beſtand hier zwiſchen dem Geſprochenen und dem Geſchriebenen?

Joſſef wollte auf und den Knaben nach, als er ſich zur Zeit erinnerte, daß er einer an und für ſich lächerlichen Sache dadurch einen Anſtrich von Bedeutſamkeit verleihen würde. Dennoch war er über den zweimal an einem Tage ſich wiederholenden Vorfall ſehr verlegen; er legte ihm eine Wechſelwirkung unter, von der er nur nicht wußte, wo er ihre lenkenden Kräfte ſuchen ſollte.

Kamen ſie von Madlena?

Er hatte dieſen Gedanken gleich erfaßt. Oder hatte ſie ein Anderer aus dem Dorfe erſonnen, um ihm einen Schimpf anzuthun? Er lebte ja ſonſt mit den Leuten in Frieden und Einigkeit; er drückte Niemanden, und wenn auch keine Freunde, ſo glaubte er wenigſtens keinen Feind im Dorfe zu beſitzen. Je mehr er darüber nachdachte, deſto unerklärlicher waren ihm jene von den Knaben zugerufenen Worte; er ſah darin nicht mehr bibliſche Unkenntniß, er legte ihnen die verworrenſten Erklärungen unter, die aber nicht im Entfernſten dazu paßten!

Zuletzt wunderte er ſich über ſich ſelbſt, warum er die Sache nicht los werden konnte.

Als Joſſef ſo in Gedanken über die eigenthümliche Lage daſtand, in die ihn drei Worte geſtürzt hatten, wurde er durch einen rauhen Morgengruß, der über die Gaſſe herüberſchallte aufgeweckt. Dieſer Gruß lautete nicht wie der gewöhnliche auf dem Lande: „Gebe Gott einen guten Morgen“; was Joſſef vernahm, waren die Worte: „Gott gebe dir Freiheit und Ruhe von allen Teufeln.“

An dieſer ſonderbaren Sprechweiſe erkannte Joſſef eine Perſon aus dem Dorfe, die ihm in dieſem Augenblicke wie vom Himmel zugeſchickt, dünkte. Es war der Bauer Stepan Parzik[*] aus dem Dorfe. — —

So ſind die Menſchen! In jedem andern Augenblicke hätte Joſſef Anſtand genommen, ſich mit einem „Bauer“ der nicht im beſten Rufe ſtand, ſo vor dem ganzen Dorfe „herzuſtellen“, jetzt überwog der Gedanke, bei ihm ſich Rath erholen zu können, jedes Bedenken, er ging ihm ſogar die Hälfte Weges entgegen, und reichte ihm die Hand, die er ſonſt früher in einen ſtechenden Dornbuſch lieber als in die Rechte des Bauers Stepan Parzik gelegt hätte.

---

[*] Lies: Parſik.

Parzik war im Dorfe als ein wilder händelſüchtiger Menſch bekannt, wie wohl ſich ihm eigentlich Böſes nicht nachſagen ließ. Er war im Dorfe mehr gefürchtet als gehaßt, und eine dunkle Sage erzählte von dem beinahe ſechzigjährigen Manne, er habe in ſeiner Jugend vierzehn „Schulen" ſtudiert, und hätte in dem biſchöflichen Seminar in Königgrätz Geiſtlicher werden ſollen. Wie es aber gekommen war, daß Parzik wieder Bauer geworden, und in das weltliche Leben zurückgekehrt war, das wußte Niemand mit ſchlagenden Gründen anzugeben. Die ganze Erſcheinung des vierſchrötigen breiten Mannes mit ſeinen weitſpurigen Schritten, der rauhen Sprache, dem ſlaviſchen Typus in den ſtark heraustretenden Zügen ſeines Antlitzes erinnerte ſehr wenig an den einſtigen Beruf ſeiner Jugend; er war ganz böhmiſcher Bauer geworden, nur ſchien er eine gewiſſe Unabhängigkeit in „geiſtlichen" Sachen, als Erbtheil ehemaliger Studien gerettet zu haben. Er lag Jahr aus Jahr ein mit dem Pfarrer im Streit; ſo oft der Zehent abzuliefern kam, konnte man gewiß ſein, daß in des Bauern Hauſe der Geiſt des offenen Aufruhrs nur durch die Diener der Gewalt gebändigt werden konnte.

Im Dorfe kannte man dieſe wilde Natur nur unter dem Namen der „Dechant“! man hatte ihm, der ſich der geiſtlichen Gewalt gegenüber als gleichbedeutende immer rege Macht betrug, mit richtigem Verſtändniß die Stola über den Bauernkittel geworfen.

Seit dem März des Jahres 18 8 war dieſer Bauer noch wilder, noch unbändiger geworden. Man fand eines Tages eine brennende Schwefellunte auf der Schwelle der Pfarrei, und kein Menſch im Dorfe zweifelte, daß ſie von dem „Dechant“ dorthin gelegt war.

Er war der Erſte, der die Flinte ergriff und das Wild der Herrſchaft in dem Walde niederſchoß, der Erſte nach jenen Tagen, der vor dem Oberamtmann mit bedecktem Haupte ſtehen blieb, der dem Geiſtlichen noch vor dem Robbotgeſetz Zehent und Robbot verweigerte, der in einer Nacht die Sturmglocke läutete, nnd die Bauern zuſammenrief, um ihnen das „Neueſte“ vom Wiener Reichstage vorzuleſen. Es war die Robbotfreiung, die in jener Nacht hunderte von Menſchenherzen wie mit Peitſchenhieben aufjagte, daß ſie aufjauchzten und aufbrüllten, halb

Fluch, halb Segen, Haß und Jubel, Gift und Freude vor ſich ausgießend.

Man konnte nicht ſagen, daß Stepan Parzik irgend einen Anhang im Dorfe hatte, er war eine jener Lebensgeſtalten, wie wir ſie in der Geſellſchaft allein und unbegriffen ſtehend finden, wie ſie auch das Dorf erzeugt. Es war ihm Keiner wild und aufrühreriſch genug, und darum zeigte er ihnen Verachtung, wo er nur konnte.

Zu dem Judenhauſe ſtand er in einem eigenthümlichen Verhältniſſe; ſeine Tochter war nach dem Abfalle Madlenas, als zehnjähriges Kind ins Haus gekommen, und diente dort als Magd; ſie war bei den Juden gleichſam erzogen worden. Mit zärtlicher Liebe hing das Mädchen an ihren Dienſtherrn, und war nie zu bewegen geweſen in ihres Vaters Haus zurückzukehren. Seinerſeits betrachtete Stepan dieſes Mädchen als eine Abgefallene und nannte ſie eine „Jüdin“; aber er hatte ſich mehr als einmal geäußert, es ſei ihm im Grunde das gleichgültig, und wenn ſie gleich als Jüdin geboren worden, ſo wäre ihm das noch lieber, denn die Juden hätten's gut, müßten an ihre Pfaffen keinen Zehent zahlen, brauchten nicht zur Beichte zu gehen, und hätten das ganze Geld der Erde.“

Wer eine Natur, wie die Joſſefs begreift, wird den Schluß leicht finden, warum ihm Stepan Parzik mit ſeiner Freigeiſterei ein innerlicher Abſcheu war, warum es ihn graute, wenn dieſe wilde, ungeſchlachte Natur, dieſer „Rebell gegen Gott und Menſchen", wie er ihn nannte, in ſeine Stube trat. Zwiſchen ihm und dem Bauer lag ein unergründlich tiefer See, der ſie meilenweit auseinander hielt, und jedes innigere Herannahen verhinderte. — —

Wir treffen dieſe beiden Männer heute unter ganz andern Umſtänden. Joſſef mußte ſonſt eine Art Grauen überwältigen, ſo oft ſich ihm dieſer wilde Bauer nahte, heute trat er ihm gleichſam furchtlos entgegen, als hätte er ein Mittel zur Hand, dieſe unbändige Natur zu zähmen. Auf den Gruß Stepans: „Gott gebe dir Freiheit und Ruhe vor allen Teufeln" rief er lächelnd über die Gaſſe hinüber: Stepan! ich weiß nichts von deinen Teufeln."

Joſſef wußte es aus alter Erfahrung, daß der Bauer einem Eingehen in ſeine „politiſchen" Anſichten, wie er es nannte, nie aus dem Wege ging; ſonſt wäre dem Gruße Stepans ein ſtilles Kopfnicken gefolgt, heute war es dem Juden darum zu thun, daß der „Dechant" Stand hielt.

Joſſef täuſchte ſich nicht. Stepan kam langſam und weit ausſchreitend auf das Gewölbe zu. Im Näherkommen konnte Joſſef ſich nicht enthalten, das „merkwürdige“ Geſicht des Bauers zu bewundern; es lag ein trotzig ſtarker Ernſt darauf; zum erſten Male in ſeinem Leben wurde es ihm klar, daß auf dem Antlitze Stepan Parziks ein Strahl höherer Intelligenz leuchtete, als ſonſt auf den Geſichtern der anderen Dorfbewohner zu ſehen war.

„Du weißt nicht, wer meine Teufel ſind,“ begann der „Dechant“, der auf der Schwelle des Gewölbes ſtehen geblieben war. „Lebſt ſchon ſo lange im Dorfe, und weißt nicht, wer meine Teufel ſind?“

„Man vergißt viel auf der Welt“, entgegnete Joſſef mit ſchlauem Lächeln.

„Die Geiſtlichen ſinds“, rief der Bauer mit ſo gewaltiger Stimme, daß Joſſef meinte, der Pfarrer müßte dieſe Worte auf ſeiner Kanzel gehört haben, „die Pfaffen ſind von jeher die Teufel der Welt geweſen. Wie ich neunzehn Jahre alt war, hätt' ich auch ein ſolcher, wie ſoll ich ſagen? meinetwegen: Geiſtlicher werden ſollen, aber ich hab' mir die Sache überlegt.“

„Hör' an, Parzik“, ſagte Joſſef, „du meinſt, du kannſt mir ein Kalb für einen Ochſen verkaufen?

Du wirſt dir doch nicht einreden, daß du wie Einer von Deinen Heiligen, gerade aus, mit ausgeſpannten Flügeln in den Himmel hineinfliegen kannſt? Das laß dir ja nicht einfallen.“

Stepan ſchien dieſen Witz mit Wohlgefallen aufzunehmen; er ſchmeichelte ſeiner Kraft und Selbſtſtändigkeit.

„Nein, Bruder“, ſagte er, „ein Engel bin ich nicht, Flügel hab' ich auch nicht, um damit in den Himmel zu fliegen, aber zwei Hände hab' ich, und mit dieſen werde ich mich herumſchlagen, ſo lang ich lebe. Könnte ſo eine Hand zwei von ihnen auf einen Schlag niederwerfen, ich möcht' meine eigene Hand in der Kirche aufhängen, und wie vor einem Heiligenbild davor knieen.

„Geiſtliche muß es geben“, entgegnete Joſſef ernſt, es kann ſich nicht der Erſte Beſte auf die Kanzel hinaufſtellen, und den Leuten erklären, wie ſie's machen ſollen. Es kann auch nicht jeder lateiniſch und griechiſch lernen, dazu müſſen ſich beſondere Leut' finden. Geht's bei uns anders zu? Auf zehntauſend Menſchen kommt oft Einer, der in unſerer heiligen Schrift ſich auskennt.“

„Red mir nichts von deiner heiligen Schrift“, ſchrie Parzik zornig, „ich meine ſonſt, du biſt gar kein Jud, und biſt bei unſern Pfaffen in die Beichte gegangen. So reden nämlich die Geiſtlichen immer, wenn ſie beweiſen wollen, daß das Volk dumm iſt. Als wenn die heiligen Schriften da wären, damit die Geiſtlichen davon leben, das beſte Bier trinken und alle Tage Haſenbraten auf dem Tiſch haben. Unſer Herr und Heiland ſitzt etwa darum zur Rechten Gott Vaters und die heilige Taube ſchwebt über ihm, damit der Geiſtliche in Gold und Silber geht, daß ſeine Haushälterin wie eine Königin das Mark der Bauern in die Küche hinausträgt? Es braucht keine Pfaffen zu geben, und du möchteſt ganz anders reden, wenn dir Euere Teufel Ruh gelaſſen hätten.

„Meine Teufel? ich weiß von keinen Teufeln“, ſagte Joſſef unruhig, denn das Geſpräch mit dem wilden Bauer überkam ihn mit dem gewohnten Grauen. —

„Du weißt nicht, wer deine Teufel ſind?“ rief Parzik mit lautem Gelächter.

„Nein.“

„So will ich dir's ſagen. Die Herrn Rabbiner mit den langen Bärten, das ſind deine Teufel, und von dem, was ich jetzt geſagt, zwacken mir zehntauſend Pfaffen nicht einen Biſſen ab.

Joſſef verſuchte zu dieſen Worten zu lächeln. Wie jedem gläubigen Gemüthe war ihm wohl die Kraft nach Innen aber keine nach Außen gegeben, um ſich im Kampfe gegen Spott und Unglaube aufrecht zu erhalten.

„Wie kommen unſere Rabbiner zu Euern Geiſtlichen?“ fragte er, und lächelte dabei, ſo ſiegesbewußt!

„Alles Eins, Alles Eins“, ſchrie der Bauer heftig. „Wenn du mir einen Pfaffen zeigſt in der ganzen Welt, du kannſt auf und abwandern bis du einen finden wirſt, wenn du mir einen Pfaffen zeigſt, der nicht eben ſo gut Rabbiner bei den Juden ſein könnte, ſo laſſ' ich mich auch von der Brücke hinunterwerfen in die Moldau und die Menſchen machen mich vielleicht dann auch zum Heiligen. Jetzt halten ſie mich ohnedieß für einen Teufel. Wer weiß, wie man's anfangen muß, damit die Menſchen Einen nach dem Tode für einen Engel und Heiligen halten. Der dort auf der Brücke hat auch in einer Kutte geſteckt, und hat's auch verſtanden!“

Mit jedem Worte, das bleiern und ſchwer wie ein Knüttel aus dem Munde des Bauers drang, ſtieg Joſſef's inneres Grauen vor ihm. Er ſtand hier einem Menſchen gegenüber, den er in ſeinem eigenen Fleiſche wühlen ſah, und er vermochte es doch nicht ihm das ſcharfe Meſſer zu entreißen. Er ſagte bloß:

„Wenn man gut und rechtſchaffen iſt, hat Einen Gott im Himmel und die Menſchen auf der Erde gern.“

Parzik ſchlug ein lautes Gelächter auf.

„Laß das gut ſein, Bruder“, ſagte er vertraulich, und legte dabei die ſtarke Hand auf die Schulter Joſſefs, „laß das gut ſein, Bruder, wenn die Pfaffen nicht wollen, wird doch kein Menſch heilig geſprochen, und wenn er ſich noch ſo gut mit Gott und ſeinen Engeln ſtellt. Sie leidens nicht.“

Als läge eine giftige Raupe auf ihm, ſchüttelte Joſſef die Hand des Bauers von ſich herunter, und trat von ihm weg. Es ſollte ein Raum zwiſchen ihm und dem Bauer ſein, der ſo klein und eng er war, in dieſem Augenblicke mehr als eine Welt betrug.

„Biſt noch immer der Alte“, meinte er, indem er Parzik ruhig anſah.

„Und werd' es auch bleiben, bis an mein ſelig Ende“, entgegnete der Bauer lachend, „wenn überhaupt der Pfaff mir ein ſelig Ende gönnen wird.

Will er einmal das Sterbeglöckchen nicht läuten laſſen, ſo weiß ich, wie man's machen ſoll. Man fragt nicht lange, und macht ſich auch ohne dieſe Dummheiten auf den langen Weg. Es iſt doch ſo Alles Eins."

Joſſef ſprach kein Wort; es that ihm in innerſter Seele weh, die gewaltſame Natur des „Dechanten" über ſeine Schwelle geladen zu haben; es war ihm in dieſem Momente, als ginge der Hauch einer zerſtörenden und zerfreſſenden Kraft an ſeinem Leben vorüber, als hörte er über und unter ſich Meſſer ſchleifen, die die unſichtbarſten Punkte ſeines Daſeins mit ſcharfer Schneide trafen. Innerlich fühlte er ſich von einer großen Laſt befreit, als Parzik Anſtalten zum Fortgehen machte.

Erſt als der Bauer ſich entfernt hatte, und ſeine breitſpurigen Schritte über die Schwelle hinausgetragen, fiel es Joſſef ein, daß er über dem Geſpräch mit ihm den eigentlichen Zweck, warum er den „Dechant" gerufen, ganz vergeſſen hatte.

Faſt unbewußt, ob er dem Bauer wirklich nachgerufen habe, entrang ſich ihm ein Laut, den die Angſt und ſein Seelenleiden erzeugt haben mochten. Als Parzik ſich wieder umwandte, und langſam auf das Haus zuging, war es Joſſef, als müßte er vor Scham vergehen; er fühlte ſich gedemüthigt, daß er bei einem Bauer ſich Raths erholen mußte.

Mit einer haſtigen Geberde riß er die angelehnte Gewölbthüre auf, und fragte bebend, als gälte es die Löſung eines Lebensräthſels. „Lies das da, und ſag' mir dann, wie ich's verſtehen ſoll?“

Parzik las, dann ſpie er giftig aus, pfiff gellend, daß es ſchauervoll durch Joſſef's Seele drang.

„Da haſt du's, ſagte er, da haſt du's. Kein Kaiſer kann ſchneller bedient werden, wie du, und biſt doch ein Jude. Kaum haſt du gefragt, und jetzt antwortet man dir ſchon.“

Joſſef ſah ihn verblüfft an.

Parzik ſchien mit ſeinen Augen die Thüre, darauf die verhängnißvollen Worte ſtanden, gleichſam durchbohren zu wollen; ein unheimliches Feuer ergoß ſich daraus über ſein ganzes Weſen, und wie er ſo daſtand neben dem zagenden ungewiſſen Dorfjuden, kam er dieſem größer, faſt über ſich ſelbſt hinausgehoben vor.

„Fangt ihr wieder an“, redete der Bauer, der minuten lange ſeine Blicke von den Schriftzügen nicht abwandte, als hätte er eine Figur aus Fleiſch und Blut vor ſich, gegen die er die Fauſt ballen konnte. „Fangt ihr ſchon wieder an? Kein Wunder wär's; ſie machen ihnen den guten Hafer ſo wohlfeil, daß die Pferde nicht mehr wiſſen, ſollen ſie ſich an den Wagen ſpannen laſſen, oder ins freie Feld hinauslaufen? Aber wart' nur du übermüthiger Gaul! Kommt wieder einmal ſo ein Herr, wie der vor 70 Jahren über dich, ſo ſperrt er dich wieder in den Stall. Ich ſag's ja immer, ſie laſſen den Hafer zu hoch wachſen, und geben ihnen nicht Stroh genug zu eſſen.“

„Ich verſteh' nicht ein Wort von dem, was du da ſprichſt“, ſagte Joſſef, den das unheimliche Treiben des Bauers immer mehr entſetzte.

Parzik erwachte aus ſeiner wilden Verzückung. „Willſt du wiſſen, Jude, ſprach er ohne Bitterkeit, faſt als ob die Richtigkeit ſeines Ausſpruches über allem Zweifel erhaben ſtünde, „willſt du wiſſen, wer das auf die Gewölbthür hat ſchreiben laſſen?

Joſſef nickte ein ängſtliches Ja.

„Der da drüben“, ſagte der Bauer, indem er ruhig mit dem Zeigefinger auf die Pfarrei hinwies.

„Der Pfarrer?“ lallte Joſſef zum Tod erblaſſend.

Parzik hatte ſich nach dieſem Aufſchluß eiligſt entfernt; noch lange nachher ſtarrten die Augen Joſſefs nach den Fenſtern der Pfarrwohnung hin.

Alſo dort lebte der Feind?

5. Die Sendung.

Seltſame Erſcheinung! Daß man ſich vor dem Zorne der beleidigten Kirche mehr fürchtet als vor dem drohend aufgehobenen Finger der Staatsgewalt! Ein dunkles Gefühl, dem Joſſef nur keinen Ausdruck zu geben wußte, ſagte ihm, daß der Rächer eines gekränkten Gottes unſichtbar, aber deſto ſicherer treffend das Geſchoß der Vergeltung auf ihn gerichtet habe. Der Pfarrer mußte ſich an ihm rächen, meinte er, ſeine Religion habe ihn ja dazu beſtellt, daß er die Feindſeligkeiten vergelte, die Andersglaubende gegen ſie erſinnen!

O heiliger Traum der Menſchheit! Gedanke, der du leuchtend aus den ſterbenden Augen der größten Männer drangſt! Die Einen glauben dich bereits verwirklicht, wenn ſie dich den alleinſelig machenden Gedanken nennen, der in dem Manne zu

Rom ſeinen körperlichen Ausdruck bereits gefunden: die andern knüpfen die weichſten Fäden ihres Denkens an die Erſcheinung eines Meſſias, der, um ſie innerlich und äußerlich zu befreien, kommen ſoll, wenn es Zeit iſt, daß die Menſchen in einen Kreis treten, und auf Millionen Zungen nur eine Sprache lebe!

Heiliger Traum der Menſchenverſtändigung! Iſt dieſes Auseinanderdrängen der Geſellſchaft nach den verſchiedenſten Richtungen, dieſes planloſe Aufgeben früher betretener Wege, dieſes Schwanken und Beugen, als hätte der Weltgeiſt ſeine Luſt daran, das Schiff der Menſchheit auf ſturmbewegter See faſt umkommen zu laſſen, iſt das Alles nur der verhüllte Ausdruck deiner unſichtbar nahenden Verwirklichung?

Wenn ſich Vater und Sohn, Bruder und Bruder gegenüberſtehen, auf jedes Lippen ein anderer Wahlſpruch, jeden Augenblick bereit, um des Gottes und des Wahlſpruchs willen ſich den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen: ſchwebt über dieſen wilden Gewäſſern immer höher ſchwellender Fluthen der Geiſt des Friedens und der Erlöſung?

Aus Millionen wählt Euch dieſen einzigen Dorfjuden heraus, und ſtellet ihn von Angeſicht zu Angeſicht dem ewigen Traume von Menſchenverſtändigung gegenüber. Er hat ein ſchweres Unrecht an ſeinem eigenen Blute begangen — welche finſtere Mächte weben ihre geheimnißvollen Ringe um ſein Haupt, daß er zum Erkennen ſeiner Schuld nicht gelangt?

Er fürchtet die beleidigte Kirche mehr, als die Thränen ſeiner Mutter, als den Zorn ſeines eigenen Gewiſſens. — O unbegreifliches Walten der Menſchennatur!

Joſſeph war der lebendigſten Ueberzeugung, kein Anderer als Madlena ſelbſt könne ihn beim Pfarrer verklagt haben; wer könne und würde ſich ihrer angenommen haben, als der Pfarrer ſelbſt, der ihr ſeinen Schutz geben mußte!

Wie wenige Menſchen hätten in einer ähnlichen Lage anders gedacht! —

Es traf ſich an dieſem Tage gut, daß Joſſeph den Sterbetag ſeines Vaters mit Faſten beging, er brauchte darum keinem Menſchen unter die Augen zu treten, am allerwenigſten ſeiner Mutter; er konnte ſo ungeſtört ſich dem peinlichen Gedankenleben hingeben, das ſich an dieſem Tage über ſein ganzes Leben wie ein dichter Nebel gelagert hatte.

Treten wir wieder zur Großmutter ein.

Die alte Marjim hatte unterdeß eine nicht minder qualvolle Stunde verlebt als ihr Sohn; ſie wartete noch immer auf den heimkehrenden Enkel, und da er ſo lange ausblieb, meinte ſie, ob ihm die Kinder oder der Mann Madlenas nicht ein Leid angethan? Dann zweifelte ſie wieder, ob Madlena das Geſchenk nicht mit Widerwillen zurückgewieſen, und berechnete dann, was ſie dazu geſagt haben werde?

Dieſer ungewiſſe Zuſtand wirkte auf die alte Frau ſo lähmend ein, daß ſie ſich aus dem Bette nicht zu erheben vermochte; es war ihr immer, als hielte ſie ein ſtarker Arm mit kräftiger Fauſt zurück, und ließe ſie nicht eher los, bis Fiſchele zurückgekommen und ihr Kunde von ſeiner Sendung gethan hätte.

Endlich kam der Knabe. Mit der nämlichen Vorſicht, die er beim Weggehen gebraucht, ſchlich er jetzt wieder in die Stube. Sein Eintritt benahm der alten Frau faſt die Sprache; ſie erhob ſich zwar mit einer Kraft, die man ihrer Schwäche nicht zugetraut hätte, von ihrem Kiſſen, aber ſprechen konnte ſie nicht. Sie winkte ihn zu ſich ans Bett. Fiſchele hatte ſeine Stimme zum tiefſten Liſpeln herabgedrückt.

„Babe“, ſagte er, indem er ſich zu ihrem Ohre neigte, ſie hat's nicht über mich gemacht — —

„Red' hecher (lauter)“ begann mit einem Male die alte Marjim, auf deren Antlitze der Kampf mit der wieder gewonnenen Sprache eine dunkle Röthe hervorgebracht hatte. „Red' hecher und thu' mir nichts verſchweigen. Meinſt du denn, ich fürcht' mich vor deinem Vater?“

Fiſchele blickte die Großmutter verwundert an; wie war ſie während einer Stunde ſo ganz anders worden! Was mußte in der Seele dieſes alten Weibes vorgegangen ſein, daß es jetzt kühn und herausfordernd ſich einer Gefahr entgegen ſtellte, die es vor kurzer Zeit wie ein Kind die ſtrafenden Augen ſeines Lehrers gefürchtet hatte?

Fiſchele beſaß Verſtändniß genug, daß er trotz der veränderten Stimmung ſeiner Großmutter keinen Augenblick daran vergaß, daß der Vater nur durch eine dünne Wand von ihnen getrennt ſei.

Er wiederholte darum eben ſo leiſe ſeine erſten Worte: „Babe, ſie hat's nicht über mich gemacht —“

„Was hat ſie nicht gemacht?“ fragte die alte Frau. —

„Weißt du denn nicht, daß ich mich hab' gefürcht? — das was die Bauern machen, mein' ich, wenn Abends die Glocke läutet, oder wenn ſie an der Kirche vorübergehen?

„Das Kreuz" willſt du ſagen.

„Babe", rief der Knabe erſchrocken.

„Narrele", ſagte dieſe lächelnd, „wie ich klein war, wie du, da bin ich auch ſo erſchrocken, wie du, und hab' gezittert am ganzen Leib, wenn man das Wort hat vor mir ausgeſprochen. Ich weiß noch jetzt nicht, ob ich Recht handle, wenn ich's in meinen Mund thu nehmen; aber ich ermahn' mich immer, was mein Urdede geſagt hat, wenn ſo etwas iſt vorgefallen: „Narrele, hat er geſagt, nicht ſollſt du wiſſen, was man alles thun darf." Und mein Urdede war doch ein gewaltig großer und gelehrter Mann! Und willſt du noch etwas wiſſen, Fiſchele Leben? es iſt mir ſchon manchmal eingefallen, daß es gar keine Sünd' ſein muß, wenn man keinen Haß hat gegen das, was tauſend Menſchen vor unſern Augen thun. Ich hab' mir ſchon oft gedacht: Millionen und Millionen von Menſchen gehen, Gott weiß ſchon, wie viel Jahr auf der Welt herum, der Eine macht ſo, der Andere ſo, und meint, er hat's damit gut gemacht, und Gott ſieht das Tauſende und Tauſende von

Jahren ſchon zu, und läßt alle die Menſchen wachſen und gedeihen. Hab' ich's denn geſchrieben und mit rothem Triefwachs verſiegelt und einen Stempel darauf, daß ich Gott damit einen Gefallen mache, wenn ich mich jachte (ärgere) über das, was Millionen und Milliaſſen von Menſchen eine Freud' macht? Vielleicht hab' ich nicht Recht, und weil ich das nicht weiß, ſoll ich aus mir machen eine Maſchin', die man hinſchiebt und herſchiebt und in der keine Seele iſt?

„Red' nicht ſo hoch, Babe", mahnte jetzt ſelbſt der Knabe, an dem die Rede der Großmutter wie ein unſichtbarer Strom mit geheimnißvollem Rauſchen vorüberging.

„Der ganzen Welt könnt ich's jetzt ſagen, wie mir um's Herz herum iſt", ſagte die alte Frau mit ſtarker Stimme, „vor wem ſollt' ſich denn Marjim auch fürchten? Meinſt du, und wenn heut' der Mallech Hamoves (Todesengel) kommt, und ſagt mir: Marjim, du mußt mit, es iſt Zeit, meinſt du, ich werd' nur mit den Augenwimpern zucken? Ich hab' lang genug gelebt — und ausgeſtanden hab' ich, daß Gott ein ganz Buch damit voll haben muß."

Durch die eigenthümlichen Reden der Großmutter, die er noch nie mit ſolcher Klarheit und Ordnung ſich hatte ausdrücken hören, war Fiſchele ganz verwirrt worden; er war es früher gewohnt den Gedankengang der alten Frau wie die Zeiger einer Uhr zu richten, jetzt war er ſelbſt ein willenloſes Werkzeug; das Kind fühlte es, wie eine höhere Intelligenz ihm hier gegenüberſtand, und beugte ſich ſchüchtern davor.

„Aber Babe, willſt du denn nicht, daß ich thu' erzählen, was ich ausgericht' hab'?“ wagte er endlich vorzubringen.

„Schmah Jisroel“, ſchrie Marjim auf und griff mit ihrer Hand nach der des Enkels, und ſchaute ihm mit allen Anzeichen tiefſter Seelenangſt in das Antlitz, „iſt dir, Gott ſei davor nichts geſchehen? Hat man den Hund nicht auf dich gehetzt? Hat er dich gebiſſen und wo? Und die Hack' hat ſie nicht aufgehoben gegen dich, und hat dich damit erſchlagen wollen? Mein Kind, mein Kind Leben, wo hab' ich dich hingeſchickt, und wie kommſt du nur lebendig noch daheim? — —

Es lag eine ſo aufſchreiende Angſt in dieſen Worten, daß das Kind von innerm Grauen gepackt, zu zittern anfing.

„Babe“, ſagte er weinerlich, „du ſiehſt ja, ich ſteh' lebendig vor dir da.“

„Ich ſeh's, ja ich ſeh's", lallte die alte Frau, erſchöpft von dem letzten Sturme ihrer wildbewegten Einbildungskraft Schwach ſank ihr Haupt auf das Kiſſen zurück. Ihre Lippen zitterten leiſe, nur ein Engel hätte es gehört, wie die unausgeſprochenen Worte: Gott ſei Lob und Dank, darüber hinweg glitten.

Der Knabe begann nach Kindesart zu erzählen, ergriff erſt das ferne Liegende, kam dann auf das Nahe zurück, verband oft willkührlich beides miteinander, und gab bei dem Allen doch ein Geſammtbild ſeiner Sendung. Doch begriff ihn die Großmutter.

Er erzählte, wie er unter dem Geleite des erſten Pſalmes, den er alleweil vor ſich hergeſagt, glücklich aus dem Hauſe und über die Straße zur Wohnung der „Muhm Dinah" gelangt war. Vor dem Hofthor lag der große ſchwarze Hund und fletſchte ihn mit den weißen Zähnen an; dem Unthier war er mit dem erſten Verſe des Pſalmes vorbeigehuſcht, und ſtand nun, er wußte nicht wie? in der großen Stube. Wie es ihm da vorkam! wie ihm die Haare, ſagte er, auf dem Kopfe brannten! Merkwürdig war es nach ſeinen eigenen Worten, daß er mit dem Betreten des Hauſes ſeiner Muhme, die Bannungsformel des erſten

Pſalmes rein vergeſſen hatte. Auch nicht das leiſeſte Wörtlein wollte ihm einfallen.

„Was ſagſt du dazu Babe?“ fragte er die regungslos Daliegende.

„Merkwürdig“, ſprach ſie vor ſich hin.

In der Stube fand er außer zwei Kindern, weder die Muhme noch ihren Mann; und das war ihm ganz recht, denn er hätte ſich ſonſt zu ſehr gefürchtet. Schnell wollte er ſich wieder entfernen, und das Päckchen mit Zucker und Kaffeh auf die Ofenkachel legen, damit die Augen der Muhme, wenn ſie heimkehrte, ſogleich darauf fielen, als ihn ein ſonderbarer Umſtand von dieſem Vorhaben abgehalten. Das Kind in der Wiege erwachte und ſchrie; ſein Weinen drang durch alle Räume des Hauſes, ſo daß er immer meinte, die Muhme müßte es in der Kirche gehört haben, und werde nun auch augenblicklich da ſein, um das nach ihr begehrende Kind zu „ſtillen.“

„Allein läßt ſie das Kind?“ fragte ſich die alte Marjim faſt unvernehmbar, und ein Zug von Bitterkeit legte ſich um ihre dünnen Lippen; er verſchwand jedoch wieder, als Fiſchele weiter erzählte, wie ſich noch ein älteres Mädchen da befunden, das zum Schutze des Kindes zurückgelaſſen worden.

Umſonſt hätte dieſes aber verſucht das weinende Brüderchen in Schlaf zu bringen, hätte Schmeicheleien, ſüß wie Zucker und Honig gebraucht, das Kind ſei aber nicht zu beruhigen geweſen, vielleicht darum, meinte der Knabe, weil „wer Fremder“ in der Stube ſich befunden; denn er habe immer gehört, daß das die Kinder ſehr gut wiſſen.

„Ein Fremder“, that Marjim einen Ausruf, aber ſo leiſe, daß der ſchmerzliche Ausdruck dem Knaben entging.

Zuletzt, berichtete er weiter, ſei ihm das Weinen des Kindes ſchon zu ſchwer aufs Herz gefallen; das ältere Mädchen habe für ſich ſchon keinen Rath gewußt, und wollte ſchon in die Kirche laufen, um die Mutter zu rufen. Da ſei er ſelbſt zur Wiege gegangen, und habe das Kind gewiegt, das allmälig ſtiller und ſtiller geworden ſei. So ſeien ſie beide, er und das Mädchen ſich gegenüber geſeſſen, und hätten das Kind gewiegt und — gewiegt, aber auch nicht ein „Bröſele“ mit einandergeſprochen. — —

„Um das Kind nicht zu wecken?“ fragte die alte Frau.

„Um das Kind nicht aufzuwecken“, wiederholte ſchnell der Knabe, deſſen Antlitz bei dieſen Worten eine unerklärliche Röthe überflog.

„Weiter“ verlangte Marjim.

Weiteres wußte Fiſchele eigentlich nur ſtockend anzugeben. Sie hätten das Kind ſo fortgewiegt; da plötzlich, er wiſſe noch jetzt nicht wie das gekommen, ſei die Muhm' vor ihm geſtanden. Wie er da erſchrocken ſei! Er habe auf und davon wollen, habe durchbrechen wollen, wie durch ein Haus, das von allen Seiten bereits brennt, aber es ſei ihm nicht gelungen. Den erſten Pſalm habe er ſagen wollen, aber auch nicht das kleinſte Wörtchen ſei ihm eingefallen. Geweſen ſei es ihm in dieſem Augenblicke, als hätte er in ſeinem Leben kein „jüdiſch Wort“ gelernt gehabt, als wiſſe er gar nicht, wo Gott wohnt! Ob das vom Schrecken herrühre, oder was es ſonſt geweſen wäre? Merkwürdig ſei ihm bei dem Allen die Aehnlichkeit aufgefallen, die die „Muhm“ mit ſeinem Vater habe; wer ſie nur einmal angeſehen, der könne gar nicht zweifeln, daß ſie ſeine Schweſter ſei!

„Und geſagt was hat ſie? das möcht' ich wiſſen?“ rief die alte Frau faſt heftig.

Sie habe ihn bei der Hand gefaßt und feſtgehalten. Mit Augen haben ſie ihn angeſehen, die voller Thränen ſtanden. „Fiſchele“, hätte ſie zu ihm „auf böhmiſch“ geſagt, „warum willſt du ſchon fort?“

„Auf böhmiſch! nicht auf jüdiſch?“ ſchaltete die Großmutter ein. „Gewiß wegen der Kinder“ ſetzte ſie ſogleich hinzu. Zum erſten Male in ſeinem Leben, fuhr der Knabe fort, ohne die Einwendung der alten Marjim zu beachten, habe er die Stimme ſeiner Muhme gehört, habe er mit ihr geſprochen; er wiſſe zwar nicht mehr, was ſie Alles geſagt, aber es ſei ihm vorgekommen, als ob er ſchon öfters mit ihr ſich unterhalten, es ſei ihm Alles ſo bekannt und gar nicht fremd geweſen. Hundert Jahre, wenn ſie ſchon im Hauſe geweſen, wären ihm nicht ſo vergangen, als dieſer einzige Augenblick, wo er mit ihr zum erſten Male in ſeinem ganzen Leben geſprochen.

„Und?“

„Was?“

„Haſt du ihr's gegeben?“

Er habe darauf ganz vergeſſen gehabt, ſo viel hätte ihn die Muhm Dinah ausgefragt: was die Babe mache? ob ſie ihre gute Abwartung habe? ob ſie in der Nacht gut ſchlafe und nicht vom Huſten geplagt werde? ob er, Fiſchele nämlich, ihr in Allem folge, kein Leidweſen ihr anthue, ſie nicht jachte (ärgere)? Alle dieſe Fragen hätte er ihr umſtändlich beantworten müſſen, ein Wort hätte das andere gegeben, und ehe eine Viertelſtunde vergangen, wären ſie ſo bekannt mit einander geweſen, als hätten ſie ihr Lebtag es nicht anders gekonnt; alle Furcht wäre von ihm gewichen, und jetzt hätte er, ſelbſt wenn der erſte Pſalm ihm wieder eingefallen, ihn nicht mehr geſprochen, ſelbſt nicht vor dem hölzernen rauchangeſchwärzten Johann v. Nepomuk, der in einem Winkel der Stube hinge, und vor dem er ſich anfangs ſo gefürchtet habe — —

„Alles erzählſt du", unterbrach ihn hier die Großmutter, „nur nicht —"

„Was er ihr weiter erzählen ſolle?" entgegnete hierauf Fiſchele mit einem Anfluge von Aergerlichkeit, ob die Babe nicht genug habe an dem bereits Berichteten? ob er ihr erzählen ſolle, wie die Muhm' Dinah gegangen und geſtanden ſei? was ſie für ein Kleid angehabt?

„Unverſtändiger Knabe! Du hatteſt das Unglück gehabt, deine Mutter in den erſten Tagen deiner Kindheit zu verlieren; du kannteſt ſie nicht, ſonſt hätteſt du nicht ſo harte Reden gebraucht!"

Thränen drängten ſich zu den Augen der alten Frau hervor, ſie fielen wie ziſchende Tropfen auf das ſonſt fühlende Herz des Knaben. Er ahnte faſt, welch ſchweres Unrecht er begangen.

„Babe“, rief er flehend, „ich hab' dir ja Alles erzählen wollen.“

„Weiter“ gebot ſie mit plötzlich ruhigem Tone.

Er habe ſich alſo beſonnen, daß er das Geſchenk der Großmutter an die Muhm' Dinah abzugeben habe. Schüchtern habe er es aus der Taſche gezogen und ihr überreicht, und dabei geſagt: das ſchicke ihr ihre Mutter. „Meine Mutter“, habe ſie ausgerufen, meine Mutter ſchickt mir das? foppſt du mich nicht, Fiſchele? Er habe bei ſeinem Leben geſchworen, daß dem ſo ſei, und daß ihm die Babe wirklich dieſen Auftrag gegeben. Da habe ſie aufgeſchrieen, aus der Tiefe ihrer Seele, daß es ihm durch Mark und Bein gedrungen; drei Worte hätte ſie ausgerufen — — — aber er wage ſie nicht zu wiederholen.

„Narrele“, lächelte die Großmutter, „was kann ſie geſagt haben?“

„Babe“, rief der Knabe entſetzt, „ich kann und darf dir's nicht ſagen, und wenn du mich todt ſchlägſt —

Die alte Marjim beſtand nicht mehr auf der Antwort; ihr klarer zum vollſten Bewußtſein gereifter Verſtand wußte ſich dieſes Entſetzen, das in religiöſen Motiven wurzelte, zu deuten.

„Und.“

„Dann iſt ſie zum hölzernen Johann v. Nepomuk, der in einem Winkel der Stube aufgehängt iſt, hingegangen, und hat vor dem die Hände aufgehoben. Hörſt du, Babe?

„Nun.“

„Und hat zu ihm gebetet.“

„Gebetet“, murmelte Marjim nach.

„Das habe ich für meine Mutter gethan, hat ſie dann zu mir geſagt, wie ſie fertig war; richt' ihr aus, daß ich gebetet habe für meine Mutter, für dich und für deinen Vater.“ Und ihre Augen ſind dabei von Thränen überfloſſen, und ſie hat ſo heftig geſchluchzt, wie ich's noch von keinem Menſchen gehört. — — —

Hörten die Beiden um dieſen Augenblick die Flügelſchläge eines Engels, der unſichtbar, licht goldig durch die enge Stube rauſchte? Sahen ſie den leuchtenden Glanz ſeiner Fittige? den milden Ernſt ſeiner auf ſie ſchauenden Augen, daß ſie beide ſo ſtille wurden, ſich ſo beſeligt anſahen? Verſtändigung in dem Auge des Einen, Verklärung in dem Antlitze der Andern?

Draußen im Gewölbe ſaß um dieſe Stunde Einer, in finſtere Gedanken vertieft, der nicht ahnte, daß nach zehn Jahren langen Entbehrens, Mutter und Tochter ſich wieder erkannt hatten.

6. Der Sturm iſt ausgeſäet.

Der Abend dieſes merkwürdigen Tages war gekommen; drei Sterne blitzten am tiefblauen Grunde des Himmels auf, aber ſie waren für Joſſef nur die geſetzlichen Zeichen, daß ſein Faſten zu Ende, daß er den Leib mit Speiſe und Trank wieder laben dürfe — nicht freundliche Tröſter in der Noth, nicht goldene Augen, die ihm weit und tief in die Seele ſchauten!

Auf Joſſefs Stimmung war der Faſttag gerade von entgegengeſetzter Wirkung geweſen; er machte ihn ſonſt milde und weich, ein „Berg" war überſtiegen und der Menſch freuet ſich immer des gelungenen Werkes, das mit Entbehrung verbunden war! Diesmal war er bitter, faſt gereizt worden; er hatte um ſeinen Vater gefaſtet, der vier Wochen nach Madlena's Abfall vor lauter Gram in die Grube gefahren war, und dieſe Erinnerung, geſellt zu dem Erlebniſſe des Tages, trieb allen Haß und Groll wie glimmende Funken, in die der Wind bläſt, auf einen finſtern Winkel ſeiner Seele zuſammen, in dem es nun ſchrecklich brannte.

Er hatte dieſen Vater nie geliebt, in Streit und Hader mit ihm gelebt, ſo lange ſie mit einander auf Erden verkehrten; dennoch hielt Joſſef den Todestag ſeines Vaters hoch und heilig, faſt wie den Jom Kippur; er beging ihn mit Faſten und Kaſteien, und hatte ihn nie verſäumt. Um Madlenas Willen war er ja geſtorben!

Welches Herzleid und ſei es noch ſo innig und brennend, ſitzt tief genug, daß es den Einflüſſen leiblichen Begehrens auf die Länge ſich entziehen könnte? Als die drei geſetzlichen Sterne am Himmel erſchienen, war Joſſef hungriger als je, und begehrte zu eſſen. — —

Wir haben bereits erzählt, daß die Tochter des Bauern Stepan Parzik im Hauſe als Magd diente. Das Mädchen war in ſeinem zehnten Jahre zu der „Judenfamilie“ gekommen, und konnte faſt als ein Glied des Hauſes betrachtet werden. Sie hatte Fiſchele auf den Armen getragen, ihn faſt erzogen, da ſeine Mutter kurz nach deſſen Geburt geſtorben war, und mit rührender Zärtlichkeit hing die Bauernmagd an Allem, was zu Joſſefs Hauſe gehörte. Im Laufe der Jahre, als ſie mit den Sitten und Gewohnheiten der Familie ganz vertraut worden, hatte ſich das dienende Verhältniß der Tochter des „Dechanten“ zu einem wahrhaft beneidenswerthen geſtaltet. Es iſt dies das Eigenthümliche in ſolchen Häuſern, daß man den Dienſtleuten, die ein Kind des Hauſes haben zur Welt kommen geſehen, gleichſam aus Dankbarkeit eine bevorzugtere Stelle in der Familie anweiſt. Sie hatten das meiſte Ungemach zu ertragen, hatten bei Tag nicht Ruhe, bei Nacht nicht Schlaf, ſollen ſie nun ſpäter, wenn das Kind ihrer Aufſicht ſich entzogen hat, dafür nicht entſchädigt werden? Mit reichlichen Zinſen wurde dies der Bauernmagd von Joſſefs Familie wieder zurückgegeben; namentlich war ſie der Großmutter lieb und werth; ſie hielt nach ihren eigenen Worten „große Stücke“ auf das Bauernmädchen. Parzik's Tochter waltete auch in dieſem Hauſe, als wäre ſie daraus hervorgegangen. Man vertraute ihrer Einſicht und Anſtelligkeit Alles, was ſich nur immer anvertrauen ließ, denn man war feſt überzeugt, daß Anezka, ſo hieß die Tochter Stepans, nur unbewußt, aber nie mit böſem Willen ihren Dienſtherrn eine Kränkung verurſachen würde.

Die alte Marjim, wenn man ihr Vorwürfe machte, daß ſie einer „Chriſtin“ ſo unbedingt das ganze Haus überantwortet hatte, ſchüttelte ſtets den Kopf und meinte: „Bei der hat ſich Gott vergriffen, er hat wollen aus ihr eine „Jüdin“ machen, und nur zufällig iſt ſie als Parzik's Tochter zur Welt gekommen. Die hat ein Herz und einen Kopf, ſie könnt des Nikolsburger Landrabiners Tochter ſein. Auf mein' Anezka laß' ich nichts kommen.“ —

Seit einiger Zeit jedoch, es war nicht lange her, etwa ſeit dem der neue Pfarrer ins Dorf gekommen, ſchien mit der Bauernmagd eine gewaltige Veränderung vorgegangen zu ſein. Sie verrichtete ihre Hausgeſchäfte in einer Art träumeriſcher Zerſtreutheit; ſie pflegte die Großmutter nicht mehr ſo aufmerkſam; oft fand man ſie mit verweinten Augen. Fragte man ſie, woran es ihr gebreche, ſo gab ſie gewöhnlich ſtörriſche Antworten, die mehr verletzten als aufklärten. Im Hauſe hatte man die Wandlung, die im Leben der Magd vorgegangen, bald herausgefühlt, denn die Familie iſt ein lebendiger Organismus, der jede Störung in ſeinem gewohnten Daſein mit tauſend zuckenden Nerven empfindet. Joſſef war der Meinung, ſie müſſe einen Liebhaber haben, denn ſie ſei „bereits in die Jahre“ gekommen; die alte Marjim aber proteſtirte gegen dieſe Anſicht, was ſie nur konnte. „Wenn man einen Liebhaber hat", lautete einer ihrer Beweisgründe, „ſo ſehe man ganz anders aus. Weinen thue man ſehr oft, aber lachen noch viel öfters; man ſei eben ein ganz anderer Menſch in jener Zeit. Auch wüßte ſie keinen Bauernjungen im ganzen Dorfe, mit dem Anezka ſich in eine Liebſchaft einlaſſen könnte. Geld habe ſie ſo keines, und bloß, damit ſie Einen habe, der ſie Sonntags in das Wirthshaus führe, dazu habe ſie einen zu ‚jüdiſchen" Kopf." Nichts deſtoweniger blieb Joſſef der einmal vorgefaßten Meinung getreu, daß mit „Anezka" etwas vorgegangen ſein müſſe, denn ſie ſei wie „ausgewechſelt." —

Dieſe „Auswechſlung" äußerte ſich vorzüglich darin, daß die Magd ſeit einiger Zeit öfters aus dem Hauſe blieb', um dann gewöhnlich ſtörriſch, unluſtig zurückzukehren. Faſt kam kein fröhliches Lied mehr aus ihrem Munde, ſtatt des:

Hora, hora, vysoka sji
Ma panenko, vzdalena syi

ſang ſie jetzt düſtere katholiſche Lieder, wie ſie die Wallfahrer auf den Proceſſionen zu ſingen pflegen, und erregte dadurch Joſſefs argwöhniſcher Seele manches Aergerniß. Die alte Marjim machte zu dieſem

Umſtande die richtige Bemerkung, daß ſie erſt jetzt überzeugt ſei, wie Anezka gar keinen Liebhaber ſich könne angeſchafft haben. „Möcht ſie denn“, ſagte ſie, „ſo traurige Lieder ſingen, wenn ſie herzfreud wär? Ich laſſ' mir ender mein klein Fingerl wegſchneiden, ehe ich das thu' glauben. Es muß etwas anderes mit ihr vorgegangen ſein.“ —

An dieſem Tage war Anezka unwirſcher als ſonſt früher. Sie war am Nachmittage fortgegangen, um, wie ſie zu Fiſchele ſagte, doch auch einmal zu wiſſen, wie es bei andern Leuten, als bei den Juden ausſehe. Das hatte ſie zu dem Knaben zwar mit lachendem Munde geſagt, nichts deſto weniger ſchnitt ihm eine ſolche Rede tief durch's Herz. Die Großmutter meinte, die Magd habe vor ihrem Weggehen das „Eſſen“ für den heute faſtenden Joſſef vorbereitet; als aber der Abend kam, und Joſſef nach ſeinem Mittagmale begehrte, da fand ſich, daß die Magd für gar nichts vorgeſorgt hatte. Der Feuerheerd ſtand unberührt und Anezka — vielleicht im Wirthshaus!

Das brachte in Joſſef einen gewaltigen Zorn hervor; Fiſchele mußte das ganze Dorf durchſtreichen, ins Wirthshaus unter die Tanzenden ſich miſchen, und der Magd den gemeſſenen Befehl, augenblicklich nach Hauſe zu kommen bringen. Zu ſeiner Mutter aber ſagte er mit aller Bitterkeit eines verſauerten Gemüthes:

„Da ſiehſt du, was man davon hat, wenn man ſein Herz an ſie wegſchenkt. Ender ſoll man ſich's herausreißen und in tauſend Stück zerſchneiden. Wo iſt denn jetzt dein „jüdiſcher" Kopf, deine Anezka? die weiß vielleicht nicht, daß ich heute gefaſtet habe? daß ich hungrig bin? Aber wo ſie dem Juden nur ein Herzleid anthun können, da bleiben ſie ſtehen. Trau du Einem von ihnen, mich wirſt du in meinem ganzen Leben nicht dazubringen."

Die milde fromme Marjim konnte trotz dieſer Rede nicht überzeugt werden, daß man ihrer Anezka nicht trauen dürfe.

„Sie iſt noch jung", ſagte ſie, „und auf dem Tanzplatz vergißt man ſich bald."

„Ein Wolf, hab' ich in meiner Kindheit gehört, iſt auch einmal jung geweſen", ſagte Joſſef d'rauf mit höhniſchem Lachen „und hat doch die Kinder gefreſſen." —

Endlich kam die Magd in Begleitung Fiſcheles. Er hatte ſie im ganzen Dorfe vergeblich geſucht; im Wirthshaus war ſie gar nicht geweſen, endlich als er auf dem Rückwege an der Pfarrwohnung vorüber kam, fand er ſie im Vorhauſe in tiefem Geſpräche mit der Haushälterin des Pfarrers, und dort rief er ihr die Meldung, die ſie nach Hauſe verlangte, zu. Fiſchele hatte mit ſeinen Ohren gehört, wie des Pfarrers Haushälterin zu Anezka ſagte: du wirſt dir doch nicht von ſo einem Juden befehlen laſſen? gerade möcht' ich's nicht thun." Aber auch das hatte der Knabe gehört und geſehen, wie die Magd darauf antwortete: Es iſt heute das Letztemal, daß ich's thue.

Die Großmutter ſchüttelte zu dieſem Berichte den Kopf; in Joſſef loderte aber der Zorn gewaltig auf. Er rief nun die Magd, die indeſſen heimgekehrt war; ſie erſchien aber nicht, und blieb draußen in der Küche, wo ſie ſich allerhand zu ſchaffen machte. —

Um Gott'swillen bat ihn die alte Marjim, er möchte ſich doch nicht ſo herunterſetzen, daß er ſelbſt in die Küche hinausginge, um mit der Magd zu ſchmälen. Fiſchele mußte hinausgehen', um ſie noch einmal zu rufen.

Nach einer Weile kam der Knabe und ſagte, Anezka ſitze draußen auf der Schwelle und hätte laut aufgelacht, wie er ſie zum zweitenmale gerufen.

„Was ſagſt du nun zu deiner Anezka?“ ſprach Joſſef mit vor innerer Bewegung zitternden Lippen. Er wollte ruhig erſcheinen, aber Zorn, Entbehrung und das Seelenleiden des erlebten Tages ließen einen furchtbaren Ausbruch erwarten.

„Weiß ich, was ihr geſchehen iſt?“ klagte die alte Frau, ſie iſt ja gar nicht zu erkennen. Aber im Böſen wirſt du mit ihr nichts herausbringen. Laß mich mit ihr reden.

„Möcht' ſie ſich das unterſtehen', ſagte Joſſef ingrimmig, „wenn ſie nicht beim Juden wär? Der ſchlechteſte Bauer hätte ſie halb todt geſchlagen; ich aber, ich muß mir das von einer Bauernmagd gefallen laſſen, die ich zehn Jahr' im Hauſe hab! Sind ſie nicht ſtark und gewaltig?

In dieſe nur mühſam dem aufſchreienden Zorne fern gehaltenen Worte klang mit einem Male ein luſtiges Lied, das Anezka draußen wie zur Antwort, mit lauter Stimme vor ſich hinſang.

Grimmig ballte Joſſef die Fauſt; er war kreidebleich geworden.

„Die hat Einer angeſtiftet, und ich weiß wer?“ ſagte er mit fürchterlicher Kälte, „ſie ſoll mir aber nicht lebendig aus der Hand.“

Mit einer haſtigen Bewegung wollte er zur Thüre hin, aber Marjim kam ihm zuvor, indem ſie ſich mit gewaltſamer Mühe im Bette aufraffte, und den Namen der Magd ſo laut rief, daß Joſſef ſelbſt vor der ungeahnten Kraft, die in dieſem Aufſchrei lag, zurückbebte und ſtille ſtand. —

Gleich darauf erſchien Anezka in der Stube.

Welch' eine wunderbare Machtvollkommenheit muß in dem bloßen Erſcheinen eines bekannten Menſchenantlitzes liegen! Wir haben gegen einen Abweſenden uns erzürnt, wir haben Fäuſte gegen ihn geballt — und ein traumhaftes Aufleuchten ſeiner Züge, ein flüchtiges Erfaſſen ſeiner Erſcheinung hat ſchon das Gute, daß wir milder werden, und der Strom des Zornes ſeinen erſten und ſichern Damm findet.

Bei Anezkas Eintritt rief die alte Marjim in einem Tone, der wie ein liebevoller Vorwurf klang:

„Anezka Leben, was iſt denn mit dir geſchehen? du biſt ja heut' ſo verändert, daß ich dich gar nicht wieder erkenn'? Warſt ja ſonſt ſo gut und treu und biſt mit einem Male ſo ganz anders geworden? Haſt du ein beſchwertes Herz? drückt dir etwas deine Seele ab, warum ſagſt du mir's nicht? warum läßt du es an mir aus?

Der zitternde Klang dieſer Stimme ſchien auf die Magd erſchütternd zu wirken; ein krampfhaftes Zucken ihres Körpers verrieth die innere Bewegung, die ſie nur mühſam beherrſchen konnte. Sie that, niedergeſchlagenen Blickes, einen Schritt vorwärts gegen das Bett der Großmutter, faſt, als wollte ſie reuig um Verzeihung bitten. Dann ſagte ſie leiſe, doch daß ſie es alle in der Stube vernahmen:

„Ich bin nicht länger Euere Magd . . . und morgen frühe werde ich aus dem Hauſe gehen.“

„Anezka“, rief Marjim erſchrocken, die zitternde Hand gegen die Magd ausſtreckend, „du willſt nicht länger bei uns dienen? Findeſt du auf der ganzen Welt einen beſſern Dienſt wie bei uns? das eigene Kind im Hauſ', kann es beſſer behandelt werden, wie du?

„Das weiß ich Alles, Großmutter“, ſagte die Magd, noch immer mit am Boden wurzelnden Blicken, ſtockend, „das weiß ich Alles, und werde es auch immer wiſſen . . . aber ich darf nicht länger bei Euch dienen, nicht eine Stunde länger.

Bei dieſen Worten fuhr es dem bis dahin mit ſeinem Zorne kämpfenden Joſſef ſiedendheiß durch alle Glieder. Mit einem haſtigen Satze war er zur Magd hingeſprungen.

„Du darfſt nicht länger bei uns dienen“, rief er; der Schaum ſtand ihm vor dem Mund, und er packte die Magd bei der Schulter, „du darfſt nicht länger unſere Magd ſein? Jetzt ſagſt du's ſchnell, wer dich dazu angeſtiftet hat, denn der Gedanke iſt nicht in deinem Kopfe gewachſen.“

Anezka riß ſich mit einem fürchterlichen Schrei von ihm weg. Mit drohenden Blicken, die wie glühende Kohlen glänzten, ſtand ſie ihm dann gegenüber, und maß ihn vom Scheitel bis zum Fuße.

„Mit Euch, Herr Joſſef“, ſagte ſie, „habe ich gar nichts zu ſchaffen.“

Joſſef's Grimm ſchoß wie eine jähe Lohe wieder auf.

„Wirſt du's ſagen“, rief er, „ob man dich angeſtiftet hat?“

Er wollte auf's Neue an Anezka, um ſie zu ergreifen.

„Laßt mich“, ſchrie dieſe, „ich bin ja nicht Euere Schweſter!“

Wie vernichtet ließ Joſſef den aufgehobenen Arm ſinken, und taumelte zurück. Es durchrieſelte ihn eiskalt; die eigene Magd, die Dienerin ſeines Hauſes hatte den Muth, mit der Anklage ſeines Lebens vor ihn hinzutreten. Blitzſchnell erkannte er, wie hier Urſache und Wechſelwirkung ſich gegenſeitig gefolgt waren. Er vermochte nicht den Blick der Magd zu ertragen.

Die alte Marjim erhob ihre jammernde Stimme:

„Das iſt nicht recht von dir, Anezka“, ſagte ſie ſtockend, „daß du mit deinem Herrn ſo ſprichſt. So ſag' mir's wenigſtens, warum du aus dem Hauſe gehen willſt? Hab' ich dir etwas Böſes gethan? So ſags nur, mich wirſt du nicht aufbringen.“

Der Magd quollen bei dieſen weichen Worten die heißen Thränen aus den Augen; das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſagte ſie ſchluchzend:

„Großmutter, es gibt keinen Menſchen auf der weiten Welt, den ich lieber hätte als Euch . . . aber ich kann's Euch nicht ſagen.“

„Du kannſt nicht, Anezka Leben“, rief Marjim mit wunderbar bewegter Stimme, „ſag' lieber, du willſt nicht. „Anezka“, fuhr ſie mit ſteigender Bewegung fort, „mußt du vielleicht fort? Kannſt du vielleicht nicht länger im Dorfe bleiben, wo die Kinder auf der Gaſſe mit Fingern auf dich weiſen möchten? Anezka, meine Anezka, haſt du etwas angeſtellt, daß du dich vor deinem Vater fürchteſt? Gott behüt' dich, wenn du etwas gemacht haſt, daß ſich dein alter Vater darüber könnt' die Haare ausreißen."

„Großmutter", rief die Magd, und richtete ſich aus ihrer gebückten Stellung gerade auf; mit ſtolzen Augen blickte ſie um ſich. „Großmutter, ihr meint doch nicht, daß ich . . . als Amme werde in die Stadt gehen müſſen?"

Eine ſtarke Röthe, die trotz des Abenddunkels und der düſtern Beleuchtung der Stube ſichtbar ward, lag nach dieſen Worten auf dem ſchönen Antlitze der Magd.

Marjim hatte mit weiblichem Zartſinn augenblicklich begriffen, daß ſie dem jungfräulichen Gefühle Anezka's mit ihrer Frage weh gethan; ſie begriff es auch ſogleich, wie ungerecht ihr Verdacht die Magd getroffen. Beſänftigend ſagte ſie:

„Du mußt das nicht ſo nehmen, ich hab' das anders gemeint, und wenn man ein altes Weib iſt, kommen Einem ganz andere Sachen unter. Ich hab' dich auch darum gefragt, weil ich nicht möcht', daß meine Anezka Schande erlebt. Das vergiß alſo und red' mir nicht davon. Wie kommt's aber doch, daß du fortgehen willſt? Warum ſagſt du mir's nicht?

„Großmuter, ich kann's nicht", ſagte die Magd in Thränen ausbrechend.

Marjim ſchüttelte ſchmerzlich den Kopf; ſie vermochte nicht mehr weiter zu dringen.

„Sag' lieber, ſie darf nicht", ſprach Joſſef, der dem bisherigen Vorgange mit einer Art dumpfer Faſſung angewohnt hatte, „ſag lieber, ſie darf nicht, frag' ſie lieber, wer ſie hat angeſtiftet? oder frag' ſie lieber nicht, denn ich weiß, wer ſie hat angeſtiftet." —

Die Großmutter erhob noch einmal ihre Stimme:

„Anezka", fragte ſie erſchöpft, „hat dir Jemand angeraten, daß du aus unſerem Hauſe gehen ſollſt? Hat dich Einer angeſtiftet? der hat dir wirklich keinen guten Rath gegeben."

„Mir hat Keiner einen Rath gegeben", ſagte die Magd ſtockend, „Keiner; — was ich thue, das muß ich thun."

„Du kannſt's alſo nicht ſagen?"

„Nein, Großmutter."

Eine minutenlange ſchwüle Stille war dieſem Auftritte gefolgt. Anezka ſtand, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, weggewandt von der Großmutter, die jeden lichten Punkt in dieſem Vorgange verloren zu haben ſchien. Plötzlich richtete ſie ſich auf, und befahl mit einer merkwürdigen Entſchloſſenheit in

Stimme und Geberde, daß Fiſchele um den Bauer Stepan Parzik gehen ſollte.

„Dein Vater“, ſagte ſie zu Anezka, „hat dich mir gegeben, wie du erſt zehn Jahre alt warſt, dein Vater muß auch drum wiſſen, wenn du aus unſerem Hauſe gehſt.“

Weiter wurde kein Wort geſprochen. Marjim war müde auf den Kiſſen zurückgeſunken, während Anezka ſtill vor ſich hinweinend in der Mitte der Stube ſtand. Mit ſtummer Leidenſchaft ſchritt Joſſef auf und nieder, aber ſeine Gedanken waren nicht alle in der Stube.

Es währte nicht lange, ſo erſchollen draußen in der Nacht die ſchweren Tritte des Bauern Stepan Parzik. Ohne ſeinen gewöhnlichen Gruß von der „Freiheit und ihren Teufeln“, trat er in die Stube, und ohne auf die Tochter einen Blick zu werfen, ging er gerade auf das Bett der Großmutter zu.

„Was wollt ihr, Jüdin?“ fragte er ohne Umſchweif.

In kurzen nur mühſam aus keuchender Bruſt hervorgebrachten Worten berichtete ihm die alte Marjim, was ſich ſo eben zugetragen. Sie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten, ihn rufen zu laſſen, damit er als Vater doch auch wiſſe, was ſeine Tochter zu beginnen ſich vorgenommen habe. Zwingen wollte ſie Anezka nicht zum Bleiben, denn wenn Einer nicht Luſt mehr habe, auf einem Orte zu bleiben, ſo könnten zehntauſend Pferde ihn nicht halten; aber der Vater müſſe doch auch wiſſen, was mit der Tochter vorgehe; und daß man ſie nicht bei Nacht und Nebel aus dem Dienſte gejagt habe, das wolle ſie ihm insbeſondere ſagen.

Mit Kopfſchütteln hatte der Bauer dieſe Rede der Großmutter vernommen, als ſie geendet, wandte er ſich zu ſeiner Tochter um. Sie weinte noch immer, es ſchien aber ihre Lage keinen Eindruck auf den harten Mann zu machen.

Finſtern Blickes fragte er ſie:

„Iſt's wahr, daß du aus dem Dienſte gehen willſt?“

Die Magd ließ ihre Hände ſinken und ſagte vernehmbar: „Es iſt wahr.“

„Und warum willſt du gehen? Wiſſen muß ich doch, wer meiner Tochter dieſen guten Rath gegeben hat. Red, oder ich vergreif' mich noch an dir“, ſagte Stepan mit kalter Strenge, die jedoch ahnen ließ, daß ſeine Drohung kein leeres Spiel war.

„Väterchen“, ſchrie Anezka mit überquellendem Gefühl und ſtürzte zu dem Bauer hin, deſſen Hand ſie erfaßte, „Väterchen, ſchlagt mich nur gleich lieber todt, es iſt mir dann beſſer, aber ſagen kann ich's Euch nicht.“

„Du kannſt nicht, du Verſluchte“, rief er wild und ſtieß ſie mit einem Stoße vor die Bruſt weit weg von ſich, daß ſie zurücktaumelte, „haſt du vielleicht geſchworen? Wirſt du reden?“

Anezka hielt ſich mit beiden Händen die geſchlagene Bruſt feſt, als ob ſie das Herz, das darunter ſchlug, vor dem Zerſpringen wahren wollte.

Schluchzend daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, ſagte ſie: „Schlagt mich nur todt, Väterchen. Ich ſag's aber doch nicht.“

„Damit der da drüben“, rief der Bauer mit wildem Grimme, „damit der Pfaff ſich freuen kann, wenn man den Stepan Parzik in gottverſluchter Erde vor der Kirchhofsmauer begräbt? Sag' nur, daß du ihm's geſchworen haſt; er hat dir die Hoſtie gegeben, und du haſt darauf ſchwören müſſen, du wirſt ihn nicht verrathen. Verſprochen hat er dir vielleicht, daß er dich als Magd ins Haus nehmen will, dir ſchöne Kleider und Geld geben wird: und die Leute im Dorfe werden ſich dann freuen können, wenn der eigene Vater vor der gebenedeieten Haushälterin des Pfarrers den Hut abziehen muß? Haſt du geſchworen?

Dem harten Manne verſagte zuletzt die Stimme; er brachte nur gebrochen heulende Laute hervor.

„Zum Pfarrer werde ich nicht gehen“, ſagte Anezka; „laßt mich nur fort, ich will ſchon gehen, ſo weit mich meine Füße tragen.

„So geh' in die Hölle“, rief Parzik mit neu ausbrechender Wuth, indem er mit geballter Fauſt zu einem Schlage ausholte, dem Anezka ſich nur durch ein ſchnelles Ausweichen entzog. „Was die Pfaffen verdorben haben, das iſt in Grund und Boden hinein verdorben, und dem hilft nicht einmal der Teufel mehr auf.“ —

Anezka war zur Stube hinausgewankt. Parzik wollte ihr nach, nur mit Mühe wurde der Wüthende von Joſſef und dem Geſchrei der alten Frau zurückgehalten, die nicht anders meinte, als der Bauer wolle ſich an ſeiner Tochter vergreifen. Mit aufgehobenen Händen bat ſie um Stille und Begütigung, und daß man einem ſo jungen Kopfe, wie Anezka ſei, nicht Alles ſo wild und ungeſchlacht anrechnen könne. Sie werde einen beſſern Dienſt und bei beſſern Leuten gefunden haben, als ſie ſind, aber ſie ſei nur etwas ſtarrſinnig, und wenn man gut mit ihr geſprochen, hätte man vielleicht Alles aus ihr herausbringen können. Aber ſo ſeien alle Männer, auch ihr Joſſef ſei ſo, die müßten Alles verderben, was ſie angreifen, und man habe an ihnen zu tragen, ſo lange man lebe.“ —

„Ja, ja“, höhnte der Bauer mit verbiſſener Wuth, „das weiß ich beſſer, als ihr, alte Jüdin. Der drüben hat ſie auf ihr ganzes Lebelang verdorben, ich geb' keinen Schuß Pulver für meine Tochter. Was ſoll man aber thun? Ihn todtſchlagen? oder ſie? Beſſer wär's, ich könnte Beide aus der Welt ſchaffen.“

Ohne Gruß, dumpf und düſter ſchritt der Bauer zur Stube hinaus. — —

„Und Madlena?“ tönte es in Joſſefs Innern, und ließ ihm ſelbſt den Biſſen Brot, den er an dieſem Abend in Ermanglung jeder andern Speiſe verzehrte, wie Gift munden, „und Madlena? War die Magd von ihr angeſtiftet?“

Ein Kind in Mutterleib hätte ja daran nicht gezweifelt!

7. Hindurch.

Eine neue Magd war ins Haus gekommen — ſie war nicht Anezka. Die alte Marjim hatte es gleich am andern Tag nach dem räthſelhaften Weggehen Anezka's geſagt, ſo eine wäre nicht zum zweiten Male auf der Welt zu finden, die hätte einen Kopf gehabt und ein Geſchick, ſie müſſe das ſtets wiederholen, als wär' ſie des erſten Landrabiners Tochter geweſen. Man habe mit ihr alle Weisheit der Erde können ausreden, und namentlich, was das Hausweſen betrifft, das habe ſie geleitet nicht anders „wie ein geboren Judenkind." Die neue Magd war auch gleich mit einem unrechten Fuße in das Haus getreten; trotzdem ſie bereits im benachbarten Ghetto eine Zeitlang gedient hatte, kam ſie der Großmutter viel zu unwiſſend und einfältig vor; ſie verdarb viele Küchengefäße, die ſie wirr durcheinander brauchte, ohne zu bedenken, daß der Fleiſchtopf nicht auch zur Aufnahme der Milch dienen könne. Auch fragte ſie in „religiöſen" Dingen zu viel, worüber ſich die alte Frau, die das ſeit langen Jahren nicht gewöhnt war, nicht wenig aufhielt. Hatte Anezka je gefragt? —

Dem Anſcheine nach war es im Hauſe jetzt ganz ruhig. Es vergingen oft Tage, wo Mutter und Sohn kein vertrauliches Wort mit einander ſprachen. Die alte Marjim konnte ſich in das räthſelhafte Weggehen der Magd noch immer nicht zurechtfinden; in ihrem alten Kopfe jagten ſich die wunderlichſten Vorſtellungen auf und ab, und gönnten ihm keine Ruhe. So wachte ſie in der Nacht eines der darauf folgenden Tage plötzlich auf, und weckte Joſſef mit der Frage, ob er nicht meine, daß Anezka deßhalb weggegangen ſei, weil man ihr beim verfloſſenen Weihnachtsabend vielleicht weniger Zwetſchken und Nüſſe gegeben habe, als im früheren Jahre? — — Auch auf Joſſef hatte das unter ſo eigenthümlichen Umſtänden erfolgte Austreten der Magd aus einem zehnjährigen Verhältniſſe einen faſt erſchütternden Eindruck hervorgebracht. Er ahnte es mehr, als daß es ſich ihm mit aller Klarheit aufdrängte, daß Anezka's ſchleunige Dienſtkündigung mit irgend einem Punkte ſeines Lebens in Berührung ſtand. War ſie von Madlena wirklich dazu angeſtiftet worden? Hatte ſie vom Pfaarrer den Befehl erhalten? Welche Feinde lauerten noch in der Nähe und warfen aus ihren glühenden Augen ſpitzige Meſſer in ſein ruheloſes Gehirn? Warum kamen ſie nicht? Warum ließen ſie auf ſich warten und marterten ihn durch den ſengenden Athem der Ungewißheit, die wie ein heißer Wind vor dem Gewitter Staub aufwirbelte, während die Blitze erſt am äußerſten Rande des Horizontes zuckten? —

Der Sabbath war wieder gekommen; wie immer war Joſſef auch diesmal in die Synagoge des benachbarten Ghetto gegangen. Beim Vorleſen des Wochenabſchnittes aus der Bibel fielen ihm einige Stellen wie brennende Tropfen geſchmolzenen Eiſens auf die Seele. Er erſchrack faſt, daß ſeine ganze Lage, ſein Leben von einer ganzen Woche her darin mit den wahrhaftigſten Ausdrücken verzeichnet ſtand. Wörtlich hieß es in der Bibel, wo Moſes, dem Tode nahe, noch einmal all ſeinen Segen über die Gläubigen ſeines Geſetzes ausbreitet, und in eine Schale auch den Fluch gegen die Verächter desſelben ſchüttet — wörtlich hieß es in dem heiligen Buch:

„Dazu wirſt du unter denſelben Völkern kein bleibendes Weſen haben, und deine Fußſohlen werden keine Ruhe haben. Denn der Herr wird dir daſelbſt ein bebendes Herz geben und verſchmachtete Augen und eine verdorrte Seele, daß dein Leben wird vor dir ſchweben. Nacht und Tag wirſt du dich fürchten und deines Lebens nicht ſicher ſein. Des Morgens wirſt du ſagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! des Abends wirſt du ſagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! Vor Furcht deines Herzens, die dich ſchrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen ſehen wirſt.“ (5. B. M. C. 28, 65. 66. 67).

Waren dieſe heiligen Worte nicht buchſtäblich eingetroffen? Jeder Buchſtabe darin war eine Minute ſeines Lebens. Hörte er nicht den bibliſchen Fluch auf allen Schritten und Tritten ihm nachſchleichen, wie einen Dieb, der das Geheimſte ausforſcht, um es dann in unbewachter Stunde ſich anzueignen? Gab es ein ſchrecklicheres Leben als das ſeine?

Aber nicht immer hatte dieſer finſtere Geiſt der Unruhe Gewalt über ihn. Es gab Stunden, wo er, wenn der bibliſche Fluch ſich ihm mit aller Schwere aufbürdete, plötzlich mit aller Entſchiedenheit einer glaubensſtarken Seele ſich ſelber fragte: Und paßt denn das Alles auch ganz ſo, wie es da geſchrieben ſteht, auf dich? In der Thora iſt die Red' nur von denen, die der Stimme des Herrn ihres Gottes nicht geborchen, die nicht halten und befolgen alle ſeine Gebote und Rechte; über die kommen alle die Flüche. Wer aber kann von mir ſagen: Joſſef, du biſt ein ſchlechter Jud, du fahrſt und reitſt um Schabbes;

du legſt keine Tephilin an, du faſteſt nicht am Jom Kippur, du betrügſt Wittwen und Waiſen? Kann ein Menſch gegen dich aufſtehen und dir das ins Geſicht ſagen und der Donner ſchlägt ihn nicht gleich in die Erd'? Ein Kind meiner Mutter iſt von uns abgefallen, iſt hingegangen, und hat ſich leider Gottes vergeſſen, ſich und uns und ihre Väter im Grab; ich aber bin geblieben bei meiner Mutter und bei meinem Gott. Wo ſteckt da die Sünde?“ — —

Für Fragen ſolcher Art gibt es keine Antwort; eine unruhige Seele gibt keinen feſten Standpunkt, und der Wiederhall ſolcher Gedanken iſt ein täuſchendes Echo: es ruft uns gerade entgegengeſetzte Laute, und Antworten zurück, die wir nicht gefordert haben.

Joſſef erfuhr es bald, daß ihm um die Seele nicht leichter ward. Dennoch wich nicht die Furcht ſeines Herzens, „die Furcht, die ihn aufſchreckte bei Tag und Nacht vor dem, was er mit ſeinen Augen ſah.“

Dieſe eigenthümliche Natur ging auf ſonderbaren Wegen; jemehr die Worte der heiligen Schrift, bald als Segen, bald als vernichtender Mehlthau auf ſie niederſanken, deſto mehr glaubte ſie darin zu finden. — In ihnen ſchien ihr die Löſung zu liegen.

Hat denn der Jude etwas anderes, als die beſchriebenen Blätter der Thora? Iſt ſie nicht ſein lebendiger Quell? der Baum ſeines Daſeins? —

Zu Fiſchele kam aus dem Ghetto ein Lehrer heraus, der den Knaben im „Deutſchen" ſowohl, als im „Jüdiſchen" unterrichten ſollte. Sonſt wenig beachtet im Hauſe, ging Julius Arnſteiner, ſo nannte ſich der Lehrer, ſeit Jahren dort aus und ein, ohne eine merkliche Spur ſeiner häufigen Anweſenheit zurückzulaſſen. Bei der Großmutter war er in nicht hoher Gunſt; es wird viele eigenthümlich dünken, wenn wir als die Urſache dieſer Abneigung die hochdeutſche Sprache des Lehrers bezeichnen. Sie konnte ſich mit ihm nicht „ausreden", und dann kränkte es ſie jedesmal, wenn der Lehrer jedes „jüdiſch" Wort, das dem Knaben während des Unterrichts zuweilen entfuhr mit unnachſichtlicher Strenge zur Rede ſtellte. „Das Kind, klagte ſie öfters, werde ſie ja bald gar nicht verſtehen." Bei Joſſef lag eine gewiſſes Fernhalten von dem Ghettolehrer viel tiefer; er war ihm zu „aufgeklärt", ihm ſchien es, als ob Julius Arnſteiner es „mit Gott zu leicht nehme;" in gewiſſen Dingen erſchien er ihm geradezu als ein Narr. Arnſteiner ſprach immer in hochdeutſchem Dialekte von den „Reformen“ die im Judenthume eingeführt werden müßten, ſpottete über die „Orthodoxen“ und lange bevor, ehe die Stürme der vergangenen Tage eine neue Ordnung der Dinge begründeten, hörte Joſſef aus dem Munde des Lehrers die Worte „Emancipation“ und „Glaubensfreiheit“ — zwei Worte die Joſſef nur dunkel begriff. Namentlich war es das letztere, was er trotz Arnſteiners hochdeutſchen Erklärungen nicht durchdringen konnte.

„Haben wir Jüden denn nicht einen freien Glauben“, ſagte er einmal zu dem Lehrer aus dem Ghetto, „wer hält mich ab, ein Jüd zu ſein? Steht Einer mit geladenem Gewehr vor meiner Thür', und will mich todtſchießen, wenn ich Tephilim anleg', oder wenn ich oren (beten) will, oder wenn ich dreimal im Tag in Schul will gehen?“

„Der Staat, der Staat“! hatte damals Julius Arnſteiner mit kläglichem Geſichte geantwortet. „Können Sie nur das mindeſte Schreiberl beim Amte werden? können Sie Profeſſor werden? Wohin hätte ich es ſchon gebracht, wenn mir nicht der „Jude“ im Wege ſtünde!“

Der ſogenannte „gemeine Mann“ ſieht nur ſelten den Kniff ein, den der Flachgebildete ihm gegenüber gewöhnlich anwendet. Dieſer Kniff beſteht darin, daß man ihm ſeine Sache als von der des Gebildeten himmelweit unterſchieden darſtellt. Die Wenigſten haben eine klare Ahnung davon, daß ſie, die einzeln verſprengt, auf dem Schlachtfelde nach Errungenſchaften des Sieges forſchen, tauſend Andere dem Feinde bloß ſtellen, der die Abweſenheit ihrer Häupter wohl kennt. —

Trotz dieſer geiſtigen Verſchiedenheit ſah man Joſſef ſeit jenem denkwürdigen Sabbatabende, wo er Madlena vor ſeinem Hauſe begegnet war, ſich viel inniger und vertraulicher dem Lehrer aus dem Ghetto anſchließen; er ließ ſich mit ihm öfters, als früher, in „religiöſe" Geſpräche ein, und fand an deſſen „Aufklärung" nicht mehr ſo viel auszuſetzen, als in früheren Tagen. Dieſer Seele ſchien es ein Bedürfniß geworden, auf die Gedanken einer andern zu horchen; auszuſpähen, ob nicht ein entfallenes Wort, eine loſe hingeworfene Bemerkung ſeinem Leiden zu Hilfe kämen, ob nicht eine Perle zu Boden fiel, die er dann aufheben und triumphirend als Schmuck ſeiner guten Sache verwenden konnte.

Joſſef war jedesmal zugegen, wenn Julius Arnſteiner ſeinem Kinde Unterricht aus der Thora ertheilte. Es waren dies ſeine freudigſten aber auch zugleich ſeine ſchrecklichſten Stunden. Fluch und Segen, Verwirrung und Aufklärung, Troſt und Angſt ſtrömten ihm gleichmäßig aus den Lebenswellen des heiligen Buches zu. Wie auch anders!

In dieſer Woche war der Lehrer an den Schluß des 5. B. M. gekommen. Schon in der Synagoge hatte Joſſef dieſen letzten Wochenabſchnitt, der groß und gewaltig wie ein ſtolzer Siegesgeſang tönt, gehört; mit geheimnißvoller Gewalt drängte es ihn heran, ihn noch einmal zu vernehmen; alle Schauer des gottgegebenen Wortes noch einmal über ſein Haupt hin rauſchen zu laſſen.

Der Knabe lernte die Stelle:

„Daß nicht vielleicht ein Mann oder ein Weib, oder ein Geſinde oder ein Stamm unter Euch ſei, deſſen Herz ſich heute von dem Herrn, unſerem Gotte gewandt hat, daß es hingehe und diene den Göttern dieſer Völker, und werde *vielleicht* eine Wurzel unter Euch, die da Galle und Wermuth trage.“

„Vielleicht?“ murmelte Joſſef drin in ſeinem Gewölbe, durch deſſen offene Thüre er den ganzen Unterricht belauſchen konnte.

„Was iſt das für eine Wurzel, Herr Lehrer,“ fragte Fiſchele, nachdem er den hebräiſchen Urtext in hochdeutſche Worte gebracht hatte. „Was iſt das für eine Wurzel, die Galle und Wermuth trägt, und wie iſt das zu verſtehen?“

Joſſef horchte auf; alle ſeine Sinne waren auf der Lauer.

„Das iſt nur ſinnbildlich gemeint“ erklärte der Lehrer; „derjenige hat Moſes geglaubt, der abfällt vom Judenthume und zu den Heiden übergeht — denn wie du weißt hat es damals mit Ausnahme der Juden lauter Götzenanbeter gegeben — derjenige alſo oder diejenige, die vom Judenthume abfallen, ſind wie eine bittere und gallige Wurzel mitten unter ſüßen Früchten. Haſt Du das verſtanden?

„Doch?“ rief es drin in Joſſef's Seele, ſo wenig ihn eigentlich die flache Verſtändigung des Lehrers befriedigte. „Doch?“ und ſeine Bruſt hob ſich.

„Weiter“ befahl der Lehrer.

Der Knabe las:

„Und ob er ſchon höre die Worte dieſes Fluchs, dennoch ſich ſegne in ſeinem Herzen und ſpreche: Es geht mir wohl wie es mein Herz dünket, auf daß die Trunkene mit der Durſtigen dahinfahre.“

„Die Trunkene mit der Durſtigen?“ fragte ſich Joſſef ſelbſt und er begann wieder unruhiger zu werden. „Geht es ihr denn ſo wohl?“ — —

Was hätte er darum gegeben, wenn das Kind eingeſtanden hätte, daß es den Sinn dieſer Worte nicht begriff, den er ſelbſt nicht zu faſſen wußte! Der Lehrer hatte keine Antwort zu ertheilen; die Blätter der Bibel rauſchten fort, Satz kam auf Satz Fluch auf Segen, nur bei gewiſſen dunklen Stellen wurde ſtille gehalten und Auskunft gegeben, ohne daß die Aufklärungen Julius Arnſteiners den drin im Gewölbe Sitzenden über Dinge aufhellten — die über ſein Leben entſchieden.

Lehrer und Knabe waren endlich in raſcher Aufeinanderfolge dem wunderbaren Schlußgeſange Moſes zugeeilt.

„Die verkehrte und böſe Art fällt von ihm ab; ſie ſind Schandflecken und nicht ſeine Kinder;“ lautete der fünfte Vers.

„Da ſteht's!“ jauchzte drin im Gewölbe Joſſef, „da ſteht's, und jetzt geh' Einer hin und ſage: es ſteht nicht in der Thora; Schandflecken ſind ſie und nicht ſeine Kinder.“

In der Stube war nach dieſem Satze eine minutenlange Stille eingetreten. Joſſef horchte wieder auf. Wollte der Knabe fragen?

Fiſchele ſprach: „Zu wem ſpricht er denn eigentlich? Man hört ja keinen Namen?“

„Zu den Heiden, und zu denen die es werden wollen“, lautete die Antwort.

„Nur zu den Heiden?“ fragte ſich drin die Gewölbſtimme. Joſſef begann an der Unfehlbarkeit des Lehrers zu zweifeln und gewaltig ärgerte es ihn, daß ſich Julius Arnſteiner mit der Erklärung dieſes Satzes, über den ſich ſo Vieles ſagen ließ, nicht mehr Mühe nahm. Nach der Stunde gedachte er den Lehrer darüber zu Rede zu ſtellen, denn wofür zahlte man ihm ein ſo großes „Stück“ Geld, als daß er den Knaben aufhellte und nicht, daß er ihn in der Finſterniß ließ? — —

Der Lehrer wollte an dieſem Tage an das Ende des fünften Buches kommen, er beeilte ſich und gab ſich nicht viel mit dem Antwortertheilen ab; zu dem „wiederholte“ er nur mit dem Knaben und hatte ihn bereits in früheren Stunden über „Alles“ aufgeklärt, was nur irgend einen dunklen Sinn hatte!

Ein Satz war es wieder, der Joſſefs Aufmerkſamkeit in hohem Grade weckte, und alle ſeine Sinne wie mit brennenden Neſſeln aufjagte. In ſeinen Abſchiedsworten an die Stämme Iſraels ſagt Moſes zu Lewi:

„Wer zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter ſpricht: Ich ſehe dich nicht, und zu ſeinem Bruder: Ich kenne ihn nicht, und zu ſeinem Sohne: Ich weiß nichts von ihm, die halten deine Rede und bewahren deinen Bund.“

Joſſef mußte ſich mit beiden Händen an die Wand ſtützen, ſo bewältigend wirkten dieſe Worte auf ihn. Konnte man ihm deutlicher Recht geben, als es hier Gott und in deſſen Namen ſein Prophet ſelbſt that?

In der Stube war wieder eine bedeutſame Stille eingetreten.

In Joſſefs Herzen hätte man den auf und niederſteigenden Strom der Blutwellen vernehmen und den Schlag des fieberenden Pulſes erlauſchen können. Ihm ſchien die ganze Natur mit allem was darin leibt und lebt, auf eine Antwort, auf eine Löſung aus dem Munde des Lehrers zu harren.

„Lehrer“, begann der Knabe, „das verſteh ich nicht. Welches Kind wird denn zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter oder zu ſeiner Schweſter ſagen: Ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir; geh' fort. Und doch ſoll ein ſolcher Menſch fromm ſein und Gott ſoll dem ſich wohlgewogen erweiſen?“

Während dieſer Frage war Joſſef ſtill in die Stube getreten, und hatte ſich hinter den Stuhl, auf dem der Knabe ſaß, geſtellt. Sein Auge hielt er wie ein Richter, der in dem Antlitze des Verurtheilten ſpäht, feſt auf die Lippen des Lehrers geheftet.

„Das iſt auch nicht ſo zu verſtehen“, begann der Lehrer, „und wenn ich dir's auch erkläre, ſo bekommſt du doch nicht den rechten Sinn heraus. Wart' bis du älter biſt.“

„Warten?“ entgegnete lachend der Knabe.

„Macht es ihm wenigſtens mit Hilfe des Verſtandes begreiflich, Herr Lehrer“, ſagte Joſſef anſcheinend ruhig, „Fiſchele' iſt ſchon geſcheidt genug, und Kopf hat er auch genug.“

Julius Arnſteiner begriff es ohne Mühe, daß hier dem Vater die Aufklärung der dunklen Bibelſtelle ebenſo Noth that als dem Sohne.

„Weißt du was ein Geiſtlicher iſt?“ fragte er.

„Wie ſoll ich das nicht wiſſen? der Pfarrer“

„Gut! Hat der Pfarrer Weib und Kind?“

„Er darf ja nicht.“

„Willſt du wiſſen, warum? Wenn der Pfarrer Weib und Kind hätte, meinen die Leute, könnte er kein guter Geiſtlicher ſein.“

„Wie ſo?“

„Die Leute meinen, der Geiſtliche iſt Gottes Stellvertreter auf Erden; dem Geiſtlichen iſt nämlich die Macht gegeben, einen Menſchen von der Sünde freizuſprechen, und ſie iſt dann wie weggewiſcht von ihm. Derjenige alſo, dem eine ſo große Gewalt iſt übertragen worden, der, wie die Chriſten ſagen, binden und löſen kann, muß, weil er gleichſam für Gott auf der Erde arbeitet, auch mehr als ein Menſch ſein."

„Mehr als ein Menſch?" fragte Fiſchele verwundert.

„Das heißt, er darf nicht die gewöhnlichen Wege gehen, die andere gehen. Gott muß ihm mehr ſein als alles Andere auf Erden, er ſoll ſein Herz nicht an das hängen, was andere erfreut; er muß gleichſam herausragen wie ein Wegweiſer auf der Heerſtraße, damit ihn die anderen ſehen können."

Der Lehrer wurde hier von einem zornigen Rufe Joſſefs unterbrochen.

„Verzeiht mir, Herr Lehrer", ſagte dieſer mit heftiger Geberde, „man kann, Gott ſei davor, wahnſinnig werden, „wenn man Euern Reden da länger zuhört. Wie kommt da Eines zum Anderen? Ihr macht's wie die Schalksnarren, die eines auf's andere reimen, wenn's auch nicht geht. Wie kommt denn der Geiſtliche da auf einmal zum Chumeſch (Bibel.)? Lernt ihr mit meinem Kinde, daß es ein Geiſtlicher wird, und weiß, was die Geiſtlichen thun?"

Mit jenem überlegenen Lächeln, das Menſchen ſo eigen iſt, die es faſt unter ihrer Würde halten, die Irrthümer ihres „ungebildeten" Bruders zu widerlegen, ſagte der Lehrer, ohne im Geringſten durch die auffallende Bemerkung Joſſefs verletzt zu ſcheinen:

„Guter Rebb Joſſef, warum laſſen Sie mich nicht ausreden? Ich habe Ihrem Sohne auseinander ſetzen wollen, daß die katholiſchen Prieſter ſich auf dieſen Satz in der Bibel berufen, wenn ſie beweiſen wollen, daß ſie gleichſam außer allem ſtaatlichen Verbande, außer allen Pflichten und Verbindlichkeiten ſtehen. Dieſer Satz, habe ich erklären wollen, iſt gleichſam der Schlußſtein in dem Gewölbe der katholiſchen Kirche, denn er iſt das Prieſterthnm ſelbſt, und ſo lange dieſes den Satz mit Conſequenz behauptet — —

„Laßt mich in Ruh", ſchrie Joſſef wieder zornig, und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch. „Laßt mich in Ruh mit Eueren Geiſtlichen, mit Euerem Schlußſtein und Gewölb. Wenn ich ein Gewölb machen will, ſo ſchick' ich um den Maurer und nicht um Euch."

„Guter Rebb Joſſef“, unterbrach der Lehrer beſchwichtigend den Zornigen; „es iſt mir ja gar nicht eingefallen — —

„Tauſenderlei iſt Euch eingefallen“, ſagte mit immer höher ſchwellendem Grimme, Joſſef, „nur das Rechte iſt Euch ausgeblieben. Mein Kind iſt ein Jüdenkind und ſein Vater iſt auch eines Jüden Kind, ihr müßt alſo mit ihm „teutſch“ ſprechen. Wenn das Kind fragt: wie kann Gott verlangen, daß man zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter oder zu ſeiner Schweſter ſagt: Ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir, ſo müßt ihr darauf antworten: Ja, ja, das kann Gott verlangen; ſagen müßt ihr ihm: wenn dein Vater oder deine Mutter oder deine Schweſter Gott nicht mehr kennen wollen, wenn Eines hingeht und ſich und Gott und die ganze Welt verräth, das iſt die böſe Art, von der geſchrieben ſteht, daß ſie von Gott abgefallen iſt, das ſind die Schandflecken und zu einem ſolchen Vater oder Bruder oder Schweſter muß man ſagen: Ich kenn' dich nicht, ich weiß nichts von dir; aber mit Euren Flauſen müßt ihr einem jüdiſchen Kind nicht kommen. So hab' ich mir den Satz erklärt, und da beißt ihr mir mit Euern Geiſtlichen und mit Euerer Philoſophie nicht ein Bröſele herunter.“

Erinnerte ſich der Lehrer erſt jetzt der Geſchichte dieſes Hauſes, die durch Joſſefs Rede eine ſo eigenthümliche Färbung erhielt? Oder fühlte er ſich verletzt durch die harten Worte des „gemeinen“ Mannes, dem zu entgegnen ſeine „Bildung“ nicht geſtattete? Er ſchwieg und nach einer Weile ſagte er zu dem Knaben.

„Weiter.“

Fiſchele las:

„Herr ſegne ſein Vermögen und laß dir gefallen die Werke ſeiner Hände; zerſchlage die Rücken derer, die ſich wider ihn auflehnen, und derer die ihn haſſen, daß ſie nicht aufkommen.“

„Da habt ihr's, da könnt ihr's ſehen, ob das auf Euere Geiſtlichen paßt. Da iſt nur von Jüden die Red', von keinem Prieſter und von keinem Kirchengewölb. Ja, gebenſcht iſt der, der ſeinen Vater und ſeine Mutter und ſeine Schweſter nicht kennt, gebenſcht bis ins hundertſte Glied, und der Herr zerſchlägt den Rücken derer, die ſich wieder ihn auflehnen, und derer, die ihn haſſen, daß ſie nicht aufkommen.“ — —

Der Lehrer ſchlug nach dieſen Worten Joſſefs die Bibel zu, und endigte den Unterricht. Gab es da eine Verſtändigung? Wer von den Beiden war da im Recht?

8. Auf freiem Felde.

So hatte denn Joſſef wieder eine Art Ruhe für ſich gewonnen, jenes Gefühl ſtolzer Siegestrunkenheit, wie es Naturen ſeines Schlages erringen müſſen, um überhaupt zu beſtehen. Mehr als ſonſt war er jetzt zur Thätigkeit aufgelegt; ſein Haß hatte nun ſein geſchriebenes Zeugniß, und der das Siegel darauf gedrückt hatte — war Gott ſelbſt!

Mit Blut und Leben hätte er nun ſein Recht zum Haſſe aller Welt bewieſen; er hatte die geiſtige Gewähr dafür gefunden, die leibliche wollte er ſelbſt zur Schau tragen, wo und wann ihm die Gelegenheit ſich bot. Naturen ſolcher Richtung, ebenſo ſtark im Haſſen wie im Lieben begnügen ſich nicht lange mit dem Verharren bloßer Gedankenthätigkeit; ſie möchten eingreifen und thatſächlich darthun, was ſie bewegt, was ſie von ſich zu werfen wünſchen; entweder die geballte Fauſt oder das offene Herz! — ein Anderes, Vermittelndes kennen ſie nicht.

Von einem Vogel erzählt den Kindern die Sage, daß er die hungerigen Jungen mit ſeinem eigenen

Blute letzt. Das iſt der Siegesmuth ſolchen Kampfes, wie ihn Joſſef mit ſich, mit ſeiner Schweſter und der ganzen Welt rang. Das Gleichniß bedarf 'nicht erſt erklärt zu werden.

Wen wird es wundern, wenn dieſe Seele noch Wandlungen durchzukämpfen hat, die ſie jetzt in ihrem eigenen Blute erſtickt glaubt? —

Schritt auf Schritt müſſen wir nun dieſe ſeltſame Natur begleiten, keinen Augenblick ſie außer Acht laſſen. Könnten wir die Athemzüge ſeines Schlafes belauſchen, die Tropfen perlenden Schweißes zählen, die unruhige Träume auf ſeine Stirne hervorrufen, wir könnten dann vorausſagen, ob Löſung oder völliger Bruch in naher Ausſicht ſind. Wir aber vermögen nur zu beobachten, wo Joſſef ringend mit wirklichen Verhältniſſen zuſammentrifft; ein anderer Einblick iſt uns nicht gegönnt!

Wir treffen ihn eines Tages auf der Wandelung nach einem entfernten Dorfe begriffen, wohin er beſtellt war, um dort Wolle nnd Ochſenhäute bei einigen Bauern in Empfang zu nehmen. Auf der Straße geſellte ſich zu ihm ein alter Bauer, der denſelben Weg nach dem Dorfe ging, woher er gebürtig war. Im Geſpräche mit dem Bauer erfuhr Joſſef daß auch bei ihm eine „Parthie Wolle“ zu erhandeln ſei und es währte nicht lange, ſo war das Geſchäft in Richtigkeit gebracht. Joſſef ſollte nur kommen, wann und wie er wolle, die Waare liege allezeit bereit, im Dorfe möge er nur nach Waczlaw Smetana fragen, jedes Kind im Dorfe werde ihm ſagen können, wo Waczlaw Smetana wohne.

„Der ſeid Ihr?" fragte Joſſef und ſah faſt erſchrocken zu dem Bauer auf.

Aber dieſer Ausruf mußte beleidigend, irgend wie verletzend geklungen haben, denn der Bauer fixirte ihn ſcharf und ſagte dann übellaunig:

„Warum? Iſt das vielleicht der Name eines Spitzbuben? Eines, der vom Galgen heruntergefallen iſt?"

„Wie könnt ihr nur ſo reden?" betheuerte Joſſef, „ich fragte nur, weil mir Euer Name ſo bekannt ſchien."

„Wie ſo?"

„Ich kenne Einen in unſerem Dorfe, der ſo heißt", ſagte Joſſef kleinlaut.

„Da kennt ihr meinen Sohn Pawel Smetana. Ihr meint doch den, der die Tochter der Jüdin geheirathet hat."

Erſt nach einer langen Weile brachte Joſſef ein mühſames Ja hervor; er war aber bleich bis zum

Tode geworden; kaum daß die faſt unvernehmliche Antwort über die zuſammengekniffenen Lippen hinauswollte.

Welch ein Zufall! War es nicht der Schwiegervater Madlena's, mit dem er da ging? Im erſten Augenblicke der Ueberraſchung wollte Joſſef unter irgend einem Vorwande weit weg von dem alten Bauer gehen, dennoch führte er dieſes Vorhaben nicht aus; es war ihm, als ob er bleiben müßte, als hinge das Geſchick eines Menſchendaſeins davon ab.

Nun ſchritt er neben dem alten Bauer her, der noch Mancherlei von ſich und ſeinem Sohne ſprach, ohne daß Joſſef ſonderlich darauf zu achten ſchien. Mit einem Male blieb der Bauer auf der Straße ſtehen, ſo daß auch der vorwärtseilende Joſſef anhalten mußte.

Die beiden Männer ſtanden ſich eine geraume Weile ſprachlos gegenüber.

„Seht ihr mir's an“ begann der alte Bauer, der die Geſichtszüge Joſſefs in dieſem Augenblick ſcharf wie eine Beute im Wald aufs Korn nahm, „ſeht ihr mir's an, daß ich einen Sohn im Dorfe wohnen habe, was nur ein Paar Stunden von mir liegt und — — und daß ich dieſen Sohn in zehn Jahren nicht aufgeſucht habe? Ein ſchlechter Vater, werdet ihr ſagen, nicht wahr? Ich ſeh's Euch ſchon an, das wollt ihr auch ſagen."

„Das kann ich ja nicht ſagen, antwortete Joſſef beklommen, „bevor ich nicht weiß, warum ihr das gethan habet."

„Mein Sohn hat ſich die Tochter der Jüdin zum Weib genommen" ſagte der Bauer kurz, als hätte er mit dieſen wenigen Worten die Geſchichte von zehn Jahren zeichnen wollen!

Wieder gingen die Männer eine Weile ſtillſchweigend ihren Weg weiter.

„Und ihr habt das für eine Schande angeſehen?" fragte Joſſef mit zitternden Lippen und ſeltſam bewegtem Herzen.

„Euch kann ich's ſagen", meinte der Bauer, „wenn ihr auch Einer von dem Volke meiner Tochter ſeid. Ja, ich habe mich geſchämt und hab' meinen Pawel todtſchlagen wollen. Wenn er mir das Haus über dem Kopf angezündet hätte, mich fortgetrieben aus Haus und Hof und ich mich hätte ſtellen müſſen an die offene Straße hin, damit mir die Leute etwas in den Hut werfen, das Alles hätt' mich nicht ſo fuchswild gemacht. Aber der Junge hat mir damals geſagt, wenn ich nicht wollte, daß er ſich zwei ſchwere

Steine um den Hals binde und ſich in die Iſer werfe, da wo ſie am tiefſten iſt, da ſolle ich nur nein ſagen. Den einzigen Sohn hab' ich doch nicht verlieren wollen, und ſo iſt gekommen, was gekommen iſt."

Wie nachtwandelnd ging Joſſef neben dem alten Bauer einher; plötzlich nach dem dieſer geendigt, fuhr er fort:

„Zehn Jahre ſagt ihr, Herr Smetana, habt ihr Euern Sohn nicht geſehen?

„So lange als der Sohn mit der Tochter der Jüdin verheiratet iſt. Gekommen iſt er öfters, beſonders in der erſten Zeit, hat geweint und iſt auf die Knie gefallen vor mir, aber er hat mehr als einen Stoß vor die Bruſt von mir bekommen, dann bin ich ihm immer aus dem Weg' gegangen; ich habe ihn nicht wollen ſehen. Geflucht hab' ich wie ein Räuber, den man zum Galgen führt, wenn die Leute mir ein Wort von meinem Pawel erzählt haben."

„Und wie iſt es doch gekommen?" fragte Joſſef den eine unbezwingliche Neigung drängte, alles zu erfahren. Er unterbrach ſich ſelbſt, als hätte er bereits zu viel gefragt.

„Hört an, wie das geſchehen iſt", entgegnete der Bauer. „Ich bin ſchon ein alter Mann, die

Vögel auf dem Dache wiſſen das ſchon längſt und der Cantor in unſerem Dorfe, der freut ſich ſchon auf den Tag, wenn ſie den todten Waczlaw Smetana bei ſeinem Weib einſcharren werden. Die wartet ſchon zwanzig lange Jahre auf mich. Dazu hab' ich einen ſchweren Huſten und wenn der kommt, ſo mein' ich immer, die Stimme meiner Alten zu hören, warum ich ſie denn ſo lange warten laſſe. Darauf könnt ihr ſicher rechnen, was ich Euch da jetzt ſage: noch in dieſem Jahre wird der Cantor die Glocke zu läuten haben, und die Muſikanten werden ihr Trinkgeld bekommen. Der Waczlaw Smetana iſt ein altes Haus, an dem nichts mehr zuſammenhält als die vier Wände, inwendig ſieht's aber aus, als hätten ſie alles ausgepfändet; es liegt nichts mehr auf dem alten Flecke, Alles iſt umgekehrt und durcheinander; der Doktor kann das nicht mehr zuſammenhalten."

Mit jenem Gefühle, das uns faſt immer antreibt, ſolchen Todesgedanken tröſtend entgegenzutreten, wenn wir auch von ihrer Berechtigung überzeugt ſind, verſuchte es auch jetzt Joſſef dem alten Bauer zuzuſprechen, daß er gar zu trübe von der Zukunft denke; doch der ſagte mit einem unheimlichen Todeslächeln auf den Lippen:

„Ich hab' einen alten Birnbaum vor meinem Fenſter ſtehen, der iſt ſchon älter, als die älteſten Leute im Dorfe. Der hat heuer zum Erſtenmale nicht ausgeſchlagen; ich weiß ſchon, was das zu bedeuten hat,

„Daß der Baum zum Umhauen reif iſt“, rief Joſſef unbedacht.

„Alſo da ſagt ihr's ja ſelbſt“, ſprach der alte Bauer, für den die Todesgewißheit allen Schreck verloren zu haben ſchien. „Nun, von dem will ich Euch nicht weiter erzählen. Hört, wie es mir in vergangener Woche ergangen iſt. Da wache ich auf einmal in finſterer Nacht von meinem Huſten geweckt auf; ich habe geglaubt, der Krampf läßt mich keine Viertelſtunde mehr am Leben; aber es muß noch etwas in meinem Leibe ſein, was noch nicht ganz zerbrochen und zerſtückelt iſt, und da iſt auch der Krampf wieder vorübergegangen. Wie ich mich wieder als Lebendigen geſehen habe, es hat mich ſelbſt gewundert, da iſt mir, ich weiß nicht wie, der Birnbaum draußen vor dem Fenſter eingefallen, daß der heuer nicht blühen will. Was meint ihr, was mir in jener Nacht für ein Gedanke auf und zugegangen iſt? Der Baum will nicht blühen, weil er gut weiß, daß Waczlaw Smetana noch heuer in die Grube fahren wird, und dann iſt kein Menſch da, außer Einer und der wird ſich freuen, daß ich geſtorben bin. Da hab ich mir vorgenommen: Wie der Morgen kommt, da machſt du dich auf den Weg und gehſt zu deinem Sohn! So ſchlecht wird er nicht ſein, daß er den alten Vater nicht ins Haus laſſen wird, weil der ihn zehn Jahre nicht in ſein Haus gelaſſen hat. Und endlich iſt mir noch eingefallen, wie mein Pawel ſo gar ſchlecht nicht leben kann, wenn er mit der Judentochter ſchon zehn Jahre beiſammen iſt, und man hört nichts Beſonderes von ihr. Es hat noch kein Menſch ſagen können, was denn eigentlich mit meiner Schwiegertochter iſt, nichts im Guten, und nichts im Böſen.

„Sie iſt ja doch getauft“, unterbrach ihn Joſſef, forſchend den Bauer anblickend.

„Was hat mich denn vom erſten Augenblick an, ſo aufgebracht? daß man Waczlaw Smetana auf zehn Meilen in der Runde es hat angeſehen, daß ſein Sohn eine Jüdin zum Weibe hat! Müſſen denn die Leute mit Fingern auf Einen zeigen? Wahr iſt, meine Schwiegertochter iſt keine Jüdin mehr, aber die Leute ſagen doch immer: Die Jüdin, und ſie geht doch ſeit zehn Jahren ſchon in die Kirche, hat die heilige Taufe erhalten, und iſt das Weib meines Sohnes.“ —

Eine ſtarke Röthe — war es die des Zornes oder der Scham? — ward in dieſem Augenblick auf Joſſefs Antlitz ſichtbar. Er ſprach kein Wort.

„Am andern Tage, da hab' ich mir den Birnbaum erſt recht angeſehen, fuhr der Bauer fort, und da hab' ich gefunden, dem könnt' nur ein Wunder Gottes helfen, daß er wieder Blüthen ausſchlägt. Denn ihr müßt wiſſen, das kann zuweilen auch geſchehen. Bäume ſtehen da Jahrelang wie ſtumm und man hebt ſchon die Axt gegen ſie auf, um ſie bis auf die Wurzel niederzuhauen; da fällt es ſo einem Baum wieder ein; früh kommt ihr in den Garten, da iſt er Euch ganz mit weißen und rothen Blüthen bedeckt. Ich hab' mir alſo meinen Birnbaum angeſehen, der iſt Euch ausgehölt von oben bis unten, zwei Männer könnten darin Platz haben und vom Saft, da weiß der Baum gar nichts mehr zu erzählen. Drauf geh' ich in meine Stube zurück, nehme meinen Stecken und mach' mich auf den Weg.“

„Zu wem?“ fragte Joſſef zerſtreut.

„Zu meinem Sohn Pawel! zu wem denn anders?“ entgegnete drauf Waczlaw etwas gereizt. „Hab' ich denn mit einem andern etwas auf der Welt abzumachen, bevor ſie mich begraben? Schuldig bin ich nichts, mir ſind Andere auch nichts ſchuldig, aber zwiſchen mir und meinem Sohn Pawel da hat es noch eine Rechnung gegeben, und die habe ich zahlen wollen, ehe es zu ſpät war. Früh Morgens bin ich weggegangen, und am Abend bin ich erſt ins Dorf gekommen. — Der alte Birnbaum hat keine Kräfte mehr. Ich komme in das Haus meines Pawels, da iſt der nicht zu Haus, nur Weib und Kinder treffe ich da und die kennen mich nicht. Ich hab' auch nicht gleich geſagt daß ich der Großvater bin, und ſpreche zu meiner Schwiegertochter: ich möchte auf ihren Mann warten, bis der käme, ich hätte mit ihm zu ſprechen. Meines Pawels Weib ſagt drauf da könnte ſie nichts einwenden dagegen, ich ſollte mich indeſſen ſetzen, damit das Kleinſte in der Wiege bei Nacht ſchlafen könne und ſchickt ihr älteſtes Kind weg, damit es Bier und Brot und Butter holt. Da ſetzt ſie ſich nun zu mir hin, und ſtellt ſich vor mich, daß ich ihr ganzes Weſen hab' anſehen können. Von Minute zu Minute iſt ſie mir lieber geworden; denn das hab' ich gleich bemerken können, wie ſie eine gar gute Mutter ſein muß; die Kinder waren ſo ſauber und wohlerzogen, wie ich das ſeit Langem nicht geſehen, und wenn Eines nicht folgte, da hat ſie es nicht geſchlagen oder hat, wie es die Mütter gewöhnlich thun, geſagt: „Wart nur, bis der Vater heim kömmt“, ſondern das Kind hat gleich gefolgt und mir hat das außerordentlich gefallen. Das zweite Mädchen, die haben ſie taufen laſſen, wie meine Alte geheißen hat, nehmlich Marianka —

„Marianka?“ rief Joſſef verwundert.

„Marianka ein gar prächtiges Kind, das läuft Euch zwiſchen meine Füße und hält ſich da feſt und ſchaut' mich an, als wär' ich ihr ſeit ihrer Geburt bekannt. Stellt Euch vor, wie ich erſchrecke, als das Kind mit Gewalt auf meinen Arm hinauf will, und ſagt: Großvater, Großvater! Meines Pawels Weib lacht drob und meint zu dem Kinde: „Das iſt ja nicht dein Großvater, du Närrchen, aber ausſehen mag er ſchon wie dieſer da“ und will das Kind mir wegnehmen; das aber hält feſt an mir und ſchreit: Ich bleibe bei meinem Großvater. Juſt läutet die Glocke in dieſem Augenblicke den Abendſegen, da ſeh' ich, was ich nicht erwartet habe. Meines Pawels Weib kniet nieder vor dem Heiland, die anderen Kinder, das älteſte Mädchen und der jüngere Knabe knien zu ihr hin und mit lauter Stimme ſagt ſie ihnen das Vaterunſer vor und die Kinder beten es ihr nach. Ich hab' ihr zugehört, wie wenn ich, der ich ſiebenzig und etliche Jahre alt geworden bin, das zum Erſten Male in meinem Leben gehört hätte. Iſt das eine Jüdin geweſen? hab' ich mir gedacht, die hat ja ſchon am erſten Tage, wie ſie geboren wurde, das heilige Waſſer der Taufe erhalten."

Namenloſe Qualen im Herzen bergend, vermochte Joſſeph dieſer Erzählung, die alle ſeine Lebensgeiſter wie mit Neſſeln aufpeitſchte, nur ein ſtummes Kopfnicken entgegen ſetzen.

„Ich halt' das Kind noch auf dem Arme und Madlena, meine Schwiegertochter, die kniet noch mit den andern Kindern auf dem Boden und beten, da geht die Thüre auf, und mein Sohn Pawel tritt herein. Das Weitere brauche ich Euch nicht zu erzählen; ich hab' die Rechnung mit ihm abgemacht, er bleibt mein Sohn Pawel und ich bleibe ſein Vater Waczlaw Smetana. Jetzt ſind wir wieder die beſten Freunde. Wenn ihm nur Gott ſeine Madlena lange erhält! das iſt ein Weib, gar nicht wie die anderen, das läßt ſich gar nicht ſagen, was die für Eine iſt. Mein Sohn iſt durch ſie ein anderer Menſch geworden, das hab' ich an tauſend Sachen gleich erkannt. Ich hab' meinem Pawel, wie er gegen meinen Willen ſich die Tochter der Jüdin genommen hat, gar nichts mitgegeben, als ſein Muttertheil und habe doch ſelbſt über achtzig Strich Feld; da hat er aber durch Sparſamkeit, und weil ſein Weib dazu geſehen hat, ſich in den zehn Jahren doch durchgeholfen; keinen Groſchen hat er von mir gebraucht, und wie mir Madlena ſelbſt geſagt hat, ſind ſie nicht ſchuldig, in was man einen Löffel Salz ſchüttet. Jetzt geh' ich nach Haus; länger als vier Wochen wird's nicht dauern, da ſchick' ich um meine Kinder und geb' ihnen Alles, was ich hab'. Unſer Herrgott wird mir's verzeihen, wenn ich zehn Jahre ſo ſchlecht mit meinen Kindern umgegangen bin — und vielleicht wird die Hölle doch nicht ſo brennen, wenn ich weiß, daß eine Madlena für mich auf Erden betet.“ — —

Unerkannt trennte ſich Joſſeph, als ſie das Dorf erreicht hatten von dem Schwiegervater ſeiner Schweſter. Auf deſſen Anfrage, ob er kommen werde, ſich die Wolle anſchauen, antwortete Joſſeph zerſtreut. Es war ein verlorener Tag; er that die Geſchäfte ab, als ob er noch ein Junge wäre, den man zum Erſtenmale in's Dorf ſchickt. Zu Waczlaw Smetana ging er nicht.

Er fürchtete ſich vor dem alten Bauer!

9. Auch eine Abrechnung.

Sabbat war wieder gekommen, der Tag des Herrn. Diesmal ging Joſſeph nicht in die benachbarte Gemeinde zur Synagoge, wie er ſonſt pflegte; den weißen Talis um den Leib geworfen, das Gebetbuch vor ſich, verrichtete er ſeine häusliche Andacht. Seine Mutter fragte ihn zwar, warum er diesmal den Schulgang unterlaſſe, aber er gab nur nichtige Ausflüchte. Drauf ward ſie beſorgt und meinte tiefbekümmert: man glaubte ſtets, ſelbſt ſei man krank, wie es kein Menſch mehr auf Erden iſt, immer finde man aber Einen, der noch kränker wäre. Sie fürchte ſehr, daß es ihm wo fehle; ſchlecht genug ſehe er ohnehin aus.

„Soll ich etwa ausſehen, wie das Leben, wenn man mir mein Leben verbittert?“ mußte Joſſeph ſich im Beten unterbrechen.

„Gott Lebendiger!“ rief die alte Frau bekümmert, „wer verbittert dir's? Leb' ich dir vielleicht zu lang?“

„Und auf das ſoll ich dir eine Antwort geben?“

ſagte Joſſeph ruhig, und fuhr eifrig in ſeinem Gebete fort.

Nach dem Gebete mußte Fiſchele die Bibel herbeiholen, und mit dem Vater zuſammen den Wochenabſchnitt der Thora, den er ſchon dieſer Tage mit dem Lehrer vorausgelernt hatte, noch einmal mit dem „Tropp“ *) durchſingen. Das dauerte wohl an die zwei Stunden, während welcher Joſſeph, der nur zuweilen einen Fehler des Knaben verbeſſerte, aus einer andern Bibel las, die er vor ſich aufgeſchlagen hatte. Wunderbar! es war derſelbe Wochenabſchnitt, aus dem er bei dem neulichen Unterrichte des Lehrers ſo viel Muth und Erhebung geholt, derſelbe Brunnen, der ſeinem Haſſe ſo viel Recht und Nahrung zugetragen hatte, und doch machten dieſelben Sätze heute weniger Eindruck auf ihn! kaum daß ſie ihn zu einem minutenlangen Nachdenken auf forderten. Das, was da in der Bibel ſtand, hatte Moſes vor tauſend und tauſend Jahren zu einem Volke geſprochen, auf deſſen Zuſtand jedes Wort, jeder Fluch und Segen, wie eine Handhabe an ein Gefäß paßte, was gingen ſie ihn an?

Nach dem Bibelleſen ſagte Joſſeph zu ſeiner

---

*) Der Geſang mit dem das Vorleſen der Bibel begleitet wird.

Mutter, faſt, als ob heute noch kein ſchneidender Vorwurf zwiſchen beiden gefallen wäre:

„Mamme, was meinſt du, mit wem ich dieſe Woche, wie ich auf's Dorf bin gegangen, auf offener Straße bin zuſammengegangen?

„Vielleicht gar mit ihr?" fragte die alte Marjim mit freudigem Ausdrucke.

Joſſephs Stirne verfinſterte ſich wieder.

„Mit der," ſagte er finſter, „mit der nicht! aber mit ihrem Schwär (Schwiegervater) bin ich zuſammengetroffen."

„Nu?" forſchte die Mutter, indem ſie ihrem Sohn lauſchend in's Geſicht ſah.

Wollte er der alten Mutter keine freudige Stunde gönnen, daß ſie aufjauchze aus tiefſtem Herzen, daß der Troſt mit ſeinem lindernden Athem um dieſe Seele fächle, die ſeit zehn Jahren ſo viel gerungen und gelitten hatte, daß kein Lichtſtrahl auf ein in zehnjähriges Dunkel gehülltes Wehe falle? wenn er ihr die Erzählung von ſeinem Zuſammentreffen mit dem Bauer Waczlaw Smetana vorenthielt? Woher ſonſt der ſcharfe zugeſpitzte Ton, mit dem er, nachdem die Mutter auf eine Antwort ſo forſchend gelauſcht, zu ihr ſagte:

„Gegangen ſind wir wohl ſelband, haben auch

Mancherlei zuſammengeſprochen, der Bauer hat mir ſogar ein Geſchäft angetragen, aber ich bin ihm nicht nachgegangen. Ich will von Keinem wiſſen, der nur an ihr anrührt. Ich hab' ihn auch ſtehen laſſen." —

Arme Marjim! Sie hatte ſo viel erwartet.

Sabbatnacht, wenn die Hawdala oder die ſinnbildliche Scheidung der Woche von dem Ruhetag des Herrn durch Anzünden und Verlöſchen der geweihten Kerze vorüber war, begab ſich Joſſeph gewöhnlich an's Rechnungsgeſchäft der Woche; er ſchrieb und zählte da eingenommenes und wegzugebendes Geld, zeichnete ſich die Bauern auf, die in dieſer Woche gemahnt werden mußten, wie überhaupt alles, was das Geſchäft anging. Fiſchele hatte dabei die Verrichtung, daß er die Geldrollen nach ihren verſchiedenen Claſſen aufſtappelte, ſo daß der Tiſch bei ſolchen Gelegenheiten faſt zu klein ward für den Leuchter, der ſeine Flammen dazu herlieh. Der Knabe ſollte, wie dies Joſſeph faſt allwochentlich wiederholte, lernen, was Geld ſei, und damit er nie in die Lage komme: wenn er einen Gulden zum Wechſeln auf fünf Groſchen erhielte, nicht zu wiſſen, wie viel er „heraus zu geben habe." Diesmal verbat er ſich jedoch die Dienſte Fiſchele's. Er befahl ihm, ſich heut' Abend nicht zu „muzen," denn er habe da eine Rechnung zu machen und Zinſen von

Zinſen eines Capitals auszudenken, daß ihm der Kopf groß wie ein Haus würde. Aus dem letzten Fache eines Schreibtiſches holte er dann alte und vergilbte Papiere hervor, die er, um ſie genauer zu leſen mit der Brille durchforſchte. Er rechnete und rechnete, ſchien ſich oft zu irren, löſchte dann die Ziffern, die er mit Kreide auf den Tiſch hingezeichnet hatte, wieder aus, um vom Neuen zu beginnen. Perlender Schweiß kam auf ſeiner Stirne hervor, die unter der angeſtrengteſten Kopfarbeit wohl heftig hämmerte. Mutter und Sohn ſahen dieſem Gebahren mit einigem Staunen zu. Fiſchele „muxte“ ſich wirklich nicht, und in der Stube webte eine Stille, daß man nur das ſchrille Pfeifen der Kreide auf dem Holze vernahm.

Endlich ſchien er fertig. Mit einem gewaltſam ſich hervordrängenden Seufzer ſchob er dann die vergilbten Papiere zur Seite, beſah ſich noch einmal die lange Zifferreihe auf dem Tiſche, die er jetzt für richtig befunden haben mußte. Wieder ging er zu dem alten Schreibtiſch, aus deſſen verſchwiegenſter Lade er Geld herbeitrug, das theils in Silber, theils in Papier beſtand. Das Zählen dieſer Summe nahm wieder eine geraume Zeit in Anſpruch. Mit großen Ziffern zeichnete er endlich an den Rand des Tiſches, gleichſam das Endreſultat des ganzen Abends eine Summe auf; Fiſchele las ſie über den Tiſch hinüber und fand, daß ſie gerade 578 fl. und 35 kr. betrug.

Joſſef ſtarrte, die Hände ſtraff an den Rand des Tiſches geſtemmt, erſt das aufgeſtappelte Geld, dann die geſchriebene Summe an.

„Fertig mit ihr," murmelte er, doch ſo vernehmbar, daß es Marjim und Fiſchele verſtehen konnten.

Die geſprochenen Laute ſchienen den Beiden ein Zeichen zu ſein, daß ſie aus der während dieſes Abends ſo ſtrenge befohlenen Unbeweglichkeit ſich wieder hervorwagen dürften.

„Merkwürdig," ſagte Fiſchele, „erſt war der ganze Tiſch mit Kreide bedeckt, jetzt ſtehen fünf Ziffern darauf."

„Und wirſt du jetzt nicht dein Nachteſſen wollen? Kopf zerbrochen haſt du dir genug," meinte die alte Marjim.

Joſſef ſtarrte noch immer das Geld an.

„Das ſind da gerade fünfhundert und achtundſiebzig Gulden und fünfunddreißig Kreuzer," ſprach er nun laut zur Großmutter hin, ohne jedoch die Augen vom Tiſche zu wenden. „Es fehlt kein Groſchen daran, die nimmſt du und ſchickſt ihr's durch die Dienſtmagd hin, die ſoll aber ja nicht ender fortgehen, bis ſie nicht eine Quittung in der Hand hat, daß das Geld richtig iſt übergeben worden.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte mit gerechtem Erſtaunen Marjim. „Wem ſoll ich das Geld ſchicken?“

„Ihr.“

„Dinah vielleicht?“

„Ich hab' nachgerechnet,“ ſagte Joſſef, ohne noch immer den Blick von den auf dem Tiſche aufgeſtappelten Geldſummen wegzuwenden, „ich hab' nachgerechnet, es kommen ihr noch 578 fl. 35 kr., wenn ich Zinſen von Zinſen des Kapitals dazuſchlage. Für die zehn Jahre, wo das Geld bei mir geſtanden iſt, kommen gerade 578 fl. 35 kr.; da darf kein „Pehm“ daran fehlen.“

Der alte Kopf der Großmutter begann von dieſer Mittheilung, die ihr ſo unerwartet kam, zu ſchwindeln.

„Schmah Jisroel!“ rief ſie, „für was biſt du ihr's denn ſchuldig? das iſt ja ein gewaltig groß Stück Geld.“

„Das iſt das Geld, was ihr von Vaterswegen kommt,“ ſagte Joſſef mit eiſiger Kälte. „Zehn Jahre iſt's bei mir geſtanden, ich halt' mir keinen „Pehm“ davon, Zinſen von Zinſen des Kapitals zahl' ich ihr auch zurück mit fünf Prozent berechnet. Ehrlicher kann doch kein Bruder gegen ſeine Schweſter handeln?"

„Haſt du ihr denn damals das Geld nicht ausgezahlt?" fragte Marjim nach einer minutenlangen Pauſe, während welcher ſich alle Lebenskräfte ihres Verſtandes auf einen Punkt hindrängten, um nur diesmal nicht zu unterliegen.

„Weißt du denn das nicht?" entgegnete Joſſef mit merkwürdiger Unbefangenheit. „Ich hätt' ihr etwa noch aus des Vaters Erbſchaft ihr Theil abgeben ſollen? Wie wäre ſie dazu gekommen? Erſt hat ſie ihn in die Grub' gebracht und hernach will ſie noch ihr Theil? Ich hätt' keinen Kreuzer herausgelaſſen, und wenn ſie vor meiner Thür umgefallen wär'!"

„Joſſef, Joſſef," rief die alte Marjim vorwurfsvoll.

Milder ſagte er dann:

„Sie hat ja damals zu mir geſchickt und hat ihr Erbtheil herauswollen. Was hab' ich ihr aber ſagen laſſen? Sie ſoll mich verklagen, beim Amt und beim Kreisamt und beim Gubernium, ſie könnt ſelbſt zum Kaiſer auf Wien gehen, hab' ich ihr ſagen laſſen und ſich den beſten Advokaten auf der Welt nehmen. Sie ſollt' ſchon ſehen, wie ich noch einen beſſern Kopf auf mir hab', als der beſte Advokat auf der Welt."

„Und hat ſie dich denn verklagt?" meinte faſt abſichtslos die Mutter.

Dieſe einfache Frage ſchien einen wunderbaren Eindruck auf Joſſef zu machen. Er ſtarrte die Mutter eine lange Weile, faſt verblüfft, faſt geblendet von den wenigen Worten an, die ſo gewichtigen Inhalts waren.

„Verklagt ob ſie mich hat?" ſtammelte er mehr als er ſprach. „Nein, das hat ſie nicht gethan."

„Und warum erſt jetzt? Wie iſt dir das eingefallen?"

Bedachte Joſſef nicht, daß in dieſem Augenblicke eine Lebensfrage von ſeinen Lippen beantwortet werden ſollte?

Mit einem verdrießlichen Achſelzucken ſagte er:

„Ich will mit ihr einmal fertig werden. Von Rechtswegen kommt ihr das Geld doch, und wenn ſie mich hätt' verklagen wollen, hätt' ich nur zu ſagen gebraucht: ich hab's nicht und hätt' das aus den Büchern bewieſen. Fertig werden will ich; dann ſeh' ich, ſie bekommt wieder ein Kind ums andere ins Haus, da hab' ich mir gedacht, ſie wird das Geld nöthig haben, kann ein Stück Feld dafür kaufen und ein Kind drauf einſchreiben laſſen.“

Welche ungewohnte Sprache tönte heute zum erſten Mal nach zehn Jahren an die Ohren der alten Frau! Hörte ſie Himmelsharmonieen, Chöre engelhafter Stimmen, die ihr auf Schwingen des Geſanges die Kunde zutrugen, welche Veränderung mit ihrem Sohne vorgegangen?

„Joſſef, Joſſef,“ rief ſie ſchluchzend, „Gott ſoll dir's zahlen!“

„Sage nur der Dienſtmagd ſcharf ein,“ ſprach er auf dieſen Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit mit überlegter Kälte, „ſag' ihr's nur ſcharf ein, ſie darf nicht weggehen, bis ſie nicht die Quittung in der Hand hat.“

„Joſſef! Joſſef!“ weinte die alte Frau.

Er ſtand vom Tiſche auf, ſchob das Geld auf einen Haufen und trat dann zum Fenſter; leiſe pfeifend blickte er eine lange Weile in die finſtere Nacht hinaus. Dachte er an etwas, was wir nicht errathen können? Vom Fenſter ging er dann wieder zum Tiſche und ließ noch einmal den Blick auf den geſchriebenen 578 fl. 33 kr. haften. Mit einem heftigen Rucke der Hand löſchte er ſie dann aus.

„So," ſagte er halblaut für ſich, das Beſte iſt, ich bin mit ihr fertig geworden."

Die alte Marjim war eine feinfühlende Natur. Ihr war das „fertig werden" Joſſefs, das wiederholt aus ſeinem Munde gekommen, nicht nach dem Sinn. „Zehn Jahre lang, dachte ſie, läßt er das Geld bei ſich liegen, läßt Zinſen auf Zinſen anwachſen, und da meint er nun, er iſt fertig geworden mit ihr?" Dennoch dankte und lobte ſie Gott aus tiefſter Seele, denn, war ſie der Hoffnung, „Joſſef hat doch wenigſtens einen Anfang gemacht."

Wie ſchlecht kannte dieſe Mutter denjenigen, den ſie unter ihrem Herzen getragen und mit ihrem eigenen Blute genährt hatte, wenn ſie an dieſen „Anfang" glaubte.

Joſſefs Haß gegen die Schweſter war jetzt gefährlicher als je; er hatte ihm ſelbſt die Spitze abgebrochen, indem er ein altes Unrecht wieder gut zu machen ſuchte. Dafür war dieſer Haß breit und ſtämmig geworden, wie ein abgehauener Baum im Walde. —

Das grüne Laubwerk fehlt, aber der verſtümmelte Stamm ſteht faſt drohend da, daß man ihn ſeines Schmuckes zu berauben gewagt hat.

10. Swate Ján.

So wohl ſich übrigens Joſſef fühlen mochte, daß er nun mit Madlena „fertig“ geworden, er ſchaute doch am andern Tage mit einer Empfindung von Bangigkeit dem Kommen der Magd entgegen, die er mit den 578 fl. 35 kr. zu „ihr“ geſchickt hatte. Die Magd kam endlich und brachte die in beſter Ordnung ausgeſtellte nnd vom Schulmeiſter auf einem Stempelbogen geſchriebene Quittung über den richtigen Empfang des Geldes; unterzeichnet ſtand mit großen leſerlichen Buchſtaben: „Madlena Parzik, Ehefrau des Pawel Parzik.‘ Auf die Frage der Großmutter, ob das ſo plötzlich ins Haus gekommene Geld dort nicht großes Aufſehen und Ueberraſchung verurſacht habe, wußte die Magd nur wenig zu berichten. Sie habe Pawel und Madlena noch daheim getroffen, denen habe ſie ihren Auftrag mitgetheilt, worauf Pawel ſogleich um den Schulmeiſter geſchickt hätte. Madlena habe aber heftig geweint und geſagt: Das hätte ſie gewiß Niemand Anderem zu verdanken, als ihrer Mutter; in einer Woche wäre das zum zweiten Male, daß ſie ihr Wohlthaten erzeuge; erſt habe ſie ihr Zucker und Kaffee geſchickt und jetzt verhelfe ſie ihr ſogar zu ihrem väterlichen Erbtheil.

Umſonſt war das Nicken und Winken der alten Frau, daß die Magd in ihrem Geſtändniſſe einhalten ſolle. Joſſef hatte Alles gehört: mit dem Scharfblicke eines Falken überſah er ſogleich den ganzen Verrath, der an ihm begangen.

„Weiber, Weiber,“ knirſchte er zwiſchen den Zähnen und ein gewaltiger Ausbruch des Zornes ſtand bevor.

Die kluge Marjim aber kam ihm zuvor, daß ſie die Magd fragte, ob Madlena ſich auch bedankt habe, und ob ſie beſonders des „Herrn‘ nicht gedacht habe (ſie meinte Joſſef) der das Geld doch eigentlich geſchickt habe.

Darauf könne ſie ſich nicht mehr erinnern, ſagte die Magd, den Namen des „Herrn“ hätte ſie nicht gehört, es ſei immer die Rede von der Babe geweſen,

„Nu, Mamme?“ meinte Joſſef mit fürchterlichem Hohn, „willſt du der noch Zucker und Kaffee ſchicken?“

Die kluge Marjim wandte in dieſem Augenblicke die feine Kriegsliſt an, daß ſie gleichſam in die gerechten Vorwürfe Joſſefs einzuſtimmen ſchien.

Das ſei nicht ſchön, ſagte ſie, daß Madlena ſich nicht ordentlich habe bedanken laſſen, denn es ſei doch nur Joſſefs gütigem Willen beizumeſſen, wenn er ihr das väterliche Erbtheil mit Zinſen von Zinſen des Kapitals ausgefolgt hätte. Namentlich das Letztere, nämlich die Zinſen auszuzahlen, ſei er gar nicht verpflichtet geweſen, genug hätte er gethan, wenn er's nur beim Kapital gelaſſen hätte — und nun ließe ſie ſich nicht einmal bedanken!“

In ihrem Herzen nahm ſie aber entſchieden Partei für die Tochter gegen den Sohn. Wofür ſich Madlena etwa noch hätte bedanken ſollen, ſprach es in ihr, ob vielleicht dafür, daß man ihr das, was ihr von Rechtswegen komme, endlich nach zehn Jahren geſchickt habe?

Das Eine hatte aber die alte Frau durch ihre feine Kriegsliſt erreicht, daß Joſſefs Zorn ſich nicht mehr wie wildes Bergwaſſer verheerend und vernichtend Bahn brechen konnte: einen Theil ſeines Grimmes hatten andere Schultern auf ſich geladen, und bedürfen derartige Naturen etwas Anderes, als zu wiſſen, daß ſie mit ihrem Haſſen und Lieben nicht allein daſtehen in der Welt? —

Am wenigſten kannte Joſſef ſelbſt ſeine eigene Lage, wenn er das Facit ſeiner Rechnung mit Madlena zum Schluſſe gediehen glaubte. Zwar fühlte er einige Erleichterung, wenn er dachte, daß ihn nichts mehr band, nicht einmal ein zu ſühnendes Unrecht mehr; denn er hatte ja Alles gethan, um den

Begriffen gewöhnlicher Rechtlichkeit Genüge zu leiſten. Er glaubte „fertig“ geworden, und der Gedanke überkam ihn zuweilen mit aller Freudigkeit, wie „ſie“ nun ihn ſo gar nichts mehr angehe und wie er ſie jetzt abgeſchüttelt habe, „wie ein Ungeziefer, das Einem vom Baum auf den Rock gefallen.“ Aber die böſen Stunden ſollten dennoch nicht ausbleiben, und wen wird es wundern, daß ſie wieder zurückkehrten?

Sie kamen noch in dieſer Woche.

Der 16. Mai war gekommen — das Feſt des heiligen Johann v. Nepomuk. Gleichzeitig mit dem achttägigen Bittgange zu dem böhmiſchen Landespatron war auch das holde Feſt Sebuoth, die jüdiſchen Pfingſten, in das einzige Judenhaus des Dorfes eingekehrt. Während Fiſchele zur Ehre der zehn Gebote, was nur immer in der Stube ſtichhältig war, mit grünem Laubwerk und Blumen bekränzte, „damit die Babe“ meinte er, „doch auch wiſſe, wie es an dieſem Tage in der Synagoge ausſehe“, waren draußen auf der Brücke andere Hände geſchäftig, den Heiligen zu ſchmücken, der alle Flüſſe und Bäche dem Volke geheiligt hat, ſeitdem ſie von der Prager Brücke in die ſtillen nächtlichen Fluthen der Moldau jenen ſchweigſamen Prieſter geworfen haben.

Unter allen Heiligen der katholiſchen Kirche iſt St. Johann v. Nepomuks Glorienſchein der am weiteſten hin leuchtende; aus den ſtillen Fluthen der Moldau hat ſich vor Jahrhunderten ein Lichtſchimmer ergoſſen, der noch jetzt von den fünf Sternen, mit denen das Volk den Kopf des Heiligen umgibt, in tauſend Seelen ſich ergießt. Der Strahlenglanz, der von ſeinem Haupte ausgeht, legte ſich einſt nicht prächtiger um die Krippe des bethlehemitiſchen Kindes — das Volk ſelbſt hat ihn zu ſeinem Heiligen gemacht. Die Menſchennatur hat hier im dunklen Drange den rechten Weg gefunden. Jener bleiche Prieſter, der ſelbſt um den Preis eines grauenhaften Todes die anvertrauten Geheimniſſe einer Menſchenſeele nicht entheiligen wollte, hat dem Volke das Schweigen vergöttlicht. Unter zehn leidenden Herzen gibt es nur eines, das geneigt iſt, ſeinen Jammer laut und vor aller Welt auszuſprechen, die andern ſuchen ſich „auszuſchweigen" oder der heilige Prieſter mit dem Sternenkranze um das Haupt — tröſtet ſie!

Tauſend Hände ſind jederzeit geſchäftig den Heiligen zu ſchmücken, ihm Blumenſträuße darzubringen, farbige Lämpchen anzuzünden, grünes Laubwerk in verſchlungenen Zierathen um ſeine Bildſäule zu ſchlingen; denn tauſend Herzen bewegt es in trauriger Ahnung, daß ſie im Laufe des Jahres leidens- und ſchmerzvoll vor dem bleichen Prieſter ſchlagen werden, und die Lieder, die ſie ihm am Jahrestage ſeiner Heiligwerdung ſingen, die Blumen, mit denen ſie ihn bekränzen — halb hat ſie die Ehrfurcht, halb der Beſtechung dargebracht. —

Das Feſt des heiligen Johann v. Nepomuk kam als eine böſe Stunde für Joſſef.

Die Prozeſſion, die aus der Kirche nach der Brücke zu ſich bewegte, ging an ſeinen Fenſtern vorüber. Schallende und weithin läutende Glocken flatternde Kirchenfahnen, brauſende Geſänge, die über Wieſe und Feld hinüber tönten und die Lerche herausforderten aus dem Blau des Himmels, wo ſie verborgen ihr ſchmetterndes Lied ſang! — und in der langen Reihe der frommen Schaar, die lobpreiſend und ſingend zu dem Heiligen auf der Brücke zog — auch Madlena!

Fertig glaubte er geworden zu ſein mit ihr! und nun brachte jedes höher ſich ſchwingende Weihrauchwölkchen, das aus den Rauchfäſſern der Knaben aufwirbelte, jeder verirrte Laut, jedes Flattern der in den Lüften wallenden Kirchenfahnen Sturm in ſein Blut, machte ſeine Fauſt ſich ballen und ſein Auge funkeln!

Der Heilige, dem all dieſe Feier galt, all dieſe Ehre entgegenging, St. Johann v. Nepomuk vergällte ihm nicht die Stunde, aber was wollte Madlena dabei? dachte er bei ſich. War St. Johann v. Nepomuk für ſie von der Prager Brücke in die Moldau geworfen worden? Gehörte ſie zu ihm? Und mußte ſie gerade mit der Prozeſſion an ſeinem Fenſter vorübergehen? Gab es keine andere Art als „Getaufte“ zu erſcheinen, als Mutter und Bruder offen vor aller Welt Hohn zu ſprechen?

Darum war das heurige Johannifeſt einer der trübſten Tage ſeines Lebens. Nichts geſchah im Hauſe recht, Alles ſtrebte ihm entgegen, um ihm ſein Daſein zu verkümmern. Die forſchenden Augen der alten Mutter lagen oft minutenlang auf ihm, mit tauſend Ohren vernahm er die unausgeſprochene Frage: Was ihm denn wieder fehle, ob er denn noch nicht fertig geworden? Manches harte Wort ließ er gegen die treue ſiebzigjährige Frau fallen, deren einziges Vergehen darin beſtand, daß ihn ihre Augen zu fragen ſchienen. Um Allem zu entgehen, ſchützte er am Nachmittage einen Gang ins nächſte Dorf vor; in der That aber wollte er ſich ſelbſt entrinnen. —

Es trieb ihn ruhelos über Feld und Wieſe, und wenn er einem Menſchenantlitze nicht zu begegnen brauchte, wich er ihm lieber aus. In ſinkender Nacht kehrte er wieder heim. Als er an ſein Haus kam, erwartete ihn dort eine hohe finſtere Geſtalt, in der Joſſef trotz der Finſterniß den Bauer Stepan Parzik erkannte. Seit dem räthſelhaften Verſchwinden Anezkas war der „Dechant" nicht geſehen worden. Joſſef erſchrak, als er ſich wieder dieſem wilden Bauer gegenüber ſah.

„Parzik," rief er, „was willſt du hier?"

„Ich habe mit Euch noch etwas zu ſprechen, Herr Joſſef," ſagte dieſer dumpf, „aber hier bei Euch kann's nicht ſein."

„Und das muß jetzt ſein?" fragte Joſſeff erſtaunt, „iſt morgen nicht auch ein Tag?"

„Es muß noch heute ſein", entgegnete der Bauer, deſſen Stimme ein ungewöhnliches Zittern nicht verbergen konnte.

„Es muß das etwas ganz Merkwürdiges ſein", ſprach Joſſef halblaut vor ſich; zu Parzik aber ſagte er: „Kommt alſo in die Stube herein und bringt da vor, was ihr habt."

„Das geht nicht, Herr Joſſef," entgegnete kopfſchüttelnd der Bauer, nicht hier und nicht in der Stube kann ich mit Euch ſprechen, Ihr müßt heute um elf Uhr auf die Brücke kommen, nur da kann ich's Euch vertrauen, anderswo nicht, wollt Ihr kommen?"

Joſſef ſann eine lange Weile, es ſchien ihm faſt nicht räthlich, mit dem wilden Parzik in ſo ſpäter Stunde auf einem und demſelben Fleck Erde zu athmen, dann fragte er raſch:

„Muß ich dabei ſein?"

„Lieber wär's mir," ſagte der Bauer, „ich muß Euch etwas von meiner Tochter erzählen."

„Wißt Ihr denn noch nicht, wo Anezka hingekommen?"

„Gott weiß es," ſagte Parzik mit bebender Stimme „und der da drüben."

Er zeigte mit der Hand nach den hellerleuchteten Fenſtern der Pfarrei.

Ein ſeltſamer Gedanke fuhr durch Joſſefs Gehirn.

„Ich komme," ſprach er, „heute um 11 Uhr."

„Sicher?" fragte Parzik düſter.

„So wahr ich lebe." —

„Gebt mir Eure Hand drauf."

Joſſef ſchlug in die dargereichte Rechte Parziks ein. Ohne ein Wort weiter an ihn zu richten, verlor ſich der Bauer in der Nacht des Dorfes. —

Als Joſſef um 11 Uhr Nachts den Weg nach der Brücke einſchlug, wo ihn Parzik erwartete, mußte er an Madlenas Wohnung vorübergehen. Er ſah noch Licht darin brennen, und wie damals, als er nach der Kunde der Mutter von dem geſegneten Zuſtand ſeiner Schweſter in tiefer Nacht an ihren Fenſtern gehorcht hatte, trieb es ihn auch jetzt dort zu lauſchen.... zu erfahren, warum in ſpäter Stunde noch Licht bei ihr brenne. Ein einziger Blick zeigte ihm ein ganzes, rührend ſchönes Bild. Madlena ſaß an der Wiege ihres Kindes mit nickendem ſchläfrigem Kopfe, die eine Hand an das Spinnrad gedrückt, deſſen Rad nicht ging, die andere unbewußt die Wiege ſchaukelnd. Das Licht auf dem Tiſche ließ das Alles ſehr deutlich erkennen.

„Iſt das Kind krank?“ überkam es ihn mit wunderbarer Gewalt des empfangenen Eindruckes.

Dann ſchlich er leiſe fort, faſt fürchtend, als ob ein ſchwerer Tritt Madlena aufwecken könnte.

Als er zum Dorfe hinaus kam, fiel ihm erſt das nächtliche Stelldichein mit Parzik ein, ſo mächtig war der vorhergehende Moment für dieſe ſo ſtürmiſch bewegte Seele geweſen. Mit dem Bauer fiel ihm auch ſogleich die angebliche Urſache dieſer Beſprechung ein. Anezka ſollte der Gegenſtand ſein, die unter ſo eigenthümlichen, mehr als räthſelhaften Umſtänden verſchwundene Magd! —

„Ob ſie von Madlena doch iſt angeſtiftet worden?“ fragte er ſich jetzt, „und ob Parzik etwas davon weiß?“ —

Mit Herzklopfen eilte Joſſef nach der Brücke, kein Augenblick ſchien ihm zu verlieren.

Als er die Brücke betrat, kam ihm Stepan Parzik, gleichſam erſt geboren aus der rings lagernden Nacht, plötzlich entgegen. Ein Grauen überkam ihn.

„Herr Joſſef?“ fragte leiſe der Bauer.

„Ich bin's, Parzik. Was wollt ihr?“ fragte Joſſef zagend.

„Kommt.“

Parzik ging voraus, nur zögernd folgte Joſſef. Sie ſchritten noch über die ganze Länge der Brücke, unter der das Waſſer lautlos, faſt abſichtlich ſchweigſam dahin strömte. Mond, Sterne und Wellen hatten ſich das Wort gegeben, im Einverſtändniſſe — zu ſchweigen.

Aus dem Dunkel der Nacht leuchtete die weiße Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk hervor; ein einfaches Lämpchen in einer farbigen Papierlaterne brannte vor dem bleichen Prieſter aus Holz, der mit Blumenkränzen, Bändern und Laubwerk ſo verdeckt war, daß nur das matt beleuchtete todesſelige Antlitz dazwiſchen hervorblickte.

Hier blieb Parzik ſtehen. Minutenlang ſtanden die beiden Männer ſich ſprachlos gegenüber. Endlich begann der Bauer:

„Da ſteht ein Chriſt und ein Jud vor dem heiligen Johann von Nepomuk und Keiner von Beiden zieht den Hut vor ihm ab. Woher kommt das.“

„Ich verſteh' Euch nicht, Parzik,“ ſagte Joſſef beklommen.

„Das verſteht ein jedes Kind,“ entgegnete der Bauer rauh auflachend, „der Chriſt will von dem heil. Geiſtlichen da nichts wiſſen und der Jud weiß ohnehin nichts von ihm. So iſt's, Herr Joſſef.“

Dem graute vor dieſer wilden Stimmung des Bauers, die er aus dem täglichen Umgange mit ihm nur zu ſehr fürchtete.

„Bin ich deßwegen hergekommen?“ ſagte er und wandte ſich zum Fortgehen.

„So wartet doch nur Herr Joſſef,“ rief Parzik und erfaßte den Vorwärtsſchreitenden an der Hand.

„Was wollt Ihr, Parzik?“ ſagte nun Joſſef ernſt, „einen Spaß treiben laſſe ich mit mir nicht.“

„Hört mich an, Herr Joſſef,“ ſprach der Bauer und ließ deſſen Hand los, „Ihr wißt, mir liegt viel gegen die Pfaffen auf dem Herzen; wenn der Herr Gott ſelbſt herunterkommt, ich ſag' ihm das frei ins Geſicht.“

„Und was geht mich das an?“ fragte Joſſef ruhig.

„Euch geht's ſchon an,“ ſagte Parzik, „ſehr ſtark geht Euch das an. Der Pfaff im Dorf hat's gemacht, daß meine Anezka aus deinem Hauſe fortgegangen, der Pfaff iſt Schuld daran, daß Anezka verſchwunden iſt, kein Menſch weiß wohin. Aber gebt Acht, nach einigen Wochen, vielleicht erſt nach einigen Monaten, da kommt ſie wieder, und da wird, der dort in der Pfarrei ſitzt, ſie zu ſeiner Wirthſchafterin machen, zu ſeiner Wirthſchafterin! Und Stepan Parzik ſoll der Vater von des Pfarrers Wirthſchafterin ſein!“

Die Stimme des Bauers klang faſt wie unterdrücktes Schluchzen, ſie berührte Joſſefs Seele gewaltig; er konnte ſich einen Stepan Parzik nicht weinend vorſtellen.

„Und wenn's nicht wahr wäre?“ meinte er mit tröſtend weichem Laute, „wenn Anezka doch wieder käme?“

„Der da ſteigt eher aus der Kapelle heraus," meinte der Bauer mit ſeinem frühern rauhen Lachen, „als daß die zurückkommt. Die iſt in Grund und Boden hinein verdorben: es ſcheert ſich keine Katz' mehr um ſie."

Joſſef entgegnete nichts.

„Aber der im Dorfe" fuhr Parzik zähneknirſchend fort, „ſoll ja nicht meinen, ich kann ihm nicht ſeinen Wolfszahn herausreißen. Ich hab' einen Hund, den hetz' ich auf ihn, und der muß ihm ins Bein beißen, daß er für immer krumm und lahm geht."

Trotz des Dunkels der Nacht konnte Joſſef den leuchtenden Blitz ſehen, der aus des Bauers Augen herausbrach.

„Kommt Parzik," ſagt er mitleidig, „ihr ſeid heute zu wild, ich ſelbſt will mir Mühe geben, daß Euch Euere Tochter wieder zurückkommt."

„Was wißt Ihr davon," ſchrie der Bauer wüthend, „wenn's Zeit iſt oder nicht? Heute iſt's Zeit, gerade heute, ich bin dazu aufgelegt, nicht zehntauſend Pferde könnten mich mehr von dieſem Flecke da wegbringen."

„Was willſt du denn eigentlich anfangen?" fragte Joſſef mehr erſtaunt als neugierig.

Parzik trat der Kapelle näher. Er zeigte mit dem Finger nach dem bleichen, nur matt beleuchteten Antlitz des böhmiſchen Märtyrers. Er wollte ſprechen, aber ein gewaltiger Krampf ſchien ihm die Kehle zuſammenzuſchnüren. Nur mühſam entrang ſich ihm ein Laut.

„Sieh,“ ſagte er mit gedämpftem Tone, „den ſie da mit Blumen und Laub und Bändern geſchmückt haben, das iſt auch Einer von denen geweſen, den die Pfaffen dem Volke beſcheert haben. Es iſt aber kein wahres Wort daran, daß ſie ihn einmal von der Brücke in die Moldau geworfen haben. Das haben die Pfaffen ſelbſt erfunden, und Einer hat's nachgeſchrieben und Millionen Menſchen haben ihnen das geglaubt.“

„Ein Heiliger!“ rief Joſſef entſetzt, „wie ſprecht ihr doch, Parzik.“

„Was Heiliger!“ ſchrie der Bauer, „es gibt keine Heiligen. Meinſt du, wenn ſie ihn auch wirklich in die Moldau geworfen haben, ſo ſind dann die fünf Sterne um ſeinen Kopf erſchienen? Du Narr, du abergläubiſcher Narr! Oder man hat die Zunge gefunden und es iſt Blut herausgefloſſen? Du abermals Narr und Abergläubiſcher! Das Alles haben die Pfaffen erfunden und das Volk hat's ihnen geglaubt. Die Pfaffen haben Einen gebraucht, daß ſie dem Volke einreden könnten: ihr müßt Euere Sündenſchuld Tag für Tag im Beichtſtuhl abthun, ſonſt könnt ihr nicht ſelig werden, und da haben ſie nun, um zu zeigen, wie treu der Geiſtliche die Beichte behält, den „heiligen“ Johann v. Nepomuk erfunden. Aber es iſt kein wahres Wort daran.

„Fluch nicht,“ ſagte Joſſef ernſt, „du weißt das nicht beſſer, als dein Vater, dein Großvater und dein Urgroßvater, und die haben auch an ihn geglaubt, haben ihn auch für einen Heiligen gehalten.“

„Die waren auch von den Pfaffen verdorben.“ rief Parzik grimmig. „Könnten die nur die Erde abſchütteln, die auf ihnen liegt, du möchteſt erfahren, ob der ihnen auch ein Heiliger iſt?“

„So red' doch nicht ſo,“ meinte Joſſef ärgerlich.

„Was ſoll ich aber thun, wenn's ſo iſt? Ich will dir auch gleich den Beweis geben, daß der da kein Heiliger iſt.“

„Was willſt du thun?“ fragte Joſſef ſchaudernd.

„Dem da,“ ſagte Parzik rauh lachend, „haben ſie zu viel Blumen und Laub und Bänder angethan, es iſt das Alles zu viel für einen Heiligen, und der braucht das nicht. Ich weiß, der Pfaff wird ſich ärgern, wenn er morgen da herauskommt und findet, daß man ſeinem Heiligen die Kleider ausgezogen hat.“

„Das willſt du thun?“ ſchrie Joſſef.

Parzik faßte bereits mit einer Hand nach einer mit Laub umwundenen Säule. Joſſef fiel ihm in den Arm.

„Das wirſt du nicht thun,“ ſagte er ernſt.

„Warum nicht?“ entgegnete faſt ruhig der wilde Bauer.

„Weil man's nicht thun darf,“ ſagte Joſſef mit Feſtigkeit in Stimme und Geberde.

„Das ſagſt du?“ rief Parzik rauh lachend.

„Weil man ſich an dem Heiligen nicht vergreifen darf, weil das Sünde iſt.“

„Er iſt aber kein Heiliger.“

„Hör' mich an, Parzik,“ ſagte Joſſef, den die ganze Gewalt ſeiner tiefen religiöſen Ueberzeugung überkommen hatte, „hör' mich an. Wenn tauſend und zehntauſend und Millionen Menſchen an etwas Heiliges glauben, ſich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und Einer glaubt nicht daran, meinſt du, der Eine darf aufſtehen und ſagen: Ich glaub' nicht daran, ſchafft mir das Heilige aus den

Augen, denn es ärgert mich? Meinſt du, der hat das Recht dazu? Tauſend und zehntauſend und Millionen Menſchen müſſen aufſtehen, und kommen, müſſen ſagen: Wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig iſt. Gott ſei davor, wenn das aber nur ein Einziger thun will, ich ſag' dir, Parzik, es gibt gar keine größere Sünde!“

„Du biſt auch Einer von den Pfaffenfreunden,“ ſprach der Bauer dumpf, ohne die Hand von der umlaubten Säule abzulaſſen, „an dir iſt Einer verloren gegangen, der möcht' den einzigen Löffel im Hauſe verkaufen, um ihn dem Geiſtlichen zu geben.“

„Sag' was du willſt,“ erwiderte Joſſef feſt, „ich leid's nicht, daß du an dem Heiligen da nur mit einem Finger anrührſt.“

„Du?“ lachte der Bauer.

„Ich,“ ſagte Joſſef, und ſtellte ſich drohend dem Gottesſchänder entgegen.

Parzik hatte die Hand von der Kapellenſäule fahren laſſen, die Männer maßen ſich mit ſtummen Blicken.

„Ich will doch ſehen, wer mir das wehren kann,“ ſagte Parzik mit grauenhafter Ruhe. Ein Lichtſtrahl aus der farbigen Papierlaterne, die vor dem Heiligen brannte, fiel auf Joſſefs Antlitz, auf dem der Muth einer höhern Sache lag; ſeine Wimper zuckte nicht.

Eben ſo kalt, aber mit mehr Feſtigkeit in der Stimme, als der wildbewegte Bauer, entgegnete Joſſef:

„Unterſteh' dich.“

Statt aller Antwort packte Parzik die Laubſäule mit der ſtarken Fauſt, daß ſie unter dieſer ſchweren Wucht in ſich zuſammenwankte. Aber ſchon lag auch der Arm Joſſefs auf ſeinem Nacken und der Bauer ſtürzte zu Boden; es dröhnte faſt, als ſei ein mächtiger Baum im Walde vom Sturm niedergeriſſen worden.

Parzik ſuchte ſich loszumachen und ſchlug mit der freien Hand auf Joſſef los, der hielt ihn aber wie mit Eiſenbanden feſt. Kein Wort als die unterdrückten Laute der beiden Ringer tönte durch die ſtille Nacht. Dieſer ſtumme Kampf hatte etwas Grauenhaftes, wie es die Sprache nicht auszudrücken vermag. Zwei ſtarke Männer, jeder bedacht, das Uebergewicht zu erlangen, Keiner eigentlich den Andern haſſend, und doch bemüht, ihm ſelbſt ans Leben zu gehen, wie es die Noth erforderte! Dem Bauer war es faſt gelungen, ſich von ſeinem Gegner loszuringen; er biß Joſſeph in den rechten Fuß, daß dieſer vor Schmerz laut auf ſchrie und wegtaumelte.

„Du Pfaffenfreund! . . . du Pfaff,“ ſchrie Parzik, und raffte ſich auf, „wart', dir will ich auch zeigen, . . . du Pfaff.“

„Es geht um's Leben, Parzik,“ rief bebend vor Kampf und Erſchöpfung Joſſeph. „Einer geht nicht lebendig fort von hier.“

Parzik wollte mit dem Blicke eines Habichts, der ſeine Beute in nächſter Nähe bemerkt, auf Joſſeph mit einem Sprunge losfahren, als hinter der Kapelle ein furchtbarer Schrei ertönte, der den beiden Ringern das Blut im Leibe gefrieren machte. Gleich darauf ſtürzte eine Geſtalt hervor, die an Joſſeph zuſammengenickt darniederſank. Es war ein Weib.

„Schlagt ihn nicht todt,“ bat ſie mit hochaufgehobenen Händen, „ſchlagt ihn nicht todt, es iſt ja mein Vater!“

Aus der Laterne vor dem blumenbekränzten Heiligen fiel ein dürftiger Strahl auf die knieende Geſtalt. Die Männer erkannten ſie.

Es war Anezka.

11. Ein Blüthenkelch geht auf.

Als der Bauer ſeine Tochter erkannt hatte, war ſein gewaltiges Weſen tief erſchüttert worden. Beide Hände vor das Geſicht geſtemmt, ſah er faſt aus, als ſchäme er ſich, der wilde Stephan Parzik, vor ſeiner Tochter! Ohne mehr zu fragen, wie Anezka ſo urplötzlich herkomme, was ſie hergebracht, ging er fort. Er ſchlug den Weg nach dem Dorfe ein; auf der Brücke ſchallten noch ſeine Schritte eine Weile fort; bis Alles, was an das Daſein des Bauers gemahnte in der Stille der Nacht verſchwand.

Zu Joſſeph's Füßen weinte noch immer die hingeſunkene Anezka.

Was um ihn her vorgegangen war, dünkte ihn ſelbſt ſo wunderbar, daß er nicht zu Worte kommen konnte. Jetzt erſt, nachdem Parzik den Schauplatz dieſes Ereigniſſes verlaſſen, ſanken ihm die bis dahin ſo gewaltig aufgeregten Kräfte ſeines Körpers, die Hände waren ihm ſchlaff geworden, es war ihm faſt, als ſeien ſie ihm vom Rumpf abgehauen. Dunkel ſchwamm es vor ſeinen Augen.

Um nicht vor Ermattung umzuſinken, mußte er ſich an eine der Säulen lehnen, die die Kapelle des heiligen Johann von Nepomuk trugen. Er fühlte ſich zum Sterben matt.

So erbarmenswerth die Lage des Mädchens war, das wimmernd vor ihm im Staube lag, er konnte ihr nicht helfen, denn ihn ſelbſt hätte um dieſen Augenblick ein Kind umwerfen können, ſo vernichtet war ſein eigenes Weſen. Die kühle Nachtluft erfriſchte ihn allmählig; er fühlte wie das Blut immer wärmer wurde in ihm; wie die Lebenskräfte zurückkehrten.

„Anezka," rief er leiſe, „ſo erzähl' doch, wie biſt jetzt auf einmal hergekommen?"

Die Magd richtete ſich auf den Knien vom Boden auf. Joſſeph erſchrack über den furchtbaren Anblick, der ſich ihm in dem mattbeleuchteten Antlitz des Mädchens darbot. Es war das einer Todten, die vor dem letzten Athemzug noch irgend ein ſchweres Leid durchgekämpft hat. Das Kopftuch war zurückgefallen, die ſchwarzen Haare lagen über der bleichen hohen Stirne.

„Anezka," ſagte der tieferſchütterte Mann, „was machſt du? Wie kommſt du her? Biſt du krank geweſen?"

Keine Antwort

Noch einmal mußte Joſeph mit den lindeſten Tönen einer erbarmungsvollen Seele ſeine Fragen an die Unglückliche richten, bis ſie endlich aus ihrem Schmerz zu einem verſtändigen Worte ſich ermannen konnte.

„Redet nur nicht mit mir,“ rief ſie ſchluchzend, „ich bin nicht werth, daß ihr mich anſpeit, redet nicht mit mir!“

„Red' Anezka,“ ſagte Joſſeph ſanft, „was iſt dir? Ich hab' jetzt Alles vergeſſen, was du uns angethan haſt. Die Babe beſonders, die kann dich nicht aus dem Sinn bringen, und es vergeht faſt kein Tag, wo ſie nicht deiner gedenkt.“

„Die Babe, die gute Babe,“ rief Anezka, und rang verzweiflungsvoll die Hände, „ſchlagt mich nur gleich todt, Herr Joſeph, es geht ſo nichts Gutes an mir verloren.“

„Närriſches Kind,“ ſagte Joſſeph theilnehmend, „du weißt vielleicht gar nicht, was du gethan haſt. Warſt ja immer ein ſo gutes Mädchen, und in unſerer Familie biſt du ja wie das Kind im Hauſe gehalten worden.“

Joſſeph ahnte nicht, daß gerade dieſe linden ſanften Worte wie Gifttropfen in die Seele dieſes armen Geſchöpfes fielen.

„Schweigt, ſchweigt,“ rief ſie, „ſonſt thu' ich mir vor Euern Augen ein Leides an. Ich bin's ja nicht werth, daß ein Menſch zu mir ſagt: Pack' dich, du Schelmin. Wenn nur Einer käme und ſchlüg' mir die Hacke vor den Kopf, daß ich nicht mehr zu leben brauchte!“

Unwillkürlich mußte Joſſeph an die „Wirtſchafterin“ des Pfarrers denken, die Stephan Parzik zu dem verruchten Entſchluſſe, das Heiligenbild zu verſchänden getrieben hatte. Die Frage ſtand ſchon auf ſeinen Lippen, als Anezka ſchluchzend wieder begann:

„Es wäre ſchon Alles beim Alten geblieben und ich hätt' meine gute Babe nimmer und nimmer verlaſſen, bis an ihren Tod, und ſelbſt da hätt' ich mir die Augen ausgeweint, wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß. So aber iſt Einer dazwiſchen gekommen, und jetzt iſt Alles aus.“

„Was weißt du jetzt?“ fragte Joſſeph.

„Daß ihr kein Feind unſerer Religion ſeid —“

„Das bin ich auch nicht,“ ſagte Joſſeph mit dem vollem Bewußtſein einer glaubensſtarken Seele, „das bin ich auch wirklich nicht,“ ſetzte er wie bekräftigend hinzu.

„Wer weiß das beſſer als ich,“ entgegnete die Magd mit wunderbar feierlichem Ton, „wer weiß das beſſer als ich? War ich nicht dabei, als ihr den Vater von der Hölle gerettet habt? Der Vater hat ſeine Hand ausgeſtreckt gegen den Heiligen und da habt ihr ſie zurückgehalten, und er hat's nicht ausführen können. Der Pfarrer hat immer geſagt: der Vater kommt in die Hölle, weil er an den Heiland und die Heiligen nicht glaubt, aber er wird doch nicht dahin kommen, denn er hat den Heiligen nicht berührt und die Flammen werden ihn nicht verzehren.“ —

Aufmerkſam hatte Joſſeph dieſem leidenſchaftlichen Ausbruch einer ihm faſt fremden Seele vernommen. In leiſen Umriſſen dämmerte das Bewußtſein ſeiner vollbrachten That vor ihm auf und faſt glaubte er in dieſem Augenblicke, er habe das wirklich gethan, was Anezka mit ſo feuriger Zunge als ſein Werk ausgab.

„Anezka,“ ſagte er nach einer Weile, „wer hat dir denn geſagt, daß ich ein Feind von Euerer Religion bin?“

„Der neue Pfarrer,“ verſetzte die Magd ohne Zögern.

„Der? wie kann der das wiſſen? er hat mit mir noch keine zehn Worte geſprochen.“

„Er hat's doch immer geſagt,“ entgegnete die

Magd, die ruhiger geworden war. „Geſagt hat er's, und ich hab's ihm endlich geglaubt.“

„Wie hat der Pfarrer nur das wiſſen können?“ ſprach Joſſeph wie träumeriſch vor ſich hin. Unbegreiflich ſchien es ihm und ſchwer erfaßbar, daß man ſein perſönliches Verhältniß zu Madlena für Religionshaß anſehen konnte. Die Magd hatte die leiſe vor ſich hingeſprochenen Worte Joſſefs vernommen; ſie ſagte:

„Er hat Alles gewußt, wie wenn er in unſerem Hauſe aus- und eingegangen wär'. Er hat dort Jemand gehabt, der hat ihm Alles ausſpionirt und es ihm wieder erzählt. So hat er's leicht wieder wiſſen können.“

„Und das warſt du?“ fragte Joſſeph ſanft.

Schluchzend rief Anezka:

„Seht ihr, daß ich nicht werth bin, daß ihr nur ein Wort mit mir ſprecht? Ihr habt mich mit zehn Jahren in Euer Haus genommen, meine Mutter war todt und ich ein Waiſenkind. Die gute Babe hat mich aufgezogen wie ein eigenes Kind, aber ich bin eine Schelmin geworden, nicht werth, daß ſie der Boden trägt. Ich hab' Euch alle verkauft und verſchimpft nnd verrathen. Das kann mir Gott nicht mehr verzeihen.“

„Laß gut ſein, Anezka,“ ſagte Joſſeph mild, „der Menſch weiß nicht immer, was er thut. Es iſt auch Alles ſchon vergeſſen, und wenn du heute wieder zur Babe kommſt, ſo ſchickt ſie die Andere wieder fort. Alle Tage meint ſie, es fehlt ihr die rechte Hand. Sag' nur das Eine, wer hat dich denn angeſtift, daß du ſo auf einmal, ſo ohne alle Vorbereitung aus unſerem Hauſe gegangen biſt? Das hat uns viel Kummer und Herzweh gemacht. Sag's aber ohne Falſch, und lüg' nicht.“

„Der Pfarrer hat mir's befohlen,“ ſagte die Magd ſtockend.

„Wieder der?“ ſchrie Joſſeph zornig, „warum? und befohlen gar?“

„Wegen euerer Schweſter —“

„Was geht die ihn an?“

„Er hat mir's doch befohlen,“ erzählte die Magd mit jenem Tone trockenen Schmerzes, der im unumwundenen Geſtändniß ſeine Linderung ſucht. „Am Sonntag vor drei Wochen, da hat er mich durch ſeine Wirthſchafterin zu ſich rufen laſſen; ich hätte mein ewiges Seelenheil verwirkt, ſo hat der Pfarrer geſprochen, und müßte lebendig zur Hölle fahren mit all' meinen Sünden, wenn ich nur eine Minute länger in dem Judenhauſe bleiben werde. Schon, daß ich bei

Juden in Dienſt bin, ſchon das ſei eine große Sünde, beſonders aber, bei ſo Einem, wie Ihr, Herr Joſeph. Es wäre nicht erhört, wie ihr eure Schweſter behandelt, bloß, weil ſie eine Katholikin geworden iſt, und wenn ich nicht wollt', daß ſich meine Mutter im Grabe umkehrt, ſo ſollt' ich machen, daß ich fortkomme. Allerwärts ſei es beſſer, und ſelbſt wenn ich Hunger leide, als bei ſo Einem, der ſeine eig'ne Schweſter, die niederfällt vor ſeinem Hauſe und faſt umkommt unter der Laſt, im Staub liegen läßt und ihr nicht aufhilft und das Kind fortjagt, welches ihr helfen will. Der Pfarrer hat geſagt: das hätt' nur der Ahasverus gethan, als ſie den Herrn und Heiland zum Kreuz geſchleppt haben, der hätt' aber auch ſeine Strafe bekommen."

„Schmah Jisroel," murmelte Joſſeph vor ſich, „das iſt's alſo!" „Und auch das, was auf der Gewölbthür geſchrieben ſtand," fragte er tonlos, „iſt das auch vom Pfarrer gekommen?"

„Das hab' ich in der Nacht ſchreiben müſſen, wie Alles geſchlafen hat."

„Du," rief Joſeph überraſcht, „und der Pfarrer hat dir's befohlen?

„Er hat zu mir geſagt, das Haus des Juden muß bezeichnet werden, als die Wohnung eines Menſchen, der nicht beſſer gethan hat, als Ahasverus gegen unſern Herrn und Heiland."

Selbſt daß die Magd ſich beim Ausſprechen des Gottesnamens bekreuzte. überſah Joſſeph in dieſem Augenbilcke; ſeine Augen brannten noch immer auf der vor ihm im Dunkel der Nacht knieenden Geſtalt; ſeine Lebensgeiſter ſtanden alle auf der Lauer.

„Anezka," ſagte er leiſe, faſt mit Scham, „ich habe das Geſchriebene damals nicht verſtanden."

„Ich auch nicht. Mir hat's erſt der Pfarrer erklären müſſen," verſetzte die Magd, „dann hab' ich's auch geſchrieben,

„Sag' mir's" rief Joſſeph bebend.

Nur die Nacht konnte ſo dichte Schleier um ein Menſchenantlitz weben, daß nicht ſichtbar ward, wie es vor innerer Aufregung zuckte, und dann wieder ſo ſtumpf wurde, als wäre es von Starrkrampf befallen.

„Wie ſie den Herrn und Heiland, hat mir der Pfarrer geſagt, zum Sterben hinausgeführt haben, da hat er ſein eigenes ſchweres Kreuz mit ſich ſelbſt auf dem Rücken ſchleppen müſſen. Da könnt' ihr Euch leicht denken, was das für eine Laſt haben muß, wenn darauf ein Menſch hat zu Tode gekreuzigt werden ſollen! Er aber war ſchwach, denn ſie hatten ihn ſo gepeinigt, daß ihm keine Kraft mehr geblieben war. Jeden Augenblick iſt er auf dem langen Weg zuſammengeſunken, und das Blut iſt mit dem Schweiß über ſeine Stirne gefloſſen, denn auch eine Dornenkrone hat er angehabt. Am Hauſe eines Schuſters, da hat der Herr und Heiland nicht einen Schritt mehr weiter machen können; er iſt umgeſunken, wie Einer, der vor Müdigkeit die Seele aufgibt. Der Schuſter iſt draußen geſtanden, und wie der Herr und Heiland ſo im Staube liegt und zu vergehen meint, bittet er den Schuſter, er möchte ihm doch helfen, oder doch Waſſer ihm reichen. Der aber, was meint ihr? der hat den Herrn und Heiland mit dem Fuße von ſich geſtoßen, den armen, todtmüden Herrn und Heiland! Mit einem Blicke, der iſt dem Schuſter bis in die innerſte Seele gedrungen, hat ihn der Sohn Gottes angeſehen und geſagt: Ahasverus, ſo hat der Schuſter geheißen, du ſollſt nicht leben und nicht ſterben können, und wirſt herumwandern auf der Erde bis an das letzte Ende aller Tage. Und wie der Herr und Heiland geſagt hat, ſo iſt's auch geſchehen. Der Schuſter hat ſeitdem keine Ruh' gehabt."

Schwer ließen ſich die Worte zuſammenfinden, um die Seelenlage eines Mannes zu ſchildern, über den die einfache Erzählung der Magd wie ein Feuerregen ſich ergoß. Die Haare ſtanden ihm zu Berge, es durchrieſelte ihn etwas, wie der Schauer eines kommenden Gerichtes. Minutenlang ſtand oft der Schlag ſeines Herzens ſtille, dann mußte er es wieder mit den Händen halten, daß es die Hülle nicht zerſprenge. So hätte er ſich jene verhängnißvollen Worte, die vor drei Wochen auf der Gewölbthüre geſchrieben ſtanden, nicht gedeutet! Und er ließ ſie noch dort und wuſch ſie nicht ſiebenmal hintereinander ab mit ſcharfer Lauge! Unendliche Seelenangſt hatte ihn befallen.

„Gott, großer Gott! wo haſt du mich hingebracht,“ ſprach er leiſe vor ſich hin. „Und ich hab' doch geglaubt, ich thu' recht, und daß ich eine Sünde begeh', iſt mir ja nicht eingefallen. Anezka,“ ſagte er laut, „hat dir der Pfarrer weiter nichts geſagt?“

„Er hat noch geſagt: Viele gibt es auf der Welt, und die wiſſen nicht, daß ſie ſelbſt der Ahasverus ſind. Sie laſſen Menſchen umkommen an ihrer Seite, wenn ſie nur den Finger auszuſtrecken brauchten. Das ſind beſonders die Juden, wenn Einer von ihnen aus ihrer Mitte geht, und ſich als Chriſten bekennt! Möchten ſie dem nicht gerne die Augen aushacken? tauſendmal an's Kreuz ſchlagen? ſeine Glieder in ſiedendes Blei werfen, und die Aſche in's Meer ſtreuen, daß keine Spur davon bleibt? Aber von ihnen gilt, was der Herr und Heiland geſagt hat: Was ihr Einem von den Meinigen gethan habt, das habt ihr mir gethan, und darum werden die Juden noch lange keine Ruhe haben."

„Anezka," rief Joſſeph mit flammenden Wangen und mit geballter Fauſt, denn die letzten Worte der Magd hatten wieder alle ſeine Lebensgeiſter zum Aufruhr gebracht, „Anezka! wie hat dich der Pfarrer gefoppt! was hat er dir da nicht eingeredet und du haſt ihm geglaubt, als ob's ein Heiliger oder Gott ſelbſt dir's geſagt hätte! Tret' Einer auf und beweiſe mir das, ich könnt' meiner Schweſter nur einen Finger anrühren, oder ich könnt' zuſehen, wie man ſich an ihr vergreift? Lügen hat er dir eingeredet, dein Pfarrer, daß ſie nicht größer ſein könnten. Der Jud iſt gar nicht ſo, mir kannſt du es ſo gut glauben, als deinem Geiſtlichen, ſo nicht. Meinſt du denn wirklich, ich könnt' das meiner Schweſter thun? Nicht ein Haar auf ihrem Kopfe könnt' ich ja anrühren!"

Die letzten Worte ſprach er mit jenem ſtockenden Tone, der die innere Selbſtanklage ſchwer übertäubte; er ſtammelte ſie faſt; indem er ſie ſprach, ſchrillte eine andere Stimme in ihm, die ganz anders lautete. Aber konnte er denn anders ſprechen?

Wie wunderbar mußte es dieſen Mann überkommen haben, daß er vor ſeiner eigenen Magd, die ihm gedient, und der er ein Herr geweſen, ſein innerſtes Leben ſo darthat? daß er ſich demüthigte vor ihr, und es für nöthig hielt, Entſchuldigungsgründe vor ihr zu ſtammeln! Ja, wunderbar muß es ihn überkommen haben, und der Geiſt dieſer Stunde muß ein gewaltiger geweſen ſein, daß er ſich erheben konnte aus dem Staube, in den ihn eine einfache Erzählung der Magd geworfen hatte, ſich aufrichten aus dem Drangſal, das mit feuriger Zunge zu ihm redete, und dennoch ſagen: das iſt nicht wahr, es iſt eine ungeheure Lüge.

Als die Magd nach dieſer Erklärung ſtumm und verwirrt zu ihm aufblickte, fühlte er erſt und wußte es, was er zu ihr geſprochen.

„Glaub's ja nicht, Anezka," rief er noch einmal, „glaub's ja nicht, der Pfarrer hat dir nicht das Rechte verkündet. So iſt der Jud' nicht, ſo wirklich nicht, mir mußt du glauben . . . So iſt es nicht."

Schluchzend, aus tiefinnerſtem Herzen weinend, ſprach die Magd:

„Ich hab's ja doch geſehen, Herr Joſſeph, wie ihr meinen Vater zurückgehalten habt. Zur Hölle wär' er gefahren, wenn ihr nicht dabei geweſen. Es iſt jetzt Alles wie herausgewaſchen aus mir, ich könnt' mich eher umbringen laſſen, als euch jetzt ein böſes Wort nachſagen. Der Pfarrer hat gelogen, und wer ihm nicht hätt' glauben ſollen, das war ich. Jetzt glaub' ich Euch mehr als ihm."

Und doch, und doch! —

Joſſeph wollte noch ſprechen; er wußte, daß er die Magd mit einer zweiten Lüge belaſtet habe, die nicht leichter wog, als die andere. Warum ſprach er nicht? warum hielt er das Wort zurück? Fiel es ihm ſo ſchwer, ſich noch einmal zu demüthigen, der Magd noch einmal zu ſagen: Sieh', ſo ganz unwahr hat der Pfarrer doch nicht geſprochen? Vieles iſt unwahr und trifft mich nicht, aber der Kern ſeiner Rede breitet ſich in meiner Seele wie ein Giftbaum aus, und droht ſie mit ſeinen ſtämmigen Wurzeln zu zerſprengen. Warum ſprach er nicht? —

Anezka hatte ſich aufgerichtet, und wandte ſich zum Fortgehen.

„Wohin gehſt du jetzt, Anezka?" rief er leiſe.

„Ich geh' in die Stadt," ſagte ſie, „und da will ich die ganze Nacht durchgehen, dort will ich mich in

Dienſt verdingen. Es iſt doch Alles, Alles aus, und wenn man einen Menſchen verrathen hat, da iſt kein Baum ſo klein, an den man ſich nicht hängen ſoll.“

„Willſt du denn die Babe nicht mehr ſehen?“

Tiefathmend ſagte die Magd nach einer Weile: „Nein, ich komm' nicht eher, als bis zu ihrem Begräbniſſe, da will ich aber kommen.

„So geh! — — —“

Als Joſſeph von ſeinem nächtlichen Gange wieder an Madlenas Haus vorüberkam, brannte noch immer das Licht darin. Sie ſchlief alſo noch nicht? Mußte ſie noch immer an der Wiege ihres Kindes wachen?

12. In der elften Stunde.

Die alte Marjim ahnte nichts von den Erlebniſſen dieſer furchtbaren Nacht; ſeit langen Jahren war ſie nicht in einem ſo tiefen Schlafe gelegen, als gerade diesmal. Als ſie ſpät am Morgen die Augen aufſchlug, ſah ſie Joſſeph in dem Winkel der Stube, der gegen Sonnenaufgang liegt im andächtigen Gebete ſtehen. Er war gerade bei jener Stelle in den achtzehn Segnungen deren eine Gott, den König der Welt lobpreiſt, daß er „die Sünden vergibt.“ Mit kräftiger Fauſt ſchlug dabei Joſſef an ſeine Bruſt, daß es in der Stube wiederhallte, und die Großmutter nur durch den Umſtand, daß ihr Sohn nicht antworten durfte, von der Frage zurückgehalten wurde, ob denn heute Jom Kippur wäre? Ueberhaupt wollte es ſie bedünken, habe Joſſef noch nie ſo lange geort, wie gerade heute; ſelbſt nachdem er ſchon die Gebetriemen vom Kopfe und dem linken Arme herabgenommen, holte er erſt die Pſalmen herbei. Ein tiefer, aus innerſter Bruſt herauffteigender Seufzer beſchloß die lange Reihe der königlichen Klagegeſänge, die für dieſen Tag beſtimmt waren. Wohl niemals hatten ſie ein verwandteres Menſchenherz berührt, und der heiße Schmerz, der in ihnen ſeine abgehärmten Wangen dem Himmel zeigt, war er nicht auch Joſſef's?

Kaum hatte Joſſef das Pſalmenbüchlein auf den beſtaubten Kleiderkaſten gelegt, wo es ſeinen gewöhnlichen Ort hatte, ſo brach die alte Frau, gleichſam, als wenn ſie es vorbereitet hätte, in ein kicherndes Gelächter aus, daß Joſſeph ſich verwundert umſah, im erſten Augenblicke wähnend, die Mutter müſſe nicht recht „ſinnedig' ſein.

„Guckſt mich an?" ſagte ſie noch immer kichernd, „als ob die alte Marjim auf einmal wär' von ihren Sinnen kommen? Soll ich dir aber etwas Schönes verzählen, und wer heut' Nacht zu mir iſt gekommen?"

Faſt erſchrocken ſah nun Joſſeph nach der Mutter hin, doch ſie ſagte:

„Heut' Nacht iſt dein Urdede, wie er leibt und lebt zu mir gekommen, und hat zu mir geſprochen. Er iſt dir da an meinem Bett geſtanden, als wenn ich ihn noch jetzt ſehen möcht'. Marjim, hat er zu mir geſagt, dein Mann läßt dich grüßen, auf Schabbes wird er von Prag zurückkommen, da läßt er dich bitten, du ſollſt dort beim „guten Ort" auf ihn warten. Gut, hab' ich geſagt, Dede Leben, ich werd' warten auf ihn, und ich laß ihn wieder grüßen. Der Urdede hat ganz ſo ausgeſehen, wie ich ihn noch gekannt hab' als Kind, er hat ſein dreieckig Hütel aufgehabt, und in der Hand hat er ſeinen Stecken mit dem großen ſilbernen Knopf gehalten. Ich ſag' dir, Joſſef, daß mein Urdede ſich die Mühe genommen hat, und iſt zu mir gekommen, das will etwas zu bedeuten haben, was? weißt du vielleicht ſelbſt nicht?“

„Was iſt da Merkwürdigs dran?“ meinte drauf mit ärgerlichem Achſelzucken, Joſſef, „willſt du dir das vielleicht nicht in den Kopf ſetzen?“

„Das ſag' ja nicht,“ verſetzte die alte Frau drauf ernſt, „daß das nichts zu bedeuten hat. Meine Mutter und mein Mann ſind zu mir oft in der Nacht gekommen, und ich bin doch Gott ſei gelobt und gedankt, geſunderheit auf meinen Füßen, wenn die auch nicht recht mehr fort wollen. Aber daß der Urdede iſt zu mir gekommen, red' du, was du willſt, meinetwegen, ich bin nicht mehr ſinnedig, daß der zu mir iſt gekommen, das heißt ſo viel als: Marjim laß dir dein Wanderbüchel geben, die Herberg iſt aufgemacht; Zehrgeld haſt du genug in der Taſche.“

„Narrethei, nichts als Narrethei,“ fuhr Joſſef auf, „wegen einem leeren Traum machſt du dir den Kopf voll.“

„Heißt das ein Gelärm machen,“ verſetzte Marjim eifrig, „wenn ſo ein alt Weib, wie ich Eins bin, von der Welt ſoll! Ich bin vielleicht ein jung Madel und die Jungen kommen zu mir noch auf die Beſchau? Siebenzig Jahr, ſo ſteht's im Siderl, währt unſer Leben, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig. Meinſt du denn, der Mallech Hamowes (Todesengel) führt nicht ſein gut Rechenbüchel?"

„Babe, wie alt biſt du denn ſchon," fragte Fiſchele.

„Mein Kind Leben," ſagte ſie ſchalkhaft, „ſo auf einmal ſagen kann ich's dir nicht. Aber darauf kannſt du dich verlaſſen, wie mein klein Fingerl."

Ohne ſich dann an die Vorwürfe Joſſefs zu kehren, der grollend über die Narrethei der Mutter in der Stube auf und ab ſchritt, ſagte ſie zu ihrem Enkel:

„Nach dem Anbeißen *) wirſt du ſo gut ſein, und wirſt mir das kleine Büchel mit dem ledernen Rücken vom Kaſten herunterlangen. Es muß ſchon viel Staub darauf liegen, denn wie ſie meinen guten Mann haben fortgetragen, war es das letzte Mal, daß ich drin hab' geſagt. Aber ſeitdem der Urdede iſt gekommen, iſt Zeit, daß ich wieder drauf denk! Was haben wir heute für einen Tag?"

„Heut' iſt Mittwoch, Babe," antwortete ſchnell der Knabe.

„Schon Mittwoch?" fragte Marjim faſt verwundert. „Grade drei Tage früher iſt er zu mir gekom-

---

*) Frühſtück.

men, ganz wie es ſich ſchickt. Mittwoch iſt eins, Donnerſtag zwei, Freitag drei und auf Schabbes hat der Urdede geſagt, wird mein Mann von Prag zurückkommen. Alſo kann's nur zwiſchen Freitag und Schabbes ſein.“

Dieſe Worte hatte ſie als ein Alleingeſpräch mit ſich ſelbſt gehalten. Laut rief ſie dann: „Fiſchele, lang mir nur mein Wanderbüchel her.“

„Was für ein Büchel, Babe?“

„Mein Wanderbüchel, mein Wanderbüchel,“ ſchrie ſie faſt, „biſt ein Jüdenkind, und weißt nicht einmal, was ein Meiwer Jabok *) iſt?“

Zornig ging Joſſef zur Stube hinaus; er konnte die Reden der Mutter nicht anhören, die ihm lauter Narrethei waren, die nichts aus und nichts „eintragen,“ und die im Grunde des Herzens ihm doch ſo unendlich wehe thaten. Heftig ſchlug er die Thüre hinter ſich zu.

Die Großmutter ſchüttelte bedenklich den Kopf; ihren Blick unverwandt an der Thüre haftend, durch die Joſſef ſo zornig gegangen, ſprach ſie zu ihrem Enkel:

---

*) Zu deutſch: Der Führer in's Jenſeits, eine Sammlung von beim Sterben und nach dem Tode üblichen Gebeten.

„Was iſt dein Vater doch für ein Narr! Macht er da nicht ein Gelärm, als ob ich ein fünfmonatlich Wickelkind wäre? Und wenn die Welt um ein alt Weib weniger wird? Mein Mann hat ſchon lang genug auf mich gewart' —

Lautweinend ſtürzte der Knabe an das Bett ſeiner Großmutter. „Narrele," ſagte ſie unter wunderbarer Rührung, „meinſt du denn, der Menſch iſt auf der Welt da, damit er ſich alle Woch' einen guten Schabbes macht? Gott der Allmächtige im ſiebenten Himmel droben, der weiß nur zu gut, wenn der Uhr, die in uns ſteckt, ein Rädel ausgebrochen iſt. Was thäten denn ſo viele Menſchen auf der Welt? daß man noch mehr Leid und Kummer vor ſich ſieht? Ich ſag' dir Fiſchele Leben, die zwei Augen, die ſich einmal zugemacht haben, die machen ſich nicht wieder auf, und wenn du eine ganze Kiſte mit Gold und Perlen vor ſie hinſtellſt. Daher lang du mir nur mein Wanderbüchel her, ich hab' noch drei Tag vor mir, die möcht' ich gern für den großen Weg mich gehörig vorbereiten und zu richten, denn man weiß nicht zu welchem großen Herrn man jetzt kommt?" —

Der Jäger im ſtillen Walde hat es ſchon oft erfahren, wie das Wild, dem er nachgeſetzt, mit der Todeswunde in ſich noch Tage lang umherirrte, wie es dann plötzlich unvorgeſehen zu ſeinen Füßen zuſammenſtürzte, die thränenden Augen zu ihm aufrichtete und dann ſtill dalag. So trug auch Joſſef das Erlebniß dieſer Nacht wie eine große Todeswunde in ſich, die er ſorgſam aller Welt verhüllen wollte, damit dieſe nicht gewahr werde, daß auch über ihn die Gewalt einer lange verſchobenen Stunde gekommen war. Die ſichere Ueberzeugung, daß der Traum ſeiner Mutter etwas zu bedeuten habe, daß ihr Ende wenigſtens nahe bevorſtehe, kam wie ein Sturm in dieſe heimlich unterdrückten Flammen und fachte ſie zu einer Lohe auf, die in manchen Augenblicken über ſeine Seele zuſammenſchlug.

Was ſollte er auch thun? Und daß etwas gethan werden mußte, hörte Joſſef in allen Pulſen ſeines Körpers hämmern. War es die Löſung ſeines Seelenzuſtandes, der einem Ende entgegenſchlug? Waren es verſöhnliche Stimmen, die ſich nicht mehr beſchwichtigen laſſen wollten? Dieſe ſtarke Natur ſtand rath- und thatlos da, und mußte ſich im Laufe des Tages die Selbſtanklage mehr als einmal vorſprechen laſſen: „Und du haſt gemeint, du biſt fertig mit ihr geworden? Das Rechte iſt erſt jetzt gekommen, jetzt wird die Mamme ſterben und Madlena wird nicht dabei ſein.“

Trug er, trug ſie die Schuld davon? mußte er ſich ſchon fragen.

Seltſam! namentlich dieſer letzte Gedanke war es, der ihn an dieſem Tage nicht mehr verließ. Wohin er immer blickte, folgten ihm die todtgebrochenen Augen ſeiner Mutter nach; ſtets ſah er ſich an ihrem Sterbebette allein, Madlena ſtand nicht neben ihm! Plötzlich, fürchtete er, werde die Mutter verlöſchen, ſie werde vielleicht nicht einmal ſo viel Zeit haben, um ſeinen Namen zu rufen — und Madlena wird nicht dabei ſein!

Nur zuweilen überſchlichen ihn die Geiſter der alten Stunden. Ob denn Madlena auch das Recht habe, am Sterbebette ihrer Mutter zu erſcheinen? Ob es nicht eine Sünde wäre, ſie in dieſem Falle zu rufen?

Ein heftigeres Huſten der Mutter, das aus der Stube zu ihm drang, ein lauter geſprochenes Wort aus dem Sterbebuche, in welchem die alte Marjim faſt den ganzen Tag „ſagte", verſcheuchten dann dieſe nagenden Geiſter, nur um ihn andern zu überliefern, denen er eben ſo wenig Antwort ſtehen konnte.

Es wird vielleicht Manchen ſonderbar bedünken, daß ſich in die wildſtürmenden Gedanken Joſſefs im Laufe des Tages der „Ahasverus" ſo ſelten mengte.

Aber von einer Natur, die einer gewaltſamen Löſung entgegengeht und die Krankheitsſtoffe überwältigen ſoll, deren innerſte Wohnung das geheimnißvolle Reich des Gemüthes iſt, kann man nicht fordern, daß ſie ein Gedanke ausſchließend allein beherrſche; nach hundert Ausgangsthoren drängen ſich die gelöſten und ſich löſenden Geiſter, und wehe der Seele, die es nicht vermag, das letzte Wort zu behaupten!

So war der Abend gekommen, ſo die Nacht, vor der er ſich heute unerklärlich fürchtete. Was hatte er den ganzen Tag gelitten und welches Ergebniß brachte ihm die Nacht? Lag ein beſtimmter Gedanke vor ihm, an den er ſich anklammern konnte?

Die alte Marjim hatte an dieſem Tage unausgeſetzt in dem „Wegweiſer des Jenſeits“ geſagt, und faſt kein anderes Wort weder mit Joſſef noch mit Fiſchele geſprochen. Als Joſſef ſpät am Abend, nachdem er das Gewölbe geſchloſſen, in die Stube trat, lag die Großmutter in einem leichten Schlummer, das Sterbebüchlein neben ſich auf dem Bette. Sie mußte vor Müdigkeit entſchlummert ſein. Joſſef trat zu ihr hin und betrachtete ſie lange und anhaltend. Im fahlen Glanze des Kerzenlichtes, der auf ihr Antlitz fiel, kam es ihm beinahe vor, als ſähe er eine Todte vor ſich: ſchon leuchtete darauf jener unendliche in Gott ruhende Friede, mit dem dieſes Leben einmal ſchließen mußte! Und in zwei Tagen ſchon? Wie kurz, wie unhörbar ging bereits der Athem! wie dünn und durchſichtig war ſchon das Geſicht!

Joſſef ſchlich dann leiſe herbei und nahm das Sterbebüchlein hinweg, in der frommen Abſicht, daß ſich die Mutter mit dem Leſen dieſer ſo aufregenden Gebete nicht noch mehr abmatte. In demſelben Augenblicke aber wachte Marjim ſchon auf und langte mit fieberhafter Eile nach der Stelle, wo das Sterbebüchlein gelegen hatte.

„Wo iſt's? wo iſt der Meiver Jabok," ſchrie ſie angſtvoll, „wer hat das angeſtellt und hat's mir genommen?"

„Aber Mamme," ſagte Joſſef, „laß dir das doch aus dem Kopf bringen, du redeſt dir da eine Narretei ein und du wirſt doch noch über hundert Jahre leben."

„Gib mir nur mein Wanderbüchel," ſprach ſie mit ſo feſter und reiner Stimme, wie ſie Joſſef nur in ſeinen Kindertagen gehört hatte, „mein Vater und König hat ſeinen Boten zu mir geſchickt, und das iſt mein Urdede geweſen. Jetzt kannſt du thun, was du willſt; du kannſt mir am Freitag um die frommen

Weiber"* ſchicken, du kannſt es auch unterlaſſen; aber einen großen Gefallen möchteſt du doch deiner alten Mamme thun, wenn du gleich morgen einen Boten auf Bunzlau ſchickſt."

Sie wurde nicht eher ruhig, bis Joſſef mit blutendem Herzen das Verſprechen geleiſtet hatte, gleich am frühen Morgen einige „fromme Weiber" in Bunzlau zu benachrichtigen.

„Und jetzt Fiſchele Leben" ſprach ſie zu ihrem Enkel, „thu' Kriſchme leinen (den Abendſegen beten) und geh' in dein Kämmerl und leg' dich ſchlafen. Morgen früh iſt Donnerſtag und übermorgen iſt Freitag." —

Sie konnte nicht weiter ſprechen, laut weinend küßte ihr der Knabe die blaſſe abgemagerte Hand. Die ahnungsvolle Seele des Kindes ging diesmal mit Todesſchauern an das Nachtgebet und in den Schlaf.

Als der Knabe ſich entfernt hatte, entſtand eine lange ungeſtörte Pauſe zwiſchen Mutter und Sohn.

---

* Frauen, die ſich um den Sterbenden befinden und die letzten Gebete verrichten. Sie beſorgen auch die Waſchung, das Anziehen der Todten u. ſ. w. Bei den Männern beſorgt dieſe milde Angelegenheit die Geſellſchaft der Todtengräber (Kabronim).

Joſſef ſaß am Tiſche und ſtarrte düſter in das Kerzenlicht, allen Qualen des Augenblickes hingegeben. Alles, was ſeine Mutter ihm war, wie er ſie ſo oft hart behandelt, gar nicht wie ein Sohn ſeine Mutter, ging jetzt an ſeinem Geiſte vorüber. Was hatte er ihr für all ihr Lieben, Dulden und Bekümmern geboten?

„Joſſef,“ rief Marjim plötzlich, „komm' doch einmal her zu mir.“

Er folgte dieſem Rufe und ſtellte ſich ſchweigend an ihr Bett.

„Weißt du, Joſſef,“ begann ſie, „ich kenn' dich ſeit einiger Zeit gar nicht mehr. Du gehſt im Haus herum nicht anders, als hätteſt du einen Menſchen draußen auf der Heerſtraße erſchlagen! Weißt du, daß mir das mein Herz ſtark beſchwert macht? Ich mein' doch, in deinem Geſchäft iſt Gott behüt' nichts vorgefallen, oder iſt dir wirklich etwas ſchief gegangen, und du verſchweigſt mir's.“

„Das Geſchäft geht gut,“ antwortete er leiſe, „da kann ich dir drauf ſchwören, möcht' alles Andere ſo gut gehen!“

„Und das trägſt du in dir und verzehrſt dich daran?“ ſagte ſie im Tone eines milden Vorwurfs, „du biſt ja ſeit einiger Zeit, als ob dir deine Mamme nicht erſt in drei Tagen wird ſterben, als ob ſie ſchon ſeit zwanzig Jahren geſtorben wär'? Meinſt du, das iſt nicht auch eine Sünde, wenn man an ſeiner Mamme vorbeigeht, als ob ſie gar nicht da wär' in der Welt? Verſündige dich nicht, Joſſef, es gibt nur eine Mutter, und wenn die fort iſt, kannſt du lange ſuchen bis du eine findeſt."

„Das weiß ich, Mamme," ſagte Joſſef ſtockend, „aber was mir fehlt, das kann ich dir doch nicht ſagen."

„Er kann nicht! er kann nicht!" rief die alte Frau mit einem Anfluge von Groll. „Da ſeh' mir Einer den Menſchen an, der zu ſeiner Mutter ſagt: ich kann nicht. Und meinſt du denn, deine Mamme, wenn ſie auch alt und ſchwach iſt, hat keine Augen im Kopf gehabt, und hat nicht geſehen bis auf den Grund von deiner Seele? Lern' du nur nicht einer Mutter ihr Kind ausforſchen; die iſt von Gott und für Gott eingeſetzt. Gott hat ſich gedacht: ich kann nicht überall ſein und da hat er dem Menſchen eine Mutter gegeben."

Joſſef vermochte vor tiefer Bewegung nicht zu ſprechen, er ſtarrte nur die alte Frau an, die heute ſo eigentlich verſtändig ſich geberdete.

„Du ſchweigſt noch immer?“ ſagte ſie nach einer Weile. „Muß ich dich aufſchließen, wie man eine verſperrte Thür aufſchließt? Dir geht im Kopf Madlena — Dinah will ich ſagen, herum, die läßt dir keine Ruh', du haſt Unrecht an ihr gethan, und jetzt weißt du nicht, wie du mit ihr fertig werden ſollſt. Und fertig möchteſt du mit ihr gerne werden, du weißt nur nicht, wie du's anfangen ſollſt. Hab' ich's errathen?“

„Das iſt's auch, Mamme,“ entgegnete er hoch aufathmend, „zehn Centner ſchwer, wenn man auf mich legen möcht', die könnten mich nicht ſo drücken.“

„Nu? ſiehſt du, daß deine alte Mutter auch Augen im Kopf hat?“ ſagte Marjim.

Eine verſchloſſene Quelle ſchien plötzlich des Steines, der kalt und finſter auf ihr gelegen, entledigt zu ſein, als Joſſef nun zu reden begann. Raſch ſchloß ſich jetzt Wort an Wort; mit kurzen Worten ſchilderte er der Mutter ſeine Qualen; wie er ſich berechtigt halte zu ſeinem Haſſe gegen Madlena. Sie habe den Vater in die Erde gebracht, und wenn die Mutter, was Gott behüte, weil es doch ſein müſſe, aus dem Hauſe werde getragen werden, ſei nur ein Sohn und keine Tochter da, der um ſie ſieben Tage Trauer ſitzen würde. Daran ſei Madlena allein ſchuld, er trage dieſen Kummer ſchon zehn Jahre mit ſich herum. Er könne der Mutter nicht ſagen, was er Alles gelitten, es ginge nicht auf zehn Bücher zu ſchreiben. Geſtorben wenn ſie wäre, nämlich Madlena, er hätte vielleicht geweint nm ſie, ſo lebte ſie aber und ſei ihm zur täglichen Qual. Er habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht Sünde wäre, ſo an ſeiner eigenen Schweſter zu handeln, aber Gott ſelbſt, der da ſpricht: Wer zu ſeinem Bruder und zu ſeiner Schweſter ſagt, ich kenne dich nicht, ich weiß nichts von dir, habe ihm Recht gegeben. Was der Menſch thun ſolle, wo Gott ſelbſt ſo deutlich ſpreche? Noch vor drei Wochen ſei dieſer Haß gegen Madlena in ein großes Unrecht, das er wohl fühle, ausgegebrochen, aber er ſei einem dunklen Drange gefolgt, der ihn nicht habe anders handeln laſſen. Und doch ſo gut er wiſſe, wie er das vollſte Recht habe gegen Madlena, ſo und nicht anders zu thun, ſei er mit ihr doch nicht „fertig", immer mahne ihn etwas an ſie, er werde nicht eher Ruhe vor ihr haben, bis nicht entweder ſie oder er geſtorben wäre und in der Erde liege." —

So hatte Joſſef geſprochen, und in einer Vierelſtunde all die Säure des Lebens von ſich abgeworfen, die zehn lange Jahre in ihm aufgehäuft. Als er geendigt, ſah er ſeiner Mutter forſchend, faſt ängſtlich auf die Lippen, welche Gegenrede ſie ihm bringen würden. Die alte Marjim lag aber regungslos da; nicht das leiſeſte Zucken eines Geſichtsmuskels ward offenbar; der ganze Redeſtrom ſchien ungehört an ihrem Ohr vorübergerauſcht zu ſein. Es ſchnitt dies Joſſef bitter durch's Herz.

„Weißt du, Joſſef," fuhr ſie plötzlich wie aus einem Traume auf, „was dein Urdede, von dem meine Mutter die Tochter iſt geweſen, immer geſagt hat: Nicht ſollt ihr wiſſen, was man Alles thun darf."

Entſetzt ſah Joſſef ſeine Mutter an. War der Augenblick bereits gekommen, wo der Geiſt nicht mächtig mehr, den zerfallenden Leib zu beherrſchen, verrätheriſch ihn verläßt und aus ſeinen Bahnen tritt? Noch mehr erſtarrte er, als die alte Frau fortfuhr:

„Weil ich gerad von meinem Urdede höre, da iſt mir eingefallen, daß ich noch etwas von ihm hab', was ſchon vielleicht über hundert Jahre muß alt ſein. Du mußt nämlich wiſſen, und als Kind hab' ich dir's verzählt: dein Urdede iſt ein gewaltig frommer und großer Mann geweſen, ſie haben ihm aber alle zehn Bücher, die er hat geſchrieben, am Erew Jom

Kipur, draußen vor der Schul' verbrannt. Es iſt nicht ein Blatt zurückgeblieben, haben die Leut' gemeint, aber meine Mamme, die war ein geſcheidt Weib, hat auf ihrem Sterbebette mir's doch verrathen, ich hab's nur Keinem ſagen dürfen, daß noch etwas da iſt von dem guten frommen Urdede. Dort im Kaſten, in der unterſten Schublade, gerade dort wo meine Tachrichim (Sterbekleider) liegen, da wirſt du's finden; es ſind nur ſo ein paar beſchriebene Blätter. Wenn ich jetzt zu meinem Urdede werd' kommen und er mich fragt: Marjim, was haſt du denn von mir aufbewahrt gehabt? Da muß ich doch wiſſen, was ich ihm für eine Antwort ſoll geben?"

Joſſef ſchloß den Kaſten auf; er that es mit jener ſtillen Ergebenheit in den Willen einer Sterbenden, für die man einen Stern vom Himmel herunterreißen würde. Er war überzeugt, daß er nichts finden würde. Die Sterbekleider fand er wohl am bezeichneten Orte, auch konnte er mit einer gewiſſen freudigen Traurigkeit bemerken, wie ſie in ſchöner Ordnung aufgeſchichtet in der Schublade lagen, aber von dem Nachlaſſe des Urdede fand er keine Spur.

„Ich ſeh' nichts, Mamme," ſagte er endlich nach langem Suchen.

„Es muß auf dem unterſten Grund liegen," rief Marjim mit großer Beſtimmtheit, „gerade unter den Tachrichim."

Joſſef erſchrak faſt, als er auf der angegebenen Stelle wirklich ein kleines Bündelchen beſchriebener Papiere fand. Er trat damit zum Lichte; der Moderduft der Verwitterung wehte ihn daraus an. Nur mit äußerſter Vorſicht konnte er die faſt ſchon ganz zerfallenen Blätter von einander löſen; die wenigen, die ſich unverſehrt erhalten hatten, waren mit jüdiſcher Kleinſchrift bedeckt, wie man ſich deren im gewöhnlichen Leben bedient, aber ſelbſt auf dieſen waren viele Stellen ganz unleſerlich und die Tinte ganz verblaßt worden.

„Iſt die Schrift wirklich von unſerm Urdede?" fragte er.

„Wenn ich dir ſag', daß mir's die Mamme auf ihrem Sterbebette übergeben hat," entgegnete Marjim faſt verletzt durch dieſen Zweifel an der Aechtheit ihres Manuſkriptes.

„Merkwürdig," ſagte Joſſef, „was der Urde für eine eiſerne Schrift gehabt hat."

„War er denn nicht ein großer und merkwürdiger Mann?" rief Marjim mit großem Stolze. „Jetzt red' aber nicht lange und lies vor, was da drin geſchrieben ſteht, ich muß doch wiſſen, um antworten zu können?“ —

Es war ſpät in der Nacht, als Joſſef zu leſen begann. Er nahm die noch leſerlichen unverſehrten Blätter; die Schrift war deutlich und wie „gedruckt“ und ließ ſich ohne Anſtrengung durchfliegen.

Joſſef las:

„So hat geſprochen Jiſchai, der Sohn Joſſefs und der Marjim, als er das Volk ſah, und iſt auf einen Berg gegangen und hat ſeinen Mund aufgethan, auf daß er es lehre.“

„Geſegnet ſind diejenigen, die da geiſtlich arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr.“

„Geſegnet ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.“

„Geſegnet ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen.“

„Geſegnet ſind, die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden.“

„Geſegnet ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“

„Geſegnet ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“

„Seid fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl gehen und ihr werdet belohnt werden.

Denn alſo haben ſie verfolgt die Propheten, die vor Euch geweſen.“

Joſſef hielt inne. Die eigenthümliche Redeweiſe und die ſonderbaren Segnungen, die er noch in keinem Gebetbuche gefunden, verwirrten ihn; er hatte von dem Manuſkripte ganz Anderes erwartet. Der erſte Eindruck dieſer herrlichen Sätze war bei ihm Ueberraſchung.

„Der Urdede ſoll das wirklich geſchrieben haben?“ fragte er.

„Du hörſt ja, wie er ſchreibt, daß ſie ihn verfolgt haben gleichwie die Propheten, die vor ihm geweſen ſind,“ erklärte Marjim, „es iſt gar von keinem Andern die Red' als von ihm.“

Joſſef las weiter; wieder mußte er einige verwitterte Blätter zur Seite legen.

„Denn ich ſage Euch, es ſei denn Euere Gerechtigkeit beſſer, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſo werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

Wieder unterbrach ſich Joſſef und begann ungläubig zu werden.

„Wen meint denn der Urdede damit?“ fragte er, die Stirne in Falten legend.

„Daß du das nicht verſtehſt!“ rief die alte Marjim mit klarer Stimme, „da red't er wieder von ſich ſelbſt, er hat viel von den Rabbonim ausgeſtanden, denn die haben ihm ſeine zehn Bücher verbrannt. Das meint er unter den Schriftgelehrten.“

War Joſſef durch dieſe ſinnreiche Erklärung der Mutter beruhigt? Er las weiter:

„Ich aber ſage Euch: wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichtes ſchuldig, wer aber zu ſeinem Bruder ſagt: Racha, der iſt des Raths ſchuldig, wer aber ſagt: Du Narr, der iſt des Gehennims* ſchuldig.“

„Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altare opferſt und wirſt allda eingedenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe;“

„So laß allda vor dem Altare deine Gabe und gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder und alsdann komm' und opfere deine Gabe.“

„Sei willfährig deinem Widerſacher bald, dieweil du bei ihm noch auf dem Wege biſt, auf daß dich dein Widerſacher nicht dermal einſt überantworte dem Richter und der Richter überantworte dich dem Knecht und werdeſt in den Kerker geworfen.“

---

* Hölle.

„Ich ſage dir: Wahrlich, du wirſt nicht von dannen herauskommen, du habeſt denn deinen letzten Heller bezahlt.“

Joſſef konnte nicht weiter leſen. Entſetzt, mit rollenden Augen ſprang er vom Tiſche auf, ſchob die Blätter weit weg von ſich, als ob ihr bloßes Daſein allein ihn mit Schauer überfiele.

Sprachlos, überwältigt von der geheimnißvoll wirkenden Kraft der geleſenen Sätze ſchritt er in der Stube auf und nieder.

„Mamme,“ rief er endlich, „da laß ich mich ender umbringen, als daß ich glaube, der Urdede hat das geſchrieben.“

Im wunderbaren Glanze leuchtete das Antlitz der alten Frau. Sie hatte Himmelsmuſik gehört, war im herrlichen Gan Eden * geweſen, während um Joſſefs Ohren die Trümmer zuſammenſtürzender Welten krachten, Donner rollten und ſchwere Sturmwinde über die Erde brauſten, als wollten ſie eine alte Schöpfung aus ihren Angeln heben und Raum ſchaffen für eine neue, noch nie dageweſene!

---

* Paradieſe.

„War er denn nicht auch ein merkwürdiger, ein großer Mann, du Narr," wiederholte ſie lächelnd, ohne im Entfernteſten die Lage ihres Sohnes zu ahnen, „und wer denn ſollte das geſchrieben haben? Hätten ſie ihm denn ſeine zehn Bücher verbrannt, wenn er ſo was nicht hätt' geſchrieben? Gott der Lebendige weiß, was Alles in dieſen Büchern muß ſein geſtanden, denken kann ich mir's aber leicht, und daß es muß ſchön geweſen ſein, das haſt du jetzt erlebt."

„Schön!" rief Joſſef wild, „da läßt ſich gar kein Wort dafür finden, es reißt mir das Herz heraus."

„Kann da dein Urdede dafür, du närriſcher Menſch?" entgegnete die alte Frau mit einem Tone, der faſt ſtrenge klang. Sie hatte ſich im Bette aufgerichtet; eine innen wirkende Kraft ſchien ſie zu beleben.

„Da, ſtell' dich her zu mir, und ſag', wenn du ein Lügner ſein willſt, ob nur ein Wort, in dem was der Urdede geſchrieben hat, nicht wahr iſt? Gold und Perlen iſt Alles was er ſagt; jetzt weiß ich erſt, was der Urdede für ein Frommer iſt geweſen. Verbrannt haben ſie ihm ſeine Bücher, weil er ihnen die Wahrheit geſagt hat; die können die Leut' nicht hören, und daß er immer geſagt hat: Nicht wiſſen ſollt's ihr, was man Alles thun darf! Die Leut' wollen auch nicht wiſſen, was man Alles thun darf.“

„Mamme,“ rief Joſſef mit gefalteten Händen, „hör' auf, himmelhoch bitt' ich drum! der Urdede thut mir ſchon genug weh..“

„Mein lieb Kind leben,“ ſagte Marjim mit plötzlich verändertem Tone, milde und einſchmeichelnd, „weh thun hab' ich dir nicht wollen, ich bin ja doch deine Mutter und heiß' Marjim. Ich will nur, daß du weißt, was dein Urdede für ein Mann iſt geweſen. Sagt er denn gar nichts mehr? Fertig mußt du mit dem Geſchriebenen doch noch nicht ſein?“

Faſt willenlos ſetzte ſich Joſſef wieder zum Tiſche und nahm die vergilbten Blätter wieder zur Hand, er las:

„Darum, wer dieſe meine Rede hört und thut ſie, den vergleich' ich einem klugen Manne, der ſein Haus auf einen Felſen gebaut hat.“

„Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewäſſer kam und wehten die Winde und ſtießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felſen gegründet.“

„Und wer dieſe meine Rede hört und thut ſie nicht, der iſt einem thörichten Manne gleich, der ſein Haus auf den Sand gebaut hat.“

„Da nun ein Platzregen fiel und kam ein Gewäſſer und wehten die Winde und ſtießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall.“

„Und es begab ſich, da Jiſchai, der Sohn Joſſefs und der Marjim dieſe Rede vollendet hatte, fürchtete ſich das Volk über ſeine Lehre.“

„Denn er predigte gewaltig und nicht wie die Rabbonim.“

Nicht der leiſeſte Athemzug ging nach dieſen Worten durch die enge Stube; nach einer Weile ſagte die alte Frau, die ſtill vor ſich hinweinte:

„Siehſt du, ſie hat auch Marjim geheißen, wie ich, und hat auch einen Sohn gehabt, und das war kein anderer als mein Urdede. Ich heiß' ja deſſentwegen auch nach ſeiner Mutter.“

Was Joſſef in dieſem Augenblicke dachte, war ein wirres Durcheinanderjagen ſich widerſprechender Empfindungen. Er fühlte ſich mehr körperlich als geiſtig abgeſpannt, ſeine Augen ſchmerzten ihn, ſein Herz pochte gegen die Bruſtwand. Er war wie Einer, der ſich unter der Hand eines Gewaltigen fühlt, unfähig, ſeinen Blick zu ihm aufzurichten.

„Genug, genug, Mamme," rief er mit gepreßter Stimme, „ich mein' ſchier, daß ich ſterben muß, wenn du noch ein Wort ſprichſt."

„Du Narr," ſagte ſie lächelnd, „ich werd' ſterben und du wirſt leben und wirſt denken all die Tag' deines Lebens, an den Urdede und die alte Mamme, wenn ſchon lang nichts mehr da iſt von ihr. Sei du kein Narr, und leg' dich lieber ſchlafen. Ich werd' ja morgen noch nicht ſterben." —

Und ſo ſchnellem Wechſel iſt das Menſchengemüth unterordnet, daß Joſſef, keine halbe Stunde darauf, im tiefſten Schlafe lag. Marjim aber wälzte ſich ſchlummerlos in ihrem Bette; ſie mußte ja daran denken, was ſie ihrem Urdede am Freitage, wenn ſie zu ihm kommen werde, für eine Antwort geben ſolle! —

13. Kapitel 5. 6. 7.

Früh Morgens am andern Tag, der ein Donnerſtag war, erwachte die alte Marjim ſo friſch und wohl auf, als ob ſich ihre trübe Vorausſage für jetzt nicht bewahrheiten ſollte. Sie verlangte mit heller Stimme, daß man ihr das „Anbeißen“ bringe und hernach ihr „Wanderbuch.“ Faſt ſchöpfte Joſſef wieder friſchen Muth, als er die Mutter ſo heiter und lebenskräftig aus ihrer Todesſchwäche ſich erheben ſah; er ſagte es ihr auch, daß ſie gewiß noch hundert Jahre alt werden müſſe; mit keiner anderen als mit ihr wolle er auf Fiſcheles Hochzeit einmal den Vortanz eröffnen. So ſuchte er ſich ſelbſt im Glauben und Troſt aufrecht zu erhalten.

Sie aber ſagte lächelnd:

„Laß du den Apfel fallen, wenn er nicht mehr auf dem Baum bleiben will; es hilft zu nichts, wenn man ſich unter den Baum ſtellt und zu dem Apfel ſagt: Du Aepfele, unterſteh' dich nicht, ſchon herunterzufallen! Es bleibt doch nicht oben, wenn's Gott einmal ſo beſtimmt hat. Darum, wenn du mir einen Gefallen thun willſt, ſo mach' dich ſelbſt auf und geh' auf Bunzlau, mir die frommen Weiber zu beſtellen. Sehr lange dauert's ſo nicht, und ob ſie um ein paar Stunden früher mit mir „ſagen“, das wird Gott mir nicht übel nehmen.“

Joſſef trug aber Bedenken, die alte Frau, der die Todesgedanken nicht aus dem Sinne wollten, zu verlaſſen. Er gab deßwegen allerlei Ausflüchte vor;

wenn man ſterben ſolle, habe es immer Zeit, und die Mutter werde ſehen, daß die frommen Weiber ſich „jachten“ * würden, daß man ſie gerade auf den Freitag, wo ſie am meiſten zu thun hätten, herausbeſtelle; denn ſie würde es ſchon erleben, wie Recht er habe.

„Ich weiß ſchon, du willſt nicht gehen, weil du meinſt, es könnt' mir während dem etwas zuſtoßen,“ ſagte die alte Frau mit einer merkwürdigen Beſtimmtheit. „Recht könnteſt du ſchon haben und ich möcht' dich auch nicht fortlaſſen, wenn ich's von meinem Urdede nicht ganz ſicher, wie geſchrieben und geſiegelt hätte, daß es erſt zwiſchen morgen und übermorgen ſein wird. Da ſei ganz ruhig und geh' nur. Ich geb' dir mein Wort drauf, du wirſt mich noch antreffen, wenn du daheim kommſt.“

Wirklich beruhigte ihn dieſe Zuſage. Er verſprach der Mutter, ſich ſogleich auf den Weg zu machen, aber nicht „deſſentwegen“ meinte er, denn er ſei überzeugt, ſie werde die frommen Weiber noch lange nicht zu ſehen brauchen, ſondern der Schrift wegen, die vom Urdede noch da ſei. Er trage ein heftiges Verlangen darnach, zu wiſſen, was damit

---

* Aergern.

eigentlich ſei; er werde deßwegen gerade zum Lehrer gehen, der ſich auf ſo was verſtehen müſſe, dem werde er die Schrift vorlegen.

„Geh nur, geh' nur," ſagte kopfſchüttelnd die alte Frau, „ich weiß gar nicht, was du da erfragen willſt? Vom Urdede iſt die Schrift, auf das kannſt du dich verlaſſen, was du aber weiter willſt, das ſeh' ich nicht ein."

Trotz dieſer Abmahnung, die aus dem gerechten Stolze der Großmutter auf den Urdede entſprang, nahm Joſſef die vergilbte Nachlaſſenſchaft mit und machte ſich auf den Weg nach Bunzlau. —

Nachdem er dort die traurige Beſtellung bei den frommen Weibern verrichtet hatte, die ihm mit ihrem Handſchlag verſprachen, ſich morgen in aller Frühe im Dorfe einzufinden, ſuchte er den Lehrer Julius Arnſteiner auf.

Julius Arnſteiner ließ ſich bei dem Eintritte Joſſefs nicht den Witz entgehen, ob er die Ofenkachel einſchlagen ſolle, weil ein ſo frommer Menſch, wie Rebb Joſſef Einer ſei, es für werth gehalten habe, zu einem ſolchen Poſche Jiſroel * zu kommen. In kurzen gedrängten Worten trug Joſſeph dem Lehrer

---

* Abtrünniger von Iſrael.

ſein Anliegen vor, und wie ihm außerordentlich viel daran gelegen ſei, zu wiſſen, was denn eigentlich an der Schrift ſei. Die ſei ganz merkwürdig, gar nicht wie andere „Sachen“ und man könne daraus viel lernen. Auf welche Art, und unter welchen Umſtänden ſie in ſeine Hände gelangt war, davon hütete er ſich, ein Wort zu verrathen.

„Was wird es ſein?“ ſagte der Lehrer achſelzuckend, indem er die vergilbten Papiere vor ſich ausbreitete, „eine Katz hat an einem Fleiſchtopf genaſcht und gleich darauf Milch getrunken, und da hat Euer Urdede ein ganzes Buch darüber geſchrieben, was denn mit der Katze eigentlich anzufangen iſt? Das wird's ſein.“

„Leſet nur, Herr Lehrer,“ meinte Joſſeph nachdrücklich, „ihr werdet ſehen, es iſt etwas ganz Anderes.“

Julius Arnſteiner antwortete mit einem verächtlichen Achſelzucken. Hierauf durchblätterte der Lehrer das Manuſkript, während dem er jenen ſingenden Ton, den man während des Lernens der Gemarah anſtimmt, vor ſich hinſummte.

Joſſef ſtarrte ihn mit unverwandten Blicken an; er ſah, wie ſich die Aufmerkſamkeit des Lehrers, je weiter er in der Schrift kam, ſteigerte; das verächtliche Achzelzucken hatte aufgehört, der ſingende Ton auch; man ſah es Julius Arnſteiner an, daß ihn das Geleſene in hohem Grade feſſelte.

Mit einem Male ſprang er auf, ſchlug ſich an die Stirne, und rief:

„Gott, Gott, mir iſt das ſo bekannt, ich muß es irgendwo ſchon geleſen haben.“

Sinnend ſtand er dann eine Weile da; dann riß er einen ſeiner Bücherkaſten auf, aus deſſen hinterſtem Schranke, verſteckt unter anderen, er ein bedeutend dickes Buch hervorholte. Mit zitternder Haſt ſchlug er Blatt für Blatt zurück, las auch oft mit ſchnell überfliegenden Blicken ganze Seiten, bis er plötzlich, faſt athemlos, rief:

„Hab' ich's doch gewußt, daß ich das irgendwo muß geleſen haben. Da ſteht's, da ſteht's! und Wort für Wort.“

Erſtaunt fragte Joſſef, was er denn eigentlich gefunden habe.

„Ihr Urdede,“ ſagte der Lehrer mit ſtrahlendem Anblick „muß ein merkwürdiger Menſch geweſen ſein. Ich begreife erſt jetzt, woher die Spinoza's und Uriel Akoſta's gekommen ſind. Wollen Sie wiſſen, was die Schrift eigentlich iſt?“

„Um deſſentwillen bin ich ja zu Ihnen gekommen,“ entgegnete ruhig Joſſef.

„Sie werden aber erſchrecken,“ ſagte Arnſteiner zögernd.

„Erſchrecken kann ich nicht mehr,“ verſetzte Joſſef, „weil ich ſie ſchon geleſen hab'. Sie hat mir genug mein Herz herausgeriſſen.“

„Hat ſie das?“ meinte der Lehrer mit einem ſonderbaren Lächeln, „Es kann auch nicht anders ſein. Jahrhunderte lang quält ſich die Menſchheit damit; Ströme Blutes ſind vergoſſen worden, Kriege hat man geführt, dreißig und mehr Jahre lang und warum? Weil man um den rechten Sinn dieſer Schrift herumſtritt; und da ſollte ein einzelner Mann ſich nicht getroffen fühlen? — Soll ich es Ihnen alſo wirklich ſagen, Rebb Joſſef?“

„Bin ich denn ein Kind?“ ſagte dieſer.

„So hören Sie,“ rief Arnſteiner, Joſſef ſcharf fixirend, „die Schrift Ihres Urdede — iſt eine Ueberſetzung des Evangeliums Matthäi, wie es geht und ſteht.“

„Wer iſt das?“ fragte Joſſef ruhig.

„Das wiſſen Sie nicht,“ rief der Lehrer in lautes Gelächter ausbrechend. „Da, leſen Sie in dem

Buche, was ſteht da, worauf ich mit dem Finger hindeute?“

Joſſef las: „Das fünfte Capitel. Chriſti Bergpredigt, von der Chriſten Seligkeit und Verſtändniß des Geſetzes. Evangelium am Tage aller Heiligen.“

„Das geht ſie an,“ meinte er zu dem Lehrer aufblickend; er hatte Madlenas Kirchengenoſſen im Sinne.

Julius Arnſteiner lachte wieder hell auf.

„Warum leſen Sie nicht weiter, Rebb Joſſef?“ rief er.

Faſt um dem Lehrer einen deutlichen Beweis zu geben, daß er ſich vor den Berühren der „verbotenen Bücher“ nicht ſcheue, las Joſſef weiter:

„Da er aber das Volk ſah, ging er auf einen Berg, und ſetzte ſich und ſeine Jünger traten zu ihm hin. Und er that ſeinen Mund auf, lehrte ſie, und ſprach: Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr, ſelig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden —

„Nu, Rebb Joſſef? wiſſen Sie ſchon, wie es mit Ihrem Urdede iſt?“ rief Julius Arnſteiner mit überflüſſigem Hohn, „und wer bei ihm Jiſchai der Sohn des Joſſef und der Marjim iſt?“

Joſſef zitterte unter der unbarmherzigen Laſt dieſer Frage. Sein erdfahles Antlitz zum Lehrer emporhebend, ſagte er tonlos:

„Das iſt eine Strafe Gottes, Herr Lehrer! Mein Herz hat ſich überhoben, hat gepocht, weil ich im Chumeſch habe Sätze gefunden, und mich hab' auf dieſe hin berufen. Da muß nun etwas Anderes kommen; was vielleicht auch wahr iſt. Gott hat mir ſeit einiger Zeit Mancherlei zugeſchickt, ich muß auch das dazulegen. Und zuletzt ob's der oder mein Urdede geſchrieben hat, es fragt ſich nur, ob er nicht Recht hat.“

Julius Arnſteiner traute ſeinen Ohren kaum als er dieſe milde Faſſung in Wort und Geberde Joſſefs gewahr wurde. Es war ihm unbegreiflich, wie Einer, der ſeinen Commentar zu der Bibel ſo übel aufgenommen hatte, ſo ruhig, ſo faſt ohne alle Ueberraſchung die für jeden Andern ſo ſchreckliche Kunde hören konnte: daß, was er für das Werk ſeines Großvaters gehalten, aus dem Herzen des blonden Rabbi von Nazareth gekommen war! Er kannte die Geſchichte dieſer Seele nicht; — wir wollen ihm dieſe Unkenntniß verzeihen.

Faſt um ſein Unrecht gut zu machen, ſagte er tröſtend:

„Freilich haben Sie Recht, Rebb Joſſef, wenn Sie meinen, daß es gleichgiltig iſt, wer das geſchrieben hat, Ihr Urdede oder Chriſtus oder der Evangeliſt Mathias. Ich frage Sie nur: Wer war Ihr Urdede? ein Jude, wer war Jeſus? oder wie Ihr Urgroßvater geſchrieben hat: Jiſchai, der Sohn des Joſſef und der Marjim? ein Jude, wer war der Evangeliſt Mathias? Auch einer —

„Mit dem kommen Sie mir nicht, Herr Lehrer,“ entgegnete Joſſef mit verfinſtertem Antlitz, „mit dem nicht. Mit Ihrer Philoſophie iſt bei mir nichts auszurichten, ich weiß jetzt ſelbſt, was zu thun iſt.“

Damit empfahl er ſich dem Lehrer und ging.

Julius Arnſteiner hatte nichts Eiligeres zu thun, als im ganzen Ghetto umherzulaufen und mit lachendem Munde den Leuten zu erzählen, wie der „Landjüd“, etwas für das Werk ſeines Urdede gehalten, was eigentlich das Evangelium Mathäi geweſen ſei.

Joſſef ſchritt indeß raſch auf das Dorf zu; er ſchaute niemals zurück; ſein früher erdfahles Geſicht war mit hoher Röthe bedeckt. War ſeine Bruſt frei? Fühlte er, daß die alte Kraft wieder gewonnen war? Er gedachte noch heute mit Madlena zu ſprechen.

14. Madlena.

Wie einen aus ſiegreichem Kampfe Hervorgegangenen im Augenblicke, wo ihm unſer Dankeswort entgegenſchallt, der Gedanke faſt zu Boden drückt, wie viele Leichen in die kühle Erde ſich legen mußten, damit er, hoch aufgerichtet und herrlich geſchmückt unter den Lebenden einherſchreite, faſt übermüthig mit dem Leben prunkend, das er Andern genommen, ſo war's unſerm Joſſef, als er mit dem reinen Entſchluſſe heute wirklich „fertig" zu werden, den Weg zur Heimath ging.

Wenn die Mutter indeß geſtorben? Wer hatte dann ihren letzten Athem belauſcht, die Hand auf ihr ſtummes Herz gelegt, ob es noch ſchlage? Er nicht, aber auch ſie nicht. Wie er nur ſo lange zögern könne, fiel ihm ein, warum er nicht wie ein Vogel fliege, ihr die Kunde zu bringen, daß ſie hintreten dürfe an das Bett der Mutter, ſich „ausweinen" dürfe über dem ſtille ſtehenden Herzen derjenigen, der ſie ſeit zehn Jahren ſo nahe und doch ſo ferne geſtanden.

Faſt athemlos kam er an den erſten Feldern ſeines Dorfes an. Es war heißer Mittag und die Sonne brannte lothrecht vom Himmel herab. Auf den Aeckern ſtand die Natur ſtill, kein Lufthauch bewegte das goldene Saatenmeer, kein Bauer ward auf dem weiten Umkreiſe ſichtbar, ſo weit auch das Auge reichte. Er ſchritt immer raſcher vorwärts; ein anderer Umkreis öffnete ſich ſeinem Blicke — auf einem Felde, abwärts von der Straße, ſah er ein weibliches Weſen emſig arbeiten. Sie war ihm mit dem Rücken zugewandt, aber er kannte das Feld . . . .

All ſein Blut drängte ſich gegen den Kopf. Sollte es Madlena ſein?

Er bog querfeldein von der Straße. Auf dem weichen grasbewachſenen Raine, auf dem er zu dem Acker gelangen konnte, wurden ſeine Schritte nicht gehört, aber je näher er kam, deſto mehr ſchwankten ſeine Füße; es war ihm, als drehten ſich die Felder im Kreiſe rings um ihn. Er ſtand ſchon hinter Madlena, als dieſe, die den Nahenden nicht gehört hatte, noch immer in ihrer Arbeit fortfuhr. Die Haue, womit ſie die Erdäpfelſtauden aus der lockern Erde hervorholte ſenkte ſich, fuhr wieder auf. Madlena ahnte nicht, wer hinter ihr ſtand.

Nur einige Schritte von ihr ſtand Joſſef, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und ſchaute ſprachlos dem Thun Madlenas zu. Plötzlich ließ Madlena die Haue fallen; ſie richtete ſich auf, und ſah um ſich . . .

Ein gellender Schrei, der Joſſefs innerſtes Leben traf und eine Bewegung, als wenn ſie fliehen wollte, war das Einzige, was dieſer erſte Augenblick ihr entlockte. Dann bedeckte ſie mit beiden Händen das todtbleich gewordene Antlitz.

„Dinah,“ ſagte Joſſef in den weichſten Klängen ſeiner Stimme, und ſtreckte ſeine Arme gegen ſie aus.

Als Madlena ſich bei ihrem eigentlichen Namen angerufen hörte, ließ ſie die Hände von ihrem Angeſichte ſinken; ſie wankte einige Schritte vorwärts gegen ihn, faſt ohnmächtig, leblos beinahe; er fing ſie in ſeinen Armen auf . . . .

Eine lange Weile weinte ſich Joſſef an ihrem Halſe aus. Madlena war keines Wortes mächtig. Als ſie Joſſef wieder aus der Umarmung ließ, ſtand ſie ihm mit gefalteten Händen wie bittend gegenüber; noch immer vor Schrecken bleich ihn ſprachlos anſtarrend.

Kein Wort des Verſtändniſſes ward zwiſchen Beiden in dieſen erſten Augenblicken gewechſelt. Joſſef hatte ihr nichts zu ſagen, er ſchaute die Wiedergewonnene mit leuchtenden Augen an; ſein ganzes Weſen zitterte vor tiefſter Erregtheit.

Wie wenig bedarfs doch um einen jahrelang behaupteten Groll, um eine verjährte Säuere des Gemüthes von ſich abzuwerfen; wie raſch ſagt es ſich hier ein Blick dem andern, was man alles vergeſſen kann, und in den Strom der Vergangenheit geworfen hat!

Joſſef geleitete Madlena zu dem Raine, auf den ſie ſich ermüdet, wie ſie war, niederlaſſen mußte; er ſetzte ſich neben ſie. Erſt jetzt kam es zwiſchen den Geſchwiſtern zu einem Geſpräche.

„Frag' mich nicht,“ ſagte er, „wie ich ſo auf einmal meinen Sinn gegen dich geändert habe, ich könnte dir's doch nicht ſagen, wie das gekommen iſt. Du weißt, ich hab' gegen dich viel auf dem Herzen gehabt; und nicht wie ein Bruder gegen ſeine Schweſter handeln ſoll, hab' ich gehandelt. Das wird mir auf der Seele immer liegen, wie eine Centnerlaſt; das kann kein Jom Kippur, kein Faſten und keine Reue mir herunterbringen. Aber auf den Händen könnt ich dich jetzt tragen durch die ganze Welt, und möcht mich nicht ſchämen. Ich hab dir ſo viel abzubitten, daß mirs' nur Gott verzeihen kann.“

Madlena ſagte: „Denk' nicht dran, Joſſef, dir dieſe Stund' zu verbittern. Mir iſt's ja, als wenn ich nicht auf der Erden wäre.“

Dann fuhr er mit der flachen Hand ihr über das Geſicht.

„Sag' mir nur, Dinah Leben,“ bemerkte er beſorgt, „wie kannſt du dir's nur einfallen laſſen in der Hitze da, auf dem Felde zu arbeiten? Nimmſt du kein Bedacht auf dich, ſo denk' doch an deine Kinder. Kein Bauer arbeitet jetzt, ſie liegen alle irgendwo im Schatten, und ruhen ſich aus. Nur du allein mußt eine Ausnahme machen? Haſt denn du's ſo nöthig?“

„Das will ich dir ſagen,“ entgegnete ſie erröthend, „es iſt noch gar nicht lange, daß mein Mann zu dem Seinigen gekommen iſt. Sein Vater hat mit ihm geſchmollt und hat ihn enterben wollen, weil er mich zu ſeinem Weib genommen hat. Jetzt iſt er wieder gut mit ihm, aber während dem haben wir zu unſerem Hausweſen ſehen müſſen, wie es eben gegangen iſt. Wo wären wir hingekommen, wenn wir hätten unſere Hände ſinken laſſen? Kinder hat man auch, und wenn man nicht will, daß die einmal fremder Leute Koſt eſſen ſollen, muß man zu ſich ſehen, und darf ſich nicht auf Andere verlaſſen. Gott

Lob und Dank! Wir haben's aber jetzt doch ſo weit gebracht, wir könnten auch ohne den Vater beſtehen."

Joſſef hörte nach zehn Jahren zum erſten Mal wieder die Schweſter ſprechen, es kam ihm vor, als hätte ſich die Stimme gar nicht verändert; nur klang ihm die ganze Redeweiſe etwas fremdartig; Madlena ſprach das „Jüdiſche" wie eine Chriſtin, die im Hauſe eines Juden lange geweilt, und die Sprache ſich zu eigen gemacht hat.

„Und dein Mann hilft dir nicht?" fragte er.

„Der," gab Madlena zur Antwort, „arbeitet noch mehr, als ich, der kümmert ſich ganz gewaltig um's Haus, der trinkt nicht, der ſpielt nicht, wie die Andern, und bringt jeden Kreuzer zurück, den er verdient. Da wär ich aber ein ſchlecht Weib, wenn ich dem nicht helfen wollte. Der Mann iſt doch immer eigentlich derjenige, welcher das Haus erhält; das Weib vermag nur wenig auszurichten, wenn der Mann nicht will. Aber helfen muß ſie ihm doch, wo ſie kann, und das thu ich auch redlich, und es ſchad't mir, Gott ſei Lob und Dank gar nichts.

„Das iſt halt die jüdiſche Ader, die in dir ſteckt," bemerkte Joſſef eifrig, „die läßt dir nicht Ruh und nicht Raſt; denn der Jüd muß ſich immer plagen, wo Andere ſich einen guten Tag machen. Hat er keine Plag', ſo muß er auf eine ſinnen; ſich eine Freud gönnen, in's Wirthshaus gehen, und ſich da beluſtigen, das iſt er nicht im Stand. Wiſſen möcht' ich, wo das herkommt? und ob das einmal anders werden wird? Ich ſag' dir aber, in dir ſteckt noch die jüdiſche Ader."

Madlena ſchaute lächelnd zu dem eifrig ſprechenden Bruder auf.

„Da haſt du recht," ſagte ſie dann mit geſenkten Augen, „das Schlechteſte wär' das eben nicht an mir."

„Biſt du auch ganz glücklich?" fragte er ſie nach einer Weile, „ich meine, ſo ganz zufrieden," ſetzte er ſtockend hinzu.

„Mein Mann," gab Madlena ohne Zögern die Antwort, „hat mich gern und ich ihn auch."

„Und behandelt er dich gut?"

„Ich ſag' dir ja, er iſt nicht, wie andere, der iſt gerade ſo, als wenn er von Euch herſtammte."

„Verzeih, verzeih," rief er ſchmerzlich lebhaft, und ergriff ihre Hand, „ich hab' ihn immer für Einen gehalten, der nicht beſſer iſt, als die andern, und darum hab' ich dich gehaßt und veracht."

„Fangſt du ſchon wieder an?" ſagte ſie ihn ernſt anſehend.

„Ganz glücklich biſt du alſo?" wiederholte er noch einmal.

„Wie's nur Eine ſein kann," entgegnete ſie ruhig. „Mein Mann und meine Kinder ſind mein Alles auf der Welt.'

Joſſef fuhr ſeufzend mit der Hand über die Stirne.

„Das hab' ich nicht gewußt," ſagte er ſtockend.

„Ganz am Anfang," erzählte Madlena, „wie ich zu meinem Manne gekommen bin, da iſt das freilich ganz anders geweſen. Es hat mir das Herz geblutet und geweint, daß ich Euch habe ſo viel Leid anthun müſſen; ich habe nicht glücklich ſein können. Aber auf das kannſt du dich verlaſſen, Joſſef: Wie Du haſt kommen müſſen zu mir und dich ausſöhnen mit mir und kannſt nicht weiter böſe ſein auf mich, ſo habe ich zu meinem Manne gehen müſſen; es war das meine Beſtimmung und ich hab's nicht anders machen können."

Joſſef blickte nach dieſen Worten verwundert die Schweſter an. Sie fuhr fort:

„Das ſag' ich dir nur, weil du nicht meinen ſollſt, ich wäre aus Leichtſinn, oder weil ich Euch habe kränken wollen, aus dem Hauſe gegangen. Tauſendmal hab' ich mich gefragt: Mußt du Pawels

Weib werden, und tauſendmal hab' ich zu mir ſelbſt geſagt: Du ſtirbſt ja Dinah, wenn du ſein Weib nicht wirſt. Alles Andere iſt mir, wie das einmal in mir ſich feſtgeſetzt hat, als nichts vorgekommen; kein Menſch auf der Welt, kein Kaiſer und König hätten mich davon abbringen können. Es war mir Alles gleichgiltig, das ſag' ich dir jetzt, denn wo ich gegangen uud geſtanden bin, da hat es mir nachgeklungen und nachgeſchrieen: Pawel muß dein Mann werden."

Joſſef hörte mit ſprachloſem Staunen die Geſtändniſſe der Schweſter an. Madlena fuhr nach einer Weile fort:

„Erſt wie mich der Pfarrer getauft gehabt, da iſt mir ſchwer auf die Bruſt gefallen, was ich Euch gethan, daß jetzt Alles wie mit einer Scheere zwiſchen mir und Euch abgeſchnitten und zerriſſen war. Keine Mutter! Keinen Bruder mehr! Sie kennen mich nicht, ſie wollen nichts wiſſen von dir! Wenn mich mein Mann getröſtet hat, ſo war mir gut, aber es hat Stunden gegeben, wie mir ſie Gott nicht weiter zuſchicken ſoll. Aber Gott muß mit mir es gut gemeint haben — er hat mir meine Kinder gegeben."

„Hätten es nicht jüdiſche ſein können?“ unterbrach ſie Joſſef, indem er ſein Auge faſt vorwurfsvoll auf Madlena richtete.

Tröſten wir uns! es war die Neige der Bitterkeit, die zum letzten Male zur Oberfläche eines noch nicht beruhigten Gemüthes als Schaum emporſtieg.

Madlena ſah lächelnd zu ihrem Bruder auf.

„Da ſieht man,“ ſagte ſie, „was ihr Männer ſeid. Wenn ihr die Kinder möchtet gebären, ihr müßtet da anders reden. Da denkſt du nicht daran, was du geweſen biſt; du willſt nur, die Kinder ſollen gut und rechtſchaffen werden, ob als Chriſten oder als Juden, das iſt dann gleichgiltig. Eine Mutter ſieht nur immer auf den Vater von ihren Kindern. Wie der iſt, ſo werden auch die Kinder. Iſt der Vater ein ſchlechter Jud oder Chriſt, ſo werden's die Kinder auch. Darauf kannſt du dich verlaſſen.“

„Biſt du vielleicht darum eine ſo gute Chriſtin geworden?“ fragte Joſſef etwas ſpitzig.

„Ich bin, was mein Mann iſt,“ entgegnete ſie raſch, „das Weib ſoll auch gar keine andere Religion haben als der Vater. Es kommen nur Streitigkeiten zwiſchen Beiden heraus, das nicht gut iſt, und was ſoll erſt mit den Kindern geſchehen? Nimm an, Joſſef, ich hätt' meinen Pawel genommen und wär' eine Jüdin geblieben. Meinſt du, es hätt' ihn nicht geſchmerzt, wenn ich ſeine Kinder auf jüdiſche Art, wie ich's im Haus bei Euch hab' geſehen und gelernt, aufgezogen hätt'? Mein Mann iſt gewohnt von ſeiner Kindheit auf an die Mutter Gottes zu denken, ſie anzurufen in allen Nöthen, meinſt du, ich hätt' den Kindern ſagen ſollen: „Stoßt Euch nicht daran, wenn der Vater den Namen der heiligen Mutter Gottes ausſpricht; er kann ja nichts dafür, daß er als Chriſt iſt geboren worden? Oder wenn ihr euere Feiertage habt, meinſt du, ich ſollt' da zu meinen Kindern ſagen: Heute darf man nicht arbeiten, darf man nicht auf's Feld hinausgehen, kein Holz hacken. Schön würden mich die Kinder anſehen; ihr Vater arbeitet ja doch, geht auf's Feld hinaus und hackt Holz, und hat doch keinen Feiertag!"

„An das hab' ich nicht gedacht," ſagte Joſſef zögernd.

„Du möcht'ſt ſchon darauf denken, wärſt du ein Weib wie ich. Ich hab' gehört, es ſoll Länder geben, wo Chriſten und Juden ſich nehmen dürfen und braucht Keines von Beiden ſeine Religion zu wechſeln. Schön iſt das, das muß man ſchon ſagen, wenn weder der Mann noch das Weib den

Ihrigen das Herzeleid anzuthun und ſie zu kränken braucht. Denn traurig iſt die Sache doch immer, wenn man, um einen Mann oder ein Weib zu bekommen, ſeine Religion vertauſchen muß! Aber ich kann mir vorſtellen, wie die Beiden das anfangen; ich höre, ſie machen vor ihrer Verheiratung einen Kontrakt, und da ſteht drin: Wenn das Kind ein Knabe iſt, ſo wird's ein Chriſt wie der Vater, iſt's aber ein Mädchen, ſo bleibt's bei der Religion der Mutter. Oder auch umgekehrt, wie ſich das gerade trifft. Was möcht' man denn vor der Hochzeit nicht Alles ausſtellen? und unterſchreiben? Glaub' mir aber, wenn die zwei ſich genommen haben, da wird die Sache ganz anders, und erſt wenn ihnen Gott Kinder gibt! Den Vater ſchmerzt's doch, daß nicht alle ſeine Kinder von ſeinem Glauben ſind, und er wird einige darunter immer lieber haben als die andern, ohne es zu wiſſen. Meinſt du, daß eine Mutter dem zuſehen kann? Es ſind ja doch Alle ihre Kinder und ſie hat ſie doch alle geboren, geſäugt und aufgezogen. Eine Mutter ſoll neun Monate mit ihrem Kinde ſchwanger gehen und mit Schrecken auf die Geburt warten, weil ſie nicht weiß, ob denn der Vater nicht ſagen wird: Schon wieder ſo Eines, was ich nicht nach meinem Glauben aufziehen darf?

Neun Monate ſoll alſo die Mutter nicht wiſſen, ob der Vater dem Kind ein Vater ſein wird? Wie kann ſo eine Mutter das nur aushalten und ſtirbt nicht vor Angſt und Sorge? Ich wär' ſchon hundertmal geſtorben."

Joſſef ſtarrte der Schweſter in das hochgeröthete Geſicht; es lag ein wunderſames Licht innerſter Begeiſterung darauf.

„Und dann," fuhr ſie fort, „es iſt auch nicht gut, wenn die Kinder wiſſen, daß zwiſchen Vater und Mutter nicht Alles gleich iſt. Sie richten ſich darnach und der Streit geht im Hauſe gar nicht aus. Man macht ſich und Andere dadurch unglücklich, die Mutter nimmt für dieſes, der Vater für jenes Kind Partei, auf die Letzt wird Einem das Leben ſauer, und man bereut's, daß man ſich genommen hat. Joſſef! Mann und Weib werfen ſich's dann vor und ſchlagen mit bittern Worten um ſich, wie mit ſpitzigen Meſſern, daß ſie ſich einmal genommen haben! Gott behüt' das Weib und den Mann vor ſo einem Leben. Beſſer wär's, ſie werfen ſich Beide in einen Teich, da, wo er am tiefſten iſt."

Tief erſchüttert bedeckte Joſſef mit der Hand ſein Antlitz.

„Und ich hab' dich vor meiner Thür niederfallen laſſen, und hab' meinem Kind verboten, dir zu helfen!“ rief er mit gebrochener Stimme.

„Joſſef!“ ſagte Madlena vorwurfsvoll.

„Alſo deinem Mann zu Liebe haſt du Alles gethan?“ fragte er ruhiger nach einer Weile.

„Wie hätt' ich anders können?“ ſagte ſie, „jüdiſch hab' ich meine Kinder doch nicht aufziehen können, und eine Religion haben ſie doch haben müſſen? Eine Mutter muß ihren Kindern immer mit dem Beiſpiel vorangehen, vom Vater ſehen ſie das weniger. Hätt' ich mir alſo mein Geſpött aus Gott gemacht, was hätten dann die Kinder gethan? Meine Kinder ſind die frömmſten im Dorfe, und wenn der Pfarrer in der Schul' ausfragt, ſo weiß mein älteſter Knabe den Katechismus am beſten. Ich halt' ihn dazu auch an.“

Beide ſchwiegen dann eine geraume Zeit, endlich ergriff Joſſef Madlenas Hand und ſagte:

„Ich verſteh' dich jetzt ganz; ich hab' nicht wiſſen können, was du Alles weißt; ich geſteh' dir ein, ich hab' groß Unrecht gehabt, und wenn du mir nicht verzeihen willſt, Gott kann's nicht.“

Madlena ſaß ſtill da, ſie wagte durch kein Wort ihre innere Bewegung zu verrathen, aber die ſchweren Thränen, die über ihr Angeſicht ſchlichen, ſagten mehr alles Andere.

Plötzlich ſtand Joſſef ſtraff auf. Er dachte an die Mutter, die auf ſeine Rückkehr harrte. Seltſamer Weiſe war ihrer zwiſchen den Geſchwiſtern mit keinem Worte noch erwähnt worden, als ob Aufklärung nur zwiſchen Beiden nöthig geweſen wäre.

„Dinah,“ rief er, „du mußt gleich mit mir zur Mamme, ſie wart' ſchon lang auf dich. Nicht wahr, die iſt nicht ſo gegen dich geweſen, wie ich?“

„Ach, meine Mutter, meine gute Mutter!“ ſchrie Madlena mit der tiefſten Inbrunſt eines kindlichen Herzens.

„Willſt du gleich mit?“

„Fragſt du noch?“

„Die Mamme wird vor Freuden faſt ſterben,“ meinte Joſſef gedrückt, „wenn ſie dich ſieht. Sie red't ſich ohnedies ein, ſie wird den morgigen Tag nicht überleben.“

„Iſt ſie krank? und das ſagſt mir erſt jetzt!“ ſchrie Madlena voll Seelenangſt.

„Krank iſt ſie nicht,“ ſagte Joſſef düſter, „aber ſie red't ſich ein, ſie wird zwiſchen morgen und übermorgen ſterben. Sie hat einen Traum gehabt und ſeitdem läßt ſie ſich ihren Tod nicht ausreden. Ich fürcht' aber, ſie wird Recht haben."

„Um Gott's Willen," rief Madlena, „laß uns da nicht länger ſtehen. Die Mutter liegt im Sterben und ihre Kinder ſind nicht bei ihr!"

Raſch ergriff ſie die Haue und ſtand auf.

Auf dem Wege ſprachen die Beiden kein Wort. Madlena war immer um einige Schritte vorwärts. Je näher ſie dem Dorfe zukamen, deſto leuchtender wurde das Geſicht Joſſefs, während ſich auf Madlenas tiefe Bekümmerniß ausprägte. Sie hatte in dieſem Augenblicke eine Mutter zu verlieren, er hatte eine Schweſter wieder gewonnen!

Als die Beiden miteinander durch das Dorf gingen, ſah ihnen manches Auge verwundert nach. Viele ſchüttelten den Kopf.

Beim Hauſe angelangt, bat Joſſef die Schweſter eine kleine Weile zu gedulden, damit die Mutter durch ihre plötzliche Erſcheinung nicht in jähen Schrecken verſetzt werde. Nur mit Mühe konnte Joſſef ſie zu dieſem kurzen Aufenthalt vermögen.

Bei ſeinem Eintreten in die Stube rief Joſſef:

„Mamme, du wirſt ſtaunen, wen ich dir hab' mitgebracht!"

„Weiß ich's denn nicht?“ fragte die alte Marjim mit heller Stimme. „Dinah haſt du mir mitgebracht.“

Madlena hatte draußen im Vorhauſe ihren Namen gehört. Sie riß die Thüre auf und Mutter und Tochter hatten ſich wieder gefunden.

15. Ueber einem Grab.

Zwiſchen den beiden Frauen bedurfte es keiner Verſtändigung, kaum daß mit einem Worte der letzten Jahre Erwähnung geſchah.

Dafür mußte Madlena alle ihre Kinder herbeiholen laſſen, ſogar den Säugling in der Wiege, um ſie den Augen der Großmutter vorzuführen, die mit unendlicher Seligkeit auf ihnen ruhten. Von dem älteſten Mädchen Madlenas ſagte ſie, ſie habe viele Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Mutter, der Knabe dagegen hatte ganz die Augen und den Mund vom Großvater und daß der Säugling einmal ganz Fiſchele ſein werde, da könne nur ein Blinder daran zweifeln. Sonderbar! nach ihrem Schwiegerſohn

Pawel erkundigte ſie ſich nicht, ſo oft auch Madlena mit Abſicht ſeiner erwähnte. Ging er die Großmutter nichts an, oder genügte es ihr, daß ſie die Tochter wieder hatte?

Als die Nacht herankam, wurden die Kinder Madlenas nach Hauſe geführt; ſie ſelbſt blieb; auch wäre ſie von dem Bette ihrer ſterbenden Mutter nicht zu entfernen geweſen. Marjim verrieth übrigens durch kein irgend wie auffallendes Symptom, daß die letzte Stunde ihr ſo nahe ſei. Sie war aller ihrer Sinne mächtig, in überirdiſcher Aufregung leuchtete ihr Verſtand, und mehr als einmal trafen aus Madlenas und Joſſefs Augen ſich verſtändigende Blicke über die merkwürdigen Aeußerungen, die faſt wie Prophezeihungen aus dem Munde der alten Frau hervorkamen.

Die ganze Nacht ſaßen die drei in traulichen Geſprächen beiſammen und nie gingen die Engel des innerſten Verſtändniſſes mit leuchtenderen, ſchöneren Fittigen durch die engen Räume einer Menſchenwohnung, als in dieſer Nacht durch die ſtille Stube des einzigen Judenhauſes im Dorfe.

Kein Auge ſchloß ſich in dieſer heiligen Nacht.

Erſt gegen Morgen wurde Marjim auffallend ſchwächer; ihre Augen verloren allen Glanz, auch ſtockte ſie ſchon im Sprechen. Ein leiſes Fröſteln durchzitterte ihren ganzen Körper; man mußte ſie mit zweifachen Decken wärmen, dennoch ſchauerte ſie vor tief innerſter Todeskälte.

Gegen acht Uhr Morgens kamen die frommen Weiber aus Bunzlau; die eine von ihnen, eine ſtämmige große Geſtalt, bekannt unter dem Namen „Fradel die Seelenchapperin“, die ſich aus langer Uebung auf den Tod verſtand, ſagte ſogleich, als ſie der alten Frau anſichtig wurde, leiſe zu Joſſef: Sie hält's noch bis gegen Abend aus.

Trotzdem dieſe Worte für jedes andere Ohr faſt unvernehmbar geſprochen wurden, hatte ſie die alte Marjim doch gehört. Mit faſt verdrießlichem Tone rief ſie von ihrem Lager. „Da braucht man eben kein Prophet zu ſein, um das zu wiſſen. Mein Urdede hat mir's ja geſagt.“ —

Im Hauſe wurde nun leiſe geflüſtert, ſeit man gewiß war, daß eine Sterbende darin lag. Die frommen Weiber ſetzten ſich nun an das Bett der Großmutter und begannen ihr die Todesgebete vorzuſagen; ſie ſelbſt war bereits zu ſchwach, um das „Wanderbüchel“ zu halten. Im namenloſen Schmerz ſtand Madlena zu ihrem Haupte und ihre Thränen floſſen unaufhaltſam. Joſſef ſelbſt vermochte es nicht, in der Stube zu verbleiben.

Gegen Mittag ſprach Marjim den Wunſch aus, man möge ſie jetzt allein laſſen, da ſie „Schlaf“ in ihren Augen verſpüre. Nur Madlena mußte zurückbleiben und ſich an's Bett ſetzen. In ihrem Anſchauen waren der alten Frau die Augen zugefallen; ſie ſchlief.

Madlena weinte bald ſtill vor ſich hin, bald überkam es ſie ganz ſchauerlich, daß die Mutter noch nicht ihren Pawel zu ſehen begehrt habe. Sie hätte aufſchreien und die Schlafende aufrütteln mögen. Oft dünkte es ſie, jetzt müſſe ſie einen Schrei ausgeſtoßen haben, daß das Haus davon erzitterte, und war dann erſchrocken, wenn ſie auf die Mutter hinſah, und bemerkte, daß ſie noch immer ruhig ſchlummere. Wenn ſie jetzt ſtürbe? dachte ſie ſich. Nimmermehr konnte ſie ſich dann vorſtellen, daß die Mutter ſich vollſtändig mit ihr ausgeſöhnt, wenn ſie nicht auch ihren Pawel zu ſich gerufen hätte.

Es war Abend geworden und die Sonne hatte ſich von dem Hauſe entfernt, in dem eine Sterbende lag, die ihres Strahlenlebens nicht mehr bedurfte. Da erwachte die alte Frau, faſt um denſelben Augenblick, als das letzte Gold der ſcheidenden Himmelsflamme über die Fenſter glitt.

Ihr erſtes Wort, das ſie an Madlena richtete, war:

„Laß mir jetzt deine Kinder und deinen Pawel kommen, der iſt doch auch mein Schwiegerſohn und ich möcht' den auch ſehen, lang dauert's ohnehin nicht mehr.“

Madlena ſchrie laut auf und fiel, die niederhängende Hand Marjims ſtürmiſch küſſend, am Bette nieder. Sie verſtand dieſes letzte Liebeswerk der Mutter, das in Erfüllung ging, noch ehe ſie es ausgeſprochen!

Die Kinder kamen, auch Pawel. Als dieſer mit einiger Befangenheit an das Bett der Sterbenden trat, ſah ihn Marjim einige Augenblicke ſcharf an, als wollte ſie in das Innerſte ſeiner Seele einen prüfenden Blick werfen, dann ſagte ſie mit heller Stimme:

„Du ſcheinſt mir ein guter Menſch zu ſein, Pawel, aber was für ein Weib haſt du auch bekommen!“

Joſſef mußte dann herantreten.

„Wir zwei,“ ſagte ſie zu ihm mit leuchtenden Blicken, „wir zwei kennen uns, ich hab' dir nichts weiter zu ſagen.“

Sie fragte ihn dann, ob er nichts dagegen habe, wenn ſie Madlenas Kinder früher benſchen würde, als ſein Fiſchele; denn jene bekämen doch jetzt nur zum erſten und letzten Male ihren Segen; auch würde es dem Kinde von keinem Schaden ſein.

Als Joſſef, der die Mutter gar wohl verſtand, bejahend nickte, ließ ſie die Kinder näher herankommen und legte auf jedes Haupt ihre zitternde Hand, leiſe Worte vor ſich hinmurmelnd. Madlena reichte ihr auch ihren Säugling hin; auch auf deſſen Haupt ſprach die alte Frau ihren Segen. Dann richtete ſie ſich im Bette auf, und indem ſie über Madlenas ganzes Weſen einen vielſagenden Blick warf, ſagte ſie mit lauter Stimme: Das Kind, das noch nicht geboren iſt, wird von Gott und von den Menſchen gern geſehen ſein; denn das Kind hat dich mir zurückgebracht, meine Dinah, und du mußt noch viel Freud' von ihm erleben. Ich benſch' auch das ungeborene Kind.“ —

Als Fiſchele an die Reihe kam, brach Marjim in ein krampfhaftes Weinen auf. Sie umfaßte den Kopf des Knaben mit beiden Händen und konnte lange nicht von ihm laſſen. Dann küßte ſie ihn und ſprach: „Von dir geh' ich ſehr ungerne fort, für dich hätt' ich noch gerne hundert Jahre gelebt; du biſt der Bote zu meiner Tochter geweſen — auf dir muß Gottes Segen liegen.“

Sie hatte hierauf noch die Kraft, zu Joſſef zu ſagen: Jetzt zünd' die Schabbeslamp' an, ich möcht' ſie noch einmal brennen ſehen, in einer Stund iſt der Schabes da.“

Mit leuchtenden Blicken ſah ſie dann in die heiteren Flammen, die von den Oel getränkten Dochten der ſiebenzinkigen Lampe ausgingen. Sie hatte ſie ſo lange ſelbſt „entzündet,“ und nun mußte ein Anderer ſie in ſeine Hut nehmen. Von Minute zu Minute wurden jetzt ihre Lebensgeiſter ſchwächer; die ſcheidende Seele hatte bereits ihre Fittige zum Fluge ausgeſpannt.

Fradel, das fromme Weib, rief jetzt: „Es dauert keine Sekund' mehr,“ und mit lauter Stimme begann ſie den letzten Spruch für Sterbende:

„Höre Israel, der Gott, dein Gott iſt ein einziger Gott,“ was ſie und die zwei andern Weiber dreimal wiederholten. Die Lippen der alten Marjim bewegten ſich leiſe dazu; ſie ſchlug noch einmal die Augen auf, um ſie für immer zu ſchließen. —

Während Madlena ſich verzweiflungsvoll über die Leiche warf, betete Pawel mit ſeinen Kindern ein dreimaliges Vater unſer. Fiſchele und Joſſef ſtanden in ſtummen Schmerz daneben.

Eine Viertelſtunde hierauf läutete das Sterbeglöcklein für die geſtorbene Jüdin. Der Pfarrer, der ihren Tod vernommen, hatte es ſo angeordnet. „Die hat's ſo verdient," ſagte er, „daß man ihr eine Ehre anthut!"

* * *

Am Begräbnißtage der alten Marjim, die man nach dem ſtillen Bunzlauer Friedhof an der Prager Straße trug, erſcholl in aller Frühe vor dem Leichenhauſe ein ſo heftiges Wehklagen und Weinen, daß Joſſef beſtürzt auf die Gaſſe hinausging. Da ſtand Anezka, die Magd, das Geſicht von Thränen übergoſſen, und darauf die Spuren eines ſo namenloſen Schmerzes, daß Joſſef ſelbſt tiefes Mitleiden mit ihr fühlte. Schluchzend fragte ſie ihn, ob es ihr erlaubt ſei, noch einmal ihre gute, treue Babe zu ſehen. Joſſef ließ ſie in die Stube eintreten; dort lag die Leiche der guten alten Marjim, in weiße Leintücher gehüllt am Boden. Vorſichtig, als ob ſie fürchtete, die Todte aus ihrem ewigen Schlafe zu wecken, kniete Anezka nieder, zog leiſe das Tuch von dem Antlitze der Todten hinweg, und ſah ſie dann lange unverwandt an. Mit derſelben Vorſicht ließ ſie das Tuch wieder fallen, und ſchlich dann leiſe zur Thüre hinaus.

Man hat ſie in dem Dorfe ſeit dieſem Augenblicke nicht geſehen. —

Als der Leichenwagen durch das Dorf fuhr, ſtand an ſeinem Hauſe der Bauer Stepan Parzik. Er ſchlug andächtig das Kreuz und blickte dann der dahin ziehenden Todten lange nach. Der „Dechant“ war ſeit einer Woche faſt ein Greis an gebrochener Kraft und weißen Haaren geworden. —

Es drängt Alles dem Ende zu.

Joſſef hat die gemiſchte Waarenhandlung aufgegeben und iſt Bauer geworden. Es bedarf keines weitſehenden Verſtandes, um zu begreifen, was ihn zu dieſem Entſchluſſe bewogen hat. Seine Aecker liegen hart an den Aeckern ſeiner Schweſter. Er wird heuer zum erſten Male die goldene Frucht vom eigenen Felde heimführen.

Sein ganzes Leben iſt nun ein einiges. Zwiſchen ihm und Madlena waltet das tiefſte Verſtändniß. Wenn der Herbſt kommt, wird er draußen im Felde ſein, und Samenkörner in die friſche aufgedüngte Erde ſtreuen. In das Korn wird ein friſches

Leben dringen, Regen und Thau werden darauf fallen und es befeuchten mit zarten Lippen; es wird aufſprießen und Gottes Windhauch wird als Segen durch die goldenen Saaten wehen.

Auch andere Saaten, die noch unter der Schneedecke liegen, werden aufgehen!

Trenderl.

Durch die ſtille ſommerwarme Nacht dringen gar ſonderbare Töne an unſer Ohr; es iſt das eiſerne Dröhnen des Hammers auf einen Amboß, was wir da hören; auch können wir ſprühende Funken ſehen, die zu einem Hauſe heraus mitten in die Finſterniß ihr leuchtendes, und im Augenblicke wieder verlöſchendes Feuer werfen. Faſt verwundert blicken wir um uns, ob das noch dieſelbe „Gaſſe“ ſei, und traumhaft dünkt uns dieſes Hammerdröhnen und Feuerſprühen an einem Orte, den unſere Kindheit mit ganz andern Erinnerungen in ihre Seele eingezeichnet hat.

Die Zeit iſt eben eine andere geworden. Der Sturm, der durch die Blätter der Menſchheit fuhr, hat Wunderbares verrichtet; die gewaltige Naturkraft hat ſich faſt ſelbſt überboten. Hier hat ſie niedergeriſſen, dort die Trümmer wieder zuſammengetragen, und zu einem Ganzen gefügt. Schwalben, die im vorigen Jahre ihren Flug der wärmern Heimath zugelenkt, finden heuer das alte Neſt nicht mehr; ſie flattern unruhig umher, und ſind um eine Herberge beſorgt. Die Mauer, an die ſie früher ihre luſtige Wohnung gelehnt, iſt unter dem ſpitzigen Brecheiſen der Taglöhner gefallen. Wo iſt das warme Neſt? Wo ſind die Taglöhner? Und wird die neue Wand ihnen eine gaſtliche Stätte erlauben? . . .

Aus dem Hauſe, zu dem früher der Hauſirer ſeine verſchoſſenen Weſtenſtoffe und Kleiderſtücke hinausflattern ließ, ſprühen jetzt die Funken der Schmiedeſſe, dröhnt der eiſerne Hammer heraus. Ueber dem Eingang hängt ein vergoldeter, mit manigfachen Zierrathen verſehener Schlüſſel, zum Zeichen, daß hier ſeines Gewerkes ein Schloſſer hanthiert und dieſer Schloſſer iſt in der „Gaſſe“ geboren, und iſt eben kein Anderer, als unſer — Trenderl.

Hartes, ſprödes Metall iſt an die Stelle des vergänglichen Zeuges getreten und der Hammer erſetzt die hölzerne Elle. Denn die Zeit iſt eiſern geworden, und mit wenigen Ausnahmen blitzt in Jedes Hand das ſpitze Eiſen . . .

Wir werden erſt ſpäter erfahren, daß der Name des jüdiſchen Schloſſers ganz anders lautet, als wir ſo eben angegeben. Begnügen wir uns einſtweilen mit dem „Trenderl“ — es wird vielleicht zur Beruhigung dienen, wenn wir eingeſtehen, daß der Träger dieſes Namens gar keinen Schimpf darin ſieht, wenn man ihn ſo betitelt, ja daß er faſt ſtolz darauf iſt.

Vier Augen in dem gegenüberſtehenden Hauſe konnten ſich in dieſer Nacht lange nicht ſchließen. Die lärmende Thätigkeit des Schloſſers dauerte bis in eine ſpäte Stunde hinein, und ſchien faſt nicht enden zu wollen. Dieſes Hämmern auf dem harten Amboß glich dem Athemholen eines friſchgebornen Menſchen, der nicht müde wird, Leben ein und auszuſchlürfen. Man vernahm es faſt, wie ſich der Schloſſer ſeines Handwerkes freuete.

Die in jener Nacht kein Auge ſchließen konnten, waren der reiche Schmul Brandeis und deſſen Frau Mindel.

Aergerlich ſagte ſie zu ihm:

„Siehſt du Schmul, das hat man davon, wenn man ſich armer Leute Kind annimmt. Einen Schloſſer habt ihr ihn müſſen werden laſſen? ein anderes Handwerk iſt gar nicht da geweſen auf der Welt? Zu einem Schneider wär' er gar nicht gut geweſen? Die Nadel, die durch's Tuch fährt, die hört man nicht; aber ihr habt ihm den Hammer in die Hand geben müſſen, und nun klopft und hämmert er, daß ich ſchier meine, mein Kopf hat Löcher bekommen, groß wie ein Haus. Zuletzt wird man wegen Trenderl noch ausziehen müſſen, wer hält denn das aus?

„Narrele,“ entgegnete auf dieſe Rede gähnend Schmul, „hab' ich wiſſen können, daß er ſich einmal ſeine Schloſſerei uns gegenüber aufſtellen wird? Und hätteſt du denn etwas entgegenzuſetzen, wenn er anderswo klopfen und hämmern möcht'?“

„Ein Jüd braucht kein Schloſſer zu werden,“ ſagte Mindel mit großer Beſtimmtheit, „für den gibt es ganz andere Handwerke. Iſt der Jüd vielleicht dazu geboren? Hat er die gehörige Kraft dazu? Bei ihnen iſt das freilich anders; die ſind von früheſter Kindheit dazu aufgewachſen, die können mit Feuer und Waſſer, mit Eiſen und Stahl umgehen. Haſt du ſchon geſehen, wie ihre Kinder auf die höchſten Bäume hinaufklettern, daß Einen faſt der Schwindel überkommt? Und unten ſteht die Mutter dabei und ſieht zu? Meinſt du, das iſt einer Jüdenmutter eigen? Die kann ihr Kind zwiſchen Erd' und Himmel ſchweben ſehen, und ſtirbt nicht vor Angſt?“

„Du ſiehſt ja doch, daß es ihnen wohlbekommt,“ meinte nach einer langen Weile Rebb Schmul. „Sie ſind ſtark und gewaltig, ein Jüdenkind blaſt der erſte Windhauch weg.“

„Hätte mir Gott einen Sohn beſcheert, und den hätten ſie mir zu einem Schloſſer, oder Schmied, oder Maurer machen wollen, ich weiß nicht, was ich ender hätt' angefangen,“ eiferte Mindel. „Ich komm' immer darauf zurück, die Handwerke paſſen für den Juden nicht, die ſoll er ihnen überlaſſen. Ich frag dich nur eines? Haſt du ſchon geſehen, daß ſo ein Zimmermann oder Maurer, die tagtäglich um einige Groſchen ihr Leben wagen, auf die höchſten Thürme hinaufklettern, und eigentlich gar nicht ohne Teſtament ausgehen ſollten, haſt du ſchon geſehen, daß ſie's zu etwas bringen? Was hat ſo ein Maurer oder Zimmann für all' die Gefahr, in die er ſich tagtäglich begibt? Kann er ſeinen Kindern ein Vermögen hinterlaſſen? Bettler ſind ſie, wenn ihm ein Unglück widerfährt. und der Strick, der reißt und ihn zerſchmettert, zerreißt und zerſchmettert auch das Weib und die Kinder und Alles, was zu ihm gehört.“

Die Rede Mindels überraſchte den Mann gar ſehr; er hatte ſolche Worte noch nie aus ihrem Munde vernommen.

„Du Advokatenkopf!" ſagte er lachend, „hätteſt du das lieber dem Doctor Prager Alles eingeſtanden, wie er darauf gedrungen hat, daß Trenderl ein Schloſſer werden muß. Hört man dich reden, ſo haſt du Recht, hört man wieder ihn, meint man, Gott ſelbſt könnt'-nicht anders reden. Iſt der Doktor nicht auch ein Jud?"

„Und was für Einer!" rief Mindel mit begeiſtertem Tone, „willſt du mir ſagen, was das für Einer iſt? Nie hat ein Jüdenkind das für ſeine Eltern gethan, was er gethan hat. Andere meinen: Jüdſein iſt Alles, wenn's ſie's auch hinter dem Rücken ſich ganz anders auslegen, aber ein Jüd bleiben, wie der es geworden, wie der Doktor — auf der einen Seite ſteht ihm ein ſchönes und reiches Mädchen, das mit ganzer Seele an ihm hängt, auf der andern ſein Vater und ſeine Mutter, alte Leute, die nicht lang mehr leben werden, und doch läßt er ender von dem ſchönen, reichen Mädchen, als von ſeinen Eltern, um die nicht zu betrüben, und betrübt ſich ſelbſt! Das iſt eine Sach', wofür ihn jede jüdiſche Mutter auf den Händen tragen ſollt!" —

Welch' freudige Schauer überfliegen uns, daß wir die That einer uns vieltheuern Perſon von ſo beredten weiblichen Lippen ſchildern hören . . .

„Ich möcht' nur wiſſen," ſagte Rebb Schmul nach einer Weile tiefer Ergriffenheit, „warum der Doktor ſich nicht verheirathen will? Könnt zehntauſend und zwanzigtauſend und noch mehr bekommen und bleibt ledig. Wie verſteht man das?"

„Das wiſſen wir Weiber beſſer, wie du," entgegnete Mindel mit faſt geheimnißvollem Tone.

„Warum? Er nimmt vielleicht deine Tochter nicht, und baare zehntauſend Gulden dazu?" rief lachend der Ehemann.

„Und wenn du ihm eine Million aufzählſt, auch nicht," verſetzte Mindel eben ſo geheimnißvoll, „unſere Tochter nimmt er nicht, aber auch keine andere."

„Damit biſt du getröſtet," meinte Schmul, „alle Weiber gleichen ſich doch auf ein Haar. Krieg ich ihn nicht, denken ſie, ſo ſoll ihn auch keine andere bekommen. Da drin ſteckt die ganze Weisheit von ſo einem Weiberkopf. Meinſt du, wenn man mit ihm ein gut Wörtel redet, er wird mit dem Kopf ſchütteln?"

„Steck du mir den Finger in den Mund, wie einem Kind, ob es beißen kann," ſagte Mindel bitter böſe, „es iſt genug geredt worden."

„Alſo doch?" lachte Rebb Schmul, „das verſchweigen die Weiber, wenn man zu ihnen: nein ſagt;

dagegen hängen ſie ſich die große Trommel um, wenn ſie nur auf tauſend Schritt weit es Einem anſehen, daß er ja ſagen wird.“

„Geh, geh,“ meinte Mindel verdrießlich, „hört man dich reden, ſo weiß man nicht, daß dir eine zwanzigjährige Tochter im Hauſe herumgeht.“

„Sorgſt du nicht vielleicht, wie du für ſie und ihre zehn tauſend Gulden einen Mann bekommſt?“ rief luſtig Rebb Schmul. „Ich wüßt' dir Einen, und der greift zu mit beiden Händen. Wenn du zum Fenſter hinausguckſt, ſo haſt du ihn gerade vor dir ſtehen.“

„Du meinſt doch nicht Trenderl Schloſſer?“ rief Mindel entſetzt.

„Narr, wen denn?“ entgegnete Rebb Schmul, dem in der Heiterkeit ſeiner Seele aller Schlaf vergangen war „Ein ſchöner Jung iſt er. Was fehlt ihm? und haſt du etwas auszuſetzen an ihm? Ein Jüdenkind iſt er und von den Schlechten und Flauſenmachern Einer, wo nichts hinten und nichts vorn ſteckt, iſt er auch nicht. Dazu hat er zwei Hände, und wenn er die aufhebt, hat er ſein Auskommen, beſſer wie mancher Doktor.“

„Wer dich ſo reden hört, Schmul,“ erwiederte Mindel gereizt, „möcht' nicht glauben, du biſt Rebb

Schmul Brandeis, der reiche Mann, der an Almoſen in einer Woch' mehr ausgibt, als ein anderer in einem ganzen Monat einnimmt. Der letzte Schulklopfer könnt auch nicht anders reden.“

„Ein ſchöner Jung iſt er, und ſein Auskommen hat er auch,“ wiederholte Rebb Schmul ſeinem Weibe wie zum Trotz.

Mindel hielt es nicht der Mühe werth, auf dieſe „wiederſinnigen Reden“ ihres Mannes eines Weitern einzugehen; ſie ſtellte ſich an, als ob ſie ſchliefe und Rebb Schmul hatte dies kaum an ihrem Schweigen bemerkt, als er trotz des Schloſſers Hämmern den wirklichen Schlaf nicht mehr bewältigen konnte. —

Drin in der Nebenſtunde konnten ſich indeß zwei andere Augen lange nicht ſchließen. Am offenen Fenſter, das der Schloſſerwerkſtätte gerade gegenüber lag, ſtand im Nachtkleid eine ſchlanke, weibliche Geſtalt, die hatte die Reden der beiden Eheleute vollſtändig vernommen. Als die Sprache auf den Schloſſer gekommen war, den Rebb Schmul mit dem Prädicate eines „ſchönen Jungen“ bezeichnete, bedeckten ſich ihre Wangen mit einer ſo hohen Gluth, daß, hätte man das feurige Eiſen, dem der Schloſſer um dieſen Augenblick auf dem Amboß die Form gab, dagegen halten können, der Zweifel rege geworden wäre, wo da der Unterſchied zu finden ſei? —

Das Hämmern in der Werkſtätte dauerte noch in die ſpäte Nacht hinein, bis es endlich ſchwieg. Erſt jetzt, wo man wieder „ſein eigen Wort“ vernimmt, wie die wackere Frau Mindel in ſolchen Augenblicken zu ſagen pflegte, können wir uns auch unſerer Pflicht entledigen, und über all das Geſagte und Gethane jene Andeutungen geben, deren Fäden uns ſonſt unter der Hand entrinnen würden. —

Wir thäten unſerm Schloſſer gar keinen Gefallen, wenn wir verſchweigen wollten, daß er ſeinen Beinamen „Trenderl“ eigentlich ſeinem Handwerke zu verdanken hatte. Trenderl iſt nämlich die Bezeichnung jenes ſchnurrenden Spielzeuges der Kinder, das faſt unſterblich geworden iſt, und ſeit undenklichen Zeiten unter dieſem Namen im Dichten und Trachten jedes kindlichen Gemüthes liegt. Wo iſt das Kind, deſſen lebendigſtes Wünſchen nicht nach einem Trenderl ginge? Wir wiſſen es ſehr gut, „Trenderl Schloſſer“ wird vor Freude noch einmal ſo kräftig, als er ſonſt pflegt, auf den Amboß ſchlagen, wenn er hört, daß wir keine Scheu genommen, ihn allerwärts kenntlich zu machen; denn wenn er auch mit ſeinem Wanderbuch und ſeinem eigentlichen Namen Wolf Turnauer faſt die halbe Welt durchpilgerte, ſo dürfte man ſeinen eigentlichen Namen doch nur da kennen, wo er ihn empfangen hat.

Trenderl war, was ſo Viele in unſerer aſſociationsluſtigen Zeit ſind, das Geſchöpf eines Vereines; er war aus einem Filiale des Wiener Handwerkvereines hervorgegangen, gewiſſermaßen alſo das Kind unſichtbarer Mächte, die von der Reſidenzſtadt aus ihre väterlichen Arme nach ihm ausſtreckten. Eines Tages flatterten nämlich, addreſſirt an den „wohllöblichen“ Gemeindevorſtand einige Bogen bedruckten Papiers „Statuten“ genannt; neben angeſchloſſen lag ein Brief mit einem großen Siegel daran, und bedeckt mit den Unterſchriften einiger bekannten Wiener Glaubensgenoſſen, und dieſer Brief enthielt die Aufforderung, beiliegende Statuten einer näheren Prüfung zu unterziehen, und im Falle man ſich von deren Anwendung auf die Gemeinde erſprießliche Folgen verſpreche, einen Filialverein zu gründen, der ſich dem großen in der Reſidenzſtadt anzuſchließen habe. In eindringlicher Sprache machten die trefflichen Wiener Herren auf die Bedeutung des Handwerks in den Gemeinden aufmerkſam, und wie man ſich der Hoffnung hingebe, daß man bei der Auswahl der Profeſſionen namentlich ſolche in Betracht ziehen würde, die wegen ihrer ſchwierigen Erlernung oder ihrer ſeltenen Ausübung wegen von den Glaubensgenoſſen mehr oder weniger geſcheut und gemieden würden.

Iſt das gedruckte Wort jene Feuerſäule geworden, von der es in der Bibel heißt, daß das Volk dort ſtehen blieb, wo ſie ſtand, und weiter zog, wohin ſich der glänzende Himmelsſchein bewegte? . . . .

Ganz merkwürdige Dinge könnten wir von der wahrhaft feierlichen Stimmung erzählen, mit der jene Zuſchrift der Wiener Männer in der Gemeinde aufgenommen wurde. Man fühlte ſich geehrt, daß man aus ſo weiter Ferne ihrer gedacht und ſchon um dieſer Ehre willen, und damit nicht ein Anderer zuvorkomme, wurde nach kurzem Berathen beſchloſſen, ſich mit der Reſidenzſtadt in Verbindung zu ſetzen, und dem großen Vereine die Conſtituirung der Filiale geziemend anzuzeigen.

Damals wachte in der Gemeinde ein ſchönes Herz aus langem Winterſchlafe zu einem neuen Frühling auf und entbrannte in lichter Gluth für die Verwirklichung der Idee, der als fliegendes Blatt von Wien ausgegangen war und ihm als Ofſenbarung einer neuen Zukunft galt... Doktor Prager — Clara würde: Emanuel ſagen — trat zum Erſtaunen Aller, die nur von ſeiner ärztlichen Wirkſamkeit in der Gemeinde zu berichten wußten, aus ſeiner bisherigen Schweigſamkeit plötzlich hervor, und bewies den Vorſtehern in beredter Sprache, wie hier etwas gethan werden müſſe und daß es eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit und Verſündigung an der nächſten und ſelbſt an der noch um uns wandelnden Generation ſei, wenn man hier zurücktreten wolle, wo ſich eine ſo ſchöne Gelegenheit darbiete, zu zeigen, „was an Einem iſt.“

Der Doktor wurde einſtimmig zum Vorſitzer, oder wie es in der deutſchen Sprache wohlklingender heißt, zum Präſidenten der Filiale ernannt; ſeine leitenden Gedanken ſollten den Verein beleben, erhalten und fortpflanzen; mit Geldmitteln wolle man nicht kargen, wurde ihm von allen Seiten zugeſagt. So ward der Verein wirklich ins Leben gerufen.

Man beauftragte ferner den Doktor mit der Antwort an die Wiener Männer, die zugleich ein Dank- und Beiſtimmungsſchreiben ſein ſollte. In welcher Weiſe der Doktor dieſem Auftrag genügte, mag aus folgenden Stellen hervorgehen, die wir uns nicht enthalten können, hier mitzutheilen.

Emanuel ſchrieb:

„Mit der innigſten Freude unſerer Seelen begrüßen wir Ihren ſchönen Gedanken, wackere Männer, und flehen zum Himmel, er wolle zu deſſen Verwirklichung ſeinen Segen geben. Muß es uns nicht freuen, wenn wir hier aus der Mitte jüdiſcher Männer eine Thatkraft ſich entwickeln ſehen, die gegen den Vorwurf, der uns tagtäglich gemacht wird, den der ſtagnirenden Thatloſigkeit ſo glorreich auftritt?

„Unſer Volk hat nie arbeiten gelernt und das iſt die Geſchichte ſeines ganzen Leidens. Nur darin liegt der Schlüſſel zu all den Vorzügen, aber auch den Fehlern unſerer Nation. Es gibt keine Trunkenbolde unter uns, ſagen wir ſelbſt, aber iſt unſere Mäßigkeit im Eſſen und Trinken wirklich ſo hoch anzuſchlagen, als etwa der Hang unſerer chriſtlichen Handwerker und Bauern zu dieſen menſchlichen Verirrungen wieder nicht genug zu verachten iſt?

„Iſt es nicht wahrhaft grauenhaft, daß unter Millionen Dahingeſchiedener und im Laufe von Jahrhunderten Begrabener ſo Wenige die Seligkeit jener Empfindungen kannten, wie ſie der Zimmermann empfindet, wenn er hoch oben auf dem Karſte des Daches den buntbebänderten Blumenſtrauß aufpflanzt, und ſeinen Spruch dazu herſagt, und mit einem gewaltigen Wurfe das weingeleerte Glas unter die Leute wirſt? Weiß Jemand von uns, was die Bruſt des Maurers ſo hoch aufpochen macht, daß auch er es geweſen, der an dem herrlichen Gebäude, ſeinen Theil gemauert und die Idee des Werkmeiſters ausführen geholfen habe? Und zuckt nicht jede Wimper unſeres Volkes vor dem bloßen Anblick, wenn der Schloſſer an der Thurmſpitze der Kirche einen Blitzableiter anbringt? Unſer Volk hat die Kühnheit des Auges und der Hand verloren, es muß ſie wieder gewinnen. Nur wer kühn, iſt auch heiter. Kann denn auch die Hand, die ſich ſcheut, das heiße Eiſen anzufaſſen und auf dem Amboß zu formen, es wagen, nach dem vollen Trinkglaſe zu greifen? Setzt nicht Beides ein gewiſſes Muthigſein voraus? Und wie ſollte das Auge, das da nie gelernt hatte von den Zinnen eines Thurmes herab den Abgrund zu ermeſſen, der ihm zu Füßen liegt, frei und unbefangen in ein anderes Menſchenauge blicken können? Macht man uns nicht den Vorwurf der Kriecherei, der Demuth, des Schleichens und Bückens? Die Hand und das Auge des Volkes müſſen ſtärker und kühner werden, ſoll man nicht überhaupt an ſeiner Zukunft verzweifeln....

„Wir haben hier in der Gemeinde auch

Handwerker: Schneider zumeiſt und Goldſchmiede, aber ſie ſchauſpielen ihr Handwerk und bei der erſten günſtigen Gelegenheit legen ſie Schminke und Maske ſogleich ab. Es iſt ein widriger Anblick, dieſe Leute in der Halbheit ihres Berufes zu betrachten. Der Schneider ſitzt nur darum auf ſeiner Bank ſo emſig ſich abmühend, weil er in ſich ſchon den künftigen Tuchhändler ahnt, der draußen „unter den Lauben“ ſein Gewölb aufſchlagen wird, und der Goldſchmied bläſt nur darum faſt über ſein Bedürfniß in das Löthrohr und hämmert und ſchmiedet, weil ihm der Juwelenkaſten mit funkelnden Ringen und Ketten ſchon vor den Augen ſteht. Die echte Freudigkeit am Handwerk, jenes ſchöne Walten zwiſchen Ruhe und Arbeit kennen ſie nicht; das Handwerk iſt ihnen nur Erwerben, nicht der Erwerb ſelbſt; es iſt ihnen ein vorübergehender Zuſtand von Mühen und Drangſal, und wenn das Auge unſerer Profeſſioniſten im Sterben bricht, fällt es nicht gerne auf die Werkſtätte.“

„Es iſt bedeutungsvoll und faſt nicht ohne Ahnung geſchehen, daß König Salomo zum Aufbaue ſeines Tempels fremder Hände und Künſtler bedurfte. Wir laſſen uns auch unſere Synagogen bauen; unſer Volk iſt überhaupt noch immer der Miethsmann dieſer Erde; wir laſſen Alles für uns bereiten, ausſchmücken und zahlen nur den Miethzins dafür. Sollte denn der Vorwurf, daß der Jude keine Heimath hat, so unbegründet ſein? Kann er eine einzige Hütte unſeres Vaterlandes nennen, die er ſelbſt gebaut?....“

Es war ein leicht verzeihlicher Irrthum jenes Herzens, dem dieſe Zeilen entſprangen, daß es in dieſem Briefe Worte und Anſichten im Namen einer Menge ausſprach, die nicht die ihrigen waren. Handwerker wolle man haben in der Gemeinde, hieß es von allen Seiten, denn zuletzt habe das „Dorfgehen“ doch auch keinen rechten Grund mehr. Der Kaufmann in den Städten gebe die Waare ſchon ſo billig, daß es ein Spott auf den geſunden Menſchenverſtand wäre, wenn der „gemeine Mann“ nicht lieber zu Hauſe bleibe und ein Handwerk vorzöge, das ihm „Nahrung bringt.“ Wozu aber ein Jude einen Dachſtuhl zu beſteigen brauche? Oder einen Blitzableiter zu befeſtigen? Ob man dadurch vom Einſchlagen des Donners bewahrt werde? Solcher Fragen, die häufig mit einem mitleidigen Lächeln auf Emanuel verbunden waren, erſchollen von vielen Seiten. Namentlich von den Frauen in der Gaſſe erfolgte gar bitterer und heftiger Widerſpruch. Wenn man nicht wüßte, hieß es, daß der Doktor ſelbſt der Sohn eines armen Dorfgehers ſei, man müßte meinen, er wolle nur darum aus den Kindern Profeſſioniſten machen, damit ſie nicht „Dorfgeher" würden, wie ſein Vater, und dem gleichſam in's Handwerk eingriffen! Zugeben würde das keine jüdiſche Mutter, ihr Kind wie eine Katze auf den höchſten Dächern herumgehend zu erblicken — und doch waren das dieſelben Stimmen, die Tage lang in Froſt und Hitze, im Schneegeſtöber und ſengenden Sonnenbrand auf den Märkten ihr kupte, kupte laczinyi (kauft, kauft, wohlfeil) ſchrieen! Wenn der Doktor durch dieſen wohlgezielten Widerſtand entmuthigt, die von ihm für ſo heilig angeſehene Sache hätte fallen laſſen, wen konnte dies in Staunen ſetzen? Man iſt eher geneigt, der bleiernen Rohheit des Vorurtheils ſich entgegenzuſetzen, und ihm Schritt für Schritt des gewonnenen Erdreiches abzuringen, aber es iſt ein kühnes Wagniß, dort kämpfen zu wollen, wo es, wie es hier geſchah, die weichen Töne des Gemüthes ſpricht. Aber Naturen, die einen ſo harten Kampf durchgerungen, wie ihn uns Emanuels That dargethan, bringen als Siegesbeute gewöhnlich eine gewiſſe Herbheit davon, die gerade gegen die Forderungen des Gemüthes am entſchiedenſten auftritt. Sie wiſſen es aus Erfahrung, daß man vor dieſen Syrenenklängen wie jener irrende König die Ohren verſchließen müſſe. —

Der Doktor verlor nicht den Muth ſeiner ſtark gewordenen Seele; er war es ſich bewußt, daß die Leute nur inſofern in ihrem Rechte waren, als ſie ſich für eine Sache nicht begeiſtern konnten, die wie ein Baum im Walde, frucht- und thatlos daſtand. Erſt lange Jahre mußten dahingehen, ehe die Verwirklichung einer Idee lebendig und fruchttragend vor ihren Augen in rüſtigen, arbeitgekräftigten Handwerkern ſich darſtellte. Troß des geringen Eifers für ſein Wollen und Wirken verlor Emanuel den Glauben an die beſſere Zukunft nicht!

Der erſte Knabe, um den der neugegründete Handwerkerverein ſeine ſchirmenden Arme legte, war das Kind eines armen „Dorfgebers“, deſſen Leben unter Mühe, Kummer und Drangſal erſt kürzlich geendet. Es war eben unſer Schloſſermeiſter.

So hatten die Leute alſo doch Recht, wenn ſie den Doktor der „Parteilichkeit und des Brotneides“ anklagten, da er ein Kind der Gaſſe dem Berufe entriß, den ſein eigener Vater ſeit ſo vielen Jahren ausübte!?

Das Kind ſollte nach der erſten Anregung Emanuels ein Zimmermann werden. Dagegen erhob ſich aber von allen Seiten ein wohlorganiſirter Widerſtand. Weil das Kind ein Waiſenkind ſei, das keinen Vater und Mutter habe, ſprach man hie und dort, glaube man, Alles könnte aus ihm gemacht werden. Aber um Gottes des Lebendigen Willen, ſo etwas ſolle man laſſen und die Gemeinde dadurch nicht verſündigen, ſo etwas könne zu gar nichts Gutem führen. Ob man das bei dem todten Vater jenes Kindes verantworten könne, wenn dieſes einen Fehltritt auf einem ſteilen Dache machte und in die ſchwindelnde Tiefe hinabſtürzte? Oder wenn es durch einen Balken erſchlagen würde? Ob man an den Beiſpielen, die tagtäglich vorfielen, nicht genug hätte? Um Gottes des Allmächtigen Willen ſolle man keine Neuerung anfangen; ſie werde ſich fürchterlich rächen und das an ganz unſchuldigen Kindern. Nur ſchrittweiſe konnte es Emanuel über ſich gewinnen, dieſen immer lauter werdenden Klagen zu weichen; er war es endlich zufrieden, daß der Handwerkerverein ſeinen Schützling — zu einem Schloſſer machen wollte.

Die Wahl dieſes Handwerkes traf nicht mehr auf ſo heftige Gegenſtimmen, trotzdem man ſich nicht überreden konnte, was denn ein Schloſſer in der Gaſſe ſolle? Ob man etwa glaube, daß ein jüdiſcher Schloſſer von den zerbrochenen Schlüſſeln und Schlöſfern der Gemeinde leben könne? Dennoch klagte man nicht über Verſündigung an Gott und das war den Mitgliedern des Vereines genug, denn ihre Seelen waren ob des wirren Geſchreies der ſie anklagenden Frauen wirklich ſchon zaghaft geworden.

Emanuel erfuhr es bald, welche Mächte einem einmal aufgerüttelten Vorurtheil zur Seite ſtehen. Als man den Knaben bei einem der Schloſſermeiſter im Orte in die Lehre verdingen wollte, wurde der Verein mit verletzender Grobheit zurückgewieſen. Es war nie erhört worden, daß ein Knabe aus der „Gaſſe" dieſes Handwerk erlernt — und dazu noch die Hand bieten! Ihn die Kunſtgriffe und das Handwerk lehren und ſich ſo an ſeinem eigenen Vortheile kürzen! Am Handel habe man nicht genug, jetzt ſolle auch die Profeſſion daran! So erging es dem Vereine bei drei, vier Meiſtern, bis ſich ein fünfter fand, der aus „Mitleiden" und weil er den Vater des Kindes ſehr gut gekannt, ihm die Lehr- und Werkſtätte aufthat. Aber ſchon nach einer Woche wurde der Knabe mit der Weiſung entlaſſen: „die Zunft" ſei dagegen, der Zechmeiſter habe in ihrem Namen feierlich gegen die Aufnahme des Kindes proteſtirt; es müſſe ihn nur wundern, daß man ihm ſelbſt noch nicht die Fenſter eingeſchlagen.

Auch bei den Meiſtern in der Nachbarſchaft hatten die Bemühungen des Vereines keinen beſſern Erfolg, und Emanuel mußte es ſich ſchmerzvoll geſtehen, daß der Weg, aus Vereinen heraus einen jüdiſchen Handwerkerſtand zu gründen, ein verfehlter ſei. Was man dem Einzelnen zugeſtanden, das ſchlug man entſchieden den Vielen ab, die gleichſam als die Vertreter des ganzen Volkes kamen...

Damals ſagte ein „geſcheidt Jüdel“ in der Gaſſe, Hirſch Blaſer genannt, weil er am Neujahrstage gewöhnlich den Schofer blies, von dem Knaben: „Sie machen aus dem Kind ein Trenderl, ſie halten die Schnur in der Hand, aber das Trenderl muß herumſpringen und weiter ſchnurren, wie's ihnen nur in den Sinn kommt. Bald zu dem, bald zu jenem muß es kollern und hat keine Ruh. Es thut das nicht gut, wenn man aus einem Menſchen ein Trenderl macht.“

So ſprach Hirſch Blaſer, das geſcheidte Jüdel auf deſſen Worte in der Gemeinde ein großes Gewicht gelegt wurde, und was Hirſch Blaſer geſprochen hatte, das wurde bald das allgemeine Stichwort in der Gaſſe. Man hatte plötzlich für den armen Schützling des Handwerkvereins keinen andern Namen, als — Trenderl.

Eines Tages wanderte der Schloſſerlehrling die große Heerſtraße, die nach der Reſidenzſtadt führt; man ſchickte ihn dorthin; ein Schreiben an den großen Handwerkerverein empfahl ihn ſeiner Sorge und enthielt die Schickſale des Knaben von ſeinem erſten Beginne in der Schloſſerwerkſtätte bis zu dem Augenblicke, wo man ihn, um jedem Vorurtheile auszuweichen, nach Wien ziehen laſſen mußte. In dem Briefe hieß es:

„Es iſt immerhin ein Unglück, wenn die freie Selbſtbeſtimmung des Individuums nicht aus ihm ſelbſt, ſondern aus einem Vereine hervorgehen ſoll. Die Wahl eines Handwerkes, ja ſelbſt, daß man Handwerker wird, ſollte mit einer ſolchen Freiheit verbunden ſein, wie ſie dem Individuum nur immer zugeſtanden werden kann. Das Individuum jedoch darf auch nach andern Seiten hin nicht beengt werden; es muß ſein menſchliches Daſein ausfüllen können und es darf ſich keine Gewalt finden, die aus Kaſtengeiſt und Intoleranz dieſes Daſein verſchänden und verrücken darf. Dieſe Zeit iſt für uns noch nicht gekommen; das Individuum iſt nicht frei, und der elektriſche Schlag, der den Einzelnen trifft, ſchlägt das ganze Volk. Noch ſind Vereine nöthig; ſie repräſentiren in ihren Mitgliedern die verſchiedenen

Willensäußerungen des Volkes, ihr Daſein hört aber mit dem Schlage der Stunde auf, die dem Individuum ſeine Selbſtbeſtimmung wiedergibt. So lange, aber auch nicht länger müſſen wir Terroriſten des Einzelnen bleiben....“

Seit jener Zeit blieb der Knabe verſchollen. Nur das Eine hatte man gehört, daß er bei einem tüchtigen Meiſter in der Reſidenzſtadt in die Lehre gekommen war. Die Berichte des Wiener Handwerkervereines über den Knaben lauteten höchſt befriedigend. Spätere Nachrichten ließen ihn auf einer großen Wanderung durch Deutſchland und Frankreich begriffen ſein; in der Gaſſe hatte man ſich gewöhnt mit Hirſch Blaſer zu ſagen: Trenderl Schloſſer wird ſich bis ans Ende der Welt fortkollern; es dachte Niemand mehr an ſeine Rückkunſt. Da kam er eines Tages. Mitten in der Gaſſe ſchlug er ſeine Werkſtätte auf, ſchon am achten Tage hämmerte und pochte es dort und ſprühende Funken fuhren zur Eſſe heraus.

Der erſte Schlag auf dem Amboß klang wie Muſik an Emanuels Ohren; er war an dieſem Tage überaus ſelig.

Aber ſchon haben wir erfahren, welche Augen vor dem Lärmen des Schloſſers ſich nicht ſchließen konnten!

Gewaltig Unrecht würde man aber der wackeren Frau Mindel anthun, wenn man annehmen wollte, daß ihr ſonſt mildes Gemüth von irgend einem Haſſe gegen den Schloſſer erfüllt war. Nicht einmal, daß ſie ſein Hämmern und Pochen um den Schlaf brachte, hatte ſie weſentlich gegen ihn gereizt. Sie hatte nur Eines gegen ihn und das brachte ſie nicht aus dem Kopfe.

Sie wußte nämlich, daß Trenderl in einigen Tagen auf der neugebauten Synagoge einen Blitzableiter zu befeſtigen habe, und das war es, was ſie gegen ihn und die ganze Welt ſo bitter machte. Jeder Schlag, der drüben in der Werkſtätte erſcholl, ging ihr wie eine Todesahnung durch die Seele, denn ſie konnte des Gedankens ſich nicht erwehren, daß es um des Schloſſers Leben gehe, wenn der einmal hoch oben auf dem Dache ſäße, der Schwindel ihn erfaßte und ihn herabwürfe in die bodenloſe Tiefe. Sie hielt ſeine Tage für gezählt. „Ob man darum,“ ſagte ſie oft, „das Kind von „jenem“ armen Mann aufgezogen, es fortgeſchickt in die weite Welt und wandern und plagen habe laſſen, damit es jetzt in die Heimath zurückgekehrt, da ſeinen ſichern Tod finde? Nicht erhört ſei das, ſeitdem ein Judenkind auf der Welt iſt, daß man ſich ſo an ſeinem eigenen Volk.

gleichſam an ſeinem eigenen Blute verſündige. Gott werde aber auch ein Wort darein zu reden haben, der werde, wenn der Schloſſer im beſten Thun ſei, einen Schwindel als böſen Geiſt ſchicken; die Hand werde glauben, ſie faſſe etwas an, aber leere Luft werde es ſein und Trenderl könnte ſich mit den Kabronim (Todtengräbern) ſchon jetzt beſprechen.“

Als der Doktor am folgenden Tage nach jener Nacht in das Haus Rebb Schmul Brandeis kam, wo ſeine beſten Freunde in der Gaſſe wohnten, fand er das ganze Weſen der guten Frau in einem beunruhigend aufgeregten Zuſtande. Ihre Augen glänzten von einem übernächtigen Feuer, auch ihre Wangen waren fieberhaft geröthet. Auf die mit Beſorgniß ausgeſprochene Frage, ob ſie ſich nicht ganz geſund fühle, antwortete ſie gereizt:

„Ich hab' eine ganze Schloſſerei im Kopf, und da ſoll ich mich geſund fühlen?“

Emanuel kannte die Abneigung der reichen Frau gegen die Handwerker; lächelnd ſagte er:

„Wollen Sie denn die armen Leute gar nichts verdienen laſſen, Frau Mindel? Und wenn es etwas lärmender zugeht? Er hat davon ſein Brot.“

„Ein Anderer dürfte mir das gar nicht ſagen,“ entgegnete ſie böſe. „Ich armen Leuten ihr Brot beneiden? Die Welt weiß vielleicht nicht, daß Schmul und Mindel Brandeis in einem Tage mehr Almoſen austheilen, als mancher Andere in vier Wochen verdient?“

„Auch wenn man ſich über die Art beklagt, in der der Arme ſein Brot verdient, beneidet man ihn,“ ſagte Emanuel ernſt.

Ergriffen von dieſem Tone erwiderte die Frau: „Mit einer ſolchen Rede richten Sie bei Mindel Brandeis nicht aus, was auf ein Quentchen geht. Die Welt weiß, was ſie von ihr zu halten hat und Sie Herr Doktor auch. Mindel Brandeis iſt kein böſ Weib, eher zu gut, denn wenn ſie das nicht geweſen wäre, in ſeinem Leben wäre aus Trenderl kein Schloſſer geworden.“

„Sondern ein armer Dorfgeher,“ fügte Emanuel mit einer gewiſſen Bitterkeit hinzu, „den hört man freilich nicht hämmern, der ſtört den Schlaf nicht wenn er draußen auf der Landſtraße hinſchleicht, oder auf fernen Märkten ſeine wohlfeile Waare anpreiſt.“ —

„Aber einen Menſchen zwingen, daß er auf ein hohes Dach hinaufſteigt, einen Menſchen dazu auslernen, daß er Gott verſucht, einen Blitzableiter ihm in die Hand zu geben und ſagen: Da, ſteig' hinauf und probir's, ob dich Gott nicht todt hinunterwirſt, dazu muß man ein böſ' Weib ſein, weil man das für eine Verſündigung hält, und es Einen nicht ſchlafen laſſen kann! Ich weiß, die Männer beten alle Tage in der Frühe: Ich danke Dir mein Gott, König der Welt, daß Du mich haſt einen Mann werden laſſen, dafür danken und lobpreiſen aber die Weiber, daß ſie Gott nach ſeinem Willen und nicht anders geſchaffen hat, denn ein Mann wäre ich nimmer geworden."

„Sie würden vom Handwerk dann ganz anders denken," ſagte Emanuel, den die Worte der Frau ganz eigenthümlich erfaßten, verlegen.

„Den Blitzableiter darf er mir nicht aufſetzen auf die Schul'," rief ſie eifrig. „Hunderte von Gulden wenn es koſtet, ſo ſind ſie Mindel Brandeis wie ein Kreuzer, wenn ſie weiß, daß ſie dadurch ein Judenkind vor Verſündigung an Gott abhält. Denn ungerochen läßt das Gott nicht."

„So feſt ſind Sie von dem überzeugt," meinte Emanuel lächelnd.

„Ich weiß, was ich weiß," ſagte ſie mit großer Beſtimmtheit, „den ſtürzt der Schwindel herunter, kaum daß er oben auf dem Dache iſt."

„Und wenn er wieder mit geſunden Gliedern zurückkommt?" fiel ihr Emanuel in's Wort.

„Er darf gar nicht hinauf," ſagte ſie kurz.

„Wie Sie das anfangen werden," meinte Emanuel ſpöttiſch, „einen Handwerker von der Ausübung ſeines Handwerkes abzuhalten? Er muß ja."

„Er muß, er muß!" rief ſie in heftiger Aufwallung, die dem Doktor gar wohl gefiel, „er muß Gott verſuchen? Wo ſteht das geſchrieben? Denken Sie nur an Ihre Mutter."

„Ich ſtand einſt auch auf einer ſolchen Höhe," ſagte Emanuel erblaſſend.... „und bin zurückgekommen, als mich meine Mutter rief," ſetzte er ſtill, faſt unvernehmbar hinzu.

„Hab' ich alſo nicht Recht?" rief Mindel, die den leiſen Ausruf des Doktors, den ſie zu jeder anderen Zeit verſtanden hätte, überhörte, „und das ſollt' Mindel Brandeis, der man nicht nachſagen kann, daß ſie gerade von den ſchlechteſten Eine iſt, nicht zu verhindern trachten? Wozu hätt' mir Gott meinen Reichthum gegeben, als Sünden zu verhüten und abzuhalten, wo man ſich verſündigen kann? Er darf gar nicht hinauf und wenn es mich Hunderte von Gulden koſten ſollt'."

„Lachen Sie mich nur aus, Herr Doktor," fuhr Mindel dann mit zuverſichtlichem Tone fort, „von Ihnen laß ich mich gerne auslachen, mehr als von Anderen mich rühmen und loben. Aber mit Gottes des Lebendigen Hilfe wollen wir Trenderl Schloſſer ſchon bezwingen, koſt' es was es will."

„Sie wollten alſo wirklich?" rief Emanuel erſtaunt.

„Ob ich will?" rief ſie leidenſchaftlich, „ob Mindel Brandeis will, daß ein Menſch nicht vom Dach herunterfällt? Das ſagen Sie erſt, wenn es mir gelungen ſein wird. Wetten aber möcht' ich ſchon jetzt darauf, Trenderl Schloſſer läßt ſich nicht zweimal bitten und ſagt lieber einmal: Ja, als zehnmal: Nein. Wenn ich aber dann ſtolz thun und mich rühmen werde, ſo wär's kein Wunder."

Der Doktor ſtarrte die ſiegesmuthige Frau minutenlang an. Ein eigenthümlicher, nicht mehr zurückdrängbarer Gedanke war ihm durch den Kopf geflogen. Sein Auge war ernſt, ſeine Wangen blaß geworden. Eine gewaltige Erſchütterung ſchien ihn zu durchtoben. Aber ſo ſehr mußte dieſer Mann die äußerliche Ruhe des innern Sturmes ſich angelernt haben, daß er lächelnd, faſt ſpöttiſch ſagen konnte:

„Warum nicht? Wäre es denn ein ſo großes Werk einen jüdiſchen Handwerker ſeiner Profeſſion untreu zu machen? Er wird Ihnen auf halbem Wege entgegen kommen; nicht die unbedeutendſte Wette möcht' ich eingehen.“

„Sie verſprechen mir alſo, Herr Doktor,“ rief Mindel freudig, „daß Sie mir nichts in den Weg ſtellen wollen, daß Sie ihn nicht überreden werden? Denn Ihrem Worte folgt man, wie wenn's Gott geredet hätte und ſchwört darauf. Wenn Sie alſo dem Schloſſer in's Geſicht predigen, ſo ſtehe ich für nichts gut.“

„Wie falſch beurtheilen Sie meine Stellung, wenn Sie mir eine Kraft zutheilen — die ich nie beſaß,“ meinte der Doktor ernſt. „Aber ich verſpreche Ihnen auch, mich ſo ſtille zu verhalten, wie ein Kind, deſſen Schweigen man mit einem Spielzeuge abkauft“

„Gut,“ ſagte Mindel, „der drüben iſt alſo noch nicht auf dem Schuldach geweſen.“

Als Emanuel das Haus verlaſſen, fiel ihm der ſonderbare Antrag, den man ihm geſtellt, und den er eingegangen hatte, ſchwer auf's Herz. Er gab alſo die Seele des Handwerkers allen Verſuchungen Preis; er verſprach noch, ſie nicht zu warnen, ſie vereinſamt und ſich ſelbſt zu überlaſſen? Kam das nicht einem treuloſen Verrathe an der guten Sache gleich, für die er ſo lange gewirkt, und geeifert hatte? Wenn es der reichen Mindel wirklich gelang? Wäre das nicht ein unerſetzbarer Verluſt am Schatze der Zukunft, für die der Schloſſer dem Vorurtheile ſo ſchwer abgerungen worden? Er ſoll verſucht werden, drängte ſich ihm endlich mit aller Gewalt der Schlußgedanke auf; er ſoll ſich erproben, wie ſein Eiſen, das er auf dem Amboß prüft. Iſt er ein ächter, rechter Handwerker, wie ihn das Judenthum bedarf, ſo entgeht er der Gefahr und zerreißt die Stricke, die man um ihn ſchlingt, wie Zwirnfäden. Läßt er ſich kirren, ſo iſt nur er verloren. Der Geiſt des verrathenen Handwerkes wird ſich an ihm rächen. Wir aber müſſen dann weiter bauen, bis wir den rechten Kitt und die rechten Menſchen gefunden haben.

Emanuel nahm es ſich vor, den Schloſſer nur aus der Ferne zu beobachten. Nichts an ihm ſollte verrathen, daß er die Abgründe kenne, an die ihn die Verſuchung gelockt habe. Er ſollte erprobt werden!

Sein Weg führte ihn an Trenderls Werkſtätte vorüber. Er konnte ſich nicht enthalten, näher zu treten. Eine kräftige Männerſtimme, deren Baß das

Ohr angenehm berührte, ſang darin zu den ſchrillen Klängen einer Eiſenfeile das bekannte Volkslied:

„O Straßburg, o Straßburg
Du wunderſchöne Stadt,
Da drinnen liegt begraben
So manicher Soldat.“

Emanuel trat ſchnell in die Werkſtätte. Bei ſeinem Erſcheinen verließ der Schloſſer, eine jugendlich kräftige Geſtalt den Feilſtock, an dem er einen Schlüſſel geglättet hatte, und zog ehrfurchtsvoll vor dem Doktor die Mütze vom Haupt.

„Ihr ſingt ja ganz prächtige Lieder, Herr Meiſter,“ rief Emanuel, „wo habt ihr ſo was gelernt?“

Ohne jene läſtige kriecheriſche Scheu, mit der der Handwerker gewöhnlich uns entgegen tritt, antwortete Trenderl:

„Man ſieht, der Herr Doctor iſt noch auf keiner Wanderſchaft geweſen. So was lernt ſich, man weiß gar nicht wie, auf der Straße oder in der Herberg, man hat's oft gar nicht ſelbſt geſungen, und da auf einmal fällt's Einem ein, und man muß es ſingen. Und wie Einem das Lied auf die Lippen kömmt, da erinnert man ſich auch, wer's geſungen hat, in welcher Herberg es geweſen, oder mit wem man damals auf der Straße gegangen iſt. Mir iſt dabei ein Kamerad eingefallen und eine Geſchichte und merkwürdig, das ſind mehr als 8 Jahre, ſeitdem ich das Lied auf dem Wiener Stephansthurm gehört."

Der Doctor hatte bei den erſten Worten des Schloſſers beſchämt die Augen zu Boden geſenkt; er hatte dieſe Antwort aus ſeinem Munde nicht erwartet.

Wir werden den freudigen Ausruf begreifen, in den er ausbrach, wenn er überraſcht, faſt gegen ſeinen Willen ſagte:

„Ihr ſeid alſo auf dem Wiener Stephansthurm geweſen, Herr Meiſter?"

„Einmal nicht, aber zehn und zwanzig Mal," entgegnete Trenderl, „mein Meiſter hat ja die Schloſſerarbeiten dahin geliefert."

„Und ihr habt doch oben auf dem Thurme gearbeitet?" fragte Emanuel in einem Tone, der dem Schloſſer lächerlich vorgekommen wäre, hätte ihn nicht eine faſt unnahbare Ehrfurcht vor dem Doktor erfüllt.

Treuherzig, doch nicht ohne Lächeln, meinte der Schloſſer:

„Was hätte ich denn auf dem Thurme gethan? Hat denn ſo Einer wie ich, etwas anders auf einem Thurme zu thun als zu arbeiten?"

Das war eine ächte Antwort! Sie that Emanuel unendlich wohl. Erſt jetzt bemerkte er, wie die ganze Geſtalt und das Weſen des Schloſſers mit dieſen Worten im Einklang waren. Welch eine kräftige gedrungene Figur! welch' ein männlich ſchönes, faſt geſchmiedetes Antlitz! Den ledernen Schurz um die kraftſchwellenden Glieder geſchnallt, mit entblößten ſehnigen Armen, die zu den ruſſigen Hemdärmeln faſt keinen Gegenſatz bildeten, ſelbſt das Geſicht in die braunſchwarze Farbe des Handwerkes gehüllt, das vom Feuer ſeine Gewalt holt, ſtämmig und eiſern ſtand der Schloſſer vor ſeinen bewundernden Blicken da!

Ein tiefes freudiges Gefühl ergriff des Doktors Seele. „Den werden ſie nicht abbringen, ſprach es in ihm, „das ſcheint eine ganze ſelbſtſtändige Natur darzuſtellen. Und hat er nicht bereits auf dem St. Stephansthurm gearbeitet?“

So tiefergriffen war Emanuel von dieſem Gedanken, daß er, um ſeine Verlegenheit, zu verbergen, weil er in ſeiner Beſchämung keine Antwort zu geben verſtand, ſchnell auf ein anderes Feld hinüberſprang.

„Habt ihr ſchon an's Heirathen gedacht, Meiſter?“ rief er, „zu dem Meiſter gehört auch die Frau Meiſterin.“

Der Schloſſer ſchien ſich erſt auf eine Antwort zu beſinnen. Dann ſagte er raſch:

„O! das hat noch lange Zeit; ein guter Fußgänger könnt' indeſſen die halbe Welt umwandern.“

„Wie,“ rief Emanuel, „ihr habt Euch auf's Warten verlegt, Meiſter? Was iſt ein Handwerker ohne Hausfrau? Oder befürchtet ihr ein Weib nicht ernähren zu können? Darauf darf der rechte und geſchickte Profeſſioniſt nicht verfallen.“

„Das hab' ich nicht geſagt,“ meinte der Schloſſer mit einiger Verlegenheit, „aber man möcht doch auch nicht, daß dem Weib, was man nimmt, etwas abgehet, man möcht doch, ſie ſoll's gut im Hauſe haben und an nichts leiden. Und dazu hab ich's noch nicht gebracht; nur ein Anfänger bin ich noch.“

„Oho!“ rief Emanuel faſt zornig, „ſeid ihr auch ſchon Einer von denen, die nicht leben und ſterben zu können vermeinen, wenn ſie nicht den Geldbeutel zu Kopf ſtehen haben? Laßt ihr den lieben Herr Gott und euere zwei ſtarke Fäuſte dafür ſorgen. Muß euer Weib einmal in ſeidenen Kleidern gehen? Ihr ſeid ein Schloſſer und euere Frau iſt die Schloſſerin.“

Dieſe harten Worte waren kaum dem Munde Emanuels entſchlüpft, als er ſie bereits heftig bereuete. Beſänftigend ſetzte er ſogleich hinzu. „Ich möcht' Euch nur bewahren vor dem Unglücke über Euer Handwerk hinaus zu wollen.“

„Und wenn man auch hinaus wollte, ſagte der Schloſſer trübe lächelnd, „es gibt ſchon Stricke und eiſerne Hacken, die Einen zurückhalten.“

„Und die wären?“ rief Emanuel aufmerkſam geworden durch den geheimnißvoll tiefſinnigen Ausdruck, den Trenderl auf dieſe Worte legte.

„Das Geld,“ ſagte dieſer langſam und Emanuel konnte bemerken, wie ein blitzſchnelles Aufleuchten aus den Augen des Meiſters das gegenüberſtehende Haus traf. In demſelben Augenblicke trafen ſich die Blicke der beiden Männer. Emanuel hatte Alles errathen. Wenn es nicht das Erröthen des Schloſſers trotz dem Schmiedeſſenruſſe geoffenbart, — eine weibliche Geſtalt, die gegenüber in dem Hauſe des reichen Brandeis am Fenſter geſtanden, und wie ein Windhauch vorübergeglitten war, als ſie die Blicke der beiden Männer wie verabredet auf das Haus ſich richten ſah, hätte ihm Alles geſagt. Ein furchtbarer Grimm wollte auf Emanuels Lippen treten und harte Worte dem Schloſſer ins Geſicht ſchleudern. Innerlich riefen tauſend Stimmen: „Der iſt auch verloren, das Geld hat es ihm angethan, auch der wird an ſeinem Handwerk zum Verräther werden, wird es an den Geldſack ankoppeln, und wir ſind um eine Hoffnung ärmer geworden,“ aber keines dieſer innern Gewitter fand ſeinen Ausbruch. Eher war es Mitleid und Erbarmen, das den Doktor ſagen ließ:

„Ich fürchte, Meiſter, ihr wollt mit Euerer Hoffnung weiter hinaus, als ihr ſollt. Das reiche Mädchen da drüben iſt für euch höher geſtellt, als der höchſte Blitzableiter auf dem St. Stephansthurm! Das möchte ich Euch geſagt haben.“

Kopfſchüttelend blickte Trenderl dem Doctor nach, als dieſer nach jenen ernſten Worten ohne Gruß aus der Werkſtätte ging. Was wollte denn der Doctor geſagt haben? Während des Schmiedens ſtand ihm ſtets die ernſte Geſtalt Emanuels vor Augen und die Ermahnungen, die aus deſſen Munde gekommen waren, folgten ſich faſt ſo gleichartig wie die Schläge des Hammers auf dem Amboß.

Zwei Stunden waren ſeit dem Beſuche des Doctors verfloſſen und Trenderl eben im Begriffe eine glühende Eiſenſtange aus der Eſſe hervor zu holen, als er plötzlich, wie vom Wahnſinn befallen, die Zange weit wegwarf, mit der er das Eiſen dem Feuer entreißen wollte, und in ein ſo lautes Gelächter ausbrach, daß die zwei Geſellen ganz verblüfft in der Arbeit einhielten und ſich nach dem ſonderbarem Thun des Meiſters umwandten.

Dadurch entſtand eine Stille in der Werkſtätte, durch die das laute Gelächter Trenderls noch deutlicher als durch das Hämmern hindurchſchallte.

„Meiſter, was gibts?“ fragte der eine der Geſellen.

Trenderl lachte noch immer, daß ihm die Thränen aus den Augen über die ruſſigen Wangen herabliefen. Da die Geſellen ſahen, daß der Meiſter keine Antwort geben wollte oder konnte, griffen ſie wieder zur Arbeit, konnten aber ein verwunderndes Kopfſchütteln nicht unterdrücken.

Trenderl lachte aber noch lange, ja er lachte noch, als das heiße Eiſen bereits auf dem Amboß lag, und unter ſeinen kräftigen Streichen die taugliche Form erhielt. Ihm war nämlich über den erſten Sinn der Worte, die der Doctor zu ihm geſprochen, die eigentliche Bedeutung aufgegangen. Meinte der Doktor nicht etwa, des Schloſſers Sinnen und Trachten ginge nach Rebb Schmul Brandeis Tochter? nach ihren zehntauſend Gulden? Trenderl und Schmul Brandeis! Selbſt ein Schalksnarr, und wenn er ſich die größte Mühe gab, konnte keinen Reim finden, der die zwei auf einander reimte!

Darum lachte der Schloſſer, und daß der Doktor über eine Sache, „die nicht geſtogen und nicht geflogen“ war, ſo ernſt mit ihm habe ſprechen können. Als wenn das nur eine Möglichkeit wäre! als ob er nicht wüßte, daß Trenderl Schloſſer und die Tochter des reichen Schmul Brandeis gar nicht für einander beſtimmt ſeien.“ Er nahm ſich vor, dem Herrn Doctor bei nächſter Gelegenheit aufzuklären; ihm zu ſagen, er wiſſe, was es heiße, auf dem höchſten Thurm der St. Stephanskirche einen Blitzableiter aufſetzen, noch mehr wiſſe er aber, was es heiße, nach des reichen Schmul Brandeis Tochter und ihren zehn tauſend Gulden ſeine Augen richten!

Dieſer Vorſatz war übrigens nicht ſo ernſt gemeint, als es wohl den Anſchein hatte. Trenderl war überhaupt an dieſem Tage ein Räthſel für die mitarbeitenden Geſellen; er war heute nicht ſo emſig als ſonſt, trat öfters, als er gewöhnlich that, vor die Thüre der Werkſtätte auf die Gaſſe, wobei ſeine Blicke vielleicht nur in zufälliger Gedankenloſigkeit, an den Fenſtern des gegenüberliegenden Hauſes haften blieben!

Ein zweites Merkmal ſeiner räthſelhaften Stimmung gab ſich darin kund, daß er heute mehr als gewöhnlich ſang, und oft in ſo raſcher Aufeinanderfolge, daß die zwei Geſellen, die ſich mit ihren Stimmen dem Meiſter anſchloſſen, dieſen Wechſel in

Melodie und Text gar nicht ertrugen und ihn oft mitten im Liede allein ließen.

Auf das tiefinnerſte traurigſchöne:

„O Straßburg, o Straßburg
Du wunderſchöne Stadt“

kam das luſtig philoſophiſche Handwerkslied:

S'iſt mir Alles eins ſ'iſt mir Alles eins
Ob ich Geld hab' oder keins.

Oder er ſang das herrliche, aus tiefſter Menſchenbruſt geſchöpfte:

Gibt's denn goar kan Weg
Gibt's denn goar kan Steg,
Der mich außi führt aus dieſer Welt?

Und gleich darauf folgte das ſchelmiſche Spitzbubenlied:

„Ich und mein altes Weib
Können ſchön tanzen
Sie nimmt den Bettelſack
Ich nimm den Ranzen.“ —

Hätte der Doktor an dieſem Tage mehrmals ſeinen Fuß in die Werkſtätte des Schloſſers geſetzt — ſeine Verwunderung über den ſo reich hervorſtrömenden Geſang des Meiſters hätte kein Ziel gehabt. Und doch ſtaunte vorhin Emanuel, daß Trenderl überhaupt nur ſang.

Hätte aber des Doktors geſammte Wiſſenſchaft in den Grund dieſes ſingenden Gemüthes blicken können, ohne etwas von dem Auge überallblickender Allmacht zu beſitzen? Hätte ſie errathen können, was des Schloſſers Seele ſo ſtürmiſch auf und niederwogen ließ, daß ſie bald himmelan jauchzte, bald wieder in Traurigkeit unterging? . . .

In dem gegenüberliegenden Hauſe, nach deſſen Fenſtern ſich die Augen Trenderls im Laufe des Tages nur zu oft richteten, dürfen wir uns gar nicht umſehen. Wir müßten erzählen, wie dort jeder geſungene Ton, der aus der Werkſtätte herausdrang, tauſend andere in einem Herzen nachrief, deſſen Geſchichte eigentlich nur nebenher mit der unſeres Schloſſermeiſters läuft.

Die ſorgſame Mindel hielt übrigens noch an demſelben Tage, an dem ſie jenes bedeutſame Geſpräch mit dem Doktor gehabt hatte, ihr Verſprechen; ſie ſpannte die erſten Fäden des Netzes aus, das zu nichts Geringerem beſtimmt war, als eine ganze Werkſtätte mit allem, was ſie in ſich birgt, voran aber denjenigen, der ſie in Bewegung ſetzt, einzufangen.

Die Leute in der Gaſſe wußten nicht, warum Hirſch Blaſer „das geſcheidt' Jüdel“ wie er allgemein hieß, ſo eilig zu Mindel Brandeis gerufen ward.

Galt es der Tochter? fragte man ſich. Keine lebende Seele ahnte den rechten Grund, ſelbſt Emanuel vielleicht nicht, dem die Motive dieſer eiligen Berufung klar ſein mußten.

Hirſch Blaſer kam nach einer Stunde wieder aus dem Hauſe, aber auf ſeinem Antlitze lag ein ſolcher geheimnißvoller Ernſt, daß er die Leute auf hundert Schritte abmahnte, ſich ihm zu nähern. Manches bedeutungsvolle Winken wollte zwar den Grund dieſer langen Unterredung errathen haben, aber nur das „geſcheidt' Jüdel“ ſelbſt wußte von den geheimen Inſtructionen, die ihm auf die Seele gebunden worden, und keine andere wiſſen durfte. Warum hieß er auch ſonſt das „geſcheidt' Jüdel“?

Das Geſicht voll verſchlagener Verſchmitztheit läßt ſich gar nicht ſchildern, mit dem Hirſch Blaſer ſpät am Abend, als die „Gaſſe“ noch nicht menſchenleer geworden war um die Werkſtätte des Schloſſers herumſtrich. Erſt lange nachher, als er bemerken konnte, daß kein verrätheriſches Auge mehr ſich an ſeine Schritte heftete, gewann es das geſcheidt' Jüdel über ſich, allmählig näher und näher zu kommen, bis er urplötzlich auf der Schwelle der Werkſtätte ſtand.

Trenderl befand ſich allein darin; die Geſellen hatten bereits Feierabend gemacht; er, der Fleißige hatte noch immer zu ſchaffen, und ſich abzumühen, beſonders heute. Er dachte heute gar nicht daran, die Werkſtätte zu verlaſſen; ſie war ihm mit einem Male ſo lieb geworden, er hätte nicht den ganzen Tag über, die ganze Nacht, ja das ganze Leben hindurch hätte er gerne darin geweilt. Trenderl fachte eben das Kohlenfeuer in der Eſſe an, als ihn der heiſere Abendgruß Hirſch Blaſers aus ſeinen, wahrſcheinlich etwas wirren Gedanken aufweckte. Der Schloſſer lud das geſcheidt Jüdel ein, näher zu kommen. Hirſch Blaſer ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

„Was heißt?“ rief er mit einem gewiſſen ſchlauen Lächeln, „was heißt, jetzt noch arbeiten? Am Abend ſoll der Menſch ruhen und das Vieh und ſoll Keines ſich mehr abplagen und abreißen. Leider Gotts! der Jüd kennt gar kein Maaß; da drauf kann man ſich verlaſſen. Er muß immer mehr thun als jeder Andere. Der Schlüſſel, den ihr da macht, oder das Schloß, die haben vielleicht nicht Zeit, die können nicht warten?“

Der Meiſter fuhr ruhig in der Arbeit fort.

„Der Schlüſſel,“ ſagte er lachend hierauf, „oder das Schloß, die haben oft weniger Zeit und können zuweilen weniger warten, als der Menſch ſelbſt. Sich ſelbſt braucht der Menſch oft gar nicht, aber ſo einen Schlüſſel braucht er; es ſind Diebe in der Welt und die haben lange Finger. Das muß der Handwerker am beſten wiſſen.“

„Ganz falſch iſt das nicht, was du da ſagſt,“ meinte Hirſch Blaſer, „es iſt ſogar ein klein Körndle Wahrheit drin. Frag aber anders: Wer hat denn den Jüden dazu beſtellt, daß er die Schlüſſel und die Schlöſſer macht? Iſt er Gottes Polizei und muß die Diebe mit ihren langen Fingern abhalten?“

„Soll ich leben! ein gut und geſcheidt Wort,“ lachte Trenderl auf.

„Was heißt ein gut Wort?“ rief Blaſer eifrig, „ein wahr Wort, als wenn's Einer von den Propheten geſagt hätte! Du haſt nie etwas Geſcheidteres gehört. Hätte man dir das Wort nur geſchrieben und geſiegelt gegeben, wie ſie dich auf Wien geſchickt haben! Du möchſt dann anderswo ſtehen und brauchteſt keine Schlüſſel und Schlöſſer zu machen.“

„War das nicht damals,“ meinte der Schloſſer, „wo Ihr mir meinen ehrlichen Namen Trenderl aufgebracht habt? Nun, Rebb Hirſch! hat das Trenderl noch keine Ruh gefunden? Kollert ſich das noch immer in der weiten Welt herum? Seht mich doch jetzt an! Bin ich nicht doch etwas geworden?“

Hirſch Blaſer ſchaute ſich minutenlang in der rußgeſchwärzten Werkſtätte um, achſelzuckend ſagte er:

„Und was iſt aus dir geworden? Ein reicher Mann etwa, der von ſeinem Kapitale lebt und Zinſen von Zinſen liegen läßt? Bis Dato ſeh' ich dich noch immer Schlüſſel machen und ſeh' den Hammer in deiner Hand.“

„Ein Schloſſermeiſter bin ich geworden!“ rief Trenderl mit einigem Stolz, „ein Schloſſermeiſter, den die Zunft aufgenommen hat und der ſein ehrliches Auskommen hat.“

Ein heiſeres Gelächter Hirſch Blaſers, das faſt unheimlich klang, erfolgte auf dieſen ſo natürlichen Ausruf des Schloſſers. Ein unbeſchreiblicher Hohn ſchwebte um die dünnen Lippen des geſcheidten Jüdels. Ein guter Maler hätte daran ſeine Freude gefunden.

„Ein Schloſſermeiſter!“ rief er, „und dazu was für Einer! Macht die beſten Schlüſſel in der ganzen Welt, und wo er ein Schloß hin arbeitet, da kann gar kein Dieb darüber! Merkwürdig, ganz merkwürdig! Und in der Zunft laſſen ſie ihn auch ſitzen, und wenn Paul und Peter, oder Honza und Waclaw am Zechtage ſich betrinken wollen, kann er auch dabei ſein, kann ſein Glas anſtoßen mit Peter und

Paul, mit Honza und Waclaw! Warum nicht? Iſt er nicht ein Schloſſermeiſter wie ſie? Sein täglich Auskommen hat er auch, das heißt ſo lange die alten Schlöſſer und Schlüſſel nicht neu bleiben wollen. Und was weiter? fragt man ſich, und wenn das Jüdenkind ein Schloſſer geworden iſt oder ein Maurer oder ein Zimmermann? Glücklich iſt er dann geworden?"

Trenderl biß ſich nach dieſen höhniſchen Worten grimmig in die Lippen, es juckte in ſeiner Fauſt, ſich an dem Verächter ſeines Handwerkes zu vergreifen; doch unterließ er aus Ehrfurcht gegen das „geſcheidt Jüdel" jede thätliche Widerlegung. Aber das Blut flammte in ſeinen Adern.

„Ein Anderer dürfte mir das nicht ſagen, „Rebb Hirſch," fuhr er ihn kurz, aber tief entrüſtet an.

„Ein Jud' darf dem andern Alles ſagen," meinte Hirſch Blaſer, den die geheimen „Inſtruktionen" von Mindel Brandeis nicht ruhen ließen. „Hätten ſie mich nur gefragt, wie ſie dich auf Wien in die Schloſſerei geſchickt haben! Leider Gott's hat aber der arme gemeine Mann bei uns nichts zu ſagen. Jetzt wärſt du ſchon ein reicher Mann, wenigſtens Einer, der auf die Taſche ſchlagen und ſagen kann: da klingt's."

„Und wie hättet ihr das angefangen, Rebb Hirſch? mußte der Schloſſer trotz ſeines früheren Grolles gegen ihn lachend ausrufen. „Man muß ja doch einmal wiſſen, wie man zu Geld kommt?"

„Wie ich das angefangen hätte?" entgegnete Hirſch Blaſer. „Das ſollſt du gleich hören. Zuerſt hätt' ich dem, der von der Schloſſerei gered't hat, die Zähn' eingeſchlagen; das wär' vor allem Andern geſchehen. Dann hätte ich dich hergenommen und hätte dich gefragt: Trenderl, kannſt du mir ſagen, wie viel zwei mal zwei iſt? Und wenn ich hätte gehört, daß du drauf nicht fünf ſagſt, hätt' ich fünf Gulden herausgezogen und zu dir geſagt: Trenderl das ſind fünf Gulden, und die gehören dir ganz an, du kannſt damit ſchalten und walten wie es dir einfällt; du kannſt dir Zündhölzchen dafür kaufen und ſie wieder verkaufen, du kannſt ſie auch vernaſchen. Sieh dir ſie aber gut an; dieſe fünf Gulden ſind für dich jetzt eine Million. In Wien da iſt vor etlichen ſechzig Jahren ein Kind mit Pfeifenſchwamm und Stahl geſtanden auf der Brück', wo man in die Leopoldſtadt hinausgeht, und im vorigen Jahr, da haben ſie in Wien einen Maan begraben — wie ſie deſſen Teſtament aufmachen, da ſind zehnmal ſo viel Millionen da, als ich dir jetzt fünf Gulden zeige.

Sieh dir ſie daher genau an — und jetzt geh' in Frieden. So hätt' ich mit dir gered't, meinſt du, das wäre ein ſchlechterer Rath geweſen, als der, dich in die Schloſſerei zu ſtecken?"

Trenderls Kopf begann von dieſer Rede wirre zu werden; was das „geſcheidt Jüdel" da vorbrachte, hatte gewiſſermaßen einen Sinn; auch ſtand Hirſch Blaſer nicht in dem Rufe, daß er etwas ſagte, worüber man nicht nachzudenken hätte. Der junge Handwerker war in der Kunſt, die Manche ſo vortrefflich verſtehen, nämlich Schlag auf Schlag dem Gegner zu verſetzen, bis er am Boden liegt, nur wenig erfahren. Ja! wenn es mit den Fäuſten hätte abgemacht werden können! ſo aber hatte er das geſcheidt Jüdel vor ſich und dieſes ragte in ſeiner Kleinheit und Unbedeutenheit jetzt weit über die breiten Schultern des Schloſſermeiſters hinaus.

Als Hirſch Blaſer die Wirkung ſeines ganzen Kriegsplanes, wie ſie ſo augenfällig in den gekniffenen Lippen Trenderls und deſſen in Falten gelegter Stirne hervortrat, bemerkte, ſchwieg auch er eine kurze Weile; dann um das Eiſen nicht „auskühlen" zu laſſen und dem Handwerker nicht die Zeit zu gönnen, ſich von der Wucht ſeiner Beweisgründe zu erholen, rief er:

„Einen Schloſſer haben ſie aus dir gemacht, und was weiter? fragt man ſich. Gib du einem Schloſſer fünf Gulden in die Hand und frage ihn am Ende vom Jahre: Schloſſer, was haſt du mit dem Gelde gethan? Entweder er hat ſie nicht angerührt oder ſie ſind todt in ſeiner Hand geblieben. Das Kind, dem man auf der Leopoldſtädter Brücke Pfeifenſchwamm und Stahl abgekauft hat, das Kind hat Millionen hinterlaſſen! Nimm aber an, man hätt' das Kind in eine Schloſſerei geſteckt, Trenderl. Wie der geſtorben wär', hätt' man müſſen die Mäuſe aus allen Löchern herausjagen, um zu ſehen, ob etwas dort verſteckt iſt. Mit Lichtern hätt' man ſuchen müſſen, um einige hundert Gulden zuſammenzuklauben, damit die Wittwe und die Kinder nicht verhungern. Warum iſt er auch ein Schloſſer geworden?“

Der Schloſſer zog um dieſen Augenblick aus der feurigen Gluth das längſt bereite Eiſen hervor, um es auf den Amboß zu tragen. Während des Hämmerns ſchien der Geiſt ſeines Handwerkes wieder mächtig in ihm geworden: plötzlich hielt er inne, und übellaunig, faſt bitter gereizt, ſagte er:

„Geht, geht, Rebb Hirſch, mit Euren Reden; man kann ſchier den Kopf davon verrückt bekommen, hört man Euch lange zu. Wenn es nach Eurem Sinne ginge, ſo hätte ich das Geſcheidtſte gethan, wenn ich die ganze Werkſtätte da auf die Gaſſe hinauswerfen und mir alte Weſten und Schnupftücher drin aufhängen möcht'."

„Und wenn?" meinte Hirſch Blaſer mit merkwürdig ſchlauem Geſicht, „dein Unglück wär's vielleicht? Sei du nicht blind und mach' die Augen weit auf und werd' ſchedig. Himmelhoch bitt' ich dich, ſchlag' du dein Glück nicht aus; das kommt nur einmal und nicht wieder."

„Was für ein Glück?" rief Trenderl, verwundert über den ſonderbaren Eifer des geſcheidten Jüdels.

Da ſtellte ſich Hirſch Blaſer kerzengrade hin und ſein Geſicht zeigte einen Ernſt, der das Wichtigſte verkünden ſollte.

„Trenderl," rief er feierlich, „tauſend Gulden, und wenn du mehr brauchſt, noch mehr will dir Einer borgen und brauchſt dich dafür nicht einmal zu bedanken. Man hat mich hergeſchickt, dir das zu ſagen."

„Mir tauſend Gulden!" ſchrie Trenderl, „und für was und von wem?"

„Für was?" höhnte das geſcheidt Jüdel nach, „hat der Hahn fragen können, der einen Edelſtein auf dem Miſt gefunden hat, aber Einer, deſſen Vater in ſeinem ganzen Leben keine fünf Groſchen im Sack hat gehabt, ſoll das fragen? Und von wem? Das geht dich nichts an. Einer hat ſich den Spaß auserſonnen und will aus Trenderl Schloſſer etwas machen, woran Gott und die Menſchen ihre Freud' haben — wenn er nämlich will?“

„Wer wird nicht wollen?“ rief der Schloſſer unbedacht.

„Es gibt ſchon Leut' in der Welt,“ meinte Hirſch Blaſer tückiſch, „die lieber alte Schlüſſel herſtellen und auf's Dach hinaufſteigen und einen Blitzableiter aufrichten.“

„Wie heißt?“ fragte Trenderl verblüfft. „Soll ich vielleicht keine Schlüſſel machen? Und iſt mir nicht aufgetragen worden, den Blitzableiter auf dem Dach der Schul' aufzurichten?“

„Hör' an, Schloſſer,“ ſagte Hirſch Blaſer ernſt, „blos wegen einem Spaß wird man dir nicht ein ſo groß Stück Geld anhängen. Da dafür muß man ſich zu etwas hergeben. Ein Narr wird Einer ſein! Geld aus ſeiner Taſche nehmen, damit es wie ein Stück Eiſen da im Ofen zuſammenſchmilzt? Wo Geld iſt, muß Geld dazu kommen.“

„Ich verſteh' Euch nicht, Rebb Hirſch," ſagte der Schloſſer ganz verwirrt.

„Trenderl, verſtell' dich nicht!" rief das geſcheidte Jüdel mit geheucheltem Zorn. „Du weißt ſehr gut, was ich will."

„Sterben ſoll ich," betheuerte der Schloſſer.

„Wirklich nicht?" meinte Hirſch Blaſer mitleidig. „Man muß dir wirklich mit dem Löffel in den Hals? Gut! ich will dir's ſagen."

Der Schloſſer legte das Eiſen wieder ins Kohlenfeuer und ſtemmte die beiden Arme in die Seite, um die Aufſchlüſſe des geſcheidten Jüdels beſſer anhören zu können.

„Trenderl," begann er, „ſind tauſend Gulden ein groß Stück Geld?"

„Es hat's nicht Jeder."

„Schenkt man die dem erſten beſten Hergelaufenen?"

„Nein."

„Wofür will man dir tauſend Gulden borgen?"

„Weiß ich's?"

„Aber ich."

„Alſo."

„Man will, daß du zwei-, drei- und zehntauſend Gulden daraus machſt."

„Das verſteh' ich nicht."

„Gott Lebendiger! Geht denn das noch nicht in deinen Kopf?“ ſchrie Hirſch Blaſer nun in der That erzürnt. „Die Schloſſerei mußt du aufgeben!“

„Wer?“

„Und auf dem Dach darf der Ableiter nicht aufgerichtet werden.“

„Alles wegen der tauſend Gulden?“

„Alles wegen dem. Ich mein', ich hab' mir die Lung' ſchier herausgered't.“

Dem Schloſſer ſtand der Schlag des Herzens ſtill, er ſtarrte das geſcheidte Jüdel mit gläſernen Blicken an. Als dieſer die augenblickliche Wirkung ſeiner feinen Kriegsliſt ſo glänzend eingetreten ſah, brach er plötzlich auf, einem klugen Feldherrn gleich, der über nicht allzugroße Streitkräfte gebietet und zu dem Siege bloß durch die Verblüfftheit des Gegners gekommen iſt. Mit den Worten: „Ich denk' du überlegſt dir das über Nacht,“ war er blitzſchnell aus der Werkſtätte entſchwunden.

Es war das eine merkwürdige Nacht für Tenderl. Zum erſten Male ſeit langen Jahren, daß ihn die Müdigkeit der Tagesarbeit ſchlaflos allen Mächten des Nachdenkens überlieferte. Immerfort klingelten ihm die tauſend Gulden in den Ohren; er wußte nicht, wie ſie herausbringen! Hirſch

Blaſer, das geſcheidte Jüdel, hätte ſeinen Triumph gefeiert, wenn er die Qualen dieſes ſchlummerloſen Gemüthes hätte beobachten können. Es war unſtreitig ein ſaurer Tropfen in des Schloſſers Seele gefallen. Das erſte Gefühl, das lebendig in ihm aufwallte, war — Zorn gegen das geſcheidte Jüdel, weil das ihm „etwas in den Kopf geſetzt habe.“ Er ballte die Fauſt gegen den Abweſenden, daß ihm die Finger ſchmerzten. Mitten in der finſtern Nacht wäre er gern aufgeſtanden, hätte die Werkſtätte geöffnet und da gehämmert und geſchmiedet, blos um Hirſch Blaſer zu zeigen, wie er deſſen Antrag verſtehe.

Erſt allmälig, dann aber mit deſto ſtärkerer Gewalt, trat der ganze Inhalt deſſen, was er gehört, vor ihn hin; warum er Hirſch Blaſer, ärgerte er ſich, nicht gleich beim „Kragen“ genommen und zur Werkſtätte hinausgeworfen habe? keine beſſere Antwort hätte er ihm geben können.

Dann kamen andere Stimmen, tückiſche, einſchmeichelnde Stimmen, jene dunkeln immer wachen Mächte, die über des Menſchen Sein regieren und denen die Reinheit ſeiner Seele ein weiter Kampfplatz für ihre Gelüſte und Verlockungen iſt. Ob es nicht undankbar ſei, raunten ihm dieſe Stimmen zu, auf einen Menſchen zu zürnen, der Einem ein ſo groß

Stück Geld aufdrängen wolle? Was Hirſch Blaſer eigentlich Schlechtes von ihm wolle? Glücklich machen wolle er ihn, nicht anders als reich und unabhängig. Sei es nicht ſchändlich, daß es Menſchen in der Welt geben müſſe, an die man gar nicht denken dürfe — wenn man ſie auch noch ſo gerne habe? Was hätten andere Leute voraus als das Geld? und die dürften kühn ihre Blicke erheben zu Allem, was ſie reizt; der Arme aber ſei ausgeſchloſſen von Allem; hören, ſehen und riechen dürfe er Alles, aber darnach greifen? — Wenn ihn ſchon der Doktor ausgelacht habe, was würden erſt andere Leute thun? Trenderl fühlte ſich ſehr unglücklich. Wir wiſſen nun, worauf es bei ihm am meiſten ankömmt, und darum fürchten wir für ſein Unglück!

Hirſch Blaſer hatte ſich am folgenden Tage frühzeitig bei Mindel Brandeis eingeſtellt, um ihr Meldung zu thun, wie ſeine Sendung in die Schloſſerwerkſtätte ausgefallen. Das geſcheidte Jüdel erzählte den ganzen Hergang und verſchwieg auch nicht den kleinſten Umſtand. Die wackere Frau fühlte ſich aber durch dieſe Mittheilungen nur wenig beruhigt; wenn man ein Haus umreißen wolle, ſagte ſie, dürfe man nicht alle Jahr' bald eine Thüre, bald ein Fenſter ausbrechen, gleich müſſe das geſchehen, wogegen

Hirſch Blaſer freilich bemerkte, es ſei immer beſſer, bald ein Fenſter, bald eine Thüre abzubrechen, als zuletzt gar kein Haus zu haben. Sie ſolle ihm nur Alles überlaſſen, in der halben Welt wiſſe man, daß Hirſch Blaſers Kopf nicht von Stroh ſei.

Das „geſcheidte Jüdel“ erhielt neue „Inſtruktionen“, die wir für jetzt verſchweigen müſſen; ſeufzend entließ ihn Mindel. Beim Abſchiede rief ſie ihm nach: „Eile thut Noth, denn eine lange „Krenk“ (Krankheit) iſt ein gewiſſer Tod.“ Hirſch Blaſer verſprach das Unmöglichſte.

Das „geſcheidte Jüdel“ hatte eine Taktik erſonnen, die ſeiner Klugheit und Beobachtungsgabe nicht wenig zur Ehre gereicht. Er wollte, daß ſich die tauſend Gulden in des Schloſſers Gemüthe erſt „ſetzen“ und darum beſuchte er ihn auch am folgenden Tage nicht. Das erſte Fenſter war ja bereits abgebrochen! Aber mit tauſend Augen ſpähte er um die Werkſtätte herum; keine der Bewegungen des Schloſſers entging ihm. Schon konnte er bemerken, um wie viel läſſiger das Thun des Meiſters ſich an dieſem Tage ausnahm.

Trenderl ſang auch nicht, und ſchon das war ihm ein Zeichen, daß ſich die tauſend Gulden „geſetzt“ haben mußten. Er ſah ihn auch oft vor dem Amboß ſtehen und gewaltig hämmern — aber es ging der dritte Streich immer daneben, und dieſes träumeriſche Geberden war ihm ein neuer Beweis, wie tief bereits der ſauere Tropfen in die unſchuldige Seele Trenderls gedrungen war.

Am zweiten Tage, ſpät am Abend ſtellte ſich Hirſch Blaſer wieder in der Werkſtätte ein. Der Schloſſer ſtand mit verſchränkten Armen vor der Schmiedeſſe und ſtarrte in die dunkle Gluth hinein.

„Der Schloſſer wär' gefunden,“ ſchrie plötzlich die heiſere Stimme Hirſch Blaſers.

Trenderl fuhr auf; vor ihm ſtand die kleine verwachſene Figur des „geſcheidten Jüdels.“

„Was für ein Schloſſer?“ rief er.

„Fragen kann er auch noch!“ meinte Hirſch Blaſer mit merkwürdigem Geſichte. „Der was den Blitzableiter auf der Schul' wird aufrichten,“ ſetzte er mit aller Beſtimmtheit einer vollendeten Thatſache hinzu.

Trenderl ſprach Anfangs kein Wort, dann ſagte er langſam:

„Bin ich verrückt? oder ſeid Ihr's, Rebb Hirſch? Soll denn ein Anderer den Blitzableiter aufſtellen, als ich?“

„Narr,“ meinte das geſcheidte Jüdel, „glaubſt du denn, man wird Einem tauſend und mehr Gulden anhängen, der im Stand iſt auf ein Dach hinaufzukriechen und da ſein Leben zu verſuchen?"

Der Schloſſer ſtarrte den kleinen Sprecher mit großen Augen an, ſchüttelte dann den Kopf, als faßte er gar nicht den Sinn des Geſagten. Mit funkelnden Augen betrachtete Hirſch Blaſer dieſe neue Wirkung ſeiner merkwürdigen Kriegsliſt.

„Da ſetzt Euch, Rebb Hirſch," ſagte er tief aufſeufzend, „und erzählt mir ordentlich, was es mit den tauſend Gulden eigentlich iſt; denn mir will das nicht in den Kopf eingehen."

Hirſch Blaſer ſetzte ſich; er begann dem Schloſſer ſogleich reinen Wein einzuſchenken. Trenderl werde eingeſehen haben, ſo lautete der Gedankengang der ziemlich langen Rede, was das heißen wolle, ein jüdiſcher Handwerker zu ſein. Der Jude ſei einmal dazu gar nicht geboren. Einen Schneider oder Gerber oder Goldſchmied, den laſſe er ſich immer noch gefallen, denn das ſeien Geſchäfte und keine Handwerke, da laſſe ſich etwas „verdienen" dabei. Anders ſei es mit den anderen Handwerken, für die ſei der Jude einmal nicht geboren. Wäre es ein ſchweres, ſo ertrügen es ſeine Kräfte nicht und er werde ſich doch nicht einreden, daß wenn er einmal eine Frau hätte, dieſe ihm erlauben würde, auf einen ſteilen Thurm hinaufzukriechen, um dort ein „lumpig“ Stück Eiſen aufzuſtecken? Bedenken ſollte er, daß ein Jude ein ganz anderes Gemüth habe als ſie, und genau ſolle er es ſich überlegen, was dabei herauskomme, wenn der Blitzableiter wirklich von ſeiner eigenen Hand auf dem Schuldach aufgepflanzt würde? Ob er damit die halbe Welt glücklich mache, oder ſich ſelbſt? Ein Vortheil ſehe dabei nicht heraus und dankbar ſolle er die Hand ergreifen, die ihm den Weg aus der Schloſſereiwerkſtätte herauszeigte. Aufgeben müſſe er das Geſchäft, denn das ſei keines, wo man an einen alten Schlüſſel oder ein verroſtetes Schloß einen halben Tag verwende, um fünf Groſchen zu verdienen. Ob man dafür ſeine Kräfte habe, ſtundenlang vor dem Feuer ſtehe und ſich abmartere und plage? Gott danken ſolle er aus tiefſtem Herzen, daß ſich Einer finde, der bloß aus Wohlgefallen an ihm die Mittel zeige, um ein anderes Leben zu ſchaffen. Tauſend Gulden, ein groß Stück Geld für einen angehenden Handelsmann! wären bereits gezählt und abgewogen und er hätte nur Ja zu ſagen; heute ſchon wenn er wolle! Aber mit dem Dachſtuhlbeſteigen habe es dann ein Ende. Einem Wagehals werde man, wie geſagt, kein ſo groß Stück Geld anhängen; in keinem Falle dürfe er den Blitzableiter aufſetzen', Schloſſer ſeien genug da, die für ihn ſich dieſer Arbeit unterziehen würden. Und jetzt habe er genug geſprochen, mehr glaube er, als nöthig wäre, um ihn zu überzeugen."

Das geſcheidte Jüdel hatte ſich diesmal mit der ſonſt ſo klug ausgeſonnenen Kriegsliſt getäuſcht. Es hatte „Wunder" von ſeiner Rede erwartet und ſiehe da, die reife Frucht, die es dem Falle nahe glaubte, blieb noch immer auf dem Baume. Er hatte Eines nicht bedacht — das Ehrgefühl des Handwerkers war beleidigt worden.

Als Hirſch Blaſer geendigt, ſtand der Schloſſer mit verſchränkten Armen, regungslos vor ihm.

„Ihr hättet alſo ſchon einen andern Schloſſer, der für mich die Arbeit macht?" ſagte er nach einer langen Weile.

„Hundert, wenn du willſt" —

„Ich ſoll alſo die Eiſenſtangen umſonſt geſchmiedet und gehämmert haben, ſoll daſtehen und zuſehen, wie ein Anderer für mich ſich abmüht?"

„Und wenn?"

Trenderl hielt einen Augenblick inne, dann ſchrie er, und ſeine Augen glänzten dabei in wilder Wuth:

„Ender ſterb' ich, als daß ein Anderer auf das Schuldach hinaufſteigt."

„Biſt du nicht mehr ſinnedig?“ rief Hirſch Blaſer zu Tode erſtarrt.

„Ich bin's nur geweſen,“ ſchrie dagegen grimmig der Schloſſer, „daß ich Euch nur eine Minut' lang hab' angehört. Hinauswerfen hätte ich Euch ſollen aus der Werkſtätte, ſo hätte es jeder ehrliche Handwerker gethan. Mir vorſchlagen, ein Anderer ſoll die Eiſenſtangen für mich aufſetzen!“

„Aber die tauſend Gulden! Sind die nicht mehr werth, als ſo eine lumpige Eiſenſtange?“ verſuchte Hirſch Blaſer in ſeiner Seelenangſt zu beweiſen.

„Nicht um eine Million thu ich's,“ rief der Schloſſer.

„Aus Narrethei,“ meinte Hirſch Blaſer nun wirklich zornig, „aus purer Narrethei.“

„Beſſer, als aus Schlechtigkeit,“ entgegnete Trenderl.

„Gott Lebendiger!“ ſchrie Hirſch Blaſer verzweiflungsvoll. „Hat ſich denn die Welt auf den Kopf geſtellt? Ich verſteh die heutigen Menſchen gar nicht. Zu meiner Zeit, wenn man Jemanden zu einem Geſchäft hätt' tauſend Gulden leihen wollen, was hätt' der dafür nicht gethan? Vor Freud' von Sinnen kommen wär' noch das Wenigſte geweſen. Und der da will tauſend baare und gezählte Gulden, ſo ein groß Stück Geld in den Wind ſchlagen? Nicht erhört iſt das worden, ſo lang' die Welt ſteht."

„Ich laſſ' von keinem Andern den Blitzableiter aufſetzen," ſagte der Schloſſer beſtimmt.

„Du willſt dich alſo nicht glücklich machen laſſen?"

„So nicht," entgegnete Trenderl mit flammenden Wangen.

Da überlief das geſcheidte Jüdel der lang verhaltene Grimm; mit einer heftigen Geberde ſprang er vom Stuhl auf und war ſchon an der Thüre.

„Ich hab' ſchon genug gered't," ſchrie er gellend, „mich bekommſt du nicht mehr zu ſehen."

Als er fort war, fühlte der Schloſſer einige Reue darüber, daß er ihn ſo böſe habe ſich entfernen laſſen. Es fiel ihm ein, daß er doch hätte fragen ſollen, von wem denn eigentlich die tauſend Gulden herrührten? Dann aber drängte ſich ihm die Schamröthe in's Geſicht, daß das geſcheidte Jüdel bereits auf einen andern gedacht hatte, der für ihn den Blitzableiter aufſetzte. „Da oben auf dem Dach," grollte es in ihm, „muß ich ſtehen, denn auf einer jüdiſchen Schul' muß ein jüdiſcher Schloſſer zu thun haben."

Der Schloſſer hatte ſich in ſeine Natur wieder gefunden. Emanuel hätte ſeine Freude an ihm gehabt!

Hirſch Blaſer wußte am andern Tage nicht Worte des Zornes genug zu finden, als er der wackern Frau Mindel Bericht über ſeinen zweiten Gang abſtattete. Der da drüben ſei in Grund und Boden hinein verloren; wenn man fünf Groſchen für ihn ausgebe, ſo wären die wie in's Feuer geworfen. Er habe gered't, wie nur Gott reden möcht'; alles ſei umſonſt geweſen, und wenn man ihm ſelbſt eine Kiſte mit Perlen und Gold vorſetzte, ſo würde er auch nicht dazu greifen, um noch einmal zu dem „Unmenſch“ zu gehen, der ein ſo groß Stück Geld ausſchlüge, um auf ein Dach hinaufzuſteigen.

„Er wird alſo wirklich hinaufſteigen,“ jammerte Mindel troſtlos, „hat man das je gehört, und Jüden ſollen das zugeben können?“

„Helfen Sie ſich, Mindel Leben,“ meinte das geſcheidte Jüdel mit Achſelzucken; „mich kriegen Sie nicht mehr da hinüber.“

Das geſcheidte Jüdel war auch um Alles in der Welt nicht zu bewegen den Gang in die Schloſſerwerkſtätte noch einmal zu wagen — und Hirſch Blaſer war doch ſonſt keiner von den Reichen. Wenn Mindel geſcheidt ſein wolle, meinte er, ſo ſolle ſie den „Unmenſch“ nur auf das Dach hinaufſteigen und Gott verſuchen laſſen. Wenn er mit zerſchmetterten

Gliedern unten liegen werde, da könne es ihm dann freilich nicht einfallen, daß tauſend Gulden „kein Spaß“ ſeien.

Das aber war es eben, was die gute Frau wahrhaft unglücklich machte. Sie ſah das feingeſponnene Netz ihrer geheimen Inſtruktionen zerriſſen und fand zu ihrem Schrecken, daß ſie keine neuen Fäden zu verwenden hatte. Wenn er ſchon dem Gelde widerſtand, womit konnte er denn gebändigt werden?

Dem Doktor konnte ſie ihre Qualen nicht anvertrauen, der hätte ſie ausgelacht; ihrem Manne konnte ſie ſich auch nicht entdecken; er gehörte ja auch zu dem „Vereine,“ und verſtand ſie nicht. So durchlebte dieſe wackere Frau mehrere Tage, die zu den traurigſten ihres Lebens gehörten; wachend und träumend ſah ſie den Schloſſer zwiſchen Erd' und Himmel ſchweben, ſie ſah ihn fallen und mit zerbrochenen Gliedern da liegen. Dann freuete ſie ſich kindiſch, wenn ſie aus der Werkſtätte herauf die friſche Stimme Trenderls vernahm, ihr zum lebenden Beweiſe, daß er noch nicht auf das Schuldach geſtiegen war.

Zu ihrem Schrecken vernahm ſie eines Tages von ihrem Manne, daß Trenderl den Blitzableiter binnen drei Tagen aufſetzen werde. Rebb Schmul that dieſe Meldung mit ſo kalter Ruhe, daß Mindel vor ihm faſt zurückbebte.

„Wehgeſchrieen," rief ſie, „muß es alſo wirklich ſein?"

Das war eine traurige Stunde für ſie! Sollte ſie wieder um das „geſcheidte Jüdel" ſchicken? Der hatte es ja ein für allemale abgeſchlagen, und wollte ja mit dem „Unmenſch" nichts mehr zu thun haben. Oder ſollte ſie ſelbſt zu dem Schloſſer gehen, ihn bitten, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen? Und wenn er es auch ihr abſchlüge?

Ein merkwürdiger Gedanke, wie ſie ihn ſelbſt bezeichnete, fuhr ihr plötzlich durch den armen geplagten Kopf. An ein Weſen im Hauſe hatte ſie nicht gedacht, das ſich am Trefflichſten zu der Miſſion eignete, die nun einmal an Trenderl ergehen mußte.

Hatte ſie nicht ihre Taube, ihre Tochter, und konnte ein beſſerer Bote nur aufgefunden werden? —

Freudig überkam es ſie, wenn ſie bedachte, daß der Schloſſer die Bitte der Mutter nicht zurückweiſen könne, wenn ſie ihm aus dem Munde ihrer Tochter, eines Mädchens vorgetragen würde!

Gute Mindel! was hatteſt du da erdacht!

Im Tone des tiefſten Geheimniſſes vertraute Mindel ihrer Tochter, der ſchönen Taube, die Qualen ihrer geängſtigten Seele, und wie ſie kein anderes Mittel mehr ausfindig zu machen wiſſe, als daß Taube ſelbſt hinübergehe, und an den Schloſſer im Namen der Mutter die Bitte ſtelle von ſeinem Wagniß des Dachbeſteigens abzulaſſen und kein ſolcher „Unmenſch“ zu ſein.

Hatte die gute Frau nur Augen für ihr eigenes Leid, keine für fremdes? Bemerkte ſie denn nicht, daß das ſchöne Mädchen ob dieſes „merkwürdigen“ Antrages zu Tode erſchrack, wie ſie bald bleich, bald wieder flammenroth wurde? hörte ſie denn nicht deutlich die Schläge dieſes jungen Herzens, dem verrätheriſch ein Geheimniß entfliehen wollte, das dort ſchon lange lebte?

„Mutter! was denkſt du dir,“ rief Taube, „ich, ich ſoll zu dem Schloſſer hinübergehen?“

Nein, nein, gute Mindel! du hatteſt doch kein Ohr für fremdes Wehe; nach dieſem Ausrufe hätte dir Alles klar werden müſſen!

„Und warum nicht,“ meinte dagegen Mindel gereizt; „auf's Dach hinauf willſt du ihn ſteigen laſſen, und da, Gott behüt! ſein Leben verſuchen?

„Um Gotteswillen, nein, das will ich nicht,“ lallte Taube tieferbleichend.

„Ein braver Menſch iſt er,“ fuhr Mindel fort, „und man thut etwas Gutes, wenn man ſich ſeiner annimmt.“

„Ja, ja,“ flüſterte Taube, und ihr bleiches Antlitz flammte wieder vor lauter Roſen.

Noch lange redeten die beiden Frauen von dieſer Sache, bis ſie zum Abſchluſſe gediehen war. Taube verſprach endlich, dem Befehle der Mutter Folge zu leiſten und den jungen Schloſſer von ſeinen kühnen Wagniß abzurathen. Erſt jetzt beruhigte ſich die gute Mindel. —

Taube wählte zu dieſer Sendung eine Stunde, die ſie nicht beſſer gewählt zu haben glaubte. Als es ſpäter Abend und die Gaſſe menſchenleer geworden war, die Eltern ſich bereits zur Ruhe begeben hatten, da ſchlich eine weibliche Geſtalt aus Rebb Schmul Brandeis Hauſe und gerade hinüber in die Schloſſerwerkſtätte, in der es noch wie gewöhnlich hämmerte und pochte.

Unbemerkt war ſie da hineingekommen; Trenderl ahnte nicht, wer hinter ihm ſtand; mit dem Rücken ihr zugewandt, feilte er an einer Eiſenſtange. Mit einem Male ſtieß das Mädchen an ein Stück auf dem Boden umherliegendes Geräth und nun mußte der Schloſſer ſich umdrehen.

Trenderl war aber gar nicht erſchrocken; er hatte ja ſo eben an diejenige gedacht, die nun lebendig vor ihm daſtand!

Gut war es übrigens, daß der Schloſſer nicht bemerken konnte, wie das Mädchen am ganzen Leibe zitterte, und um nicht umzuſinken, ſich an einen der eiſernen Amboſſe halten mußte. Er wäre ſonſt ebenfalls tief erſchrocken!

„Iſt in Ihrem Hauſe was zerbrochen, Taube,“ fragte er, „und muß ich gleich kommen? Ein Schloß vielleicht? oder iſt ein Schlüſſel verlegt worden?“

„Nein . . . ich . . ich komm wegen etwas Anderem,“ flüſterte Taube.

Und nun erzählte Taube unter Stocken und Unterbrechungen, wie ſie eigentlich gekommen wäre, ihn um etwas zu bitten, was er ihr gewiß nicht abſchlagen würde. Die Mutter ſei faſt krank vor lauter Sorge und Angſt und Alles wegen ihm; ſie könneden Gedanken gar nicht ertragen, daß er den Blitzableiter aufſetzen werde; Tag und Nacht müſſe ſie daran denken; bald ſehe ſie ihn mit zerbrochenen Gliedern, bald als Krüppel; er ſolle um Gotteswillen daran denken, was er unternehme, und wenn er der Mutter einen Gefallen machen wolle, das Wagniß ja unterlaſſen, es käme ſo nichts Gutes dabei heraus.“

„Und was kann da das Schlechte ſein?“ frug der Schloſſer lächelnd, als das Mädchen geendet.

Aber das Lachen verging ihm, als die ſchöne Taube darauf mit dem Ausdrucke tiefinnerſter Seelenangſt ausrief:

„Um Gottes des Lebendigen Willen, fürchten Sie ſich denn nicht? Ich komm ja in ſpäter Nacht, um Sie abzuhalten davon . . . Iſt das nicht genug?“

Trenderls Herz ſtand um dieſen Augenblick ſtill. Welch' ein Ton war an ſeine Seele geklungen! Ein unendliches Wohlbehagen durchſtrömte ihn; dann jagte ihm das Blut ſiedendheiß durch alle Glieder.

„Ich weiß nicht, wie ich mir vorkomme?“ ſagte er nach einer langen Weile, während welcher ſich die Beiden ſprachlos gegenüber geſtanden waren. „Ich weiß nicht, wie ich mir vorkomme? Erſt dieſe Woche ſind mir tauſend Gulden angetragen worden, wenn ich den Blitzableiter nicht aufſetze . . . und jetzt kommen gar Sie.“

„Das iſt Alles meine Mutter,“ rief Taube faſt ſchreiend, „die will nicht, daß ſich ein Jüdenkind ſo an Gott verſündigt.“

Trenderl war ſtill nach dieſen Worten; aber ſein Athem ging raſch. Er fuhr ſich verlegen mit der Hand über die Augen.

„Ihre Mutter, ſagen Sie,“ brachte er ſtotternd hervor, „geh' ich denn die ſo viel an?“

„Hätt' ſie denn ſonſt ſo viel Sorge und Angſt?“ meinte Taube mit niedergeſchlagenen Blicken.

Trenderl wollte auf dieſe Bemerkung etwas erwiedern, was ſchon längſt aus ſeinem ganzen Weſen mit ſo feuriger Beredſamkeit ſprach; aber kein Laut kam über die Lippen . . . Woher kam das?

„Was ſoll ich alſo der Mutter ſagen?“ fragte endlich Taube, die bereits ängſtlich zu werden begann.

Der Schloſſer richtete ſich ſtraff auf; er wollte jetzt in der That dem Mädchen eine rechte Antwort geben, und wieder fanden ſich die Worte nicht zuſammen.

„Was will denn eigentlich Ihre Mutter von mir?“ fragte er kleinlaut.

In beredten Worten ſchilderte Taube noch einmal die Qualen ihrer Mutter; ſie ſtellte ihm das Ungeheuerliche ſeiner That ſo lebendig vor, als wenn ſie ſelbſt es bereits überlebt hätte; Trenderl hätte ihr ſo die ganze Nacht hindurch zuhören mögen.

„Und was ſoll ich thun?“ ſagte er dann verwirrt.

„Sind nicht andere Schloſſer in der Stadt?“ fragte ſie ängſtlich in ſeinen Blicken ſpähend.

Und wieder war es dieſes Wort, was Trenderls Sinne zu neuem Leben aufraffte.

„Das geht nicht, das geht nicht,“ ſchrie er faſt zornig, „ſagen Sie das Ihrer Mutter, und wenn ſie mir Millionen verſpricht. Ich kann's nicht thun,“ ſetzte er leiſe, faſt milde, als Antwort für Taube hinzu.

„Sie wollen alſo wirklich da hinauf?“ fragte ſie faſt unvernehmbar; und es war gut, daß Trenderl die Todesbläſſe auf ihrem Geſichte nicht bemerken konnte, die die Nacht ſeinen Augen entzog.

„Ich muß.“

„Fürchten Sie ſich denn gar nicht?“ ſchrie Taube, „vor ſich ſelbſt.. und vor Gott?“

„Ich fürcht' mich, ja..“ rief er mit gedrückter Stimme, „aber nicht vor dem Dachbeſteigen.“

„Gott, lebendiger Gott!“ jammerte ſie leiſe.

„Ihre Mutter,“ meinte Trenderl, „macht ſich da den Kopf mit etwas voll, was mir eigentlich ein Kinderſpiel iſt. Ich bin an den Schwindel ſchon gewöhnt; ich kann auf dem ſteilſten Dach einen Blitzableiter aufſetzen und meine, ich bin in meiner Stube. Wozu bin ich denn ein Schloſſer geworden? Und habe ich nicht ſchon auf dem Wiener Stephansthurm gearbeitet.“

„Dort waren Sie ſchon?“ rief das Mädchen faſt athemlos. „Und Sie haben ſich nicht gefürchtet?“

„Gefürchtet ob ich mich hab'? ich hab' geweint und geſchrieeen, hab' ſchier den Tod davon gehabt.“ ſagte Trenderl.

„Und doch wollen Sie da auf das Dach hinauf? Verſündigen Sie ſich nicht an Gott?“

Der Schloſſer mußte lächeln.

„Ich bin noch ein Kind geweſen,“ begann er wieder, „als ſie mich in Wien zu einem Schloſſer gegeben haben. Mein Meiſter war ein ganz merkwürdiger Menſch; man hat glauben können, der könnt' die ganze Welt verſchlucken, wenn man ſie ihm in einem Löffel vorſetzen möcht', ſo bitter bös und grimmig hat er ausgeſehen. Auf zwanzig Schritte von ihm iſt mir mein Herz immer ſtill geſtanden, und die Haar haben ſich mir aufgeſträubt. Aber er war doch ein guter Meiſter und hat ſich mit mir Mühe gegeben, und hör' ich einmal, daß er geſtorben iſt, ſo zünd' ich an ſeinem Sterbetag ein Licht, wie ich's für meinen Vater im Grab zur Jahrzeit mache. Ich hab' noch einen Kameraden gehabt, der hat Nazi geheißen, und war ein luſtiger Kerl. Wir haben uns gut vertragen, und er hat mir nie vorgeworfen, wie die andern Lehrjungen, daß ich ein Jude bin . . .

Einmal hat der Meiſter zu uns geſagt: „Ihr geht heute mit mir; es iſt etwas auf dem Stephansthurm zu thun; nehmt das und das, was ich brauchen werde.“ Heiliger Gott! auf den hohen, auf den gewaltigen Stephansthurm hätt' ich hinauf ſollen? Ich hab' immer nur mit Schrecken nur zum Zifferblatt der Uhr hinaufſehen können, und jetzt wollt' der Meiſter, ich ſollt' mit ihm auf den Stephansthurm! Ich hab' geweint, gejammert, hab' mich auf den Boden geworfen, und habe geglaubt, ich müßt' ſchon ſterben, noch ehe ich hinaufgeſtiegen. Da iſt mein Meiſter zu mir gekommen, hat mich aufgehoben mit ſeiner gewaltigen Fauſt, und mich gerade hingeſtellt vor ſich. Drauf ſagt er zu mir: „Wolf, ſieh mir in die Augen!“ Ich ſchlage die Blicke zu ihm auf. „Jud' fürcht'ſt du dich?“ ruft er mit fürchterlicher Stimme, daß mir mein Herz noch jetzt erbebt. „Und jetzt gehſt du gleich mit mir,“ befiehlt er, und ich — ich habe gehorchen müſſen.“

Trenderl hielt inne, das Mädchen ſah ängſtlich der Fortſetzung ſeiner Erzählung entgegen.

„Denken kann ſich's Keiner,“ fuhr er fort, „was ich auf dem Wege bis zum Stephansthurm hab' ausgeſtanden an Furcht und Angſt; aber das Aug' meines Meiſters iſt immerfort auf mir gelegen. Ganz anders war mein Kamerad Nazi; der iſt hingegangen, als hätt' man ihm geſagt: bring' mir aus dem Garten eine Blume. Unter Zagen und Herzbangen ſind wir die Stiegen vom Stephansthurm hinaufgekrochen, nahe bis zur Uhr. Draußen an den Gemäuern hat der Meiſter eine Arbeit zu verrichten gehabt. Wie ich da hätte hinaustreten ſollen, überfällt mich wieder ungeheure Angſt, ich fang' wieder zu heulen und zu jammern an und bitte den Meiſter himmelhoch, er möcht' mich nach Hauſe gehen laſſen. „Jud, fürchtſt du dich?“ ſagt er wieder mit ſeiner ſtrengen Stimme, und wenn ich in dieſem Augenblicke dem Sterben wär' nah geweſen, der Meiſter hätt' mich auch nicht gehen laſſen.“

„Gott! Allmächtiger!“ flüſterte Taube.

„Für meinen Kameraden Nazi,“ erzählte der Schloſſer weiter, „war das Alles wie ein Spaß. Der iſt da oben auf dem Thurme geſtanden, wie in einem ſichern Bette. Auf einmal, als der ſtrenge Meiſter ſich auf einen Augenblick entfernen muß, fängt mein Kamerad gar zu ſingen an, ich weiß noch, was es für ein Lied war; es hat ſich mir gut in das Gedächtniß eingeprägt:

„O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderſchöne Stadt,

Darinnen liegt begraben
So manicher Soldat.“

So hat Nazi geſungen und mir ſind die Haare zu Berg' geſtanden über den leichtſinnigen Kameraden, wie der da auf und nieder geklettert iſt und jeder Tritt ihn in den Tod bringen konnte und hat doch dabei geſungen! „Nazi,“ ſag' ich zu ihm weinend, „du kannſt jetzt noch ſingen?“ Da lacht er laut auf, und zum erſten Male ſeit wir beiſammen in der Lehr' ſind, ſagt er zu mir: „Jud, fürchtſt du dich vielleicht?“ Ich weiß nicht, warum mir dieſes Wort gerade aus dem Munde meines Kameraden ſo fürchterlich vorgekommen iſt in dieſem Augenblicke. Aber es war ein Wort, das ein Menſch zur rechten Zeit ausgeſprochen hat. „Fürchten? Nazi,“ rief ich ihm zu, „ſieh her, ob ich mich fürcht'?“ Und nun fang' ich mit ihm um die Wette zu klettern, zu ſpringen und zu ſingen an; meine Seele war wie toll geworden. Mein Kamerad hat mich ganz verwundert angeſchaut; auch der Meiſter; Keiner weiß ſich's zu erklären, wie mir ſo auf einmal die Furcht vergangen iſt. Ich war in jener Stunde ein ganz anderer Menſch geworden; ich hätt' mich mit der halben Welt herumgeſchlagen, wenn's hätte ſein müſſen. Keiner hätt' mir ſagen dürfen: Jud, fürcht'ſt dich?

Denn ich hab' mich nicht mehr gefürchtet; ich war wie Nazi, wie die Andern geworden und mein Meiſter hat zu mir auch geſagt, was ich mir ewig merken werde: „Siehſt Wolf! die Furcht, das iſt der Unterſchied zwiſchen Juden und Chriſten; ihr ſeid's ein geplagt Volk geweſen und darum fürchtet Ihr Euch; aber wie ihr das einmal abgelegt habt, ſo ſeid ihr uns gleich. Da haſt du einen Zwanziger und fürcht' dich auch weiter nicht mehr. Es kann aus dir ein tüchtiger Schloſſermeiſter werden.“ — Ich zünd' auch meinem Meiſter ein Jahrzeitlicht an, wenn ich einmal hör', daß er geſtorben iſt.“

Trenderl ſchwieg; ſein ganzes Weſen ſchien ſich aber durch den lange verhaltenen Stoff wieder Bahn geöffnet zu haben; eine ſtarke Männlichkeit blickte aus ſeinen Augen und die gedrungen kräftige Geſtalt ſchien noch einmal ſo viel Kraft und Stärke zu verkünden, als ihr vielleicht inne wohnte. Wer um dieſen Augenblick den leuchtenden Strahl, der aus den Blicken des Mädchens auf ihn fiel, aufnehmen und erklären hätte können!

Gleich darauf ſagte ſie aber ſeufzend:

„Jetzt iſt's freilich aus!“

„Mit wem und warum?“ fragte der Schloſſer erſchrocken.

„Sie fürchten ſich ja nicht....“ flüſterte ſie leiſe.

„Und ſoll ich's denn?“ rief er bebend, „ſoll Hirſch Blaſer, das geſcheidt Jüdel, ſollen die chriſtlichen Schloſſer mir ſagen können, was ich ſelbſt von meinem Meiſter und meinem Kameraden nicht habe hören können: „Jud, fürchtſt du dich?“

„Und wie wär's, wenn Sie ein Weib hätten?... und das Weib Sie himmelhoch möcht' bitten,“ ſagte Taube mit unausſprechlich zitternden Lauten.

Trenderl unterdrückte einen ſo gewaltigen Freudenſchrei, daß, hätte er ihn ausgeſtoßen, die ganze Welt ihre ſchlummernden Augen aufgethan hätte. Sein Athem flog ſo raſch, als jagte ihn ein Sturmwind vorwärts, als befände er ſich mitten in einem brennenden Hauſe und müßte eilen aus der Gefahr zu kommen!

„Nein, nein, Taube,“ ſchrie er mit ungeheurer Anſtrengung, „das können Sie nicht fordern... ich möcht' auch kein Weib, das keinen Schloſſer will... ſo muß ſie mich nehmen, wie ich bin... ich bleib' bei meinem Handwerk..“

Zwei Seelen pochten um dieſe Stunde mit allen Schauern ahnungsvoller Liebe ſich entgegen; ſie erfaßten ſich bereits Hand an Hand und doch blieb das Geſtändniß auf ihren Lippen.

„Sie wollen alſo nicht?..“ ſprach Taube mit einem vorwurfsvollen Blick, der ihm tief in das Herz drang.

„Ich kann's nicht.. ich kann's nicht,“ rief er mit ſchmerzlicher Ueberwindung „und daß ein anderer Schloſſer für mich die Arbeit macht, gar nicht.“

Tonlos ſagte das Mädchen darauf:

„Da werd' ich der Mutter eine ſchlechte Nachricht bringen“ und ohne Abſchiedswort, ohne Nachtgruß war ſie aus der Werkſtätte hinausgegangen.

Als das Mädchen fort war, ſchlug ſich Trenderl mit der geballten Fauſt an die Stirne.

„Narr, Narr!“ rief er! „Du haſt ihr ja gar nichts geſagt.“ —

Der Doktor ſchauerte vor tiefſter Freude auf, als er vernahm, heute werde der Schloſſer den Blitzableiter auf dem Dache aufſetzen. Aus dem faſt krankhaft aufgeregten Weſen der wackern Mindel hatte er entnehmen können, daß all' die feinen Netze, die ſie und das „geſcheidt Jüdel“ geſponnen haben mochten, zerriſſen ſein mußten. Trenderl erſchien ihm als ein zweiter Simſon.

Am Tage des „großen Ereigniſſes“ ging ein ungeheurer Jammer durch die Seele der armen Frau. Sie konnte ſich am frühen Morgen kaum aus dem Bett erheben; ſie nahm das Pſalmenbuch und betete lange daraus. Aber ihre Angſt wich nicht; denn die Gefahr, in die ſich heute ein Judenkind begab, war noch nicht vorüber, Je mehr man ſie tröſtete, deſto höher ſtieg ihre Sorge. Man begann wirklich für ſie bekümmert zu werden.

Aber mit Taube war eine wunderbare Veränderung vorgegangen; ſie blickte mit freien Augen umher und eine leuchtende Gluth, die dem Morgenroth ihre Flammen entlirhen zu haben ſchien, lag auf ihrem Antlitze. Mehr als einmal ſagte ſie im Laufe des Tages zu der jammernden Mutter:

„Du wirſt ſehen, der kommt geſund und ſtark zurück; den wird Gott nicht fallen laſſen. Der fürcht' ſich nicht.“ —

Und noch ahnte Mindel nicht, welches Gefühl aus dieſen Worten ſprach! — —

Taube ſtand am Fenſter, als der Schloſſer mit ſeinen Geſellen und Lehrjungen, die die Eiſenſtangen trugen, ſich zur Synagoge begab. Trenderl betrachtete dies als ein gutes Zeichen. Ihre Blicke trafen ſich, ſenkten ſich, aber Jedes ſchien ſich ſeinen Theil zu denken. —

Dennoch bebte ſie innerlich, als der Schloſſer um die Gaſſenecke verſchwunden war.

Man wird es gewiß nicht verlangen, daß wir unſern Trenderl an ſein Werk begleiten und in einer Schilderung darthun: wie von ihm der Blitzableiter auf dem Dache der Synagoge aufgeſetzt ward. Trenderl würde uns auslachen, wenn er vernähme, daß wir aus einer That ſeines Handwerkes „eine lange Geſchichte“ erſonnen haben, die für ihn, der auf dem St. Stephansthurme gearbeitet, eine ſo kurze war.

Wir bleiben lieber im Hauſe der wackern Frau Mindel Brandeis, helfen ihr Troſt zuſprechen, wenn ſie in ihrem Jammer unterliegen will, beten mit ihr und holen das Pſalmbuch herbei, wenn ſie glaubt, dort ſtehe das Heil und flüſtern nebenbei der ſchönen Taube Worte des Glaubens und der Ueberzeugung in's Ohr, daß ſie nicht umſonſt auf die glückliche Rückkehr des Schloſſermeiſters harre.

Rebb Schmul war weggegangen, um dem Schloſſer „zuzuſehen“, wie er ſagte. Was ihn betrifft, ſo verrieth nicht der leiſeſte Muskel an ihm, daß er irgend eine Unruhe für das Schickſal Trenderls empfinde.

Er begriff nicht die aufſchreiende Verwarnung, womit ihn Mindel von dieſem Gange zurückhalten wollte: daß er ſich ſelbſt an Gott verſündige, wenn er einem Werke beiwohnte, das Gott nicht wohlgefiel.

„Sei du kein Narr!“ rief er, „das iſt vielleicht eine Sünd', wenn man auf Gottes Haus einen Blitzableiter aufſetzt, daß es nicht getroffen wird? Mein Schloſſer iſt ein ſchöner Jung' und der iſt zu etwas Beſſerem aufgehoben, als vom Dach herunterzufallen und das Genick zu brechen. Hab' ich nicht Recht, Taube Leben?“ —

Wir wiſſen nicht, ob er von dem ſchönen Mädchen eine Antwort erhalten!

Trotzdem kam nur wenig Ruhe in das aufgeregte Gemüth der guten Frau; eine mächtige Spannung hielt alle ihre Empfindungen in Aufruhr und ließ ſie aus jedem Geräuſch auf der Gaſſe, aus jedem eiliger nahenden Schritt das gräßlichſte Unglück ahnen, das die Einbildungskraft nur erſinnen konnte.

Gegen Mittag kam Rebb Schmul nach Hauſe. Luſtig rief er:

„Prächtig kann er's, unſer Trenderl, der ſitzt da oben auf dem Dache und ſingt dabei, als wär' er in einem Tanzſaal. Wer hätt' das zu meiner Zeit geglaubt, daß das ein jüdiſcher Profeſſioniſt zu Stande bringen wird? Die Zeiten werden anders.“

Neue Zuverſicht lebte in Taube's Herzen auf, daß das Werk gelingen werde. Trenderl ſang ja auf dem Dache!

Mindel entgegnete gar nichts, es ging eine Wandlung in ihr vor, die im Laufe der kommenden Stunden immer beſtimmter hervortrat; die ungeheuere Spannung, die in allen ihren Gliedern lag, war gewichen und ein Gefühl abwartender Ruhe war in ihr Gemüth zurückgekehrt, dem es ſeit dem Beginne dieſes Tages ein ſo fremder Gaſt geweſen. Sie konnte am Nachmittage ſogar in ihrem Lehnſtuhle einnicken, und ein ſanfter Schlummer entrückte ſie mit linden Fittigen allem Jammer und Kummer der ſie unter-unterdrückenden Sorge.

Es war Abend geworden; da wurde ſie plötzlich durch einen laut gellenden Schrei aus dem Schlafe geweckt. Taube war's, die geſchrieen hatte:

„Er kommt, er kommt!“

Taumelnd fuhr Mindel auf; bleich, mit furchtbar aufgeregten Zügen fragte ſie:

„Um Gottes Willen! Iſt das Unglück geſchehen? bringt man ihn zurück?“

Taube vermochte augenblicklich keine Antwort zu geben, dann rief ſie mit einem Tone, der aus dem tiefſten Leben ihrer Seele zu kommen ſchien:

„Nein, Mutter! er iſt geſund und lebendig zurück.“ Ich habe ja gewußt, dem wird Gott nichts anthun.“

Mindel ſank in den Lehnſtuhl zurück; ihre Hände hatten ſich gefaltet; aber menſchliche Ohren haben das Gebet nicht vernommen, das in dieſem Augenblicke von ihren Lippen vor den Herrn des Himmels trat.

Nicht lange darauf kam Rebb Schmul zurück.

„Schön gefoppt haſt du dich, Mindel,“ rief er, „wenn du geglaubt haſt, unſerem Trenderl wird etwas zuſtoßen. Er hat dir da eine Arbeit gemacht, worauf die Gemeinde ſtolz ſein kann. Hat man's denn ſchon erlebt, daß ein jüdiſcher Schloſſer einen Blitzableiter aufgeſetzt hat?“

„Ich möcht' ihn jetzt ſehen,“ ſagte Mindel faſt verſchämt; „ich möcht' mir ihn doch anſehen.“

„Ob nicht etwas zerbrochen iſt an ihm,“ meinte luſtig Rebb Schmul, „ob er noch ganz iſt? Schicken wir gleich um ihn.“

Taube flüchtete ſich in den äußerſten Winkel der Stube.

Der Schloſſer kam, noch in ſeinem Handwerkeranzug; den ledernen Schurz um die kraftſchwellenden Glieder geſchnallt, im rußigen Hemde, die Aermel weit über die nackten, ſehnigen Arme heraufgeſchürzt. Er grüßte verlegen die reichen Leute, auf deren Geheiß er gekommen war.

„Trenderl," rief Rebb Schmul, „ſei nicht bös', wenn ich dich noch einmal ſo heiß', denn du biſt ein braver Jung' und haſt dir und uns Ehre gemacht. Mein Weib will ſich bei dir bedanken, daß du nicht vom Dach hinuntergefallen biſt."

Der Schloſſer wußte nicht wie ihm geſchah.

„Ja," rief Mindel mit unausſprechlicher Innigkeit, indem ſie ſeine Hand ergriff, „ja ich dank' dir, daß kein Unglück dir zugeſtoßen iſt; denn jetzt weiß ich, mit dir wird Gott auf allen Tritten und Schritten ſein und wird dich bewahren, und du biſt ein braves jüdiſches Kind. Ich aber hab' mich an Gott verſündigt, denn ich hab' mein Herz zu beſorgt gemacht und habe nicht genug Vertrauen zu ihm gehabt. Mein Mann hat heut früh geſagt: „Sollt' das eine Sünde ſein, wenn man Gottes Haus vor einem Unglück bewahren will?" und mich hat das eigentlich getröſtet und hat mich aufrecht erhalten. Hämmre du nur jetzt zu, ich werde dir gerne zuhören, wenn es mich auch nicht ſchlafen läßt. Dir ſieht man's an, eine gute jüdiſche Mutter hat dich geboren. Recht haſt du gehabt, daß du dich nicht haſt verleiten laſſen, zurückzutreten von deinem Handwerk; nicht ſagen kann ich's, wie Recht du gehabt haſt und wie Unrecht ich, daß ich dich habe verleiten wollen. Es iſt mir die Blindheit von den Augen gefallen."

Trenderl wußte nicht, was mit ihm vorging. Seine Blicke ſuchten in der Stube umher, auf wem ſie am längſten haften ſollten.

Seitwärts in einem Winkel ſtand Taube und ſeinte ſtill vor ſich hin.

Emanuel hatte das Geſtändniß des Schloſſers längſt verrathen, noch ehe dieſer eines Tages gekommen war, um ihn um ſein Fürwort bei den Eltern ſeines Mädchens zu bitten.

„Zwiſchen uns Beiden iſt Alles richtig und abgemacht. Ich bleib' ein Schloſſer und meine Taube wird eine Schloſſermeiſterin. Sie hat mir's ſelbſt geſagt, ſie will gar keinen Andern und wenn ich mein ledern Schurzfell um hab' und in Hemdärmeln am Amboß ſtehe und da arbeite, ſo bin ich ihr lieber wie alle jungen Leut' in der Gaſſe. Viel Geld brauch' ich nicht und wenn mir Rebb Schmul gar keines geben will, ſo bin ich's auch zufrieden. Aber meine Taube muß er mir geben."

Es fiel dem Doktor nicht ſchwer, das Jawort der Eltern zu erwirken. Rebb Schmul hatte ſchon längſt ſein Gefallen an dem „ſchönen Jungen" und die wackere Mindel that gern, wozu ihr das eigene Herz und das Wort des ihr viel theuren Doktors anriethen. — —

Als es am heurigen Cholemoed des Oſterfeſtes hieß: der Schloſſer und Schmul Brandeis Tochter ſeien Braut und Bräutigam geworden, ging ein ungeheures Erſtaunen durch die ganze Gaſſe. Man begriff das Unerhörte dieſer That nicht.

Hirſch Blaſer, das „geſcheidt Jüdel" ſchüttelte den Kopf und ſchrumpfte vor lauter Achſelzucken faſt zu einer Katze mit gekrümmten Rücken und grünfunkelnden Augen zuſammen.

„Soll ich leben und ſterben," ſagte er, „ich kenn' mich in der Welt nicht mehr aus. Rebb Schmul Brandeis gibt einem armen Handwerker, gibt Trenderl Schloſſer ſeine Tochter? Entweder ich bin nich geſcheidt oder die Welt iſt etwas ganz anderes geworden. Ich verſteh' mich und ſie nicht mehr." —

Spät in der Nacht, als Emanuel von dem Verlobungsfeſte der beiden Glücklichgewordenen zurückgekehrt, drängte ihn ſein Herz zu einigen Bemerkungen, die er dem Papier anvertrauen mußte.

Leſen wir, was der Doktor um dieſe Stunde fühlte und dachte:

„Seit neun Jahren zum erſten Male habe ich heute die Empfindung wie damals, als mir meine Mutter, wenn ich zu Bette mußte, den Abendſegen vorſagte und ich Wort für Wort ihr nachredete. Ich möchte heute beten, ſo voll iſt mir das Herz."

„Glaube mir, Clara! was ein Menſchenherz an Reue und bittern Stunden durchzuleiden fähig iſt, das habe ich im Laufe dieſer neun Jahre durchgerungen und gelitten. Was iſt aber all dieſes Märtyrerthum einer Seele, gegen das, was ich jetzt hinter mir habe? Wohl weiß ich, daß der Riß, den meine Rückkehr zur Familie durch unſere Seelen ſchnitt, ein ewiger iſt — und doch ſteht es heute klarer als je vor meiner Augen, daß eine unſichtbare Hand das tödtliche Inſtrument geführt hat."

„Die neue Geſetzgebung unſeres Vaterlandes ſorgt für jedes Rädchen im Staate; ſie ordnet und regelt die große Maſchine, aber ſie hat wie ein Schuldner, der Tauſende von Gläubigern zu befriedigen hat, gerade diejenigen vergeſſen, die durch ihn unſäglich elend geworden ſind.“ ...

„Die neue Geſetzgebung unſeres Vaterlandes, die den Boden frei gemacht, die mein Volk auf den Acker und in den Gemeindeverband, in das freie Haus und in die freie Kirche gerufen hat... für uns hat ſie noch keine Zeile finden gekonnt, nicht das armſeligſte, kleinſte Wort!“

„Laß dich nicht vergällen Herz! durch den bittern Niederſchlag dieſer Gedanken. Du biſt ja heute zufrieden geſtellt. Hat nicht der Schloſſer ſein Tagewerk redlich und zu deiner Beſchämung vollbracht?“

„Sein Meiſter hat einſt zu ihm auf dem St. Stephansthurme geſagt: „Jude, fürchteſt du dich?“ und das Wort iſt mächtig in ihm geworden und hat ihn vor Verrath und Treubruch gewahrt...“

„Fürchte nichts mein Volk! und thu' ab die Furcht. Nur ſo wirſt du frei werden? Der Schloſſer iſt es bereits...“

„Werfe ich einen Rückblick zurück auf die neun Jahre meines Leids, ſo ſeh' ich doch, ich habe gewonnen. Ich bin doch aus meinem Volke herausgewachſen und mein Abfall wäre doch Verrath geweſen! Ich habe es erſt jetzt mit aller Klarheit erſehen."

„In einigen Stunden wird der Schloſſer wieder am Amboß und bei der Eſſe ſtehen und der noch ſchlafenden Welt in kräftigen Hammerſchlägen ſein Erwachen kund geben."

„Hämmere ſo fort, Schloſſer! jeder Schlag auf den Amboß bricht ein Glied von der Sklavenkette deines Volkes ab und klingt als Willkommgruß der neuen Zeit entgegen."

„Hämmere ſo fort!"

Druck von Joſ. Keck & Sohn.

Israelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band IV.

Die wilde Rabbizin.

Novelle
von Dr. Hermann Schiff.

Nebſt Anhang:

Corolaria II.

Schabbesſchmuh der Familie Abſatz.
Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren 1850—51.
Von Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Die
wilde Rabbizin.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Nebſt Anhang:

Schabbesſchmuh der Familie Abſatz.

Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren 1850—51.

Von **Dr. Hermann Schiff.**

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

NSIS.

1.

„Sie ſind, wie ich ſo eben höre, der Verfaſſer der Schief-Levinche,“ redete mich neulich Abends in der Alſterhalle ein Fremder an. „Ich habe ein Novellenthema für Sie!“

„Ein gutes Novellenthema,“ antwortete ich, „iſt viel werth und ungern beraube ich jemand. Warum wollen Sie das Ihrige verſchenken, ſtatt es ſelbſt zu benutzen?“

— „Weil ich eben keinen Gebrauch davon machen kann, denn ich bin kein Novelliſt, ſondern Geſchäftsreiſender. Aber ich komme weit in der Welt umher. Ich beſuche Centralſtädte und halte mich auch in Gegenden auf, wo die Cultur kaum noch hingedrungen iſt. Die Civiliſation hat ihre Wunder und die Einöde ihr Charakteriſtiſches. Ich ſelbſt nun habe die Fähigkeit nicht, was mir begegnet und vorkommt, zu beſchreiben, aber ungern laſſe ich etwas umkommen. Meine Erlebniſſe, Beobachtungen und Bemerkungen theile ich daher gerne Ihres Gleichen mit, was mir ihre Herren Collegen auch Dank wiſſen, indem ſie es in ihren Schriften benutzen. Auf dieſe Weiſe finde ich mein Reiſetagebuch, was ich ſelbſt nicht führen kann, zerſtreut in neueren Werken wieder, und will ich es mir ſammeln, ſo ſchreibe ich mir die von mir herrührenden Einzelheiten heraus. Dieſes Mal aber bringe ich Etwas, was ich niemanden Anders zudenken kann, als dem Verfaſſer der Schief-Levinche. Denn, wie ich vielfach habe ſagen hören und auch ſelbſt überzeugt bin, verſtehen Sie es, jüdiſche Zuſtände ſo zu ſchildern, daß der Chriſt ſie verſteht und der Jude Ihnen Recht giebt. Was ich Ihnen nun zugedacht habe, iſt die Geſchichte eines aufgeklärten Rabbi. Wie ich ſie Ihnen erzähle, wird ſie ſo leicht niemand verſtehen, denn der Chriſt weiß nichts vom Jüdiſchen, der Stockjude nichts von Aufklärung und der Aufgeklärte nichts von Rabbinismus. Alſo müſſen Sie alles das nach Ihrer Weiſe niederſchreiben, damit jedermann wiſſe, was er lieſt.“

Ein ſo freundliches Anerbieten ließ ich mir nicht zweimal machen und erſuchte den gefälligen Fremden, meine Neugier auf der Stelle zu befriedigen und mir ſeine intereſſante Mittheilung keinen Augenblick länger vorzuenthalten. Er aber fand das Local der Alſterhalle zu belebt und geräuſchvoll, um ſich gehörigermaßen ſammeln zu können und verſprach, mich in meiner Wohnung aufzuſuchen, obſchon ich ihm bemerklich machte, daß dieſelbe zu beſchränkt und einfach ſei, um diſtinguirte Gäſte aufzunehmen. Er ſtellte ſich auch am folgenden Tage zur feſtgeſetzten Stunde pünktlich ein; und was er mir erzählte, gebe ich hier möglichſt mit ſeinen eignen Worten wieder, wobei ich nur die jüdiſchen Ausdrücke, wo es irgend angeht, mit deutſchen Worten vertauſche und, des Verſtändniſſes halber, hie und da erklärende Bemerkungen einſchalte.

2.

Am vorigen Paſſah (jüdiſches Oſterfeſt), begann der Reiſende, befand ich mich zu * — (die Localitäten und Perſonen dürfen nicht namhaft gemacht werden), und blieb die Feiertage über dort. Sie werden vielleicht noch aus früheren Zeiten wiſſen, lieber Doktor, daß der Rabbi am letzten Tage eines ſolchen Feſtes, dem erſten Parneß (dem Obervorſteher der Gemeinde) einen Segen zu geben hat. Der Oberparneß aber war kein eifriger Synagogengänger und hatte ſich noch während des ganzen Feſtes nicht gezeigt, man konnte daher auf ſeine Anweſenheit am letzten Feſttag auch nicht zählen, weshalb der Rabbi ſeinen Segen dem zweiten Parneß zuſagte. Wider alles Vermuthen aber erſchien der Oberparneß an dieſem Tage dennoch beim Gottesdienſt und der Rabbi ging zu ihm um ſich zu entſchuldigen, daß er über ſeinen Segen zu Gunſten eines Anderen verfügt habe. Das war eine reine Höflichkeit von ihm, zu der ihn keine rituelle Vorſchrift zwang. Um ſo auffallender war es, daß der Oberparneß im Angeſicht der ganzen Gemeinde die Achſel zuckte, und mit lauter Stimme erwiderte: „Rabbi, gebt Euren Segen wem Ihr wollt; ich frage nicht danach.“

Ferner muß an ſolchem Feſttage dem Rabbi irgend eine fromme Ehre zuertheilt werden und er hatte dieſes Mal die Schriftrolle aus der Bundeslade zu heben um ſie demjenigen zu übergeben, der ſie auf den Altar niederzulegen hat. Solch eine Ehre war man dem Rabbi ſchuldig und er hatte nicht nöthig ſich dafür zu bedanken. Er that dies aber dennoch und zwar beim Oberparneß, welcher ihm nunmehr den Rücken zuwandte und laut ſagte: „Wie mieß iſt mir vor ſeine Schkorum (wie ſatt habe ich ſeine Pfaffenlügen).“

Einen Rabbi nicht zu ehren iſt ſchon ein Frevel, ihn gar zu beleidigen iſt vollends eine Unthat, vor der ein frommer Jude ſchaudert. Ich hatte mit eignen Augen geſehen, wie ein Rabbi am Feſttage beim Gottesdienſte im Angeſicht der Gemeinde zweimal beleidigt worden war, und in der That, lieber Doctor, obgleich ich längſt ſchon kein Stockjude mehr bin, blieb mir mein jüdiſcher Verſtand darüber doch ein wenig ſtille ſtehen.

Der Oberparneß iſt ein reicher Mann, das heißt, was man in ſolch einer kleinen Stadt von etwa 13000 Einwohnern ſchon einen reichen Mann nennt. Er hatte Capital. Ich konnte alſo ſein Benehmen für nichts anderes halten als für Geldſtolz, gegenüber einem weniger bemittelten Geiſtlichen. Ich ging daher zu dem zweiten Parneß, mit dem ich auch in Geſchäftsverbindung ſtehe und der noch einer von den alten Strenggläubigen iſt, dieſen fragte ich:

„Wie ſteht es hier zu Lande mit dem Judenthum? Iſt man ſo neumodiſch geworden, daß ſich die Religion vor dem Geldſtolze demüthigen muß?“

„Was thun Sie damit,“ erwiderte dieſer, „das iſt kein Geldſtolz!“

— „Was kann es anders ſein?“

— „Was fragen Sie mich? Soll ich die Sünde begehen, meinem Rabbi Böſes nachzuſagen? Fragen Sie die Neumodiſchen, die thun ſo was gern. Fragen Sie die ganze Welt!“

Ich fragte alſo die ganze Welt, das heißt dieſen und jenen Juden der Kleinſtadt und was ich einſtimmig vernahm, ſollen Sie gleich hören, ich will nur erſt dieſe Angelegenheit zu Ende bringen.

Wirklich auch wurde der Oberparneß auf der Gemeindeſtube wegen ſeines ungebührlichen Benehmens gegen den Rabbi zur Rede geſtellt und zu fünf Thaler Pr. Court. Strafe verurtheilt, die er auf der Stelle bezahlte mit den Worten: „So habe ich zwei gute Werke ſtatt eines verrichtet.“ Die fünf Thaler nemlich kommen der Gemeinde oder den Armen zu Nutze und das andere gute Werk war, den Rabbi beleidigt zu haben. Der Rabbi aber fühlte ſich durchaus nicht beleidigt und war ſchwachherzig genug, noch am ſelben Tage zum Oberparneß zu gehen um ſich bei ihm zu entſchuldigen, weil er ihm in der beſten Abſicht, ihm ſeine Ergebenheit zu erweiſen, Koſten verurſacht habe. Auch erbot er ſich, ihn zum Abendgottesdienſt abzuholen und nach der Synagoge zu begleiten, welches für eine der größten Ehren gilt, die ein Rabbi jemanden erweiſen kann. Der Oberparneß aber meinte: „Wenn er Luſt haben ſollte nach der Synagoge zu gehen, ſo könne er den Weg dahin ſelbſt finden.“

Jetzt lieber Doctor werden Sie einen ungefähren Begriff von dieſen neumodiſchen Rabbi haben und werden mir einräumen, daß dergleichen vor zehn oder zwanzig Jahren noch völlig unmöglich war. Woher ſich dieſer Rabbi aber ſo mißliebig gemacht hat, daß ein Jude zu ſagen wagt: „Es iſt wohlgethan ihn zu beleidigen,“ das werden Sie bis jetzt noch nicht errathen, und um es Ihnen zu erklären, muß ich ein wenig weiter ausholen.

3.

Vor zwanzig und einigen Jahren lebte in eben dieſer Kleinſtadt ein orthodoxer Rabbi, der ſtreng auf Befolgung der Moſaiſchen Vorſchriften hielt. Dadurch fiel er den Reicheren und Gebildeteren vielleicht ſehr läſtig, war aber um ſo beliebter bei den Orthodoxen, welche gewöhnlich zu den unteren Claſſen gehören. Gegen die Armen erwies er ſich hülfreich und wohlthätig, wozu freilich ſeine eignen, höchſt geringfügigen Mittel nicht hinreichten. Indeſſen erſtreckt ſich das dortige Rabbinat nicht bloß auf die kleine Stadt, in welcher der Rabbi reſidirt, ſondern umfaßt eine ganze Provinz, die aus verſchiedenen kleinen vormaligen Grafſchaften und Fürſtenthümern beſteht und voll kleiner Städte, Flecken und Ortſchaften iſt, die alle ihre kleinen jüdiſchen Gemeinden haben. Der Jude hilft gern dem Juden und die Empfehlung des alten Rabbi genügte, um einem Hülfsbedürftigen Unterſtützung zu verſchaffen und wenn z. B. ein unbemittelter Familienvater ſtarb und

Weib und unerwachſene Kinder hinterließ, ſo lautete ſein Sprichwort, wenn er Beiträge für ſie ſammelte: „Der Herr ruft den Gerechten zu ſich. Allein er hat das Herz der Menſchen mitleidig geſchaffen, damit die Hinterbliebenen nicht umkommen.“ Endlich verdankt ihm die dortige Gemeinde auch noch ihre große ſteinerne Synagoge, welche im bequemen und eleganten Styl der Neuzeit erbaut iſt. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Die frühere Synagoge nemlich war ſo baufällig geworden, daß ſie an einem Sabbat bei einem heftigen Sturm zu wanken und zu bröckeln anfing und die erſchrockene Gemeinde das Freie zu gewinnen ſuchte, aus Furcht, bei einem etwaigen Einſturz verſchüttet zu werden. Bei näherer Prüfung von Seiten einer Baucommiſſion ergab ſich in der That, daß ſie dem Einſturz nahe und nicht mehr auszubeſſern ſei. Zum Leidweſen der Gemeinde ſchien alſo ein öffentlicher Gottesdienſt vor der Hand unmöglich zu ſein, und jahrelang wäre man auf den Privatgottesdienſt in einzelnen Häuſern, wozu nur zehn Männer gehören (Minjen), beſchränkt geweſen, hätte nicht ein wohlhabender Israelit den geräumigen Saal ſeines Wohnhauſes zu einer Interims-Synagoge hergegeben, die er auf eigene Koſten einrichtete und mit allem heiligen Bedarf verſah. Die Armleuchter, die ewige Lampe vor der Bundeslade, der Schmuck der Schriftrollen, alles war von gediegenem Silber und von ihm aus eigenen Mitteln hergeſtellt, ohne im Mindeſten das Synagogen-Eigenthum in Anſpruch zu nehmen. Inzwiſchen machte der alte Rabbi, trotz ſeiner Kränklichkeit und Schwäche, große Reiſen in und außerhalb Deutſchlands, um bei reichen Glaubensgenoſſen Spenden zu einem Neubau einzuſammeln. Die Beiträge fielen beträchtlich aus und daß er ſie redlich verwendete, muß, wer die Synagoge betritt, ihm im Grabe nachſagen. Die Synagoge iſt viel zu groß für die dortige, wenig zahlreiche Gemeinde.

Wenig Jahre darauf ſtarb er, und die Parnaſſim, die weltliche Macht, welche mit der Geiſtlichkeit ſelten in Frieden lebt, obſchon ſie in der Regel bei jedem Hader zu kurz kömmt; glaubten ſich beſſer zu ſtehen, wenn ſie einen neumodiſchen Rabbi erwählten, der, in ſo fern er nicht ſtreng auf das Geſetz hielt, ihnen weniger zur Laſt fiel und über den ſie auch mehr Gewalt hatten. Hiemit waren aber die Aermeren und die auswärtigen Gemeinden nicht einverſtanden. Sie gefielen ſich beſſer bei dem Altherkömmlichen und wollten dabei bleiben. Die Parnaſſim achtete auf dieſe Einwendungen nicht, ſondern ſetzte ihren Willen durch. Da traten junge und kräftige Männer aus allen Orten des Rabbinats zuſammen zu einer gewaltſamen Demonſtration wider den neumodiſchen Rabbi; und um ihn bei ſeiner Ankunft vor Mißhandlungen zu ſchützen, mußte man ſeine Zuflucht zu polizeilichen Maßregeln nehmen.

Indeſſen war der neue Rabbi ein geiſtreicher und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann und nachdem man ihn erſt kennen gelernt hatte, fand man ihn ebenſo liebenswürdig, wie man ihn vor ſeiner Ankunft als haſſenswerth ſich vorgeſtellt hatte. Er fungirte nur kurze Zeit, denn nach einigen Jahren ſchon erhielt er einen Ruf nach einer der größten und reichſten Gemeinden in Deutſchland und bei ſeinem Scheiden weinte man ihm eben ſo viel Abſchiedsthränen nach, als man ſeine Ankunft mit Flüchen begrüßt hatte. Sein Nachfolger war aber ebenfalls ein Mann von gründlichem Wiſſen und obendrein ein trefflicher Kanzelredner. Auch er blieb nur kurze Zeit und folgte einem Ruf nach einer der älteſten und reichſten jüdiſchen Gemeinden außerhalb Deutſchland.

4.

Die Wahl eines Rabbi, ſeine Ankunft, ſein Scheiden, ſind mit allerlei Koſten, Bemühungen und Umſtändlichkeiten verbunden, zumal für die Parnaſſim, die neben ihren religiöſen Pflichten auch ihre Geſchäfte nicht vernachläſſigen wollen. Ein eleganter und talentvoller Rabbi wird heute ſehr geſucht und von allen Seiten geſchieht Nachfrage nach ihm, ſo daß ſeines Bleibens bei einer nicht ſehr reichen und zahlreichen Gemeinde nur auf kurze Zeit iſt. Zweimal ſchon hatte man erfahren, wie viel es koſtet und wie lange es dauert, wenn eine kleinſtädtiſche Gemeinde mit einem berühmten und geiſtreichen Rabbiner einen religiöſen Luxus treiben will. Dieſes Mal alſo beſchloß man, einen möglichſt anſpruchsloſen und unbedeutenden Rabbi zu wählen, von dem nicht zu befürchten ſtand, daß er gleich wieder fortgekapert werde. Nur ein neumodiſcher Rabbi ſollte es ſein, denn hat man erſt den Comfort und die Nonchalence der Aufklärung kennen gelernt, ſo begiebt man ſich ſo leicht nicht wieder in den alten religiöſen Zwang zurück.

Eine unbedeutendere und anſpruchsloſere Perſönlichkeit, als der gegenwärtige Rabbi, ließ ſich ſchwerlich finden. Er demüthigte ſich, wie ich bereits die Ehre hatte Ihnen zu erzählen, vor denen, die ihn beleidigten, und entſchuldigte ſich bei denen, die ihn verachteten, und das iſt mehr als Beſcheidenheit, es iſt cyniſche Selbſtverleugnung. — Zugleich dürfte man ſich auf ſein lebenslängliches Bleiben feſt verlaſſen und hatte durchaus nicht zu fürchten, daß es Jemanden einfallen würde, ihn hinweg zu angeln. Es war ein Zukunftsrabbi, ganz wie die Parnaſſim ihn verlangt hatten. Schon triumphirten ſie und wünſchten ſich Glück zu einer bequemen friedlichen Zukunft. Aber ach!! — die Harmloſen ließen es ſich nicht im Traume einfallen, daß der Rabbi bereits ſeinen unbarmherzigen geſtrengen Herrn hatte, ſo daß er nichts thun durfte, als was ſein Herr ihm befahl und nichts reden, außer was und wie es ſein Herr ihm vorſchrieb.

Wer aber war dieſer geſtrenge unbarmherzige Herr? — Etwa der allmächtige Gott, deſſen Wort ein unverletzliches Gebot iſt; während der Rabbi als Diener des Herrn mit dem Beiſpiel gottergebenen Gehorſams allen anderen vorangehen muß?

Nein, der allmächtige Gott war es nicht.

Denn Gott ſprach zu Eva: (1. B. Moſ. c. 3 v. 10) „Er ſoll Dein Herr und Dein Wille ihm unterworfen ſein.“ Er ſprach aber nicht: „Du ſollſt ſein Herr und ſein Wille Dir unterworfen ſein;“ der geſtrenge und unbarmherzige Herr dieſes Rabbiner iſt ſeine Rabbizin.

Die Parnaſſim hatte ſich freilich einen Rabbi nach ihrem Wohlgefallen ausgeſucht, einen Zukunftsrabbi, der nichts Gutes und nichts Böſes, ſondern am liebſten gar nichts thut, und gehen läßt wie es gehen will und es Gott gefällt. Es lag alſo nicht in dem Plane der Parnaſſim, ſich eine Rabbizin auf den Hals zu laden, die nur ſich ſelbſt gehen läßt, wie ihre wilden Launen und Leidenſchaften es ihr eingeben, und nur thut, was Gott verdrießt.

Doctor, nennen Sie die Novelle, zu der ich Ihnen hier das Thema gebe: Schreckliche Folgen der neuisraelitiſchen Aufklärung, denn auch die Aufklärung muß ihre Grenzen haben, ſo gut wie alles Andere. Mag ſie zum vollkommenſten Indifferentismus erſchlaffen, mag ſie zur entſchiedenſten Religionsverachtung ausarten, das iſt Gewiſſensſache des Einzelnen und ich ſelbſt bin ſo übertrieben religiös auch nicht mehr. Nur Eines kann ich nicht ertragen: Wenn man ſeine eigene Religion ſchändet, wenn man aus dem, was ein Alterthum geheiligt hat, einen modernen Skandal macht.

„Kommen wir zur Sache,“ unterbrach ich den Ereiferten.

5.

Der Erzähler fuhr fort:

„In dem Ghetto einer ſlaviſch-ſüddeutſchen Hauptſtadt war vor Jahren einmal ein bildſchönes Kind, die Tochter angeſehener und wohlhabender Eltern. Wenn ſie ſich in ihren ſauberen Kinderkleidern an der Hand ihres Vaters oder war es ſonſt wo, auf der Straße zeigte, ſo blieben die Vorübergehenden ſtille ſtehen, um ihr nachzuſchauen und ihren Liebreiz und ihre Anmuth zu bewundern, indem ſie, wie die jüdiſche Lebendigkeit es mit ſich bringt, ihr Lob- und Segensſprüche nachriefen. Ihre Eltern überhäuften ſie mit Zärtlichkeiten und Liebkoſungen und daſſelbe thaten auch die Verwandten, die Hausfreunde und die zahlreichen Gäſte, welche das Haus ihrer Eltern beſuchten. Es thaten ältere ſowohl wie jüngere Leute, und wer den Schmutz und die Ungezogenheiten in ſolch' einem ſlaviſchen Ghetto kennt, wird ſich veranlaßt ſehen zu muthmaßen, daß dieſe Zärtlichkeiten und Liebkoſungen ſich nicht allemal in den Grenzen der Sitte und des Anſtandes erhielten. Die Unſchuld dieſes ſchönen Geſchöpfes ward daher ſchon frühzeitig vergiftet und je mehr ſie heranwuchs, deſto ausgelaſſener wurde ihr Betragen. Auch hatte ſie die Jahre der Pubertät noch nicht zurückgelegt, als ſchon ihre Eltern ſich genöthigt ſahen, um jeden Preis ſie unter die Haube zu bringen. Nur war für die ſchöne Unglückliche ſo leicht kein, wenn auch nur einigermaßen ehrbarer Mann zu finden. In ſolchen Fällen aber nimmt man ſeine Zuflucht zu einem Talmud-Taure Bocher und jederzeit läßt ſich einer finden, welcher ein für allemal aushilft.

Dieſe Talmud-Taure Bochrim ſind Rabbinerzöglinge, oder Schüler der Schrift und des Geſetzes. Es ſind die unbedeutendſten Menſchen, die es giebt. Fromme Bettler oder bettelnde Frömmler, die keine Luſt und keinen Muth zum Schacher haben, und den frommen Müßiggang jeder rechtſchaffenen Thätigkeit vorziehen. In der Regel ſind ſie übertrieben arm und geben ſich für eine Mahlzeit Eſſen und eine warme Bekleidung zu allem Möglichen her. Sie leben überhaupt von der Commiſeration ihrer Glaubensgenoſſen und ſtehen deshalb auch in keinem Anſehen bei denſelben; bis ſie ſpäter einmal ein Rabbinat und damit auch hinreichende Exiſtenzmittel erlangen. Alsdann aber halten ſie mit um ſo anſpruchsvollerer Strenge auf pünktliche Befolgung der moſaiſchen Vorſchriften, denn darin beſteht ihr ganzes Wiſſen und ihre ganze Macht.

Allein ein ſolcher Bocher an ſich war noch immer keine convenabele Partie für die Tochter einer geachteten und wohlhabenden Familie; und verheirathet mit einer ausgelaſſenen Frau durfte er auf kein Rabbinat bei ſtrenggläubigen Gemeinden Rechnung machen.

Ein anderes war es bei einer neuisraelitiſchen Gemeinde, die ſo manches durchgehen läßt. Für dieſen Fall aber mußte ſich der Bocher dazu verſtehen, neumodiſch zu werden und ſich zu bilden und aufzuklären, das heißt, ſtatt des Talmuds deutſche Sprache ſtudiren, ſtatt hebräiſche Gebete herzuſagen, ſich mit Lectüre befaſſen und ſtatt mit talmudiſchen Spitzfindigkeiten, eine Gemeinde mit deutſchen Kanzelreden regaliren.

Auch ein ſolcher Bocher war zu finden. Ein Bocher, der für eine ſchöne und wohlhabende Frau, mit der er ſorgenfrei in Erwartung eines Rabbinats, leben könnte, ſich allem was man von ihm verlangte, bereitwillig unterzog.

Die verheirathete Tochter kümmert ihre Eltern durchaus nicht mehr. Mittelſt des Heirathsgutes haben ſie einen Mann für ſie erkauft, der vor Gott und Menſchen für ſie verantwortlich iſt. Und ihre Sünden ſowohl wie ihr Betragen, fallen nicht mehr ihren Angehörigen, ſondern ihrem Ehemanne zur Laſt.

Wer ſich zum Ehemanne einer Ausgelaſſenen hergiebt, muß ſich ſchon über Vielerlei hinwegſetzen. Mithin allenfalls auch über ſeine Religion. Zum Glücke kam es dieſem Bocher gar nicht darauf an. Seine Vergangenheit war keine ſtreng-religiöſe geweſen, und an ſeine Zukunft hatte er noch niemals gedacht. Er war gleichſam ſchon halb und halb gebildet und aufgeklärt und brauchte nur noch die letzte Hand an ſich zu legen, um ſtatt eines Talmud-Taure Bochers, für einen jüdiſchen Privatgelehrten zu gelten.

Unfern der Wohnung ſeiner Schwiegereltern, die einen anſehnlichen Gewürzhandel betrieben, befindet ſich die neuisraelitiſche Synagoge. In derſelben hielt er eine deutſche Predigt. Seine Frau hatte zahlreiche und dankbare Anbeter, die Schwiegereltern waren wohlthätig und gaſtfrei und in Folge davon beliebt; unmöglich alſo konnte er durchfallen, und war von nun an ein deutſcher Kanzelredner. Das Rabbinat blieb auch nicht aus. Er war ganz der Mann für die Parnaſſim jener neumodiſchen, kleinſtädtiſchen Gemeinde.

Das geiſtliche Ehepaar langte an. Er war kein großer Gelehrter und auch kein großer Kanzelredner, das verlangte man auch nicht von ihm. Er ſollte nur neumodiſch und aufgeklärt ſein und das war er wirklich in einem Grade, daß den Altmodiſchen darüber die Haare zu Berge ſtanden.

Unter Andern ward das Brod in ſeinem Haushalt bei einem chriſtlichen Bäcker geholt, der zu gewiſſen Tagen warme Speckkuchen verkaufte. Auch ſeine Töchter ſandte er in eine chriſtliche Schule, und ließ ſie an dem Religionsunterricht Theil nehmen. Eine derſelben zeichnete ſich bei einer öffentlichen Prüfung vor ihren chriſtlichen Mitſchülerinnen dadurch aus, daß ſie auf die Fragen, welche der Religionslehrer ihr vorlegte, die richtigſten Antworten gab.

6.

Doctor! geſtehen Sie, daß wenn man erſt Speck genießt und bei einem chriſtlichen Geiſtlichen Religionsunterricht nimmt, ſchon alles Judenthum aufhört. Allein das betrifft nur den Haushalt und die Familie eines Rabbiners und keineswegs ihn ſelbſt. Während er bei ſeinen heiligen Büchern ſitzt, und ſeine frommen Studien betreibt, kann Vielerlei geſchehen, wovon er niemals was erfährt, und was ihm daher auch nicht zur Laſt gelegt werden darf. Ich komme jetzt auf ihn ſelbſt.

Er hat unter anderen Untugenden auch die, ſich beſtändig an den Nägeln zu kauen, worauf er ſo verſeſſen iſt, daß er es nicht einmal während des Gottesdienſtes unterlaſſen kann. Selbſt wenn er predigt, macht er gewiſſe Kunſt- oder Gedächtniß-Pauſen, um dieſer üblen Gewohnheit zu fröhnen.

Den erſten Sabbath nach ſeiner Ankunft war Alles, aus Neugier auf den neuen Rabbi und um ihn von

Perſon kennen zu lernen, in der Synagoge. Man ſah ihn an ſeinen Nägeln kauen.

Sie werden ſagen, lieber Doctor, eine Ungezogenheit iſt keine Sünde. Allein Sie ſind kein großer Schrift- und Talmudkenner. Ich muß Ihnen daher erklären, in wie fern es doch eine große Sünde werden kann.

Der Talmud ſagt: der Böſewicht (Roſche) wirft ſeine Nägel weg, das heißt: der Böſewicht haſſet ſeine Nägel. Er hat damit geſündigt, folglich ſchleudert er ſie von ſich. Ein Rabbi nun iſt eine geheiligte Perſon. Seine Nägel ſind Theile eines reinen Leibes und er iſt verpflichtet, wenn er ſich vor Anbeginn des Sabbath die Nägel ſchneidet (was jeder ſtrenggläubige Jude thut, denn es iſt vorgeſchrieben, ſeinen Körper zu reinigen) jeden hinwegfliegenden Schnitzel ſorgfältig wieder aufzuleſen, alles ſäuberlich in Papier zu wickeln und dem Feuer zu übergeben, um es durch Verbrennen zu vertilgen: auf daß der Körperabfall eines Gerechten, welcher gleichſam eine Reliquie iſt, zu keinem Mißbrauch diene und benutzt werde.

Hiezu kömmt ferner, und das werden Sie vielleicht noch aus früheren Zeiten wiſſen, daß der Sabbath bei den Juden aufs Strengſte gehalten wird. Man darf keine Verrichtung vornehmen, die einem Geſchäft oder einer That ähnlich ſieht. Man darf kein Papier zerreißen, kein Glas zerbrechen oder man verſündigt ſich. Man darf beim Spazierengehen keinen Stock mitnehmen, denn das dürfte eine Laſt ſein, die man am Sabbath trägt. Man darf das Gebiet ſeiner Stadt nicht überſchreiten, denn das könnte ausſehen, als thäte man am Sabbath eine Reiſe.

Man darf aber, um ſich ſeines Sabbaths zu erfreuen, alles vornehmen, was einem Luſt und Vergnügen macht. Macht es mir alſo Luſt, an meinen Nägeln nur zu saugen, ſo erlaube ich mir dieſe Sabbathfreude zu Hauſe in meinem Lehnſtuhl, nicht aber in der Synagoge, wo ich meinen Sabbath durch Andacht feiern ſoll.

Hätte ſich alſo der Rabbi nur an den Nägeln geſogen, ſo würde man das vielleicht für ein andächtiges Selbſtvergeſſen auslegen gekonnt haben. Allein er bearbeitete ſie mit einem Eifer, daß man nicht wußte, wollte er ſich ſeine Zähne, oder ſeine Nägel ausreißen. Denken Sie ſich alſo das Entſetzen der alten ſtrenggläubigen Gemeinde-Mitglieder. Dicht vor der heiligen Bundeslade und im Angeſicht der ewigen Lampe, ſchändete der neue Rabbi gleich bei ſeiner Ankunft den Sabbath. — Man hatte es ſchon erlebt, daß die alte vormalige Synagoge über die Häupter einer betenden Gemeinde einzuſtürzen drohte. Man ward an der neuen ſteinernen Synagoge jetzt ebenfalls irre. Gottes Zorn konnte erwachen, und ſein Donnerſtrahl dieſe große Synagoge, die ſo viel Geld gekoſtet hatte, ebenfalls zerſchmettern.

Der Rabbi hatte ſich alſo gleich am erſten Sabbath in Amt und Würden compromittirt, und ebenſo wenig ſäumte die Rabbizin, ſich zu demaskiren und alle Zucht und Sitte bei Seite zu laſſen.

Derſelbe wohlhabende Jude, der einſtens die Interims-Synagoge aus eignen Mitteln hergeſtellt hatte und jede Gelegenheit wahrnahm, ſich magnifik zu zeigen, hatte die ganze Rabbinerfamilie bei ihrer Ankunft und bis zur Einrichtung ihrer eigenen Wirthſchaft, das heißt für die erſten acht Tage, in ſein geräumiges Wohnhaus aufgenommen. Auch ließ ſich dieſe Familie ſeine reiche Bewirthung ſehr wohlgefallen und blieb ſtatt acht Tage ſechs ganze Wochen. Ja, ſie hätte gern noch länger bleiben können, denn jener Israelit liebte es nun einmal, mit ſeiner Religion Aufwand zu machen, und mit ſeiner Strenggläubigkeit zu prahlen. Er ſchätzte es ſich zur Ehre, ſeinen Rabbi zu bewirthen, ſich von ihm nach der Synagoge geleiten zu laſſen und ihn zum Sabbathmahl wieder mit nach Hauſe zu nehmen. Sein Stolz war es, ſeinen Glaubensgenoſſen darzuthun, daß in ſeinem Hauſe alles ſo koſcher, fein und hoch herginge, daß ein Rabbi nebſt einer ganzen Familie es ſich bei ihm wohl ſein ließe, und er ſelbſt hatte ſich niemals wohler gefühlt, als während der Zeit, wo es ihm vergönnt war, eine ganze Rabbiner-Familie ſo zu bewirthen, daß ſie an keinen eigenen Haushalt mehr dachte. Denn dergleichen verſchafft nicht nur weltliches Anſehen, ſondern berechtigt auch zu Anſprüchen auf einen jenſeitigen Lohn.

Es hatte aber jener Israelit einen ſchlanken, kräftigen Sohn, einen langen wohlgewachſenen Burſchen, und die Rabbizin, wenn ſie einen anſehnlichen jungen Menſchen erblickt, bleibt ſich ihrer ſelbſt nicht mächtig. Sie gab daher jenem wohlgewachſenen Burſchen deutlich zu verſtehen, wie ſehr er ihr gefiele. Er aber war ein blöder Schäfer und hatte keine Augen für ſolche Winke. Sie ſchritt zu ihren großen Mitteln. Sie benahm ſich gegen ihn wie damals in Egypten die Potifara gegen den heiligen Joſeph von Canaan. Das heißt, ſie zeigte ſich ihm wie man die Potifara auf Gemälden abgebildet findet und ſprach auch zu ihm dieſelben Worte, welche die heilige Schrift der Potifara in den Mund legt. 1. B. Moſ. c. 39 v. 7.

7.

Der lange Burſche war vielleicht kein keuſcher Joſeph mehr. Allein der ſtrenggläubig erzogene Judenſohn kann nicht den Muth faſſen, ſeinen Rabbi in ſeiner Männerehre, in ſeiner patriarchaliſchen Würde zu kränken.

Die Rabbizin iſt noch heutigen Tages ſchön genug, um einen jungen Menſchen gefährlich zu werden, obſchon ſie im Laufe der Zeit einiges Embonpoint und namentlich ein ſtarkes Unterkinn, einen ſogenannten Kropf, gewonnen hat, und ihre Züge, ihre Geſichtsfarbe, beſonders aber ihre funkelnden Augen ihr unglückliches Temperament verrathen. Damals war ſie jünger und ihre Schönheit ſtand in voller Blüthe. Der junge Menſch war in der größten Verlegenheit und wußte nicht mehr, wie er ſich ihren Verfolgungen entziehen ſollte.

In ſolchen Fällen darf ein Judenſohn ſeine jüdiſche Mutter nicht in's Vertrauen ziehen, und eben ſo wenig wagte es der lange Burſche ſich ſeinem Vater zu entdecken, aus Furcht dieſen in ſeiner geheimſten religiöſen Eitelkeit, in ſeinem ſtreng jüdiſchen Stolze zu verletzen. Er wandte ſich daher an ſeine Jugendgeſpielen oder Altersgenoſſen, von denen die meiſten indeß ſchon neumodiſch waren. Eben bei dieſen Letzteren verklagte er die Rabbizin und ſie lachten dem keuſchen Joſeph ins Angeſicht. Die Rabbizin hatte gegen andere auch ſchon die Potifara geſpielt und dieſe hatten ſich deshalb nicht zu beklagen gefühlt. Die Rabbizin hatte unter anderen bei dem vor kurzem ſtattgefundenen Schützenfeſte, jüdiſchen wie chriſtlichen Bürgerwehr-Offizieren, heimliche Rendez-vous gegeben. Das alles wußte man. Allein man ſprach nicht davon.

Der lange Burſche aber konnte das nicht auf ſeinem Herzen behalten und ſein Gewiſſen nöthigte ihm ſeinem Vater die Augen zu öffnen über die Gäſte die er beherbergte und die ſeinen koſcheren Hausſtand verunreinigten.

„Vater!“ ſprach er. „Erkundige Dich nicht bei Männern Deines Alters, ſondern bei jungen Menſchen und nicht bei den Strenggläubigen, ſondern bei den Neumodiſchen und Du wirſt hören, daß die Rabbizin unreiner iſt, als das von Gott verbotene Chaſer.“

Der alte Mann erſchrak. Gern hätte er ſeinen Sohn einen Lügner und Verläumder genannt; allein dieſe Eröffnung war ihm mit einem ſo kummervollen und entſchieden gottesfürchtigen Eifer gemacht worden, daß ſie keinen Zorn aufkommen ließ und er ſich wenigſtens genöthigt ſah, zuförderſt Erkundigungen einzuziehen.

Er vernahm mehr als er zu hören verlangte und ihm zu wiſſen lieb war, doch benahm er ſich auch hiebei, wie es einem ſtrenggläubigen Juden ziemt. Er trat nicht heftig auf wider ſeinen Rabbi und vermied es ihn zu beſchämen und zu verletzen. Er ließ ſeine Frau rufen und ſprach zu ihr:

„Meine liebe Frau! Geprieſen ſei der Herr, weil Du Dich einer guten Geſundheit erfreuſt! doch mußt Du augenblicklich ins Bad reiſen und vorgeben, der Arzt habe es Dir verordnet. Es iſt eine Nothlüge, aber ich nehme die Sünde auf mich. Die Rabbinerfamilie taugt nicht mehr für unſere koſchere Wirthſchaft. Warum? — ſage ich Dir vielleicht ſpäter einmal; aber wir müſſen ſie los zu werden ſuchen und ich will ihnen nicht geradezu die Thür weiſen. Dieſes iſt der gelindeſte und beſte Ausweg.“

Gehorſam ließ die Frau zur Stelle ihren Koffer packen und trat ſofort eine Reiſe in ein nahegelegenes Bad an.

8.

Ohne Hausfrau kann man keine Gäſte beherbergen und die Rabbinerfamilie mußte Knall und Fall ihre eigene Wohnung beziehen.

Für eine kleine Stadt iſt das ein Ereigniß. — Was war jener Frau plötzlich angewandelt, die ſich ſtets einer guten Geſundheit erfreute? Und wer war der Arzt der ſie ſo plötzlich ins Bad geſchickt? Der Hausarzt wußte von nichts, man wandte ſich an die übrigen Aerzte. In einer kleinen Stadt giebt es deren nicht gar viele und man war mit der Rundfrage bald zu Ende. Keiner wußte mehr als der Hausarzt. Die Rabbizin unternahm es endlich, das ſchwierige Dunkel zu erhellen.

Es heißt, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Bei Perſonen aber wie dieſe, wo das Fleiſch ſo willig iſt, iſt der Geiſt wiederum eben ſo ſchwach. Die Rabbizin kompromittirt ſich jederzeit vollends, wenn ſie ſich ausreden will. Sie ſagte dieſes Mal: „Wir ſind in den neun Tagen (eine jüdiſche Trauerzeit, wo es nicht erlaubt iſt Fleiſch zu eſſen) und die gute Frau ſetzt uns Hühner vor, welche obendrein alt und zähe waren, nebſt Zuckererbſen, womit man bei mir zu Lande die Schweine füttert. Ich machte ſie aufmerkſam, daß dieſes jetzt keine Koſt für einen Rabbi ſei, und das verdroß ſie dermaßen, daß ſie vor Aerger krank zu ſein vorgab und ins Bad reiſte.“

Dieſe Aeußerung wurde dem hochgewachſenen Burſchen hinterbracht und er ergrimmte. Als guter Sohn, glaubte er die Ehre ſeiner väterlichen Küche retten zu müſſen und er ſagte die Wahrheit. Sie fand Glauben, denn die Rabbizin hatte das Ihrige dazu gethan, daß kein Zweifel dawider aufkommen konnte. Und die Ehefrau des Obergeiſtlichen war nunmehr für alle häuslichen Kreiſe unmöglich geworden.

Selbſt in dem nahegelegenen Bade erzählte man ſich davon und die Jüdin ſchrieb an ihren Mann.

„Seltſame Dinge muß ich hier hören, die Rabbizin ſoll ſich geäußert haben, daß unſere Koſt ſich für keinen Rabbi ſchicke. Er hat ſie ſich doch lange genug gefallen laſſen. Es iſt wahr, ich habe ihn in den neun Tagen Hühner vorgeſetzt, allein es geſchah auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch und ſein Wunſch iſt maßgebend. Im Hochſommer aber kauft man auf dem Markte keine alte und zähe Hühner und was iſt das für ein Land, wo man die Schweine mit Zuckererbſen füttert? Was weiß überhaupt eine Rabbizin von Schweinefütterung? werden etwa in dem Judenquartier, in welchem ſie erzogen iſt, Schweine gemäſtet? Ich habe auch andere Dinge noch gehört, die ich nicht niederzuſchreiben wage, vielleicht ſage ich ſie Dir einmal mündlich, wenn der hochgelobte Gott mir eine glückliche Heimkehr ſchenkt.“

Indeſſen verbreiteten ſich noch andere Gerüchte, auf die man Anfangs keinen Werth legen wollte, denn in der That überſtiegen ſie den Glauben eines Juden.

Es iſt den jüdiſchen Frauen vorgeſchrieben, ſich von Zeit zu Zeit in fließendem Waſſer zu baden, weshalb gewöhnlich auch nah bei der Synagoge ſich ein ſolches allgemeines Frauenbad befindet, was von einer lebendigen Quelle geſpeiſt wird. Dieſer Gebrauch wird ſehr ſtrenge gehalten und unter anderen hat auch die katholiſche Jungfrau Maria ſich demſelben unterzogen, nachdem ſie den Meſſias der Chriſten zur Welt gebracht hatte, weshalb die katholiſche Kirche auch immer noch den Tag Mariä Reinigung feſtlich begeht.

Die Rabbizin hat bis heute noch niemals dieſes öffentliche Frauenbad beſucht. Das fiel lange Zeit nicht auf, ſie ſchien gefliſſentlich oder aus einer an Böswilligkeit grenzenden Schadenfreude alle jüdiſchen Gebräuche zu vernachläſſigen, man war nichts Beſſeres von ihr gewohnt und in den Frauenzirkeln hatte man ſich beim Caffee und beim Thee längſt ſchon darüber ſatt geſprochen. Vielleicht wäre es von Intereſſe geweſen, hätte ſie einmal von dieſem gehäſſigen Eigenſinn abgelaſſen, um zu thun wie alle andern Frauen.

Mit einem Male aber wollte man wiſſen, daß die Rabbizin nicht gefliſſentlich, ſondern aus guten Gründen, das Quellenbad meide, weil ſie mit einem Uebel behaftet war, welches zwar nach wiſſenſchaftlichen Begriffen, keine Ehe ſtört, nach Rabbiniſchen Vorſchriften hingegen die Eheſcheidung als unerläßlich bedingt. Alſo die Rabbizin war nach jüdiſchen Begriffen, vermöge ihrer körperlichen Beſchaffenheit unrein, in ſo fern ſie zu einer Ehefrau nicht taugte. Das wird kein Jude von ſeiner Rabbizin glauben, ſelbſt, wenn man es ihm zuſchwört.

Die Badewärterin aber ſagte es, und ſolche Weiber pflegen in der Regel auch Hebammen, Krankenwärterinnen und Leichenfrauen zu ſein. Sie laſſen ſich daher nicht irre machen. Die Rabbizin behandelte ihre Liebhaber nach Laune und Willkühr, den einen vernachläſſigte ſie, des Anderen erinnerte ſie ſich wieder, und die Zurückgeſetzten rächten ſich dadurch, daß ſie ſie verriethen. Die Badefrau aber ſagte: Was wiſſen die jungen Leute davon? vor ihnen genirt ſie ſich nicht. Sie ſcheut ſich aber vor mir, denn ich würde ihr augenblicklich ſagen: Sie können nicht länger Rabbizin bleiben.

Um dieſe Gerüchte Lügen zu ſtrafen war die Rabbizin genöthigt, ihren Eigenſinn zu überwinden und einmal ein

Quellenbad zu nehmen, um zugleich mit der Badewärterin ſich zu verſtändigen. Sie unterließ es aber und nunmehr konnte die Parnaſſim nicht länger müßig bleiben. Der Rabbi wurde auf die Gemeindeſtube beſchieden, und ihm daſelbſt erklärt, daß er von dieſer Frau ſich trennen müſſe.

Er erwiderte: daß er mit ihr in keinem ehelichen Verhältniſſe lebe.

Allein ſo darf ein Rabbi nicht reden, denn Gott ſprach als er das erſte Menſchenpaar einſegnete: „Seid fruchtbar und mehret Euch.“ Und wenn Gott geſprochen hat, ſo hat ein Rabbi nichts dawider zu ſagen.

Indeß nahm man dieſe Antwort hin und begnügte ſich mit dem Einwand, daß er nach rabbiniſchen Vorſchriften mit ſolch einer Frau nicht einmal an einem Tiſche eſſen dürfe.

Er antwortete hierauf: „Dafür bin ich hier als „neuisraelitiſcher“ Rabbi engagirt.“

Das heißt, um dieſe Worte nach derem Sinne zu erklären:

Meine Frau hat mich auf Lebenszeit zu ihrem Manne genommen; ſo wie Ihr mich auf Lebenszeit zu Eurem Rabbi.

Es ſteht in meiner Macht, meine Frau zu verſtoßen; es ſteht aber nicht in Eurer Macht mich abzuſetzen. Es ſei denn, Ihr bewilligt mir eine Penſion.

Meine Frau hat Geld und nach Abſterben ihrer

Eltern, mehr noch zu erwarten, folglich werde ich ſie behalten.

Möglicherweiſe aber könnt Ihr auch Geld haben; wohlan dann gebt mir eine Penſion; oder meine Frau bleibt Eure Rabbizin.

9.

Solche Antworten muß man ſich gefallen laſſen, wenn man als neumodiſcher jüdiſcher Gemeindevorſtand kein Geld hat, oder keine Luſt hat es auszugeben.

Unter ſolchen Umſtänden blieb alles beim Alten, obgleich ein Rabbi, zufolge moſaiſcher wie rabbiniſcher Vorſchriften gezwungen werden kann, ſich von einer ſolchen Frau zu trennen. Sein Anſpruch auf eine Penſion dürfte einen verwickelten und koſtſpieligen Proceß abgeben. Denn wenn auch ein jedes rabbiniſches Gutachten gegen ihn lauten würde, ſo dürfte doch das Recht ihn abzuſetzen, ein Fall der noch niemals vorgekommen iſt, ſchwer zu ermitteln ſein.

In allen Frauenkreiſen, beim Caffee und beim Thee, gab dieſer Vorfall den reizendſten Unterhaltungsſtoff, das war aber auch alles, denn eine Rabbizin, wenn ſie ſich auch für jede gute Geſellſchaft unmöglich gemacht hat, wenn keine ehrliche Bürgerfrau und kein unbeſcholtenes Mädchen auch irgend wagen darf ſich mit ihr einzulaſſen — bleibt ſo lange ſie der Rabbi als ſeine Ehefrau anerkennt die erſte Dame im Frauengitter.

Bekanntlich ſitzen die Frauen in der Synagoge, um die Männer nicht von ihrer Andacht abzuziehen, abgeſondert von denſelben, auf einer vergitterten Gallerie. In dieſem Frauengitter gebühren der Rabbizin die erſten Ehren. Sie hat den Vortritt vor allen anderen Frauen und ſitzt zunächſt der heiligen Lade und dem Altare. Die Rabbizin, die weiter keine Anſprüche auf Achtung hat, hält um ſo mehr auf die geiſtlichen Prärogative. Sie findet ſich pünktlich bei Eröffnung der Synagoge ein, um zuerſt das Frauengitter zu betreten und ihren Vorſitz einzunehmen. Hiermit aber iſt die Unbequemlichkeit verbunden, daß ſie ihre Nachbarinnen zu den nächſten neben ihr hindurchlaſſen muß. Es ſind die wohlhabendſten Frauen, welche dieſe ſehr geſuchten und theuren Stellen für gutes Geld erworben haben; während die Rabbizin ihren Vorſitz Ehrenhalber einnimmt, und wie gern ſie ihr auch aus dem Wege gehen und jede Berührung mit ihr vermeiden, hier ſind die Conflicte zwiſchen bürgerlicher Achtbarkeit und geiſtlichem Vorrecht unvermeidlich.

Lange erhielten ſich dieſe Conflicte in den erlaubten Schranken der Pantomime. Man begnügte ſich, Blicke der Verachtung zu wechſeln und den gegenſeitigen Widerwillen durch Minen und Geberden auszudrücken. Doch giebt es auch beleidigende Pantomimen und die Rabbizin ſah ſich gemüßigt zu dieſen ihre Zuflucht zu nehmen und endlich auch zu Thätlichkeiten zu ſchreiten.

Am wenigſten vor allen anderen, war ſie mit der Frau des braven Israeliten befreundet, in deſſen Hauſe ſie Gaſtfreundſchaft genoſſen und ſich auf's grauſamſte compromittirt hatte. Dieſe Frau iſt eine kunſtfertige Stickerin, wenigſtens habe ich Handarbeiten von ihr geſehen, die ich niedlich und geſchmackvoll fand. Ihr Mann aber ſchwärmte nur für ſeinen Glauben, das war ſeine Freude, ſeine Zerſtreuung, ſein Steckenpferd, mit dem er prahlte und Aufwand machte. Nach allem Anderen fragte er wenig.

Eines Tages traf er ſeine Frau beim Stickrahmen. »Liebe Frau!« ſprach er, »Du biſt doch kein Nähmädchen, keine Putzmacherin, keine Stickmamſell, Du arbeiteſt doch nicht für Geld! Alſo was ſoll Dir das? Macht es Dich klüger? Uebe doch lieber ein frommes Werk. Der Vorhang vor der Bundeslade in unſerer Synagoge iſt alt und unſcheinbar geworden. Alſo, wenn Du etwas gelernt haſt, ſticke einen ſolchen Teppich, aber ſo koſtbar wie möglich, damit er Dir und mir Ehre macht.«

Die Goldſtickerei iſt eine ganz beſondere Kunſt. Es genügt nicht mit den Goldfäden zu arbeiten. Man muß auch Unterlagen machen können, damit die Arbeit mehr oder weniger erhaben ausfällt, und endlich muß man, durch Cobille, Flittern, Folie und was ſonſt dazu dient, die nöthigen Nüancen hervorzubringen, zu behandeln verſtehen. Dieſe Kunſt hatte jene Frau nun nicht erlernt und in kleinen Städten werden keine reiche Goldſtickereien angefertigt. Allein ihr Mann wollte kein Geld ſparen und ſie vertraute der Fertigkeit ihrer Nadel. Sie reiſte nach der Reſidenz, machte ſich mit den Mitteln und Vortheilen dieſer Kunſt bekannt, ſuchte ſich eines der ſchwierigſten Muſter aus und brachte dieſes, wie alles, was ſie ſonſt dazu bedurfte, mit heim, ſo daß ſie im Stande war einen prachtvollen Teppich von kirſchrothem Sammet, mit allem möglichen Goldſchmuck anzufertigen, den ſie der Synagoge ſchenkte.

Als nun zum erſten Male der koſtbare Vorhang vor der heiligen Lade prangte, erhielt die kunſtreiche Stickerin Dankſagungen und Segenswünſche. Es waren gleichſam geiſtliche Ehren, die man einer frommen Spenderin erwies, und das verdroß die Rabbizin, die ganz allein auf geiſtliche Ehren Anſpruch machen wollte und ſie keiner Andern gönnte. So oft nun dieſe Frau kam und auf ihren Platz gelaſſen zu werden verlangte, ſpuckte die Rabbizin, bevor ſie ſich dazu bequemte, vor ihr aus und verfolgte ſie obendrein, wenn ſie vorüber war, mit einer unanſtändigen Geberde. Lange Zeit ging ihr das, wie vieles Andere hin. Es gab Stoff zu Unterhaltungen und man rächte ſich dafür mit der Zunge beim Caffee und beim Thee.

Eines Tages jedoch als dieſe Frau wieder auf ihren

Platz wollte, und dieſelbe Behandlung erfuhr, nahm ſie ſie nicht ſtillſchweigend hin, ſondern vergalt Gleiches mit Gleichem.

„Rabbizin," ſagte ſie, „vor einer rein jüdiſchen Ehefrau ſpuckt man nicht aus, wohl aber muß man ausſpucken vor der unreinſten Jüdin auf Gottes Erdboden, ſei ſie, wer ſie wolle." — Und hiemit that ſie, wie ſie geſagt hatte und forcirte das Defilée zu ihrem Sitzplatze. Die Rabbizin nahm dieſe Gelegenheit wahr, ihr einen Fauſtſtoß in den Rücken zu verſetzen. Das ganze Frauengitter war Zeuge dieſer Handlung geweſen, die nicht mehr in Abrede zu ſtellen war und die Parnaſſim, denen es obliegt auf Ruhe und Ordnung beim Gottesdienſt zu wachen, konnten dieſen Unfug nicht ungeahnt hingehen laſſen. Beide Frauen wurden auf die Gemeindeſtube geladen.

Die Rabbizin nahm keinen Anſtand einzugeſtehen, in wie fern ſie ſich vergangen hatte, führte aber zu ihrer Entſchuldigung an, daß dieſe Frau ſich unterfangen habe, vor ihrer Rabbizin in der Synagoge auszuſpeien und ſie die unreinſte Jüdin auf Gottes Erdboden zu nennen. Das ſind beiſpielloſe Frevel, zumal von einer jüdiſchen Frau.

Allein die fromme Stickerin leugnete das Eine wie das Andere. Sie iſt in einer großen Stadt geboren und hat einige Bildung und Beleſenheit, auch war ihre Erziehung eine neumodiſche. Nur ihrem Manne zu Liebe hatte ſie ſich zur Strenggläubigkeit bekehrt und war ſeitdem eine um ſo eifrigere Jüdin geworden. Ihre Vertheidigung lautete:

„Seit Kurzem pflegt die Rabbizin, ſo oft ich auf meinen Platz will, auszuſpucken, bevor ſie mich durchläßt. Ich mußte ihr einmal ſagen, daß ich mich von dieſem Benehmen niemals verletzt fühlen werde, weil es ſich unmöglich auf mich beziehen kann. Bei dieſer Gelegenheit bediente ich mich des Ausdrucks die unreinſte Jüdin auf Gottes Erdboden. Von dieſem Schmutzwort ward mir in der That übel, und um meinen Mund zu reinigen, ſpuckte ich aus, das heißt nicht vor der Rabbizin, ſondern nur in ihrer Gegenwart, wie ich hier auf der Gemeindeſtube, wo ich dieſen Ausdruck wiederholt habe — mit aller Achtung vor den Parnaſſim, und um aus reinem Munde mit ihnen zu reden — ebenfalls ausſpucke.“

Und ſie that wie ſie ſagte, indem ſie fortfuhr:

„Will die Rabbizin dieſes Schmutzwort auf ſich beziehen, ſo muß ſie ihre Gründe dazu haben und ich bitte, daß ſie darnach befragt werde, denn ich kann ſie nicht wiſſen, weil ich als ungelehrte jüdiſche Frau nicht zu beurtheilen weiß, was rein oder unrein iſt und alſo nur zu glauben habe, wofür der Rabbi dieſes oder jenes erklärt.

Die Rabbizin gerieth außer ſich und vergaß ſich einmal wieder dermaßen, daß man ſehr nachdrücklich ſie erinnern mußte, wo ſie ſich befand. Aber auch die Parnaſſim waren in der größten Verlegenheit über die letzte unbarmherzige Anſpielung auf die Erklärung des Rabbi, welche er vor nicht gar langer Zeit, an eben dieſer Stätte abgelegt hatte. Sie hatten aber dieſe Schmach einmal hingenommen und konnten ſie jetzt nicht mehr abſchütteln. Sie vermochten daher nichts weiter, als die Streitenden unter ſtrenger Vermahnung zu Frieden und Verträglichkeit für den Augenblick zu entlaſſen. Später wurde der frommen Stickerin erklärt, daß ſie ſich durch zweideutige und boshafte Reden wider ihre Gegnerin ſtrafbar gemacht, dieſe Strafe aber, in Betracht daß ſie die Beleidigte ſei, ihr erlaſſen werden ſollte. Die Rabbizin hingegen wurde auf einen Mittelplatz im Frauengitter conſignirt, um nicht ferner von ihren Nachbarinnen beläſtigt zu werden. Dort ſitzt ſie noch heutigen Tages. — Man muß geſtehen, daß dieſer ſeltſame Frauenſtreit, wo ſo manche Rückſichten in Betracht zu ziehen waren, bei der Machtunvollkommenheit eines jüdiſchen Gemeindevorſtandes, nicht klüger und geſchickter zu ſchlichten war.

10.

Nirgends werden die Standesunterſchiede genauer beobachtet, als in kleinen Städten, und zumal von den Frauen. Die jetzigen Nachbarinnen der Rabbizin gehören nicht ganz zur Crême der Wohlhabenheit, ſondern ſind mehr eine Art kleinſtädtiſche Demi-Monde, welche ſie ebenſo verachtet, wie ſie von der Crême verachtet wird. Zugleich iſt ſie ihres Vorſitzes und der feſtlichen Wonne beraubt, ſich in der Nähe der Bundeslade und des Altars zu befinden. Ihr jetziger Platz aber hat andere Wonnen für ſie, die mehr nach ihrem Geſchmacke ſind. Von der Mitte des Frauengitters aus, läßt ſich die ganze Männerſynagoge beſſer überſehen, als von dieſer oder jener Ecke. Und zwiſchen ihren Liebhabern macht ſie keine Standesunterſchiede. Von hier aus kann ſie nach Herzensluſt mit ihren Anbetern durch's Gitter hindurch liebäugeln und kokettiren. Wenn ſie die Wahl gehabt hätte, würde ſie ſich gerade ſolch' einen Platz ausgeſucht haben.

Freilich waren hiemit die früheren Conſlikte zwiſchen bürgerlicher Ehrbarkeit und geiſtlichem Vorrechte aufgehoben. Aber andere weit gefährlichere waren dafür eingetreten. Conſlikte zwiſchen Amor und Hymen, und Eiferſucht iſt gefährlicher als Ehrſucht.

Nun herrſcht in dieſer Synagage der wunderliche Brauch, daß jedes auffällige Geräuſch mit einer Strafe von 2 Sgr. geahndet wird. Der Mann, der den Ständer ſeines Betpultes allzuhörbar aufſchlägt, oder gar denſelben umſtößt, was bei der ſchaukelnden Bewegung jüdiſcher Andacht ſehr leicht angeht, iſt in dieſe leichte Buße verfallen. Ebenſo auch die Frau im Gitter oben, welche während des Gottesdienſtes ſchwatzt. Natürlicherweiſe kann man von den Geſammtzungen einer ganzen jüdiſchen Frauengemeinde nicht verlangen, während eines mehrſtündigen Gottesdienſtes zu feiern. Alſo nicht das Ohrengeflüſter, ſondern das laute Raiſonniren, iſt verpönt, wozu die Rabbizin häufig Anlaß giebt, während andere Frauen, die nicht einmal zur Demi-Monde gehören, gar kein Blatt vor den Mund nehmen. Die Rabbizin fragt bei ihren Liebhabern weder nach Standesunterſchieden, noch ob ſie verheirathet oder ledig ſind. Kokettirt ſie nun einmal mit einem verheiratheten Anbeter und deſſen Frau gewahrt es, ſo fängt dieſe an zu raiſonniren. Es koſtet ja nur 2 Sgr. und ſoviel iſt es werth, ſeiner Galle in der Synagoge Luſt zu machen. Zudem werden dieſe 2 Sgr. nicht einmal der Straffälligen ſelbſt abverlangt, denn die unſelbſtſtändige jüdiſche Frau hat über kein Geld zu disponiren. Die Liſte der Schwätzerinnen wird bei den Männern umhergeſandt und dieſe müſſen für ihre Frauen bezahlen.

Die jüdiſche Frau iſt keuſch und brav, aber keine chriſtliche Dulderin, ſie kann nicht vergeſſen und vergeben. Wenigſtens ſo geſchwinde nicht wie die Rabbizin ihre Liebhaber wechſelt. Läßt ſie nun von dem einen ab und wendet ſich dem andern zu, und die Frau des Letzteren fängt an zu raiſonniren, ſo wird ihr die Erſte tapferen Beiſtand leiſten. Kurz, die einmal ſtraffällig gewordene wird ſich jeder Zeit wieder ſtrafbar machen, und das Schwatzen im Frauengitter nahm auf bewunderungswürdige Weiſe zu, ſo daß ſelbſt der Rabbi, der ohnehin kein geſchickter Kanzelredner iſt, dadurch häufig in ſeinen Predigten geſtört wurde.

Mit der Zeit auch ward dieſem und jenem, dem die Rabbizin ſchon verſchiedene Nachfolger gegeben, es endlich läſtig, für das Raiſonniren ſeiner Frau noch immer fort Strafe zu zahlen und er wagte es ihr vorzuſtellen: „Alle Augenblicke koſteſt Du mich 2 Ggr., kannſt Du denn das Schwatzen in der Synagoge durchaus nicht laſſen?“ Die Folge davon war eine Gardinenpredigt mit obligaten Trompeten, bisweilen auch mit Krämpfen und Ohnmächten. Dann mußte der Arzt geholt und nochmals eine Doctor- und Apotheker-Rechnung bezahlt werden. Des häuslichen

Friedens halber und um nicht Doctor und Apotheker in Nahrung zu ſetzen, ließ man alſo die Frauen in ihrem Gitter ſchwatzen, ſo laut ſie wollten, und zahlte dafür in aller Stille die leichte Geldbuße. Und der Rabbi, wenn das Geſchwätz ſeine Predigten ſtörte, ſchlug mit flacher Hand heftig auf ſein hohles Kanzelpult und rief mit unwirrſchem Achſelzucken und kläglicher Stimme: „Stille da oben! Ich kann doch mein eigen Wort nicht hören! Ich komme doch aus dem Concept! Es muß oben ſtille ſein!“

Bis hieher hatte die Rabbizin alles Raiſonniren rings umher verachtet, denn die Schwätzerinnen waren nicht ihres Gleichen. Sie begnügte ſich, ſie verächtlich durch die Lorgnette zu betrachten und rächte ſich, indem ſie um ſo dreiſter mit den Ehemännern kokettirte. Endlich aber machte auch ſie ſich einmal ſtrafbar und zwar durch folgenden Anlaß.

Der Schimpf, den ſie im Gitter ſowohl, wie auf der Gemeindeſtube erlitten, war nicht vergeſſen worden. Jahrelang hatte ſie den Groll in ſich getragen, bis endlich die Gelegenheit kam, ihren Haß zu kühlen. Die Rache, die ſie nahm, war aber ſo dumm und gemein, wie ſie ſelbſt und alles, was ſie that.

11.

Der fromme Jude, welcher die Interims-Synagoge eingerichtet, die Rabbinerfamilie längere Zeit beherbergt und bewirthet, und ſeine Frau vermocht hatte, den Bundesladen-Vorhang zu ſticken, fühlte ſich ſeinem Ende nahe. Sein Leben hatte der Aufrechthaltung altjüdiſcher Kirchengebräuche gegolten und dafür hatte er Zeit und Geld geopfert, mit dem er ſonſt wohl hauszuhalten wußte. Dieſes fromme Bewußtſein ſollte ihn auf ſeinem Sterbebette tröſten und beruhigen und ſomit wollte er ſein Dahinſcheiden durch ſtrenge Vollziehung aller Vorſchriften auf's Prächtigſte feiern.

Zehn hochbejahrte Männer, die wegen Strenggläubigkeit in gutem Anſehen ſtanden, waren als die zu einer kleinen Gemeinde geſetzliche Anzahl (Minjen) beſtellt, um, wenn er in den letzten Zügen läge, die üblichen Gebete herzuſagen. Eine Schriftrolle und andere heilige Ueberbleibſel der Interimsſynagoge, ſeine Gebetbücher, ſein Beſchneidungsapparat — denn dieſe gottgefällige Operation hatte er über hundertmal vollzogen — und allerlei anderes frommes Geräth waren in den Vorzimmern geordnet und alles ſo eingerichtet, daß der Todesengel, wenn er kam, bevor er noch das Sterbezimmer betrat, wiſſen konnte: welch einen Gerechten er hier mit ſeinem Schwerte zu würgen habe. Nur eines fehlte noch. Der Rabbi mußte kommen, um alles dieſes im Augenſchein zu nehmen und es für rein und ſtreng geſetzlich zu erklären, denn möglicherweiſe konnte das Eine oder das Andere verſehen ſein, was der Laie zu beurtheilen nicht befugt iſt. Kam aber der Rabbi erſt, der in ſolchen Fällen gewöhnlich kleine unbedeutende Veränderungen vornehmen läßt, und erklärte, daß nunmehr alles vollkommen rein und ſtreng geſetzlich ſei, ſo konnte, welche Irrthümer und Nachläſſigkeiten ſich auch eingeſchlichen haben mochten, dem Sterbenden nichts mehr zur Laſt fallen, ſondern alles kam auf Rechnung des Rabbi, der ſich damit abzufinden hatte.

Es wurde zum Rabbi geſandt, deſſen Amtspflicht es mit ſich bringt, Sterbenden geiſtliche Tröſtung zu ſpenden und ihre Zweifel zu zerſtreuen, damit ſie nicht mit Irrthümern aus dem Leben ſcheiden. Auch iſt es eine gottgefällige Handlung, den Wunſch eines Sterbenden zu erfüllen, und man hat jenſeitige Gegendienſte dafür zu erwarten. Selbſt der Leiche noch werden alle möglichen Ehren erwieſen, und wer ihr einen frommen Dienſt zu leiſten hat, muß vor den Todten hintreten, ihn beim Namen rufen und ſprechen: „Herr! Sollte ich wider mein Wiſſen mich an Euch verſündigt haben, ſo ſchenkt mir Eure Verzeihung und ſcheidet ohne Groll von hinnen.“

Allein der Rabbi kam nicht. Boten über Boten gingen an ihn ab. Vergebens. Er ließ ſagen, daß er nicht kommen könne.

Der Sterbende ächzte und wimmerte nach ihm, das Haus wiederhallte von Wehklagen über ſolche ſtrengherzige Hartnäckigkeit. Die Nachbarn eilten herbei, die Männerverſammlung war nunmehr übervollzählig. Einer der älteſten und angeſehenſten Strenggläubigen entſchloß ſich daher, ſelbſt zum Rabbi hinzugehen und ihn zu holen. Einige von den Nachbarn begleiteten ihn.

Die Männer langten an und der Aelteſte nahm das Wort: „Rabbi! wie könnt Ihr es über Euer jüdiſches Herz bringen, einem frommen und gerechten Manne in ſeinen letzten Augenblicken Euren geiſtlichen Beiſtand zu verſagen. Soll er umkommen, wie ein Keilef?“

Keilef, Keleb (Hund) heißt ein Jude, der nicht beten kann oder will, oder auch nicht beten gelernt hat.

Der Rabbi antwortete höchſt naiv: Ich kann nicht kommen, und das iſt nicht meine Schuld, denn meine und ſeine Frau können ſich nicht vertragen.

„Wie gehört das hieher?“ fragte der Aelteſte, „dieſer gerechte und fromme Jude hat doch ſeinem Rabbi niemals etwas Böſes gethan oder nachgeſagt. Er hat der Gemeinde wohlgethan und Ihr ſelbſt habt Gutes von ihm genoſſen. Auch iſt es Eure Pflicht und Ihr müßt kommen, um zu entſcheiden, welches die Vorſchriften der Kirche ſind, in welcher dieſer Mann ſterben will.“

Die Antwort des Rabbi lautete diesmal noch merkwürdiger. Er räumte ein: „Ich müßte eigentlich kommen. Allein ich kann nicht, denn meine Rabbizin, geprieſen ſei der ewige Name, iſt geſegneten Leibes. Ich darf ihr keinen Verdruß machen. Es könnte, verhüte es der Herr, ihrer Frucht ſchaden.“

„Rabbi!“ erwiderte der Aelteſte ſehr entſchloſſen, „Ihr verſündigt Euch doch gegen die heiligen Tafeln der zehn Gebote. Entweder mißbraucht Ihr jetzt den Namen des Herrn zu einer Unwahrheit, oder Ihr habt früher einmal vor der Parnaſſim falſches Zeugniß abgelegt.“

Die Antwort, die der Rabbi nunmehr gab, iſt die merkwürdigſte von allen. Er ſagte:

„Das iſt doch drei Jahre her, und ich habe damals kein falſches Zeugniß abgelegt. Und heute habe ich den Namen des Herrn, geprieſen ſei er, auch nicht gemißbraucht, denn es iſt wahr, was ich ſage.“

Als die Männer unverrichteter Sache ins Sterbehaus zurückkehrten, war alles ſchon vorüber. Die Wohlthat, welche die Kirche dem Todten, der ihr ſein ganzes Leben geweiht, verſagte, hatte die Natur, in welcher ſich die Allbarmherzigkeit Gottes gleichfalls offenbart, ihm gewährt.

Nach überſtandenem Todeskampfe tritt Seelenruhe ein, gleichſam ein Abglanz ewiger Verklärung.

Schon waren die Augen des Sterbenden gebrochen, als er mit einem Male ſich einbildete, den Rabbi zu ſehen und mit ſeinem letzten Athem ſprach er:

„Willkommen Rabbi! Dank und Segen über Euch. — Alles ſtreng geſetzlich und vollkommen rein! — Ich ſterbe als frommer Jude, wie ich gelebt habe! — Geprieſen ſei der ewige Name!“

Wer die jüdiſche Reizbarkeit kennt, zumal wenn es ſich um Glaubensſachen handelt, oder auch an Todtenbetten, wird ſich einen Begriff von dem Heulen und Wehklagen der Zeugen ſolch eines Auftritts machen können, und mit welchem Eifer und welcher Eile die Gebetsmänner und Nachbarn von Haus zu Haus gingen, dieſe klägliche Kunde zu verbreiten.

Ich bin nicht fähig, dergleichen zu ſchildern, und überlaſſe das Ihrer Feder, lieber Doctor, indem ich Sie zugleich aber frage:

„Hat man ſich vom Talmud emancipirt, um ſich dem eiſernen Pantoffel einer Rabbizin zu fügen, die ihn mit **unbarmherziger Schamloſigkeit über Lebende und Sterbende ſchwingt?**“

Freilich kann dergleichen nur in einer kleinen Stadt vorfallen. Allein ſelbſt dort gehört es zu dem Seltenſten und Außerordentlichen.

Wenigſtens fehlte es wieder nicht an reichem Stoff zu Geſprächen und in dem Sterbehaus, wohin man ſich begab, um die Wittwe zu tröſten, konnte man ſich mit allerlei Redensarten für den nächſten Sabbath verſehen, die Stück für Stück ihre 2 Ggr. werth waren.

Der Rabbi hatte ohne Weiteres alle Schuld auf ſeine Frau geſchoben, die ohnehin ſchon genug zu tragen hatte. Sie trug die Spuren des göttlichen Zornes an ihrem Leibe und ihrethalben war der frömmſte und gerechteſte Jude in der Gemeinde umgekommen wie ein Keilef, der nicht [illegible] kann.

Gegen ſolche Redensarten, wie ſie dieſesmal im Frauengitter laut wurden, war das Lorgnettiren der Rabbizin gar zu ohnmächtig und wurde ſiegreich zurückgeſchlagen, indem man ſie wieder anſah oder gar ausſpuckte. Dafür war ſie in der That empfindlich und fing endlich auch einmal zu raiſonniren an, ſo daß ihr von unten zugerufen wurde: Stille! Stille da oben!

Das Strafregiſter fiel an dieſem Sabbath gar nicht unbeträchtlich aus und die Rabbizin ſtand als Synagogenſchwätzerin oben an, denn ihr gebührten jederzeit die erſten Ehren. Auch wurde die Liſte zuerſt dem Rabbi vorgelegt, der darüber in große Verlegenheit gerieth. Er hatte von ſeiner Frau bereits Inſtructionen erhalten. Er ſollte, um dieſem Unfug ein Ende zu machen, bei ſeiner nächſten Predigt, wie irgend wieder ein Geſchwätz ſich hören ließ, abbrechen und von der Kanzel gehen, womit er auch vollkommen einverſtanden war. Allein das Frauengittergeſchwätz war meiſtens auf die Rabbizin gemünzt geweſen. Es hatte ſie ſtets verdroſſen; dieſesmal aber empört und außer ſich gebracht. Erfuhr ſie obendrein, daß ſie ſo gut wie alle anderen in Strafe genommen ſei, welche ihr Mann ohne Weiteres entrichtet hatte, ſo konnte das ein Ungewitter geben, wogegen eine obligate Gardinenpredigt mit Krämpfen und Ohnmächten gar nichts war. Der Rabbi gab daher die ſchönſten, guten Worte, man möge es mit ſeiner Frau ſo genau nicht nehmen, man möge mit der Rabbizin eine Ausnahme machen. Und der Rabbi lebt mit den Seinigen von der Gemeinde, ungern zehrt man von ſeinem eigenen Fette. Die Parnaſſim nahmen daher keinen Anſtand, die Rabbizin von der Strafliſte zu ſtreichen.

Sie erfuhr es und war ſehr ungehalten darüber, daß der Rabbi in einer Angelegenheit, die ſehr ernſthaft genommen werden ſollte, gute Worte gegeben hatte, zumal es ſich nur um 2 Gg. handelte. Dieſe ſollten nachträglich noch entrichtet werden und dem Frauengitter theuer zu ſtehen kommen. Weil aber der Rabbi, nachdem er ſie einmal freigebeten hatte, jetzt ſein Wort nicht wieder zurücknehmen konnte, beſchloß ſie ſelbſt auf die Gemeindeſtube zu gehen, um den Parnaſſim für die Bitte, keine Ausnahmen mit ihr zu machen, wo ſie ſtraffällig ſei, ihr zu erlauben, die kleine Buße noch nachträglich zu entrichten.

Unglücklicherweiſe war der Oberparnaß dieſesmal zugegen, was ſelten nur der Fall iſt, denn ſein Geſchäft nöthigt ihn zu häufigen Reiſen. Mit ſtrengem Blicke maß er die Rabbizin und fragte:

„Weib, wer ſeid Ihr? Hier auf der Gemeindeſtube kenne ich wohl den Rabbi, aber Euch kenne ich nicht. Von Weibern wird hier kein Geld genommen, denn was das Weib hat, gehört dem Manne. Haltet Euch keinen Augenblick länger hier auf und unterſteht Euch nicht, wieder herzukommen, wenn Ihr nicht gerufen werdet.“

Dieſes Benehmen iſt vielleicht nicht zu billigen, obſchon der Oberparnaß im Rechte war. Es muß jedwedem freiſtehen, ſich einen Straferlaß zu verbitten. Nur die jüdiſche Frau darf es nicht, nachdem ihr Mann auf einen Straferlaß angetragen hat.

12.

Jetzt war die Rabbizin erſt vollends aufgebracht und nun mußte ſie um jeden Preis volle Genugthuung haben. Sie trug ihrem Manne auf: beim erſten beſten Geſchwätz während der Predigt nicht nur abzubrechen und von der Kanzel zu gehen, ſondern auch eine ſchärfere Beſtrafung der Schwätzerin zu verlangen und nicht eher wieder die Kanzel zu betreten, als bis die Parnaſſim ſich dazu verſtanden haben würden.

Dem Rabbi war das noch willkommener. Mit Freuden geht er jeder Thätigkeit aus dem Wege und am liebſten einer Kanzelrede. Es läßt ſich daher auch annehmen, daß er ſich der Mühe überhob, zum nächſten Sabbath eine Predigt auszuarbeiten, da er doch einmal mitten in derſelben abbrechen ſollte; ja daß er nicht einmal ein Concept entwarf, da er ja doch aus dem Concepte kommen ſollte. Und mit Lachen gedenkt man noch heutigen Tages daran, wie er ſich damals auf der Kanzel benahm.

Zum Unglück für ihn ward ausnahmsweiſe heute im Frauengitter nicht geſchwatzt und alles blieb mäuschenſtille. Geräuſch aber mußte er haben, mochte es kommen woher es wolle, und weil er alle Augenblicke ſtockte, half er ſich damit, daß er that, als ob Geſchwätz ihn ſtöre, und füllte die Pauſen ſeiner Verlegenheit und Ungeſchicklichkeit damit aus, daß er heftig auf's Kanzelpult ſchlug, bald mit der rechten, bald mit der linken Achſel unwirſch zuckte, verdrießliche Geſichter ſchnitt und mit kläglicher Stimme zum Gitter empor rief: Stille da oben! Es muß oben ſtille ſein. — Wie geſagt, man kann noch heute nicht ohne Lachen an jene Predigt denken.

Schriftlich läßt ſich nicht wieder geben, wie mein freundlicher Erzähler nachfolgendes Fragment vortrug, indem er den Prediger copirte, ganz ſo wie Spaßvögel mit Abänderungen und Zuſätzen einen geſelligen Scherz daraus gemacht haben könnten. Ich muß mich alſo darauf beſchränken, das Aufſchlagen auf's Kanzelpult und die erwähnten anderen polniſch-jüdiſchen Ungezogenheiten, mit Gedankenſtrichen anzudeuten:

Mithin — ſtille da oben! Mithin meine andächtigen Zuhörer und Zuhörerinnen! — ſtille da oben! Mithin lehrt uns der heutige Sabbathabſchnitt, warum Gott den Regenbogen geſchaffen. Er ſoll zum Zeichen dienen, daß — es muß oben ſtille ſein! — daß wenn Gott wieder Wolken über die Erde ſchickt, der Bogen — ſtille da oben in den

Wolken — in den Wolken ſteht, um ſie zu ſtützen, daß ſie nicht wieder zur Erde niederfallen. Denn bevor Gott alle Fenſter des Himmels öffnete und alle Brunnen der großen Tiefe — Stille da oben — Brunnen der großen Tiefe; ſprach er zu Noah: Geh in den Kaſten, Du und Dein ganzes Haus, Du, Deine Söhne, Deine Frau und die Kinder Deiner anderen Weiber und reines und unreines Gethier — Stille da oben — reines und unreines Gethier, geht alle in den Kaſten. Hierauf regnete es vierzig Tage und vierzig Nächte lang und das Waſſer ſtand fünfzehn Ellen hoch — Stille da oben — fünfzehn Ellen hoch über die höchſten Berge! Und alles Fleiſch verdarb. Es ſoll aber nicht wieder alles — Stille da oben! — Es ſoll nicht wieder alles Fleiſch verderben! Und als Noah und ſeine Söhne wieder aus dem Kaſten kamen, ſegnete ſie Gott und ſprach: ſeid fruchtbar und — ſtille da oben, und mehret Euch und bevölkert die ganze Erde.

Indeſſen hatte der Rabbi die geheimen Befehle ohne weitere Inſtructionen und nähere Beſtimmungen erhalten, gegen wen dieſer Gewaltſtreich eigentlich gerichtet ſein ſollte. Somit blieb es dem Zufall überlaſſen, wen er traf, und mit beſonderer Tücke lenkte er ihn auf die Unſchuldigſten von allen.

Ein beſcheidenes, nicht mehr junges Mädchen, die ledige Tochter, das jüngſte und letztlebende Kind des längſt verſtorbenen Rabbi, welcher die prächtige Synagoge erbauen ließ, ſchrie mit einem Male auf: „Laßt mich durch, laßt mich fort, ich kann es nicht mehr aushalten,“ und brach hiemit in ein krampfhaftes Gelächter aus.

Sie hätte ſich nachmals entſchuldigen ſollen, ſie ſei von lachenden Krämpfen befallen worden. Daß Frauen während des Gottesdienſtes Krämpfen bekommen oder eine ſonſtige Unpäßlichkeit ſie anwandelt, fällt manchmal vor und kann nicht als ſtrafbare Störung angeſehen werden. Allein die Rabbinerstochter war aufrichtig. Sie ſagte: „Ich wußte nicht, was der Rabbi wollte, predigte er über den Regenbogen oder wider das Frauengitter. War er irre geworden, weil er ſich einbildete, Geräuſch zu hören, oder ſollten wir irre werden, indem wir ſolch einer Predigt zuhörten. Ich habe mir faſt die Zunge abgebiſſen, aber ich konnte das Lachen länger nicht laſſen, ohne zu erſticken.“

Das war allerdings mehr eine Selbſtanklage als eine Entſchuldigung. Allein der Rabbi hatte für den Augenblick mehr als er verlangte und worauf er ſo eifrig hingearbeitet. Er war geſtört, er war auf offener Kanzel ausgelacht worden, trat ab und wollte nicht weiter predigen.

Wie es einem chriſtlichen Geiſtlichen bekommen und wie das Conſiſtorium mit ihm umſpringen würde, wenn er ſich unter ſolchen Umſtänden von der Kanzel begiebt, möchte ich einmal ſehen. Ein jüdiſcher Rabbi aber hat niemanden über ſich. Er allein hat die kirchliche Obermacht. Folglich kann er ſich vieles erlauben.

Dieſer Rabbi ging noch weiter. Er verlangte, daß nicht nur dieſe Störerin der Predigt, ſondern auch jedes laute Geſchwätz während des Gottesdienſtes in Zukunft mit 1 Thlr. Pr. Cour. beſtraft werden ſolle.

Es lag nicht in der Befugniß der Parnaſſim, eine ſeit Jahren beſtehende Geldbuße zu erhöhen. Der einſtimmige Conſens der Gemeinde ſei dazu erforderlich, erwiderten die Parnaſſim.

„Wohlan,“ ſagte er, „verſammelt die Gemeinde, damit ſie ihren einſtimmigen Conſens ertheile.“

„Rabbi,“ erwiderten jene, „erinnert Euch der ſchönen guten Worte, die Ihr gabt, um Eure Frau von einer leichten Strafe zu befreien und verlangt nicht, daß eine ganze Gemeinde auf Koſten ihres Hausfriedens das Frauengitter höher beſteuere.“

Der Rabbi antwortete, wie ſeine Frau es ihm vorgeſchrieben hatte. Eine Kanzelrede von mir iſt unter Brüdern 1 Thlr. Pr. Cour. werth. Dieſes Mädchen hat die Gemeinde um meine Kanzelrede gebracht, folglich muß ſie den Schaden erſetzen, oder wenn die Gemeinde keinen größeren Werth auf meine Kanzelreden legt, predige ich gar nicht wieder.

13.

Der Oberparnaß war dieſes Mal, wie er häufig pflegte, abweſend, und der zweite führte den Vorſitz. Ein ſtrenggläubiger Eiferer, in deſſen Augen eine deutſche Predigt noch tief unter einem Frauengittergeſchwätze ſtand.

„Rabbi,“ ſagte er, „thut und laſſet, was Ihr wollt, wir thun und laſſen, was wir wollen. Die Schuldige iſt dieſes Mal die Tochter eines Rabbi, was eben ſo viel iſt, wie die Frau eines Rabbi. Wir haben der Rabbizin die Strafe erlaſſen, der ſie ſich ſchuldig gemacht, jetzt hat ſich die Rabbinerstochter ſchuldig gemacht und wir erlaſſen ihr die Strafe ebenfalls. Ziehet hin in Frieden, und predigt nicht wieder.“

Da ward dem Rabbi wohl um's Herz und er zog hin in Frieden, weil er nicht wieder zu predigen brauchte. Nur die Rabbizin war hiermit nicht einverſtanden, ſie hatte damit noch keine Genugthuung und um ſich eine ſolche zu verſchaffen, mußte ſie zu anderen Mitteln greifen, in deren

Wahl ſie gar nicht ſchwierig war, und bei der es ihr auch nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig ſie dabei wagt.

Der einzige von allen ihren Liebhabern, den ſie noch niemals vernachläſſigt hatte, war ein gewiſſer N., ein wohlhabender, junger Ehemann. Dieſen bewog ſie, von irgend einem reichen Neumodiſchen eine Beſchwerde bei der Regierung einreichen zu laſſen, daß er, ungeachtet der großen Abgaben, welche er ſeiner Gemeinde entrichtete, ſich, zu ſeiner Sabbathandacht, nicht einmal einer deutſchen Predigt zu erfreuen habe.

Solch eine fromme Beſchwerde und von Seiten eines Mannes wie N., der eine Stütze der Gemeinde mitgenannt werden kann, bleibt bei einer gegenwärtigen Regierung niemals ohne Erfolg. Die Landdroſtei verwies daher zuvörderſt den Rabbi auf ſeine Amtspflicht, am Sabbath deutſche Predigten zu halten.

Er entſchuldigte ſich — „Ich kann nicht predigen, weil das Geſchwätz im Frauengitter mich jederzeit aus dem Concepte bringt und ich auf offener Kanzel ausgelacht werde.“

Dieſer letzte Punkt wurde ſehr ernſthaft genommen, wer war die Kirchenfrevlerin, die Gottesdienſtſchänderin, die ſich ſolches unterfangen?

Der Rabbi nahm keinen Anſtand, die Schuldige zu nennen, und die Parnaſſim erhielten Befehl, ſie auf's Strengſte zu beſtrafen. Jetzt genügte keine Geldbuße mehr, vielleicht ſogar konnte eine Gefängnißſtrafe daraus werden, wodurch, und wenn ſie auch noch ſo leicht iſt, eine Jüdin, die im Range einer Dame ſteht, ſich entehrt fühlt. Bevor ſie ſich derſelben unterzieht, ſtürzt ſie ſich lieber ins Waſſer. Und dieſe Strafe ſollte die jetztlebende Tochter des längſtverſtorbenen Rabbi treffen, welchem die Gemeinde ihre prächtige Synagoge verdankte. Das empörte die jüdiſchen Herzen und die ganze Gemeinde, Männer wie Frauen traten für die Hülfloſe auf, die weder Vater noch Bruder, noch Ehemann hatte, um ſich ihrer anzunehmen.

Weigerten ſich nun die Parnaſſim, den Regierungsbefehl zu vollziehen, ſo ſtand eine Unterſuchung bevor, welche der Gemeinde beträchtliche Koſten verurſacht haben würde, für den Rabbi aber noch ſchlimmere Folgen haben konnte, denn fürchterliche Dinge mußten zur Sprache kommen, und der ganze famoſe Scandal ſtand auf dem Punkte zu eclatiren. Das konnte Niemanden lieb ſein. Der Ruf der Gemeinde, der Parnaſſim, des Herrn N. und vieler anderer ſtand auf dem Spiel. Und am wenigſten konnten der Rabbi und die Rabbizin es darauf ankommen laſſen.

Sie hatte das Ungewitter mit Hülfe des N. heraufbeſchworen, ſie dachte daher mit ſeinem Beiſtande es auch wieder ableiten zu können und begab ſich zu ihm. Zu ihrem größten Leidweſen aber wies ihr N. die Thür und löſte hiemit ein Verhältniß, welches niemals ein zartes geweſen, auf eine noch unzartere Weiſe.

Mit einer Regierung läßt ſich nicht ſpaßen, zumal in Kirchenangelegenheiten. Das ſah Jedermann mit Schrecken ein. Der Rabbi aber that nichts ohne ſeine Frau und ſie hatte dieſesmal den Kopf, der von jeher ihre ſchwache Seite war, vollends verloren.

Die Parnaſſim endlich fanden einen Ausweg und auf ihren Anlaß mußte der Rabbi an die Regierung berichten: „Der Gemeindevorſtand habe bei ihm angefragt, wie die Schuldige zu beſtrafen ſei. Da er nun früher ſchon bei demſelben angetragen habe, die Schuldige, welche eine Rabbinerstochter ſei, mit der man glimpflich verfahren müſſe, in eine Geldbuße von 1 Thlr. zu nehmen, welches aber den Parnaſſim, in Betracht die Schuldige eine elternloſe, geſchwiſterloſe und ledige Waiſe ſei, immer noch zu hart gedünkt habe, ſo daß ſie ſeinen Antrag zurückzuweiſen ſich veranlaßt ſahen, während ſie jetzt, in pflichtſchuldigem Gehorſam vor der p. p. Behörde, die Beſtrafung der Schuldigen ſeinem Gutachten überließen: könne er, kraft jüdiſchen Geſetzes und eigener Amtswürde, ſein einmal geſprochenes Wort nicht ändern, weshalb er in aller Ergebenheit eine p. p. Behörde erſuche, es bei dieſem Spruche, den er nicht ändern könne und dürfe, der alſo ihm Genugthuung gewähre, ſo daß er weiter predigen werde, mit dem auch Vorſtand und Gemeinde zufrieden ſei, bewenden zu laſſen.“

Somit war die Sache beigelegt und alles blieb beim alten, dermaßen, daß ſelbſt der Reaction nichts mehr im Wege ſtand.

Mehr denn zwanzig Gemeindemitglieder baten die Rabbinerstochter um die Erlaubniß, die Geldbuße für ſie entrichten zu dürfen und wollten ihr gleich den kleinen Betrag in Händen geben. Sie verſchmähte alles.

„In eben der Synagoge,“ ſagte ſie, „die mein Vater, Friede ſeiner Aſche! erbauen ließ, habe ich mich unwillkürlich verſündigt. Es freut mich, daß es noch brave Männer giebt, für die ſein Andenken Werth hat. Mir aber, ſeiner letztlebenden Waiſe, muß es vor allen anderen theuer ſein. Wie alſo darf ich, nachdem ich mich in der Synagoge meines Vaters verſündigt habe, einen Thaler ſchonen, oder gar Gewinn daraus ziehen wollen.“ — Und ſie entrichtete den Thaler aus ihren eigenen ſpärlichen Mitteln.

Das gab neues Stadtgeſpräch und in den Caffe- und Theecirkeln ſagte man: Sie hat recht, die Rabbinerstochter. Das Andenken ihres Vaters iſt ihr einen Thaler werth. Der Rabbi hat ſeine Frau von 2 Gg. Strafe freigebettelt, weil ſie ſelbſt ihm keine 2 Gg. werth iſt. Und auf der Gemeindeſtube will man ſie nicht haben, ſelbſt wenn ſie 2 Gg. zulegt.

Das alles mußte ſich die Rabbizin jetzt gefallen laſſen, während der Rabbi noch ſchlimmer daran war, weil er wieder predigen ſollte.

14.

Ich komme jetzt zum Schluſſe, denn ich habe nur noch ein komiſches Nachſpiel zu ſo viel ernſthaften Skandalen hinzuzufügen.

Am Schabbes godel dieſes Jahres 1858 betrat der Rabbi zum erſten Male wieder die Kanzel.

Schabbes godel, großer Sabbath, heißt der Sonnabend vor Paſſah, ähnlich etwa dem chriſtlichen Palmarum.

Die Synagoge war ungewöhnlich voll. Man wußte, wie ſauer es dem Rabbi ward zu predigen und wie ängſtlich und ungeſchickt er ſich dabei benahm. Doch hatte man dieſen Spaß längere Zeit entbehrt und konnte ihn zur Abwechſelung ſich einmal wieder gefallen laſſen. Todtenſtille herrſchte, ſowohl unten in der Männerſynagoge, wie beſonders im Frauengitter oben.

Der Rabbi zog ein ſchmutziges, blaues baumwollenes Schnupftuch aus der Taſche und fing an entſetzlich ſich zu ſchnäuzen.

Auf der Kanzel muß man ſich eines feinen weißleinenen Schnupftuches bedienen, wie es etwa zu dem Ornate eines katholiſchen Prieſters gehört, um ſich den Schweiß der Andacht und den frommen Schaum des Eifers beim Meſſeleſen abzutrocknen.

Dieſer Rabbi aber ſchnäuzte ſich laut und heftig in ſein ſchmutziges baumwollenes Taſchentuch, das Angeſicht der Gemeinde zugewendet, welche feſtlichen Ernſt und tiefe Stille bewahrte.

Das Schnäuzen nahm kein Ende, bis er endlich begann:

»Andächtige Zuhörer! Ich habe den Schnupfen! Meine Predigt liegt ausgearbeitet zu Hauſe in meinem Pulte. Halten kann ich ſie nicht, denn: Ich habe den Schnupfen. Amen.«

Und von neuem fing er an, ſich heftig und anhaltend zu ſchnäuzen und verließ hierauf die Kanzel.

Kein Beamter, weder ein jüdiſcher noch chriſtlicher, weder ein geiſtlicher noch weltlicher, kann ſich unter ſolch einem Vorwande ſeiner Berufsthätigkeit entziehen. Dieſer Rabbi aber wird den Schnupfen während des rauhen Frühjahrs behalten und im Hochſommer wird ein Stockſchnupfen daraus geworden ſein. — »Nun ſagen Sie, mein lieber Doctor, mit welchem Gewiſſen ißt ein ſolcher Geiſtlicher das Brod ſeiner Gemeinde?«

Hier ſchwieg der Erzähler und ich dankte ihm herzlich für ſeine Mittheilung, indem ich aber bemerkte, daß das kein Novellenthema ſei.

„Was ſonſt?“ fragte er.

„Weibliche Charaktere, wie die wilde Rabbizin, ſind keiner poetiſchen Behandlung fähig, ſondern taugen nur zu komiſchen Gegenſätzen oder Ausſtaffirungen. Ihre Erzählung hat nur thatſächlichen Werth und wollte ich mir phantaſtiſche Ausſchmückungen erlauben, ſo würde ich mich in der Oeffentlichkeit ärger verſündigen, als die Rabbizin innerhalb ihrer vier Pfähle. In ſo fern aber Ihre Erzählung die Erfahrung und das Erlebniß eines weltkundigen Reiſenden iſt, taugt ſie etwa zu einem wilden Correſpondenzbericht (in ſo fern ich alle locale und perſonelle Bezeichnungen vermeiden muß) zu einer Sittenſchilderung; zu einem Genrebild aus der Zeit; zu einer Satyre aus der Gegenwart.“

„Machen Sie daraus, was Sie wollen,“ erwiderte der Reiſende. „Arbeiten Sie es nur aus.“

„Warum wünſchen Sie dieſes veröffentlicht zu ſehen. Welche Urſache haben Sie dazu?“

„Urſachen nicht. Aber es würde mir wohlthun, dieſes veröffentlicht zu ſehen. Man kann ſeine Religion vergeſſen, man kann ſie verleugnen, ſie abſchwören, aber man behält das Gewiſſen davon. Welch eine Religion ich habe, weiß ich ſelbſt nicht mehr und kümmere mich auch nicht darum, es ſei dann, daß ich wirklich einmal eine kirchliche Handlung vornehmen, oder einen Eid leiſten müßte. Aber die gottesdienſtlichen Jugendeindrücke ſind zu mächtig, den naiven Reiz, den friſchen Schmelz unſerer kindlichen Erinnerungen erzeugt kein ſpäteres Alter wieder. Ich bin kein Stockjude, ich bin überhaupt kein Jude mehr, ich halte mich an gar nichts. Allein der Talmud ſagt, der Sohn einer Jüdin bleibt ewig ein Jude, was er auch vornimmt, denn der Wille Gottes hat ihn zum Juden geſchaffen; der Jude darf daher auch keine Proſelyten machen, wenn er nicht ein großer Schriftgelehrter iſt, denn, wen Gott zum Orel (Ungläubigen) gemacht hat, der ſoll kein Barjesrol (Judenſohn) ſein. Alſo habe ich ein Stückchen von einem jüdiſchen Herzen behalten, und dieſem möchte ich eine Genüge thun. — Machen Sie alſo daraus, was Sie wollen, nur vernachläſſigen Sie die Moral dieſer Geſchichte nicht.“

„Die Moral dieſer Geſchichte?“ fragte ich betroffen.

— „Das fragen Sie?“

— „Ich ſehe keine Moral darin!“

15.

— „Die Moral dieſer Geſchichte iſt, daß wir uns nur einbilden, in Zeiten des Fortſchrittes, der Aufklärung und der Emancipation zu leben. In Wahrheit leben wir in Zeiten des Umſturzes, der Auflöſung und Zerſetzung. Selbſt das Judenthum, dieſe moſaiſche Pyramide, welche vier Jahrtauſenden getrotzt hat, fängt an zu bröckeln, zu wanken und zu zerfallen, denn der Krebsſchaden unſerer Zeit heißt Gewiſſenloſigkeit, Gewiſſenloſigkeit von oben bis unten durch alle Schichten der Geſellſchaft. Gewiſſenloſigkeit der Regierungen, der Beamten, des Handelsſtandes, der Prieſter und der Liberalen.“

„Alle Gegenwärtigen ſind, wie ich hoffe, ausgenommen! erlaube ich mir einzuwenden.“

„Ich habe nicht geſagt, daß es nicht auch gewiſſenhafte Männer gäbe und zählte ich Sie nicht dazu, ſo würde ich mich nicht an Sie gewendet haben. Allein Sie ſind Poet und Großſtädter und wiſſen nicht, wie es in Kleinſtädten zugeht. Der gewiſſenhafte Literat hält ſich in Centralſtädten auf, wo er von einigen verſtanden wird. In Kleinſtädten hingegen zeigt ſich heutigen Tages die Gewiſſenloſigkeit in ſchamloſer Nacktheit.“

— „Auch ich habe mich längere Zeit in Kleinſtädten aufgehalten und halte die Moral der Gegenwart dennoch für eine andere.“

— „Ich habe Ihnen meine Moral genannt, nennen Sie mir die Ihrige.“

„Die Gewiſſenloſigkeit iſt ſo alt wie die Welt. Waren Adam und Eva gewiſſenhaft? war es Kain? war es Uranus, Saturn, Jupiter und andere Gottheiten? Schlimmer als Ihre wilde Rabbizin war die qualificirte Giftmiſcherin Lucrezia Borgia, Tochter und Maitreſſe des Pabſtes zu Rom, welches eine Central- und keine Kleinſtadt iſt. Damals aber unterdrückte Pabſt Alexander der Fünfte die neuerfundene deutſche Preſſe. — Die freie deutſche Preſſe aber iſt das Stundenglas und der Thermometer der Vorſittlichkeit. Andere Preſſen haben andere Aufgaben, die deutſche Preſſe aber, eben weil wir ein zerſtückeltes, zuſammenhangloſes Volk ſind und unſere Preſſe keine Nationalität zu vertreten findet, vertritt ſie die wiſſenſchaftlichen, die ſittlichen Intereſſen. In Betracht der Tagespreſſe iſt es daher lächerlich, von einer guten oder ſchlechten zu reden. Die Tagespreſſe iſt keine Perſon, ſie kann alſo nicht die Dulderin und Märtyrin ſpielen. Höchſtens kann ſie als

Vertreterin und Maßſtab der vorhandenen Volksſittlichkeit eine moraliſche Perſon ſein wollen und alsdann iſt ihre Aufgabe, zu beſtehen. Sie dient daher jeglicher Partei, gleichviel welcher! Sie ſelbſt kann ſich nicht verſündigen, ſondern nur ihre Partei, der ſie gelegentlich dient. Sie iſt die Oeffentlichkeit ſelbſt, ſie ſchaut wie der Adler dreiſt in's Sonnenlicht, während Gewiſſenloſigkeit bei verſchloſſenen Fenſtern und Thüren innerhalb der vier Pfähle, oder in Kleinſtädten ihr Weſen treibt. Der Beweis alſo, beſter Herr! daß wir nicht in Zeiten der Gewiſſenloſigkeit, ſondern in Zeiten ſelbſtlichen Fortſchrittes leben, ſind Sie ſelbſt, denn Sie kommen zu mir, dem alten bekannten Literaten, um mich zu bewegen, eine kleinſtädtiſche neuiſraelitiſche Gewiſſenloſigkeit, die Ihr jüdiſches Herz verletzt, zur Oeffentlichkeit zu bringen."

Corolaria.

II.

Schabbesſchmuh

der

Familie Abſatz.

Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren
1850—1851.

Von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Die nachfolgenden humoriſtiſch-politiſchen Geſpräche, herausgenommen aus einer größeren Reihenfolge, erſchienen zuerſt 1850—51 in den Nummern des in Altona bei Guſtav Eſch erſchienenen Volksblattes **„Vetter Michel“**, Redacteur Dr. Hermann Schiff, und erregten durch den darin draſtiſch angebrachten Humor die allgemeine Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums.

Dr. Hermann Schiff als Politiker, das war für ſeine Freunde, ſeine Bekannten etwas Neues und kaum wollte man ſeinen Augen trauen, als er, nach Erſcheinen der 2ten Nummer des „Vetter Michel“, ſich als wahrer Verfaſſer der mit M. Cohen unterzeichneten Artikel kund gab.

Dr. Hermann Schiff hat mit Recht die damaligen Aufſehen erregenden Ereigniſſe humoriſtiſch wieder zu geben gewußt. Nach ſo langem blinkendem Waffentanze war man mit Politik überſättigt und die trockenen Krumen der politiſchen Neuigkeiten, welche in dieſer Zeit faſt ungenießbar waren, da ſie täglich mehr und mehr das Vorwärtsgreifen der Reaction ſchilderten, wurden erſt durch Schiff's Bereitung, ſo wie er ſie den Leſern gab, begehrenswerthe Delikateſſe. Wenn auch Manches in Folgendem Enthaltene heute nicht zeitgemäß iſt, der Humor iſt ſtets genehm und ſo dürfte der größere Theil des Gebotenen noch heute ſeine Freunde finden und der Verfaſſer noch Bewunderer, die an ihm eine neue Eigenſchaft entdecken.

Die Verlagsbuchhandlung von
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1.

Abſatz! — Welch ein geſegnetes Wort! — In unſerer merkantiliſchen Zeit, wo Jeder alles was er iſt, was er hat — und mitunter auch, was er nur ſcheint, und gerade nicht eben hat — zu Markte bringt, iſt Abſatz das Morgen- und Abend-Welt-Gebet. — Nicht nur das redliche Tagewerk des Arbeiters gilt dem Abſatz ſeines Brodherrn, auch die geiſtigen Beſtrebungen erzielen den Abſatz der Buchhändler oder Redacteure, und der Abſatz von Comödien- oder Concertbilletten macht den Schauſpieler oder Virtuoſen groß. Abſatz verlangen töchterreiche Familien an ſolide Schwiegerſöhne. Abſatz ihrer Söhne verlangt die verarmte Nobleſſe an's Militair, an die Bureau's oder an die diplomatiſchen Behörden. Auf Abſatz rechnen ſelbſt die Regierungen, wenn ſie Anleihen creiren, und Rothſchild und Conſorten ſind eigentlich weiter nichts als Abſatzheroen.

Aber Abſatz zu heißen und keinen Abſatz zu haben, iſt ein Unglück, welches nur ein armer Jude haben kann, zumal in einer Zeit, wie die eben beſchriebene heutige. Und Schimmen Abſatz, mit ſeiner einzigen Tochter Vögelche, lebt von einem antiquariſchen Bücherkram, colportirt Zeitungen und Flugſchriften, und verkauft dergleichen nutrimentum spiritus (wie Friedrich der Große ſagte) von der Karre. Aber ſeit dem ganzen Sommer ſchon gingen die Geſchäfte ſchlecht. Womit er am meiſten verdienen konnte, durfte er nicht verkaufen, und es ſind keine Ausſichten vorhanden, daß es anders werde.

Heute iſt Sonnabend. Die Lampe brennt. Das Mahl iſt abgetragen, der Tiſch weggeräumt, und Schimmen und Vögelche ſitzen da in ſüßer Schabbesruh verſenkt — aber ſie ſeufzen.

Schimmen. Waih geſchrieen! Früher hat man gewollt leſen Geſchichten, die nur erſonnen waren, und man hat verkauft Romane. Dann iſt gekommen das junge Deutſchland und hat raiſonnirt, daß nichts geſchieht, und man hat verkauft Geſinnungen. Dann iſt gekommen das Jahr 1848 mit ſeinen Ereigniſſen, und man hat verkauft Ereigniſſe. Seitdem will man nichts Erſonnenes, nichts Raiſonnirtes mehr leſen, man will Ereigniſſe leſen, und waihgeſchrieen! es ereignet ſich ebbes gar nichts mehr.

Vögelche. Lieber Vater, wir wollen hoffen, denn Jean Paul ſagt, die Hoffnung iſt die Geleiterin des Menſchen von der Wiege bis zum Sarge.

Schimmen. Was thue ich mit Jean Paul? Viermal habe ich ihn im Laden ſtehen, brauchſt du mir zu ſagen, was ich viermal in meinem Laden habe. Iſt dein Vater gut genug anzuhören, was kein Menſch mehr leſen will? — Ich habe Furcht, es wird nicht anders vor dem Mai 1852.

Vögelche. Und ich habe Furcht, nach dem Mai 1852 wird es auch nicht anders. – Ja! Louis Napoleon wird ſich zum Kaiſer machen!

Schimmen. Schade! Es hätte aus ihm Alles werden können. — Louis Napoleon Bonaparte! — Bagatelle! — Welche Namen! — Wollen die Franzoſen einen König haben, ſo heißt er Louis, und kann werden ein Louis XIX. — Wollen die Franzoſen einen Kaiſer haben, ſo heißt er Napoleon und kann werden ein Napoleon II., und wollen die Franzoſen ſein eine Republik, ſo heißt er Bonaparte und hätte ſchon vor zwei Jahren in Italien ein Gott werden können, wie ſein Onkel. — Das hat er verſäumt, und nun kann weiter nichts aus ihm werden, als ein Menſch der Ruhe und der Ordnung.

Vögelche. Was thuſt du mit Namen. — In Wien haben wir auch einen Kaiſer Joſeph und in Berlin einen König Friedrich.

Schimmen. Gott ſei es geklagt, die Welt kömmt mir vor wie eine Schauſpielergeſellſchaft, in welcher ein unverſtändiger Director die Rollen ſchlecht vertheilt hat.

Der Papſt in Rom iſt aufgetreten mit einer freiſinnigen Rolle und der Präſident der Republik geht ab als Reactionair.

Vögelche. Vielleicht hat ſich der Abſchreiber bei den Rollen geirrt und die Namen Pius IX. und Louis Napoleon verſchrieben. Was wird der Szoff (Schickſal) davon ſein?

Schimmen. Louis Napoleon ſein Szoff will ich dir ſagen. Er geht in viere auf.

Vögelche. Wie heißt?

Schimmen. Hör' zu. Er iſt geboren 1808, im zweiten Jahrvier von unſerem Jahrhundert. Als er alt war ſechs mal vier Jahre ſtarb der Herzog von Reichſtatt und er erbte deſſen Anſprüche. Als er alt war ſieben mal vier Jahre, machte er in Straßburg die Bewegung als Napoleon II., welche gerade vier Stunden dauerte. Vier Jahre ſpäter machte er in Boulogne die zweite Bewegung, welche dauerte vier Tage, hierauf kam er zweimal vier Jahre nach der Feſtung, hielt ſich vier Jahre im Auslande auf, und wurde alſo, nachdem er zehn mal vier Jahre alt war, zum Präſidenten erwählt.

Vögelche. Was wird nun nach den vier Jahren aus ihm werden?

Schimmen. Maße Beheime! (Rindvieh.) Die vier Jahre, wo er Präſident iſt, das iſt die Viere, worin er aufgeht.

Vögelche. Welch ein Szoff wird nun der Papſt einnehmen?

Schimmen. Wie heißt? Ein Papſt zu ſein iſt ein großes Kunſtſtück, nicht jeder Menſch taugt dazu. — Ein Papſt muß Alles können, nur irren darf er ſich nicht, denn er iſt klommer infallibel. — Aber ich fange an neumodiſch und werde wieder altmodiſch. Heute bin ich links und morgen rechts — heißt das ein Papſt ſein? — Da lobe ich mir unſern neuen Rabbiner, Dr. Amſchel Stern. — Der Mann fängt an altmodiſch und iſt unverheirathet. Vielleicht, wenn er heirathet, macht ihn ſeine Frau, wenn ſie reich iſt, neumodiſch. — Dann kann man nicht ſagen, er hat ſich geirrt, ſondern man ſagt: Er iſt mit der Zeit fortgeſchritten.

Vögelche. Lieber Vater, irren iſt menſchlich.

Schimmen. Nicht immer, es giebt auch Leute die ſich niemals irren.

Vögelche. Wie heißt? Wie ſo? Wer ſind die?

Schimmen. Ich will dir gleich zwei Männer nennen, die ſich niemals irren. — Der Eine iſt der Czar von Rußland, Der Mann weiß, was er will und ſteht an ſeinem Platze. Der Andere iſt Gabriel Rieſſer in Hamburg, der auch weiß, was er will, aber er ſteht nicht an ſeinem Platze, denn er iſt nebbich ein Jud in Hamburg und könnte Papſt ſein in Rom.

Vögelche. Wie heißt, Gabriel Rieſſer Papſt in Rom?

Schimmen. Er irrt ſich niemals. Er macht ſich niemals lächerlich. Er giebt kein Geſpräch, er macht ſich keine Feinde, wie alle andern Gothaer. — Er hat ſich geſetzt in's mittelſte Centrum, und da iſt er geblieben ſitzen bis heute. — Als du ſitzeſt im mittelſten Centrum mag der Wind ſein Nord-Nord-Oſt oder Süd-Süd-Weſt, Wind iſt Wind. — Von einer Seite muß der Wind doch herkommen? — Ob nun der Wind kömmt da oder dort her, iſt Chat-Schmuh, wenn man ſitzt im mittelſten Centrum.

Vögelche. Vaterleb! Gabriel Rieſſer iſt doch ein Jude, wie kannſt du ſagen, er ſoll Papſt in Rom ſein?

Schimmen. Was thuſt du damit, aus einem Jüd kann man Alles machen.

Vögelche. Vaterleb! du thuſt doch eine große Sünde, zu ſagen, ein koſcherer Jüd ſoll Papſt werden!

Schimmen. Was thuſt du damit! — Der Mann iſt ſo gebildet und aufgeklärt, daß du chotſche (allenfalls) einen römiſchen Papſt aus ihm machen kannſt, und er bleibt dabei ein eben ſo guter Jüd wie ich und wir Alle.

Mortje Schreier (gleichfalls Antiquar und Colporteur, tritt ein). Gut Schabbes, Rebbe Schimmen! — Guten Abend Fräulein Abſatz!

Schimmen. Gut Schabbes, gute Woch', Rebbe Mortje!

Vögelche. Guten Abend Herr Schreier! womit können wir dienen?

Mortje. Mit gar nichts! Nur mit Ihrer Gegenwart.

Schimmen. Ihr habt Recht, Rebbe Mortje. Garnichts und unſere Gegenwart iſt Chat-Schmuh, ein Thun.

Mortje. Ich meine die angenehme Gegenwart von Ihnen, Herr Abſatz und Ihrer Tochter, der Fräulein Vögelche.

Schimmen. Wie heißt? Das Angenehme von unſerer Gegenwart? Wo iſt das Angenehme davon? Ich ſehe es nicht, ich weiß es nicht, ich kenne es nicht. Ich gebe für die ganze Gegenwart, wie ſie da iſt, noch keine vier Schillinge, und dieſe Gegenwart gehört an tauſend Millionen Menſchen; nun rechnen ſie aus, wie viel von den vier Schillingen auf mein und Vögelche's Theil kommen.

Vögelche. Lieber Vater! Es giebt keine Gegenwart, denn Fanny Tarnow hat geſagt, das Heute iſt morgen ſchon geſtern.

Mortje. Verzeihen Sie, Fräulein, es giebt eine Gegenwart, aber ſie iſt verboten, und wird confiſcirt, und das iſt unſer Unglück, denn wir handeln mit der Gegenwart. Die Gegenwart ſteckt *hinter* den Zeitungen, aber leider Gottes nicht *in* den Zeitungen: — Warum nicht? — weil ſie ſonſt verboten wird. — Was wollen Sie ſagen, Fräulein Vögelche, mit der Gegenwart iſt's doch ſchon aufgeräumt! Die deutſche Flotte iſt doch auch ſchon todt, und die Grundrechte ſind aufgehoben. — Was iſt nun noch zu verbieten? Die Fröbelſchen Kindergärten! warum? man ſoll nicht denken an den zum Zuchthaus begnadigten Fröbel. Verboten wird eſchver (vielleicht) künftiges Jahr der Sommer werden, weil der Doctor Andreas Sommer Barrikadenlieder geſchrieben hat. Ein Glück für den ruſſiſchen Miniſter und geheimen Staatsrath von Struve, daß er todt iſt, ſonſt würde er eſchver confiscirt werden, weil er einen bekannten demokratiſchen Namen führt. In Kaſſel haben ſie die Blum-Eiche bei Seite geſchafft, und künftiges Frühjahr werden eſchver auch die Blumen verboten werden, damit man nicht ſoll denken an Robert Blum.

Schimmen. Rebbe Mortje, Ihr ſeid doch ſo ein großer Chochum! Laſſen ſich nicht ebbes Geſchäfte machen mit der Rieſenverſchwörung in Paris?

Mortje. Das heißt ein Geſchäft von der großen europäiſchen Verſchwörung, ſind in Paris, einer Hauptſtadt von 900,000 Seelen, 270 Menſchen auf einem Caffeehaus arretirt und die Meiſten gleich wieder frei gelaſſen, und dieſe große europäiſche Verſchwörung, welche ihr Centralcomité hat in London, iſt entdeckt worden in Berlin von der Polizei und arretirt in Paris lauter Schneidergeſellen.

Vögelche. Die Schneidergeſellen ſind in Emmes gefährlich.

Mortje. Ja, wenn ſie einen großen Schnitt machen wollen, nehmen ſie erſt gut Maaß.

Vögelche. Was thun ſie damit! Schneidergeſellen ſind in alle Verſchwörungen verwickelt.

Mortje. Sie bedecken die demokratiſchen Blößen mit dem Mantel der Verſchwiegenheit und dem Paletot des Geheimniſſes, und bei der Zerriſſenheit der Reaction denken ſie bald Arbeit zu finden.

Vögelche. Es ſind blutdurſtige Demokraten.

Mortje. Sehr blutdurſtige! Wenn ſie ſich nebbich mit der Nähnadel in den Finger ſtechen, ſaugen ſie vor lauter Blutdurſt ihr eigen Blut auf.

Vögelche. Aber die Schneidergeſellen haben communiſtiſche Ideen.

Mortje. Ja, wenn ſie alte Kleider ausbeſſern, ſtecken ſie gewiſſenlos ihre Hände in fremde Taſchen.

Vögelche. Aber die Schneidergeſellen haben republikaniſche Grundſätze.

Mortje. Ihr Grundſatz iſt, wenn ein alter Rock nicht mehr halten will und man flickt und flickt ihn immer wieder, ſo hat man zuletzt lauter Flicken auf dem Leib und keinen Rock. Ich ſehe in dieſer Aeußerung nichts Republikaniſches.

Vögelche. Warum arretirt man denn ſo viele Schneidergeſellen?

Mortje. Das will ich Ihnen ſagen. Wenn Alles iſt fertig octroyirt und Alles weg verboten iſt, wozu braucht man dann noch Polizei und Militair? — Damit nun Polizei und Militair was zu thun haben, muß man haben eine Verſchwörung, und arretirt ſo lange und ſucht ſo lange Haus, bis eine Verſchwörung beiſammen iſt. — Warum arretirt man aber nicht Schlachter, Zimmerleute, Maurergeſellen und Dachdecker, die doch gefährlicher ſind als Schneidergeſellen? — Aber dieſe Profeſſionen können im Gefängniß nicht arbeiten und ihre Koſt verdienen. Was braucht aber ein Schneider zur Arbeit? Nadel, Scheere und Fingerhut, die ſind im Gefängniß auch zu haben, und die Polizei ſteht ſich immer am beſten, wenn ſie Schneidergeſellen feſtſetzt, als wenn ſie eine Verſchwörung von andern Profeſſionen entdeckt, die im Gefängniß eſſen und trinken und müſſig ſitzen.

Schimmen. Was meint Ihr, Rebbe Mortje, ſollte ſich in Hannover nicht Ebbes mit dem Anſchluß an den preußiſchen Zollverband machen laſſen?

Mortje. Was thut Ihr damit! In Hannover läßt ſich nichts dagegen machen, und damit machen läßt ſich erſt recht nichts.

Schimmen. Womit läßt ſich denn was machen?

Mortje. Das will ich Euch ſagen. Da kommt jetzt in Hamburg bei Richter ein Blatt heraus „Reform“ — ein ſchlichtes, ſolides Volksblatt, um die Welt klug zu machen. — Kleinigkeit! Um die jetzige Welt klug zu machen, muß man haben großen Chain — aber die „Reform“ hat Chain. Ich habe darauf bekommen von heute Morgen bis Anfang Schabbes ſo viel Abonnenten wie Tage im Jahr, gerade dreihundertfünfundſechzig.

Schimmen, (aufſpringend). Vögelche, wie der Schabbes aus iſt, gehſt du hin und zu Richter und holſt mir 20 Buch „Reform.“

Mortje. Von der „Reform“ kann ich boruch Scham (gelobt ſei Gott) mir machen heit' einen guten Schabbes.

Schimmen. Und mit Gottes Hülfe werde ich mir machen können mit der Reform eine gute Woche.

2.

Mortje. Soll mir Gott helfen als wir machen beſſere Geſchäfte mit unſerer „Reform“ als die Oeſterreicher mit ihrer Anleihe. Fünf Procent haben ſie ſchon nachgelaſſen, aber an der Börſe heißt es: zwiſchen mir und Oeſterreich ſoll kein Blatt Papier ſein. — Was iſt dermehr mit öſterreich'ſchem Papier! Wie lange iſt es her, daß ſie haben zerſchnitten die Guldenſcheine in vier und acht Stücke, weil ſie nicht einmal gehabt haben Kupfer.

Schimmen. Was thut Ihr damit, Rebbe Mortje. Oeſterreich iſt betucht. Es hat Italien und Ungarn wieder, und ſeine Soldaten ſtehen an der Nord- und Oſtſee und am Adriatiſchen und Mittelmeere.

Mortje. Oeſterreich iſt betucht, aber Papier iſt nicht betucht, das haben wir geſehen 1848. Die Leute haben geglaubt, als ſie haben Papier, haben ſie auch ſchweres baares Geld. Aber die Zeiten ſind ſtürmiſch geworden und der Wind hat weggeweht die Papierche und die Menſchen ſind geworden meſchugge vor Schreck und Sorge. Ich weiß von einem ſchwer reichen Mann, daß er ſich hat eingebildet, Papiere ſind gar nichts mehr und hat auf offener Straße abgenommen ſeinen Hut und iſt gegangen betteln bei den Vorübergehenden und hat ſich gefreut, als man ihm hat geſchenkt einen Pfenning Kupfergeld.

Schimmen. Was thut Ihr damit, Rebbe Mortje. Ich wäre doch lieber Fonds- und Wechſelmäkler als Antiquar und Zeitungscolporteur.

Mortje. Oßer (wahrlich nicht)! Die heutige Zeit bin ich lieber Colporteur. Warum? Mein Papier iſt Papier und will nichts beſſeres ſein. Aber die großen Herren thun Alles, was die Leute verdrießt. Papiere, wonach man verlangt, werden verboten und weggenommen und Papiere, die kein Menſch will, werden geſtempelt und ausgegeben. — Wenn Oeſterreich gebraucht fünf und achtzig Millionen, will ich ſie ſchaffen, als ich verkaufen darf alle Bücher, die Oeſterreich verboten und confiscirt hat ſeit funfzig Jahren. Ich wollte machen das Geſchäft unter der Hand, ohne daß Oeſterreich ſich braucht zu geben die Dementie, daß es ſagt: Ich habe Geld nöthig, ſtatt daß jetzt die Fondsmäkler an allen Börſen ausſchreien, wer will an Oeſterreich Geld borgen und Hamburg und London und Paris und die ganze Welt zur Antwort giebt: Ich nicht! — Was ſagt Ihr dazu, Rebbe Schimmen, daß Metternich wieder nach Wien reiſt, und der Bundestag wieder die Preſſe beſchränkt und die Fürther Prediger wieder altmodiſch werden.

Schimmen. Au wai! Mir wird übel!

Mortje. Wie heißt übel?

Schimmen. Es giebt Leute, welche nicht vertragen können das Rückwärtsſitzen beim Fahren. Ich kann nicht vertragen das Rückwärtsgehen in der Politik. Bei ſolcher Schmuhe wird mir übel, denn ich muß wieder von mir geben die alten Zeitungen, wo Metternich doch iſt abgereiſt und der Bundestag hat abgedankt und die Further freie Gemeinde gepredigt haben, denn das Alles habe ich geleſen bechinnem (umſonſt).

Mortje. Und in Paris iſt Alles ruhig geblieben, wo ſie gelegt haben den Grundſtein zur Halle. Napoleon hat ſich nicht zum Kaiſer ausrufen laſſen und Punkt zwei Uhr war Alles vorbei.

Vögelche. Ich bitte Sie, Herr Schreier, ſprechen Sie nicht mehr von Politik. Ich habe geſchworen bei dem heiligen Schabbes, ich will von Politik nichts mehr hören.

Mortje. Mamſell Vögelche! Soll ich Ihnen was ſagen? Schicken Sie zum Doctor Amſchel Stern in die Elbſtraße und laſſen Sie ſich entbinden von dem Schwur. Wie der Papſt hat entbunden den König von Neapel von dem Schwur auf die Verfaſſung, muß der Oberrabbiner Sie entbinden von dem Schwur auf den Schabbes.

Vögelche. Lieber Vater, iſt es wahr, daß der liebe

Gott alle Schwüre, die man nicht hält, von einem Engel anſchreiben läßt, um ſie am großen Verſöhnungstage zu vergeben?

Mortje. Dann wird der liebe Gott dieſes Jahr an einem Verſöhnungstag gar nicht fertig. In Würtemberg allein hat das Miniſterium eine ganze Armee von ihrem Schwur auf die Verfaſſung entbunden. Haben Sie geleſen, Mamſell Vögelche, die ſchöne Rede, die der König von Preußen gehalten hat an die Hirſchberger? Gott, wie hat der König von Preußen geſprochen ſo väterlich — die Verführung, hat er geſagt, war groß — aber ſie wird wiederkommen noch größer, — verſtehen Sie mich wohl, Mamſell Vögelche. Geſetzt, Sie hätten ſich laſſen verführen Anno 1846 und Anno 1848 noch einmal; würde ihr Vaterleben weiter nichts ſagen als: Laß Dich nur Anno 1852 nicht wieder verführen, ſonſt biſt Du meiner Gnade für immer verluſtig. — Aber der König von Preußen hat es geſagt, Gott, was iſt er für ein gebenſchter Landesvater, und dann hat er eine Rede gehalten an den Treubund, die war eben ſo ſchön und er hat geſagt, er wird nicht katholiſch und nicht ſchottiſch und nicht anglikaniſch und will keine ſtrenge Sonntagsfeier.

Vögelche. Sollen die Chriſten denn ihren Sonntag nicht ſo ſtrenge halten müſſen, wie wir unſern heiligen Schabbes?

Schimmen. Was thuſt Du mit dem Sonntag der Chriſten?

Vögelche. Werden ſie denn putzen dürfen Sonntags ihre Lichter und werden ſie keine Sonntagsjuden annehmen, wie wir Schabbisgojin haben?

Schimmen. Was fragſt Du? Was geht es Dich an.

Vögelche. Ich intereſſire mich für die jüdiſchen Demokraten, die nebbich nichts weiter gelernt haben, als freie Zeitungen ſchreiben. Was ſollen die jetzt anfangen. Ich hätte Ihnen gerne gewünſcht eine neue Panoſſe (Nahrungszweig), daß ſie Sonntags gehen können Lichter putzen bei den Chriſten.

Schimmen. Wenn der König von Preußen geſagt hat, die Verführung wird wiederkommen, ſo graut mir doch vor 1852.

Mortje. Was thun Sie damit. Es wird ſo ruhig bleiben wie heut'.

Schimmen. Aber die Kartoffelkrankheit, die Weinkrankheit und eſchver ein ſtrenger Winter.

Mortje. Das thut der liebe Gott! Aber was die Fürſten thun, iſt lauter Ruh' und Ordnung. Habe ich nicht geſagt, die große europäiſche Schneiderverſchwörung iſt Putzen? (Windbeutelei.) Man ſchickt ſeine Leute in der Welt herum, die die Flüchtlinge um ſich ſammeln und ſie anreizen zu unüberlegten Aeußerungen, Thaten und Schriften. Hat man nun ſo viel zuſammen, wie man zu einer Verſchwörung braucht, ſo fangt man an zu arretiren, auszuweiſen und zu ſchikaniren. Die franzöſiſche Regierung hat ſich wollen beliebt machen bei Rußland, Oeſterreich und Preußen, hat ſie die große Verſchwörung entdeckt und ſchikanirt und arretirt und erklärt in Belagerungszuſtand jetzt friſch darauf los, Alles für Ruhe und Ordnung. Und die Großmächte ſagen „Schön danke“ dazu, treten auf mit mehr Chutzze (Dreiſtigkeit) gegen die Kleinſtaaten und ſetzen durch, was ſie wollen. Ich aber ſage Putzen, lauter Putzen, nur ſage ich das Ihnen und Mamſell Vögelche. Anderen nicht. Warum? Die Zeitungsleſer wollen, weil öffentlich nichts geſchieht, es ſoll heimlich was geſchehen. Sie glauben alſo an Verſchwörungen, und man muß Jeden bei ſeinem Glauben laſſen. Die Großmächte aber brauchen Verſchwörungen und laſſen ſie ſich machen, denn ſie müſſen ſie haben, und man muß Jedem das Seinige laſſen. Zu Ihnen aber ſage ich Putzen! lauter Putzen. Aber mit Putzen macht man die beſten Geſchäfte.

3.

Mortje. Wollen wir machen einen Maſamatten (Geſchäft), Rebbe Schimmen? Ihr und ich?

Schimmen. Am Schabbes verabrede ich keinen Maſamatten.

Mortje. Den mögt Ihr verabreden, denn es iſt Schabbesſchmuhe. Wir wollen machen eine Anleihe.

Schimmen. Eine Anleihe, eſchver wie der Aeltermann Haaſe in Bremen?

Mortje. 108,000 Thaler von der Bremer Schule, 8000 Thaler von der Stephanikirche, 9000 von der norddeutſchen Miſſionsgeſellſchaft, 1150 von der Stephani-Predigerwittwenkaſſe, und 26,865 in kleinen Poſten von Wittwen. Kein ſchlechter Maſamatten! Aber ich meine eine ehrliche Anleihe.

Schimmen. Eine ehrliche Anleihe? Worauf?

Mortje. Unſer Sorg! Wir nehmen das Geld und geben dafür Papier! feines Papier, ſchönes Papier; Papier, was zu Allem zu gebrauchen iſt, wird es zu was Anderm gebraucht, iſt es unſer Reiwach (Vortheil).

Schimmen. Wie wollen wir aber die Papiere abſetzen?

Mortje. Fort mit Schaden! Heut laſſen wir fünf Procent herunter und morgen zehn, die Menge muß es bringen.

Schimmen. Seid mauchel (verzeihen Sie), Rebbe Mortje, die Sache iſt mir nicht betuch (ſicher) genug. Die Zeiten und die Umſtände ſind nicht für Papiergeſchäfte. Wir haben Krieg und Revolution zu fürchten.

Mortje. Wie heißt Krieg? Sind wir Tſcherkeſſen? Können wir mit 5 bis 6000 Mann die Ruſſen ſchlagen? Wir haben unſere Millionen Soldaten um Parade und Manöver zu machen vor dem Kaiſer von Rußland. Die Tſcherkeſſen hingegen haben kein Militair, aber es iſt ein kräftiges, jugendliches Volk, welches nichts weiter gelernt hat, als Krieg zu führen, und wo Jedermann Soldat iſt. Wie heißt Revolution? Revolution wird gemacht in China, ein uraltes Land, was ſeit tauſenden von Jahren als ein Militair- und Polizeiſtaat ſich ſehr gut geſtanden hat, denn in ſolch einem Staate iſt gar kein Vergang. Jetzt nach tauſend und tauſend Jahren endlich fängt an das chineſiſche Militair untauglich und die Beamten unzuverläſſig zu werden. Aber wir haben ein herrliches Kriegsherr und einen Treubund von Beamten, mit dem man die

Häuſer einrennen kann. Zum Kriegführen iſt Europa zu abgelebt und alt, und für eine Revolution ſind wir noch zu jung und unentwickelt.

Schimmen. Aber wir haben doch eine große europäiſche Verſchwörung, und die hannoverſche Polizei hat doch erſt kürzlich eine große Meziehe (Fund, Entdeckung) gethan. Sie hat arretiren laſſen in Celle den königlichen Privatcourier Frieſe, welcher reiſt alle Monate in Familienangelegenheiten des Königs nach London und mitgenommen hatte Geld und Briefe an die Demokraten. Kleinigkeit. Die Fürſten ſind doch nicht mehr ſicher in ihrer nächſten Umgebung.

Mortje. Lauter Scheiker und Schliorum (Wind und Aufſchneiderei). Frieſe iſt geweſen ein gefälliger Menſch, der Briefe und Packete und was man ſonſt verlangte mitgenommen und beſorgt hat nach London für ein gutes Wort. Hannover nebbich iſt ein bischen langſam und ſchwerfällig. Das Jahr 1851 iſt ihm gekommen über den Hals geſchwinde, eh' es Zeit hatte ſich zu beſinnen und zu bekehren von 1849 und 50. Es hat immer noch gehabt ſeine Unterſtützungs-Comité für Flüchtlinge; es hat immer noch öffentlich aufgerufen und öffentlich geſammelt für die Flüchtlinge und Frieſe hat immer mitgenommen und zurückgebracht, an die Königin und von der Königin; an die Flüchtlinge und von den Flüchtlingen, was man ihm hat gegeben.

Schimmen. Die Hannoveraner haben keinen Zeechel (Geiſt) zu Verſchwörungen und die hannoverſche Polizei keinen Chain (Geſchick), um Verſchwörungen zu entdecken.

Vögelche. Aber Stechan iſt doch auch ein Staatsverbrecher.

Mortje. Was thun Sie damit, Mamſell Vögelche! Ein Wort für 20! — Der Tiſchlermeiſter und Bürgervorſteher Stechan war auch Vorſteher des Comité zur Unterſtützung politiſcher Flüchtlinge. Die Flüchtlinge, denen er wohlgethan hat, haben an ihn geſchrieben: Wir ſind glücklich angekommen und wir bedanken uns, das war die ſtaatsgefährliche Correſpondenz. Sie haben geſchrieben: Es kann ſo nicht bleiben, die Zeiten müſſen anders werden! das war der Umſturz von allem Beſtehenden. Sie haben geſchrieben: Wir, wie alle unſere Leidensbrüder ſehnen uns unbeſchreiblich nach der Heimath zurück! das war die große europäiſche Verſchwörung, wozu die Demokraten in Maſſe alle wiederkommen wollen.

Schimmen. Wenn aber Stechan ein gutes Gewiſſen hat, warum hat er ſich auf die Flucht begeben?

Mortje. Der Mann hat ſchon 3 Monate geſeſſen, ohne daß man ihn vor Gericht geſtellt. Vor Jahren hat er einmal wegen ähnlicher Beſchuldigungen eben ſo lange geſeſſen, daß er geworden iſt meſchugge und Alles hat kurz und klein geſchlagen in ſeinem Gefängniß. — Dieſes Mal hat er verlangt zuerſt, gegen Caution frei gelaſſen zu werden. Bevor gekommen iſt das Erkenntniß, hat man wieder Briefe gefunden und hat ihn wieder feſtgeſetzt. Darauf, weil er alle Tage eine Viertelſtunde mit einem Polizeidiener durfte ſpazieren gehen, hat man wieder Briefe gefunden, und ihn nicht mehr ausgehen laſſen. Und ſo oft er vors Schwurgericht ſoll, werden wieder Briefe gefunden und die Unterſuchung geht von vorne an. Hat er gedacht, ehe ich mich laſſe zum zweiten Mal meſchugge machen, lieber laufe ich weg.

Schimmen. Sollte aber Frankreich und England ruhig zuſehen, wie das Geſammt-Oeſterreich in den deutſchen Bund eintritt?

Mortje. Wie heißt das Geſammt-Oeſterreich; auch das Geſammt-Preußen tritt in den deutſchen Bund, und ſoll noch das Stückchen Neuenburg in der Schweiz zu haben, damit es ſich in ſeiner Geſammtheit ein Biſchen anſehnlicher ausnimmt. Frankreich hat doch auch deutſche Provinzen; kann es auch in den deutſchen Bund eintreten und das übrige Geſammt-Frankreich mitbringen. Und England hat doch die Inſel Helgoland. Kann es auf dieſe Inſel hin auch eintreten und Großbritannien und Irland und alle ſeine Colonien mitbringen. Alles beſſer als Krieg.

Schimmen. Aber ſie wechſeln doch ernſthafte Noten.

Mortje. Was thu ich mit Noten, Noten ſind Papier, und Krieg koſtet baar Geld. Werden die Regierungen baar Geld ausgeben und Krieg führen, da ſie im

Frieden können Papier ausgeben und dafür einnehmen baar Geld.

Schimmen. Man hat doch Furcht, daß die Truppenanhäufung der Oeſterreicher an der piemonteſiſchen Grenze etwas zu bedeuten haben könnte, weil ein Armeecorps von 25—30,000 Mann dagegen aufgeſtellt wird.

Mortje. Die Schmuh haben wir ſchon hundert Mal gehabt. Wenn Oeſterreich einen ernſten Feldzug vorhätte, würde es doch den General Wrangel nicht dazu einladen. Aber weil es nur eine Parade machen will, läßt es ihn kommen wegen ſeiner Verdienſte von 1848.

Schimmen. Was hört man von Koſſuth, iſt er ſchon eingeſchifft nach Amerika?

Mortje. Ich glaube ſogar er iſt ſchon in Malta angekommen, denn dieſe Nachricht kommt über Trieſt, und von daher werden ſie eher zu viel als zu wenig ſagen. Ein öſterreichiſcher Commiſſair reiſt mit ihm, damit er unterwegs nicht, vielleicht in London, einmal einkehrt und die Flüchtlinge dort aufhetzt. — Aus Trieſt wird auch geſchrieben, und der „Lloyd" ſagt für ganz gewiß, daß die Frage wegen der Erbfolge bei Erlöſchung des Mannesſtammes vom däniſchen Königshauſe ſo gut wie entſchieden ſei, und daß die Linie Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg zur Herrſchaft in Dänemark und den Herzogthümern gelangen wird, aber das muß ſich erſt noch beſſer beſtätigen.

Schimmen. Die Schabbesabende werden ebbes ſo lang. Man weiß nicht mehr damit zu bleiben. Erzählt mir was Neues, Rebbe Mortje, und ſolltet Ihr es aus der Luft greifen.

Mortje. Was, brauch ich aus der Luft was zu greifen, wenn aus der Luft was gefallen iſt? Aber das iſt eine traurige Geſchichte. Der Luftſchiffer Tardini ging auf in Kopenhagen mit einer Frau und einem Kinde. In der Nähe von Kangelund litt der Ballon große Gefahr! Wie er verunglückt iſt, wie es Tardini machte, die Frau und das Kind zu retten, das weiß bis jetzt noch Niemand. Doch weil die Frau und das Kind nicht mehr in der Gondel waren, war der Ballon wieder um ſo leichter, ging wieder in die Höhe, und Tardini wollte ſeinen Ballon nicht im Stiche laſſen. Der liebe Gott weiß ganz allein was ihm auf der weiteren Luftreiſe begegnete. — Bei Kalabotſtrand, unweit Falkekrön, fand man ſeine Leiche, unbekleidet. Bei Kratew im Mecklenburgiſchen, auf der

See kam der Ballon nieder und die Gondel war ſehr durchnäßt, denn der Ballon hatte ſie geſchleift in den See. Unter andern fand man in der Gondel einen Stiefel. Vermuthlich hatte Tardini ſich ſeiner Kleidung entledigen wollen, um ſich durch Schwimmen zu retten.

Vögelche. Nebbich, nebbich!

Schimmen. War es ſeine eigne Frau und Kind, die er bei ſich in der Gondel hatte?

Mortje. Das weiß man nicht.

Vögelche. Welch ein Unglück, auf einer Luftreiſe zu verunglücken!

Mortje. Die Reiſen zu Land und zu Waſſer gerathen beſſer. Fürſt Metternich, ſehr gefeiert von allen Fürſten, iſt glücklich in Wien angelangt, und der Bürgervorſteher Stechan hat ſich zu Fuß gemacht auf den Weg nach Bremen. Man hat ihn nicht weit von dort eingeholt mit einem Wagen nach Bremen, und in Bremen lag ſegelfertig ein Dampfſchiff, um ihn zu bringen nach Amerika. Ob er unterwegs fetirt worden iſt von den Demokraten, wie Metternich unterwegs von den Fürſten, darüber melden die Zeitungen nichts.

Vögelche. So iſt Stechan glücklich entkommen?

Mortje. Glücklich? Er iſt entkommen wie er ging und ſtand, und ſein Vermögen wird einſtweilen vom Staate zurückbehalten. Aber Metternich iſt glücklich in Wien angelangt und wird blende Pracht um ſich verbreiten, damit um die Hoffnung der Regierung aufrecht zu erhalten: er werde ſie entſchädigen für alle die Stürme und Verlüſte, die ſie ausgeſtanden hat. Von Stechan hofft man, er werde Möbel, Kiſten und Särge für die freien Nordamerikaner zimmern und eine ſchöne, reiche Nordamerikanerin heirathen, denn Stechan iſt ein hoffnungsvoller junger Menſch, und Metternich ein hoffnungsvoller alter Menſch. — Ob wohl die Regierungen eben ſo viel Glück haben werden mit ihm, als ſie Unglück haben mit ihren Demokraten?

Vögelche. Wie heißt? ſie haben Unglück mit den Demokraten?

Mortje Die Polizei von ganz Europa arretirt und hausſucht immerfort nach einer Verſchwörung und gewinnt dabei nichts anders als Arreſtanten und Papiere. Nun iſt das die Verſchwörung, aber wo bleiben die Hochverräther? Nennen Sie das Glück oder Unglück?

Schimmen. In Emmes, wo bleibt die Katz, ich will ſagen die Hochverräther?

Mortje. Wie heißt, wo ſie bleiben? Werdet Ihr eſſen eine treifann Katz für ein koſcheres Schmorkätzchen. Als die Polizei ſieht, daß ſie arretirt hat lauter demokratiſche Katzen, aus welchen alles Setzen, Unterſuchen und Auslegen keine demokratiſchen Schmorſtückchen macht, deshalb läßt ſie die Katzen wieder frei.

Vögelche. Aber es ſind doch ſo viele Hochverräther in England und Amerika?

Mortje. Als die Katz iſt in London und in Amerika, mögen ſie ſie eſſen als Schmorkätzchen in contumaciam. So verurtheilten die Gerichte die Hochverräther, die ſie nicht haben, in contumaciam. Was ſoll ich Ihnen ſagen? da iſt ein Graf Reichenbach, der iſt verurtheilt zum Zuchthaus, er ſoll ſpulen zur Veredlung der Züchtlingsgefühle. Kleinigkeit! wie vornehm muß ſich ein Züchtling vorkommen, wenn er ſich ſagen kann: Ich habe geſpult wie ein Graf. Mein lieber Graf aber iſt gegangen nach London und die preußiſche Polizei macht ein trübſeliges Geſicht wie ein krankes Kind, dem, ſeit Kinkel, abgeht der zweite Spulwurm. Ich will Ihnen noch mehr ſagen! Welche Chuzze hat Franz Raveaux gehabt. Er wird in Celle verurtheilt zum Tode mit dem Beil, und geht nach Belgien und ſtirbt an einer Bruſtkrankheit. Wenn Franz Raveaux in den Himmel kommt und der liebe Gott fragt ihn: „Franz Raveaux, woran biſt Du geſtorben?" und Franz Raveaux ſagt: „Lieber Gott! Ich bin geſtorben eines natürlichen Todes, nach den Geſetzen der Heilkunſt (lege artis), indem zwei Aerzte mir die Recepte dazu verſchrieben haben", wird der liebe Gott ſagen: „Franz Reveaux, was thue ich mit Deinen natürlichen Tod, Du hätteſt ſterben ſollen den unnatürlichen Tod, den Deine Regierung Dir verſchrieben hat, nach dem Recepte der Völkerärzte, ich will ſagen, Deiner Richter. Denn warum? was thue ich mit der Natur? Ich bin der allmächtige Gott und kann mir Natur machen ſo viel ich will. Aber ich will haben Ruhe und Ordnung in meinem Himmel ſo gut wie die Könige auf Erden. Denn warum?

Ich bin der König der Könige.“ — Ein armes Schulmeiſterche nebbich, Namens Wander, iſt zurückgekommen von Amerika, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld. Es hat es nicht aushalten können für ſtrafbar zu gelten und ein auswärtiger Aufwiegler und Preßverbrecher zu ſein, und hat ſich ausgeliefert der Polizei. Nur weil er gemacht hat eine ſo große Reiſe, hat er zwei Tage verlangt, um ſich zu erholen. — Wie heißt Erholung? Wo ſo ſtarke Nachfrage iſt nach Hochverräthern, wo die Eingefangenen nicht der Mühe werth ſind, und wo man einen Auswärtigen noch gar nicht hat? Das Schulmeiſterche haben ſie wie eine große Seltenheit ſogleich eingeſteckt; und in Berlin werden im November alle Polizeipräſidenten, Präfecten und Directoren von Paris, Warſchau, Wien, Stuttgart, München, Dresden und Hannover zuſammenkommen, um ſich zu berathen, wie dieſe große europäiſche Verſchwörung zu behandeln ſein wird. Mag die Verſchwörung da ſein oder nicht, für's Erſte hat man einen Vorwand zu Maßregeln. In Tilſit, Halle, Zeitz, Weißenfels u. ſ. w. werden die freien Gemeinden aufgehoben und ihre Bibliotheken und Schriften in Beſchlag genommen. Warum? Es könnte ſein, daß die freien Gemeinden mit politiſchen Vereinen in Verbindung ſtehen. In Hannover, wo die Bürgerwehr noch ſchwarz-roth-goldene Fahnen hat und zur Parade „Das deutſche Vaterland“ ſpielte, mußte ſie ihr Hauptwachthaus dem Militair einräumen, und wird nicht mehr ſalutirt, wenn ſie vorüberzieht. — Die Niederſächſiſche Zeitung ſelbſt ſieht ein, daß ſie ſich mit ihrer Redaction nicht mehr auszeichnen kann. Es wird jetzt zu viel darin geleiſtet, und ſie kann mit dem Bundestag nicht länger concurriren. Sie hat ſich daher entſchloſſen, vom 1. October an nicht mehr zu erſcheinen und das iſt das beſte Geſchäft, was ſie noch gemacht hat, wobei ſie ſpart eine Menge Geld, welche das Erſcheinen, das Umſonſt- geliefert und Nicht-geleſen werden, ihr bisher gekoſtet hat.

Schimmen. In Emmes, Rebbe Mortje, Deutſchland gefällt mir nicht mehr, mit ſammt all ſeinem Kuddelmuddel, der mit hinein will in den deutſchen Bund.

Mortje. Wie heißt? Was hat Ihnen Deutſchland zuwider gethan?

Schimmen. Die Anarchie wird mir zu groß. Rebbich die Polizei und die Fürſten! Was haben ſie ſich ſchon für Mühe gegeben mit Belagerungszuſtand und Vereinstodtmachung; mit Reviſionsluſtbarkeiten und auf das Maul geſchlagenem Kammerſouverainitätskitzel. Was haben ſie nicht ſchon gemacht für ein Aufhebens von Grundrechten und Fröbelſchen Kindergärten, von neukatholiſcher Andacht und Freiengemeinſchafts-Gottesdienſt und immerfort wird anarchirt, was Zeug halten will. Sie haben ausgebraucht eine ganze Apotheke wie jener Pollack, der ſein Ungeziefer hat los ſein wollen, bis ihm der Apotheker geſagt hat, polniſche Kinnem ſind nicht todt zu machen.

Mortje. Wo wird denn anarchirt? Ich ſehe es nicht.

Schimmen. Ich bitte Euch, Rebbe Mortje! Seht doch, wie die Preſſe anarchirt. Alle Minute wird verboten ein Anzeiger und ein Roman und ein Tageblatt und ein Lexikon und wird verurtheilt auf 15 Monate Exemplare und Vernichtung des Zuchthauſes.

Mortje. Seid Mauchel, Rebbe Schimmen. Ihr habt ſagen wollen, auf 15 Monat Zuchthaus und Vernichtung der Exemplare.

Schimmen. Chatſchmuh, Zuchthaus und Exemplare! Wo ſolche exemplariſche Strafe ſtattfindet, muß doch Anarchie ſein.

Mortje. Aber wo, wo iſt ſie denn?

Schimmen. Das heißt eine Frage, wo ſie iſt. — Das ſteckt in der Luft! Man iſt ſeines Lebens vor ihr nicht ſicher. Ich ſitze da ruhig auf meinem beſten Jomtoff und leſe ein Blatt oder Buch und bin in meinen Gedanken dabei nebbich ſo unſchuldig wie ein Lamm. Mit einem Male habe ich eingeſogen das Gift der Anarchie und es verbrennt mir meine koſcheren Gedärme und ich fühle nicht einmal Schmerzen. — Da iſt England ein anderes Land, da macht die Preſſe keine Anarchie, da iſt blos freie Meinungsaustauſcherei; da drucken ſie das Verwogenſte und Tollſte und wo irgend eine Putz, ein Stuß oder eine Aufwiegelei ſich kund thut, fällt Alles darüber her.

Vögelche. Wer? Die Konſtabler?

Schimmen. Maße Becheime. Die andern Zeitungen und hauen die Putzenmacher und Rebeller auf die Schnut.

Vögelche. Giebt es denn in England auch Rebeller?

Schimmen. Maße Becheime, wo ſollen die Rebellen da herkommen. In England iſt doch keine Anarchie.

Vögelche. Woher giebt es denn keine Anarchie in England?

Schimmen. Weil es keine heimliche Wühler giebt. In England wühlt Jeder öffentlich und läßt ſich öffentlich ufwiegeln und es ſchadet ihm nichts. So ein Engländer iſt ein Chairoh, da geht er am hellen Tage in ſeine Volksverſammlung und läßt ſich ufwiegeln, daß er keinen trocknen Faden am ganzen Leibe behält. Nachher geht er zu Hauſe, zieht ſich ein reines Hemd an und trinkt ein Glas Portwein und dann iſt's vorbei. — Ein Deutſcher könnte nebbich den bittern Tod davon haben.

Vögelche. Kann denn ein Deutſcher nicht ſo viel vertragen wie ein Engländer?

Schimmen. Ein Deutſcher kann gar nichts vertragen. Wie er in eine Volksverſammlung geht, wird er gleich aufgelöſt.

Vögelche. Lieber Vater, woher kömmt es, daß Goethe noch nicht verboten iſt. Ich habe in Goethe einige Stellen geleſen, die mich aufgewiegelt haben, ich weiß ſelbſt nicht wie.

Schimmen. Goethe iſt gedruckt in ruhigen Zeiten.

Vögelche. Aber wenn die Schriften ſo großer Männer von früheren Zeiten Anarchie-Grundſätze enthalten, was hilft es, daß ſie nur das jetzige kleine Büchergeſindel confiſciren.

Schimmen. Es hilft nichts.

Vögelche. Warum wird denn confiſcirt?

Schimmen. Warum? — Darum?

Mortje. Soll ich Euch was ſagen, Rebbe Schimmen. Wenn ſie alle Bücher von der Welt confiſciren, ſo hilft das auch nichts, denn der Geiſt kann nicht confiſcirt werden.

Schimmen. Rebbe Mortje, wem ſagt Ihr das. Bin ich ein Balmitzwebocher, daß ich nicht weiß, der Geiſt kann nicht confiſcirt werden?

Mortje. Es giebt doch viele Menſchen, die das nicht wiſſen.

Schimmen. Das ſind keine Menſchen, das ſind grobbe Chamaurem.

Mortje. Wenn ich bedenke, was alles für verſchwarzte Religionsſekten in England ſind, ſo ärgere ich mich über die Schlemieligkeit der freien Gemeinden.

Schimmen. Warum? Was thun die für Schlemieligkeiten?

Mortje. Sie treiben Politik unter dem Deckmantel.

Schimmen. Unter was für einen Deckmantel?

Mortje. Oßer wenn ich weiß, ob es eine Feder-

oder Stepp- oder Flanelldecke iſt. Aber die politiſchen Beſtrebungen ſind verborgen unter einem Deckmantel und dieſer Deckmantel iſt auch verborgen.

Schimmen. Wo iſt er denn verborgen?

Mortje. Das weiß noch kein Menſch, darum werden jetzt eben ſo viele Hausſuchungen gehalten.

Vögelche. Lieber Vater, wenn die Polizei nun bei einer Hausſuchung einen politiſchen Deckmantel findet, was macht ſie damit?

Schimmen. Sie confiscirt ihn.

Vögelche. Und die politiſchen Verbrecher weiſt ſie aus?

Schimmen. Verſteht ſich.

Vögelche. Gott wie unrecht. Die Verbrecher auszuweiſen und bei dieſer Jahreszeit ihnen nicht einmal die Mäntel zu laſſen.

Schimmen. Dem Schwarzenberg muß doch die Galle eppes gewaltig überlaufen, weil Koſſuth nach England geht.

Mortje. Wenn ihm ſchon die Galle überläuft, weil Koſſuth nach England geht, wie wird ihm erſt die Galle überlaufen, wenn Koſſuth von England wiederkommt.

Schimmen. Gott der Gerechte. Aus Aerger, weil die Türken Koſſuth haben frei gegeben, hat er auch zuſammengezogen ein Armeecorps an der türkiſchen Grenze.

Mortje. Die Türken haben ſich nicht gefürchtet vor den Ruſſen und haben Koſſuth frei gegeben; werden ſie ſich fürchten jetzt vor ihm? Mag er ein Armeecorps zuſammenziehen an der engliſchen Grenze.

Schimmen. Gebt Acht, Rebbe Mortje. Es wird wegen Koſſuth eine Note nach England erlaſſen.

Mortje. Laß ihn erlaſſen, was er will. Schwarzenberg hat doch außer Cours geſetzt die Koſſuthnoten, werden die Engländer ſeine Koſſuthnote auch nicht reſpectiren.

Schimmen. Ebbes eine gewaltige Chanude treiben ſie in England mit Koſſuth, die Zeitungen trompeten und die Bürger trommeln, und die Corporationen pauken und die Muſikanten ſpielen Violin und Baß, und das Volk tanzt und ſpringt. Die Engländer ärgern Schwarzenberg und wir werden ſeine Galle kriegen. Sie haben das Naches (Vergnügen) und wir werden kriegen die Makes (Schläge).

Mortje. Sie ſchämen ſich, weil ſie ſo ungezogen waren gegen Heinau, und darum thun ſie jetzt auf einmal einem Fremden alle mögliche Kowet an. Und wenn Schwarzenberg ſich jetzt ſchon ärgert über die Kowet, die Koſſuth in London hat, wird er platzen über die Kowet, die Koſſuth in Amerika findet.

Vögelche. Es iſt doch ſonderbar, in Oeſterreich bauen ſie Koſſuth einen Galgen und in England eine Ehrenpforte.

Schimmen. Was biſt Du für ein Schaute! Gönne Oeſterreich den Galgen und England die Ehrenpforte.

Iſraelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band V.

Die Prinzeſſin. — Julius Arnſteiner's Beſchau.

Von

Leopold Kompert.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

I.

Die Prinzeſſin.

II.

Julius Arnſteiner's Beſchau.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Die Prinzeſſin.

I.

Der Bauer.

Aus grüner Frühlingsſaat hebt ſich eine Lerche hoch in die klare Morgenluft; bald in engeren, bald in weiteren Kreiſen dringt ſie himmelan, und ſingt Dem ihr Loblied, der ſein Auge mit Luſt weilen läßt an jeder freien Regung ſeiner Kreatur, an der flatternden Mücke ſo gut, wie an dem im Waldesſchatten ſpielenden Rehe. Weiß die Lerche, aus weſſen Saat ſie ſich erhoben? wer mit dem Pflugeiſen die Furchen in dieſen Acker geſchnitten? wer das goldene Korn hineingeworfen hat, daß es ihr eine bergende Wohnung geworden iſt? Ob ſie es weiß! Hebt ſie ſich doch aus einem freien Felde empor!

In Böhmen iſt jetzt mancher Bauernhof, groß, hell und geräumig, mit Scheuern und Ställen, Äckern und Wieſen, Garten und Wald dazu, auf dem Leute, die noch vor zehn Jahren in der dumpfen „Gaſſe“

irgend einer Gemeinde gehauſt haben, nun als wirkliche „Freiherren“ ſitzen; und zwar leiten ſie dieſen Titel nicht von einem vergilbten und verknitterten Pergamente, ſondern von etwas ganz Anderem her, was nicht verwiſcht und nicht zerriſſen werden kann, was von Tag zu Tag altert und doch ewig jung bleibt, nämlich von der Mutter Erde ſelbſt, von der einige freie Schollen ihnen gehören!

Ja! Land und Wieſe, Acker und Garten, Wald und Boden gehört jetzt Manchem aus der „Gaſſe“ und der Boden iſt nicht verdorben, der Hof nicht verkommen; die Schwalbe niſtet dort, wie in früheren Zeiten, und wenn Gott ein gutes Jahr geben will, ſo gedeiht der Halm jetzt wie damals, als Wáclaw und Honza aufs Feld hinausfuhren, nicht Anſchel oder Ruben. In Böhmen ſitzt jetzt Mancher hoch oben auf einem mit Garben belaſteten Wagen, und lenkt mit kundiger Hand ſeine Roſſe durch das enge Hofthor ein, der noch vor einigen Jahren hinter verſchoſſenen Weſten und Kottonſtoffen die Kunden anrief! Mancher ſteht im heißen Sonnenbrande auf dem Felde und ſchwingt die gewaltige Senſe, der vor noch nicht langer Zeit in Hitze und Kälte um ein Haſenhäutchen feilſchte. Mancher zimmert mit Axt und Säge im Hauſe herum, der ehedem bei dem kleinſten Gebrechen, das irgendwo zur

Schau trat, um Zimmermann und Tiſchler rief. Manches Auge iſt ſcharfblickend und muthig geworden, das nun ohne Erſchrecken hoch oben auf dem Kirchthurme den Dachdecker hanthieren ſieht, was es bekanntlich früher ſelten vermocht hat.

Fürwahr! Wie Opferduft ſteigt der Segen, der in der eigenen Scholle liegt, zum Himmel empor, und wie Wenige auch verhältnißmäßig unter ſo viel ſehnenden Herzen ſich deſſen erfreuen, was wunderbar kräftigend in dem Worte: Hof und Acker liegt — die kleine Lerche freut ſich doch darüber. Hebt ſie ſich doch aus manchem freien Felde himmelan! . . .

Gehen wir wieder auf Dorf hinaus!

Von der Prager Landſtraße ab führt ein Seitenweg hinaus; es iſt ein ſelten befahrener Weg, der ſich da zwiſchen Kornfeldern rechts und links, zwiſchen Wieſen und theilweiſem Waldland, wie es der Charakter der böhmiſchen Landſchaft mit ſich bringt, in jenes Dorf hinauszieht. Nur zweimal in der Woche, wenn es Wochenmarkt in der benachbarten Kreisſtadt gibt, belebt ſich die einſame Straße; große Wagenzüge bewegen ſich dann in den tiefgefurchten Geleiſen, und bringen das Erträgniß des Feldes dahin, wo Abſatz zu hoffen iſt. Zweimal in der Woche läßt auch Rebb Feiwel „Bauer,“ wie er weit und breit in der

Umgegend heißt, ſeine Roſſe anſpannen, und dann fährt entweder er ſelbſt, oder ſein Sohn Joſef zu Markt; zumeiſt aber liegt dieſes Geſchäft dem Sohne ob, der Wind und Wetter beſſer vertragen kann, als der alte Bauer.

Der alte Bauer! Wer ſich unter ihm ein granhaariges Männchen mit eingebogenen Knieen und ſchlotternden Gliedern denken wollte, wie würde der ſich täuſchen und dem wirklicken Bilde ferne ſtehen. Das iſt ein kraftvoller alter Menſch in der beſten Bedeutung dieſes Wortes, und wiewohl ſchon hoch in den Sechzigen ſtehend, würde er Jeden wie ein „Trenderl“ wegblaſen, der ſich unterſtehen wollte, ihm beim Aufladen des ſchwerſten Sackes mit Getreide behilflich zu ſein. Ja, das kann der „alte“ Bauer, und er kann noch mehr. Das wildeſte Pferd ſo mit der gewaltigen Fauſt zu packen, daß es ſteht, und willig ſeinen Meiſter anerkennt, das wird ihm in den „Gaſſen“ ſobald Keiner nachthun. Wenn er angethan mit ſeiner Jacke von ſchwarzem Mancheſter und in den gelbledernen Hoſen ſich aufrichtet, oder wenn er beim Morgengebet die Tefillin von dem nervigen Arme herabnimmt, dann hat es ein Ausſehen, als könnte er ſich ſelbſt von den Himmliſchen nichts gefallen laſſen, als thue er nur gleichſam ſeine Schuldigkeit, und weiter auch nichts mehr.

Freilich, der alte Bauer hat ſein ganzes Leben auf dieſem Dorfe zugebracht; der Hof, auf dem er jetzt als ſelbſteigener Herr ſitzt, ward ſeit undenklichen Zeiten von ſeinen Vorfahren als Pächtern bewirthſchaftet. Mit den feinſten Fiebern ſeiner Seele wurzelt er in dem Boden ſeiner Heimat, in der er groß und ſtark geworden war. Selten kam er über die Gemarkung ſeines Dorfes hinaus, er mußte denn zur Kreisſtadt hin; vor den Leuten in den „Gemeinden“ hatte er eine beſondere Scheu, er fühlte ſich nicht wohl, wenn ihn Geſchäfte einmal zu ihnen führten. Er war wirklich ein Bauer nach innen und außen, und verdiente dieſen Beinamen ſo gut, als er nur je Einem war beigelegt worden. Wenn er einmal im Jahre in einer „Kille“ erſchien, der in Sprache, Benehmen und Kleidung ungeſchlachte Mann, dann ward er faſt mit Blicken betrachtet, als ſei er einer Menagerie entſprungen, und Jedes ging dem „Bauer“ gern aus dem Wege.

Wer die Augen öffnen will, nicht mit aller Gewalt vor dem Lichte verſchließen, der kann bald gewahr werden, daß Geſtalten wie unſer Feiwel Bauer ſchon längſt jene allzeit fertige Doktrin zerſtört haben, die

Leute aus den „Gaſſen“ könnten niemals Eins mit dem „Ganzen“ werden, und in ihrem Blute ſtecke etwas, das ſie gewaltſam ſchiede von der Anderen Trachten und Anſchauung. Natürlich! Wer ſich Gottes lebendige Welt ſo kleinlich vorſtellen kann, daß er die geſammte Menſchheit gleichſam nur auf einer Tonart ſpielen laſſen will, dem wird Rebb Feiwel eben kein Bauer ſein. Er wird tauſend und abermal tauſend Unterſchiede herausgrübeln, einen feiner als den anderen, faſt ſo fein, daß ſie eben nur ſein Auge entdecken konnte; und wenn das trotz allem dem nichts nützt, weil dagegen viel ſiegreichere Gründe aufgeſtellt werden können, wird er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagen und ausrufen: Zur eigenen Scholle ſei er doch nicht befähigt! Da iſt denn Schweigen beſſer als Reden, und Leute wie Feiwel Bauer mögen zuſehen, wie ſie mit jener geballten Fauſt fertig werden.

Einſtweilen wird er auch zur Genüge fertig. Er läßt ſeine gefüllten Scheuern, das brüllende Rind in den Ställen, den Pflug, den ſein eigener Sohn führt, und endlich die kleine Lerche für ſich ſprechen, die ſich in ſeinem Felde heimiſch fühlt. Daß es aber anders ſein könne, daran denkt er nicht! Feiwel Bauer ohne Acker und Dorf! ohne Mancheſterjacke und Lederhoſen! mit einem Haſenhäutchen auf dem Rücken durch die

Dörfer hauſiren gehend, er, der ſtolze, reckenhafte Bauer! Sagt ihm doch das, die ihr ihm die eigene Scholle mißgönnt, es wäre nicht unmöglich, daß eine ſolche Figur wieder aus ihm werden könnte. Er wird euch nicht auslachen, er wird es einfach nicht glauben, denn er iſt eben kein „politiſcher“ Kopf. Kann man wohl einem Menſchen Arme und Beine abhauen, und ihm dann zurufen: „Jetzt geh', und hebe einen Sack Getreide auf! ſpringe und tanze.“ Einen ähnlichen Gedanken vermöchte vielleicht Feiwel Bauer zu denken, vielleicht auch nicht.

Es iſt beſſer, wenn er überhaupt nicht zu denken hat.

II.

Ein Brief.

Unter einem Kirſchenbaum, der faſt bis zum Boden fruchtbeladene Aeſte herabgeſenkt hatte, ſaß auf einer Bank eine ſtattliche Frau, in halb ſtädtiſcher, halb bäuerlicher Kleidung. Sie hielt einen Brief, und ſchien darin eifrig zu leſen. Oben in den Zweigen über ihrem Haupte krachte es zuweilen, zuweilen kollerte auch eine rothwangige Kirſche zu ihren Füßen nieder, was ſie aber im Leſen nicht ſonderlich zu ſtören ſchien. Mehr thaten es die glitzernden Sonnenſtrahlen, die wie aufgelöſte goldene Fäden über ihr Antlitz und das Papier fielen. Sie rieb ſich öfters die Augen, rückte den Brief näher an ſie, aber es ſchien eben nicht, als förderte ſie dieß in dem ſchwierigen Geſchäfte. Verdrießlich legte ſie das Schreiben endlich zuſammen, und ſprach halblaut vor ſich hin:

„Ich weiß gar nicht, was die Sonn' heut' will, ſie ſcheint mir faſt die Augen heraus.“

Jemand mußte dieſe Worte gehört haben, denn in den Zweigen des Kirſchenbaumes krachte es ſtärker, und ein Kichern ward vernehmbar, das der ſtattlichen Bäuerin nicht entging.

„Lachſt mich aus?“ rief ſie ärgerlich zum Baume hinauf.

Wieder krachte es in den Aeſten und eine wurmſtichige Kirſche fiel gerade vor der Bäuerin in das Gras. Sie bückte ſich nieder, und warf ſie weit weg von ſich.

„Ich lach' die Sonn' aus, Mutter!“ erſcholl eine Stimme vom Baume.

Die ſtattliche Frau ſchien einen Augenblick über dieſe Antwort nachzudenken, dann rief ſie mit einer Art ſtrenger Entſchiedenheit:

„Komm' ein Biſſel herunter, Corporal, ich brauch' Dich."

„Gleich, mein Herr Oberſt," kam es aus den dichten Zweigen des Baumes zurück, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand ein kräftiger brauner Burſche, man wußte faſt nicht, war er aus der Luft oder aus dem Boden geſtiegen, vor der Bäuerin. Er trug eine „Commiskappe," die ihn als ehemaligen Soldaten bezeichnete; übrigens war er nach landesüblicher Sitte gekleidet.

„Was wünſchen der Herr Oberſt?" ſagte er, indem er ſich kerzengerade vor die Bäuerin hinſtellte, und militäriſch grüßend die eine Hand an die Kappe legte.

Uiber das Antlitz der Bäuerin flog ein breites Lächeln; ſie ſah den braunen Burſchen einen Augenblick mit Wohlgefallen an.

„Biſt noch immer der Alte," rief ſie, „meinſt, du biſt noch in deiner Caſerne, Joſef. Wann denn einmal wirſt du das vergeſſen?"

„Niemals, Mutter," rief Joſef mit Beſtimmtheit und ließ die Hand von der Kappe los. „Ich hab' einmal einen Feldwebel gehabt, der hat immer geſagt: in jedem Haus ſollt' der Mann der Regimentsinhaber, von welchem das Regiment den Namen führt, ſein die Frau aber der Oberſt, die eigentlich kommandirt. Mutter Leben, du biſt der Oberſt!“

Die Bäuerin lachte hell auf, daß es weithin durch den Garten ſcholl.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ rief ſie, und ſtemmte ihre Arme in die Seiten, „dein Feldwebel muß einen Kopf von Eiſen und Stahl gehabt haben.“

„Ein rechter Feldwebel muß auch einen Kopf haben!“ meinte der ehemalige Soldat im Tone der tiefſten Uiberzeugung.

Auf Oſtern war es erſt ein Jahr geworden, daß Joſef ſeine achtjährige Dienſtzeit vollendet hatte; weil er leſen und ſchreiben gelernt, hatte er es ſchon in den erſten Monaten bis zum „Korporal“ gebracht, und dieſen Namen behielt er bei, als er nach erlangtem Abſchied in das väterliche Haus heimgekehrt war. Man hatte ſeiner in dem großen Bauernhofe bedurft, und trotzdem er beim Militair hatte bleiben wollen, waren die Eltern darauf beſtanden, daß er den rechtmäßigen Abſchied bekam. Seitdem war der Korporal im Hauſe eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden.

„Gut,“ ſagte die Bäuerin, „du hätteſt ja auch einmal können ein Feldwebel werden, ſoglich mußt du doch Kopf haben. Vielleicht kennſt du dich da in dem Brief aus; ich leſ' und leſ', und Gott der Lebendige weiß, wie das zugeht! Wenn ich von einer Zeile den Sinn herausgebracht habe, ſo find' ich den Weg zu der andern nicht, es iſt mir immer, als möcht' Einer vor meinen Augen mit einer Peitſche herumknallen. Dazu ſchreibt die heutige Welt eine Schrift, die iſt ſo fein, wie wenn ſie mit lauter Sand geſchrieben wär'! Da ſieh her, ob das zu leſen iſt, und zu guter Letzt iſt's noch teutſche Schrift . . . wie ich die habe anfangen wollen zu leſen, hat die Sonne mit einer Gewalt geſchienen — die Augen hat ſie mir faſt herausgebrannt.“

Die letzten Worte hatte die Bäuerin, halbabgewandt, beinahe mit Verſchämtheit geſagt.

Der ehemalige Korporal nahm den Brief, den ihm die Bäuerin gab, mit einer etwas ungeſchickten Handbewegung; es fehlten ihm nämlich an der rechten Hand die zwei mittleren Finger, die irgendwo in Ungarn auf dem Schlachtfelde begraben lagen. Der Bäuerin zuckte es bei dieſem Anblicke wie ein jäher Schmerz über das volle Antlitz.

„Kannſt auch vor der Sonn' nicht leſen?“ fragte ſie nach einer langen Pauſe, während welcher der einſtige Soldat den Brief nach deſſen ganzen Inhalt durchzufliegen die Zeit hatte. „Geht's Dir wie mir?“

„Das nicht, Mutter,“ meinte Joſef, „die Sonn' liegt mir nicht auf, aber da am End' vom Brief ſteht etwas, das könnt' ſelbſt mein Feldwebel nicht verſtehen, der doch einen Kopf von Eiſen und Stahl gehabt hat.“

„Du meinſt das Teutſchgeſchriebene,“ rief die Bäuerin. „Kannſt du denn Teutſches nicht leſen? Ich mein' doch, du haſt's gelernt?“

„Mir nichts, dir nichts wird man kein Korporal,“ ſagte der Soldat mit einem leicht erklärlichen Stolze.

„Setz' dich her zu mir, Joſef,“ ſagte die Bäuerin raſch, „und lies mir den Brief vor, wie er geht und ſteht. Zwei Köpf' wie ich und du werden doch herausbringen, was man da ſchreibt. Erſt aber lieſ' das Feine, dann das Teutſche.“

Sie meinte mit dem Feinen die jüdiſche Currentſchrift, deren man ſich noch jetzt in der „Gaſſe“ bedient, und in welcher der erſte Theil des Briefes abgefaßt war.

Der Soldat ſetzte ſich neben ſie hin und begann nach einer Weile:

„Herzliebſte Gitel Leben!“

„Von wem iſt denn der Brief?“ unterbrach ihn die Bäuerin, ohne zu bedenken, daß ſie eigentlich ihre etwas mangelhafte Leſekunſt verrieth.

„Unterſchrieben ſteht: Hannele Ehrenfeld,“ ſagte der Soldat gleichgültig.

„Gott! Lebendiger,“ rief die Bäuerin und that faſt einen Sprung von ihrem Sitze weg, „iſt das nicht die Hannele, die mit mir vor dreißig Jahren in die Schule gegangen iſt?“

„Es ſteht nur unterſchrieben: Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld,“ ſagte der Soldat trockenen Tones.

„Nun, dann iſt ſie es gewiß,“ ſchrie die Bäuerin, „möcht' ſie ſich denn unterſchreiben: Ihre aufrichtige Freundin, wenn ſie's nicht wär'? Ich möcht' meinen Kopf darum geben, daß es dieſelbe Hannele iſt, die vor dreißig Jahren meine beſte Freundin geweſen war; es kann gar keine Andere ſein. Nicht zehn Schritte auseinander haben wir gewohnt; ich hab' den ganzen Tag bei ihr geſteckt, ſie bei mir, wir waren wie Zwillinge. Später ſind wir auseinander gekommen, wie das ſchon unter Mädchen zu gehen pflegt, das Eine muß dahin, das Andere dorthin. Hat denn ein Mädchen einen Willen? Ich hab' deinen Vater genommen und bin auf's Dorf heraus, ſie iſt in der „Gaſſe“ geblieben und hat den reichen Ehrenfeld geheirathet, den ich auch hätte haben können. Ich hab' aber nicht gewollt, weil mir dein Vater lieber war. Seitdem hab' ich ſie nicht geſehen — und jetzt ſchreibt ſie mir nach dreißig Jahren! Hannele Ehrenfeld ſchreibt mir zuerſt! da muß etwas ganz Außerordentliches vorgegangen ſein.“

So hatte die Bäuerin in ununterbrochenem Redefluße ihrer Verwunderung über die Briefſchreiberin Luft gemacht; der Sohn hatte ſie reden laſſen, denn es lag wahrſcheinlich in ſeiner Disziplin, ſeinen Vorgeſetzten in deſſen Rede nicht zu unterbrechen. Dennoch konnte er nicht umhin, als die Mutter nun geendigt hatte, lächelnd zu fragen:

„Darf man ſchon leſen, Herr Oberſt?“

„Um Gottes des Lebendigen Willen,“ rief die Bäuerin mit einem Male faſt entſetzt aus, „Hannele Ehrenfeld wird doch in kein Unglück gekommen ſein . . . ſie wird mich doch nicht etwa brauchen?“

„Sei ruhig, Mutter,“ ſagte lächelnd der Sohn, „brauchen will ſie Dich wohl, aber mit dem Unglück ſieht es gar nicht ſo arg aus.“

Ein tiefer Seufzer kam aus der geängſtigten Seele der wackeren Frau, es ſchien, ſie glaubte der Verſicherung des Sohnes nicht ganz recht. Dann aber ermannte ſie ſich.

„Und jetzt lies, Joſef,“ rief ſie mit großer Entſchiedenheit.

„Herzliebſte Gitel Leben!“ beeilte dieſer ſich zu leſen.

„Sie erinnern ſich gewiß nicht mehr an eine gewiſſe Hannele, die vor mehr als dreißig Jahren iſt

Ihre beſte und treueſte Freundin geweſen. Es war uns aber Beiden von Gott beſtimmt, daß wir nicht ſollten beiſammen bleiben; denn wie hat meine gute Mutter (mit der der Friede ſei!) immer geſagt, wenn die Red' auf die Beſtimmung eines Mädels gekommen iſt? Ein Mädel, hat ſie geſagt, iſt wie ein Federl, man weiß nicht, wo es aus der Luft niederfällt. Und noch Eins, herzliebſte Gitel Leben, wenn man endlich den Mann bekommen hat, und wenn das Federl endlich niedergefallen iſt — dann erſt hat man Beiſpiele auf Beiſpiele in allen möglichen Sorten und Gattungen, daß das Federl gern wieder aufgeflogen und ganz verſchwunden wär'! Beſonders wenn Einem Gott das Unglück zugeſchickt hat, und macht Einen vor der Zeit zur Wittwe. Dreißig Jahre habe ich mit meinem ſeligen Ehrenfeld in Leid und Freud zugebracht, Sie haben ihn ja gekannt, herzliebſte Gitel Leben, was er zur Buß' geſagt, für ein elend Leben auf der Welt geführt hat; er hat nicht eine geſunde Stunde gehabt, und wie er vor zwei Jahren (einen Tag vor Purim hab' ich Jahrzeit) leider Gottes geſtorben iſt, da haben die Doktors geſagt, das was ihm gefehlt hat, iſt ein zu großes Herz geweſen. Gitel Leben! da haben Sie keinen Begriff davon, wie Schweres mir durch den Tod von meinem ſeligen Ehrenfeld geſchehen iſt. Ich hätt' ihn gern noch gepflegt und gewartet, noch einmal und zweimal ſo lange, denn was thut man nicht Alles für einen kranken Mann, aber ſo bald hätt' ihn Gott doch nicht zu ſich rufen müſſen. Was hab' ich jetzt davon, daß ich in der ganzen Welt die reiche und angeſehene Hannele Ehrenfeld heiße? Zu leben hätte ich genug gehabt, dafür hat mein guter Ehrenfeld nicht zu ſterben gebraucht, und mit dem, was ich, Gott ſei Lob und Dank! von ihm habe, hätt' er und ich noch bis zu hundert Jahren können auskommen, und hätten uns nicht brauchen ein grau Haar wachſen laſſen. Es hat aber nicht ſo ſein ſollen, und ſo ſteh' ich jetzt ohne meinen guten Ehrenfeld mutterſeel allein auf der Welt, und weiß nicht, was ich mit dem einzigen Kinde anfangen ſoll. Die Doktoren zerbrechen ſich den Kopf, was meiner Roſel fehlt; der eine räth dies, der andere jenes, aber keiner hat noch gemacht, daß ſie beſſer ausſieht, und friſch und geſund wird. Wenn man ſie fragt: „Roſa Leben, wo leideſt Du? wo thut's Dir weh?“ dann ſchüttelt ſie den Kopf und zeigt aufs Herz! Leider Gottes! Ich will's gar nicht ausſprechen, was meine Meinung über die Krankheit von meiner Roſa iſt, ich glaub' aber, ihr fehlt, was ihrem Vater gefehlt hat, nämlich ein zu großes Herz. Neulich hat mir gar einer von den Doktores, der Dr. Prager, geſagt — ſeinen Vater werden Sie gewiß noch gekannt haben, er hat Schimme Dorfgeher geheißen — des Kindes Krankheit, hat er geſagt, kommt von Überſpannung und von dem vielen Bücherleſen her, und wenn ich nicht wollt', daß ſie langſam dahinſchwinde, ſo müßt' ich ſie auf ein Dorf ſchicken, unter einfache Leute und in geſunde Luft, da könnt' ihr vielleicht noch gut werden. Da hab' ich ihn aber mit allem Reſpekt, den ich vor ihm habe, ganz gut ausgelacht, wie beſchwert auch mein Herz war.

Mein Kind, Hannele Ehrenfelds Tochter, ſoll auf ein Dorf! Und von den Büchern ſollt' ſich ihre Krankheit herſchreiben! So viele Pfund wiegt ſie gar nicht, was ſie an Silber ſchon gekoſtet hat, und franzöſiſch kann ſie beſſer noch als deutſch. Es ſoll Eine auftreten, und ſoll ſo einen Brief ſchreiben, oder aus einem Buche ſo vorleſen, wie meine Roſa! Eine Prinzeſſin iſt auch nicht feiner aufgezogen worden, wie mein Kind! Ich hab' ihn alſo gut ausgelacht meinen Herrn Doktor, und hab' das Kind nicht auf ein Dorf unter die Küh' und Hühner geſchickt, weil das für meine Tochter nichts iſt. Dazu hat ſie ihr Franzöſiſch und Deutſch nicht gelernt, daß ſie in ihrem achtzehnten Jahr ſoll unter einfache Leute gehen! Hab' ich nicht Recht, herzliebſte Gitel Leben? Lebt ſie denn nicht unter einfachen Leuten? Ich verſteh' den Doktor gar nicht, was er damit meint. Weil er mich aber in einem fort ängſtigt, und mir Tag und Nacht vorhält, dem Kind könnte nicht beſſer werden, und es geht mir zu Grunde, ſo hab ich mich doch als Mutter dazu entſchloſſen, und will mir keine Vorwürfe machen. Und wie eine Stimme vom Himmel iſt mir dabei eingefallen, daß ich ſie nirgends beſſer aufgehoben hätte, als bei Ihnen, herzliebſte Gitel Leben. Thun Sie mir aus alter Freundſchaft den Gefallen, und nehmen Sie mein Kind zu ſich, es ſoll bei Ihnen geſund werden. Viel Mühe wird Ihnen das Kind nicht machen, wenn es nur einen Platz hat, wo es ein Buch leſen kann, iſt ſie zufrieden. Ich verlaſſ' mich darauf, daß ich keine Fehlbitte gethan habe, und ſchließe als Ihre aufrichtige Freundin Hannele Ehrenfeld."

Nachſchrift. Sie haben doch gewiß Roß und Wagen? Da könnt' Einer von Ihren Leuten bis Brandeis kommen, das iſt die Hälfte Weges. Da möcht' ich mit meiner Roſa warten, weil ich von meinem Geſchäft nicht lang abweſend ſein kann. Schreiben Sie mir mit umgehender Poſt, und ich werde nicht ermangeln, danach das Meinige einzurichten. Die Obige."

Lautlos hatte die Bäuerin das lange Schriftſtück angehört, unverwandt hatten dabei ihre Blicke an den Lippen des Vorleſers gehangen. Als er jetzt innehielt, ſeufzte ſie tief auf; ſie war heftig bewegt!

„Das iſt ein Rapport! Die verſteht's faſt ſo gut wie unſer Feldwebel,“ ſagte Joſef, indem er ſich erſchöpft an den Baum lehnte.

„Weil Du nicht weißt, wie einer Mutter um's Herz iſt,“ fuhr es heftig aus der Bäuerin, „weil Du gar nicht bedenkſt, was Hannele Ehrenfeld leidet.“

„Wie kommt das dazu?“ fragte lächelnd der Soldat. „Du biſt alſo ſchon fertig mit Deinem Beſchluß?“

„Wie ſo?“ entgegnete die Bäuerin und erröthete, als wäre ſie auf einem verborgenen Gedanken ertappt worden.

„Ich ſeh' Dir's an,“ ſagte Joſef und ſah ſie dabei forſchend an.

„Ich ſoll ſie alſo nicht ins Haus nehmen?“ fragte ſie haſtig, „ich ſoll alſo von Hannele Ehrenfeld, von meiner alten Freundin, mich umſonſt bitten laſſen?“

„Bittet ſie Dich denn?“ meinte Joſef mit einem leichten Anflug von Hohn. „Sie will ihre Tochter nicht zu „einfachen“ Leuten aufs Dorf geben, unter die Küh und Hühner — weil ihrs aber der Doktor ſtreng kommandirt, ſo thut ſie's doch, und ſchickt ſie zu uns. Sonſt hätteſt Du in Deinem ganzen Leben kein Wort von Hannele Ehrenfeld gehört.“

„Geh! geh!“ eiferte die Bäuerin, „was hätt' ſie mir ſchreiben ſollen? Wenn man einmal Hausſorgen hat, ſetzt man ſich zu keiner Correſpondenz hin, und ſchreibt lange Briefe. Hab' ich ihr denn geſchrieben? Jetzt braucht ſie mich — ſchreibt ſie mir.“

„Du willſt ſie alſo wirklich —?“ fragte der Soldat nach einer Weile.

„Ich verſteh' Dich gar nicht, was Du dagegen haſt,“ ſagte die Bäuerin; „auf's Eſſen und Trinken kommt's bei uns nicht an. Was ſoll mich alſo abhalten?“

„Hat der Vater den Brief geſehen?“ fragte dann haſtig der Sohn.

„Er hat mir ihn ja gegeben,“ entgegnete ſie.

„Hat er ihn geleſen?“ rief er haſtig.

„Er hat aber gar nichts geſagt,“ erwiederte ſie, als: Thu, was Du willſt, Gitel. Du weißt ja wie er iſt! Er verliert nicht gern ein übriges Wort, nicht einmal, von wem der Brief iſt, habe ich aus ihm herausgebracht.“

„Und ich, Mutter, ſage Dir,“ rief der einſtige Soldat mit ſtarker Röthe im Geſicht, „ich ſage Dir, wenn mir Hannele Ehrenfeld den ganzen Weg bis zu unſerem Dorf mit Gold pflaſtern möcht', ſo thät ich's auch nicht."

„Um Gotteswillen, warum nicht?" ſagte die Bäuerin erſchrocken.

Joſef ſchien nach einem paſſenden Ausdrucke für ſeine Erregtheit zu ſuchen, ſeine Lippen zuckten wie vor innerem Grimm.

„Weil uns die reiche Hannele Ehrenfeld verachtet," fuhr es böſe aus ihm heraus, „weil ich's nicht ertragen kann, daß man Bauersleute, wie wir ſind, mit Kühen und Ochſen in eine Reih' ſtellt, und endlich zuletzt, weil ich nicht möcht', daß ſo eine Prinzeß, wie ihre Tochter iſt, ſich über uns luſtig macht."

„Wo macht ſie ſich luſtig?" fragte die Bäuerin mit ungläubiger Miene, „ich hab' nichts gehört."

„Weil ich Dir den deutſchen Brief noch nicht vorgeleſen habe," rief Joſe höhniſch, „Du wirſt Deine Wunder erleben, wenn Du ihn hörſt."

„So lies ihn!" ſagte die Bäuerin beſtimmt.

Joſef ſetzte ſich neben die Mutter. Er las die in kühngeſchwungenen deutſchen Buchſtaben geſchriebene Zuſchrift des Mädchens; ſie lautete:

„Sehr neugierig bin ich ſchon darauf, was ich auf dem Dorfe für ein Geſicht machen werde. Es iſt mir eigentlich ganz kurios zu Muth, daß ich da unter Kühe und Erdäpfel kommen ſoll. Enfin (Joſef ſprach dieſes Wort mit deutſcher Accentuirung aus) was ſoll ich thun? Schiller ſagt: Es gibt im Menſchenleben Augenblicke, und ſolch ein Augenblick iſt jetzt für mich gekommen. Leben Sie wohl, und empfangen Sie mit Wohlwollen Ihre ſehr ergebene Dienerin Roſa Ehrenfeld.“

Ein minutenlanges Stillſchweigen waltete zwiſchen den Beiden nach der Vorleſung dieſer Zeilen. Der Sohn unterbrach es zuerſt.

„Und die willſt du dir in's Haus nehmen, Mutter?“ fragte er und lächelte ſehr ſpitzig dazu.

Gitel, die Bäuerin, ſaß anſcheinend in tiefem Sinnen ab, und hatte offenbar die Frage überhört. Mit einem Male ſtand ſie auf, ihr Antlitz war tief geröthet, und ihre noch immer ſchönbraunen Augen leuchteten in einem ungewöhnlichen Feuer.

„Gerad' die!“ ſagte ſie in kraftvollſtem Tone, „gerade die! Das Mädel iſt kränker, als du denkſt!“

Mit raſchen Schritten verließ die ſtattliche Frau den Garten. Der einſtige Soldat ſah ihr verblüfft nach.

III.

Die Prinzeſſin.

Gitel, die Bäuerin, mochte den Einfluß ihres einmal ausgeſprochenen Willens auf Haus und Geſinde kennen; Frauen bleiben ſich in dieſer Hinſicht überall und unter allen Umſtänden gleich. Als ihr Mann, der „alte“ Bauer Rebb Feiwel Mittags vom Felde heimkehrte, trat ſie ihm ſogleich mit der Erklärung entgegen, es müſſe „ſtantepe“ (ſtantepede) an Hannele Ehrenfeld geſchrieben werden, und in den nächſten Tagen müſſe Einer nach Brandeis, um das junge Mädchen von dort abzuholen.

„Warum nicht?“ entgegnete Feiwel in einem Tone, der ſein vollſtes Einverſtändniß vorausſetzen ließ, „warum nicht? am Montag fahr’ ich ohnehin mit Erdäpfeln nach Brandeis, da kann ich die Prinzeſſin gleich von dort mitnehmen.“

„Biſt du auch ſo wie dein Sohn,“ ſchrie ſie dagegen faſt entſetzt, „und willſt eine kranke Perſon auf deine Erdäpfelſäcke ſetzen? Ich will nicht einmal ſagen, daß es Hannele Ehrenfeld’s Tochter iſt. Vielleicht verkaufſt du die Erdäpfel nicht.“

Der alte Bauer kannte die Hofverhältniſſe des

Kaiſers der Birmanen faſt genauer, als die der Freundin ſeiner Frau. Luſtig verſetzte er:

„Es iſt ſchon manche auf einem Erdäpfelſack geſeſſen, die's mit Hannele Ehrenfeld mit ſammt ihrer Tochter aufgenommen hätte.“

„Auf die Erdäpfel wirſt du ſie nicht ſetzen,“ eiferte Gitel, „da könnt' ſie den Tod davon haben. Und wenn ich ſelbſt nach Brandeis kutſchiren müßt', Hanneles Tochter muß mit Ehren bei uns aufgenommen werden; man ſoll nicht ſagen, wir hätten wie Bauern an ihr gehandelt.“

Mit großer Beſtimmtheit erklärte ſie ſodann, wie ſie dieſe ehrenvolle Aufnahme ins Werk ſetzen wolle. Vor Allem müſſe das neue „Kutſchel,“ das ſie jüngſt aus dem Nachlaſſe des Pfarrers gekauft, geputzt und hergerichtet werden; dann müßte man die zwei Schimmel vorſpannen, die beſſer zögen als die arbeitgewohnten Braunen, und beſonders müſſe man darauf ſehen, das ſie weich ſitze, und nicht zu ſehr geſchüttelt werde.

Der alte Bauer brummte etwas vor ſich hin, was Niemand verſtand, es mochte eben nicht voll Feinheit geweſen ſein. Dennoch meinte er nach einer guten Weile, Gitel ſollte zufrieden ſein, er wolle zugleich Glöckchen an die Pferde binden, damit man ſchon von Weiten wüßte, daß er mit Hannele Ehrenfeld's Tochter komme.

„Das laſſ' ja ſein, Feiwel,“ ſagte hierauf die Bäuerin, die dies für Ernſt annahm, „das Klingen mit den Glocken könnt' die Kranke erſchrecken. Das laſſ' ja ſein!“

Da ſchlug der Bauer ein Gelächter auf, daß es wie der Wiederhall eines ſchweren Geſchützes klang, und auch Joſef, der ſeit dem Vorleſen des Briefes mürriſch im Hauſe umherging, ſtimmte herzhaft darin.

„Lacht's nur,“ ſagte Gitel ohne jede Bitterkeit, „Keiner von euch Beiden weiß, wie man mit einem Kranken umgehen muß — und leider Gottes hat Keiner von euch Gefühl.“

Was den ehemaligen Corporal betrifft, ſo hatte die Bäuerin auch vollkommen Recht; es war eine merkwürdige Erregtheit über ihn gekommen, ſeine ganze Natur ſchien mit einem Male eine tiefe Wandlung erfahren zu haben. Was ſeiner ſoldatiſchen Anſchauung am meiſten wehe that, war, daß die Eltern, beſonders aber die Mutter, ſo leicht auf das „Kommando“ jener Hannele Ehrenfeld „parirt“ hatte. Was ging ſie jene Frau mit all' ihrem Reichthum an? Warum hatte ſie der Mutter, deren Freundin ſie geweſen, in dreißig langen Jahren nicht geſchrieben? Jetzt erſt, wo ſie ihrer dringend bedurfte, jetzt erſt erinnerte ſie ſich der ehemaligen Kameradſchaft. Habe die reiche Hannele das Recht, in einem ſolchen Tone mit der Mutter zu ſprechen, blos weil dieſe eine Bäuerin ſei? Überhaupt müſſe man zuerſt fragen, was mehr werth ſei: das Gewölbe der reichen Frau, oder der Hof mit allen Aeckern, Pferden und Kühen dazu, worauf die Eltern keinen Kreuzer ſchuldig wären. Des Briefes, den das kranke Mädchen geſchrieben, gedachte er übrigens gleichfalls mit Zorn. Wie ſich die „Putznaſe“ unterſtehen könne, über ihre Kühe und Ochſen zu ſpotten? Weil ſie franzöſiſch ſpreche und wiſſe, was Schiller ſagt, (Joſef wußte es nicht), deswegen habe ſie noch nicht das Recht, ſich über ihr Dorf luſtig zu machen. Er werde ihr aber zeigen, wie ein „Landmotz“ mit ſolchen Geſchöpfen umzugehen wiſſe, Zeitlebens werde ſie an ihn gedenken.

Joſef hütete ſich übrigens wohl, dieſe rebelliſchen Gedanken vor der Mutter zu offenbaren! er wußte, daß an der Sache nichts mehr zu ändern ſei. Sein ganzer Widerſtand beſchränkte ſich alſo darauf, daß er ganz gegen ſeine Natur unwirſch im Haus ſich herumtrieb, auf Fragen die Antwort ſchuldig blieb, und zuweilen ſogar träumeriſch vor ſich niederſah, als beſchäftigten ihn Gedanken, die nicht gern errathen werden wollten.

Am Montag in aller Frühe fuhr der alte Bauer wirklich nach Brandeis; wie Gitel es geſagt, ſo war's geſchehen. Das „Kutſchel“ war friſch gewaſchen worden, und die zwei Schimmel ſtanden ſo glänzend geſtrählt da, als hätten ſie ihr Leben lang „herrſchaftliches“ Futter genoſſen. Mit eigenen Händen trug dann Gitel noch Polſter und Kiſſen herbei, damit die Kranke weich ſitze.

„Und gib gut Acht auf ſie,“ ermahnte ſie den Mann, während dieſer die Zügel zur Hand nahm, „daß mir Hannele keinen Vorwurf zu machen hat. Ich möcht' ihr die Tochter gern ganz geſund zurückſchicken. Hörſt Du?“

Der Bauer rückte ſtatt aller Antwort ſeine ungeſchlachte Geſtalt auf dem Wagen zurecht, Joſef hielt indeſſen die etwas unruhigen Roſſe; er verfolgte das Thun der Mutter, die immer neue Stärkungen für die Kranke herbeibrachte, mit ſtummen Blicken.

„Auf Eins, Vater, vergiß nicht!“ rief er endlich.

„Das iſt?“ meinte dieſer kurz.

„Daß Du mit ihr franzöſiſch redſt, ſonſt verſteht ſie Dich nicht.“

„Ich werd' mit ihr ſchon teutſch reden,“ lachte der Bauer hell auf und fuhr durch das offene Hofthor hinaus.

Es war ſpäter Abend geworden; Sterne begannen bereits am Himmel hie und da zu glänzen. Es war noch nicht lange nach Pfingſten, die Frühlingszeit blühte im ganzen Lande. Das Getreide ſtand ſchon überall hoch in Ähren, und verſprach eine geſegnete Ernte. In Feld und Haus gibt es um dieſe Zeit wenig zu thun; in Gottes Schutze ruht der ſchwache Halm, auf deſſen Gedeihen Glück und Elend gebaut iſt, der Menſch kann nichts thun als warten und ſich gedulden. Dann erſt kommt die Arbeit; — Sonne, Licht und Thau, alle guten Kräfte haben zuſammengewirkt, bis der Tiſch geſchmückt iſt, denn die holde Natur übergibt nur Fertiges.

Die Bäuerin begann ſchwere Sorgen zu empfinden, da ſich die Ankunft ihres Mannes mit dem neuen Gaſte verzögerte. Sie ging öfters voll Ungeduld vor das Haus hinaus, und lugte die Dorfgaſſe hinab, ob ſie nicht kämen. Mit wunderbarer Gewalt hatten ſich in ihrer Seele die Farben der ehemaligen Freundſchaft aufgefriſcht; ſie war wieder jung geworden. Halb war es das Mitleid mit der unglücklichen Lage der reichen Wittwe, die ſie mit ihrem Frauenherzen beſſer begriff, als die harten Männer, mehr aber noch das

Bild einer längſt entſchwundenen Zeit, die ihr nun heute in der Geſtalt des jungen Mädchens entgegentreten ſollte. Es gab Augenblicke, wo ihr die Geſtalt, die Bewegungen, ja ſelbſt einzelne Scenen, die ſie mit Hannele Ehrenfeld zuſammen erlebt, ſo greifbar vor der Seele ſich ſammelten, daß der dreißigjährige Zeitraum ihr wie eine Minute dünkte. Dann ſchrumpfte dieſes Bild der Vergangenheit wieder ſo unkenntlich zuſammen, daß ſie mit aller Mühe und Pein keines Zuges aus dem Antlitze ihrer Freundin ſich erinnern konnte. In dieſem Zuſtande von Sehnſucht und Gedankenſeligkeit erwartete ſie die Tochter Hannele Ehrenfeld's.

Dazwiſchen hatte ſie nicht vergeſſen, für die Beherbergung des Gaſtes die nöthigen Voranſtalten zu treffen. Sie hatte in der Eile ein nach dem Hofe hinausgehendes Hinterſtübchen, das man füglich als die „gute“ Stube des Hauſes betrachten konnte, wohnlich herrichten laſſen; das Stübchen war ihr ſelbſt ſtets wie ein Heiligthum erſchienen, in das ſie ſich nur am Sabbath und an Feiertagen zurückzog. Jetzt kam es ihr faſt unwürdig eines ſolchen Gaſtes vor; nun trug ſie das Schönſte aus dem ganzen Haushalte zuſammen, um damit die vermeinte Armſeligkeit zu ſchmücken. Es war ihr auch wirklich gelungen, und mit freudigem Stolze mußte ſie ſich ſelbſt geſtehen, daß keine „Prinzeſſin" ſich ſchämen dürfe, in der Stube zu wohnen. Den ſchönſten Schmuck bildeten aber unſtreitig die altmodiſchen Porzellanſchalen, die ſie in die Wirthſchaft gebracht, und die noch nie berührt worden waren.

„Geh' doch mal vor's Dorf hinaus, und ſieh, wo ſie bleiben," rief ſie endlich dem unwirſchen Sohne zu, „ich vergeh' faſt vor lauter Sorgen, und Du kannſt da ſitzen wie ein Träumer. Du kommſt mir wie ausgewechſelt vor. Warum biſt Du ſchon nicht längſt über alle Berge? Kann denn dem Vater nichts geſchehen ſein?"

„Es wird immer ſo ſpät, wenn er auf Brandeis fährt," bemerkte Joſef trocken.

„Aber Hanneles Tochter!" rief die Bäuerin, „an die denkſt Du nicht?"

Nach einigem Zögern ging Joſef dennoch. Der Vater mochte wegen der „Prinzeſſin" etwas langſamer gefahren ſein, dachte er ſich, daher die ſpäte Zurückkunft. Er trat in die ſtille Nacht hinaus, ein zerſchnittener Streifen Mondes wandelte am Himmel droben; ein eigenthümliches Leuchten ging von ihm aus; es war Joſef, als ob er das zum erſten Male ſchaute. Er ging die Dorfgaſſe hinab; überall war

Ruhe und Schlummer, nicht ein Federchen konnte zu Boden fallen, daß man es nicht vernommen hätte. Da kam etwas über ſein Weſen, das er nie gekannt hatte; es dünkte ihm, als müſſe er jetzt ſtundenlang in die ſtille Nacht hineingehen, über ſich den Mond, und ſonſt keinen Menſchen zum Begleiter. Aus einem benachbarten Dorfe trug die reine Luft den Klang der neunten Nachtſtunde herüber; er horchte auf, jeder Schlag der Uhr fand einen eigenthümlichen Wiederhall in ſeiner Seele. Eine Empfindung, die von der Angſt nicht ferne lag, hatte den ehemaligen Soldaten überkommen.

„Es wird ihm doch nichts geſchehen ſein,“ dachte er vor ſich hin, mehr als er es ſprach. Er horchte wieder auf. Nicht das leiſeſte Geräuſch, das fernem Wagenrollen glich, gelangte an ſein Ohr. So war er an das Ende des Dorfes zum Mühlbach gekommen, über den ein ſchmaler Steg führt. In demſelben Augenblicke betrat eine weibliche Geſtalt das andere Ende des Steges. Der volle Strahl der Mondesſichel fiel auf ſie. Aus Joſef's Bruſt rang ſich ein Schrei der Überraſchung herauf; es mochte ihm ſein, als ſtünde er, der ausgediente Soldat, auf einer einſamen Wache, und plötzlich träte ihm aus der Nacht ein Gefährliches entgegen.

„Wer da!“ rief er mit durchdringender Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bins ja!“ tönte eine feine Mädchenſtimme zurück.

An der Ausſprache und dem Klange dieſer Stimme erkannte Joſef ſogleich, wen er vor ſich hatte.

„Sie ſind alſo Roſa Ehrenfeld, die wir für heute Abend erwarten?“ rief er, aber keineswegs im ſoldatiſchen Tone.

Die Geſtalt machte einige Schritte vorwärts auf dem Stege. Unwillkürlich that Joſef das Gleiche, ſo waren ſie einander ganz nahe gekommen.

„Sind Sie aus dem Hauſe des Bauers, der mich von Brandeis hiehergebracht hat?“ fragte ſie jetzt, minder ängſtlich.

„Ich bin ſein Sohn,“ ſagte Joſef und trat ihr ganz nahe.

Das Mädchen ließ ein Tuch fallen, das bis dahin zur Hälfte ihren Kopf bedeckt hatte: etwas Lieblicheres und Feineres hatte der Sohn des alten Bauers noch nicht geſehen; er ſtarrte die Erſcheinung an, als ob ſie aus dem Boden herausgewachſen wäre.

„Sind Sie wirklich der?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Wer ſoll ich denn ſein?“ meinte der Soldat beinahe furchtſam.

„Weil Sie gar nicht wie ein Bauer ausſehen,“ ſagte das Mädchen, dem eine flüchtige Prüfung genügt hatte, um zu dieſem Schluſſe zu gelangen.

Joſef war ſo verwirrt von dieſem eigenthümlichen Begegnen mitten in der Nacht, daß er die ſo nahe liegende Frage zu thun vergaß, wie ſie ohne den Vater hieher gekommen.

In demſelben Augenblicke ward Wagengeraſſel von der Straße her vernehmbar.

„Kommen Sie ſchnell,“ rief das Mädchen haſtig, „da hinter uns kommt Ihr Vater, und ich wollte auf einem Sack Gerſte und Erdäpfeln nicht ſitzen, und ſo ins Dorf hereinfahren. Dazu bin ich nicht genug Bäuerin.“

Mit dieſen Worten eilte ſie über den Steg hinweg, Joſef folgte ihr zögernd. Ein Leuchtkäferchen flog vor ihnen her, und zeigte den Beiden mit ſeiner Laterne den Weg zum Hauſe. Joſef aber war es, als ſchwirrten hunderte und tauſende von dieſen Leuchtern um ihn her. So kamen ſie in das Haus.

IV.

Die Ankunft.

Gitel, die Bäuerin, ſchrie nicht hell auf, als die ſehnlichſt Erwartete endlich mit Joſef in die Stube trat; ſie war eine Frau von ſtarken Nerven, und konnte einen Riß daran ſchon ertragen. Sie ſtellte ſich nicht entzückt, ja nicht einmal verwundert über den neuen Gaſt, ſondern benahm ſich, wie es in der großen Welt heißen würde, den Umſtänden gemäß.

„S' Gotts willkumm, Roſel Leben,“ rief ſie der Eintretenden mit ihrer ſtarken Stimme entgegen, und ohne ſich lange zu beſinnen, nahm ſie das Mädchen beim Kopf, und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen. Dann nahm ſie den Leuchter mit der brennenden Kerze vom Tiſche, und hielt das Licht gerade vor des Mädchens Angeſicht hin.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ rief ſie dann und der Ton dieſes Ausrufes zitterte vor tiefer Bewegung, „die ganze Hannele, wie ſie leibt und lebt! So hat ſie vor dreißig Jahren ausgeſehen.“

War es das Seltſame dieſes Empfanges, das Fremdartige der neuen Umgebung, die Unbefangenheit der ſtattlichen Bäuerin — das Mädchen begann plötzlich laut aufzuweinen, und wandte ſich, als wenn es fliehen wollte, zur Thüre.

„Ich will nicht da bleiben,“ rief ſie dazwiſchen, „ich will wieder fort; keine Minute bleib ich länger hier, ich will wieder zu meiner Mutter!“

Gitel, die Bäuerin, fühlte wohl, wie ihr dieſe

Worte ans Herz griffen, aber als eine Frau von Verſtand faßte ſie ſich ſchnell; ſie ſah in aller Raſchheit ein, um was es ſich jetzt handle.

„Ich halt' Dich nicht, mein Kind Leben,“ ſagte ſie, „Du kannſt gehen, wie's Dir beliebt, und wenn Du willſt, laſſ' ich einſpannen, und mein Sohn führt Dich wieder zurück. Gitel hält keinen zurück, der nicht bei ihr bleiben will.“

Die Wirkung dieſer wenigen Worte auf das Gemüth des Mädchens mochte keine geringe ſein; langſam wandte ſie ſich von der Thüre ab, deren Klinke ſie bereits ergriffen hatte, und zeigte ihr thränenbenetztes Geſicht in ſeiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit. Gitel hätte nicht ſagen können, wie ihr bei dieſem Anblick ward, auch Joſef nicht, der in einer Art von Verzauberung noch immer als Zeuge dieſes ſeltſamen Vorganges daſtand. Aber bei Gitel kam zu dem Gefühle tiefſten Mitleides, das ſie mit den Thränen des Kindes empfand, denn Schönheit im Schmerz iſt immer rührend, noch das volle Bewußtſein, daß Hannele Ehrenfeld's Tochter vor ihr ſtand, daß deren Ebenbild ſo zu ihr ſpreche, und in demſelben Augenblicke, wo ſie ihr Haus betreten, ſchon Miene machte es zu verlaſſen. Sie ſelbſt war nicht länger im Stande ihre Thränen zurückzuhalten, und mit vor Wehmuth zitternder Stimme ſagte ſie:

„Sieht es denn gar ſo ſchrecklich bei uns aus, oder meinſt Du, man könnt' nicht einmal eine Nacht bei uns aushalten? Probir's nur, mein Kind, ich kann Dich ja bei Nacht und Nebel nicht fortſchicken. Fürcht'ſt Du Dich denn nicht?“

„Gerad' weil ich mich fürchte, will ich fort,“ rief ſchluchzend das Mädchen.

Die Bäuerin horchte hoch auf.

„Du fürcht'ſt Dich? vor wem denn?“

„Vor dem Bauer —“

„Vor dem da?“ rief Gitel, und zeigte auf ihren Sohn.

Das Mädchen warf hinter den Augenwimpern einen flüchtigen Blick auf den Bezeichneten, und that faſt unſichtbar mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

„Vor dem alſo nicht?“ ſagte Gitel, „vor wem alſo denn?“

In dieſem Augenblicke raſſelte der Wagen in den Hof, und die laute Stimme Rebb Feiwel's ward vernommen. Unwillkürlich hatte ſich das Mädchen wieder der Thüre zugewandt, ihre Hand lag bereits auf der

Klinke. Das war den ſcharfen Augen der Bäuerin nicht entgangen.

„Mir ſcheint, Du fürcht'ſt Dich gar vor meinem Mann," rief ſie. „Iſt das ſo?"

Das Mädchen entgegnete nichts, Gitel rief aber voll Luſtigkeit:

„Schämſt Du Dich nicht? Vor meinem guten Feiwel Dich zu fürchten, der keine Katz beleidigen kann! Was hat er Dir denn gethan? Es lebt gar kein beſſerer Menſch auf der Welt, um den Finger kann ihn ein kleines Kind wickeln, und Du fürcht'ſt Dich vor ihm?"

Es war gut, daß um dieſen Augenblick die großgeſtreckte Geſtalt des alten Bauers zur Thüre herein erſchien. Scheu, als habe es etwas Fürchterliches erblickt, flüchtete ſich das Mädchen an der Bäuerin Seite, und hielt ihren Arm feſt, während ſie auf den Bauer zaghaft ihr Auge richtete.

„Da iſt ja die Prinzeſſin!" rief er mit heiſerem Lachen. „S' Gotts willkumm, Prinzeſſin, wie hat Dir der Spaziergang geſchmeckt? Weißt Du, Gitel, was das „Prinzeſſel" angeſtellt hat? Vom Wagen iſt ſie heruntergeſprungen und iſt mir auf und davon. Was ſagſt Du dazu? Über eine halbe Stunde iſt ſie gelaufen."

„Um Gottes willen," ſchrie Gitel im Tone des tiefſten Entſetzens, „und das haſt Du zugeben können! Feiwel, wo haſt Du Deinen Kopf gehabt?"

„Hätt' ich ihr nachlaufen, und die wilden Pferde allein ſtehen laſſen ſollen?" ſagte Rebb Feiwel gleichgiltig.

„Lebendiger Gott!" ſchrie die Bäuerin wieder verzweifelt, „das Kind hätt' ja den Tod davon haben können! Und warum haſt Du das angeſtellt, mein Kind?"

„Ich hab' nicht länger auf dem Sack Erdäpfel ſitzen können," ſchluchzte das Mädchen, „darum bin ich lieber abgeſtiegen und zu Fuß gegangen."

„Feiwel!" rief Gitel, und ihr ſonſt ſo gutmüthiges Antlitz überflog die dunkelrothe Farbe des Zornes, „das ſoll Dir Gott verzeihen, was Du mir an dem Kinde gethan haſt. Hab' ich Dich nicht himmelhoch gebeten, Du ſollſt mir auf das Kind Acht geben, wie auf einen Augapfel, und Du läßt mir's eine halbe Stunde weit laufen, die Füße ſich wundgehen, Hannele Ehrenfeld's Tochter, die ſo etwas nicht gewöhnt iſt! Den Tod kann das Kind davon haben, und wer könnte das verantworten vor Gott und vor den Menſchen? Feiwel, um Gottes willen, was haſt Du denn gethan?"

Die Stimme der Bäuerin verſagte vor Schmerz; ſie brach in lautes Weinen aus.

„Ich verſteh' Dich nicht, Gitel," rief dagegen hell auflachend der alte Bauer, „ich ſchwör' Dir darauf, es iſt nicht ein Erdapfel im Wagen gelegen. Wie ich ſie von Hannele Ehrenfeld in Brandeis übernommen habe, ſo bring' ich Dir ſie wieder. Nicht ein Erdapfel iſt in meinem Wagen geweſen; ich ſchwör' Dir darauf!

„Und weswegen beklagt ſich denn das Kind? So aus dem hohlen Faß wird ſie doch nicht reden?" fragte Gitel.

„Weiß ich?" entgegnete Feiwel achſelzuckend, „was das kleine Prinzeſſel gehabt hat? Du weißt, in dem „Kutſchel" vom Pfarrer könnt' eine Gräfin fahren, ſo weich und gut gepolſtert iſt es. Kann ich etwas dafür, daß es für die Tochter Hannele Ehrenfeld's zu hart iſt?"

Gitel wußte, daß ihr Mann keiner Lüge fähig ſei; und eben ſo ſchnell begriff ſie als eine Frau von Verſtand, daß das Recht eigentlich auf beiden Seiten ſei. Raſch einlenkend ſagte ſie daher, indem ſie mit ihrer Hand über das Geſicht Roſa's fuhr:

„Du wirſt müd' ſein, mein Kind, von dem Fahren und Laufen! Komm' auf dein Stübel, da findſt Du ein Bett, das iſt weicher, als der Sitz in meines Mannes Wagen. Da ſchläfſt Du Dich gut aus, und wenn Du Früh aufſtehſt, da wirſt Du ſchon ſehen, daß ſich's auch bei Leuten auf dem Dorfe leben läßt."

Sie führte ſie hinaus, das Mädchen ſprach kein Wort dazu.

„Etwas Schönes hat ſich die Mutter da eingewirthſchaftet," ſagte der alte Bauer, als ſie draußen waren, zu Joſef. „Was? wer ſich eben nicht rathen läßt, dem iſt nicht zu helfen. Was meinſt Du dazu, Joſef?"

Joſef blieb diesmal die Antwort ſchuldig.

V.

Eine kühne That.

Der Schlaf floh in dieſer Nacht die wackere Gitel; der Morgen graute bereits, und ihre Augen hatten ſich noch nicht geſchloſſen. Sie horchte auf den Athemzug der in der angrenzenden Stube Schlummernden; bei dem leiſeſten Geräuſche fuhr ſie im Bette auf und lauſchte, ob man nicht ihrer Hilfe bedürfe, und ob das „Kind" nicht weine. Schwere Sorgen waren über die arme Frau gekommen, die manches minder ernſte Gemüth von ſich abgeſchüttelt hätte; aber ſie, in der ganzen Tüchtigkeit ihres Weſens, rang mit ihnen und ſah ihnen ins Auge. Oft ſeufzte ſie tief auf aus tiefſter Seele, die Größe der Verantwortlichkeit, die ſie mit der Aufnahme des Mädchens in ihr Haus übernommen, ſtand vor ihr drohend, ſie wußte ſich keinen Rath. Mann und Sohn waren dazu nicht zu gebrauchen, ſie hatten ſich ja, der Eine gleichgiltig, der Andere aber mit unverholenem Widerwillen gegen den Gaſt ausgeſprochen. Wenn das Mädchen wirklich krank war, wie die Doktoren behaupteten, und in ihrem Hauſe nicht geſund würde, welche Qualen für die Zukunft hatte ſie ſich aufgebürdet! Wenn das Kind, fern von ſeiner Mutter bei ihr ſtürbe! Man ſieht, die wackere Bäuerin hatte den Muth, ſelbſt dem Äußerſten ins Geſicht zu ſehen: aber trotzdem brachte ihr der bloße Gedanke eiſige Schauer. Doch dagegen ſprach ſich auch eine andere Stimme, die der Hoffnung aus. Das Kind ſei gar nicht ſo krank, als wofür es ausgegeben werde, flüſterte ihr dieſe nimmermüde Tröſterin zu; es ſehe zwar blaß und fein aus, das käme aber von dem vielen Lernen und Bücherleſen her. Wenn man ihr das abgewöhnen könnte. . . . Wahrlich! Gitel hätte nicht ſagen können, wie ſie das anſtellen wollte; ſie war keine gelernte Pädagogin. Alles, worauf ſich ihre Beweisgründe geſtützt hätten, wäre der Satz geweſen: „Dem Kinde muß geholfen werden.“ Man hatte es ihr anvertraut, ſeine Mutter hatte es ihr, einer Mutter, übergeben — und wir wiſſen, daß die wackere Bäuerin ihre Freundin nicht vergeſſen hatte!

Der Morgen war längſt herangebrochen; im Hauſe rumorten Knechte und Mägde herum, und dazu lachte die freundlichſte Sonne am Himmel. Auch die Bäuerin war längſt an ihre Geſchäfte gegangen, kummervollen Gemüthes, denn der Morgen hatte ihr keinen Rath, keine Erlöſung gebracht. Das Mädchen ſchlief noch, unbekümmert um den Lärm, den die Bäuerin trotz alles Zuredens nicht beſchwichtigen konnte. Gitel freute ſich über dieſen Umſtand; wer ſo ruhig ſchlafen konnte in den geräuſchvollen Morgen eines Bauernhofs hinein, konnte doch nicht gar ſo krank ſein! Als aber die Sonne immer höher und höher ſtieg, der Mittag nicht mehr ferne, und das Mädchen noch immer nicht aus dem Stübchen gekommen war, da erfaßte große Angſt die wackere Gitel. Von einem ſo lange währenden Schlafe hatte die thätige Bäuerin keinen Begriff. Mit unhörbaren Schritten nahte ſie ſich dem Stübchen und horchte zuerſt. Nichts regte ſich. Da drückte ſie auf die Klinke und trat ein.

Da lag das Mädchen und ſchlummerte noch. Die Sonnenſtrahlen hatten ſich breit und weit einen Weg durch das Fenſter gebahnt, und ſpielten um das feine Antlitz des „Kindes,“ daß es eine anmuthige faſt durchſichtige Röthe angenommen hatte. Die Bäuerin ſtand vor Verwunderung eine Weile da, und wagte kaum zu athmen, denn ein ſo holdes Bild jungfräulicher Schönheit hatte ſie noch nie erblickt. Jenes Gefühl ſeligen Mitleids, wie es Mütter beim Anblick eines ſchlafenden Kindes empfinden, das ſie nicht gerne wecken wollen, durchzog auch ſie. Sie hatte nicht den Muth, die Ruhe dieſes Kindes zu ſtören.

Aber mit dem ſcharfen Blicke einer Mutter entdeckte ſie auch ſogleich die Urſache dieſes in den vollen Tag hineindauernden Schlafes. Von der ganzen Kerze, die ſie vor dem Schlafengehen angezündet, war ein winziges „Stümpchen“ übrig, und auf dem Kopfkiſſen lag ein offenes Buch, auf welchem ein Arm des Mädchens ruhte, als wollte ſie es ſchützen.

„Lebendiger, großer Gott,“ ſchrie es innerlich in dem Herzen der Bäuerin auf, „und die ſoll nicht krank ſein! Sie muß ja die ganze Nacht geleſen haben, woher ſoll dem Kind dann Kraft kommen? Was hat ſich die Hannele Ehrenfeld nur gedacht, daß ſie das hat zugeben können? Lebendiger Gott! wenn mir ſo eine Tochter wär' beſchert worden, ich hätt' ſie ja behütet wie mein eigenes Leben.“

Du täuſchteſt Dich, gute Gitel, in dieſem Augenblicke! Du ſtandeſt wirklich vor Deiner eigenen Tochter, und die eigene Mutter hätte nicht milder und weicher denken können.

Zuerſt wollte ſie in einer Aufwallung von Zorn das Buch vom Kopfkiſſen wegnehmen; es war ihr, als ſähe ſie Feuer und Flamme neben dem Haupte des Kindes, und dies mußte vor allem gelöſcht werden. Aber ſchon in der nächſten Minute bedachte ſie ſich eines Anderen, ſie durfte das Kind ja nicht wecken!

„Sie ſoll ſchlafen, ſo lang ſie will,“ murmelte ſie vor ſich hin, und leiſe, wie ſie gekommen war, entfernte ſie ſich wieder aus dem Schlafſtübchen.

Das Mittagseſſen mußte gerüſtet werden. Mitten im Mahl fragte mit einem Male Rebb Feiwel, als ob ihm die Sache erſt jetzt einfiele:

„Wo bleibt denn das Prinzeſſel? Verſchmäht ſie unſere Koſt?“

„Sie ſchläft noch,“ entgegnete Gitel mit geſenkten Augen, als ſchäme ſie ſich dieſes Geſtändniſſes.

„Gitel! rief der alte Bauer, und legte vor ſtarrem Erſtaunen Meſſer und Gabel vor ſich, „das iſt ja menſchenunmöglich!“

„Warum haſt Du ſie eine Stund' weit laufen laſſen, zu Fuß, ſo ein verwöhnt feines Kind?“ ſagte die Bäuerin in beinahe gereiztem Tone; er ſollte wahrſcheinlich das Unzulängliche dieſer Anklage übertönen.

„Ich kann Dir ſchwören darauf, Gitel,“ ſagte der alte Bauer, „ſie iſt nicht eine Viertelſtunde weit gelaufen. Beim heiligen Johannes iſt ſie ausgeſtiegen, und von da lauft man doch nicht eine Stunde bis in unſer Dorf?“

„Die Mutter hat Recht,“ meinte Joſef, und hielt die Augen auf ſeinen Teller geheftet; „wenn man etwas nicht gewöhnt iſt, ſo kommen Einem zehn Schritte wie eine Meile vor.“

Gitel warf einen dankbaren Blick auf den Sohn, den dieſer jedoch nicht bemerkte.

„Sie wird ſchon anders werden,“ ſagte ſie mit tiefſter Überzeugung. „Man wird nicht auf einmal eine Bäuerin!“

„Und zum Eſſen gibſt Du ihr gar nichts?“ fragte Feiwel.

„Laß ſie lieber ſchlafen,“ meinte die Bäuerin kurz, „das thut ihr beſſer, als alles Eſſen.“

„Eſſen muß der Menſch, das iſt meine Meinung,“ ſagte der Bauer mit großer Ruhe.

Weiter war von dem Mädchen nicht mehr die Rede, dafür ſprach Rebb Feiwel von den Vorbereitungen zum morgigen Wochenmarkt. Roſa Ehrenfeld ſchlief indeſſen auch in den Nachmittag hinein; der Abend war gekommen, die Nacht hereingebrochen, und nichts deutete an, daß ſie aus ihrem Schlummer erwacht war. In ihrem Stübchen regte ſich nichts, ſo oft Gitel auch nachſah. Aber nicht der Bäuerin war die ſchwere Sorge wegen dieſes Allen unerklärlichen Zuſtandes an der Stirne zu leſen; ſie hatte auf jede Frage ſtets das allbereite: „Laß' ſie lieber ſchlafen" zur Antwort. Jemand ſtrich unausgeſetzt um Gitel herum, und ſchien etwas auf der Seele zu tragen, für das er keinen Ausdruck finden konnte. Es war Joſef.

Als Gitel einmal wieder an der Thür lauſchte, ob ſich noch nichts in dem Stübchen rege, ſagte er mit einem Male:

„Sollt' ich denn nicht um den Doktor gehen, Mutter?"

„Warum?"

„Sie will ja gar nicht aufwachen!" rief er überlaut. „Mir kommt das zu beſonders vor."

„Meinſt Du?" fragte Gitel und ſah den Sohn dabei ängſtlich forſchend an.

„Wie kann ein Menſch hintereinander ſo lange ſchlafen, ohne krank zu ſein? Ich gehe um den Doktor.“

„Eine Stunde weit gehen!“ rief die Bäuerin abwehrend. „Nein, nein,“ ſetzte ſie nach einer Weile wie beruhigt hinzu, „laß' ſie lieber ſchlafen. Schlaf iſt der beſte Doktor.“

Trotzdem ging jetzt die Bäuerin mit dem feſten Willen an die Thüre um dem unnatürlichen Zuſtande ein Ende zu machen. Sie drückte ſtärker an die Klinke und trat ein. Da ſaß Roſa aufrecht im Bette, den Kopf in die beiden Hände geſtützt, als wäre ſie gerade aus dem Schlummer erwacht. Freudigen Tones rief Gitel:

„Nun, wie geht's Dir, Roſel Leben? Dein lang Schlafen hat mir ſchon Sorgen gemacht.“

Das Mädchen richtete langſam ihr Haupt auf und blickte mit verwunderten Augen um ſich.

„Habe ich denn ſo lange geſchlafen?“ fragte ſie in langgezogenen Lauten.

„Mehr als vierundzwanzig Stunden, mein Kind,“ ſagte Gitel, „und jetzt iſt wieder Nacht.“

„Ich bin noch ſchläfrig,“ ſagte Roſel nach einer Weile und gähnte.

„Willſt Du denn gar nichts eſſen?“ fragte die

Bäuerin, „Du wirſt Dich ja auf den Tod abmatten. Iſt denn heute Jom Kippur (Verſöhnungstag), daß Du mit Gewalt faſten willſt?“

„Eſſen?“ wiederholte gedehnt Roſel, dann nickte ſie faſt unſichtbar mit dem Kopfe.

Die wackere Bäuerin war darauf bereits gefaßt. Ohne langes Beſinnen eilte ſie in die Küche hinaus und holte von dem warm gehaltenen Herde die Speiſen herbei, die ſie für das Erwachen Roſels aufbewahrt hatte. Es waren nach Gitels Meinung Leckergerichte, wie ſie auf einer Grafentafel ſich nicht zu ſchämen brauchten, und ſie hatte ſich in dieſer Überzeugung auch nicht getäuſcht. Anfangs langte das Mädchen mit ſchlaftrunkenem Widerwillen darnach; bald aber forderten die erwachten Lebensgeiſter ihr Recht. Gitel bemerkte mit inniger Freude, daß der Appetit des „Kindes“ ganz wie der einer „geſunden“ Perſon ſei; ſie glaubte das Klügſte zu thun, wenn ſie Roſel ſo wenig als möglich mit Fragen und Antworten unterbrach. Auch Roſel ſchien nicht große Luſt zum Sprechen zu haben. So kam es, daß das kleine Mahl in wenigen Augenblicken verſchwunden war, zu der Bäuerin großer Freude, die ſich dadurch von der Angſt, das Kind könnte „ſich aushungern“ befreit ſah.

„Biſt jetzt ſatt, Roſel Leben?“ fragte ſie unnöthiger Weiſe.

Roſel nickte ſtatt aller Antwort nur mit dem Kopfe, und langte nach dem Buche, das auf den Kopfkiſſen lag.

„Was willſt Du jetzt thun, Roſel Leben?“ rief die Bäuerin wahrhaft erſchrocken.

„Leſen will ich,“ ſagte das Mädchen gleichgiltig und begann in dem Buche zu blättern.

Gitel fühlte, wie ihr alles Blut aus dem Herzen zum Kopfe ſchoß, ſie wurde feuerroth im Geſichte. Zorn war es, der in ihr überwallte gegenüber dem unvernünftigen Verlangen dieſes Kindes. Dennoch war die Scheu, dem Kinde ihrer Freundin wehe zu thun, ſo überwiegend in ihr, daß ſie in ſich ſelbſt das Maß fand, um dieſer Gereiztheit Herr zu werden.

„Mein Kind,“ ſagte ſie anſcheinend ruhig, „in meinem Hauſe muß vor dem Schlafengehen alles Feuer gelöſcht ſein.“

Roſel ſchaute verwundert auf; ſie begriff wahrſcheinlich nicht, in welchem Zuſammenhange das Feuer im Hauſe mit ihrem Buche ſtand.

„Leſen kannſt Du, wann Du willſt,“ fügte Gitel ſogleich als Erläuterung hinzu, „nur nicht jetzt. Die Nacht hat Gott eingeſetzt, daß man ſich ausruhe, nicht aber, daß man ſich abmatte und die Augen verderbe. Ich weiß zwar nicht, was da in dem Buche ſteht; aber wär' es noch ſo ſchön, die Geſundheit an einem Mädchen iſt doch tauſendmal ſchöner — und Du biſt nicht geſund, mein lieb' Kind!"

„Mir fehlt nichts," entgegnete Roſel trotzig, „und meine Mutter hat mir das Leſen niemals verboten."

„Deine Mutter!" rief die Bäuerin voll Wärme, „Deine Mutter iſt eine arme Wittwe mit all ihrem Geld, und konnt' ſich um Dich nicht umſehen. Sie hat Dir Alles nachgeben müſſen, und in Allem deinem Kopf folgen. Darin mein lieb' Kind Leben liegt deine Krankheit; glaub' das, Roſel, denn ich kenne mich aus in dieſen Sachen und habe auch Kinder gehabt. Jetzt aber biſt Du mir anvertraut, und ich bin deine Mutter! Und ſo ſage ich Dir's, mein Kind, wir ſind Bauersleute, und bei uns nimmt man das Wort nicht ſo genau und legt's auf die Wage. Bei uns, ſag' ich Dir, folgt das Kind ſeiner Mutter und lehnt ſich nicht dagegen auf, und wenn die Mutter etwas anbefiehlt, ſo ſchweigt das Kind und denkt ſich: die Mutter muß das beſſer verſtehen. Wo käme die Welt hin, wenn jung' Blut klüger ſein wollte, als alte Leut'? Ich, meine liebe Roſel Leben, bin ſchon eine alte Frau, und ſtell' jetzt deine Mutter vor. Wie ich noch ſo jung war wie Du, hab' ich nicht gewußt, was auf ein Quentel geht; in deinem kleinſten Finger haſt Du mehr gelernt, als ich in meinem ganzen Leben! Deſſentwegen darfſt Du aber doch nicht glauben, daß ich nicht weiß, was Dir gut thut. D'rum folg', mein lieb' Kind Leben, glaub' mir, Du wirſt's nicht bereuen."

Lautlos hatte das Mädchen dieſe lange Rede der ſtattlichen Gitel vernommen, und als dieſe jetzt, mehr aus Erſchöpfung als aus Mangel an Stoff, innehielt, denn ihr Herz war übervoll, drückte Roſel das Buch an ſich, als fürchtete ſie, es könnte ihr entriſſen werden. Sie blickte dabei ſtarr vor ſich hin; ſie hatte kein Auge für ihre herzliche Rathgeberin.

„Nun, haſt du mir nichts zu ſagen?" fragte Gitel nach einer Weile, während ſie das Mädchen ſcharf beobachtet hatte.

„Meine Mutter hat's mir nicht verboten," brachte endlich Roſel heraus, indem ſie das Buch heftiger an ſich drückte.

„So verbiet' ich dir's," rief die Bäuerin mit lautſchallender Stimme, und mit einer raſchen Handbewegung entriß die kräftige Frau das Buch.

Erſt ſchaute Roſel entſetzt über dieſes ungeheuerliche Thun, mit weitaufgeriſſenen Augen zur Bäuerin; dann ſank ſie leiſe wimmernd in ſich zuſammen.

„Ich will's vor Gott und vor deiner Mutter ſchon verantworten,“ ſagte die Bäuerin noch in der Heftigkeit ihres Thuns, und wandte ſich zum Gehen.

Aber an der Thüre wäre ſie faſt umgekehrt; das Weinen des Mädchens ſchnitt ihr durchs Herz. Vielleicht durchzuckte ſie der Gedanke, ob ſie denn auch das Recht habe, ſo willkürlich, ſo herriſch in das Weſen dieſes Mädchens einzugreifen; aber wie unter der Gewalt einer inneren Stimme rief es in ihr: „Laß dich nicht irre machen, Gitel, was Du thuſt, kannſt Du verantworten!“

Und ſie ging; das Buch nahm ſie mit ſich.

VI.

Zum Lichte!

Wenn Naturen, wie die unſerer Gitel, einmal aus dem Kreiſe gewöhnlichen Thuns heraustreten, fällt es ihnen meiſtentheils ſchwer einzulenken; denn in der Selbſtändigkeit eines Charakters liegt es eben, daß er nicht ſo leicht zum Geſtändniß eines etwaigen Übergriffes zu bewegen iſt. Die Bäuerin war ſich wohl bewußt, daß ſie zu weit gegangen; ſie hatte Rechte ausgeübt, die nur der wirklichen Mutter zukamen; aber ſie bereuete ihr Verfahren nicht. Wie heiß auch die Thränen des Mädchens auf ihrer Seele brannten — das Buch hätte ſie ihr nicht zurückgeſtellt, und hätte man ihr große Schätze dafür geboten. An einem Buche ſollte es liegen, daß ein Menſch geſund werde! Hatte man ſie darum auf's Dorf geſchickt, daß ſie da Bücher leſe? Geſund ſollte ſie werden und ihr hatte man ſie anvertraut! Konnte ſie weniger thun, als was jede Mutter gethan hätte?

So beſchwichtigte Gitel die einzelnen Stimmen, die ihr wegen des gewaltſamen Verfahrens denn doch Vorwürfe machten; und eine Genugthuung, die nahezu an Triumpf grenzte, füllte ihre Seele aus.

„Beſſer iſt's, ſie weint jetzt als ſpäter," ſagte ſie bei ſich, indem ſie ſelbſt zur Ruhe ging. „Hannele iſt eine arme Witwe, die ſich nicht zu helfen weiß. Läßt das Kind Franzöſiſch lernen, und Gott der Lebendige weiß, was noch Alles, aber daß ſie zur Zeit folge und nicht rebelliſch ſei, das hat ſie ihr leider Gottes nicht durch Lehrer einbringen laſſen! Jetzt ſpürt man es, und das Holz läßt ſich vielleicht nicht mehr gerade biegen!"

Die Bäuerin ſchlief in dieſer Nacht ſo ruhig und ſanft, wie Menſchen, deren Gewiſſen kein Fleck trübt, nur immer ſchlafen können.

Aber als ſie in aller Frühe das dicke Gebetbuch hernahm, da mußte der, zu dem ſie die heiligen Worte hinaufſchickte, denn doch manchen tief aus der Bruſt geholten Seufzer vernehmen; das Geſchehene trat erſt jetzt in ſeinen möglichen Folgen vor ihren Geiſt. Wie alles Gebet nur Demüthigung iſt vor einem Höhern, ein Klären und Reinigen des Niederſatzes in unſerem Gemüth, ſo trat auch bei der Bäuerin das Gefühl der ſelbſtändigen That, die ſie in der Nacht faſt über ſich ſelbſt erhoben hatte, vor dem Gedanken zurück, wie viel ſie über ſich genommen, wie viel ſie zu verantworten habe! Klar war ſie ſich deſſen bewußt, nicht in nebelhaften Umriſſen, daß, was ſie begonnen, auch zu Ende geführt werden müſſe. Gott möge ihr nur ſeine Hilfe dazu geben; ihm ſtellte ſie Gelingen und Nichtgelingen anheim.

Sollen wir es geradezu herausſagen? Die gute Bäuerin ſchämte ſich gewiſſermaßen, daß ſie wieder vor Roſels Angeſicht treten ſollte. Aengſtlich überlegte ſie, wie ſie ihr, die ſie ſo tief gedemüthigt glaubte, entgegengehen, ob ſie im Tone der Strenge, oder in den milden Lauten der Verſöhnung mit ihr reden ſolle. Sie rang nach einem Entſchluß, und je mehr ſie darüber nachſann, deſto zweifelhafter war ihr die Art des zu beobachtenden Benehmens. Die Bäuerin war nie in einer ſolchen Lage geweſen; jede Verſtellung lag ihr fern! Zum erſten Male in ihrem Leben machte ſich in ihr eine Macht geltend, deren ſie in ihren einfachen Verhältniſſen nie bedurft hatte.

Aber dieſe Stimmung hielt nicht lange an. Plötzlich kam ihr der Gedanke: wie wenn das Mädchen erzürnt über die Behandlung, die ihr gleich am erſten Tag ihrer Ankunft geworden, den Entſchluß gefaßt hätte, wieder heim zu wollen? ob ſie ſie zurückhalten könne und dürfe? Gitel war darauf gefaßt, daß Roſel ihr mit dieſem Antrage entgegenkommen werde; es war gar nicht anders möglich.

Was ſollte ſie ihr in dieſem Falle antworten? Sie durfte nicht heimkehren, bis Befehl von ihrer Mutter eingetroffen; darüber war ſie im erſten Augenblicke mit ſich im Klaren — ſie brauchte nur ein entſchiedenes: Nein! zu ſagen. Aber wenn Roſel nicht gehorchen wollte, ſollte ſie das Mädchen mit Gewalt zurückhalten, ihr eigenes Haus zum Gefängniſſe für eine ſich hinausſehnende Seele machen? Minder ſtarke Gemüther wären von dieſer Ausſicht erſchreckt, bereit geweſen, ſich ſo bald als möglich von der Unruhe einer unangenehmen Lage zu befreien; aber das tüchtige Weſen unſerer Bäuerin erhob und ſtärkte ſich gerade unter dieſer Laſt. Der Gedanke, daß das Mädchen Widerſtand leiſten könne, erhitzte ihr Blut, und machte, daß ſie ſich zur vollen Höhe ihrer tief ſittlichen Anſchauung erhob. Eine Mutter iſt für die andere verantwortlich! ſo ſagte ſie zwar nicht, aber es war der Kern ihres innerſten Denkens, „was der Einen nicht gelang, das ſollte die Andere verſuchen.“ Und in dieſer Lage befand ſich Gitel, die Bäuerin, ſoeben! Hinweg war nun jedes Gefühl von Scheu; aufgerichteten Hauptes ſchritt die Bäuerin über den Hof nach dem Garten; dort auf der Bank unter dem Kirſchenbaum, wo ſie gewöhnlich ſaß, wollte ſie Roſel erwarten. Dahin wollte ſie das Mädchen rufen laſſen, und gedachte mit ihr zu reden, wie es ſich geziemte!

Aber wie ward ihr, als ſie beim Eintritt in den Garten auf derſelben Bank unter dem Kirſchenbaume wohin ſie Roſel kommen laſſen wollte — ſie ſelbſt ſitzen ſah. Sie traute ihren Augen nicht und glaubte zu träumen. Nun ſah ſie ſchärfer hin, und in der That ſaß dort das Mädchen mit dem Rücken ihr zugewandt, und in beide Hände den Kopf geſtützt, faſt in derſelben Stellung, wie ſie ſie geſtern verlaſſen hatte. Gitels Herz ſchmolz bei dieſem Anblick vor Wehmuth; ſie hatte Trotz und Widerſtand erwartet, und nun fand ſie das Mädchen in ſolcher Lage.

„Roſel Leben!“ konnte ſie ſich nicht enthalten in den weichſten Tönen zu rufen.

Da ließ das Mädchen die Hände vom Geſichte herabgleiten und ſchaute ſich um. Doch kaum gewahrte ſie die Bäuerin, als ſie aufs Neue den Kopf in beide Hände vergrub. Es ſchien zugleich, als weinte ſie.

„Roſel Leben!“ rief die Bäuerin noch einmal, und war ihr nun ganz nahe gekommen.

Trotz dieſes milden Zurufs blieb das Mädchen in derſelben Stellung, und ſtand nicht auf, um der Bäuerin entgegen zu gehen.

„Biſt auf mich bös, Roſel?“ ſagte Gitel, und legte ihre Hand auf den Kopf des Mädchens.

Roſel zuckte von dieſer Berührung zuſammen.

„Ich ſollt' bös ſein?“ rief ſie ſchluchzend, und ließ die Hände vom Antlitz fallen, „ich bin ja in dieſer Nacht ganz anders geworden.“

„Mein Kind! mein lieb' Kind!“ rief die Bäuerin in ſo herzaufſchreienden Lauten, wie ſie ſich nur dem höchſten Glück oder dem tiefſten Leid entringen.

„Ich bin ganz anders geworden in der Nacht,“ wiederholte Roſel noch einmal, und es lag eine ſolche Wahrheit in dieſem Geſtändniſſe des jungen Mädchens, daß ſelbſt ein ungläubiges Gemüth davon wäre getroffen worden.

Die Bäuerin fand keine Worte für die Empfindungen dieſes Augenblickes; die Hand, die noch immer auf Roſels Kopfe lag, zuckte und zitterte, und ihre Lippen zitterten ebenfals wie ihr Herz unter dem Eindrucke des Gehörten.

„Gott! Lebendiger!“ rang es ſich endlich mit Innigkeit aus ihr, wie hab' ich nur das erleben können, was ich gar nicht gehofft habe? Ich verdien' ja gar nicht, was Du mir da beſchert haſt!“

Dann nach einer Weile ſagte ſie:

„Wie iſt nur das geſchehen, Roſel Leben? ich habe ja geglaubt, Du wirſt bei uns nicht bleiben wollen und wirſt fortgehen, und jetzt red'ſt Du ſo zu mir!“

„Wenn Sie mich nicht fortſchicken, ſo geh' ich nicht!“ rief Roſel und ſchaute zur Bäuerin auf.

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Gitel mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme, „wir ſollten Dich fortſchicken! Wir wollen Dich ja halten, wie ein Stuck Gold! Thu' mir aber nur gleich einen Gefallen.“

„Was denn?“ ſagte Roſel und lächelte.

„Red' Du mit mir.“

„Mutter!“ ſagte das Mädchen mit Innigkeit und wandte ihr volles Antlitz in ſeiner ganzen Lieblichkeit und Feinheit gegen die Bäuerin.

„Und Du biſt mein Kind! meine Tochter!“ rief die Bäuerin in tiefſter Erregtheit.

Sie mußte ſich auf die Bank niederlaſſen: es war eine körperliche Schwäche ungewöhnlicher Art über die ſonſt ſtarke Frau gekommen.

Dann nahm ſie die Hand des jungen Mädchens in die ihre und hielt ſie minutenlange umſchloſſen.

„Und jetzt ſag', Roſel Leben," begann ſie wieder. „was iſt mit dir geſchehen? Wie biſt Du auf einmal ſo ganz anders worden? Ich mein' faſt, es iſt ein Wunder Gottes vor meinen und deinen Augen vorgegangen!"

„Ich ſchäm' mich, Mutter!" ſagte Roſel mit geſenkten Blicken. „Wie du geſtern in der Nacht von mir fortgegangen biſt, da war mir's, als ſollt' ich nicht mehr den heutigen Tag erleben. Ich hätte vor Scham ſterben mögen. Denn ſo hat noch kein Menſch mit mir geſprochen, wie Du, nicht einmal meine Mutter. Beſonders die nicht! und auch kein Anderer hätte ſich unterſtanden, mir etwas zu verweigern, oder gar weg zu nehmen. Alles hat ſich von jeher bemüht mir gefällig zu ſein, niemals hat Jemand ein ernſtes Wort mit mir geſprochen, als fürchtete man mir wehe zu thun. Wie ſollt' ich da nicht verwöhnt und verzogen werden. Du, Mutter, biſt die Erſte geweſen, die ohne Scheu mit mir geſprochen hat, wie man immer mit mir hätte reden ſollen. Mein Ankommen bei

Euch war eine Beleidigung ſchon; ich bin deinem Mann weggelaufen, als wäre er mein Bedienter und ich eine Prinzeſſin, und auch deinen Sohn habe ich beleidigt.“

„Wie ſo?“ fragte Gitel.

Ein flüchtiges Erröthen flog über das liebliche Antlitz des Mädchens, die Bäuerin bemerkte es aber nicht.

„Euch Alle habe ich verletzt und beleidigt, Dich vor Allen, Mutter, die Du mir doch ſo liebreich entgegengekommen biſt. Du aber haſt Dich daran nicht gekehrt, Du haſt Dich nicht geſcheut, mich gerade da anzugreifen, wo mich kein Anderer zurechtgewieſen hätte! Du haſt mir mein Buch weggenommen!“ —

„Laß gut ſein, Roſel Leben,“ meinte Gitel, und es klang faſt wie eine Entſchuldigung, „laß gut ſein, ich hab' es Dir weggenommen, weil ich nicht wollte, daß Du in der Nacht daraus leſen ſollſt.“

„Nein, nein Mutter,“ rief Roſel, „nicht für die Nacht allein! Meine Bücher paſſen überhaupt nicht hieher; ich habe Unrecht gehabt, ſie mitzubringen! Was ſoll ich hier auf dem Dorfe damit? Davon werd' ich hier nicht geſund!“

So klagte das Mädchen ſelbſt ſich an; ſo demüthigte ſich eine Natur, die plötzlich aus kindiſchem Trotz und Eigenwillen, aus Verwöhnung und Verfeinerung zur vollen Blüthe aufgebrochen war. Niemand hätte ſagen können, wie das geſchehen war, nicht einmal das Mädchen ſelbſt. Roſel hatte in ihrer eigenen Seele einen unbekannten Schatz entdeckt — nun lag er zu Tage. Aber nicht darin beſtehen ſolche Wunder, wie ſie der Menſchengeiſt täglich offenbart, wer ſie nur zu beobachten verſteht. Daß es Gitel, die vergeſſene Bäuerin auf einem einſamen Dorfe, ſein mußte, die ihr dazu verhalf, darin, dünkt uns, wäre die Wandlung zu ſuchen, die Vielen wunderſam vorkommen dürfte.

„Laßt gut ſein, Roſel Leben,“ rief Gitel wieder, „werde Du nur geſund.“

„Mutter, mir fehlt nichts mehr!“ ſagte Roſel.

VII.

Ein Brief Roſels nach acht Wochen.

„Liebe Muter Leben bis zu hundert Jahren!

„Bevor Du in dieſem Briefe weiter fortlieſt, ſei ſo gut, und ſchicke um meinen früheren Lehrer Herrn Julius Arnſteiner; er möchte aber ſogleich kommen.

Ich ſeh' ihn ſchon, wie er in ſeinen chocoladfarbigen Rock, an dem immer zwei Knöpfe fehlen, hineinſchlüpft, und ſein weißes Halstuch ſich zurecht rückt, das immer ausſieht, als hätte er es am letzten Roſchha-ſchana (Neujahr) zuerſt angezogen. Wenn er nun bei Dir iſt, ſo ſag' ihm: „Herr Arnſteiner, Sie haben einmal eine Schülerin gehabt, die hat Roſa Ehrenfeld geheißen (ich heiße aber jetzt Roſel), ich weiß, Sie haben ſich alle Mühe genommen, um ihr etwas in den Kopf hineinzubringen, aber es hat gar nichts genützt und ſie macht Ihnen keine Ehre. Seit den acht Wochen, die ſie auf dem Dorfe iſt, hat ſie alles Lernen rein vergeſſen; ſie weiß nicht mehr, was die ſchlechteſte unter Ihren Schülerinnen kann. Sehen Sie ſich z. B. dieſes Geſchreibſel an, ſollte man nicht meinen eine Fliege ſei ins Tintenfaß gefallen und dann übers Papier hingekrochen? Wo iſt die ſchöne Schrift, die ſie von Ihnen erlernt hat, und die ihr der beſte Buchhalter nicht nachgemacht hat?“ Liebe Mutter Leber bis zu hundert Jahren! es kommt noch etwas viel Ärgeres und was Herrn Julius Arnſteiner noch beſonders ärgern wird. Ich weiß nämlich gar nicht mehr, ob es in der Welt eine Grammaire von J. B. Machat gibt, woraus ich alle die ſchönen Aufgaben gemacht habe, und die mir doch nicht in den Kopf gegangen iſt. Alles iſt fort, nicht eine Vokabel iſt in meinem Gehirne geblieben. Mit wem ſollt' ich franzöſiſch reden? Mit Rebb Feiwel, oder mit Joſef? Auch von der deutſchen Sprachlehre weiß ich kein Wort mehr, und ob ich in der halbvergangenen Zeit ſpreche, wie Herr Arnſteiner immer wollte, oder in der zukünftig vergangenen, das iſt mir jetzt Alles gleichgiltig. Und beſonders die Participialconſtruction, worauf er ſich immer etwas zu Gute that, und die ich nicht habe ausſtehen können, gerade die Participialconſtruction iſt mir verloren gegangen. Der redliche Finder kann ſie aber behalten.

„Ja, liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren, das Alles iſt aus deiner Tochter geworden, und meinſt Du, ſie grämt ſich darüber? Dafür lerne ich jetzt andere Dinge, und frag' nur einmal meinen Lehrer Joſef, wie er mit mir zufrieden iſt? Was kann man aber Alles wiſſen ohne J. B. Machat's franzöſiſche Grammatik und ohne Herrn Arnſteiner's Participialconſtruction? Das erleb' ich jetzt alle Tage! Da gehe ich z. B. mit Joſef durch ein Feld; plötzlich bleibt Joſef ſtehen und fragt mich: Fräulein Roſa! (ich weiß nicht warum er mich nicht Roſel nennt) wiſſen Sie, was auf dieſem Felde wächſt? — Wie ſoll ich das wiſſen? habe ich das von Herrn Arnſteiner gelernt? Da reißt er einen Halm ab, und erklärt mir, das ſei Sommerfrucht; dann bleibt er wieder bei einem andern Felde ſtehen und ſagt mir: Das da iſt Winterfrucht! Oder es fliegt ein Vogel mitten aus der Saat auf.

„Roſa,“ fragt er wieder, „hören Sie dort die Amſel? Sehen Sie, wie dort jener Specht nach Nahrung ausgeht?“ Oder wir gehen durch einen Wald! Mutter, wie ſchön iſt's in ſo einem Walde! Jeden Baum, jeden Strauch kennt der Joſef, und neulich, wie ich recht anmaßend von einem Baume ſage: „Da auf der Eiche hoch oben zu ſitzen, muß etwas Schönes ſein!“ hat er mich ausgelacht, und als ich ihn fragte, warum er ſo lache, meint er: „Roſa, das iſt ja eine Buche!“ Liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! ich will Dir etwas vertrauen, Du darfſt es aber nicht weiter ſagen. Ich habe Herrn Julius Arnſteiner, der doch gewiß ein ſehr geſchickter Menſch iſt, im Verdacht, daß er ſelber nicht weiß, was eine Buche oder eine Eiche iſt. Woher ſoll er das auch wiſſen? Ich glaube, ſeit den vierzig Jahren, die Herr Julius Arnſteiner auf der Welt iſt, hat er nicht Zeit gehabt, ſich eine Blume oder ein grünes Feld anzuſehen. Dem Feld kann er ja keine Lektionen geben, jeder Vogel auf dem Baum möcht' ihn auslachen!

„Überhaupt, liebe Mutter, haben die Leute in der „Gaſſe“ gar keinen Begriff davon, was ſo ein Bauer alles wiſſen muß; es geht in manchen Kopf nicht hinein. Und merkwürdig iſt's, wie die Leute nichts vergeſſen, was ſie einmal gelernt haben. Von Rebb

Feiwel nimmt mich das nicht Wunder, der iſt ein alter Bauer, aber Joſef iſt durch fünf Jahre unter den Soldaten geweſen und weiß heut zu Tage noch Alles mit Namen zu nennen, was da blüht und wächſt, was fliegt und kriecht im Feld und Garten. Er hat einen Feldwebel gehabt, von dem erzählt er immer, und im ungariſchen Kriege ſind ihm zwei Finger abgeſchoſſen worden, nämlich dem Joſef, nicht dem Feldwebel. Gott der Lebendige weiß, wo ſie liegen. Ich habe das lange nicht gewußt, daß ſie ihm fehlen, es iſt mir wie ein Stich durchs Herz gegangen, wie ich es vor einigen Tagen bemerkt habe. Da erſt hat er mir erzählt, daß er Soldat geweſen, und wie es ihm in der Schlacht ergangen. „Joſef,“ ſagte ich zu ihm, „das muß Ihnen ja ſehr wehe gethan haben; nicht wahr, Sie haben geweint?“ — „Ein Soldat weint nicht,“ ſagte er darauf, und dann hab' ich die Finger für meinen Kaiſer verloren! Hat der befohlen, daß mein Vater Haus und Hof zu eigen haben darf, ſo kann ich auch die paar Finger für ihn hergeben! Aber Eines hat mich doch dabei zumeiſt geſchmerzt!“ — „Was?“ habe ich gefragt. — „Wie ich im Spital im Wundfieber gelegen bin, iſt mir's alleweil vorgekommen, als hätte ich noch alle meine zwei Finger und ginge hinter einem Pflug einher, den ich drehte und wendete, je nachdem es der Boden erforderte. Wenn ich dann aufwachte und ſpürte, daß die Finger mir fehlen, und daß ich vielleicht durchs ganze Leben ein Krüppel bleiben und keinen Pflug werde mehr anrühren können, da hätte ich darüber bald geweint!“

„Denk' Dir nur, Mutter, auf ſeinem Schmerzenslager, mit zwei abgeſchoſſenen Fingern, träumte er von nichts Anderem, als wie er hinter dem Pflug wieder geht!

„Übrigens hat's ihm, Gottlob' nicht geſchadet. Der Joſef hebt ſelbſt mit der Hand, woran ihm die zwei Finger fehlen, einen Sack Getreide auf den Wagen, wovon Herr Julius Arnſteiner augenblicklich den Tod haben möchte. Die Wunde iſt längſt zugeheilt, und mir ſcheint, Joſef iſt ſtolz darauf!

„So liebe Mutter Leben bis zu hundert Jahren! jetzt mach' ich in meinem Geſchreibſel einen Athemzug und will ſchließen. Morgen wird zum erſten Male auf Rebb Feiwel's Feld geſchnitten, das wird ein heißer Tag werden und ich freu' mich ſchon ſeit vier Wochen darauf. Wie ich aufs Dorf kam, ſind mir die grünen Halme desſelben Feldes bis ans Knie gegangen; jetzt ſind ſie goldgelb und ſo hoch, daß ich mich darin verbergen kann. Es wird heuer ein gutes Jahr, ſagt Joſef. Im Hof ſchleift der Knecht Pawel die Senſe. Früher wäre mir ein ſolches Geräuſch durch die Seele gegangen und Schauer hätten mich erfaßt, jetzt hör' ich und lauſche — und ich weiß ſelbſt nicht, was ich daran ſo gerne höre.

„Jetzt beginnen die großen Arbeiten bei uns. Wer es nicht mit eigenen Augen ſieht, würde es nicht glauben, welche Mühe und Plage meine Hausleute haben. Unſere Hauſirer und Dorfgeher plagen ſich gewiß auch, was iſt aber der größte Pack mit altem Zinn oder Haſenhäutchen gegen das, was Joſef in einer Stunde eines Sommertages vollbringt? Dabei iſt er ſtark und friſch, und die Geſundheit lacht ihm aus den braunen Augen. Warum ſieht keiner unſerer Hauſirer aus, wie mein Rebb Feiwel? Wenn Du mich nicht bald von hier fortnimmſt, werde ich noch eine ganze Bäuerin. Ich bin Deine Dich aufrichtig liebende Tochter

Roſel, früher Roſa Ehrenfeld."

P. S. Sag' mir nur, warum haſt du mir früher ſogar nichts von Deiner Freundin Gitel erzählt? Die ſoll eine Bäuerin ſein! Mutter, von der werde ich Dir erzählen, wenn ich einmal wieder bei Dir bin! Noch Eines! Früh Morgens, zu Mittag und Abends bet' ich jetzt täglich aus Gitels dickem Sidur! Sie will's ſo, und ich thue, was ſie ſchafft. Schade, daß keine deutſche Ueberſetzung dabei iſt! Aber Gitel meint, ſie bete daraus ſchon über fünfundvierzig Jahre ohne Uiberſetzung.

Die Obige.“

Als Hannele Ehrenfeld dieſen Brief zu Ende geleſen hatte, ſchüttelte ſie gar bedenklich den Kopf. Roſel hatte während ihres Aufenthaltes auf dem Dorfe ſchon mehrere Briefe geſchrieben, die waren alle kurz und nichts ſagend, enthielten nur die Hauptſache, daß das Mädchen ſich wohler fühle, aber ſie hatten ſie weit mehr befriedigt, als dieſes langathmige Schreiben. Es war in dem Briefe etwas, was nicht nach dem Geſchmacke der reichen Frau ſich leſen ließ. Sie las den Brief mehrmals durch, aber er zeigte ſich ihr von keiner beſſeren Seite.

Nur auf wenige Augenblicke müſſen wir das Dorf verlaſſen. Wir kommen zeitlich genug wieder zurück, um bei der Ernte gegenwärtig zu ſein, auf die ſich Roſel ſo freut.

Das ſchönſte „Gewölbe“ unter den „Lauben“ des Ringplatzes hatte Hannele Ehrenfeld inne. Sie ſaß darin wie eine Königin, breit und mächtig, die Kunden kamen von ſelbſt, und ſie hatte nicht nöthig, nach ihnen auszuſpähen oder ſie gar mit Schmeichelworten hineinzulocken. Wer bei Hannele Ehrenfeld kaufte, mußte ſich nach ihren eigenen Worten eine Ehre daraus machen, und längſt hätte ſie das „Geſchäft“ aufgegeben, wenn es ihr nicht eben um dieſer Ehre willen leid gethan hätte.

Es war kurz vor der Ernte, und die „Lauben“ ſind da auf dem Marktplatze immer leer. Der beſte Käufer, der Bauer nämlich, fehlt, und die Geſchäftsfrauen haben manche lange Weile. Hannele hatte den Brief ihrer Tochter vom Hauſe mit ſich genommen, um ihn in dem kühlen Gewölbe in aller Gemüthruhe noch einmal zu leſen und darnach die Antwort abzufaſſen.

Ein Gefühl von Scham hielt ſie dabei ab, den Brief Anderen, etwa ihren Nachbarinnen mitzutheilen; er enhielt zu viel des Beleidigenden, und konnte Herrn Julius Arnſteiner zu Ohren kommen. Eines beſonders ſchnitt ihr durch die Seele, daß Roſel ſich nähmlich über die Unwiſſenheit der Leute in der „Gaſſe“ luſtig machte, und dagegen die Bauern, bei denen ſie weilte, hervorhob. Dicke Schweißtropfen perlten auf der Stirne der reichen Frau, während ſie dieſes las, und nicht die Hitze des Sommers, ſondern die Angſt, daß ſo etwas unter die Leute kommen, und dem Mädchen einen ſchlechten Ruf verſchaffen könnte, hatte ſie ihr entlockt. Sie ſah nicht ab, wohin das führen könne, wenn Roſel länger auf dem Dorfe bliebe; eine Verwilderung ohne Gleichen, daß man ſie kaum zu erkennen im Stande ſein würde, ſtand drohend vor ihrer Seele. Sie hatte ſie aufs Dorf geſchickt, damit ſie dort geſund werde — und nun rühmte ſich Roſel, daß ſie das theuere „Franzöſiſch“ und die „Sprachlehre“ vergeſſen hätte.

Es traf ſich gut, daß um dieſe Zeit ein alter Bekannter unſerer „Gaſſe,“ nämlich der Doktor Emanuel Prager über den Marktplatz daher kam. Vielleicht erinnert ſich noch mancher der Rolle, die er in der Blitzableitergeſchichte unſeres wackeren Schloſſermeiſters Trenderl geſpielt hat, der kurz zuvor zu namenloſem Erſtaunen von „halb Böhmen“ die Tochter der reichen Mindel Brandeis als Frau heimgeführt hatte. Hannele erſchien er in dieſem Augenblicke ihr wie vom Himmel zugeſchickt, dem Doktor war ſie gewohnt Alles zu vertrauen. Sie winkte ihn zu ſich, und er zögerte auch nicht zu kommen.

„Leſen Sie nur gleich den Brief da, Herr Doktor,“ rief ſie ihm beim Eintritte ins „Gewölbe“ in großer Aufregung entgegen, „nur gleich! Der Brief macht mich ganz verzweifelt.“

„Ein Schuldner ausgeblieben?“ fragte der Doktor etwas neckiſch.

„Möcht' ich darum Sie befragen?" ſagte Hannele in übler Laune. „Von Roſa iſt er."

Alsbald legte ſich die Stirne des Doktors in ernſte Falten, ſein vorhin lächelndes Geſicht gewann einen Ausdruck nachdenkender Strenge.

Er nahm den Brief und las. Während dem waren die Augen der reichen Gewölbsfrau unausgeſetzt auf ſein Antlitz gerichtet, nicht das leiſeſte Spiel einer Miene konnte ihr entgehen. Der Doktor ſchien Roſels Brief mit großer Aufmerkſamkeit, ja manche Stellen ſogar wiederholt zu leſen, dennoch regte ſich dabei keine Muskel in ſeinem Geſichte. Hanneles Unruhe ſtieg von Minute zu Minute, ſolch ein großer Brief ging ohne Eindruck an ihm vorüber? Endlich war er zu Ende gekommen; ein anmuthiges Lächeln ſpielte um ſeine feingeſchnittenen Lippen, indem er ihr das Schreiben zurückgab.

„Nun, Herr Doktor, was ſagen Sie dazu?" fragte Hannele und ſah ihn dabei ängſtlich an. „Iſt er nicht merkwürdig?"

„Sehr merkwürdig!" meinte der Doktor kurz.

„Wie verſtehen Sie das, Herr Doktor?" rief Hannele voll Unruhe und griff nach ſeinem Arme.

„Er iſt darum merkwürdig," ſagte der Doktor,

„weil ich nicht hoffen durfte, daß ſie in ſo kurzer Zeit geſund werde.“

„Meinen Sie, Herr Doktor?“ rief Hannele mit ungläubigem Lächeln.

„Die wird geſund, Frau Ehrenfeld,“ ſagte er mit dem vollem Klange ſeiner männlichen Stimme.

Die Freude über dieſen troſtvollen Ausſpruch des Doktors lockte für einen Augenblick ein ſonniges Lächeln auf das Antlitz der Mutter; dennoch war dieſes nicht ſiegreich genug, um alle die Bedenken, die ſich in ihr Gemüth ſeit dem mehrmaligen Durchleſen des Briefes geworfen hatten, mit einem Male zu überwinden.

„Gott, Lebendiger!“ rief ſie mit einem dankbaren Blick auf den Doktor, „wer wäre denn glücklicher als ich, wenn meine Roſa wieder geſund heimkäme? Ich habe ja nichts Anderes auf der Welt als ſie! Soll ich mir aber es nicht zu Herzen nehmen, daß ſie ſo übermüthig ſchreibt? Und wird es ihr nicht Schaden bringen, wenn ſie zu lange auf dem Dorfe bleibt?“

„Schaden!“ rief der Doktor erſtaunt, „wie ſoll ihr das ſchaden, was ihr Geſundheit bringt?“

„Sie verſtehen mich nicht, Herr Doktor. Ich meine nur, daß ſie das Franzöſiſche ſo vergeſſen kann, womit ſich Herr Arnſteiner ſo viel Mühe gegeben hat, und die Sprachlehre und die . . . Wie heißt ſie doch, was ſo ſchwer ſein ſoll?“

„Die Participialconſtruction!“ ergänzte der Doktor.

Hannele wollte das ſchwierige Wort nochmals ausſprechen, aber ſie brachte es nicht zu Stande. Wehmüthig blickte ſie den Doktor an.

„Alſo all das ſchöne Lernen ſoll rein verloren ſein; das was mein Stolz war, woran ich mich in meinen Leiden aufgerichtet habe, das ſoll ich jetzt mir nichts dir nichts auf dem Dorfe unter den Bauern aufgegeben ſehen, und nichts dazu thun?“

„Gar nichts,“ rief der Doktor und ſein ernſtes Auge ruhte mit bannender Gewalt auf der reichen Frau. „Wollen Sie Ihre Tochter kränker, als ſie zuvor war, in ihr Haus zurückerhalten? Sie iſt jetzt in der erſten Geneſung begriffen, hüten Sie ſich hineinzugreifen.“

„Da ſei Gott zuvor!“ rief Hannele tief erſchrocken. „Wie werde ich etwas thun, was gegen das Glück meines Kindes iſt? Meinetwegen ſoll Roſa dort noch ein Jahr bleiben, bis ſie ganz geneſen iſt.“

„Und wenn dieſe Geneſung ein ganzes Leben dauern würde?“ fragte der Doktor, indem er ſie forſchend anblickte.

Die Frau verſtand offenbar den Sinn dieſer Frage nicht und ſchwieg.

Der Doctor empfahl ſich darauf und wollte gehen. Da rief ihm Hannele zu:

„Noch Eines, Herr Doctor,“ ſagte ſie, „es liegt mir ſo Vieles auf dem Herzen, und ich weiß gar nicht, wo ich früher anfangen ſoll.“

„Was wollen Sie, Frau Hannele? Ich warte ſchon!“ rief der Doctor.

„Sie red’t da in ihrem Brief in Einem fort von einem gewiſſen Joſef . . Das dritte Wort im Brief heißt: Joſef. Was ſoll das vorſtellen?“

„Nichts, Frau Hannele. Auch das gehört zu ihrer Geneſung —“ ſagte der Doctor und lächelte dabei.

„Ich verſteh’ Sie nicht —“

„Sie werden es ſchon einmal verſtehen!“ rief er bedeutungsvoll. „Einſtweilen laſſen Sie Ihre Tochter nur geſund werden. Sie iſt in guten Händen!“

Damit empfahl er ſich und ging. Hatte ſie ihn verſtanden? In ſeiner offenen, verſtändnißreichen Seele trug der Doctor das Geheimniß einer jungen Seele, ihr ſelbſt noch unbekannt, das ſich ihm aber in dem Briefe in feinſten Umriſſen geoffenbart hatte.

VIII.

Drei Erbſen.

Schneller, als wir gedacht, kommen wir wieder auf das Dorf zurück.

Im Hauſe Rebb Feiwel Bauers war in dieſem Augenblicke ein merkwürdiges Treiben und Bewegen; die Zeit der Ernte war gekommen. Das Jahr hatte mehr gehalten, als es im Anfange verſprochen hatte; man konnte es ein geſegnetes nennen. Wagen auf Wagen brachte die goldene Feldlaſt ins Haus: knarrend waren ſie ausgezogen, leiſe, weil ſie ob der ſchweren Wucht nicht klagen konnten, waren ſie zurückgekehrt. Für Roſel war die Ernte ein neues niegeſehenes Schauſpiel. In der Gaſſe, in der ſie geboren und erzogen war, konnte mit Mühe kaum ein gewöhnlicher Wagen, geſchweige ein mit Garben hochaufbelaſteter gewendet werden.

So oft eine neue Ladung durch das Hofthor lenken wollte, ſprang ſie vors Haus hinaus, und wie die Garben mit kraftvoller Hand von den Knechten geſchwungen, auf den Boden fielen, wie die Wagen wieder fortfuhren, dem Allen folgten Roſels leuchtende Blicke, die mehr als Neugierde verriethen.

Wer das Mädchen jetzt ſo daſtehen ſah, und die Stunde verglich, in der es dem zu harten Sitz auf Rebb Feiwels „Kutſchel“ entflohen war, hätte ſie kaum überreden können, es ſei noch ein und dasſelbe. Sie war in der That ſichtlich erſtarkt; ihre Wangen blühten im Sommer einer geſunden Röthe; dabei war das Mädchen größer und kräftiger geworden, und auf den erſten Anblick ward man gewahr, daß mit ihrem ganzen Weſen eine merkwürdige Aenderung vorgegangen ſein mußte. Es lag ein Hauch innerlicher Freiheit über ihm, es war mit einem Worte im Zuſtande ſelbſtändiger Entwickelung.

Wir müſſen es übrigens aufgeben, die Geſchichte dieſer Wandlung erzählen zu wollen. Alles Lebendige folgt dem naturgemäßen Drange, daß es nur in dem ihm am meiſten zuſagenden Boden wurzeln und gedeihen will. Luft und Licht, Waſſer und Erde, wie ſie ſich auch gegenſeitig in ihrem Ringen nach Herrſchaft befeinden und bekriegen, und keines dem anderen einen Fuß weit Raumes abzutreten geneigt iſt — wenn etwas wachſen und in die Höhe aufſteigen ſoll, müſſen ſie ſich dennoch brüderlich die Hände reichen, und eines dem anderen das Wort des Verſtändniſſes zuflüſtern. Jeder Gärtner weiß das! Und hier war eine Menſchenpflanze in ein Erdreich verſetzt worden, das ihr wohlthat!

Auf dem Bauernhof hatte man für das Wunder dieſer Wandlung, wie es ſich von Tag zu Tag lieblicher offenbarte, die Augen nicht verſchloſſen. Knechte und Mägde ſtaunten es an, am meiſten aber der alte Bauer, über den ſich ein Geiſt der Redſeligkeit ergoß, wenn er auf das fremde Mädchen zu ſprechen kam, wie man es an dem behäbig gleichgiltigen Manne ſelber für ein Wunder anſehen mußte. Er ſchlich hinter dem Mädchen her, etwa wie ein Verliebter, und recht wie Sonnenſchein klärte es ſich auf ſeinem breiten Antlitze auf, wenn er ihm nachblicken konnte, wie es behende über den Hof ſchritt, oder früh Morgens mit klaren Augen in die Stube trat. Trotzdem, daß er da gewöhnlich die Tefillin noch um Kopf und Arm geſchlungen trug, und jedes andere Wort außer der heiligen Gebetſprache Zions ihm verwehrt war, ſo konnte er ſich doch niemals des Ausrufs enthalten:

„S' Gotts willkumm, Prinzeſſele!“

Roſel erblickte übrigens in dieſer Benennung keine Beleidigung, was ihr beim Eintritte in dieſes Haus allerdings als ſolche geſchienen hatte. Das klang ihr jetzt jedesmal wie eine neue Beſtättigung, daß ſie auf dem Bauernhofe wirklich willkommen und nicht bloß gut gelitten war. Dennoch mochten in dem Bauer manchmal Bedenken zweifelnder Natur aufſteigen, ob er auch recht daran thue, und ob das Mädchen am Ende nicht doch beleidigt werden könnte. Roſel ſtand einmal mitten im Hofe und fütterte die junge Hühner- und Gänſewelt des Hauſes. Da kam der alte Bauer, nachdem er dem Thun des Mädchens lange zugeſehen hatte, breitſpurig dahergeſchritten, daß die zaghaften Vögelchen, die ihn nur wenig kannten, erſchreckt auseinander fuhren, und das eine hier, das andere dort eine Zuflucht ſuchte.

„Um Gottes willen,“ ſchrie Roſel, „was ſtellen Sie an, Rebb Feiwel?!“

„Ich hab Dir nur ſagen wollen, Roſel Leben,“ meinte dieſer mit ſeltſam bewegter Stimme, „warum ich Dich immer Prinzeſſele heiß', und niemals anders.“

„Ich ſehe darin nichts Schlechtes,“ ſagte Roſel, die trotz der Störung ihres Lieblingsgeſchäftes lächeln mußte. Sie rief hierauf die Hühner noch einmal an ſich, die denn auch auf ihren Ruf ſich allmälig wieder um ſie ſammelten.

„Sollſt Du leben und geſund ſein,“ rief der alte Bauer, „Du magſt anfangen und Dich ſtellen wie Du willſt, Du biſt doch ein Prinzeſſele.“

„Kann ich dafür, wenn ich ſo ungeſchickt bin?

und wenn die ſchlechteſte Magd mehr kann, als ich?“ entgegnete Roſel in einem faſt traurigen Ton.

„Wirſt Du gleich ſchweigen und kein Wort weiter reden?“ rief Rebb Feiwel: „Du haſt mich ja gar nicht verſtanden, Du Narrele! Gerad’ weil Du Alles ſo fein und geſchickt anſtellſt, als wärſt Du dein Leben lang auf einem Bauernhof geweſen, gerad’ darum kommſt Du mir wie ein Prinzeſſele vor.“

„Meinen Sie, Rebb Feiwel?“ ſagte Roſel und erröthete vor Verlegenheit.

„Weißt Du was, Roſel Leben,“ begann der alte Bauer wieder in ſeiner Redſeligkeit. die heute ſtärker über ihn gekommen war, als ſonſt. „Wie ich noch ein Kind war,“ da hat mir meine Babe (mit ihr ſei der Friede) am Sabbathabend, ſo in der Zeit, wenn man noch kein Licht anzünden durfte. manche Geſchichte erzählt, an die ich mich noch jetzt erinnere, wie wenn es erſt geſtern am Abend geſchehen wär’. Manche von dieſen Geſchichten waren Dir ſo ſchrecklich und haarſträubend, daß mein Vater einmal mit einer großen Ruthe gekommen iſt, weil ich in derſelbigen Nacht vor lauter Furcht nicht habe einſchlafen können. Manche Geſchichte wieder war luſtig und ſo ſchön, daß mir noch heutzutage das Herz davon aufgeht. Zum Beiſpiel von dem Prinzeſſele mit den drei Erbſen.“

Roſel wurde erſt jetzt recht aufmerkſam; ſie hielt in der Fütterung ihrer beflügelten Unterthanen inne, und richtete ihre großen Augen erwartungsvoll auf den alten Bauer.

„Das Prinzeſſele nämlich," fuhr Rebb Feiwel fort, „hat durchaus von keinem Mann hören wollen, nicht mit Güte, nicht mit Gewalt hat man ſie dazu bereden können. Da hat ſich ihr Vater, der ein König war, gedacht: Wart', ich will Dich auszahlen! Sind Dir die ſchönſten Prinzen nicht recht, ſo wirſt Du dir Einen nehmen müſſen, der etwas weniger iſt, als ein Prinz, meinetwegen einen Bauer." Darauf hat er ſie fortgetrieben, und ſie iſt fort. Blutigwund hat ſie ſich die Füſſe gegangen, denn ſie war das nicht gewohnt, bis ſie in der Nacht, todtmüd vor einem Hauſe in einem großen Walde angekommen iſt. „Macht's mir auf," hat ſie geſchrieen, „macht's mir auf, ich bin eine Prinzeſſin." „Eine Prinzeſſin biſt Du?" ſagt ein Weib zu ihr, die ihr die Thür aufgemacht hat, „wart', ich will Dich probiren." D'rauf nimmt ſie alles Bett, was ſie im Hauſe hat, und ſchichtet es auf, daß es bis an die Decke reicht, ganz zu unterſt legt ſie aber drei Erbſen, und nun ſagt ſie zu ihr: „Jetzt leg' Dich ſchlafen." Früh Morgens kommt ſie zu ihr, da ſitzt das Prinzeſſele auf dem Bett und weint bitterlich. „Was weinſt du?“ fragte ſie die Frau, die übrigens ſelbſt eine Königin war. „Wie ſoll ich nicht weinen,“ entgegnete das Prinzeſſele, „ich bin die ganze Nacht auf lauter Steinen gelegen, mein ganzer Körper iſt wund davon.“

„Denk Dir nur, ſie hat die drei kleinen Erbſen für Steine gehalten. Darauf ſagte die Frau:

„Du haſt mich nicht belogen, jetzt ſeh' ich, daß Du eine wirkliche Prinzeſſin biſt.“

Roſel lachte laut auf.

„Und ſo eine Prinzeſſin bin ich auch, Rebb Feiwel?“ rief ſie luſtig.

„Geweſen,“ ſagte der Bauer beinahe ernſt. „Biſt Du mir nicht vom Wagen heruntergeſprungen und fortgelaufen, weil Du geglaubt haſt, Du ſitzeſt auf einem Sack Erdäpfel? Ich ſchwör' Dir's aber noch jetzt zu, Roſel Leben, Du biſt auf lauter Roßhaar geſeſſen, wie der verſtorbene Herr Pfarrer, der ſich auf einen guten Sitz etwas verſtanden hat.“

„Und jetzt bin ich alſo kein Prinzeſſele mehr?“ meinte Roſel.

„Wart', ich bin noch nicht fertig,“ ſagte der alte Bauer mit einem gewiſſen ſchalkhaften Lächeln zwiſchen ſeinen beiden Mundwinkeln, „meinſt Du denn, jene Prinzeſſin hat gar nichts mehr zu erleiden gehabt?

Das war zwiſchen ihrem Vater und der Frau, die ſie aufgenommen hatte, ſo verabredet worden, daß ſie ſollte nämlich die Gänſe hüten, die Hühner füttern, die Kühe melken, Gras vom Felde heimbringen, ſtricken und kochen, kurz Alles thun, was einer gemeinen Magd zukommt. Und richtig! aus der ſchönen Prinzeſſin, die auf drei Erbſen gelegen iſt, iſt eine ganz prächtige Bäuerin geworden!“

Plötzlich wandte ſich Roſa bei dieſen Worten zur Seite; darum vermochte Rebb Feiwel auch nicht die feine Röthe zu bemerken, die in dieſem Augenblick ihr liebliches Antlitz überzogen hatte.

„Das Prinzeſſele nämlich,“ fuhr der alte Bauer fort, „hat den Sohn von der alten Frau gern bekommen, der war ein Schäfer und hat die Schafe aufs Feld getrieben, wie ſie die Gänſe. Ich bitt' Dich, Roſel Leben, was geſchieht, wenn junge Leute lange beiſammen ſind? Die ſchönſten Prinzen hat ſie nicht haben wollen, und jetzt hat ihr ein einfacher Bauersſohn beſſer gefallen, daß ſie ihn Allen Anderen vorgezogen hat. Erſt da hat es ſich herausgeſtellt, daß er auch ein Prinz iſt, und ſo iſt mein Prinzeſſele zu einem Mann gekommen.“

Er hatte dieſe Worte kaum geendigt, als Joſef in das Hofthor eintrat, der große, ſchlanke Junge mit den klugblickenden, braunen Augen. Plötzlich warf Roſel die ganze Ladung von Gerſtenkörnern, die ſie in der Schürze hatte, den Hühnern hin und floh eiligſt ins Haus. Dieſe Flucht traf ſo auffallend mit Joſef's Kommen zuſammen, daß ſie dieſen ſelbſt verblüffte.

„Haſt Du ihr vielleicht etwas geſagt, Vater, was ſie hat beleidigen können?“ fragte er, während eine dunkle Röthe, wie die von unterdrücktem Zorne, ſein Antlitz bedeckte.

„Ich?“ lachte Rebb Feiwel. „Ich hab' ihr nichts als von dem Prinzeſſele mit den drei Erbſen erzählt, und wie die zu guter Letzt glücklich war, daß ſie einen Bauer zum Mann bekommen hat.“

„Das haſt Du ihr, Vater, erzählt?“ rief Joſef, indem er ganz nahe an den Bauer trat, damit ihn kein Anderer höre. „Und da willſt Du, daß ſie nicht auf und davon ſoll?“

Da zuckte über das Antlitz des alten Bauers ein Licht von Verſchlagenheit und ſchlauem Verſtändniß, daß es mit einem Male wie beleuchtet von einer innern Flamme erſchien. Selten hatte der eigene Sohn dieſem Geſichtsausdrucke begegnet; denn der Alte war ziemlich gehämmert für Gemüthswallungen.

„Meinſt Du denn, mein Jüngel Leben,“ ſagte er langſam, und jedes ſeiner Worte mit Nachdruck betonend, indem er dabei mit dem linken Auge zwinkerte. „Meinſt Du denn, dein Feldwebel iſt allein ein kluger Menſch geweſen, und außer ihm iſt die ganze Welt ein Narr? Da d'rauf kannſt Du Dich verlaſſen, mein Jüngel: deinem Vater, Rebb Feiwel Bauer, braucht man auch nicht den Finger in den Mund zu ſtecken. Er kann auch beißen.“

Laut lachend ging er von dannen, während der einſtige Soldat wie am Boden feſtgenagelt daſtand und dem Davoneilenden nachſah. Dann ſchlich er in den Garten, obwohl er eigentlich im Hauſe zu thun hatte. — Folgen wir ihm nach.

Da ſteht der kräftige Junge vor dem Kirſchenbaum, unter dem er vor einigen Wochen jenen Brief ſeiner Mutter vorgeleſen hatte. Warum hat ſein Antlitz einen ſo traumhaft zerſtreuten Ausdruck, indem er in das grüne Laub hineinſchaut? Fällt es ihm ein, daß damals, als er jene Zeilen der reichen Hannele las, der Baum in voller Blüthenpracht ſtand, und daß jetzt nicht einmal für einen hungrigen Sperling das armſeligſte Kirſchlein daran hing? Mußte Blüthe und Fruchtzeit ſo ſchnell vorüberrauſchen? Vielleicht dachte das der Sohn des Bauernhofes, vielleicht auch nicht.

Mit einem Male begann auf dem Baume ein Vogel laut zu pfeifen. Oft ſind ſolche Naturſtimmen nur die Verkündiger und Verräther deſſen, was ſiebenfach bedeckt und verhüllt in ſolchen Momenten in unſerer Seele ſingt und klingt. So mochte es auch Joſef ſein. Er horchte auf den Geſang des Vogels, als ſei es zum erſten Male, daß er ihn zu Ohren bekam. Er ſah den Vogel nicht, er hörte nur deſſen Sprache aus den Blättern zu ſich dringen — aber tief bis ins Herz hinein. Plötzlich verſtummte der Geſang, der Vogel flog mit leichtem Geräuſche auf, und ließ ſich auf einem benachbarten Baume nieder. Nun bekam ihn Joſef ganz zu Geſichte: er erwartete, ob das kleine Thierchen von Neuem beginnen würde. Aber der Vogel ſchien ſeine Luſt daran zu haben, die Erwartungen Joſefs zu täuſchen. Er ſang nicht mehr, und endlich flog er auf und davon, weit weg über den Zaun des Gartens.

Mit einem Blicke tiefer Traurigkeit blickte Joſef dem Davoneilenden nach. Dann ſchien mit einem Male ein Geiſt der Ermannung über ſein ſeltſam zerſtreutes Weſen gekommen zu ſein, gleichſam von innen heraus trat eine ſichtliche Erhebung über die Schwäche dieſes Augenblickes auf ſeinem Geſichte hervor: und an die Stelle der früheren Schlaffheit war die Miene ſiegreicher Entſchloſſenheit getreten. Raſch, als wollte er einen müßig verträumten Augenblick wieder einbringen, verließ er den Garten.

Im Hofe lag eine Ladung unbehauener Baumſtämme, die für das Dach der neuen Scheuer beſtimmt waren. Wußte Joſef, was er that, als er einen dieſer Klötze mit den Händen umfaßte und aufhob, und ihn dann weit von ſich über den Hof ſchleuderte? Was bedeutete dieſe Kraftprobe? Seine Mutter Gitel ſah in dieſem Augenblicke aus der Küche in den Hof; ſie hatte das anſcheinend unſinnige Treiben ihres Sohnes wohl gemerkt.

„Joſef,“ was ſtellt das vor? „Biſt Du nicht mehr ſinnedig?“ (bei Sinnen).

Er ſchaute auf; dunkelroth war ſein Geſicht, ſei es von der Kraftprobe oder von dem wogenden Gefühle, das ihn beherrſchte.

„Ich habe nur ſehen wollen, Mutter, ob noch ein Biſſele Kraft iſt in mir,“ rief er, und mit einem mächtigen Fußtritt ſchob er den Baumklotz wieder an deſſen frühere Stelle zurück.

Einem Mutterauge, ſagt man gewöhnlich, iſt die Kunſt gegeben, in der Seele des Kindes ſelbſt da zu ſehen und ſich auszukennen, wo für jedes andere Dunkelheit und Finſterniß iſt. Diesmal jedoch machte

Gitel die Bäuerin davon eine Ausnahme. Ihr Auge, ihr geiſtiges ſowohl, wie ihr leibliches, ruhte ſeit der Ankunft Roſels auf keinem anderen Weſen, als auf dieſer; für die kleinſte Regung dieſer ihr anvertrauten Pflanze hatte ſie die Aufmerkſamkeit eines Gärtners; aber in ihrer Freude an dem neuen Kinde, in ihrem Glücke, daß Roſel in ihrem eigenen Hauſe der Geſundheit an Leib und Seele entgegengehe, vergaß ſie nachzuforſchen, was die verdroſſene Miene ihres Sohnes Joſefs, ſein unluſtiges Weſen, und eine gewiſſe Bitterkeit, die man ſonſt an ihm nicht kannte, zu bedeuten hatten.

Die Bäuerin ging nämlich von der irrigen Anſicht aus, daß Joſef noch immer gegen die Aufnahme des fremden Mädchens ſei. Sie hatte es nicht vergeſſen, wie er dagegen geeifert, und in ſeinem Zorne ſogar harte Worte gegen die eigene Mutter gebraucht hatte. In Wahrheit jedoch war es Gitel in dieſer Hinſicht gleichgiltig, was Rebb Feiwel, oder ihr Sohn über Hannele's Tochter dachten oder zürnten. In der Ausſchließlichkeit ihrer Liebe wollen ſo kraftbewußte Naturen, wie die unſerer Gitel, nicht beirrt ſein; ſelten gewahren ſie, wenn ſie irgend einmal ein Weſen in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen haben, was zur Rechten oder zur Linken vorgeht; ja ſie wollen ſogar nichts gewahren. Gitel war es ſich bewußt, daß ſie erfolgreich in das ganze Leben Roſel's eingegriffen, daß ihr energiſches Auftreten zum guten Theile mit daran Schuld war, wenn ſich das neue Weſen des Mädchens ſo vortheilhaft entwickelt hatte. Zudem war es der Bäuerin nicht vergönnt geweſen, ſich einer Tochter zu erfreuen. Nun war ihr eine, halb vom Zufalle, halb vom Glücke geſchenkt worden. Wie ſollte ſie das Geſchöpf ihres kräftigen Willens, das unter den Schmerzen der Angſt ans Licht getretene Kind, nicht mit aller Eiferſucht einer wirklichen Mutter behüten?

Mehr als jedes weitläufige Erzählen hat es vielleicht Roſels Brief an ihre Mutter dargethan, welche Luſt und überſtrömende Heiterkeit über die Seele des verwöhnten Kindes gekommen war. Trotz des beſten Lehrers hätte Gitel auf dieſen Erfolg ihrer Erziehungskunſt ſtolz ſein können; ſie hatte an ihrem Zögling wirklich dasjenige ausgeführt, was den Lehrern ſo ſelten in den Sinn kommt. Mitten aus einer müßigen Thätigkeit bei Herrn Julius Arnſteiner, aus dem zerſtreuenden Dunſte halbverſtandener Romane hatte ſie Roſel zum ſelbſtſtändigen Eingreifen in das Hausweſen gewöhnt, und was Hannele Ehrenfeld, die reiche Gewölbsfrau verſäumt, das holte Gitel während der wenigen Wochen im Fluge ein. Sie führte Roſel in die Küche ein, ſie erſchloß ihr das innerſte Weſen eines

Bauernhofes: ſie verbarg ihr nichts, und wie man ein Kind mit Bändern und rothen Korallen ausſchmückt, daß es weithin glänze und leuchte, wenn der Vater heimkommt, ſo ſchmückte Gitel auch die Tochter ihrer Freundin, um ſie ihr einſt völlig geſundet wieder zurückzugeben, mit allen Kunſtgriffen und Lehren der Haushaltung aus. Niemals iſt eine Erziehung reicher belohnt worden. „Gott Lebendiger!“ ſprach es manchmal in ihr mit aller Glut erkennender Dankbarkeit, wenn ſie ſah, wie das Mädchen immer mehr zunahm an Gedeihen und Wohlſein, an Thätigkeitstrieb und Erkenntniß. „wie iſt das nur möglich, Gott Lebendiger, daß das alles ein Buch ſoll zu Wege gebracht haben? Und wenn ich es ihr nicht weggenommen hätte? Was wäre daraus geworden?“ Auf ſolche Fragen, gute Gitel, gibt es keine Antworten. Aber wenn Du den Brief Roſels an ihre Mutter hätteſt leſen können — ſo wäre Dir klar geworden, daß ſich eine Macht in die Erfolge deiner Erziehung getheilt hatte, die außer deiner Berechnung lag.

Irren wir, wenn wir dieſe andere Macht „Joſef“ nennen?

IX.

In die Caſerne.

Die Ernte war eingeheimſt worden; was man während des Schnittes nur annäherungsweiſe als Erträgniß berechnet hatte, das ſtellte ſich jetzt, ſeitdem man die erſten Proben der neuen Frucht für den nächſten Wochenmarkt vorbereitete, als über jede Erwartung günſtig heraus. Auf keinem Gebiete menſchlichen Schaffens zeigt ſich der Gewinn von einer reinern Seite, als wo er unmittelbar aus den Händen der Natur kommt; ſie gibt ihn ungebeten, ohne Feilſchen und Schreien, denn ſie ſelbſt iſt voll Ruhe und ohne Leidenſchaft. Ein Schimmer ſchweigſamen Glückes war über das Haus gebreitet, das ihm ſehr wohl anſtand; Gott hatte wieder für ein ganzes Jahr, wenn ſonſt nichts dazwiſchen trat, dem Hauſe Rebb Feiwel's Beſtand und Gedeihen verliehen, und fürwahr! mehr als aufgehäufte Geldſäcke, mehr als gefüllte Truhen ſpricht für Gottes Segen eine gefüllte Scheuer voll der goldenen Frucht des Feldes; der regelmäßige Takt auf der Dreſchtenne, dünkt uns, klingt heller und harmoniſcher, als irgend ein Ton ſilbernen oder goldenen Beſitzes.

Es war am Abend eines Sabbaths in den letzten

Ausgängen des Sommers. Da ſaß Gitel, die Bäuerin, mit Joſef draußen vor dem Hauſe auf der hölzernen Bank, der gewöhnlichen Zuſammenkunft der Familie an dieſem Tage der Ruhe, an dem Alles ringsum im Dorfe in lebendiger Thätigkeit ſich regte, ſie ſelbſt aber der ſüßen Behaglichkeit beſchaulicher Muße ſich hingaben. Beide hatten von gewöhnlichen Dingen geſprochen, da kamen aus der Dorfſchenke, die nicht fern dem Hauſe lag, einige Burſchen, denen man an den „Commißkappen“ und den blauen Hoſen beurlaubte Soldaten anſah. Es waren zumeiſt Söhne von Bauern, die für die Erntezeit in ihre Heimat waren entlaſſen worden, und jetzt wieder zu ihrer Kompagnie zurückkehrten.

„Wo mögen die jetzt hinziehen?“ fragte Gitel gleichgiltig.

Statt aller Antwort nahm Joſef die eigene Commißkappe vom Kopf, die er ſeit dem Abſchied noch immer trug und ſchwenkte ſie gegen die dahinziehenden Kameraden, die dieſen Gruß bemerkten, und durch lauten Zuruf beantworteten.

„Was ſoll das vorſtellen, Joſef?“ rief die Bäuerin.

Der ehemalige Korporal in der kaiſerlichen Armee ſchwenkte noch mehrmals die Kappe, und hörte nicht eher auf, als bis die Urlauber durch eine Biegung der Straße aus dem Geſichte verloren waren. Sie hatten einen Geſang angeſtimmt, der ſich leiſe, je weiter ſie ſich entfernten, verlor. Erſt jetzt wandte ſich Joſef um; aber zum Erſchrecken der Bäuerin bot ſeine Miene in dieſem Augenblicke eine ſo auffallende Veränderung, daß ſie auch ein minder geübtes Auge, als das unſerer Gitel gewahren mußte. Der einſtige Soldat hatte nämlich Thränen im Auge!

„Joſef Leben! was iſt Dir?“ rief Gitel mit den weichſten Tönen ihres Mutterherzens. „Was geht mit Dir vor?“

„Nichts, Mutter,“ entgegnete der Soldat, der ſich zu ermannen ſuchte. „Nichts,“ ſagte er, indem er die Kappe mit einer gewiſſen Heftigkeit auf den Kopf drückte, dabei aber eine ſolche Stellung einnahm, daß ihm Gitel nur von der Seite ins Geſicht blicken konnte.

„Joſef, das glaub' ich Dir nicht,“ rief Gitel um ſo dringender, „da haſt Du zum erſten Male in deinem Leben eine Lüge geſprochen. So umſonſt, wenn nichts vorgeht, hat man nicht das helle Waſſer in den Augen.“

„Nun gut, Mutter,“ ſagte Joſef nach einer Weile mit mühſam gefeſtigter Stimme, „ich habe mir nur gedacht, wie ich da meine ehemaligen Kameraden habe vorbeiziehen geſehen: Die haben es gut! Könnteſt Du nur mit ihnen!“

„Joſef!“ ſchrie die Bäuerin, und riß den einſtigen Soldaten mit einem ſo kräftigen Rucke herum, daß er ihr gerade von Angeſicht zu Angeſicht ſtand.

„Was geht mit Dir vor? Wirſt Du gleich reden?“

„Ich habe es Dir ja geſagt, Mutter —“

„Du möchteſt alſo wieder in deine Caſerne gehen?“ rief die Bäuerin mit dem Ausdrucke des Entſetzens in jeder Geberde.

„Warum nicht, Mutter?“ meinte der Soldat mit geſenkten Blicken. „Der Feldwebel, unter dem ich geſtanden bin, hat ſchon dreimal ſo lange gedient, als er eigentlich hätte dienen ſollen. Der wird auch als Soldat begraben werden. Es gibt Manchen, der den Rock des Kaiſers nicht mehr auszieht, wenn er ihn einmal angezogen hat.“

Die Bäuerin rang nach einem Ausdrucke. Das, was ſie jetzt vernahm, war ſo erſchreckender Natur, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn der ſonſt ſo redekundigen Frau zum erſten Male das Wort verſagte.

„Dein Feldwebel iſt Dir alſo lieber, als dein Vater und deine Mutter,“ rief ſie nach einer guten

Weile mit gebrochener Stimme, „und die Kaſerne ziehſt Du unſerem geſegneten Hauſe vor? Das habe ich an Dir erleben müſſen, der mein einziger Sohn iſt.“

Sie konnte nicht weiter, die Stimme verſagte jeden Laut.

„Mach' mir das Herz nicht ſchwerer, Mutter, als es mir ohnehin iſt,“ ſagte der Soldat, ohne aufzublicken, indem er mit der Hand über ſein Geſicht fuhr. „Ich habe ja nichts geſagt, als daß ich meine Kameraden beneidet habe?“

„Mit deinen zwei fehlenden Fingern wird man Dich wieder zum Soldaten nehmen?“ rief Gitel mit einem merkwürdigen Gemiſche von Triumph und Angſt in Wort und Geberde.

„Zum Fuhrweſen nimmt man mich immer gerne an,“ meinte der Soldat.

„Joſef, mit Dir geht was vor,“ ſchrie Gitel wieder, „Du willſt es nur deiner Mutter nicht ſagen. Iſt Dir im Hauſe etwas nicht recht? Geradezu heraus, möchteſt Du auf die Beſchau gehen, Dir ein Weib nehmen? Du weißt, wir haben genug für Dich, und daß noch eine Familie davon lebt. Warum thuſt Du es alſo nicht? Meinſt Du denn, wir hätten was dagegen, wenn Du ein Mädchen nach deinem Sinne Dir aufſuchſt?“

„Ich denk' nicht daran, Mutter,“ ſagte der Soldat kurz.

„So iſt Dir etwas anderes im Hauſe nicht recht?“ rief die Bäuerin wieder. „Gott Lebendiger, was könnte denn das ſein? Kann es Einer beſſer haben, als Du, thut man Dir nicht, was man Dir an den Augen anſieht? Du meinſt alſo, die da vorübergezogen ſind wieder in ihre Kaſerne zurück, die haben es beſſer als Du?“

Joſef entgegnete nichts; tiefe Röthe war auf ſeinem Antlitze ſichtbar.

„Wart' jetzt weiß ich, was Dir fehlt,“ rief Gitel wieder nach einer Weile im raſchen Gedankenflug. „Du warſt gleich vom Anfang dagegen, daß ich Hannele Ehrenfeld's Tochter ins Haus nehme, und ſeitdem haſt Du deinen Zorn darüber nicht abgelegt. Ich will gar nicht fragen warum? Wenn Dir aber Roſel nicht recht iſt, ſo brauche ich ja nur ihrer Mutter zu ſchreiben und ſie nimmt ſie ſogleich nach Hauſe. Willſt Du, daß ich ſie fortſchicke?“

„Dann gehe ich erſt recht unter das Fuhrweſen,“ ſprach der Soldat mit kaum vernehmbarer Stimme.

In der Aufregung, die dieſe Unterredung über die Bäuerin gebracht hatte, überhörte ſie, was doch eigentlich nicht mißverſtanden werden konnte.

„Du ſagſt das nur, um mir nicht wehe zu thun," rief ſie wieder, in der die fürchtende Mutter vollſtändig die Obergewalt eingenommen hatte. „Du weißt, daß mir das Mädchen ans Herz gewachſen iſt, und daß ich ſie nicht gerne ſo bald verlieren möchte. Aber deiner Mutter kannſt Du aufs Wort glauben: Wenn es Dir nicht recht iſt, daß Roſel länger im Hauſe bleibt, ſo ſchreibe ich gleich morgen an Hannele Ehrenfeld. Sie wird es mir ſchon verzeihen, und eine Ausrede iſt bald gefunden. Ich kann ja doch nicht den eigenen Sohn fortziehen laſſen, und eine Fremde dafür behalten?"

Der Soldat hielt ſeinen Kopf tief geſenkt, um ſeine Lippen ſpielte jedoch ein Zug von Trotz, der gewaltig dasjenige zurückhielt, was doch nicht länger verſchwiegen werden konnte.

„Dringe nicht länger in mich, Mutter," ſagte er endlich finſter, „ich kann es Dir doch nicht ſagen. Ein Soldat muß faſten können, aber auch ſchweigen. Und am beſten wäre es doch, wenn ich mit meinen Kameraden fortziehen könnte!"

Jetzt kam über das Weſen der Bäuerin ein ſolcher

Grimm, wie er nur aus den Tiefen eines tief beleidigten Gemüthes hervorzuquellen vermag.

„So geh'!“ rief ſie mit vor Erregtheit zuckenden Lippen, „geh' wieder zu deinem Feldwebel, wenn er Dir lieber iſt als Vater und Mutter. Geh' meinetwegen zur Cavallerie oder zum Fuhrweſen — ich werde Dir kein naſſes Auge nachweinen. Läßt in ſich hineinreden von einer Mutter wie in ein Faß, und wie ein hohles Faß bleibt er ſtumm! Meinſt Du denn, Du biſt noch der Soldat, der ſeinen Feldwebel vor ſich hat, vor dem er nicht „muxen“ darf? Ich bin deine Mutter, Joſef, alſo mehr als dein Feldwebel! Und jetzt geh'! Ich halte Dich nicht auf!“

So ungewohnt dieſe Vorwürfe und der Ton, in welchem ſie vorgebracht wurden, für Joſef waren — er ertrug mit geſenktem Kopfe die ganze Laſt. Ohne ein Wort der Widerrede wandte er ſich von ihr ab, und ging langſamen Schrittes ins Haus hinein.

Die Bäuerin blieb mit ihrem Zorne und ihren Gedanken über des Sohnes ſeltſames Thun allein. Der erſte ſchwirrte noch eine Zeit lang in ihr, wie aufgeregte Weſpenſchwärme; bald jedoch traten die andern mildernd und beruhigend in den Vordergrund ihrer mütterlichen Sorge. Was mochte das ſein, das ihren Sohn in ſo kurzer Zeit derart umgeſtalten konnte?

Sollte es in der That der Haß gegen Hannele Ehrenfeld's Tochter ſein? Was hatte ihm dieſe aber zu Leide gethan? Es mußte ſo ſein. Denn nun erſt kam es ihr in den Sinn, daß die „Auswechslung" Joſefs mit dem Augenblicke begonnen, da Roſel ins Haus gekommen. Gott der Lebendige wußte, warum Joſef gegen das Mädchen ſo eingenommen war. Aber jetzt gab es keine andere Wahl; entweder ging der einzige Sohn wieder unter die Soldaten — oder Roſel mußte das Haus verlaſſen!

Heiße Thränen floßen bei dieſer Betrachtung über Gitels Wangen; ſie ſollte von ihrem Herzen ſo Liebgewonnenes von ſich ſcheiden laſſen! Schon jetzt, wo ſie den Gedanken an Roſels Weggang blos dachte, war es ihr, als ſcheide etwas Leuchtendes, etwas unendlich Wohlthuendes aus ihrem Hauſe, und als bliebe darin nur Finſterniß und Beklemmung zurück. Jetzt erſt fühlte ſie ſich recht als die Mutter auch dieſes Kindes; es war ihr nicht anders, als müßte ſie eine Tochter in die weite fremde Welt ziehen laſſen. Aber ihr blieb ja keine andere Wahl; Roſel mußte aus dem Hauſe!

Lange ſaß ſie ſo in tiefem Sinnen. Da kam unverſehens die, deren Weſen ſo mächtig in die Ruhe dieſes Hauſes gegriffen, Roſel ſelbſt, über den Weg daher. Gitel hatte ſie zu dem kranken Kinde ſeiner Bäuerin mit einem Stücke Sabbathbrot geſchickt, um es zu erlaben. Als ſie ihrer anſichtig ward, ging es tief ſchmerzlich durch ihre Seele; denn als eine Frau von kräftigem Willen, wie wir ſie bereits kennen gelernt haben, wollte ſie Roſel ſogleich ihren Entſchluß kund thun. Der Augenblick dazu ward gekommen.

„Roſel Leben!“ rief ſie ihr entgegen, da ſie noch einige Schritte von ihr entfernt war, „was hat denn das Kind dazu geſagt?“

„Es hat ſich ordentlich daran erquickt,“ meinte Roſel und war in einem Satze bei der Bäuerin angelangt.

„Sie haben geweint, Gitel Leben!“ rief ſie ſogleich erſchrocken. „Was iſt vorgefallen?“

„Was liegt Dir d'ran, mein Kind“, ſagte die Bäuerin, indem ſie ſich die Thränen trocknete, „ob Du es weißt oder nicht. In jedem Hauſe kommt etwas vor, worüber eine Mutter ſich kränken muß; der deinigen wird es nicht beſſer ergehen. Reden wir lieber von etwas Anderem. Wann ſchreibſt Du wieder einen Brief an deine Mutter?“

„Eigentlich erwarte ich einen von ihr,“ entgegnete Roſel.

„Schreib' Du ihr zuerſt,“ rief Gitel mit einer gewiſſen Haſtigkeit. „Auf Einen Brief der Mutter muß ein Kind zwei und drei ſchreiben.“

„Ich verſteh' Sie nicht, Gitel Leben,“ meinte Roſel kopfſchüttelnd; „erſt weinen Sie, dann heißen Sie mich, ich ſoll an meine Mutter ſchreiben. Sind Sie vielleicht nicht mit mir zufrieden?“

„Roſel, um Gottes willen,“ rief die Bäuerin mit neuen Thränen in den Augen, „mach' mir das Herz nicht beſchwerter, als es ohnehin iſt. Soll ich Dir denn geradezu herausſagen, daß Du Deiner Mutter ſchreiben mußt?“

„Warum, warum?“

„Ich kann Dir's nicht verſchweigen, Roſel Leben, es muß ausgeſprochen ſein. Ich weiß nicht, ob wir noch länger bei einander bleiben können. Mein Sohn Joſef will wieder unter die Soldaten gehen — und Du mußt wieder zu Deiner Mutter zurück.“

„Er will wieder unter die Soldaten?“ rief das Mädchen nicht erſchrocken, doch überraſcht.

„Was willſt Du thun?“ ſagte die Bäuerin, der das Ausſprechen des Schwerſten außerordentlich das Herz erleichtert hatte, „wenn ſo einem eiſernen Kopfe wie mein Sohn iſt, einmal ein Idee hineingekommen iſt, dann bringen ſie ihm zwanzig Bauern mit Roß und Wagen nicht heraus. Er meint, er iſt noch immer bei ſeinem Feldwebel in der Kaſerne. Kurz und gut, er will wieder fort, mit ſeinen zwei abgeſchoſſenen Fingern will er wieder fort. Ich fürcht', ich fürcht', wie ich ihn kenne, der Gedanke wird ihm ſchwer herauszubringen ſein, wenn Du mir nicht den einen Gefallen erweiſeſt — und gehſt wieder nach Hauſe."

„Ich ſoll wieder fort?" ſagte Roſel, noch immer anſcheinend ruhig.

„Roſel Leben," rief die Bäuerin in überwallendem Schmerze, „laß mich mit Dir ausſprechen, ich muß Dir Alles ſagen. Mein Joſef hat einen unglückſeligen Haß gegen Dich gefaßt, wofür ich nichts kann. Gleich wie ich Dich habe ins Haus nehmen wollen, war er dagegen. „Wozu willſt Du Dir ſo eine Prinzeſſin aufnehmen, hat er geſagt, die uns verachtet und die keinen Begriff davon hat, was ein Bauer iſt? Lies ihren Brief und den von ihrer Mutter, und ſieh! was Leute ſind, die mit Kühen und Erdäpfeln nichts wollen zu thun haben." Roſel Leben! ich hab' auf ſeine Worte nichts gegeben, und danke meinem Gott im ſiebenten Himmel dafür! Als eine Prinzeſſin biſt Du gekommen, und warſt verwöhnt und verzärtelt, aber von dem Augenblicke an, wo ich Dir das Buch weggenommen habe, biſt Du eine Andere geworden. Du haſt ein Geſchick zu Allem, man kann auf und abgehen in halb Böhmen, ſo wird man keine zweite Roſel finden. Nicht nur haſt Du Deine Natur geändert, Du biſt mir auch im Hauſe behilflich geweſen, wie die beſte Bauerstochter. Das Alles weiß ich, und habe es geſehen; nur mein Joſef hat für Dich blinde Augen. Da kannſt Du thun, was Du willſt, er meint noch immer, Du verachteſt uns, weil Du Hannele Ehrenfeld's Tochter biſt. und wir nur ungezogene Bauern. Und weil er ſieht, wie Du mir und meinem Feiwel, denn auch der iſt gegen Dich ein Anderer geworden, ſo ans Herz gewachſen biſt, gerade darum ſetzt er ſeinen eiſernen Kopf auf und iſt Dir ein Feind. Sonſt, das kann ich als Mutter ſchon ſagen, iſt das Kind gut, brav und fromm; er trinkt nicht, er ſpielt nicht und gibt keinen Kreuzer unnütz aus. Nur gegen Dich hat er die unglückſelige Idee, da iſt er wie ausgetauſcht. Soll ich das einzige Kind wieder Kommißbrot eſſen laſſen, und auf einem harten Brett in der Kaſerne ſchlafen? ſoll ich zugeben, daß er in einer Winternacht irgendwo Wache ſteht, wo er, Gott behüte, mir erfrieren kann? Ich frag' Dich ſelbſt, Roſel Leben, Du haſt ja ſo viel gelernt und ſo viele Bucher geleſen. Iſt es da nicht beſſer, Du gehſt zu deiner Mutter wieder zurück, damit ich und mein Feiwel ihren Sohn behalten?"

„Es wird nicht ganz ſo ſein, Gitel Leben,“ ſagte das Mädchen nach einer guten Weile, und ein ſeltſames Lächeln glitt dabei über ihr liebliches Antlitz.

„Du wirſt mir ſagen, mein Kind, wie Joſef von Dir denkt?“ eiferte Gitel, „dem ſeh' ichs auf hundert Schritte an den Augen an, ob er einem Menſchen wohl will oder nicht. Ich ſag' Dir, Roſel Leben, deinetwegen will er aus dem Hauſe, deinetwegen will er wieder zu ſeinem Feldwebel.“

„Meinetwegen?“ ſprach das Mädchen langſam nach.

Dann ſaß ſie einige Augenblicke, wie nachſinnend demjenigen mit den feinſten Fibern ihrer Seele, was ſie jetzt ſoeben vernommen. Holde Lichter ſpielten dabei auf ihrem Antlitze, nicht die der untergehenden Sonne, ſondern die aus dem Gemüthe herausleuchten, wenn es ſich zu irgend einer bedeutenden That erhebt.

Mit einem Male ſtand ſie von der Bank auf.

„Ich ſchreibe nicht an die Mutter,“ ſagte ſie mit Innigkeit, „und Joſef wird nicht unter die Soldaten gehen. Darauf verlaſſen Sie ſich Gitel Leben!“

Dieſe merkwürdige Sicherheit des Mädchens verblüffte die Bäuerin derart, daß ſie keines Wortes mächtig, ihr nur in das fein geröthete Geſicht ſtarrte.

„Verlaſſen Sie ſich darauf," wiederholte Roſel noch einmal, „die Prinzeſſin wird ſchon mit ihm reden."

„Roſel Leben! wenn Du das könnteſt! Gott Lebendiger! wie glücklich möchteſt Du mich machen?" ſeufzte Gitel.

Roſel ſprach kein Wort mehr; ſie ſchaute auch nicht auf. Nur ein Lächeln war auf ihrem Antlitz leuchtend geblieben. Was ſollte es bedeuten?

X.

Ein Geſpräch zwiſchen Nacht und Morgen.

Die Nacht, die dieſem an Erſchütterung ſo überreichen Abend folgte, ſollte nicht vorübergehen, ohne für die Bäuerin noch eine Begebenheit von bedeutungsvoller Art gebracht zu haben. Mitten in der Nacht wachte nämlich Rebb Feiwel auf, was ganz gegen den gewöhnlichen Gang ſeiner Natur war; denn nach Gitel's Ausſpruch war es nur einmal während ihrer dreißigjährigen Ehe, daß er von ſeinem Schlaf, wie „ein zugebundener Sack Erdäpfel!" eine Ausnahme gemacht, nähmlich als er die „große" Krankheit (zur Buße geſagt) überſtand.

„Gitel," rief er erſt leiſe, dann immer lauter,

„biſt Du auf, daß man mit Dir ein Wörtel reden kann?“

„Gott Lebendiger! Du biſt doch nicht etwa krank geworden?“ ſchrie die Bäuerin, ſchlaftrunken in die Höhe fahrend; ſie war erſt kurz zuvor, nachdem ſie in Sorgen und Kummer lange dagelegen, in einen leichten Schlummer geſunken.

„Mir fehlt nichts,“ ſagte der Bauer mit klarer Stimme, was in der Nacht gleichfalls zu den Seltenheiten gehörte, „aber unſerem Joſei fehlt etwas, und das will mir nicht aus dem Kopfe.“

„Hat er Dir auch geſagt,“ rief Gitel, „daß er wieder unter die Soldaten will?“

Den alten Bauer ſchien dieſe Mittheilung nicht im Geringſten zu überraſchen. Nach einer guten Weile ſchlug er ein lautes Gelächter auf.

„Will er wieder?“ rief er dazwiſchen. „Du wirſt ſehen, er wird ſich ſeinen Feldwebel ſchon aus dem Kopf ſchlagen.“

„Du wirſt ihn doch nicht mit Gewalt zwingen wollen?“ meinte Gitel trocken. „Dazu iſt das Jüngel doch ein zu großer Jung!“

„Wenn er es nicht gutwillig thut,“ ſagte der Bauer luſtig, „ſo muß man ihn zu ſeinem Glücke zwingen.“

„Red' teutſch mit mir, Feiwel,“ ſprach Gitel.

„Ich hab' ihm eine Prinzeſſin zur Frau beſtimmt," meinte der Bauer, deſſen Stimme zum leiſen Flüſtern geworden war.

„Mir ſcheint, Feiwel," ſagte die Bäuerin, „Du haſt einen Traum gehabt, und jetzt meinſt Du, Du träumſt noch immer. Du weißt nicht, was Du redeſt."

„Wenn ich von einer Prinzeſſin rede," meinte Rebb Feiwel, „ſo mein' ich damit das Prinzeſſele, was wir im Hauſe haben!"

Die Bäuerin ſchrie nicht auf vor Entſetzen, als ſie dieſe abenteuerliche Mittheilung aus dem Munde ihres Mannes vernahm, ſie ergriff nur ein Schwefelholz und zündete damit die Kerze an.

„Ich muß Dich beim Licht ſehen, Feiwel," ſagte ſie, indem ſie die Kerze aufhob und dem Bauer damit ins Angeſicht leuchtete.

Das behäbigvolle Antlitz des alten Bauers lachte ihr aus der Umhüllung einer rieſigen Schlafmütze entgegen.

„Ich mein's im Ernſt, Gitel," rief er luſtig „ganz im Ernſt. Warum? ſoll' das Prinzeſſele für unſeren Sohn zu ſchlecht ſein?

„Feiwel Narr!" ſchrie Gütel erſt jetzt auf, „nicht Feiwel Bauer ſollt' man Dich heißen. Schläfſt Du oder biſt Du wach? Oder hältſt Du mich ſelbſt für einen Narren?“

„Löſch das Licht nur wieder aus, Gitel,“ ſagte der Bauer ſich ſtreckend, „ich ſeh' im Dunkeln auch und weiß, was ich weiß.“

„Was weißt Du?“ rief Gitel haſtig.

„Daß das Prinzeſſele für unſeren Joſef das prächtigſte Weib auf der Welt wär',“ meinte Feiwel.

„Sag' mir nur Feiwel,“ rief die Bäuerin nach einer langen Pauſe, während welcher ſie ihre Geiſter nur mühſam zu ſammeln vermochte. „Sag' mir nur, was haſt Du Dir in deinen alten Kopf für eine Fliege geſetzt? Weißt Du denn, was Du redeſt? Ich will gar nicht davon ſprechen, daß Joſef gegen das Mädchen mit Leib und Seele iſt, aber bedenkſt Du nicht, wer ſie iſt, und wer er? daß wir nur einfache Bauersleute ſind, und ſie Hannele Ehrenfeld's Tochter?“

„Das Prinzeſſele in der Geſchichte von meiner Babe war zuletzt auch froh, daß ſie einen Bauernſohn zum Manne bekommen hat. Freilich war's auch ein Prinz,“ ſagte der Bauer, den alle Ausrufe und Aufſchreie Gitels nicht beirrten, „aber iſt unſer Joſef nicht auch ein Prinz — unſer Prinz?

„Spaß treiben kannſt Du auch bei der Narrheit?“ rief die Bäuerin.

„Hör' an, Gitel," begann mit einem Male der alte Bauer in einem Tone, den ſie an ihm nicht gewohnt war; denn er klang ernſt, faſt bittend, „glaubſt Du denn, ich werde in ſolchen Dingen Spaß treiben mit Dir, oder Dich ſonſt zum Narren halten? Ich weiß, ein geſcheidtes Weib fügt ſich in Alles, in Ernſt ſo gut, wie in Spaß: aber wie es einmal auf das Capitel kommt, daß man ſein eigenes Kind gut verſorgen möchte, da ſind ſich alle Weiber gleich. Sie verlieren nämlich den Kopf!"

Zu der Bäuerin größtem Erſtaunen fuhr der Bauer in dieſem Tone zu ſprechen fort. Seine Rede war ein einziger Lobſpruch auf das Prinzeſſele. Das hätte er nie geglaubt, und wenn es ihm der erſte Rabbiner in der Welt geſagt hätte, daß aus einem verwöhnten und verzärtelten Mädchen werden könne, was aus Roſel geworden. Man müſſe nur ſehen, wenn ſie etwas anrühre, welch einen beſonderen Geſchmack das Alles habe. Beim Trinken verſchütte ſie nichts, beim Eſſen beſchmutze ſie nicht das Tiſchtuch oder ſtecke gar die Finger in die „Tunke" hinein. Alles geſchehe mit „Tam" (Anmuth) und mit Geſchick. Er habe ſie oft im Stillen betrachtet, nie habe er etwas Unebenes an ihr bemerkt, das Herz gehe ihm auf, wenn er ihr liebliches Antlitz ſchaue. Zu denken, das Kind könnte wieder aus dem Hauſe gehen, und er hätte dann nichts weiter von ihm, das gehe ihm wie ein Meſſerſtich durchs Herz! Da ſei ihm einmal der Gedanke gekommen, ob man Roſel denn nicht fürs ganze Leben hier auf dem Dorfe behalten könnte. Das Kind ſei ſchon in dem Alter, wo man an ſolche Dinge denken könne, und paſſe zu Joſef, wie nur in der Welt etwas zuſammenpaſſen könnte. Kurz und gut, das Prinzeſſele müßte im Hauſe bleiben, es gehe, wie es gehe.“

Namentlich die letzten Worte hatte der Bauer mit einer ſo markigen Entſchiedenheit geſagt, daß ſie Gitel im erſten Augenblicke ganz einſchüchterten. Welches Mutterherz folgt nicht willig dem Zuge ſolcher Rede, wenn ſie zuletzt auch in einen luſtigen Traum endigt!

„Sag' nur, Feiwel,“ meinte ſie nach einer Pauſe, „glaubſt Du im Ernſte, Hannele Ehrenfeld wird uns einfachen Bauersleuten ihre Tochter geben? Gott der Lebendige weiß, was Roſel nachbekommt!“ *)

„Weiber! Weiber!“ rief der Bauer beinahe zornig, was jedenfalls von einer merkwürdigen Aufgeregtheit ſeines Weſens zeigte. „Geht denn das in euren Kopf nicht hinein, daß ein Bauer in heutiger Zeit mehr

---

*) Volksausdruck, ſtatt: welche Mitgift ſie erhält.

gilt, als ſie alle dort, wie ſie in den Buden und Gewölbern ſitzen und ſich gegenſeitig die Kunden abjagen? Weißt Du denn, daß ich, Feiwel Bauer, mit keiner Hannele Ehrenfeld auf der ganzen Erde tauſche? Ich, der ich da ſitze auf meinem Hof und meinen Äckern und bin keinen Kreuzer darauf ſchuldig, ich bin mehr als die Leut' in den Gaſſen mit all ihrem Geld und Geldeswerth. Sie haben ihre Schuldner über die halbe Welt ausgeſtreut, wie einen verſchütteten Sack mit Erbſen — ich, ich habe ſie alle beiſammen! Mein Feld, meine Wieſen, meine Kühe und Ochſen, das ſind meine Schuldner, und dazu brauche ich keinen Advokaten, ſondern meine eigene Hand, daß ſie mir zur Zahlzeit nicht ſchuldig bleiben. Gott allein im ſiebenten Himmel iſt mein Borger, einmal leiht er mir mehr, das andere Mal weniger, aber immer doch ſo viel, daß ich und meine Familie davon leben können. Laß ſie Dich auslachen, Gitel, wenn Du einmal zur „Jahrzeit“ zu ihnen kommſt und haſt eine altmodiſche Haube an. Laß ſie lachen und ſpotten. Du biſt doch Gitel, die Bäuerin, und dein Mann heißt Feiwel Bauer; das will, wie es mir vorkommt, beinahe ſo viel heißen, als wenn man in der „Gaſſe“ ſagen könnte: „Gitel, die Gräfin iſt da!“ Denn was iſts, warum man von einem Grafen mit ſo großem

Reſpekt zu reden gewohnt iſt? Man denkt ſich, der hat ſo viel und ſoviel Einkünfte; hat Äcker und Wieſen, Kühe und Schafe, Faſanen und Haſen, und ſeiner Väter Väter haben auch das gehabt. Sieh', Gitel, es kommt mir vor, als wäre es im Kleinen ſo auch mit mir. Mein Vater und Großvater, und vielleicht auch deſſen Väter ſind Bauersleut' geweſen, und haben in dieſem Hauſe gewohnt. Warum ſind ſie nicht fortgezogen? oder haben ſich in ein Gewölb geſetzt, um Kunden zu bedienen? Weil es gegen ihre Ehre war! Und doch haben ſie die Felder und den Hof nur in Pacht gehabt. Ich aber, ich, habe das Alles zu eigen, mein Name iſt wirklich: Feiwel Bauer! Und da ſollte ich viel darum mich bekümmern, ob Hannele Ehrenfeld mir ihre Tochter für meinen Sohn geben will oder nicht? Wenn mir das Prinzeſſele nicht ſo überaus gefallen möchte, meinſt Du, ich möchte nur den Mund aufthun, um mit Hannele zu reden über die Sache? Die Hand möcht' ich mir ender (eher) abhacken! So denk' ich aber, es geſchieht ihr eben ſo gut ein Gefallen damit und eine Ehre, wie uns. Und ſo Gitel Leben, wollen wir die Sache ihren Gang gehen laſſen, wie es Gottes Wille und Schickung iſt. Du weißt jetzt, was ich im Kopfe trage; thu' mir nur das Eine zu Lieb', und red' mir nicht ab! Ich habe die Sache zu gut überlegt — und das Prinzeſſele gefällt mir als Schwiegertochter wie ſonſt gar nichts auf der Welt.“.

So mächtig wirkte dieſe lange Rede auf die Einbildungskraft der Bäuerin, daß ſie eine geraume Zeit ſprachlos nur ihren eigenen Empfindungen zu horchen ſchien. Alle ihre Geiſter waren in Aufruhr gerathen, wild klangen ſie durcheinander. Sie, die ſonſt Klarbewußte, hätte in dieſem Augenblicke keinen einzigen Beweisgrund vorzubringen gewußt, der es ſiegreich mit ihres Mannes Rede hätte aufnehmen können. Einerſeits fühlte ſie ſich gehoben von dem Stolze, den der Bauer in ſeine Stellung als ſolche ſetzte, anderſeits that ihr ſelbſt die fernliegende Möglichkeit, daß er in ſeiner Hoffnung Recht behalten könnte, unendlich wohl.

„Es wär' zu ſchön! zu ſchön!“ ſprach ſie freudig, „wenn ich Roſel hier behalten könnte und Joſef nicht unter die Soldaten müßte.“

„Der geht Dir unter die Soldaten ſo wenig, wie es mir einfallen könnte, noch ein Feldwebel zu werden,“ meinte Rebb Feiwel.

„Du kennſt ihn nicht, welchen Kopf er auf hat!“ eiferte die Bäuerin, und fügte dann, weil ſie fürchten mochte, dem Sohne zu nahe getreten zu ſein, noch eiligſt hinzu: „Und weißt Du denn, ob es Beider

Wille iſt, ſich einander anzugehören? Vielleicht will Keines von Beiden!"

„Einen Blinden muß man führen, und einem Lahmen einen Stock in die Hand geben," ſagte der Bauer luſtig. „Meinſt Du denn, ich bin blind und lahm, daß ich nicht ſehe und begreife, was zwiſchen den Beiden vorgeht? Da wette ich meinen Kopf darum, daß das Jüngel von dem Prinzeſſele ganz anders denkt, als Du Dir einredeſt. Du warſt nicht dabei, wenn Roſel zuweilen aufs Feld hinausgekommen iſt, Du haſt die Beiden nicht angeſehen, wie ſie mit einander geredet haben. Ich aber habe die Augen weit offen gehabt, und mir iſt nichts entgangen. Ich ſage Dir, Gitel, ſie werden ein Wort mit ſich reden laſſen."

Damit war der Bauer wieder auf den Boden ſeiner gewöhnlichen Stimmung niedergeſtiegen. Trotz aller Bitten Gitels, er möge doch erzählen, was er geſehen, blieb er ſtandhaft dabei, er dürfe nichts verrathen. Im Grunde jedoch übermannte ihn der Schlaf.

„Gut' Nacht, Gitel," ſagte er mit einem Male, „und löſch' das Licht aus. Ich meine, Du haſt jetzt genug geſehen, und morgen iſt auch ein Tag!"

Als die Bäuerin in den nächſten Minuten wieder eine Frage an ihn richtete, erfolgte keine Antwort mehr: er ſchlief bereits.

Gitel blieb aber zwiſchen Nacht und Morgen wachend in einem Seelenzuſtand zurück, der ſich nur ſchwer beſchreiben läßt. Das Ungewöhnliche, das aus der Mittheilung ihres Mannes ſie ſo ſehr überwältigt, trat jetzt vor der klaren Unmöglichkeit des Gelingens zurück. In dieſem Augenblicke war Hannele Ehrenfeld die Mutter einer wirklichen Prinzeſſin, ſie ſelbſt aber eine arme unerzogene, verlaſſene Bäuerin!

XI.

Auf dem Stege des Mühlbaches.

Der Sonntag nach dieſem bewegten Sabbath verlief ſtill, ohne daß irgendwie im Hauſe jene Unruhe hervortrat, unter der doch vier Menſchen mit einem Male wie unter einem Banne ſtanden. Der alte Bauer that gleichgiltig, als waltete zwiſchen ihm und Gitel kein Geheimniß ob, es war, als ob nichts vorgegangen wäre. Nur als gegen Mittag Roſel wieder im Kreiſe ihrer Hühnerwelt ſtand, kam er über den Hof und ſtellte ſich neben ſie. Es war offenbar nicht darum, um zu ſehen, wie den Hühnern das von Roſels Hand ausgeſtreute Futter mundete; es war ihm darum zu thun, mit dem Mädchen zu ſprechen, ſo oft es anging. Dem Bauer war dieß zu einem Bedürfniß geworden.

Als er lange zugeſchaut, wie die Vögel fraßen, ſagte er plötzlich, indem er mit dem Finger auf eine weiße Henne deutete, die ſich zunächſt in Roſels nächſter Nähe gefiel:

„Du, Roſel, die weiße Henne wirſt Du auch nicht mehr lange haben.“

„Warum nicht?“

„Am Dienſtag kommt der kleine Rebb Wolf, der Schächter, der wird die weiße Henne nehmen und ſie —“

„Das darf nicht ſein, Rebb Feiwel!“ rief das Mädchen lebhaft.

„Weswegen nicht?“

„Die Henne iſt mein Liebling, und ich habe ſie aufgezogen.“

„Narrele,“ meinte der Bauer lachend, „glaubſt Du denn, ich werde Dir etwas wegnehmen laſſen, was Dir lieb und theuer iſt? Meinetwegen kann die weiße Henne ein Alter erreichen, wie meine Urbabe, die in ihrem hundert und zehnten Jahre geſtorben iſt.“

Ganz anders benahm ſich Gitel an dieſem Tage gegen Roſel. Sie wich ihr aus, wo ſie nur konnte, und ſie, die Frau mit dem reinen Gewiſſen, ſenkte betroffen ihr Auge, wenn ſie zufällig mit dem Mädchen zuſammentraf. Denn aus aller Pein und Aufregung der verfloſſenen Nacht hatte ſich in ihr ein ſonderbarer Gedanke feſtgeſetzt, und der lautete am frühen Morgen: Wenn Hannele Ehrenfeld von der Sache hören wird, iſt's ein Wunder, wenn ich dann wie eine Diebin vor ihr ſtehen werde? Sie gibt mir ihre Tochter aufzuheben und denkt an nichts Schlechtes — und jetzt, da die Zeit der Rückgabe gekommen iſt, will ich mir ſie behalten, weil ſie mir gefällt. Wird ſie mir nicht mit Recht ins Geſicht hineinſagen können, ich hätte das mit „Fleiß“ angeſtellt, hätte die Tochter nur darum ins Haus genommen, weil ich einen großen Sohn habe, und weil mir die reiche Mitgift gefällt?“

Seit ſie die Abſichten ihres Mannes erfahren, kam ſie ſich gleichſam nur als deſſen Mitſchuldige vor, als Theilnehmerin an einer Verabredung, die nicht ſo gegen das „Prinzeſſele,“ als gegen ihren eigenen Sohn gerichtet war. Wie ſollte ſie ihm unter die Augen treten, wenn die Stunde der Löſung gekommen war?

Es war gut, daß Joſef an dieſem Tage von dem alten Bauer in ein benachbartes Dorf geſchickt worden war, um dort eine „Kalbin“ zu beſchauen.

Erſt ſpät am Abend kam er unverrichteter Sache zurück. „Es ſei nichts damit,“ meinte er kurz, faſt unwirſch. — Dann ſagte er Allen eine gute Nacht und ging auf ſein Stübchen, „er müſſe ſich ausſchlafen für den morgigen Wochenmarkt,“ fügte er wie zur Entſchuldigung dazu.

In aller Frühe fuhr Joſef mit einer Ladung neuer Frucht auf den Wochenmarkt. Die Nacht rang noch mit dem erwachenden Tage, graues Zwielicht lag über dem Dorfe. Einer von den Knechten hatte das Hofthor aufgethan, und Joſef war eben im Begriffe ſich auf den Wagen zu ſchwingen, als er hinter ſich eine feine Mädchenſtimme vernahm, die aus Roſels Stübchen kam, denn dieſes lag nach dem Hofe. Er blickte nach dem Fenſter hin, da ſah er das Prinzeſſele völlig angekleidet vor ſich.

„Guten Morgen, Joſef!“ rief ſie ihm zu.

„So zeitlich ſteht eine Prinzeſſin auf?“ konnte Joſef ſich nicht enthalten ſcherzhaft ihr zuzurufen, indem er ſich auf den Wagen ſchwang.

„Ich bin ſchon lange keine Prinzeſſin mehr,“ meinte Roſa, und es war gut, daß ſie im Zwielicht ſtand: ſie erröthete nämlich, indem ſie dieſes ſprach.

„Warum ſind Sie denn aber ſo zeitlich aufgeſtanden, Fräulein Roſel?“ ſagte Joſef ohne nach dem Fenſter hinzuſehen.

„Ich habe nicht ſchlafen gekonnt,“ ſagte Roſa.

Wir müſſen hier gelegentlich erwähnen, daß Joſef nie anders als „per Fräulein“ Roſa Ehrenfeld anſprach.

„Warum nicht?“ fragte Joſef ſo von obenhin.

„Im Stall hat die ſchwarze Kuh mit dem weißen Stern vorn auf der Stirne die ganze Nacht ſo geſchrieen, daß ich kein Auge ſchließen konnte. Iſt ſie denn krank?“

„Nein,“ ſagte Joſef, „aber am Freitag war ein Fleiſchhauer im Stall, und hat ſich ihr Kalb angeſehen. Das mag ihr denn jetzt nicht aus dem Kopf herausgehen, und ſie fürchtet ſich vielleicht, man könnte es ihr wegnehmen. Sie iſt ſeitdem auch wirklich unruhig.“

„Meinen Sie wirklich darum?“

„So ein Thier,“ ſagte Joſef, „hat ſeinen Kummer wie ein Menſch, zum Unterſchied. Nur hat es dafür einen einzigen Ton, während die Menſchen auf verſchiedene Art, das was ſie drückt, ausſprechen können. Ganz gewiß weiß die Kuh, daß der Fleiſchhauer zum zweitenmale kommen wird, dann wird er das Junge an den Strick nehmen, und unter dem Gebelle ſeines Hundes wird er es von der Mutter fortführen. D'rum iſt ſie ſo traurig.“

„Ich danke Ihnen, Joſef,“ ſagte nach einer kurzen Weile das Mädchen.

„Wofür?“ meinte Joſef und blickte erſtaunt nach dem Fenſter hin.

„Daß Sie mich etwas ſo Schönes gelehrt haben,“ meinte Roſel raſch.

„Ich bin kein Lehrer,“ ſagte der einſtige Soldat faſt rauh.

„Nämlich, daß die Thiere es auch wiſſen, wenn ihnen ein Leid zugefügt wird. Was ſoll erſt ein Menſch zum Beiſpiel eine Mutter dazu ſagen, wenn ihr ein Kind geraubt wird?“

„Wer raubt denn einer Mutter ihr Kind?“

„Das Kind kann ja auch von ſelbſt fortgehen, gegen den Willen der Mutter,“ meinte Roſel ſcharf betont.

„Adies, Fräulein Roſel,“ ſagte Joſef und ergriff die Zügel. „Ich komme ſonſt zu ſpät auf den Wochenmarkt. Adies!“

Roſel vergaß für dieſes Lebewohl zu danken.

Nochmals wandte ſich Joſef gegen das Fenſter zu, während er die ſchon unruhig gewordenen Pferde mit kräftiger Hand ſtraff anhielt.

„Ich hätte bald vergeſſen,“ ſagte er. „Was ſoll ich ſagen, wenn ich Leute aus Ihrer Gemeinde auf dem Wochenmarkt treffe, und man mich nach Ihnen fragt?“

Roſel zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann rief ſie raſch:

„Daß ich geſund bin und bald zurückkommen werde."

„Es iſt gut," ſagte Joſef, und nur das Scharren der ungeduldigen Pferde ließ überhören, daß ſeine Stimme dabei unſicher geklungen hatte. Dann ließ er den bekannten Zuruf an ſeine Thiere ergehen, das Gefährte zog kräftig an, und ehe noch Roſel ein Wort der Gegenrede finden konnte, war er zum Hofthor hinaus. —

Schön iſt ein grüner Wald, wenn man zum erſten Male nach langem Siechthum hineintritt in ſeine Blätterpracht; ſchön iſt alles dort bis auf das kleinſte Würmchen, das ſich wohlgemuth an einen Stamm hinaufbemüht; ſchön iſt überhaupt das Erwachen alles Lebenden im Reiche der Natur — aber ſchöner, ſprechender und ergreifender iſt doch der Blick in ein Mädchenherz, das zwiſchen Drang und Schüchternheit auf- und niederwogt, das den Lippen gebieten möchte zu reden, und es doch nicht bezwingen kann, daß ſie ſich öffnen. Nichts offenbart ſich ſo lieblich geheimnißvoll! Der Wald ringt ſich nur langſam von der erſten Knospe zur vollen Blätterpracht hindurch; mancher Sturm fährt durch ihn mit brauſender Gewalt, der den erwachten Frühling wieder zurückdrängen möchte in die kaum abgeworfenen Winterfeſſeln, und manches Reis, das voreilig die Äuglein aufgeſchlagen, muß ſie wieder ſchließen. Aber in einer liebenden Mädchenſeele iſt Knoſpe, Blüthe und Frucht vereint: wenn es einmal ſeine Augen aufgethan, dann ſind alle Gewalten der Erde nicht mächtig genug, um ſie wieder zu ſchließen.

Wen wird es befremden, wenn er am ſpäten Abend Roſa Ehrenfeld aus dem Hauſe herauskommen und die Dorfgaſſe hinabgehen ſieht, der Straße zu, woher heute Joſef vom Markte kommen ſoll?

Die Nacht war ſommerwarm und der Mond ſtand in voller Pracht am Himmel, als Roſel an den Steg, der uber den Mühlbach führte, kam. Wie das doch ganz anders geworden, ſeit dem ſie zum erſten Male gerade auf dieſem Stege — Joſef begegnet war! Damals hatte ſie ſich gefürchtet, war im kindiſchen Trotz vom Wagen entſprungen, und hatte ihren Eintritt in den Bauernhof durch ihr lächerliches Benehmen bezeichnet. In der Erinnerung brannte ihr die Scham auf den Wangen. Blos davon? Noch andere lichtere Bilder und Erinnerungen zogen durch ihre Seele. Wer vermöchte die Schrift zu leſen, die daſelbſt eingeſchrieben war!

Allmälig waren die meiſten Bauern, die gleichfalls zum Wochenmarkt gefahren, heimgekehrt. Die Straße ward ſtille und leer, weithin glänzte ſie in der ihr während des Sommers ſo eigenthümlichen Farbe weißen Staubes. Uiber dieſe weiße Fläche kam in langſamer Bewegung ein dunkler Punkt einher, der immer größere Umriſſe annahm, bis er ſich deutlich zu einem Wagen mit zwei Roſſen daran geſtaltete. Er kam näher; Roſel hielt ſich an das Geländer des Steges feſt; ſie glaubte, Joſefs Gefährte erkannt zu haben.

In dieſem Augenblicke hatte der Müller plötzlich das große Mühlrad geſtellt, es klapperte nicht mehr, und die Waſſermaſſe fiel beruhigt herab. Dadurch ward es noch ſtiller in der Luft; jetzt erſt vernahm man deutlich das Rollen des langſam daherziehenden Wagens. Jetzt nur noch die Biegung um die Mühle herum, die ihn auf eine kurze Weile den Augen entzog . . . nun hielt er am Stege!

„Gott im Himmel!" ertönte ein lauter Ausruf vom Wagen. „Iſt das nicht Fräulein Roſel?"

Es war Joſef, der das Mädchen im klaren Mondeslichte erkannt hatte.

„Ich bin's," ſagte Roſel und ließ das Geländer los.

Mit einem kräftigen Rucke brachte Joſef die Pferde zum Stillſtehen und ſchwang ſich vom Wagn herab.

In der Mitte des Steges traf er mit Roſel zuſammen.

Trotzdem prallte er vor Staunen zurück, und ſchien ſeinen Augen kaum zu trauen, als er fand, daß es wirklich Roſel war.

„Um Gottes willen,“ rief er, „wie kommen Sie daher in der Nacht, Fräulein Roſel?“

„Ich fürcht' mich ja nicht —“

„Aber in der Nacht —“

„Ich habe auf Einen gewartet, der des Weges daher kommen ſollte.“

„Wer iſt das?“

„Er iſt ſchon da —“

„Um Gottes willen!“ rief Joſef, daß es wie ein Aufſchrei aus den Tiefen der Bruſt klang. „Ich ſoll das ſein, den Sie erwartet haben?“

Plötzlich wandte ſich Roſel um und hielt ſich beide Hände vor die Augen.

„Ich habe mit Ihnen reden wollen,“ kam es in flüſternden, halb ſchämigen Worten aus ihrem Munde hervor, „ob es wahr iſt, daß Sie wieder unter die Soldaten gehen wollen, zu Ihrem Feldwebel zurück, und ob es wahr iſt, daß Sie meinetwegen das Haus Ihrer Eltern verlaſſen wollen, und dann … ob denn gar nichts im Stande iſt Sie zurückzuhalten?“

„Wer hat denn das geſagt?“ rief der junge Soldat leidenſchaftlich.

„Eine, die es mit Ihnen gut meint, Ihre Mutter!“ ſagte das Mädchen.

„Dann iſt es alſo wahr!“ rief Joſef, „meine Mutter bringt kein lügenhaft Wort über ihre Lippen!“

„Es iſt alſo wahr, daß Sie meinetwegen das Elternhaus verlaſſen wollen, ja meinetwegen? Denn ſonſt hätte Ihr Weggehen keinen Sinn!“

Joſef blieb darauf die Antwort ſchuldig.

Da wandte ſich Roſel allmälig um, bis ſie ihm wieder gegenüberſtand.

„Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als ich gehe auch,“ ſagte ſie.

„Wohin?“

„Nach Hauſe zu meiner Mutter!“

„Gott, Lebendiger!“ rief Joſef mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, „wenn Sie nur nicht Roſel Ehrenfeld heißen möchten!“

„Wie ſoll ich denn heißen?“

„Was weiß ich?“ rief er wieder, „aber der Name kommt mir vor, als wie ein breiter Graben. Wenn man nicht Flügel hat, wie eine Schwalbe, kommt man drüben nicht an.“

Ein minutenlanges Stillſchweigen herrſchte hierauf zwiſchen dieſen zwei jungen Herzen. Roſel war es, die es wieder brach.

„Kann ich denn etwas dafür, daß ich ſo heiße?“

„Der Name allein iſts nicht,“ meinte Joſef, weniger heftig, „aber was in dem Namen drin alles ſteckt. Darum habe ich ja aus dem Weg gehen wollen!“

Ein eigener ſchelmiſcher Zug ſchwebte auf Roſels Antlitz, als er dies ſprach.

„Mein Name iſt ganz gut,“ ſagte ſie, „er iſt der meines verſtorbenen Vaters und meiner Mutter, und ich ſchäme mich nicht ſeiner. Aber ihr habt mir einen Spitznamen beigelegt, und ich bin bei Euch eine Prinzeſſin, und da habt Ihr Euch in den Kopf geſetzt, ich bin eine wirkliche! Ich aber . . . ich will ja keine ſein!“

„Roſel um Gotteswillen, iſt denn das möglich!“ rief Joſef, „da fällt eher ein Stern vom Himmel herunter.“

„Die Sterne können nicht herunterfallen,“ ſagte Roſel ſchalkhaft, „denn dazu hat ſie Gott dahin geſtellt; aber daß aus einer Prinzeſſin eine Bäuerin wird . . . das ſteht nicht nur in Ihres Vaters Geſchichte, die ihm ſeine Babe erzählt hat — das kann im Leben wirklich geſchehen!“

„Verſteh' ich recht, Roſel?" jauchzte Joſef auf, dem nun Alles klar ward.

„Joſef!"

Ein Freudenſchrei durchzitterte die Luft, daß er ſelbſt das Rauſchen des in dieſem Augenblicke wieder in Bewegung geſetzten Mühlrades übertönte. Kein Wunder! Hatte ſich das Märchen von der Prinzeſſin nicht zu holder Wirklichkeit belebt? Die verſchwiegene Nacht wußte von zwei Herzen mehr, die ſich gefunden hatten auf den räthſelhaften Irrwegen dieſes Lebens, um ſich niemals zu verlieren!

XII.

Nach Hauſe.

Nicht weit von dem Bachſteg ſtand eine uralte Linde, mit einem Heiligenbilde daran. Dorthin hatten die Zwei, Arm in Arm, in ſeliger Unbewußtheit den Weg gefunden, als ahnten ſie, daß es ſich unter dem weiten Laubdache des Baumes beſſer ſpreche, als auf dem offenen Stege, unter dem das Waſſer zerſtäubt und zerſchlagen, wie es vom Mühlrad herabgeſtürzt wurde, noch unberuhigt dahin rauſchte.

„Eins iſt doch merkwürdig, Roſel Leben," ſagte zuerſt Joſef mit mühſam niedergekämpfter Erregtheit.

„Was denn?" fragte Roſel.

„Als Du in unſer Dorf kamſt, da war's auf dem Steg dort, daß ich Dir begegnet bin; denn ich war Dir entgegen gegangen. Jetzt biſt Du mir entgegen gekommen, und auf demſelben Platze wie damals."

„Damals bin ich vom Wagen Deines Vaters heruntergeſprungen, und bin zu Fuß eine Strecke Weges gelaufen, bis ich Dich gefunden habe," rief Roſel lachend, „jetzt haſt Du vom Wagen ſteigen und mir entgegen gehen müſſen. Das iſt noch merkwürdiger."

„Aber damals," rief Joſef im gleichen Tone, „warſt Du ein kleines Prinzeſſele und jetzt —"

„Nun und jetzt?"

„Biſt Du die ſchonſte und feinſte Bäuerin, die es auf der Welt noch gegeben hat."

„Schweig', ſchweig', Joſef, ich ſchäme mir ohnehin die Augen heraus, wenn ich an die erſte Zeit meines Hieherkommens denke."

„Du haſt Dich nicht zu ſchämen, Roſel Leben", ſagte Joſef mit inniger Wahrheit. „Und dann haſt Du ſchon damals bewieſen, daß Du eigentlich kein echtes Prinzeſſele biſt."

„Wie ſo?"

„Du biſt ja eine halbe Stunde weit zu Fuß gelaufen. Thut das ein echtes Prinzeſſele?“

Roſel lächelte ſchelmiſch.

„Und noch Eins,“ ſagte der Soldat, „glaubſt Du denn, Du hätteſt uns Allen, und mir beſonders, ſo gefallen, wenn Du weniger fein und lieblich bei uns aufgetreten wärſt?“

„Red' mir nichts ein,“ rief Roſel, plötzlich ernſt werdend, „red' mir nicht etwas ein, was ich erſt jetzt ganz verſtehe, wie verkehrt und thöricht es geweſen. Gott hat es mit mir gut gemeint, daß er mich gerade zu Euch geſchickt hat. Wäre ich zu andern Leuten gekommen, die hätten mich entweder geſchont und mir geſchmeichelt, oder mich ausgelacht. Beides hätte mich noch mehr verdorben, als ich ſchon war. Weißt Du, wer eigentlich Schuld daran iſt, daß ich ſo geworden bin? Mein armer Vater, der war Jahre lang krank und meine Mutter hat ſich wenig um mich kümmern können. Da war ich mir allein überlaſſen, und konnte thun, was ich wollte, lernen und auch nicht lernen, ſtricken und nähen, und auch nicht, wie es mir gerade in den Sinn gekommen iſt. Ich habe einen Lehrer gehabt, er heißt Julius Arnſteiner, der ſagte immer, wenn ich einen Fehler in der Sprachlehre oder im Diktando machte: „Wollen Sie eine Bäuerin einmal werden, die nichts weiß, als Erdäpfel eſſen, und keine andere Kenntniß im Kopfe hat, als wie viel Milch ſie von der Kuh bekommt?"

„Der war dein Lehrer, Roſel Leben?" unterbrach ſie Joſef zornig. „Ein ſchöner Lehrer! Dem ſollte man ja das von Amtswegen verbieten, daß er ſeinen Schülern ſolche Dinge vorſagt. Wie ſollen denn die Leute dann Luſt haben, ſich ein Feld zu kaufen, wenn der Lehrer ihnen ſolche Lügen einredet? Wenn es noch wahr wäre! Aber ſieh' Dir meine Mutter an. Iſt das eine Bäuerin, die nur ſo beſchaffen iſt, wie dein Herr Julius Arnſteiner geſagt hat?"

„Deine Mutter," fiel das Mädchen ein, „iſt's ja eben, die mir gezeigt hat, was ich werden ſoll. Und wenn ich heute noch ſterben ſollte, ſo wird das mein letzter Gedanke ſein, daß deine Mutter mich beſſer gemacht hat."

„Ja, ſie verdient's, daß man ſie lobt," meinte Joſef.

„Wie hätte ich aber auch anders werden ſollen," fuhr das Mädchen fort, dem es ein Bedürfniß war, vor Joſef keine Falte ihrer Seele verhüllt zu bewahren. „Wenn man das ganze Jahr nichts anderes ſieht, als Geldzählen, und von nichts Anderem hört, als von ſchlechten Schuldnern und guter oder ſchlechter Kundſchaft, und der eigene Lehrer es Einem noch bei jeder Gelegenheit einprägt, daß man Sprachlehre, Diktando und Rechnen nur darum lernt, damit man keine Bäuerin werde — wie hätte ich da anders werden ſollen, als Tauſende von Mädchen, die lieber ihrem Manne ins Elend folgen, als auf ein Dorf?"

„Die Lehrer, die Lehrer!", ſagte Joſef zähneknirſchend. „Warum führen ſie die Kinder nicht alle Tage im Frühling auf das grüne Feld hinaus? zeigen ihnen da, wie das Korn wächſt, wie es in die Höhe ſchießt, und dann endlich im Sommer, wie es zum Brot wird, das ſie eſſen? Wäre denn das gar ſo ſchwer? Ich möcht' den Leuten in der „Gaſſe" ſchon ihren Bauernhaß austreiben, mein Wort darauf."

„Wie möchteſt Du das anfangen?" fragte Roſel lachend.

„Sie müßten Alle ohne Ausnahme Felder kaufen," rief er in einem Tone, der den verabſchiedeten Korporal nur zu gut erkennen ließ.

„Das läßt ſich nicht erzwingen," fiel Roſel ihm ins Wort. „Du ſiehſt es ja an mir!"

„Bei Dir iſt es etwas ganz Anderes geweſen," meinte Joſef. „Du warſt krank."

„Krank? Ich weiß nicht ob man meinen Zuſtand ſo nennen konnte. Aber daß der Doktor Recht hatte, mich aufs Dorf zu ſchicken, trotzdem mir eigentlich nichts gefehlt hat, iſt das nicht wie ein Wunder? Ich habe mich genug dagegen geſträubt, er hat aber nicht abgelaſſen. Soll ich Dir etwas ſagen, Joſef? Es wäre mir gar nicht ſo leid geweſen, wenn nicht an dem Tage, wo ich meinen Koffer für die Abreiſe packte, Herr Julius Arnſteiner, mein Lehrer, zu mir gekommen wäre. „Haben Sie auch Alles, was Sie gelernt haben, eingepackt?“ fragte er mich. „Ja, Herr Lehrer,“ ſage ich, „alles bis auf die Participialconſtruction!“ „Gerade die Sprachlehre müſſen Sie einpacken,“ meint er, „und müſſen ſie öfters wiederholen, denn wie wollten Sie ſonſt auf dem Dorfe Ihre hochdeutſche Sprache von den Bauersleuten unterſcheiden?“ Ich habe alſo die Sprachlehre auch eingepackt, zu all' den andern Büchern, und immer waren ſie dem Herrn Julius Arnſteiner viel zu wenig; er hätte verlangt, daß ich alles Andere zu Hauſe laſſen, und nur Bücher und Papier mitnehmen ſollt'. Wie ſich das aber merkwürdig ſchickt! Mit einem Male kommt unſer Doktor Prager; wie der die Bücher ſieht, lacht' er erſt laut auf und ſagt' dann: „Was ſoll mit den vielen Büchern da geſchehen?“ „Die nehme ich aufs Dorf mit, Herr Doktor!“ ſage ich. Da ſieht der Doktor erſt mich, dann Herrn Arnſteiner mit einem ernſten Blicke an und ſagt feierlich: „Roſa geht nicht aufs Dorf, um dort zu leſen, es darf nicht Ein Buch mitgenommen werden.“ Vor dem Doktor haben wir uns Beide ſehr gefürchtet. Herr Arnſteiner noch mehr als ich; wir haben nicht gewagt, ihm zu widerſprechen. Aber wie der Doktor fort war, habe ich's doch aus Trotz und Eigenſinn gewagt, und ganz auf den Grund des Koffers habe ich einen Roman gelegt, den mir Herr Arnſteiner geliehen hatte. Das Buch war's, in welchem ich die erſte Nacht geleſen habe, als ich zu Euch kam — auch aus Trotz und Eigenſinn, denn ich habe Euch damit zeigen wollen, daß ich Bücher leſen kann, Ihr aber nicht; mit dem Buch in der Hand habe ich mich ſchützen wollen gegen Euch, damit Ihr mir nicht zu nahe kommt. Weißt Du aber, was damit geſchehen iſt? Deine Mutter iſt gekommen, und hat es mir mit Gewalt weggenommen!“

„Davon habe ich ja nie gehört! rief Joſef verwundert.

„Die Mutter hat mich nicht beſchämen wollen!“ ſagte Roſel. „Sie hätte Dir ſagen müſſen, wie ich mich damals kindiſch und trotzig betragen habe. Erſt habe ich geweint und gejammert, habe mich ſo unglücklich gefühlt, daß ich den Tod vorgezogen hätte! Einmal hatte ich ſchon das Fenſter aufgeriſſen, und habe mitten in der Nacht aus euerem Hauſe entfliehen wollen. Wie ich aber zum Fenſter hinausgreife, da ſchnuppert draußen euer großer Hund herum, daß ich erſchrocken zurückfuhr. Merkwürdig! Von dieſem Augenblicke an bin ich ruhiger geworden; ich habe nicht mehr geweint, ich habe angefangen zu überlegen. Was ſoll ich Dir viel erzählen? In dieſer Nacht bin ich um einige Jahre älter geworden. Bis dahin bin ich nur die Schülerin des Herrn Julius Arnſteiner geweſen, jetzt war ich ihm gleichſam weggelaufen. Deine Mutter hat zu mir geſagt: „An einem Buch ſollt' es liegen, ob ein Menſch geſund wird oder nicht?“ Und — ſiehſt Du, Joſef, ich glaube, dieſe Worte waren es eigentlich, die mich geſund gemacht haben. Wie ich am anderen Tage deiner Mutter unter die Augen getreten bin, da war ich eine Andere geworden. Von da an hat mein neues Leben begonnen.“

„Ja ein neues Leben für uns Alle, für Dich, für mich, für Vater und Mutter,“ rief Joſef freudig. „Mein Prinzeſſele wird die allerſchönſte Bäuerin werden.„

Roſel drohte ihm ſchalkhaft mit dem Finger.

„Jetzt biſt Du im ſiebenten Himmel,“ ſagte ſie, „vorgeſtern am Sabbath haſt Du aber Luſt gehabt, wieder Comißbrot zu eſſen, und auf die Weisheit Deines klugen Feldwebels zu horchen!“

„Ich will Dir das erklären, Roſel Leben,“ fiel ſogleich Joſef ein. „Freilich kann ich die Worte nicht ſo ſchön ſetzen, denn ich habe keinen Herrn Arnſteiner zum Lehrer gehabt, ſo wie Du! Sieh an, Roſel! ich habe zweierlei Stolz in mir. Zuerſt, daß ich Soldat meines Kaiſers geweſen bin, und ich habe es bis zum Corporal gebracht, und dann, daß ich der Sohn von Bauersleuten bin. Wer mir dieſe zwei Sachen verſpottet oder beſchimpft, dem ſoll Gott beiſtehen! Gelernt habe ich nicht viel, nur bis zu meinem dreizehnten Jahre; bis dahin iſt wöchentlich zwei- oder dreimal ein Lehrer zu mir gekommen, der in dem nächſten Dorfe beim Randar im Dienſte war. In meinem ſiebzehnten Jahre bin ich zum Militär gekommen, habe da meine Zeit bis auf die letzte Minute abgedient, und kaum habe ich den Abſchied in der Taſche gehabt, ſo eil’ ich nach Hauſe in unſer Dorf! Jetzt iſt’s ein Jahr, daß ich zurückgekommen bin, mit zwei fehlenden Fingern! Roſel! Du kannſt es nicht begreifen, mit welchem beſchwerten Herzen ich unſeren Hof betreten habe. Du mußt wiſſen, indeſſen daß ich Corporal geweſen, war das Geſetz erſchienen, daß wir Felder kaufen dürfen. Da hat denn mein Vater alle die Aecker, die er früher gepachtet hatte, an ſich gebracht. Gleich am zweiten Tag nach meiner Ankunft hat er mich hinausgeführt und hat zu mir geſagt: „Das Alles iſt jetzt unſer, das ſollen jetzt Felder werden, an denen Gott und die Menſchen ihre Freude haben ſollen! denn von nun an ſind wir erſt rechte Bauern! Wie er das zu mir geſagt, hätte ich vor Schmerz faſt aufſchreien mögen: meine abgeſchoſſenen Finger haben mich geſchmerzt. Werde ich denn jemals einen Pflug anrühren können, oder einen Sack Getreide aufladen? Wie ſoll ich da ein Bauer werden? Das war an einem Sabbath! Auf den Feldern ringsum hat man ſchon gepflügt. Da kommt mir ein Gedanke durch den Kopf, ich will's nämlich probiren, ob ich mit dem Pflug noch umgehen kann. Mit einem Male ſpringe ich in ein friſchgeackertes Feld, wo gerade ein Pflug mit zwei vorangeſpanten Pferden ſteht. Holla, hott! rufe ich den Pferden zu, und mit derſelben Hand, an der die zwei Finger fehlen, hebe ich Dir den Pflug ſo leicht heraus, und drehe und wende ihn als hätte ich ein Federl gehabt. „Joſef!“ ſchreit mir mein Vater zu, „was treibſt Du, es iſt ja Schabbes!“ „Laß gut ſein, Vater,“ ruf' ich in meiner Luſt, „Gott verzeiht das ſchon.“ Und wie ein Kind ein Spielzeug hundertmal antaſten und beſchauen kann ohne müde zu werden, ſo habe auch ich auf- und abgepflügt! Die ſchwarzen Schollen haben mir ordentlich zugerufen: ich möchte nur tiefer einſchneiden, die

Erde hätte ihre Freude dran! Die Hand war mir ganz geſund geworden!“

„Gottlob! Gottlob!“ rief Roſel tief aufathmend, und zog die Hand Joſefs an ſich.

„Ich bin bald fertig,“ fuhr dieſer fort. „Von nun an habe ich gearbeitet, als ſtünde ich bei meinem Vater im Dienſt als Knecht, und mehr noch als ein ſolcher. Das Feld und die Wieſe gehört ja auch mir! Da iſt mir jeder Grashalm auf dem Felde, jeder Winkel auf unſerem Hofe ſo lieb geworden — ich hätte noch Einen Finger daran ſetzen können, wenn Jemand ſich unterſtanden hätte, daran was anzurühren. Da biſt Du gekommen Roſel — “

„Das laß aus!“ rief das Mädchen. „Es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn Du erzählſt, wie ich Dir als Prinzeſſin vorgekommen bin. Ich weiß jetzt nur zu gut, was in Dir vorgegangen ſein muß, als ſo Eine, wie ich, bei Euch ſich einquartirte.“

„Ich will Dir's nicht verhehlen! Es war ſo wie Du es ſagſt. Mit einem fürchterlichen Haſſe habe ich Dir entgegengeſehen, nachdem ich deinen Brief geleſen — kaum treffe ich Dich dort auf dem Steg, war das Alles fort, wie weggeblaſen. Wärſt Du noch ſo geblieben, wie Du warſt, ein Biſſele verwöhnt und verzärtelt, mit einem Worte die Prinzeſſin, ich wäre vielleicht gleichgiltig geworden gegen Dich. So aber biſt Du durch ein Wunder Gottes eine ganz Andere geworden, Du haſt ein Geſchick und eine Anſtelligkeit in Allem bewieſen, die merkwürdig war. Denk' Dir nun Dich ſo täglich in all deiner Lieblichkeit und Feinheit vor ſich zu ſehen, mit Dir durch Feld und Wieſe zu gehen, neben Dir zu ſitzen, Dir hier und da zu erklären, was das für ein Baum iſt, wie der Vogel heiße, der dort fliegt —“

„Du warſt ein guter Lehrer, Joſef,“ unterbrach ihn Roſel.

„Und ſich dabei doch fragen müſſen, täglich und ſtündlich: Wird das eine rechte Bäuerin? Verſtellt ſie ſich nicht? Iſt es ihr wirklich Ernſt damit? Sieh, Roſel, das war ja mein Leiden von der erſten Minute an, das hätte mich zuletzt noch dazu getrieben, wieder Soldat zu werden. Ich habe nicht gewußt, iſt's Dir Ernſt oder bloßer Spaß mit Allem; ſpotteſt Du uns im Stillen ſo nur aus, und machſt Dich luſtig über uns oder — biſt Du wirklich das Prinzeſſele nicht mehr, als welches Du zu uns gekommen biſt —“

Roſel's Augen füllten ſich mit Thränen.

„Geh', Joſef,“ ſagte ſie, und es klang faſt wie unterdrückter Zorn hindurch, „ſo wie ich gegen Dich — von der erſten Minute an, warſt Du doch nicht gegen mich. Wie hätte Dir in den Sinn kommen dürfen, daß ich aus Falſchheit und Lüge zuſammengeſetzt bin?"

„Laß Dich von dem nicht beleidigt ſein," bat Joſef, „daß ich ſo rede. Deßwegen hat uns ja Gott zuſammengeführt, daß wir offen mit einander ſprechen. Dich ſelbſt habe ich nicht für falſch gehalten, aber oft habe ich mir gedacht: Sie hat ſo viel gelernt und geleſen, ſollte ſie es nicht aus Büchern und Schriften gelernt haben, wie man ſich in einem fremden Hauſe und unter fremden Leuten betragen ſoll? Ich kann mich nicht ſo gut ausdrücken wie ein Buch — aber das war mein Gedanke immer und immer, ob Du als Roſel, und als keine Andere wie Roſel, Alles thuſt, oder — als die Roſel, die im kleinen Finger mehr kann, als wir Alle, kurzum als Prinzeſſin!"

In dieſem Augenblicke mochte ein tiefer, vielleicht unheilbarer Riß durch die ſo unbarmherzig angegriffene Seele Roſels geſchehen. Wer kann ſagen, wie ein ſcharfes Wort zur unrechten Zeit geſprochen, in das Gemüth eine Wunde ſchneidet, wovon es nie geneſen kann? Beide, Roſel und Joſef, ſtanden jetzt erſt an einem Wendepunkte ihres Lebens; er hatte Worte geſprochen, die im Grunde ſelbſt eine weniger ſtolze Seele hart berühren mußten; dagegen bedurfte es nur eines geringen Anſtoßes, nur eines willfährigen Nachgebens dieſer Erregtheit von Seiten Roſels — und ein Bund war zerriſſen, der unter ſo eigenthümlicher Entwickelung entſtanden, zwiſchen dieſen zwei Herzen trat der lebendige Tod ein!

In der That hatte es auch den Anſchein, als ob Roſel dem Gefühle gekränkter Mädchenhaftigkeit, dem, was an das Beſte ihres Lebens ſo mitleidlos griff, nämlich an ihre Wandlung, nachgeben wollte. Sie rang ſichtlich nach einem Entſchluſſe; laut ſchluchzend hatte ſie ſich abgewendet, indem ſie dabei ihre Hand, die Joſef gefaßt hatte, losriß.

Das dauerte eine lange, fürchterliche Weile. Tiefathmend ſtand indeß Joſef da.

Da drehte ſich mit einem Male Roſel zu ihm um, und halb lachend, halb weinend rief ſie:

„Joſef, ich bin Roſel und nichts Anderes als Roſel. — Glaub' mir aufs Wort! „Ich habe in Dir ja auch nur den Joſef erkannt!“

„Roſel! goldene Roſel!“ jauchzte er auf, und federleicht hob er das Mädchen zu ſich auf, zwiſchen Himmel und Erde! Der böſe Augenblick, um den lichte und ſchwarze Engel gekämpft, war ohne Verheerung vorübergezogen! —

Jetzt ermahnte Roſel zum Aufbruch, die Mutter wüßte nicht, wohin ſie gegangen, und würde wahrſcheinlich in Sorgen ſein. So gingen ſie wieder zu dem Stege, an dem die Roſſe, ohne ein Zeichen von Ungeduld, warteten.

„Jetzt fährſt Du mit mir nach Hauſe!“ rief er überluſtig. „Unterſtehe Dich, jetzt mir fortzulaufen, wie Du meinem Vater fortgelaufen biſt.“

„Erſt will ich ſehen, wie ich ſitzen werde,“ ſagte Roſel im gleichen Tone.

Plötzlich rief Joſef:

„Da hätte ich bald auf etwas vergeſſen, was ich Dir mitgebracht habe.“

„Etwas Schönes?“

„Einer aus deiner Gemeinde, den ich auf dem Wochenmarkt getroffen habe, hat mir ein Packet übergeben. Ich ſoll Dir ſagen, meinte er, es käme von deinem Lehrer Arnſteiner.“

„Was kann der mir ſchicken?“

Joſef ging an den Wagen und holte von dort ein in weißes Papier ſorgfältig gelegtes und mit unzähligen rothen Siegeln verſehenes Päckchen.

„An das wohl- und hochgeborene Fräulein Roſa Ehrenfeld, d. Z. auf dem Dorfe M . .,“ ſo lautete die in ſchönen Lateinbuchſtaben geſchriebene Aufſchrift, die Joſef lachend vorlas.

„Laß uns doch gleich ſehen, was Herr Arnſteiner mir ſchickt,“ rief Roſel, und hatte in raſcher Bewegung das Päckchen ſeiner Siegel entledigt.

„Bücher!“ riefen Beide in einem und demſelben Augenblicke.

„Und da iſt ein Brief für Dich!“ ſagte Joſef, indem er ein während des heftigen Aufreißens zu Boden gefallenes Papier vom Boden aufhob und es Roſel einhändigte.

„Soll ich ihn auf der Stelle leſen?“ meinte Roſel.

„Ja, thu' das!“ rief Joſef. „Ich will doch hören, was Dir ein Herr Arnſteiner ſchreibt.“

Roſel faltete den Brief auseinander, und las bei dem klarſten Mondlicht, das ſelbſt die kleinſten Gegenſtände ringsum bis zur Deutlichkeit überflutete, Folgendes:

„Mein hoch- und werthgeſchätztes Fräulein Roſa!

„Ihre ſehr verehrte Frau Mutter theilte mir jüngſt sub rosa mit (es iſt dieß eben kein Witz, ſondern lateiniſch, und will ſo viel bedeuten als: im Geheimen, oder was man im gewöhnlichen Leben ſo nennt: unter der Hand), daß Sie während Ihres aus Geſundheitsrückſichten auf das Dorf unternommenen Ausflugs Ihre bisher mit ſo vielem Talente und Begabtheit erlernten Lehrgegenſtände zu vernachläſſigen, die beinahe ausgeſprochene Intention zeigen. Seitdem geht mir dieſe Mittheilung wie ein finſteres Geſpenſt auf allen Schritten und Tritten nach; bei Tag und Nacht, in jeder Lection, die ich ertheile, ſchreckt es mich auf. Wenn ich einer Schülerin eine Feder ſchneide (ich wiederhole immer und immer: Seitdem man Stahlfedern hat, iſt jede ſchöne Schrift zu Grabe getragen worden und unſer Jahrhundert kann darum füglich ein eiſernes genannt werden), muß ich daran denken: „Wie ſieht jetzt Roſa Ehrenfeld's Schrift aus?“ Wenn ich dann einer anderen Schülerin den ſchwerſten Kettenſatz (welcher eigentlich nur als eine Ausgeburt der mit Recht als goldene Regel ſonſt auch Regel de tri von den Italienern benannten Rechnung betrachtet werden kann) erkläre, ſo geht es mir wie ein Stich durchs Herz, daß Roſa Ehrenfeld in dieſem Augenblicke vielleicht zuſieht, wie man einen Sack Erdäpfel aufladet, und nicht weiß wie man den Anſatz zu einer einfachen Intereſſen- oder Geſellſchaftsrechnung, ſelbſt ohne Brüche macht. Und beſonders, wenn ich an die ſchwierige Participialconſtruction gelange, die von jeher als mein Steckenpferd (ich geſtehe dieſes offen, weil ſie es wirklich verdient) von mir gepflegt wurde, dann erſt möchte ich blutige Thränen weinen, daß Roſa

Ehrenfeld vielleicht (wie würde ich der Göttin Hoffnung danken, wenn dem nicht ſo wäre) an ein Butterfaß angeſchmiedet iſt, während meine dreizehnjährige Schülerin Sidonia Winterfeld die ſchönſten Participialconſtructionen macht und auflöſt. Von der franzöſiſchen Grammaire darf ich gar nicht reden, da bekomme ich gleich Herzweh, und als ich neulich mit Herrn Koppel Brandeis älteſter Tochter den Télémaque begann, der, wie Ihnen „vielleicht" (wenn ich dieſen Brief drucken ließe, ſo würde ich dem Setzer dabei bemerken er möge dieſes Wort durchſchießen) noch bekannt ſein dürfte, mit den Worten anfängt: „Calypso ne pouvant se consoler du départ d'Ulysse" (zu deutſch, weil ich doch nicht weiß, ob Sie das noch verſtehen: Kalypſo konnte ſich nicht tröſten über die Abreiſe des Ulyſſes), da rief ich bei mir ſelber aus: „Unglücklicher Arnſteiner! auch Du kannſt Dich über die Abreiſe deiner Roſa Ehrenfeld nicht tröſten, und dabei hat Ulyſſes doch nur der Stimme einer Göttin gefolgt, die ihm ſeinen ruhmloſen Müſſiggang vorhielt, während Sie auf Befehl des Doktors in die Verbannung gingen, als wenn es gar keinen Julius Arnſteiner auf der Welt gäbe! Sie wiſſen, ich habe den Doktor immer reſpektirt; aber ſeitdem er mir das gethan hat, habe ich angefangen, von meiner Bewunderung für ihn (weil er doch der einzige von der ganzen Gemeinde iſt, mit dem man über etwas Anderes reden kann, als über Wolle und Haſenhäute) um einige Percente zurückgekommen, und ich ſehe in ihm allenfalls keinen ungewöhnlichen Menſchen mehr. Trotzdem, und vielleicht darum, werthgeſchätztes Fräulein Roſa, habe ich, Julius Arnſteiner, mich unterſtanden, gegen die kathegoriſchen Befehle des Herrn Doktors, die ich wohl in mediziniſcher, aber nicht in pädagogiſcher Hinſicht als maßgebend und dictatoriſch anzuſehen gewillt bin, offen und ohne Furcht zu handeln, und habe mir erlaubt, Ihnen beiliegend zwei der wichtigſten Bücher zu ſchicken. Zuerſt: Die deutſche Sprachlehre, wo ich in das Kapitel von der „Participialconſtruction“ ein Ohr hineingedrückt habe, und zweitens den Télémaque. Das Kapitel im erſteren Buche iſt die beſte Abwehr gegen alle Anfechtungen des Dorflebens (denn ich möchte ſagen, der Unterſchied zwiſchen einem gebildeten und ungebildeten Menſchen beſtehe eben darin, daß jener in Participialconſtructionen, dieſer aber in einfachen, ſogenannten „nackten“ Sätzen ſpricht), und das zweite Buch gewährt neben der unterhaltenden Lectüre eine vortreffliche Übung für die verbes réguliers und irréguliers. Werthgeſchätztes Fräulein Roſa! Schiller ſagt einmal in ſeiner Ballade: Der Taucher:

„Unter Larven die einzig fühlende Bruſt" —

Brauche ich mich näher zu erklären? Habe ich nöthig zu ſagen, auf welchen Umſtand ſich dieſe göttlichen Verſe beziehen? Nein! Nein! Wenn Sie mir den Gefallen thun und leſen und wiederholen! öfters in dieſen beiliegenden Büchern, ſo werden dieſe Verſe mitten unter den Menſchen, zu denen Sie der Befehl des Doktors verbannt hat, an Ihnen zur Wahrheit werden, wo nicht, ſo ſagt Julius Arnſteiner — verdienen Sie eine Bäuerin zu werden.

„Ihr ſeiner Schülerin beraubter und darum bemitleidenswerther ehemaliger Lehrer
Julius Arnſteiner."

„Nachſchrift. Ich ſehe zwar ſtets bei meinen Schülerinen darauf, daß ſie von dieſem dem weiblichen Geſchlecht namentlich ſo eigenthümlichen Anhängſel eines Briefes ſo wenig als möglich Gebrauch machen; dießmal muß ich aber ſelbſt meine Zuflucht dazu nehmen. Ich wollte Ihnen nämlich noch ein drittes Buch ſchicken, das man, wenn man ſchon auf dem Dorfe leben muß, erſt recht begreifen und würdigen lernt, nämlich Geßner's unſterbliche Idyllen. Aber zu meinem tiefſten Bedauern hat neulich das kleine Kind meiner Hausvermietherin, als ſie gerade am Freitag „Barches (Sabbatbrod) buck (nicht backte), einigen Papiers zum

Unterzünden bedurſt, und riß in ihrer Unkenntniß des koſtbaren Schatzes etliche zwanzig Blätter heraus. Noch Eines! Warum ſchrieben Sie in Ihrem Briefe an Ihre verehrte Frau Mutter immer: Joſſef, und nicht Joſef? Iſt das die Frucht meiner Orthographie?“

Der Obige.“

Als Roſel dieſe langathmige Klageſchrift ihres ehemaligen Lehrers zu Ende geleſen hatte, entſtand eine minutenlange Pauſe zwiſchen ihr und Joſef. Sie ſahen ſich gegenſeitig an, denn der Eindruck, den das Schreiben auf Jeden einzeln hervorgebracht, war ein verſchiedener. Da mit einem Male brach Roſel in ein unbändiges Gelächter aus und tanzte auf dem Mühlſteg zur großen Verwunderung Joſef's hin und her, den Brief dabei in die Höhe haltend.

„Was treibſt Du, Roſel? fragte er ernſt. „Macht Dich der Brief ſo luſtig? Es kommt mir doch vor, ſo viel ich davon verſtanden habe, ſagt er Dir einige tüchtige Wahrheiten — und dann? willſt Du ihm denn nicht den Gefallen thun, und aus ſeinen Büchern leſen?

Da hielt Roſel in ihrem Lachen plötzlich inne.

„Joſef!“ rief ſie in einem Tone, der wie Vorwurf klang.

„D'rin in dem Briefe,“ ſagte dieſer nach einer

Weile finſter vor ſich hinblickend, „da ſteht es geſchrieben, daß man nichts iſt, gar nichts, wenn man nicht Kettenſatz und Sprachlehre kann, oder ein franzöſiſches Buch verſteht —"

„Nun?" fragte Roſel tiefathmend, da Joſef inne hielt.

„Wie leicht kannſt Du es doch bereuen," ſagte er, „daß Du dem Rathe des Herrn Arnſteiner nicht gefolgt haſt — wird ſichs dann in Dir nicht rühren und regen, daß Du bei uns geblieben biſt, bei „ungebildeten" Menſchen, wie dein Lehrer ſagt, während Du —"

„Bücher und Bücher hätte leſen können, nicht wahr, das willſt Du ſagen?" rief Roſel laut lachend und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Da ſieh her, was mir an den Büchern liegt," rief ſie, indem ſie an das Geländer des Mühlſteges ſprang.

Lautſchallend fiel ein Gegenſtand in das unter ihm dahinſtrömende Waſſer.

„Das iſt die Participialconſtruction!" rief ſie und noch einmal holte ſie zum Wurfe aus.

„Und das die Kalypſo mit ihrem Herrn Ulyſſes, ich brauche ſie beide nicht."

Auch das zweite Buch fand ſeinen Weg ins Waſſergrab. Vom Mondlicht beleuchtet, trieben die Bücher des Herrn Arnſteiner noch eine Zeit lang auf der Oberfläche der Fluthen hin, bis ſie den Blicken entſchwanden.

„Roſel was treibſt Du?“ ſchrie Joſef, indem er ſie kräftig an der Hand faßte.

„Sei ruhig, Joſef,“ ſagte ſie milde lächelnd. „Es liegt an den Büchern nichts. Ich habe mir dafür etwas Beſſeres eingetauſcht.“

„Du biſt ein merkwürdiges Mädchen,“ ſagte Joſef, mit der Hand über die Augen fahrend. „Du ſollſt es aber nie bereuen.“

Joſef hatte den Sinn ihres Thuns wohl verſtanden.

„Und jetzt komm', es iſt ſpät!“ mahnte Roſel.

Joſef geleitete ſein Mädchen zum Wagen, oder er trug ſie vielmehr. Mit einem kräftigen Schwunge hob er ſie hinauf, dann ſchwang er ſich ſelbſt hinan und ergriff die Zügel.

„Sitzeſt Du gut, Roſel Leben?“ fragte er, ehe er abfuhr.

„Ich ſitz' wie eine wirkliche Prinzeſſin —“

„Willſt Du wiſſen, worauf Du ſitzeſt? Einen einzigen Sack Korn habe ich auf dem Wochenmarkt nicht verkauft — auf dem ſitzeſt Du.“

„Möcht' uns Gott nur immer im Korn ſitzen laſſen!" rief Roſel

So fuhren ſie nach Hauſe. Welch eine Heimfahrt! Stille und athemloſe Ruhe, wohin ſie blickten und horchten, Feld und Wald und Dorf im fahlen Dämmerlichte, das allen Gegenſtänden ringsum ein wahrhaft zauberiſches Ausſehen verlieh, und durch alle dieſe Herrlichkeit der Natur das junge Paar hinfahrend, in Geſprächen über den Augenblick, der ihnen jetzt bevorſtand, wo ſie den Eltern ihr gefundenes Glück verkündigen ſollten!

Das Hofthor lehnte ſchon weitoffen, als Joſef vor dem Bauernhof anfuhr. Die Zügel dem Knechte zuwerfend, der ſeiner im Hofe harrte, und Roſel vom Wagen herunterzuheben und dennoch ſanft niederzulaſſen, war das Werk eines Augenblickes. Arm in Arm gingen ſie zur Stube, in der ſie die Eltern zu finden hofften.

Joſef riß die Thür weit auf, und ſchrie ſogleich beim Eintritt: „Vater und Mutter Leben! Da bring' ich Euch die Tochter, auf die ihr Euch ſo lang gefreut habt. Roſel und ich ſind mit einander einig geworden."

Rebb Feiwel und Gitel ſaßen beim Scheine einer einzigen Kerze am Tiſche.

„Roſel! Roſel!" rief die Bäuerin und wollte von ihrem Sitze aufſpringen; aber ſie vermochte es nicht, kraftlos ſank ſie wieder zurück. Da ſtürzte Roſel auf ſie hin und fiel ihr laut weinend um den Hals.

„Mutter, Mutter!“ rief ſie, „biſt Du's zufrieden, daß ich deine Tochter werde?“

„Gitel! was habe ich geſagt?“ rief nun ſeinerſeits der alte Bauer. „Habe ich nicht geſagt, ſie ſind jetzt beiſammen und werden mit einander eines Herzens? S'Gott's Willkumm, mein Prinzeſſel! Gott ſoll Dir's zahlen, was Du an uns thuſt, und daß Du in unſerem Hauſe bleibſt.“

Seine Stimme brach in tiefer Bewegung; ſie ſank zum lauten Schluchzen herab.

Aus Gitels Umarmung richtete ſich jetzt Roſel auf, und reichte dem alten Bauer ihre Hand, die er herzhaft ergriff. Zwiſchen Thränen lächelnd ſagte ſie:
„Deiner Babe Mährchen hat doch recht gehabt. Aus der Prinzeſſin iſt eine Bäuerin geworden.“

„Wie ein Prinzeſſel ſollſt Du aber auch gehalten werden,“ ſagte Rebb Feiwel.

Endlich ermannte ſich auch Gitel.

„Kinder, meine Kinder!“ rief ſie, „ich frage gar nicht, wie das ſo gekommen iſt — Gott der Allmächtige hat ſein lebendiges Wunder an Euch verrichtet, das ſeh' und erkenn' ich, und hat Alles ſo gefügt, daß es eintreffen mußte, wie es eingetroffen iſt. Und wenn ich auch nicht abſehe, wie euer Zuſammenfinden zu einem glücklichen Ende führen ſoll — ich frage nicht weiter darum, und beſchwere mir nicht mein Herz in dieſer geſegneten Stunde! Ich überlaſſ' das Gott dem Allmächtigen im Himmel, der mag thun, wie ihm wohl gedünkt. Einſtweilen aber will ich Euch meinen Segen geben. Komm her Joſef, und ſtell' Dich da neben meine Tochter Roſel. Ich will Euch benſchen."

Stille ward es in der Stube; der Segen einer alten guten Frau und Mutter ſtieg lautlos zum Himmel auf.

* * *

Faſt ſollte man ſagen, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß ſobald Roſels Liebesgeſchichte aus dem eng umfriedeten Kreiſe des Bauernhofes in die Öffentlichkeit trat, Hinderniſſe auf Hinderniſſe ſich thürmten.

Kann man der Welt die zarten, geheimnißvoll geſponnenen Fäden zeigen, aus denen ſolch' ein Gewebe beſteht? Sie greift daran mit plumper Hand, und ob es reiße oder nicht — ſie fragt wenig darum. Nur langſam löſte ſich das Entſetzen, in das Hannele Ehrenfeld vor dem erſten Briefe, der die offene Mittheilung des Geſchehniſſes enthielt, verſetzt worden war. Sie ſelbſt war aufs Dorf hinausgekommen, und Roſel hatte ihr in die alte Heimat folgen müſſen. Wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt, hatte ſie das Mädchen aus dem Schooße des Bauernhauſes geriſſen. Von der ehemaligen Freundſchaft war nicht mehr die Rede; nur die beleidigte Mutter, die gekränkte reiche Frau ließen ſich hören. Nie waren ſo viele Thränen, niemals ſo böſe Worte auf dem Bauernhofe gefallen, als damals.

Nicht Spott, nicht Hohn, nicht das bald ſchmeichelnde, bald gewaltſame Zureden der Mutter vermochte Roſel abtrünnig zu machen von dem, dem ſie ſich aus freier Wahl und ſelbſtſtändiger Anſchauung zugeſellt hatte. Aber als ſechs Monate vorüber waren, war das Ausſehen Roſels eben ſo, als es vor ihrer Abreiſe aufs Dorf geweſen. Diesmal konnte Hannele beinahe mit mehr Recht ſagen als früher: das, was ihrer Tochter fehle, ſei ein „zu groß“ Herz.

Es bedurfte des ganzen Anſehens, deſſen der Doktor Prager vermöge ſeiner Stellung in der Gemeinde genoß, um Hannele im entſcheidenden Augenblicke, in dem er ihre Hartnäckigkeit für die Folgen verantwortlich machte, endlich umzuſtimmen.

„So mag ſie denn eine Bäuerin werden!“ rief ſie, „wenn ſie Luſt dazu hat!“

Und die iſt denn auch Roſel in der ſchönſten und wahrſten Bedeutung dieſes Wortes geworden.

Ein ganzes Jahr lang kam Hannele Ehrenfeld nicht zu der einzigen und doch ſo geliebten Tochter aufs Dorf; ſie ſchrieb ihr auch nicht, und ließ ſich nicht ſchreiben. Zu hoch gingen noch die Wogen ihrer aufgeregten Stimmung. Wenn man ſie fragte, wie es ihrer Tochter gehe, konnte ſie bitterböſe werden, oder ſie antwortete:

„Jetzt wird ſie gerade Erdäpfel ausſetzen“, oder: „Wollen Sie vielleicht von ihr ein Paar Pfund Butter kaufen? Soll ich Ihnen den Einkauf verſorgen?“

Aber als das erſte Töchterchen auf dem Bauernhofe geboren ward, konnte ſie ſich ſchon aus Rückſicht für die Welt, die jetzt nach vollendeter Thatſache für Roſel entſchieden Parthei ergriff — und ihrer lange zurückgedrängten Sehnſucht nicht mehr entziehen. Sie kam. In der Fülle des Wohlſeins, der Liebe und des Glückes, von denen ſie ihre Tochter umgeben fand, ging ihr das Herz vor Wonne auf; ſie gewann die Anſchauung, daß Roſel einem Zuge gefolgt war, der ſie mitten in eine von Gott und Menſchen geſegnete Häuslichkeit verſetzt hatte. Erſt jetzt erfolgte aus tiefſter Überzeugung ihre volle Einwilligung.

Das Töchterchen aber, die erſte Blüthe am Baume der neu ſich verjüngenden Familie, nennt der alte Bauer in ſeiner Liebe und ſeligen Erinnerung an Roſels Eintritt in ſein Haus nicht anders als: „Mein kleines Prinzeſſele.“

Julius Arnſteiner's Beſchau.

„Schöne goldene Zeiten, wo ſeid ihr hingeſchwunden! in welche öde, jedem menſchlichen Fuße unzugängliche Wüſtenei habt ihr euch geflüchtet? Läßt ſich denn gar keine, auch nicht die leiſeſte Spur von euch auffinden, daß man ihr folgen und in das verborgene Paradies eintreten könnte! Ihr Zeiten nämlich, als der gebildete Menſch noch etwas galt und mit Fürſten und Königen und Grafen, wie der große Schiller ſagt, auf des Lebens Höhen ſtand, und ſich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben ſchmählich herunterjagte. O, Sidonia! Wenn ich daran denke, wie anders ſich König Philipp von Spanien in „Don Karlos“ gegen den Marquis Poſa benimmt, ſo übermannt mich mein nur allzugerechter Schmerz und die heutige Welt flößt mir einen unüberwindlichen Eckel ein. Denn warum läßt ſich König Philipp, dieſer mit aller Macht ausgeſtattete Herrſcher, von jenem Marquis Poſa ſolche Reden ins Geſicht ſchleudern?

Hätte er nicht auf der Stelle Einen von ſeiner Leibwache rufen laſſen können, um den Rebellen niederzuſchießen? Nein, er hat's nicht gethan! Und warum nicht, frage ich? Weil er in ihm den Mann von Bildung geachtet hat. O Sidonia! Was nützt mir all mein Wiſſen? Was habe ich davon, daß mir in der Analyſe der ſo ſchwierigen Participialconſtruction kein Zweiter gleichkommt, und daß ich mit vielleicht fünfzig Schülern und Schülerinnen den unſterblichen Telemaque von dem berühmten Fenelon durchgelernt habe, wenn man das nicht in mir achtet, was an mir das Beſte iſt, nämlich meine Bildung? Laß mich heute zu deinem Vater Lazar Winterfeld kommen und zu ihm reden, wie Marquis Poſa zum König Philipp geredet hat: Lazar Winterfeld, geben Sie mir Ihre Tochter! (Im Urtexte heißt es aber bekanntlich: Gedankenfreiheit). Was möchte mein König Philipp, dein Vater zu mir ſagen?

O Sidonia!"

Luſtige Strahlen warf die Sonne um dieſen Augenblick, in welchem ein Menſchenkind ſolche trübſelige Dinge in ein Tagebuch ſchrieb, gleichſam zum Hohne, in die Lehr- und Wohnſtube des uns wohlbekannten Herrn Julius Arnſteiner. Er aber merkte nichts von ihnen und ſchrieb fort; in raſender Eile flog der Gänſekiel (Herr Arnſteiner bediente ſich nie der ſchriftverderbenden Stahlfeder) über das ungeduldige Papier, und hätte ſo fortgeraſt, wenn nicht gerade bei dem letzten Ausrufe „o Sidonia“ eine Stimme aus der Ecke der Stube erſchollen wäre:

„Herr Arnſteiner, ich glaube, jetzt werden Sie mit meinem „P“ vollkommen zufrieden ſein.

Der Lehrer ſchaute auf; wirr flogen ſeine Blicke von einem Ende der Stube bis zum andern, bis ſie endlich auf einem an dem Tiſche zuſammengebückt ſitzenden etwa ſiebzehnjährigen Mädchen haften blieben, deſſen Geſchäft darin beſtand, auf einen großen Bogen Papier nichts als „P“ wahrhaftig — nichts anderes als „P“ hinzumalen.

Es war ein fürchterlich ſtarrer Blick, in welchem dieſes Erwachen aus einer grauſam zertrümmerten Traumwelt ſich ſammelte, aber noch grauenhafter klang der Ton, den der Lehrer in die Worte legte, als er mit einem Male ſagte:

„Sali, Du haſt einen Mord begangen, einen unverzeihlichen Mord!“

„Ich?“ ſtammelte das unglückliche Mädchen, und die Feder, die gerade mit dem Schwunge eines prächtigen „P“ beſchäftigt war, erlahmte und malte eine ſchreckliche Fratze hin, vor der Julius Arnſteiner, wenn er nicht zum Glücke von ihr abgewandt geweſen, graue Haare bekommen hätte.

Der Lehrer weidete ſich mit ſeinem ſtarren, gefühlloſen Auge an dem Schrecken ſeiner Schülerin, nicht ein Muskel bewegte ſich in ſeinem Geſichte gegenüber dem Opfer ſeiner Anklage; er war, als ſäße er über Leben und Tod, und der nächſte Moment könnte eines von beiden über ſeine Lippen bringen.

„Ja, einen Mord,“ wiederholte er langſam, „ich kann es nicht anders nennen.“

„Ich, Herr Arnſteiner?“ rief das Mädchen weinerlich und ſah ihn mit einem flehentlichen Blicke an.

Der Lehrer mochte jetzt ein menſchliches Rühren empfinden, ſeine Züge wurden weicher, gewiſſermaßen flüſſiger. „Wenn ich von einem Morde ſpreche“, ſagte er, und jedes Wort war gewiegt und gewogen, „ſo meine ich darunter keinen leiblichen, ſondern einen Gedankenmord, den Du dadurch an mir begingeſt, daß Du mich gerade in einem Momente, als ich eine meiner ſchönſten Ideen dem Papier anvertrauen wollte, mit deiner Frage wegen eines einfachen Buchſtabens ſtörteſt. Was iſt aber das ſchönſte P, und wäre es ſelbſt von einem Kalligraphen geſchrieben, gegen einen gemordeten ſchönen Gedanken?“

„Ich ſoll ſo etwas gethan haben, Herr Arnſteiner?“

klagte das Mädchen und richtete thränenfeuchte Augen — und es waren braune, treuherzige Augen — auf den grauſamen Lehrer. „Nicht einmal im Traume möchte es mir einfallen, Ihnen wehe zu thun!“

„Beruhige Dich, mein Kind,“ ſagte der Lehrer, ſchon etwas mehr gerührt, „Du biſt nicht die Erſte und Letzte, die ein derartiges Verbrechen an mir begangen hat. Ein Menſch von Bildung wird tagtäglich gefoltert, in ſpaniſche Stiefel geſchnürt (erinnere mich einmal daran, daß ich Dir erkläre, was dieſer Ausdruck bedeutet) und gemordet. Denn wer vermag die Qualen zu beſchreiben, die ein gebildeter Menſch aussteht, wenn ihm ein Fehler in der deutſchen Sprachlehre in die Ohren klingt und wenn er, um nur Eines von tauſend Beiſpielen zu erwähnen, aus dem Munde von Damen, die, wenn ſie dem Lehrer Julius Arnſteiner begegnen, faſt zu ſtolz ſind auf ſeinen Gruß zu antworten, hören muß. „Wir haben ſich geſtern gut unterhalten.“ Oder wenn er die Orthographie von Leuten zu Geſicht bekommt, die an ihren Geldbeutel ſchlagen, daß er klingt, und nicht einmal im Stande ſind ihren Namen recht zu unterſchreiben! Das aber iſt alles nichts gegen die eine Qual, und dieſe wiegt alle andern auf; die Hauptqual beſteht darin, daß der gebildete Menſch nicht verſtanden wird, daß, wo er auftritt, ein Wettrennen mit Hinderniſſen ſeiner wartet (auch dieſen Dir gewiß unerklärlichen Ausdruck will ich Dir bei gelegener Zeit auseinander ſetzen, er ſtammt aus England her, und ich habe mir ihn neulich aus einer Zeitung aufnotirt) und überall der Gelddünkel und die ſchnödeſte Verachtung alles Höheren ihm entgegentritt. Soll man da nicht an der Menſchheit verzweifeln, ſoll man ſich da nicht in die Zeiten zurückſehnen, als noch der gebildete Menſch, wie ich nach Schillers Ausdruck ſehr bezeichnend niedergeſchrieben habe, mit Königen, Fürſten und Grafen Umgang hatte?

„Kränken Sie ſich nur nicht ſo ſtark,“ tröſtete Sali mit vor Mitleid bebender Stimme. „Wozu haben Sie auch ſo viel gelernt, Herr Arnſteiner, wenn es Ihnen ſo übel thut? Meine Mutter ſagt immer: Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt.“

Auf Julius Arnſteiner's Stirn ſchwoll eine Ader an, die nur in ſeltenen Gelegenheiten, etwa bei einer durchaus fehlerhaften Regierung eines deutſchen Vorwortes, dieſe Ausdehnung anzunehmen pflegte.

„Was ſoll das heißen?“ rief er zornig. „Wenn ich alſo deine Mutter, die Federſchleißerin, gut verſtehe, ſo iſt Schweigen bei ihr ſo viel als Nichts wiſſen?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte das Mädchen mit demüthig geſenkten Augen. „Die Mutter braucht den Spruch, wie er ihr in den Mund kommt.“

Der Lehrer ſchien von dieſer Antwort nur wenig beſchwichtigt. Mit der Überlegenheit eines wahrhaft gebildeten Menſchen rief er nach einer Weile, die es ihm gegönnt hatte, ſich wieder in die Falten ſeiner etwas aufgeſtörten Würde zu werfen.

„Pah! was liegt mir daran, was eine Federſchleißerin ſagt? Der Spruch iſt gewiß nicht auf dem Baume der Bildung gewachſen, den hat wahrſcheinlich ein Ignorant (was ſo viel iſt als ein Unwiſſender) in ſeinem Kopfe ausgeheckt. Wenn man mit Schweigen durch die ganze Welt kommt, was hat man dann nöthig zu lernen? Was brauche ich mich dann mit den Regeln der deutſchen Sprachlehre zu plagen, wenn Schweigen beſſer iſt als Reden? Warum ſich nicht lieber gleich ein ſiebenfach aufſperrbares Schloß an den Mund ſchmieden laſſen, wenn die Vortheile der Unbildung, der Unwiſſenheit und Ignoranz ſo auffallend am Tag liegen? Geh' lieber gleich in ein Kloſter. Ophelia, ſagt Hamlet, Prinz von Dänemark, und dasſelbe könnteſt Du deiner Mutter, der Federſchleißerin, zurückſagen. Wenn Schweigen beſſer iſt als Reden, ſo braucht ſie Dich nicht zu mir zu ſchicken. Was haſt Du nöthig zu lernen, wie man einen ordentlichen

Brief zu Stande bringt? Oder, daß Du eine Multiplikation zu machen verſtehſt? Schweig' lieber, ſchreib nichts, rechne nicht, Du kommſt ſo nach der Weisheit deiner Mutter am beſten durch die Welt.

„Um Gotteswillen, Herr Arnſteiner," unterbrach das Mädchen mit thränenerſtickter Stimme den hochgehenden Gedankenſtrom des erzürnten Lehrers, „was hat Ihnen meine Mutter gethan, daß Sie ihr dieſe Kränkung anthun wollen? Sie gibt Ihnen ja täglich tauſend Segensſprüche, daß Sie ſich meiner angenommen, mich ſchreiben, leſen und rechnen lehren, daß ich mich nicht zu ſchämen brauche vor Gott und den Menſchen. Und jetzt auf einmal wollen Sie mich ihr wieder nach Hauſe ſchicken? Sie wird krank werden vor lauter Herzleid."

Julius Arnſteiner hatte eine merkwürdige Schwäche; er konnte Niemanden weinen ſehen. Thränen nahmen ihm ſeine ganze Kraft; ſeinen Schülern namentlich aber ſeinen Schülerinnen, war das wohlbekannt. Mitten im größten Ärger über einen „Diktandofehler" konnte ihn die mit einer kleinen Thränenbeigabe ausgeſprochene Entſchuldigung: „Was kann ich dafür?" vollſtändig entwaffnen. Julius Arnſteiner gehörte nicht zu den Anhängern jener Methode, die es bekanntlich nicht verſchmäht, die letzten Conſequenzen ihres Syſtems zuweilen mit einem flachen Lineal oder einem ſtets bereit liegenden Stäbchen, ja ſelbſt mit der bloßen Hand in eine etwas unſanfte Berührung zu bringen. Das hätte er als eine Entweihung ſeines Standes, als eine Erniedrigung des gebildeten Menſchen in ihm betrachtet. Lieber redete er zu halben Stunden lang, bis er ſeinen eigenen Ärger zu Tode geſprochen und dem Schüler oder der Schülerin das große Verbrechen eines Diktandofehlers bis in die tiefinnerſten Winkel des Gewiſſens gerückt zu haben glaubte. Dann ward er ruhig, und Alles war vergeſſen.

Auch diesmal hatten die Thränen einer Schülerin die ähnliche Wirkung. Julius Arnſteiner fuhr mit der Hand einige Male über das Geſicht, als wollte er von dort etwas wegwiſchen, was ihn beirrte.

„Deine Mutter,“ ſagte er nach einer Pauſe, „gibt alſo wirklich was darauf, daß ich mit Dir lerne? Sie hat alſo wirklich Sinn für Bildung?“

„Es vergeht“, rief das Mädchen lebhaft, „ja keine Stunde im Tage, wo ſie nicht von Ihnen ſpricht. Auf meinen Herrn Julius Arnſteiner, hat ſie noch geſtern am Abend geſagt, da laſſe ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Das iſt der beſte Menſch, der auf der Welt lebt, man kennt ſich nur nicht ſo in ihm aus, weil er ein ſo gewaltig gelehrter

Menſch iſt. Die Mutter hat auch den Winter über etwas gethan, was ich jetzt wohl verrathen darf. Sie hat die ſchönſten und feinſten Federn, die ſie nur hat zuſammenklauben können, geſchliſſen, es iſt auch nicht eine ſchlechte darunter, lauter Flaumenfedern. „Da d'rauf," hat ſie geſagt, „ſoll kein And'rer ſchlafen, als mein Herr Arnſteiner, es iſt keiner in der ganzen Gemeinde werth, auf ſolchen Federn zu liegen; die heb ich ihm auf, bis er einmal heirathet."

„Eher gibt ſie die Federn nicht her? deine Mutter will alſo ſicher gehen?" rief der Lehrer beinahe luſtig. „Nun, wer kann wiſſen, was in den Sternen geſchrieben ſteht?"

Es war ein merkwürdiger Blick, der bei dieſen Worten aus den Augen des Mädchens nach dem Lehrer hinglitt. Aber ſo wenig man den Blitz aufhalten kann, ſo wenig hätte, ſelbſt wenn er aufmerkſamer geweſen wäre, Herr Arnſteiner die Bedeutung dieſes Blickes ergründen können. Ja, wie der Blitz in dem einen Augenblicke mit grellem Lichte alle Gegenſtände erhellt, während im nächſtfolgenden die alte Finſterniß wieder in ihr Recht tritt, ſo war es auch mit dieſem Mädchen. Jetzt — es dauert aber nicht länger als eben jener Blick — ein fragendes, nach Löſung ringendes Geheimniß in den feinen Zügen des Antlitzes, und jetzt wieder die am Tiſche gebückt ſitzende, mit dem Schwunge großmächtiger P's ſich abquälende, wehmüthig ſich entſchuldigende Tochter der Federſchleißerin.

„Pah! was habe ich aber davon?“ fügte der Lehrer ſogleich mit einer verdrießlichen Achſelzuckung hinzu, während er unmittelbar darauf wieder lächelte. „Deine Mutter ſcheint alſo, wie das Volk in ſeiner unerklärlichen Redeweiſe zu ſprechen pflegt, Stücke auf mich zu halten? (Schade, daß ich Adelungs großes Wörterbuch nicht zur Hand habe, es koſtet aber zu viel). Nun ich bin ihr recht dankbar dafür und werde das in Bettfedern beſtehende Honorar für deinen Unterricht mit geziemender Erkenntlichkeit annehmen, wiewohl ich geſtehe, daß mir für meinen Theil die vier Bände Adelung lieber wären. Du kannſt das deiner Mutter zurückſagen, nämlich erſteres; das von Adelung mußt Du aber für Dich behalten; was brauche ich einen Menſchen noch unnöthiger Weiſe zu kränken?“

„Ich danke Ihnen, Herr Arnſteiner, ich danke Ihnen!“ rief die Schülerin mit hoher Freude, „das wird der Mutter lieber ſein, wie . . .“

„Nun, Du ſtockſt, Sali, Du findeſt nicht ſogleich das paſſende Gleichniß?“ unterbrach ſie der Lehrer. „Weißt Du, daß es gar nicht ſo leicht iſt, hier ein entſprechendes Gleichniß anzufügen? Lazar Winterfeld oder einer ſeines Gleichen möchte ſagen: wie ein Topf geſchmolzener Nudeln, oder wie eine Schüſſel friſchgebackene Kräpfchen; denn Leute dieſes Schlages nehmen zur Bezeichnung deſſen, was ſie gern beſonders kräftig ausdrücken möchten, meiſtens zu materiellen Dingen ihre Zuflucht; ihr Gedanke reicht nicht weiter als ihr Mund. Ich an deiner Stelle würde ſagen, um den höchſten Grad von Freude auszudrücken: Das iſt mir lieber, als der große Adelung."

„Meinetwegen, Herr Arnſteiner," rief das Mädchen mit leuchtenden Augen, „meinetwegen wie der große Edeling!"

„Adelung, mein Kind, Adelung," corrigirte der Lehrer, „es iſt das gerade ſo, als wollteſt Du meinen Namen Arnſteiner wie Ornſteiner ausſprechen."

„O, den Namen verwechſelt man nicht ſo leicht," meinte Sali außerordentlich fein.

Dem Lehrer mundete dieſes Kompliment gar nicht übel; als gebildeter Menſch war er Schmeicheleien nicht unzugänglich, oder vielmehr er verſtand ſich recht gut auf ihr ſüßes Gift. Vielleicht aus Erkenntlichkeit glaubte er Gleiches mit Gleichem vergelten zu müſſen und meinte:

„Weißt Du, Sali, daß ſich deine Sprache ſeit einiger Zeit merklich zu ihrem Vortheile verbeſſert hat?

den letzten Satz z. B. haſt Du ſo correkt und richtig betont ausgeſprochen, wie es nur Sidonia Winterfeld im Stande iſt.“

Sali erglühte wie eine Purpurroſe; aber der Lehrer bemerkte das nicht.

„Und weißt Du noch was?“ fuhr er fort. „Wenn ich den Spruch deiner Mutter eigentlich vom Standpunkte der philoſophiſchen Betrachtung erwäge, ſo ſieht er gar nicht ſo verletzend und das Gefühl des gebildeten Menſchen beleidigend aus, wie er mir anfangs vorgekommen iſt. Mit Schweigen kommt man durch die halbe Welt, ſagt deine Mutter. Nun freilich! Schweigen iſt das Loos des Schönen. Was kann der gebildete Menſch Beſſeres thun, als ſchweigen mitten unter ungebildeten Menſchen? Redet er, ſo verſtehen ſie ihn nicht, wendet er einen etwas ungewöhnlichen Ausdruck an, ſo lachen ſie Einen hämiſch aus. Der Reſt iſt Schweigen, muß irgendwo ein großer Dichter ſagen; denn ich habe dieſe Worte neulich irgendwo mit Gänſefüßchen angeführt geleſen, was ich Dir übrigens in der Lehre von den Interpunktionen auseinanderſetzen werde, ſonſt meinſt Du vielleicht, Du müßteſt zwei Füße von den Gänſen deiner Mutter nehmen, und ſie aufs Papier ſtellen. Dem iſt nun nicht ſo; nur der gebildete Menſch kennt den wahren und richtigen Gebrauch der Gänſefüßchen, weil nur er zu ermeſſen weiß, wie viel von der acuraten Stellung derſelben abhängt. Leider kann man ſie nur im Schreiben und nicht im Sprechen anwenden. Wie viel Mißverſtändniß, Neid, üble Nachrede könnte verhütet werden, wenn man im Stande wäre, auch im Sprechen dieſen Gänſefüßchen ihren Platz anzuweiſen! Was mich betrifft, ſo begehe ich niemals die Unterlaſſungsſünde, einem ſolchen Gänſefüßchen aus dem Wege zu gehen; denn wie leicht könnte man, wenn ich z. B. eine Stelle aus Schiller, Shakespeare, Geßner oder Fenelon anführe und vergäße die zwei kleinwinzigen Zeichen, glauben, die Stelle rührte von mir her! Ja, Sali, deine Mutter hat Recht! Mit Schweigen kommt man durch die ganze Welt; ſchreiben iſt aber auch ſchweigen; und ſo ſchreibe ich denn nieder, was Alles mich drückt und betrübt. Ich werde Dir das auch vorleſen, was ich jetzt gerade niedergeſchrieben; ich habe eine leiſe Ahnung, daß Du dazu ein gewiſſes Verſtändniß mitbringſt, worauf es doch eigentlich ankommt. Wenn Du aufmerkſam zuhörſt, kannſt Du viel davon profitiren; es kann einmal auf deinen Styl, wenn wir nämlich zu der praktiſchen Anwendung der ſyntaktiſchen Regeln kommen werden, nur vortheilhaft wirken. Laß mich übrigens erſt ſehen, wie deine P's ausgefallen ſind.

Sali reicht ihm den beſchriebenen Bogen nur zögernd hin.

„Soll ich leben!“ rief der Lehrer ganz gegen ſeine Gewohnheit in dieſer nur der Gaſſe mundläufigen Betheuerung; „dies P hat merkwürdige Fortſchritte gemacht. Sidonia Winterfeld kann auch kein ſchöneres hervorbringen. Morgen ſchreiten wir an das ſchwierige S“.

Und während Julius Arnſteiner es nicht ahnte, was bei dieſem feierlichen Verſprechen in der Seele ſeiner jungen Schülerin vorging, ob Freude über das reichlich geſpendete Lob, ob eine gewiſſe Trauer, daß mit dem Betreten des ſchwierigen S die Schreiblektionen ihrem Ende entgegeneilten, griff er haſtig nach ſeinem Manuſkript, und gab dem Mädchen den beſchriebenen Bogen zurück.

Es begann zu leſen. Nie hatte es ein gläubigeres und aufmerkſameres Publikum gegeben, als dasjenige, das in der Perſon der ſiebenzehnjährigen Schülerin mit klaren und treuherzigen Augen, mit lauſchender Seele auf dem ehrfurchtsvoll, gleichſam von ſo großem Zutrauen erſchrockenen Antlitz derſelben den Deklamationen des Lehrers horchte.

Arnſteiner war über die erſten Sätze ſeiner trübſeligen Betrachtungen gelangt, bis zu jener Stelle, die wir um ihrer Wichtigkeit noch einmal hinſtellen wollen:

„Und ſich nicht zu fürchten brauchte, daß ihn ein Lazar Winterfeld von dort oben herunterjagte. O Sidonia!"

„Herr Arnſteiner, Herr Arnſteiner!" rief plötzlich mit merkwürdiger Lebhaftigkeit die kleine Schülerin, „da vorn an dem Rocke, der an der Thür hängt, iſt ein Knopf herunter, den muß ich ſchnell annähen."

Julius Arnſteiner ſchrak zuſammen, als hätte ihn Jemand auf einem ungeheueren Sprachfehler ertappt. Auf einen ſolchen Schlag war er wahrlich nicht gefaßt! Aber mit der Reſignation eines gebildeten Menſchen, der nach ſeinem eigenen Ausdrucke ſo oft das Vergnügen hat, in ſpaniſche Stiefel geſchnürt zu werden, ſammelte er ſich ſogleich, und die ihm gewöhnliche Duldermiene trat ſiegreich auf ſeinem Antlitze hervor. Konnte er ſich denn ſelbſt ein Dementi (es iſt das ein ſehr feiner und hochgebildeter Ausdruck, den nicht Jeder in der Gaſſe anzuwenden wußte) geben? Mußte er nicht ſtets mitten in ſeiner Qual ſchweigen? Gelaſſen legte er das Manuſkript aus den Händen und ſagte ſchwach: „Nähe ihn alſo an, dieſen hängenden Knopf, es wird ihm recht wohl thun, wenn Du Dich ſeiner annimmſt."

Für Sali aber war Befehl und deſſen Ausführung das Werk eines Augenblickes. Ehe ſich der Lehrer es verſah, hatte ſie aus der Taſche ihrer Schürze ein

Nadelbüchschen und einen um Papier gewickelten Zwirnknäuel geholt. Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen hatte ſie mit den Zähnen den unnöthigen Reſt abgebiſſen, daß es ordentlich in der Stube wie ein ſchriller Schrei tönte. In halb knieender, halb aufrechter Stellung trat ſie dann an den Rock hinan und begann mit geübter Hand die Befeſtigung des ſeinen Banden entſprungenen Flüchtlings.

Julius Arnſteiner war in einer Art traumhaften Scheinlebens allen Bewegungen des Mädchens gefolgt; er ſelbſt mußte ſich verzaubert dünken, ein ſo greller Gegenſatz lag zwiſchen dem, was er ſo eben aus der ganzen Fülle ſeiner Seele geleſen — und dieſem anzunähenden Knopfe! Erſ[illegible]s regelmäßige Auf- und Niederfahren der Nadel, faſt an ſeinen Augen vorüber, gab ihn wieder der Wirklichkeit zurück.

Wer war diejenige, die, während er die klaffende Wunde ſeines Innern ſo vertrauensvoll offenbarte, Zeit und Stimmung hatte, an den fehlenden Knopf an einem elenden Rocke zu denken? Die Tochter einer Federſchleißerin! Und das ſollte ihn Wunder nehmen?

„O Sidonia Winterfeld“, mußte er unwillkührlich dieſer Entdeckung Sprache verleihen, „Du hätteſt mir keinen Knopf angenäht! Du nicht!“

„Ai!“ ſchrie Sali auf, und ſchüttelte den Zeige finger, wie von einem furchtbaren Schmerze betroffen, „Herr Arnſteiner, ich habe mich geſtochen, bis in's Fleiſch hinein!

„Leg' kaltes Waſſer darauf“, ſagte Arnſteiner gelaſſen, indem er ſich erhob. In dieſem Augenblicke war auch nicht eine Spur von Mitleid in ſeinem ſonſt nicht verhärteten Herzen! Der Knopf aber ſaß feſt.

Ja kaltes Waſſer! Wie trefflich mundet ein Trunk, wenn man in brennender Sonnengluth ſich müde gegangen, aber wie geringe iſt ſeine Wirkung, wenn man es an den Schmerz dunkel aufgeregter Empfindungen hält, der nicht von dem Stiche einer fehlgegangenen Nähnadel, ſondern von dem Herzen ausgeht, da wo es bekanntlich am weheſten thut!

Die kleine Sali hatte den Rath ihres Lehrers nicht befolgt, ſei es, daß es in der Stube des Herrn Arnſteiner an einem Glaſe fehlte, wo hinein ſie das kühlende Element gießen wollte, oder vielmehr, weil es ſie drängte, aus der Vorleſung zu kommen, die ſo herzbrechende Dinge enthielt — nicht nur für Herrn Julius Arnſteiner.

Sie ging lieber nach Hauſe! dort hatte ſie Waſſer in Hülle und Fülle und auch ein Glas dazu, aber das Beſte war doch ein uralter, weitbauchiger Kaſten, der mit der Wand einen ſo vortrefflichen Winkel bildete, wie man ihn in halb Böhmen nicht ſchöner fand: denn man ſaß darin ſo ſtill und abgeſchloſſen von der Welt, wie auf einer menſchenleeren Inſel mitten im ſtillen Ocean, und namentlich wenn man einen Strumpf zur Hand nahm, erhielten daſelbſt die Gedanken wie durch Verzauberung eine ſolche Kraft zum Fliegen, daß man bald nicht mehr in dem Stübchen der Federſchleißerin, ſondern ganz anderswo ſich zu befinden glaubte.

In dieſem „anderswo“ war ein gleichfalls alter Bücherſchrank mit merkwürdig vielen Büchern darin zu ſchauen, wovon aber keines ſich ordentlich mit ſeinem Nachbar vertrug: das eine lag in der Quere, das andere hatte ſich trotzig aufgeſtellt und wollte gerade nicht liegen; noch ein anderes hatte ſich wahrſcheinlich aus Übermuth über die beiden anderen geworfen, und wollte nicht liegen, aber auch nicht ſtehen. Eines aber theilten alle in brüderlicher Gemeinſchaft, nämlich den fingerdicken Staub: es war als ob er Zeit gehabt hätte, ſich zu einer anſehnlichen Kruſte zu verdichten. Aber nichts lebt ſo lange, daß nicht endlich ſein letztes Stündchen ſchlagen könnte, und auch für dieſen ſo übermüthig breit ſich machenden Staub war es gekommen. Hei! Wie kräftig ſchlug Jemand mit einem Stäbchen auf dieſes Heer von Büchern, daß ſie ſeufzten und ächzten wie gezüchtigte Kinder, wie wurde eines nach dem andern hergenommen, in welchen dicken Wolken flog dieſer gedemüthigte Staub zum offenen Fenſter hinaus! Aber wie wunderbar hatte ſich auch die Stube in demſelben Augenblicke verwandelt: ſie war gar nicht mehr zu erkennen! Nachdem dieſer anmaßende Staub den Weg ins Weite geſucht hatte, ſchien es, als ob alle Gegenſtände von einem böſen Gaſte, einer Jahre langen Krankheit befreit worden. Alles freute und putzte ſich heraus, eines wollte es dem andern an Glanz und Selbſtbeſpieglung zuvorthun! Tiſche, Bänke, Stühle, Bücherkaſten, Fenſtervorhänge, Fußboden, Ofen und Leuchter, kurz Alles, was ſich in dem kleinen Raume befand, war zu einem neuen Leben erwacht, und tanzte ordentlich vor lauter Freude in der Stube herum. Vor Allem aber freute ſich ein ſchwarzer Caputrock, der an einem Nagel an der Thüre trübſelig gehangen hatte; im Kampfe mit dem Leben hatte er das Unglück gehabt, ſämmtliche Knöpfe zu verlieren. Jetzt ſchlüpft Jemand in die Ärmel hinein, und ſiehe da, was der arme Rock auf ſeine alten Tage nicht alles erlebte — er konnte ſich wieder ſchließen, auch nicht ein Knopf ging ihm ab!

Zu dieſem ſo bewunderungswerthen Kaſten drängte es die kleine Sali mit einer Gewalt, als könnte ihr wunder Finger nirgend geneſen, als in dem ehrwürdigen Schatten des hölzernen Freundes. Der Wahrheit gemäß muß aber geſtanden werden, daß die kleine Schülerin des Herrn Arnſteiner ſich nur äußerſt ſelten in den Schatten dieſes ehrwürdigen Winkels flüchtete, denn ſie hatte nur wenig Zeit.

Freitag am Abend, wenn abgeſpeiſt war und die ſiebenzinkige Lampe bereits mit etwas ſchläfrigen Augen zwinkerte, — das war die gewöhnliche Beſuchſtunde, die jedoch meiſtens ſo lange dauerte, daß auf dem Rückwege ins Bett Mond, Sterne und Lampe ſich längſt zur Ruhe begeben hatten.

Es war heute kein Freitagabend, ſondern ein ganz gewöhnlicher Werktag, und die Sonne lachte ſo freundlich in das Stübchen hinein; aber die kleine Sali konnte doch nicht der Anziehungskraft des alten Kaſtens widerſtehen. Sie ſetzte ſich, ſobald ſie nach Hauſe gekommen, in den Winkel, und ſaß da, mit nichts beſchäftigt, nicht einmal mit einem Strumpfe eine geraume Weile.

Die Federſchleißerin, Sali's Mutter, bemerkte ſogleich das Ungewöhnliche in dieſer Erſcheinung. Sie war eine Frau mit offenen Augen, aber ſtillen, ſchweigſamen Gemüthes, die bei ihrem Geſchäfte gelernt hatte, das äußere Leben und Alles, was dieſes in bunter Aufeinanderfolge ihr entgegen brachte, ohne laute Rede, aber mit vielen Gedanken in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Ihr Geſchäft brachte es ſo mit ſich; denn wenn man ſo den ganzen Tag nichts Anderes thut, als die Fähnchen von den Flaumfedern abſtreifen und auf ein Häufchen zuſammenleſen, wobei man ſich noch hüten muß, durch lautes Reden einen Luftzug zu erregen, ſo gewöhnt man ſich bald, jeden Tag und jede Stunde des Lebens wie eine Flaumfeder anzuſehen, die man, ſobald ſie abgeſtreift, zu den andern legt, ſtill, innerlich zwar bewegt, aber nach außen ohne viel Aufſehens und Geltendmachung. So hatte die Federſchleißerin nach ihrer Art zu dem ſeltſamen Thun ihrer Tochter geſchwiegen, wiewohl ſie ſich ununterbrochen ihre Gedanken darüber machte. Ein kleines Häufchen Federn lag noch vor ihr; wahrſcheinlich mußte ſie erſt mit ihnen fertig werden, ehe ſie ihren Mund öffnen wollte. Endlich war das Werk zu Ende gediehen, ſie ſtand auf. Halb vor ſich hin, halb zu der Tochter gewendet, meinte ſie:

„Nun auf mich kommt's nicht an, wenn Herr

Arnſteiner nicht heute ſchon Hochzeit macht. Seine Federn ſind fix und fertig.“

Mit einem Male ward der ganze Zauber des alten Kaſtens zerſtört, und gerade als auch Sali mit dem Aufräumen und Zuſtandebringen des gewiſſen Stübchens fertig geworden war.

Trotzdem war ſie ſogleich mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, ſie hatte ſich nicht lange zu beſinnen, daß der alte Kaſten nur in ihrem eigenen Stübchen ſtand.

„Lebendiger Gott!“ rief ſie erſchrocken, „ich bin da geſeſſen, als wäre ich Lazar Winterfeld's Tochter, die nichts zu thun hat; ich weiß gar nicht, was mir eingefallen iſt.“

Die Federſchleißerin ſah mit ihren weltklugen Augen eine geraume Weile auf das Mädchen.

„Fehlt Dir was?“ fragte ſie.

„Mir ſoll was fehlen?“ lachte Sali überlaut. „Seh' ich denn ſo ſchlecht aus?“

„Es gibt Leute,“ ſagte die Federſchleißerin in ihrer gewohnten Spruchweisheit, ohne ſich beirren zu laſſen, „die ſehen mit ihrem Munde beſſer, als andere mit ihren zwei Augen.“

„Und was haſt Du an mir geſehen?“ forſchte das Mädchen mit leicht verzeihlicher Neugier.

„Du kennſt mein Sprüchel vom Schweigen,“ meinte die Federſchleißerin unbeugſam.

Statt aller Antwort wandte ſich Sali von ihrer Mutter ab, da ſie aber doch etwas reden mußte, meinte ſie:

„Morgen fängt der Herr Arnſteiner mit mir das große „S“ an; heute bin ich mit dem „P“ fertig geworden.“

„Und ich mit meinen Federn für ihn,“ ſagte die Mutter.

„Wie kommt Eines zum Andern, Mutter?“ fragte wieder gleichſam ſich überſchreiend die kleine Schülerin des Herrn Arnſteiner.

„Laß Du mich nur!“ rief die Federſchleißerin in ihrer gelaſſen eindringlichen Weiſe, „Du biſt mit deinem „P“ fertig geworden, nun muß er eine Partie machen.

„Mutter, Du meinſt —“

„Ich meine gar nichts,“ ſagte die Federſchleißerin ruhig. Mir verkündigt's mein kleiner Finger, daß Herr Arnſteiner noch in dem Jahre eine Partie machen muß. Wäre mir denn ſonſt eingefallen, für ihn die Federn zu ſchleißen?“

„Ich ſag' Dir, Mutter“, meinte die kleine Sali, „es muß doch ein großes Glück ſein, wenn man reich iſt.“

„Was redt'ſt Du für Narrethei!“ rief die Federſchleißerin ganz gegen ihre Weiſe in gereiztem Tone. „Iſt Dir einmal im Leben ſchon etwas abgegangen? Biſt Du ſchon einmal hungrig zu Bett gegangen.

„Das mein' ich nicht, Mutter“, ſagte Sali, „aber wenn man reich iſt, da kann man ſich den Herrn Arnſteiner zum Lehrer nehmen, wie man nur zwei Jahre alt geworden iſt.“ —

„Nun er lernt doch mit Dir auch? Hat er mir nicht einmal ſelbſt geſagt, Du ſeieſt ſeine beſte Schülerin, und Du bekämſt eine Schrift, wie der beſte Buchhalter?“

„Hat er Dir das erzählt?“ rief die kleine Sali und ein Anflug von Schamröthe hatte raſch die etwas ſchwermüthige Miene von einem Augenblicke vorher verdrängt.

Gleich darauf aber, als habe ſie ſich beſonnen, wie wenig ſie zu einer freudigen Aufregung berechtigt ſei, ſetzte ſie hinzu: „Und doch hab' ich heute nicht gewußt, daß Einer, der ein großes Buch geſchrieben hat, Adelung und nicht Edeling geheißen hat. Ich ſchäm' mir faſt die Augen heraus. Sidonia Winterfeld hätte ſo einen Fehler gewiß nicht gemacht.“

„Hör' an, mein Kind,“ ſagte die Federſchleißerin mit großer Beſtimmtheit, wie ſie ihre eigene Tochter von der ſtillen in ſich gekehrten Frau nur ſelten zu vernehmen die Gelegenheit hatte. „Du weißt, wie ich deinen Herrn Arnſteiner reſpektiren thue und wie viel ich auf ihn halte. Aber von der Sidonia Winterfeld kann er ſagen, was er will, ſo glaube ich es nur zur Hälfte! — Nicht daß er ein Lügner iſt, Gott der Allmächtige ſoll mich ſchützen und ſchirmen, daß mir das nicht einmal im Schlaf einfällt, aber was die Sidonia anbelangt, da wette ich mein zukünftig Leben daran, daß er ſich in ihr foppt, und mit ihm die ganze Welt. Sie iſt Lazar Winterfeld's Tochter — und das will genug ſagen. Seit wann iſt aus der Familie etwas Adeliges hervorgegangen? Geld und nichts als Geld! Haſt Du ſchon etwas von ihnen gehört, was auf einen beſondern Kopf hinweiſ't? Ich bleib' dabei: auf ein hölzern Wägele ſchlagt man kein goldig Nägele.“

Was hatte das zu bedeuten, daß, nachdem die alte Federſchleißerin geendigt, auf den Lippen des Mädchens ein Lächeln ſaß, wie es vom Herzen heraufkommt, wenn dem recht wohl geſchieht? — —

Wieder zu Herrn Arnſteiner.

Lehrer haben das Eigenthümliche, daß ſie ihre innere Jugend viel länger erhält, als andern Leute, und während dieſe oft unter ſchwarzen Haaren graue Gedanken tragen, iſt bei jenen alles grün, ſelbſt bis auf die Haare, die Einem nur bei oberflächlicher Prüfung etwas grau erſcheinen. Das Geheimniß, warum dem ſo iſt, liegt nicht in ſo dichten Falten, daß man es nicht bis zur Durchſichtigkeit lüften könnte. — Bei Julius Arnſteiner waren es die Participialconſtruktionen, und vor Allem die Abenteuer des jungen Telemachs, die dieſes Wunder, wenn es eines iſt, zu Stande brachten.

Für einen Königsſohn, ſo klingt es faſt wie eine Sage, ſoll dieſes Buch verfaßt worden ſein, damit er daraus die ſchwere Kunſt des Regierens lerne. Was nützte es nun dem Lehrer, daß er dieſen Umſtand ſtets als Einleitung voranſchickte, ehe er ſich mit dem Sohne des göttlichen Dulders auf die kühne Suchfahrt begab? Ehe er es ſich verſah, hatte ſich das Lehrbuch des Regierens — in einen Roman verwandelt; denn wenn ſchon die erſte Zeile mit der düſteren Troſtloſigkeit der Nymphe Calypſo beginnt, wenn alle Wälder, Berge und Grotten von nichts, als von ihren verzweiflungsvollen Klagen wiederhallen, daß der, den ſie geliebt, ſo treulos den Weg in die Weite geſucht — und eine Schülerin fragt plötzlich mit unverzeihlicher Neugierde die jungfräulich verſchleierten Augen auf den Lehrer gerichtet: „Herr Arnſteiner! warum iſt er nicht bei ihr geblieben, wenn er's dort ſo gut gehabt hat!“

Müſſen da nicht die ſchönſten unregelmäßigen Zeitwörter, die ſchwierigſten Stellen, die merkwürdigſten Wendungen des Styles ſpurlos vorübergehen?

In der That wurden auch die ſinnreichſten mythologiſchen Andeutungen ganz überhört, denn zwiſchen den halbgeöffneten Lippen der Schülerin ſchien ſtets die nur unvollkommen gelöſte Frage zu ſchweben: „Warum iſt er nicht bei ihr geblieben?“

Julius Arnſteiner hatte dieſe Frage von ſo unzähligen Mädchenlippen an ſich richten gehört, er hatte ſie in ſo vielen träumeriſch neugierigen Augen geleſen, daß ſie ihm, der ſo Vieles zu beantworten wußte, ja der Alles beantworten mußte, was man ihm vorlegte, weil ſonſt ſeine Autorität darunter gelitten hätte, daß ihm ſelbſt dieſe Frage ein Räthſel ohne Auflöſung blieb? War er nicht auch Telemach? ſuchte er nicht auch mit Hilfe ſeines Mentors, nämlich ſeiner Bildung, zwar nicht einen abweſenden Vater, aber doch Eine, die ihn verſtand, und ſeine Bildung zu ſchätzen wußte? Hatte er nicht gleich dieſem Prinzen von der Inſel Ithaka Abenteuer zu beſtehen? Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, Kämpfe und Gefahren, wie dieſer ſie nicht beſtanden, nämlich mit Unbildung und

Ignoranz, mit Wölfen und Bären in Menſchengeſtalt, die ihn anheulten und auslachten, wenn er die Waffen der Bildung gegen ſie ſchwang? Hundertfältig konnte Julius Arnſteiner die Parallele ſeines Lebens mit dem griechiſchen Prinzen nachweiſen; ja es gab Augenblicke, wo er zugleich die Leiden des göttlichen Odyſſeus während deſſen zehnjähriger Fahrt durch und durch empfand — und er war ſeit ſeinem neunzehnten Jahre Lehrer in der „Gaſſe.“

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

So fragte ſich Julius Arnſteiner jedesmal, wenn ihm eine ſeiner Schülerinen untreu wurde, oder mit dürren Worten, wenn ſie heirathete. So vielen hatte er die erſten Anfangsgründe der deutſchen Sprachlehre beigebracht, ſo viel tauſende von Federn hatte er ihnen geſchnitten, zahllos wie Sand am Meere waren die Multiplicationen mit und ohne Brüche, die er mit ihnen durchgerechnet, in's Endloſe reichend die Ziffern von unregelmäßigen Zeitwörtern aus Meidinger's und J. B. Machat's Grammaire, von den praktiſchen Übungen aus dem Telemaque gar nicht zu reden — dennoch war ihm keine einzige treu geblieben! Zwar — er hatte ſich ſtets gehütet, auch nur mit einem Hauche zu verrathen, welche Flammen in ſeinem Innern wütheten, er war ſeinen Schülerinen nichts als Lehrer, aber konnte keine von ihnen es ahnen, was in ihm vorging? Konnte keine mit jener Selbſtverläugnung und Opferfreudigkeit, die von den größten Dichtern aller Zeiten, und namentlich von dem König Salomo in dem berühmten: Meinen Weinberg habe ich nicht gehütet, geprieſen wurde, konnte alſo keine gleich jener Sulamith ſagen: Dich, mein lieber Arnſteiner, habe ich aus Allen heraus erleſen? Was iſt alles Geld eines ungebildeten Menſchen gegen dein deutſches Sprechen, gegen dein franzöſiſches und ſonſtiges Wiſſen? Weißt Du, was ich ſprechen werde, wenn mich Vater oder Mutter werden zwingen wollen? Arnſteiner oder Tod!"

Aber es ſtarb keine! — Seit mehr als ſechszehn Jahren hatte man nicht gehört, daß ein weibliches Weſen in der Gaſſe anders als eines natürlichen Todes verblichen wäre — Kein einziges gebrochenes Herz, kein Dolchſtoß, nicht einmal eine Selbſtvergiftung hatte von ſich reden gemacht. Alles blieb ruhig, lebte, freute ſich ſeines Daſeins, kam mit den ungebildeten Männern ſo gut durchs Leben, als es eben ging! — Keine war für Julius Arnſteiner in den Tod gegangen!

Der Lehrer wußte ſehr wohl, wie er ſich dieſen Umſtand zu erklären habe. Er betrachtete dieſe ihm abgefallenen Schülerinen als ſchuldloſe Opfer ihrer Väter und Mütter! Alles Mitleid, deſſen ſein Herz fähig war, warf ſich auf dieſe jungen Weſen, die dem Moloch „Unbildung“ in die glühenden Arme gelegt wurden, aller Haß und alle Erbitterung dagegen auf ihre Opferer! — Mit den Vätern und Müttern lebte Julius Arnſteiner in einem beſtändigen Vernichtungskampfe; ſie ſtanden ihm überall im Wege und er mußte ſich ihrer erwehren.

Man darf darum ja nicht glauben, daß Julius Arnſteiner's Daſein ohne alle Lichtſeiten — und etwa nur düſterer Schatten geweſen ſei. Im Gegentheile! wenn gerade an keiner ſeiner Schülerinen die Reihe war, ihm treulos zu werden, ſo war ſogar viel Licht, Behagen und Freundlichkeit auf ſeinen Lippen und in ſeinem Herzen. Ihm, der im Bewußtſein ſeiner Bildung nach dem Höchſten der Gaſſe, nach den reichſten Partien die Hand auszuſtrecken ſich für berechtigt hielt, ihm war zugleich jene Genügſamkeit, ſich am Kleinſten zu erfreuen, in vollem Maße verliehen worden. Julius Arnſteiner war im Stande, tagelang über ein richtig angewandtes Fremdwort, über die fehlerloſe Überſetzung eines Satzes aus dem Telemach, über eine orthographiſch geſchriebene Stylaufgabe vor ſich hin zu lächeln. Alle Schätze Californiens ſchrumpften aber zu einem erbärmlichen Klumpen zuſammen — wenn ihm aus dem Munde einer Schülerin ein glücklich gewähltes Citat aus Schiller entgegen tönte.

Dann empfand es Julius Arnſteiner mit allen Schauern wahrhaften Stolzes, was es heiße, Lehrer zu ſein — ſechszehn Jahre Lehrer in der Gaſſe!

Aber die Väter und Mütter ſorgten ſchon dafür, daß Arnſteiner ein nicht gar zu reicher Mann an Freuden wurde, der ungeſtraft über die Schätze Californiens ſich hinwegſetzen durfte.

Der Lehrer hatte im Laufe ſeiner ſechszehnjährigen Wirkſamkeit ein außerordentlich feines Ahnungsgefühl ſich angeeignet und dieſes verkündigte ihm mit merkwürdiger Gewißheit, wann ſeinem Herzen durch die Treuloſigkeit einer Schülerin der Todesſtoß verſetzt werden ſollte. Kein Menſch in der ganzen Gaſſe wußte es, daß in dieſem Orte oder in jenem Hauſe binnen kurz oder lang eine Braut ſein werde; aber Julius Arnſteiner wußte es! Er ſah den Sturm kommen, noch bevor er ſich am äußerſten Horizont als ein rothes Wölkchen zeigte; er merkte die ſich vorbereitende Veränderung an dem Benehmen, das die Väter und die Mütter der Gaſſe gegen ihn beobachteten.

Wir gehen ſogleich auf den neueſten Fall über, der ſich erſt zwei Tage vorher ereignet hatte.

Julius Arnſteiner ſaß gerade in voller Begeiſterung am Lehrtiſch bei Sidonia Winterfeld und erklärte ihr aus dem Telemaque, warum Ulyſſes trotz aller Lockungen der Calypſo aus Pflichtgefühl zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin Penelope habe zurückkehren müſſen.

Es war da viel die Rede von einer Inſel Ithaka, einer von den ſieben joniſchen Inſeln, die jetzt aber unter engliſcher Oberherrſchaft ſtehen, zwar ein eigenes Parlament beſäßen, aber wie man aus den Zeitungen erfahre, ſich gerade nicht am wohlſten unter den Krallen des brittiſchen Löwen fühlen. Um denſelben Augenblick trat Lazar Winterfeld, der Vater Sidonia's mit jener lärmenden Beweglichkeit, die feiner angelegte Naturen in ihrem Innerſten verletzt, in die Stube.

Julius Arnſteiner hatte ſeinerſeits den Grundſatz, ſich von Niemanden, es ſei wer es immer wollte, in ſeinem Berufe ſtören zu laſſen, am allerwenigſten von einem Vater oder einer Mutter, wenn ſie ungerufen bei einer Lektion ſich einfanden. Es wäre dies ein Zoll, ein Tribut, ja eine türkiſche Kopfſteuer geweſen, — den die Bildung ihrem unmittelbaren Gegenſatze gebracht hätte, weil dieſer im Stande war, die Lection zu bezahlen! — Nach Julius Arnſteiner's Anſicht ſtand aber das Lehren ſo außer aller Bezahlung mit klingender Münze, daß ihm jede Belohnung für ſeinen mühevollen Beruf als von gar keiner Bedeutung erſchien. Im Gegentheile! den Kreuzer der Armuth, den er in den meiſten Fällen nicht einmal erhielt, ſchätzte er höher als den Gulden des Reichen, was ihm in den Augen des Letzteren wahrlich keinen Nutzen brachte.

Julius Arnſteiner ließ ſich alſo durch den Eintritt des Wollhändlers nicht im Geringſten außer Faſſung bringen; er grüßte nicht, nicht einmal zu einem leiſen Kopfnicken konnte er ſich verſtehen. Für ihn war Niemand eingetreten, blos die Thürangeln hatten geknarrt. Eine gute Weile ſaß Lazar Winterfeld da, in all der geräuſchvollen Breite, die ihm eigen war, und hörte zu, wie Julius Arnſteiner von Ulyſſes und dem engliſchen Parlamente, von den ſieben joniſchen Inſeln und Calypſo's wohlberechtigter Verzweiflung ſprach. Plötzlich ſtand er auf; wo möglich noch geräuſchvoller, als er ſich niedergeſetzt hatte.

„Herr Arnſteiner," ſagte er mit mühſamer Faſſung, „verzeihen Sie mir, Sie ſind ein ſehr geſchickter

Menſch, und wiſſen im kleinen Fingerl mehr als mancher andere in ſeinem ganzen Kopfe hat. —"

Der Lehrer ſchaute auf; aus Lazar Winterfeld's Munde klang dieſes Lob zu lockend, um nicht gehört zu werden.

„Deswegen dürfen Sie aber doch nicht glauben," fuhr dieſer mit immer höher ſteigender Erregtheit fort, „daß ich gar nichts verſtehe. Ich verſtehe ſchon, was man Alles einem Mädchen beibringen ſoll und muß, aber mit ſolchen Schnockes müſſen Sie mir von meinem Hauſe fern bleiben, wie Sie jetzt mit ihr lernen. Da gebe ich nicht einen Schuß Pulver dafür!"

Julius Arnſteiner war einer ſolchen Sprache nicht ungewohnt, ſie war ihm bei den vielen Treuloſigkeiten ſeiner Schülerinnen mehr als einmal vorgekommen. Dennoch war ſie ihm jedesmal neu und auch diesmal ſtand ſein Herz einige Augenblicke ganz ſtill und ſchlug nicht mehr; er wußte, was ihm wieder aus dem dunklen Hintergrunde der nächſten Zeit entgegendrohte — Sidonia als Braut! Dennoch umwölkte ſich ſeine Stirne nicht; er durfte und konnte ja dem reichen Wollhändler nicht zeigen, daß er auf deſſen Worte ein Gewicht lege.

„Übrigens dürfen Sie ja nicht glauben," fuhr er im Unterrichte fort, „als wenn die Calypſo eine wirkliche Göttin, wie etwa die Diana oder die Juno geweſen ſei. Im Gegentheil! Sie hatte nur etwas Göttliches an ſich, ſonſt war ſie ein Menſch mit den Leidenſchaften und Begierden eines ſolchen. — Wie hätte ſie ſich ſonſt in ſolche Klagen ergießen, ſolche Verzweiflungstöne erklingen laſſen, ſich ſo geberden können? Göttinnen benehmen ſich nach meiner Anſicht ganz anders.“

„Nun Herr Arnſteiner,“ fiel Lazar Winterfeld laut wie eine Trompete ein, „da frag' ich Sie, ſind das nicht Schnockes und verkehrte Sachen, die Sie da meiner Tochter in den Kopf ſetzen? Was gehen mich, was gehen meine Tochter die Götter an? Leb' ich von den Göttern? Hab' ich meine Nahrung von den Göttern? Und wenn meine Tochter die Sachen nicht wiſſen wird, wird ſie darum unglücklich ſein? Ich kenne mehr Leute, die nichts von den Göttern wiſſen, und befinden ſich dabei, Gott Lob und Dank, ganz wohl.“

Julius Arnſteiner zuckte nur ſtatt aller Antwort mit der Schulter; dieſes Stolzthun auf die eigene Unbildung, dieſes Erheben der Ignoranz zum Prinzip that ihm zwar in innerſter Seele wehe, aber das verdiente keine Erwiederung.

Er ſah in's Buch, und kaum als der Vollhändler geendigt, begann er einen neuen Satz aus dem Telemaque.

„Da ſoll mir ein Menſch das erklären, was meine Tochter mit ihrem „Franzöſiſch“ anfangen ſoll, wenn ſie einmal Mann und Kind hat?“ eiferte aufs Neue Lazar Winterfeld, ſo daß der Lehrer genöthigt war, ſich wieder zu unterbrechen. „Franzöſiſch ſoll ſie können und wiſſen ſoll ſie von den Göttern! Wenn aber der Mann einmal zu ihr ſagen wird: Schreib' mir einen Brief an den und den Schuldner, aber einen ordentlichen Brief, daß ihm grün und gelb vor den Augen wird, dann wird etwas herauskommen, daß Einen Gott behüten und beſchützen ſoll davor! Franzöſiſch wird der Brief ſein, aber deutſch nicht.“

Jetzt ſtieg dem Lehrer das Blut zu Kopfe. So lange der Wollhändler die Waffen ſeiner Unbildung gegen das Lehrgebäude im Allgemeinen geſchwungen hatte, hielt es der Lehrer unter ſeiner Würde, auf eine gleiche, wenn auch nicht ebenbürtige Weiſe ihm entgegen zu treten. Nun aber, da der Gegner ſich erkühnte, ihm an das Theuerſte mit frevelnder Hand zu greifen, an den deutſchen Unterricht, ihm auch im Einzelnen verwüſtend ins Haus zu fallen, nun hielt Arnſteiner nicht länger an ſich!

Aber auch jetzt brachte es der Lehrer nicht über ſich, dem Wollhändler unmittelbar Rede zu ſtehen. Er richtete ſein von Zorn und Aufregung brennendes Auge auf ſeine Schülerin Sidonia und ſagte mit bebender Stimme.

„Glauben Sie, Sidonia, daß Sie einen ſolchen deutſchen Brief zuſammenbringen, wie ihn Ihr Herr Vater als das Höchſte menſchlicher Bildung bezeichnet?“

„Ich glaube nicht, Herr Arnſteiner,“ meinte das Mädchen unſicher, halb auf den Lehrer, halb auf ihren Vater die Augen gerichtet.

„Nun, ſehen Sie es jetzt ein, Herr Arnſteiner,“ rief Lazar Winterfeld. „Sie geſteht es ſelbſt ein, daß ſie ſo einen deutſchen Brief gar nicht zu Stande bringt; denn dazu braucht man etwas ganz Anderes, als die Götter und die Geographie.“

„Sie haben Recht, Sidonia,“ ſagte Arnſteiner, nur gegen ſeine Schülerin ſich wendend, „wenn Sie ſich unfähig erklären, die Verfaſſerin ſolcher Briefe ſein zu können. Dieſe Gattung Briefe haben Sie freilich bei mir nicht gelernt, denn ſie ſtehen außerhalb jeder Bildungsſphäre.“

„Alſo das kann ſie nicht!“ ſchrie jetzt in voller Entwicklung ſeiner rieſigen Stimmmittel Lazar Winterfeld. „Was kann ſie denn? Für etwas wird man doch ſein theueres Geld ausgegeben haben? Vielleicht geht es mit dem Rechnen beſſer, als mit dem Briefſchreiben, wer kann das gleich wiſſen? Geben Sie ihr einmal eine Rechnung auf, Herr Arnſteiner, da können wir auf der Stelle ſehen, wie weit ſie es darin gebracht hat.“

„Iſt heute Ihre Rechenſtunde, Sidonia?“ fragte der Lehrer ſich auf's Neue zu ſeiner Schülerin wendend, die verneinend den Kopf ſchüttelte.

Lazar Winterfeld ſchien dieſe Frage vielleicht abſichtlich zu überhören.

„Was brauche ich zuletzt Sie dazu!“ rief er. „Ich kann ihr ja ſelbſt die Rechnung aufgeben; ſie braucht nicht einmal Griffel und Schreibtafel dazu. Bei mir muß man Alles aus dem Kopfe rechnen können.“

Er hatte ſich zu dieſem Geſchäfte wieder niedergelaſſen.

„Zirl,“ ſagte er, „kannſt Du mir das ausrechnen? Wenn ich auf dem Peſter Markte den Centner Wolle mit 89 fl. 40 kr. einkaufe, bis ich ihn nach Reichenberg bringe, koſtet er mich 93 fl. 20 kr., verdienen muß ich doch auch etwas daran und dem Tuchmacher muß ich die Wolle borgen, und länger als ein Jahr auf die Bezahlung warten. Was ſoll ich aber machen? Der Tuchmacher ſetzt die Waare auch nicht ſogleich ab; wie theuer muß ich alſo den Centner Wolle verkaufen, wenn ich 25 Procent gewinnen will?“

Lazar Winterfeld hielt inne; er ſchaute die Tochter erwartungsvoll an. Nach ſeiner Anſicht konnte ein ſechsjähriges Kind dieſe Aufgabe löſen. Julius Arnſteiner konnte aber ein ironiſches Lächeln nicht unterdrücken, das beinahe unheimlich über ſein ſonſt ſo gutmüthiges Antlitz hinſchlich. Mehr als die Prüfung ſeiner Schülerin beſchäftigte ihn in dieſem Augenblicke der Gedanke, daß der Wollhändler den ſchönen Namen „Sidonia“ in das häßliche „Zirl“ verwandelte. Ein neuer Eingriff der Unbildung!

Nach einer Weile rief Sidonia lachend: „Die Rechnung kann ich nicht machen, Vater, die iſt mir zu ſchwer.“

„Sagen Sie nicht zu ſchwer, Sidonia,“ meinte Arnſteiner zu ſeiner Schülerin, „ſolche Rechnungen liegen nur außerhalb Ihres Verſtändniſſes. Sie haben noch niemals mit Wolle gehandelt.“

„Das iſt Dir zu ſchwer?“ rief Lazar Winterfeld, die Hände ineinanderſchlagend, „das kann ja Einer, der nicht einmal weiß, wie eine Ziffer ausſieht, mit dem bloßen Kopfe herausbringen! Um Gotteswillen! was wird dein Mann dazu ſagen, wenn Du ſo ſchlecht vor ihm beſtehſt? Mit Schimpf und Schande wird er Dich fortjagen.“

„Fortjagen?“ rief das Mädchen mit blitzenden Augen. „Das wäre mir ein ſchöner Mann, der ſeine Frau wegen einer Rechnung, die ſie nicht zu machen weiß, fortjagen könnte!“

In Julius Arnſteiners Seele hatte die Erbitterung über das Vorgefallene ihren Höhepunkt erreicht, wenig fehlte, und ſie hätte aller Dämme der Beſonnenheit ſpottend, Verwüſtung und Verderben gebracht. Noch beherrſchte er ſie mit einem ſchwachen, erzwungenen Lächeln.

„Die Anſchauungen Ihres Herrn Vaters über die Rechte eines Mannes,“ ſprach er zu ſeiner Schülerin, „ſcheinen auf den talmudiſchen Anſchauungen zu baſiren, die im Orient ihren Urſprung haben, wo die Stellung der Frau nur wenig über die einer Sklavin hinaus ragte. Gottlob! wir leben jetzt unter den Geſetzen der Civiliſation und dieſe erheiſcht als rechtlichen Grund zu einer — Scheidung, denn fortjagen kennt unſer Geſetz nicht, — etwas anderes als eine ſchlechte Rechnung oder eine angebrannte Suppe.“

„Was hab' ich da davon? rief Lazar Winterfeld mit einem ärgerlichen Achſelzucken. „Sieh dir deine Mutter an, Zirl, die kann dir ſolche lumpige Rechnungen im Schlaf machen und wird keinen Fehler begehen! — Meinſt du, wir hätten es zu etwas gebracht, wenn ich und deine Mutter nicht rechnen könnten?“

„Mein Mann,“ rief Sidonia mit einem Seitenblicke auf den Lehrer in ſcherzhaftem Tone, „wird mich auch ohne das hinnehmen wie ich bin.“

Den Lehrer durchdrang es ſiedend heiß; die plötzliche Röthe ſeines Geſichtes war davon Zeuge.

„Sie haben vollkommen Recht, Fräulein Sidonia,“ ſtotterte er mehr, als er ſprach. „Ein Mann, der Ihre Stellung als Frau zu einer Rechenmaſchine herabzuwürdigen, ja zu entweihen die Luſt hätte, verdiente, gelind geſagt, nicht Ihr Mann zu ſein.“

Den Wollhändler hielt nur eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem Lehrer zurück, ſeinem Ärger alle Zügel ſchießen zu laſſen. Vielleicht glaubte er auch ſeinen Zweck bereits vollſtändig erreicht zu haben, indem er dem Lehrer deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß Sidonia Winterfeld nächſtens in den Zuſtand der Treuloſigkeit eintreten würde.

„Setzen Sie ihr nur ſolche Sachen in den Kopf,“ ſagte er und ſtand auf, „zuletzt wird ihr Mann noch von ihr geprüft werden, und wird wiſſen müſſen, wo die Götter wohnen.“

Als Lazar Winterfeld ſich entfernt hatte, fuhr Julius Arnſteiner im Telemaque fort, als wäre gar nichts geſchehen! — That er das, um lärmende Stimmen in ſeiner Seele zu betäuben, oder aus einfacher Pflichterfüllung? Aber es ereignete ſich, daß Herr Julius Arnſteiner auf die unbeſtimmte Art eines unregelmäßigen Zeitwortes ſich nicht beſinnen konnte, während Sidonia ſie merkwürdiger Weiſe errieth.

Der Lehrer war zerſtreut.

Freilich, in ſeiner Stube angelangt, da erwachte Julius Arnſteiner gar bald aus dieſem Zuſtande der Betäubung, in die ihn die eben geſchilderte Scene geſtürzt hatte. Da gab er ſich all den wilden Geiſtern hin, die ſeit ſechszehn Jahren in Geſtalt von bildungsloſen Vätern und Müttern an ſeinem Leben nagten; da fühlte er ſchmerzlich die Demüthigung, daß ein Lazar Winterfeld es gewagt hat, ſeine Lehrmethode einer Prüfung zu unterziehen.

Erſt als der Lehrer in dieſen beinahe unerträglichen Gedanken mit einer gewiſſen ſelbſtzerfleiſchenden Gier ſich hineingewühlt hatte, daß dieſer Gedanke ausſah wie ein durchlöchertes Sieb, kam ihm der andere zum Bewußtſein, daß nämlich Sidonia Winterfeld

Braut werden ſollte. Alſo wieder Eine! die lange Reihe der Treuloſen hatte noch kein Ende, und diesmal war es — Sidonia Winterfeld!

Sonderbar! Wenn ſonſt ihm dieſer Schlag von Seite der Väter und Mütter verſetzt wurde, erholte er ſich in nicht gar langer Zeit; wer viel und oft verliert, wird zuletzt gleichgiltig. Dazu war er ein viel zu treuer Lehrer, als daß er die anderen ihm treu gebliebenen Schülerinen durch üble Laune oder Strenge gequält hätte, weil er ein Mißgeſchick erfahren hatte. Diesmal jedoch ſaß die Wunde tiefer, der Lehrer nahm die Verlobungsanzeige ſeiner Schülerin nicht mehr ſo leicht hin, daß er mit jenen Höflingen beim Hinſcheiden eines Königs ausgerufen hätte: die Schülerin iſt todt! Es lebe die andere — die noch nicht Braut iſt! Zu dieſer Entſagung fühlte ſich Julius Arnſteiner nicht im Geringſten geſtimmt.. Gerade weil Sidonias Vater Lazar Winterfeld hieß, glaubte er um ſo weniger berechtigt zu ſein, in ſelbſtmörderiſcher Feigheit ferne zu ſtehen, und zuzuſehen, wie ein Anderer ſich dieſer koſtbaren Beute bemächtige.

Julius Arnſteiner nahm ſich nicht einmal die Mühe darüber nachzudenken, wer dieſer Andere ſein könnte. In unbeſtimmter Form ſchwebte ihm die bildungsloſe Maſſe eines Woll- oder Produktenhändlers vor, zu unbedeutend und nichtsſagend, als daß er länger bei ſeinen ſonſtigen Eigenſchaften zu verweilen brauchte.

Warum war er nicht bei ihr geblieben?

Dieſe Frage ſo vieler ſeiner Schülerinen läutete jetzt beſtändig wie eine große Glocke in ihm; ſie hörte nicht auf ſich aber- und abermals an ihn zu wenden, und um ihre Beantwortung ihn anzugehen. Warum war er nicht bei ihr geblieben, warum hatte er gezögert, ſich zu erklären?

Julius Arnſteiner war in einer merkwürdigen Aufregung! Zum erſten Male in ſeinem Leben, das fühlte er mit aller Beſtimmtheit, drängte ſich ſein Daſein einem Entſchluſſe zu; bisher hatte er in ſchweigender Ohnmacht Alles über ſich ergehen laſſen, nun ſtand ihm eine That bevor, ein Kampf mit den wildeſten Geiſtern der Gaſſe, nämlich mit dem Wollhändler und deſſen Frau. Die erſte Partie in halb Böhmen ſollte ſein werden — werden ſich da nicht alle Mächte der Gaſſe zuſammenthun, um ſie zu hintertreiben?

Aber was lag daran, daß ſich ihm Hinderniſſe auf Hinderniſſe entgegenſtellten! — Er mußte ſie alle beſiegen, er war dies ſchon ſeiner Bildung ſchuldig. Die Welt ſollte es erkennen, daß Wiſſen und Können eine ſolche Gewalt, eine ſo unwiderſtehliche Macht in ſich bergen, daß ſie im Stande ſind, Rieſenbäume, wie dieſen Lazar Winterfeld, zu entwurzeln.

Julius Arnſteiner dachte dabei nicht an ſich, er wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, den Vater Sidonia's zur Fahne der Bildung zu bekehren. Aber was er nicht erreichte, ſollte das für Sidonia unmöglich ſein? Sollte es ihren Bitten und Thränen, der Macht ihrer auf vollkommener Kenntniß der deutſchen Sprache gegründeten Beredſamkeit nicht gelingen, den ſtarren Sinn ihres Vaters wie ein dünnes Weidenrüthchen umzubiegen? Was hatten Töchter bei ihren Vätern nicht alles ſchon erreicht? Königskinder hatten es durchgeſetzt, daß ſie über Standesvorurtheile ſich hinüberſchwingen, und dem Zuge ihres Herzens folgen durften, und — Lazar Winterfeld war doch wahrlich kein König!

Wenn nun aber Sidonia Winterfeld dieſen Muth romantiſcher Königstöchter nicht hatte, wenn ſie zögerte, wenn der Wille ihres Vaters das Geſetz diktirte, und nicht der mächtige Zug ihres Herzens?

Wohl hatte Julius Arnſteiner bei dieſem Gedanken verweilt, aber er erfüllte ihn mit einem ſolchen Mitleid für die Lage Sidonias, daß er ihn nach einer kurzen Weile von ſich wegwarf, etwa wie eine Raupe, die den Muth hat, an einem ſchönen Frühlingstage auf den Kopf eines friedlichen Spaziergängers zu fallen. Sidonia Winterfeld hatte nur Eines geſprochen; aber dieſes Eine reichte vollkommen aus, um Arnſteiners Hoffnungen zu dem Schritte zu berechtigen, den er von ihr erwartete.

„Mein Mann wird mich auch ohne das ſo nehmen, wie ich bin.“

Mein Mann! damit konnte nur Einer gemeint ſein, Einer, der ſich auf Sidonia Winterfeld verſtand, der die Vortheile einer Verbindung mit ihr in etwas ganz Anderen ſah, als in einem aus dem Kopfe gerechneten Wollexempel, der ihr etwas zu bieten hatte, wovor all ihr Geld und ihre glänzende Ausſtattung in ein leeres Nichts zuſammenſchrumpften, nämlich Bildung und Wiſſen — und für das Alles gab es in der ganzen Gaſſe nur einen Julius Arnſteiner.

Dieſem Gedanken hing nun der Lehrer mit entſchiedener Vorliebe nach, an ihn kettete er, nach ſeinem eigenen Ausdruck, das ſtolze Schiff ſeiner Hoffnungen. Ja! für Sidonia Winterfeld gab es nur einen Mann, der ihr ebenbürtig war, der in derſelben Lage nicht anders gehandelt hätte, als ſie. Was lag daran, daß Sidonia Winterfeld's Ausſteuer nach Tauſenden zählte? daß ſie die Armuth ihres künftigen Mannes gleichſam zu vergolden ſchien? Bei allen Göttern ſei es geſchworen! der kannte Julius Arnſteiners Charakter nur wenig! Und wenn Sidonia Winterfeld nicht die Tochter des reichen Wollhändlers geweſen, wenn ſie eine Federſchleißerin zu ihrer Mutter gehabt, und als Ausſteuer nur drei Schnupftücher mitgebracht hätte — Julius Arnſteiner hätte keinen Augenblick angeſtanden, zu ihr zu ſagen: „Sidonia, Du haſt zwar nichts, aber dafür haſt Du, was Andere nicht haben, Bildung! Sidonia, Du wirſt mein Weib!“

Arnſteiner war am Ende aller dieſer Betrachtungen zu einem großen Entſchluſſe gelangt; er ging nämlich am andern Tage nicht zur Lektion bei Sidonia Winterfeld. So ſicher fühlte er ſich in ſeinen Hoffnungen, daß ihm der Gedanke ordentlich wohl that, mit welcher ſchmerzlichen Empfindung Sidonia von Minute zu Minute auf die Uhr blicken werde, und derjenige doch nicht kam, dem ſie mit allen Schauern der Sehnſucht entgegen ſah!

Der Sturm ſollte erſt ausgetobt haben, die wilden Gewäſſer erſt verlaufen ſein, bis er, eine Friedenstaube mit dem Oelzweige im Munde, zwiſchen Vater und Tochter treten wollte! Für dieſen Augenblick, der nach genauer Berechnung Arnſteiner's in höchſtens drei Tagen eintreten mußte, rüſtete er die ſchönſten Feiertagskleider, nicht für ſeinen Leib, ſondern für ſeine Seele; er bereitete in kühn gebauten, mit den ſchönſten Participialconſtructionen geſchmückten Perioden die Rede vor, die er als Antwort auf die Werbung Lazar Winterfeld's halten wollte! denn Arnſteiner dachte ſich dieſe Scene außerordentlich feierlich, beinahe königlich.

Zwei Tage waren vergangen! der Sturm ſchien ſich noch immer nicht gelegt, die Waſſerfluth ſich noch immer nicht beruhigt zu haben. Man hatte um Herrn Arnſteiner nicht geſchickt! Aber weil alles Hohe und Große nur aus der Geburt ſchwerer Kämpfe hervorgeht, weil etwas ſo Ernſtes, wie die Verbindung für ein ganzes Leben nicht dem Ermeſſen eines flüchtigen Augenblickes, ſondern reiflicher Überlegung anheimgeſtellt werden mußte, was der Lehrer auch nichts anders als billigen konnte, beunruhigte er ſich nicht weiter, ja mit einem Gefühle kühler Ruhe ſah er dem Tage und der Stunde entgegen, wo man dennoch um ihn ſchicken mußte. Im Gegentheile, je ſpäter dieſes geſchah, deſto beſſer, um ſo glänzender fiel dann der Sieg aus, und Arnſteiners Triumph war erſt dann vollſtändig!

Am dritten Tage nach jenem Vorgange im Hauſe Lazar Winterfeld's begegnete der Lehrer, gerade als er aus der Gaſſe auf den großen Ringplatz einbiegen wollte, Niemand Anderem, als dem Wollhändler ſelbſt. Im erſten Schrecken über dieſes ſeltſame Ereigniß wollte Arnſteiner ſchon den Rückweg antreten und ſich unter ein Hausthor flüchten, allein es war ſchon zu ſpät; er war von Lazar Winterfeld ſchon bemerkt worden. Der Lehrer erkannte es an dem wilden und unregelmäßigen Pochen ſeines Herzens: ein wichtiger, das Geſchick zweier Menſchen auf ſeinen Wagſchalen haltender Moment war für ihn gekommen! Wird das „Ja,“ wird das „Nein“ in die Höhe ſchnellen? — Zugleich empfand er eine Art von Ehrfurcht für den Wollhändler, wie er ihn jetzt ſo mauerfeſt und behäbig ſicher auf ſich zuſchreiten ſah. War er nicht der Vater Sidonia's? Der Lehrer ehrte ſich nur ſelbſt, wenn er ſeinem künftigen Schwiegervater ſich ehrerbietig bewies. Vielleicht zog er darum noch zehn Schritte von Lazar Winterfeld ſeinen Hut, und grüßte ihn, wie er ihn noch nie gegrüßt hatte!

Lazar Winterfeld vergalt aber nicht Gleiches mit Gleichem; er winkte blos mit dem rieſigen Kopfe faſt unſcheinbar!

„Nun, Herr Lehrer“, ſagte er, als er bei ihm angekommen war, indem er, die Hände in beide Taſchen vergraben, vor ihm ſtehen blieb, „haben Sie mit meiner Sidonia ſchon das Kopfrechnen angefangen? Ich weiß gar nicht, was ich Alles darum gäb', wenn Sie dem Kinde das beibringen würden. Die Zeit wird kommen, und das Mädchen wird nicht wiſſen, wie viel zweimal zwei iſt. Was hab' ich von all den Sachen, die ſie bis jetzt bei Ihnen gelernt hat? Die Sachen ſind ſchön, ſo lange als man ſie nicht braucht; der Menſch ſoll aber das lernen, was er nicht vergeſſen darf. Darum, Herr Arnſteiner, laſſen Sie alles Übrige ſtehen und liegen, und verlegen Sie ſich einzig und allein auf das Kopfrechnen. Weder ich noch Sie können es wiſſen, wie Zirl es brauchen kann!“

Auf welche Art der Lehrer auf den Ringplatz gekommen war, ob ihn feurige Pferde durch die Luft getragen, oder was ſonſt geſchehen war, das hätte er niemals nur mit einiger Gewißheit angeben können Plötzlich ſtand er auf dem Ringplatz, gerade dem Rathhausthurme gegenüber, worauf es eben neun Uhr ſchlug. Mechaniſch zog Arnſteiner ſeine eigene ſilberne Uhr aus der Taſche, wie er jedesmal that, wenn er über den Ring ging, und ſah nach, ob die beiden Zeitweiſer kein Zerwürfniß mit einander hätten. Trotzdem hätte er, ſelbſt vor einem peinlichen Gerichte ſtehend, auf die Frage: Wie ſpät iſt's? keine Antwort gehabt, ſo betäubt, ſo ſinnenverwirrt ſtarrte er bald den Rathhausthurm, bald ſeine eigene ſilberne Uhr an! Erſt allmälig erwachte er zu einer Art regelmäßigen Denkens. Lichterloh brannte der eine Gedanke vor ſeiner Seele:

„Lazar Winterfeld weiß nicht einmal, daß ich ſchon zwei Tage keine Lektion bei Sidonia gegeben!“ — und als nothwendige Schlußfolgerung knüpfte ſich ſogleich die zweite Betrachtung daran: „Mithin hat Sidonia noch nicht mit ihm geſprochen!“ Nach dem Warum? forſchte er in dieſem Augenblicke nicht, es genügte ihm ſchon an der einen Thatſache, daß Lazar Winterfeld ihm auf's Neue das Kopfrechnen zugemuthet hatte!

Wer ihn jetzt mit geſenktem Haupte ſo dahinſchleichen ſah, ihn, den es jedesmal ſo ſtolz aufrichtete, wenn er an einem der Väter oder Mütter ſeiner Schülerinnen vorüberging, mußte ſich genau umblicken, um ſicher zu ſein, es ſei in dieſer Geſtalt der Lehrer Julius Arnſteiner!

An dieſem Tage ſetzte er alle ſeine Lektionen aus. Nacht ſollte es in der Gaſſe ſein, nichts was da lebte und athmete, ſollte ſich heute ſeines Unterrichtes erfreuen. Nur Sali, die Tochter der Federſchleißerin, die er aus Gnade und Erbarmen ohne allen Entgeld im Schreiben, Rechnen und Leſen unterwies, machte von dieſer allgemeinen Maßregel eine Ausnahme. Ihr las er die Frucht ſeiner melancholiſchen Betrachtungen vor!

„Wir ſchreiten heute zu einem der wichtigſten Buchſtaben des ganzen Alphabetes,“ ſagte der Lehrer zu

Sali, als ſich dieſe am andern Tage wie gewöhnlich zur Lektion eingeſtellt hatte, „nämlich zum großen S!“ Auf den erſten Anblick unterſcheidet ſich dieſer Buchſtabe nur wenig von den anderen, ja es gibt einige, die ſich ihrer Geſtalt nach viel ſchöner ausnehmen, wie z. B. das große „M“ oder wie das nach oben und unten ſich ausſtreckende „P“ oder endlich wie das ſtolze, gleich einem Pfauenrade ſich aufblähende „W“; dennoch möchte ich dieſem Buchſtaben den Vorzug vor allen anderen einräumen, er beſitzt einen ſo ſchönen und ſanften Schwung, und wiewohl das Wort „Stolz“ damit anfängt, iſt es doch gar nicht ſtolz! Der Beweis dafür iſt, daß die ſchönſten Bedeutungen der deutſchen Sprache, wie Seele, Schönheit, ſüß, ſanft u. ſ. w. damit anfangen. Die Menſchen haben das ſchon in früheſter Zeit erkannt, und wenn ich einmal Adelung's großes Wörterbuch in vier Theilen zur Hand haben werde, da werde ich Dir zeigen, wie der einzige Buchſtabe „S“ mehr Wörter in ſich enthält als zwei oder drei andere! Warum? Weil er den Menſchen von den urälteſten Zeiten her ſo gefällt!“

Nach dieſer Einleitung zeichnete der Lehrer ein wunderprächtiges „S“ auf Salis Papier, und hieß ſie nach Möglichkeit dieſen ſchönen, ſanften Schwung, namentlich aber den „Schlangenzug“ nachahmen. Sali bemühte ſich ſo viel ſie konnte; aber die Schwierigkeit des Buchſtabens war zu groß, die halbe Seite des Schreibbogens wimmelte bereits von Ungeheuern, die ein „S“ vorſtellen ſollten, doch nicht ein einziges konnte auch nur entfernt mit dem glänzenden, kühngeſchwungenen, und doch ſo milden Beiſpiel des Lehrers ſich meſſen. Das war ſonſt nicht der Fall, Sali hatte eine merkwürdige Begabung für das Schreiben, und nach Arnſteiner's Ausdrucke ſchlummerte in ihr der Inſtinkt eines Kalligraphen.

Arnſteiner ſchüttelte bedenklich das Haupt; nach dem, was ſich geſtern mit ihm ereignet hatte, nahm es ihn kein Wunder, wenn die Welt ſich überhaupt zu ihrem Nachtheile verändert hatte; warum nicht alſo auch Salis Talent für das Schreiben?

„Du ſcheinſt mir heute nicht von dem gewöhnlichen Geiſte beſeelt, Sali,“ ſagte er. „Sonſt wäre Dir dieſer Buchſtabe eine Kleinigkeit geweſen.“

Zur Bekräftigung dieſes Urtheils zeichnete Sali auf das Papier ein noch kläglicheres Ungeheuer hin, gegen welches die Vorgänger ganz liebliche Geſchöpfe waren.

„Wir werden wieder zum „P“ zurückgehen,“ ſagte der Lehrer mit klangloſer Stimme, die bei ihm ſtets das Anzeichen innerlich tobenden Ärgers war.

Da rief Sali plötzlich, als hätte es erſt dieſer Drohung bedurft, um ſie von dem Banne zu befreien, der heute auf der Schreiblektion laſtete:

„Soll ich Ihnen ſagen, Herr Arnſteiner, was noch mit einem „S“ anfängt?“

Der Lehrer blickte verblüfft die kleine Schülerin an. Er war ſolcher Ausſchreitungen an ihr ſonſt nicht gewohnt.

„Nun?“

„Sagen kann ich's nicht, aber ich werde es ſchreiben!“ rief die Tochter der Federſchleißerin mit unerklärlicher Heftigkeit.

Dann ſchrieb ſie etwas raſch, indem ſie dabei die linke Hand wie einen Schirm davor hielt, damit der Lehrer es nicht ſogleich leſe, und ſchob ihm dann, ſich blitzſchnell abwendend den Schreibbogen hin.

„Sidonia!“ rief Arnſteiner mit vor freudiger Überraſchung bebender Stimme.

Nach einer Pauſe, während welcher Sali ihr dem Lehrer abgewandtes Antlitz nicht zu zeigen wagte, ſagte Arnſteiner, indem er mit ſtarken Schritten dabei in der Stube auf- und niederwanderte, Sali's Schreibbogen in der Hand:

„Wunderbar, höchſt wunderbar! Was ſoll ich ſagen? Wie ſoll ich mich faſſen? — Ein leibhaftiges

Wunder hat ſich vor meinen Augen zugetragen. Denn ich will es Dir nur geſtehen, Sali, Du haſt mit dieſem Worte „Sidonia“ einen Meiſterwurf gethan, wie es in Wilhelm Tell von Schiller im dritten Aufzuge heißt. Das „S,“ wie Du's da niedergeſchrieben, iſt werth, daß man es unter Glas und Rahmen ſtellt, und ich zweifle, ob mir ſelbſt ein gleiches gelingt. Sali, in Dir ſteckt etwas. Sage mir nur, wie iſt das zugegangen?“

„Gerade den Namen möchte ich ſehr ſchön ſchreiben können,“ meinte die kleine Sali und ſtockte.

„Warum?“ fragte Arnſteiner haſtig.

„Haben Sie mir denn geſtern nicht vorgeleſen?“ liſpelte die Tochter der Federſchleißerin faſt unvernehmbar.

Jetzt wurde der Lehrer roth bis zur Stirn, er drehte ſich um. Dann ging er mit ſtarken Schritten die Stube auf und nieder. Nach einer guten Weile rief er aus: „Bei Gott, da hätte ich bald vergeſſen, daß ich Dich zur ſtillen Vertrauten meiner Schmerzen gemacht und in ein Geheimniß eingeweiht habe, welches ich nur dem Papiere anvertraut hatte.“

„Ich habe es aber keiner lebenden Seele geſagt,“ betheuerte Sali mit dem Tone der reinſten Aufrichtigkeit.

„Daran thateſt Du recht, mein Kind," rief der Lehrer wahrhaft erleichtert; „was braucht die Welt es zu wiſſen, welchen Qualen man ausgeſetzt iſt — wenn man nach etwas Hohem ſtrebt?"

„Und ſie ſoll's auch nicht wiſſen?" fragte die Tochter der Federſchleißerin unerklärlich laut.

„Wer iſt: ſie?"

„Sidonia," entgegnete die Schülerin verſchämt die Augen niederſenkend.

Arnſteiner machte wieder einen Gang durch die Stube. Mehrmals hielt er inne und blieb vor Sali ſtehen, aber eben ſo oft kehrte er ſich wieder ab und ſetzte dann ſeinen gedankenſchweren Weg unter Schweigen fort.

Endlich blieb er vor der Schülerin ſtehen.

„Hör' mich an, Sali," begann er, abwechſelnd roth und blaß werdend, indem ſich ihm dabei die Worte ganz gegen ſeine Gewohnheit nur ſchwer aus der Bruſt hervorrangen, „hör' mich an! Du ſcheinſt mir ein geſcheidtes Mädchen und verſtehſt es merkwürdig fein, in den Seelen der Menſchen zu leſen. Wie wäre es mir ſonſt eingefallen, Dir einen Einblick in mein Innerſtes zu gewähren, da ich doch am beſten weiß, wie wenig Dich ſonſt dein Wiſſen befähigt, mir in die Irrgänge meines nach Bildung und Kenntnißbereicherung ringenden Geiſtes zu folgen?"

Die Tochter der Federſchleißerin ſchaute tief gerührt zu dem alſo ſprechenden Lehrer auf; Thränen der Freude und des Dankes glänzten in ihren Augen; denn das war ihr noch nie geſchehen, daß ſie von Herrn Arnſteiner zum Gegenſtande einer Betrachtung erhoben worden war.

„Ja Sali," fuhr der Lehrer fort, der ſich durch das Sprechen jetzt ganz ermannt hatte, „ich ſtehe nicht an, meine Bruſt wie ein lange geſperrt geweſenes Zimmer aufzuſchließen und Dir dazu den Schlüſſel anzuvertrauen! — Sali, ich fühle mich ſehr unglücklich!"

„Um Gotteswillen, Herr Arnſteiner," rief die Schülerin wahrhaft erſchrocken, „was iſt denn vorgegangen? Sind Sie beſtohlen worden, Herr Arnſteiner? Es wäre kein Wunder," fügte ſie hinzu, „weil bei Ihnen Alles ſo frank und frei herumliegt!"

Arnſteiner lächelte trübe vor ſich hin.

„Beſtohlen? Man beſtiehlt nicht ſo leicht einen Menſchen, der ſeinen Kopf zum Kaſten hat. Was müßten die für Diebe ſein, die mir etwas aus einem ſolchen Schranke forttragen könnten?"

„Meine Mutter," rief Sali, die für den Doppelſinn dieſer Worte kein Ohr gehabt zu haben ſchien, eifrig, „meine Mutter ſagt immer: Sali, wenn Du einmal früh Morgens hörſt, daß Herr Arnſteiner mit Sack und Pack verſchwunden iſt, und iſt nicht ein Federl von ihm zurückgeblieben, ſo ſag, deine Mutter iſt eine Prophetin geweſen. Er hat ſo ſchöne Sachen noch von ſeinen Eltern her, denn die haben für ihn geſpart und geſpart, ſeine Hemden, ganz ſchönes Bettzeug, wie ſich deſſen Lazar Winterfeld nicht zu ſchämen braucht, und ſo viel ich weiß, auch ein paar hundert Gulden. Wo hat er das Alles? Gott der Lebendige weiß, wie das ausſieht, denn ſo ein Mann wie er hat leider keine Augen, und hat ſeinen Kopf ganz anderswo. Das ſollt' die gute Mindel, ſeine Mutter wiſſen; ſie möchte ſich im Grab herumdrehen.“

„Woher weiß denn das deine Mutter?“ fragte der Lehrer ganz verwirrt.

„Weiß ich's?“ ſagte die Tochter der Federſchleißerin in großer Verlegenheit. „Sie wird's gehört haben.“

„Pah!“ rief der Lehrer, „was hab' ich da davon! Soll ich etwa die Schlüſſel zu meinen Käſten auch noch im Kopf herumtragen? Wenn Du mir keinen andern Rath zu geben weißt, als den, ſo bereue ich ihn bei dir geſucht zu haben.“

Da erſchrak Sali bis ins Innerſte ihrer Seele;

ſo hart hattte der Lehrer noch nie mit ihr geſprochen; ſie mußte ihn alſo erzürnt haben.

„Ich ſoll Ihnen rathen, Herr Arnſteiner!“ rief ſie. „Wie komme ich dazu, mit Lazar Winterfeld zu ſprechen?“

„Wer verlangt denn das von Dir?“ ſprach der Lehrer verwundert.

„Ich habe nur gemeint,“ ſtotterte das Mädchen in großer Verlegenheit, „weil Sie ſelbſt mit ihm nicht reden wollen. Sie haben mir es ja vorgeleſen!“

Dem Lehrer ſtieg die Röthe wieder an die Stirn er mußte ſich abwenden und ging auf's Neue mit ſtarken Schritten durch die Stube.

„Du haſt einen guten Kopf, Sali,“ ſagte er dann, indem er vor ihr ſtehen blieb, „und merkſt Dir, was man vorlieſ't. Schade nur, daß Du nicht mehr gelernt haſt.“

„Wenn Sie nur nicht ſo unglücklich wären, Herr Arnſteiner,“ ſagte das Mädchen plötzlich ohne allen Übergang auf den eigentlichen Kern der Unterredung eingehend.

„Was kann der Menſch dafür, wenn der Blitz in ſein Haus einſchlägt und es einäſchert,“ meinte der Lehrer achſelzuckend.

Die Tochter der Federſchleißerin rief aber in einer Aufregung, wie ſie der Lehrer niemals an ihr bemerkt hatte:

„Ich wüßt' ſchon, Herr Arnſteiner, was ich thun möchte, wenn ich wie Sie wäre. Ich möchte ....“

„Nun?“ fragte Arnſteiner geſpannt, da Sali ſtockte.

„Ich möchte an Sidonia Winterfeld geradezu das ſchicken, was Sie mir geſtern vorgeleſen haben. Sie müßte ja ein Herz von Eiſen haben, wenn ſie darauf ſchweigen möchte. Eine Andere möchte himmelhoch ſpringen, wenn ihr das zukäme, — was dieſer Sidonia Winterfeld ſo kinderleicht geradezu in die Hände fliegt.“

„Das meine ich auch, Sali,“ ſagte der Lehrer mit einigem Stolze. „Aber mit Sidonia Winterfeld hat es ſein eigenes Bewandtniß. Sie hat einen Vater!“

Die Tochter der Federſchleißerin ſchien von dieſem Geſtändniſſe überraſcht; ſie ſchüttelte ungläubig den Kopf und legte dann, als müßte ſie über ihre nächſte Antwort reiflich nachdenken, den Zeigfinger an den Mund.

„Was geht Einen Lazar Winterfeld an?“ ſprach ſie gleichſam vor ſich hin. „Der wird gewiß Nein ſagen! dafür kennt man ihn ja in der ganzen Gaſſe! —

Aber wenn nur Sidonia „Ja“ ſagt, dann iſt Alles gewonnen.“

„Zweifelſt Du daran, Sali?“ rief der Lehrer mit Heftigkeit.

„Gott Lebendiger!“ ſchrie das Mädchen in wahrhafter Seelenangſt, „hab' ich denn etwas geſagt, Herr Arnſteiner, was Sie beleidigen könnte? Ich meine es ja wirklich und aufrichtig, daß Sidonia gar nicht nein ſagen kann. Warum ſollt ſie auch nein ſagen? Sind Sie nicht ihr Lehrer? Wem verdankt ſie Alles, was ſie kann?“

Arnſteiner's Antlitz klärte ſich wie ein trüb umwölkter Himmel auf, den ein Sonnenſtrahl ſiegreich durchbricht.

„Und dann,“ fuhr das Mädchen in ſteigender Erregtheit fort, „kommt es ja nur auf eine Probe an, Herr Arnſteiner. Schreiben Sie ihr einen Brief, ich ſelbſt will ihn beſtellen, ſagen Sie ihr in dem Brief — was weiß ich? Sie wiſſen das beſſer als ich . . . . Muß ich Ihnen ſagen, was Sie ihr ſchreiben ſollen? Ich wette aber darauf, Sie werden eine Antwort erhalten . . . . und dann werden Sie nicht mehr ſo unglücklich ſein, Herr Arnſteiner . . . .“

„Gut Sali!“ rief der Lehrer, „gut, Du ſollſt Recht behalten. Ich fühle es, es muß ein Entſchluß gefaßt werden. Wenn Du aus der Mythologie wüßteſt, in welcher Art die gewappnete Pallas zur Welt kam, wie ſie nämlich geharniſcht und geſpornt aus dem Kopfe ihres Vaters hinausſprang, was nach meiner Deutung nichts anderes heißen ſoll, als daß alle Weisheit gleich fertig aus dem Gehirne des Menſchen kommt, ſo würdeſt Du begreifen, warum ich Dich mit den Worten anſpreche: Du biſt meine Pallas!“

„Heißen Sie mich nur lieber Sali!“ rief das Mädchen.

„Ja, meine Pallas,“ fuhr der Lehrer fort, „ich will dasjenige ausführen, was ſich in einfältiger Weisheit aus deinem Kopfe losgerungen hat. Sidonia wird antworten, das weiß ich! Heute Abend bringe ich Dir den Brief, Du ſollſt mit Julius Arnſteiner zufrieden ſein!“ — — —

Folgendermaßen lautete der Brief des Herrn Arnſteiner:

Wohledles Fräulein Sidonia!

„Als mir vor drei Tagen Ihr Herr Vater, in welchem ich trotz aller Selbſtachtung, die der gebildete Menſch ſich ſelber ſchuldig iſt, dennoch das väterliche Anſehen, das doch die Grundlage alles Familien- und Staatenglückes bildet, verehren und anerkennen muß, den Vorwurf machte, ich hätte mit Ihnen das Kopfrechnen vernachläſſigt, da fühlte ich, wie ſich mein Herz vor jähem Schmerze zuſammenkrallte. Dieſes Kopfrechnen iſt eine Axt, die an den mit weit ausgeſpannten Aeſten und Zweigen geſchmückten Baum meiner ſtolzeſten und ſchönſten Hoffnungen gelegt ward, und der ſie ſchwingt, iſt Ihr Herr Vater, Fräulein Sidonia! — O! ein Julius Arnſteiner täuſcht ſich nicht ſo leicht! Wohl weiß ich, was dieſes Kopfrechnen zu bedeuten hat; es bedeutet, daß auch für Sie, wohledles Fräulein, jene von mir ſtets gefürchtete Stunde gekommen iſt, in welcher Sie die Willenskraft Ihres von mir ſtets als Ihr Lebensurheber geachteten Vaters zwingen will, lieber den Kopf rechnen, als das Herz handeln zu laſſen! Exiſtirt denn nicht ein Menſch auf dieſer Erde, auf den man einige Rückſicht zu nehmen ſchuldig iſt? Ich ſage, man! denn ferne ſei von mir der Gedanke, daß ich Sie, wohledles Fräulein Sidonia, damit gemeint haben könnte. Nein Sidonia, der Lehrer Julius Arnſteiner wirft in dieſem heiligen Augenblicke Alles ab, was an dieſen ſeinen Beruf nur einigermaſſen erinnern könnte — nur der Menſch Julius ſteht vor Ihnen! Julius und Sidonia! Die Natur was ſage ich, die Natur, das Fatum oder zu deutſch das Schickſal ſelbſt, ſcheint dieſe beiden Namen unauflöslich an einander geknüpft oder viel mehr für einander beſtimmt zu haben! Theure Sidonia! trocknen Sie die Thränen, die bei dieſen Zeilen aus Ihren holden Augen höchſtwahrſcheinlich entſtürzen werden — der Himmel aber ſei von mir als Zeuge angerufen, daß ich dieſes koſtbare Naß nur mit tiefem Schmerze Ihren Augen entlockt ſehe! Aber weinen Sie dieſelben nicht Ihrem Julius? — — Meine Gedanken verirren ſich und gerathen in den Strudel der Charybdis vor lauter Wonne und Entzücken, daß dieſe Thränen mir gelten ſollen. Ach wenn nur das Kopfrechnen nicht wäre! Ich ahne es, welch' ein finſterer Geiſt mit dieſem Kopfrechnen in die Hallen des Winterfeld'ſchen Hauſes eingekehrt iſt — aber meine Sidonia wird, deſſen bin ich gewiß, aus den Umſtrickungen dieſes nur auf Wollſäcken großgezogenen Geiſtes ſiegreich hervorgehen und wird zu würdigen wiſſen, welches Geſchick ſie an der Seite eines gebildeten Menſchen dafür erwartet. — —

„Ich ſchließe! Ich kenne ein Plätzchen, Sidonia! In der Papelallee, in der Nähe des Spitals. .... Warum muß unglückliche Liebe die Augen der Menſchen ſcheuen? Sidonia? das Plätzchen iſt ſo ſchön — und Sidonia wird über die Erlebniſſe der drei letzten Tage viel zu erzählen haben! Dorthin ihre Schritte lenken zu ſehen, in der Abſicht, ihm ihren Willen —

über das Kopfrechnen mitzutheilen, erwartet ſehnſuchtsvoll, wie Ulyſſes ſeine von Freiern, die ſich auch auf das Kopfrechnen verſtanden, umſchwärmte Penelope

Ihr mit wahrer Hochachtung ſich zeichnender

Julius.

Sali benützte am anderen Vormittag einen müßigen Augenblick, wo ſie ſich unter irgend einem Vorwande entfernen konnte, und machte ſich mit dem Briefe des Lehrers auf den Weg. Heimlich, ganz heimlich hatte er ihn in ihre Hände zu ſpielen gewußt. Am Abende nämlich, als die Gaſſe bereits ſchlief, war ein Steinchen klirrend an das Fenſter gefallen, und Sali, die gerade wieder in ihrem wunderbaren Winkel ſaß, wußte wer da draußen ihrer wartete.

Da ſtand nun wirklich Julius Arnſteiner, und ſagte haſtig:

„Da bringe ich dir den bewußten Brief, Sali. Beſtelle ihn an ſeine Adreſſe. Wenn Du deine Miſſion zufriedenſtellend ausführſt, ſo ſoll dein Lohn nicht geringe ſein. Ich will mit dir Mythologie anfangen. Gute Nacht.“

Schon auf der Stiege des Winterfeld'ſchen Hauſes konnte Sali gewahr werden, daß oben in den „Hallen“ etwas Beſonderes vorging. Sie hörte Teller klappern und Flaſchen klirren, dazwiſchen geſchäftiges

Hinrennen in der Küche, woraus zugleich ein gar nicht wochentägiger Speiſegeruch zu ihr drang. Was aber die Tochter der Federſchleißerin, die für dergleichen Dinge ein ſehr feines Ohr beſaß, davon überzeugte, daß oben im Hauſe etwas Ungewöhnliches vorbereitet wurde, war, daß ſie deutlich das Schlagen eines „Schneelöffels,“ jenes bekannte ſcharrende, ſchaumerzeugende Geräuſch vernahm. „Schnee“ an einem Wochentage bedeutet einen „Auflauf“ — der konnte aber nach den in der Gaſſe herrſchenden Geſetzen nur an einem Feiertage, höchſtens an einem Halbfeiertage als etwas beſonders Feſtliches auf den Tiſch kommen. Eine Ausnahme davon bildete eben nur eine Beſchau.

Sali ward bei dieſer Entdeckung über und über roth.

Noch mehr wurde ſie darin beſtärkt, als ſie im Begriffe, die Treppe hinanzugehen, mit einem Male die kreiſchende Stimme der alten Köchin Reichel vernahm, die jedes Kind in der ganzen Gaſſe aus tauſend anderen heraus erkannte, obwohl man ihr nicht gerade gerne begegnete.

„Wie ſoll da Schnee heraus kommen,“ belferte das alte Erbſtück des Winterfeld'ſchen Hauſes, „wenn Du den Löffel ſo hältſt? Alle meine Feinde ſollen nichts Beſſeres zu eſſen haben, da hätte ich bald Ruh' vor ihnen. Er wird etwas Schönes ſich denken, wenn man den Schnee ihm aufſetzt! Gleich wird er den Doktor müſſen kommen laſſen!“

Er! Wer war das? Das konnte nur die Beſchau ſein. So nahe war alſo die Gefahr für ihren unglücklichen Lehrer Arnſteiner, der ſie ſo wenig ahnte, daß er ſogar einen Brief an Sidonia ſchreiben konnte? Was ſollte der Brief unter ſolchen Umſtänden, wo man oben in der Küche bereits Schnee zu einem Auflaufe ſchlug, den „Er“ wahrſcheinlich als Probe von Sidonia's Kochkunſt zu koſten bekommen ſollte?

Sali ſtand einen Augenblick rathlos unten an der Stiege, alle Gedanken ſtanden in ihr ſtill, ſie vernahm nichts, als das Raſſeln des Schaumlöffels. Dann aber raffte ſie ſich zuſammen. Konnte ſie wiſſen, was in dem Briefe enthalten war? Herr Arnſteiner konnte ja den Tod davon haben, wenn ſie ſein Schreiben gar nicht oder zu ſpät abgab? Unglücklich war er ohnehin genug; wenn er nun vernahm, daß er durch ihre Nachläſſigkeit um ſeine ſchönſte Hoffnung betrogen war — davon hätte ſie den Tod gehabt.

Noch ein Gedanke durchfuhr ſie blitzſchnell. Wie wenn der Schnee, den Sidonia oben in der Küche ſchlug, für Herrn Arnſteiner beſtimmt war?

In dieſer Verwirrung widerſtreitender Vorſtellungen, hatte die Tochter der Federſchleißerin die Treppe erreicht, und erſchien mit einem Male an der offenen Küchenthüre! — Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Sidonia ſelber ſchlug den Schnee. Sali hatte mit der reichen Wollhändlerstochter nur wenig im Leben verkehrt, ſie ſtand ihr zu hoch, und in den Augen des armen Mädchens gab es nichts, was an die Herrlichkeit Sidonia's reichte, beſonders wenn ſie in irgend einem neuen Kleide erſchien, das eigens in Prag von dem berühmteſten Schneider verfertigt ſein mußte. Diesmal aber war es ihr, als ſei ſie ihr ebenbürtig von den erſten Tagen der Kindheit an, das Mädchen gegenüber dem Mädchen machte ſich in ihr geltend, und beſeelte ſie mit herzhaftem Muth.

Durch eine zufällige Bewegung hatte Sidonia ſogleich die an der Thüre wartende Sali bemerkt. Sie hielt alsbald im Schneeſchlagen inne und trat auf ſie zu. Wie ſchön war Sidonia mit ihrem vom Küchenfeuer gerötheten Antlitze, in ihren ſorgfältig geringelten Hängelocken und namentlich in dem neuen Kleide von einem unbekannten Stoffe, das übrigens zur Küche gar nicht paßte!

„Willſt Du etwas, Sali?“ fragte ſie.

„Ich habe etwas mit Ihnen zu reden, Fräulein Sidonia,“ entgegnete Sali, die bei allem Muthe, der ſie in dieſem Augenblicke durchſtrömte, dennoch die Beſonnenheit hatte, ſich erſt in der Küche umzuſehen, ob kein unnöthiger Lauſcher da ſei. Nur die alte Reichel handthirte am Herde.

„Mit mir willſt Du reden?“ rief Sidonia.

„Ja“, ſagte Sali beinahe flüſternd, indem ſie ſich zu dem ſchönen Mädchen neigte; „ich habe Ihnen einen Brief von Einem zu übergeben.“

„Mit wem ſteh' ich denn in Correſpondenz?“ rief Sidonia mehr verblüfft als verwundert.

Sali holte mit einem raſchen Griffe den Brief hervor und überreichte ihr ihn. Kaum hatte Sidonia den Blick auf die in zierlich geſchwungenen Buchſtaben geſchriebene Adreſſe, „an das wohledle Fräulein Sidonia Winterfeld“ geworfen, als ſie in ein heftiges Gelächter ausbrach.

„Was kann der mir zu ſchreiben haben?“ rief ſie dazwiſchen.

„Um Gotteswillen,“ ſagte Sali ängſtlich, „lachen Sie nicht ſo laut, „es könnte Einer es hören, und Herr Arnſteiner will nicht, daß ein Anderer den Brief zu leſen bekommt, als Sie, Fräulein Sidonia.“

„Ich erſchrecke!“ lachte Sidonia, „es wird doch keine Sprachlehraufgabe ſein, die er mir ſchickt, weil er nicht ſelbſt kommt? Heute mach' ich ſie nicht, das kannſt Du ihm ausrichten, ich muß mich mit meinem Auflaufe beſchäftigen.“

„Leſen Sie nur, Fräulein Sidonia,“ ſagte Sali durch dieſes Benehmen ganz kleinlaut geworden, „es ſoll in dem Briefe etwas ganz Anderes ſtehen — etwas ganz Anderes, was ſehr traurig iſt.“

„Er wird ſich doch nicht in's Waſſer ſtürzen wollen?“ lachte wieder Sidonia und riß haſtig das Siegel auf.

Während ſie nun das Schreiben des Lehrers las, hatte die kleine Sali Gelegenheit die Geſichtszüge Sidonias auf das Genaueſte zu ſtudiren; ſie wandte nicht ein Auge von ihr ab.

Sah man ſo aus, wenn man einen ſo traurigen Brief von Herrn Arnſteiner zu leſen hatte? Das Erſte, was Sidonia nach Sali's unmaßgeblicher Anſicht hätte thun ſollen, war, in Thränen auszubrechen, und in ſchmerzlichen Worten das Schickſal Arnſteiner's zu beklagen. Das Zweite, nach ihrem Dafürhalten, wäre geweſen, auf der Stelle den Auflauf in's Feuer zu ſchleudern, ſich augenblicklich hinzuſetzen und einen Brief an Herrn Arnſteiner zu ſchreiben, einen Troſtbrief wenigſtens, daß, da ſie ſelbſt ſchon das Unglück hätte, ihm nicht angehören zu können, es noch andere Mittel und Wege für ihn gebe, glücklich zu werden.

Nichts von dem Allen geſchah. Wohl hatte ſich Sidonia, nachdem ſie den Brief zu Ende geleſen, von Sali abgewendet, und war an den Herd getreten. Aber als ſie ſich nach geraumer Weile umdrehte, glänzten wohl Thränen in ihren Augen, doch dieſe rührten von einer dem Weinen ganz entgegengeſetzten Empfindung her. Ihr ganzes Antlitz ſtrahlte von Heiterkeit und Luſt.

„Sie lachen, Fräulein Sidonia!“ rief Sali ganz erſchrocken. „Hat Ihnen denn Herr Arnſteiner gar ſo luſtige Dinge geſchrieben?“

„Der Brief iſt nicht mit Gold zu bezahlen, ich verſichere Dich!“ kicherte dagegen Sidonia.

Sali wurde an ſich ſelbſt irre. Hatte Sidonia Recht? Hatte der Lehrer vielleicht in der That mehr luſtig als traurig geſchrieben? — Wie reimte ſich jedoch dies mit ſeinem Unglücke zuſammen? Nein, nein! Alles in Salis Gemüth gerieth gegen dieſe Annahme in Aufruhr!

„Ich meine nur, Fräulein Sidonia,“ ſagte ſie beinahe zornig, „daß es eine Sünde iſt, über einen Menſchen ſich luſtig zu machen — der gar nichts dafür kann!

„Weißt Du denn, worüber ich lache?“ erwiederte Sidonia ziemlich ſpitz.

„Nein," ſagte Sali.

„Alſo brauchſt Du mich nicht zurecht zu weiſen," meinte Sidonia mit Hoheit, indem ſie das arme Mädchen von oben bis unten maß.

Aber die Tochter der Federſchleißerin hielt dieſen Blick aus, ſie zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern.

„Iſt das die ganze Antwort," ſagte ſie, Sidonia feſt anſchauend, „die ich Herrn Arnſteiner bringen ſoll?"

„Ich begreife nicht," ſagte Sidonia mit eiſiger Kälte, „wozu ich Dich zu meiner Vertrauten machen muß."

„So werden Sie ihm ſelbſt die Antwort bringen?" fragte Sali, ohne ſich von dieſer Beleidigung irre machen zu laſſen.

„Der Schnee, der Schnee!" ſchrie in dieſem Augenblicke die furchtbare alte Köchin, daß die beiden Mädchen erſchrocken zuſammenfuhren. „Wo bleibt der Schnee? Iſt jetzt Zeit, ſich mit Liebesbriefen herzuſtellen, wo der Auflauf auf Einen wartet? Schickt ſich denn das gar?"

„Sie hat uns doch belauſcht," flüſterte Sidonia, indem ſie einen ſcheuen Blick nach ihrer Lehrerin in der Kochkunſt warf."

„Was ſoll ich ihm alſo ſagen?“ meinte Sali, die nun wohl einſah, daß ihres Bleibens nicht länger ſei, eben ſo leiſe.

Sidonia ſtand unſchlüſſig da; ſie hatte den Kopf geſenkt, und ſann allem Anſcheine über etwas nach. Plötzlich richtete ſie ihn auf, ihr Geſicht ſtrahlte, wie von einem guten, ſo eben gefundenen Gedanken.

„Weißt Du was?“ flüſterte ſie wieder zu Sali, „wenn er Dich fragt, was ich zu dem Briefe geſagt habe, ſo ſag' ihm, ich werde kommen.“

„Sie werden kommen?“ ſchrie Sali etwas überlaut.

„Schrei nicht ſo,“ warnte Sidonia, indem ſie ſich wieder ſcheuen Blickes nach der Köchin umſchaute.

„Gott, wie glücklich werden Sie ihn machen!“ rief Sali, und ein dankbarer, aus der Tiefe ihrer Seele dringender Blick war der einzige Dank, den ſie dem ſchönen Mädchen in dieſem Momente bieten konnte.

„Ja, ja, ich komme,“ wiederholte Sidonia, „heute noch. Sag' ihm nichts Anderes als das.“ — —

Als Sali wieder unten auf der Gaſſe ſtand, mußte ſie ſtill vor ſich hinſprechen:

„Ich hätt' mir's doch nicht gedacht, daß die Sidonia ein ſo gutes Herz hat! Gott, wie wird er ſich freuen!“

Arnſteiner wußte nun, was ihm für den Abend bevorſtand. In drängender Eile, mit hochroth gefärbten Wangen hatte ihm Sali die Geſchichte ihrer Botſchaft mitgetheilt. Sidonia kam und das war ihm genug! Eines hatte die Tochter der Federſchleißerin aber verſchwiegen nämlich ihre Vermuthungen über die Zwecke des Auflauf's, zu welchem ſie den Schnee unter Sidonia's Händen hatte entſtehen geſehen.

„Sali, es bleibt dabei, was ich Dir feierlichſt verſprochen habe,“ ſagte der Lehrer wie zum Danke, „ſobald dieſe Sache einmal in Ordnung gebracht iſt, fange ich mit dir Mythologie an.“

„Gut, Herr Lehrer,“ entgegnete Sali darauf, indem ſie davoneilte, „meinetwegen lerne ich Alles, was Sie wollen, — aber

„Was aber?“ fragte Arnſteiner ſtirnrunzelnd.

„Ich kann's nicht ſagen, Herr Lehrer!“ rief das Mädchen gepreßt, und war zur Thüre hinaus, ehe Arnſteiner weiter dringen konnte.

Dem Lehrer war es übrigens nicht unlieb, daß ſich die kleine Schülerin ſo eiligſt entfernt hatte, denn er begann jetzt allmälig von jenem unheimlichen Leibes- und Seelenzuſtand überfallen zu werden, den alle Welt unter den Namen Fieber kennt. Hitze wechſelte mit Kälte ab, die Pulſe jagten bald wie ſcheu gewordene Pferde in ihm auf und ab, bald ſtanden ſie wieder ſtill; Niemand hätte dann behaupten können, daß Julius Arnſteiner überhaupt noch Pulſe habe. Bald rannte er in der ſiedendheißen Gluth, die in ihm brannte, die Stube auf und nieder, bald ließ ihn die Kälte nicht auf den Beinen ſich erhalten. Nur wenige Stunden hatte noch der Tag zurückzulegen, und es ſtand ihm bevor, was er im Leben ſo oft in Büchern, aber nie im Leben ſelbſt erfahren hatte — das „Rendezvous“ mit einem Mädchen!

Vielleicht, um ſich die Gewißheit zu verſchaffen, daß dieſes Wort für ihn kein leerer, inhaltsloſer Schall ſei, ſchrieb er es einige dutzendmal bald in lateiniſcher Fractur, bald in deutſcher Currentſchrift auf einen Bogen Papier, ſah dann ein jedes mit einem beſonders ſchönen Schnörkel ausgeſtattete Rendezvous mit erſtaunten Augen an, weil er es nie begreifen wollte, daß dieſes Wort zu ihm, und er zu dem Worte in ſolcher Beziehung ſtehe.

„Iſt es nicht wunderbar,“ redete er einmal ein ſolches von einem kühnen Schnörkel, wie mit einem Strahlenkranze umgebenes Wort an, „daß außer mir und Sidonia Winterfeld vielleicht keiner mehr in der ganzen Gaſſe „Rendezvous“ zu ſchreiben verſteht? Woher mag das kommen? Weil die Leute nicht auf die grammatikaliſche Analyſe eingehen. Denn was heißt Rendezvous? Es iſt kein Hauptwort, denn es iſt weder der Name eines wirklichen oder als wirklich gedachten Dinges, es iſt, wenn man es von einem höherem Standpunkte betrachtet, eine zur Würde des Hauptwortes erhobene Redensart! Rendezvous heißt: Begeben ſie ſich! Wie fein die Franzoſen das ausgedacht haben! Das deutſche „Stell dich ein“ iſt dagegen wie ein grober Klotz ſchon darum, weil es in der zweiten Perſon der einfachen Zahl Einen anſpricht. Stelle dich ein! klingt wie der Befehl eines Korporals zum Rekruten. „Begeben Sie ſich“ iſt die höfliche Bitte eines liebenden Mädchens an einen gebildeten Mann, dem ſie etwas Angenehmes zu ſagen hat. Das iſt der gewaltige Unterſchied!“

Mitten inne fiel es dem Lehrer auch ein, an die Tochter der Federſchleißerin zu denken. Er wollte ihr die Bemerkung über den feinen Unterſchied zwiſchen Rendezvous und Stelldichein morgen auseinanderſetzen.

„Sie hat einen guten Kopf,“ ſagte er vor ſich hin, „es kann ihr nicht ſchaden wenn ſie es weiß.“

Während ſich ſo der Lehrer dem Spiel ſeiner Einbildungskraft hingab, dabei weder an die ſchuldigen Lektionen, noch an Speiſe und Trank dachte, war die Nacht herabgeſunken. In der Stube war es finſter geworden. Die Zeit des „Begeben Sie ſich“ war gekommen.

In dieſem Augenblicke blickten vielleicht ſchon zwei ſehnſüchtige Augen zum dunklen Nachthimmel und fragten ihn leiſe, ob die Sterne, die daſelbſt angezündet waren, nicht gar zu helle ſcheinen. Mit Fieberſchauern im Herzen, die ſich bis auf die Hände erſtreckten, ſo daß er in der Dunkelheit mehrmals die Thürklinke fahren ließ, die er ſchon erfaßt hatte, huſchte er aus dem Hauſe.

Draußen fiel es ihm zum erſten Mal ſeit vielen Jahren ein, daß er die Zimmerthüre zu ſchließen vergeſſen habe. Der Menſch iſt bei den ſtrengſten Grundſätzen ſchwach, dachte er — wie konnte er wiſſen, ob nicht morgen ein Haufen fremder Menſchen in dieſer Stube herumſtöbern würde? — Einen Augenblick dachte er ſogar daran, ob er überhaupt ſchließen ſolle? Die Flucht wurde dann gleichſam verdeckt, und die Sucher auf andere Spuren geleitet.

Dennoch entſchloß er ſich dafür, der Furcht vor Dieben nachzugeben; er tappte durch den finſtern Hausgang zurück und drehte den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herum. Die Tochter der Federſchleißerin ſollte ihm an andern Tage keine Vorwürfe machen, daß er ſein Hab und Gut in die Obhut von Dieben geſtellt hatte.

Am andern Tage! —

Wird es einen ſolchen geben? Wo wird er über Dir aufgehen? dachte Arnſteiner, während er durch die ſtille Gaſſe mitten in die warme Frühlingsnacht hinaushuſchte. Aber ihn durchrieſelte eiſige Kälte. Schauer rüttelten an ihm, daß er ſich kaum auf den Beinen halten konnte. Offen geſtanden, er fürchtete ſich vor dem moraliſchen Zwange, der von der fürchterlichen Leidenſchaft des Mädchens bewältigend auf ihn einwirken konnte! Was vermochten dann die ſtrengſten Grundſätze, die ernſteſten Vorſätze?

„Man ſtelle einen Cato an meine Stelle,“ murmelte er zähneklappernd vor ſich hin, indem er die langgeſtreckte Pappelallee, wo das „Begeben Sie ſich“ ſtattfinden ſollte vor ſich ſah, man ſtelle mir einen Moſes Mendelſohn her, und er mag zuſehen, wie er mit Sidonia Winterfeld fertig wird.“

Die Fieberſchauer kehrten mit verdoppelter Gewalt zurück, als er nun in dieſe Allee wirklich eintrat. Zaghaften Schrittes kam er an den erſten Bäumen vorüber, von denen er jeden anſtarrte, als wüßten ſie etwas Beſonderes von ihm. Hätten ſie noch geflüſtert wie das ihr Brauch iſt in der Nacht, ſo hätte ſich der

Lehrer in der Stimmung, in der er war, dieſe Sprache der Natur nach ſeiner Art gedeutet. Aber nicht ein Blatt regte ſich, und dieſes Schweigen ſprach mit fürchterlicher Beredſamkeit zu dem ohnehin erſchreckten Gemüthe des Lehrers. Dieſe hoch aufgeſchoſſenen Pappeln ſchienen wie eine Armee von ſtummen Richtern hingeſtellt, um über ihn, der im Begriffe ſtand, ein großes Verbrechen zu begehen, ſchon im Voraus ihr verdammendes Urtheil abzugeben. Hinter einer ungewöhnlich hohen Pappel erſcholl plötzlich ein Ruf, der ihm mit eiſerner Spitze bis aufs Mark eindrang. „Mädchenentführer,“ hatte es getönt — und doch ſtand Niemand hinter dem Baume. — Aus ſeinem eigenen Innern war der fürchterliche Ruf gekommen; ſein böſes Gewiſſen hatte Sprache erhalten, und nun ſchien es, als ob die lebloſen Geſchöpfe der Natur nur von dem wiederhallten, was in ſeiner eigenen Seele vorging.

Umſonſt haſtete er jetzt ſeinen Schritt; die Bäume rückten zuſammen, berührten ſich mit ihren Wipfeln und wollten ihm keinen Durchgang gönnen. Stimmen, die von rechts und links, von oben und unten ertönten, forderten ihn auf, ſich erſt von ſeiner Schuld zu reinigen, ehe er ſich wieder unter Menſchen blicken ließe. Nicht nur „Mädchenentführer,“ auch andere in der öffentlichen Moral ſchwer wiegende Scheltworte, wie „Erbſchleicher,“ „Egoiſt“ flogen ihm um die Ohren. Namentlich das letzte drang mit unwiederſtehlicher Wahrheit auf ihn ein. Lazar Winterfeld's Geld, die reiche Partie war es geweſen, die ihn verblendet und ſeinem alten Weſen untreu gemacht hatte. Wenn nie, ſo hatten die Leute diesmal Recht über einen Menſchen den Stab zu brechen: über ihn mußte die Welt ein dreimaliges „Wehe“ ſchreien! denn ſo etwas werde noch niemals, ſeit die Welt ſteht, gehört worden ſein, daß ein Lehrer, der doch ſeinem Namen nach Moral und Sittlichkeit lehren und als ein glänzendes Vorbild darin Allen vorانleuchten ſollte, daß ein Julius Arnſteiner, gegen den ſelbſt die ſchwärzeſte Scheelſucht und die niedrigſte Verkleinerungsluſt keinen Schatten einer Schuld aufzuweiſen vermochte, nun in den Verdacht gerieth, ein junges Mädchen berückt und einiger tauſend Gulden wegen dem väterlichen Hauſe abtrünnig gemacht zu haben. Pfui über Julius Arnſteiner! wenn er erſt in ſeinem ſechsunddreißigſten Lebensjahre jenen Grundſätzen untreu wurde, die er während einer ſechszehnjährigen Thätigkeit als Lehrer keinen Augenblick verläugnet hatte!

Eines ſtarrte jetzt den unglücklichen Arnſteiner mit hohlen, grauenhaften Augen an, die Ausſicht nicht mehr Lehrer ſein zu können! Wer wird ihm ſeine Kinder anvertrauen? Wer läßt von einem Menſchen unterrichten, der unter der Anklage eines Mädchenraubes ſteht? Und daß ihm dieſes Verbrechen werde zur Laſt gelegt werden, daß Niemand es bezweifeln werde, Sidonia Winterfeld ſei das Opfer ſeiner Leidenſchaft geworden, dieſes war auch dem blödeſten Auge klar. Julius Arnſteiner konnte hinfort kein Lehrer bleiben; er ſelbſt hatte ſich ſeiner Würde entkleidet; er ſtand entheiligt, ſeiner Kraft beraubt, wie Simſon mit geblendeten Augen vor aller Welt!

Wenn er aber kein Lehrer ſein konnte, was denn ſonſt? —

Die Welt verging vor ihm, im wirren Kreiſeltanze drehten ſich um ihn die Gegenſtände, alles ſchien ringsum aus den Fugen gerückt, nicht nur die Sterne am Himmel und die Bäume, ſondern auch ſeine Gedanken. Der Kopf ſchmerzte ihm, alles Blut war ihm vom Herzen dorthin geſtiegen. Ächzend, keiner Bewegung mehr fähig, in ſeiner Willens- und Körperskraft gebrochen, wankte er zu einer der Bänke, die unter den Bäumen ſtanden, und ließ ſich darauf nieder.

In dieſem Zuſtande eines bloßen Scheinlebens verharrte er eine geraume Zeit, die Schöpfung ſchien ihm zu Gefallen zu feiern, kein Laut, kein Blätterrauſchen, kein Vogelſang ringsumher. Aber unter dem Baume athmete ein Menſch in ſchwerſtem Jammer.

Die Hände vor das Geſicht gepreßt bemerkte er nicht, was um ihn vorging.

Da fühlte er mit einem Male einen weichen Druck auf ſeiner Schulter. Arnſteiner zuckte zuſammen, und ließ ſeine Hände fallen. — Sidonia Winterfeld ſtand vor ihm.

„Sidonia!“ rief der Lehrer in einem Tone des Entſetzens als ſtellte ſich ihm ein Ungeheuer, nicht ein ſchönes Mädchen von Fleiſch und Blut vor.

„Sehen Sie, Herr Arnſteiner, was ich für eine gehorſame Schülerin bin,“ ſagte das Mädchen ſcherzhaft, „Sie haben mir geſchrieben, daß ich kommen ſoll, und ich bin gekommen.“

„O, Sidonia!“ ſeufzte der Lehrer tief auf, „ich wollte, Sie wären nicht gekommen!“

„Warum nicht?“ rief das Mädchen lebhaft. „Erſt ſchreiben Sie mir einen ſo ſchönen Liebesbrief und verleiten mich zu dieſem Schritte — und jetzt —“

„Jetzt weiß ich, daß ich unrecht gehandelt habe,“ ſagte der Lehrer ſchmerzlich, „die Macht Ihrer Leidenſchaft auf die Probe geſetzt zu haben.“

„Kurios reden Sie, Herr Arnſteiner,“ ſchmollte das Mädchen; „haben Sie mich nicht aufgefordert, Ihnen — über das Kopfrechnen zu erzählen?

Arnſteiner ſtarrte das Mädchen mit verwunderten Blicken an. Erſt allmälig kam ihm die Erinnerung deſſen in den Sinn, was er erſt geſtern geſchrieben, aber es war mächtig genug, ihm alles Blut zum Herzen zu drängen.

„Wie heißt?“ rief Sidonia.

Den Lehrer durchzuckte dieſer in der Gaſſe nicht ungewöhnliche Ausruf auf eine eigenthümlich verletzende Weiſe.

„Wie heißt?“ wiederholte das Mädchen noch einmal.

Arnſteiner bezwang ſich.

„Wie oft habe ich Ihnen dieſen Ausdruck verwieſen, Sidonia?“ ſagte er ſanft.

Da lachte das Mädchen hell auf.

„Das wäre ſchön,“ rief ſie, „wenn ich nur darum gekommen wäre, um jetzt deutſche Sprachlehre zu lernen.“

Der Lehrer athmete tief und ſchwer. In dieſem Lachen des Mädchens lag etwas, was ihm ſehr wehe that; er ſchrieb es aber auf Rechnung der Aufgeregtheit, in der ſich Sidonia jetzt befinden mußte.

„Sidonia," rief er mit ſtockendem Athem, „Sie wollen wirklich . . . .?"

„Was, Herr Arnſteiner?"

„Ihr väterliches Haus verlaſſen, Reichthum und Glanz entſagen, nur dem Zuge ihres Herzens folgen?"

Das Mädchen hielt ſich ihr Schnupftuch vor den Mund und kicherte. Der Lehrer meinte aber ſchmerzliches Schluchzen zu hören.

„Sie weinen Sidonia!" rief er in tiefſter Rührung.

„Wo fallen Sie aus, Herr Arnſteiner?" rief das Mädchen und lachte und lachte, daß das Schnupftuch in ihren Händen zitterte. Dem Lehrer dämmerte ein entſetzliches Licht auf; er wollte ſich erheben, aber er vermochte es nicht; unſichtbar wirkende Kräfte hielten ihn auf der Bank zurück.

In demſelben Augenblicke ertönte noch eine andere Stimme, als die Sidonia's neben dem unglücklichen Lehrer; ſie ſchien wie aus dem Boden gewachſen, aber trotz ſeines namenloſen Zuſtandes erkannte ſie Arnſteiner, und daß ſie nur dem Einen angehörte, den er in dieſer Stunde auf der ganzen Erde am meiſten zu fürchten hatte.

„Nun Herr Lehrer," ſagte Lazar Winterfeld, „ſchöne Narretheien ſtellen Sie da an. Statt mit meiner Tochter zu lernen, wie ſie einen guten Geſchäftsbrief ſoll zu Stande bringen, ſchreiben Sie ihr Liebesbriefelchen. Schickt ſich das für einen Lehrer, dem man alle Monate ſein Geld richtig auszahlt? In Nacht und Nebel muß man Ihnen nachgehen, und Sie können die Vermeſſenheit haben, meine Tochter zu ſich zu beſtellen?"

„Laß ihn gehen, Vater," hörte er Sidonia gleichſam beſchwichtigend ſagen, „er hat nur gemeint, im Freien läßt ſich beſſer mit dem Kopfe rechnen, als drin im Zimmer."

„Sie werden es weit bringen in der Welt," fing wieder Lazar Winterfeld an, „wenn Sie ſolche Narretheien forttreiben. Haben Sie vielleicht wirklich geglaubt, ich wart' mit meiner Tochter, bis ſo ein Lehrer kommt, und ſie um Gotteswillen zum Weibe begehrt? Wie kann ein Menſch, der alle ſeine fünf Sinne geſund bei einander hat, gar auf ſolche gottgeſchlagene Narretheien gerathen? Die Welt müßte ſich doch kurios auf den Kopf geſtellt haben, daß ich meine Tochter möcht' — einem Lehrer geben."

Jetzt riß eine Gewalt, die wie ein Feuerſtrom ſeinen ganzen Leib durchglühte, dem Lehrer die Hände vom Geſicht. Nun war er an jener Stelle ſeiner Seele getroffen worden, die der verwundbarſte Fleck ſeines Daſeins war. Das Heiligſte war von den breiten Tatzen dieſes Lazar Winterfeld angefaßt worden; das, woran der Lehrer mit den feinſten Fibern ſeines Gemüthes hing, blutete unter den Fängen der roheſten Rede. Arnſteiner ſprang auf, er wollte wirklich an den Beleidiger ſeiner Ehre; er hätte ihn in der That ermordet; aber in demſelben Augenblicke taumelte er wieder auf die Bank zurück.

Neben Sidonia ſtand ein fremder, ihm ganz unbekannter Mann; noch Ein Zeuge ſeiner Schande!

„Wer iſt das?“ ſchrie er außer ſich.

Sidonia verneigte ſich tief vor dem Lehrer.

„Wenn Sie es erlauben, Herr Arnſteiner,“ ſagte ſie und ergriff den fremden Mann an der Hand, „ſo habe ich die Ehre, Ihnen hier Herrn Arthur Brandeis aus Kolin vorzuſtellen. Er iſt ſeit heute Nachmittag mein Bräutigam — auch ohne Kopfrechnen!“

Und Arnſteiner bedeckte aufs Neue ſein Angeſicht.

Jetzt hörte er, wie der neue Bräutigam halb laut zu Sidonia ſagte:

„Es iſt genug! Laſſen wir ihn jetzt gehen!“

Dieſe wenigen Worte waren aber von wunderbarer Wirkung auf des Lehrers Zuſtand. Verrathen, entwürdigt, verhöhnt, daß ſich jeder Nerv aufbäumte, hatte er dennoch keinen Laut dafür, als das ſtumme Dulden dieſer unbarmherzigen Streiche. Jetzt fand er die Sprache! Er richtete ſich mit einem Male auf, alle Schwäche war aus ihm geſchwunden, nun fühlte er ſich ſtark genug, um einer Welt voll Lazar Winterfelds entgegen zu treten.

„Wollen Sie noch etwas von mir?“ fragte er mit ſo ruhig gelaſſenem Tone, als gelte es irgend einer heiteren Äußerung. Sidonia, an die er dieſe Frage gerichtet hatte, trat ſcheu zurück; ſie hatte wahrſcheinlich nicht erwartet, daß der todtgeglaubte Löwe noch Kraft genug habe, ſich zu einem Sprung zu erholen.

„Haben Sie mir weiter nichts zu ſagen?“ begann er nach einer Weile wieder, „und iſt das Alles, was Sie an Spott und Hohn und Witz für meine Narrethei in Bereitſchaft haben?

Auf dieſe unvermuthete Anrede fanden die drei, die ihm gegenüberſtanden, nicht ſogleich die Antwort, aber die eine Wirkung hatte ſie bereits, daß ihnen das Lachen vergangen war.

„Wenn ich wie Sie, Lazar Winterfeld, geweſen wäre,“ fuhr der Lehrer mit ſeltſam gehobener Stimme fort, „ſo hätte ich mich mit ſo einer einfachen Schande, wie Sie mir jetzt angethan haben, gar nicht begnügt. Ich hätte die ganze Gemeinde dazu geladen: ich hätte den Schuldiener mit einer Einladung zu allen Leuten herumgeſchickt und der hätte ihnen müſſen anſagen:

Kommt heute Abend da- und dorthin! Da wird ein großer Spaß aufgeführt werden, nähmlich der Herr Lehrer Julius Arnſteiner ſoll beſchämt werden. Alle Schulkinder hätten dabei in weißen Hemdekrägen erſcheinen müſſen wie bei einer Prüfung, denn es iſt ein gar zu ſchönes Schauſpiel, wenn derjenige, dem ſie nach ihren Eltern das Meiſte verdanken, an den Pranger der Schande geſtellt, verhöhnt und verſpottet werden ſoll."

Die Stimme des Lehrers klang wie Weinen, als er dieſe Schlußworte ſprach, aber er ermannte ſich ſogleich und fuhr in freiem Tone fort:

„Ihnen, Herr Winterfeld, mache ich keine Vorwürfe, Sie handeln eben nicht anders, als Sie es verſtehen. Kann ich von einen Zwetſchkenbaum verlangen, daß er mir die Früchte der Palme gebe? Er bleibt ein Zwetſchkenbaum unter allen Umſtänden. Was iſt Ihnen ein Lehrer? — Soll ich behaupten, daß ein Sack Wolle, der vom Peſther Markt nach Reichenberg gebracht wird, in jeder Beziehung Ihnen mehr am Herzen liegt, als ſo ein armer verlaſſener Lehrer? An dem Sack Wolle können Sie Geld verdienen, viel Geld, da Sie ſich aufs Kopfrechnen verſtehen, an dem armen Lehrer hat nur Ihre Tochter gewonnen, denn ohne ihn wäre ſie ein Meſſer ohne Griff, ein ungeſäuertes Brod, eine ungeſalzene Suppe. Dafür kann dieſer Lehrer nicht hart genug geſtraft werden. Er hat ſich erkühnt, aus Lazar Winterfeld's Tochter etwas zu machen, was unter Brüdern gerade ſo viel werth iſt, als der Sack Wolle in ihres Vaters Magazin.“

Der Lehrer ſah wohl, daß Lazar Winterfeld's ſtämmige Geſtalt unter den Vorbereitungen eines Zornausbruches heftig arbeitete; er aber hatte ſein letztes Wort noch nicht geredet.

„Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia,“ wandte er ſich raſch an dieſe, „danke ich in zweifacher Weiſe dafür, daß Sie meine Schülerin geweſen ſind. Ich hatte mir eine Narrethei in den Kopf geſetzt. Nun, davon bin ich zu meinem Glücke gründlich geheilt worden. Nicht nur lieben Sie mich nicht ... Sie kennen nicht einmal die ſchuldige Dankbarkeit einer Schülerin gegen ihren Lehrer. Sie machen ſich luſtig über mich, Sie verriethen mich, Sie riefen Zeugen meiner Schande herbei. Dieſe Herzensroheit, doppelt tadelnswürdig, weil ſie an einem Weibe ſich offenbart, werden Ihnen wohl manche Menſchen nicht hoch genug anrechnen, ich kann Sie dafür nur bemitleiden! Statt über meine Schwäche den Schleier der Vergeſſenheit zu ziehen, haben Sie ſie unbarmherzig enthüllt. Fragen Sie die kleine Sali, die Tochter der Federſchleißerin, was ſie in einem ſolchen Falle gethan hätte? Aber freilich! Wie kann die reiche Sidonia Winterfeld bei dem armen Kinde in die Schule gehen? Jener ward das Wiſſen in Eimern dargebracht, während dieſe es in Kaffeelöffeln wie eine Medizin zu koſten bekömmt. Dennoch hätte die kleine Sali ihren Lehrer nicht verhöhnt, verſpottet und verrathen! Und darin liegt die zweite Lehre, für die ich Ihnen, wohledles Fräulein Sidonia, vom Herzen dankbar bin, nämlich die, daß ein voller Kopf und ein leeres Gemüth jedenfalls nachzuſetzen ſind, — einem leeren Kopfe mit einem vollen Gemüthe. Dieſe Lehre will ich mir fortan nutzbar machen.“

Mit einer raſchen Bewegung war Julius Arnſteiner nach den letzten Worten aus dem Kreiſe ſeiner Dränger getreten, und nur das dämmerndfahle Licht des Mondes verhinderte, daß ſie nicht ſehen konnten, wie ſiegesfreudig ſein ganzes Antlitz ſtrahlte, wie ſich in ſeinem Weſen Muth und Entſchiedenheit in nie geahnter Weiſe ausdrückten.

Das aber ſahen ſie noch, wie er mit hochaufgerichtetem Haupte ihnen ſeinen Gruß zuwinkte, und ihren Blicken entſchwunden war, noch ehe ſie ſich von ihrem Staunen erholt hatten. —

„Sali mein Kind, Du magſt ſagen, was Du willſt, ſo ſag' ich, mit Dir geht etwas vor,“ ſprach die Federſchleißerin in der Nacht, während ſie vor ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung ſaß.

„Red' Dir nichts ein, Mutter,“ tönte es aus jenem mehrfach erwähnten merkwürdigen Winkel mit ziemlich verdrießlicher Stimme zurück.

Die Federſchleißerin legte gerade ein Häuflein fertiger Federn zur Seite; ſie antwortete alſo nicht ſogleich, ſondern bewegte die Lippen, als wenn ſie ſpräche, was bei ihr jederzeit nur der Vorläufer des wirklichen Sprechens war.

Erſt nach einer Weile meinte ſie:

„Du weißt, Sali, mein Kind, ich ſeh', wo andere Leute nichts ſehen, und höre, wo andere Ohren nichts hören. Warum? In meinem ganzen Leben hab' ich ſo viel ſehen und hören müſſen, und habe gemußt dazu ſchweigen, daß ich mir gewöhnt habe, meine Augen und Ohren ganz anders zu gebrauchen, wie ſonſt die Leute.“

„Ich kränk' mich nur, Mutter, daß ich als Kind nicht mehr habe lernen können,“ kam es aus dem Winkel hervor, „man möchte mich dann nicht ſo verachten.“

„Dich verachtet man?“ rief die Federſchleißerin gegen ihre Weiſe heftig. Da ſich aber die Wirkung dieſer auffahrenden Worte ſogleich in einem gefährlichen

Wirbeltanze der leichtbeweglichen Federchen zeigte, ſetzte ſie beſchwichtigend hinzu: „Kurios redet doch ſo ein Mädchen, wenn es erſt ſiebzehn Jahre alt iſt.“

„Wenn man aber mit ſiebzehn Jahren erſt beim großen „S“ ſteht, wie dann, Mutter?“ kam es aus dem merkwürdigen Winkel in wehmüthig klagenden Lauten hervor.

Die Federſchleißerin bewegte wieder, ehe ſie ſprach, die Lippen. Kein Federchen rührte ſich von ſeiner Stelle. War es in ihrem Gemüthe auch ſo ruhig? Es ſchien nicht; ein namenloſes Weh klang durch, als ſie ſprach.

„Von mir iſt es auch nicht auf dem Berge Sinai geſchrieben geſtanden, daß ich ſoll auf meine alten Tage Federn ſchleißen. Dein Vater, mit dem der Friede ſei, hat ein ſchön Stück Geld mit mir nachbekommen, aber leider Gottes, er hat's nicht verſtanden damit umzugehen. Haſt Du zu ihm geſagt: Maier, warum gehſt Du nicht dort und dort hin, es wäre da etwas zu verdienen? ſo iſt er zwar hingegangen, aber heimgebracht hat er nichts. Und doch war er kein Schlemiel, er ſoll mir's noch jetzt verzeihen in ſeinem Grabe. Aber immer war ihm ein Anderer ſchon zuvorgekommen. Wo hätte da ein Geſchäft gedeihen ſollen? Er hat immer darauf gewartet, daß man ihm, wie jenem Eiſenhändler in Prag, eine Kiſte mit altem Eiſen in's Haus bringe, und wie er ſie auseinandergeſchlagen, war's lauter Gold. Und dann hat's ſich noch herausgeſtellt, daß der Bauer, der die Kiſte gebracht hat, eigentlich der Prophet Elias geweſen iſt. Zu uns iſt kein Elias gekommen! Ehe man's gemerkt hat, hat dein Vater den Hauſiererpack nehmen müſſen. Nun hat man Beiſpiele, daß ſich viele Menſchen wieder von unten heraufarbeiten: aus einem Haſenhäutchen iſt ſchon oft ein großes Haus geworden. Doch, ich will meinen Mund nicht zum Unrechten aufmachen, aber das muß ich deinem Vater (mit dem der Friede ſei) doch nachſagen, er hätte beſſer für ſein Weib und Kind bedacht ſein können."

Die Federchen geriethen bei dieſen letzten Worten in unruhige Bewegung, und hie und da hatte manches ſeinen Weg über den Tiſch oder in die Kerzenflamme gefunden.

Die innere Bewegtheit, wie wenig ſie auch ſonſt in heftigen Athemzügen über die Lippen der alten Frau kam, war doch zu ſtark für ſie.

„Nun, ich rede ja nichts," ſagte die Federſchleißerin ſich ſelbſt zur Entſchuldigung, und ihre Stimme ſank zu den leiſeſten Flüſtertönen herab. „Warum hat er ſich nicht beſſer umgeſehen? Hätte er es nicht auch ſo weit wie Lazar Winterfeld bringen können, der auch mit

Haſenhäutchen angefangen hat? Wo ſteht es denn geſchrieben, daß Lazar Winterfeld's Tochter von Herrn Arnſteiner die Bücher ordentlich in den Kopf hineingedruckt bekommt, und mein Kind muß erſt beim großen „S“ ſtehen? Ich frag, wo ſteht das geſchrieben?“

Diesmal entſtand unter den Federchen ein gefährlicher Aufruhr; einen Augenblick lang war die Kerzenflamme beinahe verdunkelt, weiße Körperchen flogen auf und nieder, und ſchienen auf keine Art beſchwichtigt werden zu können. Aber die Federſchleißerin benahm ſich den Aufrührern gegenüber nicht mit der gewohnten Milde, im Gegentheile, der Unmuth ihres Herzens war ſtärker, als die Rückſicht, die ſie ſonſt nahm, und vielleicht ſeit vielen Jahren zum erſten Male gab ſich die alte Frau einer Stimmung hin, die nicht mehr in ihrem Innerſten ihre geheimnißvolle Werkſtätte hatte, ſondern laut und vernehmlich über ihre Lippen trat.

„Ich will auch einmal reden,“ rief ſie, „ich hab lang genug geſchwiegen. Warum hat der Maier (er ſoll mir's verzeihen) nicht wenigſtens für das Kind etwas auf die Seite gelegt? Wovon hätte ich ſie ſollen lernen laſſen? Hab' ich mir das Biſſele Leben nicht bitter genug verdienen müſſen? Er aber (mit dem der Friede ſei) hat ſich ganz ruhig in ſein

Grab hineingelegt, und hat ausgeſorgt gehabt. Was war ihm daran gelegen? Wenn man ihn gefragt hat: „Maier, warum haſt Du nichts Rechtes eingekauft?“ hat er gelacht. Einmal hat er ſogar — man ſollt's gar nicht denken, auf was für Sachen er gefallen iſt — einmal hat er gar Bücher mit ſich nach Hauſe gebracht von einem alten Geiſtlichen auf dem Dorfe. Ich hab gemeint der Schrecken bringt mich auf der Stelle um. — „Maier,“ hab ich geſchrieen, „was ſollen wir mit alten Büchern anfangen, wer ſoll die kaufen?“ Da hat er gelacht, ich hör's noch jetzt. „Alte Bücher ſind auch zu etwas gut, hat er geſagt, wozu möchte man ſie denn alt werden laſſen? Je älter, je beſſer. Die Bücher läßt man liegen, in einiger Zeit ſind ſie ſechsmal ſo viel werth.“ Ich hab' dazu geſchwiegen, mein Herz war zu voll. Die Bücher liegen dort noch im Kaſten, ich glaub', nicht einmal die Mäuſe haben ſie angerührt. Das aber waren ſeine Geſchäfte, er ſoll's mir noch heut' verzeihen, denn ſonſt hat er ein Herz gehabt, wie lauter Gold!“

Eine geraume Weile, nachdem die alte Frau ſo geſprochen, war es um ſie herum wie ein Schneegeſtöber; die weißen Flocken wirbelten wild und ausgelaſſen auf und nieder, ſie aber ſchien heute kein Auge für dieſes gefährliche Spiel zu haben. Wie hätte ſie auch einigen aufrühreriſchen Federchen ihre Aufmerkſamkeit zuwenden ſollen, da ſie zum erſten Male vielleicht nach dem Tode ihres Maier über die Geſchichte ihres Daſeins ſich ſelbſt Rechenſchaft ablegen durfte, und zwar mit nicht geſchloſſenen Lippen?

„Mutter Leben,“ tönte es aus dem merkwürdigen Winkel.

„Was begehrſt Du, Sali, mein Kind?“

„Weißt Du, wem Du mit den Büchern einen großen Gefallen erweiſen könnteſt? Ich kenne Einen!“

Noch bevor die Federſchleißerin fragen konnte, wie ſo Sali einen Käufer für die Bücher gefunden habe, klopfte es mit ziemlicher Heftigkeit an der Stubenthüre.

„Lebendiger Gott!“ kreiſchte es in dem merkwürdigen Winkel auf.

„Herein!“ rief die Federſchleißerin, durch Sali's Schrei nicht wenig erſchreckt.

„Herr Arnſteiner!“ ſchrie ſie ſelbſt mitten durch das Schneewehen ihrer vom Luftzug, der durch den Eintritt des Lehrers entſtanden war, wieder wild gewordenen Federn.

„Nicht wahr,“ rief der Lehrer mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, „Sie ſind erſtaunt, mich ſo ſpät bei Ihnen eintreten zu ſehen? Bin ich doch ſelbſt ſo erſtaunt, daß ich faſt an ein Wunder glauben ſollte.“

Die Federſchleißerin hatte die Hände vor ſich hingelegt, ſie ſtarrte den Lehrer nur an.

„Um Gotteswillen, iſt etwas vorgefallen?“ brachte ſie mühſam heraus.

„Vorgefallen?“ rief der Lehrer mit luſtigem Lachen. „O ja. Ein Menſch hat ſein Leben wieder gefunden, und darüber freut er ſich.“

Die Federſchleißerin hatte zu viel Ehrfurcht vor Julius Arnſteiner als Lehrer und Menſch, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß dieſe ungewöhnliche Redeweiſe ganz anderswo zu ſuchen ſei, als im Munde des Lehrers. Aber ſie ſah etwas wie ein Wirthshaus, woraus Gläſergeklirr und heiſere Bierſtimmen klangen, vor ihren Augen und ſo ſenkte ſie dieſe beſchämt zu Boden.

„Nun, Frau Channe,“ rief Arnſteiner, „wie ſagt man zu einem Menſchen, der ſein Leben wieder gefunden, oder mit einem Worte, der ein großes Glück gemacht hat, z. B. von einer ſchweren Krankheit geneſen iſt?

„Gut Glück,“ ſagte die Federſchleißerin zögernd.

„Ich danke Ihnen, Frau Channe,“ erwiederte der Lehrer mit einem Male höchſt feierlich, „ich nehme es als ein gutes Zeichen, daß dieſer Wunſch mir zuerſt von Ihnen entgegenkommt.“

Bisher hatte Sali, die ihren wunderbaren Winkel ſogleich beim Eintritte des Lehrers verlaſſen, den Mund nicht geöffnet; bleich, mit weitaufgeriſſenen Augen ſtand ſie da und vernahm die ſonderbare Unterredung, deren geheimen Sinn nur ſie allein richtig zu deuten verſtand.

„Und was wünſcheſt Du mir, Sali?“ wandte ſich der Lehrer plötzlich zu dem Mädchen; ein vielſagendes Lächen ſchwebte dabei um ſeinen Mund.

„Gut Glück!“ antwortete das Mädchen fröſtelnd.

„Sonderbar!“ murmelte Arnſteiner unvernehmbar den beiden Frauen vor ſich hin, indem er über Sali's Weſen einen prüfenden Blick warf, der eine geraume Weile dauerte. „Sonderbar, wie der Menſch nur ſo mit Blindheit geſchlagen ſein kann, nach einer Diſtel zu greifen, während ihm in ſeiner nächſten Nachbarſchaft eine Roſe entgegenblüht.“

Von dem Mädchen aber wandte ſich der Lehrer wieder zur Mutter; die Federſchleißerin ſah mit immer mehr wachſendem Erſtaunen dem Beginnen des Lehrers zu. Was waren das für Reden!

„Jetzt frage ich Sie, Frau Chenne, noch um Eines, das ich früher wiſſen muß,“ ſagte er mit großer Feierlichkeit. „Nämlich! Frau Channe, möchten Sie einmal Stunden, Tage, Wochen und Jahre erleben — wo Sie keine Federn zu ſchleißen brauchten?“

Die Federſchleißerin vermochte nur mit dem Kopfe zu nicken, es war weder ein Ja, noch ein Nein.

„Und möchten Sie nicht gerne in einem weich gepolſterten Lehnſtuhle ſitzen, rechts und links Polſter und hinter dem Kopfe auch noch Eines, und hätten Ihr gutes Eſſen und Trinken, und brauchten nicht zu warten, bis Einer Ihnen einen Sack Federn ins Haus ſchickt, und am Sabbath könnten Sie in aller Behaglichkeit und Ruhe aus dem deutſchen Chumeſch leſen?“

„Wenn ich verſteh', was Sie da reden zu mir, Herr Arnſteiner,“ ſagte ſie tief aufathmend, „ſo will ich nicht Channe heißen.“

Arnſteiner weidete ſeine Augen zuerſt mit Wolluſt an dieſem Opfer ſeiner mitleidsloſen Feierlichkeit, dann griff er in ſeine Rocktaſche und holte einen breit gefalteten Brief hervor.

„Vielleicht verſtehen Sie das beſſer,“ ſagte er, indem er den Brief auseinander legte und zum Tiſche näher trat. Er las:

„Herrn Julius Arnſteiner Wohlgeboren!

„Die unterzeichnete Schulſektion unſerer Cultusgemeinde, zu der ſchon lange der Ruf Ihrer ausgezeichneten pädagogiſchen und ſittlichen Eigenſchaften gedrungen iſt, erlaubt ſich hiemit, Ihnen die an unſerer Normalſchule durch den Tod des Herrn Jeremias Fiſchel erledigte Oberlehrersſtelle, womit ein Gehalt von 600 fl. W. W. nebſt ſonſtigen Emolumenten verbunden iſt, mit dem Bemerken anzutragen, daß, im Falle Sie im Beſitze einer Familie wären, oder die Abſicht hätten, ſich eine ſolche erſt zu gründen, die unterzeichnete Schulſektion es über ſich nimmt, Ihnen eine geeignete Wohnung anzuweiſen, die allen Ihren Bedürfniſſen zu entſprechen unſere angelegentlichſte Sorge wäre. Einer geneigten Antwort entgegenſehend, und in der Hoffnung, daß Sie dem an Sie von uns ergangenen Rufe Folge leiſten werden, zeichnet achtungsvoll

Die Schulſektion der Gemeinde M.

Dr. Nathan Lilienberg.
Vorſtand.

Ein minutenlanges Schweigen herrſchte nach Vorleſung dieſes Dokumentes in dem kleinen Kreiſe. Hie und da flatterte ein ruheloſes Federchen um das Kerzenlicht, und verbrannte mit leiſem Kniſtern. Arnſteiner aber ſtand aufrecht, die Wangen geröthet, die Augen leuchtend von den Wirkungen eines verzeihlichen Triumphes.

„Verſtehen Sie das jetzt, Frau Channe?“ fragte er dann die alte Frau.

„Sie wollen fort von hier, Herr Arnſteiner?“ rief die Federſchleißerin, die aus dem Briefe der Schulſektion nichts Anderes entnommen hatte.

„Aber haben Sie denn nicht gehört, mit wem ich fort ſoll? rief der Lehrer ſeinerſeits mit lachendem Ärger, „und daß ich mir eine Familie mitbringen ſoll?“

Die Federſchleißerin ſchuttelte nur den Kopf; wohl ahnte ſie etwas ganz Ungewöhnliches, wie ein Blitz fuhr es an ihrem inneren Auge vorüber, aber es verlöſchte auch eben ſo ſchnell.

Da endlich hatte der Lehrer Mitleid mit dem Zuſtande der ſo arg gequälten Frau; er wandte ſich von ihr ab, und richtete an Sali das Wort.

Das Mädchen ſtand noch immer auf derſelben Stelle, man hätte glauben können, es ſei über ſie eine Art Verzückung gekommen.

„Verſtehſt Du mich, Sali?“ ſagte der Lehrer ſo weich und empfindungswarm, wie es nur aus einem wahrhaftigen Herzen kommen kann.

Er hatte in dieſem Augenblicke etwas unternommen, zu dem ihm all ſein Leben der Muth und die Entſchloſſenheit einer kühnen Seele gefehlt hatte, er ergriff Sali's Hand — und zitterte dabei nicht minder wie das Mädchen.

„Gott! Herr Arnſteiner!“ rief die kleine Schülerin voll Scham und wollte ihre Hand aus des Lehrers Umfaſſung befreien.

Aber Arnſteiner gab es nicht zu, er hielt ſie um ſo feſter. „Da, vor deiner Mutter, frag ich Dich, Sali,“ ſagte er, „ob Du entſchloſſen wäreſt, mir an den Ort meiner neuen Beſtimmung — als mein liebes Weib zu folgen.“

Das gewichtige Wort war ausgeſprochen — aber war es das Bewältigende dieſer Frage oder ein Anderes, was in dieſem Augenblicke trennend zwiſchen die Antwort der Jungfrau und die Frage des Mannes treten mußte . . . . mit einer blitzſchnellen Bewegung hatte ſie ihre Hand befreit und ſich umgewandt gerade gegen jenen merkwürdigen Winkel zu, der ſo tief in die Geheimniſſe ihrer träumenden Seele eingeweiht war! In den Geſichtszügen des Lehrers zeigte ſich ſchmerzliche Uiberraſchung.

„Du wendeſt Dich von mir ab, Sali,“ rief er, „Du verſchmähſt mich? O, wohl habe ich das verdient, kein beſſeres Schickſal darf mir zu Theil werden! Aber willſt Du einem Menſchen zürnen, der von einer ſchweren Krankheit befangen, nicht wußte, was er that oder was er redete? Du allein, Sali, unter allen Menſchen auf dem Erdenrund wirſt den Namen und die Natur der Krankheit wiſſen, an der ich litt. Ich ſage Dir aber, jetzt bin ich geſund wie ein Fiſch im Waſſer, jetzt kann mir keine „Sidonia Winterfeld“ etwas anhaben! Ich fühle mich ſtark genug es mit einer Welt voller Sidonia's aufzunehmen und dennoch die Frage an dich zu richten: Sali, willſt Du als mein liebes treues Weib mit mir in die Fremde ziehen?“

Unbeweglich blieb die kleine Schülerin Arnſteiners. Nur ein leiſes Schluchzen verrieth, daß die Worte des Lehrers eine empfindliche Stelle getroffen hatten. Ob aber zu ſeinem Vortheil?

„Ich weiß, Sali,“ rief der Lehrer, der die Anweſenheit der alten Frau ganz vergeſſen zu haben ſchien, „ich weiß, was Dich beleidigt und Dir dieſe Thränen entlockt. Dich verdrießt die unwürdige Rolle, die ich Dich in meiner Narrethei habe ſpielen laſſen. Großer Gott! wo waren meine Augen und Ohren? mit welcher Blind- und Taubheit war ich geſchlagen? Dir habe ich mich anvertraut, Dich hatte ich dazu auserſehen, der Bote meiner Thorheiten zu ſein! Und Du biſt gegangen, und haſt keinen Anſtand genommen, mir helfen zu wollen, in einer Sache helfen zu wollen, deren bodenloſe Nichtigkeit mir erſt jetzt ganz klar iſt? Und nachdem das Alles geſchehen iſt, nachdem ich Dich ſo beleidigt und gekränkt habe, komme ich und frage Dich: Sali, willſt Du mein Weib werden?“

Jetzt wurde das Schluchzen des Mädchens erſt recht vernehmbar, aber ſie verharrte dennoch in der abgewandten Stellung.

„Sali,“ rief der Lehrer immer eindringlicher, „urtheile doch milde über einen Menſchen, der die Strafe für ſeine Narrethei bitter abgebüßt hat. Dir kann ich es ſagen und ſonſt Keiner auf der Erde; ich bin auf unerhörte Weiſe beſchimpft und verſpottet worden, in Gegenwart ihres Vaters und ihres Bräutigams hat ſich Sidonia Winterfeld über mich luſtig gemacht.“

„Lebendiger Gott!“ tönte es ſchmerzlich beklommen über des Mädchens Lippen.

„Und wiewohl ich ihnen Allen eine Lektion ertheilt habe,“ fuhr der Lehrer mit Ungeſtüm fort, „an die ſie Zeit ihres Lebens denken werden; ſo danke ich ihnen doch im Herzen für die Lehre, die ich von ihnen empfangen habe. Hochmuth war mir zu Kopf geſtiegen, durch Hochmuth bin ich wieder auf den rechten Weg geleitet worden. Dieſer rechte Weg führte mich zu Dir, er iſt der des Heils und Segens. Auf dem Gange hieher iſt das wie lauter Licht und Feuer vor mir hergegangen, daß ich nur bei meiner Sali das zu finden vermag, was ich ſchon ſo lange unter den verſchiedenen

Irrthümern bei Anderen geſucht hatte: ein lauteres Gemüth, eine treue fromme Seele!“

Arnſteiner hielt inne, ſeine Herz hatte ſich ſeines vollen Inhalts entladen, und wiewohl er noch das Wenigſte ausgeſprochen zu haben glaubte, fand ſein Mund doch keinen Laut mehr!

Da wandte ſich Sali leiſe um, und ein von Thränen überſtrömtes, aber von einem verſchämt holdſeligen Lächeln überſtrahltes Antlitz zeigte ſich den Blicken des entzückten Lehrers.

„Ich muß mich ja ſchämen, Herr Arnſteiner,“ liſpelte die kleine Schülerin, „daß Sie mich —“

„Was?“ rief der Lehrer athemlos erſchrocken.

„Daß ich, die nichts kann, und erſt das große „S“ angefangen hat, auf einmal —“

Arnſteiner ließ ſie nicht ausreden.

„O Sali,“ rief er im Tone wahrhafter Begeiſterung, „Gott iſt mein Zeuge, daß ich Dich gerade ſo und nicht anders verlange, wie Du biſt. Und müßteſt Du erſt beim „A“ anfangen, und wüßteſt weniger als ein dreijähriges Kind, ich ſpräche nicht anders, als: „Sali, gib mir dein goldig Herz und werde mein Weib!“

„Mutter Leben!“ rief die kleine Sali, die nicht länger dem Strome ihrer Empfindungen gebieten konnte, „Mutter Leben, biſt Du's zufrieden?“

„Sali, mein Kind, Du kannſt noch fragen? Ich ſtehe Dir für ihn, Du bekommſt den, den ich mir immer gewünſcht habe, Gott iſt mein Zeuge!“ rief die Federſchleißerin, die nun ſchon lange über den Zuſtand des Lehrers in's Klare gekommen war.

Da legte die kleine Sali, errötend wie der junge Tag, ihre Hand in die dargereichte des Lehrers und mit einem Tone, der aus den Tiefen einer jungfräulichen Seele kam, ſagte ſie:

„Ich habe mir auch nichts Beſſeres gewünſcht. Da haben Sie mich Herr Arnſteiner!“

Und Julius Arnſteiner zog nicht nur die Hand an ſich, ſondern das ſchöne glühende Mädchen in ſeine Arme, und es dauerte eine geraume Weile, bis er das eben gefundene Glück ſeiner Zukunft wieder losließ!...

Mitternacht war gekommen, da ſaßen die Drei noch immer in traulichen Geſprächen und dachten an nichts, als was in unmittelbarſter Verbindung mit ihrem Glücke ſtand. In jenen wunderbaren Winkel hatte ſich Sali wieder geflüchtet, nicht um dort zu träumen, ſondern das längſt Geträumte in lebendiger Wirklichkeit immer aufs Neue anzublicken und zu bewundern; denn Julius Arnſteiner ſaß neben ihr. Viel Mühe und Beredſamkeit hatte es ihm gekoſtet, bis er die holde Mädchenhaftigkeit ſeiner Braut dahin gebracht, ihn nicht mehr mit dem reſpektvollen „Lehrer“ oder mit dem ceremoniöſen „Arnſteiner,“ ſondern mit „Julius“ anzureden —; aber als dieſes Wort zum erſten Male über die Lippen des Mädchens kam, da war es wirklich, als ſei von einer verborgenen Quelle der Stein, der ſie deckt, hinweggeräumt worden. Die kleine Sali wurde geſchwätzig und erzählte außer Reihe und Ordnung, was ſie in dieſem Winkel Alles zuſammengebaut, genäht, gefegt und gereiniget habe, und Arnſteiner dagegen kam immer wieder darauf zurück, daß er eigentlich ſtatt Sidonia Winterfeld ſtets Sali gemeint habe, und zählte ihr für dieſe Behauptung eine Unmaſſe von Beweisgründen auf, von denen jeder das Gute hatte, daß er nicht widerlegt zu werden brauchte und endlich ſtimmten Beide darin zuſammen, daß es ſo die „Schickung“ mit ſich gebracht habe, und es beſſer ſei gar nicht darüber nachzudenken.

Auch über den ehrenvollen Antrag der Schulſektion, der ihn zum Oberlehrer berief, gab Arnſteiner genügende Aufklärungen. Er hatte den Brief ſchon vor einigen Tagen erhalten, aber in der Gefangennahme ſeiner ganzen Seele von der unglückſeligen Thorheit, der er ſo eben entronnen — dieſes Schreiben ganz vergeſſen. Erſt auf dem Heimweg von jenem Orte der Zuſammenkunft ſei es ihm eingefallen, Gott ſelbſt mußte ihm dieſe Erinnerung geſchickt haben, denn nun habe er etwas gehabt, um vor Sali hinzutreten und zwar nicht mit leeren Händen!

„Alles iſt eine Schickung von Gott!“ rief die Federſchleißerin dazwiſchen, die bis dahin in die Unterredungen des Paares durch kein lautes Wort hineingegriffen hatte.

„Alles iſt eine Schickung von Gott,“ wiederholte ſie noch einmal, da ihr die Beiden nicht ſogleich antworteten, „vielleicht iſt's auch ſo mit den Büchern von dem guten Maier (mit dem der Friede ſei). Jetzt kommen ſie doch in die Hände von Einem, der ſich d'rauf verſteht. Und ich Närrin hab' mich unterſtanden, vorhin darüber eine Klage anzuheben.“

Jetzt erſt horchte Arnſteiner auf.

„Was für Bücher ſollen das ſein?“ fragte er haſtig.

„Gib ſie aus dem Kaſten heraus, Sali,“ ſagte die Federſchleißerin, „Du weißt, ſie liegen in der unterſten Lade ganz hinten verſteckt.“

Sali ſprang aus ihrem Winkel auf, und nach einigem Suchen legte ſie vier alte in Schweinsleder gebundene Folianten auf den Tiſch. Kaum war ihrer der Lehrer anſichtig geworden, als er blitzenden

Auges aufſprang und an den Tiſch trat. Er ſchlug das Titelblatt des einen Bandes auf, ſogleich ſchrie er:

„Großer Gott, wie kommen die Bücher hieher?“

„Die hat mein Mann Maier (mit dem der Friede ſei) einmal vor vielen Jahren einem alten Geiſtlichen abgekauft,“ antwortete die Federſchleißerin.

„Sali, da komm her und lies, was da ſteht,“ rief er in großer Aufregung, indem er auf den Titel des Buches mit den Fingern deutete.

An ihn geſchmiegt las Sali:

„Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart von Johann Chriſtoph Adelung.“

„Begreifſt Du, Sali?“ fragte der Lehrer faſt athemlos.

„Iſt das nicht das Buch,“ ſagte Sali nach einer Weile Erinnerns, indem ſie den Lehrer forſchend anſah, „iſt das nicht das Buch, das Du Dir ſo ſehr gewünſcht haſt, Julius?“

„Ja,“ rief der Lehrer mit ehrfürchtiger Feierlichkeit, „es iſt der große Adelung, den Du da vor Dir ſiehſt! die große Ausgabe des gewaltigen Adelung.“

Und den einen Arm um des Mädchens Hals ſchlingend, hob er mit der freien Hand den dicken Quartband in die Höhe und jubelte laut: „Nun hat mein Herz Alles, was es begehrt hat. Ich beſitze eine Anſtellung, meine kleine Sali und — das hochdeutſche Wörterbuch des großen Johann Chriſtoph Adelung.“

* * *

Vor Kurzem erſchien in einer böhmiſchen Kreisſtadt, deren Druckwerke gerade nicht auf dem Weltmarkte eine Rolle ſpielen, ein kleines Büchlein unter dem Titel: „Das deutſche Zeitwort nach ſeiner ſchwachen und ſtarken Conjugation. Ein analytiſch-kritiſcher Bauſtein zum deutſchen Sprachgebäude von Julius Arnſteiner, Oberlehrer an der iſraelitiſchen Schule zu M.“ Gewidmet iſt dieſes Büchlein „Sr. Wohlgeboren, dem Freunde der leidenden Menſchheit, dem glühenden Beförderer alles Schönen und Guten in unſerem Volk, ſeinem hochverehrten, mit freudigem Stolze Freund genannten Herrn Dr. Nathan Lilienberg, Vorſtand der Schulſektion bei der Cultusgemeinde in M.“

Für unſeren Freund haben ſich alſo die drei Dinge, die er in ſo unvermutheter Weiſe gefunden, glänzend bewährt. In ſeiner Anſtellung hoch geachtet und nach ſeinem wahrhaften Werthe geſchätzt, fühlt er ſich zu Hauſe von treuer Liebe gehegt und gepflegt, die immer heiter, immer mit dem Lächeln innigſter Befriedigung jeden Raum, ja jeden Winkel ſeiner Häuslichkeit durchwärmt und durchleuchtet. Eine Frucht dieſer Stimmung, zu welcher der ſichere Beſitz des großen, Adelung auch ſein Schärflein hinzugibt, mag jener analytiſch-kritiſcher Bauſtein zum gewaltigen Prachtbau unſerer Sprache ſein! Die gelehrten Baumeiſter werden dieſen Stein, wenn er auch nicht beſtimmt iſt, die Gewölbkuppel zu tragen, gewiß nicht verſchmähen. Noch ein Viertes, Fünftes und Sechstes iſt im Laufe der Jahre hinzugekommen, für welches die alte Federſchleißerin ihre frühere Thätigkeit wieder aufgenommen hat! Sie behauptet nämlich mit großer Entſchiedenheit, nur darum ſehen die Sprößlinge des Herrn Arnſteiner (ſie ſpricht ihn nie anders als ſo an, denn ſie hat die Ehrfurcht vor ihm bewahrt) ſo friſch und geſund aus, weil ſie einen guten Schlaf hätten, und dieſer gute Schlaf rühre von den Federn her, die ihnen die „Babe“ für ihre Bettlein bereitet.

Sonderbar! Julius Arnſteiner hat es nie unternommen, an der ſtehen gebliebenen Bildung ſeiner Frau weiter fort zu bauen; nicht einmal zu einem kleinen Verſuche hat er es gebracht. Dennoch behauptete er ſchon mehrmals zu ſeinem Freunde Dr. Lilienberg, dem Schulſektionsvorſtande, ſeine Frau wiſſe im kleinen Finger mehr, als hundert andere, die er ſelbſt unterrichtet, ſie beſitze den „Inſtinkt der Bildung.“

Er hatte darum auch an ſein einſtiges Verſprechen vergeſſen, Sali in die Geheimniſſe der griechiſchen Mythologie einzuweihen. Was gingen ihn, was ſie die vielen fremden Götter an? Erkannte er es doch täglich in gläubiger Dankbarkeit an, wie gnädig und liebreich ihn bedacht hatte der Eine, wahre und alte Gott!

* * *

Inhalt.

Seite

Die Prinzeſſin 1

Julius Arnſteiner's Beſchau 157

Das koſchere Haus.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

128a Fg.

Israelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band VI.

Das koſchere Haus.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Das koſchere Haus.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

[illegible]

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

I.

Auf dem alten Steinweg, in der Nähe des Großneumarkts, erblickte man noch vor einigen Jahren an Sommerabenden ein mit bunten Lampen erleuchtetes Portal, welches die Inſchrift trug: **„Biergarten“**. — Unter hohen, dicht belaubten Bäumen trank man dort ſeinen Seidel, rauchte ſeine Cigarre, ſchaute träumend in den nächtlichen Sternenhimmel und nur hie und da durch Wagengeraſſel und anderweitiges Geräuſch wurde man erinnert, daß man ſich mitten in einer großen Stadt befinde.

Es war ein freundlicher September-Abend. Nur zwei Gäſte befanden ſich auf dieſem anmuthigen Plätzchen. Zwei alte Herren, Jugendfreunde und Nachbarskinder. Sie hatten ſich ſeit länger als dreißig Jahren nicht geſehen. Heute trat die Thorſperre um eine halbe Stunde früher ein; Beide wollten die erſten zwei Schillinge ſparen, nicht Geizes halber, ſondern weil die mißliebige Abgabe ſie verdroß. Doch ihre Eile half ihnen nicht. Sie kamen etwa zwei Secunden zu ſpät und das Thor wurde ihnen, ſo zu ſagen, dicht vor der Naſe zugeſchlagen.

So hatte der Zufall denn nach langen Jahren ſie einmal wieder zuſammengeführt und ihnen Gelegenheit gegeben, ihre alte Bekanntſchaft zu erneuen und ihre Jugenderinnerungen wach zu rufen.

Das Thor öffnete ſich wieder; ſie entrichteten ihren Leibzoll von zwei Schillingen und von alten Zeiten und längſt verſtorbenen Menſchen ſchwatzend, ſchritten ſie über den Zeughausmarkt, bis die bunten Lampen des Biergartens ſie anlockten und ſie eintraten, um das halbe Stündchen, welches ſie für das erlegte Sperrgeld eigentlich außerhalb der Stadt noch zu Gute gehabt hätten, hier abzuſitzen und zu verplaudern.

Beide alte Herren waren hoch in den Funfzigen; doch der Eine, Frankheim, ein Neuisraelit, hatte ſich ſehr wohl erhalten, während der Andere, Caſtromora, ein Israelit der portugieſiſchen Gemeinde, klein, welk und hinfällig war.

„Ach ja!“ ſeufzte Caſtromora. „Wo iſt unſer alter Dreckwall hin, dieſe reinliche Straße bei ſo ſchmutzigem Namen, die ſelten Jemand durchſchritt, der nicht dort wohnte oder dort einen Beſuch abſtattete, dieſe luſtige, gemüthliche Straße, wo man auf gutes Eſſen ſich ſo wohl verſtand und wo die berühmte Minkel wohnte, deren Sanchobolo's und orientaliſche Puddings ſelbſt bei vornehmen Chriſten für Leckerbiſſen galten. Das Alles iſt wie ein Traum dahingeſchwunden, das Feuer hat es verzehrt und mehr noch hat die Zeit dahingerafft. Wir Beide gehören noch zu den wenigen vorhandenen Ruinen aus dieſer guten alten Zeit und von dieſer lieben alten Straße. — Doch thue ich Unrecht, Sie eine Ruine zu nennen. Ich freue mich, Sie, unbeſchrien, ſo wohl und kräftig noch zu finden; wie haben Sie es nur angefangen, ſich ſo wohl zu erhalten?"

— „Lieber Herr Caſtromora, wenn ſie einen Juden ſehen, der ſich in unſeren Jahren wehl erhalten hat, ſo können ſie dreiſt annehmen, daß er kein Geſchäftsmann iſt und keine Sorgen ſein Leben lang gehabt hat. Die Geſchäfte, die Sorgen ſind es, die den Juden ruiniren."

— „Sie mögen Recht haben. Ich bin in meinem Geſchäfte vor der Zeit grau und hinfällig geworden. Man ſieht es uns nicht an, daß wir von einem Alter ſind."

— „Aber man ſieht es Ihnen an, daß Sie es, unbeſchrien, zu Etwas gebracht haben. Ihr Aeußeres, Ihr Anzug, Ihr ganzes Weſen verräth einen Mann von großer Wohlhabenheit. Verzeihen Sie, wenn ich Sie daran erinnere, daß Sie von Haus aus armer Eltern Kind ſind. Alſo haben Sie Ihr Leben lang nicht umſonſt gearbeitet."

— „Geprieſen ſei der Name des Herrn! Ich habe Vermögen; ich habe meine drei Söhne gut etablirt und meine beiden Töchter glücklich verheirathet und wenn ich über hundert Jahre ſterbe, haben ſie auch noch Jeder eine runde Summe zu erwarten. — Aber was haben Sie für ein Geſchäft, Herr Frankenheim?“

— „Ich ſage Ihnen ja, gar keins.“

— „Ich meine, worin beſteht Ihre Thätigkeit?“

— „Ich habe keine Thätigkeit, ich thue nichts. Meine Eltern, wie Sie wiſſen, haben mir ein kleines Vermögen hinterlaſſen, wovon ich mir eine Leibrente gekauft habe. Was hätte auch ſonſt aus mir werden ſollen. Wie Sie wiſſen, bin ich aufgeklärt erzogen, d. h. ich bin nicht zur Arbeit und zum Gelderwerb angehalten worden. Die Kinder ſollten damals keine Juden mehr ſein. Sie mußten ſich bilden, ſie mußten ſich Kenntniſſe erwerben. Nur von ihrer Religion durften ſie nichts wiſſen. Nun habe ich mich gebildet, nun habe ich mir Kenntniſſe erworben und weiß nichts von meiner Religion, aber meine Bildung und meine Kenntniſſe koſten mir mein halbes Vermögen, alſo habe ich die andere Hälfte dazu beſtimmt, exiſtiren zu können.“

— „Aber der Menſch muß doch irgend etwas thun?“

— „Ich ſchreite mit der Zeit fort, wenn das etwas thun heißt. Ich leſe Zeitungen, mache Reiſen, beſehe Merkwürdigkeiten und unterſuche die geſelligen Zuſtände an Ort und Stelle. Ich intereſſire mich für die Ideen des Jahrhunderts, für das Glück der Völker, für das Wohl der Menſchheit und für die Aufklärung der Maſſe. Ich thue Alles was ein Müſſiggänger zu thun hat. Ich bin Rentier, Suitier und Touriſt.“

— „Und dabei conſerviren Sie ſich ſo gut? Ich ſollte meinen, das Suitiſiren greift ſehr an.“

— „Den Juden greift es nicht an, denn er hält Maaß im Vergnügen. Bei Geſchäften aber iſt er minder vorſichtig; wenn er etwas verdienen kann, arbeitet er Tag und Nacht und ſchont ſich nicht. Denn nur als Geſchäftsmann kann es der Jude zu einer geſelligen und bürgerlichen Geltung bringen. Das Geſchäft iſt daher ſein Stolz und ſein Ehrgeiz und ſein Wohl, wie das Wohl der Seinigen. Bei Geſchäften verräth er Eifer und Leidenſchaft und opfert ſeine Lebenskräfte auf. Bei'm Vergnügen iſt er gleichgültig und denkt, das macht mich nicht klüger, nicht glücklicher und nicht reicher. — Anders iſt es mit den Chriſten. Er kömmt mit Anſprüchen zur Welt; er kann Senator und Bürgermeiſter werden, er kann Verwandte haben, die es ſind. Er iſt zu ſtolz Jahr aus Jahr ein zu arbeiten, er ſchont ſich in Geſchäften und will ſeine Zerſtreuungen, ſein Vergnügen haben. Der Jude läßt ſich Alles nehmen, nur ſein Geſchäft nicht. Der Hamburger läßt ſich Alles nehmen, nur ſein Vergnügen nicht. — Wenn ein Chriſt früh alt und grau wird, ſo hat er nur dem Vergnügen gelebt und war kein Geſchäftsmann. Der chriſtliche Geſchäftsmann dagegen conſervirt ſich gut, weil er Maaß hält in Arbeit und Sorgen. Doch giebt es jüdiſche Chriſten und chriſtliche Juden. Es giebt Chriſten, die ihre Lebenskräfte in übertriebener Thätigkeit verſchwenden und Juden, die ſich durch maaßloſe Vergnügungsſucht zu Grunde richten. Die pſychologiſchen Regeln haben die meiſten Ausnahmen.“

— „Es mag etwas wahres daran ſein, was Sie eben ſagten“, meinte Caſtromora, ſtand vom Stuhle auf und bat Frankheim einen Augenblick zu verweilen, er wolle gleich wieder bei ihm ſein.

Nach einer kurzen Zeit kam Caſtromora wieder und war ſo verſtört daß er zitterte.

„Gerechter Gott!“ — rief er. — „Wo ſind wir hier? — Faſt hätte ich mich verſündigt“.

„Wo wir hier ſind, müſſen Sie am Beſten wiſſen“, — meinte Frankheim. — „Sie müſſen Hamburg beſſer kennen, als ich, der ich größtentheils auf Reiſen bin.“

„Gerechter Gott, wie hätte ich mich eben verſündigen können!“ — fuhr Caſtromora immer noch außer ſich fort. — Stellen Sie ſich vor: Man iſt doch ein Menſch und trinkt ein Glas Bier. Alſo gehe ich hier weg; — aber ehe ich mich hinſtelle, denke ich, du willſt dir doch ein Mal das Haus anſehen. — Was ſehe ich? Gerechter Gott! Ein koſcheres Haus. Meine koſchere portugieſiſche Schule, und ich ſtehe juſt vor dem Waſchbecken! — Gerechter Gott, wie hätte ich mich verſündigen können!“

— „Aber lieber, alter Freund, kennen Sie denn Ihre eigene Synagoge nicht?“

— „Wie oft gehe ich Schulen? Ich bin ein reicher

Mann und habe meine Schule in meinem Hauſe und halte mir meinen Minjen *) von armen Portugieſen. — Wer denkt an eine Synagoge, wenn man im Bierhaus ſitzt. — Meine koſchere Portugieſer-Schule bei einem Bierhauſe! Der Fluch iſt gefallen auf meinen Stamm!“

— „Lieber Freund! Wie kann Sie das nur ſo alteriren!“

— „Haben Sie denn kein jüdiſches Gefühl mehr, eine koſchere Schule dicht bei einem Bierhauſe!“

— „Dann müßten Sie einmal nach Italien kommen. In Rom verſündigt man ſich noch ganz anders gegen die Kirchen, ſo daß kein Durchkommen iſt. Man genirt ſich gar nicht; — man verſündigt ſich bei hellerlichtem Tage. Mögen Frauen, mag der Papſt ſelbſt vorübergehen! — Und in Italien giebt es keine Reinigungsanſtalten, keinen Düngerwagen, Alles bleibt liegen, bis ein barmherziges Ungewitter es wegſpühlt, was glücklicher Weiſe in dem dortigen Klima nicht lange auf ſich warten läßt.“

— „Mein lieber Herr Frankheim. Brauchen Sie erſt nach Italien zu reiſen, um ſich an eine chriſtliche Kirche zu verſündigen? Gehen Sie nach der großen Michaeliskirche, ſtellen Sie ſich dicht unter die Tafel, woran mi großen Buchſtaben ſteht: „Es iſt bei zwei Thaler verboten —“ und nachher legen Sie Ihre zwei Thaler dabei

---

*) Gemeinde von zehn Perſonen.

hin, ſo ſind Sie mit Gott und Polizei in Ordnung. — Eine Synagoge aber iſt ein koſcheres Haus — warum ſteht ein Waſchbecken da? Warum ſagt man „Aſcher Jozer“? Gott hat mir befohlen meine Hände zu waſchen, um, nachdem ich meine Eingeweide gereinigt habe, zu ihm beten zu können: Gelobt ſeiſt Du Schöpfer, der Du mir Verſtand gegeben haſt, gereinigt vor Dir zu erſcheinen. Gereinigt nicht blos in den Eingeweiden und weil ich mir die Hände gewaſchen, ſondern auch an meiner Seele. Denn rein iſt meine Seele in dem Augenblick, wo ich zu meinem Schöpfer bete.“

„Herr Caſtromora! Menſchen haben Schickſale und Häuſer auch. Ich habe Ihre portugieſiſche Schule gekannt, als es noch ein ſehr unreines Haus war.“

„Ich auch. Es war früher der neue israelitiſche Tempel und viele von Euch Tempelanern ſind am Jon Kipur nur vom Tempel nach Hauſe gegangen um zu frühſtücken und ſind wieder in den Tempel zurückgekehrt, um weiter zu faſten.“

— „Herr Caſtromora. Erſt jetzt haben Sie ſich gegen dieſes Haus verſündigt. Ein jüdiſches Bethaus mag Tempel oder Synagoge heißen. Wenn nur eine heilige Lade ſich darin findet und eine ewige Lampe darin brennt, ſo darf kein Jude ſagen, es ſei unrein.“

— „Wer von uns hat dieſes Haus zuerſt ein unreines genannt, Sie oder ich?“

— „Ich habe dieſes Haus gekannt, ehe noch eine heilige Lade ſich darin befand und ehe noch eine ewige Lampe darin brannte. Ich habe es gekannt, ehe man es zum jüdiſchen Tempel machte, als einen öffentlichen Tanzſaal ganz geringen Ranges, für die Dirnen der Brunnenſtraße und des Hebräerganges. Ich darf dieſes Haus unrein nennen und das iſt eine merkwürdige Geſchichte, die ſich ſchon der Mühe lohnt, angehört zu werden. Der meiſten darin vorkommenden Perſonen werden Sie ſich wohl noch erinnern.“

II.

„Wir Judenkinder ſtanden uns bei der aufgeklärten Erziehung, die wir erhielten, gar nicht übel. Wir lernten kein Ebräiſch, wir beteten, wir faſteten, wir trauerten nicht; wir feierten aber alle Feſte mit, aßen und tranken gut und beluſtigten uns. Wir wurden in chriſtliche Schulen geſchickt, beſuchten aber die Religionsſtunden nicht. Dadurch gewannen wir täglich eine Freiſtunde mehr, brauchten keine Bibelverſe auswendig zu lernen und die chriſtlichen Aufgaben nicht zu machen."

„Am Freitag, wenn die Dämmerung eintrat, beſuchten wir unſere frommen Verwandten und Nachbaren. Wir beteten nicht mit ihnen, aber wir aßen mit ihnen, und wie manches ſchöne Stück Knoblauchfiſch ich bei Ihren Eltern — Friede ſei ihrer Aſche! — gegeſſen habe, werden Sie ſich wohl noch erinnern. Am Sonnabend Mittag aßen wir bei unſeren Eltern guten jüdiſchen Schalent — das Altherkömmliche iſt oft ſehr wohlſchmeckend, während der Fortſchritt häufig als Fehlgeburt zur Welt kommt, und Mancher, der ſein Lebenlang das ganze Judenthum verleugnete, gedenkt mit Rührung immer noch des guten Schabbeseſſens ſeiner Kindheit. War der Schabbes aus, ſo nahmen wir Tanzſtunde. Sonntag-Morgens gingen wir nicht nach der Kirche, aßen Mittags bei unſeren chriſtlichen Schulkameraden und ſpielten mit ihnen, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Kurz, unſer Sabbat dauerte von Freitag Abend bis zum Montag früh. So gut, wie wir Sonntags bei unſeren chriſtlichen Schulkameraden aßen, ſo gut aßen ſie Sonnabends bei uns und nahmen Theil an unſerer Tanzſtunde.

„Ach, die Tanzſtunde! — Sie iſt das Paradies der Jugendfreuden, nämlich bei einer ſtrengen und keuſchen Erziehung, wie ſie die Knaben des Mittelſtandes, jüdiſche wie chriſtliche, damals erhielten. Gewiß hat jedes Alter ſeine Freuden und wer eine ſeinen Kräften und Fähigkeiten angemeſſene Thätigkeit gefunden hat, ein braves Weib beſitzt und mit wohlgerathenen Kindern, vielleicht auch Kindeskindern, geſegnet iſt, wer in dem Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie alt und grau werden kann, der darf ſich rühmen, das höchſtmögliche Erdenglück erreicht zu haben. Die Tanzſtunde iſt für den keuſchen Jüngling, ein überirdiſches, ein himmliſches Glück. Zwar ein chimäriſches nur — es beſteht ganz und gar in der Einbildung — aber man muß das immer genoſſen haben. So lange man mit jungen Mädchen nur tanzen will und weiter nichts als tanzen, ſo lange ſind und bleiben ſie für uns wahre Engel.

»Unſere Tanzſtunden waren einigermaßen berühmt. In dem gaſtfreien Hauſe meines Onkels Nathanſon herrſchte ein glücklicher, heiterer Ton. Man wollte nur lachen und ſich beluſtigen. Meine Couſinen ladeten ihre chriſtlichen Freundinnen ein, meine Vetter brachten ihre chriſtlichen Bekannten mit, und ich meine Schulkameraden. Aller Religionsunterſchied wurde vergeſſen und verleugnet. Meine Couſinen waren reizende Mädchen, ſchwarz und blauäugig, und die Zierde des Kreiſes war die Erzieherin meiner Couſinen, eine blendende Schönheit.«

— »Ich erinnere mich der ſchönen Chriſtin ſehr wohl. Sie hatte rothes Haar.“

— „Nur etwas impertinent blondes; — das hindert nichts.«

— »Ihre Couſinen aber waren doch ziemlich erwachſene Mädchen, wozu bedurften ſie einer Erzieherin?«

— »Die Sache war die, lieber Herr Caſtromora. Wir Knaben, wenn wir aufhörten die Schule zu beſuchen, blieben immer in Verkehr mit Chriſten. Wir redeten mit ihnen und ſie redeten zu uns und hatten wir uns einmal den chriſtlichen Dialekt angeeignet, ſo blieben uns täglich die Vorbilder und die Gelegenheit uns zu üben. Anders iſt es mit den Mädchen. So lange ſie die Schule beſuchen, ſprechen ſie wie die Chriſtinnen ihr zierliches Platt-

und ihr hamburgiſches Hochdeutſch. Kaum aber ſind ſie zu Hauſe, ſo fangen ſie wieder an zu mauſcheln wie ihre Eltern. Ein Ohr, was von Kindheit an den ſingenden Ton gehört, Organe, welche beim Sprechenlernen Laute ſich angeeignet, verlernen leicht wieder, was ſie ſich angekünſtelt haben, und wie man die Hand umdreht, ſpricht man wieder, wie einem der Schnabel gewachſen iſt. Um meine Couſinen war es wirklich Schade. Es waren ſo hübſche Mädchen und doch mauſchelten ſie entſetzlich.“ — „Wie heißt?“ ſagten ihre Eltern: „Ihr ſagt Schtuhl und Schtock und Schtein? Wozu haben wir Euch Erziehung geben laſſen? Hätten unſere Eltern an uns gewendet, was Ihr uns koſtet, wir würden ſagen S-tock und S-tuhl und S-tein als der beſte Chriſt. Wenn Ihr Schtock und Schtuhl und Schtein ſagen wollt, haben wir unſer Geld weggeworfen.“ — Die armen, lieben Mädchen, was ſollten ſie anfangen. Nur Sonnabends und Sonntags Abends waren ſie mit ihren chriſtlichen Freundinnen zuſammen. Was ſie da profitirten, verlernten ſie in der Woche wieder, und die kurzen Zuſammenkünfte in der Tanzſtunde dienten nur dazu den Unterſchied des jüdiſchen und chriſtlichen Dialekts noch lebhafter hervortreten zu laſſen.

„Mein Onkel Nathanſon war ein reicher Mann. Er hatte Schiffe zur See, ſtand mit den erſten hieſigen Handelshäuſern in Verbindung und war ſehr angeſehen an der Börſe. Damit das Geld nicht weggeworfen ſei, was die

Erziehung ſeiner Tochter ihm koſtete, beſchloß er derſelben eine Gouvernante zu halten, die das beſte chriſtliche Deutſch ſprach, und bei ſeinen mannigfachen Bekanntſchaften konnte es ihm nicht fehlen das zu finden, was er ſuchte. Ein junger, bleicher und kränklicher Senatorsſohn empfahl ihm dieſes reizende Geſchöpf. Anna war freilich viel zu jung und ſchön um von einem unverheiratheten jungen Manne empfohlen werden zu dürfen. Allein dieſer unverheirathete junge Mann war ein Senatorsſohn und für einen jüdiſchen Kaufmann konnte es keine zuverläſſigere Empfehlung geben.“

III.

Anna Lomley war aus Hannover, wo man angeblich das beſte Deutſch ſpricht, d. h. ſie ſprach mit ſehr ſpitzem Munde und drängte die Stimme höchſt vornehm in die Kehle zurück. Allein ſie war ſchön, und Alles was ſie that, hatte einen eigenthümlichen Reiz. Die Erziehung, welche ſie den Töchtern meines Onkels Nathanſon gab, ging auch auf meine anderen Couſinen und ſelbſt auf meine jüngeren Tanten, die noch zu Anſprüchen berechtigt waren, über. Mit einem Mal ſprachen alle unſere jungen Damen mit ſpitzem Munde, behielten den Ton in der Kehle, lächelten verbindlich, knixten, trippelten und ſchlugen züchtig die Augen nieder, wie Anna. Mademoiſelle, ſo hieß ſie vorzugsweiſe, wie die erſte Prinzeſſin von Frankreich, war das Orakel der Familie. Tante Nathanſon war ſtolz auf ſie, meine anderen Tanten voll ihres Lobes und die Männer, jung und alt, verliebt in ſie bis über die Ohren. Meine Couſinen gaben ſich alle mögliche Mühe, den Beifall ihrer jungen Erzieherin zu erlangen; doch aller Anfang iſt ſchwer. Bei Tiſche mußten ſie gerade ſitzen, den Löffel mit der Spitze zum Munde führen und alles laute Schlürfen vermeiden. Eben ſo geräuſchlos mußten ſie Meſſer und Gabeln handhaben, durften nur kleine Biſſen zum Munde führen und nur nippen, ſtatt zu trinken. Alles Kalte und Trockene mußte mit der Hand angefaßt werden, von dem Gekochten und Fetten aber mußten die Finger fern bleiben. Dieſe und andere Vorſchriften mußten ſtreng befolgt werden und wer ſich dawider verſündigte, konnte auf ſtrenge Vorwürfe gefaßt ſein, mochte dabei ſein, wer da wollte: denn jemehr Fremde zugegen waren, ein um ſo größeres Anſehen gab ſich Mademoiſelle und um ſo ſtrenger war ſie.

„Was die hohe Achtung, die wir für unſere ſchöne junge Erzieherin ohnehin ſchon hegten, bedeutend noch vermehrte, war folgender Umſtand.

„Mademoiſelle war eine vollendete Blumenſtickerin. Jede lebende Blume, die man ihr vorlegte, copirte ſie mit der Nadel auf's Täuſchendſte mit ſo richtigen Reflexen, Tönen und Schatten, daß es ſchien, als ſei eine friſche Blume auf den Stoff dahin gelegt. Damals gab es hier auf dem alten Steinweg ein ſehr berühmtes Induſtrie-Magazin. Die Beſitzerin deſſelben, Madame David, Mutter des unglücklichen Luſtſpieldichters, deſſen Stücke heut' immer noch das Publikum erheitern, war eine ſehr verſtändige und kunſtfertige Dame, nach deren Urtheil ſich Jedermann richtete.

„Eines Tages ſah ſie eine Stickerei von unſrer Demoiſelle und meinte dazu: Es giebt nur ein einziges Mädchen in ganz Hamburg, die dergleichen machen kann und das iſt Demoiſelle Lomley, Erzieherin bei Nathanſons.

„Madame David galt damals — unverdienter Weiſe vielleicht — für die größte Stickerin ihrer Zeit, für die Arachne von Hamburg. Man fragte ſie daher, ob ſie dergleichen nicht auch ſticken konnte?

„Es gehört mehr dazu, als Mademoiſelle Lomley's Kunſtfertigkeit,“ antwortete ſie. „Nämlich echt chineſiſche Flockſeide, die für Geld nicht zu haben iſt. Demoiſelle Lomley iſt ſo glücklich, die Protection der Herzogin von Bridge und der Gräſin Platen-Hallermünde zu beſitzen. Die hohen Damen bedienen ſich ſolcher Seide, um zu ihrem Vergnügen kleine Stickereien ſelbſt anzufertigen. Demoiſelle Lomley erhält ſie von ihnen zum Geſchenk und gegen ſolche Protectionen können Hamburger Induſtrie-Magazine nicht an. Uebrigens ſind ſolche Arbeiten allerdings von Werth, doch ſind ſie nur als vornehme Liebhabereien zu betrachten und keineswegs gangbare Artikel in einem Induſtrie Magazin.“

„Mademoiſelle war alſo nicht nur von einem Senatorsſohn empfohlen, ſie hatte auch hohe Protectionen und Madame David rühmte ſie als eine vornehme Stickerin und nannte ihre Arbeiten Curioſitäten. Das war mehr als man ſich irgend hatte träumen laſſen; wirklich kam es bald auch dahin, daß meine Couſinen ihrer Erzieherin, die faſt gleichen Alters mit ihnen war, mehr Ehrfurcht erwieſen, als ihren Eltern, und Mademoiſelle ſah ſich bisweilen genöthigt, ihnen ihr unkindliches Betragen zu verweiſen.

„Nicht alle jungen Mädchen — ſagte ſie bisweilen bei ſolchen Gelegenheiten — haben reiche Eltern, die ihnen eine Erzieherin halten und nicht alle reiche Eltern handeln ſo brav und zärtlich an ihre Kinder, wie die Eurigen.“

„In den Stunden, welche den Handarbeiten gewidmet waren, ließ Mademoiſelle ihre Elevinnen auch laut vorleſen, denn der Hauptzweck der Erziehung ging ja dahin, daß meine Couſinen wie gebildete Mädchen ſprechen lernten. Ich war von allen meinen Anverwandten der Einzige, welcher ſtudirte. Ich mußte ihr Bücher bringen, die ſich zur Lectüre für junge Damen eigneten, und ſchwierige Stellen, geſchichtliche und literariſche Anſpielungen, Fremdwörter u. ſ. w. ihr erklären. Sie war wißbegierig, faßte leicht und konnte, was ſie einmal begriffen hatte, gleich wieder anwenden. So empfing denn unſere bildſchöne Erzieherin von mir einige Erziehung, die ſie gleich aus der zweiten Hand meinen Couſinen weiter gab. Es machte mich unbeſchreiblich glücklich, ihr nützlich ſein zu können.

„Ich war damals ein burſchenſchaftlich geſinnter, tugendbündleriſch keuſcher Primaner, mit langem, geſcheitelten Haar und bloßem Halſe, der einen altdeutſchen Rock trug, mit geſticktem übergeſchlagenen Hemdkragen und turnte. Und dieſes deutſchen Jünglings deutſches Mädchen war Mademoiſelle. — Ihr galten alle meine zärtlichen Gefühle, ich beſtrebte mich, ihrer würdig zu ſein, und ſie war die Aegide, die mich ſtählte wieder die Lockungen aller Bachantinnen und Prieſterinnen der Venus. Damals galt es für ſchimpflich, ſeinen Lüſten zu fröhnen — unſere Jugendkräfte gehörten dem Vaterlande.

„Ich war aber keineswegs der Einzige, der ſie liebte, Wir jungen Leute alle liebten ſie platoniſch — wie ſich von ſelbſt verſteht — und das wußte ſie zu ſchätzen; ſie ſchien es ſogar zu wünſchen, — denn ohne Frage war ſie ſehr eitel. Die alten Herren aber waren ſinnlicher und dreiſter. Doch wehe ihnen, wenn ſie ſich etwas herausnahmen. Mademoiſelle hatte gewiſſe todtkalt entſchloſſene Blicke und konnte ihrer Stimme einen Commandoton verleihen, der Reſpekt einflößte. Sie wußte den alten Herren ſo damit zu imponiren, daß dieſe gern eingeſtanden: „Wir haben ja keine Erziehung bekommen. Bei unſeren Eltern war es noch nicht Mode, den Kindern Erziehung zu geben; wir ſind erſt mit der Zeit fortgeſchritten. Wir laſſen unſern Kindern Erziehung geben.“

Mein Onkel Nathanſon war – wie Sie wiſſen — ein luſtiger alter Herr und gewiß auch ein Feinſchmecker. Mademoiſelle wurde von ihm mit außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelt. Er überhäufte ſie mit Geſchenken; — dieſe Schwäche hatte er ihr abgelauſcht; denn in der That, Mademoiſelle ließ ſich ſehr gern beſchenken. — Demungeachtet aber durfte ſich Niemand gegen ſie etwas herausnehmen.

„Eines Abends hatte ſie Punſch gemacht. Sie präſentirte ihn zuerſt meinem Onkel.“

„Nicht dies Glas“ — ſagte ſie, als er zugreifen wollte — „das iſt Damenpunſch.“

„Was iſt Damenpunſch? — fragte mein Onkel und koſtete. — Pfui Teufel! Mit Rum verdorbene Limonade. Allen Reſpect vor Ihrer Damenerziehung, aber gehen Sie mir mit Ihrem Damenpunſch.“

„Kennen Sie denn Ihr geſchliffenes Glas mit Ihrem Namenszug nicht? — fragte Mademoiſelle. — Das iſt Herrenpunſch.“

„Dieſen Herrenpunſch fand mein Onkel ſo delicat, daß er drei Gläſer davon trank und auch noch das vierte verlangte“

„Herr Nathanſon — fragte Mademoiſelle — wird das auch nicht zu viel?“

— „Was thun Sie damit? er ſchmeckt mir.“

„Meine älteſte Couſine war ſehr lebhaft. Sie rief mit einem Male: „Vater kann nicht viel vertragen, Mademoiſelle, geben Sie ihm keinen Punſch mehr.“

„Liebe Fanny — antwortete Mademoiſelle — ſolche

Vorſchriften hat nur Deine Mutter zu geben, aber Du nicht. Haſt Du Bedenklichkeiten über die Diät Deines Vaters, ſo äußere ſie ehrerbietig und beſcheiden oder kleide ſie in eine Bitte ein. Dein Vater iſt Herr im Hauſe. Der Punſch gehört ihm und er hat darüber zu verfügen, nicht ich.“

„Allen Reſpect vor Ihrer Damenerziehung und Ihrem Herrenpunſch!“ — ſagte mein Onkel, als er das vierte Glas bekam.

„Er verlangte aber auch das fünfte Glas und Mademoiſelle war ſo fein zu erwidern: „Es iſt nichts mehr da; Sie haben das letzte Glas bekommen.“

„Fanny wollte oder konnte das nicht glauben. Sie nahm haſtig den Deckel von der Terrine, um hinein zu ſchauen, benahm ſich aber ſo ungeſchickt dabei, daß die Terrine umkippte und der Punſch über den Tiſch floß. Wir Alle ſprangen auf, nur mein Onkel nicht; er hatte wohl ſchon einen kleinen Spitz, der ihn ſchläfrig machte, ſo daß ſeine Beine ihm den Dienſt verſagten und aller Punſch gerade nach ihm hin floß und ſeine Rockſchöße und Beinkleider benetzte“

„Gerechter Gott! — rief er. — Sünde und Schade für den guten Punſch. Hätte ich ihn doch lieber getrunken, als daß er mir macht Flecke, die nicht wieder ausgehen, auf meinen guten Kleidern. Gar nichts wird mir gegönnt. Nun habe ich Punſch auf meinen Hoſen. Trinke ich Punſch mit den Hoſen? Habe ich Geſchmack in meinen Beinkleidern?“

„Während man die entſtandenen Unordnungen wieder auszugleichen ſuchte, hatte ſich Fanny in einen Winkel geſetzt und weinte.

„Der Tiſch war neu gedeckt und alle Feuchtigkeit aufgewiſcht. Mademoiſelle ſprach zu Fanny:

„Mit Deinen Thränen iſt nichts geändert und gebeſſert. Entweder ſetze Dich wieder zu uns und entſchuldige Dein ungeſchicktes Benehmen, oder ſchämſt Du Dich deſſelben, ſo verlaſſe das Zimmer.“

„Fanny erhob ſich laut weinend, fiel Mademoiſelle um den Hals und ſchluchzte: „Wie viel klüger und beſſer ſind Sie, als ich! Bleiben Sie meine ewige Freundin.“

„Was ſoll das? — fragte Mademoiſelle in ihrem Commandoton. — Sind wir Schauſpielerinnen? Machen wir Auftritte? Ueberſchwängliche Reue iſt eben ſo unnütz, als falſche Schaam. Ein junges Mädchen kann ſich aus Lebhaftigkeit einmal eine Unart zu Schulden kommen laſſen, wir Alle können fehlen, — aber wir müſſen uns auch zu beſſern wiſſen. In Deiner jetzigen Stimmung paßt Du nicht für eine Geſellſchaft. Geh auf Dein Zimmer und ſammle Dich und — Gott ſchütze Dich vor wirklichen Vergehen.“

„So ſprach Anna Lomley. Ich gebe Ihnen ihre Reden wörtlich wieder, denn in dieſen Worten lag ihr

Schickſal und ihr Charakter; wie käme auch ein blutjunges, bildſchönes Mädchen ſonſt zu ſolcher Weisheit.

„Die Unterhaltung in meiner Familie war gewöhnlich lebhaft und lärmend. Wir lärmten und ſchrien, nur Mademoiſelle miſchte ſich in Nichts, blieb immer ſtill und beſchränkte ſich darauf, die Honneurs zu machen. Wenn ſie aber Zurechtweiſungen ertheilte, trat eine augenblickliche Stille ein; wir ſtaunten und horchten auf.

„So geſchah auch dieſes Mal. Fanny gehorchte, ging hinaus, um ſich zu ſammeln, und die Stille dauerte fort, bis mein Onkel, der, wie geſagt, heute einen kleinen Spitz hatte, anhub:

„Mamſell, Sie ſind ein Engel! Kommen Sie her, ich will Ihnen einen Kuß geben.“

— „Schön' Dank, Herr Nathanſon. Es iſt ſo gut, wie geſchehen.“

— „Wie heißt, ſo gut, wie geſchehen? Ich habe doch nichts davon gehabt.“

„Er ſtand vom Stuhl auf, um ſie in allem Ernſt zu küſſen.

„Mademoiſelle ſprach in ihrem Commandoton: „Geniren Sie ſich vor Ihrer Frau, Ihren Töchtern und den übrigen Damen nicht? Sie beleidigen ſie Alle, indem Sie die Achtung, die meinem Geſchlechte gebührt, gegen mich außer Augen laſſen.“

„Was thu' ich mit der Achtung? Was thu' ich mit Ihrem Geſchlecht?" ſagte mein Onkel und brauchte Gewalt.

„Ich beiße, ich kneiſe, ich kratze!" ſchrie ſie laut, aber ohne durch übertriebene Anſtrengungen den weiblichen Anſtand zu verletzen.

„Ich, der romantiſch geſtimmte Jüngling, erhob mich, ihr zu Hülfe zu kommen. Es war zu ſpät. Mein Onkel hatte ſie zu Boden geriſſen und küßte ſie derbe.

„Meine Couſinen ſchrieen laut auf, meine Tanten gleichfalls und die Herren blickten ernſt und finſter zu Boden. Ich hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, auf meinen Onkel zuzueilen und ihn gewaltſam höflich zu zwingen, abzulaſſen.

„Mademoiſelle erhob ſich und weinte laut. Wir ſahen heute zum erſten Mal Mademoiſelle weinen und alle Damen weinten mit.

„Tante Nathanſon, mit der Würde einer Frau vom Hauſe, verſetzte in derbem verweiſenden Tone:" „Halte Dir doch lieber ein Mädchen, was Du in die Arme nehmen und küſſen kannſt, ſtatt einer Mamſell, die Deinen Töchtern Erziehung geben ſoll. Oder kannſt Du Deinen Töchtern ſelbſt Erziehung geben? Iſt das die Erziehung, die Du ihnen giebſt?"

„Mein Onkel hatte ſeinen Stuhl wieder eingenommen. „Ein großes Malheur — ſagte er — wenn ich einem ſchönen Mädchen einen Kuß gebe; deshalb bleibe ich doch Süßkind Nathanſon, der ich bin, der ich war und der ich mit Gottes Hülfe auch ſein werde. — Mamſell, hätte ich gewußt, daß Sie ſich darum ſo anſtellen würden, wäre mir wirklich ſo viel nicht daran gelegen geweſen.“

„Mademoiſelle hatte ſich geſammelt und ſprach, immer noch ſehr bewegt: „Es iſt meine Pflicht, den lieben jungen Mädchen, die meiner Aufſicht anvertraut ſind, ein Beiſpiel zu geben, wie ſie ſich unter allen Umſtänden zu benehmen haben. Ich bin jetzt nicht wie ein ehrliches Mädchen behandelt worden. Gottes Segen über dieſes glückliche Haus, in welchem ich ſo viel Gutes genoſſen! Doch morgen verlaſſe ich es, indem ich ſtets die dankbarſte Erinnerung daran bewahren werde.“

„Mit ihrer gewöhnlichen Gelaſſenheit ging ſie zur Thür hinaus und meine Couſinen eilten ihr nach, kehrten aber bald mit dem Beſcheide zurück: Mademoiſelle habe dringend gebeten ſie allein zu laſſen.

„Mein Onkel konnte die finſteren Geſichter und vorwurfsvollen Mienen, auf die er ſtieß, wohin er blickte, länger nicht ertragen und ging ebenfalls.

„Meine Tante aber wandte ſich an ihre Töchter und ſprach: „Die Chriſten ſind uns Juden doch weit voraus, was die Töchter-Erziehung anlangt. Unſere Mamſell, wenn ſie auch die größten Protectionen hat, iſt doch wohl nur armer Leute Kind, weil ſie doch conditioniren muß. Ihre Eltern konnten alſo nichts an ſie wenden — und doch hat ſie ſo gewaltig viel Erziehung. Gerechter Gott! Wie kommt dieſes Chriſtenmädchen zu all der Erziehung? Es wäre Schade, wenn ſie fortginge. Ihr könnt noch ſehr viel von ihr profitiren!“ —

IV.

„Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht und war den ganzen folgenden Tag verſtört. Abends wagte ich kaum zu meinem Onkel hinzugehen; mir war, als ginge ich meinem Todesurtheile entgegen, indem ich fürchtete, Mademoiſelle nicht mehr zu finden. Doch wie ich ins Zimmer trat, fiel mir ein Stein vom Herzen. Mademoiſelle ſaß im Kreiſe ihrer Elevinnen heute, wie alle Abende, verbindlich lächelnd, wenn man ſie anredete, die Augen ſittſam niederſchlagend, wenn man ſie anſah. Der Kuß war vergeſſen. Mein Onkel hatte ſie um Verzeihung gebeten und reichlich beſchenkt. Sie hatte einmal dieſe ſchwache Seite.“ —

„Aber wie gehört das hierher? — unterbrach Caſtromora den Erzähler — und was hat das mit meiner koſcheren Schule zu ſchaffen?“

— „Geduld nur, Sie werden gleich hören. Was ich an jenem Abende ſo ſchmerzlich befürchtete, geſchah wenige Monate ſpäter. — Eines Tages war Mademoiſelle verſchwunden. Weshalb? blieb ein Familiengeheimniß.“

„Mein Onkel hatte einen neuen Commis engagirt, einen Berliner, Namens Saftholz, der auffallend koſtbare Toilette machte; das war damals ſelten. Der Kaufmann hatte ſein ſolides Geſchäft, behandelte ſeine Kunden reell, keidete ſich aber einfach und lebte ökonomiſch, denn damals brauchte man ſeinen Credit nicht durch äußeren Aufwand zu forciren. Herr Saftholz aber imponirte ferner auch durch ſeine Wäſche, in welcher er bald eine koſtbare Diamantnadel, bald Diamantknöpfe hatte, und mit ſeinen Ringen, Uhren und Uhrketten. Auch wollte er immer Alles wiſſen, ohne deshalb rechthaberiſch zu ſein. Für's Erſte ſprach er und ob er Recht oder Unrecht hatte, war ihm gleichviel. Sein Benehmen war von eben der Art. Es ſchien ihm nichts daran zu liegen, ob er einen guten oder ſchlechten Eindruck machte. Mit einem Worte, er genirte ſich durchaus nicht, ohne im Mindeſten unverſchämt zu ſein.“

„Auch er beſuchte unſere Abendcirkel und Mademoiſelle ſchien in ſeiner Gegenwart ihre reizende Unbefangenheit, welche ſie bisher ſo bewunderungswürdig geltend gemacht hatte, völlig verloren zu haben. Sie war ſchüchtern und betreten, was den Berliner zu noch größerer Dreiſtigkeit aufzumuntern ſchien. Er ſetzte ſich zu ihr, flüſterte ihr leiſe Worte in's Ohr und lachte, wenn ſie ſich mit Widerwillen und Verachtung von ihm abwandte.

„Welch eine Veränderung hatte ſich mit dieſem ſtolzen Mädchen zugetragen! Warum hatte ſie keine Worte, den Laffen in ſeine Schranken zurückzuweiſen? Uns Allen fiel das auf. — Mademoiſelle, dieſes Muſter von Erziehung, Vornehmheit und Tugend, war mit einem Male nicht mehr Mademoiſelle.“

„Der Sonnabend kam, der Saal war erleuchtet, die Geſellſchaft fand ſich ein, Alle ſehr einfach gekleidet, nur Herr Saftholz erſchien ballmäßig geputzt und parfumirt wie ein Baron.“

„Der Tanzmeiſter langte an und brachte ſeine drei Muſikanten mit. Während ſie ſtimmten, eilte ich auf Mademoiſelle zu, um ſie zum Tanze aufzufordern. Eben nahm ſie meinen Arm, als auch der Berliner ankam und ſehr ernſthaft ſagte:“

„Verzeihen Sie, Herr Frankheim, dieſe Dame iſt mit mir engagirt.“

„Saftholz war viel älter als ich, auch war ich noch niemals auf einem Balle geweſen, ich wußte alſo nicht, wie ich mich in dieſem Falle benehmen ſollte. — Fragend blickte ich auf Mademoiſelle, welche plötzlich ihre ganze Würde und vornehme Haltung wieder gewonnen hatte.“

„Dies iſt eine Tanzſtunde — ſagte ſie — und kein Ball. Man engagirt ſich nicht nach Wohlgefallen und im

Voraus, ſondern unſer Herr Tanzmeiſter ſagt dieſem oder jenem Herrn, fordern Sie dieſe oder jene Dame auf, damit, kann die Dame nicht tanzen, der Herr ihr hilft, oder die Dame den Herrn zurechtweiſe, wenn er ſchlecht tanzt. Wir wollen hier etwas lernen und nicht wild mit einander herumſpringen."

— „Aber Mademoiſelle haben mir den erſten Tanz verſprochen."

— „Das iſt nicht wahr! Stören Sie eine Geſellſchaft nicht, in der Sie ſich zum erſten Mal befinden."

— „Mademoiſelle beſinnen Sie ſich, was Sie thun, ich rathe es Ihnen."

„Da wetterleuchteten Mademoiſelles blaue Augen, ich fühlte, wie ſie zitterte und ein höhniſcher Grimm zuckte um ihre ſchönen, feinen Lippen, indem ſie faſt ſchlangenartig ziſchelte: „Elender, gemeiner Menſch! Thun Sie doch, was Sie wollen. Ich habe es Ihnen ſchon zwanzig Mal geſagt."

„Nach dieſen Worten verließ ſie das Zimmer."

„Elender, gemeiner Menſch! war ein Tuſch; — darauf verſtand ich mich, der angehende Student. Zudem hatte ich jetzt keine Dame, der Berliner hatte mir die meinige verſcheucht, ohne Frage mußte ich meinen Mann mir vornehmen."

„Der Tanzlehrer trat auf uns zu und fragte: Que ce que c'est que ça, Messieurs? Nix dispute. Hier nicht Tanzboden ſein. Hab' ſick zu beklage bei mir. Ick justice macken."

„Herr Saftholz, — fragte ich — Sie hören wohl ſchwer?"

— „Nein, ganz und gar nicht. Wie kommen Sie darauf?"

— „Sie haben überhört, daß Mademoiſelle Sie einen elenden, gemeinen Menſchen genannt hat. — Erlauben Sie mir, meinerſeits Ihnen dieſes zu wiederholen."

— „Ich habe weder Ihnen noch Mademoiſelle Anlaß gegeben, mich ſo zu nennen."

— „Aber Sie ſind ſo genannt worden — und da hier Damen anweſend ſind, kann ich nicht weiter gehen. Wenn Sie dreiſt genug ſind zu bleiben, ſo unterſtehen Sie ſich wenigſtens nicht, irgend eine Dame zum Tanz aufzufordern; ich unterſage es Ihnen hiermit."

— „Welch ein Recht haben Sie mir irgend etwas zu verbieten?"

— „Ich bin der älteſte Vetter der Töchter dieſes Hauſes; mithin, da ſie keinen Bruder haben und der Hausherr nicht zugegen iſt, ihr natürlicher Beſchützer. Sie haben ſchon eine Dame dahingebracht, daß ſie das Zimmer verließ. — Wir wollen uns von einem Flegel nicht alle unſere Damen verſcheuchen laſſen."

— „Herr Frankheim! Wiſſen Sie wohl, daß ich jetzt eine Jurienklage gegen Sie habe?"

— „Daraus mache ich mir nichts. Ich habe auch noch dreißig Mark übrig, um Jemandem eine Ohrfeige zu geben.“

— „Herr Frankheim, Sie ſind jetzt im Vortheil, denn ich kann nicht reden, ich muß discret ſein, ſonſt könnte ich mich mit einem Worte rechtfertigen. Aber ich werde es.“

— „Das hätten Sie gleich ſagen müſſen; aber ich nehme es noch an. Wann?“

— „Morgen iſt Sonntag, ſpäteſtens übermorgen. Jetzt räume ich Ihnen das Feld und verlaſſe die Geſellſchaft.“

— „Das iſt Ihre Schuldigkeit und Schuld.“

„Er ging und der Tanzlehrer klopfte mich auf die Schulter und ſprach: Brav, mon garçon! Geſprock’ mit Anſtand sans faire du bruit, nur zu viel malice. Nobleſſe ſeind toujours genereux, outragire Niemand. Thut nix! Seind jung, das excuſir die Paſſion. Ick liebe brav garçon comme vous. An Ihnen iſt zurückzurufen Mademoiſelle, nun mauvais cavalier fort ſein.“

„Fanny ging hinaus, ſie zu holen; Mademoiſelle aber erſchien nicht wieder. Sie hatte ſich zu Bette gelegt und weinte. Der Abend war geſtört — es kam zu keinem Vergnügen.

„Als ich den folgenden Tag zum meinem Onkel kam, ließ er mich in ſein Cabinet rufen. Er war allein. Er überreichte mir ein Briefchen von Mademoiſelles zierlicher Handſchrift.

„Lies das, Emanuel — ſagte er — aber laut.“

Ich las: „Tief betrübt ſcheide ich aus dem glücklichen Hauſe, von guten Menſchen, in deren Kreiſe nur Freude und Fröhlichkeit herrſcht. Nicht alle reiche Leute ſind gut geartet. Hätte ich von Kindheit an in einer ſolchen Familie gelebt, ich wäre aus Unerfahrenheit und Hülfloſigkeit niemals die Beute eines vornehmen Wollüſtlings geworden.“ —

„Was ſoll das heißen?“ — fragte ich mehr todt als lebendig.

„Lies weiter!“ — befahl mein Onkel.

— „Dank für alle heiteren Stunden, die ich hier verlebte. Dank für alle Gaben, womit mich Freigebigkeit überhäufte. Vor Allem aber Gottes Segen über die harmlosgutmüthigen Menſchen, in deren Neigung ich mich ſelbſt wiederfand und mich von Neuem ſchätzen lernte. Möge mein trauriges Schickſal der ganzen Familie zur Warnung gereichen, damit ſie in Zukunft ihr Wohlwollen und Vertrauen nicht „Jedermann“ ſchenke. Ich habe beide nicht gemißbraucht. Gemißbraucht aber wird gutherziger Reichthum, dem Weltkenntniß mangelt, von ſich herablaſſender Vornehmheit und vornehmthuender Schwindelei. Erfüllt von Dankgefühlen ſcheide ich. Ach, könnte ich vergelten! — Einen Anfang könnte ich machen; — ich könnte eine nützliche Warnung hinterlaſſen. Doch wird man mir armen, unglücklichen Mädchen glauben? Weh mir! Daß ich ſolche Erfahrungen machen mußte! Durch Erfahrungen aber wird man klug, ſagt ein Sprichwort. Wird man die Klugheit eines unglücklichen Mädchens nicht verachten, weil ſie die Folgen ſolcher Erfahrungen ſind? Ich warne vor vornehmthuender Schwindelei, das iſt Alles, was meine Dankbarkeit für den Augenblick vermag. Meine Kräfte ſtehen in einem gar zu geringem Verhältniß zu meinem Wollen und Wünſchen.

Anna Lomley."

Ich hatte Thränen in den Augen. „Mademoiſelle alſo iſt fort? — fragte ich. — Dies iſt ihr Abſchiedsbrief; wir werden ſie nicht mehr ſehen?"

— „Mit dem Früheſten verließ ſie das Haus. Gegen Mittag wurden ihre Habſeligkeiten abgeholt und dieſer Brief abgegeben. Unbeſchrien! Es war ein ganzes Wägelchen voll. Was hat ſie mitgebracht und was hat ſie mitgenommen? Verſündigt haben wir uns nicht an ihr!"

— „Onkel, dieſes Mädchen iſt mehr unglücklich als ſtrafbar."

— „Was thu ich damit? Weißt Du, wer Mademoiſelle war? — Die Maitreſſe eines Senatorſohns, der ſie ſich vom Halſe ſchaffen wollte. — Wir Juden machen uns doch lächerlich mit unſerer Erziehung! Der junge Mann iſt mir gut für hunderttauſend Thaler und bringt mir eine ſolche Erzieherin in mein koſcheres Haus! Alſo was für den Chriſten eine Chonte iſt, iſt für uns Juden eine Erzieherin? Ich gebe meinen vier Töchtern — Gott laſſe ſie geſund! — einer jeglichen mit bei meinen Lebzeiten **15,000** Mark Banco. Sind das Mädchen, die von einer Chonte erzogen werden müſſen? — Was thu ich mit Erziehung? — Wer hat mir Erziehung gegeben, und ich bin doch Süßkind Nathanſon? — Emanuel, Du biſt mein Schweſterſohn. Schone die Ehre meiner Töchter und halte reinen Mund!"

— „Lieber Onkel, fürchte nicht von mir, daß ich irgend etwas ausbringen werde, was zum Nachtheil meiner Familie gereichen kann. Gieb Deinerſeits aber auch der Warnung Mademoiſelles Gehör, die ſie aus Dankbarkeit uns zurückgelaſſen hat. Mißtraue der vornehmthuenden Schwindelei dieſes Saftholz."

— „Sag mir, lieber Emanuel, verſtehſt Du deutſch oder nicht?"

— „Gott ſei Dank, ich verſtehe auch noch andere Sprachen."

— „Die vornehmthuende Schwindlerin iſt doch ſie ſelbſt mit ihrem S-tuhl, S-tock, S-tein und Hoite, Boime, Verloimdung (mein Onkel kopirte hier ihren hannoverſchen Dialect) und der ſich herablaſſende Vornehme ihr vormaliger Geliebter, der junge V.—"

— „Nein Onkel, mich dünkt, ſie warnt Dich vor Saftholz."

— „Emanuel, laß mir dieſen Chriſten zufrieden, ich befehle es Dir. — Wie heißt? Der Mann findet hier ein Mädchen, welches er kennt und ſpricht zu ihr: Mamſell! Du gehörſt nicht hier. Du biſt keine Erzieherin für Süßkind Nathanſons Töchter! Entweder Du gehſt aus dem Hauſe oder ich erzähle wer Du biſt. Ich bin meinem Prinzipal Aufrichtigkeit und Treue ſchuldig."

— „So ſpricht er — Du achteſt aber nicht darauf, was ſie ſagt."

Mein Onkel wurde böſe.

— „Wer iſt er und wer iſt ſie? Er iſt reicher Eltern Kind; er braucht nicht als Commis zu dienen. Was thut der Chriſt, wenn er Geld hat. Er lebt ſeinem Vergnügen nach und arbeitet für ſeinen Ehrgeiz. Kann Saftholz leben wie er lebt von 5000 ℛ Crt. die ich ihm gebe? Aber der junge Menſch will in meinem Geſchäfte etwas lernen und es macht mir Ehre, daß ich einen ſolchen feinen Lagerdiener habe, gute Geſchäfte macht er auch für mich. Warum? — Er weiß Kundſchaft zu behandeln. Darum mag er ſich etwas herausnehmen in meinem Hauſe! — Wie heißt? Du wollteſt mit Mademoiſelle tanzen? — Mademoiſelle! ſagte er: Sie werden ſich weder unterſtehen mit dem Herrn in dieſer Geſellſchaft zu tanzen, noch die Töchter dieſes Hauſes zu erziehen! — Das iſt brav von dem jungen Menſchen. — Und nun kömmſt Du und willſt ihn zur Thür hinauswerfen? Du, ein Jude, willſt einen Chriſten zur Thür hinauswerfen? Danke Gott, daß der Chriſt Dich nicht zur Thüre hinauswirft. Was iſt das jetzt für eine Zeit! Was iſt das für eine Welt! — Die koſcheren Töchter Iſraels bekommen Erziehung von einer chriſtlichen Chonte und die Juden wollen die Chriſten zur Thür hinausſchmeißen. In meinem Hauſe dulde ich das nicht. In meinem Hauſe verbitte ich mir alle Erziehung und Aufklärung.“

Wenn der keuſche, ſchwärmeriſche Jüngling in ſeinem bisherigen Ideal ein Trugbild, ein gefallenes Mädchen erblicken muß, ſo iſt das eine giftige Erkenntniß. Die vormals edle Phantaſie wird ſchlüpferig und gemein, und erwachende, heftige Leidenſchaften tödten die Glückſeligkeitsgefühle der Tugend und Unſchuld. — Von dem Augenblicke an, wo Mademoiſelle mir nicht mehr würdig ſchien, meine Träume und Gefühle zu beherrſchen, reichte das Wort „Mädchen“ oder „Weib“ hin, mich zerſtreut zu machen. Wenn ich allein und unbeſchäftigt war, dachte ich an meine Couſinen und jungen Tanten und bald dieſe bald jene gewann außerordentlichen Liebreiz für mich. Doch wenn ich ſie wiederſah, war dieſe Täuſchung hin; ja faſt zuwider waren ſie mir; — denn ſie waren nicht Mademoiſelle, die ich aus Tugendbündlerſtolz und auch als keuſcher Judenſohn tief verachten mußte.

V.

Lange konnte ein ſolcher Zuſtand nicht dauern, ohne in Wahnſinn oder Laſter auszuarten. Glücklicherweiſe auch fand ich Mademoiſelle nach wenigen Tagen wieder, um ſie mehr als je zu lieben. Es war in dieſem koſcheren Hauſe — woran Sie ſich beinahe verſündigt hätten.

Damals war es ein Tanzſaal niederen Ranges für die Mädchen der Brunnenſtraße, des Hebräergangs u. ſ. w. Es wurde jedoch auch ſeiner anſprechenden, weiten und wohlfeilen Räumlichkeit halber auch zu Privatbällen, Familienfeſten und endlich zu geheimen, vornehmen Orgien benutzt. Ja, die neuisraelitiſche Gemeinde hatte es damals ſchon an ſich gekauft, um einen Tempel Gottes daraus zu machen.

Die Köchin meines Onkels Nathanſon, welche ſich in ſeinem geſegneten Hauſe etwas Erkleckliches zuſammen geſpart, heirathete einen alten Privatlehrer, der ſich ebenfalls ein kleines Kapital zuſammen unterrichtet hatte.

Kein übles Paar! Rohe Naturalien müſſen gar gekocht, rohe Naturen müſſen gar gezüchtigt werden, damit beide genießbar ſind.

Mein braver Onkel wollte das Aufſehen meiden, ſo wie die Umſtände und Störungen, welche ein ſolches Feſt in dem eignen Hausſtand verurſacht. Die Trauung fand in aller Stille ſtatt. Schmaus und Ball war in dieſem koſcheren Hauſe.

Das Hochzeitsmahl ward en famille eingenommen; außer der alten Köchin-Braut, meiner Tante und meinen vier Couſinen nahmen weiter keine Damen Theil daran. Nach dem Mahle kamen Muſikanten und es wurde getanzt. Zu dieſem Balle aber wurden weiter keine jungen Mädchen, ſondern nur verheirathete Frauen mit ihren reſpectiven Eheherren eingeladen. Eine Hochzeit iſt ein Feſttag, wie der Sabbat, auf dem man ſeine beſten Feſtkleider anlegt. Junge Mädchen zwar, wenn ſie nicht zur hohen Ariſtokratie gehörten, kleideten ſich damals nur höchſt ſittſam und beſcheiden. Ganz anders aber war es mit den jungen Frauen. Meine jüngeren Tanten erſchienen in Sammt und Seide mit Juwelen und Goldſchmuck, waren herrlich friſirt und nach neueſter Mode gekleidet; das heißt: nackte Schultern, halb entblößte Bruſt und nackte Arme. Was damals ariſtokratiſches Ballcoſtüm war, iſt heutigen Tages Hoftracht, nur mit dem Unterſchiede, daß die damaligen Frauenkleider den griechiſchen Schnitt hatten, den die franzöſiſche Revolution wieder aufgebracht: kurze unnatürliche Taille, dicht unter der Bruſt, während die heutige Hoftracht zu den langen Roccoco-Taillen, Gigots und abſtehend gebauſchten Rücken zurückgekehrt iſt.

Meine Familie war mit ſchönen Frauenzimmern geſegnet und meine jungen Tanten hatten heute in Natura durchaus nicht Widriges für mich. Im Gegentheil, ſie entſprachen meiner Phantaſie, welche mit Nymphen und Gottheiten des griechiſchen Alterthums angefüllt war. Auch die Beleuchtung trug das ihrige dazu bei und endlich kam ich von einem üppigen jüdiſchen Hochzeitsmahl. —

Ich tanzte gut, ich darf ſogar ſagen, mit Bravour. — Meine Tanten-Nymphen und Gottheiten, die mich ſonſt wie einen untergeordneten Neffen oder gleichſam wie einen dummen Jungen zu behandeln pflegten, zeichneten mich mit einem Male aus. Sie zogen mich nicht nur allein anderen Herren und ſelbſt ihren Ehemännern vor, ſie riſſen ſich um mich. Die Eine winkte mir, die Andere blinzte mir zu, die Andere ſagte rein heraus: „Emanuel, ich will mit Dir tanzen.“ Sie lachten und ſchäkerten mit mir, ich durfte ihre bloßen Arme und Schultern küſſen, und bekam auch wohl unaufgefordert einen Kuß auf den Mund. Es blieb ja in der Familie. — Faſt verachtete ich meinen Onkel und andere Eheherren! Heute war ich der Liebling dieſer reizend geſchmückten und friſirten, feſtlich gelaunten Gottheiten. Mogten ſie doch morgen, wenn ſie welk, matt und überwacht, in ihren Nacht- oder Hauskleidern ſich an den Kaffeetiſch ſetzten, wieder für ihre Ehemänner ſorgen oder wirthſchaften oder gar mit ihnen. Wer war der Glücklichere? Ich, der nur mit ihnen tanzte, — oder ſie, die ſie geheirathet hatten und verſorgen mußten.

Mit einem Male trat Saftholz, der als Hausgenoſſe mit zu allem gezogen wurde, zu mir.

„Herr Frankheim, Sie ſind der Held dieſes Abends, und weil Sie heute in ſo glücklicher Laune ſind, werden Sie geneigt ſein zu vergeſſen, was zwiſchen uns vorſiel.“

„Was ſoll ich vergeſſen?“ fragte ich rauh.

— „Unſeren Wortwechſel wegen Mademoiſelle Anna Lomley.“

— „Ignoriren Sie, was Sie wollen; das was ich vergeſſen will oder nicht ſei meine Sache.“

Aber er hatte einen Namen genannt, der mich plötzlich aus meinem paradieſiſchen Freudentaumel riß. Ach, wie ſehr irrte ich, wenn ich glaubte, Mademoiſelle zu verachten. Meine Feſtlaune war dahin, ich konnte nicht mehr tanzen und ſetzte mich ſtill in einen Winkel.

Meine Tanten kamen mich aufzufordern. Sie hatten es heute einmal auf mich abgeſehen und wollten nicht von mir laſſen.

Ich ſchützte Kopfweh vor. Ich betheuerte, daß ich erſchöpft und unwohl ſei und nicht tanzen könne.

Sie lachten: „Biſt Du ſchon verwöhnt, biſt Du ſchon verzogen, weil Du Dich koſtbar machen und Dich ſuchen laſſen willſt, um Körbe auszutheilen? Armer Junge, wie wird man Dir erſt in der Welt mitſpielen, wenn die Zuvorkommenheit einer Tante Dich ſchon eitel macht.“

So läſtig und zuwider waren ſie mir mit einem Male Alle, die noch vor wenig Augenblicken ſo viel Reiz für mich hatten!

Saftholz ſah mich betrübt und ernſt da ſitzen. Er kam noch einmal zu mir.

„Herr Frankheim, ich muß befürchten, daß Sie mich für einen ſchlechten Menſchen halten und von mir denken, daß ich die Lomley aus dem Hauſe Ihres Onkel vertrieben habe.“

— „Ja, das denke ich von Ihnen, dafür halte ich Sie.“

— „So hören Sie denn, mein Herr! Nicht ich habe die Lomley vertrieben, ſondern Sie, durch Ihr unvorſichtiges, auffälliges Ritterthum. Nicht ich, ſondern ſie ſelbſt hat ſich verrathen, indem ſie plötzlich das Haus verließ, in welchem man nichts Arges von ihr dachte, mit Hinterlaſſung eines Briefes, in welchem ſie ſich beklagt, die Beute eines vornehmen Wollüſtlings zu ſein und ſich ſelbſt als Warnung aufſtellt, nicht Jedermann Vertrauen und Wohlwollen zu ſchenken.“

— „Der Brief lautet nicht ganz ſo.“

— „Wollen wir uns verſtändigen oder wollen Sie bei Ihrer vorgefaßten ſchlimmen Meinung von mir bleiben?“

— „Ich will Niemanden Unrecht thun und wenn Sie ſich rechtfertigen können, ſo will ich gern meinen Irrthum und meine Unerfahrenheit eingeſtehen.“

— „Was thäten Sie, Herr Frankheim, wenn Sie ein Mädchen von zweideutigem Rufe liebten? Nicht wahr? Sie würden darauf bedacht ſein, ſie zu retten.“

„O mein Gott!“ dachte ich. Auch ich liebe ſie und bin auf dieſen Gedanken noch niemals gekommen. Indeß erwiderte ich Saftholz: „Sie haben Mademoiſelle unter vier Augen geſagt: Verlaſſen Sie dieſes Haus! Die Treue, die ich meinem Prinzipal ſchuldig bin und die Anhänglichkeit, die ich für die ganze Familie hege, verpflichten mich zu entdecken, woran man mit Ihnen iſt.“

— „Das hat Ihnen Ihr Herr Onkel geſagt; denn nach dem Auftritte, den Sie gemacht und nach dem Brief den die Lomley hinterlaſſen, blieb mir nichts anderes übrig, als ſo zu reden. Allein die Sache verhält ſich ganz anders. Wie geſagt, ich wollte ſie nicht vertreiben, ſondern ſie retten.“

— „Sie haben ihr alſo nicht unterſagt, meinen Couſinen ferner Erziehungslehren zu geben und mit mir zu tanzen?“

— „So hören Sie mich doch nur an! — Ich finde die Lomley in einer achtbaren Stellung bei den Ihrigen wieder. Auch ihr Benehmen iſt ein unbeſcholtenes. Haben Sie ihr etwas vorzuwerfen?“

— „Im Gegentheil! Sie flößte Jedermann Achtung ein."

— „Allein ihre Vergangenheit gereichte ihr, ſo wie dem Hauſe, im welchem ſie ſich befand, zur Schmach. Wie war die zu tilgen?"

— „Ich wüßte nicht wie; das Geſchehene iſt geſchehn."

— „Und doch läßt dergleichen gar leicht ſich tilgen. — Ich bin unabhängig und habe Vermögen. Ich hätte nicht nöthig Commis zu ſein; doch eine Beſchäftigung muß der Menſch haben. Mein Name gehört einer ehrenwerthen und geachteten Familie an, und ich bot ihr dieſen Namen mit meiner Hand."

„Iſt's möglich! — rief ich erſtaunt, Sie wollten Mademoiſelle heirathen, trotz ihrer zweideutigen Vergangenheit?"

— „Ich liebte ſie!"

Von dem Augenblick an, hatte ich Hochachtung für einen ſo redlichen, vortrefflichen Menſchen.

— „Was aber würden Sie nun thun, Herr Frankheim, wenn ein ſo großmüthiger, edler Antrag mit Hohn und Verachtung zurückgewieſen wird?"

— „Das that Mademoiſelle?"

— „Sie iſt eine gemeine Seele, aber ſchön und liebenswürdig. Ich bin der Erſte nicht, der einen ſolchen Antrag ihr machte. Sie hätte ſchon in Hannover eine Frau Inſpectorin werden können, wenn ſie Luſt gehabt hätte ehrlich zu ſein. Hier haben Sie den Schlüſſel zu meinem Benehmen. Weil ſie meinen Antrag verachtete, verachtete ich ſie. Nicht einmal tanzen wollte Sie mit mir; denn wahrlich, ich habe einmal die Schwachheit für dieſes Mädchen. Ich hatte ſie vor Ihnen zum erſten Walzer aufgefordert. Sie haben geſehen und haben gehört mit welchen Klapperſchlangenblicken und mit welchen Gurgeltönen ſie mich Lügen ſtrafte und mir Erziehung gab. Können Sie es mir verargen, daß ich, empört über dieſe Frechheit, für den Augenblick ſo weit mich vergaß, mir eine Drohung zu erlauben?“

— „Nein! Ich bin Ihnen Ehrenerklärung ſchuldig. Doch beſſer, wir vergeſſen es.“

— „Soll ich ganz aufrichtig ſein? Soll ich noch mehr ſagen?“

— „Ich werde Ihnen dankbar dafür ſein.“

— „Ich war eiferſüchtig auf Sie. Offenbar war ſie in Sie verliebt. Sie verachtete alle, um mit Ihnen zu cokettiren und alle ihre Geſpräche waren an Sie gerichtet. „Herr Frankheim, was meint Schiller oder Goethe mit dieſem oder jenem Verſe? Herr Frankheim, wie iſt dieſe oder jene Redensart zu verſtehen? Herr Frankheim, wird dieſes Wort ſo oder ſo ausgeſprochen?“ —

Dieſe Worte umſingen mich wie ein ſüßer Traum, der glänzend beſtätigte, was ich kaum zu ahnen mir erlaubt hatte und aus dem zu erwachen ich mich fürchtete.

„Aber wenn Sie ſich nun irren, Herr Saftholz? — fragte ich ſcheu. — Wenn das, was Sie für Zuneigung halten, weiter nichts, als Wißbegierde war?“

Saftholz ſchlug ein Gelächter auf. „Die und Wißbegierde? Koketterie und Sinnlichkeit iſt ſie durch und durch. Woher war ſie, die mich ſo dreiſt und herriſch jederzeit behandelte, mich, der ich ſie in jedem Augenblick demüthigen konnte, woher war ſie in Ihrer Gegenwart ſo ſchüchtern und befangen?“

— „Das konnte, wie mich dünkt, weit beſſer auf Ihre Rechnung kommen, eben weil Sie im Stande waren, ſie jeden Augenblick zu demüthigen.“

— „O, Sie kennen dieſe wilde Katze nicht. Vom erſten Augenblicke an, wo ſie mich in dem Hauſe Ihres Onkels ſah, war ihr Benehmen gegen mich dreiſt, verächtlich und herausfordernd. Sie ſchien auf Alles gefaßt. Doch Eines nur mochte ſie beſorgen: daß ich den Mund in Ihrer Gegenwart aufthuen könnte; daß ich Ihnen Dinge anvertrauen würde, um derentwillen ſie mit ihrer eiſerner Stirn ſich vor der ganzen Welt nicht ſcheut und die ihr nur empfindlich geweſen wären, falls Sie ſie erfahren hätten; deshalb gerieth ſie außer ſich, bei dem erſten dreiſten Worte, was ich mir in Ihrer Gegenwart erlaubte, ſchimpfte und verließ am folgenden Tage das Haus, um zu ihrer früheren Lebensart zurückkehren.“

VI.

Mit dieſen Worten hatte mich der Schelm umgarnt und ich zappelte in ſeinem Netze. Denn daß er ein Schelm war, wird Ihnen einleuchtend ſein, und was er mit mir, dem einzigen, unerfahrenen Sohn reicher Eltern vor hatte, werden Sie ſpäter erfahren.

Er fuhr fort: „Ich durfte der Verräther dieſes Mädchen ja nicht ſein, denn die Geſellſchaft, in der ich ſie kennen lernte, beſuchte ich noch immer und durch zweierlei Dinge macht man ſich in derſelben unmöglich: durch leere Taſchen und durch Schwatzhaftigkeit. Ich ſagte Herrn Nathanſon daher nur, was ich ſagen durfte.“

— „Welcher Art iſt dieſe Geſellſchaft?“

— „Junge Leute, die Geld ſo überflüſſig haben, daß ſie ſich eben ſo freuen es durchzubringen, wie andere Menſchenkinder, die gute Geſchäfte machen. Wenn ſie ſich in einer augenblicklichen Verlegenheit befinden, lächeln ſie glückſelig diejenigen an, die etwas von ihnen verlangen. Kennen Sie dieſe Sorte Schmetterlinge nicht?“

— „Ich lebe nur im Kreiſe meiner Familie und mit meinen Schulkameraden.“

— „Ferner hochgeſtellte obrigkeitliche Herren, die einen ökonomiſch-eleganten Hausſtand führen, aber ſich ſehr koſtſpielige heimliche Zerſtreuungen machen. — Wir ſind in einer freien Hanſeſtadt. — Viele regierende Perſonen haben mehr koſtſpielige Gelüſte, als ein regierender Herr. Und ferner giebt es eine Klaſſe alter, reicher Junggeſellen, die im Ganzen kärglich leben, die es ſich jedoch Alles koſten laſſen, um ihre letzten möglichen Genüſſe noch erhaſchen zu können. — Die Zierden dieſer Geſellſchaft ſind lockere Kouliſſen-Schönheiten, Putzmacherinnen, Abenteuerinnen und andere zierliche Geſchöpfe dieſer Gattung. Sie erſcheinen unter der Aufſicht ihrer Tanten, d. h. Gelegenheitsmacherinnen oder Kupplerinnen.“

— „Gehört auch Mademoiſelle zu dieſen Nymphen?“

— „Ja! Man nennt ſie die Prinzeſſin Pumphia, weil ſie ſich ſo übermenſchlich vornehm dünkt. Sie iſt Blumenſtickerin und behauptet Künſtlerrang. Um zu ihr zu gelangen, muß man ihr eine Stickerei abkaufen oder eine beſtellen und damit iſt ſie ſehr theuer. Alle Ihre Herren Onkel, alle älteren Herren, die Ihre Familie frequentiren, alle dieſe Herren, wie ſie hier ſind, Herr Nathanſon und Ihr Herr Vater nicht ausgenommen, haben ſich bereits ſehr angelegentlich bei mir nach Mademoiſelle erkundigt. Mademoiſelle, die nicht mehr Erzieherin in Ihrer Familie iſt, ſcheint jetzt größeren und wichtigeren Reiz für Sie gewonnen zu haben. Leider aber iſt die Prinzeſſin Pumphia unzugänglich für ſolche Perſonen, welche die Ehre haben, zu Ihrer reſpectabeln Familie zu gehören. Ganz geſunken iſt ſie nicht. Ein Funke Schamgefühl lebt noch in ihr. Vielleicht aber iſt es nur Koketterie. Sie will ſich ſelbſt nicht Lügen ſtrafen; ſie will vor denen ſich nicht demüthigen, denen ſie einſt durch Tugendhaftigkeit und vornehme Sitte Achtung einflößte. Selbſt für mich iſt ſie unſichtbar, — nur weil ich die Ehre habe, Hausgenoſſe Ihres Herrn Onkels zu ſein.“

— „So habe ich wohl die wenigſte Hoffnung, ſie wieder zu ſehen?“

— „Doch! — Sie beſucht immer noch die Geſellſchaften, in denen ich ſie kennen lernte.“

— „Bin ich denn zutrittsfähig für ſolche Geſellſchaften?“

— „Wenn Sie zweierlei Eigenſchaften beſitzen.“

— „Laſſen Sie hören.“

— „Haben Sie Geld? Ich bin für den Augenblick gänzlich abgebrannt, ſonſt würde ich Ihnen gern dienen.“

Ich langte in meine Taſchen. „Wie viel bedarf’s, zehn, zwanzig Drittel?“

— „Reden Sie nicht von Dritteln, ſondern von Louisd'ors.“

— „Ich bin bei jeder Gelegenheit von meinen Eltern und Verwandten reichlich beſchenkt worden; ich habe nie das Mindeſte zu meinem Vergnügen ausgegeben. Meine Sparbüchſe iſt voll Ducaten und Louisd'ors.“

— „Nun, was hat es dann für Noth. Allein die zweite Eigenſchaft: Können Sie ſchweigen?“

— „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nicht daran zweifeln.“

— „Abgemacht! Ich führe Sie in dieſe Geſellſchaft ein. Sie ſollen die Lomley, die Mademoiſelle oder die Prinzeſſin Pumphia wiederſehen. Sind Sie zufrieden?“

— „Wann?“

— „Freitag Abend gegen zehn Uhr, nach dem Theater.“

— „Was werden meine Eltern denken, wenn ich ſo ſpät noch ausgehen will?“

— „Laſſen Sie mich machen. Sie wiſſen, wie ich in Ihrer Familie ſtehe und hoffentlich verdiene ich einen andern Credit, als Mademoiſelle Lomley. Uebrigens ſind Sie mir eine Genugthuung ſchuldig.“

— „Welcher Art ſoll die Ehrenerklärung ſein, die Sie von mir fordern?“

— „Sehr freundlicher Art. Morgen 12 Uhr, ſo wie Sie aus dem Johanneum kommen, müſſen Sie mit mir frühſtücken.“

— „Herr Saftholz, Sie überhäufen mich mit Zuvorkommenheiten — und ich habe es nicht um Sie verdient.“

— „Ich mache nur gut, was ich verſündigt habe. Mich dünkt, ich habe Sie dieſen Abend übler Laune gemacht und Sie in Ihrem Tanzvergnügen geſtört. Soll dieſe ganze Geſellſchaft und hauptſächlich ſollen Ihre liebenswürdigen Tanten, die ſo gern mit Ihnen zu tanzen wünſchen, darunter leiden? — Nein! Seien Sie wieder, was Sie bisher waren, die Seele des Vergnügens, der Held Ihrer Tanten. Strapaziren Sie ſich, opfern Sie ſich auf, und morgen früh um 12 Uhr hole ich Sie ab, um Sie bei Unbeſcheiden hinter dem Breitengiebel mit Auſtern und Lafitte zu reſtauriren. Dort erfahren Sie das Uebrige.“

Ich war wieder ſo aufgemuntert und aufgeregt, daß ich die erſte beſte meiner Tanten bei'm Arm nahm und ſagte: „Jetzt habe ich mich erholt und kann wieder tanzen.“

Ich tanzte die ganze Nacht hindurch, wie ein Wahnſinniger.

Als wir Morgens früh um vier Uhr uns anſchickten, nach Hauſe zu gehen, trat Saftholz noch einmal zu mir.

„Wiſſen Sie auch, wohin ich Sie am Freitagabend führen werde?“

— „Nun?“

— „Hierher! In dieſes Lokal, welches wir jetzt verlaſſen. Dann aber wird es hier ganz anders ausſehen.

Sie werden erſtaunen über die Soireen, welche Madame Biſchof giebt.“

— „Wer iſt Madame Biſchof?“

— „Wir werden ſie morgen kennen lernen.“

VII.

Ich ſchlief nur wenig, denn um acht Uhr mußte ich nach dem Johanneum.

Ich war zerſtreut und niedergeſchlagen und meine Schulkameraden fragten mich, was mir fehle!

Ich ſagte, daß ich auf einer Hochzeit war und die ganze Nacht hindurch getanzt habe.

„Wo wurde denn dieſe Hochzeit gefeiert?“ fragten ſie.

Ich nannte ganz ſorglos dieſes koſchere Haus und meine Schulkameraden brachen in ein barbariſches Gelächter aus.

Indem kam der würdige alte Hipp, und fragte nach der Urſache unſerer Heiterkeit. Er erfuhr ſie und ich war zum zweiten Male beſchämt. „Meine Herren,“ ſagte der menſchenfreundliche Mann, „es macht Ihnen keine Ehre, daß Sie dieſes Haus kennen.“

Ich habe bereits eines reichen und vornehmen Schulkameraden erwähnt, der ſich auf eine ſehr ſchlaue Weiſe von ſeinen Vormündern emancipirt hatte.

Dieſer Emancipirte, der übrigens ein braver Junge war, ſich aber viel erlaubte, nahm das Wort.

„Herr Profeſſor! Ich kenne dieſes Haus, aber meine Commilitonen kennen es nicht, ſonſt würden ſie wiſſen, daß am Dienſtag dort nicht öffentlich getanzt wird.“

— „Alſo hat Frankheim eine Unwahrheit geſagt.“

„Im Gegentheil! Meine Herren Commilitonen haben ihn in einen unwürdigen Verdacht: denn öffentlich iſt dieſer Tanzſaal nur Montags, Mittwochs, Donnerſtags und Sonntags, folglich war Frankheim nur in einer Privatgeſellſchaft, die dort ein Feſt feierte.“

— „Haben Sie gehört, daß ich geſagt habe, es gereicht einem Primaner nicht zur Ehre, dieſes Haus zu kennen.“

„Freilich habe ich das gehört, Herr Profeſſor. Allein ich will Frankheim rechtfertigen, und ſelbſt für nichts Beſſeres gelten als ich bin!“

„Schweigen Sie, verwegener junger Menſch. Sie mögen rechtſchaffen handeln, aber Sie reden unanſtändig.“

Es war indeſſen wohlgethan, vor dem Emancipirten mich zu rechtfertigen, denn Hipp legte mir mehrere Fragen vor, die ich, wie gut ich auch praeparirt war, nicht beantworten konnte.

Er ſchonte mich und allerdings bedurfte ich auch an dieſem Tage der Schonung.

Von 9 bis 11 Uhr laſen wir bei Gurlitt den Horaz. Wie lang mir dieſe Stunden wurden, kann ich unmöglich beſchreiben. Alle Augenblicke ſah ich nach der Uhr.

Der Alte merkte es und fragte: „Frankheim, langweilt Sie der Horaz?“

„Nein, Herr Director!“

„Sie ſehen ja beſtändig nach der Uhr. Sind Sie ein Neuling, der zum erſten Male eine Uhr in der Taſche hat und jeden Augenblick ſich überzeugen muß, daß ſie richtig geht und er ſeinen Schatz noch beſitzt?“

Ein jeder Profeſſorenwitz wird mit einer fürchterlichen Gelächterſalve begrüßt, und es war die dritte Salve, die ſich auf meine Koſten erhob.

Noch eine Stunde hatte ich zu überſtehen. — Ich hätte ſie ſchwenzen können, kam ich heute aber früher nach Hauſe, ſo hätte es das Anſehn gehabt, als ſei ich vom geſtrigen Feſte angegriffen und dann hätten meine Eltern niemals erlaubt, daß ich mit Saftholz frühſtücken ging.

Zum Glück aber trug der geniale Zimmermann Religionsphiloſophie vor, und zwar mit der größten Freiſinnigkeit, zum Verdruß und Aergerniß zukünftiger Theologen, die frühzeitig auf den Pietismus ſich einzuexerciren befliſſen waren. So lange Zimmermann ſprach, vergaß ich, daß ich von Saftholz ein Frühſtück zu erwarten hatte um mit ihm von der Lomley zu reden.

Als ich nach Hauſe kam war er ſchon dort. Auch hatte er bereits die Einwilligung meiner Eltern erhalten.

Einem einzigen Sohne, auf den man ſo große Stücke hielt, wie meine Eltern auf mich, läßt man nicht gerne von der Seite ohne ihm gute Lehren, Ermahnungen und Warnungen mitzugeben.

Mein Vater ſagte: „Du verdankſt Herrn Saftholz heute eine große Ehre. Du wirſt frühſtücken mit dem Sohne des däniſchen Conſuls von L. und dem des altonaer Senators D. — In ſolcher Geſellſchaft ſehe ich Dich gerne.“

Meine Mutter fügte hinzu: „Iß nur nicht zu viel, Emanuel. Du haſt geſtern auf der Hochzeit das Deinige gethan und biſt erſt um vier Uhr zu Bette gegangen.“

Ich wollte mich umkleiden. Allein der dreiſte Saftholz rief: „Bei Leibe nicht, der altdeutſche Rock iſt die Uniform des ſtudirenden Jünglings und eine Uniform geht dem Fracke vor. Sein Sie auf meinem Frühſtück von Geſchäftsmännern die gelehrte, oder vielmehr die philoſophiſche Würze.“

„Emanuel!“ ſprach mein Vater ernſthaft. „Hier haſt Du einen Freund, auf den Du dich verlaſſen kannſt!“

„Emanuel! flehte meine Mutter. „Herr Saftholz iſt älter als Du, befolge pünktlich alles was er Dir räth.“

Ich zählte neunzehn Jahre und war Primaner. Allein wir hatten damals eine Erziehung bekommen, die unſere

Eltern ſelbſt nicht hatten, und um ſo weniger uns geben konnten. Sie überließen uns daher jedweder anſcheinenden Autorität, von der ſie ſich etwas verſprachen.

Ich beurlaubte mich auf kurze Zeit, um einige unbedeutende Verbeſſerungen mit meinem Anzuge vorzunehmen und hierauf gingen wir zu Unbeſcheiden hinter dem breiten Giebel.

Auſtern und Champagner waren zu haben. Doch ſah ich weder einen Conſulsſohn L. noch einen Senatorsſohn D.

„Wo bleiben dieſe jungen Herren?“ fragte ich.

— „Mein Gott! Wollen oder können Sie mich nicht verſtehen. Sonnabend iſt die Aſſemblee. Sie müſſen eine Nacht außer dem Hauſe bleiben; werden Ihre Eltern das zugeben, wenn Sie nicht bei einem Altonaer Conſul oder Senator eingeladen ſind, wo Sie wegen Thorſchluſſes nicht wieder nach Hamburg kommen können?“

— „Alſo die Frühſtückgeſellſchaft iſt eine fingirte?“

— „Natürlich, und Sie ſehen, mit welchem Erfolge. Sie ſind mir anempfohlen worden, Sie ſind ermahnt worden zu thun was ich Ihnen rathe.“

Und ich bin alſo weder bei einem Conſul noch bei einem Senator eingeladen?“

„Es würde zu verwegen ſein, eine Geſellſchaft beim däniſchen Conſul zu fingiren. Er giebt große, ſtadtkundige Feſte, indeß könnte er doch auch einmal en petite comitèe ſich amüſiren wollen. Doch Ihr Herr Vater iſt eitel. Er könnte ſich rühmen, daß ſein Sohn die Nacht nicht zu Hauſe gekommen um einer Soiree beim däniſchen Conſul beizuwohnen. Der Senator alſo iſt weit ſicherer und bequemer. Er feiert einen Geburtstag und läßt tanzen.«

— »Ich habe nicht das Herz, meinen Eltern ſolche Unwahrheiten aufzubinden.“

— »Ich werde es thun, und Sie wollen die Lomley wiederſehen?«

— »Ja! Um jeden Preis.«

— »Alſo ſind Sie nächſten Sonnabend beim Senator D. eingeladen. Er führt ein ſehr einfaches Haus und davon läßt ſich kein großes Rühmen machen. Sie können es wagen. Alſo hole ich Sie nächſten Sonnabend zum Senator D. in Altona ab.«

— »Nächſten Sonnabend?«

— »Ja! Nach dem Theater. — Spielen Sie?«

— »Nein, ich habe nie geſpielt.«

— „Alſo werden Sie tanzen und ich ſpiele. Haben Sie Geld? Sonſt ſteht Ihnen meine Börſe zu Dienſte.«

— »Wie viel brauche ich?

— »Sie werden einſehen, daß man einen ganzen Abend nicht umſonſt tanzen, liebeln, ſchmauſen und zechen kann, ohne wenigſtens ein Paar Louisd'or auf eine Karte zu wagen.«

— „Sagen Sie nur wie viel Sie wünſchen.“

— „Ich bin noch nicht ſo weit. Es iſt Ihnen ausſchließlich darum zu thun, daß die Lomley auf der Soiree erſcheint, daß ſie nur mit Ihnen tanzt und kein anderes Engagement annimmt. Dazu iſt erforderlich, daß Sie ihr ein artiges Geſchenk machen.“

— „Wenn Sie es annimmt?“

„Weder von Ihnen noch von mir. Wohl aber durch die dritte Hand, durch die Biſchof, durch die Eminenz gelangt man zur Prinzeſſin. Ich werde mit ihr reden. An Pretioſen habe ich Ueberfluß. mit denen ich nichts anzufangen weiß. Ich alſo beſorge das Geſchenk für die Prinzeſſin, welches Ihnen dieſelbe für den Abend ſichert, und empfange eine Summe gleichen Werthes, um ſie auf eine Karte zu wagen. Entweder ich verliere oder gewinne das doppelte, vierfache, zehnfache. Der Gewinn gehört uns Beiden.“

— „Das iſt ein ſehr annehmbarer Vorſchlag.“

„Schauen Sie!“ ſprach Saftholz und zog ein Maroquin-Etui aus der Taſche. Es enthielt eine allerliebſte Damenuhr, emaillirt und mit Perlen beſetzt nebſt Kette und Uhrhaken, ebenfalls emaillirt und jedes Glied der Kette war mit einer Perle geſchmückt. — „Iſt dieſe Uhr dreißig Ducaten werth?“ fragte er.

— „Nach meiner Meinung das doppelte, das dreifache.“

— „Ich will nichts an Ihnen verdienen. Ich habe dieſe Uhr beim Spiel für dreißig Ducaten angenommen, und überlaſſe ſie Ihnen für dreißig Ducaten, die wir gemeinſchaftlich auf die Karte ſetzen.“

„Das wäre zu großmüthig! Sechszig Ducaten. Dreißig für die Uhr und dreißig für die Karten. Die Uhr iſt meine Sache.“

— „So müßte ich dreißig Ducaten zulegen und ſechszig Ducaten zu verſpielen, wäre zu viel.“

— „Alſo fünf und vierzig Ducaten! Sie legen fünfzehn zu.“

— „Ich mache mir nichts aus der Lomley, ich überlaſſe ſie Ihnen gern.“

— „Sie wollen nichts an mir verdienen. Sie ſollen mir aber auch nichts ſchenken.“

— „Es ſei. Alſo fünf und vierzig Ducaten. Ich lege fünfzehn zu.“

— „Und dieſe Uhr haben Sie im Spiel gewonnen?“

— „Ja!“

— „Es iſt eine Damenuhr!“

— „Ganz recht. Ich habe ſie auch einer unſerer Nymphen abgenommen.“

— „Alſo ſpielen die Nymphen auch?“

— „Auch die Madames und Tanten. Erſt verſpielen ſie ihr Geld und dann ihre Koſtbarkeiten.“

— „Wie iſt das möglich?“

— „Sie werden ſehen, wie fein die Bewirthung iſt. Man kann ſie nicht umſonſt verlangen.“

— „Und wer bezahlt dieſe Bewirthung?“

— „Die Bank bezahlt alles. Aber man muß ſpielen. Ich ſpiele für Sie.“

— „Spielt die Lomley auch?“

— „Wenn man ihr einen Louisd'or ſchenkt. Gewinnt ſie, ſo freut ſie ſich, verliert ſie, ſo iſt ſie ſo traurig und ſeufzt ſo lange bis man ihr einen zweiten und dritten ſchenkt.“

— „Es ſieht ihr ähnlich. Allein ſie hat es mir einmal angethan. Ich könnte mich mit Freuden von ihr ausplündern laſſen.“

— „Das wäre thöricht, denn ſie liebt Sie ausnahmsweiſe, deſſen hat ſich keiner ihrer Anbeter zu rühmen, die ſie alle ausgeplündert hat. Alſo Sonnabend Abend nach dem Theater. Alles übrige bringe ich bis dahin in Ordnung.“ —

— „Und die 45 Ducaten, wann verlangen Sie ſie?“

— „Nicht früher als im Saale, wo ich mir Ihre Börſe ausbitten werde, unter dem Vorwande, daß ich mit Geld zu kurz käme.“

Saftholz begleitete mich zu meinen Eltern zurück; berichtete ihnen die angebliche Einladung und fügte hinzu: „Kleiden Sie ſich nicht übertrieben elegant. Sie wiſſen, es iſt nur ein Familien-Cirkel, und Groß-Galla würde den

Hamburger Bürgerſohn verrathen, der den Familiencirkel eines Altoner Senators überſchätzt. Alſo ſchwarzen Frack, lange, ſchwarze Beinkleider, weiße Weſte und Halstuch iſt alles.“

Er ging, und meine Mutter ſagte: „das iſt ein braver, feiner junger Mann, er denkt an alles. Seit wann ſeid Ihr wieder ſo gute Freunde geworden?“

— „Seit geſtern Abend. Wir haben uns verſtändigt.“

— „Die Lomley verdient auch nicht, daß man ſich ihrethalben mit ſolch einem guten Menſchen erzürnt,“ ſagte meine Mutter! und mein Vater beſtand darauf, daß ich bis Sonnabend einen neuen feinen ſchwarzen Anzug haben müſſe. Alle meine Einreden waren umſonſt. Es wurde zu Spieß geſchickt, der mir ſofort Maaß nahm und ſchon am Freitag Mittag erhielt ich meinen neuen Anzug.

— Die erſte Lüge, die ich mir jemals gegen meine Eltern erlaubt hatte, wurde theuer von ihnen bezahlt.

VIII.

Der heißerſehnte Sonnabend kam endlich, und zur verabredeten Stunde holte mich Saftholz in einer Kutſche ab. Der Kutſcher war bereits inſtruirt. Er erhielt Fahrlohn und Thorſperre von meinem Vater und obendrein ein großes Glas Wein von meiner Mutter; denn der Commis meines Onkels durfte den einzigen Sohn meiner Eltern nicht freihalten wollen. Der Kutſcher ſteckte das Thorſperrgeld als Trinkgeld in die Taſche, leerte ſein Glas und fuhr uns ſtatt aus dem Thore geradewegs nach dieſem Hauſe.

Es waren bereits einige Herren da, die älteren in Ueberröcken, die jüngeren im Frack; das Fußzeug ward in der Garderobe gewechſelt. Alle waren ſehr einfach gekleidet, und ich mit meinem ſuperfeinen funkel hagelneuen ſchwarzen Anzug kam mir ſehr ſeltſam vor.

— »Ich habe Sie vor einer übertriebenen Toilette gewarnt;« ſagte Saftholz. »Sie verräth den Neuling.«

— „Was ſollte ich machen. Meine Eltern wollten es!“ —

Gegen eilf Uhr erſchienen einige Tanten und Nichten. Das Theater war erſt um 9½ Uhr zu Ende und ſie hatten von neuem Toilette gemacht, um hier zu erſcheinen.

Meine Couſinen waren an jenem Abend ſehr züchtig gekleidet, meine Tanten aber nach griechiſcher Mode. Heute war es umgekehrt. Die Tanten waren elegant aber ehrbar gekleidet und die Nichten, verführeriſcher gekleidet als gar nicht.

Dieſe Nymphen wurden von den Herren, für die ſie gekommen waren, in Beſchlag genommen, an's Bufet geführt und mit Punſch und Backwerk tractirt. Sie ſelbſt durften nicht zugreifen, denn Mädchen dieſer Art ſind ſehr gefräßig, und was ſie nicht in ihre reſpective Mägen ſtopfen können, das verbergen ſie Fürſorge halber in ihren geräumigen Taſchen und Pompadours, denn morgen iſt auch noch ein Tag.

Saftholz präſentirte mir ein Glas Punſch.

— „Herr Saftholz! Ich gebe nicht ferner zu, daß Sie ſich meinethalben in Koſten ſetzen.“

— „Das thue ich auch nicht, das alles koſtet nichts. Es iſt Sache der Bank.“

— „Wollen Sie Geld?“

— „Noch nicht! — Später. Ich werde Sie darum bitten.“

Inzwiſchen hatte ſich der Saal gefüllt und es entſtand eine Bewegung. Man flüſterte ſich zu: die Eminenz kommt mit der Prinzeſſin. Dieſe Worte gingen von Mund zu Mund.

Man mußte, um in den Saal zu gelangen, durch's ganze Vorderhaus gehen, und außerdem gebrauchten die Damen einige Zeit, ſich ihrer Hüllen zu entledigen. Man hatte daher gehörige Muße, ſich gemächlich auf dieſe impoſante Erſcheinung vorzubereiten.

— Saftholz trat zu mir. „Ritter Emanuel von Frankheim! faſſen Sie ſich ein Herz, denn Ihre Dulcinea kömmt und wird Sie mit ihren Blicken zerſchmettern.“

— „Warum das?“

— „Sie haben ſie als ein ehrliches und ehrenwerthes Mädchen gekannt, und wie erblicken Sie ſie jetzt wieder? Glauben Sie, daß ihr das nicht nahe geht?“

— „O mein Gott!“

— „Dergleichen paſſirt hier öfterer. Alle dieſe Nymphen oder Nichten haben mitunter Anwandlungen von Reue, Verſchämtheit und Moral. Allein man weiß dergleichen Idioſynkraſien zu behandeln und von Grund aus zu curiren. Bleiben Sie nur ſtandhaft und überlaſſen Sie alles Andere Anderen.“

— „O, das iſt doch fürchterlich!“

— „Sie müſſen die Welt kennen lernen, ſie iſt einmal ſo.“

Die Biſchoff war eine nicht mehr junge aber majeſtätiſche Blondine, ſie trug ein ſchwarzſammtnes Kleid mit Blonden beſetzt. Eine breite, goldene Treſſe mit einem Demantſchloſſe ſtützte ihre hohe Bruſt und ſie hatte Diamanten in den Ohren, an den Fingern und in den Haaren. Was dieſer lilienarmigen Juno an Friſche fehlte, erſetzte ihre koſtbare Toilette. Aber mit der etwas impertinent blonden Venus an ihrer Seite, welche den Gürtel der Anmuth beſaß, konnte ſie keinen Vergleich aushalten. Die Lomley hatte das zartbunte, ſeidene Kleid an, was Onkel Nathanſon ihr geſchenkt hatte, um ſie ein einziges Mal auf die Wange zu küſſen. Um ihren ſchneeweißen zierlichen Hals hing die mit Perlen geſchmückte, goldene Kette und an ihrem zarten Herzchen baumelte die niedliche Uhr.

Die Herren drängten ſich um ſie und bekomplimentirten ſie. Die Mamſellen prüften ihre Toilette, und beſchauten ſie von oben bis unten mit Neid und Unluſt.

Endlich ließ man ab von ihr, ſie konnte ſich im Saale umſehen, erblickte mich, ſtieß einen Schrei aus und bedeckte ihr Angeſicht. Sie wollte fliehen!

Allein die Biſchoff faßte ſie beim Arm, zerrte ſie zu mir und Saftholz ſtellte ſich neben mich. „Frankheim, das iſt der entſcheidende Augenblick. Sein Sie ſtandhaft und muthig.“

Sie hielt immer noch das Angeſicht mit beiden

Händchen bedeckt. Die Tanten redeten ihr freundlich zu, die Nichten gaben ihr in Ausdrücken, die ich mich zu wiederholen ſcheue, zu verſtehen, daß ſie nicht beſſer ſei, als jede Andere. Das war die Art und Weiſe, wie man Anwandlungen von Tugend, Schamhaftigkeit und Reue, radicaliter courirte.

Die Lomley gewann ihre Faſſung endlich wieder, trat einen Schritt näher, deutete mit dem Finger auf mich, ſah Saftholz ſcharf an und fragte: „Verdanke ich dieſem Herrn meinen Schmuck?“

„Prinzeſſin!“ höhnte Saftholz, „ich kann es nicht leugnen.“

„Markör!“ rief ſie höchſt hanoverſch vornehm.

Aber es kam kein Markör. Damen hatten nichts zu beſtellen.

Mit einer ſchlanken Bewegung ihrer zierlichen Arme nahm ſie Uhr und Kette ab und ließ ſie mit einer ſanften Bewegung zu Boden gleiten.

„Markör!“ rief ſie nochmals und deutete mit dem Finger auf die Uhr und dann auf mich. „Nehmen Sie das auf. Uebergeben Sie es dieſem Herrn und nimmt er es nicht zurück, ſo behalten Sie es!“

„Sie iſt heute fürchterlich! Prinzeſſin mäßig!“ ſpotteten die Nymphen und in der That war es eine entſetzliche Beſchämung für mich. Ich wollte augenblicklich das Haus verlaſſen. Allein Saftholz hemmte mich.

„Wenn Sie gehen, ſind wir alle compromittirt.“

Der Aufwärter brachte mir Uhr und Kette und ſagte: „Ich bin gar nicht böſe, wenn ich ſie behalten ſoll.“

Saftholz nahm ſie und gab ihm ein Geldſtück. „Frankheim!“ wiederholte er, „nur einen Augenblick noch bleiben Sie gelaſſen.“

Indeſſen hatte die Lomley die Biſchoff zur Seite gezogen und beredete ſich angelegentlichſt mit ihr. Beide winkten Saftholz.

„Warten Sie einen Augenblick!“ ſagte er und ging zu ihnen.

Die Biſchoff ſchien ihn ernſthaft zur Rede zu ſtellen. Die Lomley unterſtützte ſie hier und da. Allein er vertheidigte ſich gut. Wie es ſchien, beſchämte er die Lomley und endlich mußte ſie Uhr und Kette zurücknehmen. Weinend kam ſie auf mich zu.

„Herr Frankheim!“

Sie nahm mich bei Seite: „Warum verfolgen Sie mich?“

— „Weil ich Sie liebe!“

— „Ein unglückliches Mädchen wie ich, kann einem unverdorbenen Jüngling, wie Sie ſind, keine ſolche Leidenſchaft einflößen. Allein ich thue Unrecht, Sie unverdorben zu nennen. Sie ſind, ſeitdem ich Sie zum letzten Male ſah, tief geſunken. Sie belügen und betrügen Ihre guten, zärtlichen Eltern.“

— „Sie wiſſen, Mademoiſelle, wie ſehr ich meine Eltern liebe, aber Sie liebe ich noch mehr und Ihrethalben, um Sie wieder zu ſehen, verleugne ich Kindespflicht und Dankbarkeit.“

„Herr Frankheim, wir begegnen uns hier nicht auf dem Pfade der Tugend. Zwiſchen uns kann von Liebe keine Rede ſein. Nicht aus freier Wahl habe ich die Lebensart ergriffen, die ich führe, mein eigner Wille hat nichts damit zu ſchaffen. Nur herbes Mißgeſchick und mächtige Unterdrücker, denen ich wehrlos unterlag, haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Frankheim, Sie kennen die Welt nicht. Es giebt hochgeſtellte, anſcheinend ſehr würdige Männer, welche mit Bibel und Geſangbuch Sonntags fromm zur Kirche gehen, ſogar auch Kirchen bauen, Armenhäuſer errichten, fromme Stiftungen begünſtigen und öffentlich zu Wohlthaten jeglicher Art das Beiſpiel geben; aber um ſich heimlich nur um ſo ungezwungener ihren Lüſten und ihrer Tyrannei zu überlaſſen. Sie gleichen den katholiſchen Pfaffen, welche vor den Augen der Welt Frömmigkeit und Menſchen liebheucheln und hinter undurchdringlichen Kloſtermauern, wo keine Sonne ihre Frevel beſcheint, ſich alles erlauben. Erwarten Sie nicht, mein Schickſal zu hören. Es iſt das Schickſal von tauſend unglücklichen Mädchen. Und will man ſich einmal dieſer Sclaverei entreißen, ſo reicht das Wort eines hinterliſtigen Verführers hin, uns noch tiefer zu ſtürzen, als wir bereits geſunken ſind. Entreißen kann ich mich der Lebensart nicht, zu der mich mein böſes Schickſal verurtheilt hat, die Ehre iſt einmal dahin. Meine Aufgabe kann nur die ſein, nicht ganz darin zu verſinken. Schonen Sie alſo den kleinen Reſt von Tugendgefühl, deſſen ich noch fähig bin. Verlangen Sie nicht, daß ich mich vor Ihnen erniedrigen ſoll!“

— „Erniedrigen!“

— „Ja! lieber Frankheim! Ich ſchätze Sie! Ich liebe Sie ſogar. Doch kann ich Ihnen niemals gewähren, was ich anderen für Geld erlaube. Man knieet vor mir, man legt mir Koſtbarkeiten zu Füßen, heimlich aber verachtet man mich dennoch. Ich würde mich ſelbſt haſſen und verachten, wäre ich fähig, Sie oder irgend ein Mitglied Ihrer ehrenwerthen Familie durch meine Berührung zu beflecken. Ich habe mich im Hauſe Ihres Herrn Onkels ehrlich und ſittſam benommen. Ihre Tanten, Ihre Couſinen, und ach! Ihre gütige liebenswürdige Mutter; ſie waren vertraut und befreundet mit mir, ſie behandelten mich wie ihres Gleichen. Meine Seele iſt noch nicht ſo entweiht wie mein Leib, dieſe Erinnerung wird mir ewig theuer und heilig bleiben. Ich will in jeder Hinſicht ſie mir rein und ungetrübt bewahren.“

Hiermit fing ſie bitterlich an zu weinen, allein um ſo liebenswürdiger dünkte ſie mich. Sie hatte mit dieſen Reden meine Leidenſchaft nur entflammt, nicht gemildert.

Saftholz hatte uns beobachtet. Er trat näher.

„Nun Frankheim!“ begann er. „Haben Sie endlich genug Erziehung erhalten? Hat die Prinzeſſin Sie mit ihrem Tugendkitzel und ihren moraliſchen Geſinnungen endlich hinreichend zerknirſcht?“

„Anna!“ fuhr er fort, indem er ſie duzte. „Du weißt, weshalb Du hergekommen biſt und bezahlt biſt Du auch mit dieſer Uhr und Kette.“

Sie warf ihm einen ſogenannten Klapperſchlangen-Blick aus ihren Vergißmeinnicht-Augen zu und ich ſagte:

„Saftholz! Beleidigen Sie Mademoiſelle nicht! Ich rathe Ihnen, fangen Sie nicht wieder von vorn an.“

„Das ſei fern von mir! Ich kam nur zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie Geld bei ſich haben!“

— „Ich reichte ihm meine Börſe.“

— „Was enthält ſie?“

— „Das kann uns gleichgültig ſein!“

— „Frankheim! Sie ſind Gelehrter, ich bin Kaufmann. Ich will die Summe wiſſen.“

— „Es ſind fünf und vierzig Ducaten! Aber ich habe noch zwanzig Louisd'or bei mir.“

„Behalten Sie ſie. Das genügt. Tanzen Sie. Ich will ſpielen. Wir rechnen ſpäter ab. Viel Vergnügen.“

Er ging, flüſterte aber der Biſchoff noch einige Worte zu, die uns von jetzt an nicht mehr aus den Augen ließ.

„Frankheim!“ fragte die Lomley. „In welch’ einem Verhältniß ſtehen Sie mit dieſem Menſchen.“

— „Er iſt, wie Sie wiſſen, Commis bei meinem Onkel.“

— „Noch immer?“

— „Mein Onkel hält viel von ihm!“

— „Meine Warnung alſo war fruchtlos. Ich hinterließ einen Brief!“

„In welchem Sie vor vornehm thuende Schwindler warnen! Geliebte Anna. Mein Onkel und meine ganze Familie halten Sie für vornehm. Saftholz iſt nur Commis.“

— „Dieſe Worte wurden auf mich gedeutet. Man hält mich für ehrlos und gemein.“

Ich ließ den Kopf ſinken.

„Auch das noch! ich muß es ertragen. — Aber Saftholz, hat er Geld, hat er Kaufmannsgüter unter Händen?“

— „Er iſt Lagerdiener. Die Tagescaſſe und alle Waaren.“

— „Und ſo viel vertraut man ihm an?“

— „Er iſt reich und von guter Familie.“

— „Er hat gar nichts und iſt, wie Sie ſehen, ein Spieler.“

— „Allein er hat hohe Gönner!“

— „Alſo das iſt es. — Freilich! Auch ich war Ihnen guter Seits empfohlen. Und am Ende ſind die Israeliten zärtliche Eltern. Ihre Töchter gelten ihnen mehr als ihr Hab und Gut. Ja! Ja! Ihre Glaubensgenoſſen wollen ſich den Chriſten gleichſtellen, und ſind gar zu arglos und zutraulich bei vornehmen Empfehlungen. — Frankheim, öffnen Sie Ihrem Oheim die Augen. Er wird beſtohlen!“

— „Er glaubt es mir nicht. Ich will ſtudiren. Was weiß ich von Geſchäften.“

— „Saftholz iſt wohl ſehr in ſeiner Gunſt geſtiegen, weil er mich verrathen hat?“

„Da ſie es muthmaßen, darf ich nicht widerſprechen!“

— „O ich Unglückliche! Aber es ſoll nicht ſein. Geſchehe mir was da wolle! — Frankheim, wiſſen Sie weshalb man uns zuſammen geführt? — O ich errathe jetzt Alles. — Ich ſoll Sie zum Trunk, zum Spiel, zu Ausſchweifungen verführen. Sie ſind der einzige Sohn reicher Eltern; man wird Ihnen Ihr Geld abnehmen und Sie unglücklich machen.“

— „Ich weiß weshalb ich hier bin und bin ſo leicht nicht zu betrügen.“

— „Leichtſinniger Knabe. — Ach! welch einen ſchönen Frack haben Sie da. Das iſt Brabanter Tuch, und die Elle koſtet wenigſtens vierzehn Mark.“

— „Ich weiß es nicht!“

„Stehen Sie einmal auf. Ich will ſehen, wie er Ihnen ſitzt.“

Ich ſtand auf und drehte mich um!

— „Herrlich! wie angegoſſen. Er hebt Ihren glücklichen Wuchs."

— „Auch der erſte Schneider in Hamburg hat ihn angefertigt"

— „Ich aber finde Sie in dieſen Anzug abſcheulich, verächtlich!"

— „Mein Himmel Mademoiſelle, wie ſo?"

„Weil Sie ihn erſchwindelt haben. Um dieſe Nacht außer dem Hauſe zu bleiben, haben Sie Ihre Eltern belogen. Sie haben Ihnen geſagt, Sie ſeien in Altona bei einem Senator eingeladen. Und Ihre Eltern fühlen ſich geſchmeichelt über die vergönnte Ehre, die Ihnen in ihrem Sohne wiederfuhr. Sie beſtellten Ihnen dieſen feinen koſtſpieligen Anzug und ſo mißbrauchen Sie den Ehrgeiz Ihrer Eltern, ihren Stolz auf den einzigen hoffnungsvollen Sohn, um ſie zu betrügen. Und ich ſoll Theinehmerin Ihrer Ausſchweifungen ſein? Ich die Mitſchuldige, wenn Sie ſich ihrer gutgearteten Verwandſchaft unwürdig machen? Erwarten Sie das nicht von mir. Sondern erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen: Keiner Ihrer Vetter und keine Ihrer Couſinen iſt fähig, ſich eine ſolche Schlechtigkeit, eine ſolche Gemeinheit zu Schulden kommen zu laſſen."

Ich war wie niedergedonnert. „Woher wiſſen Sie das Alles?" fragte ich kleinlaut.

„Woher? Errathen Sie das nicht? — Ich habe Saftholz zur Rede geſtellt, wie er wagen dürfte, einen unmündigen Primaner, deſſen ganze Familie mir bekannt iſt, mir hier zuzuführen. Er antwortete hierauf, daß nach all den Lügen, womit Sie Ihre rechſchaffene Eltern bereits getäuſcht haben, Sie hinreichende Weihe erlangt hätten, um für einen der Unſrigen zu gelten, Sie wiſſen nunmehr woran Sie ſind. — Und nun ſagen Sie mir: Haben Sie Muth.“

„Gott ſei Dank! Bisher hab ich eher zu viel als zu wenig gehabt. — Nur Ihnen gegenüber, Mademoiſelle, bin ich heute zum erſten Male im Leben, zaghaft.“

— „Deſto beſſer! So befolgen Sie meinen Rath! Und ich will Sie ewig lieben und verehren!“

— „Um dieſen Preis thue ich alles!“

— „Gehen Sie augenblicklich! Werfen Sie ſich Ihren Eltern zu Füßen und geſtehen Sie ihnen Alles. — Nein! Wenden Sie ſich an Ihre edle gütige Mutter. Wie oft hat ſie mit Freude ſtrahlenden Blicken Sie betrachtet und gegen mich ſich ihres wohlgerathenen Sohnes gerühmt, und geſagt: Hätte ich doch nur ein halbes Dutzend ſolcher Söhne, damit wenn Gott mir den Einzigen nimmt, die fünf übrigen mich tröſten könnten. Entdecken Sie ihr, wie Saftholz es angelegt, Sie zu verführen. Und welche Rolle ich dabei geſpielt. Sie war mir ſtets gewogen, weil ich Sie jederzeit vor allen anderen auszeichnete. Und wenn Sie ihr ſagen: Ich habe mich vergangen und ich bereue es, denn Anna Lomley hat mir die Augen geöffnet, ſo wird Ihre gütige Mutter auch mich ſegnen und mich nicht ganz verachten!“

— Von neuem fing ſie heftig an zu weinen und auch ich mußte mein Schnupftuch ziehen und die Thränen trocknen.

Da kam die Biſchoff auf uns zu und ſprach bleich vor Zorn. — „Nimmt das noch nicht bald ein Ende! dumme Dirne, willſt Du hier umſonſt ſitzen und freſſen und ſaufen?“

„Herr Frankheim“, flehte die Lomley dringend, „thun Sie was ich Ihnen geſagt habe. Es iſt die höchſte Zeit.“

Ich hatte mich wieder geſammelt, und gab ein Zeichen der Verneinung.

„Was will ſie von Ihnen, mein Herr?“ fragte die Biſchoff.

Ich ſah mich nicht veranlaßt, ihr zu antworten.

„Was willſt Du von dem Herrn?“ wandte ſie ſich an die Lomley.

Und feſt und gelaſſen verſetzte die Lomley: „Ich kenne dieſen jungen Mann und ſeine ganze Familie. Er gehört nicht hierher, denn er iſt ein Schüler des Johanneums, und wider Wiſſen und Willen ſeiner Eltern iſt er hier. Auch iſt er unmündig und hat Saftholz ſoeben fünf und vierzig Dukaten gegeben. Mir wurde eine koſtbare Uhr aufgedrungen, die ebenfalls von ihm kommt und die ich nicht behalten will. Mögen andere ſich ſtrafbar machen, mich ſoll man nicht dazu zwingen.“

Hiemit wollte ſie zum zweiten Male die Uhr ablegen. Die Biſchoff aber knirſchte mit den Zähnen; wüthend faßte ſie die Lomley an und kniff ſie in den Arm, daß ſie laut aufſchrie, dann erhob ſie die geballte Fauſt um ſie noch weiter zu mißhandeln. Allein dahin ließ ich es nicht kommen, ich ſprang dazwiſchen und ſchleuderte mit der flachen Hand das große ſtarke Weibsbild zurück, daß ſie drei, vier Schritte weit zu Boden taumelte. Sie kam mehr zu ſitzen als zu liegen und war derb genug gebaut, um ſolch einen Fall zu vertragen.

Dieſer Auftritt erregte allgemeines Aufſehen. Der Tanz wurde unterbrochen, Herren und Damen eilten herbei und umringten uns.

Ich hatte damals große Körperkraft. Selbſt im Alter hat ſie mich noch nicht ganz verlaſſen, obſchon ſie bedeutend geſchwächt iſt. Der zukünftige Student war in mir erwacht und wir waren gute Jungen damals, wir Turner kurz nach dem Freiheitskriege. Ich ergriff einen Stuhl, ſchwang ihn kunſtgerecht um den Kopf, warf ihn wirbelnd in die Höhe, fing ihn ſpielend wieder auf, und rief:

„Wenn es auf Gewaltthaten ankömmt, ſo werde ich mich und dieſe Dame zu vertheidigen wiſſen!“

„Von Gewaltthaten kann in dieſer Geſellſchaft keine Rede ſein;“ verſetzte ein ältlicher Herr.

„Mein Herr! Sagen Sie das dieſer großen dicken Perſon. Ich deutete auf die Biſchoff. Ich rede nur von Vertheidigung. Ich kann nicht ſtille ſitzen, wenn einem jungen Mädchen neben mir, der Arm blutig gekniffen, und ſie mit Fauſtſchlägen bedroht wird.“

Die Lomley, die ſtets eine merkwürdige Geiſtesgegenwart beſaß, trat in dieſem Augenblicke dicht zu mir und zeigte, ohne ein Wort zu ſagen, den ſchönen nackten Arm, entſtellt von den friſchen, blutrünſtigen Spuren der Mißhandlung.

Der alte Herr warf der Biſchoff einen fragenden Blick zu.

Sie deutete mit dem Finger auf die Lomley und ſprach: „dieſes Menſch laſſe ich morgen früh aus dem Thore bringen.“

Die Lomley ſchmiegte ſich noch feſter an mich. Das ſollte heißen: Vertheidigen Sie mich, oder vielmehr ich glaubte es ſo verſtehen zu müſſen.

Ich ſagte daher zu dem ältlichen Herrn: „Wie Sie ſehen, will dieſe große Perſon dort durchaus nicht Frieden halten.“

Allein ich hatte die Lomlei dennoch mißverſtanden. „Sagen Sie alles!“ rief ſie, „alles was dieſe Frau bewog, mich zu mißhandeln.“

„Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?“ fragte der ältliche Herr.

— „Nein!“

— „So werden Sie mir die Frage erlauben, wer ſie hier eingeführt hat. Finden Sie nicht für gut es laut zu ſagen, ſo antworten Sie mir leiſe.“

— „Mein Herr! Ich habe durchaus keine Urſache zu verhehlen, daß ich Frankheim heiße. Mein Vater iſt Banquier und wohnt auf dem alten Wall.“

— „Ich habe darnach nicht gefragt, mein Herr! Sondern wer hat Sie hier eingeführt?“

— „Herr Saftholz, Commis meines Onkels Nathanſon, wohnhaft ebenfalls auf dem alten Wall.“

— „Alſo ſind Sie Israelit?“

— „Ja!“

— Der ältliche Herr warf der Biſchoff einen fragenden Blick zu.

Dieſe rief „Herr Saftholz, Herr Saftholz!“

Aber dieſer ſaß beim Spiel und konnte nicht ab.

„Thut auch nicht nöthig!“ ſagte der ältliche Herr. Ich werde ſchon mit ihm reden. Noch einmal wandte er ſich zu mir „Herr Frankheim, nehmen Sie nebſt Ihrer Dame Theil am Vergnügen; ſondern Sie ſich aber ferner nicht ab, um ernſthafte Unterredungen zu halten, wobei Ihnen die Augen übergehen. Ich habe Sie längſt deshalb ſchon beobachtet und es ahnete mir faſt, daß dergleichen geſchehen würde. Auftritte dieſer Art dürfen ſich hier nicht wiederholen!“

Hiemit ging er und die Lomley flüſterte hoch entzückt mir zu: „Tanzen wir!“

Der Kreis hatte ſich gelichtet, die Muſik begann wieder, und wir traten in die Reihe der Tänzer.

„Triumph! flüſterte die Lomley. Wir haben geſiegt.“

— „Geſiegt?“

— „Ja! durch das einzige Wörtchen Ja!“

— „Ich verſtehe Sie nicht.“

— „Ich will es Ihnen erklären, aber für's Erſte tanzen wir jetzt.“

Nach dem Walzer wurde die Tafel gedeckt und wir hatten Zeit genug, im Saale hin- und hergehend, unſer Geſpräch fortzuſetzen.

Ich bat um die Erklärung eines Sieges, den ich durch das einzige Wörtchen ja! erfochten.

„Geben Sie Acht“, erwiederte ſie. „Ein unbekannter Herr ſchickt mir eine koſtbare Uhr und beſcheidet mich hierher. Ich nehme ſie an und bin für dieſen Abend die Seine. Allein ich finde einen Herrn hier, der mir bekannt iſt. Er iſt unmündig, Scholar und wider Wiſſen ſeiner Eltern hier, denen ich verpflichtet bin. Es wäre die größte Gewiſſenloſigkeit und Schlechtigkeit, mich zur Sirene herzugeben, durch die er zum Spiel und anderen Laſtern verführt werden ſoll. Doch über ſolche kleine Bedenklichkeiten ſetzt man ſich hier hinweg und wofern ich mich ſträube, kneift man mir den Arm blutig und bewirthet mich mit Fauſtſchlägen. Auch hat man noch andere Zwangmittel mich zur Vernunft zu bringen. Aber nun fragt Sie jemand: „Sind ſie ein Israelit“ und Sie ſagen: „Ja!“ So giebt dieſes „Ja“ mir meine Freiheit wieder, denn Israeliten dürfen hier nicht herkommen, das iſt das Verbrechen und nicht ich, die Biſchoff und beſonders Saftholz haben ſich jetzt ſtrafbar gemacht. Dies alles liegt in dem einzigen Wörtchen „Ja!“ und es liegt noch mehr darin, was ich Ihnen vielleicht ſpäter einmal eröffnen werde. — Unſer Herr Chriſtus. — Ich weiß Sie geben nicht viel auf ihn, weil Sie einen anderen Glauben haben. — Allein unſer Herr Chriſtus ſagt, das Heil kommt von den Juden und gewiß hat er Recht, wenigſtens das Meine kommt daher.“

„Sie triumphiren alſo, weil Sie jetzt ſich mir entziehen können.“

„Ich triumphire noch aus vielen anderen Gründen.“

„Und ſelbſt die Uhr ſoll ich wieder zurücknehmen, Sie verachten alles, was ich Ihnen bieten kann?“

Was können Sie mir bieten, was nicht Ihren Eltern, ſondern Ihnen gehörte? Ich habe Ihnen geſagt, was Sie zu thun haben. — Ich habe dafür gelitten. Sehen Sie dieſen blutrünſtigen Fleck auf meinem Arm. Jetzt aber bleiben Sie, wenn Sie wollen oder ſo lange man Sie duldet. Jetzt ſind wir frei und ich werde Ihre Beſchützerin ſein. Aber zum letzten Male bitte ich Sie, fordern Sie keine Zärtlichkeit von einem zerſtörten, verwilderten Geſchöpf, wie ich bin. Ich kann keinen Reiz für Sie haben. Sie aber können in meinen Augen Reiz gewinnen, wenn! —

„Nun! Wenn? —“

„Wenn Sie thun was ich von Ihnen fordere, wenn Sie mir verſprechen Ihren Eltern alles zu geſtehen.“

„Ich muß wohl;“ ſeufzte ich. „Es wird mir, wie ich fürchte, kaum möglich ſein.“

„Ich will Ihnen dieſe Möglichkeit zeigen. Nicht wahr? Je ſchwerer Sie ſich verſündigen, deſto ſchwerer wird Ihnen das Bekenntniß und umgekehrt um ſo leichter wird Ihnen das Bekenntniß je leichter Sie ſich verſündigt haben. Alſo bleiben Sie ſtehen bei dem was Sie bis hierher begangen haben, und ſündigen Sie vorläufig nicht weiter, da Sie morgen doch beichten müſſen. — Ich geſtehe, ich fange ſchon an Sie liebenswürdig zu finden, bei dem Gedanken, daß Sie am anderen Morgen, nachdem Sie eine ganze Nacht in Anna Lomley's Geſellſchaft waren, eben ſo rein und unverdorben wieder zu ihren Eltern zurückkehrten, wie Sie von ihnen gegangen ſind.“

„Anna! Sie ſind ein herrliches Mädchen und wären wir allein, ich läge Ihnen zu Füßen.“

— „Wir ſind alſo einig!“

— „Ja. Ich will alles thun, wodurch ich in Ihren Augen liebenswürdig erſcheine.“

— „Und ich bin ſtolz auf einen Geliebten, in deſſen Augen ich dieſen Werth beſitze."

Wir gingen zu Tiſche und ich ſaß neben der Lomley wie ein glücklicher Bräutigam. Sie war überaus liebenswürdig und geſprächig, und machte mich aufmerkſam auf die Gefräßigkeit der ſo fein und verführeriſch gekleideten Dämchen, welche große Wildbratenſtücke und Geflügelbrüſte von den Tellern langten und ſie in Papier ſchlugen, was ſie zu dieſem Zwecke mitgebracht hatten, mochte das Paket auch noch ſo groß werden. Auch ſtopften ſie ihre Pompadour und Nähbeutel voll Zuckerwerk und Kuchen, welche ihre Liebhaber ihnen auf die Teller legten. Das waren wohlfeile Ritterdienſte, denn die Bank bezahlte alles. — An einem andern Ende ſaß die Biſchoff. Saftholz hatte ſie zu Tiſche geführt. Beide ſchienen ſehr verdrießlich und warfen mitunter böſe Blicke uns zu. Ich machte die Lomley aufmerkſam darauf.

„Das alles;" lächelte ſie, „iſt die Folge Ihres ſiegreichen Ja's. Und daher reiche ich Ihnen meine Wange zum Kuß."

Ich war gleich bei der Hand.

„Noch nicht! — ſobald ſie wieder herſieht. — Jetzt! — geſchwind! geſchwind."

Ich küßte ſie und ſah nach der Biſchoff, die grimmig ihre Blicke wandte.

— „Sie reizen dieſes Weib!"

— „Ich thue ſehr wohl daran. Sie kennen dieſe gemeine Gaunerwelt nicht, deren Sinn einzig und allein auf Geldgewinn gerichtet iſt, und die ſich leicht vergeſſen, da wo er ihnen geſchmählert wird. Gerathen ſie nun durch ihr brutales Benehmen in Nachtheil, wie dieſen Abend die Biſchoff, ſo verlieren ſie vollends den Kopf und dahin will ich die Biſchoff bringen, um mich von ihr zu befreien. Saftholz hingegen iſt ein feiner Gauner und von dem müſſen Sie mich befreien.“

— „Ich?“

— „Zum Theil haben Sie mich ſchon von ihm befreit.“

— „Durch mein ſiegreiches Ja?“

— „Ich habe geſagt „zum Theil.“ Was Ihnen noch zu thun übrig bleibt, werde ich Ihnen ſpäter ſagen!“

— „Und für mein ſiegreiches Ja darf ich nur einmal die Wange küſſen?“

— „Wenn ich für jede Sylbe meine Wange herhalten ſoll, ſo geht es mir wie der ehernen Statue des heiligen Januarius zu Neapel, dem man die große Fußzehe weggeküßt hat. Meine Wange iſt nicht von Erz!“

— Ich muß hier die Zwiſchenbemerkung machen, daß das Mahl aus feinen wohlzubereiteten Leckereien beſtand und daß ich noch niemals ſo gut gegeſſen hatte, ingleichen waren die Burgunder alt und feurig; kurz ich fühlte mich dreiſt und ſicher.

Ich deutete daher auf ihr buntſeidenes Kleid, welches ſie von Onkel Nathanſon hatte, und ſagte: „Ich weiß, daß Sie einen ſolchen Kuß ſchon beſſer belohnt erhielten.“

Sie drohte mit dem Finger, allein ſie zürnte nicht. „Das war boshaft!“ ſagte ſie, „allein es iſt wahr. Und darum gefallen Sie mir, Emanuel. Ich habe Ihnen bittere Wahrheiten geſagt — thun Sie desgleichen gegen mich und dann, vielleicht — das heißt ich verſpreche nichts — könnte ich mich vielleicht einmal vergeſſen!“

— „Geben Sie Handgeld darauf? einen Kuß nur!“

— „Handgeld kann man fallen laſſen. Sie ſollen es haben, aber nicht jetzt, im Laufe des Abends.“ Und wir drückten uns unter dem Tiſche die Hände.

Das Deſert wurde aufgetragen und dazu Champagner, aus dem ich mir blutwenig mache, allein die Lomley trank ihn gerne und ſo oft uns die Biſchoff böſe Blicke zuſandte, forderte ſie mich auf, ihr Beſcheid zu thun und wenn ich mit ihr anklang, vergalt ſie die böſen Blicke der Biſchoff mit einem ihrer ſogenannten Klapperſchlangenblicke. Wirklich hatte dies Augengefecht zur Folge, daß die coloſſale Biſchoff plötzlich roth und blau im Geſichte ward, nach Luft ſchnappte und den Kopf hintenüber ſinken ließ. Alles erſchrak. Man fürchtete, ſie ſei vom Schlage gerührt. Die ſcharfen Eſſenzen die man ihr zu riechen gab, und womit man ſie beſprengte, halfen nicht; Saftholz indeſſen hakte ihr Kleid auf und zerſchnitt die Bänder ihres Schnürleibs, das half und ſie erholte ſich wieder, wollte aber bei ſo zerſtörter Toilette nicht länger bleiben und ließ ſich nach Hauſe fahren.

Die Tafel war hiermit zu Ende, die Tiſche wurden abgeräumt, abgedeckt und weggetragen. Tanz und Spiel begann von Neuem.

Unſtreitig hatte die alte, eitle Biſchoff ſich zu ſtark geſchnürt, hierzu auch kam, daß ſie tapfer gegeſſen und prächtig getrunken hatte und unter dieſen Bedingungen konnte der Aerger, den die Lomley ihr verurſachte, leicht auf ſie wirken. Wahrſcheinlich hatte Saftholz, der ſie kannte, ſie gerettet. Ein Mädchen aber von ſolcher Schlauheit und Feſtigkeit kann allerdings einen neunzehnjährigen Jüngling zu ihrem Sclaven machen. Sie beherrſchte alles ohne ſich von ihrer nichtswürdigen Umgebung beherrſchen zu laſſen und ſo gehorchte auch ich ihr blindlings.

Das Feſt war aus. Wir ſchickten uns zur Heimkehr an, und Saftholz trat zu mir.

„Frankheim, wir haben glücklich geſpielt! Hier iſt der Gewinn!“

— „Das thut mir leid!“

— „Warum!“

— „Wer Glück im Spiele hat, hat keines in der Liebe und ich fürchte, es iſt wenig Ausſicht für mich vorhanden.“

„Die Prinzeſſin iſt alſo noch immer widerſpenſtig?“ fragte Saftholz.

„Keineswegs, rief die Lomley. Ich kann nicht allein nach Hauſe gehen und Herr Frankheim wird mich begleiten. Er ſoll nicht die Dienerſchaft eines Hôtels aus dem Schlafe pochen, ſondern wird die wenigen Stunden bis zur Thoröffnung in meiner Geſellſchaft zubringen.“ Hiermit umarmte und küßte ſie mich und fragte: „Nicht wahr lieber Emanuel, was ich verſpreche, das halte ich?“

Ich überließ mich ganz dem Zauber, den ſie auf mich ausübte.

„Ich wünſche Ihnen viel Vergnügen“ lächelte Saftholz ſpöttiſch. „Aber wir haben noch ein Geſchäft mit einander Frankheim.“

— „Wir?“

— „Natürlich! Wir haben à moitie geſpielt, wir müſſen theilen.“

— „Hat das nicht Zeit bis Morgen?“

— „Nein! hier wird Gewinnſt und Verluſt gleich baar gezahlt. Schulden und Abrechnung iſt hier keine Mode. Sie müſſen ſich dem unterwerfen.“

„Geben Sie mir meine funfzehn Ducaten wieder. Ich hatte die Ehre und das Vergnügen, mit Mademoiſelle zu tanzen. Das genügt mir.“

— „Frankheim! Nehmen Sie Ihr Geld. Ich gehöre zur Bank.“

— „Thun Sie, was Sie wollen!“

— „Es ſind 16 Ducaten; kömmt auf Ihren Antheil 23, der Louisd'or ſind wieder gerade 92, alſo 16 für Sie. 115 Speciesthaler macht 57 für Sie. Den einen rathen wir aus: „Schrift oder Bild?“

„Bild!“ ſagte ich und er ſiel mir zu, der Drittel waren zwiſchen zwei- und dreihundert. Es war der gewöhnliche Einſatz und ich erinnere mich der Zahl nicht mehr. Der Letzte wurde wieder ausgerathen. Ich ſagte Bild, Saftholz warf, und er ſiel mir wieder zu.

„Die Bilder ſind Ihnen günſtig“, ſagte die witzige Lomley, „und ſelbſt mein armes Bild, weil Sie es in einem reinen Herzen tragen, bringt Ihnen wenigſtens Glück im Spiel.“

Ich verſtand dieſe Bosheit nicht ganz, merkte aber, daß Saftholz kreideweiß und mit zitternden Lippen drohte: „Prinzeſſin, Sie wiſſen was Ihnen bevorſteht.“

Sie umſchlang mich, legte ihr ſchönes Köpſchen auf meine Schulter und ſagte:

„Saftholz! dieſer iſt mein Geliebter, auf den ich ſtolz bin. Beſchämen Sie mich nicht in ſeiner Gegenwart. Geld hat er auch und er wird ſich gegen ſeine Anna freigebig erweiſen. — Nicht wahr Emanuel? — Sie duzte mich mit einem Male. Emanuel! Hier iſt mein Nähbeutel, thu das Geld hinein, Du kannſt den ganzen blanken Segen nicht in Deinen Taſchen bergen. Vor allen Dingen gieb mir das Gold und die Species, auch die Drittel. Was nicht mehr in meinen Beutel geht, kannſt Du in die Taſche ſtecken.“

Saftholz ſah ſie ernſthaft mit dem Gelde beſchäftigt. Er ſchien vollkommen beruhigt und ging.

Kaum war er fort, als die Lomley ſehr ernſthaft ſagte: „Das iſt, wie Sie ſehen, ein feiner Gauner und faſt hätte ich mich durch ein dreiſtes Wort verrathen, darum mußte ich thun, als plündere ich Sie.“

— „Wie ſoll ich das verſtehen, liebe Anna?“

— „Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich mir einen Heller von dieſem Gewinne aneigne? Haben Sie unſere Abrede vergeſſen? Sein Sie liebenswürdig und hegen Sie keinen beleidigenden Argwohn gegen mich. Gehen wir jetzt. Unterwegs ſollen Sie alles erfahren. Ich will mir in der Garderobe Hut, Mantel und Ueberſchuhe geben laſſen. Nehmen Sie den Beutel. Ich kann dieſe Laſt nicht ſchleppen.“

IX.

Wir gingen. Allein auf Umwegen, da ſie fürchtete, verfolgt und belauſcht zu werden.

„Zuförderſt, lieber Frankheim!“ begann ſie, „müſſen Sie wiſſen, wer dieſer Saftholz iſt. Er lernte mich in dieſen Aſſemblèen kennen, wohin ich kam, mit eben jenem Manne, der mich zur Gouvernante Ihrer Couſinen an Ihren Herrn Oheim empfahl. Saftholz brauchte nur ein Wort zu ſagen und meine ehrbare Stellung war dahin, ich war für ihre glückliche Familie verloren. Allein er mußte dennoch ſchweigen. Theils, um das Haus Ihres Herrn Oheims nicht zu compromittiren, theils aber auch, weil jede Indiscretion in dieſen Aſſemblèen ſtreng geahnet wird. Zum wenigſten darf man ſich nach ſolch einem Vergehen nicht wieder hier ſehen laſſen. — Daſſelbe ſteht vielleicht nach den heutigen Auftritten, der Biſchoff und Saftholz bevor. Das würde beiden ſehr empfindlich ſein.

Man iſt daher ſehr ängſtlich und wird auf alle mögliche Weiſe Ihr Schweigen erkaufen wollen.“

„Daß Saftholz ein Spieler ſei, erfuhr ich erſt im Hauſe Ihres Herrn Oheims. Er hatte die Dreiſtigkeit, mir ſeine Hand anzutragen. Ich ſollte die Syrene ſein, die reiche, junge Gimpel zum Spiel verführte; um, wenn ſie gewannen, ſie auszuplündern. Er ſagte mir offen heraus, daß, wie ich mich auch ſtellen möge, er mich ſtets für eine Abenteuerin halten würde, welche fähig ſei, jede Geſtalt anzunehmen, wie es Umſtände und Umgebung erheiſchten. Er ließ mir die Wahl, in Zukunft Anna Saftholz zu heißen, oder das Haus Ihres Onkels zu verlaſſen. Sie wiſſen, daß ich mit Zorn und Abſcheu ſolch einen Antrag zurückwies und beim erſten leiſeſten Erbot aus dem glücklichen Hauſe Ihres Herrn Oheims mich entfernte. Ich war nicht ohne Mittel. Dank ſei es der Freigebigkeit Ihrer Familie. Allein meine Stickerkunſt ernährte mich nicht, ich mußte in meine frühere Lebensweiſe von Neuem verſinken. Wir haben uns das Wort gegeben, aufrichtig zu ſein! — Wohlan denn! — Hören Sie! — Ich bin eine Sünderin, aber keine Betrügerin. Ich habe mich in ſteter Berührung mit dieſen Gaunern frei von jeglicher Mitſchuld erhalten. Nicht jedermann kann Zutritt zu mir gewinnen und ich habe heimliche und mächtige Freunde, die mir Schutz und Beiſtand gewähren. — Gar manchen leichtſinnigen jungen Menſchen habe ich gewarnt und zurückgewieſen und ich darf wohl ſagen, daß ich mein ſchmachvolles Gewerbe mit gutem Gewiſſen betreibe. — Das Alles geſtehe ich Ihnen, denn eben, weil Sie mir nicht gleichgültig ſind, will ich Ihnen eben ſo zuwider ſein, wie ich es mir ſelbſt bin. Ich darf mir viel herausnehmen! Zumal in den Geſellſchaften, wie die von heute Abend. Sie hat ihre unverletzlichen Geheimniſſe, und wir armen Mädchen werden in der tiefſten Unwiſſenheit erhalten, damit wir hübſch abhängig bleiben, und man nach Willkühr und Gefallen mit uns umſpringen kann. Saftholz aber hat in dem Hauſe Ihres Herrn Oheims, um mir recht glänzend auszumalen, welch' ein Loos er mir bereiten könne, mir viel verrathen, ſo daß ich, was mir noch zu wiſſen Noth thut, leicht ſelbſt erklären kann. Man muß mich alſo ſchonen. Heute wäre ich beinahe in eine Schlinge gegangen. Ich habe mir ſtets eine Uhr gewünſcht, und bei Empfang eines ſolchen koſtbaren Spielzeugs gerieth ich in eine thörichte Freude. Sie kam von einem Unbekannten; und man ſagte mir: -- Ich ſoll aufrichtig ſein! -- Es ſei ein leichtfertiger junger Taugenichts, der ſich alles erlaube. Das verzogene Mutterſöhnchen reicher Eltern, die ihm alles nachſahen, und die er bei keiner Gelegenheit ſchonte. Ich nahm die Uhr an, ich kam. Ich war für dieſen Abend die Ihrige. — Sie wiſſen, wie ich mich benahm und wie man mich behandelt haben würde, ohne Ihren Schutz; der mir aber wenig zu Statten gekommen wäre; denn durch Annahme dieſer koſtbaren Uhr, war ich verbunden, Sie zu allen möglichen Ausſchweifungen zu verleiten. Allein das hätte ich nicht gethan, hätte man mich auch zu Tode gemißhandelt. Man hat viel Gewalt in dieſen Geſellſchaften. Doch will ich mit ſolcher Kunde Ihr unerfahrenes Gemüth nicht beunruhigen. — Da ſprachen Sie Ihr gottgeſegnetes „Ja!“ aus, das Heil kömmt von den Juden. Ich war frei! — Ich hatte die Biſchoff in Schaden gebracht. Sie hatte ſich ankleiden, friſiren, ſchminken laſſen; ſie hatte den Wagen beſtellt und noch manches Andere ausgelegt. Wenn aber ein Geſchäft rückwärts geht, ſo verliert der Makler ſeine Gebühren. Und dieſes Gaunervolk geht blind und dumm auf ſeine Beute los und verläßt ſich auf ſeinen mächtigen Schutz. Wird ihm ein Gewinn ſtreitig gemacht, ſo verliert er vollends ſeinen Kopf. Es erlaubt ſich Alles. Geräth es aber in Nachtheil, ſo wird es furchtſam und krümmt ſich wie ein Wurm. Man hätte Ihnen allerdings ſagen können, daß Sie in dieſe Geſellſchaften nicht hin gehören. Indeſſen duldete man Sie und ich gewann dadurch neue Vortheile über die Biſchoff. Ich behandelte Sie daher wie meinen Geliebten, der mir nur deshalb nicht gefallen hatte, weil ſie mich ihm zugeführt, der mir aber jetzt um ſo willkommner war, weil ſeines Gleichen hier unmöglich iſt. Darüber wäre die Biſchoff vor Wuth beinahe erſtickt. — Auch Saftholz that das Seinige. Um ſich Ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern, mußten Sie ſein Mitſchuldiger ſein.“

— „Sein Mitſchuldiger?“

— „Sie ſind es. Er hat Sie veranlaßt, Ihre Eltern zu betrügen und zu ſpielen. Sie haben auf Ihren Antheil nahe an 1000 Mark gewonnen. Sie hätten auch eben ſo viel verlieren können.“

— „Ich habe ja nur funfzehn Ducaten gewagt.“

— „Er hat Ihnen vor offner Geſellſchaft Ihre Börſe abgefodert, und Sie haben geſagt, „fünf und vierzig Ducaten. Auch ſteht Ihnen noch mehr zu Dienſte!“

— „O mein Himmel! ſo war das gemeint?“

„Freuen Sie ſich, daß man es dieſes Mal für gut fand, Ihnen eine Lockſpeiſe vorzuwerfen. Denn plündern durfte man Sie nicht, weil Sie nicht hieher gehören. Alſo ließ man Sie gewinnen, um ſich Ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern. — Lieber Emanuel! Rechtſchaffene, brave ſittliche Menſchen und Juden, gehören nicht in ſolche Geſellſchaften! — Dort ſtelle ich mich ſchlechter als ich bin, damit man mir nicht mißtraue. Und um Saftholz arglos zu machen, benahm ich mich verliebt und geldgierig. Er ahnet nicht, was ich im Schilde führe, doch bin ich nicht geſonnen, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Ich will meinen Sieg vollenden.“ — —

Die Lomley wohnte im Bullenſtall bei der Biſchoff. Die Magd hatte ſie erwartet und kam uns mit Licht entgegen. Wir betraten ihr niedliches Boudoir. Es war klein aber elegant meublirt. Die Fenſter gingen nach den fließenden reinlichen Kanal. Kein moraſtiges Fleet, wie etwa zwiſchen dem Dreckwall und Mönckedamm.

Die Lomley nahm Hut und Mantel ab und übergab beides der Magd.

„Was fehlt Dir Doris?" fragte ſie.

„Ach!" begann dieſe weinerlich. „Ich ſoll an Mamſell von Madam Etwas beſtellen."

— „Was iſt es? Heraus damit! Scheue Dich nicht!"

— „Ich ſoll der Mamſell ſagen, daß Mamſell morgen ausziehen ſoll. Madame will Mamſell keine vier und zwanzig Stunden mehr im Hauſe behalten."

— „Deſto beſſer! lächelte die Lomley. „Nun Frankheim! — Sagt ich's nicht, man giebt mich frei! Man iſt es ſatt, mich vergeblich ſchikaniren zu wollen!"

„Mamſell wollen morgen wirklich ausziehen?" weinte die Magd. „Ich habe ſo manches Gute von Mamſell gehabt."

Indeſſen hatte die Lomley ihre Handſchuhe ausgezogen, trat an ihren Sekretair und warf einige flüchtige Zeilen auf ein Blatt Papier, welches ſie mir zu leſen gab und fragte: „Iſt das ſo recht und in der Ordnung?"

Ich las: „Daß die Seidenſtickerin Anna Lomley aus Hannover, bis Ende dieſes Monats, mit dem Reſt von dreißig Mark Courant, eine Vergütigung an die Aufwärterin mit eingeſchloſſen, ihre Rechnung völlig getilgt hat, ſo daß es ihr freiſteht, morgen mit ihren ſämmtlichen Habſeligkeiten, das Logis zu räumen, beſcheinige hiemit u. ſ. w.“

— „Das kann nicht beſſer und richtiger ſein,“ verſetzte ich.

„So viel kann es nicht ſein;“ wandte Doris ein. „Mamſell hat erſt vorgeſtern bezahlt. Mamſell muß noch Geld herausbaben!“

— „Doris! Das verſtehſt Du nicht. Was ſie nicht nimmt, gehört Dir. Aber Du mußt hinunter gehen und augenblicklich dieſes Papier unterſchreiben laſſen. Morgen könnte ſie anderen Sinnes ſein. Frankheim! Wollen Sie mir acht Species Thaler leihen. Darf ich ſie mir aus dieſem Beutel nehmen? — Doris! Du nimmſt das Geld gleich mit!“

— „Mamſell! Das geht nicht?“

— „Warum nicht!“

— „Madame liegt ſchon zu Bette; ſie iſt krank. Sie nimmt niederſchlagende Pulver ein.“

„Was fehlt ihr?“ lächelte die Lomley.

— „Ich weiß nicht! Sie ſagt, ſie habe ſich geärgert an Mamſell; und darum will ſie Mamſell nicht mehr im Hauſe behalten.“

— „Schläft ſie ſchon?“

— „Nein! Es iſt noch Jemand bei ihr.“

— „Wer?“

— „Herr Saftholz!“

— „So. — Der? — Ja! Das ändert ſehr die Sache. Doris. Geh einen Augenblick hinaus. Gleich ruf ich Dich wieder!“

Die Magd gehorchte.

„Frankheim!“ begann die Lomley, „die Sache iſt ernſthafter als ich dachte und Ihnen geſagt habe. Sie ſind Beide in der größten Verlegenheit. Die Biſchoff ſtreckt die Waffen; allein Saftholz iſt von mir getäuſcht, und will mich noch nicht aus dem Garne laſſen. Schaffen Sie mir die Freiheit und ſie ſoll mir doppelt theuer aus Ihren Händen ſein. — Nehmen Sie dieſe acht Species. Ich bin ſo viel nicht ſchuldig. Zahlen Sie für mich und ſagen Sie: daß ich von dieſem Augenblicke an, niemanden anders, als Ihnen angehöre und das fortan meine ſämmtlichen Angelegenheiten, die Ihrigen ſeien. Geben Sie Acht, das wird auf Saftholz von guter Folge ſein. — Doris komm nur wieder herein!“

— „Leuchte den Herrn zu Madame hinunter und laß das Licht auf der Treppe ſtehen. Komm gleich wieder und zieh mir mein Kleid aus. — Frankheim! Sie werden das Ihrige für mich thun.“

Ich folgte der Magd. Ich pochte.

„Wer da?“ fragte Saftholz an.

— „Ich, Frankheim!“

— „Sie? — Nur einen Augenblick!" —. Es verging aber eine gute Weile. Unſtreitig beſprachen ſie ſich mitſammen. Endlich öffnete Saftholz die Thür.

— „Treten Sie näher! Sie ſind willkommen!"

Die Biſchoff lag im Bette und ſchien ſehr angegriffen. In ihren Nachtkleidern glich ſie einer alten dicken Vogelſcheuche.

„Nun?" begann Saftholz! „ſind Sie endlich bei der Prinzeſſin zu Gnade gekommen? In der That! Es hat Kämpfe gekoſtet? Ha! ha! ha! ha!"

— „Saftholz! Laſſen Sie dieſen Spott. Er beleidigt mich. Ich liebe Mademoiſelle Lomley, und wünſche, daß man ſie mit Achtung behandele. Ich komme, ihre Rechnung hier zu tilgen und bitte Madame Biſchoff um ihre Unterſchrift."

„Herr Frankheim!" ſeufzte die Biſchoff. „Laſſen Sie ſich lieber mit der gemeinſten Straßendirne ein, als mit dieſer wilden Katze, dieſer Klapperſchlange, dieſer Bullenſtallprinzeſſin!"

— „Madame ich wünſche nicht Ihren Rath, ſondern Ihre Unterſchrift."

— „Herr Frankheim! Sie wird Ihnen ſchmähliches Geld koſten!"

— „Darnach fragt Herr Frankheim nicht," nahm Saftholz das Wort. „Er hat Geld und Glück im Spiel.

Frankheim. Sie müſſen nächſtens ſelbſt Ihr Glück verſuchen!"

— „Unter Ihrer Leitung Saftholz," ſagte ich, „könnte ich den Muth dazu haben."

„Herr Frankheim!" warnte die Biſchoff; „der tiefſte Brunnen iſt zu erſchöpfen. Sie wird Sie zu Grunde richten. Denn, denken Sie nur: um wenige Goldſtücke zu ſparen, hat ſie mich und Herrn Saftholz heute in's Malheur gebracht."

„Poſſen!" lächelte Saftholz. „Auf kleine Widerwärtigkeiten muß man allemal gefaßt ſein!"

„Ja!" ſagte die Biſchoff. „Herr Saftholz mag von kleinen Widerwärtigkeiten reden. Für mich aber ſind es große."

Ich erbot mich, jeden Schaden zu erſetzen.

Die Biſchoff ereiferte ſich. — „Aber der Verdruß, der Aerger. Ich begreife die Männer nicht. Was finden Sie an dieſem rothhaarigen Satan. Die Bosheit liegt ihr auf dem Geſichte. — Herr Frankheim! ſie wollte ja Anfangs gar nichts von Ihnen wiſſen!"

„Gleichviel!" verſetzte Saftholz. „Sie hat ſich jetzt dazu verſtanden!"

— „Ja! Nur aus Schabernack gegen mich. Herr Frankheim hatte die Artigkeit, mich vor der ganzen Geſellſchaft auf den H — zu ſetzen."

— „Biſchoff! Machen Sie Ende. Herr Frankheim kann die Zeit nicht erwarten, wieder bei ihr zu ſein!"

„Wollen Sie unterzeichnen?" fragte ich, „ja oder nein."

„Nehmen Sie ſie hin!" rief die Biſchoff. „Ich danke Gott dieſes Beſt los zu ſein!"

— „So unterzeichnen Sie!"

— „Ich kann nicht! Ich bin zu elend."

Saſtholz verlor die Geduld. „So unterzeichne ich in Ihrem Namen. Geben Sie her, Frankheim! Wo iſt das Geld!"

Ich zählte die acht Speciesthaler auf und Saſtholz trat an den Tiſch.

— „Von Herrn Emanuel Frankheim mit 30 Mark Courant Zahlung richtig empfangen. C. T. Saſtholz im Namen der Madame Chriſtiane Biſchoff." — „Wollen Sie auch noch das Siegel?" rief er, und ohne eine Antwort abzuwarten, ſetzte er richtig auch noch das Siegel der Biſchoff darunter. — „So! jetzt gehen Sie zu Ihrer Lomley! Holen Sie ſie ab, wann Sie wollen! und ſein Sie glücklich!"

Mit Staunen nahm ich das Papier in Empfang, dankte und wünſchte gute Nacht.

Ich nahm das Licht von der Treppe, ging hinauf und war allein. Die Lomley war noch immer beſchäftigt ſich umzukleiden.

Ich hatte Zeit mir dieſes ſchmählige Papier zu betrachten und mich zu beſinnen, was damit anzufangen ſei.

Endlich war die Lomley fertig. Sie trat in einem zierlichen, ſchneeweißen Nachtkleide aus ihrem Schlafzimmer und war reizend wie ein Engel.

— „Nun lieber Frankheim! Haben Sie die Quittung?“

Ich war ängſtlich! Ich ſah ein, in welch einen ſchlimmen Handel ich mich verwickelt hatte.

— „Liebe Anna, wir müſſen allein ſein.“

— „Doris! Du kannſt zu Bette gehen! — Vergiß nicht Herrn Frankheim bei Zeiten Kaffee zu bringen. Brot, Cigarren und was ſonſt dazu gehört.“

— „Ganz wohl, Mamſell! Gute Nacht.“ — Sie ging.

— „Nun Frankheim! Die Quittung?“

— „Liebe Anna! Ich kann ſie nicht aus den Händen geben.“

— „Es iſt mein Papier, und Sie haben kein Recht es mir vorzuenthalten.“

— „Ich will es Ihnen anvertrauen, wenn Sie es mir gleich wiedergeben wollen.“

— „Sie machen mir Vorſchriften?“

— „Liebe Anna. Ich muß! Sehen Sie dieſes Papier. Saftholz, der Lagerdiener meines Onkels, hat im Namen der Biſchoff unterzeichnet und auch meinen Namen darauf ausgeſchrieben.“

„Das iſt allerdings ſtark!“ lächelte ſie. „Allein ich habe Ihnen bereits geſagt, daß die Politik dieſer Gauner darin beſteht, Mitſchuldige zu machen. Um ſie in Händen zu bekommen, muß man ſich ſcheinbar für ihre Mitſchuldigen ausgeben ohne es aber jemals in der That zu werden.“

— „Liebe Anna! Ich fürchte, durch dieſes Papier können Sie ſich und mich compromittiren. Laut dieſer Schrift, habe ich Ihre Rechnung bezahlt und Saftholz hat ſie im Namen der Biſchoff unterzeichnet. Auch Ihr Name ſteht auf der Quittung und Ihr Name iſt mir theuer und ſtände er geſchrieben, wo er wolle. Darf ich ein ſolches Papier aus den Händen laſſen?“ —

— „Mein edler, lieber Emanuel. Ich bin ja nur zum Schein eine Mitſchuldige von Saftholz. — Bin ich Ihre Maitreſſe? Werde ich es jemals ſein? Was Sie betrifft, lieber Emanuel, ſo ſind Sie allerdings bis dieſen Augenblick noch der Mitſchuldige von Saftholz. Allein Sie können ſich reinigen, ſo wie Sie Ihren Eltern alles entdecken. Ich will weder dieſe Uhr, noch einen Heller von Ihrem Gelde. Legen Sie morgen dieſe Schätze blank und baar Ihren Eltern zu Füßen; und die Abſolution wird nicht ausbleiben, wenn man ſein Sündenbekenntniß mit ſolch einem blanken Segen begleitet.“

— „Anna! Wenn Sie wüßten, wie ein ſolcher Spott aus Ihrem ſchönen Munde mir durch die Seele ſchneidet.“

— „Gönnen Sie mir meine wilde Laune, denn mit dieſem Papiere habe ich Saftholz in Händen. Doch will ich ernſt ſein. Sehen Sie, ich habe Comödie geſpielt und Ihnen eine Rolle vorgeſchrieben, welche Sie ſehr brav durchgeführt haben. Merken Sie ſich, wenn Sie jemals wieder unter Gaunern gerathen, daß man auf dieſe Weiſe Sie täuſcht und endlich auch ſogar noch fängt. Lieber Emanuel! Sie wiſſen was Sie mir in Betracht Ihrer Eltern verſprochen haben. Allein ſind Sie nicht auch Ihrem würdigen Oheim ſchuldig, in Betracht dieſes Lagerdieners, ihm die Augen zu öffnen? Soll dieſer Menſch mit ungewaſchener Hand fortfahren, Waarenlager und Tagescaſſe zu plündern? Wird Ihr Herr Oheim dieſen Saftholz länger in ſeinen Dienſten behalten, wenn er dieſes Papier erblickt? — Doch möchten Sie ungern ſich vor Ihrem Oheim compromittiren, da es Ihnen ſchon ſchwer wird, Ihren Eltern reuig Ihre Fehltritte zu bekennen. — Muth! lieber Emanuel. — Muth! Ich will Ihrer Schwäche und Unerfahrenheit zu Hülfe kommen. — Dieſes Papier; — Sie ſollen es wieder haben. Allein weder jetzt, noch aus meiner Hand. Morgen Abend, empfängt es ſammt dem Betrage von 30 Mark Ihr Herr Vater. Er wird am Beſten wiſſen, was damit zu thun iſt. Und bis morgen Abend haben Sie Zeit, Ihren Eltern alles zu geſtehen. Unterlaſſen Sie das, ſo verrathe ich Alles.“

Hiermit verbarg ſie die Schrift in ihrem reizenden Buſen. —

Ich kann nicht leugnen, daß mich in dieſem Augenblick vor dieſem ſchönen Mädchen ein Schauder überlief. „O Mademoiſelle!“ rief ich erbittert und rückte in die entgegengeſetzte Ecke des Sophas. „Sie ſpielen mit mir, wie Sie gewohnt ſind den Gaunern mitzuſpielen, unter denen Sie leben.“

„Ja! ja!“ ſprach ſie erſchüttert und warf ſich in die andere Ecke des Sophas. „Ich verdiene dieſen Vorwurf. Allein meine Abſicht iſt eine gute. — Leider! Leider! Ich weiß aus eigner Erfahrung, wohin es führt, wenn der erſte Schritt zum Laſter geſchehen iſt, und man nicht den Muth hat, ſich ſelbſt ſeine Sündhaftigkeit einzugeſtehen, und zu ſchamhaft iſt um ſich denen anzuvertrauen, die uns wohlwollen und hülfreich ſind. Wer zu lange zwiſchen Selbſtmord und Selbſthaß ſchwankt, der hört damit auf, ſich ſelbſt zu verachten und wegzuwerfen.“

Sie brach in Thränen aus. Aber auch das rührte mich nicht, ich hatte ſie im Laufe des Abends ſchon zu oft weinen ſehen.

Mit einem Male trocknete ſie die Thränen, erhob ſich aus ihrer Sophaecke und ſprach:

„Emanuel! Nach all den Kämpfen und Aufregungen bin ich ermüdet, ich muß ſchlafen, und Du wirſt Dir auch ein Stündchen Ruhe gönnen. Gute Nacht mein Junge! — Ich halte Wort! Wenn Deine Eltern bis morgen Abend nichts wiſſen, ſo erfahren ſie alles durch mich. Es iſt mir lieb, daß Du ein Ungeheuer in mir erblickſt, denn was kann ich Unglückliche, die ja auch um ſo manches Jahr ſchon älter iſt als Du, Dir irgend werden? — Gute Nacht! Wir wollen uns niemals wiederſehen!“

Da erwachte plötzlich meine ganze Leidenſchaft wieder! Ich ſprang auf; „Anna“ rief ich: „So wollen wir nicht ſcheiden.“ „Gute Nacht!“ wiederholte ſie, verneigte ſich, und verſchloß die Thür. —

Mir war zu Muthe, als müßte ich alles kurz und klein ſchlagen. Ich pochte an ihre Thür, ich rief Anna, ich flehte, ich drohte, ich ſchallt und ſchimpfte, alles vergebens; ich ſchämte mich endlich und legte mich auf's Sopha. Vergebens aber ſuchte ich einen kurzen beruhigenden Schlummer. Mein Herz pochte. Für den Augenblick haßte ich die Lomley tödtlich. Irgend eine Rache mußte ich haben, und konnte mir keine andere nehmen, als ihr einen empörend groben Brief zu ſchreiben.

Ich ſprang auf, und eilte an's Secretär. Doch war ich zu aufgeregt, ich verdarb ein Blatt Papier nach dem anderen, zerriß es und warf die Stücke zu Boden.

Ehe ich mir es verſah, kam Doris mit Caffee, Backwerk und Cigarren, und zog die Rouleaux auf. Es war bereits Tag.

„Schläft Mademoiſelle noch?“ fragte ich.

— „Ja? — Ich darf ſie nicht wecken. — Sie will heute ausziehen.“

Ich gab ihr einige Drittel, wofür ſie mir die Hand küßte, deutete auf das zerriſſene Papier am Boden und ſprach: Wenn Mademoiſelle aufſteht, ſo zeige ihr das und ſage: — Allein meine Gedanken verwirrten ſich und ich war betäubt. So viel nur wußte ich, daß mein Grimm, meine Wuth, ihr ſchmeichelhaft ſein konnte. Sie hatte mir erklärt, daß ſie ſich lieber von mir verabſcheut als geliebt ſehen wollte.

„Nun?“ fragte endlich die Magd. „Was ſoll ich an Mamſell beſtellen, wenn ich das nicht wegfege.“

„Sage ihr:“ — Und mit einem Male ward es hell in mir. — „Warte einen Augenblick.“

Ich ſetzte mich wieder und ſchrieb:

„Anna! Du biſt meine Meiſterin. Ich bin zu unerfahren um wider ein Geſchöpf von Deiner Schlauheit und Argliſt, mich wehren zu können. Du rothhaarige Dirne biſt fähig, eine im Laſter bewanderte Biſchoff, einen in der Gaunerei vervollkommeten Saftholz unter Deinen Pantoffel zu bringen. — Und mit eben dem Papier womit Du Dich von der Biſchoff ausgelöſet haſt, und mit welchem Du Saftholz Gleiches mit Gleichem vergiltſt, um ihn aus dem Hauſe meines Onkels zu vertreiben, aus welchem er Dich vertrieb. — Mit eben dem Papier, ſchickſt Du mich nach Hauſe, damit ich zu Papa und Mama ſage: Ich habe geſündigt! meine Strafpredigt in Empfang nehme, die Ruthe küſſe und ſage: Ich will es nicht wieder thun. — Wohlan denn! Rothhaarige Dirne! Ueberſende meinen

Eltern die ſchmachvolle Quittung! Kokettire mit Deiner Keuſchheit, die Du nur vor mir behaupteſt, anderen aber für Geld feil bieteſt. Ich aber ſage Dir: Pfui über Dich, Du Bullenſtall-Unſchuld! Du haſt mich erniedrigt zu Deinem Rachewerkzeug, wider Saftholz, und die grundgemeine Biſchoff hatte doch recht, indem ſie mir ſagte: Beſſer ſich mit der gemeinſten Gaſſendirne einlaſſen, als mit der tugendſüchtigen Bullenſtall-Prinzeſſin.«

»Das iſt für Deine Mademoiſelle,« ſagte ich, und ließ den Brief offen liegen. Mochte Doris, wenn ſie konnte oder nicht, ihn leſen.

Ich fühlte mich beruhigt; ich ging nach Hauſe. Doch meine Kräfte waren erſchöpft. Ich hatte kaum hundert Schritte zu gehen, erinnere mich aber noch heute wie ſchwer der Weg mir damals ward.

X.

Ich trat meinem Vater verſtört entgegen, und auf ſeinem verwundert auf mir ruhenden Blick entgegnete ich: — „Mein Vater! ich habe ſchwer geſündigt, ich verdiene die Liebe meiner Eltern nicht mehr. Nicht in der Geſellſchaft eines Senators, ſondern in einem verrufenen Hauſe und in Geſellſchaft der Anna Lomley habe ich die Nacht zugebracht. — Saftholz hat mich verführt, Euch und mich belogen.“ —

Mit dieſen Worten legte ich Geld und Uhr auf den Tiſch.

— „Emanuel! Du ängſtigſt mich! wie kömmſt Du zu dieſem Gelde.“

— „Ich habe geſpielt!“

— „Haſt Du Schulden gemacht, haſt Du Wechſel ausgeſtellt?“

— „Ich habe dieſes Geld gewonnen!“

— „Aber die Uhr! — Haſt Du geraubt? Haſt Du geſtohlen? Emanuel! ſage mir Alles. Du warſt ſtets mein guter Sohn! Ich kann verzeihen.“

— „Die Uhr habe ich gekauft, um ſie der Lomley zu ſchenken.“

— „Du bringſt ſie aber doch wieder mit zu Hauſe?“

— „Sie will nichts von mir. Dieſes Mädchen macht mich unglücklich.“

— „Sie wollte die Uhr nicht annehmen!“

— „Nein!“

— „Nun! was iſt das für ein Unglück? Du warſt die ganze Nacht mit der Lomley in Geſellſchaft?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück! Und dieſes Geld haſt Du im Spiel gewonnen?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück.“ — Haſt Du die Lomley nach Hauſe begleitet?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück. Warſt Du bis jetzt bei ihr?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück! Und ſie hat nichts von Dir genommen?“

— „Nein! Sie hat mich ſogar mit Kaffee, Kuchen und Cigarren bewirthen wollen, aber ich nehme von ihr auch nichts.“

— „Emanuel! Wie heißt! Was willſt Du; was ängſtigſt Du mich! Du haſt Geld gewonnen; Du warſt bei einem ſchönen Mädchen. Sie hat nichts von Dir verlangt. Was grämſt Du Dich! Du haſt doch mehr Glück wie Verſtand!“

— „Vater!“ rief ich und legte beide Hände auf's Haupt (das jüdiſche Schwurzeichen). Bei dem unausſprechlichen Namen. So rein und unentweiht, wie ich meiner Eltern ehrliches Haus verließ, ſo rein und unentweiht kehr ich dahin zurück. Ich habe mich nicht befleckt durch irgend eine Berührung der Lomley.“

— „Wäre auch kein Unglück geweſen. Aber Du warſt doch in ihrer Wohnung.“

— „Eine oder anderthalb Stunden lang. Sie hatte ſich in ihr Schlafzimmer eingeſchloſſen, und ich lag auf ihrem Sopha.“

„Mein Vater brach in ein herzliches Gelächter aus. — Nun weiß ich, worüber Du Dich grämſt. Ein Unglück iſt es aber auch nicht. Geh' zu Bett, Emanuel, Du biſt nicht gewohnt, die Nächte zu durchwachen. Du mußt ausſchlafen. Wenn wir zu Tiſche gehen, laſſe ich Dich wecken.“ Und laut lachend verließ er mich.

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, weil mein Vater dieſes Abentheuer von der luſtigen Seite betrachtete.

Ich ging auch zu Bette. Doch ſtellte ſich ein Fieber ein und ich phantaſirte. — Ich ward zur Ader gelaſſen, ich bekam Blutigel. Ich durfte mehrere Tage nichts genießen als Arzneien, bis ich völlig erſchöpft war und Hoffnung zur Geneſung ſich einſtellte. Allein meine Eltern fürchteten noch immer ſehr für mein Leben!

Eines Morgens kam der Arzt zu mir und war ſehr ernſthaft.

— „Emanuel!“ begann er. Du biſt neunzehn Jahr alt, beinahe ſchon Student und der einzige Sohn rechtſchaffner Eltern. Ich habe Dir etwas zu ſagen im Namen Deines Vaters, was ein Vater ſelbſt unmöglich ſeinem Sohne ſagen kann. Du haſt viel gelitten, Du biſt noch ſehr ſchwach. Jetzt mußt Du Dich wieder ſtärken. Bevor ich Dir aber nahrhafte Speiſen erlaube, muß ich als Arzt zu Dir reden. Hör' mich an. So ſpricht ein jüdiſcher Arzt zu ſeinem jüdiſchen Patienten: Gott hat die Menſchheit geſegnet und geſagt zu Adam und Eva: ſeid fruchtbar und mehret euch. Dein Mädchen hat ſich brav und ehrlich benommen.“

„Pfui über ſie“, rief ich aus.

„Schweig! und hör', was Dein Arzt ſagt. Das Mädchen, ſei ſie, was ſie ſei, iſt nicht ſchlecht. Beſſer, Du giebſt Dich mit ihr ab, als mit einer anderen. Du hältſt was von ihr. Seit ſie das Haus deines Onkels verließ warſt Du nicht mehr derſelbe und ihrethalben haſt Du Dich verſündigt wider Deine guten Eltern. Heirathen kannſt Du dieſes Mädchen nicht, denn ſie iſt eine Chriſtin.

Allein was thaten unſere Väter und Vorväter? — Sie haben auch hier und da eine heidniſche Magd in ihr Bett aufgenommen. Deine Eltern ſind gute Juden. Du kannſt thun was Du willſt. Du kannſt dieſe Magd in Dein Bett nehmen; aber nicht im Hauſe Deiner Eltern, die nichts davon wiſſen wollen. Auch ſind Deine Eltern achtbar und ehrenwerth. Du mußt reinen Mund halten und vorſichtig ſein, damit Deine Schulkameraden und andere Chriſten kein Aergerniß daran nehmen. Denk an Deine Familie und mache derſelben ſowie auch den Juden keine Schande und Skandal.“

„Doctor!“ ſagte ich. „Zwiſchen mir und dieſem Mädchen iſt alles aus. Und kann ich ſie vielleicht auch niemals ganz vergeſſen, ſo habe ich ſie doch dermaßen beleidigt, daß ſie mir nicht verzeihen kann.“

„Sie hat Dir bereits verziehen. Ich weiß, was ich ſage und Deine Eltern wiſſen alles. Dein Onkel Nathanſon auch und alle Deine Onkel und Tanten. Nur Deine Vetter und Couſinen dürfen nichts davon merken. Alſo ſei klug und vorſichtig, verſprich mir das, denn ich als Arzt muß für Deine Geneſung ſorgen und will auch die Ehre Deiner Familie nicht compromittiren. Verſprich mir noch Eins. Gieb dieſer Magd Deinen Ring und nimm ſie Dir zum Weibe. Wenn aber Deine Eltern Dir eine Braut zuführen, um Dich mit ihr unter dem Traubaldachin von einem Rabbi einſegnen zu laſſen, ſo gehorche Deinen Eltern. Denn warum? Jetzt laſſen ſie Dir Deinen Willen. Thue ſpäter ihnen ihren Willen.“

Ich verſprach alles.

Inzwiſchen war Folgendes vorgefallen:

Richtig hatte die Lomley nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden, meinen Eltern ein Schreiben, beſchwert mit 30 £, zugeſandt. Die Quittung von Saftholz lag darin, ſowie auch meine ihr hinterlaſſenen Zeilen. Folgendes hatte ſie geſchrieben:

„Herr Frankheim! Meine ſchmähliche Lage und Lebensart, hindert mich nicht, eingedenk zu ſein, welche Verpflichtungen ich gegen Ihre edle Familie habe. Anbei der Betrag für das was Herr Emanuel Frankheim für mich ausgelegt hat und einliegend: Eine Quittung unterzeichnet von Herrn Saftholz. Sie werden wiſſen was damit zu thun iſt. Zugleich auch ein von Ihrem Herrn Sohn mir hinterlaſſenes Schreiben, in welchem er mir ſeine Dankbarkeit ausdrückt; weil ich ihn rein und unbefleckt ſeinen Eltern wieder zurückſende; ich verzeihe ihm alles, in der Hoffnung, daß Sie mich nicht für ganz verworfen halten werden. Die unglückliche Anna Lomley.“

XI.

„Herr Frankheim!“ rief Caſtramore. „Hören Sie auf, die Thränen ſtehen mir in den Augen.“

„Ich habe nur wenig noch hinzuzufügen. Saftholz ſah ich niemals wieder. Es hieß, er ſei verreiſet. In Wahrheit aber hatte Onkel Nathanſen ihn heimlich verabſchiedet. Mochte er nun veruntreut und geſtohlen haben oder nicht! Niemand hatte es erfahren. Es verdroß meinem Onkel, ſolch einen Lagercommis gehabt zu haben und er wollte nicht von ihm reden hören.“

„Und die Lomley?“

„Ich lebte mit ihr. Das heißt, ich beſuchte ſie heimlich. Drei Jahre lang. Wir gingen dann als erſt ſpät zur Akademie ab. Ich zählte damals zwei und zwanzig. Zwei Jahre lang beſuchte ich das Gymnaſium. Ich konnte mich von der Lomley nicht trennen. Es war ein ſauberes Geſchöpf. Unſtreitig hatte ſie vornehme Eltern, darüber hat ſie mir trotz allen Bitten und Zärtlichkeiten auch nicht das Mindeſte entdeckt. Sie war ein Kind der Liebe, und wie unbarmherzig auch ihre Eltern geweſen ſein mögen, ſie hat ſie niemals verrathen und compromittiren wollen. Als ſie mir meinen Lommelin geboren hatte, wurde ſie erſt vollends ſchön und reizend. Sie nahm zu an Fülle und das Wilde, Trotzige ſchwand aus ihrem Weſen. Mein Lommelin wurde getauft, aber keiner von meinen Verwandten war zugegen, obſchon ſie alle das Kind reichlich beſchenkten. Mein Sohn, Gott ſchenke ihm Geſundheit und Leben, iſt jetzt Capitain auf einem Indienfahrer. Als ich von der Akademie zurückkehrte, nahm ich ihn zu mir. Ich ſelbſt unterrichtete ihn, ſchickte ihn ſpäter in die Navigationsſchule und dereinſt wird er von mir erben was ich hinterlaſſe. Ich bin unverheirathet.“

„Haben Sie die Lomley ſpäter nicht wieder geſehen?“

„O ja! Sie iſt jetzt eine dicke, wohlconſervirte Gutsbeſitzerin. Dieſes kluge Frauenzimmer hat bei Zeiten, ehe ihre Jugend und Schönheit welkte, ſich nach einer ehrenhaften und ſoliden Stellung umgeſehen und hat außer meinen Lommelin noch ſechs andere Kinder ihrem Ehemanne geboren.“

„Lommelin! Iſt das ein chriſtlicher Name?“

„Nein! Unter meinem Namen durfte er nicht getauft werden. Und aus einer mir unerklärlichen Laune ſeiner ſchönen Mutter ſollte er Lommelin Emanuel Lomley heißen.“

„Mein lieber Herr Frankhein! bei allem dem haben Sie doch in dieſem koſcheren Hauſe Maſel wie ein Goi (Glück wie ein Heide) gehabt. Goldne Louisd'or und Ducaten. Blanke Speciesthaler und geſegnete Drittel, ein ſchönes Frauenzimmer und einen wohlgerathenen Sohn, der Ihnen Freude macht. Wo iſt jemals ein Jude zu dergleichen gekommen?“

„Drum bin ich auch niemals ein guter Jude geworden. Später wurde dieſes Haus von der jüdiſchen Gemeinde angekauft und zu einem neuisraelitiſchen Tempel eingeweiht. Eine neue Zeit war für Israel gekommen. Bisher waren wir aufgewachſen in franzöſiſch-republikaniſcher Religionsverachtung. Chriſten ſollten wir nicht ſein, aber Juden noch viel weniger. Wir ſollten freiſinnige, aufgeklärte Weltbürger werden, die reines Deutſch ſprachen und nicht mauſchelten. Mit einem Male kam der Neuisraelitismus und ſagte: Ich bin auch aufgeklärt, ich bin auch freiſinnig, ich bin auch cosmopolitiſch, ich ſpreche reines Deutſch und mauſchele nicht. Ich aber war ſchon zu weit fortgeſchritten. Ich hatte in dieſem Hauſe Maſel wie ein Goi; ich konnte mich nicht wieder zu meinen ſchlemiligen Juden bekehren. — Wie heißt! — Da wo die heilige Bundeslade ſteht, habe ich der ſchönen Lomley einen Kuß auf ihre zarte Wange gedrückt. Da wo der Altar ſteht, habe ich mit ihr gut gegeſſen und getrunken, und wo die Juden am Jom-Kipur faſten, habe ich mit ihr getanzt wie verrückt.

Die Lomley ſprach das reinſte Deutſch von Hannover und Doctor Kley näſelte Berliniſch. Und was für Sittenpredigten hat die Lomley mir gehalten. — Kann das ein jüdiſcher Prediger ihr nachmachen? Kurz und gut, in dieſem Hauſe, obſchon es mit einem Male koſcher wurde, konnte ich keine neue Religion bekommen.“

Verdrießlich ſtand Caſtramore auf. „Herr Frankheim! Soll ich Ihnen was ſagen: Gott weiß was er thut. Ueber dreißig Jahre lang hat er uns nicht zuſammengeführt, und ich bin ein frommer Jude geblieben. Sie ſind ein Gotteslästerer geworden.“

„Was thun Sie damit, Herr Caſtramore: Gott weiß was er thut. Nach langen Jahren hat er uns wieder zuſammengeführt, damit wir von alten Zeiten reden.“

„Nein! Herr Frankheim. — Meine koſcher portugieſer Schule, dicht bei einem Bierhauſe! Mögen die Chriſten daran thun was ſie wollen. Aber ein Jude darf ſich nicht daran verſündigen, weder in Wort noch That. Ich kann das nicht hören.“

Und kalt und fremd trennten ſich die alten Jugendfreunde! dem Anſcheine nach für immer. —

* * *

Urtheile der Preſſe.

(Blättern für literariſche Unterhaltung, Jahrgang 1866, No. 10.)

Damenphiloſophie. Novelle aus der ariſtokratiſchen Welt von Hermann Schiff. Zwei Bände. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer des »Schief-Levinche« iſt der Dichter dieſer Novelle, die wohl ſchon vor längerer Zeit erſchienen und ebenſo ſpurlos vorübergegangen iſt, wie ſeine früher herausgegebenen Novellen: „Ballkleid und Damenſchmuck und »Redlichkeit und Schwindel.« Es giebt eine Klaſſe deutſcher Schriftſteller, denen ein glückliches erſtes Debut nicht zum Segen gereicht. Uebermäßig gelobt und bewundert, halten ſie ihren Ruhm für geſichert und das Publikum für undankbar, das nicht mit gleichem Beifall ihre ſpätern Productionen aufnimmt. Der erkaltete Enthuſiasmus wird aber auch ungerecht in ſeinen Anſprüchen; daher die Geſchäftigkeit unſerer modernen Romanſchriftſteller, jährlich immer Neues und Ueberraſchendes zu bringen. Schiff's »Schief-Levinche« fand bekanntlich einen faſt allgemeinen Beifall; bald aber war das Werk und noch ſchneller der Dichter vergeſſen, dann wieder erregte ſein Schickſal Bedauern, und wieder ward er vergeſſen, ſo weit, daß ein Anonymus unter ſeiner Firma: »Neueſte Novellen vom Verfaſſer des Schief-Levinche« herausgab, an denen Schiff keine Zeile geſchrieben hatte. Hier nun, in der »Damenphiloſophie«, zeigt ſich Schiff in ſeiner ganzen Originalität; Gedanken und Reflexionen arbeiten ſich heraus mit einer wohlthuenden Urſprünglichkeit, glänzende, nicht immer geregelte Phantaſie, treffender Witz, der ſich namentlich in der Satire gefällt, Humor, der oft in Bitterkeit umſchlägt, ſind bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten des Dichters. Wir freuen uns der naturwüchſigen Kraft, der glänzenden Raketen ſeines Witzes, der Lebendigkeit ſeiner Darſtellung. Aber freilich wir können nicht überſehen, daß Anordnung, Gründlichkeit, künſtleriſche Verarbeitung doch mangelt. Es fehlt jede Sicherheit und Gewandheit in Beherrſchung des Stoffs, Originalität hat den Vorzug vor Lebenswahrheit, Kenntniß der geſchilderten Kreiſe wird vermißt. Schiff überläßt ſich der augenblicklichen Laune und Stimmung, daher auch die Ungleichheit in der Ausführung, das Uebergehen vom Wichtigen, das Beharren beim Nebenſächlichen. Gedacht ſei noch der für unſere Tage wirklich bemerkenswerth einfachen Ausſtattung des Buchs, das namentlich eng gedruckt iſt und eine Menge Druckfehler aufzuweiſen hat. Immerhin iſt aber in dieſer Novelle mehr Geiſt als in tauſend ähnlichen, und ſie verdient mehr Beachtung, als ſie gefunden zu haben ſcheint.

(Europa 1866. Leipzig. Ernſt Keil, No. 7.)

Zwei Schriften von Hermann Schiff. Vor etwa zwanzig Jahren war Schiff eine Leipziger Merkwürdigkeit, die man ſich zeigte und von der man ſich erzählte. Mit einem Freunde, dem »Neffen Tieck's«, repräſentirte er Alles, was in Leipzig von Nachwuchs der Romantiker noch übrig war. Beide waren Originale und Schiff das größte. Ein Kreisler des wirklichen Lebens, führte er den Geigenbogen noch beſſer als die Feder und war, ſo lange ſeine Lebensſonne dem Zenith nahe ſtand, weit öfter Muſiker als Dichter. Kenner, die ihn gehört haben, bezeichnen ſein Geigenſpiel als ein merkwürdiges, genial wildes, doch war nicht zu ſpielen, ſondern ein Orcheſter zu leiten ſeine Leidenſchaft. Große Orcheſter konnte man ihm nicht übergeben, da er voll von Schrullen ſteckte und über Mode und Anſtand Ideen hatte, die ſich z. B. dadurch verriethen, daß er, mit ſeinem heutigen Recenſenten zur Begleitung von Damen auf einem Spaziergange eingeladen, nach Hauſe eilte, um Toilette zu machen, und in Waſſerſtiefeln wiedererſchien. Es waren dies dieſelben hiſtoriſchen Waſſerſtiefeln, in denen er, ſo oft ein Correcturbogen ſeines »Gevatter Tod« fertig war, von Oſtfriesland nach Leipzig lief, die Correctur las und nach Oſtfriesland zurücklief. Um ſeine Leidenſchaft befriedigen zu können, leitete er die Muſik kleiner Geſellſchaften, bis ſchlimme Erfahrungen ihm das Pult des Dirigenten verleideten, worauf er die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit verwalten ließ. Die oben genannte Novelle hat ſeinen Ruf am weiteſten verbreitet, doch wird eine andere unter ſeinem Namen erſchienene Novelle »Pumpauf und Pumprich« nicht ſelten vorgezogen, die aber nicht von ihm, ſondern das einzige Geiſteskind des ebenfalls ſchon genannten Neffen Tiecks iſt. Unter den zwei neuen Schriften iſt eine »Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsflohs« (Hamburg und Leipzig, Jean Paul Friedrich Eugen Richter), von der wir offen geſagt nicht recht wiſſen, was wir aus ihr machen ſollen. Wollte Schiff durch ſie das Aushängeſchild der Geſinnung, das wir täglich als Reclame benutzen ſehen, verſpotten, ſo hat er dieſe Abſicht ſchleunigſt wieder vergeſſen. Die zweite in demſelben Verlage erſchienene Schrift: Heinrich Heine und der

Neuisraelitismus ſchreitet mit ihrem Inhalt über die im Titel geſteckten Grenzen hinaus. Schiff erörtert nicht blos den Zuſammenhang Heine's mit der jüdiſchen Reformbewegung, ſondern weiſt auch die Wurzeln nach, mit denen Heine im Judenthum überhaupt, als dem Glauben der Geſchmähten und Verfolgten, fußt. Genealogen finden eine ganze Familientafel des Heine'ſchen Hauſes, Literaturfreunde werden ſich die Anekdoten aus Heine's Zeit der blöden Jugendeſelei nicht entgehen laſſen. Schiff und Heine waren Jugendfreunde und hoffentlich erzählt Schiff von ſeinem Freunde noch einmal mehr als in dieſem kleinen Buche.

Literariſche Mittheilungen der St. Gallener Blätter.
Scheitlin & Zollikofer in St. Gallen.

Schiff, Hermann, Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsflohes. Hamburg und Leipzig, 1866. J. P. F. E. Richter. 2 Fr 70 Ct.

Der Verfaſſer excellirt in der novelliſtiſchen Abſpiegelung des jüdiſchen Lebens, insbeſondere des jüdiſchen Kleinlebens in Hamburg, und wir kennen Erzählungen von ihm, die ſich durch anſchauliche Draſtik und prickelnde Kauſtik empfehlen. Der Floh aber, welchen er im vorliegenden Büchlein vorführt, hüpft und ſpringt nicht eben amüſant . . . Dagegen bietet uns eine gleichzeitig erſchienene Brochüre Schiff's, betitelt: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus“ manches Intereſſante. Namentlich werden Literatur-Gourmands hier mit Befriedigung eigenthümliche Winke über Heine's ſtandhafte Juderei aufgetiſcht finden.

Novellenzeitung 1865. Leipzig. Dörr'ſche Buchhandlung.

Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Von Dr. Hermann Schiff. Hamburg und Leipzig bei Eugen Richter. 1866.

Dieſe kleine Brochüre iſt ganz mit jüdiſchen Specialitäten und techniſchen Ausdrücken geſpickt, die allerdings hier zur Sache gehören, da das berührte Intereſſe ebenfalls ein rein israelitiſches iſt. Wir finden in Briefen, die an Strodtmann gerichtet ſind, einige Hamburger Judenverfolgungen und reformatoriſche Bewegungen geſchildert und beſprochen. Mit Heine iſt der Autor in früheren Tagen in literariſche Berührung gekommen, der er ſich mit Vergnügen in vielen kleinen für's große Ganze bedeutungsloſen Einzelheiten erinnert und auch einige Daten berührt, die ein Licht auf Heine's Verhalten zum Moſaismus werfen. Es fehlt dieſer Brochüre nicht an eingeſtreuten ſcharfſinnigen Bemerkungen.

Iſraelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band VII.

Ghetto-Geſchichten.

Von

Leopold Kompert.

Erſte Abtheilung.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Ghetto-Geſchichten.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Erſte Abtheilung:

I. **Eisik's Brille.**
II. **Rosshaar.**
III. **Die Schweigerin.**

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Eiſik's Brille.

Warum läßt Gott die alten Leute ausſterben und mit ihrem ſchönen weißen Haare in die Erde legen? Warum ſchont er nicht ihrer, wie er des Baumes ſchont, den er grünen, blühen und duften läßt, ſelbſt wenn das grimmige Feuer des Himmels an dem knorrigen Stamme gezehrt hat? Es mag ſein, daß er das Höhere und Feinere eher zu ſich beruft, eben weil es ſo iſt — aber kurzſichtig, wie wir ſind, mit Gemüthern, die zwiſchen dem Heute und Morgen auf- und niederſchwanken, begreifen wir nicht, warum das Naturgeſetz unſeren „alten Leuten‘ ein ſo kurzes Ziel geſteckt hat. Nachgleitend, wie ein dunkler Schatten um die Zeit des Abends, folgt ihnen der Spruch des unſichtbar in den Höhen und Tiefen waltenden Richters: Siebzig Jahre! und wenn's hoch kommt, achtzig! Und ihr Stolz iſt nicht immer „Trübſal und Mühſal!“ Mitten in der Gewalt eines vollſäftigen Daſeins werden ſie gefällt; kein Baum im Walde iſt ſo knorrig als oft mancher alte Menſch, ſo lebengetränkt vom Scheitel bis zur Fußſpitze. Warum läßt Gott die alten Menſchen ausſterben?

Ich möchte das gerne wiſſſen, lieber faſt als tauſend andere unnütze Dinge, an denen ich im Grunde keine Freude habe. Aber an Euch hatte ich Freude, Ihr alten Leute aus meiner Kindheit! um euretwillen hätte ich das gerne gewußt. Ihr waret von jeher meine Lieblinge, und wenn einer von Euch gegen mich „dort oben“ zeugen ſollte, ſo zeuge er, ob ich jemals vergeſſen vor ſeinem grauen Haupte aufzuſtehen. Beſonders Rebb Eiſik Maier (dem der Friede der Gerechten ſei) möge ſagen, wie ich ihn geliebt habe, und um dieſer Liebe willen mir es auch in ſeiner andern Welt verzeihen, wenn ich in dieſer von ihm zu erzählen wage.

Noch jetzt kann ich mir keine Rechenſchaft ablegen, warum ich gerade Rebb Eiſik Maier ſo ſehr in mein Kinderherz eingeſchloſſen hatte. Ihm vor Allen hing ich an, wiewohl ich Großvater und Großmutter nicht mißte; an ſeinem ehrwürdigen Antlitz hafteten meine Blicke, wenn er betete; und traf es ſich einmal, daß ich mit ihm zugleich in die Hallen des Bethauſes eintreten konnte, ſo gab es gewiß kein ſeligeres Gemüth als das meine. Ich liebte ihn mit jener Unbewußtheit, die ſtets das Merkmal echter Liebe iſt, weil nur ſie uneigennützig iſt. Ich könnte mich auch nicht erinnern, ob ich jemals von Rebb Eiſik ein anderes Zeichen der Gunſt erfahren habe, als daß er mir am Vorabend des „Freudenfeſtes der Thora“ ein buntes Panierchen ſchenkte, das er mir eigens ins väterliche Haus mit den Worten geſchickt hatte: es komme von Rebb Eiſik Maier! Aber dieſes Panierchen hielt ich auch hoch und theuer, kein Fähnrich in blutiger Schlacht hätte ſich muthiger gewehrt, wenn einer von meinen Feinden gewagt hätte, es mir zu entreißen. Es kam von Rebb Eiſik — und ſo ward das Panierchen auch nicht zum Trödel geworfen, nachdem es am Freudenfeſt ſeine Schuldigkeit gethan, auch nicht zerriſſen, ſondern heilig und unverletzlich aufbewahrt, wie der Glaube an ein Märchen, und gleich dieſem ging es auch im Laufe der Zeiten verloren!

Rebb Eiſik wohnte in dem ſchönſten Hauſe der ganzen „Gaſſe;“ er galt allgemein als ein ſehr reicher Mann. Spiegelhell glänzten die Fenſter dieſes Hauſes, aber eben ſo rein erſchien der alte Mann in ſeinem Anzuge und ſonſtigem Benehmen. Er trug ſtets ein weißes Halstuch, das ſchon aus der Ferne feſttäglich glänzte, ſonſt trug er ſich ganz nach der herrſchenden Mode. Er war überhaupt von keiner hervorſtechenden Eigenthümlichkeit; ſein mildes Weſen bewahrte ihn davor. Bei keiner Gelegenheit drängte er ſich vor, weder in der Gemeinde, noch im geſelligen Verkehre. Mit der Stille eines gefaßten Gemüthes ging er ſeinen Weg; nur ſelten, daß er davon abwich. Das geſchah nur, wenn er Streitigkeiten in der Gemeinde zu ſchlichten hatte, wie ſie ſelten lange ausblieben. Dann konnte er wohl, wenn er auf Widerſtand und Widerſpruchsgeiſt ſtieß, in einige Heftigkeit gerathen; ſeine Stimme begann dann unſicher zu werden und ſeine Wangen ſich höher zu färben. „Will denn keiner bei Zeit die Brill' herunternehmen?“ rief er dann gewöhnlich mit überlauter Stimme. Es war merkwürdig, welche Kraft dieſen wenigen Worten innewohnte; es war als hätte ein Zauberer ſeine Formel über eine ſturmbewegte Fluth ausgeſprochen. Sobald die Leute das von der Brille hörten, lächelten ſie ſtill vor ſich hin, und die Streitigkeit nahm dann gewöhnlich ein gutes Ende.

Es hat gar Mancher gelächelt, wenn Rebb Eiſik das Wort „von der Brille“ ſprach, und es lächelt noch jetzt Mancher, wenn es ſich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängt. Denn Rebb Eiſik gieng damit nicht haushälteriſch um und brauchte es bei jeder Gelegenheit, wo er es ſchicklich anbringen konnte, jedesmal traf es aber, wie ein Nagel in die Holzwand fährt. Nie gieng die volle Wirkung um eines Härchens Breite verloren.

Rebb Eiſik hatte einen guten Freund, den Gemeindeſänger Daniel Kremſier, der zu ihm in dem Verhältniſſe eines Haus- und Hofminiſters zu ſeinem Potentaten ſtand. Daniel Kremſier hatte die bei Sängern und Muſikantenvolk nicht ſelten anzutreffende Schwachheit, eine nicht geringe Leidenſchaft für ein gutes Glas Wein zu beſitzen. Den fand er nun jedesmal bei Rebb Eiſik ſo gut und ſo ſchlecht er ihn ſelber trank, und es war daher wahrhaftig kein Wunder, wenn ſich die durſtige Kehle des Gemeindeſängers als täglicher Gaſt bei dem reichen Manne einſtellte. Dafür zeigte er ſich aber auch in ſeiner Art dankbar, wie weit dies ein ſo durſtiges Gemüth zugibt. Daniel Kremſier kam regelmäßig, ſobald das Abendgebet vorüber war, und berichtete Rebb Eiſik, der nur wenig aus dem Hauſe kam, Alles, was ſich in der Gemeinde zutrug: von der Kindbetterin an, die am nächſten Sabbath ihren erſten „Schulgang“ machen ſollte, bis zur kleinſten „Parthie“ in der Gaſſe, die von irgend einem „Schadchin“ unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes vorbereitet wurde. Daniel Kremſier war ein lebendiges Zeitungsblatt, nur mit dem Unterſchiede, daß Zeitungsblätter öfters lügen, der Gemeindeſänger aber niemals log. Denn dafür hatte er, wie bereits geſagt, eine zu durſtige Seele, und eine ſolche ſpricht bekanntlich nur Wahrheit.

Durch dieſen Daniel Kremſier ſind nun eine Menge von Äußerungen und Urtheilen, wie ſie Rebb Eiſik in den vertrauten Unterredungen mit ſeinem Zeitungsblatt zum Beſten gab, bekannt geworden. Sie laufen alle auf die „Brille“ hinaus, und man wird ſogleich ſehen, wie ſich die ganze Lebensſumme von Erfahrungen, die geſammte Ladung möchte ich ſagen, die mein alter Rebb Eiſik aus den Stürmen und Fluthen ſeines Daſeins ans Land gerettet hatte, in dieſen wenigen Worten geſammelt hatte.

Daniel Kremſier brachte einmal, nachdem er die Kehle ſattſam angefeuchtet hatte, die Meldung, es ſei von einer „Partie“ in der Gaſſe die Rede, die nach ſeiner Meinung nichts zu wünſchen übrig laſſe. Der Bräutigam „habe“ nichts und die Braut habe noch weniger. Aber ſie wären ſich Beide merkwürdig zugethan, und wenn man dem Bräutigam eine blanke Million auf den Tiſch aufzählen würde, ſo ließe er auch von dem Mädchen nicht ab.

„Und das meint Ihr in Ernſt, Daniel?“ fragte Rebb Eiſik mit einem gewiſſen ſchelmiſchen Lächeln, das dem alten Manne ſehr wohl anſtand.

„Was heißt, Rebb Eiſik?" betheuerte der Gemeindeſänger. „Iſt denn das nicht eine Partie, wie es keine beſſere gibt, wenn der Eine nichts hat und der Andere auch nichts und Keiner was zu verlieren hat?"

„Daniel Kremſier, mir ſcheint, Ihr habt erſt Ein Glas getrunken," ſagte Rebb Eiſik mit vollem Ernſte, „ſchenkt Euch ein und trinkt ein zweit' Glas, damit es ein Biſſele heller wird in eurem Kopf. Denn Ihr habt eben eine große Narrethei von Euch gegeben."

„Wie heißt, Rebb Eiſik?" fragte der Gemeindeſänger, ſich verwundert ſtellend, ließ ſich aber die Mahnung ſeines Potentaten nicht zweimal wiederholen.

„Wie heißt?" äffte Rebb Eiſik nach. „Das heißt: jetzt hat der Bräutigam noch die Brill' auf und ſieht Alles doppelt. Die Naſe von ſeiner Braut erſcheint ihm doppelt ſo ſchön, als ſie vielleicht in der Wirklichkeit iſt, und wenn ſie etwas redet, meint er vielleicht, Gott ſelbſt in ſeinem ſiebenten Himmel kann nicht ſo fein reden. Laßt aber ein Jahr oder zwei vergehen, Daniel! laß ſie Mann und Weib ſein, Kinder um ſie herumſchreien und dergleichen, dann ſeh zu, Daniel Kremſier, ob er noch die Brille auf hat."

Der Gemeindeſänger war als Zeitungsblatt viel zu diplomatiſch, als daß er durch Widerſpruch ſeine

Exiſtenz in Gefahr gebracht hätte. Er begnügte ſich alſo, durch ein lautes Gelächter der Meinung Rebb Eiſik's ſeinen Beifall zu ſchenken und bei dieſer Gelegenheit ſein Glas zum dritten Male zu füllen.

Kluge Leute mögen aber entſcheiden, ob mein alter Rebb Eiſik mit ſeiner Brille Recht hatte oder Unrecht. Die Geſchichte jener „Gaſſe,“ in der ſich jener Brätigam befand, will wenigſtens wiſſen, daß er ſchon nach Jahr und Tag mit allen zehn Fingern nach jener Million gegriffen hätte, die er damals verſchmäht — wenn ſie ihm nur Jemand auf den Tiſch gezählt hätte.

Kurze Zeit darauf ſtarb der alte, nahe neunzigjährige Rabbiner der Gemeinde. So lange er am Leben war, hatte man ſich gehütet, aus Ehrfurcht vor dem Greiſe, der die Meiſten in der „Gaſſe“ als Kinder gekannt hatte, irgend welche Verbeſſerungen oder, wie es hochdeutſch heißt, „Reformen“ in Gottesdienſt und Schule anzubringen. Der Tod des alten Rabbi war das Zeichen zu einem erbitterten Kampfe der Parteien; unentſchieden wogte dieſer lange hin und her, bis am Ende der Sieg den jüngern Gemeindemitgliedern zufiel. Die Jüngern hatten einen „Prediger“ durchgeſetzt, und mit dieſem einen „geregelten“ Gottesdienſt. Am meiſten von dieſen tiefeinſchneidenden Veränderungen war Daniel Kremſier, der Gemeindeſänger, betroffen, denn ſie giengen ihm faſt ans Leben. Er ſollte nicht mehr die ſchöne Kunſt ſeiner geſungenen Schnörkel üben, nicht mehr die wildaufſchreienden Melodien einer uralten Zeit vor den Ohren der Leute, die feiner geworden waren, anbringen! Eine andere Zeit war gekommen und mit ihr ein muſikaliſcher „Cantor,“ der im Chore des trefflichen Sulzer in Wien gebildet worden war. Daniel Kremſier ward mit vollem „Gehalte“ verabſchiedet; er war das Opfer eines Kampfes geworden, den man in unſerer wortreichen Zeit „Übergangsphaſe“ zu nennen pflegt. Dieſes ſchreckliche Weſen fuhr wie ein ſchweres Wagenrad über den Leib des armen Gemeindeſängers!

Traurig und tiefbekümmert kam eines Abends Daniel Kremſier zu ſeinem alten Freunde.

„Was iſt mit Euch vorgegangen, Daniel?“ rief ihm dieſer erſchrocken entgegen. „Ihr ſeht ja aus, als hättet Ihr acht und vierzig Stunden hintereinander gefaſtet?“

„Sieht man mir's alſo an?“ meinte der Gemeindeſänger wehmüthig und beſchaute mit einer Art von Luſt ſeinen ohnehin ſpindeldürren Leib. „Iſt es denn ein Wunder, wenn ich ſo ausſehe? Ich frag' Sie, Rebb Eiſik: muß das Einem nicht das Herz abſtoßen, wenn man dreißig Jahre vor Gott und den Menſchen geſungen hat, und jetzt kommt ſo ein Hergelaufener, der nicht einmal „Hebräiſch“ recht leſen kann, und ſchnappt Einem das Brot weg?“

„Weggeſchnappt hat er es Euch nicht, Daniel“ bemerkte Rebb Eiſik ruhig, „und ich denke, die Gemeinde läßt es Euch an nichts fehlen. Euer Brot habt Ihr, Daniel.“

„Was hab' ich vom Brot,“ rief der abgeſetzte Gemeindeſänger mit kläglicher Stimme, „wenn ich nicht mehr ſingen kann? Soll mir das alſo nicht das Herz abſtoßen, wenn ſo Einer mit ſeinem Chor in derſelben Schul' ſingt, die mich mehr als dreißig Jahre kennt?“

„Das iſt's, was Euch ſo mager macht, Daniel?“ meinte Rebb Eiſik wieder mit ſeinem ruhigen Lächeln. „Daniel Kremſier, ſeid kein Narr auf eure alten Tage, und zieht auch Ihr die Brill' einmal aus.“

„Wie heißt, Rebb Eiſik?“ fragte der penſionirte Gemeindeſänger ganz verblüfft.

„Schenkt Euch erſt ein, Daniel,“ meinte Rebb Eiſik kaltblütig, „ich will Euch dann ſagen, was das heißt.“

Trotz ſeines Kummers ließ das klägliche Opfer einer Übergangszeit dieſe Mahnung nicht zweimal wiederholen. Mit auffallender Haſt griff er nach dem

Glaſe, und ſein vom Kummer abgezehrtes Antlitz begann eine leiſe Röthe anzunehmen.

„Daniel Kremſier," ſagte hierauf Rebb Eiſik, der mit Wohlgefallen die Veränderung bemerkt hatte, die mit ſeinem Geſellſchafter vorgegangen; „Daniel, Ihr wißt, ich bin keiner von denen, die ſich das „Jüdſein" auf die leichte Achſel laden. Ich kenne Euch, Daniel, ſeit dreißig Jahren, und immer hat ſich mein Herz an eurem Geſange und euren „Stückeln" ergötzt. Wenn ich Euch am Jom Kipur mit nüchternem Magen habe ſo gewaltig ſchreien hören, daß die ganze Schul' gezittert hat, da iſt mir das Herz vor Freude aufgegangen. Ich hab' es immer geſpürt: Der weiß, was er von Gott will. Was wollt ihr aber, Daniel, wenn die Zeit andere Ohren bekommen hat? Für mich ſchreit und ſingt Ihr gut genug. Was könnt ihr thun, wenn ſich die junge Welt die Brille aufgeſetzt hat?"

„Wieder Ihre Brille, Rebb Eiſik!" meinte der Gemeindeſänger mit einem Anflug von Verdrießlichkeit im Tone.

„Helft Euch, Daniel, anders," ſagte der Alte ungerührt. „Ich kann Euch nur den einen Rath geben: Nehmt Ihr Eure Brille herunter, und Ihr werdet einſehen, daß Ihr für die jetzige Welt nicht mehr paßt."

Daniel Kremſier neigte wehmüthig ſein Haupt; er mußte dem Rathe des Alten beiſtimmen, wie ſchwer es immer dem Opfer der neuen Zeit fiel. Und in der That, der abgeſetzte Gemeindeſänger zehrt noch heut zu Tage am Gnadenbrote der Gemeinde und hat die Brille heruntergenommen, ganz wie Rebb Eiſik es ihm angerathen hat.

So wie dem Gemeindeſänger Daniel Kremſier ergieng es noch vielen Andern, denen Rebb Eiſik mit ſeiner Brille kam. Nicht jeder lachte darüber, Manchem fuhr ſie wie ein ſpitzer Pfeil in die Seele. Selbſt der neue Prediger entgieng ihr nicht. Der junge Mann hatte im erſten Eifer ſeiner Stellung an gar Manches in der Gaſſe die Axt gelegt und hatte ins Feuer geworfen, was gar nicht abgeſtorben oder gar todt war, ſondern bei einiger Nachſicht ſogar ein ſchöneres Nachleben verſprach.

„Gebt gut Acht, Daniel,“ ſagte einmal Rebb Eiſik zu ſeinem abgeſetzten Gemeindeſänger, „gebt gut Acht: Der Prediger wird auch bald ſeine Brille wegnehmen!“

„Leider Gottes aber,“ klagte Daniel, in deſſen Gemüth trotz alles Weines noch ein bitterer Tropfen lag, „leider Gotts! er hat ſie aber noch auf. Soll man warten, bis kein Jüdenkind mehr in der „Gaſſe“ ſein wird? Dann wird er ſie gewiß herunternehmen.“

„Schadet nichts, Daniel, ſchadet gar nicht,“ bemerkte dagegen Rebb Eiſik. „Die Jüdenkinder hören ſobald nicht auf; aber der Prediger wird bald aufhören. Auch er hat die Brill' noch auf, und da meint er, er ſieht jedes Fleckele und jedes ſchwarze Pünktchen in unſerer heiligen Religion doppelt ſo groß als ſie ſind. Er iſt umgekehrt wie jener Bräutigam! Der hat zu viel Schönes an ſeiner Braut geſehen und unſer Prediger ſieht wieder zu viel Schwarzes. Der Eine hat ſchon die Brille herabgezogen, der Andere wird es auch thun. Und je länger es dauert, Daniel, deſto beſſer. Denn je haſtiger Einer eine Sache in ſich aufnimmt, je feſter er überzeugt iſt, daß er in der Sache Recht hat, deſto gründlicher iſt dann ſeine Beſſerung. Nur die Menſchen nicht zwingen! nur abwarten bis das Nachdenken ſich von ſelbſt einſtellt. Ich möchte mit Euch eine Million wetten, Daniel, daß wir Beide es noch erleben, wie der Prediger ſeine Brille herunternimmt.“

Offenherzig geſtanden, ſo gut ſonſt Daniel Kremſier die Brillenſprache ſeines Freundes verſtand, diesmal war ſie ihm zu „hoch.“ Noch fühlte er ſich zu tief in ſeiner Ehre gekränkt, an die ihm jener „Hergelaufene“ mit ſeinem Chore ſo freventlich griff, als daß er ſich ſo leicht zur Weltanſchauung Rebb Eiſik's hätte erheben können. Dennoch war er zu geſcheidt, um gegen ihn Einſpruch zu erheben; Rebb Eiſik hatte etwas von der Halsſtarrigkeit kluger Leute, die auf einen einmal erprobten Lebensſatz kein Stäubchen der Widerrede wehen laſſen. Vielleicht war dieß mit der Grund, daß Daniel Kremſier der Äußerung ſeines Freundes über den neuen Prediger eine größere Verbreitung verſchaffte, als Rebb Eiſik ſelbſt wünſchte. So gelangte ſie auch ans Ohr des neuen Predigers, er ward davon lebhaft getroffen. Der junge Mann mußte ſich geſtehen, daß ſie zwar nicht neu war, aber eine Art Wahrheit enthielt, die er am wenigſten aus dem Munde eines alten Mannes erwartet hatte. Glühend vom Eifer für dasjenige, was er für das Beſſere hielt, war er der Meinung, in jedem alten Manne der Gemeinde lauere ein Feind, der die friſch ausgeſtreute Saat zu vernichten ſtrebe. Wie jedes eifrige und entbrannte Gemüth im Grunde von Nichtduldung des ihm entgegengeſetzten Stoffes ausgeht, den es niederzuringen ſucht, ſo hatte auch der junge Prediger vergeſſen, duldſam zu ſein. Jetzt hörte er aus dem Munde eines der älteſten Männer in der Gemeinde die Mahnung, mit ihm ſelbſt, dem Prediger, Geduld und Nachſicht zu brauchen. Er fühlte ſich davon einigermaſſen beſchämt; zugleich aber entbrannte ſeine Seele im Zorn, daß man es wagen könne, ſeine Anſichten zu verdächtigen und ihnen nur eine zeitliche Beſchränkung einzuräumen. In der erſten Aufwallung wollte er ſich darüber auf der Kanzel auslaſſen, und hatte bereits einen Text dazu gefunden. Aber eine unerklärlich lautſprechende Stimme in ſeinem Innern hielt ihn zum Glücke von dieſem unüberlegten Schritte ab. Die Beſchämung behielt die Oberhand. Er beſchloß den alten Mann, den er nur oberflächlich hatte kennen gelernt, aufzuſuchen; es zog ihn mehr als gewöhnliche Neugierde zu ihm.

An einem Sabath, an welchem er gepredigt, ſtellte ſich der junge Prediger unerwartet bei Rebb Eiſik ein. Der alte Mann war von der Ehre dieſes Beſuches lebhaft gerührt; über ſein Antlitz flog es wie freundlicher Sonnenſchein. Man ſah es ihm an, er fühlte ſich von der Auszeichnung geſchmeichelt. Es iſt dieß ein Zug, den wir namentlich an alten Leuten bemerkten, wenn ſie von jungen Leuten aufgeſucht werden.

„Wiſſen Sie, Rebb Eiſik,“ begann der Prediger nach den erſten einleitenden Worten, nachdem ihm der Alte ſelbſt einen Stuhl zugeſchoben hatte, „warum ich zu Ihnen gekommen bin?“

„Wie ſoll ich das errathen?" meinte Rebb Eiſik lächelnd. „Bin ich doch kein Prophet!"

„Und doch, Rebb Eiſik," rief der Prediger mit leichtem Hohne, „haben Sie vorausprophezeit, daß ich mich in kurzer Zeit ändern werde."

„Wiſſen Sie alſo auch ſchon von meiner Brille, Herr Prediger?" meinte Rebb Eiſik ganz unbefangen, ohne im mindeſten erſchrocken auszuſehen.

„Sie halten mich alſo für einen Heuchler," rief der junge Mann etwas lebhaft, „für Einen, der anders denkt und anders handelt?"

Rebb Eiſik legte wie beſchwichtigend ſeine Hand auf den Arm des Predigers.

„Sie haben noch nicht die Brille abgelegt, Herr Prediger" meinte er mit ſeinem vertraulich milden Lächeln.

„Wie verſtehen Sie das, Rebb Eiſik?"

„Sehen Sie, Herr Prediger," ſagte der alte Mann mit ſeinem unerſchütterlichen Lächeln, „wären Sie der Heuchler und Min, den Sie mir in den Mund legen, ſo hätten Sie nicht etwas unterlaſſen, als Sie in dieſe Stube eingetreten ſind."

„Ich hätte etwas unterlaſſen?" rief der junge Prediger lebhaft.

„Dort an der Thüre," meinte Rebb Eiſik, indem er ſeinen Finger ausſtreckte, „hängt eine Meſuſah, wie ſie in jedem guten Jüdenhauſe zu finden iſt. Denn mit Gott ſoll man eintreten und mit Gott ſoll man austreten. Dieſe Meſuſah haben Sie unterlaſſen zu küſſen.“

Eine brennende Röthe überflog das ſonſt blaſſe Antlitz des jungen Mannes.

Rebb Eiſik bemerkte dieſes Zeichen innerer Beſchämung; in ſeinem milden Herzen keimte ſogleich die Reue auf.

„Weh thun habe ich Ihnen nicht wollen, Herr Prediger,“ ſagte er, und drückte inniger auf deſſen Arm.

„Ich danke Ihnen, Rebb Eiſik,“ rief der junge Mann und ergriff die Hand des Greiſes, „ich danke Ihnen für die Lehre, die Sie mir ſo eben gegeben haben. Ich will ſie nicht vergeſſen.“

Rebb Eiſik wußte nicht, wie ihm geſchah. Er ſchaute dem jungen Manne eine lange Weile in das geröthete Geſicht. Vielleicht war es Argwohn, der in dieſem Augenblicke ſein ſonſt ſo mildes Gemüth durchzuckte. Ein junger Menſch in der Blüthe und Fülle ſeiner Jahre ſtand — ſo vor ihm und er hielt ihn doch für beleidigt! Dann aber rief er mit weicher Stimme:

„Um Gottes Willen reden Sie nicht weiter, Herr Prediger. Es iſt nicht gut, wenn Derjenige, der Gottes

Wort zu verkündigen hat, ſeine Fehler ſogleich eingeſteht. Es iſt das nicht gut. Was ſoll dann der gemeine Mann thun? der muß am Gelehrten immer das ſehen, was die Kinder Jſraels an Moſes geſehen haben, wie er vom Berg Sinai heruntergeſtiegen iſt.“

„Meinen Sie den heiligen Zorn beim Anblick des goldenen Kalbes?“ rief der junge Prediger in hoher Aufregung.

„Nein, Herr Prediger,“ meinte der Alte milde, „ich meine den leuchtenden Schein um ſeinen Kopf, den ihm Gott geliehen hat, wie er die ſteinernen Tafeln brachte.“

„Rebb Eiſik, was ſind Sie für ein Mann!“ rief der Prediger entzückt aus, und ergriff aufs neue ſeine Hand, und ſchaute ihm mit leuchtenden Blicken in das feine Antlitz.

„Loben Sie mich nicht zu ſehr,“ bat Rebb Eiſik mit liebenswürdiger Beſcheidenheit, „ich verdien's gar nicht.“

„Sagen Sie mir nur, Rebb Eiſik,“ rief der Prediger noch immer ergriffen, „ſagen Sie mir nur, woher hat ſich dieſer Schatz echter Lebensweisheit bei Ihnen geſammelt? Sie ſind nicht nur klug, Sie ſind auch ein großer Menſchenkenner und prüfen Herz und Nieren. Sie haben in meine Seele einen tiefen Blick gethan. Wer hat Sie den gelehrt? Denn aus Büchern werden Sie doch nicht viel gelernt haben!“

Rebb Eiſik ſchwieg eine geraume Weile; aber auf ſeinem Antlitze malte ſich deutlich die Freude, ſein Lob aus dem Munde des jungen Mannes zu vernehmen.

„Nein, gelernt hab' ich nicht viel, mein Herr Prediger,“ meinte Rebb Eiſik lächelnd, „nicht einmal ſo viel, was Sie nicht ſchon vor zwanzig Jahren vergeſſen hätten. Aber ich hab' meine Brille bald abgelegt.“

„Ich glaube Sie zu verſtehen, Rebb Eiſik,“ rief der Prediger lebhaft. „Sie ſind wahrſcheinlich frühzeitig durch eine harte Schule des Lebens gegangen, und aus den derben Stößen und Püffen, die Sie da erhalten haben, lernten Sie das Leben ſelbſt beurtheilen und deſſen Erſcheinungen auf ihr wahres Maß herabſetzen. In dieſer ſtrengen Schule ſind Ihre Augen geſchärft worden, und das nennen Sie, Rebb Eiſik: die Brille ablegen.“

„Man ſieht und hört es Ihnen an,“ ſagte Rebb Eiſik ſchmunzelnd, „daß Sie ein Prediger ſind. Sie können und verſtehen Ihre Sache. Sollt' man nicht meinen, Sie hätten jetzt gerade über eine Stelle in der Bibel geſprochen, über die ein Anderer weggeſchluppert wäre, während Sie etwas Schönes und Erhabenes darin finden! Aber glauben Sie nur nicht ſo etwas von mir, Herr Prediger. Ich hab' wirklich die Brille abgelegt.“

„Wie?“ fragte der junge Mann mit einiger Verwirrung.

„Oder beſſer geſagt,“ ergänzte ſogleich Rebb Eiſik „ich hab' eine wirkliche Brille abgelegt.“

Der Prediger ſtarrte den Sprecher mit einer Miene an, als ſei er überzeugt, dieſer rede irre.

„Sie wiſſen alſo wirklich noch nichts von meiner Brille?“ rief Rebb Eiſik, der die Verwunderung des Predigers wohl bemerkt hatte.

„Kein Wort,“ betheuerte der junge Mann.

„So freut es mich wirklich in der Seele, daß ich gerade Ihnen die Geſchichte von meiner Brille wieder erzählen kann. Hier in der „Gaſſe“ kennt ſie jedes kleine Kind. Sie ſollen daraus erſehen, Herr Prediger, daß ich Ihnen am wenigſten habe mit meiner Brille wehe thun wollen.“

„Rebb Eiſik!“ rief der Prediger vorwurfsvoll.

„Gut, gut,“ meinte der Alte, „entſcheiden Sie ſelbſt, wenn ich fertig bin. Werden Sie aber auch genug Geduld haben, einen plauderhaften alten Mann ſo lange anzuhören?“

„Tage lang könnte ich Ihnen zuhören!“ rief der Prediger begeiſtert.

Rebb Eiſik lächelte fein und begann:

„Ich bin das einzige Kind ſehr reicher Eltern geweſen. Da Sie in unſerer Gemeinde nicht geboren ſind, ſo können Sie auch nicht wiſſen, was für ein Mann mein Vater geweſen iſt. Stellen Sie ſich nur das Eine vor. Wenn man von Rebb Anſchel Maier geſprochen hat, ſo hat man ſich darunter etwas wie jetzt Baron Rothſchild vorgeſtellt. In ganz Böhmen und Mähren, ja ſelbſt in Wien hat man ſeinen Namen gekannt, und wenn Einem ein Wechſel vorgekommen, auf dem die Unterſchrift meines Vaters geſtanden iſt, ſo hat er gewiß geſagt: der iſt ſo gut wie baares Geld. Damit will ich nur zeigen, was für ein Mann er geweſen iſt.

„Meine Mutter war draußen im Reich geboren; der Vater hat ſie auf der Frankfurter Meſſe kennen gelernt, wohin er zweimal im Jahre kam. Es war eine merkwürdig feine und beſondere Frau; ſie hat geſchrieben, deutſch und jüdiſch, wie kaum ein Mann, was in der damaligen Zeit viel geheißen hat. Man hat ihr auch nachgeſagt, daß ſie franzöſiſche Bücher hat leſen können und auf dem Clavier geſpielt hat. Das iſt in jener Zeit wie ein Wunder angeſehen worden. Wie aber die Menſchen ſind! Die große Bildung iſt das Unglück meiner Mutter geweſen. Sie iſt deßwegen ordentlich beſchrieen worden und keine Frau in der Gemeinde hat ſich unterſtanden, mit ihr in einen näheren Verkehr zu treten. Die Leute glaubten immer, ſie müßten mit ihr franzöſiſch reden, und weil das keiner wußte, haben ſie zuletzt gar nicht mit ihr geſprochen. Dadurch iſt meine Mutter nie heimiſch geworden in der „Gaſſe,“ ſie hat ſich immer als Fremde betrachtet!

„Nur gegen meinen Vater und mich war ſie nicht fremd, uns hat ſie gezeigt, wie ſie war und was in ihr verborgen lag. Als das einzige Kind war ich ihr Augapfel. Gott der Lebendige weiß, woher ſo eine Mutter all die Liebe und Zärtlichkeit für ihr Kind bekommt. Worauf gar kein anderer denkt, darauf denkt eine Mutter, was Keinem eine Sorge macht, das bekümmert ſie und macht ihr das Herz ſchwer. Ich will wetten, nicht Amram, der Vater Moſche's iſt's geweſen, der den guten Gedanken mit der Prinzeſſin hatte, ſondern ſeine Mutter. Wie ſollte ein Mann auf ſo etwas verfallen! Man hätte auch von der meinigen ſagen können: Gott habe ſie eigens zu einer Mutter beſtimmt und mich zu ihrem Sohn!

„Fremd, wie ſie in der Gaſſe war, hatte ſie auch kein Verlangen, als ich ſchon zehn bis zwölf Jahre alt geworden, ihr Haus auch nur auf eine Stunde zu verlaſſen. Nur in der Frühe und am Abend, wenn ich in „Schul“ gehen mußte, kam ich von ihr weg; ſonſt bin ich keine Minute aus ihren Augen entſchwunden. Der Vater war beinahe immer auf Geſchäftsreiſen; der konnte ſich wenig um mich bekümmern. Kein Menſch wunderte ſich auch, daß mir die Mutter den erſten Unterricht ertheilte; von ihr lernte ich leſen, ſchreiben und rechnen, ja ſelbſt die Bibel habe ich von Keinem gelernt als von ihr.

„Als wenn es heute geſchehen wäre, erinnere ich mich noch jetzt, wie der Vater einmal von der Leipziger Meſſe etwas mitbrachte, das in ein graues Papier eingewickelt war. Ich wollte darnach greifen und es aufmachen, da ſchrie aber mein Vater auf, als hätte ich meine Hand in glühendes Eiſen getaucht.

„Wozu haſt Du mir es alſo mitgebracht, Vater, rief ich weinend, wenn ich es nicht anrühren darf?“

„Wart' bis auf die Nacht,“ ſagte mein Vater unruhig und verſteckte das graue Packet an einem ſicheren Orte. Ich weinte und jammerte, die Mutter aber tröſtete mich. Als die Nacht gekommen war, holte der Vater das Packet aus dem Verſtecke herbei, nachdem er ſich früher überzeugt hatte, daß alle Thüren und

Fenſter feſt verſchloſſen waren. Der graue Umſchlag ward hinweggenommen; es waren fünf Bücher, die mir der Vater hinlegte.

„Das iſt ja Chumeſch“ (die fünf Bücher Moſis), rief ich, beinahe enttäuſcht.

„Um Gottes willen ſchweig, wenn du nicht willſt, daß ich Dir die Bücher wegnehmen ſoll,“ ſchreit mein Vater ganz ängſtlich, und ich habe das auch auf Zureden der Mutter verſprechen müßen. Aus dem Chumeſch hat ſie mich unterrichtet. Erſt lange Jahre darauf habe ich die Vorſicht und Angſt meines Vaters begriffen. Wenn man jenes Chumeſch bei uns hätte angetroffen, Gott der Lebendige weiß, was uns damals geſchehen wäre! Es war mit der deutſchen Überſetzung von Moſes Mendelsſohn aus Deſſau!

„Wie ich mein dreizehntes Jahr erreicht, ſollt' ich in die Fremde, um da ein Geſchäft zu lernen. Das war damals ſo der Brauch; nach der Bar Mizwah mußte ein Jüngel fort. Jetzt ſoll man es anders damit halten; die heutige Welt möchte für dreizehnjährige Kinder noch gerne eine Amme im Hauſe haben. Die gute Mutter hat lange nicht gewollt, endlich aber hat es der Vater durchgeſetzt. Ich bin nach Prag zu dem großen Geſchäftsmanne Abraham Tauſſig gekommen, der zu jener Zeit ein Spezereigeſchäft in der Meiſelgaſſe neben der Schul' gehabt hat. Bei dem bin ich volle vier Jahre in der Lehre geweſen und bin während dieſer Zeit niemals zu meinen Eltern auf Beſuch gekommen.

„Ich ſollt' mich entwöhnen,“ ſagte mein Vater. Gut! ich hab' mich entwöhnt, hab' gelernt was zu lernen war; aber wie die vier Jahre um waren, und ich einmal einen Brief erhalte, daß ich nach Hauſe kommen ſollt', da hab' ich mich doch außerordentlich gefreut. Denn mit mir war indeſſen eine große Veränderung vorgegangen. Als ein kleiner „Krupp“ hatte ich die Heimath verlaſſen, in die Höhe geſchoſſen wie eine Hopfenſtange kehrte ich zurück.

„Was werden die Leute in der „Gaſſe“ zu Dir ſagen? fiel mir jeden Augenblick ein. Nun weiß ich nicht, wie es gekommen iſt. Einen Tag vor meiner Abreiſe gehe ich durch die Zeltnergaſſe; ich wollte mir die Stadt noch einmal anſehen. Da bleibe ich, ohne daß ich eigentlich an etwas Beſtimmtes dachte, vor dem Gewölbe eines Brillenmachers ſtehen. Wie ich mir ſo eine Weile die verſchiedenen Dinge in dem Auslagekaſten betrachte, kommt mir plötzlich der Gedanke: „Wie wär's, wenn ich mit einer Brille auf den Augen vor meine Eltern hintreten möcht'! Mit ſo einer Brille ſieht man wenigſtens um etliche Jahre älter aus. Die Leute werden Dich dann gar nicht erkennen."

Ohne weitere Überlegung trete ich alſo in den Laden ein, und kaufe mir die erſte beſte Brille!

So lange als ich noch in Prag mich befand, habe ich ſie nicht aufzuſetzen gewagt, da haben mich die Leute ja gekannt. Aber kaum bin ich im Wagen, habe ich ſie in Einem fort probirt. Die Ungewohnheit, ſo etwas auf meiner Naſe und vor meinen Augen zu tragen, hat gemacht, daß ich die Brille in den erſten Stunden gern hundertmale auf die Straße hinaus geworfen hätte. Immer hat mich aber der Gedanke zurückgehalten, die Leute werden Dich nicht erkennen und Du ſiehſt damit viel älter aus! Und immer hab' ich auf's Neue die Brille aus dem Futterale herausgenommen und aufgeſetzt. Merkwürdig, was der Menſch vermag, wenn er nur will! Wie ich noch zwei Stunden von meiner Heimat war, da habe ich die Brille gar nicht mehr geſpürt, ſie war mir auf der Naſe wie angewachſen. Das hat mich mehr gefreut, als wenn ich eine Million mit nach Hauſe gebracht hätte. Wie ich an dem „guten Ort" vorüberfahre, der, wie Sie wiſſen, an der Prager Straße liegt, wer kommt mir da entgegen? Naphtali Kremſier, der Vater unſeres frühern Gemeindeſängers Daniel, der mit Haſenhäutchen iſt hauſiren gegangen.

Der ſieht in den Wagen hinein, in dem ich langſam an ihm vorüberfahre und ruft gleich:

„S' Gotts willkumm, Ciſik, biſt Du auch ſchon zurück?

Ich glaub' im erſten Augenblick trifft mich ſchon vor Schrecken der blaſſe Tod! Gleich der erſte Menſch, der mir begegnet, erkennt mich! Ein Anderer hätte nun die Brille von der Naſe geriſſen und ſie in tauſend Stücke zerbrochen. Ich aber — ich habe ſie behalten!

„Sie ſollen mich doch nicht erkennen," hab' ich in meinem Ingrimm gerufen.

Niemals werde ich nun vergeſſen, wie ich von meiner guten Mutter bin aufgenommen worden. Noch jetzt fühle ich die heißen Thränen, wie ſie über meine Wangen heruntertröpfelten, indem ſie mich minutenlange gar nicht aus den Armen laſſen wollte! Ich alter Junge ſpür's noch, es geht mir wie ein Meſſerſtich durch das Herz, wenn ich an dieſe Stunde denke. Denn wiſſen Sie, was für ein Gedanke mir unter den Thränen meiner Mutter, unter ihrem Lachen und Weinen gekommen iſt? Es hat mich geärgert, daß mich meine Eltern ſo gar leicht erkannt hatten, daß ſie kein Wort über mein Ausſehen, kurz über meine

Brille ſagten! Iſt das nicht etwas, um noch jetzt darüber ſich reuig an die Bruſt zu ſchlagen?

Erſt als ich eine Viertelſtunde ſpäter meinen Eltern gegenüber ſaß, immerfort die Augen meiner Mutter auf mir, die ſich an ihrem Sohn gar nicht ſatt ſehen konnten, ſagte mein viel ruhigerer Vater:

„Weißt Du, Jettel, ich finde unſer Eiſik hat ſich etwas verändert; er hat etwas Fremdes in ſeinem Geſichte, ich könnt' aber nicht ſagen, worin es beſteht."

Ich wurde roth wie ein Mädchen, zu dem man auf die Beſchau kommt. Alſo endlich doch! Meine gute Mutter ſtand auf, beinahe erſchreckt von dieſen Worten meines Vaters und blickte mir lange in's Geſicht.

„Ich find' ihn nicht verändert," meint ſie hierauf, „er hat noch ganz ſein altes Ausſehen."

Da blickt auch der Vater ſchärfer nach mir hin, und auf einmal bricht er in ein Gelächter aus, daß davon das ganze Haus erzittert.

„Jettel," ruft er keuchend, „hätteſt Du denken können, daß ſich das Jüngel ſo etwas von Prag wird mitbringen?"

„Was denn?" ruft ſie erblaſſend.

„Siehſt Du denn nicht die zwei Laternen, die unſer Eiſik vor den Augen hat?"

Da ſchreit die Mutter auf und ſtürzt auf mich zu.

„Iſt Dir etwas an den Augen geſchehen?“ ſpricht ſie und zittert dabei, als wäre ich wirklich halbblind nach Hauſe gekommen. Ich konnte nicht reden, das Wort blieb mir in der Kehle; ich habe nur den Kopf geſchüttelt. Was ſoll ich länger verzählen? Der Vater hat in Einem fort gelacht, die Mutter aber iſt von Minute zu Minute beſorgter worden, denn je mehr ich mit dem Kopfe ſchüttelte, deſto mehr glaubte ſie, mir fehle was an den Augen. Da brauche ich endlich vor lauter Zureden und Beſchämung die ſchändliche Lüge: der berühmte Doktor Jonas Jeitteles in Prag hätte mir einmal in die Augen geſehen und geſagt: ich müßt' eine Brille tragen!

„So bin ich nach vier Jahren in der Fremde mit einer Lüge vor die guten Eltern getreten! Von dieſem Augenblicke an hat freilich der Vater mit ſeinem Gelächter, was mir am meiſten weh gethan, eingehalten, die Mutter aber, merkwürdig fein, wie die Weiber ſind, hat mir nicht geglaubt. Sie hat es aber nicht merken laſſen, und erſt wie wir allein waren, hat ſie mir es geſagt, und durch vieles Zureden und Schmeicheln die ganze Wahrheit aus mir herausgebracht. Es hat mich aber einen Kampf gekoſtet. Die gute Mutter! Statt nun darauf zu dringen, daß ich die Brille ablege, ſchon deshalb, weil ich gelogen hatte, hat ſie zugegeben, daß ich ſie behalte. Sie hat mir die Beſchämung und das Gelächter meines Vaters erſparen wollen!

Ich hab' die Brille auch behalten; ich habe geglaubt, ich hätte erſt jetzt ein Recht darauf. Und wie ich am andern Tag durch die „Gaſſe" gegangen bin, und manche Leute haben mich wirklich nicht ſogleich erkannt, und haben mir verwundert nachgeſehen, da habe ich in meiner Seele eine Freude empfunden, nicht anders als ob mich der Kaiſer von Wien zum Oberſtburggrafen gemacht hätte. Viele Leute haben mich ausgelacht, denn in der damaligen Zeit war es nichts Gewöhnliches, daß ein achtzehnjähriges Jüngel mit einer Brille geſehen wurde, und was gar nicht in meiner Natur gelegen iſt: ich bin dadurch keck und übermüthig geworden. Und gerade unter die Leute, von denen ich gewußt habe, ſie können meine Brille nicht ausſtehen (leiden), gerade unter die bin ich am liebſten gegangen. Zuletzt hab' ich's dazu gebracht, daß ſich die Leute meine Brille gefallen ließen. Denn wer in der Welt am längſten aushält, der hat's ja gewonnen.

„Das Schönſte an der Sache war, daß bei dieſer Narrethei mit der Brille mein Kopf für das Geſchäft ganz unbrauchbar geworden war. Ich zeigte kein rechtes Geſchick dafür und erſt ſpäter habe ich eingeſehen, daß eigentlich die Brille daran ſchuld war. Mein Vater klagte oft:

„Ich weiß gar nicht, was denn eigentlich das Jüngel in Prag gelernt hat. Was hab' ich davon, daß er eine Brille auf der Naſe trägt? Wo er etwas ſehen ſoll, ſieht er doch nichts!“

Die gute Mutter entſchuldigte mich, wie ſie konnte; oft habe ich aber den Vater ſehr verdrießlich geſehen. Trotz dem bekam ich meine Brille immer lieber, denn man kann ſich in ein Ding, das kein Leben hat, ebenſo gut verlieben, als in eines mit Fleiſch und Bein, und ich kann ſagen: ich war verliebt.

Da kam mein Vater eimal von einer Geſchäftsreiſe mitten in der Woche zurück; denn gewöhnlich geſchah dieß am Freitag. Sein Geſicht war blaß und die Augen tief eingeſunken. Die Mutter ſchrie laut auf, als ſie ſeiner anſichtig wurde; es hat ihr gleich nichts Gutes geahnt. Doch auf alle Fragen die ſie an ihn richtete, antwortete der Vater nicht, er ſperrte ſich in ſeine Schreibſtube ein und durch das Schlüſſelloch konnten wir bemerken, daß er ſchreibe. Gegen Abend rief er die Mutter zu ſich; nach einer ſchrecklich langen Stunde kam ſie heraus, mit verweinten Augen, todtblaß im Geſicht. Auch ſie wollte mir nicht ſagen, was vorgehe, und nach Allem zu ſchließen, mußte etwas Schreckliches vorgegangen ſein. In derſelben Nacht fuhr der Vater wieder fort, er ſagte nicht wohin. Volle zehn Tage blieb er aus; am Freitag kam er wieder. Aber ſein Ausſehen war daſſelbe traurige wie das erſte Mal, und wie ihn die Mutter fragte, was er ausgerichtet, ſchüttelte er mit dem Kopfe. Wir verlebten einen Sabbath, wie ihn mein größter Feind nicht erleben ſoll. Und bei allem dem habe ich nicht gewußt, was denn vorgieng.

Sabbat zu Nacht, nach dem Nachtmal, ſagte mein Vater mit einem Male zu mir:

„Eiſik, ich hab' mit Dir etwas zu reden, komm' auf meine Stube.“

Zitternd und bange folgte ich ihm.

„Eiſik“ ſagte mein Vater zu mir, als wir allein in ſeiner Stube waren. „Du haſt vielleicht bis jetzt gemeint, ich bin ein reicher Mann.“

„Biſt Du's nicht?“ ſagte ich auf den Tod erſchrocken.

„Nein,“ ſagte der Vater mit gebrochener Stimme, „ich bin mehr als arm geworden. Ich kann nicht einmal zahlen.“

Ich habe nur ein „Schmah Jiſroel“ ausrufen können, die Sinne ſind mir faſt vergangen. Mein Vater hatte Mitleid mit mir.

„Was kannſt Du dafür,“ ſagte er, „daß Du keinen Kopf fürs Geſchäft haſt?“

Das Wort hat mir erſt recht durchs Herz geſchnitten; ich fing an laut zu weinen. Nun erzählte mir der Vater, daß er ſchon ſeit einigen Jahren einen Rückgang im Geſchäfte verſpüre, der Mutter und mir habe er es lange verſchwiegen, denn ihm ſcheine, mir wäre meine Brille viel lieber als das Geſchäft, und weil er das bemerkt, habe er die ganze Sache in ſich hineingegeſſen. Aber das Unglück wachſe ihm über den Kopf, länger könne es nicht verſchwiegen werden. Das Alles aus dem Munde eines Vaters zu hören und ſich dabei ſagen müſſen: Es geht Dich an! Ich hab' damals meine Sünden abgebüßt, aber eingeſehen habe ich ſie doch nicht.

„Meine Brill' ſoll alſo Schuld ſein am Unglück?“ fragte ich ein über das andere Mal.

„Ja,“ ſagte der Vater, „denn daß Du mich nicht verſtehſt, daran iſt eben Deine Brille ſchuld.“

Da habe ich geſchwiegen, denn wenn das Herz von Unrecht ſich gekränkt meint, verſchließt es ſich. Der Vater aber erzählte nun weiter, wie es mit ihm ſtehe. Der „Bankrott“ war ſo gut wie fertig. In den zehn Tagen, die er verreiſt war, hatte der Vater halb Böhmen durchzogen und überall die Gläubiger aufgeſucht, um ſich mit ihnen zu vergleichen. Die meiſten hatten ſich mit ihm verglichen, nur ein einziger, und dem wir das Meiſte ſchuldig waren, Rebb Joel Bidſchof in Kollin hatte es rund abgeſchlagen. Der hat den Vater wie einen Dieb behandelt, als er ihm mit dem Vergleich kam, und hat gedroht, wenn er nicht ſein ganzes Geld bis auf einen Groſchen bekäme, wollt' er ihn ins „Criminal“ bringen. So etwas hat man meinem Vater ſagen ſollen!

„Und iſt gar keine Hilfe?“ frug ich ihn zuletzt.

„Gar keine,“ antwortete er traurig, „Joel Bidſchof iſt zu hart, der hat ein Herz wie ein Stück Eiſen.“

„Vielleicht ſchickſt Du mich zu ihm!“ ſag' ich plötzlich, als wäre mir eine Eingebung von Gott gekommen.

„Dich,“ ruft mein Vater und lacht ſpöttiſch, „Dich mit Deiner Brille!“

Ich weiß nicht, was mir in dieſem Augenblicke die Kraft gegeben hat, dieſen Spott zu überhören. Ich ſage wieder:

„Schick mich nur, Vater, ſchick mich.“

Er aber hat immer wieder mit der Brille angefangen, Gott der Lebendige weiß, wie ich das ertragen habe. Endlich nachdem ich wieder darauf zurückkomme, daß er mich ſchicken ſolle, ſagt er:

„Meinetwegen, geh, Eiſik! Ausrichten wirſt Du ſo nichts. Das ſag' ich Dir aber: Zieh' nur vor allem deine Brille aus.“

Am andern Morgen, in aller Frühe, bin ich mit einer beſonderen „Gelegenheit“ fort nach Kollin. Die Mutter weinte, als ich von ihr Abſchied nahm, der Vater aber, halb traurig, halb lachend, meint noch zu guter Letzt:

„Es iſt nur gut, daß wir ſchön Wetter haben, damit Du Dich doch ein Biſſele wenigſtens unterhältſt. Denn ausrichten wirſt Du ja doch nichts. Ich hab' nichts ausgerichtet, willſt Du's?“

Die Brille hab' ich natürlich aufbehalten; es muß, wenn ich darüber nachdenke, doch aus Trotz geweſen ſein, wegen der vom Vater erlittenen Kränkung. In ſolcher Gemüthsverfaſſung bin ich fort.

Nach Kollin hat man in jener Zeit beinahe zwei Tage gebraucht, die man jetzt in weniger als einem Tage zurücklegt. Ich habe alſo Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie ich mit Rebb Joel Bidſchof reden wollte. Merkwürdigerweiſe iſt mir auch nicht die geringſte Furcht angekommen. „Iſt der Joel Bidſchof ein Miniſter oder Kaiſer, daß ich mit ihm nicht ſollt' reden dürfen? und bin ich nicht auch Rebb Anſchel Maier's Sohn? „hab ich oft zu mir ſelbſt geſagt. Ich habe mir alſo vorgenommen, mir von dem Manne nichts gefallen zu laſſen, er ſollte ſehen, daß ich kein Jüngel mehr ſei, und wenn er mit mir aufbegehrte, ſo wollte ich auch mit ihm aufbegehren. Mit ſolchen und noch andern ähnlichen Vorſätzen bin ich nach Kollin gekommen; es war gerade Mittag. Ich, nicht faul, und entſchoſſen, laſſe mir gleich Rebb Joel Bidſchof's Haus zeigen, und ohne daß ich etwas gegeſſen oder getrunken hätte, gehe ich hin. Das Haus iſt nicht weit von dem Wirthshauſe gelegen, wo ich abgeſtiegen war. Wie ich davor geſtanden bin, hat mir doch das Herz gewaltig gepocht; erſt jetzt iſt mir recht eingefallen, wie viel von dem Nichtgelingen meines Beſuches abhing. Das hat aber nur eine kleine Minute gedauert, ich hab' in mir Anſchel Maier's Sohn geſpürt, und hab' mir die Brille zurecht gerückt.

„Iſt Rebb Joel Bidſchof zu Hauſe?“ frag' ich ganz keck ein Mädchen, welches ich im Vorhaus treffe.

„Ja,“ ſagte ſie, „gehen Sie nur hinein, er iſt ganz allein in ſeiner Stube.“ Das war mir nicht recht, denn mit Rebb Joel Bidſchof hätte ich gern vor der ganzen Welt geſprochen, um ihm zu beweiſen, wer ich und wer er ſei. Indeſſen da dies nicht anging, klopf' ich beherzt an die Thüre und trete ein.

Im erſten Augenblick habe ich in der Stube kein lebendes Weſen bemerkt. Auf einmal höre ich aus einem Winkel eine dünne Stimme ſagen: „Gott's willkumm.“ Ich ſehe hin, woher die Stimme gekommen iſt, und erblickte ein kleines Männchen, mit einem Sammtkäppchen auf dem Kopfe, vor einem großmächtigen Schreibtiſch ſitzen und mit Geldzählen beſchäftigt.

„Bin ich recht bei Rebb Joel Bidſchof?“ frag' ich ganz beherzt.

„Ja,“ ruft die dünne Stimme Rebb Joels, und dreht ſich nicht einmal nach mir um, ſondern fährt im Geldzählen fort. Eine Weile darauf ſagt er:

„Wer biſt Du? und was willſt Du?“

Dieſes „Du“ hat mich gewaltig verdroſſen. Was hat Joel Bidſchof mit mir, den er nicht einmal kennt, „Du“ zu reden? Darum antwort' ich mit einer Keckheit ohne Gleichen:

„Ich bin Rebb Anſchel Maiers Sohn, und bin gekommen, um mit Ihnen zu ſprechen.“

„Bringſt Du Geld mit?“ fragt Rebb Joel Bidſchof mit ſeiner ſpitzigen Stimme.

„Nein!“ ſagte ich darauf. Da ſchiebt mein Rebb Joel den Stuhl, worauf er ſitzt, mit einer Kraft zurück, wie ich ſie dem kleinen „Krupp" nicht zugetraut hätte, und mit einem Male ſpringt er knapp an mich hin. Jetzt erſt habe ich ihn von Angeſicht zu Angeſicht geſehen; ſo klein und dünn er war, hat er doch ein Geſicht gehabt, wie ein Wolf; ein Paar Augen haben darin gefunkelt unter buſchigen Augenbrauen, wie von einer Katze in der Nacht; man hat ſich ordentlich davor fürchten müſſen. Mit dieſen Augen ſieht mich der kleine Joel Bidſchof vom Kopf bis zu Füſſen an, als wollt er mich von innen und von außen wie einen Sack Wolle muſtern und ſagt dann mit ſeiner Fiſtelſtimme:

„Du bringſt alſo kein Geld mit, Jüngel?"

„Nein," antworte ich noch einmal und gar nicht keck, „aber der Vater will ſich mit Ihnen vergleichen."

Da wird der kleine Krupp Feuer und Flammen, ſein Geſicht roth und die Augen ſpeien ordentlich ein grünes Gift auf mich. Dann hub er an:

„Und Dich hat Dein Vater zu mir geſchickt, um ſich mit mir zu vergleichen, mit Joel Bidſchof? Dich keckes Jüngel mit der Brill' auf der Naſ', ſchickt der Schnorrer zu mir, und meint, er wird was ausrichten? Hat er gemeint, ich bin ſelbſt ſo ein Schnorrer, wie er? Einer, der mich fußfällig bitten ſollt', ſchickt mir ſo ein grünes Jüngelchen mit einer Brill' auf der

Naſe? Jetzt mach', daß Du fortkommſt, und ſag' deinem Vater: vom Vergleich iſt keine Rede! Ins Criminal muß er, und das hat Joel Bidiſchof geſagt, der noch niemals ſein Wort gebrochen hat.“

Gott der Lebendige weiß es, wie ich aus der Stube und von dem grimmigen Wolf fortgekommen bin, ich weiß es noch heute zu Tage nicht. Es hat mich aber eine ſolche Furcht vor den Augen Joel Bidiſchof's gepackt, ein ſolches Zittern und Zagen, daß ich zur Thür draußen war, und zum Hauſe hinaus, noch ehe ich an eine Gegenrede hätte denken können. Und ſelbſt wie ich wieder in der Gaſſe ſtand, wirkte die Furcht vor dem ſchrecklichen Joel in mir fort. Ich bin gelaufen, ſo weit als mich meine Füße tragen konnten; erſt bei dem Wirthshauſe, in welchem ich eingekehrt war, machte ich Halt. Aber, lebendiger Gott! in welchem Zuſtande! Zerſchlagen und zerbrochen von der großen Kränkung, die ich ſo eben erlebt, beſchämt und gedemüthigt, wie ein Hund, den man mit dem Stocke verjagt hat, ſo war mein Zuſtand. Ich rannte auf meine Stube, ich glaubte noch immer die Stimme Rebb Joels hinter mir zu hören. Dort warf ich mich der Länge nach aufs Bett und vergrub mein Geſicht in den Kiſſen. Dann aber hat der Schmerz über die erlittene Kränkung in mir aufgeſchrieen; wie ein kleines Kind habe ich angefangen zu weinen, und unaufhaltſam ſind meine Thränen gefloſſen. Ich hab' mich hingewünſcht, wo mich kein Menſchenauge mehr geſehen hätte und hab' mein Leben verflucht. Mich ſo zu behandeln, mich, Anſchel Maier's Sohn! Wenn das die gute Mutter gewußt hätte, was mir in dieſer Stunde geſchehen war! Meine Thränen ſind immer ſtärker gefloſſen; ich habe geglaubt, mein Leben wird mit ihnen dahinfließen. Aber ſie haben doch aufgehört, wie das immer geſchieht, wenn ſich das Herz zu ſehr anſtrengt. Dafür iſt aber in mir ein anderes Gefühl aufgekommen; ich habe mich rächen wollen an Joel Bidſchof. Da bin ich aufgeſprungen und Gott hätte ihn ſchützen mögen, den hartherzigen Menſchen, wenn ich ihn in dieſem Augenblicke vor mir gehabt hätte. Einmal hatte ich ſogar ſchon die Thüre aufgeriſſen, und habe zu Joel Bidſchof eilen wollen.

Aber dabei iſt es auch verblieben. Weiter als bis zur Thüre bin ich nicht gekommen, und daß ich es nur geradezu herausſage: ich habe mich gefürchtet!

Dann habe ich mich wieder aufs Bett geworfen, und habe geweint und gejammert, und mir das Leben verwünſcht. Dazwiſchen bin ich auch aufgeſprungen und habe gegen Joel Bidſchof die Fauſt geballt. So habe ich es die halbe Nacht getrieben, bis ich gegen Mitternacht vor lauter Weinen und Klagen in einen tiefen Schlaf verfiel. Wie lange ich ſo geſchlafen habe, weiß ich nicht; aber auf einmal iſt es mir, als ob ich meines Vaters Stimme neben mir vernähme, und der ſpricht:

„Siehſt Du, Eiſik, das alles haben wir Deiner Brille zu verdanken. Daß Joel Bidſchof ſich nicht erweichen läßt, und daß ich ins Criminal komme, wer iſt daran anders ſchuld, als Du und deine Brille?“

Mit einem Schrei, den ich noch jetzt höre, bin ich aufgewacht; mein Körper war eiskalt, ein ſolch' Entſetzen hat mich erfaßt. Die Stimme des Vaters habe ich ſo deutlich vernommen, daß ich ſelbſt, als ich aufgewacht und zur Beſinnung gekommen war, nicht glauben wollte, daß ich geträumt hatte. Aber es war nur meine eigene Stimme geweſen, die Stimme meiner eigenen Seele, die während meines Schlafes mit ſich ſelbſt geſprochen hatte. Ich konnte nicht mehr einſchlafen. Die Worte meines Vaters, die eigentlich meine eigenen waren, tönten mir immer wieder in den Ohren. Ich mit meiner Brille war alſo wirklich ſchuld! Das iſt mir jetzt nach und nach immer klarer und heller geworden. Und je deutlicher ſich mir die ganze Narrethei mit der Brille vorſtellte, deſto mehr iſt meine Verzweiflung gewachſen. Wenn ich in dieſer Nacht nicht grau und weiß geworden bin, ſo iſt das ein Wunder. Aber um zwanzig Jahre wenigſtens bin ich älter geworden in dieſer Nacht.

In der Stille dieſer Verzweiflung, die kein Auge geſehen hat, als der heilige Gott im Himmel, bin ich zu einem neuen Leben erwacht. Ich hab' es geſpürt, wie eine eigene Kraft durch meinen ganzen Kopf gefloſſen iſt, wie es ſtoßweiſe vom Herzen zum Kopfe hinaufarbeitete. Dann bin ich ruhiger geworden. Etwas Merkwürdiges war mit mir vorgegangen. Eine Demuth war über mich gekommen, wie ich ſie niemals gekannt hatte. Joel Bidſchof hatte Recht, wenn er mich ſo behandelte. Was mußte ich, der junge unerfahrene Menſch, mit ſolcher Frechheit zu ihm kommen? Mit der Brille auf der Naſe ihn bereden, daß er ſich mit meinem Vater ausgleichen ſollte? Aller Stolz und Narrethei war von mir gewichen; jede erlittene Kränkung hat in mir geſchwiegen. Joel Bidſchof hat an dir nur gethan, wie du es verdient haſt, ſchrie ich immerfort. Und nicht ich war der Beleidigte und Gekränkte, ſondern er! Da fragte ich mich: Was iſt jetzt zu thun? und wie eine Gottesſtimme ertönte es in mir: Thu' Buße und geh' Joel Bidſchof um Verzeihung bitten!

Ja, abbitten! Wie der Gedanke einmal in mir ſich gemeldet hate, da ließ er auch nicht mehr von mir. Das Einzige, was mir ſchien, daß ich noch thun könnte, war, daß ich zu Joel Bidſchof gieng und ihn, als den Beleidigten, um Verzeihung bat. So weit war es mit mir gekommen! Und wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, ſo habe ich nach dieſem einzigen Mittel gegriffen, um mir Recht zu verſchaffen. Dabei hat mich eine Freude ergriffen, als ſollte ich an etwas beſonders Angenehmes gehen. Ich habe den Morgen kaum erwarten können; denn es ſtand feſt in mir, Joel Bidſchof abzubitten.

Wie neu erwacht, habe ich mich in aller Frühe, als es Tag geworden war, an Gott gewendet. So wie damals habe ich dann niemals mehr im Leben gebetet. Jedes Wort unſerer heiligen Sprache iſt mir beſonders wichtig, und für meine Lage berechnet vorgekommen. Inzwiſchen war es heller Tag geworden, und ich mit dem „Oren“ fertig. Jetzt habe ich die Thüre nicht mehr aufgeriſſen; ich habe mich ja nicht mehr rächen wollen. Langſam und gefaßt, wie ein müder Menſch bin ich durch die Gaſſen gegangen. Die Brille hatte ich zu Hauſe gelaſſen!

„Iſt Rebb Joel Bidſchof zu Hauſe? habe ich wieder gefragt. Er war eben aus „Schul“ zurückgekommen und man zeigte mir die Thüre zu ſeiner

Stube. Da iſt er wieder wie geſtern, mit dem Rücken mir zugewendet, an ſeinem Schreibtiſche geſeſſen und hat Geld gezählt.

„Guten Morgen, Rebb Joel;“ ſag' ich faſt unhörbar. Er dreht ſich nicht einmal um, und ſchreit nur mit ſeiner Fiſtelſtimme:

„Den guten Morgen zurück.“

Was ich jetzt weiter reden ſollte, war mir in dieſem Augenblicke ganz unbewußt. Ich weiß nur, daß ich dageſtanden bin und kein Wort aus der Kehle herausgebracht habe; ſie war mir wie zugeſchnürt. Nach einer guten Weile ruft Joel, ohne ſich umzuwenden:

„Wer biſt Du, und was willſt Du?

„Ich bin's, Rebb Joel,“ ſage ich und ein Thränenguß ſtürzt mir aus den Augen. Da dreht ſich Joel Bidſchof um und ſchreit:

„Biſt Du nicht Anſchel Maier's Sohn?“

Ich konnte vor heftigem Weinen nicht antworten; er aber ſpringt auf, gerade ſo wie geſtern, und ſpringt auf mich zu, als wollte er mir ein Leids anthun.

„Was willſt Du wieder?“ ſchreit er, „habe ich Dir geſtern nicht die Thür' gewieſen?“

Aber ihm ſelbſt vergeht jetzt jedes Wort; auf einmal hält er ein, wie wenn ihm die Stimme verſagt hätte, und ſieht mich wieder mit ſeinen ſtechenden Augen an. Da ſchlägt er die Hände über einander und ruft ganz erſchrocken:

„Jüngel, biſt Du wirklich Anſchel Maier's Sohn? Um Gottes willen, wie ſiehſt Du aus! Biſt Du über Nacht im Grab gelegen?“

Gott der Lebendige weiß, was in dieſem Augenblicke mit Joel Bidſchof vorgegangen iſt, er war aber wie verändert. Ich konnte nur ſchluchzen; wenn ich reden wollte, erſtickte mich faſt der Krampf.

„Biſt Du krank, Jüngel? ruft er dann und faßt mich bei der Hand. Da endlich bricht's aus mir mit großer Anſtrengung heraus:

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joel!“ und kaum habe ich das Wort geſprochen, ſpringt Joel Bidſchof von mir zurück und ſtarrt mich mit ſeinen Augen an. Die aber waren jetzt nicht mehr ſo funkelnd; etwas beſonders Mildes hat daraus geblickt.

„Biſt Du wirklich Anſchel Maier's Sohn, der geſtern bei mir geweſen iſt? Ich erkenn' Dich ja gar nicht mehr! Und die Brill' haſt Du auch ausgezogen!“

Joel Bidſchof ſelbſt konnte kaum reden, er mußte ſich von mir abwenden. Nach einer guten Weile dreht er ſich wieder zu mir um, und ein ganz anderer Menſch iſt vor mir geſtanden. Joel Bidſchof hat Thränen im Auge gehabt. Da nimmt er mich wieder bei der Hand:

„Jüngel," ſagte er weich, Du ſollſt ſehen, daß ich nicht der hartherzige Menſch bin, für den Du mich wahrſcheinlich gehalten und verflucht haſt. Ich ſeh' Dir's an, mit Dir iſt eine große Veränderung vorgegangen. Geſtern als Du bei mir eingetreten biſt mit deiner kecken Miene und mit der Brill' auf der Naſ', da war ich ergrimmt gegen Dich und wäreſt Du vom Himmel gekommen, Du hätteſt bei mir nichts ausgerichtet. Heute aber erkenne ich Dich nicht mehr; Du biſt demüthig geworden, mein lieb Jüngel, und haſt deine Brille ausgezogen! Dafür ſollſt Du ſehen, was Joel Bidſchof vermag! Nicht nur, daß ich von deinem Vater jeden Vergleich annehme, den er mir vorſchlägt, ſag' ihm auch, Joel Bidſchof ſtellt ihm ſein ganzes Vermögen zur Verfügung, damit er ſich wieder aufhelfe, und wenn er Dich fragt: Wie ſo hat Joel Bidſchof ſich ſo ſchnell geändert, ſo ſag' ihm, weil Du die Brill' ausgezogen haſt! . . ."

Was ſoll ich weiter verzählen?

Wie ich nach Hauſe gekommen bin? was mein Vater dazu geſagt hat? So etwas läßt ſich nur erleben. Genug, Joel Bidſchof hat treu und redlich ſein Wort gehalten, der Vater hat ſich wieder aufgeholfen, und ich bin ein tüchtiger Geſchäftsmann geworden. Sie kennen mein gutes Weib, Gott ſoll mir ſie noch lange erhalten. Sie iſt das Mädchen, das mir das erſte Mal die Thüre zu Rebb Joels Stube gezeigt hat. Sie iſt Rebb Joel Bidſchof's Tochter, mit dem der Friede ſei!

Das Alles iſt geſchehen, weil ich meine Brille ausgezogen habe. Die Brille hab' ich noch; aber gebraucht hab' ich ſie ſeit jener fürchterlichen Nacht nicht mehr. Von da an ſchreibt ſich mein Spruch her. Sie werden ihn jetzt verſtanden haben, Herr Prediger!"

Tief bewegt drückte der junge Mann meinem alten Rebb Eiſik die Hand.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Rebb Eiſik," ſagte er milde, „ich werde ſie mir merken, dieſe Geſchichte von Ihrer Brille."

Roßhaar.

Mein Vetter Schmul — warum ſoll ich ihn „Rebb“ Schmul nennen, wenn ich es nicht anders gewöhnt bin? — mein Vetter Schmul alſo, iſt „auch einer von den Alten.“ Er iſt nun gerade ſo alt, daß der roßhaargepolſterte Lehnſtuhl, worauf er mit Ausnahme der Nacht und des Morgengebetes den ganzen Tag verbringt, nur um einige Jahre etwas voraus hat, was übrigens nicht zum Nachtheil jenes guten, alten, roßhaargepolſterten Lehnſtuhls gedeutet werden darf. Die Mutter meines Vetters Schmul, die meine Großmutter war, erinnerte ſich „als wenn es heute geſchehen wär’,“ daß dort, auf dem guten Lehnſtuhl nähmlich, ſchon ihr Vater ſaß, wenn er am Freitag Abend aus der Synagoge heimgekommen, die Kinder zu ſich berief, um ſie zu ſegnen! Weitere biographiſche Notizen ſind nicht vorhanden über dieſen Familienhausrath, der bei uns zu Hauſe ehrwürdig und Achtung gebietend iſt, wie ſonſt etwas in der Welt, ja faſt eben ſo ſehr, als der langjährige Inhaber desſelben — mein Vetter Schmul.

Dennoch kann ich es nicht verbergen, daß ich jenem guten alten Lehnſtuhl etwas ſehr Schlechtes nachzureden habe, was mir ſchon lange auf dem Herzen liegt!

Es war nämlich immer für eine ausgemachte Sache gehalten worden, daß die Füllung des Lehnſtuhles (von der es doch unläugbar abhängt, ob man gut ſitzt) vollſtändiges, auf einem Pferde gewachſenes „Roßhaar“ ſei, und ich ſehe noch immer das ſpöttiſche Lächeln um die Mundwinkel meines Vetters Schmul, mit dem er einſt ein neues Sopha betrachtete, das ſich ſein Sohn, der ſo eben geheirathet, zur „Ausſtattung“ angeſchafft hatte.

„Nicht werth, daß ſich eine Katz' d'rauf ſetzt,“ meinte der Vetter damals in ſeiner merkwürdig kurzen Ausdrucksweiſe. „Kuhhaar und nicht Roßhaar“ ſetzte er dann mit einer Verachtung in Ton und Geberde hinzu, die mir unvergeßlich bleiben wird.

Später wurde dieſes Sopha ein förmlicher Gegenſtand ſeines Haſſes, und wenn er es zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung erhob, was jedesmal geſchah, wenn ſich irgend ein Beſuch, namentlich am Sabbat und an Feiertagen darauf breit machte, ſo konnte er ſogar geſprächig werden, wie ein altes Uhrwerk, das nach langer Zeit wieder einmal aufgezogen wird. So meinte er einmal, in einer Anwandlung langverhaltenen Grimmes auf das unglückſelige Sopha:

„Alles verändert ſich und die Welt wird alle Tage ſchlechter und ſchlechter. Was heut Kupfer iſt, war in „meiner Zeit“ Gold, und was heut Roßhaar, das hat man in „meiner Zeit“ Kuhhaar geheißen. Aus meiner Urbabe (Urgroßmutter) ihrer goldenen Haube, da habe ich anno 9, wie die ſchwarzen Bankozettel auf der Welt waren, neun Dukaten ſchweres Gold herausbekommen und aus dem Hochzeitskleid meiner Mutter, da hab' ich erſt vor zehn Jahren eine Decke für die Thora machen laſſen und ſie ſieht noch immer wie „neu“ aus. Nicht werth, daß ſich eine Katz d'rauf ſetzt,“ ſchloß er dann mit einem plötzlichen Übergang auf das unglückliche Sopha, „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Wenn in dem ganzen „Geſtell“ nur ein halb Loth Roßhaar iſt, will ich gar nicht Schmul heißen.“

Eine dunkle Sage, die ſich geheimnißvoll wie ein ächtes Mährchen in unſerer Familie erhalten hat, will wiſſen, man habe den Vetter Schmul eines Abends, als die Lichter in der Stube noch nicht angezündet waren, ſo alſo in der Dämmerung, mit einem blinkend ſcharfen Meſſer vor dem Sopha ſtehen geſehen.

Es ſei ein fürchterlicher Anblick geweſen, wie der Vetter dageſtanden ſei in der ungewiſſen Helle des Abends und mit dem Meſſer hin und hergefahren habe, nicht anders, als wollte er es in ein rothes Leben hineinſtoßen und wie ſeine „Schnur,“ die gerade ihr Kind ſäugte, einen ſo ſchrillenden Schrei ausgeſtoßen, daß ihr faſt der Säugling entſunken ſei. Drauf habe der Vetter Schmul freilich das Meſſer weggelegt; durch die geſchloſſenen Lippen habe man aber deutlich die Worte durchgrollen gehört:

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! nicht ein halbes Loth Roßhaar dabei.“

Guter Vetter Schmul! Du liebgewordene Erinnerungsſäule aus dem Schutte längſtverklungener und begrabener Tage! Warum mußte ich eines Tages, nach neugieriger Kinder Art, wiſſen wollen, was den Inhalt deines hundertjährigen Freundes, des guten alten Lehnſtuhls ausmachte? Welcher böſe Geiſt leitete den kleinſten meiner Finger, daß er ſich durch die durchſcheinend ſchwache Lederbedeckung mit merkwürdiger Kühnheit bohrte, bis er auf den Grund der Sache und ein kleines Büſchel der roßhaarenen Füllung triumphirend zum Vorſchein kam?

„Vetter!“ rief ich, „ſieht Roßhaar ſo aus?“

Und ich ſehe ihn noch, den Vetter Schmul, wie er mir haſtig das Büſchel „Roßhaar“ aus der Hand reißt, es hinter ſich wirft, als ſei es brennender Schwefel, und mit einer Stimme, die mir noch in den Ohren klingt, zornig ruft:

„Marſch, marſch fort von mir und unterſteh’ dich nicht, an den Stuhl da nur anzurühren. Du biſt dann keine Stunde deines Lebens ſicher vor mir.“

Als ich nun erſchrocken und zerſchmettert von der Wucht ſeiner, zum erſten Male hart gewordenen Worte bebend und mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtand, wendete er ſich von mir ab, und ich höre ihn deutlich, als wenn es heute geſchehen wäre, durch die Lippen murmeln:

„Das Biſſele Kuhhaar! Gott der Lebendige weiß, wie das nur hineingekommen iſt. Es iſt doch lauter Roßhaar!“

Aber noch am ſelben Tage mußte „Hirſch Schneider,“ da es keinen Tapezierer im Umkreiſe von acht Meilen gab, einen großen ledernen „Fleck“ (er gab dem Stuhle eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Pflaſter auf dem Geſichte eines Invaliden) auf die durchbohrte Stelle darauf nähen, und nie ſah man den Vetter Schmul ſeit jenem Tage anders, als mit dem Rücken die freilich geheilte Wunde ſeines Lieblings bedecken. — —

Das Sopha hatte nun freilich von da an „Ruhe“ vor den üblen Nachreden und Verläumdungen des Vetters Schmul; es war nun kein Gegenſtand ſeiner ſtillen Verachtung mehr und ich glaube ſogar, er hätte die ſchwarze Katze nicht fortgejagt, wenn ſie darauf ſich niedergelaſſen hätte — aber ob der geoffenbarte Inhalt ſeines Sitzes nicht einen merkwürdigen Abſchnitt in ſeinem Leben bildet, ob ihm von da an nicht mancher andere Inhalt „ſeiner Zeit“ als „Kuhhaar“ erſchien? Es hat faſt den Anſchein, als ob dieſe Wendung eingetreten wäre; beſtimmt kann ich es nicht verſichern, denn mir ſtehen nur ſchwache Vermuthungen zu Gebote.

Das iſt aber auch Alles, was ich dem guten alten Lehnſtuhl meines Vetters Schmul Schlechtes nachzureden habe, und es iſt mir faſt, als hätte ich nicht nur etwas Schlechtes nachgeredet, was ſonſt nicht in meiner Natur liegt, ſondern auch gethan. Ich habe das Geheimniß jenes großen ledernen „Fleckes“ verrathen und die ganze lebende Welt weiß es nun, daß der Vetter Schmul auf — Kuhhaar ſtatt auf Roßhaar ſitzt! Sonſt liebe und verehre ich den alten Lehnſtuhl, wie ich ihn immer geliebt und geehrt habe, und bei den Geiſtern meiner Jugend! könnte der Vetter ſich nur einen Tag lang entſchließen, ſeinen Sitz auf dem ſtill verachteten Sopha zu nehmen — der Inhalt ſeines Lehnſtuhles ſollte dann eine Wahrheit werden, die er während ſeiner hundertjährigen Exiſtenz nicht hatte — nämlich Roßhaar! —

Der lederne Fleck! Ich weiß es nun, warum ich da, ſtatt von meinem Vetter Schmul zu reden, vom Hundertſten ins Tauſendſte hineingerathen und gerannt bin, daß ich aus dem Gewirre faſt nicht herauskam. Der lederne Fleck! Er ſteht vor meiner Erinnerung noch ſo friſch ledern da, wie ihn Hirſch Schneider in unglückſeliger Stunde damals auf die Wunde des Lehnſtuhls genäht, er gleißt mich ſo verlockend an, daß ich aus ſeinem Banne ſchier nicht herauszukommen vermeine: O! du kleinſter meiner Finger! welch ſchweres Unheil haſt du angerichtet!

Ich nannte meinen Vetter Schmul auch „Einen von den Alten.“

Das iſt er denn auch und ſo recht aus voller Seele, wenn auch vielleicht nicht ganz in der Bedeutung, wie ſie den Meiſten vorſchweben mag.

Ihr ſtellt Euch einen ſchwachen, gebrechlichen Greis vor, der ſich nur mühſam auf den alten Knochen aufrecht erhält; — aber fragt Euch ſelbſt, unparteiiſch und gewiſſenhaft, ob Ihr jemals es dahin bringen werdet, eine halbe Stunde lang im Gebethe der „achtzehn Segnungen“ auf Euern Füßen zu ſtehen? Ihr meint, mürriſch ſei ſein Antlitz, trocken und dürre ſein Wort, ſtrenge ſein Auge — aber Ihr habt ihn nie mit ſeinen Enkeln ſpielen geſehen! Ihr meint dunkle Flüche über ſeine Lippen gleiten zu hören, wenn irgend etwas im Hauſe aus dem alten Gleiſe geräth, wenn der kleine Enkel etwa mehr als drei Ellen weit baarhaupt läuft, oder wenn das Kind einmal vergißt, auf das zugeklappte Gebetbuch einen Kuß zu drücken, oder am Sabbat es ſich beikommen läßt, den Duft einer friſch gebrochenen Blume zu riechen? und Ihr habt es nie gehört, wie er am Abend, wenn das Kind vor lauter Schlaf ſein Nachtgebet „überſchluppert,“ ihm leiſe und faſt unmerklich das Buch aus der Hand zieht und mitleidig ſagt: „Geh lieber in dein Bett, Schimele.“ Ihr habt es nicht vernommen, was er zu mir ſelbſt ſagte, als ich ein achtjähriger Knabe, am heiligen Jom-Kipur vor lauter Faſten und Hunger ſchon in aller Frühe es nicht „aushalten“ konnte, daß er mir nämlich in die Ohren raunte:

„Geh in meine große Stube und mach' die Schublad' vom Tiſch auf, da find'ſt du etwas drin“ — und daß es ein tüchtiges Stück Kuchen war, worin wundervolle Roſinen ſtacken.

Alſo ſo „Einer von den Alten,“ wie Ihr etwa meint, iſt mein Vetter Schmal nicht. Er iſt kein

„Finſterling,“ wie ſie in neuerer Zeit die Leute nennen, die gern ein Fenſter verhängt haben, damit ihnen die „Sonne des Fortſchrittes“ nicht gar zu grell in die Augen ſteche, aber er iſt auch kein „Min“ oder Heuchler, Ihm iſt im Gegentheile die Welt nicht licht, nicht duldſam und freundlich genug. Nicht was die Leute um ihn herum thun oder unterlaſſen, regt ihn auf, macht ihn verdroſſen oder läßt ihn nach abgeſtorbener Männer Art, dem jüngeren Nachwuchs hindernd in den Weg treten. Nur mit der Zeit, die ſolche Menſchen hervorgebracht, nur mit jenem Geiſte unſerer Tage, der ihm unſichtbar und ſichtbar überall entgegen tritt, ſteht er in immerwährender Oppoſition. Er kann ſich die Zerſtörungsluſt dieſes Geiſtes nicht erklären; er begreift nicht, warum die Menſchen dieſer Zeit beſtändig die ſcharfe Axt in ihren Händen ſchwingen. Aber keiner ahnt es auch beſſer als er, daß wir, die Jüngern unter dem überwältigenden Einfluße einer Macht ſtehen, die uns die zerſtörende Waffe aufdrängt. Er hat einen Ausdruck für unſere Zeit, der mir nicht beſſer ſeine Stimmung zu bezeichnen ſcheint; wenn er auf die „jetzige Welt“ zu ſprechen kommt, meint er kurz und gedrängt: „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar,“ und wirft dabei einen Blick auf das unglückſelige Sopha, den man ſtudirt haben muß, um alle unſeren Zeitungen und Bücher gründlich verachten zu lernen.

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar!“

Wenn ich klug ſein wollte, brauchte ich nun eigentlich gar nichts mehr über meinen Vetter Schmul zu reden; denn in dieſen wenigen Worten, namentlich wenn er ſie auf ſeinem Lehnſtuhl ſpricht (der lederne „Fleck“ Hirſch Schneiders darf aber dabei nicht ſichtbar ſein) erſchöpft ſich ſeine ganze Philoſophie, ſeine Oppoſition, ſein Groll. Sie ſind die Aufſchrift ſeines Lebens; ſie werden nur verlöſchen, wenn er ſelbſt erliſcht.

Guter Vetter Schmul! Es durchzuckt mich ſchon in dieſem Augenblick eine ſchmerzliche Empfindung, und ich fühle, wie ſich etwas in mein Auge drängt, wenn ich daran denke, wie ſie eines Tages deinen hundertjährigen Liebling zerreißen, durchbohren, zerſtücken und zerfleiſchen, und welche Offenbarungen dann zum Vorſcheine kommen werden. Aber du wirſt dann den Schlaf der Gerechten ſchlafen, du wirſt dann neben deiner Channa ausruhen, neben deren Grab du ſchon bei deinen Lebzeiten einen Pflock eingeſchlagen haſt, damit ſie ja nicht vergeſſen, dich dorthin zu legen — und es wird Alles gut ſein! —

Ich will jetzt einen Zug aus dem Leben meines Vetters Schmul anführen, damit der freundliche Leſer doch erfahre, was meinem Vetter eigentlich am meiſten „Kuhhaar“ in unſerer Zeit iſt. Denn bis jetzt habe ich, durch mannigfache Erinnerungen und Gefühle feſtgehalten, noch nicht Zeit gehabt, die eigentliche Natur dieſes „Kuhhaars“ gründlich darzuthun.

Mein Vetter Schmul iſt namentlich mit der Erziehung der „jetzigen Welt“ ſehr unzufrieden, trotzdem er, im Vertrauen geſagt, ſeine kleinen Enkelchen — noch einmal im tiefſten Vertrauen — faſt verzieht. Klein Schimele ſpringt ihm, wie das längſt kein Geheimniß mehr iſt, „auf dem Kopf herum,“ und könnte durch ihn, wenn es einmal den Einfall haben wollte, die goldene, am Himmel ſo feſt ſtehende Sonne in die Stube hereinbekommen. Vetter Schmul trägt es beſonders der jetzigen Welt nach, daß ſie nicht genug zum „Plagen“ erzogen werde, daß man den Kindern das Leben zu ſehr erleichtere und die Eltern ſich ihr Herzblut abzapfen, damit die Kinder nicht durftig werden. In dieſer Beziehung iſt er unerbittlich — bis auf das kleine Schimele, das er, ein ſiebzigjähriger Greis, durch alle Stuben bis an das Kämmerlein trägt, um es zu Bett zu legen.

„Aber Vetter,“ entgegnet man ihm zuweilen, wenn er auf dieſes Thema zu ſprechen kömmt, „die Welt iſt heut zu Tage geſcheidter geworden, warum ſoll ſie ſich plagen und „das Leben herunterreißen,“ wenn es „ſo“ auch geht? Biſt du vielleicht fett und dick davon geworden, daß du in deiner Jugend dich geplagt und dir das Leben heruntergeriſſen haſt? Die Welt iſt geſcheidter geworden, Vetter, du willſt's nur nicht glauben.“

„Kuhhaar,“ entgegnete er ſtets darauf mit ärgerlichem Achſelzucken. „Meine Zeit hat auch zugebiſſen, wenn man ihr den Finger ins Maul geſteckt hat. Bin ich vielleicht darum ein ſchlechter und verdorbener Menſch geworden, weil mich mein Vater (ſein Andenken ſei gelobt!) zweimal hinter einander nach Prag geſchickt hat, weil ich zwei Eiſenſtangen weniger hab' eingekauft?“

„Vetter, was iſt's mit den zwei Eiſenſtangen?“ mußte man ihn dann jedesmal fragen, wenn man ihn im Zuge erhalten wollte, trotzdem die Geſchichte uns ſchon ſo geläufig war, wie das Nachtgebet, und dann erzählte er gewöhnlich:

„Zu derjenigen Zeit, wo das geſchehen iſt, war ich erſt fünfzehn Jahr' alt und hab' mich ſchon plagen müſſen in meines Vaters Dienſt. Meint ihr, er iſt alt und ſchwach geweſen, hat ſich nicht rühren können vom Fleck und hat keine Kraft in ſeinem Leib gehabt? Da irrt ihr Euch gewaltig. Er hätt' können einen Ochſen aufheben mit Einer Hand und er hätt' es auch nicht geſpürt, ſo ſtark iſt er geweſen. Aber auf denſelben Stuhl, wo ich jetzt ſitze, da hat er ſich ſchon in ſeinem vierzigſten Lebensjahr hingeſetzt, und hat ſich von dort nicht weggerührt, es hätt' können die Welt ſeinetwegen zuſammenbrechen. Er hat gut gegeſſen und gut getrunken und die Kinder haben indeſſen für ihn zu ſorgen gehabt. „Umſonſt ſind ſie vielleicht auf der Welt?“ pflegte er gewöhnlich zu ſagen, „ihr Vater hat ſich vielleicht nicht für ſie geplagt, wie ſie jung waren? Jetzt iſt die Reih' an ſie gekommen.“ Ich, meine Kinder, als der Älteſte, bin auch der Vorderſte in der Reih' geweſen, und weil die anderen Brüder, eure Väter, noch zu nichts haben gebraucht werden können, hab' ich das ganze Haus müſſen erhalten, und war doch noch ſelbſt ein Kind.“

„In derſelben Zeit, von der ich rede, hat mich mein Vater (dem der Friede ſei!) zum erſten Male um Eiſen nach Prag geſchickt. Wißt ihr denn, was damals geheißen hat, nach Prag um Eiſen geſchickt zu werden? Mein Ephraim, der ſetzt ſich heut zu Tage auf die Eiſenbahn auf und iſt am andern Tag geſund und wohlbehalten wieder zurück. Zu meiner Zeit, da hat man eine ganze Woche dazu gebraucht, und hat man erſt nicht gewußt, ob man lebendig nach Hauſe kommt. Im Brandeiſer Wald, wo man hat durch müſſen, da haben drin Räuber geſteckt mit langen Meſſern und Flinten, und Gott der Lebendige allein weiß, wieviel Blut dort an den Bäumen klebt. In Brandeis auf dem „guten Ort,“ gleich neben der Mauer, da liegt Rebb Koppel Winterberg aus Bunzlau, den haben ſie dort im Walde todt gefunden und war keine Geldkatz' mehr umgeſchnallt. Drum haben die Leute, die damals nach Prag gegangen ſind, früher ihre Kinder verſorgt, haben Teſtament gemacht und früher gefaſtet, und haben ſich auf den Tod vorbereitet.“

Am Abend eines Sabbats, kurz vor dem Schlafengehen, ſagt' mein Vater: „Schmul, mach dich fertig, du mußt morgen in der Frühe nach Prag um Eiſen fahren; ich will diesmal daheim bleiben.“

„Wie meine gute Mutter das hört, thut ſie einen Schrei, daß das Haus davon erzittert. „Biſt du ſinnedig,“ ruft ſie zu meinem Vater, „oder haſt du deinen Verſtand verloren, Salme? Das Jüngel willſt du mitten durch den Brandeiſer Wald ſchicken und fürcht'ſt nicht, daß du dich an Gott verſündigſt?“

„Schmul,“ ſagte mein Vater ruhig da drauf, „mach dich fertig, morgen in aller Frühe fahrſt du nach Prag.“

Meine gute Mamme hat's aber nicht zugeben wollen und hat geweint und gejammert, aber der Vater iſt hart wie ein Stein geblieben, und nur, wenn es zu arg geworden iſt, hat er gemeint:

„Iſt das Kind für nichts da auf der Welt? Ich hab' mich vielleicht noch nicht geplagt? hab' mir's noch nicht ſauer laſſen werden? Schmul, du mußt nach Prag.“

„Meine gute Mamme hat nichts ausgerichtet, als daß der Vater (mit dem der Friede ſei) geſchworen hat bei ſeinem Leben, daß ich nach Prag müſſe. Da hat ſie geſchwiegen. Hätt' ſie ihn denn ſollen ſchwören laſſen bei ſeinem Leben? Aber in der Nacht wie ich ſchon im Bette gelegen bin, iſt ſie zu mir gekommen, hat ſich heruntergebückt zu mir und mich geküßt und dabei geweint.

„Schmul,“ hat ſie geſagt, „mit dir wird Gott ſein, leg' nur alle Tage fleißig Tephilin, und wenn dir etwas, Gott ſei davor, zuſtößt, ſo ſag' nur „Schmah Jisroel,“ und verlaß dich auf den Einzigen im ſiebenten Himmel.“ —

„Am frühen Morgen fahr' ich richtig nach Prag. Gott hat mich geſchützt und geſchirmt mit ſeiner ſtarken

Hand und mit der Gewalt ſeiner Wunder, und ich bin glücklich durch den Brandeiſer Wald hindurchgekommen und iſt mir kein Haar auf dem Kopf gekrümmt worden. So hab' ich nach fünf Tagen Prag geſehen, allwo ich den Einkauf von Eiſen beſorgt habe. Dann bin ich wieder fort und Gott hat auf's Neue mich beſchützt und geſchirmt, daß ich ohne Räuber mit Meſſern und Flinten nach Hauſe bin gekommen. Wie hat die gute Mamme aufgeſchrien! wie hat ſie geweint und gelacht, daß man ſchier meinte, ſie hätte den Verſtand verloren! Mein Vater aber hat geſagt: „S'Gotts willkumm, Schmul, haſt du Alles gut beſtellt?"

„Ja," ſag' ich.

„Ich werd' ſehen," meint er drauf. Der Wagen wird abgepackt, und wie der Vater (mit dem der Friede ſei) die Stangen Eiſen nachzählt, ſagt er: Da fehlen zwei Stangen, Schmul, wo ſind die?"

„Ich muß ſie vergeſſen haben, Vater," ſag' ich d'rauf.

„Vergeſſen?" ſchreit der Vater, „hab' ich vergeſſen dir eſſen und trinken zu geben bis zu deinem fünfzehnten Jahr? Augenblicklich ſetzt'ſt du dich wieder auf und fahrſt nach Prag und bringſt mir die zwei Stangen Eiſen."

„Am Jom Kippur iſt nicht ſo geweint und geſchrieeen worden, wie meine gute Mutter an dem Tage geweint hat. Wißt ihr aber, was geſchehen iſt? Der Vater hat darauf beſtanden, daß ich augenblicklich nach Prag zurückeilen müſſe um die zwei Stangen — und ich bin wieder fortgefahren. Meine Mutter hab' ich noch lang hinter mir weinen gehört."

„Es war merkwürdig, daß ich mich diesmal weit mehr vor dem Brandeiſer Wald gefürchtet habe, als das erſte Mal. Hinter jedem Baum iſt ein Räuber geſtanden mit der geladenen Flinte, und wie ein Blatt geraſchelt hat, hab' ich „Schmah Jisroel" geſagt. So bin ich, aber faſt nicht lebend, nach Prag gekommen, habe die zwei Stangen Eiſen gefunden und mitgenommen, und bin darauf wieder nach Hauſe gefahren. Meine gute Mamme muß fleißig für mich geort (gebetet) haben, denn Gott hat mich wieder zurückgebracht, mit ſammt den zwei Stangen, und war mir kein Leid geſchehen. Die gute Mamme."

Wenn der Vetter Schmul dieſe Geſchichte erzählt hatte, dann herrſchte gewöhnlich tiefes Stillſchweigen in der großen Stube. Dann war es beſonders meine gute und ſanfte Muhme Mirl, mit den braunen Augen, die zornig ausrief:

„Hat man das in ſeinem Leben gehört, daß man ein fünfzehnjähriges Jüngel mitten durch den Brandeiſer Wald, durch Diebe und Räuber, und zweimal hintereinander ſchickt, weil ein Paar lumpige Stangen dort ſind vergeſſen worden? Pfui über jene Zeit! die Väter ſind ja gar keine Menſchen geweſen! wilde Wölfe ſind es geweſen, und die Zeit, meinſt du, Schmul, iſt die gute geweſen? Iſt das einem Vater von jetzt möglich?

„Kuhhaar," meinte dann Vetter Schmul gewöhnlich, konnte ſich aber da eines merkwürdigen Lächelns, das faſt wie Zuſtimmung ausſah, nicht enthalten. „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Hat es vielleicht mir etwas geſchadet? Mein Vater (mit dem der Friede ſei) hat's doch gut mit mir gemeint."

„Und du möcht'ſt und könnteſt wohl das Nämliche thun?" fragte die herrliche Muhme Miri mit hochgerötheten Wangen.

„Kuhhaar," entgegnete er dann halb ärgerlich, halb lachend, und wendete ſich, um keine Antwort zu geben, zur Seite.

Und dann nahm er gewöhnlich ein großes Stück Zucker, den er zu jeglichem Behufe allzeit in der linken Weſtentaſche trug, rief ſein klein Schimmele zu ſich und ſtopfte es ihm in den Mund, ohne ein Wort weiter zu verlieren. —

War das vielleicht auch eine Antwort?

Die Schweigerin.

Aus einem hell erleuchteten Hochzeitshauſe in der „Gaſſe“ drang lauter Jubel in die Nacht hinaus. Frühlingswarm, aber finſter und voll leiſer Regenſchauer war dieſe Nacht, recht wie ſie zu einer Feier paßt, die zwei ſehnende Menſchenleben einem Geſchicke entgegengeführt, das ſonnig ihnen aufgehen kann, wie ein ſchöner Tag, aber auch bewölkt und düſter — für eine lange, lange Zeit! Was ſie aber da oben luſtig und wohlgemuth waren, die Leute jener fröhlichen alten Zeit! Sie hatten Leid und Drangſal gleich uns, und wenn das Unglück ſie heimſuchte, hatte es für ſie keine weichen Unterlagen oder zärtliche Händedrücke. Rauh und hart, mit geballter Fauſt griff es ſie an. Aber wenn ihnen das Herz in Luſt aufging und ſie ſich freuen wollten, da waren ſie wie Schwimmer in kühlender Waſſerflut. Sie warfen ſich friſch und muthig hinein, und ließen ſich von dem Strome tragen, wohin er, nicht aber wohin ſie verlangten. Darum drang ein ſolches Aufjauchzen, aber auch ſolch unbeſonnen lautes Ausſtrömen aller Luſt, deren die Seele nur mächtig iſt, aus jenem Hochzeitshauſe. „Und wenn ich wüßt',“ hatte der Brautvater geſagt, der reiche Ruben Klattauer, „daß der letzte Böhm' aus der Taſche heraus muß — er muß heraus.“ In der That hatte es ganz den Anſchein, als habe wirklich der letzte Groſchen Flügel bekommen und gehe in Geſtalt hoch aufgethürmter Schüſſeln mit Gänſen und Torten herum. Seit zwei Uhr, alſo ſeitdem die Trauung auf offener Straße vollzogen ward, bis nahe an die Mitternacht dauerte bereits die Mahlzeit, und noch immer liefen die „Sarvers“ oder Aufträger aus einer Stube in die andere. Es war, als ſei ein doppelter Segen in all' dieſe Fülle von Getränken und Speiſen gekommen, zuerſt, daß ſie ſich nicht zu erſchöpfen ſchienen, dann, daß ſie ſich noch immer neuen Raum fanden, um ſich unterzubringen. Freilich trug zu dieſer merkwürdigen Eßluſt ein winziges, ganz unbedeutendes Männlein bei, auf das man aber nichts deſto weniger ſtark gerechnet hatte. Man hatte nähmlich eigens aus Prag den bekannten „Leb Narr“ verſchrieben, und wann hatte eine noch ſo griesgrämige Miene, ein noch ſo verbittertes Herz ſich dagegen geſträubt, aufzuthauen und aufzulachen, wenn Leb Narr ſeine

Schnurren trieb? Du biſt jetzt todt, guter Narr, deine Lippen ſind geſchloſſen, die immer einen Witz in Bereitſchaft hatten, dein Mund ſpricht nicht mehr, der niemals ſtille ſtund; aber wenn alle die herzlichen Lachtöne, die einſt auf dein Geheiß mitten aus den Seelen hervorquollen, für dich als Fürbitter an Gottes Throne ſtanden, ſo hatteſt du nichts zu befürchten, und die Seligkeit der „andern“ Welt war dein, wie ſie immerhin dem frömmſten Landrabiner gehörte!

In einer der Stuben hatte ſich indeß die junge Welt zu einem Tanze zuſammengefunden, und eigenthümlich war's, wie die Geigen- und Trompetentöne mit den Schnurren des Pragers zuſammentrafen. Hier donnerähnliche Ausbrüche einer Heiterkeit, vor denen den Kerzenflammen auf den Tiſchen bange ward, dort aber anſtändiges Drehen und Wenden, verſtohlenes Lächeln und Winken, das nur zuweilen in ein lautes Gekicher übergieng, wenn ſich ein altes Mütterchen von drüben hereingeſchlichen und in einer „Redowak“ ihre Kunſt verſuchte, die die jungen Leute nicht mehr recht anerkannten. Mitten in dem dichten Knäuel der Tanzenden gewahrte man die Braut im ſchwerſeidenen Hochzeitskleide und in der goldenen Haube, deren Spitzen ihr tief ins Angeſicht herabhingen. Sie tanzte unausgeſetzt fort, ſie tanzte mit Jedem, wer ſie aufforderte. Wunderbar ſah dies aus, und wer den Bewegungen des jungen Weibes mit aufmerkſamem Auge folgte, dem mußten ſie haſtig, fliegend, beinahe wild vorkommen. Sie ſah Niemanden in's Angeſicht, nicht einmal ihrem Bräutigam, der zumeiſt zwiſchen der Thüre ſtand, und mehr an den Witzen des Narren Gefallen zu finden ſchien, als an Tanz und Tänzerinnen. Wer aber dachte darüber nach, warum dem jungen Weibe die Hand glühte, warum ihr Athem ſo heiß wehte, wenn man ihrem Munde nahe kam? Wen hätte das Wunder nehmen ſollen? Schon gieng ein leiſes Ziſcheln durch die Geſellſchaft, über manche Lippen flog ein verſtolenes Lächeln; plötzlich ſah man eine Wolke von ältlichen Frauen im Saale erſcheinen, die Muſik ließ einen ihrer lärmendſten Walzer ertönen — und wie durch Zauberei war die Neuvermählte hinter dieſer Wolke verſchwunden. Noch war der Bräutigam auf der Schwelle mit blöde lächelnder Miene zu ſehen; aber es dauerte nicht lange, ſo hatte auch er ſich entzogen, man hätte faſt nicht ſagen können, wie es gekommen. Aber die Leute verſtehen dieſe Art Künſte aus alter Erfahrung, und werden ſie verſtehen, ſo lange es Braut und Bräutigam geben wird.

Dieſes Verſchwinden der zwei Hauptperſonen gab aber doch, wie wenig man es zu bemerken ſchien, das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Der Tanz wurde ſchläfrig; mit einem Male hörte er wie auf ein verabredetes Zeichen auf. Jetzt begann jener wirre Lärm, der mit dem Aufbrechen ſo luſtiger Hochzeitsgeſellſchaft verbunden iſt; halbtrunkene Stimmen ließen ſich nun vernehmen, während anderswo noch ein letztes helles Auflachen über eine Schnurre des Prager Narren über den Tiſch hin donnerte. Hie und da ſuchte Einer, der ſich nicht ganz im Gleichgewichte fühlte, die Lehne eines Stuhles oder die Kante des Tiſches, und ſchleuderte dafür eine übriggebliebene Schüſſel oder ein Bierglas zu Boden, und während darüber neuer Lärm ſich erhob, geſchah es einem Andern, der in würdevollem Ernſte ſich entfernen wollte, daß er über die umhergeſtreuten Trümmer einen ſchweren Fall that. Wahrhaft betäubend ward aber dieſes Gewirre, als ſich Alles zur Thüre drängte, und in dieſem Augenblicke ſchrille Töne, Schmerzensrufe, von der Hausflur heraufdrangen. Da drängte ſich die ganze Wucht der Hinausſtrömenden mit aller Gewalt wieder in die Stuben zurück, und es dauerte eine gute Weile, bis der Strom wieder zurückgedämmt war. Während dem erſchollen neue Schmerzensrufe von unten herauf, aber ſo durchdringend, daß ſie ſelbſt den trunkenſten Sinn zur Beſinnung brachten.

„Lebendiger Gott," ſchrieen ſie durcheinander, „was geht da unten vor? Iſt Feuer im Haus?"

„Fort, fort iſt ſie," rief eine weibliche Stimme von der Hausflur.

„Wer? wer?" murmelten die Hochzeitsgäſte unter einander, und eiſiger Schauer hatte die Herzen erfaßt.

„Fort, fort!" ſchrie das Weib von der Hausflur, und über die Treppe herauf kam Selde Klattauer, die Mutter der Braut, todtblaſſen Antlitzes die Augen wie aufgeriſſen vom furchtbarſten Entſetzen, einen Leuchter in der krampfhaft geſchloſſenen Hand.

„Um Gottes Willen, Selde, was iſt geſchehen?" rief man ihr von allen Seiten zu.

Die vielen Leute, die ſie um ſich ſah, und die wirren Stimmen, die alle auf ſie eindrangen, ſchienen das arme Weib aus einer Art von Erſtarrung zu reißen. Sie blickte unſicher umher, dann als ob ſie ein Gefühl von Scham überkommen hätte, das ſtärker war als ihr Entſetzen, ſagte ſie gepreßten Tones:

„Nichts, nichts, Leut'! ich bitt' Euch um Gottes Willen, was ſoll vorgefallen ſein?"

Die Verſtellung war jedoch zu auffallend, als daß ſie damit hätte täuſchen können.

„Was ſchreiſt Du alſo, Selde?“ rief ihr Einer aus den Gäſten zu, „wenn nichts vorgefallen iſt?“

„Sie iſt ja fort,“ ſchrie jetzt Selde mit herzzerſchneidendem Tone, „und hat ſich gewiß etwas zu Leid gethan.“

Nun erſt erfuhr man den Anlaß dieſer eigenthümlichen Scene. Die Braut war aus der Hochzeitskammer entſchwunden. Als der Bräutigam, kurz nachdem das ihm angetraute Weib auf ſo geheimnißvolle Weiſe entführt ward, hinabkam in das dämmerige Gemach, fand er ſie nicht, die er ſuchte. Ihm erſchien dies im erſten Augenblicke wie verſchämter Scherz — aber da er ſie nicht fand, faßte ihn ein geheimnißvolles Ahnen, er rief nach der Mutter ſeines Weibes. Wehe! dieſes Weib war verſchwunden!

Nun erſt fuhr neue Bewegung in die ſo ſeltſam zurückgehaltene Geſellſchaft. Da ſei nichts zu thun, hieß es von allen Seiten, als das Haus in allen Winkeln nachſuchen; man habe merkwürdige Beiſpiele von dergleichen Entſchwinden einer Braut. Böſe Geiſter lauerten in dieſer Nacht auf, und ſpielten dem Menſchen allerlei Zauberſpuck vor. So eigenthümlich dieſe Vermuthung klang, von Vielen ward ſie in dieſem Angenblicke geglaubt, am meiſten von Selde Klattauer ſelbſt; aber auch nur für einen Augenblick. Denn gleich darauf ſchrie ſie: „Nein, nein, meine lieben Leut', ſie iſt fort, ich weiß, ſie iſt fort.“ Den Meiſten ward es erſt jetzt recht unheimlich zu Gemüthe, namentlich den Müttern, die ängſtlich nach ihren Töchtern riefen; nur Wenige zeigten ſich beherzt und meinten, man müſſe ſuchen und ſuchen, und wenn man die Iſer hundertmal umkehren müßte. Sie drängten ſich gewaltſam hindurch, ſchrieen um Fackeln und Laternen, und liefen fort. Die Zaghaften eilten ihnen nach über die Treppe; ehe man ſich's verſah, war die Stube geleert. Unten auf der Hausflur ſtand Ruben Klattauer, und ließ die Leute an ſich vorüber, ohne an irgend Jemanden ein Wort zu richten. Die bittere Enttäuſchung und der Schreck hatten ihn faſt von Sinnen gebracht. Einer der Letzten, der oben in der Stube bei Selde blieb, war merkwürdiger Weiſe Leb Narr aus Prag. Als Alles hinaus war, näherte er ſich der unglücklichen Frau, und mit einem Tone, der ſeltſam zu ſeinem ganzen Weſen ſtimmte, fragte er ſie:

„Sagen Sie mir Frau Selde Leben! hat ſie ihn denn nicht gern genommen?“

„Wer? wer?“ ſchrie Selde mit neuem Entſetzen auf, da ſie ſich mit dem Narren allein ſah.

„Ich mein'," ſagte Leb mit ausdrucksvoller Geberde, indem er ſich ganz nahe zu Selde neigte, „ob ſich Ihre Tochter vielleicht hat zwingen laſſen?"

„Zwingen? haben wir ſie denn gezwungen?" rief Selde und ſtarrte den Narren mit unſicherem Blicke an.

„Dann muß man ſie nicht ſuchen," ſagte der Narr mit mitleidigem Lächeln und trat zurück, „und beſſer iſt's, man läßt ſie dort, wo ſie iſt."

Ohne Dank und Nachtgruß war er hinausgegangen. —

Indeſſen war die, von der alle dieſe Verwirrung kam, am Ziele ihrer Flucht angelangt.

Hart an die Synagoge iſt das Haus des Rabbiners gebaut. Es lag in dem Winkel eines engen Gäßchens, von hohen, ſchattigen Bäumen umrahmt, ſchon am Tage unheimlich, bei Nacht für ein furchtſames Gemüth faſt unzugänglich, das da feſt überzeugt war, man könne aus der Schlafkammer des Rabbiners die leiſen Gebete der Todten vernehmen, wenn ſie des Nachts die Thorarollen aus der Lade nehmen, und bei ihren Namen ſich „aufrufen."

Durch dieſes unbetretene Gäßchen ſchwebte oder lief vielmehr um dieſe Stunde eine ſcheue Geſtalt. Als ſie an der Rabbinerwohnung angelangt war, blickte ſie ſich um, ob ihr Niemand folge: aber es war

Alles ſtill und unheimlich um ſie herum. Aus der Synagoge drang durch ein Fenſter ein fahler Schein, der von der ewigen Lampe vor der Lade herrührte. Ihr aber mochte es in dieſem Augenblicke ſein, als leuchte ſie ein überirdiſches Auge an; heftig erſchrocken griff ſie an den kleinen eiſernen Hammer, der an der Thüre hing, und klopfte. Aber der Schlag ihres bewegten Herzens war doch ſtärker als dieſer Schall; er hätte noch jeden lautern übertäubt. Nach einer Weile wurden ſchleichende Schritte auf der Hausflur hörbar.

Es war noch nicht lange, daß der Rabbiner in dieſem ſtillen Hauſe wohnte; vor wenigen Monaten hatten ſie den faſt hundertjährigen Vorgänger begraben. Er war aus weiter Ferne gekommen, ohne Weib und Kind in der Blüte männlicher Jugend, Niemand hatte ihn früher gekannt: aber ſein hohes Weſen und die Tiefe ſeines Wiſſens ergänzten, was ihm an Würde vieler Lebensjahre abging. Eine alte Mutter war mit ihm aus der Fremde gekommen, die erſetzte ihm Weib und Kind.

„Wer iſt da draußen?“ fragte der Rabbiner, der noch in ſo ſpäter Stunde an ſeinem Büchertiſch geſeſſen und den Schall des eiſernen Hammers nicht überhört hatte.

„Ich bin's, Rabbi," flüſterte die Geſtalt draußen faſt unvernehmbar.

„Red' lauter, wenn ich dich verſtehen ſoll" rief der Rabbiner.

„Ich bin's . . . Ruben Klattauer's Tochter" entgegnete ſie.

Dem Rabbi ſchien dieſer Name fremdartig zu klingen; er kannte noch zu wenig die Mitglieder der Gemeinde, um ſogleich zu wiſſen, daß er diejenige, die ſoeben ihren Namen genannt hatte, am heutigen Tage auf offener Straße getraut hatte. Darum rief er nach einer Weile:

„Was willſt Du ſo ſpät in der Nacht?"

„Mach' nur auf, Rabbi," rief ſie draußen bebend, „wenn ich nicht ſogleich ſterben ſoll."

Da wurde der Riegel zurückgeſchoben. Etwas Glänzendes, Rauſchendes, fuhr in der Dunkelheit der Hausflur an dem Rabbi vorbei; er konnte es bei dem Scheine der Kerze, die er in der Hand hielt, nicht gewahren. Noch ehe er ſie anrufen konnte, war ſie an ihm vorüber gehuſcht und durch die offenſtehende Thüre in der Stube verſchwunden. Kopfſchüttelnd ſchob der Rabbi wieder den Riegel vor.

Als er nun in die Stube trat, ſah er auf dem Stuhle, den er gewöhnlich einnahm, eine weibliche Geſtalt ſitzen.

Sie ſaß von ihm abgewandt, den Kopf tief auf die Bruſt geneigt, die goldene Hochzeitshaube mit den ſchattenden Spitzen tief herabgezogen. Da konnte der Rabbi, wie glaubensſtark ſonſt ſein Gemüth war, ſich eines leiſen Schauers nicht erwehren.

„Wer biſt Du?“ rief er mit lauter Stimme, als hätte ihr Klang allein die Anweſenheit des Weſens bannen können, das ihm in dieſem Augenblicke angethan mit allen Zaubern der Nachtgeiſter erſcheinen mußte.

Da erhob ſie ſich, und rief in einem Tone, aus dem aller Jammer einer menſchlichen Seele zu kommen ſchien:

„Kennſt Du mich denn nicht, die Du heute, erſt vor ein paar Stunden unter der Chuppe (Trauhimmel) mit einem Manne verbunden haſt?“

Dieſer traulichen Anrede gegenüber war der Rabbi ganz ſprachlos; er ſtarrte die junge Frau an und wohl mochte er ſie nun für keinen Nachtgeiſt, aber für Eine von zerſtörtem Geiſte halten.

„Wenn Du alſo die biſt,“ ſagte er nach einer Weile faſt ſtammelnd, denn er hatte nur ſchwer die Antwort gefunden, „warum biſt Du denn hier, und warum nicht an dem Orte, wohin Du gehörſt?“

Heftig rief ſie:

„Ich kenne keinen andern Ort, wohin ich gehöre, als den da, wo ich jetzt bin.“

Dieſe Worte verwirrten nun den Rabbi noch mehr. War das in der That eine Wahnſinnige, die da vor ihm ſaß? Er mußte ſie dafür halten, denn mit jenem milden Tone, mit dem wir Kranken dieſer Art entgegentreten, um ſie nicht zu reizen, ſagte er:

„Der Ort, an den Du gehörſt, mein Kind, iſt das Haus Deiner Eltern, und da Du heute die Frau eines Mannes geworden biſt, ſo gehörſt Du in deſſen Haus.“

Da murmelte das junge Weib etwas, das unverſtanden zu den Ohren des Rabbis gelangte. Nur ſo viel glaubte er, noch immer eine Unglückliche, deren Sinne zerſtört waren, vor ſich zu ſehen. Noch milder ſagte er nach einigen Augenblicken:

„Wie heißeſt Du denn, mein Kind?“

„Gott! Gott!“ rief ſie hierauf im Tone des tiefſten Schmerzes. „Er kennt nicht einmal meinen Namen!“

„Wie ſollt' ich Dich kennen,“ meinte er, ſich entſchuldigend, „da ich fremd in dieſer Gegend bin?“

Dieſer milde Ton ſchien auf das aufgeregte Gemüth des jungen Weibes doch vortheilhaft gewirkt zu haben.

„Ich heiße Beile," ſagte ſie nach einer Pauſe ruhig.

Der Rabbi begriff es nun leicht, daß dieſer Ton, den er dem räthſelhaften Weſen ſeines Gaſtes gegenüber angeſchlagen, der rechte ſei.

„Beile," ſagte er und trat ihr näher, „was willſt Du von mir?"

„Rabbi, ich habe eine ſchwere Sünde auf meiner Seele," rief ſie dumpf; „ich weiß nicht, was ich thun ſoll."

„Was kannſt Du begangen haben," meinte der Rabbi mit feinem Lächeln, „über was ſich nicht zu jeder anderen Zeit reden ließe, als gerade jetzt? Du wirſt Dir nur etwas einreden, Beile!"

„Nein, nein," rief ſie wieder mit Heftigkeit, „ich rede mir nichts ein. Was mich drückt, das weiß ich, das ſehe ich. Ich kann's ja mit der Hand greifen, ſo liegt's da vor mir. Heißt das ſich etwas einreden?"

„Gut," ſagte der Rabbi, der wohl fühlte, daß es darauf ankomme, das junge Weib zum Reden zu bringen, „gut, ich ſage, daß Du Dir nichts einbildeſt. Ich nehm' ſelbſt an, Du haſt ſchwer geſündigt. Biſt Du denn herkommen, mir dieſe Sünde anzuvertrauen? Wiſſen denn Deine Eltern nichts davon oder dein Mann?"

„Wer iſt mein Mann?“ ſchrie ſie heftig auf.

In der Seele des Rabbi wogten die Gedanken wie ein wildbewegtes Meer; Vermuthungen wiederſtreitender Natur kreuzten ſich darin. Sollte er mit ihr ſprechen wie mit einer geſtändigen Sünderin?

„Biſt Du vielleicht zu Deiner Heirath gezwungen worden?“ fragte er nach einer Weile mit der ganzen Milde ſeiner Sprache.

Ein unterdrücktes Schluchzen, ein gewaltſam unterdrücktes Ringen, das ſich im Zittern ihres Körpers offenbarte, war die Antwort auf dieſe Frage.

„Red' mein Kind,“ mahnte der Rabbi.

In Lauten, wie ſie der Rabbi noch nie im Leben vernommen hatte, ſo fremdartig, ſo über alles Menſchliche hinausgehend klangen ſie, begann nun das junge Weib:

„Ja, Rabbi, ich will reden, und wenn ich gleich wüßte, ich werde nicht mehr lebendig von hier fortgehen, was doch überhaupt für mich beſſer wäre. Nein, Rabbi, ich bin zu der Heirath nicht gezwungen worden. Meine Eltern haben nicht ein einziges Mal zu mir geſagt: Du mußt! ſondern mein eigener Wille, mein eigener Kopf hat Alles entſchieden. Mein Bräutigam iſt des reichſten Mannes Sohn in der Gemeinde. In ſeinem Hauſe, als die erſte Frau in der Gaſſe, umher zu gehen, in Gold und Silber bis an den Hals zu ſitzen, das hat mich an ihm verblendet, Rabbi, ſonſt gar nichts. Da hab' ich mich gezwungen dazu, und hab' mein Herz und meinen Willen dazu genöthigt, wie ſchwer es mir auch angekommen iſt. Aber in der innerſten Seele drin hab' ich ihn gehaßt, und jemehr Lieb' er mir gezeigt hat, deſto mehr habe ich ihn gehaßt. Immer hat aber das Gold und das Silber Recht gehabt, das hat mir immer zugeſchrieen: Du wirſt die erſte Frau in der Gaſſe ſein!"

„Red' weiter," ſagte der Rabbi, als ſie nach dieſen Worten erſchöpft ſchwieg. Der Klang ihrer Stimme, das Seltſame ihres Geſtändniſſes, Alles überkam den Rabbiner mit ſo fremdartiger Gewalt, daß er wie feſtgebannt von einem Zauber ihr zuhörte.

„Was ſoll ich weiter reden, Rabbi," begann ſie wieder. „Ich bin niemals eine Lügnerin geweſen, weder als Kind, noch ſpäter, und doch iſt's mir während meines ganzen Brautſtandes geweſen, als gehe mir eine große ſtarke Lüge auf allen Schritten und Tritten nach; ich hab' ſie überall um mich geſehen.

„Aber erſt heute, Rabbi, wie ich unter der Chuppe geſtanden bin, und er ſeinen Ring vom Finger genommen hat und hat ihn an meinen gegeben, und wie ich dann tanzen mußte auf meiner eigenen Hochzeit mit dem, den ich erſt jetzt recht als die Lüge erkannte und . . . wie ſie mich dann fortgeführt haben —.“

Als dieſes ſchamvolle Geſtändniß den Lippen der jungen Frau entglitten war, ſtöhnte ſie laut auf und ließ dann den Kopf noch tiefer auf die Bruſt herabſinken. Der Rabbi betrachtete ſie ſchweigend. So ſprach Keine, deren Sinne nicht klar waren, ſo klagte ſich nur ein in ſeltſamer Befangenheit ſchwebendes, aber ſein ſich bewußtes Gemüth an!

Es war nicht Mitleid, das er mit ihr fühlte; weit eher war es ein Hineinleben in die Lage dieſes Weibes; trotz der abgebrochenen undeutlichen Erzählung war dem Rabbi Alles klar. Die Flucht aus dem väterlichen Hauſe, in dieſer Stunde und um eines ſolchen Anlaſſes wegen bedurften auch keiner Erläuterung.

„Ich hab' dich verſtanden, mein Kind,“ wollte er ſagen, aber er brachte dafür nur die Worte heraus: „Red' weiter, Beile.“

Das junge Weib wandte ſich jetzt um; noch hatte er ihr Antlitz nicht geſehen; die goldene Hochzeitshaube mit den ſchattenden Spitzen hing tief herab.

„Hab' ich denn nicht ſchon Alles geredet?“ rief ſie mit einem Anfluge von Hohn.

„Alles?“ wiederholte der Rabbi ſich fragend. In der That ſprach er nur ſo aus Verwirrung.

„Red' Du jetzt!“ rief ſie mit einem Male leidenſchaftlich wild, „was ſoll ich thun?“

„Beile!“ ſchrie der Rabbi, den erſt jetzt dieſe vertrauliche Anſprache mit Entſetzen erfüllte.

„Red' Du jetzt“ rief ſie, und ehe der Rabbi es hindern konnte, hatte ſich das junge Weib zu ſeinen Füßen geworfen und umfaßte ſeine Knie. Bei der heftigen Bewegung war die goldene Hochzeitshaube von ihrem Kopfe gefallen, und ihr Antlitz ward dadurch frei, ein Antlitz von merkwürdiger Schönheit.

So blendend wirkte dieſer Anblick auf den Rabbi, daß er die Augen, wie von einem jähen Blitzſcheine getroffen, mit den Händen bedecken mußte.

„Red' jetzt,“ rief ſie, „was ſoll ich thun? Meinſt Du, ich bin fortgegangen aus dem Haus meiner Eltern, um ohne Rath wieder dahin zurückzugehen? Du mußt mit mir reden und kein Anderer auf der Welt. Sieh' mich an! Ich habe noch mein ganzes Haar behalten wie es mir Gott gegeben hat, es hat keine Scheere darauf kommen dürfen. Meinem Manne hätte ich den Gefallen thun ſollen? Ich bin nicht ſein Weib, ich will nicht ſein Weib ſein! Red', red', was ſoll ich thun?“

„Steh' auf, ſteh' auf!“ rief der Rabbi, aber ſein Ton war gebrochen, er klang faſt ſchmerzlich.

„Erſt rede!“ ſchrie ſie, „ich ſteh' nicht eher auf!“

„Wie kann ich reden?“ rief er faſt unhörbar.

„Naphtali!“ ſchrie das junge Weib auf.

Da taumelte aber der Rabbi hinweg, es flammte wie lauter Licht in der Stube und vor ſeinen Augen. Ein ſchriller Ton, wie wenn ein an ſchmerzhafter Wunde Leidender von rauher Hand daran gefaßt wird, entrang ſich ſeiner Bruſt. In der haſtigen Bewegung nun, mit der ſich der Rabbi von dem jungen Weibe losriß, das ſeine Knie umfaßt hielt, geſchah es, daß ſie mit dem Kopfe ſchwer auf den Boden fiel.

„Naphtali!“ rief ſie noch einmal.

„Schweig', Schweig'! ſtöhnte der Rabbi und hielt beide Hände in das Geſicht gepreßt.

Und noch einmal rief ſie dieſen Namen, aber nicht im Tone des Schmerzes; es klang etwas hindurch, was zugleich jauchzte und weinte, und wieder rief er entgegen! „Schweig', ſchweig',“ aber diesmal ſo gebieteriſch und bezwingend, daß das junge Weib wie gebannt am Boden lag und mit keinem Laut ſich zu verrathen wagte.

Da ging der Rabbi in heftiger Bewegung in der Stube auf und ab. Es mochte ein Schweres und Furchtbares ſein, das in ſeiner Bruſt ſtritt. Oft war es der am Boden Liegenden, als hörte ſie ihn aus tiefſter Seele ſeufzen! — dann mäßigte ſich ſein Schritt.

Aber es währte nicht lange, ſo mochte ihn der ſchwere Kampf wieder überwältigt haben; — ſein Schritt behaſtete ſich dann und hörbar ſcholl er durch die nächtlich ſtille Stube. — Mit einem Male näherte er ſich dem jungen Weibe, das in ſeiner Lage noch kaum zu athmen ſchien. Er blieb vor ihr ſtehen — und wer in dieſem Augenblicke in das Antlitz des Rabbi hätte blicken können, würde vor deſſen Ausdruck von Schauder erfaßt worden ſein. Es lag eine merkwürdige Ruhe darauf — die Ruhe eines niedergeworfenen Kampfes.

„Hör' mich jetzt an, Beile," begann er langſam „ich will mit Dir reden."

„Ich höre, Rabbi," flüſterte ſie.

„Hörſt Du mich aber gut?"

„Rede nur," ſprach ſie.

„Willſt Du aber auch thun, was ich Dir vorſchlagen werde? Wirſt Du Dich dagegen nicht auflehnen? Denn ich werde Dir etwas ſagen, was Dich ſehr erſchrecken wird."

„Alles, was Du redeſt, Rabbi, will ich thun! nur rede!" rief ſie.

„Willſt Du ſchwören?"

„Ich will!" ſtöhnte ſie.

„Schwöre noch nicht," rief er, „bis Du mich angehört haſt. Ich will Dich nicht gezwungen haben."

Diesmal antwortete ſie nicht.

„Hör' mich alſo an, Beile, Tochter Ruben Klattauers," begann er nach einer langen Pauſe, „Du haſt eine doppelte Sünde auf Deiner Seele, und jede iſt groß und ſtark genug, daß ſie nur durch ſchwere Buße ausgelöſt werden kann. Zuerſt haſt Du Dich von Gold und Silber laſſen blenden, und haſt Dein Herz zu einer Lüge gezwungen. Mit der Lüge haſt Du einen Mann betrügen wollen, und er hat Dir doch ſein Alles anvertraut, indem er Dich zu ſeinem Weibe genommen hat. Eine Lüge iſt aber eine große Sünde, Ströme Waſſers können ſie nicht ertränken, denn ſie macht den Menſchen falſch und niedrig vor ſich ſelbſt, und das Schlechteſte, was auf der Welt jemals gelebt hat, iſt von einer Lüge herausgekommen. Das iſt die eine Sünde!"

„Ich weiß, ich weiß," ſchluchzte das junge Weib.

„Hör' mich jetzt weiter an," begann der Rabbi wieder nach einer Weile mit unſicherer Stimme, „Du haſt noch eine zweite Sünde begangen, und die iſt größer als die Erſte. Du haſt nicht nur Deinen Mann belogen, Du haſt noch einen zweiten Menſchen unglücklich gemacht. Du hätteſt reden können und haſt nicht geredet. Sein Lebensglück, ſein Licht und ſeine Freude haſt Du einem Menſchen genommen und haſt nicht geredet. Was kann derjenige jetzt thun, nachdem er weiß, was ihm verloren gegangen iſt?“

„Naphtali!“ rief das junge Weib.

„Schweig', ſchweig', und laß den Namen nicht mehr über Deine Lippen kommen,“ ſchrie er heftig, „Deine Sünde wächſt und ſchwillt an, je mehr Du ihn ausſprichſt. Warum haſt Du nicht geredet, als Du hätteſt reden können? Das kann Dir Gott ſo leicht nicht verzeihen! Verſchweigen, erſticken in ſich, was einen Menſchen reicher gemacht hätte, als den mächtigſten König! Damit haſt Du ihn mehr als blos arm gemacht! Der Menſch wird nicht einmal mehr die Luſt in ſich tragen, reich zu werden. Beile das kann Dir Gott im Himmel nicht verzeihen!“

„Schweig', ſchweig',“ wimmerte das unglückliche Weib.

„Nein, Beile,“ ſagte er mit tönender Stimme, „laß mich jetzt reden. Du willſt ja, daß ich reden ſoll! Hör' mich an! Für die Sünde, für die doppelte Sünde, die Du auf Deiner Seele trägſt, mußt Du eine ſtarke Buße über Dich nehmen. Gott iſt langmüthig und gnädig; er wird vielleicht auf Dein Elend herabſehen, und wird dann die Sünden aus dem großen Schuldbuch ſtreichen. Aber eine Buße mußt Du über Dich nehmen. Hör' mich an, worin ſie beſtehen ſoll.“

Der Rabbi hielt inne; er wollte das Schwerſte ausſprechen, das je über ſeine Lippen gekommen war.

„Du haſt geſchwiegen, Beile,“ rief er dann, „als Du hätteſt reden ſollen. Sei von nun an ſtumm für alle Menſchen, und für Dich ſelbſt. Von dem Augenblicke an, wenn du aus dieſem Hauſe heraustrittſt, bis daß ich Dir es erlauben werde, mußt Du ſtumm ſein, darf kein lautes Wort aus Deinem Mund! Willſt Du dieſe Buße über Dich nehmen?“

„Alles, was Du ſagſt, will ich thun!“ ſchluchzte das junge Weib.

„Wirſt Du die Kraft dazu haben?“ fragte er milde.

„Ich werde ſtumm ſein wie eine Todte,“ rief ſie.

„Und noch Eines habe ich Dir zu ſagen,“ begann er wieder. „Du biſt jetzt das Weib Deines Mannes! Gehe nach Hauſe und ſei ein jüdiſch Weib!“

„Ich verſteh' Dich,“ rief ſie weinend.

„Geh' nach Deinem Hauſe und bringe Ruhe Deinen Eltern und Deinem Manne. Es wird eine Zeit kommen, da wirſt Du reden dürfen, da wird die Sünde von Dir weggenommen ſein! bis dahin trage, was Dir iſt auferlegt worden.“

„Darf ich Eines noch reden?“ rief ſie und hob den Kopf auf.

„Rede!“ ſagte er.

„Naphtali!“

Der Rabbi fuhr mit der einen Hand nach den Augen, mit der andern winkte er ihr, daß ſie einhalten ſolle. Sie aber ergriff dieſe Hand, und zog ſie an ihren Mund, heiße Thränen fielen darüber.

„Geh' jetzt,“ rief er gebrochen in ſeinem innerſten Weſen.

Sie ließ nun dieſe Hand los. Der Rabbi hatte den Leuchter ergriffen, ſie aber war ihm raſch vorübergegangen und glitt durch die dunkle Hausflur. Die Thüre war unverſchloſſen geblieben. Der Rabbi ſchob den Riegel vor.

Unbemerkt, wie ſie entkommen war, gelangte Beile wieder in das väterliche Haus zurück. Die Gaſſe war leer und todtöde; die ſie ſuchten, waren überall zu finden, nur nicht da, wo ſie die Entwichene zuerſt hätten ſuchen ſollen. Ihre Mutter Selde ſaß noch immer auf demſelben Stuhle, in den ſie vor einer Stunde geſunken war; das Entſetzen hatte ſie wie gelähmt und ſie vermochte ſich nicht zu erheben. Welch einen merkwürdigen Gegenſatz zu der Freude, die hier geherrſcht, bildete nun dieſe Hochzeitsſtube in ihrer

Dunkelheit und dieſe Mutter darin! Als nun Beile jetzt eintrat, ſchrie die Mutter nicht auf, es fehlte ihr die Kraft hierzu. Sie ſagte nur: „Kommſt Du endlich meine Tochter!“ als wenn Beile von einem etwas zu langem Spaziergange heimgekehrt wäre. Aber als das junge Weib auf dieſe und ähnliche Fragen nicht antwortete, und endlich durch eine Geberde bemerkbar machte, ſie könne nicht reden, da gewann das Entſetzen in dieſer unglückſeligen Mutter neue Kraft und ihr Jammer durchtönte das ganze Haus. Ruben Klattauer und der Mann Beile's, die jetzt von nutzloſem Suchen heimkamen, erfuhren mit Grauen die Veränderung, die mit Beile vorgegangen. Sie, als Männer, jammerten nicht; ſie ſtarrten das junge ſtumme Weib mit weit aufgeriſſenen Augen an, und ſahen da eine Erſcheinung, über die Gottes Heimſuchung in unbegreiflicher Weiſe ergangen war.

Von dieſer Stunde begann die ſchreckliche Buße des jungen Weibes.

Wunderbar war der Eindruck, den der ſchreckliche Zuſtand Beile's auf die Leute in der Gaſſe hervorbrachte. Die mit ihr am Hochzeitsabend getanzt hatten, erinnerten ſich erſt jetzt ihrer Aufregung; Vielen kam erſt im Nachdenken ihr verſtört wildes Weſen in den Sinn. Das müſſe ein „böſes Auge“ geweſen ſein, folgerte man, ein neidiſches böſes Auge, dem ihre Schönheit verhaßt war, dies allein hatte den Geiſt der Unruhe in ſie geworfen. Sie war davon in die Nacht getrieben worden, ein Spiel tückiſcher Mächte, die auf Schritt und Tritt dem Menſchen, namentlich bei ſolchen Gelegenheiten nachgingen! Gott der Lebendige wiſſe, was ſie in jener Nacht „geſehen“ haben müſſe, Gutes nicht, denn davon werde man nicht ſtumm! Alte Sagen und Geſchichten tauchten auf, eine grauenhafter als die andere, und Beiſpiele, daß ſolche Dinge nicht neu waren in der Gaſſe, kamen zu Hunderten auf. Trotz dieſer Deutung blieb es merkwürdig, daß die Leute das junge Weib nicht für ſtumm hielten: man glaubte allgemein, ihre Sprache ſei nur in Folge eines ungeheuren Schreckens gelähmt worden, aber es werde eine Zeit kommen, da werde ſie mit einem Male wieder zu reden anfangen. In dieſer Vorausſetzung nannte man ſie: Veile, die Schweigerin.

Es gibt eine menſchliche Beredſamkeit, die ſtärker und bezwingender iſt, als die lauteſten Worte und als wohlgefügte Rede — das Schweigen der Frauen! Das Kleinſte, Geringſte können ſie oft nicht verwinden, aber den großen, nagenden Schmerz ihrer Seelen, das wühlende Siechthum beſtändigen Entſagens und

Opferns verhalten ſie in ſich mit ſtummen Lippen, — nicht anders, als wären ſie mit eiſernen Reifen umſchloſſen.

Es wäre ſchwer, das ganze „ſchweigende“ Leben des jungen Weibes in ſeinem Verlaufe zu erzählen, es iſt beinahe unmöglich, mehr als einen Zug davon aufzuzeichnen. Veile folgte ihrem Manne ins Haus, in jenes glänzende, von Gold und Silber ſtrotzende Haus, um deſſentwillen ſie geblendet worden war. Sie war wirklich die „erſte“ Frau in der Gaſſe, ſie hatte Alles in Hülle und Fülle und die Leute fanden ſogar ihren Zuſtand minder beklagenswerth. „Muß man denn Alles beiſammen haben?“ hieß es zuweilen in der „Gaſſe,“ — „der Eine hat Dies, der Andere Jenes.“ Dem Anſcheine nach hatten die Leute auch recht: Veile blieb das ſchöne, blühende Weib; keinen einzigen Reiz hatte die Buße des Schweigens von ihr genommen. Ja, ſo glücklich war das junge Weib, daß es die Schwere dieſer Buße gar nicht zu empfinden ſchien. Veile konnte lachen und ſich freuen — dennoch vergaß ſie nie zu ſchweigen! Aber dieſe anſcheinend glücklichen Tage waren nur geſchickt, um die rechte Zeit der Prüfungen und Verſuchungen herbeizuführen. Leicht war es ihr am Anfang gemacht worden, ſchwer ſollte die Mitte und das Ende ſein.

Ihre Ehe war in den erſten Jahren kinderlos. „Es iſt gut,“ ſagten die Leute in der Gaſſe, daß ſie keine Kinder hat, und Gott hat das ganz fein eingerichtet. Eine Mutter, die mit ihrem Kinde nicht reden kann, — wäre das nicht zu ſchrecklich?“ Da genas ſie eines Tages, Allen unerwartet, eines Mädchens. Und als das holde neue Leben, das ſie in ihrem Schooße getragen, an ihre Bruſt gelegt wurde, und die erſten Laute aus ſeinem Munde ihr entgegendrangen, — jene namenlos beredte Sprache eines Unmündigen — ſie vergaß ſich nicht und — ſchwieg!

Sie ſchwieg auch, als das Kind in immer freudigerer Schönheit vor ihren Augen aufblühte, und hatte keine Sprache für daſſelbe, mochte es in überquellender Zärtlichkeit die zarten Arme ihr entgegenſtrecken, — mochte es im brennenden Fieber nach der Hand der Mutter ſuchen. An ſeinem Bette wachte ſie Tage ja Wochen lang, — der Schlaf kam nicht über ſie, — aber ihrer Buße blieb ſie ſtets eingedenk.

Jahre waren verfloſſen. In ihren Armen trug ſie ein anderes Kind, einen Knaben! Groß war die Freude des Vaters geweſen; das Kind trug den Stempel der Schönheit ſeiner Mutter. Blühend wuchs es heran, gleich ſeiner Schweſter, — die mächtigſte, reichſte Frau, meinten die Leute, könnte ſtolz auf ſolche Kinder ſein. Beile war auch gewiß ſtolz; aber niemals gewann dies auf ihren Lippen einen Ausdruck, und wofür Mütter in ihrer Freude oft nicht Worte genug finden, dafür blieb ſie ſtumm, und wie es auch manchmal auf ihrem Antlitze leuchtete und glänzte, niemals verlor ſie die Gewohnheit des auferlegten Schweigens.

In ihrem Geiſte mochte ſich der Gedanke gefeſtigt haben, daß das kleinſte Übertreten ihrer Buße von Fluch für ihre Kinder begleitet ſei. Mütter werden es begreifen, — beſſer als jeder andere es kann, — was dieſe Mutter unter dem Opfer ihres Schweigens litt!

So war ihr ein Theil jener Jahre entſchwunden, die wir als die beſten zu bezeichnen pflegen. Noch blühte ſie in ihrer merkwürdigen Schönheit, ihre jungfräuliche Tochter war neben ihr nur wie die Knoſpe neben der reifen Roſe. Schon fanden ſich auch aus Nah und Fern Bewerber ein, die zu dem ſchönen Mädchen auf die „Beſchau" kamen. Es waren meiſt treffliche junge Männer, und jede Mutter konnte ſich rühmen, wenn ſie gerade ihrer Tochter ſich genaht hätten. Auch damals brach Beile ihre Buße nicht: ihr war jene geſprächige Geſchäftigkeit nicht geſtattet, mit der Mütter bei ſolchen Gelegenheiten die Vorzüge ihrer Töchter ins hellſte Licht zu ſetzen wiſſen. Auf einen der trefflichſten Bewerber war die Wahl gefallen: es war ein Paar, wie man es in ſolcher Schönheit und Anmuth niemals in der Gaſſe geſehen hatte. Da ſchlich, wenige Wochen vor der bereits anberaumten Hochzeit, eine tückiſche Krankheit herbei, die damals über den größten Theil Böhmens Trauer und Angſt verbreitete. Namentlich junge Mädchen fielen ihr als Opfer, an dem alten und ſchwachen Leben gieng ſie zumeiſt höhnend vorüber. Auch Beiles Tochter ward davon ergriffen; — noch ehe drei Tage vergangen war eine Leiche im Hauſe — die Braut!

Auch damals brach Beile ihre Buße nicht. Wohl ſtieß ſie, als man die Leiche auf den „guten Ort“ hinaustrug, einen Schmerzensſchrei aus, der den Leuten noch lange hernach in der Seele nachklang — wohl rang ſie verzweiflungsvoll die Hände — aber Niemand vernahm eine geſprochene Klage; ihre Lippen ſchienen für immer verſtummt. Damals war es auch, daß der Rabbi in den ſieben Tagen der Trauer, die ſie ſitzend auf einem niederen Schemel zubrachte, zu ihr kam, um ihr den üblichen „Troſt der Todten“ zu bringen. Aber er ſprach nicht zu ihr; nur an ihren Mann wandte er ſeine Rede. Sie ſelbſt wagte nicht aufzublicken, nur als er ſich zum Fortgehen anließ, ſchaute ſie auf. Da begegnete ſie dem Blicke des Rabbi . . . aber er gieng ohne Gruß hinfort.

Seit dem Tode der Tochter war Leile's Weſen innerlich gebrochen. Was man ſelbſt in ihren Jahren noch Schönheit nennen konnte, das war binnen wenigen Tagen verblichen. Ihre Wangen waren hohl geworden, ihre Haare ergraut. Die Leute, die zu ihr kamen, wunderten ſich, wie ſie nach einem ſolchen Schlage noch beſtehen, wie ihr Leben noch zuſammenhalten konnte. Sie wußten nicht, daß jenes Schweigen ein eiſernes Band war, das die erſchlafften Geiſter gewaltig umfaßt hielt. Dazu hatte ſie noch einen Sohn, an den ſich ihr ganzes Sein, wie an ein Letztes und Theuerſtes klammerte.

Der Knabe war dreizehn Jahre alt. Schon jetzt ſprach man auf Meilen weit von ſeiner Gelehrſamkeit in den heiligen Schriften; er war der Schüler des Rabbi geweſen, der ihn mit einer Liebe und Zartheit behandelte, als wäre er deſſen eigen Kind. Der Rabbi hatte dem Knaben eine große Zukunft vorausgeſagt; er ſei ein merkwürdiges Kind und ſeien Anlagen in ihm, wie ſie noch ſelten da geweſen. Nun ſollte der Knabe nach Ungarn zu einem der berühmteſten Lehrer ſeiner Zeit, um unter deſſen Leitung und Unterricht das Tiefſte der heiligen Wiſſenſchaft zu ergründen.

Jahre konnten vergehen, bis ſie ihn wiederſah, vielleicht auch, daß ſie ihn niemals wieder ſah; aber Beile entließ den Knaben aus ihren Armen; — ſie ſprach keinen Segensſpruch über ihn, als er gieng; — nur ihre Lippen zuckten vor ſtummem Schmerze.

Lange Jahre waren vergangen, da war der Knabe aus der Fremde zurückgekehrt, — ein hochgewachſener herrlicher Jüngling. Als Beile ihren Sohn wieder um ſich hatte, blühte ein Lächeln an ihrem Munde auf und für Augenblicke war es zuweilen, als habe ihre ehemalige Schönheit einen zweiten Frühling erlebt. Groß war der Ruf, der von der außerordentlichen Begabung ihres Sohnes vorausgeeilt war; wo er ſich zeigte, hing man mit Wohlgefallen an der edlen Geſtalt und bewunderte das beſcheidene Weſen neben ſo großem Wiſſen.

Am nächſten Sabbath ſollte der kaum zwanzigjährige Talmudjünger in der Synagoge die erſten Proben dieſer hohen Begabung ablegen.

Kopf an Kopf ſtanden die Leute dicht gedrängt in dem weiten Gotteshauſe; durch die Gitter der „Weiberſchul“ blickten die Frauen mit neugierigen Augen hinab in das dichte Gewühl. Beile ſaß vorne; ſie konnte Alles ſehen, was da unten vorgieng. Tiefe Bläſſe lag auf ihrem Antlitz; aller Augen waren auf ſie gerichtet, —

die Mutter, die einen ſolchen Tag ihres Sohnes erleben konnte. Beile ſchien aber nichts zu bemerken, was vor ihr ſich ereignete; eine Mattigkeit, wie ſie in ihren größten Leiden ſie nicht empfunden hatte, lag in ihren Gliedern: es war, als müßte ſie während der Rede ihres Sohnes ſchlafen. Doch kaum hatte dieſer die Treppe vor der Thoralade betreten, kaum waren ſeine erſten Worte ertönt, als eine merkwürdige Veränderung in ihren Geſichtszügen vorgieng. Ihre Wangen färbten ſich; ſie richtete ſich auf; alle ihre Lebensgeiſter ſchienen im Aufruhr. Ihr Sohn ſprach indeſſen da unten; ſie hätte nicht ſagen können, was er geſprochen. Sie hörte nicht ihn, — ſie vernahm nur das bald leiſe, bald laute Beifallsgemurmel, das aus der „Männerſchule“ zu ihr hinaufdrang. Die Leute ſtaunten das hohe Weſen des Redners, ſeine klangvolle Sprache und ſein mächtiges Weſen an; — wenn er in einzelnen Pauſen inne hielt, um zu ruhen, war es, als ob man in einem vom Sturme erfaßten Walde ſich befände. Sie konnte dann einzelne Stimmen vernehmen, die laut verkündigten, ſo Einen habe man noch nie gehört. Ihr zur Seite weinten die Frauen, nur ſie ſelbſt vermochte es nicht. Ein ſtechender Schmerz drang ihr aus der Bruſt zu den Lippen, — Gewalten wurden in ihr rege, die mit

Kraft nach einem Ausgang ſuchten. Die ganze Synagoge erſcholl von brauſenden Stimmen; ihr aber war es, als müßte ſie alle dieſe Stimmen übertönen. Da, ihr ſelbſt unbewußt, ſchrie ſie in dem Augenblicke, wo ihr Sohn geendigt hatte, indem ſie ſich heftig gegen das Gitter warf:

„Gott! Lebendiger! ſoll ich denn noch nicht reden!“

Todtenſtille folgte auf dieſen Aufſchrei: — man hatte allgemein die Stimme als die der Schweigerin erkannt. Es war ein Wunder geſchehen! —

„Red', red',“ erſcholl jetzt die laute Gegenrede des Rabbi unten in der Männerſchule, — „Du darfſt jetzt reden.“

Aber es erfolgte keine Antwort. Beile war in ihren Sitz zurückgeſunken; beide Hände gegen die Bruſt gepreßt, — als die Frauen, die ihr zur Seite ſaßen, ſich erſchrocken umſahen, fanden ſie die Schweigerin ohnmächtig. — Sie war aber todt. — Die Entſiegelung ihrer Lippen war ihr letzter Augenblick. —

Lange Jahre darauf ſtarb der Rabbi. Auf ſeinem Todtenbette erzählte er den Leuten, die um ihn ſtanden, die ſeltſame Buße Beiles. — Jedes Mädchen in der „Gaſſe,“ kennt die Geſchichte von der „Schweigerin.“ —

Iſraelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band VIII.

Ghetto-Geſchichten.

Von

Leopold Kompert.

Zweite Abtheilung.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Ghetto-Geſchichten.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zweite Abtheilung:

I. **Der Min.**
II. **Franzefuss.**

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Der Min.

Auf ſchwanker Woge ſchwimmt jenes ſonderbare Weſen einher, das wir Glück nennen. Von Allen geſehen, an Allen vorübergleitend, oft ſo nahe, daß es ein zarter Lufthauch wegzuwehen droht, iſt es doch nur Einer, an den es kommt. Wie man das Fiſchlein im Waſſer berücke, daß es der Angel folgt, das Vöglein im Walde umgarne, daß es nicht entrinnen kann, dem Wilde nachſtelle, daß es dem ſchlauen Menſchen zur Beute werden muß — das erzählen wunderbarer Weiſe Bücher auf Bücher, und wer es beſſer verſteht, iſt der Meiſter! Aber wie man jenem ſonderbaren Weſen den Weg verrammt, daß es ſtehen und ſich halten laſſen muß, kann nicht gelernt werden; keine Kunſt offenbart, wie ſich das Glück fangen läßt. Tauſende ſtehen am Ufer, ſehen es mit leiblichen Augen, greifen darnach, wie ſie nach dem Meſſer greifen; denn tauſendfältig und tauſendgeſtaltig, wie der Menſchen Seele und Sinn, ſpricht ſich die Art aus, wie ſie das Glück erzwingen. Der wirft ſich mit weit ausgeſtreckten Armen in die hochgehende Fluth und will ſehen, wer ſtärker ſei: die Welle oder ſeine Kraft. Der Andere ſcheut ſolche Mühe; in ſich gebückt, unſcheinbar, furchtſam, in ſteter Sorge, es könnten ihn Augen erblicken, die nicht zu ſchweigen verſtehen, tritt er leiſe auf, lugt nach allen Seiten und das Glück iſt ſein, bevor der ſtarke Schwimmer es noch erreicht hat.

Wenn die Menſchen erzählen wollten und dürften, wie jeder von ihnen an das Glück herangekommen: der Eine mit heiler Haut, der Andere zerſchlagen und abgeworfen, man hörte dann Geſchichten, wie ſie noch nie gehört wurden. Aber nicht nur den muthigen Schwimmer und Jäger müßte man erzählen laſſen, die aller Künſte voll ſind und mit Freikugeln und Freiangeln umzugehen wiſſen, vielmehr den ſtill in ſich gebückten, ſcheinlos Dahinwandelnden, dem Niemand es abfragen will, warum zuweilen ein ſo leuchtender Glanz aus ſeinen Augen fällt, warum ein ſo eigenthümlich vergnügtes Lächeln manchmal um die Lippen ſpielt. Mit einem Worte: — einen „Min.“

Es iſt doch gut, daß Jeder ein „zu Hauſe“ hat, und wahrhaftig, nicht gerade darum, um damit ſeine „Gemeindezuſtändigkeit“ aufweiſen zu können. Aber bei mir zu Hauſe, in Böhmen, werden die Leute ſogleich wiſſen, was ſo ein „Min“ zu bedeuten hat, und ich habe ihnen ſo gut als gar keine Erklärung zu geben. Wie viel beſſer iſt das, als die Andern erſt auf ein vielleicht nicht befriedigtes Warten vertröſten zu müſſen!

In der langen und ziemlich gedehnten Gaſſe, die ſich vom „Ring“ bis zum „Waſſer“ hinabzieht, hart am äußerſten Ende derſelben, ſteht ein altes, einſchichtiges Haus. Es iſt eines jener Bauwerke aus einer ferne liegenden Zeit, in der die „Baupolizei“ noch nicht den Maurer auf Koſten des Zimmermanns begünſtigt hatte. Das Haus iſt nähmlich ganz aus rohen Balken zuſammengezimmert, zwiſchen deren Fugen der gelbe Lehm allein beweiſt, daß hier nicht ausſchließend die Axt gewaltet. Drei weitſchattige Nußbäume ſtehen davor. Wer ſie gepflanzt? wer überhaupt das Haus gebaut hat? Für die Leute in der Gaſſe wäre das eine müßige Frage geweſen: ſie wußten nur das Eine, daß in dem Hauſe immer „einerlei“ Menſchen gewohnt hatten; es hatte für ſie keine Geſchichte. Seit undenklichen Zeiten nähmlich war Jeder, der aus dieſem Hauſe kam, von dem Knaben an, der ſich am Trenderlſpiel ergötzte, bis zum Greiſe herab, den der Todesengel in merkwürdiger Vergeßlichkeit ſtehen gelaſſen hatte, denn ſie wurden in dieſem Hauſe alle ſehr alt, alſo Alles und Jedes, was da drin lebte und webte, ſelbſt die Frauen mit eingeſchloſſen war den Leuten — ein „Min.“ Wenn ſich einmal die Maſchen eines Zunamens um eine Familie gelegt, dann gehört die Rieſenſtärke himmliſcher Geiſter dazu, ein ſolches Netz zu zerreißen. Unſichtbar über allen Lagen und Verhältniſſen des Lebens hängt und ſchwebt es, um alles Thun ſchlingt es ſich, klammert ſich an Leib und Seele, begleitet den Kommenden und den Gehenden, das Geborene und das Sterbende. Das ſtärkſte Schiffstau iſt dagegen ein dünner Spinnfaden im Sturme. Ein ſolches Netz war über jenes Haus geworfen, es hieße eben „Min.“

Es wäre ſchwer zu ſagen, was Alles in dem engen Rahmen dieſer wenigen Laute liegt. Vor Allem meinen die Leute in der Gaſſe darunter einen ſtillen Menſchen ohne Schein und Bedeutung, ohne das geringſte Geltendmachen ſeiner Perſon, Einen, der auf der geradeſten Straße, wo ihrer zehn Raum haben, ausweicht, damit der Nachbar nur nicht beengt und am Ellenbogen geſtreift werde. Das hätte den Leuten noch gefallen; denn wo wird Einer gefunden, dem es nicht faſt ſtolz ans Herz greift, daß ſich der Andere niederer dünkt als er ſelbſt? Dazu gehört das volle und ganze Wiſſen vom eigenen Menſchthum, wenn das anders ſein ſollte, als es wirklich iſt. Was aber die Leute nachtrugen jenem Hauſe war eben gerade, daß jeder darin ein „Min“ war. Hinter jener Stille und Bedeutungsloſigkeit, meinten ſie, lag etwas Lauerndes und Verſtecktes; man müſſe immer auf ſeiner Hut ſein, könne ſich mit ihnen nicht tief einlaſſen, nie wiſſe man, wie das endige, ob im Guten oder im Böſen. So durchſcheinend die Lebensverhältniſſe in der „Gaſſe“ gewöhnlich ſind, ſo ſehr auch Alles vor Aller Augen liegt, was man doch nicht verbergen kann — von jenem Hauſe konnte man das nicht ſagen. War Wolf „Min“ reich? gieng es ihm gut? Man ſah keine Regſamkeit, man hörte keinen Lärm, der weder das Eine noch das Andere behaupten ließ. Der „Min“ bleibt ſich immer gleich. Die drei alten, weitſchattigen Nußbäume, die vor dem Hauſe ein ſo undurchdringliches Grün ausbreiteten, wer hatte ſie gepflanzt? Wahrſcheinlich der, der das Haus gebaut, und ſchon er war ein „Min!“ Und warum ließ ſie der Sohn, und wieder der Sohn dieſes Sohnes ſtehen? Etwa, weil ſie ſo gute Früchte gaben? Es kam nicht der zehnte Theil davon auf den Tiſch und in die Taſche des Hauſes; Rebb Koppel Friedmanns Sohn, das wilde „Davidl,“ der jetzt nach den letzten Berichten aus Amerika „Mayor“ in einer Stadt am Ohio iſt (das wilde Davidl!) ſchlug ſie herab, wenn ſie noch in der grünen Hülle ſteckten. Alſo nicht darum, ſondern weil „ſie“ nicht wollten, daß man ihnen durch die Fenſter ſehe. Die Welt hätte dann erfahren, wie Wolf „Min“ und ſeine Familie innerhalb ſeiner vier Wände lebe!

Von jener katzenartigen Stille im Auftreten, die man den „Mins“ beſonders nachtrug, müſſen wir nur Etwas erzählen. Es war wirklich merkwürdig, wie lautlos, gleichſam in geöhlten Thürangeln, ſich ihr ganzes Thun und Treiben bewegte. Man konnte mit Beſtimmtheit vorausſagen, wenn Rebb Wolf einen neuen Rock anzog, oder wenn ſein Weib, die faſt noch ſtillere „Perl“ in einer neuen Haube erſchien. Es geſchah dieß nur am erſten Tage des Oſterfeſtes, ſonſt nie. Da verſchwand aber dieſer ungewöhnliche Glanz in dem von allen Andern in der Gaſſe zur Schau ausgeſtellten, er verletzte Niemanden und that Niemanden wehe. Dieſe Selbſtverläugnung erſtreckte ſich auch ſonſt auf jeden Tritt und Schritt. Bei Gemeindewahlen nahm Wolf „Min“ jene Stellung ein, die man in dem neueſten Hochdeutſch das „Centrum“ oder in der Sprache des Ghettos — „den Min“ nennt; er hielt ſich weder zur Rechten noch zur Linken und am liebſten war es ihm, wenn er gar nicht mitzuſtimmen brauchte. Trotzdem ereignete ſich einmal Etwas, was in dem Andenken der „Gaſſe“ noch lange leben wird. Man ſagt, daß es Rebb Koppel Friedmann geweſen, eben derjenige, deſſen wildes „Davidl“ jetzt Mayor in Amerika am Ohio iſt, der im Geheimen eine ſo ungeheure Thätigkeit entwickelte, daß bei einer Gemeindewahl ſich die Mehrheit der Stimmen für Wolf „Min“ ausſprach. Mit einem Male ſah ſich das balkenbezimmerte Haus hinter den drei Nußbäumen von einem Glanze umfloſſen, von dem es nie geträumt. Was Koppel Friedmann bewirkt, war freilich nur zum „Spaß“ geſchehen, er wollte nähmlich das Experiment verſuchen, wie ſich ſo ein „Min“ in dem neuen Wirkungskreiſe ausnehmen würde, — aber das machte die Wahl nicht rückgängig.

An demſelben Tage ſoll aus dem Hauſe der „Mins“ ein lang gezogenes ſchmerzliches Weinen erklungen ſein, wie man es von dort nie vernommen. Wer aufmerkſamer hinter die Nußbäume ſah, konnte ſogar den Schatten der ſonſt ſo ſtillen Perl in heftiger Bewegung die Stube auf- und niederwandelnd ſehen, die Hände gerungen, hie und da auch heftig weinen hören. Dazwiſchen konnte man die faſt bittend klagende Stimme Rebb Wolf's vernehmen, der dieſen Jammer zu beſchwichtigen ſchien. Es war das erſtemal, daß das Haus der „Mins“ in eine ſo traurige

Bedeutſamkeit trat: es war Allen, als tönte Perls Weinen durch die ganze Gaſſe. Alles fragte ſich: „Perl, Rebb Wolfs kann alſo auch weinen? ſo iſt er alſo doch nicht der Min, für den man ihn gehalten hatte? Andere ſagten wieder: „Hätt' man nicht darauf geſchworen, in Wolf „Mins" Hauſe geht's wie bei Gott im Himmel zu, vor lauter Herzfreud und Händedruck? Jetzt ſieht man, wie es bei ihnen zugeht."

Nur Wenige ahnten den richtigen Zuſammenhang zwiſchen Perls Thränen und — der Gemeindewahl. Aber am andern Tage ließ Rebb Wolf erklären, er könne die auf ihn gefallene Würde nicht annehmen, er bedanke ſich dafür und lieber bezahle er die ihm auferlegte Strafe, als daß er ſich eine Laſt auferlege, für die ſeine Kräfte nicht gewachſen ſeien.

„Der Min," hieß es nun, „der Min!"

Jemand, der dieſer Geſchichte und noch anderen aus der „Gaſſe" ſehr nahe ſteht, war zugegen, als am Abende desſelben Tages nach „Schul" das wilde Davidl einen ziemlich blöde ausſehenden Jungen fragte:

„Kobi! warum hat denn dein Vater die Gabbeſtelle (Kaſſirer der Gemeinde) nicht angenommen?"

„Es wäre ihm eine zu große Laſt geweſen," ſagte der Knabe mit merkwürdigem Augenſpiel. „Warum ſoll er ſich für nichts und wieder nichts eine Laſt auflegen? er hat „ſo“ genug zu tragen.“

Dieſe Antwort machte offenbar das wilde Davidl verblüfft; doch erhohlte er ſich bald und ſagte lachend:

„Soll ich dir ſagen, warum er es nicht angenommen hat? Weil dein Vater ein „Min“ iſt, weil deine Mutter eine Min iſt und du biſt auch Einer!“

Der künftige Mayor in Amerika hat Recht. Von dem jungen „Min“ wollen wir eben erzählen.

Das war ein ſchöner brauner Burſche mit ſchwarzen Haaren, kühngeſchwungenen Augenbrauen, eher groß als klein, dabei von gedrungener, feſter Geſtalt, die er aber durch lange Gewohnheit etwas „heraus,“ d. h. gebückt trug, ſo daß man ihn für klein gelten ließ.

Aber dafür galt „Kobi“ nur auf der Gaſſe und unter den Leuten; wenn er aber über die Schwelle ſeines Hauſes trat, reichte er faſt bis zur Blätterkrone eines der Nußbäume hinauf. Uiberhaupt hielt man nicht viel von ihm; den Meiſten erſchien er blöde und nichts heißend. Ein ſchön bemahltes Stück Fleiſch, ſagte man von ihm, aber was dahinter ſteckt, iſt nicht viel werth. Immer jedoch gibt es Leute, die mit ſchärfern Augen verſehen ſind als die anderen und ſo kann es uns nicht befremden, wenn der Vater des wilden „Davidls“, Koppel Friedmann, ſchon frühzeitig das Urtheil über „Kobi“ fällte: „Ihr werdet ſehen, das Jüngel wird ſich ganz auf Rebb Wolf „Min“ hinauswachſen; heißt mich einen Lügner, wenn der nicht ein noch größerer „Min“ wird, als ſie alle zuſammen ſind.“

Es iſt merkwürdig, wie ſolch ein Ausſpruch, wenn er halbwegs ein Recht zum Leben hat, ſich an dieſes Leben klammert, immer höher und höher ſchwillt, nicht wie die vergängliche Regenfluth, ſondern wie ein reines Quellwaſſer, das zuletzt zum brauſenden Strome wird. Als „Kobi“ vierundzwanzig Jahre alt geworden war, ſtand das Urtheil der ſcharfſichtigen Gaſſe feſt: es lautete gerade ſo, wie es Koppel Friedmann verkündigt.

Nur zwei Perſonen gab es in der Welt, die wie ſich von ſelbſt verſteht, in dieſer Hinſicht anderer Meinung waren. Es waren dies Kobi's Eltern ſelbſt. Ihnen war der Sohn in ſeinem ganzen Weſen eben recht; leuchtete ihnen doch ihr eigenes daraus entgegen. Was die Leute beſpöttelten und verlachten, das war ihnen ja ſelbſt eigen, das beſaßen ſie ſelbſt. Kobi war dazu im „Geſchäft“ wohl erfahren, ging nicht müßig und was er ins Haus ſchaffte, das hatte „Hand und

Fuß." Dennoch blieben auch hier die Meinungsverſchiedenheiten nicht aus, ſelbſt Rebb Wolf „Min" fand ſeinen Kobi zu ſtill; er hatte ihm nicht Muth genug, er war ihm nicht „Barjin" genug, wie jene ſelbſtſtändigen, auf ſich und ihren Kopf angewieſenen Naturen des Ghetto's heißen, die eine Welt erobern könnten — wenn ſie nicht eben der „Gaſſe" angehören würden!

„Haſt du ſchon von ihm einmal gehört," hieß es in manch traulicher Stunde zu Perl, ſeiner Frau, „daß er auf etwas Größeres denkt? Haſt du von ihm ſchon gehört, daß er auf die „Beſchau" gehen will? So ein ſchöner Jung', gewachſen wie ein Baum und ſchon vierundzwanzig Jahre alt, und läßt jüngere Leute, faſt Kinder gegen ihn, ſich vorgehen?"

„Geh, geh'!" ſagte dann jedesmal Perl darauf mit verdießlicher Miene, „möchteſt du nicht haben, er ſoll ſich ſchon jetzt die Sorgen von einer Familie aufladen? Laß ihn doch ſein Leben genießen, es läuft ihm nicht fort, und wenn ihm „Eine" beſtimmt iſt, ſo lebt ſie gewiß ſchon."

„Das meinſt du nur ſo," widerlegte Rebb Wolf gewöhnlich lächelnd. „Wenn ich gewartet hätte, hätte ich dich dann bekommen? Tauſende wären mir zuvorgekommen."

„Spaß nur," meinte dann Perl dennoch mit einem leiſen Anflug von Schamröthe, die ihr gut ſtand.

„Wer ſagt dir, daß ich ſpaß'?“ rief er gegen ſeine Natur faſt heftig. „Ich ſag dir, das Kind wird's zu nichts bringen. Still ſein, und in der Welt kein Gelärm machen, das iſt recht, und iſt auch meine Natur, aber zu ſtill darf der Menſch nicht ſein!“

„Laß ihn nur gehen,“ fiel dann Perl beſchwichtigend ein. „Auf meinen Kobi laß ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Du wirſt ſehen, in dem Jüngel ſteckt mehr, als du und die Welt glaubt. Still iſt er, das iſt wahr, aber willſt du haben, er ſoll ein Flauſenmacher ſein, ſoll den „Barjin“ ſpielen und etwas aus ſich machen, was er nicht iſt? Denk' daran, dein Weib hat es geſagt, aus unſerem Kinde, wenn es auch jetzt ſich noch nicht dazu ſchickt, wird Etwas werden, an was du gar nicht denkſt.“

„Er iſt zu ſtill,“ wiederhohlte ſtets Rebb Wolf, „wer gar kein Gelärm macht, von dem weiß man nicht, ob er auf der Welt iſt. Er braucht ja nur die Hand auszuſtrecken, ſo gibt ihm Gitel Hann ihre Tochter mit zwei tauſend Gulden und ſetzt ihn noch in ihr Geſchäft ein.“

„Das rothköpfige Vögele ſoll er ſich nehmen?“ rief Perl, der ſonſt jeder Spott ferne lag, mit einer

Art von Hohn aus. „So lang man's denkt, iſt in unſerer Familie niemals ein roth Haar angetroffen worden. Und gerade bei meinem Kobi ſoll das anfangen? Ja, dafür iſt mir doch mein Jüngel zu gut."

„Setz' ihm nur ſolche Sachen in den Kopf," meinte dann verdrießlich Rebb Wolf. „Du wirſt noch erleben, wie er ſich als „alter Jung'" wird himmelhoch freuen müſſen, wenn ihn eine alte „Mad" oder eine Witwe mit fünf Kindern wird nehmen wollen. Daran denk' an mich."

Das Mutterherz iſt ein eigenthümlich Ding. Stark und todesmuthig, wie kein Held in der Schlacht, wenn es gilt ein Kind zu vertheidigen, ſei es vor wirklicher Gefahr, oder ſelbſt vor der kleinſten Nachrede, wird es doch zaghaft, feige beinahe, wenn es die Gefahr erſt ahnt. Als Perl die Zukunft ihres „Jüngels" in ſolcher Weiſe feſtgeſtellt hörte, konnte ſie ſich doch eines leichten Schauers nicht erwehren: ſie erſchreckte ſie mehr, als ſie ſich den Anſchein geben wollte.

„Meint man nicht, wenn man dich ſo reden hört", rief ſie eifernd, „unſer Kobi muß ſich eine große Pauke um den Leib ſchnallen, um damit die alten „Maden" zuſammen zu trommeln?"

„Ich ſag' dir, er iſt zu ſtill," endigte gewöhnlich eine ſolche Berathung, die wie die meiſten ſolcher Art, jeden Theil nur feſter in ſeiner Überzeugung beſtärkte. —

Belauſcht und unbelauſcht kamen ſolche Reden an Kobis Ohren, aber ſie machten ihn nicht lauter, und ſchienen ihm wenig anzuhaben. Ein Lächeln, ein Achſelzucken war oft die ganze Antwort. In gutgearteten Häuſern hat man vor Kindern keine Geheimniſſe; man läßt ſie mitrathen und mitreden, ſo weit dieß angeht; läßt ſie ausſprechen, was ſie drückt und bewegt, und lernt ſie ſo frühzeitig kennen mit allen Tugenden und Unarten. Gewöhnlich wird dann ihr Sinn ſo ausgebildet, daß ſie auf halbem Wege errathen und ahnen, was in der Eltern Seele vorgeht, woran ſie nicht Theil genommen haben. So wußte Kobi jedesmal, wenn von ihm die Rede geweſen; er errieth haarſcharf den Gegenſtand ihrer Beſprechung, aber er „machte ſich davon nichts wiſſen.“ Kobi war ein ſchlauer Junge; er wußte, ſein Vater würde doch nie Zwangsmittel anwenden und wenn das rothköpfige Vögele noch zweitauſend Gulden mehr hätte. Die Mutter aber ſtand auf ſeiner Seite; im bitterſten Kampfe hoffte er, würde die ihn mit dem Schilde ihrer Liebe decken. Jedermann wird wiſſen, was eine ſolche Schutzwehr in brennenden Augenblicken zu bedeuten hat: die größten Schlachten ſind damit gewonnen worden.

Vielleicht wußte Kobi aber ſelbſt nicht, warum er ſich den Plänen ſeiner Eltern widerſetzte. Wer kann in der Seele eines „Mins" deutlich leſen? Seit einiger Zeit war jedoch eine Art Waffenſtillſtand eingetreten; Rebb Wolf ließ das „zu ſtille Jüngel" den Weg gehen, den es gerade ging, und das rothköpfige Vögele war allmälig in den Hintergrund getreten, es war „Ruhe" in das ohnehin ſo ruhige Haus gekommen. —

Aber eine Zeit kam, die die ſtille Wunde Rebb Wolfs wieder bluten machte. Es war nähmlich wieder „Cholemoed" gekommen, jene ſchöne Halbfeſttagszeit, die zweimal des Jahres wiederkehrt, am Oſtern und Laubhüttenfeſt. Fröhlich, luſtverheißend, mit glänzenden Schwingen gleitet ſie nieder in die „Gaſſe," weckt Tauſende von Herzen, junge und alte, Mütter mit Söhnen und Töchtern. Ängſtlich frohen Gefühles, unter Bangen und Hoffen wird ſie erwartet, ſieht man ſie allmälig kommen. Iſt ſie endlich da, ſo iſt's beinahe, als wäre unſichtbar und ungekannt ein Fürſt eingezogen, zu deſſen Ehren man den Stuben und Fenſtern und ſich ſelbſt das ſchönſte Feiertagskleid anzieht. Bei wem wird er einkehren? In welcher Geſtalt wird er erſcheinen? Manche Mutter, manch zagendes Mädchenherz möchte das wiſſen, begnügen ſich aber, weil ſie es nicht können, damit, die „Ausſtattung“ wieder und noch einmal durchzumuſtern, denn von Augenblick zu Augenblick kann an der Thür gepocht werden. Es iſt nämlich die Zeit der „Beſchau“ gekommen. —

Früh Morgens an dieſem Tage fragte Rebb Wolf ſeinen Sohn ſo von oben aus, das eine Auge forſchend auf ihn gerichtet, während das andere ſich ſorgfältig geſchloſſen hielt.

„Nun? und du Kobi Leben, gehſt du heut nirgends hin? Weißt du nicht, was heut für ein Tag iſt?“

„Soll ich das nicht wiſſen?“ warf Kobi leicht lächelnd hin. „Cholemoed iſt.“

„Und?“ ſagte Rebb Wolf und hielt dann inne.

Kobi aber ertrug dieſe lauernde, wie ein jäher Pfeil auf ihn gedrückte Frage, ganz gelaſſen ſagte er:

„Nun, und was iſt dann?“

„In den Gaſthäuſern,“ meinte Rebb Wolf ſchlau, „wimmelts heute von lauter „Gelegenheiten,“ es wird bald kein Platz mehr dort ſein.“

„Was du nicht ſagſt!“ rief Kobi verwundert aus.

„Und heute in aller Frühe, man hat noch nicht in Schul' geklopft, habe ich ſchon drei oder vier vorbeifahren ſehen,“ fuhr Rebb Wolf fort, ohne ſich durch die verſtellte Miene der Verwunderung ſtören zu laſſen.

„Werden Etwas vorhaben,“ meinte Kobi ganz trocken.

„Und Du leider Gottes, haſt gar nichts vor,“ brach es endlich mit gewaltigem Ärger aus Rebb Wolf, „da mag ich reden bis mir der Hals zerſpringt. Du rührſt Dich von dem Flecke nicht weg, als hätte Dich Einer mit Wachs angeklebt. Die ganze Welt kommt, geht auf die Beſchau: wer aber nicht geht, das biſt Du. Warum nimmſt Du Dir keine Gelegenheit, ziehſt Dich ſchön an, ſagſt zum Kutſcher: Führ mich dahin oder dorthin? Ich will mir Eine beſchauen?“

„Wohin ſoll ich denn fahren?“ fragte Kobi unſchuldig.

Jetzt wurde Rebb Wolf ganz böſe. Mit einer Stimme, wie man ſie in dem ſtillen Hauſe der „Mins“ ſelten hörte, rief er:

Stell’ dich nur, als wenn du nicht Drei zählen könnteſt. Ich weiß ja doch, daß du es kannſt! Meinſt du, dein Vater weiß nicht, daß du ihn verſtehſt? Willſt du mich etwas lehren? Da mußt du früh aufſtehen, mein Jüngel leben.“

„Auf die Beſchau ſoll ich gehen, ſo viel verſtehe ich davon“ meinte Kobi gelaſſen.

„Und warum gehſt du nicht?“ rief Rebb Wolf eifrig, „warum machſt du dich nicht auf und davon?

Die ganze Welt rührt ſich: wer nur Füße hat und Augen, geht heute, und ſieht ſich etwas an, ob es ihm paßt. Wie lange willſt du dich denn beſinnen?“

Auf dieſe feurige Anſprache ſeines Vaters war Kobi doch nicht gefaßt: einen Augenblick ſchien es ſogar, als ſei er erſchrocken. Doch faßte er ſich bald und mit halbironiſchem Lächeln meinte er:

„Beſinnen? ich hab mich ſchon lange beſonnen.“

„Alſo doch,“ rief haſtig Rebb Wolf, „da ſiehſt Du Perl! Gott der Lebendige weiß, an wen er ſein Herz gehängt hat.“

„Das iſt auch ganz wahr, Vater Leben,“ rief Kobi mit Ernſt. „Mein Herz — das habe ich ſchon lange angehängt; mich wunderts nur, daß Du es noch nicht bemerkt haſt.“

„An wen? an wen?“ ſchrie beinahe Rebb Wolf und trat einen Schritt näher auf den Sohn. „Wirſt Du es gleich ſagen? Ich hab’ mir das lange ſchon gedacht, jetzt muß es heraus!“

Perl ſagte kein Wort; ſprachlos lauſchend blickte ſie auf den Sohn. Wer vermöchte es zu deuten, oder mit Gewißheit zu behaupten, was in dieſer Mutter jetzt einen ſchweren Kampf kämpfte, ob die Neugierde des Weibes oder das ſchmerzliche Gefühl, daß ihr

Kind mit einem Geheimniſſe in der Bruſt ſo lange Zeit in dem Bereiche ihres Athems leben konnte?

Kobi ſah die Eltern gegenſeitig mit einem Blicke an, aus dem der „Min“ herausblickte; dann, nachdem er ſich ſattſam geweidet an des Einen Eifer, an der Anderen lauſchender Erwartung, meinte er ſchelmiſch:

„An wen ich mein Herz gehängt habe? An wen anders denn als an Vater und Mutter?“

Es iſt unbeſchreiblich, welche Wirkung dieſe geſchickte Wendung Kobis auf die Eltern hatte. Gleich einem heftigen Windſtoße hatte ſie den ganzen Himmel, ſo dicht er mit Gewölke umzogen ſchien, befreit; blau und klar trat er wieder hervor.

„Alt ſollſt Du werden, mein Jüngel Leben,“ rief Perl mit Thränen in den Augen, „iſt das aber recht, ſeine Eltern ſo zu foppen?“

„Und ich ſage Dir, was ich immer ſag’. Er iſt zu ſtill,“ meinte Rebb Wolf mit einem unentſchiedenen Lächeln, und um nicht waffenloſer zu erſcheinen als er wirklich war, entfernte er ſich lieber eiligſt aus dem Hauſe.

Als der Vater fort war, fragte Perl den Sohn:

„Jetzt haſt Du Recht gehabt, mein lieb Kind! frag Dich aber ſelber, ob Dein Vater nicht auch Recht hat? Warum machſt Du ihm nicht die Freude und gehſt auf irgend eine Beſchau?“

„Mutter Leben,“ ſagte Kobi nun mit wahrem Ernſte, „kann Dir das recht ſein, wenn ich, ſei es was es will für ein Mädchen, wie einen Sack Wolle anzuſehen komme, den man für mich ſchon hergerichtet hat, zu oberſt die feine, unten aber verſteckt und verdeckt die ſchmutzige und ſchlechte? Obenauf ein güldig „Glänzel“ und unten und inwendig Alles voll Staub und Eckel? Was möchteſt Du da von Deinem Sohne halten? Wie oft haſt Du mir ſelbſt erzählt, der Vater hätte Dich ohne Beſchau genommen, auf Dein lieb Geſicht hin? Lebt ihr darum nicht glücklich? hat Eins zu klagen über das Andere?“

Jetzt erſt ſtaunte Perl gewaltig; ſolche tiefe Weisheit hatte ſie noch nie vernommen, ſeitdem ſie das Jüngel ihr Kind nannte. Wie ein goldener Strom floß ſie aus ſeinem Munde; ſie hätte horchen und lauſchen mögen Stunden und Tage lang, ſo bezaubernd, ſo umſtrickend klangen alle dieſe Worte. Wo das Jüngel nur alle dieſe Weisheit her hatte! Wenn man ihn hörte, ſo war es ja nicht anders, als hörte ſie den erſten Landrabbiner von der Welt ſprechen!

„Ob wir glücklich leben, ich und Dein Vater?“ rief ſie in einer Art Begeiſterung. „Jedem Jüdenkind geſagt, was ich und der Vater für ein Leben führen, es braucht ſich's keine Fürſtin beſſer zu wünſchen. Und weißt Du, Kobi Leben, das Alles iſt ohne Beſchau geſchehen; Dein Vater hat nicht gewußt: hab' ich ſechs Schnupftücher in meinem Vermögen oder gar keins? Dein Vater hat mich geſehen und ich ihn, Alles ohne Beſchau! Und wie ich an einem Sabbatabend von meiner hundert und zehnjährigen Urbabe Milke gekommen bin, die Du nicht mehr gekannt haſt und die damals krank gelegen iſt, da hat er mir hinter Süßkind Turnauers Keller aufgewartet. Wie ich damals erſchrocken bin! „Erſchreck nur nicht Perl Leben," hat er geſagt, „und mach' keinen Lärm, was brauchen die Leute zu wiſſen, was zwiſchen mir vorgeht und Dir? Ich will ja nur, daß Du mir ſagſt, ob du mich willſt?" — Und ſiehſt du Kobi Leben, ich hab' ihn gewollt und wir ſind, Gott im ſiebenten Himmel ſei dafür gelobt und geprieſen, fertig mit einander geworden, alles ohne Beſchau! Wie hat ſich aber das heutzutage Alles geändert! Recht haſt Du mein Jüngel Leben, geh Du nur auf keine Beſchau!"

„Das verſchwör' ich nicht Mutter," rief Kobi lachend, „daß ich auf gar keine Beſchau gehen werde. Aber zu einem Sack Wolle laß ich mich nicht ſchicken. Wenn ich einmal gehe, will ich das Schadchingeld

(Lohn für den Brautwerber) ſelber an mir verdienen. Was brauche ich einen Fürſprecher?

Freudig überquellenden Herzens ſtimmte Perl dieſer Anſicht bei. Geſtand ſie ſich doch im Innern, daß ihr Verſtand weit unter dem ihres Kindes ſtand. Welch ein neidloſer Stolz, welches ſüße Befriedigtſein lag in dieſem Geſtändniſſe!

Zum Mittageſſen kam heute Rebb Wolf zeitlicher nach Hauſe als er ſonſt pflegte. Gleich bei ſeinem Eintritte bemerkten Mutter und Sohn, daß auf ſeinem Antlitze ein eigenthümlicher Ausdruck ſpiele. Lange Gewohnheit und inniges Zuſammenleben bewirkten, daß ſie ſich in dieſer Sprache beſſer wie Mancher in einem gedruckten Buche zurecht fanden. Aber ſie drängten ſich mit keiner Frage auf, ſie wußten aus Erfahrung, daß dieſe Sprache ſchon ihre Töne finden werde.

Bei Tiſche ſaß Rebb Wolf lange in tiefem Sinnen; mit einem Male begann er:

„Soll ich Euch ſagen, Kinder, woher ich komme?“

„Wenn Du willſt, ſag's,“ meinte Perl, „übrigens zwingen thut Dich Keiner.“

„Ich komm' von keinem Andern, als von unſerem Vorſteher; Ihr werdet erſtaunt ſein, wenn Ihr hört, was der von mir will,“ ſagte Rebb Wolf.

„Wollen ſie Dich vielleicht wieder zu etwas machen? zu einem Stück Gabbe (Caſſirer) oder ſo etwas?“ rief Perl wirklich erſchrocken.

Rebb Wolf ſchüttelte ſich vor Lachen.

„Ach!“ rief er luſtig, „deßwegen brauchſt Du nicht zu ſorgen, ich nehm' es nicht an, und wenn ſie mich morgen zum Bürgermeiſter machen wollen. Es iſt wegen etwas ganz Anderem, und ich will Euch nicht lange warten laſſen. Ich ſoll für ſeinen Sohn auf die Beſchau gehen.“

„Du? meinte Perl mit einem etwas ungläubigem Lächeln, „wie kommſt Du dazu?“

Kobis Antlitz zeigte in dieſem Augenblicke eine merkwürdige Veränderung; es war lauſchend, faſt ſpitzig vor lauter Aufmerkſamkeit geworden.

„Helf dir,“ ſagte Rebb Wolf achſelzuckend, „er will keinen Anderen als mich.“

Nun begann Rebb Wolf, der nicht zu den kürzeſten Sprechern gehörte, zu erzählen, wie er mit dem Vorſteher auf dem „Ring“ zuſammen getroffen, dieſer ihn unter den „Arm“ genommen und er nicht gewußt habe, wie er zu der Ehre komme, mit dieſem ſtolzen Menſchen, dem man auf eine halbe Meile anhöre, wie das Geld in ſeiner Taſche klinge, auf der Gaſſe herumzuſpazieren. Nach und nach ſei der Vorſteher mit der Sprache heraus gekommen, und er habe Anfangs gedacht, es ſtecke ihm eine Fiſchgräte im Halſe, ſo habe ſich dieſer geräuſpert und gezuckt, bis er endlich auf das eigentliche Weſen gelangt ſei. „Was ſoll ich dich lange im Finſteren laſſen, Wolf,“ habe der Vorſteher endlich geſagt, „ich ſuch' für meinen Sohn eine „Partie“ und du biſt der Mann, der mir dazu verhelfen kann.“

„Du?“ rief Perl aufs Neue voll Staunen.

Eben ſo verwundert habe auch er gefragt, fuhr Rebb Wolf fort, aber das habe ihm wenig genützt. Nun ſei der Vorſteher weiter gegangen, und habe ihm als Geheimniß anvertraut — aber vor Weib und Kind habe er kein Geheimniß — daß ſich ſechs Meilen von hier ein Mädchen befinde, d. h. eine Parthie, die ſich für ſeinen Sohn wie nur etwas in der Welt ſchicke, Geld ſei da, mehr als nöthig, Schönheit und guter Ruf auch, aber was das Hauptſächlichſte ſei, man ſehe bei ihr auf nicht viel Geld, man wolle nur einen tüchtigen Menſchen für ſie. Ganz außer ſich habe er gefragt, wo denn ſo ein Wunder Gottes verſteckt ſei? wo Alles beiſamen ſei, Geld und Schönheit und guter Ruf, und wo man ſelbſt nicht auf das Geld ſehe? wie und wo denn ſolche Leute, um Gottes willen! anzutreffen ſeien? Erſt nach langer Zeit habe er die gehörige Auskunft erhalten können. Das Mädchen ſei die Tochter von Rebb Joſel Süß, von jenem reichen Randar, dem man nachſage, er habe mehr in ſeinem Vermögen, als er ſelbſt wiſſe. Der Reichthum liege daſelbſt aufgeſpeichert, wie Haufen Getreide: wohin man blicke, erſchaue das Auge, was es freut und ihm wohlthut. Das ſeien noch Leute, bei denen etwas zu holen ſei. Die Tochter ſei ein einziges Kind, Söhne hätte man keine, und ſo würde die Tochter nach des Vaters Tode eine Erbſchaft antreten, wie ſich ſie jedes Jüdenkind wünſchen könnte. In halb „Pehm" (Böhmen) könne man herumreiſen, bis man einen Rebb Joſel finde, und ein Mädchen, das ſeiner Tochter gleich komme.

„Und was braucht er dich dazu?" fragte Perl, deren Neugierde wie ein junges Füllen auf der Weide durchging.

Das werde ſie ſogleich hören, gab Rebb Wolf zur Antwort; er habe dieſelbe Frage an den Vorſteher gerichtet und lange auf die Entgegenrede warten müſſen. Endlich habe dieſer ihm anvertraut: ſo wünſchenswerth und ein ſo großes Glück das auch wäre, wenn die Parthie zu Stande käme, ſo ſchwer ſei es, an ſie heran zu kommen. Er könne ſich denken, von ſeiner Seite ſei nichts im Wege, deſto mehr aber von Seiten der „der Beſchau." Von dem Vater nähmlich, dem Randar Rebb Joſel gehe das Gerede, er hüte ſein Kind wie ein Löwe und wolle es nicht herausgeben; er ſei überhaupt ein Menſch von der fürchterlichſten Art; ſo reich er ſei, ſo wild und ungeſchlacht ſei er, ganz wie die Bauern auf dem Dorfe, mit denen er Jahr aus Jahr ein verkehre. Hunderte von den ſchönſten und reichſten Jungen wären bei der Tochter ſchon auf der Beſchau geweſen; keiner hätte etwas ausgerichtet. Wenn ſie der Tochter ſchon gefallen, ſo hätten ſie ihm mißfallen. Das Schönſte an der Sache ſei aber, wenn man die Leute ſchon abwieſe, ſo thäte man das auf dem Randarhofe nicht, wie es in anderen geſitteten Häuſern Manier ſei, nämlich mit feinen und delikaten Worten, um ſich keine Feinde zu machen; ſondern mit Spott und Schande würden ſie aus dem Hauſe gejagt; man erzählte ſich in dieſer Hinſicht die merkwürdigſten Dinge. Manchem ſei es gar übel ſchon ergangen; von einigen dieſer jungen Leute, die nichts gethan, als daß ſie auf die Beſchau gekommen, gehe ſogar die Sage, der Randar habe ſie beim „Flügel“ genommen und ihnen einen Weg zum Hauſe hinausgewieſen, auf dem ſie ſchwerlich wieder zurückkommen würden. Die Luſt ſei Allen vergangen.

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Perl in wirklicher Angſt, „iſt das ein Menſch oder ein Wolf?“

„Die Leut' halten ihn eher für einen Bären,“ meinte Rebb Wolf.

„Ich verſteh' aber immer noch nicht, was der Vorſteher von dir will?“ ſagte Perl nach einer Weile. „Was kannſt du ihm dabei helfen?“

Eben jetzt, hieß es dann weiter, komme die eigentliche Sache. Der Vorſteher möchte: aber er habe nicht den Muth dazu, oder vielmehr deſſen Sohn, der ein feingebildeter und ſtudirter Menſch ſei, habe nicht den Muth dazu. Was würde die Welt dazu ſagen, wenn es heiße: der Sohn des Vorſtehers ſei mit Schimpf und Spott aus einem Hauſe gejagt worden. Ob man ſo etwas riskiren könne? Da ſei er, nämlich der Vorſteher, auf den Gedanken gekommen, ob es nicht das Geſcheiteſte wäre, die Sache früher durch einen klugen Menſchen vorzubereiten? Der hätte zum Randar zu gehen, hätte ihm eindringlich vorzuſtellen, welch' ein Glück ſeine Tochter mache, wenn ſie in des Vorſtehers Familie käme, kurz, hätte Alles zu thun, damit ſein Sohn nur dann zu kommen und die Sache in Ordnung zu bringen habe. Dazu ſcheine ihm nun kein Menſch in der ganzen Welt klüger und gewitzter als er, nämlich Rebb Wolf; von Keinem erwarte er mehr Gelingen, als von ihm. Wenn er die Sache in die Hand nähme, ſei er des Erfolges ſo gewiß, als hätte man bereits die „Schale“ zerbrochen. Er biete ihm für dieſes Geſchäft von ſeiner Seite baare 400 fl.

„Jetzt weiß ich, was der Vorſteher will,“ ſagte Perl, nachdem ihr Mann geendet, „man hat lang genug darauf warten müſſen. Und was haſt du ihm zur Antwort gegeben, Wolf?“

„Ich hab' ihm geſagt,“ meinte dieſer, „ich möchte mir's überlegen. Das war ihm aber nicht recht; wenn ich die Sache in die Hand nehmen wollte, müßte ich mich „ſtantepe“ *) entſchließen. Aufſchub ſei nicht möglich, Cholemoed ſei da, und wer wiſſe, ob nicht Einer ſchon auf die Beſchau gekommen, der glücklicher geweſen, als die Anderen? „Gut, ſag' ich d'rauf, Rebb Joſel, wie ich mir's recht hab' überlegt, „wenn's bei dem Anbot mit den 400 Gulden bleibt, ſo will ich's unternehmen, aber ich wüßt' noch etwas Geſcheidteres. Ich hab' einen Sohn wie Sie wiſſen, Rebb Joſſef, ſag' ich, der kann mehr als eſſen; der hat einen Kopf auf ſich, da iſt der meinige nichts dagegen. Wie wenn wir den hinſchickten?“ Da hat er gelacht und geſagt: „Sollt'ſt leben, Wolf, du haſt da Gottesrecht, denn dein Kobi iſt noch ein größerer „Min“ als du. Wenn du alſo willſt, ſo ſchick' deinen Sohn, der iſt zu dem Geſchäft wie ge-

---

*) Stante pede.

ſchaffen.“ Und ſo ſind wir auseinander gegangen, ich und der Vorſteher. Jetzt frag' ich dich: Kobi Leben, willſt du, oder willſt du nicht?“

Zu unerwartet kam die plötzliche Wendung dieſes langen Berichtes, als daß ſie nicht eine wahrhaft betäubende Wirkung auf Perl hätte hervorbringen ſollen. Weniger war ſie bei Kobi ſichtbar; dieſer ſaß unbeweglich da, ſpielte mit dem Meſſer oder ſah dem ſprechenden Vater auf die Lippen. Als Rebb Wolf nun mit ſeiner Aufforderung an ihn ſich wendete, flog ein raſches Erröthen über ſeine Züge; es ſchien faſt, als wäre er über etwas überraſcht worden.

„Um Gottes Willen, du wirſt doch das Jüngel nicht zu dem Bären ſchicken wollen,“ ſchrie nun Perl, die ſich einigermaßen erhohlt hatte.

„Er wird ihn nicht aufeſſen, d'rauf geb' ich dir mein Wort,“ ſagte Rebb Wolf luſtig, „und wenn auch? Um 400 fl. kann man ſich auch ein „Biſſele“ aufeſſen laſſen.“

„Und ich geb's nimmer zu,“ rief Perl mit großer Entſchiedenheit, „daß mein Jüngel zu dem Wolf geht! das geb' ich nimmer zu!“

„Erſt iſt er bei dir ein Bär, dann ein Wolf! Was wird er noch Alles werden!“ meinte Rebb Wolf.

„Zu einem ſo wilden Menſchen ſein eigen Kind ſchicken!“ wiederholte die ſonſt ſo ſanfte Perl mit einer Art von Bitterkeit mehrmals, „hat man das ſchon gehört? Und wenn er ihm einen Fuß zerbricht oder eine Hand, ſo ein Bär, was er iſt, wird ihn dir der Vorſteher mit all' ſeinem Gelde bezahlen können?“

„Was das betrifft, Mutter Leben,“ begann mit einem Male Kobi ſelbſt und lächelte dabei, ſchlau wie gewöhnlich,“ ſo ſei ganz außer Sorgen. Man läßt ſich nicht ſo krumm ſchlagen mir nichts, dir nichts. Dazu müßen immer Zwei ſein. Einer, der ſich ſchlagen läßt, und der Andere, der ſchlägt. Und warum ſoll man wegen vierhundert Gulden nicht ſo etwas Kleines unternehmen? Thut man doch viel Größeres um viel kleineren Gewinn! Und noch dazu macht man ſich den Vorſteher zum guten Freund; man kann nicht wiſſen, wie man den einmal brauchen kann.“

Eine minutenlange Stille herrſchte, nachdem Kobi ſo geſprochen, in der Stube.

„Du willſt alſo wirklich gehen? Kobi Leben, weißt du, was du willſt?“ rief dann Perl, indem ſie die Augen mit angſtvollem Erſtaunen auf ihren Sohn richtete.

„Warum nicht, Mutter Leben?“ meinte dieſer trocken. „Warum ſoll ich ein ſo ſchönes Geſchäft auslaſſen? Man verdient nicht ſo bald ein ſo ſchönes Stück Geld.“

„Jetzt red' ich nicht mehr," ſagte Perl nach einer langen Pauſe, „du mußt das beſſer wiſſen als ich; denn wenn du ſchon gehen willſt, darf ich nichts dagegen haben."

Perl hatte einen ſo hohen Begriff von der Weisheit und dem „Kopfe" ihres Kindes, daß ſie wirklich von dem Augenbicke an, wo Kobi ſeinen Entſchluß zu gehen in ſo entſchiedenen Ausdrücken ausſprach, Muth und Beſinnung zurückerhielt.

„Da haſt du, wie er iſt," ſagte Rebb Wolf, „für Andere will er auf die Beſchau gehen und wird die Sache gut zu Ende führen; dahingegen, wenn er für ſich ſelbſt gehen ſoll, bleibt er zu Hauſe und iſt zu ſtill. Ich hab' das gleich im Voraus gewußt."

Perl wagte wirklich keinen Widerſpruch; ſie begnügte ſich damit, die beiden Männer über die Art und Weiſe, wie der Gang zu dem „Bären" ausgeführt werden ſollte, berathen zu hören. Sie ſelbſt „drängte" ſich mit keinem Worte hinein; aber ſie hörte genug, um vollauf Beſchäftigung für ihre Seele zu haben. Es war merkwürdig, wie Rebb Wolf ſeinen Sohn belehrte, wie er ihm den Weg zeigte, auf dem er gehen müſſe, um an den Randar zu kommen. Diplomaten und andere Leute hätten da lernen können, wie eine ſo ſchwere Miſſion zu behandeln ſei.

Rebb Wolf zeigte ſich in dieſer Unterredung wirklich als den klugen und gewitzten „Min," wofür er galt; eine ſolche Fülle von Weisheit hatte ſelbſt Perl nie aus dem Munde ihres Mannes gehört; ſie war voll Bewunderung. Leider müſſen wir über dieſe im geheimnißvollſten Geflüſter gehaltenen Verhandlungen einen Schleier ziehen, eben weil ſie geheim ſind, aber das können wir ſagen, die Welt würde, wenn ſie ihr vor die Augen kämen, mit vollem Rechte Perl beiſtimmen, die ſich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit ein bewunderndes Wort drein zu reden.

„Ja wenn man's ſo anfängt," meinte ſie in ihrer Befriedigung, „ſo muß er's zu Stande bringen. Und dann? iſt er nicht unſer Kind?"

In tiefſter Stille wurde nun der ganze Angriffsplan zu Ende geführt; nur das Eine können wir verrathen, daß Rebb Wolf noch eine „Gelegenheit" für morgen frühe beſtellen ließ, die aber draußen vor dem „Ort" auf Kobi warten ſollte. Was brauchte die Welt zu wiſſen, wohin er am Cholemoed fuhr? Rebb Wolf verfügte ſich ſodann zum Vorſteher, um demſelben anzuzeigen, daß Kobi die Sendung angenommen. Als die Männer fort waren, überkam es das mütterliche Herz Perls doch wie Furcht und Grauen; ſo lange ihr Sohn da war, ſchöpfte ſie aus ſeinen Worten und Blicken Beruhigung.

„Lebendiger Gott,“ ſeufzte ſie aus der Tiefe ihres Herzens, „wenn er ihm nur nichts thut! Unſer einziges Kind! Ich hätte doch nicht zuſtimmen ſollen!“

Am andern Morgen zeitlich in der Frühe war Kobi ſchon vollſtändig gerüſtet, ehe die Eltern noch aufgeſtanden waren; er hatte ſogar ſchon „gebetet“ und legte gerade die Teffilin (die ledernen Gebetriemen) zuſammen. Wie nun Perl aus der Schlafkammer heraustrat und des Sohnes anſichtig ward, wußte ſie ſich vor Staunen und Bewunderung faſt nicht zu faſſen. So ſchön hatte ſie ihren Sohn noch nie geſehen! Kobi hatte ſich nämlich in ſeinen feſttäglichen Anzug geworfen; es war ihr, als ſtünde ein „Prinz“ vor ihr! Jetzt erſt wurde ſie ganz inne, was er für ein feiner Jung' ſei; groß, ſchlank, wie aus Einem Stück gegoſſen, ſtand er vor ihr. Es war wunderbar, wie dieſer Anblick ſie ſtärkte und ermuthigte; ſie hatte die halbe Nacht nicht ſchlafen können, die andere Hälfte in wirren, böſen Träumen zugebracht, worin es ganz fürchterlich zuging. Ein „Bär“ mit einem fürchterlich menſchlichen Angeſicht ſpielte darin die größte Rolle;

auch ſah ſie zuweilen ihren Kobi auf einem Fuße hinken, bald darauf ging er wieder kerzengerade auf beiden Füßen, aber dafür hatte er nur einen Arm; der andere war ihm wahrſcheinlich im Kampfe mit dem Unthier abhanden gekommen.

Auch Rebb Wolf war der Meinung, Kobi ſehe wenigſtens ſo gut wie ein „Graf“ aus.

„Da ſiehſt Du wieder, wie er iſt,“ meinte er, „er könnt' ſich nicht ſchöner anziehen für die eigen Beſchau! Man kann gar nicht feiner ausſehen, wenn man für ſich ſelbſt geht.“

Kobi ſagte gar nichts, weder zur Bewunderung der Mutter, noch zum Vorwurf des Vaters; er bat nur, man möchte eiligſt das „Anbeißen“ (Frühſtück) bereiten, ſonſt käme er unter die Leute, die zur „Schul“ gingen.

Als das Anbeißen vorüber war, brach Kobi ſogleich auf. Perl war in außerordentlicher Bewegung; ſie that ſich Gewalt an, um dem Kinde „das Herz nicht zu erſchweren,“ wie ſie innerlich meinte; aber ihre aufgeregt ängſtlichen Züge verriethen gerade das Gegentheil.

„Wirſt Du's aber auch gut ausrichten?“ fragte noch zu guter Letzt Rebb Wolf, den bei allem Vertrauen zu der Geſchicklichkeit des Sohnes erſt jetzt die Furcht.

daß er den Schultern des Sohnes eine zu große Laſt aufgebürdet habe, zu überkommen ſchien.

„Ich denk',“ ſagte Kobi trocken.

Perl wollte nun mit aller Gewalt den Sohn bis vor den Ort hinausbegleiten. Nur mit Mühe vermochte ſie Rebb Wolf zu bereden, das nicht zu thun. Dann erſt wüßte man recht, meinte er, was Kobi vorhabe.

„Eines aber verſprich mir,“ ſagte ſie zu Kobi mit bebender Stimme, als ſie ſchon in der Hausthüre ſtanden, „daß Du dich mit ihm nicht weiter einläßt, wenn Du ſiehſt, daß mit ihm nichts zu machen iſt, und daß Du mit ihm nicht aufbegehrſt, ihn nicht reizeſt, ſobald Du ſiehſt, daß er Dir etwas thun will. Verſprichſt Du mir das?“

„Ja Mutter,“ ſagte Kobi lächelnd, „ich verſprech' Dir's.“

D'rauf nahm er kurzen Abſchied von den Eltern. Die Mutter legte, nachdem ſie ihn geküßt, noch die Hand auf ſeinen Kopf und benſchte ihn.

„Das kann Dir gewiß nicht ſchaden,“ ſagte ſie.

Kobi berührte noch mit der Hand die „Meſuſeh“ an der Thürpfoſte und ging dann. Als er ſchon unter den Nußbäumen ſtand, wandte er ſich noch einmal um, ſeine Lippen zuckten, es ſchien, als wollte er noch etwas ſprechen.

„Haſt Du was vergeſſen?“ fragte Perl.

„Nein, nein,“ ſagte Kobi mit einem vielbedeutenden Lächeln, das an der Mutter haften blieb, „es hat Zeit, bis ich zurückkomme!“ —

Perl ſah dem dahinwandelnden Sohne ſo lange nach, bis er ihren Augen entſchwunden war. Traurig kehrte ſie in das Haus zurück.

„Lebendiger Gott!“ ſeufzte ſie vor ſich hin, „behüt' und beſchütz' ihn. Ich hätt' ihn vielleicht doch nicht von mir laſſen ſollen! Das einzige Kind, was uns Gott beſcheert hat, und das man wie den Augapfel behüten ſollt' — und jetzt geht es, man kann gar nicht wiſſen wohin? und wie es ihm ergehen wird. Hätt' ichs nur nicht zugegeben! Aber leider Gottes! ſo ſind wir unglücklichen Weiber, es kann uns ſo ein Mann, wenn der ſeinen Kopf aufſetzt, umblaſen! Zu ſo einem Tiger und Elephanten ihn zu ſchicken! So auszuſetzen ſein eigen Blut und Fleiſch! Wenn er ihm nur nichts thut! wenn er ihm nur nichts thut!“

„Narrele,“ tröſtete ſie Rebb Wolf, „dem geſchieht nichts und wenn er müßt' geradezu auf einen Thurm hinaufſteigen.“ —

Verabredetermaßen fand Kobi die beſtellte „Gelegenheit“ draußen vor dem Ort auf ihn warten. Er ſtieg raſch ein; ohne Aufſchub ging es fort. Die dichte Leinwand, die über den Wagen geſpannt war, entzog ihn den Blicken der Vorüberkommenden, entzog das ſinnende Gedankenleben, das ſich bald in einem verſteckten Lächeln, bald in der zuſammengezogenen Lippe ausſprach, jedem forſchenden Auge. Wie könnten wir es errathen? Das Beſte iſt, wir denken nicht lange nach, und folgen dem Brautwerber für des Vorſtehers Sohn, gleiten ihm nach und klammern uns an ihn, wie an den Körper der Schatten!

Gleich zu Anfang der Fahrt nahm ſich Kobi vor, den ihm vom Vater vorgeſchriebenen Angriffsplan in etwas abzuändern. Wie ein kühner General wollte er ſelbſtſtändig handeln, wenn auch im Ganzen den Befehlen des Feldherrn getreu.

Vater Wolf hatte ihm vorgeſchrieben, geradezu auf den Randarhof loszuziehen, oder eigentlich, er hatte das ſelbſtverſtändlich, ohne davon zu ſprechen, ſo gemeint. Bei reiflicher Überlegung fand jedoch Kobi, es ſei beſſer, den Feind nicht in der „Fronte,“ ſondern auf den „Flügeln“ anzugreifen, nicht auf geradem Wege, ſondern auf Umwegen. Kannte er denn dieſen Feind ſo vollſtändig?

Aus der Schilderung ſeines Vaters hatte Kobi nur ein ganz unbeſtimmtes Bild entnommen; wenn aber der Angriff raſch und kräftig geführt werden ſollte, ſo mußte er alle Schwächen und Stärken des Feindes kennen, mußte wiſſen, ob man ihn rechts oder links, bei ſeinem Kopfe oder bei ſeinem Herzen faſſen ſollte. „Er wird doch nicht gar ſo ein Unmenſch ſein,“ berieth er in ſich ſelbſt, „daß man ihm von keiner Seite zukann? Ich hör's ja immer ſagen, wie jeder Menſch einen „Zipf“ hat, daran man ihn halten und niederwerfen kann. Sollte der Randar nicht auch ſo einen Zipf haben?“

Man ſieht, Kobi wäre zu einem General nicht gerade unpaſſend geweſen; er verſtand ſich nicht ſchlecht auf die Regeln der Kriegskunſt. Sobald er mit ſich einig geworden, lag auch der ganze Plan fertig vor ihm. Kobi ſchloß nämlich mit Recht, daß je enger der Kreis um den Randarhof wurde, deſto genauer und zuverläſſiger mußten auch die Berichte über denſelben werden; je weiter aber, deſto toller und verwirrter. Er ließ daher in der nächſten Gemeinde halten, und die „Gelegenheit“ in ein Wirthshaus einſtellen; er ſelbſt ging zu Fuß in die „Gaſſe,“ wo er ein oft geſehener Gaſt war. Er aber hielt ſich nicht lange auf, ſtand wohl Jedem Rede und Antwort, aber nicht zu viel; er wußte, daß er hier in einem beſonders bekannten Hauſe die beſte Auskunft erhalten werde. In dieſes Haus trat er; Kobi hatte es beſonders auserſehen, weil es eines von jenen Häuſern war, wo man über Alles belehrt werden konnte: über einen Sack Wolle ſo gut, wie über den guten oder ſchlechten Ruf der Leute auf zehn Meilen im Umkreis.

Man ſchrie vor Verwunderung auf, als man ihn, den man immer von der „Geſchäftskleidung“ her kannte, plötzlich ſo feſttäglich, in ſo außerordentlichem Aufputz vor ſich ſtehen ſah.

„S' Gotts willkumm',“ ertönte es von allen Seiten, „haben gewiß heute etwas vor?“

„Wenn Sie nichts dagegen haben,“ meinte Kobi beſcheiden, „ſo ſag' ich: ja.“

„Sich doch alſo beſonnen!“ hieß es dann weiter in jenem höhniſch-luſtigen Tone, den man bei ſolchen Gelegenheiten am liebſten anſtimmt. „Und wo ſoll „ſie“ denn ſein? Kann man's wiſſen?“

„Warum nicht,“ meinte Kobi, „da und da.“

Er nannte eine benachbarte Gemeinde, hütete ſich aber wohl, Namen oder Stand der Beſchau zu nennen. Daß er den Randarhof nicht nannte, läßt ſich denken. Die Leute, die zum Glück nicht unbeſcheiden ſein wollten, drängten nicht weiter und begnügten ſich mit dieſer Auskunft.

Nachdem Kobi ſich auf dieſe Weiſe den Rücken geſichert hatte, wußte er durch eine geſchickte Drehung auf den Raudar zu kommen, ohne daß eine levende Seele in der Stube auch nur leiſe geahnt hätte, dahinter liege etwas mehr. Er habe ein „Geſchäft“ mit ihm vor, eigentlich nicht er, ſondern ein Anderer, in deſſen Namen er es vollbringen ſolle; ſie würden aber wiſſen, wie ſehr es „Einem“ erleichtere, wenn man ſofort denjenigen kenne, mit dem man es zu thun habe. Er bitte ſie daher, ihm mitzutheilen, was ſie in dieſer Hinſicht wüßten; den Dank ſollten ſie im Voraus dafür nehmen.

Lebendiger Gott im Himmel! Was mußte Kobi da für Dinge vernehmen! Er glaubte in ein Weſpenneſt geſtochen zu haben, ſo wild und ungezügelt flogen ihm die üblen Nachreden um die Ohren. „Vor dem, hieß es, „ſolle er ſich in Acht nehmen, der ſei im Stande, wenn er bemerke, daß man ihn um zwei Kreuzer Werth überhalten wolle, fuchswild zu werden und Einem Arm und Beine zu zerſchlagen. Es ſei ihm dann Jeder gleich, ob reich, oder arm, ob Jud oder Chriſt; wenn der „anfange,“ ſolle Einen Gott behüten!“ Zum abſchreckenden Beiſpiel wurden noch einige wahrhaft ſchaudervolle Geſchichten zum Beſten gegeben, aus denen allen die Lehre hervorging: man ſolle ſich mit ihm in nichts einlaſſen. Dem Einen hatte er das Haus verboten für immer, weil er ihn bei einem Sack Haber um einen Kreuzer übervortheilt, den Andern, der zu ſeiner Tochter auf die Beſchau gekommen, habe er ſchimpflich zum Hauſe hinausgejagt, weil er beim Eintritt die „Meſuſeh“ zu küſſen vergeſſen, auf einen Dritten hätte er ſogar die Hunde hetzen laſſen, weil er bei Tiſch einen Fehler im „Benſchen“ begangen. Eines müſſe man ihm aber doch nachſagen, was wahr ſei: Wenn man den Randar in einer guten Stunde treffe, und ihn zu behandeln wiſſe, ſo laſſe ſich ganz gut mit ihm auskommen, dann ſei er wie ein ganz gewöhnlicher Menſch, und „ließe ſich um den Finger herumwickeln.“

Kobi war mit dieſer Auskunft nicht unzufrieden: ſie war ihm reichlicher gefloſſen, als er ſelbſt gehofft hatte. Unter einem Vorwande machte er ſich los, dankte, aber nicht ſo, daß irgendwie ein herzlicher Ton hätte aufmerkſam machen können, daß man ihm eine große Verbindlichkeit bewieſen und empfahl ſich dann. Mit der „Gelegenheit“ fuhr er hierauf weiter, aber ſchon im zweiten Dorfe, durch das er kam, ließ er wieder halten; daſelbſt wohnte ein armer „Beſtandmann,“ von dem er zuweilen im Vorbeigehen, mehr aus Mitleid als aus wirklichem Bedürfniſſe Manches kaufte. Der Beſtandmann kam weit herum und Kobi ſchloß mit Recht, auch hier müſſe er Bericht erhalten. Die nämlichen Bewillkommungen, dieſelben Ausrufe der Verwunderung, dieſelben Fragen, wohin die „Beſchau“ ſich richte, tönten ihm auch hier entgegen. Kobi beantwortete ſie ganz in der nämlichen Weiſe, wie er dieß kurz vorher gethan hatte, er machte kein Hehl daraus, daß er wirklich „etwas“ vorhabe, und wußte auch hier den Beſtandmann ſo herumzuführen, daß dieſer ohne die leiſeſte Ahnung mit einem Male im Randarhof ſtand und von dem zu reden und zu ſchnurren anfing, als wäre er eigens dafür bezahlt worden!

Der ſei, hieß es, der größte „Grobian,“ der auf Gottes Erdboden exiſtire, ſage den Leuten unaufgefordert Wahrheiten ins Geſicht, die ſie lieber nicht hören möchten, genire ſich vor keinem Menſchen, mache ſich auch nichts aus Gott und der Welt. Damit wolle er aber nicht ſagen, daß es im Randarhof etwa „unjüdiſch“ zugehe, im Gegentheil, weit und breit, in halb Böhmen gäbe es kein ſo frommes Haus. Aber ein Grobian und ein Flegel ſei er doch wie kein zweiter lebe; man müſſe ſich außerordentlich in Acht nehmen, um ihn nicht zu erzürnen. Er ſelbſt, der Beſtandmann nämlich, habe mit ihm ein „Stückl“ vorgehabt, an das er ſein Lebetag denken würde. Er habe einmal eine gute Partie Wolle von einem Bauer kaufen können, aber das Geld habe ihm dazu gefehlt! Da habe er ſich gedacht: in der Nähe wohne Rebb Joſel Süß, der Randar, dem's auf ſechzig oder achtzig Gulden nicht ankomme, bei dem wolle er es verſuchen. Wie der ihn aber angeſchnauzt habe, das ſolle ſeinem größten Feinde nicht zukommen; er wolle ihm das Geld in längſtens drei Tagen wieder zurückbringen, habe er ihm in aller Demuth und Beſcheidenheit verſprochen: er aber, der Randar nämlich, habe ihn faſt nicht einmal ausreden laſſen, geſchrieen und gelärmt mit ihm, als hätte er ſein ſämmtliches Hab' und Gut begehrt. „Meinſt du Jüd',“ habe er geſagt, „ich hab' mein Geld nur für dich? ich hätte mit meinem Geld nur Schnorrer zu füttern? und meinſt du vielleicht, mit deinen drei Tagen müßt' ich nicht bis auf den letzten Pilſner Markt*) warten?“

In dieſer Stunde hab' er ausgeſtanden, um alle Sünden abzubußen, er hätte an Leib und Leben gezittert. Zuletzt ſei die Tochter dazu gekommen, auf die er große Stücke halte, und da ſei er plötzlich ein ganz Anderer geworden. Ob er ſich vor dem Mädchen geſchämt, oder ob Gott eine beſſere Laune über ihn geſchickt hatte, könne er nicht angeben. Er ſei aber über den Schreibtiſch gegangen und habe ihm ohne ein weiteres Wort das Geld hingeworfen. Zuletzt habe er noch zu Tiſch bleiben müſſen. An den Tag werde er aber noch auf ſeinem Sterbebett denken."

---

*) Das heißt: auf Nimmerwiederſehen!

So erzählte der Beſtandmann. Auch mit dieſer Auskunft war Kobi zufrieden, und dankte herzlich dafür. Wenn er es genau betrachtete, ſo lautete der Bericht, den er jetzt erhalten, doch ganz anders, als den er in der erſten Gemeinde empfangen. Der Randar hatte alſo bei all' ſeiner Wildheit und Grobheit doch einen „Zipf" — ſeine Tochter?

Noch in einer dritten Gemeinde, der nächſten zum Randarhof, ſtellte ſich Kobi ein; er wollte ſicher gehen. Mußte man ihn da nicht am beſten kennen? berieth er wieder in ſich, wo man ihn öfter zu ſehen bekam, wohin er doch gewiß an Sabath- und Feiertagen in die „Schul" kam? Auch in dieſer dritten Gemeinde, deren Einwohner aus hier unberührten Urſachen die „Spöttler" hießen, fand Kobi bald Leute, die ihn nicht lange im Dunkeln ließen. Nachdem Kobi das übliche Kreuzfeuer der

Fragen und Antworten glücklich überſtanden hatte, gebrauchte er die nämliche Taktik, um zu ſeinem eigentlichen Zwecke zu gelangen. Auch hier, wo es zumeiſt der größten Kunſt bedurfte, denn die „Spöttler" hatten feine Naſen, blieb Kobi vollkommener Meiſter des Feldes.

„Zu dem Bauer wollen Sie gehen?" hieß es mit mitleidig aufgeworfener Lippe, „mit dem ein Geſchäft machen? Iſt denn das ein Menſch, wie jeder Andere, der Art und Sitte hat? Das iſt ſo ein „Sproſtak," *) der nur mit Seinesgleichen umzugehen verſteht. Bauern ſind ihm ſeine liebſte Geſellſchaft, mit einem „ordentlichen" Menſchen hält er es gar nicht aus. Schad' iſt um ſeine Tochter, die verdient etwas Beſſeres, als Jahr aus Jahr ein unter Bauern und Bäuerinnen ihr Leben zuzubringen. Wenn nur die ſchon aus dem Hauſe und verſorgt wäre! Aber der „Sproſtak" wartet gewiß darauf, bis er ihr wieder einen Bauer geben kann, der nichts anderes kann, als mit ihm einen „Franzeſuß" ſpielen, oder ſich darauf verſteht, wie viel „Stein" ein Ochs hat."

Kobi war es ſich ſehr wohl bewußt, in welchen

---

*) Böhmiſcher Ausdruck für einen bäueriſch groben Menſchen.

Abſtufungen und Abweichungen das Lob des Randars bisher an ſein Ohr geklungen. Von dem „Bären“ und „Unmenſchen“ an, als den ihn ſein Vater geſchildert, bis herab auf den „Sproſtak,“ der „Franzefuß“ mit ſich ſpielen ließ, wie viel der merkwürdigſten Farben und Lichter gab es da nicht! All das zuſammengenommen bewirkte aber für einen Augenblick, daß ihn ein Schwindel überfiel; es verwirrte ihn mehr, als es ihn aufhellte. Nachdem er ſo viel über eine und dieſelbe Perſon hatte hören müſſen, Dinge, von denen wir nicht den hundertſten Theil erzählen konnten, kam es ihm bisweilen vor, als wiſſe er eigentlich noch gar nichts über den Randar! Ja, wir müſſen es offen geſtehen, es überflog ihn einmal ein Gefühl von Furcht und Grauen; ſein Unternehmen ſtieg dann vor ihm in fabelhaft großen Umriſſen auf: es erſchien ihm als ein Wagniß, dem vielleicht alle ſeine Kräfte nicht gewachſen ſeien!

Zum Glücke dauerte dieſe böſe Anwandlung nicht lange. In Robi's Weſen lag etwas, was federgleich aufſprang, wenn es auch eine Zeit lang gedrückt worden; wir meinen ſein friſcher Muth. Er erhohlte ſich auch bald von dieſer Betäubung und als er aus der Gemeinde der „Spöttler“ wieder fortfuhr, war auch jede Spur des beengenden Gefühles verſchwunden. Der einzige Gedanke: „Was möcht' mein Vater ſagen, der mich klüger hält als ſich ſelbſt," verſcheuchte wie ein reinigendes Gewitter die böſen Dünſte der Entmuthigung.

Es war der Abend niedergeſunken, als Kobi in des Randars Dorf einfuhr. Schon aus der Ferne erkannte er das Haus an der breiten behäbigen Fronte, die es gegen die Gaſſe bildete; es war eine Art Pallaſt gegen die anderen Bauernhäuſer, wie denn die alten Randarhöfe ſtets ein gewiſſes vornehmes Weſen an ſich tragen. Jetzt begann in Kobis Bruſt ſich wieder eine Beängſtigung zu regen, die ſein Herz pochen machte; lag doch das Lager des „Feindes" vor ihm! Dem Kutſcher befahl er langſam an dem Hauſe vorzufahren, dann aber ſogleich herabzuſpringen und die Pferde auszuſchirren. Pünktlich wurde der Befehl ausgeführt; die „Gelegenheit" ſchob ſich langſam vorwärts, endlich ſtand ſie.

In demſelben Augenblicke trat aus dem Hauſe eine große vierſchrötige Geſtalt heraus, der man auf tauſend Schritte den Randar angeſehen hätte. Der Mann hatte ein wahres Löwenangeſicht, kühne grau gefärbte Augenbrauen hingen ihm dräuend herab, während noch zum Uiberfluß ein breiter grauer Backenbart ſeine ſtarkknochigen Züge umrahmte. Wenn man ihn anſah, mußte man denken, ſo hätte Simſon ausgeſehen, wenn der nicht ſo frühe ſeiner Haare beraubt worden wäre.

Der Mann war überdieß in Hemdärmeln und hatte über die Schulter ein blaues Schnupftuch geworfen, was ihn merkwüdiger Weiſe viel größer und furchtbarer erſcheinen ließ.

Kobi ſprang raſch aus der Gelegenheit; er ſtand vor dem Feind!

„Guten Abend, Rebb Joſel,“ rief er laut, aber doch nicht unbeſcheiden. „Ich bin doch bei Rebb Joſel Süß?“

„Den guten Abend zurück,“ tönte es aus dem Munde des Mannes, aber ſo gewaltig und tief, daß Kobi um zwei Schritte zurückwich. „Was willſt du und begehrſt du, Jüngel?“

Dieſe Anrede machte auf Kobi einen eigenthümlich bewältigenden Eindruck. Daß ihn der Mann mit „per du“ und mit „Jüngel“ anſprechen würde, hatte er nicht erwartet. Aber zugleich überkam ihn einer jener wunderbaren Gedankengriffe, die den Menſchen oft in äußerſter Gefahr an der Seele faſſen und ſie ſtille ſtehen und die Augen weit zu öffnen heißen!

Blitzſchnell ſah er ein, wie hier nur Entſchiedenheit, ein feſtes und ſicheres Weſen, ein furchtloſes Auftreten etwas vermögen; er fühlte, mit dem Manne müſſe man wie ein Ebenbürtiger verkehren, Stirn gegen Stirn, und vor Allem es nicht durchblicken laſſen, daß man ſich vor ihm fürchte.

„Ich hätt' ein Geſchäft mit Ihnen, Rebb Joſel." ſagte Kobi mit ſicherer Stimme, „wenn Sie nämlich Luſt dazu haben."

„Am Cholemoed mach' ich kein Geſchäft," ſagte der Mann kurz, aber ſcharf betont, „komm nach Jontef (Feiertag) Jüngel."

„So lange werd' ich kaum warten können," meinte Kobi mit Freimuth. „Ich gehöre zu den Leuten, die nicht gern etwas aufſchieben. Lieber etwas heute, als morgen gar nichts."

„Haſt du auch die Maxim', Jüngelchen?" rief der Randar, aber mit einer Stimme, die wie das Geſchmetter einer Trompete klang. Kobi war wahrhaft erſchrocken. Hatte er etwas geſagt, was dem Randar mißfiel? oder lag in dieſen Donnerworten eine gewiſſe Billigung? Dennoch faßte er ſich ſogleich; er hielt es für das Beſte, in dem angeklungenen Tone fortzufahren.

„Ja, das iſt meine Maxim'," ſagte Kobi muthig, aber keineswegs altklug, „und ich hab' immer gefunden, daß man ſich dabei am beſten ſteht."

Der Randar ſprach darauf kein Wort; aber dafür kam hinter den buſchigen Augenbrauen ein Blick hervor, ſo prüfend und verſetzend, daß ein Anderer zehnmal in einem Athemzug die Blicke würde niedergeſchlagen haben. Aber Kobi hielt ihn aus, trotzdem ihn dabei eine grimmige Eiskälte durchrieſelte.

„Wenn das deine Maxim' auch iſt, Jüngel, ſo kann von einem Geſchäft ſchon die Rede ſein,“ ſagte der Randar nach dieſem Blicke, der nicht zu Kobi's Ungunſten ausgefallen ſein mochte; denn die Stimme klang jetzt bei Weitem nicht mehr ſo grauenhaft: ſie ſchien wie geölt. Kobi wollte auch bemerkt haben, daß eine Art Lächeln dabei über die harten Züge flog: alles das gab ihm höheren Muth, er fühlte, wie es ihm wieder warm wurde in den Adern.

„Spann' aus!“ rief Kobi dem Kutſcher zu, der dieſes Befehles gewärtig während dem die Hälfte dieſer Arbeit bereits vollführt hatte.

„Was ſoll's?“ meinte der Randar, aber durchaus nicht unfreundlich. „Sind wir denn mit dem Geſchäft nicht bald fertig? Es wird nicht ſo viel dran ſein?“

„Das können Sie nicht wiſſen, Rebb Joſel,“ ſagte Kobi, „Einer, der ſicher gehen will, muß ſich zu einem Geſchäft Zeit nehmen. Ich laß' daher ausſpannen: die Pferde ſind ohnehin heut' ſchon ſechs Meilen gelaufen.“

Wieder fiel ein Blick unter den Augenbrauen des Randars auf Kobis ganzes Weſen; es mochte dem bährenhaft ſtarken Manne ſonderbar vorkommen, wie ſo ein „Jüngel“ den Muth haben konnte, in dieſer Weiſe mit ihm zu ſprechen.

„Meinetwegen,“ ſagte er darauf, „aber jetzt mach', daß Du hereinkommſt.“

Das war für Kobi ein Zeichen voll guter Bedeutung; wenigſtens legte er es ſich ſo aus. Dennoch folgte er nicht ſogleich der Einladung des Randars, wie ein Anderer wohl eiligſt gethan hätte. Er blieb ſtehen.

„Nun, warum kommſt Du nicht?“ rief der Randar plötzlich, als er dieß merkte, barſch und grob. „Soll man Dir das zweimal ſagen?“

„Ich geh' nicht Rebb Joſel,“ ſagte Kobi mit großer Feſtigkeit, „und wenn ich Tauſende an Ihnen zu verdienen hätte. Ich bin in dem Hauſe nicht aufgenommen worden, wie ein Jüd' den andern aufnehmen ſoll.“

„Wie meinſt Du das, Jüngel?“ rief der Randar mit der ganzen Fülle ſeiner ſchreckhaften Stimme. „Bin ich etwa kein Jud'?“

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joſel, und nehmen Sie mir's nicht übel,“ meinte Kobi, ohne im Mindeſten erſchrocken auszuſehen, „ich bin's vom Hauſe aus gewohnt: Wenn ich in ein Jüdenhaus komm', ſo gibt man mir einen „Scholemalechem (Friedensgruß).“

Da drang aus der breiten Bruſt des Randars etwas herauf, was man ferne grollendem Donner hätte vergleichen können; es dauerte eine geraume Weile, bis es den Weg aus den tiefſten Tiefen des gewaltigen Körpers herausgefunden, und als Lachen zum Munde hervorquoll.

„Meinſt Du das?“ rief er übermächtig,“ ich habe nicht geglaubt, Jüngel, daß Du auch darauf etwas hältſt. Meinetwegen alſo! da haſt Du meinen „Scholem Alechem.“

Er trat damit Kobi entgegen und ſtreckte ihm die übergroße Hand entgegen.

„Alechem Scholem,“ ſagte Kobi freudig, und ſchlug in die dargereichte Hand ein.

Das war ein Händedruck! Manche Leute hätten zwar geſagt, ſo könne nur ein grober „Sproſtak“ drücken; für Kobi war er aber in dieſem Augenblicke unbezahlbar. Der Händedruck, ſo mußte er ſich's innerlich ſagen, den hatte er ſich verdient! er hätte dafür Vieles nicht gegeben, daß er gerade ſo und nicht anders ausgefallen.“

„Und jetzt komm' und ſetz' ab," ſagte der Randar und ging ihm voraus ins Haus.

Das ließ ſich jetzt Kobi freilich nicht zweimal ſagen. Er folgte dem rieſigen Manne, der ihn durch ein großes Vorhaus führte, das von oben bis unten mit Getreideſäcken vollgeſtopft war, bis ſie an die eigentlichen Wohnzimmer kamen. Ehe ſie eintraten, hatte Kobi ſchon die Stelle erſpäht, wo an der Thürpfoſte, mit einem gläſernen Fenſterchen verſehen, die „Meſuſeh" glänzte, und ſie mit der Hand berührt, die er dann andächtig zum Munde führte. Wieder fiel der Blick des Randars auf ihn; er fühlte die drohenden Augen auf ſich ruhen, aber der Blick brannte nicht mehr, jagte ihm auch keine Eiskälte ein; er war faſt milde.

Die erſte Stube, durch die er mit dem Randar kam, war die „Schenkſtube." Neben trinkenden Bauern fand er allerlei hergewandertes „Schnorrervolk," wie es jeder Abend aus allen vier Weltenden in den Randarhof zuſammenwehte, Männer, Weiber und Kinder. Es waren das grauenhafte, vom Schmutze des Elends und des Weges verwitterte Geſtalten, die da zur Nachtherberge verſammelt waren. Dennoch nahm Kobi keinen Anſtand, trat auf jeden der Männer zu, ſie mit einem herzlichen „Scholem Alechem" begrüßend, und das alles mit jener gewinnenden Freundlichkeit, die in dem „Schnorrer“ nur den ärmern Mitbruder ſah.

Rebb Joſel ſah dieſem Thun mit einer Art Erſtaunen zu; es mochte ihm noch nicht vorgekommen ſein, daß ſich ein ſo „feines Jüngel“ ſo mit dem Schnorrervolke „herſtelle.“ Die ſtark gehämmerten Züge ſeines Antlitzes nahmen dabei einen eigenthümlich beobachtenden Ausdruck an.

In der eigentlichen Wohnſtube angekommen, ſagte der Randar:

„Jetzt ſetz' Dich, Jüngel, und laß' uns von Deinem Geſchäft reden. Iſt etwas daran zu verdienen?“

„Je nachdem man's nimmt,“ ſagte Kobi, „wenn's nicht für Beide von Vortheil ſein könnte, wär's dann ein Geſchäft?“

Das ſprach Kobi übrigens nicht mit dem bisher behaupteten Muthe. Daß der Randar wirklich das Geſchäft verhandeln wollte, erſchien ihm keineswegs als ein gutes Zeichen.

„Da haſt Du wieder Recht,“ lachte der Randar. „Zu einem Geſchäfte gehören Zwei: Einer, der gewinnt und der Andere, der gewinnen läßt.“

„Wie aber, wenn alle Zwei gewinnen?“ entgegnete Kobi wieder beherzter.

„Das verſteh' ich nicht, das iſt mir zu hoch,“ ſagte der Randar grob, „mit mir, Jüngel, mußt Du teutſch reden.“

„Verzeihen Sie, Rebb Joſel,“ meinte Kobi beſcheiden, „wenn ich Ihnen heute darüber keine Auskunft geben kann; morgen aber, wenn das Geſchäft vorüber, will ich es Ihnen gleich ſagen.“

Dem Randar ſchien dieſe Ausflucht einzuleuchten; er brach von dem berührten Gegenſtande ab.

„Es wird heut' zu ſpät ſein, vom Geſchäft zu reden,“ meinte er ſodann. „Wenn Du willſt, kannſt Du hier bleiben über Nacht, Jüngel, es ſoll Dir und dem Kutſcher an nichts fehlen. Das Pferd werd' ich in den Stall führen laſſen.“

„Ich nehm's mit Dank an,“ ſagte Kobi beſtimmt, „ich glaub' ſelbſt, es iſt beſſer, wir laſſen das Geſchäft bis morgen ſein; über Nacht kann man vieles ausſchlafen.“

Sein Herz ſchlug nach dieſen Worten wieder freier; er hatte nun das Recht, die Erlaubniß, hier zu bleiben. Ohne daß der „Feind“ den geringſten Widerſtand entgegen ſetzte, hatte er ſich mitten im

Lande feſtgeſetzt. „Wird er dich von hier vertreiben können?“ fragte er ſich.

„Haſt Du Hunger, Jüngel?“ fragte ihn hierauf der Randar.

„Ich komm' heute ſchon weit her, und in die „Garküchen,“ wo ich durchgekommen bin, hab' ich nicht gehen wollen,“ meinte Kobi, der in dieſem Augenblicke wohl wußte, warum er dieſes ſagte.

„Warum nicht? Jüngel?“ rief der Randar wieder mit ſeiner ſchreckhaften Stimme, aber zugleich mit einem gewiſſen lauernden Blick hinter den Augenbrauen. „Warum nicht? Kochen Dir die Garküchen 'vielleicht nicht gut genug? Biſt Du vielleicht an „auswärtige“ Koſt gewöhnt?“

Kobi verſtand den Randar recht gut, was dieſer unter „auswärtiger“ Koſt meinte.

„Ich will die Koſt und jene nicht,“ ſagte er mit dem wahrſten Ausdrucke in Stimme und Geberde, „mir iſt am liebſten, wenn ich zu Hauſe mein Eſſen haben kann. Darüber geht nichts, und dann koſtet es auch nicht ſo viel.“

Dem Randar mochte dieſe Antwort nicht mißfallen haben; ſeine Stimme ſtieg wieder von den tiefen Tönen der Grobheit zu den etwas höhern ſeiner gewöhnlichen Barſchheit hinauf.

„Zu eſſen ſollſt Du bekommen, Jüngel," ſagte er, „daß Du genug haſt, und ſchmecken ſoll's Dir auch, wie ich hoffen will, denn es iſt Alles von meiner Tochter gekocht."

So ſehr Kobi bis zu dieſem Augenblick als Meiſter des Schlachtfeldes ſich behauptet hatte, ſo verlor er beinahe durch die einzige Nennung der Tochter alle bisher errungenen Vortheile, ein Umſtand, der, wie dies die Kriegsgeſchichte aller Zeiten darthut, auch bei den größten Feldherren aller Jahrhunderte ſich findet.

„Ihre Tochter, Rebb Joſel, kocht?" rief er unüberlegt heftig, in einem Tone, der zu dem bisher eingehaltenen in zu lautem Gegenſatze ſtand, als daß er nicht hätte auffallen ſollen.

„Was haſt Du, Jüngel?" fragte der Randar, „kommt Dir das ſo ſonderbar vor, daß ein Mädchen kocht?"

Kobi hatte wieder die alte Faſſung; er hatte ſich nur in einem unbewachten Augenblick weiter fortreißen laſſen in das Schlachtgewühl, als die Klugheit erlaubte.

„Sonderbar kommt es mir nicht vor," meinte Kobi ruhig, „weil es ſich von ſelbſt verſteht; aber doch iſt es mir wie ein Wunder. Wiſſen Sie Rebb Joſel, wie es unſere Mädchen in den Gemeinden jetzt anfangen mit dem Kochen? Vier Wochen vor der Hochzeit läßt man aus Prag ſich ein dickes Kochbuch bringen, und nun werden ſie von der Mutter in die Küche hinausgenommen — und dann werden ſie für ausgelernte Köchinen ausgegeben. Wenn dann der Bräutigam zufällig kommt, ſo findet er ſie mit dem Kochlöffel in der Hand, oder das Geſicht eingerußt. Haben da unſere Weiſen nicht recht, daß ſie einem Mann erlauben, ſich von ſeinem Weib zu ſcheiden, wenn ſie ihm eine „angebrinzelte“ Suppe auf den Tiſch ſetzt?“

„Sagen das wirklich unſere Weiſen?“ rief der Randar und lachte dabei ſo überlaut, daß der Lehnſtuhl unter ihm Zuckungen bekam.

„Es ſteht im Talmud,“ betheuerte Kobi.

Der Randar lachte noch unbändiger.

„Da ſieht man,“ rief er, „was ſie vor alten Zeiten für Köpf' auf ſich gehabt haben. Sie haben ſchon damals nicht gern eine angebrinzelte Suppe gegeſſen; darum haben ſie das angeordnet. Nun, Jüngel, die wird Dir nichts Angebrinzeltes auf den Tiſch ſetzen, da drauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Mir?“ klang es fragend in Kobis Innern. „Was meint er damit?“ Aber er hatte nicht Zeit dieſen Gedankenfaden weiter fortzuſpinnen.

„Du ſollſt das gleich ſehen," ſagte der Randar. „Mirl," rief er mit Donnerſtimme, „komm' 'n Biſſel herein, Mirl!"

Gleich darauf öffnete ſich eine Thüre und auf der Schwelle erſchien ein Mädchen, ſchön und groß, von der Gluth des Feuers lieblich geröthet, wie Kobi nie Eines geſehen. Alles Blut ſprang ihm vom Herzen zum Kopfe, ſein Geſicht mußte ſelbſt in die tiefſte Röthe getaucht ſein; die Augen brannten ihm. Einen ſolchen Anblick hatte er nicht erwartet!

„Mirl," ſagte der Randar, „koch' uns etwas, wir wollen bald eſſen. Das Jüngel da iſt unſer Gaſt, und bleibt auch über Nacht da. Aber laß' Dich nicht beſchämen; das Jüngel da kommt aus einer Gemeinde, wo die Mädchen, wenn ſie kochen wollen, ein Kochbuch aus Prag müſſen holen laſſen. Da nimm Dich alſo in Acht, denn der wird's beſſer gewöhnt ſein, als wir Bauern."

„Ja, Vater Leben," ſagte Mirl mit wohlklingender Stimme, die wunderbar an Kobi's Herz griff; „das Eſſen iſt auch bald fertig, Du weißt, ich koch' immer etwas mehr."

Damit wandte ſie ſich ab; im Fortgehen glitt ein flüchtiger Blick über Kobi. Errieth ſie, wer er war? was er wollte?

Als das Mädchen ſich entfernt hatte, entſtand eine gefährliche Stille zwiſchen den beiden Männern. Kobi wäre es unmöglich geweſen, in dieſem Augenblicke einen Laut hervorzubringen, ſo ungeſtüm pochte ſein Herz, ſo unbändig wogte der Strom ſeines Blutes. Alle Geiſter der Jugend waren über ihn gekommen, jene ſtarken, bezwingenden Mächte, die zwiſchen vier Menſchenaugen ihr luftiges Reich aufgeſchlagen haben; die, was ſie einmal ergriffen, entweder himmelhoch tragen oder in bodenloſe Tiefen ſchleudern, die kein Senkblei noch ergründet hat.

„Wie gefällt Dir mein Mädel? Was ſagſt Du zu ihr?“ fragte plötzlich der Randar.

Dieſe Frage verwirrte Kobi noch mehr; mühſam rang er nach Faſſung, aber die tiefe Röthe, in der ſein Geſicht brannte, von dort verbannen, vermochte er doch nicht.

„Was ſoll ich ſagen, Herr Randar?“ meinte er ſtotternd. „Wenn ich ſagen möchte: ſie iſt das ſchönſte und lieblichſte Mädchen, was ich in meinem Leben zu ſehen bekommen habe, möchten Sie mir es glauben? Oder ſchickt es ſich, daß ich es ſage?“

„Sag's nur geradezu heraus,“ rief der Randar ſtark, „ich weiß am beſten, was an meiner Tochter iſt.“

„So ſag' ich,“ rief Kobi mit vor Innigkeit bebendem Tone, unter dem ſein ganzes Weſen erzitterte, „daß Gott es mit dem ſehr gut meinen muß, dem er ſie als Weib beſchert.“

Das Wort war geſprochen: über Verſtellung und Kunſt hatte es ſiegreich ſein Banner gepflanzt; wie ein Bergſtrom, den ein plötzliches Hochgewitter ſchwellt, kam es daher gerauſcht, und achtete nicht des bis nun ſo ſorgfältig Gehegten und Gepflegten. Jede Reue kam nun zu ſpät; Kobi empfand das in dem nämlichen Augenblicke. Gott der Lebendige wußte, welche Verwüſtung das wilde Bergwaſſer angerichtet; — dennoch hätte Kobi es nicht unausgeſprochen gewünſcht. Furchtſam blickte er nach dem Randar hin, um an deſſen Zügen zu ſehen, wie das Wort gewirkt hatte; zu ſeinem höchſten Erſtaunen bemerkte er aber, wie dort eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; es ſpielte ein Lächeln und Behagen zwiſchen dieſen geſchmiedeten Muskeln, die ſie milde, wie von Sonnenlicht beſtrahlt, erſcheinen ließ.

„So wahr ich Joſel Süß heiße,“ ſagte der Randar mit mühſam erzwungener Stärke, „du haſt Recht, Jüngel! Wer die kriegt, bekommt ein Weib! Mehr ſage ich nicht; es iſt nicht meine Sach' über ein Kind viel zu reden; aber das kann ich dir ſagen: Seit mein Weib todt iſt hab' ich keine Minute gefühlt, daß ſie mir fehlt. Sie füllt jeden Winkel im Haus mit Leben aus. Oft hat's mir den Sinn durchfahren, daß die kein Jüngel geworden iſt, daß ich doch Jemanden gehabt hätte, dem ich den großen Hof hätte übergeben können. Aber ſie iſt mir doch tauſendmal lieber als fünfzig Knaben, die ſitzt mir im Herzen und macht mir Freude, wie nichts in der Welt, und wenn ich Einem Menſchen etwas ſchuldig bin, ſo iſt's ihr. Gott ſoll ſie mir behalten!“

Gleich darauf, als hätte er ſich zu viel erniedrigt, indem er ſein ſtarkes Weſen unter dem Eindrucke der väterlichen Zärtlichkeit Einbuße hatte leiden laſſen, meinte er mit ſeinem gewöhnlichen Tone:

„Wie ſteht der Haber bei dir zu Hauſe?

Kobi konnte nicht ſogleich antworten, ſo bewegt hatte ihn die Rede des harten Mannes, der als „Bär,“ „Wolf“ und „Unmenſch“ in den Erzählungen der Gemeinden ſpukte. Hätte ſich die Mutter noch gefürchtet, mußte er innerlich ſich fragen, mich zu ihm zu ſchicken, wenn ſie ihn ſo reden gehört hätte? Aber gut war es doch, daß der Randar dem Geſpräch eine ſo kühle Wendung gab.

„Nun Jüngel?“ fragte er noch einmal, „wie ſteht bei dir der Haber zu Hauſe?“

„Vier Gulden dreizehn Groſchen, Herr Randar," beeilte ſich Kobi zu ſagen.

„Nicht höher?"

„Am letzten Wochenmarkt," theilte Kobi noch mit, „hat man ſo viel, als man will, um dieſen Preis haben können."

„Verſtehſt du dich auf Haber, Jüngel," fragte der Randar faſt verwundert.

„Es iſt zwar nicht mein Geſchäft," meinte Kobi, „aber man kann nicht wiſſen, wie Einem ſo etwas einmal unter die Hände kommt. Dann möchte ich nicht gern in ein Unglück gerathen."

„Du ſcheinſt vielerlei Sachen zu verſtehen, Jüngel," ſagte nach einer Weile der Randar mit einem ſo bedeutſamen und feinem Lächeln, wie es die Spöttler dem „Sproſtak" nicht zugetraut hätten.

In Kobi aber drängten ſich, ſeitdem er den verhängnißvollen Ausſpruch gethan, Geiſter auf Geiſter, die nach Erlöſung ſchrieen; es überkam ihn eine Art von Ermüdung, da zu ſitzen und mit dem Randar über den Preis des Habers zu ſchwatzen, während er doch nicht wußte, ob ſie gerade, um derentwillen er das Wagniß unternommen, einverſtanden damit ſei, ob er bleiben, ob er wagen dürfe? Denn wie trefflich der „Min" es bisher verſtanden haben mag, die geheimſten Abſichten ſeiner Miſſion vor uns, ja vor ſich ſelbſt in Dunkel zu hüllen, jetzt, das fühlte er, war der Augenblick gekommen, der ſeine kühnen Entwürfe entweder der zerſtörenden Lächerlichkeit des Nichterfolgs oder dem glücklichſten Gelingen anheimgeben mußte. Ein Vater, fuhr es ihm blitzſchnell durch den Sinn, der ſeine Tochter ſo hoch ſtellt, werde doch nicht ſeinen eigenen Willen als allein maßgebend ihr aufdrängen, wenn es ſich darum handle, ihre Lebenszukunft feſtzuſtellen? Werde er nicht auch auf die Stimme ſeines Kindes horchen? Wenn ſie nun nicht wollte? —

Eiſige Schauer erfaßten ihn; er mußte nach der Stirne greifen, ſie war kalt. Wohin hatte er ſich begeben? in welches verwegene Spiel ſich eingelaſſen? Er, der Sohn Wolf Mins wollte die einzige Tochter des ſteinreichen Randars — —?

Doch dieſelben Geiſter, die ihn bisher geleitet, dieſe ſtarkgemuthen Geiſter bannten eben ſo ſchnell, als ſie gekommen, ihre Feinde, die bange Furcht und die zagende Entmuthigung aus ſeiner Seele. Der Min war ſich es klar, daß er ſein Haupt über dem Waſſer halten müſſe. Zu viel hing davon ab, ob er ausharrte oder beſchämt davon ſchliech!

Wenn ſie nun nicht wollte? —

Darüber mußte Kobi bald Licht haben, das mußte noch vor dem Eſſen entſchieden ſein. Unter dem Vorwande, nach ſeinem Kutſcher ſehen zu müſſen, ging er hinaus. Das flackernde Licht, das über den Hausflur fiel, zeigte ihm den Weg zur Küche; ein flüchtiger Blick hatte ihn belehrt, daß die, die er ſuche, darin ſei. Raſch trat er hinein und auf das erſchrockene Mädchen zu.

„Verzeihe mir,“ ſagte er in fliegenden Worten, aber voll Innigkeit und Wahrheit, „wenn ich dir vielleicht ungelegen komm'. Deinetwegen bin ich da, Deinetwegen bin ich gekommen. Sieh mich an und ſage mir dann: darf ich bleiben und mit deinem Vater reden? oder ſoll ich gehen? Wenn ich gehen ſoll, ſag' mir es gleich, ich möchte nicht zwei Minuten länger leben und nicht wiſſen, was entweder mein Glück für ewig machen wird, oder mir ſehr leid, ſehr wehe thun möchte.“

So ſprach Kobi, und indem er dieſe Worte mehr flüſterte als betonte, war dabei ſein ganzes Weſen von jenem Schimmer innerſter Neigung überglüht, die mächtiger das Herz ergreift, als die feurigſten Schwüre. Das mußte das liebliche Mädchen auch fühlen in dieſem Augenblicke; ſeine Blicke flogen in holder Verwirrung umher, bis ſie an dem Jünglinge haften blieben, der zu ihr ſprach, wie noch Keiner geſprochen.

„Hab' ich dich beleidigt?" fuhr Kobi in demſelben Tone fort, „ſo will ich gehen. Aber ich denke, das kann kein Mädchen beleidigen, wenn ein Mann um ſie wirbt. Sag', darf ich bleiben?"

„Ich kann nichts ſagen, wenn's mein Vater nicht erlaubt!" ſtotterte Mirl und wagte es, dem jungen Manne dabei in die Augen zu ſehen.

„Du ſiehſt ja, dein Vater ſelbſt heißt mich hier bleiben," ſagte Kobi, „aber wenn du es nicht zugibſt, was hab' ich dann davon? Und wenn er hundertmal ſagt: Nimm ſie, und du willſt nicht, meinſt du, ich möcht' nur einen Finger nach dir ausſtrecken?"

„Mein Vater iſt ſchon ſo oft betrogen worden," meinte Mirl verlegen, „daß ich glaub'!" —

„Daß ich ihn auch betrügen werde?" ergänzte Kobi, „du kannſt das nicht glauben, Mirl, ſo lieb mir mein Vater und meine Mutter ſind, du darfſt das von mir nicht glauben. Ich weiß, was du deinem Vater biſt; meinſt du, wenn ich nicht überzeugt wäre, wir Zwei zuſammen könnten ihn noch glücklicher machen, möcht' ich mich unterſtehen, ſo mit dir zu reden?"

Mirl richtete ſich hoch auf nach dieſen Worten; Thränen glänzten in ihren Augen, mit bebender Stimme ſagte ſie.

„Kann man ſich wirklich auf dich verlaſſen?"

„Ich ſchwör' nicht,“ ſprach Kobi innig, „aber glaub' mir.“

„So bleib!“ ſagte ſie leiſe, faſt unvernehmbar.

Unwillkührlich ſuchten und fanden ſich zwei Hände, und konnten faſt nicht von einander laſſen. Kobi aber ließ zuerſt ab. —

Als er wieder in die Wohnſtube kam, fand er den Randar, den Kopf in die Hand geſtützt, wie in tiefes Nachſinnen verſenkt. Er fuhr auf:

„Nun, iſt dein Kutſcher verſorgt?“ fragte er.

„Ganz gut, Rebb Joſel,“ entgegnete Kobi, „dem Pferd ſchmeckt Ihr Haber außerordentlich gut.“

„Das glaub' ich,“ meinte der Randar mit einem gewiſſen Stolze, „mein Haber iſt auch gut.“ —

Die Zeit bis zum Eſſen verſtrich unter mannigfaltigen Geſprächen. Der Randar kam mit keinem Worte auf das Geſchäft zu reden; dennoch handelte es ſich dabei um nichts Anderes, als was Bezug hatte auf Handel und Wandel. Es war eine Art Prüfung, die der Randar mit ihm anſtellte, und außerordentlich gelehrte Männer mit großen Bibliotheken im Kopfe, woraus ſie auf ein Quentchen auszurechnen wiſſen, wie viel Fleiſch, Milch und Brod auf eine arme Menſchenſeele kommen, wenn ihr das Glück beſcheert iſt, ſich dieſer Dinge erfreuen zu dürfen, hätten dabei

Gelegenheit gehabt, die Fülle von Kentniſſen aus allen Zweigen der Landwirthſchaft, der „Nationalökonomie,“ ja ſogar der Statiſtik zu bewundern, die die Beiden entwickelten. Vom eiſernen Nagel, der unbeachtet auf der Gaſſe lag, bis hinauf zu dem Sack Wolle, der auf dem Schiff nach England hinüberſchwamm, vom Haſenhäutchen an, das der Hauſierer mühſam den Händen des Waldhegers entrang, bis zum Runkelrübenzucker, der in tauſenden von Fäſſern in den Prager Fabriksniederlagen aufgeſpeichert lag, wußten die Beiden Beſcheid. Kobi zeigte ſich als einen offenen Kopf, der mit hellen Augen ſich in der Welt umgeſehen, viel beobachtet und noch mehr in ſich bewahrt hatte, wenn es auch nicht im Zuſammenhange mit ſeinem Geſchäfte ſtand.

Der Randar ſprach kein Wort des Lobes, aber Kobi hörte es ihm an, daß ihn ſeine Antworten befriedigt haben mußten.

Dieſe Prüfung dauerte bis zum Eſſen. Mirl kam und deckte auf den Tiſch ein ſchneeweißes Linnen, ſtellte darauf drei Teller und Eßgeräthe und brachte zu guter Letzt noch einen mächtigen Krug Bier. Dabei folgte Kobi jeder ihrer Bewegungen; es lag in jeder ein beſonderer Reiz, oder wie es unüberſetzbar in der Sprache des Ghetto's heißt: ein „Tam,“ wie er ihn noch nie geſehen.

Das Eſſen war reichlich und gut, und Kobi, den Liebesqual und Mühe hungrig gemacht hatten, ließ ihm auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte die Speiſen nicht, weil dieſes Lob vielleicht zu auffallend geklungen hätte, aber er bewies es durch die That, was er von Mirls Küche hielt. Er ließ ſich auch nicht „zwingen,“ aß ſeinen Teller rein ab, und ſprach auch dem Biere zu.

„Das iſt ſchön von dir“, ſagte der Randar einmal, den der friſche Appetit ſeines Gaſtes offenbar freute, „daß du keinen „Derech Erez“ *) auf deinem Teller zurücklaſſeſt. Wenn der Menſch hungrig iſt, ſoll er ſich nicht ſchämen und ſoll eſſen. Ein Mädchen iſt was Anderes: die wird von der ganzen Welt gemuſtert und muß darauf ſehen, daß ſie für keine Freſſerin gilt. Denn das könnt' ihr ſchaden. Warum ſoll ſich aber der Mann geniren?“

Zufällig blickte Kobi auf Mirls Teller: die Speiſe war beinahe unberührt, und das Mädchen erröthete in dieſem Augenblicke unbegreiflich ſtark.

Als abgeſpeiſt war, ſagte der Randar zu Mirl:

---

*) Leute, die auf die „Beſchau“ kommen, laſſen gewöhnlich einen Theil der Speiſen auf dem Teller zurück, vielleicht um nicht den Schein großer Eßluſt auf ſich zu laden. Man nennt dieß „Derech Erez“ (Landesſitte).

„Ruf jetzt einen von den „Schnorrers“ herein.“

Kobi verſtand, was dieſer Ruf bedeutete. Der Randar wollte ihn einer neuen Prüfung unterwerfen; wahrſcheinlich ihn mit dem „Benſchen“ (Tiſchſegen) beehren; denn, da ſie nur zwei Männer waren, gehörte wenigſtens noch ein Dritter hinzu, um „Meſumen benſchen,“ d. h. in Geſellſchaft laut beten zu können.

Kobi hatte das Rechte getroffen. Als der Schnorrer gekommen, ſagte der Randar:

„Jetzt benſch, Jüngel.“

Kobi ſchenkte erſt dem Randar, dann dem Schnorrer und ſich ſelbſt das Glas mit Bier voll und indem er es aufhob und ſich dabei leicht gegen den Randar verneigte, rief er mit lauter Stimme in der heiligen Sprache Zions:

„Mit Erlaubniß des Herrn Hausherrn: Gelobt ſei, von dem wir Speiſe erhalten!“

Mit kräftigem Tone wiederholten die zwei Anderen das: Gelobt ſei, von dem wir Speiſe erhalten, worauf Kobi mit lauter Stimme den langen Tiſchſegen ſo rund und geläufig herſagte, daß auch nicht eine Silbe „überſchluppert“ ſchien. Kein Landrabbiner hätte mit mehr Weihe und Kraft von Anfang bis zu Ende das langathmige Gebet zu Stande gebracht.

Zum Schluſſe erhob Kobi noch einmal das Glas und indem er den Segen darüber ſprach, nippte er davon und verbeugte ſich dann nochmals gegen den Randar, dem er mit einem: „Zur Kraft“ dankte. Als Kobi hierauf nach Mirl blickte, fand er ihr liebes Antlitz von Freude ſtrahlend; er hatte alſo „gut“ gebenſcht? —

Nachdem Mirl wieder abgeräumt hatte, meinte der Randar, der ſich weit und breit in ſeinem Lehnſtuhl ſtreckte, indem er mühſam das Gähnen unterdrückte:

„Was machen wir jetzt bis zum Schlafengehen? Kannſt Du einen „Franzefuß“ ſpielen, Jüngel? Du verſtehſt Dich ja auf Alles.“

Kobi beſann ſich einen Augenblick, ob er auf dieſe kitzliche Frage mit Ja antworten ſolle; aber eben ſo raſch ſagte er darauf:

„Wenn man mich gerade benöthigt, laß' ich mich auch zu einem „Franzefuß“ gebrauchen.“

„Gut, Jüngel,“ meinte der Randar, der ſich zurecht ſetzte, „wir wollen ſehen, was Du kannſt.“

Mirl brachte Karten und Kreide. Der Randar ergriff das „Paſch“ Karten, blätterte ſie mit kunſtgeübter Hand durch und gab dann aus; auf Kobi waren merkwürdiger Weiſe lauter ſchlechte Blätter gefallen.

Ehe das Spiel nun begann, griff der Randar, in ſeine Hoſentaſche und legte einen ſilbernen Zwanziger neben ſich, Kobi griff ebenfalls nach Geld, brachte aber nur einen kupfernen „Scheinkreuzer“ heraus, den er gleichfalls in beſcheidener Ferne auf den Tiſch fallen ließ.

„Was ſoll das?“ rief der Randar mit dem ganzen Ungeſtüm ſeiner derben Natur, „meinſt du, ich bin ein Schnorrer, daß ich mit dir um einen Kreuzer ſpielen werde? Du ſpielſt mit Joſel Süß, Jüngel! Verſtehſt du das?“

„Und ich ſpiel' um nicht höher,“ ſagte Kobi entſchieden. „Das können Sie thun, Rebb Joſel, ich thu's nicht.“

„Ich ſpiel' aber nicht um einen lumpigen Kreuzer,“ ſchrie der Randar zornig.

„Zwingt Sie denn Einer, Rebb Joſel?“ meinte Kobi lächelnd.

Der Randar murmelte etwas zwiſchen den Zähnen, was Kobi entging, dann ergriff er die Kartenblätter, und ſagte in einem ruhigen Tone: „Fang an, Jüngel. Ich will dir zu Gefallen deinen Kreuzer wie einen Zwanziger anſehen. Spiel' aus!“ —

Kobi verſtand ſich vom väterlichen Hauſe aus vortrefflich auf dieſes in den Gaſſen des Ghetto's beſonders beliebte Spiel, er konnte jetzt den Meiſter zeigen; ohnehin waren ihm „ſchlechte“ Karten zugefallen, wie leicht konnte er da ſeine Geſchicklichkeit, ja ſeinen Verſtand glänzen laſſen! Wenn er aber gewann, beleidigte er damit nicht ſeinen Gaſtherrn? gebot es nicht ſchon die Artigkeit, daß er den Randar gewinnen ließ? Wer aber ſtand ihm dafür, daß der Randar mit ſeinen ſcharfen Augen es nicht durchblicken würde, Heuchelei, Gefallſucht und dgl. dahinter ſehen könnte? Dennoch entſchloß ſich Kobi für das Letztere; er wollte den Randar gewinnen laſſen. Von Zweien, die mit einander ſpielen, kam er innerlich zum Schluß, will jeder gewinnen und freut ſich Jeder, ſelbſt wenn ihm nur ein kupferner Kreuzer zufällt. Sollte der Randar anders geartet ſein?

Kobi wandte nun die Kriegsliſt an, daß er ſich trotz der ſchlechten Karten anfangs als Meiſter des Spieles bewies; bald darauf ließ er die Flügel hängen, machte auffällige Fehler, und zog ſich eine Niederlage zu, die er wohl vermeiden konnte. Als er beim Umblättern der Karten zufällig nach Mirl ſah, bemerkte er einen Zug ſorgenvoller Traurigkeit auf ihrem Antlitze; unmerklich aber nur ihm verſtändlich, glaubte er ſie ihm zuwinkend geſehen haben. Was wollte ſie? Um Gottes Willen! Hatte er irgend einen Fehler begangen, vor dem ſie ihn warnte? Welchen? Er ſah ſchärfer nach ihr hin; die Traurigkeit war noch nicht verſchwunden, ſie winkte ihm auf's Neue! Nun wußte er es deutlich und klar.

Beim zweiten Spiel beſchenkte ihn das Geſchick mit beſſeren Karten; allem Anſcheine nach konnte er nun ſo leicht gewinnen, wie man die Hand umdrehte: dennoch beſchloß er bei der einmal angenommenen Kriegsliſt zu verharren, nähmlich ſich ſelbſt zu ſchlagen. Der Randar ſollte nicht meinen, ſein Herz klammere ſich an einen Zwanziger. Diesmal beging er noch auffälligere Fehler: der Randar war auch kein Kind im Spiele und benützte jede Blöße Kobi's mit geübtem Scharfblick. Wieder ſah Kobi nach geendigtem Spiele nach Mirls Angeſicht; jener Zug der Traurigkeit lag noch immer darauf, es kam ihm ſogar vor, als ob ſie ihn mitleidig anblickte; ſie winkte nicht mehr. Lebendiger Gott! was hatte er begangen, er war ſich doch keines Fehlers bewußt! Verwirrt, mit Schwindel im Kopfe, Dunkel vor den Augen begann er das dritte Spiel.

Kobi ſpielte wieder ſchlecht; mitten darin ſah er zu Mirl hinan; nun bemerkte er gar Thränen in ihren Augen. Zugleich fühlte er, wie unter dem Tiſche ſein rechter Fuß leiſe, faſt zu leiſe berührt war. Er ſah noch einmal nach ihr hin; tiefes Erröthen zog blitzſchnell über das holde Geſicht, um gleich darauf dem traurigen Zuge wieder Raum zu gönnen. Nun trat Todesſchweiß auf Kobi's Stirne, das Blut gerann ihm in den Adern. Was wollte ſie? Wovor warnte ſie ihn? Denn das empfand er im Tiefſten ſeiner Seele — ſie warnte ihn! Etwa, daß er den Vater gewinnen ließ? Konnte das ein ſolches Vergehen in ihren Augen ſein? Zum erſtenmale im Leben rathlos bemächtigte ſich ſeiner ein verzweifelndes Gefühl, immer düſterer zog es vor ſeinen Augen auf. Nacht umgab ihn, aus der nur Mirls holde Schönheit wie ein Stern glänzte. Aber ohne es zu wollen, hatte er während dieſes Zuſtandes einige Meiſterwürfe gethan; erſtaunt bemerkte er, daß das Spiel zu ſeinen Gunſten ſich umgeſtaltet hatte.

Als er jetzt wieder nach Mirl ſah, war jener Zug verſchwunden, ein mildfreudiges Lächeln ſtrahlte über ihr ganzes Weſen. Meinte ſie es ſo? jubelte es ſtürmiſch in der angſtbefreiten Bruſt Kobi's. Nun ſollte ſie mit ihm zufrieden ſein, der Randar inne werden, daß er einen wirklichen Meiſter vor ſich hatte. Kobi fühlte ſich neugeſtärkt.

In den darauf folgenden Spielen zeigte ſich die neue Kriegsweiſe Kobi's in ihrer ganzen Macht und

Bedeutung; mit den beſten Karten konnte der Randar nicht gegen ihn aufkommen. Zwanziger auf Zwanziger lagerten ſich zur Seite Kobi's hin, wie Siegesbeute aus blutiger Schlacht davon getragen, aber Kobi hütete ſich ſehr, durch irgend eine freudige Miene die Regungen ſeines Inneren zu verrathen. Sein Leitſtern blieb Mirls Angeſicht, es leuchtete noch immer der lächelnde Zug darüber; mit jedem neuen Siege verſchönerte er ſich und kein Wunder wäre es geweſen, wenn Kobi in banger Verwirrung in neue Fehler gefallen wäre.

Endlich nach dem ſiebenten Spiele warf der Randar mit einer haſtigen Bewegung die Karten zuſammen und ſagte mit breitem Gähnen:

„Jetzt iſt genug geſpielt; Du haſt mich ohnehin ſchon zum Bettler gemacht, Jüngel. Gehen wir ſchlafen.“

Kobi ſchob das gewonnene Geld zuſammen und ſtand auf; er bemerkte wohl, daß ihn der Randar dabei fixirte. Aber er that das Geld nicht in die Taſche, er behielt es in der Hand und ging damit geradezu auf die Thüre, die in die Schenkſtube führte.

„Wohin willſt Du?“ rief ihm der Randar nach.

Kobi öffnete, ohne zu antworten die Thüre und rief mit lauter Stimme in die Schenkſtube hinein:

„Iſt einer von den Gäſten noch auf? Der komme her."

Alsbald kamen aus den Winkeln der finſteren Stube, wo ſie ihr Nachtlager aufgeſchlagen hatten, dunkle Geſtalten herbeigeſchlichen, furchtbar anzuſehen in ihren nicht weniger als ſchönen Trachten, und ſtellten ſich an der Thür auf.

„Was wollen Sie, Herr Leben?" meinte Einer in kläglich-ſchläfrigem Tone.

„Da," ſagte Kobi, indem er Einem das Geld gab, „vertheilt das Geld unter Euch, aber friedlich und ehrlich. Hört Ihr's?"

Da hätte man das Heulen und Kreiſchen der ſo reich Beſchenkten hören ſollen! Es war, als ob hungrige Wölfe mitten im Winter auf Beute geſtoßen wären, die ſie nun in Gemeinſchaft verzehrten.

Als Kobi ſich wieder umwendete, ſtand ihm der Randar mit furchtbar drohendem Angeſicht gegenüber. Kobi erſchrack zu Tode.

„Was haſt Du mit meinem Gelde gethan?" fragte er mit der alten ſchreckhaften Stimme.

Wieder ſah Kobi auf Mirl, die neben ihrem Vater ſtand und, wunderbar! noch immer dasſelbe ſtrahlende Lächeln auf ihrem Antlitze trug. Das gab ihm wieder neuen Muth.

„Ich hab's weggeben an arme Leute, Rebb Joſel, die's beſſer brauchen können, wie Sie, und ich," ſagte Kobi mit ruhig entſchiedenem Tone.

„Weißt Du, daß Du ihnen fünf ſilberne Zwanziger geſchenkt haſt!" fuhr der Randar fort. „Darf ein Geſchäftsmann ſo verſchwenden? Liegt's in Deinem Vermögen, ſo viel an arme Leute auszugeben?"

„Mit Spielgeld," meinte Kobi und richtete ſeine Augen feſt auf den Randar, „mach' ich's niemals anders, das behalt' ich nicht bei mir; ich möcht' glauben, es brennt mir die Taſche durch."

„Iſt das auch eine von Deinen Maximen?" ſagte der Randar ſchneidend kurz.

„Ja, Rebb Joſel," entgegnete Kobi, „und ſie wird's auch bleiben."

Der Randar fand, wie es ſchien, keine paſſende Gegenrede darauf; plötzlich wandte er ſich zu ſeiner Tochter um:

„Mirl," ſagte er, „zeig' dem Jüngel, wo er ſchlafen kann. Morgen wollen wir von ſeinem Geſchäft reden. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Randar," rief ihm Kobi nach.

Mirl zeigte ihm ein ſchon offenes Bett, das in der Wohnſtube ſtand. Im Fortgehen beſtrahlte ihn noch einmal das milde Lächeln ihres Antlitzes; es war als ließe es eine gute Botſchaft, ein Beſeligendes zurück für die Träume der Nacht, die zwiſchen jetzt und dem kommenden Morgen als Brücke lag. —

Kobi ging noch einige Zeit ſinnend in der großen Wohnſtube auf und nieder: er überdachte den heutigen Tag. Konnte er damit zufrieden ſein? Zweifel und Hoffnungen wogten gleichmäßig durch ſein Herz, bald ſank die Schale der einen, bald die der andern. Ruhe war es nicht, das in ſein Gemüth kam.

Kaum hatte er ſich entkleidet, als es leiſe an der Thüre pochte.

„Biſt du noch auf?“ ertönte von draußen die Stimme des Randars.

„Ja, Herr Randar!“

Der Randar trat herein, er war noch in ſeiner Tagkleidung, in der Hand hielt er ein brennendes Licht.

„Ich hab' nur etwas ſehen wollen,“ ſagte er, indem er die volle Flamme des Lichtes auf Kobi fallen ließ. „Jetzt iſt's in der Ordnung! Schlaf gut.“

Matt und zerſchlagen erwachte Kobi am andern Morgen aus qualvollem Schlafe; der Schlummer hatte ihn nicht erquickt; über Nacht war das ganze Heer böſer Zweifel und Entmuthigungen über ihn gekommen und hatte arge Verwüſtung angerichtet. So nahe dem entſcheidenden Augenblicke fühlte er ſich ſchwach und abgehetzt; er fühlte, den heutigen Tag könne er nicht ſo beſtehen, wie er den geſtrigen beſtanden hatte. Wie ſollte das enden?

Dann nahm er die Tefillin (Gebetriemen) zur Hand und begann ſein Morgengebet. Anfangs war ſeine Seele nicht dabei; gedankenlos fielen die ſchönen heiligen Worte Zions aus ſeinem Munde. Dann aber überſtrömte es ihn plötzlich wie lauterſte Frömmigkeit, wie wahres Gebet; innig klang jetzt die geweihte Sprache Gottes, lauter und immer lauter quollen ihm die heiligen Worte hervor; er empfand es in der Seele, wie er Gott um etwas Großes und Heiliges zu bitten habe — nämlich um Mirl!

Gerade als er geendigt und im Begriffe ſtand, die Tefillin wieder zuſammenzulegen, trat der Randar herein.

„Gut geſchlafen, Jüngel?“ fragte er derb.

„Wie man zum erſtenmale in einem fremden Bette ſchläft,“ meinte Kobi, der keine Unwahrheit ſagen wollte.

Über die breiten Züge des Randars ſchlich eine Art höhniſchen Lachens.

„Heut' Nacht wirſt du ſchon ruhiger ſchlafen,“ ſprach der Randar in einem Tone, von dem Kobi nicht wußte, ſollte er ihn für ſpöttiſch oder verheißend halten? —

Gleich darauf brachte Mirl das „Anbeißen:“ und wie jedem Liebhaber, kam auch ihm das Mädchen heute viele tauſend Mal ſchöner vor als geſtern. Kobi ſuchte nach einem Lächeln auf ihrem Geſichte, nach irgend einem verheißendem Muſkelſpiel — aber er meinte eher Traurigkeit auf demſelben zu ſehen. Sie wagte es nicht einmal nach ihm zu blicken.

Als das Frühſtück vorüber war, entfernte ſich Mirl, die zwei Männer blieben allein.

„Nun, Jüngel,“ ſagte der Randar nach einer Weile, indem er ſein blaues Taſchentuch, ſeiner Gewohnheit gemäß, wie eine mächtige Fahne entfaltete und über ſeine linke Schulter warf, „wollen wir jetzt von dem Geſchäft reden?“

Auf Kobi's Stirn trat bei dieſem Beginne kalter Todesſchweiß; krampfhaft hatte ſich ſeine Kehle zuſammengezogen, krampfhaft umfaßte ſeine Hand nach rückwärts die Lehne des Stuhles, als fürchte er, irgend ein ſchreckliches Naturereigniß könne ihn von da herunterſchleudern, und dem bodenloſen Nichts überantworten.

„Mein Geſchäft? Herr Randar?“ lallte er tonlos. Dann ſetzte er verzweiſelnd hinzu: „ich hab' ja kein Geſchäft.“

„Du haſt kein Geſchäft mit mir vor?“ ſchrie der Randar mit gewaltiger Heftigkeit und die blaue Fahne auf ſeinen Schultern ſchien ſich rieſig zu entfalten, als ſtünde eine gewaltige Schlacht bevor, „haſt mich alſo gefoppt, Jüngel?“

„Ich hab' eins gehabt,“ ſtotterte Kobi, „aber . . .“

„Du haſt ſehen wollen, ob ich Dir entgegenkomme! Jüngel,“ rief der Randar.

Kobi ſchüttelte düſter verneinend den Kopf.

Da ſchlug der Randar eine Lache auf, ſo gewaltig und erſchütternd, daß ſie an der Stubendecke wiederhallte. Kobi ſchlug erſchrocken die Augen zu ihm auf.

„Meinſt du,“ rief er unter Lachen, mein Jüngel Leben, ich weiß nicht, was Dich für ein Geſchäft zu mir geführt hat? Meinſt du, Joſel Süß der Randar iſt ein Kind von zwei Jahren, dem man den Finger in den Mund ſteckt, damit es beißt? Zu meiner Tochter biſt du gekommen.“

„Wenn Sie's alſo wiſſen, Herr Randar, „ſagte Kobi mit kläglicher Stimme, „ſo lachen Sie mich wenigſtens nicht aus; ich will auch gleich aus Ihrem Haus!“

„Wirſt du gleich ſchweigen?“ gebot der Randar noch immer unter heftigem Lachen, „meinſt du denn, ich laß' dich fort, bis ich mein Geſchäft mit dir abgemacht habe?“

„Allmächtiger Gott im Himmel!“ rief Kobi im Uebermaß ſeines Entzückens, indem er aufſprang, „Sie wollen wirklich, Rebb Joſel?“

Was er ſagen wollte, vermochte er nicht fortzuſetzen, alles Blut war ihm nach dem Kopfe geſtrömt.

„Hör' mich an, Jüngel,“ ſagte der Randar, mit einem Male wieder ernſt werdend „Schon geſtern Abend, wie du aus dem Wagen geſtiegen biſt, hab' ich gewußt: der kommt zu meiner Mirl. Ich bin dir entgegen getreten wie ein Bär, und hab' dich angeſchnauzt wie ein Wolf, du aber haſt dich nicht gefürchtet und das hat mir zuerſt beſonders an dir gefallen. Sag's ſelbſt, bin ich dir nicht wie ein Bär, oder wie ein ander wild' Thier vorgekommen?“

„Fein waren Sie gerade nicht, Herr Randar,“ ſagte Kobi nun ſeinerſeits verlegen lachend.

„Ich hab' mir gleich gedacht: wenn das Jüngel auch in andern Stücken ſo wär', hätt' ich dann für meine Mirl zu ſorgen? Du kannſt ſie nicht zählen, die alle ſchon da waren, um mein Kind zu ſehen, mein goldig Mädel. Oft waren's feine junge Leut' ſind wie die Prinzen hergekommen, haben groß gethan und die Flauſenmacher geſpielt; wenn ich ihnen aber hinein geſehen habe in den Hals, ich mein' in ihr inwendiges Weſen, da hab' ich lauter Schmutz und Unkraut gefunden. Die Leut' hätten mir meine Mirl aus dem Haus forttragen ſollen? Eher hätt' ich mich ſelbſt in das Grab neben mein gut Weib gelegt. Einer hat dir ganz vergeſſen, daß er in einem frommen Judenhaus iſt, hat gar nicht gewußt, daß es eine Meſuſeh in der Welt gibt, ein Anderer hat nicht einmal benſchen können. Noch ein Dritter hat mir wie ein Spieler von Profeſſion mein Geld abgewonnen; ein anderer hat nicht gewußt einen Sack Wolle von einem Haſenhäutchen zu unterſcheiden, ein Fünfter endlich, der hat wieder zu viel gewußt, und hat mich belehren wollen, wie ich dies und jenes in meinem Geſchäft anzufangen hätte, als wenn ich ein viermonatlich Kind und er ein Greis von achtundſiebzig Jahren wäre. Ich werd' nicht fertig bis in die Nacht hinein, wenn ich dir Alles wollt' erzählen. Da bin ich manchmal fuchswild geworden, hab mich nicht genirt, und hab' dieſen Leuten Wahrheiten geſagt, an die ſie ihr Lebtag denken werden. Du aber haſt mir von Anfang an gefallen, ich muß dir's ins Geſicht ſagen. Nur hab' ich gezittert, daß auch du nicht beſtehen wirſt. Ich ſag' dir: wäreſt du nicht beſtanden, Jüngel, ich hätte meine Tochter eine alte Jungfer werden laſſen.“

Der Randar hielt inne. Kobi wagte es kaum zu athmen.

„Ich hab' aber bald geſehen,“ fuhr der Randar mit unterdrückter Weichheit des Gefühles fort, „daß du der Mann biſt, wie ich ihn für mein Kind brauche. Du biſt ein guter Geſchäftsmann, kennſt dich aus in der Welt und haſt offene Augen, die mehr werth ſind, als Geld und Gut. Du biſt mir auf Nichts eine Antwort ſchuldig geblieben. Gute Geſchäftsleut' waren die zwar auch, die zu mir gekommen, aber wie ich dir erzählte, der Eine hat bald den, bald jenen Fehler an ſich gehabt. Du biſt auch kein Spieler von Profeſſion und biſt kein Heuchler. Du hätteſt mich können gewinnen laſſen, und haſt's doch nicht gethan. Was mir aber beſonders an dir gefallen, das iſt dein geſetzt Weſen, und daß du ein Jud' biſt. Es gibt Leute, denen iſt gerade das nicht recht: die laſſen Manches krumm ſein, nur wenn man kein Jud' iſt. Dazu gehör' ich nicht; mein Kind braucht ein jüdiſch Herz, ein fromm Gemüth, und das haſt du. Dein „Benſchen“ und Teffillimlegen geht mir nicht aus dem Kopf. Und ſelbſt in der Nacht, wie ich zu dir gekommen bin, haſt du dein „Arbeh Kanfes“ umgehabt. Jetzt frag' ich dich nur Eins: Willſt du meine Mirl? oder willſt du ſie nicht?"

„Herr Randar, Herr Randar!" ſchrie Kobi ſtürmiſch, „Sie fragen mich noch? Aber Sie wiſſen ja noch gar nicht, wer ich bin?"

„Hab' ich dich ſchon gefragt darum?" ſagte der Randar ernſt, „oder brauch' ich's ſelbſt zu wiſſen? Meinſt du, ich kenn' dich nicht? Und wenn du eines Schulklopfers Sohn wärſt, ſo zieh' ich mein Wort auch nicht zurück. Willſt du's aber durchaus ſagen, ſo hab' ich auch nichts dagegen; nur mußt du's dann meiner Tochter ſagen."

Während dem hatte ſich die Zimmerthüre leiſe geöffnet; auf der Schwelle erſchien Mirl, das Geſicht von Thränen überſtrömt, aber durch die Thränen glänzte wieder daſſelbe ſiegreiche Lächeln, das ihm geſtern als Leitſtern gedient hatte.

„Was meinſt du denn, mein Kind Leben," fragte der Randar voll Innigkeit. „Du haſt mir ja geſagt, daß du den, oder keinen Andern willſt! Iſt es vielleicht nicht wahr?" —

Unhörbar, auf leiſen Socken wollen wir an dem Glücke vorüberhuſchen, das in dem Randarhof zwei Menſchen einander zuführte, die ſonſt einander niemals gefunden hätten. Solche Momente dürfen mit langen

Reden nicht „beſchrieen,“ ſie müſſen ſchweigend hingenommen werden.

Kobi begriff das vollkommen; er ſprach nicht von ſeinem Glücke; er genoß es in den wenigen Stunden, die er noch auf dem Randarhof verweilte!

Gehen wir vorüber!

* * *

Eine „Gelegenheit“ rollt in ſpäter Nacht durch die Gaſſe; vor dem Hauſe mit den drei Nußbäumen davor hält ſie; in der Stube brennt noch Licht. Vater und Mutter warten noch des heimkehrenden Sohnes; die Letztere in aller Pein und Qual eines beſorgten Gemüthes. Kobi ſtieg aus: ein Freudenſchrei tönt aus der Stube.

„Biſt du nur geſund und wohl auf, mein Kind?“ fragt Perl, die den Sohn ängſtlich nach allen Seiten belugte, nach den erſten Umarmungen. „Hat er dir nichts gethan?“

„Ganz geſund und wohl auf, Mutter Leben,“ antwortete Kobi lächelnd, „es fehlt auch nicht ein Nägele an mir.“

„Und unſer Geſchäft?“ fragte Rebb Wolf.

„Ganz gut ausgefallen, Vater Leben,“ entgegnete Kobi.

„Ich hab' mir's auch gedacht" meinte Rebb Wolf mit väterlichem Stolz, „wenn ich dich ſchick'!"

Da ging Kobi gerade, als es ſich keiner verſah, zum Paradekaſten, worauf in faſt militäriſcher Ordnung ſchöne Porzellanteller und Kaffeeſchalen, die noch aus den Zeiten von Perls hundert und zehn Jahre altgewordenen Großmutter herſtammten, und nahm die ſchönſte der goldgeränderten Schalen. Mit einem Male ſchleuderte er ſie mit aller Kraft auf den Boden, daß ſie in hundert kleine Scherben zertrümmert ward.

Perl ſchrie laut auf vor Schreck.

„Lebendiger Got!" rief ſie, „was machſt du, Kobi? meine ſchönſte Schal'!" . . .

Da ſah ſie Kobi lächelnd an in ihrem Schrecken und ſagte nach einer Weile:

„Mutter! haſt du mir nicht, wie ich noch ein kleines Kind war, immer geſagt, du hebſt die Schale für mich auf? Möchteſt du ſie denn nicht für deinen Sohn hergeben, wenn er dir eine Schwiegertochter mitbringt?"

Sprachlos ſtarrten ihn die Eltern an.

„Um Gottes Willen," rief dann Perl, „du biſt doch nicht . . ."

„Ja, Mutter Leben," ſagte Kobi, „ich bin Bräutigam, wenn Ihr nämlich Beide nichts dagegen habt."

„Mit wem denn?“ kam es aus einem Munde.

„Mit des Randars Tochter!“ —

„Und des Vorſtehers Sohn?“

„An den hab' ich gar nie gedacht!“

Kobi gab erſt ſpäter ſeinen Eltern die Geſchichte ſeiner Brautbewerbung, aber nur in den allgemeinſten Umriſſen. Das Wichtigſte verſchwieg er, das behielt er dankbar in ſich, nämlich, daß alle Verſtellung und Kunſt nichts vermocht hatten vor dem zündenden Strahl der Liebe, vor der Wahrheit Gottes! Natürlich machte die Verbindung Kobi's mit der Tochter des Randars „ungeheueres“ Aufſehen; es ward davon geſprochen als von dem größten Ereigniſſe, das ſeit Jahren ſtattgefunden. Merkwürdiger Weiſe wunderte man ſich nicht darüber, man hatte ſo etwas von dem „Min“ erwartet!

Der Vorſteher fand es, wie begreiflich, nicht in ſeinem Intereſſe, den Leuten die Geſchichte mitzutheilen, wie er ſelbſt die Leiter zu Kobi's Erhöhung geweſen. Dennoch kam ſie weit und breit herum erſt als ſtilles Geflüſter, dann allmälig als große Lärmtrommel, die durch halb Böhmen in allen Ohren dröhnte.

Der Randar hat ſich in Kobi nicht getäuſcht. Der Segen Gottes ruht ſichtbar auf der Ehe des „Mins.“

Franzesuß.

Das ſchönſte Haus in der ganzen Gaſſe, das ſo vornehm und ſtattlich vor den andern Häuſern ſich herausdrängt und dennoch mit den großen, hellen Fenſtern ſo traulich niederblickt, heißt allgemein das „Kartenhaus.“ Wer es nicht kennt, ſondern davon nur hat ſagen hören, wird vielleicht meinen, es ſei loſe und luftig gebaut, wie eines jener papierenen Häuschen aus Kartenmauern, die der leiſeſte Hauch des Mundes umbläſt, daß die Trümmer weithin in grauenhafter Unordnung den Tiſch bedecken. Denen wollen wir nur ſagen, daß das Haus ein mit ſo ehrenhaft dicken und redlichen Mauern ausgeſtattetes iſt, daß es ſelbſt in Jericho vor dem ſchrecklichen Poſaunenſchalle nicht erſchrocken wäre. Andere, die klüger und gewitziger ſind, werden wieder rathen, es habe einmal ein Kartenmaler darin gewohnt, was uns aber nur ein mitleidiges Lächeln entlocken würde. Ein Kartenmaler! Was ſollte, fragen wir, ſolch eine „Profeſſion“ in der

Gaſſe? Iſt das ein Handwerk, das ſein tägliches Brot abwirft, davon man ſeine Steuern, die „direkten“ ſowohl als die „indirekten“ bezahlen kann? Dennoch hat es ſeinen Grund, warum das Haus ſo und nicht anders heißt. Es iſt nämlich wirklich auf eine Karte gebaut worden . . . aber weiter dürfen wir nicht mehr vorgreifen, denn wir würden uns damit die eigentliche Geſchichte „verſchütten,“ die eben die Geſchichte einer Karte iſt.

Die meiſten Leute in der Gaſſe können ſich deſſen erinnern, als wenn es heute geſchehen wäre: wie eines Tages Maurer und Zimmerleute gekommen waren, und wie ſich bald darauf mitten aus den Gerüſten der Bau dieſes Hauſes erhob. Noch deutlicher iſt in Aller Gedächtniß die Grundſteinlegung. Wenn ſie daran denken, ſehen ſie aus dem Nebel ihrer Erinnerung zwei Geſtalten heraustreten, ein blühend junges Weib und einen kräftig gebauten Mann, die zu den Klängen einer ſchallenden Muſik einen luſtigen „Redowak“ tanzen, und dieſe Klänge müſſen ſo lebendig in ihren Seelen klingen, daß hie und da Mancher auch noch Worte dazu findet, und mit einem Male hört man Äußerungen, wie etwa folgende: „Vor Zeiten hat's doch ganz kurioſe Leut' gegeben! Es ſoll ſich's jetzt ein Mädchen einfallen laſſen, und mit einem „Franzefuß“ die reichſte Partie in der Gaſſe kriegen. Wo hört man das jetzt? Geld muß ſie haben wie Heu, und von einem Franzefußſpiel darf gar keine Rede ſein. Dafür muß ſie aber auf dem „Fopp dich allein“ (in welch' merkwürdiger Verballhornung das Fortepiano in der Gaſſe erſcheint) ſpielen können, daß die Vögel auf dem Dache Krämpfe davon bekommen. Ja, jetzt ſchämt' ſich ſo ein Mädchen ganz erſchrecklich, und möcht' Einem, der zu ihr auf die Beſchau kommt, und ſie befragt: „Kannſt du Franzefuß ſpielen?“ die Augen aus dem Geſicht kratzen.“

„Merkwürdig iſt's, wie ſich die Zeiten geändert haben.“

Spötter aus den umliegenden Gemeinden haben auf Grund ſolcher Läſterungen auch die wunderſame Mähre zu verbreiten gewußt, daß alle Mädchen in jener „Gaſſe“ ſich noch jetzt vortrefflich auf den Franzefuß verſtehen, beſſer, wie ſie ſagen, als auf ein ſchön genähtes Hemd, daß aber demungeachtet noch keine einzige „Beſchau“ darnach gefragt habe.

Das Kartenhaus hat übrigens von jeher eine gewiſſe Bedeutſamkeit in der Gaſſe gehabt, wie denn gewiſſe Menſchen und Sachen das Eigenthümliche haben, aus der Leute Mund niemals herauszukommen. Noch ehe ſich nämlich der neue Bau erhob, ſtand dort ein altes, verwettertes Haus, dem es Niemand angeſehen hätte, daß ſich darin das größte Wunder der ganzen Gemeinde aufhielt. Dieſes Wunder waren drei Leute: Rebb Aſcher Spitz, deſſen Ehefrau Hindel und das Söhnlein Beider, das wir kurzweg „Bär“ nennen wollen. Alle drei haben das merkwürdige Glück gehabt, jedes in ſeiner Art ſich ſo lebhaft in das Gedächtniß ihrer Zeitgenoſſen einzuprägen, daß nichts im Stande iſt, ſie daraus zu verdrängen. In der That haben auch alle drei, jedes in ſeiner Art, etwas Apartes gehabt, was man in der Gaſſe mit dem kurzbedeutſamen Worte „Stuß“ bezeichnet.

Nehmen wir, weil es ſich überall ſchickt, auf Rang und Altersklaſſe gehörig Bedacht zu nehmen, zuerſt Rebb Aſcher Spitz vor, ſo war das ein Mann, dem ſich ſonſt gar nichts Übles nachſagen ließ, weder im Guten noch im Böſen. Man ſchrieb ihm einen fabelhaften Reichthum zu; auch hatte er bereits zum fünftenmale die Stelle eines Gemeindevorſtehers begleitet. Er war ein ſtiller, ſchweigſamer Mann, deſſen Tagesgeſchäft darin beſtand, eine Meerſchaumpfeife nach der andern zu ſtopfen und dazu mit ſeiner Hindel oder ſeinem „Bärele“ einen Franzefuß zu ſpielen. Zu größeren Anſtrengungen vermochte ſich Rebb Aſcher nicht aufzuraffen. Es war ihm genug, wenn ihm früh Morgens nach dem „Oren und Anbeißen“ auf die Frage: „Hindel wollen wir?“ die ergänzende Antwort: „Ja, Aſcher, wir wollen,“ entgegentönte. Nach dem Mittageſſen war es nur die natürliche Folge, daß die nämliche Frage eine gleiche Antwort finden mußte; und auch Abends, wenn die Lichter angezündet wurden und Ruhe ſich herabſenkte auf die ermattete Gaſſe, — wer kann ſich da wundern, daß Rebb Aſcher ſelbſt, müde und erſchöpft von den Mühen des Tages wieder einen jener Blicke nach ſeiner Frau warf, den nur ſie verſtand und der in Worte überſetzt: „Hindel, wollen wir?“ lautete und daß Hindel darauf mit klarer Stimme die Antwort gab: „Ja Aſcher, wir wollen.“

Hindel gehörte übrigens zu jenen Frauen, denen man auf den erſten Blick das „Gut Leben“ anſieht. Groß und breittretig war es, als ob ein dreimaſtiges Schiff daher brauſte, wenn ſie einmal, was ſelten geſchah, durch die Gaſſe ſchritt. Die Leute hielten ſie für ſehr ſtolz und ſagten ihr nach, daß ſie nicht weinen könne. So etwas will unter Menſchen, denen die Thräne mit merkwürdiger Leichtigkeit aus dem Herzen in das Auge ſteigt, mehr ſagen als man glauben wird. Es erinnerte ſich Keiner, ſo weit er zurück denken konnte, jemals Hindel Spitz weinen geſehen zu haben: ſelbſt am Jom Kippur bei den „heiligſten“ Stellen konnte das aufmerkſame Auge keine Spur einer Thräne an ihr entdecken. War das ein Unglück? War es eine Krankheit? Es gab in dieſem Punkte heftig ſtreitende Parteien, die ihre Anſicht mit aller Hartnäckigkeit vertheidigten. Eigenthümlich war es, daß ſich zuletzt eine Art gieriger Sehnſucht Aller bemächtigt hatte; jede Partei, und darunter namentlich die Frauen, warteten auf die Stunde, in der ſich jenes Unglück, und die Krankheit, wie Andere meinten, wenden oder brechen mußte. Endlich werde ſie doch weinen müſſen, ward allgemein angenommen, denn ſie werde ja nicht eine Ausnahme von der Regel machen wollen? Sei das erhört, daß ein Judenweib nicht eine Thräne vergießen könne? Gott, der Lebendige, beſchütze und bewahre Jede vor ſo einem Unglück, aber man werde ſchon ſehen, wie ihr das einmal mit „Procent“ würde zurückgezahlt werden, denn Gott laſſe nicht mit ſich ſpielen, der wolle, daß eine Frau weine, ſei es um was immer. Denn zu weinen habe ſie ſtets, und wenn ſie es durchaus nicht könne, ſo müſſe ſie ſich dazu zwingen. Nun, ſo weit ließ ſich Hindel nicht herab. Sie war in ihrem Sinne eine jener ſtarken und gewaltigen „Regierungen“ die ſich um keinen Preis vom „Volkswillen“ etwas abtrotzen laſſen wollen. Hindel ſolle ſich zum Weinen zwingen? Hatte ſie das nöthig? Gerade Naturen ſolcher Art werden durch einen Widerſtand, der ihnen entgegentritt, noch ſchärfer und kantiger, und was bei ihnen Anfangs nur Gewohnheit und angebornes Thun war, das verkehrt ſich zuletzt in ein Recht. Man wird es nun leicht glauben, daß Hindel trotz aller Forderungen des „Volkswillens“ es zu keiner Thräne brachte.

Zudem hatte Hindel ſtets etwas vor Augen, etwas Lebendes und nach ihren Begriffen noch nie Dageweſenes, an dem ſie mit großer Freude hängen konnte. Das war ihr „Bärele.“ Wenn ſie und ihr Mann auf das Kind ſchauten, das einzige ihrer Ehe, wie es immer größer und gewaltiger vor ihnen aufſchoß, dann erfüllte ſie Beide ein Stolz und ein Behagen, die es bekanntlich auch zu keiner Thräne bringen können. Das „Bärele“ war zwar in den Augen aller denkenden Leute ein „Bär,“ der mit Tatzen auf die Welt gekommen zu ſein ſchien, aber was that das der elterlichen Zärtlichkeit? Dieſe bleibt ſtets ein Geheimniß, ein größeres, als ſich irgendwo im Menſchenherzen verbirgt. Labt ſich das Eine an der geiſtigen Entwickelung des Kindes, an deſſen vielverſprechendem Weſen, ſo verwirft das alles die Andere und klammert ſich gerade an Eigenſchaften, die eben nicht in den Büchern über Erziehung angeprieſen zu werden pflegen. Bärele oder wie er im Munde der Leute naturgemäßer hieß, Bär, war gerade kein Muſter deſſen, was man einen aufgeweckten „eiſernen“ Kopf nennt; er war eher träge als lebendig, eher ungeſchlacht und ungelenk, als fein und manierlich; aber er beſaß eine Eigenſchaft, die in den Augen ſeiner Eltern ganze Goldlaſten aufwog, die ſich täglich ſchöner und ſchöner entwickelte, täglich mehr und mehr Blüthen anſetzte, daß ſie zuletzt als ein prächtiger Baum ſtand. Bärele hatte nämlich im „Franzefuß“ ſeine Eltern weit überholt; er war ihr Meiſter geworden.

Wie „Bärele“ das angeſtellt, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit die alten Meiſter weit zu überfliegen, das zu erzählen bedürfte mehr als einer Blattſeite. Genug, Bärele hatte ein angeborenes Genie für „Franzefuß,“ wie denn auch der große Napoleon ſchon in den Kinderſchuhen den künftigen Feldherrn gezeigt haben ſoll, als ihm freilich noch, ſtatt der Kanonenkugeln, Kieſelſteine und derbe Holzprügel zu Gebote ſtanden. Dieſes Genie trat denn auch ſchon in Bärele's achtem Jahre in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit zu Tage; es war ein denkwürdiger Moment. Von freien Stücken, als wäre plötzlich eine Offenbarung über ihn gekommen, ſagte Bärele eines Tages, nachdem Rebb Aſcher ſeiner Hindel einige Spiele abgewonnen hatte und ſie darüber ſehr verdrießlich geworden war:

„Was wett'ſt du mit mir Vater, daß ich dir den erſten Franzefuß gleich abgewinne?“

Nun haben wir bereits geſagt, daß Rebb Aſcher keineswegs zu den geſprächigſten Menſchen gehörte; wie jeder Spieler aus langer Gewohnheit hatte er ſich faſt das Reden abgewöhnt, denn es ſoll das Glück „verſchreien“; aber diesmal brach der lange zurückgedämmte Redeſtrom gewaltig hervor. Erſt „ſchüttelte“ er ſich, wie man ſagt, einige Minuten vor Lachen aus, das ihn faſt zu erſticken drohte, dann rief er mit einer Stimme, aus der Jubel und Spott, Freude und Hohn zugleich heraus tönten:

„Du willſt mit mir ſpielen, Bärele? Du willſt mir einen Franzefuß abgewinnen? Was ſagſt Du zu dem Jüngel, Hindel?“

„Was wett'ſt du mit mir, Vater?“ wiederholte noch einmal Bärele.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ ſchrie dagegen Rebb Aſcher, „das Kind meint es im Ernſt! Mit mir alſo, mit Aſcher Spitz willſt du ſpielen, dem ſelbſt deine Mutter Hindel, die ſich doch gut darauf verſteht, nicht beikommen kann? Bärele, was fällt dir nur ein?

Haſt du dir's auch gut überlegt, in was du dich einlaſſen willſt? Ich ſag' dir, es iſt kein Spaß, mit Aſcher Spitz einen Franzeſuß zu ſpielen. Größere Leut' wie du möchten ſich früher den Finger auf die Stirn legen und ſich fragen: Soll ich? oder ſoll ich nicht?"

„Ich frage dich ja, Vater," meinte Bärele mit einem Tone, den ein gewiſſes Gekränktſein durchklang, „ob du mit mir wetten willſt?"

Nun warf Rebb Aſcher einen merkwürdigen Blick voll Staunens auf das Kind. Das Lachen, das breit und ungeſchlacht ſchon zu den Lippen herausquoll, erſtarb darauf; er war vollſtändig verblüfft.

„Hindel, was ſagſt du zu dem Jüngel?" rief er endlich nach langer Pauſe zu ſeiner Frau hinüber.

Hindel mochte in ihrem freudigen Muttergefühl nicht ſogleich die Worte finden, die groß und bedeutend genug waren, um ihre Bewunderung über des Kindes Kühnheit auszudrücken, aber ſie machte ihrem Manne über den Kopf Bärele's hinweg ein Zeichen, das dieſer ſehr gut verſtanden haben mußte.

„Bärele," ſagte er mit einem Ernſte, dem nur wenig zum Erhabenen fehlte, „haſt du dir's wirklich überlegt, was du unternehmen willſt? Ich ſag' dir's noch einmal: du ſpielſt mit Aſcher Spitz, dem ſelbſt deine Mutter Hindel, die doch ein eiſerner Kopf iſt, nicht beikommen kann. Haſt du dir's überlegt?"

„Ja, Vater," ſagte Bärele mit großer Entſchiedenheit.

„Nun," meinte Rebb Aſcher mit der feierlichſten Stimme, die ihm zu Gebote ſtand, „ich will ſehen, was du vermagſt. Das ſag' ich dir aber, Bärele, wenn du mir den erſten Franzeſuß abgewinnſt, dann — es gibt gar nichts ſo Schönes in der ganzen Gaſſe, du kannſt in was für ein Gewölbe du willſt hineingucken, was du von mir nicht bekommen könnteſt."

Bärele ſchwieg, wahrſcheinlich im Gefühle jener Uiberlegenheit, die es nicht gerne bei Worten bewenden läßt, ſondern lieber die That ſprechen laſſen will.

„Und jetzt nimm das Paſch Karten," ſagte Rebb Aſcher kurz, „und gib aus. Miſch' aber gut. Haſt du Kreide."

„Ja, Vater," ſagte der Knabe und ſetzte ſich in den breiten Lehnſtuhl, der ſonſt ſeiner Mutter zum Spielſitz diente.

Schon die Art und Weiſe, wie Bärele das „Paſch" Karten umbog, damit die einzelnen Blätter gerade und abgeſondert beim „Miſchen" hervorgingen, erregte Rebb Aſchers Erſtaunen; kein „alter" Spieler hätte das beſſer zu Wege gebracht. Brennend lagen die Augen auf der kleinſten Geberde des Kindes, und was das Schönſte war, Bärele that das alles mit einem Ernſte und einer Würde, wie ſie ebenfalls nur ein alter Spieler, etwa ein Aſcher Spitz, nach vielen Kämpfen und Erfahrungen, gleichſam als Siegesbeute vom Schlachtfeld heimzutragen pflegt. Das „Miſchen“ der Karten ſelbſt war freilich, weil die Finger Bärele's damals noch nicht den „Bären“ verriethen, mit einiger Unbehilflichkeit verbunden, aber er brachte es „ganz wohl“ zuſammen. Es fiel keine Karte daneben, und wer da bedenkt, daß Bärele zum erſten Male auf einem Schlachtfelde ſtand, und daß ſein Gegner Rebb Aſcher Spitz hieß, wird das wohl zu würdigen wiſſen. Es iſt manchem Soldaten, der es ſpäter bis zum General gebracht hat, Ärgeres wiederfahren, wenn er zum erſten Male das unheimliche Geſchnatter der Flintenkugeln um ſich vernahm.

Jetzt begann das Spiel. Es iſt freilich eine beſtattigte Thatſache, daß das Glück ſogleich dem Knaben ein aufmunterndes Lächeln zuwarf, indem es ihm die beſten Karten aus dem geheimnißvoll waltenden Schooße des Zufalls ertheilte. Aber was wollte das im Grunde ſagen? Haben wir es nicht erlebt, wie mancher Feldherr, um bei unſerm Gleichniſſe zu bleiben, trotz der beſten „Poſition“ und mit den beſten Streitkräften den Kürzeren gezogen hat? Zudem, was nützen die günſtigſten Karten, da es hier ein Anfänger mit einem geübten Spieler zu thun hatte?

Hindel hatte ſich als neutrale Macht zwiſchen die beiden ſtreitenden Parteien geſtellt, nicht um zu vermitteln, ſondern bloß um zu ſehen, wie der ſonderbare Kampf, der mit ſo ungleichen Waffen geführt wurde, endigen würde. Man kann übrigens annehmen, daß ſich ihre Wünſche und Neigungen mehr der ſchwächeren Partei, ihrem Kinde zuneigten, ſchon des Spaßes wegen, den auf ſein Franzefußſpielen „eingebildeten“ Mann einmal, und dazu von Bärele gedemüthigt zu ſehen.

Aber ihre zuwartende Stellung löſte ſich in ſtarres Staunen, endlich in leidenſchaftliche Theilnahme an dem Geſchicke Bärele's auf. Das Spiel des Knaben hatte, wie man anderwo ſagen würde, ihr „Intereſſe“ rege gemacht; unwillkührlich, nicht als wenn es ihr eigenes Kind, ſondern ein ganz Fremder wäre, war ſie auf ſeine Seite getreten. Aber Bärele ſpielte auch — es war wie ein Wunder, das vor den Augen Rebb Aſcher's leibhaftig ſich zutrug. Im Beginne flimmerte ſo eine Art ſpöttiſchen Lächelns um ſeinen Mund, doch dieſes verſchwand allmälig, je kühner und bewußter Bärele in die Windungen des Spieles hineingerieth, um einer gewiſſen ſtummen Verbiſſenheit Platz zu machen. Bärele verſtand ſich wirklich auf den

Franzefuß. Woher? und wie ihm das gekommen, das zu erforſchen, fiel weder Aſcher noch Hindel in dem Augenblicke ein; ſie ſahen beide in dem Kinde einen Spieler, für und gegen den ſie Partei genommen hatten. Nur einmal ereignete es ſich, daß Bärele, der dahin mit eiſiger Kälte den immer hitziger werdenden Angriffen ſich entgegenſtellte, in einer Karte fehlging, worauf Hindel, die den Fehler mit geübtem Blicke ſogleich erkannt hatte, einen Schrei ausſtieß, als ob Bärele hart an einem gähnenden Abgrund geſtanden und in Gefahr geweſen wäre in eine ſchwindelnde Tiefe zu ſtürzen. Dadurch wurde Bärele aufmerkſam gemacht und verbeſſerte ſchnell ſeinen Fehler. Da hätte man aber den Zorn Rebb Aſcher's ſehen ſollen! Er wurde purpurroth im Geſicht und mit der Fauſt ſchlug er auf den Tiſch, daß er davon erdröhnte. Dann ſchrie er:

„Was ſagſt du ihm ein, Hindel, was er ſpielen ſoll? Er ſpielt ja beſſer als ich!“

„Aſcher,“ meinte Hindel beſchwichtigend, „was ereiferſt du dich? Vergiß doch nicht, mit wem du es zu thun haſt.“

Das kühlte den „alten Spieler“ ein wenig ab; er mochte es fühlen, daß ſein väterliches Anſehen unter allen Umſtänden aufrecht erhalten werden mußte. Sei es nun, daß der Ärger ihn verwirrte, oder daß Bärele's plötzlich offenkundiges Genie wirklich geſiegt hatte — der erſte „Franzefuß" ging unwiderruflich für Rebb Aſcher verloren; er mußte die Waffen ſtrecken. Er that es aber widerſtrebend, und in ſeiner Seele wogten zugleich zwei feindliche Gewalten: Beſchämung und Freude. Wer weiß, was geſchehen wäre, hätte Hindel nicht mit ihrer klugen Beſchwichtigung ſeinem Zorne ſchon früher die Spitze abgebrochen.

„Soll Einer ſagen," rief er, „daß jetzt nicht eine andere Welt iſt! Die Kinder ſind auch jetzt geſcheidter, als ſie zu meiner Zeit waren, und kommen gleich mit einem ganz andern Verſtand auf die Welt! Bärele, ich halt', was ich verſprochen habe, und wenn Du ein Schloß geſchenkt haben willſt, ſo kauf' ich Dir's auch."

Wir haben zwar guten Grund anzunehmen, daß die Freigebigkeit Rebb Aſcher's, als es zur That kam, ſich etwas weniger königlich bewies; aber wenn es auch kein Schloß war mit Park und Hirſchen darin, ſo war es doch ein „drapfarbener" Spenſer mit gelben Knöpfen daran, die wie Gold ausſahen, den Bärele als Spielbeute davontrug. Noch größer war aber der moraliſche Erfolg des Sieges. Bärele hatte ſich mit einem Male in dem Herzen ſeines Vaters ein großes Thor aufgethan, durch das Liebe und Bewunderung, Stolz und Hoffnung ein- und ausgingen. Von nun an war Bärele eine dem „alten“ Spieler ebenbürtige Macht geworden, die Anſpruch auf eine gewiſſe Achtung hatte, und dem gemäß auch behandelt wurde.

Bärele wurde nämlich förmlich zum Spielgenoſſen ſeines Vaters erhoben; allmälig löſte er ſeine Mutter vollſtändig von ihrem bis dahin innegehabten Wachtpoſten ab, denn Rebb Aſcher wollte mit keinem Andern „Franzefuß“ ſpielen, als mit ihm. Man wird nun leicht begreifen, daß ein ſolches Verhältniß bedeutende Folgen haben mußte. Wie ſoll ein Vater, der ſich mit ſeinem Söhnlein in einer Stunde wegen eines ſchlechten „Königs“ oder eines fälſchlich angegebenen „Fußes“ herumzankt, demſelben Bärele eine Stunde darauf Vorwürfe machen können, daß ſich der Lehrer über ihn beklagt, und daß in ſeinen Kopf nichts hineingehe, weder Bibel, noch Rechnen, noch Rechtſchreibung und Sprachlehre? Wie ſoll der Vater auf der „Höhe“ perſönlichen Anſehens ſtehen können, wenn ihm ein Bärele vorwerfen darf, nicht „er“ ſondern „er“ habe in der Karte ſich geirrt, und die Additionsfehler im Zuſammenzählen der „Füße“ ſeien vom Vater und nicht von ihm gemacht worden? Die Folgen einer ſo weiſen Erziehung konnten natürlich nicht ausbleiben. Bärele mochte thun, was er wollte oder auch nicht wollte, es kümmerte dieß den genügſamen Rebb Aſcher nur wenig. Jedes Hindeuten auf die Zukunft, daß man das Kind doch nicht wie einen Baum aufwachſen laſſen könne, daß es doch etwas Anderes noch gäbe, als die Kunſt, einen Franzefuß zu ſpielen, wurde von dem ſchweigſamen Manne gewöhnlich mit wenigen Worten abgefertigt.

„Laßt mir nur mein Bärele, wie ihn Gott geſchaffen hat, ich will ihn gar nicht anders. Warum? iſt Franzefuß ſpielen keine Kunſt? und ſoll nicht jeder Menſch eine Kunſt können? Mein Bärele hat dafür Genie, und er wird's damit weiter bringen als Mancher, der in ſeinem Leben keine Karten angerührt hat. Denn wenn ſich einer auf Franzefuß verſteht, hat er zu allem Übrigen auch Verſtand. Schadet es mir, daß ich es ſpiele? ſchadet es meiner Hindel? Es geht uns Beiden ganz wohl, und jedes Judenkind könnt' ſich wünſchen, wenn es ſo ausſehen könnte, wie ich und mein Hindel.“

Hindel ſelbſt wurde nach einem ſo feinem Komplimente noch einmal ſo „breit“ und blähte ſich auf wie ein Pfauenrad; denn ſie war an dem wundeſten Flecke ihrer Seele angenehm berührt worden.

„Ja, laßt mir nur mein Bärele, wie es iſt,“

ſagte ſie dann gewöhnlich, und nahm dabei eine hochtrabende Miene an. „Was wollt Ihr von ihm? Geld wird das Jüngel immer haben, und Einer, der ſich ſeine Stub' mit Zwanzigern pflaſtern kann, wenn er will, wird ſich doch nicht geniren einen Franzefuß, ſo ein unſchuldiges Spiel zu ſpielen?“

Was Bärele ſelbſt betraf, ſo ſagte er zu ſolchen Äußerungen gar nichts; man will nur bemerkt haben, daß er an ſolchen Tagen gerade ſich nichts abgewinnen ließ, und daß Rebb Aſcher ſehr aufmerkſam ſein mußte, wenn er ihm beikommen wollte. —

Es war merkwürdig, aber eigentlich kann es Niemand wundern, wieſo Bärele bei einer ſolchen Erziehung groß und ſtark werden konnte. Bärele war vierundzwanzig Jahre alt geworden, aber er ſah wenigſtens um ſechs Jahre jünger aus, ſo gut war ihm die ſüße Gewohnheit ſeines Daſeins bekommen. Es gab in der ganzen Gaſſe keinen ſo ſtarken und hoch aufgeſchoſſenen Jungen, als ihn. Dabei ließ ſich ihm nichts Böſes nachſagen; er war ſehr gutmüthig, beleidigte Niemanden vorſätzlich, und da er ſelten unter die Leute kam, war er auch ſcheu wie ein junges Mädchen. Er konnte auch merkwürdiger Weiſe keinem jungen Mädchen in die Augen ſehen, vielleicht weil ihm die „Königin“ des Franzefußes zu ſehr darin ſaß. — Das änderte ſich freilich Alles eines Tages wie mit der Schnelligkeit des Blitzes.

Tief in dem verſteckten Winkel, der zwiſchen der „Schul“ und dem Gemeindehaus eingekeilt iſt, ſtand ein altes Häuschen, das Rebb Aſcher gehörte. Halb aus Barmherzigkeit ließ er dort eine arme Wittwe mit ihrer Tochter zur Miethe wohnen.

Hannele, ſo hieß die Wittwe, war ein „frommes Weib;“ ſie ging mit den Sterbenden beten, wuſch die Todten, und wenn Jemand zur „Jahrzeit“ auf den guten Ort ging, begleitete ſie ihn, und verdiente auf dieſe Weiſe „ihr Leben.“ Ihre Tochter Liſi nähte für Leute. Aber an jedem Cholemoed, wenn Rebb Aſcher noch beim Frühſtück ſaß, und noch nicht einmal die erſte Meerſchaumpfeife geſtopft hatte, kam die Nähterin, und brachte pünktlich, in ein reines Papier gehüllt, die acht Gulden für die Miethe, die mühſam zuſammengerafften und erſparten Groſchen einer armen Wittwe und deren noch ärmeren Tochter!

Es war ein ſchönes Mädchen, groß, ſchlank und lieblich, mit etwas wild blinkenden Augen und trotzigen Lippen; dabei doch voll demüthigen Sinnes und beſcheidenen Auftretens, wie es die Leute von Menſchen lieben, die zu ihnen in einer Art dienſtbaren Verhältniſſes ſtehen. Sollen wir ſchon das Geheimniß verrathen? Bärele freuete ſich von einem Miethzinſe zum andern, d. h. von einem Cholemoed zum andern; er wußte es aber ſelbſt nicht, wie ſehr er ſich freute. Aber wenn der Tag gekommen war, ja ſchon den Abend zuvor, mitten im Franzefuß fuhr er plötzlich auf und meinte:

„Ich bin doch neugierig, ob Liſi das Geld morgen wieder pünktlich bringen wird. Wetten möcht' ich d'rauf, diesmal iſt ſie nicht im Stande geweſen, es zuſammenzubringen.“

Hindel legte auf eine ſolche Bemerkung kein Gewicht; ſie ſagte gewöhnlich:

„Sie bringt's heilig und ſicher. Hannele und ihre Tochter ſparen ſich's eher vom Munde ab, und beſonders Liſi iſt keines von den gewöhnlichen Mädchen, die man alle Tage auf der Gaſſe herumlaufen ſieht.“

Regelmäßig erröthete dann Bärele nach dieſem Lobe ſeiner Mutter und dieſe Röthe lag dann noch faſt greifbar auf ſeinem Geſichte, wenn Liſi, die „Nähterin“ kurz darauf eben ſo regelmäßig kam, und den in ein weißes Papier eingehüllten Miethzins in die Hände Rebb Aſcher's oder Hindels legte.

Dieſer Zinstag war wieder gekommen, und eine merkwürdige Unruhe beherrſchte diesmal Bärele's Gemüth. Der Gedanke, ob Liſi wohl mit dem Gelde kommen würde, hatte ihn ſeit dem früheſten Morgen beſchäftigt. Aber wunderbar! er vermochte ihm diesmal keine Worte zu verleihen; er brachte die gewöhnliche Frage nicht über die Lippen hinweg, und ſein bewegtes Gemüth hatte diesmal ſogar einigen Grund — des fälligen Zinſes wegen ſich zu ängſtigen. Rebb Aſcher hatte bereits die erſte Meerſchaumpfeife geſtopft und das „Anbeißen“ war ſchon vorüber. Liſi war noch nicht gekommen. Da meinte Bärele in der Angſt ſeines Herzens, zur Mutter gewendet, aber mit niedergeſchlagenen Augen:

„Du wirſt ſehen, diesmal bringt ſie nichts.“

„Wer?“ fragte ſie erſtaunt.

„Weißt du denn nicht,“ ſagte er,“ daß wir heute unſeren Zins zu bekommen haben?“

„Das meinſt du?“ ſchrie Hindel enttäuſcht. „Hanneles Tochter, die Nähterin, meinſt du?“

„Du wirſt ſehen,“ wiederholte Bärele mit einiger Gereiztheit, „diesmal wird ſie nicht kommen.“

„Großer Gott!“ ſchrie nun Hindel ihrerſeits voll Zorn, „Bärele, was biſt du doch für ein Menſch geworden! Wer möchte in dir das ſuchen, daß ſo ein geiziger Knicker in dir ſteckt? Daran denkſt du nicht, wie du dich verſündigſt an Gott, wenn du den mühſam zurückgelegten Kreuzer einer armen Wittwe ſo einverlangſt, als wären es Hunderte und Tauſende! Und wenn Liſi das Geld gar nicht bringt, meinſt du, dein Vater und ich werden ſie wegen der paar Groſchen pfänden laſſen oder ſie aus dem Hauſe hinaustreiben? Das ſage ich dir, Bärele, und wenn ſie gar nicht kommt, und wenn ſie ſechs Jahre hintereinander nicht kommt, ſo darf auch kein Wort darüber verloren werden. Meinſt du denn, ich hab' gar kein Gewiſſen?“

Hindel hatte ſich in ihren Zorn ſo hineingeredet, daß Bärele gar nicht zu Worte kommen konnte. So oft er beginnen wollte, entquollen ihr die bitterſten Vorwürfe über ſeinen Geiz, der mit der Uhr in der Hand darauf warte, ob eine arme Witwe auch auf die Minute ihren Miethzins bringe. Bärele mußte dieſes Sturzbad über ſich ergehen laſſen, ſich nicht einmal „mucken“ und entſchuldigen: denn haarſcharf und klar ſieht eine ſolche Neigung, wie ſie in Bärele's Herzen vielleicht Jahre lang ſchon lohte, ob und wie ſie ſich verrathen könne. Zum erſten Male in ihrem Leben war Hindel bitterböſe auf ihren Sohn, und in einem fort, ohne daß er darauf etwas zu entgegnen wagte, rief ſie:

„So etwas ſoll Hindel Spitz zukommen! Einen Sohn ſoll ſie haben, der auf acht Gulden wartet, die eine arme Witwe und ein Mädchen, das für die Leute näht, vielleicht nicht haben zuſammenbringen können! Pfui und nochmals pfui! Einer hätt' mir ſagen ſollen, daß mein Kind, mein Bärele ſo etwas werden wird.“

Voll Erbitterung ging Hindel weg: auch Rebb Aſcher hatte ſich in eine andere Stube geflüchtet, denn er wußte aus langer Erfahrung, daß ſich nach einem ſolchen Hausgewitter die Gemüther nur ſchwer zu einem „Franzefuß“ eignen. So war Bärele allein in der Stube geblieben, nachdenklich vor ſich hinſtarrend, verwirrt unter der Wucht der mütterlichen Vorwürfe, wie unverdient ſie immerhin waren, und noch eines anderen Etwas, das er nicht kannte, das wie Lichtfunken vor ihm auf- und niedertanzte. Hindel hatte Recht: aus Bärele war wirklich etwas geworden, was ſie nie an ihm erlebt hatte. Er dachte nach.

Da öffnete ſich ſtill und geräuſchlos die Thüre und herein trat Liſi, die Nähterin. Wie Bärele ſie erblickte, ſchrie er faſt auf; dunkle Röthe lag auf ſeinem Antlitze. Haſtig, ganz gegen ſeine Gewohnheit, trat er auf das Mädchen zu, als wollte er ihr etwas zu Leid thun, und ſtieß in heftiger Wallung die Worte heraus:

„Warum läßt du heute ſo lange auf dich warten? Haſt du vielleicht das Geld nicht beiſammen?

Iſt ein halbes Jahr nicht lang genug, daß wir warten müſſen?“

Es war gut, daß Hindel nicht zugegen war; es hätte leicht zur Wiederholung des kaum verrungenen Auftrittes kommen können.

„Ich bring' ja das Geld,“ ſagte das Mädchen; ihr ganzes Weſen erzitterte unter dem Schrecken, den ihr Bärele's Barſchheit einflößte.

„Wo haſt Du's?“ fragte er mit nicht geringerer Derbheit.

„Da iſt's,“ ſagte Liſi zagend und reichte ihm das in ein weißes Papier eingewickelte Geldpäckchen hin.

Bärele nahm es ihr aus der Hand, aber mit der Miene eines Steuereinnehmers, wenn er eine im „Exekutionswege“ eingeforderte Schuld in Empfang nimmt. Liſi ſah ihn mit furchtſam erſchrockenen Augen an. Bärele ſprach das erſte Mal in ihrem Leben mit ihr und ſprach ſo mit ihr!

„Erſt werd' ich's zählen,“ ſagte er ſtrenge und faltete das Päckchen auseinander, worin einiges Silbergeld, noch mehr aber Kupfergeld in Zweigroſchen- und Groſchenſtücken lag. Auch kupferne „Scheinkreuzer“ waren zu bemerken.

„Es wird nicht ein Dreier daran fehlen,“ meinte

Liſi leiſe, doch ſo, daß dennoch ein Ton von Gekränktſein durchklang.

Bärele that, als ob er mit ungeheuerer Genauigkeit die erſchrecklich große Geldſumme durchzählte. In der Wirklichkeit wußte er aber nicht, ob er Gold oder Silber durch die Finger laufen ließe, oder ob bloßes Waſſer. Er ſah nur das holde zitternde Weſen des Mädchens, wie es vor ihm ſtand, ſchöner in ihrer Angſt, als er es bis dahin jemals erblickt hatte.

„Es iſt ganz richtig,“ meinte er nach einer Weile. „Soll ich darüber eine Quittung ſchreiben?“

„Eine Quittung?“ rief das Mädchen erſtaunt. „So etwas hab’ ich niemals von Ihrem Vater bekommen.“

„Deine Mutter wird aber doch wiſſen wollen,“ meinte Bärele mit einiger Verlegenheit, „ob Du das Geld abgeliefert haſt? Wie willſt Du Dich denn ausweiſen?“

„Ausweiſen? vor wem ſoll ich mich ausweiſen?“ ſagte das Mädchen und trat einige Schritte von dem ſtrengen Frager zurück. „Meine Mutter weiß, mit weſſen Geld ſie mich zu Ihnen geſchickt hat, und darüber braucht ſie und ich keinen Ausweis.“

Auf Bäreles Antlitz zuckte und leuchtete es wie von inneren Flammen, die nur eine dünne Scheidewand durchzubrechen hatten, um in ihrer ganzen Gewalt zu erſcheinen. Eine Weichheit des Herzens war über ihn gekommen, die ſeltſam abſtach gegen das harte, unbarmherzige Wort, das unaufhaltſam ſeinem Munde entquoll. Er wollte zart ſprechen, es drang ihm lind aus der Seele hervor; dennoch klang es wie das Brummen eines Bären, als er wieder zu ſprechen begann.

„Haſt müſſen vielleicht die ganze Nacht aufſitzen, um ein Hemd fertig zu bekommen, nicht wahr?“ fragte er wieder hart.

„Und wenn auch?“ rief Liſi, aber nicht mehr zitternd, ſondern ſich allmälig aufrichtend: „Sieht man's dem Gelde vielleicht an, daß ich die ganze Nacht aufgeſeſſen bin?“

Jetzt entſtand eine minutenlange Pauſe zwiſchen den Beiden, die durch nichts ausgefüllt ward, als damit, daß Bärele den Miethzins noch einmal durch die Finger laufen ließ. Aber plötzlich, als wäre er von dem Blutdurſte ſeines thieriſchen Namensbruders befallen worden, wahrhaft nicht anders, als ob er die Nähterin erwürgen wollte, ergriff er Liſi's Hand und drückte ſie mit einer Gewalt, daß es ein Wunder war, wenn das Mädchen nicht um Hilfe ſchrie.

„Da haſt Du wieder Dein Geld,“ ſagte er mit merkwürdiger Grobheit, „da haſt Du's wieder zurück. Meinſt Du, wir können Geld brauchen, um das Du ganze Nächte aufgeblieben biſt? Da, beſinn' Dich nicht lang und nimm es wieder zurück."

Liſi ſtieß einen kleinen Schrei aus; es war mehr als Überraſchung, was aus dieſem Schrei herausklang. Bärele hatte ihr das Geldpäckchen in die Hand gedrückt; mit erſtaunten Blicken ſah das holde Mädchen bald auf den reckenhaft ſtarken Geber, der dicht vor ihr ſtand, bald wieder auf ihre eigene Hand, in welcher der ſo eben gebrachte Zins lag.

„Sie geben mir das Geld wieder zurück . . . Herr Spitz?" rief ſie. „Fehlt vielleicht etwas daran?"

„Geh, geh," meinte Bärele mit einer Art Grimm, „was wird daran fehlen? Aber die Nächte fehlen daran, die Du nicht geſchlafen haſt . . ."

Wer hätte nun in Bärele dieſen feinen Witz, wie er jetzt ungeſucht und gerade recht aus ſeinem Munde kam, vermuthet? So kann man ſich Jahre lang in Leuten irren, die man dann in wenigen Sekunden für ihr ganzes Leben erkennt. Auch Liſi mochte von der Wahrheit dieſer Behauptung in dieſem Augenblicke tief betroffen ſein; ſie ſah „Herrn Spitz" mit einem eigenthümlichen Blicke an, wahrſcheinlich klang ihr die zarte Anſpielung auf ihre ſchlafloſen Nächte ſo mährchenhaft, daß ſie zu träumen glaubte.

„Erſt ſtellen Sie ſich ſo gegen mich,“ rief ſie, „daß ich meine, Sie wollen mich halb umbringen und jetzt geben Sie mir mein Geld zurück, Herr Spitz? Warum geben Sie mir es zurück?“

„Ich ſag' Dir's ja, Liſi,“ meinte Bärele, in dem eine ſtarke Verlegenheit über die bis dahin mühſam errungene Grobheit die Oberhand zu gewinnen anfing, „ich ſag' Dir ja, warum? Verſtehſt Du mich nicht?“

„Ich verſteh' Sie ſchon . . . Herr Spitz,“ ſagte das Mädchen leiſe, die Augen, die ſich durch ihr feuchtes Glänzen verrathen hätten, zu Boden geſenkt. „Ich verſteh' Sie ſchon . . . Sie wollen ſich nur nicht ſtellen, wie ein guter Menſch, Sie ſind . . . und ich weiß das ſchon lange . . . Herr Spitz . . . und nun ſehe ich, daß ich mich nicht gefoppt habe . . .“

„Wer? ich?“ fragte Bärele, das in ſeiner ganzen Gutmüthigkeit ſtrahlende Antlitz zu einem verlegenen Lächeln zwingend.

Da hob' Liſi den Kopf auf, und nun konnte Bärele in ihr feines, von einer durchſichtigen Röthe überhauchtes Antlitz, in ihre glänzenden Augen ſehen, vielleicht länger, als für Beide gut war. Alle Schüchternheit, aber auch alles bärenhafte Ungethüm war von ihm in dieſem Momente gewichen.

„Dürfen Sie mir aber auch das Geld zurückgeben, Herr Spitz?“ ſagte das Mädchen nach einer Weile.

„Warum nicht?“ fragte Bärele mit ziemlich verlegener Miene.

„Ich meine nur,“ ſagte Liſi faſt unhörbar . . . „weil es ſo viel Geld iſt . . . und dann, weil Sie nicht Ihr eigener Herr ſind.“

„Ich nicht mein eigener Herr?“ lachte Bärele laut auf, daß die Nähterin darob wieder in jähen Schreck verſetzt wurde. „Wer denn ſoll mein Herr ſein? Und dann, Du Narrele,“ fügte er gleich darauf mit einer Art prahlenden Stolzes hinzu, „Du meinſt, ich ſchenk' Dir ſo viel, wenn ich Dir Dein mühſam zuſammengeſpart und zuſammengearbeitet Geld wieder zurückgebe? Narrele, ich ſchenk' Dir eigentlich gar nichts. So viel gewinne ich meinem Vater im Franzeſuß in zwei Abenden ab, wenn es nur ein Biſſele gut geht . . . Du armes Narrele . . .“

„Und ſo viel Geld können Sie ihm abgewinnen . . . Herr Spitz?“ fragte Liſi ganz erſchrocken.

„Du Narrele, manchmal ſogar noch mehr,“ gab Bärele mit zufriedenem Schmunzeln zur Antwort.

„Gott Lebendiger!“ drang es als tiefer Seufzer aus der Bruſt des Mädchens.

„Was iſt dir, Liſi?“ fragte Bärele.

Die Nähterin ſchien nicht ſogleich die gehörigen Worte zu finden; auf ihrem holdem Antlitz war ſichtbar ein Kampf zu leſen, der unentſchieden in dieſem Augenblicke in ihr wogen mochte. Endlich rief ſie in einem Tone, der faſt freudig klang; denn auch in ihren Mienen ſpiegelte er ſich ab:

„Sie ſchenken mir alſo . . . Ihr Spielgeld, Herr Spitz? das, was Sie Ihrem Vater abgewinnen werden?“

„Ja, du Narrele,“ meinte Bärele lachend.

„So kann ich's nicht nehmen,“ rief Liſi laut, und ließ das Geldpäckchen zu den Füßen Bäreles fallen.

„Was fällt dir ein?“ ſchrie der verblüffte Bärele.

„Weil es Spielgeld iſt,“ rief das Mädchen raſch, und richtete ſich in ſeiner ganzen Schönheit und Größe auf. Die Augen leuchteten mit einer Art Wildheit, die Lippen waren trotzig aufgeworfen, das ganze Weſen Liſi's mußte dem härteſten Gemüthe in dieſem Augenblick unwillkürlich Ehrfurcht einflößen, ſo entſchieden und bedeutend ſtellte es ſich dar.

„Weil es Spielgeld iſt,“ rief ſie leidenſchaftlich,

„und ich mich zu verſündigen glaube, wenn ich es annehmen möchte. Ich ſoll ein Geld zurücknehmen, das Sie Ihrem Vater abgewinnen können? Das nämliche Geld, um das ich nicht geſchlafen habe, für das ich mich abgemüht und geweint habe, bis es beiſammen war? Wenn Sie mir meinen Zins geſchenkt und dabei geſagt hätten: Liſi, ich weiß, es kommt dir und deiner Mutter ſchwer an, Gott weiß! ich hätte mich bedankt . . . weil Sie mir ihn zurückgegeben hätten. Aber theuer erworben Geld laſſe ich mir nicht ſo zurückgeben . . . von einem Spieler nicht, der im Franzefuß an einem Abend gewinnt, was mich ſo viel gekoſtet hat.“

Noch ehe Bärele Zeit gewann, eine Entgegnung auf dieſe merkwürdigen Reden zu finden, war das Mädchen zur Stube hinaus. Bärele ſtand mit offenem Munde da, und ſtarrte die Thüre an, durch die ſie hinausgegangen. Sie! Wer war das, der es gewagt mit ihm in ſolcher Weiſe zu reden? Hannele's des „frommen“ Weibes Tochter, die für die Leute nähte? Oder war es eine königliche Prinzeſſin, die ihn mit einem Beſuche beehrt, und nun im höchſten Zorn, höchſt ungnädig von ihm fortgegangen war? Bärele hätte nicht Beſcheid geben können, wenn Jemand in dieſem Augenblicke dieſe Frage an ihn gerichtet hätte. Es iſt faſt zu vermuthen, daß er ſich für die „Prinzeſſin“ entſchieden hätte, in ſo gebietender Weiſe war die arme Nähterin ihm erſchienen. Dann bückte er ſich und hob das am Boden liegende Geldpäckchen auf. Das erinnerte ihn, daß es doch Hannele's Tochter, die Tochter des frommen Weibes geweſen war.

So traf ihn ſeine Mutter Hindel, die bald darauf mit zorngeröthetem Geſicht hereintrat.

„Was haſt du mit Liſi vorgehabt?“ ſchrie ſie ihn heftig an. „Haſt ihr gewiß vorgehalten, warum ſie den Zins um zwanzig Minuten zu ſpät gebracht hat? Bärele, um Gottes Willen, was biſt du doch für ein Menſch geworden! Dazu biſt du Hindels Sohn, daß du arme Witwen und Waiſen ſo drückſt? Lebendiger Gott! wenn du jetzt ſchon ſo biſt, was kann aus dir noch werden? Die Welt wird dich ja gar nicht ertragen können. Sag, was haſt du mit ihr vorgehabt? Sie hat ja ganz verweinte Augen gehabt!“

„Ich weiß nicht, Mutter,“ meinte Bärele dumpf.

„Du weißt nicht?“ ſchrie Hindel erboſt. „Du haſt dem armen Mädchen gewiß Vorwürfe gemacht, und darauf iſt ſie mit Thränen fortgegangen. Das ſag' ich dir aber, wenn du das Geld nicht noch heute zurückträgſt und ihr ſagſt, daß wir es ihr ſchenken, ſo bin ich nicht deine Mutter. Hörſt du? und noch heute mußt du es ihr zurücktragen, und ſelbſt, und mußt ſie um Verzeihung bitten.“

Bärele ſtarrte die Mutter an, wie er vorhin die Nähterin angeſtarrt hatte. Von Beiden Vorwürfe in einer und derſelben Stunde! Es gehörte ſeine ganze „bärenhafte Natur“ dazu, um ſo etwas zu ertragen. Als die Mutter lange ſchon geendet, nickte er mit dem Kopfe und ſprach halblaut:

„Ja Mutter, ich werd' ihr's zurückbringen.“

Bäreles Gemüth blieb den ganzen Tag hindurch ein Spielzeug der widerſtreitendſten Empfindungen und Gedanken. Als ſich ſein Kopf von der Wucht der Schläge, die in ſo kurzer Zeit auf ihn niedergefallen waren, wieder erholt hatte, und wieder einige Klarheit in ihm aufdämmerte, ſchieden ſich dieſe Empfindungen und Gedanken in zwei hart an einander grenzende Lager. In dem einen wohnte Freude und Entzücken, ein namenloſes Gefühl, daß es Liſi geweſen, die mit ihm gezankt, in dem andern wohnte Groll und Erbitterung, daß die Tochter eines „frommen“ Weibes, eine Nähterin, die für die Leute arbeitete, es gewagt hatte, ihm, Rebb Aſcher's und Hindels Sohn, ſo entgegen zu treten.

„Die Schnorrerin,“ grollte es fürchterlich in ihm. „Vergißt ſie, wer ich bin und wer ſie iſt? Sie heißt mich einen Spieler! Woher hat ſie nur die Keckheit genommen! und ich bin dageſtanden mit offenem Munde und hab' ſie das Alles ſo reden laſſen! Wie kommt denn ſie dazu mich ſo zu heißen?“

Mehrmals an dieſem Tage tobte dieſer Gedanke in Bärele's Gehirn; er reckte dann ſein Haupt ſtolz empor, als könnte er ſich damit größer machen als das Mädchen, die wie eine Prinzeſſin vor ihm geſtanden war. Aber er mußte es eben ſo oft ſinken laſſen. Bärele fühlte mehr als er es hätte ſagen können, daß Liſi keine „Schnorrerin“ ſei, daß wenigſtens keine Schnorrerin ſo mit ihm geſprochen hätte. Dunkel war er ſich bewußt, daß aus dem Weſen dieſer armen Nähterin ein Licht hervorſtrahlte, das allen Reichthum ſeiner Eltern weit überleuchtete.

Gegen Abend, mit Sonnenuntergang hatte wieder die Erbitterung in ihm die Oberhand erhalten. Werdende Liebe ſoll überhaupt mit dem geheimnißvollen Walten der Natur inniger zuſammenhängen, als man glauben möchte. Er wollte der „Schnorrerin“ beweiſen, wer „er“ und wer „ſie“ ſei; ſagen wollte er ihr, ob ſich das ſchicke und dankbar ſei, den Sohn ihres Hausherrn, der ſie faſt umſonſt in der Wohnung beherberge . . einen „Spieler“ zu nennen. Das Wort müſſe ſie zurücknehmen, und ihn um Verzeihung bitten, ſonſt werde er ſchrecklich aufbegehren, daß ſie daran denken würde all ihr Lebetag.

Aber ſeltſam! Er zögerte von Stunde zu Stunde mit der Ausführung der fürchterlichen Rachepläne, wahrſcheinlich konnte er nicht die Stimmen unterdrücken, die ihn um Erbarmen und Gnade für das Leben der Nätherin anflehten. Erſt als die volle Nacht niedergeſunken war, hielt er es an der Zeit, ſich auf den Weg zu machen! Liſis zurückgelaſſenes Geldpäckchen nahm er wohlweislich mit.

„Ich ſag' Dirs noch einmal, Bärele,“ rief ihm Hindel zu, die wirklich während des ganzen Tages kein Wort an ihn gerichtet, „ich ſag' Dir's, bring mir die Sache wieder in Ordnung, ſonſt haſt Du es mit mir zu thun. Und daß Du ſie ja ganz ſchön um Verzeihung bitteſt.“

Bärele brummte etwas vor ſich hin, was Hindel nicht verſtand, und ging.

„Wo geht er denn hin?“ fragte der heute gelangweilte Aſcher.

„Franzeſuß ſpielen,“ gab Hindel verdrießlich zur Antwort.

„Außer dem Haus?“ rief Aſcher ganz erſchrocken.

„Ich möcht', er hätte in ſeinem Leben keine Karte angerührt," rief Hindel mit Erbitterung.

Hindel!" meinte Aſcher in einem Tone, der wie der ſtärkſte Vorwurf klingen ſollte.

„Meinſt du, ich ſpaß'?" rief ſie gereizt. „Die Karte hat ihn zu dem gemacht, als was ich ihn heute erkannt habe. Ich ſchäm' mir meine Seele heraus! Mit einem armen Waiſenkind ſo umzugehen, wie er umgegangen iſt! Anſpeien werden uns die Leut' auf der Gaſſe, wenn man die Geſchichte hören wird. Ich darf mich gar nicht mehr ſehen laſſen, denn ſo etwas iſt gar noch nie erhört worden."

Rebb Aſcher fragte nicht um den Grund dieſer zum erſten Male ſo heftig hervorbrechenden Klagen; er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die da meinen, Zuhören und Schweigen vertreibe am beſten ſolche häusliche Gewitter. Uibrigens that ihm nur Eines leid; er ſah, daß er heute um ſeinen „Franzeſuß" gekommen war.

Indeß hatte Bärele das kleine Winkelgäßchen erreicht, in welchem Liſi's Wohnung ſtand. In der Gaſſe war es ſtill; kein Laut tönte durch die ſtille Nacht. Die Fenſterläden des kleinen Häuschens waren dicht geſchloſſen, aber durch einige weitklaffende Spalten konnte er Licht in der Stube, ja ſogar die Umriſſe eines Schattens gewahren, der niemand Anderem als „ihr“ gehören konnte. Da reckte wieder „Rebb Aſcher's Sohn,“ der Sohn des reichen Hausherrn, ſein ſtolzes Haupt empor.

„Die Schnorrerin!“ rief es fürchterlich in ihm, „da ſitzt ſie wieder und näht Hemden für Leute, und ſieht ſich die Augen noch blind heraus! Von mir aber hat ſie den erbärmlichen Hauszins nicht angenommen, der ihr doch gut gekommen wäre! Wart' nur, ich will dir ſchon beweiſen, was ein Spieler, wie du mich geheißen haſt, Alles vermag.“

Ein Geräuſch in der Stube verjagte Bärele von ſeinem gefährlichen Standpunkte; er duckte ſich ſchnell an die Mauer. Da trat durch die Thüre aus dem dunklen Vorhauſe eine Mädchengeſtalt, in der Bärele alsbald die Nähterin erkannte. Im fahlen Lichte der etwas erhellten Nacht bemerkte er, daß Liſi einen Waſſerkrug in der Hand trug, womit ſie wahrſcheinlich zu dem nahen Röhrbrunnen gehen wollte. Liſi gewahrte ihn nicht; ſie war ſchon einige Schritte voraus, da ſprang Bärele wie ſein echter Namensbruder in einem Sprunge an das Mädchen hin und legte ihr die ſchwere Tatze, will ſagen die Hand, auf die Schulter. Liſi ſtieß einen ſchrillen Schrei aus.

„Lebendiger Gott! wer iſt das?" rief ſie zu Tode erſchrocken.

„Ich bin's . . . der Spieler!" ſagte Bärele faſt grimmig, ganz nahe am Ohre ſeines Schlachtopfers.

„Sie . . . Herr Spitz?" rief das Mädchen.

„Warum heißt du mich . . . Herr Spitz?" fragte Bärele, in dem mit einem Male eine vollſtändige Wandlung vorgegangen ſchien. „Weißt du denn nicht, wie ich ſonſt heiße?"

„Ich weiß keinen . . . anderen Namen, „ſagte Liſi nach einer Weile. Bärele's Hand lag noch immer auf ihrer Schulter. Vielleicht darum zitterte ſie ſo.

„Ich heiße Bär," meinte Hindels Sohn, und die Hand auf der Schulter des Mädchens war etwas leichter.

„Wie komme ich aber dazu, Sie anders zu nennen . . . Herr Spitz?" liſpelte die Nähterin in faſt unhörbarem Geflüſter.

„Aber dazu biſt du ja gekommen," ſagte Bärele wieder rauh, und die Hand drückte wieder mit Centnerlaſt auf Liſi's Schulter, „dazu biſt du gekommen, mich einen Spieler zu nennen und mir das Geld vor die Füße zu werfen. War das recht?"

„Verzeihen Sie mir . . . Herr Spitz," liſpelte die Nähterin, „ich hab's nicht ſo gemeint . . . und ſeit dem hab' ich ſchon tauſendmal Reue empfunden.“

„Willſt du's aber jetzt zurück?“ fragte Bärele jetzt raſch.

„Was?“ rief das Mädchen.

„Nun, deinen Zins!“ meinte Bärele.

„Nein . . . “ ſagte die Nähterin mit großer Entſchiedenheit und trat von Bärele hinweg. Aber mit einem raſchen Griffe hatte er ſie wieder herumgedreht, und nun ſuchte er in der Dunkelheit dem Ausdrucke ihres Geſichtes zu begegnen. Er konnte aber nur die leuchtenden Augen wahrnehmen, vor deren Glanze er zurückbebte.

„Warum nein?“ rief er rauh.

„Hab' ich's Ihnen nicht ſchon geſagt . . . Herr Spitz?“ meinte Liſi langſam, und jedes ihrer Worte, nach Ton und Ausdruck zu ſchließen, offenbarte es wieder dem Sohne Rebb Aſcher's, daß die „Prinzeſſin“ vor ihm ſtehe. „Hab' ich's Ihnen denn nicht ſchon geſagt . . . Herr Spitz? Warum ſoll ich es denn zweimal ſagen?“

„Ich möchte es noch einmal hören,“ rief Bärele ingrimmig.

Liſi ſchwieg eine Weile; dann aber richtete ſie ſich auf, wie ſie ſich ſchon am Morgen vor ihm aufgerichtet hatte.

„Ich nehm' von einem Spieler kein Geld," ſagte ſie raſch in tiefſter Bewegung.

Merkwürdig ruhig, als hätte der Schimpf diesmal für ihn keinen Stachel, meinte Bärele:

„Bin ich denn einer?"

„Die Welt ſagt's," meinte Liſi etwas langſamer.

„Die Welt? Wer iſt das? Du vielleicht?" fragte Bärele in demſelben trocken-ruhigen Tone.

„Die Welt ſind alle Leute," entgegnete die Nähterin leiſe.

„Und was ſagt die Welt?" fragte Bärele noch einmal.

„Geht's mich an?" meinte Liſi, der dieſes Verhör höchſt peinlich vorkam, ausweichend.

„Siehſt Du, wie Du biſt," rief Bärele, in dem wieder aller Grimm erwacht war. „Jetzt, weil ich in Dich dringe, willſt Du es nicht ſagen."

„Die Welt ſagt, daß Sie ein Spieler ſind," rief jetzt mit einem Male Liſi wieder laut, heftig ſogar. „Sie ſagt, daß Sie den ganzen Tag nichts Anderes thun, als mit Ihrem Vater Franzeſuß ſpielen. Andere junge Leute in dieſem Alter . . . ſagt die Welt, haben da ſchon ihre Geſchäfte, gehen nach Reichenberg, nach Prag oder Brünn, andere noch weiter bis gegen Wien

Sie aber, Herr Spitz . . . ſitzen zu Hauſe bei Ihrem Vater . . . und ſpielen Franzeſuß."

Als Liſi ſo geſprochen, wandte ſie ſich raſch ab, als ob ſie trotz der Finſterniß, die ſie umgab, die drohenden Zornesaugen Bärele's gefürchtet hätte. Aber Bärele that, als ob er die ſanfteſte Muſik gehört hätte, wie fürchterlich es in ihm auch toben mochte.

„Und was meinſt Du?" ſagte er nach dieſer Erklärung. „Biſt Du auch die Welt?"

„Ja," ſagte Liſi.

„Du nimmſt es alſo nicht zurück, daß ich ein Spieler bin?" fragte er.

„Nein," ſagte das Mädchen mit Überlegung.

„Ein Thunichtgut und ein Müßiggänger?" fuhr Bärele in ſeinem eigenthümlichen Verhöre fort.

„Nein," ſagte Liſi nach einer noch längeren Weile, diesmal aber mit unter der Wucht dieſes Geſtändniſſes zitternder Stimme.

„Gut," rief nun Bärele im vollen Ausbruch ſeiner gewaltigen Sprache, „ich habe geglaubt, daß Du die Einzige biſt, die nicht zu der Welt gehört, ich ſeh' aber, ich habe mich in Dir geſoppt. Dafür werd' ich Dir bald zeigen, was ein Spieler alles kann. Du wirſt nicht lange darauf zu warten haben."

So ſprach Bärele und glaubte eine Rede gehalten zu haben, wie ſie nicht feuriger und einſchneidender in allen Parlamenten der Welt gehört wurde. Mit ſeinen größten Schritten hatte er ſich dann eiligſt entfernt, ohne die Nähterin weiter eines Blickes zu würdigen. Als er aus dem Schulgäßchen verſchwunden war, ging Liſi kopfſchüttelnd wieder nach Hauſe: zum Röhrbrunnen, um Waſſer zu holen, hatte ſie in dieſem merkwürdigen Augenblicke wahrſcheinlich vergeſſen. Wen wird das wundern?

Bärele aber kam in voller Haſt zu Hauſe an. Seine Wangen brannten in lichter Gluth und trotz des Kerzenlichtes konnte die ſcharfſichtige Hindel ſogleich gewahren, in welch' ungewohnter Aufregung ſich ihr Sohn befand.

„Biſt ſchon zurück?“ fragte ſie ihn mit prüfendem Blicke. „Nun, hat Dir Hannele und ihre Tochter nicht tauſendmal Segen gegeben?“

„Ja, Mutter,“ meinte Bärele mit unterdrückter Stimme und ſcheu auf die Seite gerichteten Augen, „wie man es eben nimmt.“

„Jüngel, mit Dir ſteht's nicht, wie es ſtehen ſoll,“ ſagte Hindel und eine Wolke von Sorge zog über ihr ſonſt ſo behagliches Antlitz. „Wirſt Du reden, was Dir iſt?“

Da blickte Bärele zur Mutter auf, wahrſcheinlich voll Verwunderung, daß ſie ihn ſo gut verſtanden.

„Ja, Mutter," ſagte er, „wenn Du nichts dagegen haſt, ſo geh' ich morgen nach Prag und kauf' da ein, was ich ſehe."

„Was? Du? Und nach Prag?" rief Hindel, in der ein gerade vor ihr niederfallender Donnerſchlag keineswegs dieſen Schrecken, wie ſie ihn jetzt empfand, hervorgebracht hätte.

Erſchöpft, niedergeſchmettert von der ganzen Bedeutung dieſer Mittheilung, mußte ſie ſich auf einen Stuhl niederlaſſen.

„Ja, Mutter," begann Bärele wieder, „wenn du und der Vater nichts dagegen hat, ſo fahr' ich morgen in aller Frühe mit dem Stellwagen nach Prag. Du gibſt mir Geld, ſo viel Du gerad' in Deinem Kaſten haſt . . . und ich geh'."

„Und was willſt Du mit dem Geld anfangen?" fragte Hindel nach einer minutenlangen Unterbrechung, während welcher der Athem der beleibten Frau geſtockt zu haben ſchien.

„Einkaufen, Mutter," ſagte Bärele trocken.

„Bärele, der Gedanke iſt nicht in deinem Garten gewachſen," rief Hindel und ſtand in großer Bewegung auf.

„In welchem denn?“ fragte Bärele beinahe höhniſch.

„Und was liegt daran, ob er in Deinem oder in einem andern Kopfe gewachſen iſt,“ ſagte Hindel in einem Tone, der höchſt freudig klang. „Ich ſag' Dir, etwas Schöneres und Beſſeres hätteſt Du mir gar nicht verkündigen können. Den ganzen Tag iſt's mir im Hirne herumgekrochen, ob wir denn recht gethan haben, Dich ſo aufwachſen zu laſſen, ohne Arbeit, ohne Geſchäft . . . und jetzt kommſt Du ſelbſt und ſagſt: Mutter, gib Geld her, ich will einkaufen gehen.“

„Gibſt Du mir's alſo?“ fragte Bärele langſam.

„Gott, Bärele, ſo viel Du willſt. Tauſende liegen für Dich bereit. Wozu haben wir's denn?“ rief Hindel, die ſonſt immer gleichmäßig ruhig blieb, in überſtrömender Wallung. „Kauf' nur ein, was Dir in die Augen fällt, üb' Dich, und wenn auch das erſtemal kein Vortheil dabei herausſehen wird, ſo liegt daran gar nichts. Die Hauptſach' iſt, daß Du ein Menſch wirſt und ſiehſt, wie man Geld verdient. Dann wird Dir nicht zukommen, was Dir heute Früh zugekommen iſt, daß Du nämlich auf die paar Groſchen einer armen Waiſe warteſt, und ſie ausʒankſt, wenn ſie um fünf Minuten ſpäter den Zins bringt.“

Man ſieht, Hindel hatte keineswegs den Auftritt vom Morgen vergeſſen. Sie gehörte keineswegs zu jenen Müttern, die den Untugenden ihrer Söhne gegenüber ewig den grauen Staar haben, während ſie an Fremden zu Adlern und Falken werden. Sie hatte bis dahin ihr Bärele gleichſam in großem Reſpekt gehabt, hatte nie viel über ihn gedacht, weil die anregende Gelegenheit dazu gefehlt hatte. Nun glaubte ſie mit einem Male klar zu ſehen und ſeinen Charakter erkannt zu haben. Seine vermeintliche Rohheit, ſein ausgeſprochener Geiz gegen das arme Mädchen hatten ihr Herz mit Kränkung erfüllt. Mit ſchnellem Blicke hatte ſie die Fehler überſchaut, die in Bäreles Erziehung gemacht worden waren. Darum ging ſie ſo freudig auf den kaum enthüllten Antrag ihres Sohnes ein; ihr war es genug, daß Bärele die Wirkungen des heutigen Tages in ſo ſelbſtſtändiger Weiſe in ſich verarbeitet hatte.

Daß aber ſelbſt die ſcharfſichtigſte Mutter zuweilen nichts ſieht, wo eigentlich Vieles zu ſehen iſt, weiß ſo Mancher, der über die zwanzig Jahre hinausgekommen iſt. Von da an gibt es Geheimniſſe, für die das menſchliche Auge nicht mehr ausreicht — und ein Engel mit aufgerollten Fittigen war Hindel nicht!

In der Freude ihres Herzens ging ſie ſogleich an den Kaſten. Aus einer verborgenen Schublade nahm ſie, allzu haſtig vielleicht für ein ſo ernſtes Geſchäft, mehrere Bündel Banknoten, die da in Reih und Glied lagen.

„Da," ſagte ſie zu ihm, „da nimm, Bärele, ich hab's nicht einmal gezählt. Wenn Du wieder brauchſt, ich hab' noch. Ich ſag' Dir noch einmal, es liegt mir nichts daran, wenn Du zum erſten Male mit Deinen Einkäufen auch Spott und Schand' haben wirſt. Es liegt nichts daran. Wenn Einer ein „Barjin" werden ſoll, ſo geht es nicht, wie man die Hand umdreht. Das wird man erſt in langer, langer Zeit und Mancher hat ſchon graue Haare und große Kinder und iſt doch noch kein „Barjin" geworden."

Bärele ſteckte die Banknoten gleichgiltig ein, nicht ſo die Worte der Mutter. Er meinte, ſie würde ſchon ſehen, daß er ein Menſch werden würde, der ſich um die Welt und um das, was dieſe Welt ſage, nicht kümmere. Hindel brachte dieſe Worte auf Rechnung des heutigen Tages, er ſei gekränkt, nahm ſie an, und in dieſer Kränkung habe er den Entſchluß gefaßt, ein thätiger Menſch zu werden. Doch ſei es beſſer ſo als anders. Während dann Bärele auf ſeine Kammer ging, um ſich zur Reiſe vorzubereiten, ſagte Hindel zu ihrem Manne, der bis dahin wie es ſchien, theilnahmlos dicke Rauchwolken vor ſich hingeblaſen hatte:

„Du wirſt ſehen, Aſcher! aus dem Jüngel wird erſt jetzt etwas werden.“

„Meinſt du, Hindel?“ gab er tonlos zur Antwort.

„Ja,“ ſagte ſie mit großer Beſtimmtheit, „Aus dem Jüngel wird erſt jetzt ein Menſch.“

Nach einer Weile, während ſich die Rauchwolken aus Rebb Aſcher's Meerſchaumpfeife immer dichter und qualmiger ballten, mitten aus dieſem Vulkane fragte er kleinlaut:

„Wollen wir heut', Hindel Leben?“

„Ja wir wollen, Aſcher!“ rief ſie freudigen Tones.

Und das „Paſch“ Karten war hervorgeholt, und wie in manchen Häuſern ein Valettrunk beim Scheiden gebräuchlich iſt, ſo ſpielten Rebb Aſcher und Hindel einen „Franzefuß“ auf das glückliche Gedeihen ihres Sohnes!

Bärele hatte beim Weggehen aus dem Hauſe auf Hindels Frage, wann er zurückkommen gedenke, unbedenklich geantwortet: „Auf die letzten Tage des Jontefs (Feiertags). Wenn er auf die Hin- und Herreiſe einen Tag rechne, ſo ſeien die zwei anderen, die bis dahin fehlten, gerade hinreichend, um das „Geld“ anzubringen. Zurückzubringen brauchte er es nicht, meinte Hindel noch zu guter Letzt. Dafür ſolle ſie nicht ſorgen, bemerkte Bärele faſt luſtig, ein Dukatenmännchen ſei er nicht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Hindel ihrem Sohne außer dem „ungezählten“ Gelde auch noch einen ganzen Reiſekoffer ebenfalls ungezählter Rathſchläge mit auf den Weg gab, wie er ſich mit den Prager Kaufleuten zu benehmen habe, von denen jeder, beſonders aber die Frauen, einen eiſernen Kopf auf ſich habe, wie er ſich durch ihr Schmeicheln und Zureden nicht ſolle berücken laſſen: das ſei ſo ihre Art, beſonders wenn ſie wüßten, daß der Kunde vom „Land“ ſei. In den Wirthshäuſern, wo er übernachte, ſolle er das Geld jedesmal unter ſein Kopfkiſſen legen und ja nicht vergeſſen, das Licht auszulöſchen und die Thüre zu verriegeln. Schließlich möge er ſich vor den Ladenmädchen auf dem „Tandelmarkte“ hüten!

Bärele war wahrſcheinlich ſchon an „Benatek,“ einem an der Prager Straße gelegenen Städtchen, vorüber, als ſich Hindel noch errinerte, ſie habe vergeſſen, ihm ein „Tracteurhaus“ anzuempfehlen, das ſie aus ihrer Jugend noch kannte: dorthin möge er gehen und den Trakteur und die Trakteurin, wenn ſie noch lebten, von ihr grüßen. Aber es war ſchon zu ſpät.

Übrigens konnte Hindel kaum den Tag erwarten, der ihren Bärele ihr wieder zurückbrachte. Zu der Sorge um den Abweſenden, der zum erſten Male ſich den Gefahren einer großen Stadt ausſetzte, kam noch ein gewiſſes dunkles Gefühl, das ſich im Laufe der wenigen Tage immer mehr und mehr klärte.

Der plötzliche Entſchluß ihres Sohnes, ein „Geſchäft“ anzufangen, die ganze Art und Weiſe, wie er ihr dieß angekündigt, drängte ſich ihrem Nachdenken immer ſtärker auf. So viel ſah ſie klar: der Zinstag der Nähterin und die Lektion, die ſie ihm ertheilt hatte, ſtanden damit in Verbindung. Dennoch war es ihr eigen zu Muthe, wenn ſie überlegte, daß Bärele, bei dem Gefühlswallungen nie die ſtarke Seite waren, eben durch dieſe Vorwürfe dazu beſtimmt ſein ſollte. Sie, die jedes Aederchen in ihrem Sohne zu kennen glaubte, zweifelte ſelbſt, ob ſie den Eindruck auf ſein Gemüth hervorgebracht.

Natürlich war ſie in dieſem Zuſtande nicht geeignet, auf die öftere Frage ihres Mannes: „Wollen wir, Hindel?“ die bekannte Antwort zu geben. Die behävige Frau fühlte ſich unruhig und gepeinigt, wie nie in ihrem Leben. Dazu kam die Verdrießlichkeit

Rebb Aſcher's, der die Abweſenheit Bärele's ſehr ſchwer empfand. „Gerad' am Cholemoed haſt Du ihn wegſchicken müſſen?“ ſagte er wiederholt, „zu einer andern Zeit hätt' es gar nicht ſein können? Der ärmſte Schnorrer unterhält ſich am Cholemoed, ja ſelbſt Kinder ſpielen ihr „Hammer und Glock',“ nur ich allein muß da ſitzen wie ein verlaſſen Waiſenkind und kann nicht einmal meinen „Franzefuß“ haben. Iſt das erhört?“

„Erſt muß man ein Menſch ſein,“ ſagte Hindel gereizt, „und hernach kann man Franzefuß ſpielen.“

„Geht das auf mich?“ fragte Rebb Aſcher kleinlaut.

„Nein, das geht auf Einen, der nicht hier iſt.“ gab ſie zur Antwort.

Bärele ließ übrigens lange auf ſich warten. Der Vorabend der letzten Feiertage war gekommen, durch die Gaſſe zog bereits der feſtliche Duft, in manchen Häuſern entzündeten ſich ſchon die Lichter — aber Bärele blieb aus. In Hindels Gemüth, wie ſtarr und ſtark es ſich auch gegen die Außenwelt zeigen mochte, begannen ſchwere Sorgen aufzuſteigen. Zu der Furcht, ihr Sohn könne in den heiligen „Jontef“ hineinfahren, geſellte ſich eine andere, was ihn wohl verhindert haben könnte, zur beſtimmten Zeit zu kom men. Mit einem Male erſchollen ſogar die drei Schläge des Schuldieners an der Thüre, das Zeichen, daß der abendliche Gottesdienſt beginnen würde. Da rüſtete ſich auch Rebb Aſcher zum Fortgehen.

„Wart'ſt Du denn nicht?“ rief ſie ihm nach, als er ſchon auf der Stiege war.

„Auf wen denn?“ fragte er, ohne ſich umzudrehen.

„Auf Bärele!“ ſchrie ſie.

„Du haſt ihn ja fortgeſchickt,“ meinte er achſelzuckend, „folglich mußt Du auch wiſſen, wann er kommen wird.“

Hindel empfand dieſen „Stich“ bitter, aber es fehlte ihr an Muth, ihn gebührend zu beantworten. Dennoch, weil ſie ein ſtarkgewilltes Weib war, dem Ärger und Kränkung nicht ſo leicht etwas anhaben konnten, verwand ſie ſelbſt die Furcht um ihren abweſenden Sohn. Wenn ſie es gut überlege, fiel ihr ein, ſo könne Bärele gar nicht ſo geſchwind von Prag zurück ſein. Das Jüngel werde ſo viel neue Sachen zu ſehen bekommen haben, daß ihm darüber Hören und Sehen werde vergangen ſein. Zudem ſei er ein Neuling im Einkaufen, werde nicht wiſſen, wozu früher greifen. Eines werde das Andere bei ihm verdrängt haben, zuletzt werde ihm die Zeit zu kurz geworden ſein. Morgen werde die Poſt einen Brief bringen, drin werde das alles ſtehen, was ſie jetzt denke; denn ſchreiben werde er ganz gewiß, ſo „klug“ ſei er doch.

In dieſem Glauben vermochte Hindel, als ihr Mann aus der „Schul“ heim kam, mit einem fröhlichen Geſicht entgegentreten, und ihm „gut Jontef“ wünſchen.

Aber dieſer Morgen kam, und weder Bärele, was auch natürlich war, noch ein Brief von ihm kam. Hindel war gleichfalls in „Schul'“ gegangen, hatte aber beim Weggehen den Auftrag hinterlaſſen, wenn ein Brief käme, ihn ſogleich zu dem benachbarten chriſtlichen Schuſter zu tragen, damit er das Siegel erbreche, weil ihr das am Feſttage nicht geſtattet war. Aber ſie harrte umſonſt, und vergebens waren ihre Gedanken während des Gebethes nicht bei Gott! Ihre Blicke hafteten in einem fort an der Eingangsthüre der „Weiberſchul“ — aber Niemand kam, der ihr zuwinkte, und ihr den erbrochenen Brief aus der Ferne zeigte.

Ganz verſtört eilte ſie, noch lange bevor die Schul' zu Ende, nach Hauſe. Hier traf ſie ſchon ihren Mann, den gleichfalls die Sorge vom Gebethe weggeſcheucht hatte.

„Nun, was ſagſt du zu dem Jungel?“ rief er ihr entgegen. „Noch nicht zurück!“

„Er kann doch nicht am heiligen Feiertage zurückkommen,“ meinte ſie gepreßt.

„Und auch kein Brief!“ fuhr er fort. „Gott der Lebendige weiß, was ihm zugeſtoßen iſt. So ein junges Kind ſoll man in die Welt ſchicken!“

„Das junge Kind iſt vierundzwanzig Jahre alt,“ meinte Hindel mit ſpöttiſchem Tone „in dem Alter biſt du ſchon mein Mann geweſen.“

Hindel wollte wahrſcheinlich durch dieſen Ton die innere Angſt überſchreien; aber es ging nicht an. Beiden fehlte der Sohn, ſie hatten ihn, ſeitdem ſie ihn beſaßen, nie vermißt. Es war vielleicht der erſte wahre Schmerz, der in das Leben dieſer in Glück und Reichthum ſitzenden Leute trat, und Hindel war der leidendere Theil; denn ſie mußte ſo wie den Vorwürfen ihres Mannes, noch mehr ihren eigenen Schweigen auferlegen.

Dennoch ging ſie am andern Morgen, nachdem ſie eine ſchlafloſe Nacht zugebracht, mit ruhigerem Gemüth zur „Schul.“ Der Brief Bäreles konnte ſich verſpätet haben — was wußte er, der es noch nie zu einem Briefe gebracht hatte, davon, wie man ſo ein Schreiben auf die Poſt geben ſolle, damit es richtig und zur Zeit ankomme? Vielleicht war er zu ſpät gekommen, und die Poſt, die natürlich nicht wiſſen konnte, daß es eine Hindel Spitz in der Welt gab, die auf den Brief mit aller Sehnſucht wartete, hatte ihn für den anderen Tag mitgenommen. Sie hatte den nämlichen Auftrag gegeben, den Brief alſogleich zum Schuſter zu tragen, und ihr erbrochen in die „Schul“ zu bringen. Aber auch heute harrte ſie vergebens. Da bemächtigte ſich ihrer eine Angſt, daß es ein Wunder war, wenn ſie nicht laut aufſchrie; dicke Schweißtropfen drängten ſich auf ihre Stirne; ſie war wirklich einer Ohnmacht nahe. Unter dem Vorwande, daß ihr zu heiß ſei, und die kühle Luft ihr gut thun werde, entſchuldigte ſie ſich bei einer Nachbarin, und entfernte ſich eiligſt, da kaum die Hälfte des Gottesdienſtes vorüber war.

Draußen in der kühlen Luft kam ihr wieder die Faſſung. Drin in der Schul', hatte ſie geglaubt, ruhten die Augen aller Frauen auf ihr, und wußten, daß ihr Bärele keinen Brief geſchrieben habe. Langſam ging ſie die Treppe herunter, die von der Weiberſchul' herabführt; aber mit jedem Schritte, den ſie vorwärts that, um nach Hauſe zu gelangen, wuchs ihr inneres Bangen aufs Neue. Was war mit Bärele wirklich vorgegangen? Wie ſollte ſie ihrem Manne jetzt entgegentreten? Ihre Blicke ſtarrten vor ſich hin, als ſollten ihr, die ſonſt ſo ſtark im Wollen und Entſchließen war, die leitenden Gedanken aus der leeren Luft zuſtrömen. Da fielen ſie, von ungefähr, auf das kleine Häuschen, worin Hannele, das „fromme Weib,“ und ihre Tochter Liſi zur Miethe wohnten. Es war Hindel, als ſei mit dem Anblick dieſes kleinen Häuschens ein neuer Sinn über ſie gekommen. „Gott der Lebendige,“ fiel es ihr blitzartig bei, „wie iſt mir nur das nicht eingefallen? Die Nähterin muß ja etwas wiſſen! Von ihr iſt er ja gekommen, und etwas muß zwiſchen ihm und ihr vorgegangen ſein, ſonſt hätte er ſich nicht ſo ſchnell geändert!“

Hindel trat, ohne ſich zu beſinnen, raſch auf die Wohnung Hanneles zu. Zu einer anderen Zeit hätte ſie ſich wohl beſonnen, ehe Rebb Aſcher's Weib, bei Hannele, dem frommen Weibe, eingetreten wäre! Die reiche Frau war ſich auch vollkommen des Abſtandes bewußt, der zwiſchen ihr und Hannele beſtand. Aber jede Bedenklichkeit, worunter die nicht die kleinſte war, was es für ein Gerede geben würde, wenn ihr Beſuch bei dem frommen Weibe ruchbar ward, ſchwand in dem Gedanken, daß ihr die „Nähterin“ vielleicht einen Aufſchluß werde geben können.

Als Hindel in das Vorhaus, das zugleich die

Küche war, eintrat, fiel ihr bei aller Sorge, die ſie hieher geführt hatte, die ungemeine Ordnung und Reinlichkeit auf, die in dieſem kleinen Raume waltete. Blankgeſcheuert glänzten kupferne und zinnerne Gefäße; der Herd ſelbſt, auf dem ein dürftiges Feuer loderte, war weiß und zierlich anzuſehen. „Man kann davon eſſen,“ bildete ſich in Hindel ſchnell das Urtheil. Doch eine längere Umſchau war ihr nicht geſtattet, ſie drückte auf die Thürklinke, und nachdem ſie geklopft hatte, trat ſie auf ein „Herein“ raſch in die Wohnſtube Hannele's.

Was Hindel erwartet hatte, traf ein. Die Nähterin war allein in der Stube.

„Madame Hindel!“ rief die Nähterin, und ſprang hoch verwundert von dem Gebetbuche auf, in welchem ſie gebetet hatte. Der Beſuch einer Königin wäre Liſi nicht ſo überraſchend erſchienen, als der der reichen Frau. „Madame Hindel!“ rief ſie daher noch einmal, und erröthete und erblaßte in einem und demſelben Augenblicke.

„Mach' Dir keine Ungelegenheit, Liſi,“ ſagte Hindel, als die Nähterin ſich beeilte, ihr einen Sitz anzubieten, „ich ſetz' mich nicht; aber danken möcht' ich Dir dafür, wenn Du mir ein gut Glas Waſſer bringen möchteſt.“

Liſi eilte in die Küche hinaus. Während dem hatte Hindels erfinderiſcher Geiſt ſchnell die Ausrede gefunden, die ihrem Beſuche den möglichſten Schein von Unbefangenheit geben konnte.

Gleich darauf kam Liſi mit dem Glaſe Waſſer auf einem ſpiegelblanken Teller — blank wie „Gold,“ bemerkte im Stillen Hindel — und bot es mit den Worten an:

„Wohl ſoll es Ihnen bekommen, Madame Hindel!“

„Ich dank' Dir, mein Kind,“ rief Hindel gnädig und ſchlürfte das kühlende Getränk faſt zur Hälfte aus.

„Jetzt iſt mir tauſendmal beſſer,“ ſagte ſie hierauf, „ich hab' geglaubt, ich verſchmachte in der Schul'.“

Dann ſah ſie das ſchöne Mädchen, das in beſcheidener Entfernung vor ihr ſtand, mit einem ſchnell prüfenden Blicke an, und meinte dann halb ſcherzend, halb ernſt:

„Liſi, Dir und Deiner Stube ſieht man's nicht an, daß Du für die Leut' nähſt. Geht's Dir denn auch ganz gut? und biſt Du zufrieden?“

Zu arbeiten gebe es immer, entgegnete demüthig das Mädchen, und Gott habe ſie noch nicht verlaſſen. Die Mutter verdiene hie und da auch etwas, und ſo brächten ſie ſich Beide durch, ſie wüßten oft freilich nicht wie? Aber wer habe eigentlich über nichts zu klagen? wem gehe es ſtets nach Wunſch?

Hindel warf auf die Sprecherin nach dieſen Worten mit Schrecken ihre Blicke. Wußte Liſi, warum ſie hier war? Aber eben ſo ſchnell begriff ſie, daß ſie ſich nicht bloßſtellen dürfe. Ruhiger alſo, als es in ihrem Gemüthe ausſah, meinte ſie:

„Der Zins muß Dir wohl ſchwer kommen, Liſi?"

„Ich muß arbeiten und arbeiten, bis ich ihn zuſammengebracht habe," ſagte die Nähterin, aber keineswegs mit bettelhafter Demuth.

„Warum bedankt ſie ſich nicht?" grollte es in der ſchnell zürnenden Frau, und ein Zug von ungnädiger Mißfälligkeit zeigte ſich auf ihrem Geſichte. „Bärele hat ihr ja den Zins zurückgebracht, warum mag ſie nichts davon wiſſen?"

„Du kannſt doch aber nicht ſagen, Liſi," ſprach ſie laut, „daß wir Dich wegen Deines Zinſes hart bedrücken? Es iſt wahr, Du bringſt ihn pünktlich, und es könnte ſich Mancher an Dir ein Beiſpiel nehmen. Aber meinſt Du, ich möcht' um die Polizei ſchicken, wenn Du einmal ausbleibſt?"

„Die werden Sie, wenn mir Gott immer mit Arbeit hilft und ich geſund bleibe, niemals zu holen brauchen," meinte Liſi lächelnd.

Sie bedankt ſich noch nicht? fragte ſich Hindel ſelbſt, empört über dieſe Verſtellung Liſi's, der ſie den Dank doch ſo leicht gemacht hatte. Wer hättte das in der kleinen Nähterin geſucht? Aber ein Blick auf das offene ſchöne Geſicht Liſi's überzeugte ſchnell die reiche Frau, daß ſie ſich in dem Mädchen doch geirrt haben könnte. Hatte ihr alſo Bärele das Geld gar nicht gebracht? Der Gedanke lag ſo nahe, daß er ihr als der wahrſcheinlichſte dünkte! Aber wie ſtand das wieder im Zuſammenhange mit Bärele's ſchnellem Entſchluße nach Prag zu gehen? mit ſeinem ſonderbaren Thun ſeit dem Tage, wo Liſi den Zins gebracht hatte? Der ſtarken Frau ſtand diesmal, und nicht blos ſinnbildlich der Verſtand ſtill. Eine Verwirrung befiel ſie, ein Durcheinanderwogen der verſchiedenartigſten Gedanken, wie ſie die ſonſt ſo klare Frau nie gekannt hatte. Das aber fühlte ſie trotz dem allem heraus, daß ſie mit der Nähterin ſich „ausreden“ müſſe, daß alle Rückſichten auf „Standesunterſchied“ vor der eiſernen Nothwendigkeit weichen müßten — und dazu drängte ſie nicht etwa der klügelnde Verſtand, der oft irre geht, ſondern ihr einfaches Bewußtſein als Mutter eines Kindes.

„Hör' mich an, mein gut Kind,“ ſagte ſie mit einem Male, ohne jeden vermittelnden Übergang, „mit

Dir muß ich reden, ich bin „extra“ darum zu Dir hergekommen. So und ſo ſteht es mit mir.“

Und nun erzählte die reiche Frau in einem Tone, als wenn ſie mit Ihresgleichen ſpräche, vom Anfang bis zum Ende, alles was ihr Herz bedrückte. Sie verſchwieg nicht den kleinſten Umſtand, und bemäntelte auch nicht, was ſie in ihrem mütterlichen Unwillen gegen Bärele für Worte gebraucht; wie ſie ihm ſeinen Geiz gegen ſie, die Nähterin nämlich, vorgerückt, wie ſie ihn faſt fortgetrieben, damit er ihr den Zins wieder zurückerſtatte. Er ſei damit fortgegangen, freilich erſt gegen Abend, aber als er gekommen, habe er ſeinen Entſchluß erklärt, nach Prag zu gehen, um ſich da im Einkaufen zu üben. Sie habe ſich dagegen nicht geſtemmt, habe im Gegentheil freudig zugeſtimmt, und ihm „ungezählt“ Geld mitgegeben, ſie wiſſe gar nicht wie viel. Das Geld mache ihr keine Sorge, wohl aber Bärele, der noch nicht zurückgekehrt ſei. Sie ſehe ſo viel, daß ſein Ausbleiben nicht natürlich ſei, ein Brief ſei auch nicht eingetroffen — ob er ihr vielleicht nicht geſtanden, was er vorhabe; denn etwas werde ſie doch wiſſen, wenigſtens komme es ihr ſo vor.

Bei dieſen Worten zuckte das Mädchen zuſammen, und als Hindel dies bemerkte, und ſie heftig fragte:

„Weißt Du vielleicht mehr als ich?“ da bedeckte ſie mit beiden Händen das Geſicht und fing an bitterlich zu weinen. Darob war Hindel erſt recht erſchrocken.

„Um Gotteswillen, Liſi,“ ſchrie ſie und faßte ſie bei der Hand, „ich ſteh' wie auf glühenden Kohlen. Was weißt Du von ihm?“

Da ſanken die Hände des Mädchens langſam herab; ihr Antlitz war thränenüberſtrömt. Sie vermochte lange nicht zu Worte zu kommen. Dann begann auch ſie zu erzählen; erſt abgebrochen und ſtockend, dann immer geläufiger. Auch ſie verſchwieg nichts, aber ſie hielt ſich doch nur an die Hauptſache. In ihrem Munde nahm die ganze „Geſchichte“ eine ganz andere Form und Geſtalt an, Bärele's Verfahren gegen ſie am Zinstage erſchien in einem andern Lichte, ob in einem mildern, wagte Hindel noch nicht zu entſcheiden. Aber ſchon, daß es nicht Geiz und Knickerei geweſen war, was ſie an ihm ſo gerügt hatte, befriedigte ſie nicht wenig. Das Mädchen verſchwieg auch nicht, wie Bärele ihr am Hauſe in der Nacht aufgelauert und was da zwiſchen Beiden vorgegangen war; aber ſie that es ſchonend für Bärele, ſich ſelbſt klagte ſie mit bittern Worten an, daß ſie ihm ſo ſchonungslos entgegengetreten, er habe nur das Einzige verlangt, daß ſie den „Spieler“ zurücknehme, und nun ſei das Unglück geſchehen.

„Was für ein Unglück?“ rief Hindel nur ſchwer athmend.

Liſi konnte vor Schluchzen nicht ſprechen:

„Madame Hindel,“ rief ſie endlich, „ſehen Sie denn nicht ein, wozu Ihr Bärele nach Prag gegangen iſt?“

„Nein,“ ſagte dieſe ſtockend. „Was meinſt du, Liſi?“

„Er iſt nach Prag ſpielen gegangen,“ flüſterte von Hindel abgewandt, das Mädchen.

„Spielen!“ rief die arme Hindel ganz vernichtet, „da ſei Gott vor!“

Eine lange, minutenlange Weile trat nun ein. Nur das leiſe Schluchzen des Mädchens war in dem kleinen Raume hörbar. Hindel ſelbſt, das ſtarkmuthige Weib, verrang mit übermenſchlicher Anſtrengung den Eindruck des ſo eben Gehörten. Vielleicht hätte ſie klüger gethan, der armen Nähterin die ſtolze Miene einer beleidigten reichen Frau entgegenzuſetzen, wie das ſo vortrefflich in der „großen Welt“ verſtanden werden ſoll, aber dazu fehlte ihr die Unwahrheit und auch der Muth. Sie war ſogleich überzeugt, daß Liſi Recht habe, alle Umſtände, die ſich jetzt zu einem Ganzen vor ihrem Denken ſammelten, ſtimmten zuſammen: Bärele war nach Prag ſpielen gegangen.

„Hör' mich an, mein Kind, mein gut Kind," ſagte ſie nach dieſem ſchrecklichen Augenblicke," es iſt leider gar nicht zu bezweifeln, daß Alles, was du mir erzählt haſt, von Wort zu Wort wahr iſt. Wie es in mir ausſieht, kannſt du dir denken. Leider Gott! ich muß dir Recht geben. Mein eigener Sohn hat mich betrogen, hat mir Geld abgenommen, um es zu verſpielen. Ich will jetzt nicht ſagen, wie das gekommen ſein muß; aber wir ſelbſt, ſeine Eltern, haben es zu verantworten, daß es ſo gekommen iſt, denn wir hätten es verhüten können. Was aber geſchehen iſt, iſt geſchehen, und ich muß nur dafür ſorgen, daß aus der ganzen Sache nicht noch etwas Ärgeres wird."

„Ich werde nichts ausplaudern, Madame Hindel," betheuerte die noch immer weinende Liſi, „ich nicht. Darauf können Sie ſich verlaſſen."

Hindel lächelte trübe.

„Das mein' ich nicht, du Narrele," ſagte ſie, „ich weiß, daß du zu meinem Unglück nicht noch das hinzugeben wirſt, daß du dir die große Trommel umhängſt, oder wie der Schulklopfer es an alle Thüren hämmerſt. Dafür kenne ich dich zu gut. Wein' auch nicht, und glaub' nicht, daß du daran Schuld biſt.

Das iſt ſo in ſeiner Natur gelegen, und dafür ſind Andere verantwortlich. Das ſchlag' Dir alſo aus dem Gedanken, und nimm an, daß es Dich nichts weiter angeht."

„Mich tröſten Sie, Madame Hindel," rief Liſi ſchmerzlich, „und Sie ſelbſt brauchen doch eher Troſt."

„Ich werd' mir ſchon zu helfen wiſſen," meinte die reiche Frau nach einigem Nachdenken, und ſtand auf. Ihr ganzes Weſen hatte ſich unter dieſen Worten geändert. Eine merkwürdige Entſchloſſenheit, eine Art Begeiſterung glänzte auf ihrem Antlitze. Liſi blickte ſie mit einem Gefühle von Ehrfurcht an.

„Was wollen Sie denn thun, Madame Hindel?" wagte ſie kaum zu fragen.

„Ich werd' mir mein Bärele zurückholen," ſagte ſie mit Entſchiedenheit, „und wenn ich wüßt' ihn vom „guten Ort" mir zu holen. Doch ſo arg wird es nicht ſein," ſetzte ſie mit trübem Lächeln hinzu. „Die Hauptſache iſt, daß ich ihn finde. Für das Uibrige laß meinen Kopf ſorgen."

Damit ging Hindel, und wer der breiten, ſtattlichen Frau in ihrem rauſchend ſeidenen Kleide und der buntbebänderten Haube nachſah, wie ſie jetzt durch das enge Schulgäßchen gleich einer bewimpelten Fregatte auf dem Ocean einherging, der hätte gelacht, wenn man ihm geſagt hätte, daß dieſelbe Frau ein ſchweres Leid in ſich trug. Erſt in ihrem Hauſe angelangt, verließ ſie dieſe vornehme Haltung, die wirklich erkünſtelt geweſen, und ſie brach faſt zuſammen, ehe ſie ihre Stube erreicht hatte.

So fand ſie der heimkehrende Aſcher. Ergriffen von dem ungewöhnlich aufgeregten Weſen ſeiner Frau wollte er um den Arzt ſchicken. Sie aber wehrte es ab, wie ſehr er in ſie drang.

„Ich hab' ſchon meinen Arzt", ſagte ſie, „und der bin ich ſelbſt. Aſcher!" ſetzte ſie dann nach einer Weile hinzu, „wenn Du mir helfen willſt, ſo ſchick' gleich auf die Poſt und laß mir auf morgen in aller Frühe eine Extrakutſch' beſtellen. Ich fahr' nach Prag."

„Du willſt auch nach Prag?" rief vor Staunen ſtarr Rebb Aſcher.

„Ich muß, Aſcher," ſagte Hindel ſtark, „ich muß, da nützt kein Reden und kein Rathen, ich muß. Ich muß wiſſen, wo mein Bärele iſt, und eher komm' ich nicht zurück, als bis ich ihn mit der Hand da angefaßt habe."

Aſcher verlegte ſich umſonſt auf's Bitten und Vorſtellen, was er denn beginnen ſolle, wenn auch ſie von ihm fortginge, dann hätte er gar Niemanden, mit dem er ſich ausreden könne.

„Sag' lieber Franzefuß ſpielen," meinte ſie bitter. „Aber ich hab' an dem Spiel genug zu tragen."

Aſcher ſelbſt hatte nun nichts einzuwenden, als ſie ihm in wenigen Worten Zweck und Abſicht ihrer Reiſe nach Prag darthat. Er ſchüttelte nur den Kopf, als bezweifelte er, daß Bärele am Rande eines Abgrundes ſtehen könne, weil er nach Prag gegangen war, um zu ſpielen.

„Bagatelle“ murmelte er im Fortgehen zur Poſt, „ſie haben dem Jüngel das Franzefußſpiel „miß“ gemacht, und darum iſt er nach Prag ſpielen gegangen. Und daraus macht ſie ſo viel Gelärm?“

Noch vor Tagesanbruch rollte eine Kutſche durch die ſchlafende Gaſſe. Hindel ſaß darin; ſie hatte dem Poſtillon gleich beim Einſteigen ein reichliches Trinkgeld gegeben, damit er nicht blaſe: denn wozu brauchte die Welt zu wiſſen, weswegen ſie nach Prag fuhr? Die Pferde liefen raſch, aber ſeit wann gehen Pferd und Wagen gleichen Schritt mit der ſorgenvollen Sehnſucht eines Menſchen? Ohne zu raſten, ja ſelbſt ohne mehr als einen nothdürftigen Imbiß zu ſich zu nehmen eilte ſie vorwärts. Zu Mittag kam ſie in Altbunzlau an, einem Orte, der durch den Mord eines böhmiſchen

Herzogs, der hier durch ſeinen eigenen Bruder fiel, und die darauf erfolgte Heiligſprechung des Gemordeten berühmt geworden iſt. Noch zeigt man an der Kirche den eiſernen Ring, an den ſich der Unglückliche im Todeskampfe anhielt. Hindel wußte von dieſer „Geſchichte,“ die in ihrer Jugend erzählt worden war. Sie fiel ihr auch jetzt wieder ein, als ſie an jener Kirche vorüberfuhr, und ſonderbar — ſie wußte nicht wie, auch ihr Sohn kam ihr damit in den Sinn, wie wenig Zuſammenhang auch zwiſchen beiden beſtand. In dem nahen Brandeis, das nur durch eine Brücke von Altbunzlau getrennt iſt, wurden die Pferde gewechſelt. In dem Augenblicke, als ſie abfuhr, ſah ſie durch das Fenſter kaum zehn Schritte vom Wagen ein Mädchen, das eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit der Nähterin Liſi zu haben ſchien. Hindel wollte ihr zurufen, aber das Peitſchenknallen des Poſtillons und das Raſſeln des Wagens übertönte ihre Stimme. War das wirklich Liſi geweſen? Wie ſollte die jetzt herkommen? Und doch hätte Hindel darauf ſchwören mögen, daß ſie es war. Sie ſchlug ſich aber dieſen Gedanken als zu lächerlich, um ihm nachzuhängen, bald aus dem Sinne. Um drei Uhr Nachmittags ſah ſie die Hauptſtadt Böhmens vor ſich liegen, und fuhr durch das düſtere „Porzicer“ Thor ein.

Sie ließ ſich in die „drei Karpfen“ führen, ein ihr noch aus ihren Jugendtagen bekanntes Einkehrhaus, das damals im Rufe fabelhafter Wohlfeilheit ſtand. Hindel hatte kein Auge für die ſchöne Straße, die ſeit ihrer letzten Anweſenheit in Prag um jenen Gaſthof herum entſtanden war. Kaum in ihrem Zimmer angelangt, rüſtete ſie ſich ſchon, matt und zerſchlagen, wie ſie von der ſchnellen Reiſe war, zu dem ſchweren Gange, um mitten in einer großen Stadt, mitten aus mehr als hunderttauſend Menſchen — ihren Sohn herauszufinden. Ihr erſter Gang galt dem „Trakteur“, den ſie durch Bärele hatte grüßen laſſen; ſie fand ihn in der That noch in dem engen Gäßchen zwiſchen dem „Dreibrunnenplatze“ und der „Geiſtgaſſe,“ aber der Trakteur, der ſeitdem von dem Gelde aller böhmiſchen Landjuden reich und fett geworden war, erkannte ſie nicht wieder, wie viele Erkennungszeichen ſie ihm auch ſonſt an die Hand gab. Sie fragte ihn, ob ihm nicht ihr Sohn den Gruß beſtellt habe, denn ſie hatte vergeſſen, daß ſie ihrem Sohne das Trakteurhaus gar nicht angegeben hatte. Sie hatte das erwartet; traurig ging ſie fort, ohne etwas zu „verzehren,“ worüber der Trakteur nicht wenig zu zürnen ſchien. Von dort ging ſie in ein anderes Speiſehaus, fragte auch da, nachdem ſie die genaueſte Beſchreibung

Bäreles gegeben: aber auch hier ward ihr die nämliche Antwort. Es waren ſo viele Menſchen aus- und eingegangen, rühmte dieſer Trakteur mit ſtolzem Munde, die alle „geſpeiſt“ werden mußten, daß ihm kein Auge für eine einzelne Perſon blieb. Ohne Erfolg beſuchte Hindel nach und nach mehrere der Speiſehäuſer, an denen die „Gaſſen“ jenes Stadtviertels ſo reich ſind, überall ward ihr der nämliche Beſcheid. Oft mußte ſie manches ſpöttiſche Lächeln mit in den Kauf nehmen, und einmal hörte ſie ſogar, wie eine griesgrämige Trakteurin zu ihrem Aufwärter ſagte: „Die ſucht ihn bei uns, und er iſt vielleicht ganz anderswo zu finden.“ „Wo?“ hatte Hindel inſtändigſt gefragt, und, „vielleicht beim „Engel“ oder „beim ſchwarzen Roß“ (bekanntlich keine Speiſehäuſer, worin Trakteure walten) zur Antwort erhalten.

Dieſer Beſcheid erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie wie vernichtet da ſtand. Ihr Bärele alſo in einem der erſten Gaſthäuſer Prags einlogirt, verzehrte vielleicht da ihr Geld wie ein großer Herr, und war höchſt wahrſcheinlich die ganze Zeit bei keinem „Trakteur“ geweſen! Der Schlag ihres ſo wild bewegten Herzens ſtand oft ſtille, ſo tief geſunken mußte ſie ſich ihr Bärele vorſtellen. Es war Nacht geworden. Sie mußte daran denken, wieder ihr Abſteigequartier aufzuſuchen; Ermüdung, Hunger und Kummer hatten ſie vollſtändig überwältigt; jetzt erſt, am Thore zu den drei „Karpfen“ fiel ihr ein, die Polizei müſſe doch von dem Aufenthalte ihres Sohnes Nachricht haben. Aber ſollte ſie zur Polizei gehen? Hindel gehörte nicht zu jenen furchtſamen Geſchöpfen, denen der bloße Name dieſer Behörde unheimlich klingt; ſie wußte nur in dieſem Augenblicke, daß es eine vortreffliche Einrichtung ſei, wenn jeder Ankommende am Thore ſeinen Paß abgebe. Denn wie ſollte man in einer ſo großen Stadt die Fremden herausfinden — wenn man gerade einen ſuchte — wie hier eine Mutter ihren Sohn? Alſo nicht die Furcht war es, die ihr dieſen Gang erſchwerte, aber ein dunkles, ſchreckenvolles Gefühl, was ſie da für eine Antwort erhalten würde, wenn ſie fragte: „Habt ihr den und den geſehen? So und ſo ſieht er aus; er iſt vierundzwanzig Jahre alt, groß von Geſtalt, trug bei ſeinem „Verſchwinden“ einen drapfarbenen Rock, am Halſe ein graugefärbtes Tuch, und über der Oberlippe rechts hat er ein Muttermal in Geſtalt einer Linſe?“ Und wenn ſie dann nun ſagen mußte: das iſt mein Sohn — ſie wagte dieſen Gedanken gar nicht weiter fortzuſpinnen. Trotzdem war ſie ſo zwiſchen Fürchten und Bangen in die „Neue Allee“ gekommen, von wo ſie auf mehrfaches Fragen den Weg zur Polizei fand. Dort vernahm ſie aber, die „Bureaux“ ſeien eben geſchloſſen worden, vor morgen neun Uhr könne ihr keine Auskunft ertheilt werden.

Nun trat ſie wieder den Heimweg zu ihrem Gaſthofe an, nicht ohne eine Empfindung von Freude, daß ſie auf der Polizei keine Auskunft gefunden. So blieb ihr doch noch die Hoffnung, am andern Tage zu ſuchen. Zum Sterben müde, ſank ſie ins Bett und ſchlief ohne Traum wie eine Todte bis an den helllichten Morgen. Erſchrocken fuhr ſie auf, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Es war nahe an neun Uhr, und für dieſe Stunde hatte man ſie auf die Polizei beſtellt. Sie warf ſich mit ungewohnter Haſt in die Kleider und machte ſich ohne Frühſtück auf den Weg zur Polizei. Unten vor dem Thore begegnete ſie einer Frau, die einen großen Hauſirpack unter dem Arme trug. Das gab ihren Gedanken ſogleich eine andere Richtung. Konnte Bärele nicht doch Einkäufe gemacht haben? Warum ſollte ſie ſich ihn gar ſo ſchlecht denken? Und wozu brauchte ſie die Polizei auf ſeine Exiſtenz aufmerkſam zu machen? Man hat es wahrſcheinlich errathen, welche Leute Hindel im Sinne hatte. Sie richtete ihre Schritte nach dem nahegelegenen „Tandelmarkt.“

Hindel hatte noch aus früheſter Zeit eine lebhafte Abneigung gegen dieſen Ort; ſie konnte nicht ohne ein Gefühl von Grauen ſich dahin begeben. Zu deutlich erinnerte ſie ſich der Scenen, die ſie dort als ein junges Mädchen erlebt hatte. Da waren Weiber und Männer, Mädchen und Knaben wie hungrige Haifiſche auf ſie los geſtürzt; der Eine hatte ſie beim Arme, der Andere an der Schulter ergriffen, der Dritte hatte ſogar ihr Kleid zerriſſen. Dazu Stimmen aus allen Tonarten; es wirbelte und quirlte um ſie her, als hätte Jemand mit einem Stocke in ein Weſpenneſt geſtochen. Sie hatte ſich damals glücklich geſchätzt, mit heiler Haut, geſund und unverſehrt aus dieſem ſchreckenvollen Orte entronnen zu ſein. Das alles drängte ſich jetzt mit unabweisbarer Gewalt vor ihre Seele. Geſtern, als ſie zur Polizei gegangen war, war ihr bei weitem nicht ſo zu Muthe. Aber es erging ihr, wie es den meiſten Leuten mit lebhafter Erinnerungsgabe ergeht; mit dem Erſchauen der wirklichen Gefahr verliert ſich ein großer Theil des bis dahin Gefürchteten. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß Hindel wie durch einen Roſengarten auf lauter duftenden Blättern ſpazierte, als ſie endlich in jenen dunklen Hallen des „Tandelmarktes“ angelangt war. Sie hatte genug auszuſtehen, mehr als die ſtattlich beleibte

Frau zu ertragen glaubte. Wie ein lebloſer Ballen wurde ſie in dem dichten Gedränge von Käufern und Verkäufern hin- und hergeworfen: Einer ſchien es mit dem Andern verabredet zu haben, die arme Frau zu narren und irrezuführen. Bei keinem Gewölbe ließ man ſie zu Rede kommen, alle drängten und ſchrien auf ſie ein: ſie hätte tauſend Ohren haben müſſen, um Alles zu hören. Hatte ſie Jemanden wirklich die Frage vorgelegt, ob er oder ſie (es waren meiſtens Frauen) nicht ihren Sohn geſehen habe, und ihm die genaueſte Perſonenbeſchreibung vorgelegt, ſo wandte man ſich gewöhnlich mit einer verächtlichen Miene von ihr ab. Sie mußte Worte und Redensarten hören, die ihr das Blut zu Kopfe drängten, die ſie „zu Hauſe“ nicht mit dieſer ſtummen Entſagung hätte hingehen laſſen. Hier war ſie willen- und kraftlos; das kleinſte Kind hätte ſie umwerfen können. So war ſie von einem Ende der Kaufhallen bis zum andern geſtoßen, geſchoben und geworfen worden, ohne jede Ausſicht, die kleinſte Auskunft über die ihr am Herzen liegende Angelegenheit zu erhalten. Da erbarmte ſich ihrer eine kleine dicke Frau, die in einer Art Kanzel vor ihrer Bude ſaß: ſie mußte wohl die tief bekümmerte Miene der ſo arg Geängſtigten bemerkt haben.

„Was ſuchen Sie, Madame Leben?“ rief ſie ihr zu und faßte ſie ſanft beim Arme.

Hindel ſah auf und erblickte ein menſchliches Geſicht. Der Ton dieſer fragenden Stimme ſchien ihr Gutes zu verſprechen, ſie klammerte ſich faſt an die Frau an. Sie ſcheine hier auch nicht einheimiſch zu ſein, meinte die Frau, und frage ſie nicht, ob ſie etwas kaufen wolle, ſondern aus bloßer Theilnahme. Das klang wie Muſik in Hindels Ohren. Mit überſtrömendem Gefühl erzählte ſie ihr nun, wen ſie ſuche und wie unglücklich ſie ſei, gerade da, wo ſie die meiſte Auskunft erwartet habe, keine zu finden. Wie ihr Sohn ausſehe? fragte die mitleidige Frau, denn wenn er hier Einkäufe gemacht, ſo kenne ſie ihn, ſie ſitze hier wie im „Parterre“ des Theaters, von wo man den ganzen Schauplatz überſehen könne. Hindel konnte nicht umhin, auf dieſes „Parterre“ der Frau einen Blick zu werfen, es ſchien ihr eben nicht beneidenswerth. Dann gab ſie vielleicht zum fünfzigſtenmale die Perſonsbeſchreibung ihres Sohnes zum Beſten.

„Den habe ſie nicht geſehen,“ gab die Frau nach einigem Nachdenken Beſcheid, ſie könne ſich darauf verlaſſen, als wenn es der „erſte Juriſt“ geſagt hätte, ein ſolcher habe hier nichts eingekauft.

Das war ein niederſchlagender Beſcheid für

Hindel! Sie dankte mit warmen Worten und entfernte ſich. Nun ſtand ſie rathlos da und wußte nicht, wohin jetzt ihre Schritte lenken. Noch einmal den Gang durch die Kaufhallen zu machen, und noch einmal Nachfrage zu halten, dazu fehlte ihr der Muth. Unwillkürlich gerieth ſie in die „Schwefelgaſſe“ und von da in das kleine Gäßchen, das in den „großen Ring“ gegenüber dem Rathhauſe mündet. In dem, Augenblicke, als ſie heraustreten wollte, war es wieder als ſähe ſie die Nähterin vor ſich: es war ihr Kleid, ihre Haltung und Geſtalt. Hindel hätte darauf ſchwören mögen, Liſi ſei es geweſen. Sie eilte ihr nach, rief ſie beim Namen, aber eine ſtarke Menſchenwelle drängte ſich zwiſchen ſie und das Mädchen. Als es wieder freier um ſie wurde, war die Erſcheinung verſchwunden.

Hindel hielt ſich auch dießmal für überzeugt, daß ſie recht geſehen, daß es aber doch unmöglich Liſi, die Nähterin, geweſen ſein konnte. In einer ſo großen Stadt, meinte ſie, begegne man vielen Menſchen, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Leuten „zu Hauſe“ haben, und doch ſeien ſie es nicht. Zudem, was hatte Liſi in Prag zu thun? Hatte ſie Geld zu einer ſolchen Reiſe? Hindel ſchlug ſich die Begegnung wieder aus dem Sinn.

Sie beſann ſich nun, daß ſie in den Gewolbern des eigentlichen Prag, nämlich in der „goldenen“ und in der „breiten“ Gaſſe, noch nicht geweſen. Wie leicht konnte der unerfahrene Bärele hieher ſeine Schritte gelenkt und ſeine Einkäufe gemacht haben, wo ſie freilich billiger kamen, aber die Waare auch darnach ſich richtete! Traurig ſchüttelte ſie aber den Kopf: wozu gab ſie ſich ſolchen Hoffnungen hin? Wußte ſie doch mit aller Beſtimmtheit, daß ihr Bärele irgendwo ſaß — und ſpielte! Dennoch unternahm ſie den Gang in die „goldene“ Gaſſe. Für die an Wohlleben gewöhnte Frau war dieſer Weg durch die ſpannweite, mit Trödel allerlei Art vollgeſtopfte Gaſſe, aus der ihr nicht eben die angenehmſten Düfte entgegen wehten, eine hölliſche Qual: ihr Athem war beengt, ſie mußte ſich an eine Mauer halten. Freilich ward ihr in der „goldenen“ Gaſſe, nicht ſo begegnet als in jenen ſchrecklichen Kaufhallen, woher ſie eben kam. Sie ward nicht geſtoßen und geſchoben, man verfuhr hier überhaupt höflicher mit ihr. Wenn ſie ſich an Jemanden wandte, ſo ſtand man ihr Frage und Antwort, die halbe Gaſſe lief ſogleich zuſammen, wenn ſie irgendwo ſtehen blieb. Aber Keiner hatte ihren Sohn geſehen, weder ſeit geſtern noch vorgeſtern, noch während der ganzen Woche. An drei Stunden dauerte dieſer Gang durch die „goldene“ Gaſſe, und

Hindel bekam während dieſer Zeit mehr Anſchauungen vom Prager Geſchäftsleben, als ſie bis jetzt gekannt hatte.

Da es ſchon lange nach Mittag war, ließ ſie ſich wieder den Weg zu dem dicken Trakteur zeigen, denn ſie fühlte ſich von Hunger und Mattigkeit ganz erſchöpft. Diesmal kam man ihr mit ausgeſuchter Höflichkeit entgegen, denn ſie begehrte etwas zu „verzehren.“ Der Gaſtwirth that, als erinnerte er ſich gar nicht, ſie jemals geſehen zu haben, und tanzte um ſie herum, daß Hindel faſt das Lachen ankam. Was die Prager doch für ſonderbare Leute ſeien, dachte ſie im Stillen, alles gehe bei ihnen aufs „Intereſſe“ hinaus: denn wie alle Kleinſtädter bedachte Hindel nicht, daß die Bewohner einer großen Stadt von Natur aus ſich wenig der Gemüthlichkeit befleißigen können. Der Trakteur behandelte ſie faſt, wie eine „Gräfin,“ ſetzte ſich zu ihr und unterhielt ſie von allerlei Angelegenheiten. Ihr that es wohl und ſie ließ ihn reden und reden — bis ſie einſchlief. Da erſt hörte der Trakteur auf, und ließ ſie in Ruhe.

Der Abend war bereits niedergeſunken, als Hindel aus ihrem Schlummer erwachte; ſie hatte nahe an drei Stunden ſo da geſeſſen. Erſt das Geräuſch ankommender Gäſte vermochte ſie daraus zu wecken. Sie zahlte, vielleicht ſo reichlich wie eine Gräfin, und wurde von dem Trakteur mit vielen Bücklingen zur Thüre hinaus begleitet. Ein unnennbares Weh durchzuckte ſie, als ſie wieder in der Gaſſe ſtand — und ihren Sohn nicht hatte. Es graute ihr davor, wieder in ihr Abſteigequartier zurückzukehren, ohne daß ſie noch das Geringſte erreicht hatte. Am liebſten wäre ſie auf freier Straße geblieben, und hätte da ihr Bärele erwartet. Planlos ſtrich ſie durch die finſtern, nur nothdürftig erleuchteten Gaſſen; überall begegnete ſie vom Markte heimkehrenden Männern und Frauen, mit großen Schlüſſelbünden in der Hand. Oft hüpften Kinder an ihr vorüber, die ihren Eltern entgegeneilten; das ſchnitt ihr bitter durch's Herz. Das einzige Kind, das ſie beſaß, wo war es jetzt?

Es war ſpät in der Nacht, als Hindel auf ihrer Wanderung in eine ihr unbekannte, menſchenleere Gaſſe gelangt war, die ſie bis dahin nicht durchſtrichen hatte. Sie mochte nicht fern von der Moldau ſich befinden, denn ſie hörte ganz deutlich das Waſſer rauſchen. Hindel fürchtete ſich; ein Grauen überfiel ſie, als ſie die verlaſſene, todtöde Gegend näher betrachtete. Alle Häuſer und Fenſterläden waren dicht verſchloſſen; es hätte, wenn ſie Jemand angefallen, keine Hand ſich gerührt, um ihr zur Hilfe zu kommen. Sie wandte ſich entſetzt um, und floh nach der entgegengeſetzten Richtung.

wo ſie die Moldau nicht vermuthete, denn beſonders das Rauſchen des Waſſers war ihr ſchrecklich. Außer Athem war ſie in die „Zigeunergaſſe“ gekommen. In demſelben Augenblicke huſchte an ihr ein Mädchen vorüber.

„Liſi, um Gotteswillen, biſt du es?“ ſchrie ſie.

Das Mädchen drehte ſich um. Es war wirklich Liſi.

„Madame Hindel!“ rief ſie mit gellender Stimme.

Hindel fuhr ſich aber mit der Hand nach den Augen. Sie fühlte einen heftig ſtechenden Schmerz darin; aber es waren nur Thränen, die zum erſten Male ſeit langer, langer Zeit mit Gewalt hervorbrachen, und nun, da das Siegel, das darauf gelegen, gebrochen war, unaufhaltſam ſtrömten. Hindel vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Madame Hindel, Sie weinen?“ rief das Mädchen, dem um dieſen Augenblick die dunkle Sage von der Thränenloſigkeit der reichen Frau eingefallen ſein mochte.

„Hatt'ſt du das von Hindel Spitz erwartet?“ ſagte ſie unter Schluchzen. „Dahin kommt man aber, wenn man Kinder hat.“

Liſi ſchaute die erſchütterte Frau erſchrocken an; ſie glaubte ihr Verſtand habe gelitten. Hindel war auch in der That im Zuſtande der äußerſten Verwirrung; ſie hatte in dieſem Augenblicke vergeſſen, daß ſie in einer Prager Gaſſe ſich befand. Plötzlich rief ſie:

„Aber um Gotteswillen, Liſi, wie biſt du hergekommen? So hab' ich dich in Altbunzlau doch recht geſehen und geſtern auf dem Altſtädter Ring? Sag', was haſt du in Prag zu thun!“

„Ich ſuch' Einen,“ flüſterte das Mädchen faſt unhörbar und ſtockte.

„Du wirſt ihn nicht finden,“ rief Hindel in verzweifeltem Tone, „in Prag findet man Keinen, der ſich einmal verloren hat. Geh nur wieder heim.“

Mit gerungenen Händen, den ſonſt ſo ſtolzen Kopf kummervoll gebeugt, ſtand Hindel vor dem Mädchen da.

„Verzweifeln ſie nicht, Madame Hindel,“ ſagte dieſe in den weichſten Tönen des Erbarmens, „mit Gottes Hilfe werden wir ihn doch wieder finden.

„Wen meinſt Du?“ rief Hindel in ihrer Verwirrung.

„Ihren Sohn,“ flüſterte Liſi und wandte ſich ab.

„Suchſt du den auch?“ fragte Hindel auffahrend.

„Deßwegen bin ich ja nach Prag gekommen,“ ſagte Liſi — und ſtockte.

„Deswegen?“ rief Hindel — und eine lange Pauſe trat zwiſchen Beiden ein.

„Biſt du gefahren, Liſi?“ fragte ſie darnach mit faſt trockenem Tone.

„Nein, Madame Hindel,“ antwortete dieſe, „ich bin zu Fuß gegangen.“

„Die ganzen neun Meilen zu Fuß' gegangen?“ rief Hindel. „Wann biſt du denn fortgegangen, da ich dich ſchon in Altbunzlau geſehen habe?“

„Gleich in der Nacht, wo der Jontef (Feiertag) aus war,“ ſprach Liſi.

„Und haſt du gar nicht gefürchtet, ſo in der finſteren Nacht zu wandern?“ meinte Hindel.

„Wer hätt' mir was thun ſollen?“ meinte Liſi, als verſtehe ſich das von ſelbſt. „Geld hab' ich ſo keines bei mir gehabt.

„Ohne Geld biſt du in Prag? rief Hindel beinahe ungläubig und trat einige Schritte nach rückwärts. „Liſi, Liſi!“ rief ſie dann mit drohend aufgehobenem Finger, „das laß' ich mir nicht einreden, Du magſt ſagen, was du willſt.“

Statt aller Antwort zog Liſi ein kleines Beutelchen, mit dem ſie vor Hindels Augen auf- und niederfuhr:

„So ganz ohne Geld, Madame Hindel,“ ſagte ſie lächelnd, „bin ich nicht geweſen; aber ein Räuber hätt' ſich bedankt, wenn er nur das bei mir gefunden hätte.“

„Gott! Gott!“ rief Hindel dann ganz außer ſich, „was biſt du doch für ein merkwürdig' Mädchen, Liſi! Wie iſt dir das aber nur eingefallen? Du haſt mir ja gar nichts geſagt, als ich bei dir war?“

„Ich hab' ſchon damals daran gedacht, Madame Hindel,“ ſagte Liſi beſcheiden; „aber ich hab's in mir behalten, bis meine Mutter nach Hauſe gekommen iſt. Da hab' ich zu ihr geſagt: Mutter, ich muß noch heute Abend nach Prag. Sie hat's nicht zugeben wollen; aber ich bin doch gegangen.“

„Lebendiger Gott! ſo allein, ſo mutterſeelen allein!“ rief Hindel. „Geht neun Meilen bis nach Prag, und ich fahre an ihr vorüber in einer Poſtkutſch' und laß' ſie zu Fuß gehen! Liſi, das werd' ich mir all mein Lebtag nicht verzeihen. Aber jetzt ſag' mir nur: Was willſt du eigentlich in Prag?“

„Ihn will ich aufſuchen,“ liſpelte Liſi; „meinetwegen, weil ich ihn gekränkt habe, iſt er ja nach Prag auf und davon! Gott! Allmächtiger! es wär' ja mein Tod, wenn er ein Unglück davon hätte.“

Gut war es, daß die Dunkelheit der Nacht ihren nur halbdurchſichtigen Schleier um die Beiden geworfen hatte. Sie erſparte dem armen Mädchen einen Anblick, der es zu Tode erſchreckt hätte. Unwillkürlich hatte ſich Liſi in das Herz blicken laſſen, und es bedurfte nicht einmal eines ſo ſcharfen Auges, wie es die Mutter Bärele's namentlich in dieſem Augenblicke beſaß, um zu ſehen, was in dieſem jungfräulichem Gemüthe ſich zur Blüthe drängte. Nun wollen wir nicht behaupten, daß es in dieſem denkwürdigen Momente keine Sekunde gab, in der ſich nicht des reichen Rebb Aſchers Weib in ihr geregt hätte; aber das fuhr nur blitzartig durch ſie und verſchwand wie der Blitz. Hier ſtand nur das einfache, mitfühlende Weib dem Weibe, die Mutter einem Mädchen entgegen, deſſen Leiden dem ihren verwandt war. Hindel hatte zudem die erſten Thränen ſeit undenklicher Zeit geweint, und fließen nicht die meiſten Thränen aus der Quelle der Demuth? aus den Tiefen einer ſchmerzlichen Entſagung?

Plötzlich fühlte Liſi eine warme Hand an ihrem Kinne. Hindel war es, die ihr den Kopf in die Höhe hob, und mit weichen Tönen ſagte:

„Es ſoll dein Unglück nicht ſein, Liſi, mein Kind! Wenn wir ihn ganz und wohlauf nach Hauſe bringen — ſoll's dein Unglück nicht ſein. Verlaß dich drauf!“

Mehr ſprach die reiche Frau nicht: Liſi verſtand ſie aber nicht, wohl aber fuhr etwas wie ein grauſames Weh durch dieſes jungfräuliche Gemüth. „Sie wird mir meine Reiſe bezahlen wollen,“ hätte Liſi geſprochen, wenn ſie in dieſem Augenblicke hätte ſprechen können. „Was hab' ich aber vom Geld? ich brauch' ja keines.“

„Und jetzt ſag', wo biſt du im Quartier?“ fragte Hindel kurz.

„Ich hab' keines,“ meinte Liſi, „ich hab mir gerade eines ſuchen wollen.“

„Lebendiger Gott!“ ſchrie Hindel, „in Prag ſein, und kein Quartier haben! An was denkſt du denn, Liſi?“

„Ich hab' immerfort daran gedacht, wie ich ihn finden könnte,“ meinte Liſi treuherzig.

„Du gehſt mit mir, Liſi,“ ſagte Hindel nach einigem Bedenken mit gebieteriſcher Stimme, „du wirſt bei mir ſchlafen, und wirſt mit mir nach Hauſe fahren. Keinen Augenblick laß' ich dich mehr von meiner Seite: du kennſt das Prag nicht. Wie leicht kann dir da ein Unglück paſſiren. Jetzt komm!“

„Was ſollen wir aber mit ihm anfangen?“ fragte Liſi.

„Mit wem?“ meinte Hindel, die ganz in das Anſchauen Liſi's verſunken war.

„Mit ihm — mit Bärele!“ rief Liſi.

„Den müſſen wir finden,“ ſagte Hindel, und ihre Stimme bebte, „ohne den können wir Beide nicht nach Hauſe gehen.“

Hindel hatte ſich nach dieſen Worten, als erinnerte ſie ſich, weswegen ſie nach Prag gekommen war, wieder in Bewegung geſetzt. Aber in ihrer Aufregung geſchah es, daß ſie mit Liſi, die ihr ſtillſchweigend folgte, gerade nach derſelben verlaſſenen Gegend zuſteuerte, woher ſie mit ſo großem Entſetzen geflohen war.

Hindel merkte dies nicht: plötzlich ſtanden die beiden Frauen wieder auf jenem todtöden Platze des „Frantiſek,“ und hörten das Waſſer der Moldau ganz in der Nähe rauſchen.

„Was thue ich denn wieder da?“ rief Hindel, und faßte im dunklen Drange der Furcht Liſi's Hand. „Auf dem Platze da möcht' ich nicht todt ſein, er iſt gar zu ſchrecklich! Wir müſſen zurück!“

Hindel zog das Mädchen nach der Seite der niedrigen Häuſer hin, weil ſie ſich inmitten des öden Platzes nicht ſicher genug glaubte. Aus einer Schenke, durch deren geſchloſſene Fenſterläden ein Lichtſchimmer ſich ſtahl, erſchollen wirr durcheinander rufende Stimmen, wie von erhitzten oder betrunkenen Menſchen. Unwillkührlich ſchmiegten ſich die beiden Frauen an einander, wie um gegenſeitig ſich zu ſchützen, aber ſie ſtanden zugleich feſtgebannt. Da fühlte Hindel mit einem Male, wie durch das ganze Weſen des an ſie gedrückten Mädchens ein krampfhaftes Zucken flog; ſeine Hand zerrte faſt an Hindels Mantel.

„Madame Hindel!“ rief ſie in höchſter Aufregung, beinahe kreiſchend, „Madame Hindel, . . . ich hör' ihn!“

„Wen?“ ſchrie Hindel,“ „um Gotteswillen . . . Du meinſt doch nicht ihn?“

„Ihn!“ flüſterte Liſi, und legte, Stillſchweigen gebietend, den Finger an den Mund.

Sie lauſchten. Jeder Nerv in dieſen beiden Frauen zitterte und ſtand auf der Lauer. Die Stimmen drin in der Schenke wurden deutlicher, Geldklingen, wie von hin- und hergeworfenen Münzen tönte dazwiſchen. Nach einer Weile ſagte Hindel:

„Jetzt hab' ich ihn ſelbſt gehört, ich hab' ihn erkannt.“

„Nicht wahr?“ liſpelte Liſi, und ein Strahl von Freude, nur demjenigen ſichtbar, dem des Menſchen geheimſte Regungen offen vor Augen liegen, überflog ihr ſchönes Angeſicht.

„Liſi,“ rief Hindel voll tiefſten Schmerzes, und ihre Stimme bebte, als unterdrückte ſie mühſam das bittere Weh des Weinens. „Liſi, das muß mir, Hindel Spitz, geſchehen, meinen eigenen Sohn da zu finden!“

„Sein Sie nur jetzt ruhig, Madame Hindel," bat Liſi.

„Nein, Liſi," rief Hindel, in deren Gemüth der ganze Zorn einer gekränkten Mutter erwacht ſein mochte, und ſie riß ſich von Liſi los, um in das Haus einzudringen. „Nein, Liſi, ich muß jetzt hinein, ich will ihm zeigen, wozu Gott dem Menſchen eine Mutter gegeben hat. Lebendig kommt er nicht aus meinen Händen!"

„Um Gotteswillen," bat Liſi und hielt die Erzürnte gewaltig zurück, „thun Sie das nicht, Madame Hindel, und laſſen Sie mich hinein. Mir wird er vielleicht eher folgen . . . als Ihnen . . ."

Hindel ſchien von dieſer Bemerkung lebhaft getroffen.

„Du haſt Recht, mein Kind," ſagte ſie nach einigem Bedenken. „Dir gebührt's . . . geh' Du voran!"

Liſi drückte die Thürklinke auf, und trat in die Schenke. Die Thür ſelbſt blieb halboffen, ſo daß Hindel alles überblicken konnte, was darin vorging. In dem Hintergrunde der Schenke, um einen runden Tiſch, auf dem eine ungeputzte Kerze düſter brannte, ſaßen drei Männer und ſpielten Karten. Jeder hatte zur Seite einen Haufen Silbermünzen liegen. Bärele hatte die Thüre im Rücken: keiner der Spieler hatte übrigens den Eintritt des Mädchens bemerkt. In demſelben Augenblicke rief einer der wüſten Geſellen, indem er Bärele einen tückiſchen Blick zuwarf und eine Karte zuſchleuderte, daß ſie auf dem Tiſche klatſchte:

„Jetzt wirſt Du genug haben. Spiel aus!“

Da trat Liſi hinzu, und legte ihre Hand auf Bäreles Arm, der gerade zum Ausſpielen ſich anſchickte.

„Steh auf, Bärele,“ rief ſie mit zitternd weicher Stimme, „die Mutter wartet draußen.

Bärele ſank in ſeinen Sitz zurück und ſtarrte das Mädchen wie eine ungeheuerliche Erſcheinung an.

„Steh' auf,“ ſagte ſie noch einmal, „und komm' mit.“

Damit ergriff ſie ihn bei der Hand — und er, gebannt von dem Eindrucke des auf ſo wunderbare Weiſe gekommenen Mädchens, die Augen feſt gerichtet auf ſie, ſtand auf und ließ ſich von ihr zur Thüre hinausführen.

„Mein Kind, mein Kind!“ erſcholl draußen die Stimme Hindels. War es ſchluchzende Freude, war es Zorn? Es war ſchwer zu entſcheiden.

Ein halbes Jahr nach dieſer Begebenheit feierte man in der Gaſſe eine große, prächtige Hochzeit, wie an Glanz und Pomp ſchon lange keine ſtattgefunden hatte. Der Bräutigam war Bärele, die Braut — Liſi, die Nähterin.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es großen Lärm und ungeheure Aufregung im Lande gab, als dieſe „Partie“ verkündet ward. Es war nicht anders, als ob etwas ganz Ungewöhnliches geſchehen, etwa ein Stück des Mondes vom Himmel zur Erde gefallen ſei. Wir haben es jüngſt erlebt, wie der mächtige Beherrſcher eines großen Staates eine „einfache“ Gräfin zu ſich auf den Thron hob; — ebenſo, wenn nicht noch in einem höhern Grade, kam es den Leuten vor, daß Hindels Sohn die Tochter eines „frommen“ Weibes ſich erkoren hatte.

Natürlich fehlte es nicht an Auslegungen und Deutungen der bunteſten Art über dieſes außerordentliche Ereigniß. Die Gerüchte ſummten hin und her, wie aufgejagte Hummeln; und man konnte bei dieſer Gelegenheit deutlich ſehen, wie viel übler Wille, ja ſelbſt Bosheit aufgeſtört wird, wenn den Leuten etwas nicht nach der Schnur einer vorgefaßten Meinung geht. Man ſtöberte in dem Vorleben des armen Mädchens herum, ob man nicht etwas finden würde, woran man ſich halten könnte, und da man nichts fand, klammerten ſich die Geiſter zähe an jene Prager Reiſe an, in der die guten Leute Ungeheuerliches witterten. Gott der Lebendige wiſſe, grübelten ſie heraus, was dort alles vorgegangen ſei; umſonſt ſei Bärele nicht „auf und davon,“ und Hindel „ihm nach,“ und umſonſt ſei Hindel auch nicht mit Bärele und Liſi zuſammen von Prag zurückgekommen. Hindel ließ ſich durch alle dieſe Anfechtungen und Gerüchte, deren Richtigkeit ſie am beſten kannte, nicht abhalten, Liſi und ihren Sohn zu einem Ehepaar zu machen, und ſich über alle Rückſichten auf „Standesunterſchied“ kühn hinweg zu ſetzen.

In jener Nacht, als Hindel ihren Sohn wieder fand, war noch mehr und Bedeutenderes geſchehen. Das erſte Wort nämlich, das Bärele hervorbrachte, als er mit ſeiner Mutter und Liſi in einem Zimmer des Gaſthofes zu den „drei Karpfen“ ſaß, lautete:

„Mutter, willſt Du, daß ich weiter kein Spieler ſein ſoll?“

„Du fragſt noch?“ rief Hindel, die bis dahin keinen einzigen Vorwurf, kein beleidigendes Wort an ihn gerichtet hatte, mit gerunzelter Stirne.

„So gib mir Liſi zum Weib!“ ſagte Bärele.

Hindel ſtellte ſich nicht erſt erſtaunt oder gar entſetzt. Sie ſagte nur: „Frag' erſt die Liſi, ob ſie Dich will, denn verdient haſt Du ſie nicht.“

„Willſt Du mich, Liſi?“ fragte Bärele, und hielt die Hand hin.

Die Antwort läßt ſich leicht errathen. — —

Noch in derſelben Nacht fuhr Hindel mit ihren beiden Kindern fort. Ungefragt fing Bärele auf dem langen Wege ſelbſt an, Aufklärungen über ſein letztes Thun und Treiben zu geben; das Glück machte ſein Gemüth weit offen, die Liebe ſeine Zunge geſprächig. Als ihn Liſi, erzählte er, einen Spieler geſcholten, als ſie das Geld nicht nehmen wollte von ihm, da ſei ein ſchrecklicher Zorn in ihm erwacht, er hätte ihr das Übelſte anthun mögen. Denn er habe die Wahrheit dieſes Schimpfes gefühlt, auf einmal ſei es ihm klar geworden, daß er, der vierundzwanzigjährige Junge, bis dahin nichts Anderes gethan habe, als mit ſeinen Eltern . . . Franzefuß ſpielen. Es ſei ihm grauenhaft zu Muthe geweſen, daß Liſi es ihm zuerſt geſagt; von jedem Andern hätte er es mit Verachtung angenommen. Zorn und guter Vorſatz hätten in ihm gleichmäßig gekämpft; er habe ein Menſch werden wollen, aber nicht früher, als bis Liſi den Schimpf zurückgenommen hätte. Aber als er ſie am Abend vor ihrem Hauſe getroffen, und ſie nichts deſtoweniger dabei verharrt hätte, da habe ihn eine Verzweiflung überfallen, ein Zorn und eine Wuth, daß er ſie nicht mehr habe bändigen können. Wenn ſie ihn für einen nichtsnutzigen Spieler halte, habe es in ihm geſchrien, wozu ſolle er ſich bemühen ein beſſeres Leben anzufangen? Jetzt habe er ſich vorgenommen, ein rechter Spieler zu werden. Das Übrige wiſſe die Mutter, er habe fünf Tage und Nächte faſt hintereinander geſpielt, der letzte Kreuzer ſei eben verſpielt geweſen, als Liſi gekommen und ihn fortgeführt habe.

Oft zuckte Hindel während dieſer Geſtändniſſe zuſammen; aber ſie hielt an ſich. Sie begriff, daß wenn die Liebe junge Gemüther auch zu veredeln und zu heben im Stande iſt, trotzige und ſchlecht erzogene zuweilen das Gegentheil davon offenbaren. Ihr Bärele war ein lebendes Beiſpiel. Aber ſie baute auch auf dieſe Liebe, daß ſie, die ſo wunderbar den Charakter ihres Sohnes entwickelt hatte, deſſen Erziehung weiter fortſetzen würde.

„Es iſt nur gut,“ ſagte ſie, „daß es ſo gekommen iſt. Es hätte ganz anders kommen können. Bedank' dich dafür bei Liſi!“

Darin hat ſich Hindel nicht getäuſcht.

Bärele iſt in der Ehe wirklich ein anderer Menſch geworden; das Geheimniß der Liebe, die zerſtörend und ſchaffend, voll Trotz und Hingebung, niederreißend und aufbauend zugleich iſt, hat ſich an ihm aufs Schönſte bewährt. Die in ihm ſchlummernden, in den Banden der Trägheit gefangenen Kräfte ſind erwacht, und er holt nach, was er ſo lange verſäumt hat. Wenn wir das Wort „Geſchäftsmann“ gebrauchen, ſo geſchieht es nur darum, weil ſich für das neue Leben Bärele's keine andere Laufbahn eröffnet hat als das „Geſchäft.“ Darin iſt er aber tüchtig, wachſam und umſichtig wie irgend Einer.

Eines Tages kamen Bau- und Zimmerleute, und begannen an der Stelle des alten Hauſes ein neues aufzurichten. Die alten Räume waren zu klein geworden für den anwachſenden Segen . . . und Rebb Ascher beklagte ſich, daß er nicht einmal ein Plätzchen mehr finde, wo er in Ruhe und Muße ſeine Pfeife rauchen und ſeinen „Franzefuß“ ſpielen könne. Bei dieſer Gelegenheit erhielt das neue Haus den Namen, mit dem wir es in dieſe Geſchichte eingeführt haben; Bärele hatte Muſik kommen laſſen, und bei ihren Klängen tanzte er mit ſeiner Liſi einen „Rejdowak“ auf dem Bauplatz. Dann legte er in die Höhlung des Bauſteines, der in den Grund geſenkt ward, ein „Paſch“ Karten. Wir wiſſen warum.

Wunderbarer Weiſe hat ſich damals unter den

Leuten die ſonderbare Deutung gebildet, die ſie bis dahin trotz alles Grübelns und Forſchens nicht hatten finden können; und wie alles Unbegreifliche hat ſich dieſe Deutung in der Leute Mund erhalten. Liſi ſollte ſich ihren Mann durch einen „Franzeſuß“ erworben haben, denn Bärele hätte geſchworen, nur die ſollte ihn haben, die ſtärker im Spiele ſei, als er, und merkwürdig genug, die Nähterin hätte ihn beſiegt! Darauf habe Bärele freilich Wort gehalten, — aber man ſieht, wie auch in der „Gaſſe“ verſtanden wird, Geſchichte zu machen.

Stehe noch lange und gedeihe, du trauliches Kartenhaus! Auf ein leichtes, bald vergängliches Blatt biſt du zwar gegründet worden; aber in dir waltet Demuth und Tüchtigkeit, und der Segen des menſchlichen Daſeins — die Liebe!

MUENCHEN

Iſraelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert,
E. Kulke u. A.

Band IX.

Aus dem jüdiſchen Volksleben.

Von

Eduard Kulke.

Erſter Band.

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1869.

Aus dem jüdiſchen Volksleben.

Geſchichten

von

Eduard Kulke.

Erſter Band:

Alt-Eiſik wird tänzerig.
Der Kunſtenmacher

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA

J. G. Voigt's Buchdruckerei.

Dem

Großmeiſter der Ghetto-Geſchichten

Leopold Kompert

zugeeignet.

An Leopold Kompert!

Von meiner Heimath zog ich aus
Und ließ zurück das Vaterhaus,
Nichts nahm ich mit als großen Muth
Und noch ein ander köſtlich Gut:
Von Hoffnung voll die Bruſt geſchwellt
Trat ein ich in die fremde Welt,
Und wo ich immer auch ging hin,
Der Heimath Bild blieb mir im Sinn.

Oft war mein Himmel wirklich blau,
Doch öfter war er trüb und grau;
Oft ging mir's grad, doch öfter krumm,
Oft ſchien mir's gut, doch öfter dumm.
Und ward es dann auch gar zu hart,
So floh ich aus der Gegenwart
Zurück in die Vergangenheit,
In meine helle Kinderzeit.

Wie ſchön war dieſe Schwärmerei,
Wie fühlt ich mich da wohl und frei.
Und die Geſtalten, die ich ſah,
Sie waren fern und doch ſo nah'.
„O könnt' ich faſſen, halten euch!“
Doch nein — weg ſchwanden ſie ſogleich.
Kaum war das Bild emporgetaucht,
Schon war es wieder weg gehaucht.

So ging mir's oft und jedesmal
Empfand ich neu die alte Qual.
Ich ſah das Bild ganz deutlich da
Und wollt's geſtalten, wie ich's ſah:
Oft nahm die Feder ich zur Hand.
Jedoch das holde Bild entſchwand.
So ließ ich's geh'n. „Mehr kein Verſuch!“ —
Da fiel mir in die Hand ein Buch.

Es war von Dir, Du haſt's gemacht,
Du haſt's in Deinem Geiſt erdacht.
Ich las darin und las drin fort,
Verſchlungen hab' ich jedes Wort;
Denn ſo, wie ich's im Geiſt geſeh'n,
Sah ich's lebendig vor mir ſteh'n;
Ich ſah — bei Gott: ich glaubt mir's kaum —
Verwirklicht meinen ſchönſten Traum.

Verwirklicht! Ja, doch nicht durch mich!
Da ging ich hin und ſuchte Dich!
„Ich will, ich muß ihn ſeh'n den Mann,
Der ſolchen Zauber üben kann!“

Und als ich Dir in's Aug' geſchaut,
Da überkam's mich ſo vertraut,
Mir war's gerad, da ich Dich fand
Als hätt' ich Dich ſeit je gekannt.

Nun ſprang die Feſſel, die mich hielt,
Da mit dem Stoff ich nur geſpielt.,
Die alte Sehnſucht iſt erwacht
Und dränget mich mit Ernſt und Macht.
Nun halt' ich die Geſtalten feſt,
Die mich das Auge ſehen läßt.
Du haſt gelöſt die Zunge mir,
Und was ſie ſpricht, vertrau' ich Dir.

So nimm dies Buch, denn es iſt Dein,
Du weißt am beſten, wie ich's mein';
Und hat es irgend einen Werth,
So iſt's darum, weil's Dir gehört.
Nicht ford're ich für mich den Ruhm,
Er iſt Dein eignes Eigenthum.
Ich geb's zurück, Dir ſtell ich's zu,
Denn ich bin Jünger, Meiſter Du.

Eduard Kulke.

(Statt der Vorrede.)

Mein lieber Freund!

Da habe ich nun ſchon ſeit einiger Zeit Ihre Manuſcripte vor mir, und woran unſer heimiſches Capua größtentheils die Schuld trägt — mitten in dem Wirrwarr von Geſchäften, Berufen ꝛc. habe ich noch nicht die Zeit und die Stimmung gefunden, Ihnen über Ihre poetiſche Arbeiten irgend ein Wort zu ſchreiben. Zwar mündlich habe ich dies öfter gethan, und Sie wiſſen, mit welcher Genugthuung ich jedesmal in Ihnen, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam den Jünger begrüßte, der das Genre, dem ich mich widmete, meinem Verſtändniſſe und meiner Auffaſſung deſſelben zunächſt kommt.

Ja, lieber Kulke, ich ſage Ihnen das nicht in einem Gefühle von mißverſtandener Beſcheidenheit oder viel Anmaßung — ſondern weil ich es fühle, daß Sie dichteriſch mit mir auf demſelben Boden ſtehen!

Ueber Ihr Buch werde ich meine geringe Stimme, wenn es erſchienen ſein wird, erheben und demſelben dann die volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber ſchon jetzt kann ich nicht umhin zu bemerken, daß abgeſehen von einigen poetiſchen, wie techniſchen Schwächen, wohin ich namentlich die noch nicht ganz erfolgte Bewältigung des Jargons, die oft unnöthige Anwendung desſelben rechne, wo epiſches ſtatt dramatiſches Behandeln am Platze wäre, ſo wie zuweilen pſychologiſche Sprünge in der Entwickelung der Charaktere ꝛc. — in dem Buche eine Fülle lebenswahrer und lebensabgelauſchter Geſtalten ſich vorfinden, die an und für ſich die Signatur dichteriſchen Schaffens an ſich tragen.

Jn unſerm Genre können wir nichts erfinden, wir können nur lauſchen, und das Gehörte in unſeren Werkſtätten zu Harmonien umgeſtalten. Je einfacher, ſchlichter, elementarer dieſe klingen, deſto beſſer.

Und die Harmonie Jhres Buches klingt ſo.

Möge Jhr Buch unter einem guten Sterne in die Welt treten. Mich ſoll es innig freuen, wenn man Jhr Talent anerkennen und Sie unter die Berechtigten zählen wird; um ſo mehr, da ich doch gleichſam der ſpiritus familiaris dieſes Buches war.

Leben Sie wohl mein lieber Freund.

Jhr Jhnen herzlichſt zugethaner

Kompert.

Wien, 24. November 1867.

Inhalt.

Alt-Eiſik wird tänzerin 17
Der Kunſtenmacher 51

Alt-Eiſik wird tänzerig.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Daheim ging in der „Gaſſe“ ein Mann umher; man nannte ihn Alt-Eiſik. Mit Recht, denn Eiſik war ſein Name und er hatte ſeine guten funfzig Jahre auf dem Rücken. Man hat ihn aber nicht immer ſo geheißen. Selbſtverſtändlich, denn Eiſik iſt ja nicht mit ſeinen funfzig Jahren auf dem Rücken zur Welt gekommen, ſondern mit einem kleinen Auswuchs, und er iſt daher einmal auch jung geweſen. Er war auch nicht ohne Erfahrung, unſer Eiſik, das heißt ſpäter, zu der Zeit nämlich, da man ihn bereits Alt-Eiſik nannte; früher jedoch war er unerfahren, und was allen unerfahrenen Menſchen paſſirt, das paſſirte auch ihm, er nahm ein Weib. Cheile hieß ſie und ſie war fromm und gut und Eiſik hätte mit ihr ſicherlich im ſchönſten Einvernehmen fortgelebt, wenn ſie nicht wenige Jahre nach der Hochzeit geſtorben wäre.

Gawriele Stuffer nahm den Fall etwas leicht; denn als Eiſik den Verluſt, den er erlitten, beklagte, gab der

Spaßmacher ihm den frivolen Rath, ſich zu hängen — an eine andere nämlich. Eiſik aber wollte davon nichts hören und wies den Antrag des Stuffers mit ſittlicher Entrüſtung zurück. Und ſo blieb er denn Wittib ſeit der Zeit. Er ging jetzt einſam durch die „Gaſſe“ und ſäße einſam und allein in ſeiner ſtillen Kammer, hätte ihm die ſelige Theile, die ihm nur kurze Zeit die Tage ſeines Daſeins verſüßte, nicht ein Andenken zurückgelaſſen. Es war freilich nur eine Kleinigkeit — ein Kind in der Wiege nämlich; indeſſen unter Umſtänden kann aus einer ſolchen Kleinigkeit auch etwas Großes werden. Man hört es ja alle Tage, das Sprichwort: „Aus Kindern werden Leute“, und ſo wuchs denn der kleine Mairem auch allmälig heran und ward mit der Zeit ein ganzer Jung, ein ſchöner Jung, ein tüchtiger Jung.

So lange Mairemel noch in der Wiege gelegen, da hatte unſer Eiſik gar manche Plage mit dem Kinde. Die Mutter war todt und man weiß ja, was ein Kind für Pflege braucht. Man kann ſich denken, wie das zugeht, wenn ein Vater ein Wiegenkind aufziehen ſoll. Eine Mutter hat mit einem Kinde auch genug Müh’ und Noth; aber die Natur hat ſie dafür geſchaffen, die Bedürfniſſe des Kindes zu verſtehen. Dem Vater iſt die lallende Sprache des Kindes unverſtändlich. Jedoch er that, was er thun konnte. Er zog das Kind bei Milch und Brot auf und oft gab es auch nur Waſſer.

Beſſer ging es ſchon, als das Kind zu laufen und zu reden anfing. Jetzt brauchte er es vor Allem nicht mehr herumzutragen, er ließ es auf der Erde herumkriechen und wenn es auch hie und da fiel, das macht nichts, das härtet nur ab für die Stöße, die man im Leben zu bekommen hat; ferner konnte er mit dem Kinde jetzt auch ſchon ſprechen; er konnte es fragen und die Antwort hören und dann thun oder laſſen, was er für gut befinden mochte. Jedenfalls waren die größten Plagen überſtanden, und als Mairem gar herangewachſen war, Eiſik's Haare färbten ſich zu der Zeit ſchon grau, da war er der Genoſſe des Vaters und ſein Rathgeber in allen Unternehmungen. Eiſik konnte ſich mit dem Sohne bereits „ausſchmuſen“, wie er ſich ausdrückte. Jetzt durfte ſich Eiſik für alle die Mühen und Plagen, die ihm das Kind in früheren Jahren verurſacht hatte, reichlich entſchädigt halten, denn Mairem war ein guter Sohn und hielt ſeinen Vater in Ehren, wie es ſich gebührt.

Vater und Sohn führten ein ſtilles, ruhiges und beſcheidenes Leben. Jahr aus, Jahr ein ſprach keiner ein böſes Wort zu dem andern; zuſammen lebten ſie daheim und zuſammen gingen ſie auch ins Dorf hinaus. In dem einen Hauſe kauften ſie ein Haſenhäutel, in dem andern ein Stück alt Eiſen; auch hegten ſie Beide die Hoffnung in der Bruſt, daß ihnen da einmal der Prophet Elias plötzlich entgegenkommen werde. Dieſe Hoffnung giebt kein Dorfgeher auf, ſo lange er lebt, er hofft bis zur letzten Stunde darauf, daß ihm Gott ſchon eine „Mezieh“, das iſt einen guten Fund, beſcheeren werde. Kamen ſie heim, ſo freuten ſie ſich ſelbander, wenn ſie überzählten, was ſie im Dorfe gewonnen hatten; denn der Dorfgänger iſt auch ein genügſamer Menſch und ſelbſt mit dem kleinſten Gewinn zufrieden.

Wie es bei ihnen daheim ausgeſehen, darüber möcht' ich eigentlich am liebſten ſchweigen. Man weiß ja, wenn die Hausfrau todt iſt, wie es da mit der Wirthſchaft geht. Nur eine weibliche Hand vermag es, im Hauſe Ordnung zu halten. Da liegt im Wäſchekaſten Alles an dem rechten Ort; alle Falten ſind emſig ausgeplättet und wenn man etwas braucht, hat man auch nicht nöthig, es lange zu ſuchen, ſie weiß, wo Alles liegt. In Eiſik's Stube fehlte leider dieſe weibliche Hand. Wenn man bei ihm eintrat und die verkehrte Wirthſchaft anſah, die einem allda entgegentrat, ſo mußte man ſich an die Strophe des Liedes erinnern, wo es heißt:

Eſterl, mein Schweſterl! wie geht's bei Dir zu!
Wenn man ſoll eſſen geb'n, ſtellt man erſt zu;
Wenn man ſoll trinken geb'n, holt man erſt Wein,
Wenn man ſoll ſchlafen geh'n, fällt's Bettele ein.

Nichts war hier auf dem Platz, an dem es ſein ſollte. Wenn Eiſik ein Hemd ſuchte, ſo bekam er ſicherlich eine Unterhoſe in die Hand, und wollte Mairem ſich ein Sacktuch nehmen, dann war Hundert gegen Eins zu wetten, daß er ſtatt deſſen einen Fußſack erwiſchte. Nicht ſelten geſchah es, daß ein Leilach über den Tiſch ſtatt des Tiſchtuches ausgebreitet war, wogegen der Fenſtervorhang an dem Fenſternagel die Stelle des Handtuchs vertrat.

Man kann zwar nicht behaupten, daß ſich gar keine weibliche Hand in dem Häuschen regte. Gewiß nicht; im Gegentheil, es kam alle Tage die ſogenannte „Bedienerin“, um allda ihre übernommenen Pflichten getreulich zu erfüllen. Früh brachte ſie den Waſſerkrug gefüllt, dann ging ſie raſch zum Herde, das Frühſtück zu bereiten, und gingen die beiden Männer erſt aus dem Hauſe, dann konnte ſie nach Belieben ſchalten, und gewiß, ſie hat in ſolchen Stunden ſich in der ganzen Größe ihres Berufs gefühlt; hier war ſie der Gott oder vielmehr die Göttin, die in das Chaos Ordnung zu bringen wußte. Sie räumte hin und her, herauf und herunter, räumte, bis es nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen nichts mehr zu räumen gab. Doch was nutzte das auch! Die Männer ſind ja nicht gar weit; bald werden ſie wieder kommen und dann iſt's wieder vorbei mit der ſchönen Ordnung. Die gute „Bedienerin“ mochte thun, was ſie wollte, es war Alles erfolglos; ſie konnte ſchimpfen nach Herzensluſt — umſonſt, es war heute wie geſtern, und morgen wird's nicht anders ſein. Was ſollte ſie anfangen? Jahre lang hat ſie dieſen Krieg mit unermüdlichem Eifer fortgeführt.

er mag wohl auch nahezu an die dreißig Jahre gedauert haben. Die Geſchichte — das heißt die Weltgeſchichte — ſpricht kein Wort davon; ſie erzählt uns von Wallenſtein, von Guſtav Adolph; von der guten „Bedienerin“ aber nicht ein Sterbenswörtchen. So hat ſie ſich denn auch in Geduld ergeben. Der Menſch gewöhnt ſich an Alles, es mag noch ſo ungeheuerlich ſein; und ſo verſöhnte ſich die „Bedienerin“ auch nach und nach mit dem Wirrwar und ließ Fünfe gerade ſein. Freilich that ſie Solches nicht, ohne im Rücken ihre Bemerkungen darüber zu machen.

Von Eiſik — ſagte ſie — wundert es mich nicht; denn er iſt unverbeſſerlich. Er iſt ein Schlampſack und wird es alle Tage ſeines Lebens bleiben. Warum? Er hat leider kein Weib. Da ſieht man, wo ein Mann ohne Weib auf die Letzt hinkommt. Für was iſt er ein Wittwer geblieben? Warum hat er nicht ein ander Weib genommen? Der Mann braucht das Weib, er muß ein Weib haben. Das Sprichwort ſagt ja: Mann und Weib ſind ein Leib, nur zwei Mägen haben ſie; ein Mann, der kein Weib hat, kommt mir gar nicht vor wie ein Mann. Hätt' Eiſik ſich, nachdem ihm Gheile im Paradies ruht, auf die Beſchau aufgemacht und hätte ſich ein ander Weib genommen, wäre das Alles ganz anders geweſen und es möcht' jetzt hier ein biſſele anders ausſehen. Daß aber Mairem, daß auch dieſer ein ſolcher Schlumperſack iſt, ſo ein junger Menſch und ſchon ſo verdorben, wie ſein Vater, das muß mich wahrhaftig groß Wunder nehmen. Indeſſen aber wird das ſchon einmal anders werden. Wenn Mairem nur heirathen wird, er wird ſchon ſehen, wie ihm ſein Weib da etwas auſtrompeten wird, wenn er da eine ſolche Wirthſchaft macht. Aber auf Mairem ſoll ich ſagen, wer weiß, wann der einmal Bräutigam wird; er iſt ein todter Hund. Mir ſcheint, der will ſich auch Zeit laſſen mit der Hochzeit bis zum letzten Brünner Markt.

Und dachte Mairem wirklich ſo? Iſt es wahr, was die „Bedienerin“ von ihm meint, und ſollte ſein Herz unempfindlich ſein in den Jahren des Gefühls?

Keineswegs! Mairem ſehnte ſich im Gegentheil ſehr nach der Braut, aber er war kein Mann von vielen Worten und ſo kam es, daß er ſein Geheimniß in ſich verſchloſſen herumtrug, ohne ſich Jemandem anzuvertrauen. Es that ihm oft wehe, daß er die Zunge nicht beſſer zu gebrauchen wußte, daß er nicht ſagen konnte, was er meinte und im tiefſten Innern empfand. Im Bewußtſein dieſer Schwäche überſchätzte er ſogar die Macht des Wortes, war gegen ſich ſelbſt erboſt und hielt ſich für ſeinen eigenen Feind. Nichts war ihm weniger einleuchtend als das Sprichwort: Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold! Gern hätte er dieſes Gold, das er beſaß, für jenes Silber, das ihm fehlte, hingegeben. Ein einziger Troſt war ihm geblieben und war im Stande, ſeiner Hoffnung Nahrung zu leihen. Er dachte an unſeren großen Lehrer Moſes, von dem ja die heilige Schrift erzählt, daß er ein Mann von unbeſchnittenen Lippen war und nicht wagen wollte, vor Pharao hinzutreten; und dennoch hat er das Volk, das in Egypten war, vierzig Jahre lang durch die Wüſte geführt, ſo hoffte Mairem, könne es auch ihm noch gelingen, die Geliebte ſeines Herzens dereinſt auch ohne Redekunſt noch heimzuführen.

Und hoffte er mit gutem Recht? — Je nun, wer kann ein Weib ergründen? ein Räthſel iſt es, wie aus der Gottheit Haupte ſelbſt entſprungen. Wenn er ſie ſah, die ſchöne Reizel mit ihrem ſanften Blick, mit ihrer ſüßen Miene, was konnte er ſich anders ſagen, als daß ſie reizend ſei! Ob ſie ihm aber auch gut ſei, das ſtand ja nicht an ihrer Stirn geſchrieben. Und hätte ſie es ihm etwa gar ſagen ſollen? Hatte er ſie denn auch darum gefragt? Mairem und — eine ſolche Frage ſtellen! Wie hätte er vor ſich ſelber ſich ſchämen müſſen! Er ſagte nichts, ſie ſagte nichts. So drang kein heller Lichtſtrahl in das Dunkel dieſes entzückenden Geheimniſſes.

Wie Schade! Denn wahrlich, nicht Mairem allein ſah dieſes Götterkind, auch andere Leute haben Augen, und was andere Leute vor ihm voraus hatten, das war die Zunge. War nun ein ſolcher, dem die anmuthige Reizel in die Augen ſtach, nicht auf dem Kopf gefallen, dann blieb er auch nicht lange ſtumm, ſondern ging direkt auf das Ziel los. Und wenn er ſie nun zum Weib verlangt und einen förmlichen Heirathsantrag ſtellt, ſo braucht er vor allem Andern ja nur die Mutter auf ſeine Seite zu bringen, und wer kann dafür gut ſtehn, daß die alte Schanne ſie ihm verweigert. Man weiß ja, wie die Mütter ſind. Iſt einer Mutter jemals der Bräutigam für ihre Tochter zu geſchwind gekommen? Die Mütter verſorgen gar gern ihre Töchter.

Und iſt es vielleicht gar ſchon geſchehen? Hat der Freier bereits angefragt? Iſt die ſchöne Reizel vielleicht gar ſchon verſprochen?

Nun, das iſt es ja eben, weshalb ich Mairem beklage. Warum ſprach er auch nie ein ernſtes Wort mit ihr? Warum ließ er ſich auch die Braut vor der Naſe wegnehmen!

Die liebliche Reizel lebte mit ihrer Mutter in einem kleinen Häuschen, dem alten Eiſik juſt gegenüber. Auf der einen Seite lebten Vater und Sohn, auf der andern Seite Mutter und Tochter und ſie waren recht gute, liebe Nachbarsleute.

Mutter und Tochter lebten ruhig und ſtill, wie es Gott und die Welt will haben. Niemand konnte ſich beſchweren, daß ihm von ihnen jemals etwas in den Weg gelegt worden ſei. Das Häuschen, das ſie bewohnten, war nicht größer als des Alt-Eiſik ſeines; nur ſah es ein bischen anders aus. Und das war kein Wunder, regten ſich doch vier weibliche Hände darin, und wenn es in irgend einer Beziehung zu Eiſik's Häuschen paßte, ſo war's nur deshalb, weil es zu demſelben das vollkommene Gegenbild abgab. Von Außen war es blank und reinlich; die Fenſter ſpiegelten, die Wände ſtrahlten von Weiße und das Schloß an der hölzernen Hausthür glänzte Einem ſchon von Weitem in's Auge. Aber erſt in's Innere mußte man eintreten, um den ganzen Unterſchied von hüben und drüben wahrzunehmen. In der Stube lachte Einem überall aus jedem einzelnen Wirthſchaftsſtücke der gute Geiſt der Ordnung entgegen; denn die alte Schanne war nicht faul, weder in der Arbeit, noch in lehrreichen Ermahnungen, und ſie konnte auch, wenn Reizel etwas nicht recht gemacht hatte, tüchtig ſchelten. Von Jugend auf gewöhnte ſie das Kind an jene Ordnungsliebe, die ſich auf den erſten Blick verräth. Das Häuschen zeigte jene ſchöne Symmetrie, welche am allerlauteſten ſpricht, indem ſie ſchweigt.

So wuchs Reizel heran, zur Luſt der Mutter und Aller, die ſie ſahen. Ihrer Schönheit unbewußt, goß ſie rings um ſich her Vergnügen aus, wie das Licht der Frühlings-Sonne.

An einem Freitag-Abend war es, da ſie neben einander im Sabbath-Stübchen ſaßen. Die Lampe gewährte kaum mehr als ein ſchwaches Dämmerlicht. Fleiſch, Wein und Fiſche, die vorgeſchriebenen Annehmlichkeiten des Freitagabends, waren bereits verzehrt. Abſchüttelnd alle Laſt, genoſſen ſie die erquickende Sabbath-Ruhe, nach allen Mühen von ſechs arbeitsreichen Tagen.

Wie ſie nun da ſitzen und plaudern, auf einmal klopft es an die Thür. Erſchrocken fahren die beiden zuſammen mit dem Rufe: Wer iſt's?

Leiſe geht die Thür auf und der übliche Gruß „Guten Sabbath“ läßt ſich vernehmen.

Ihr ſeid es, Eiſik? — ſagt die Frau.

Ich bin es, ganz wie ich leib und leb in eigener Perſon, und wie Ihr Euch nur darüber verwundern thut!

Man ſollt' ſich nicht wundern — ſprach die Frau, wenn Ihr, der Ihr Euch ſo ſelten wo ſehen laßt, da auf einmal mir nichts, Dir nichts die Thür aufmacht. So fürwahr ſoll ich leben, wenn heut' nicht Sabbath wär', müßt' ich von Euretwegen den Ofen einſchlagen. Sagt mir aber lieber, was geht denn vor? was iſt geſchehen? Wißt Ihr, daß Ihr uns ſehr erſchreckt habt?

Es geht nichts vor, es geht nichts nach — antwortete Alt-Eiſik beruhigend. — Von meinetwegen ſeid Ihr erſchrocken? Wär' auch nicht nöthig geweſen. Ich will mich nur noch nicht niederlegen. So ein Freitag-Abend dauert lang, die Aengſten ſchlagen Einem aus, wenn man ſo allein daheim ſitzt.

Wie ſo allein? — fragte die Frau. — Wo iſt denn Mairem?

Mein Mairem, leben ſoll er, liegt ſchon lang im Bett, und wird jetzt, derweil wir da reden, ſchon zwei Polſter herunter geſchlafen haben. Und ſoll ich da allein ſitzen bei der Sabbath-Lampe, wie Didje Narr, wenn er ein'n Reim ſucht und ihn nicht finden kann? Einmal in der Woch' iſt Sabbath. Die ganze Woch' läuft man herum und geht ſich die Füß' müd, am Sabbath will ich mein Vergnügen haben. Wie ich nun da ſo ſitz' und noch ein Gläſel trink' und nachdenk', was ich machen ſoll, da fällt mir ein: Narr, was Du biſt! was brauchſt Du da lang zu ſpeculiren. Bei Schanne drüben iſt ſicher noch kein' Nacht gemacht. So hab' ich mich, verſteht Ihr, zuſammengepackt, hab' mir die Füß' in die Händ' genommen und weiter „poter“ aus (Punktum), da bin ich.

Des Gottes Willkomm'! — ſagte Schanne.

Die ſchöne Reizel aber fragt: Und Mairem bleibt ſo allein daheim und kommt nicht ein biſſele mit zu uns herüber?

Narrele! — gab ihr Eiſik zur Antwort — da mußt Du erſt hinüber gehn und ihn aufwecken. Hab' ich denn nicht ſchon geſagt, daß er ſich niedergelegt hat. Ja, die heutigen Jungen, die ſind ganz anders, wie wir einmal geweſen ſind. Heut' zu Tag will Alles nur commod ſein. Wenn Purim ein Ball iſt, ja — da bleiben ſie die ganze Nacht auf, ſonſt aber — — es giebt heut' zu Tag gar kein'n Mittelweg mehr. Zu meiner Zeit hat es gar keine Schläfrigkeit gegeben. Ich bin doch heut' kein Jung-

Springerl mehr, man ſieht mir's an, ich bin geſtern Nacht nicht aus der Wieg' herausgefallen. Was? wie alt ich bin? juſt akerat ſo alt, wie mein klein Fingerl da; aber doch nehm' ich's noch heut' mit jedem Jungen in der „Gaß“ auf.

Mit Mairem auch? — fragte Reizel ſchelmiſch.

Mit Mairem auch — ſagte Eiſik trocken.

Wie gut er ſich zu loben verſteht, unſer Alt-Eiſik. Und ſollt' er wirklich aus keinem anderen Grunde herüber gekommen ſein, als weil er ſich zu Hauſe langweilte? Kaum glaublich. Alt-Eiſik iſt ein ſchlauer Patron und macht nicht am Freitag-Abend einen Beſuch ohne Abſicht. Vielleicht gelingt es uns, dieſe Abſicht — zu ergründen.

Die Gaſſe kennt ein Sprichwort: Ein Gaſt auf eine Weil, ſieht auf eine Meil. Alt-Eiſik war aber auch nicht blind, und wenn er das ſchöne Reizele auch nur zuweilen ſah, ſo ſah er ſie doch auf eine ganze Meile, das heißt, er blickte in die Zukunft. Als Reizele ein Kind war und vor der Thüre ihres Häuschens auf der Erde mit kleinen Steinchen ſpielte, ſchon damals ſagte Eiſik einmal zu ſich ſelbſt im Stillen: das wird einmal ein ſchön Madele werden. Dieſe Prophezeihung — es gehörte dazu nicht juſt eine beſondere Sehergabe — ging in Erfüllung. Reizel iſt wirklich ein ſchönes Mädchen geworden und zwar ward ſie das, kaum, daß Alt-Eiſik es ſich recht verſah. Mit Luſt und Wohlgefallen hing er an ihren Zügen.

Die Schönheit iſt eine Gottesgabe und übt auf jeden ihre Macht. Kein Menſch entzieht ſich ihrem Bann, er mag jung oder alt ſein, ſie feſſelt ihn. Anfänglich war unſer Eiſik von jeder Selbſucht frei; er ſah Reizel gern, wie man den blauen Himmel gern ſieht; aber nicht immer blieb es ſo, es kam eine Zeit, wo er der Jungfrau nicht mehr ſo ganz ohne Gefahr in die Augen ſchauen konnte, wenn er an ihr vorbei ging. Es ward ihm gar bänglich zu Muth, da er ſich geſtehen mußte, daß der Eindruck ſtärker werde, als es gut ſei. Er fing an, über die Sache nachzudenken; aber das Hin- und Her-Ueberlegen nützte nicht viel; wohin er immer gehen mochte, überall hin verfolgte ihn das Bild des Märchens, dem er entfliehen wollte. Da faßte ſich Alt-Eiſik eines ſchönen Tages ein Herz und ſtellte ſich vor den Spiegel.

Narreſchkeiten! — ſagt' er zu ſich ſelber, als er in den Spiegel hinein ſah — Ich habe meine funfzig Jahr auf dem Rücken und meine Haar' ſind nicht mehr ſchwarz; da ſeh' ich auch Falten im Geſicht und Runzeln, ich bin im Ganzen nicht mehr das, was ich einmal geweſen bin. Ein Spaß! Man wird ja jeden Tag älter und muß ſich genug ſchinden und plagen. Foppen werd' ich mich nicht, ich weiß, daß mein Ausſehen nicht mehr zum Verlieben gemacht iſt, indeſſen aber, was ſchad't dem Maul ein gut Wort, man wird mich doch nicht hinauswerfen, ich will's probiren.

Mit dem Gedanken trug er ſich nun herum, nur war er darüber nicht im Reinen, wie er die Sache anſtellen ſollte. Er ſpekulirte über einen Plan; denn den geraden Weg zu gehen und ſich dem „Schadchen“ (Ehevermittler) anzuvertrauen, das ſchien ihm nicht das Richtige. So viel war ihm klar, er mußte einen Umweg machen. Denn ſo einem „Schadchen“ kann man nicht immer trauen, ſo ein „Schadchen“ hat ſeine beſondere Intereſſen und intriguirt oft dagegen, wo man meint, daß er dafür iſt. So ging die ganze Woche darüber hin, aber es fiel ihm nichts ein, es kam ihm kein guter Gedanke.

Der Freitag kam heran. Alt-Eiſik und Mairem gingen vom Dorfe heim. Abends gingen ſie zur Synagoge und Mairem wunderte ſich, daß ſein Vater über den Vorſänger ungehalten ſei, weil er einen ſo ſchlechten „Lecho Dodi“ geſungen; denn dem Sohne ſchien der Sabbath-Gruß nicht ſchlechter zu ſein, als an jedem andern Freitag-Abend. Alt-Eiſik war aber verdrießlich, und wenn man verdrießlich iſt, ſo gefällt Einem gar nichts. Zu Hauſe angelangt, ſang Alt-Eiſik das ſchöne Lied vom „Biederweibe“, und wenn Mairem ſeinen Vater dabei etwas ſchärfer beobachtet hätte, dann würde er bemerkt haben, daß die Stimme zitternd war und daß ſich in dem Geſange eine eigenthümliche Unruhe verrieth. Ganz natürlich; Alt-Eiſik hatte dabei das Biederweib im Sinn, das er ſich ſo gern von da drüben herüber geholt hätte und wußte nicht, wie es anzufangen. Sie ſetzten ſich zu Tiſche und aßen und tranken. Alt-Eiſik ſprach dem Wein mehr zu, als dem Fiſch und Fleiſch, denn mit unruhigem Gemüthe läßt ſich nicht gut eſſen, gar wohl aber läßt ſich trinken; namentlich der Wein, der des Menſchen Herz erfreut, bringt eine heitere Aufregung in das Gemüth und nicht ſelten bewirkt er auch gute Gedanken und begeiſtert zu kühnen und muthigen Thaten. So war es denn auch hier. Plötzlich ſtand Alt-Eiſik mit freudeſtrahlendem Geſichte vom Tiſche auf und ſprach im Stillen das Wort, welches einſt bei anderer Gelegenheit der berühmte Archimedes geſprochen. Zu guter Letzt — dachte er — kommt Einem doch ein guter Einfall, und was ich thun will, thu' ich gleich; denn ſo ein Freitag-Abend-Stübchen iſt ganz wie geſchaffen dazu, die Sache auszuführen.

Darum wendet er ſich alſo an den Sohn: Ich muß Dir ſagen, mein Kind, es geht doch nichts über den Sabbath. Ich kann Dir gar nicht ausdrücken, wie froh ich bin, wenn ich Dich da am Tiſch ſitzen ſeh', wie es Dir da ſo gut ſchmeckt, ſo iß nur und trink und laß Dir wohl ſein. Das iſt doch ein guter Lohn dafür, daß man die ganze Woche unter dem Pintel ſchwitzen muß. Du haſt in dieſer Woch' gearbeit' wie ein Trampelthier. Ich hab' davon gearbeit' nicht die Hälfte. Was ſag' ich, Hälfte? nicht das Zwölfte. Die Eiſenſtangen haben ſich Dir gut in den Rücken hineingelegt. Was ſoll ich thun? ich kann es nicht mehr auf meine alten Tag'. Wenn ich ein Sackel Korn auf den Rücken nehm', genug iſt's für mich. Einmal, ja einmal hab' ich's auch gekonnt. Du mußt jetzt aber auch ſchrecklich müd' ſein. Weißt Du was, mein Kind, iß auf Dein Fleiſch und Dein Fiſch und trink da noch ein Gläſel Wein, und dann — früher thu' nur „benſchen“ (das Tiſchgebet ſprechen) — und dann leg' Dich nieder und ruh' Dich gut aus. Am Sabbath kannſt Du ein Jüd ſein, wie es Gott will haben und brauchſt Dich nicht zu ſchinden.

Der Sohn war wirklich abgehetzt. Vom Sonntag-Morgen an in aller Frühe hat er ſich die ganze Woche gerackert. Der Rath des Vaters war nicht uneben. Auch war Mairem immerdar, wie man weiß, ein guter Sohn geweſen, und ſo that er jetzt auch, wie der Vater geſprochen. Mit ſanftem Blick dankt er dem Vater für die heilſame Lehre und legt ſich ſtill zu Bette. Der ſüße Schlaf löſt ihm die Glieder. Vielleicht auch hatt' er einen Traum und kam aus dem beſcheidenen Häuschen da drüben ein holdes Bild zu ihm herüber.

O ſchöne ſelige Jugendzeit! jugendmuthige Seligkeit, da das Herz ſich noch von Träumen nähret.

Indeß der Sohn hier im Schlafe liegt, macht Alt-Eiſik bereits Anſtalten zu ſeinem Vorhaben. Auf den Zehen, um den Sohn nicht zu wecken, ſchleicht er ſtill hinaus zur Thür und drehet leiſe und vorſichtig den

Schlüſſel um. Und was er jetzt weiter thut, iſt uns bereits bekannt. Jetzt klopft er drüben an die Thür. Wir wiſſen, wie er ſie erſchreckt hat, und was ſie gefragt und was er geſagt, bis er bei ſeinem Eigenlobe anlangte. Dieſes Thema, da er es nun einmal ergriffen hatte, ließ er auch nicht ſogleich wieder los; man findet nicht alle Tage eine ſo günſtige Gelegenheit, von ſeinen Tugenden, von ſeinen guten Eigenſchaften und edlen Qualitäten zu ſprechen. Er ſetzte ſich auf den Gegenſtand förmlich nieder und behandelte ihn mit aller Breite und Behaglichkeit, deren er fähig war. Und nachdem er hiermit alle nöthigen Vorbereitungen zur Erreichung ſeiner Abſicht beſtens eingeleitet zu haben glaubte, warf er einen gar zärtlichen Blick auf das holde Mädchen, dann aber ſprach er, ſich an die Mutter wendend, mit ernſter Miene:

„Ich möcht' mit Euch etwas im Geheimen reden, Schanne! Kann es ſein?“

„Ein Geheimniß gehört unter den Rauchfang!“ — bemerkte Reizel lächelnd.

Die Mutter aber ſagte: „Warum nicht? kommt nur näher und laßt mich hören.“

Alt-Eiſik trat nun näher zu Schanne und raunt ihr das Geheimniß in's Ohr. Reizel ſtand anfänglich ein wenig betroffen da. Theils war ſie verletzt, von der Mitwiſſenſchaft des Geheimniſſes ausgeſchloſſen zu ſein, theils regte ſich in ihr überhaupt die weibliche Neugierde;

endlich, was ſie am meiſten betroffen machte, war das inſtinktive Gefühl, daß da wohl gar von ihr etwa die Rede ſein möchte. Sonderbar, daß gerade dieſer letzte Umſtand im Stande war, ihre Verlegenheit plötzlich ſchwinden zu machen und dieſelbe in die freudigſte Erregung der Hoffnung umzuwandeln. Ihr holdes Angeſicht fing an zu glühen, der Herzſchlag wurde ſtärker und raſcher, ja, ſie leuchtet wie das Licht der Sonne vor Freudigkeit und Schrecken. Sie erſchrickt vor der eigenſten Empfindung; denn was ſie ſich bis jetzt ſelber nicht zu geſtehen wagte, das verrieth ſich ihr ſelbſt in dieſem Momente und ward ihr kund und offenbar.

Wie ſehr täuſcheſt Du Dich, mein armes Kind, Du kennſt noch nicht die Menſchen. Du meinſt, es wirbt um Dich der Vater für ſeinen Sohn! — Nicht für den Sohn, nein, nein! Für ſich, für ſich ſelber wirbt dieſer holde Freiersmann um Dich.

Doch wozu ſoll ich Dich durch die Enthüllung der Wahrheit betrüben! Du wirſt es ja früh genug von Deiner Mutter erfahren.

Alt-Eiſik ging und rieb ſich vergnügt die Hände. Die Frau ſchien anfänglich von dem Antrag zwar überraſcht und nicht gerade auf die angenehmſte Weiſe; Alt-Eiſik aber war der Mann nicht, der ſich durch eine ſolche Ueberraſchung aus der Faſſung bringen ließ. Raſch fand er die geeigneten Mittel, den Unmuth der Mutter zu beſchwichtigen. Schanne war eben nicht anders als die meiſten Mütter. Darauf hatte Alt-Eiſik ſeinen Plan gebaut.

„Weißt Du, Reizel, was er mir eingeraunt hat?“ ſo fragte in heiterer Laune die Mutter, nachdem Alt-Eiſik weggegangen war.

„Ich kann mir's denken!“ — ſagte Reizel lächelnd.

„Nun was? Laß mich hören!“ ſagte die Mutter.

„Ich werde Braut!“ rief das Mädchen in freudigſter Erregung.

„Das heißt ein Köpfele, was Du haſt“ — ſagte die Mutter weiter. — „Von wannen weißt Du es, und ſag' mir, freut es Dich denn, oder verdrießt es Dich?“

„Dir darf ich es ja eingeſtehen,“ — ſprach Reizel in holder Verſchämtheit — „ich habe ihn immer gern gehabt, und er hat mich auch gern, ich leſ' es ihm von dem Aug' herunter.“

„Gott in aller Welt, da ſoll man ſehen, was eine Sach' iſt,“ — ſagte die Mutter höchlich verwundert — „das hätt' ich mir, weil ich leb', nicht vorgeſtellt. Ich hatt' wirklich gemeint, Du wirſt nicht wollen.“

„Nicht wollen? warum?“

„Nun! wenn Du willſt, deſto beſſer. Ein koſcherer (reiner) Topf und ein koſcherer Kochlöffel iſt ſicher koſcher. Ich hab' gewiß kein Bröſele dagegen, doch ſagen muß ich Dir, daß ich mich darüber nicht genug verwundern kann.“

„Wieſo?“

„Hör' zu, mein Kind-Leben, wenn Du ihn gern haſt, mir iſt es recht. Gern haben kannſt Du ihn, ſo viel Du willſt, aber bitten muß ich Dich, red' nur vor den Leuten keine ſolche Narreſchkeiten; denn glaub' mir, die Welt wird darüber lachen.“

„Lachen?“

„Nun, was denn? iſt es denn vielleicht nicht zum Lachen? wo hat man es denn ſchon gehört, daß ſich ein Madel wie Du verlieben thut in einen Mann wie Eiſik?“

„Wer redet von dem?“

„Was meinſt Du denn? ich rede ja — —“

„Von Mairem doch?“

„Von Eiſik red' ich.“

„Von Eiſik! — Nein, dann bleib' ich ledig.“

„Was fällt Dir ein?“ — rief die Mutter, durch dieſe kathegoriſche Behauptung der Tochter ernüchtert, „was fällt Dir ein? Du willſt ihn gar nicht? Weil ich werde leben, wie Du Dir ſelber im Licht ſtehſt.“

Die Tochter aber kehrte die Waffe, mit der die Mutter ſie früher angegriffen hatte, jetzt um und wendete dieſelbe gegen ſie, indem ſie ſprach: „Ich bitt' Dich, Mutter-Leben, red' nur keine ſolche Narreſchkeiten, denn, glaub' mir, die Welt wird darüber lachen.“

Sie ſtritten noch lange hin und her und immer ſtärker und heftiger. Die Mutter ſuchte den Antrag Alt-Eiſik's zu vertheidigen, und zu beweiſen, daß es ein gar großer Unterſchied ſei, ſich in einen alten Mann zu verlieben und einen ſolchen blos zu heirathen. Nur das Eine iſt lächerlich, meinte ſie, das Letztere hingegen ſei ganz in der Ordnung und kann alle Tage vorkommen, und am Ende ſei Alt-Eiſik, wenn er auch mehr kein junger Stutzer iſt, doch eine annehmbare Parthie. Reizel hingegen wollte von einem ſolchen feinen Unterſchied nichts wiſſen, ſie fühlte ſich durch den Antrag Alt-Eiſik's tief gekränkt und ſetzte der Mutter einen beharrlichen Widerſtand entgegen. Es war das erſte Mal in ihrem Lebeu, daß ſie mit der Mutter uneins war. Vermuthlich hätte dieſes Wortgefecht noch lange fortgedauert, wenn inzwiſchen nicht die Sabbath-Lampe gänzlich erloſchen wäre. Man durfte ſie ja nicht wieder anzünden, und ſo ward es ſtille in dem Häuschen. Doch ſtille ward es nicht in dem Herzen des Mädchens, die Gedanken hämmerten ihr im Gehirn und ſie verbrachte ſchlaflos die Nacht auf ihrem Lager. Man ſchläft nicht ein mit ſolchen Schmerzen.

Die Nacht verging; doch brachte ihr auch der Morgen die gewünſchte Ruhe nicht. Reizel weinte; die ſchöne Reizel ſaß daheim und vergoß bittere Thränen, während Alt-Eiſik im Bewußtſein des errungenen Sieges mit glänzendem Auge über die „Gaſſe" zur Synagoge ging.

Nach dem Mittagsmahle gingen die Jungen und Mädchen auf die Wieſe hinaus. Eins der Mädchen fehlte;

die ſchöne Reizel war nicht auf den Tanzplatz gekommen, ſie ſaß daheim in ihrem Stübchen in Kummer und Betrübniß. Ein Mädchen aus der „Gaſſe", das am Sabbath-Nachmittage nicht zum Tanz herauskommt, iſt ein unbegreiflich Wunder! freuen ſich doch die Mädchen die ganze Woche darauf.

„Da muß Etwas vorgehen!" ſo lautete es faſt allgemein.

„Iſt Reizel krank?" fragte der Eine.

„Hat ſie Niemand geſehen?" fragte der Andere.

Doch Keiner kann auf alle die Fragen, die hier geſtellt wurden, die richtige Antwort geben.

Neugierig ſind ſie Alle genug. Einer aber iſt unter ihnen, den drückt es ſchwer, es faßt das Herz ihm mit Beklemmniß, daß Reizel nicht zum Tanze gekommen. Man weiß, der Mairem iſt es. Die Luſt war heute auch nicht halb ſo groß, als ſie ſonſt zu ſein pflegt. Soll das Vergnügen voll und ganz ſein, ſo darf kein Mädchen bei dem Tanze fehlen.

Allmälig verſtrich der Sabbath-Nachmittag. Im Weſten ſenkte ſich die Sonne immer tiefer. Still ſank ſie da hinunter, wie in ein Purpurflammengrab, und mit ihrem letzten Strahle endigt auch die Sabbath-Luſt. In Sittigkeit kehrt die ganze muntere Jugend von der Wieſe zum Städtchen zurück. Noch wird auf dem Heimwege geſungen und gelacht, und gar mancher Junge erlaubt ſich noch einen heitern Scherz, doch iſt er ehrbar und anſtändig und keines der Mädchen braucht ob ſolchen Scherzes zu erröthen. Schon nahen ſie ſich der Brücke und züchtiglich, wohlgeordnet kann man ſie aus der Ferne ſchon zur Gaſſe herüberſchreiten ſehen. Nun ſind ſie vollends angelangt, und jetzt geht das Fragen nach dem ſchönen Mädchen erſt los. „Iſt Reizel krank? — Hat man ſie geſehen? — Iſt ſie daheim?“ Dieſe und ähnliche Fragen hat Jeder auf der Zunge und ſo fragt jeder gleich den erſten Beſten, der ihm in die Quere kommt, mit theilnahmsvoller Geberde. Doch Keiner hat ſie heute noch geſehen, wen immer ſie fragen mochten; Keiner iſt im Stande, den Nachhauſekommenden die verlangte Auskunft zu ertheilen. Nun trennen von den guten Mädchen ſich die Jünglinge. Sie dürfen jetzt nicht länger ſäumen, ſie müſſen zur Synagoge eilen, denn dort beginnt ſchon das Abendlied „Ledawid Baruch“, das Lied, das man dem ſcheidenden Sabbath nachſingt; denn der Sabbath wird nicht nur mit Geſang empfangen, ſondern mit Geſang wird er auch wieder entlaſſen. Die ganze heilige Gemeinde ſingt es und es hat eine gar wehmüthig-heitere Stimmung, einen tröſtlich-melancholiſchen Klang. Da müſſen ſie, die Jünglinge, alle auch dabei ſein und müſſen es mitſingen. Verletzte Einer von ihnen den alten Brauch und käme am Sabbath-Abend nicht zur Synagoge, wie würde die ganze Gemeinde ihn ſchmälen. Sie führt über das Thun und Laſſen eines Jeden gar ſtreng Gericht.

Des anderen Tages in aller Früh ſtehen ſie auf und Jeder geht nun an ſeine Geſchäfte. Nun treiben ſie ihren Handel und Wandel wieder die ganze Woche fort und Jeder widmet nun dem Geſchäfte allein ſeine ganze Kraft; beſonders aber der Dorfgeher, der ſich mehr als jeder Andere plagen muß; der plagt ſich, auch wenn er nichts gewinnt, und wollte ihm auch fünf Tage nichts gelingen, ſo kann ihn der ſechste noch reichlich entſchädigen.

Auch Mairem war Sonntag Morgens mit ſeinem Vater, wie gewöhnlich, auf's Dorf hinausgegangen und pilgerte da mit ihm von Haus zu Haus; doch während die Beiden hier mit Mühe und Noth und im Schweiße des Angeſichts ihr Brod verdienen, war daheim in der „Gaſſe“ viel von ihnen die Rede; denn dort war das Geheimniß des Sabbaths bereits klar geworden und ging von Mund zu Mund. Der Eine erzählt es dem Andern nach, ein Jeder hört es, Jeder ſpricht es und Jeder beklagt es. Nur er, Mairem ſelbſt, Eiſik's guter Sohn, wußte noch nichts von der Sache, die ihn ſo ſehr anging. Ihm allein war das Geheimniß noch verſchloſſen. Was ihm aber vollends unbegreiflich, ja räthſelhaft war, iſt das, was er bei ſeiner Nachhauſekunft erlebte. Allenthalben lachte man ihn aus. Er wußte ſich dies wunderliche Benehmen auf keine Weiſe zu erklären. „Was mögen ſie nur haben?“ fragte er ſich ſtill, „hab' ich mich denn verändert? Was ſchleichen ſie um mich herum? Hab' ich irgend eine Dummheit begangen? Wie kommt es, daß Keiner es mir ſagen will?“ Er ſah es ganz klar, daß die geheimnißvollen Mienen Aller niemand Anderem gelten, als ihm allein, und das machte ihn verdrießlich. Er ging hin und her, da traf er Gawriele Stuffer an.

Wir kennen ihn bereits, dieſen luſtigen Bruder; ſind wir ihm doch gar manchmal ſchon begegnet. Es iſt wahr, er erlaubt ſich hie und da einen etwas derben Spaß; aber man kennt auch ſein ehrliches Gemüth, und wer wollt' ihm einen Scherz nicht verzeihen! Sonderbar, gerade er, der Stuffer, der privilegirte Spaßmacher, dem es Mairem ſicherlich am allerwenigſten übel genommen hätte, juſt er lachte nicht. Juſt er trieb keine Narrenspoſſen mit ihm, und machte kein geheimnißvoll verdutzt Geſicht. Das ſchien dem guten Mairem auffallend; indeſſen bewirkte gerade dieſer Umſtand, daß er ſich zu dem Stuffer dadurch hingezogen fühlte und zu ihm Vertrauen faßte. Nun klagte er dieſem ſeinen ſtillen Schmerz und will von ihm die Bedeutung des räthſelhaften Mienenſpiels und des ſonderbaren Lachens erfahren.

„Ich bitt' Dich, Gawriele, ſag' mir, was da vorgeht?“ — ſo redete er den Stuffer an.

Gawriele Stuffer erwiderte ruhig: „Alt-Eiſik wird tänzerig!“

Dieſe Auskunft war nicht geeignet, unſerm guten Mairem den gewünſchten Aufſchluß zu geben und ihn aus der Verlegenheit, in der er ſich befand, zu ziehen. Im Gegentheile, ſie trug nur dazu bei, ihn noch mehr zu verwirren, denn als Gawriele Stuffer dieſe Antwort gab, waren eben einige Leute herbeigekommen, und kaum war das Wort ſeinen Lippen entflohen, ſo machte es auch ſchon die Runde durch die „Gaſſe“. Einer ſagt es dem Andern und Alle riefen es ihm nun nach.

Die „Gaſſe“ kennt gar manchen Spruch, der ſich in keinem Buche findet. „Alt-Eiſik wird tänzerig“ — iſt ein ſolcher. Er iſt, wie auch in dieſem Falle, nicht immer ganz correct, er hat im Laufe der Zeiten in der „Gaſſe“ die Sanktion erhalten und in der Regel zeigt er eine gar rührige Aufgewecktheit.

Man weiß, daß die Jugend den Tanz liebt, und daß ihr allein es zuſteht, Blumen zu pflücken, und damit die Bruſt der Geliebten zu zieren. Doch kennt man auch ein anderes Wort aus dem Volksmund: „Alter ſchützt vor Thorheit nicht.“ — Oft bleibt das Alter an der Jugend Thorheit hängen. Iſt nun Einer alt an Jahren und vergißt ſeines Alters, kann er den munteren Jugendſtreichen mit kahlem Scheitel kaum entrinnen, dann ruft ihm die „Gaſſe“ zu: „Alt-Eiſik wird tänzerig“. Dieſe ernſte Mahnung macht raſch die Runde und allenthalben, wo er hingeht, trifft ſie an ſein Ohr.

Der gute Mairem kannte dieſen Spruch ebenfalls ſehr gut, nicht minder ſeine Bedeutung; aber er konnte nicht begreifen, was hier in dem Falle damit gemeint ſein ſoll; wieſo dieſes Sprichwort juſt auf ihn eine Beziehung haben ſollte, und in welchem Zuſammenhang deſſen Anwendung mit dem Lachen ſtehe, worüber er um Aufklärung gebeten. An ſeinen Vater dachte er dabei gar nicht, doch wohl dachte er an ihn, er beſchloß nämlich, da ihm die Lage immer peinlicher wurde, ſogleich nach Hauſe zu gehen und vom Vater die Aufklärung über das wunderliche Benehmen der Leute zu erfragen.

Alt-Eiſik ſprang zu dieſer Zeit, während der Sohn ſich quälte, wie ein junger Burſche in ſeiner Stube herum und ſang dabei das bekannte Liebesliedchen:

„Hopſa Kredele! Du biſt mein,
Biſt meine ſchöne „Kalle“ (Braut),
Du haſt „Chehn“ (Grazie) und Du biſt fein
Thuſt mir gut gefalle!“ —

Wäre es ihm nicht bei Zeiten eingefallen, daß er ja etwas Wichtiges zu überlegen habe, wahrlich der Sohn hätte ihn ſingend und ſpringend in der Stube getroffen und hätte ihn mindeſtens für verrückt halten müſſen.

So fand der Sohn den Vater nachdenklich. Im raſchen Schritt, in welchem ſich die ganze Unruhe eines noch nicht fertig gewordenen Gedankens ausſpricht, ging Alt-Eiſik in ſeinem Stübchen auf und ab. Alt-Eiſik dachte nämlich darüber nach, in welcher Weiſe er den Sohn am paſſendſten von ſeiner Herzensangelegenheit und ſeinem Vorhaben in Kenntniß ſetze, bevor das Geheimniß in die „Gaſſe“ komme. Alt-Eiſik ſah nämlich ſo viel ein, daß verſtändigerweiſe der Sohn die wichtige Neuigkeit zuerſt aus ſeinem Munde erfahren müſſe; was er aber nicht wußte, war, daß die „Gaſſe“ ſich bereits im vollen Beſitze ſeines Geheimniſſes befinde. So war er denn nun darauf bedacht, mit ſanftem Ton, mit feinem Schliff und mit Hülfe einer geſchickten Wendung dem Sohne die überraſchende Mittheilung zu machen, als dieſer in's Zimmer trat. —

„Ich hab' Dich ſchon lange fragen gewollt,“ begann der Vater, „ſag' mir, was meinſt Du von Reizel drüben?“

„Warum?“ fragte Mairem dagegen.

„Sag' aufrichtig, iſt ſie nicht das ſchönſte Madel in der „Gaſſ'“!“

Starr ſah Mairem ſeinen Vater an; er war unfähig, ein Wort hervorzubringen, und wunderte ſich über nichts in der Welt mehr, als wie es möglich ſei, daß der Vater ſo gut ſeine Gedanken errathe. An die Frage, die zu ſtellen, er nach Hauſe gekommen war, dachte er über dies köſtliche, ihn entzückende Geſpräch nicht mehr.

Der Vater aber ſetzte fort: „Ich muß Dir ehrlich ſagen, ich kann das rechte Wort für Reizel gar nicht finden; denn ſchön und lieblich und angenehm und alles das iſt für ſo ein Madele wie Reizel viel zu wenig. Meinſt Du es nicht auch?

Beiſtimmend nickt der Sohn und ruft wortkarg, aber hoch entzückt: „Du haſt in meinem Herzen geleſen!“

„Nun,“ ſprach Alt-Eiſik weiter, „es freut mich wirklich ſehr, daß Du in der Sach' derſelben Meinung biſt, wie ich. Jetzt aber hör' mich gut an, was ich Dir da ſagen werd'. Du mußt wiſſen, daß die Zeit, die ich im Aug' hab', nicht mehr ferne iſt.“

„Welche Zeit?“ fragte der Sohn.

„Die Hochzeit,“ gab Alt-Eiſik zur Antwort, „bald wird ſie, leben ſoll ſie und geſund ſein, und friſch und ſtark, zu uns da herüberziehen und wird da bei uns als die Hausfrau ſchalten und walten.“

„Wie?“ rief der Sohn außer ſich vor Wonne, „haſt Du denn ſchon geſprochen?“

„Verſteht ſich, hab' ich geſprochen,“ entgegnete der Vater, „wie lang' hätt' ich denn noch warten ſollen? ich meine, es iſt nicht mehr viel Zeit zu verlieren.“

„Und haſt mich nicht einmal gefragt! nicht ein Wort mich wiſſen laſſen!“ ſprach der Sohn in zärtlich vorwurfsvollem Tone.

„Was hätt' ich Dir da eine lange Geſchichte erzählen ſollen,“ ſagte der Vater hierauf. „Vor allem Andern hab' ich wiſſen gewollt, wie ich daran bin. Dir es zu ſagen, hab' ich mir gedacht, hab' ich noch alleweil Zeit.

Du wirſt mir nicht davon laufen; auch hab' ich gemeint, Du wirſt dagegen ſein, und wirſt mich abzureden trachten."

„Ich dagegen ſein?" fragte Mairem, und machte dabei ein ſo verdutzt Geſicht, als nur eines derjenigen, die er heute geſehen. ſein konnte.

„Denn unter uns gered't", fuhr Alt-Eiſik fort, „Stief" bleibt „Stief". Sie verdient aber nicht, daß Du ſie, Gott behüte, verachten ſollteſt."

„Was heißt das? ich verſteh' Dich nicht!" ſprach Mairem.

„Nun ja, ich meine," ſagte der Vater, „ſie wird Dir eine gute Mutter ſein, wie ſich gebührt."

„Mir eine Mutter?" rief Mairem erſchrocken.

„Sie wird ſich nicht unterſtehen, Dir auch nur ein böſ' Wort zu ſagen."

„Gott im Himmel! biſt Du ſinnödig (bei Sinnen) oder verrückt", rief Mairem. Er ward ſelber faſt vom Dämon des Wahnſinns ergriffen, und wie er früher in Entzückung gerieth, ſo war er jetzt außer ſich vor wilder Leidenſchaft und kann die Geiſter nicht bannen, die ſich jetzt raſend in ihm empören. Faſt ohnmächtig ſinkt er dem Vater, der ihn raſch genug auffängt, in die Arme. Sein Geſicht iſt leichenblaß, das Auge blickt wild und ſtier, wie es der Vater an ſeinem Sohn noch nie geſehen hatte. Aber während Alt-Eiſik ſich bemüht, den Sohn aus der Betäubung zu wecken und aufzurichten, da dringt ihm ſchon von der Gaſſe herein ein unerquicklicher Lobgeſang in die Ohren: „Alt-Eiſik wird tänzerig!“

Die ganze Gaſſe, ſcheint es, hat ſich verabredet. Ein jeder ruft es, Einer überſchreit den Andern, und von hundert Lippen ertönt es zugleich: Alt-Eiſik wird tänzerig! —

Der Lärm erſchreckte den Alten und brachte ihn wieder zur Beſinnung.

„Mich meinen ſie! Sie wiſſen's ſchon!“ ſagte er ſich in Gedanken.

Das Geſchrei ward aber immer heftiger und ſtärker, immer kamen noch Mehrere herzu, ſie drangen, ſo viele ihrer konnten, bis in Eiſik's Stübchen und führten da eine Höllen-Comödie auf. Das iſt das öffentliche Gericht der „Gaſſe“.

Zum Glück kam Gawriele Stuffer auch dazu. Er hört das entſetzliche Getöſe; da fährt es ihm raſch wie ein Blitz durch den Kopf. Er gebot Stille und augenblicklich ward es ſtill. Dem Stuffer gehorcht Jedermann, nicht etwa aus Pflicht und Schuldigkeit, ſondern aus Neugierde. Jeder will hören, was der Stuffer vorzubringen, was für einen Witz er in Bereitſchaft habe, und ſo lauſcht Jeder mit fragender Geberde. Gut, daß ihn ſein Witz nie verließ, denn es war die höchſte Zeit.

„Was fällt Euch ein?“ begann der Stuffer ſeine Rede, „was macht Ihr da für ein Gelärm? Verſteht Ihr denn mehr keinen Spaß? Nehmt Ihr es denn im

Ernſt, was Ihr gehört habt? Darf man ſich nicht einmal mehr einen Witz erlauben? Wißt Ihr denn nicht, daß an der ganzen Sach' nichts iſt? Iſt denn Alt-Eiſik etwa ein Wickelkind geworden? Iſt er geſtern aus der Wieg' herausgefallen? Iſt er wahnſinnig geworden, oder iſt er blind, daß er vergeſſen haben ſollte, wie alt er iſt und wie er ausſieht? Wißt Ihr es denn nicht, daß er für ſeinen Mairem bei Schanne um Reizel angehalten hat?"

„Iſt das wahr? Iſt das wahr?“ ſo ſchrien jetzt wieder hundert Kehlen.

„Nun, Eiſik,“ wendete der Stuffer ſich an dieſen, „ſagt Ihr es ſelbſt der „Gaſſe“, was Ihr gemacht, ſie will es von Euch ſelber hören, mir ſcheint, mir glaubt man nicht mehr.“

Was ſollte Alt-Eiſik thun? Der Stuffer hat ihn allerdings aus einer Verlegenheit gerettet, zugleich nahm er ihn aber gefangen. Alt-Eiſik konnte ſich nicht helfen und mußte die ihm von dem Stuffer aufgedrungene Auskunft ergreifen und dies ſo raſch als möglich. So kündigte er denn der „Gaſſe“ an, daß er mit ſeinem ganzen Werbungsplan nichts Anderes als einen Scherz beabſichtigt habe. —

Herzlich lachte man in der „Gaſſe“ darüber. Wer aber dadurch in ein Meer von Wonne und Seligkeit geſtürzt wurde, das waren der gute Mairem und die ſchöne Reizel.

Reizel machte bald Ordnung in dem Häuschen da drüben, ſo daß es ſich in kurzer Zeit mit dem ihrer Mutter an Nettigkeit gar wohl meſſen konnte.

Alt-Eiſik pflegte ſich noch manchmal zu vergeſſen, er pflegte nämlich zuweilen mehr, als es ſich gebührte, auf die „Schnur“ (Schwiegertochter) zu ſchielen.

Gawriele Stuſſer aber ließ es ſich nicht nehmen, den alten Eiſik bei jeder Gelegenheit an den guten Witz zu erinnern, der in der „Gaſſe“ ſelbſtverſtändlich auf Eiſik's Rechnung ging.

Der Kunstenmacher.

Du biſt längſt todt, guter Pitſche-Patſche! und auf Deinem Grabe blühen zwar keine Roſen, denn dein Grab liegt auf dem „Guten Ort“, wo man auf die Gräber keine Roſen pflanzt, aber es wächſt junges, grünes Gras darauf, und dir zu Häupten ſteht ein einfacher Sandſtein mit einer Inſchrift, die denjenigen, welche von der rechten zur linken Hand leſen und ſchreiben können, verkündet, daß dein Name eigentlich Ephraim geweſen, und daß du als ein Junggeſelle geſenkt worden ſeieſt in das kühle Grab.

Wenn du noch lebteſt — ach ja, wenn du noch lebteſt, ſo ſäßeſt du heute wahrſcheinlich mit der Brille auf der Naſe auf einem guten Großvaterſtuhl, umringt von einer Schaar blühender Enkelkinder; denn ich zweifle nicht, daß du, der du Alles verſtandeſt, — wurdeſt du deshalb ja allgemein „der Kunſtenmacher“ genannt — auch die Kunſt verſtanden hätteſt, dir eine ſchöne Häuslichkeit zu gründen, einen blühenden Familienſegen zu ſtiften, und deine Söhne und Töchter, die jetzt alle ſchon erwachſen ſein müßten, hätten dieſe Kunſt von dir gelernt und dir ſie nachgeahmt. Und — bald hätte ich die Hauptſache vergeſſen — das holde Mädchen, dem du einſt dein Herz geſchenkt, es wäre jetzt Großmutter, dein Weib, mit dem du im letzten Sonnenſchein des Glückes noch deine alten Tage ruhig und heiter verlebteſt. So aber biſt du todt, und ſie, die du geliebt, und für welche du bis an's Ende deiner Tage gerungen, kann jetzt nur zuweilen dein Grab beſuchen, um dir ihre Treue zu beweiſen. Doch nein, ihre große, unausſprechliche Treue beweiſt ſie dir noch mehr in ihrem einſamen Kämmerlein, wo ſie als alte Jungfrau, mit der Bezeichnung „die ledige Babe", ſtill und freudlos ihre Tage dahinlebt. Da hängt noch an der Oſtſeite des Stübchens unverrückt, als bleibende Erinnerung an dich, der „Miſrach", jenes Bild mit den zwei mächtigen röthlichgelben Löwen, die eine Krone empor halten — ganz ſo, wie du es einſt als Knabe mit deinen kunſtfertigen Fingern und mit geſchenkten Farben gemalt — nun freilich von der Länge der Alles zerſtörenden Zeit trotz wohl verwahrendem Glas und Rahmen etwas verblichen und verwittert.

Ja, du biſt todt, guter „Pitſche-Patſche!" Das läßt ſich nun einmal nicht ändern, und du kannſt es mir nicht wehren, daß ich heute von dir erzähle; doch auch wenn du lebteſt, weiß ich, du würdeſt es nicht thun. Im ruhigen Bewußtſein, daß man dir nichts Schlechtes nachſagen kann, würdeſt du ohne Einrede zuſehen, wie ich das Geheimniß deines Lebens enthülle; ja, du würdeſt lächelnd geſtehen, daß ich beſſer als Andere dein gutes Herz gekannt und dein Inneres zu ſchätzen verſtanden habe. Und nun ruhe ſanft und in Frieden; meine Leſer wollen wiſſen, wer du geweſen und was ich von Dir Merkwürdiges zu erzählen habe.

Warum biſt Du denn nicht dabei? Dein Vater macht ja heute zum zweitenmale Hochzeit! Biſt denn Du auch ſchon ſo ein „Pitſche-Patſchele" wie er.

Dieſe rückſichtsloſe Frage wurde von Sender Kozebart an einen ſechsjährigen Knaben gerichtet, welcher faſt am Ende des Ortes bei der Schmiede ſtand und aufmerkſam achtete, wie ein Pferd mit neuen Hufeiſen beſchlagen wurde. Sender Kozebart paſſirte die Schmiede, da er in's Dorf hinaus ging, er wartete nicht auf eine Antwort des Knaben. Hätte er aber auch gewartet, der Knabe hätte die Antwort nicht zu geben vermocht, denn er verſtand die Frage nicht. Merkwürdigerweiſe aber beunruhigte ſie ihn trotzdem, und er lief ſpornſtreichs nach Hauſe, um den Vater zu fragen, was ein „Pitſche-Patſchele" ſei. Der Vater aber war für ihn an dieſem Tage nicht zugänglich; er hatte Wichtigeres zu thun, als ſich mit dem Knaben abzugeben. Reb Maier Wollhändler hatte das Unglück gehabt, ſeine erſte Frau zu verlieren; heute verband er ſich mit der zweiten.

Der Hochzeitstag war vorüber, ohne daß der Knabe darüber Aufſchluß erhalten hätte, was ein Pitſche-Patſchele ſei. Er hatte zwar, da er den Vater nicht fragen konnte, ſich an Andere gewendet; aber ſtatt einer beſtimmten Erklärung erhielt er nur ausweichende Antworten. Der Eine meinte, es giebt heutzutage gar keine Kinder mehr, und ſah den Knaben dabei ſcharf an; der Andere wieder lächelte ſchelmiſch und ſagte: ſo wie Dein Vater iſt — und ſo fort, Alle mit Umſchreibungen, keiner mit klaren, geraden Worten. Am andern Morgen war Pitſche-Patſchele die erſte, freilich noch ganz unbeſtimmte Vorſtellung, mit der der Knabe erwachte. Nachdem er aufgeſtanden war und ſich angekleidet hatte — der Knabe konnte dies ſchon ſelbſt, ohne hierzu der Hülfe zu bedürfen — rief der Vater, der beim Frühſtück ſaß: Froimel, komm' her, da haſt Du ein Stück Bäckerei, gieb der Mutter die Hand und ein' Kuß.

Ephraim näherte ſich ſchüchtern der jungen Frau und küßte die ihm entgegengeſtreckte Hand.

Brav, mein Sohn! — ſagte die Frau — nun, und dem Vater?

Ephraim ging nun zum Vater, küßte ihm die Hand und blickte dabei auf die Frau, als ob er fragen wollte, ob er's ſo auch recht mache; man ſah es ihm an, dem armen Knaben, daß er hier etwas thue, was zu thun nicht in ſeiner Gewohnheit lag, er machte ſeine Sache ziemlich unbeholfen, aber er brachte es doch zu Stande. Die verſprochene „Bäckerei“ hatte der Vater ihm noch nicht eingehändigt, deshalb ſagte die Frau zu ihrem Manne: Und die Bäckerei? — Hiebei langte ſie mit der Hand nach dem Teller, hob ein Stück ab und wollte es dem Knaben reichen; ſie ließ es aber vor Schreck aus der Hand fallen, als der Knabe in demſelben Augenblicke den Vater fragte, was ein Pitſche-Patſchele ſei.

Das heißt eine Vermeſſenheit von einem Kind! — rief die Frau ſich verwundernd.

Ephraim aber hatte bereits vom Vater zwei Ohrfeigen bekommen mit der Erklärung: da haſt Du ein' Patſch und noch ein' Patſch, ſo — jetzt wirſt Du wiſſen, was es heißt.

Der Knabe ſchlich weinend davon und den Neuvermählten war das Frühſtück verbittert. Das Verhältniß der Stiefmutter zu dem Kinde war aber von dieſem Momente an genau beſtimmt. Sie hielt den Knaben für liſtig, und meinte, er habe den Augenblick, da ſie zuerſt beiſammen waren, benutzt, um den Vater vor ihr zu beleidigen; ſie meinte, der Knabe hätte dies aus Rache gethan, weil der Vater ihm eine Stiefmutter in's Haus gebracht.

Der Vater war ein reicher Mann und brachte den größten Theil der Zeit auf Reiſen zu. Er war mehr auf dem Wege als zu Hauſe, und in Brünn und in Peſth mehr als in der Heimath. Er erſchien beinahe nur als Gaſt in ſeiner eigenen Familie. Dadurch hatte er ſich eine gewiſſe weltmänniſche Erfahrung erworben, die über den Anſchauungskreis der Bewohner ſeines Heimathsortes weit hinausging; namentlich wurde er nicht, wie dieſe, durch Alles und Jedes ſogleich zur Bewunderung hingeriſſen, ſondern urtheilte in der Regel mit einer gewiſſen vornehmen Zurückhaltung, ja nicht ſelten wegwerfend. Das Wort aber, durch welches er dieſe ſeine Ueberlegenheit ausdrückte, hieß: „Pitſche-Patſche!“ —

Lobte zum Beiſpiel Jemand den Vorſänger und fragte ihn, wie ihm der neue „Lecho Dodi“ (ein Lied, welches beim Beginne des Sabbath geſungen wird) gefallen habe, ſo ſagte er darauf: Pitſche-Patſche! Ich habe Dawidel Brod gehört! — Meinte Jemand, es wehe heute ein ſtarker Wind, man könne gar nicht auf die Gaſſe hinaus, ſo antwortete Maier Wollhändler: Pitſche-Patſche! ich bin ſchon bei einem ärgeren Wind gefahren und es iſt mir nichts geſcheh'n!

Dies ging ſo weit, daß die Leute ihm ſelbſt ſeine eigenen Sachen nicht loben konnten, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, mit „Pitſche-Patſche“ in ihre beſchränkte Sphäre zurückgedrängt zu werden; denn als ihm Jemand einmal ſagte: Eine ſchöne Uhr haben Sie da, Reb Maier, — antwortete er: Pitſche-Patſche! ſie geht gut; aber ſchön? wenn ich hätt' wollen eine ſchöne kaufen, dann hättet Ihr können die Augen aufſpannen und ſehen, was eine ſchöne Uhr heißt!

Reb Maier Wollhändler war ein Mann, der immer der Ueberlegene ſein mußte, und die Art und Weiſe, wie er die Leute abzutrumpfen verſtanden, trug ihm die Bezeichnung: „Pitſche-Patſche“ ein. Freilich hätte es ſo leicht Niemand gewagt, ihn in's Geſicht ſo zu nennen, und er ſelbſt that auch, als ob er davon gar nichts wüßte. Aber ſo ein Wort hat in einer kleinen Gemeinde ein deſto zäheres Leben. Hat es Einer einmal ausgeſprochen, dann tragen es die zitternden Tonwellen von Ohr zu Ohr und von Mund zu Mund und alle Luft geräth in's Mitſchwingen und jeder Mund ſpricht es nach. Dem weltkundigen Manne war es nicht unbekannt, welchen Einfluß ein ſolches Anhängſel an ſeinem Namen auf den Verkehr in und außer dem Hauſe erlangen könne; man wird daher den Zorn begreifen, in welchen er durch die Frage ſeines Kindes verſetzt worden. Wenn ſich ein ſechsjähriges Kind Solches gegen den Vater herausnimmt, wie mußte er erwarten, von ſeiner Frau behandelt zu werden! Wird ſie ihn nicht bei der nächſtbeſten Gelegenheit, wo ſich eine Differenz zwiſchen ihnen herausſtellt, mit dem Namen „Pitſche-Patſche“ beehren? Es mußte dieſes Uebel im Keime zerſtört werden, und das meinte er durch die derbe Strafe, die er dem Knaben ertheilte, beſtens erreicht zu haben.

Es war dies das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er den Knaben gezüchtigt; früher war das niemals vorgekommen. Es hat ſich auch ſpäter nicht mehr wiederholt, es blieb dies die einzige Züchtigung! Sie wäre gewiß ſehr wohlthätig geweſen, wenn der Knabe ſie verdient hätte. Schade, daß ſie hier zu ſo ganz unrechter Zeit angebracht worden; denn der weinend davonſchleichende Knabe hatte zum erſten Mal in ſeinem Leben ein Unrecht erfahren; er wußte nicht, warum der Vater ſo zornig geworden, da er ja weiter gar nichts gethan habe, als gefragt, was ein „Pitſche-Patſchele“ ſei; er konnte ſich nicht erklären, warum der Vater ihn dieſer Frage wegen geſchlagen habe; er erinnerte ſich nur, daß ihm am vergangenen Tage Mancher auf dieſelbe Frage den Beſcheid gegeben, ein Pitſche-Patſche ſei ſo Einer, wie ſein Vater, und er hatte ſich deshalb etwas ſehr Schönes, etwas ſehr Lobenswerthes unter dieſem unverſtandenen Worte gedacht; denn von ſeinem Vater, der — was Kinder ſehr wohl bemerken — allgemein geachtet wurde, konnte er ſich nur etwas Schönes denken. Nun aber iſt der Vater über dieſes Wort zornig geworden und hat ihn geſchlagen. Die Vorſtellung verkehrte ſich im Innern des Kindes daher in das Gegentheil; er dachte ſich jetzt unter Pitſche-Patſchele etwas ſehr Häßliches, Böſes, etwas, das der Vater nicht mag; aber mit dieſer veränderten Vorſtellung änderte ſich in dem Gemüthe des Kindes noch etwas Anderes, und das war das Gefährlichere; es änderte ſich auch die Vorſtellung, die der Knabe bisher vom Vater gehabt; denn der Vater muß es ja ſein: das häßliche Pitſche-Patſchele! — Dieſe kindliche Logik iſt unwiderlegbar; warum wäre denn ſonſt der Vater ſo wild geworden!

So war das Verhältniß von Vater, Stiefmutter und Kind zu einander von dem Momente an für immer beſtimmt.

Die Frau meinte, der Knabe ſei liſtig, ſchlau — habe ein böſes Herz.

Das Kind dachte ſich von der Mutter noch gar nichts, aber vom Vater glaubte es, der müſſe etwas ſein, was was man nicht ſein ſoll.

Der Vater freilich hatte nicht viel Zeit, ſich mit der Erziehung des Kindes zu befaſſen; er überließ dieſelbe ſeiner Frau. Dieſe war von Natur gutmüthig und hatte durchaus keinen Haß gegen das Kind mitgebracht. Sie wußte es vor der Hochzeit ja ſehr gut, daß ſie einen Wittwer heirathe, dem von der erſten Frau ein Kind im Hauſe lebe. Sie kam mit den beſten Vorſätzen, mit dem ernſtlichen Wunſche in's Haus, der Welt zu zeigen, daß auch eine Stiefmutter ſehr gut ſein könne, und daß man ein fremdes Kind, das man nicht unter dem eigenen Herzen getragen, mit aller Liebe und Sorgfalt, deren daſſelbe bedarf, erziehen könne. Ein Wort hatte alle dieſe lobenswerthen Vorſätze vernichtet: „Pitſche-Patſche!“ — Wie kann ich dieſes Kind erziehen? — fragte ſich die junge Frau im Stillen, wenn ſie ſich den Vorgang recht lebhaft vergegenwärtigte. Ein Kind, welches mich ſo empfängt, welches mir ſogleich beim Eintritt in's Haus zeigt: ſieh' her, ſo begegne ich meinem Vater, jetzt gieb Acht, wie ich dir erſt begegnen werde — ein Kind, welches das zu thun im Stande, heut', wo es erſt ſechs Jahre alt iſt — um Gottes Willen, es wird mit jedem Tage älter; in ein paar Jahren würd' ich von ihm mißhandelt werden. Nein, mein Kind, da irrſt du ſtark; ich hab' dir wollen eine Mutter ſein und dir die wirkliche Mutter, die du verloren haſt, ſo viel als möglich erſetzen, aber zeitig genug haſt du mir die Augen geöffnet, daß ich da nur eine Schlange an mein warmes Herz gelegt hätte, um ſie zu ernähren. Gott ſei Dank, daß ich auf das Gift vorbereitet bin. Ich werde das Kind nicht verfolgen — führte die Frau in ihrem Gedankengange ſich weiter aus — nein, Gott bewahre, eine ſolche Sünde lade ich nicht auf mein Haupt; aber wie eine Mutter gegen ihr Kind ſein ſoll, mild, wo es recht iſt, und ſtreng, wo es ſich gebührt, das kann ich nicht ſein. Streng ſchon am allerwenigſten! verſteht ſich, Gott ſoll hüten, daß ich das Kind jemals mit einem Streichele berühre!

Ephraim war ſchon über ſechs Jahre alt und beſuchte noch nicht die Schule. Andere Kinder ſeines Alters konnten ſchon leſen und ſchreiben. Manche hatten ſogar ſchon angefangen „Chumeſch“ (die fünf Bücher Moſes) zu überſetzen und die Leute ſagten: da ſieht man, was eine Stiefmutter iſt! Nicht einmal in's „Cheder“ (zur Schule) ſchickt ſie das Kind; es wird aufwachſen wie im wilden Wald! Hiemit thaten ſie der jungen Frau aber doch Unrecht; denn Alles, was ſie jetzt zu thun unterließ, war nicht ein Akt berechnender Bosheit, ſondern die Folge ihres erſten Fehlſchuſſes, des Vorurtheils, das ſie gegen den Knaben gefaßt hatte. — Sie getraute ſich nicht, gegen ihn Strenge anzuwenden, wie ſie es ſonſt wohl gethan hätte, und ließ den Knaben ſeine Wege gehen. Nicht Haß empfand ſie gegen ihn, aber Furcht erfüllte ſie: der Knabe werde ſich ihrer Anordnung widerſetzen.

Ephraim war deshalb auch wenig daheim, immer auf der Gaſſe oder bei andern Leuten. Oft blieb er ſogar über Mittag aus, und kein ſtrafender Blick fragte ihn des Abends, wenn er nach Hauſe kam, wo er den Tag über geweſen ſei. Eines Tages kam der Knabe nach Hauſe und erzählte, die Leute ſagen, die Mutter laſſe ihn Alles machen und ſehe ſich nicht nach ihm um.

Wenn ich Deine Mutter wär', möcht' ich Dich nicht Alles machen laſſen, ſagte die Frau unbeſonnen genug; denn der Knabe fragte erſtaunt: Biſt Du denn nicht meine Mutter?

Dies hatte aber weiter keine Folge, als daß die junge Frau für die merkwürdige Schlauheit des Knaben nur einen neuen Beweis gefunden zu haben glaubte; denn er ſtellte ſich ſogar an, als ob er nicht wiſſe, daß ſie eigentlich nicht ſeine Mutter ſei.

Als Reb Maier Wollhändler auf den nächſten Sabbath nach Hauſe kam, erzählte ihm die Frau das Vorgefallene und bat ihn, er möchte doch den Knaben beim Lehrer andingen, damit ſie aus dem Gerede komme. Sie betheuerte ihrem Mann, ſie könne nicht wagen, ſich in die Erziehungsangelegenheiten auch nur mit einem Worte einzumiſchen, aber das ſei ſchon gar zu arg, daß der Knabe nicht einmal leſen und ſchreiben lerne, und ihr meſſe man die Schuld bei. Reb Maier ſchickte zu dem Lehrer, brachte mit ihm die Sache in Richtigkeit und Sonntag darauf ſaß Ephraim bei den Andern im „Cheder“.

Dobreſch — ſo hieß die Frau von Reb Maier Wollhändler — intereſſirte ſich nun für die Ausbildung des Knaben in ſo weit, als ihre Ehre dabei betheiligt war. An jedem Neumond gab ſie dem Knaben eine wohl in Papier gewickelte Silbermünze, mit dem Auftrage, das dem Lehrer zu überbringen. Das erſte Mal hatte ſie die Vorſicht gebraucht, durch das Dienſtmädchen fragen zu laſſen, ob er das Monatsgeld richtig erhalten habe, und da der Lehrer den Empfang beſtätigte, ſo war ſolche Vorſicht in der Folge nicht mehr nöthig. Unehrlich — ſagte ſie ſich — iſt das Kind, Gott ſei Dank, nicht; wo ſollt' ihm das auch herkommen; aber durchtrieben und ſchlau, ein „Tückiſchkopf" iſt er. Ich bin begierig, wie ſein Lehrer mit ihm fertig werden wird.

Reb Maier Wollhändler war wieder nach Hauſe gekommen und Dobreſch ſagte: Maier-Leben! thu' mir den Gefallen, und frag' den Lehrer einmal, ob das Kind im „Cheder" etwas lernt.

Warum haſt Du das nicht ſchon gethan? fragte er; was brauchſt Du mit ſolchen Sachen zu warten, bis ich komme? habe ich denn keine anderen Geſchäfte im Kopf, als das „Cheder"?

Du weißt doch — entgegnete die Frau — ich kann nicht; ich mein' immer, wenn ich den Lehrer fragen möcht' und das Kind erfährt davon, wird es meinen, ich thu' etwas zu Fleiß. Du weißt ja, was für ein Kind das iſt. Haſt Du denn ſchon vergeſſen?

„Pitſche-Patſche!" — ſagte Reb Maier — was iſt es für ein Kind? ich hab' ſchon andere Kinder geſehen!

Er ſchickte aber doch, ſeiner Frau willfahrend, nach dem Lehrer und fragte dieſen, wie er mit Froimel zufrieden ſei.

Das Kind hat mehr Hand als Kopf, gab der Lehrer zur Auskunft.

Was heißt das? — fragte Reb Maier.

Dies heißt, daß er Alles, wozu man die Hand braucht, beſſer merken kann, als das, wozu man den Kopf braucht.

Ich verſteh' Euch noch nicht ganz — ſagte der Vater.

Im Schreiben — erklärte der Lehrer deutlicher — iſt er der beſte im ganzen „Cheder;“ ſeine Schrift iſt ſo ſchön, daß ich ihn kann für die Andern die Vorſchriften machen laſſen, die ich früher ſelbſt gemacht hab'.

Nun das iſt wirklich ſehr ſchön, es freut mich — ſprach Dobreſch; Reb Maier aber ſagte: Pitſche-Patſchele! eine ſchöne Schrift; Du mögſt' meinen, er iſt ein Kalligraf; da müßteſt Du ſehen Schriften von Kindern in der Stadt, wie gedruckt. Dieſe Belehrung galt ſeiner Frau, und hierauf ſich wieder an den Lehrer wendend, fragte er: Und was kann er noch?

Der Lehrer zuckte die Achſeln.

Kann er ſchon eine gute Rechnung machen? fragte Reb Maier weiter — darauf ſehen Sie; davon halt' ich etwas. Wenn einer ſo Alles kann ausrechnen, alle Kettenrechnungen, wie man das heißt, und die Zinſen und die Zinſeszinſen.

Mit dem Rechnen geht es g'rad am ſchwierigſten — ſagte der Lehrer, — ich hab' ia geſagt, wo man Kopf braucht. —

Der Lehrer wurde entlaſſen, oder eigentlich er ging, da man auf ſeine letzte Erklärung nichts mehr erwidert hatte.

Nachdem er fort war, ſagte Dobreſch zu ihrem Mann: der Lehrer iſt auch kein großer Menſchenkenner.

Fallt ihm ein, das Kind hat kein' Kopf; ich ſag' Dir, ich hab's geſehen und herausgehabt im erſten Augenblick, was das für ein „Tückiſchköpfele“ iſt. Aber möglich ſtellt er ſich im „Cheder“, wie wenn er nichts verſtehen möcht', damit er weniger zu lernen braucht. Dann weiß ich nur nicht, warum er im Schreiben ſo fleißig iſt.

Pitſche-Patſche, fleißig! — ſagte Reb Maier, — Schreiben iſt eine Spielerei; iſt denn das ein Fleiß? da ſetzt ſich Einer hin und malt Dir den ganzen Tag eine Vorſchrift. Man braucht nur ſo ſchreiben zu können, daß man es leſen kann. Weiter iſt Alles Spielerei. Der Jung wird ein Spielhans, wirſt Du ſehen! — Uebrigens wenn er „Barmizwoh“ (confirmirt) iſt, nehm' ich ihn ſo wie ſo zum Geſchäft. Dann wird er das Rechnen auch ſchon noch erlernen in der Praxi.

So vergingen Wochen, Monate und Jahre. Ephraim ſtand zu ſeinen Mitſchülern in einem zweifelhaften, unbeſtimmten Verhältniſſe. Im Schönſchreiben konnte es keiner mit ihm aufnehmen, ja auch nicht im Entfernteſten ſich mit ihm vergleichen; in allen übrigen Gegenſtänden war ihm jeder derſelben überlegen. Dieſes hatte, wie faſt Alles in der Welt, zwei Seiten, ſein Gutes und ſein Schlimmes. Aus Neid, daß ſie gezwungen waren, die Vorſchriften nachzuſchreiben, die ihnen der Lehrer von Ephraim vorſchreiben ließ, hießen ſie ihn den „Pitſche-Patſchele“, und das verdroß ihn ſehr, denn das war etwas ſehr Schändliches in ſeinen Augen, obwohl er gar nicht wußte, was es bedeutete. Er wollte durchaus kein „Pitſche-Patſche“ ſein, ja er war ſich auch deſſen wenn auch nur dunkel bewußt, daß er kein „Pitſche-Patſche“ ſei, denn er hatte ſich in ſeinem kindlichen Gewiſſen nichts vorzuwerfen, aber er hätte doch ſehr gern den eigentlichen Sinn des Wortes erfahren — nur brachte er es nicht über ſich, wieder darnach zu fragen. So blieb er der „Pitſche-Patſche“ und das war das Schlimme. Das Gute aber entſprang — ſo wunderlich iſt es im Menſchenleben — derſelben Quelle, ebenfalls dem Neide. Da Ephraim es verſtand, alle möglichen Schriftarten, vom einfachen Kurrent bis zur reich verzierteſten Fraktur herzuſtellen, „wie gedruckt“, ſo hießen ihn ſeine Mitſchüler auch ſpöttiſch den „Kunſtenmacher“, und — ſollte man es wohl glauben — obwohl er merkte, daß ſie es nur aus Spott ſagten, er ließ ſich den Namen ſehr gern gefallen; er fühlte ſich gehoben und ſetzte einen gewiſſen Stolz darein, von ihnen für eine Sache, die ein ausgemachter Vorzug war, beſchimpft zu werden. So oft man ihn „Kunſtenmacher“ hieß, lächelte er ſtill vergnügt in ſich hinein, und erſt als die Mitſchüler merkten, daß ihm dieſe Bezeichnung nicht wehe that, gebrauchten ſie dieſelbe nicht mehr geſondert, ſondern immer in Verbindung mit der andern, und ſo hieß er denn allgemein: „Pitſche-Patſche, der Kunſtenmacher“

Allgemein? wohl! doch mit einer Ausnahme. Ein Mädchen war es unter den vielen, die täglich auf eine Stunde zum „Ablernen“ das „Cheder“ beſuchten, Hindele Gelle's nämlich — ſo genannt, weil ihre Mutter Gelle hieß — dieſe rief den Knaben ſtets „Froimel“ und niemals mit der Bezeichnung, welche die Anderen gebrauchten. Aus Dankbarkeit hierfür machte er ihr manchen Buchſtaben, oder wenigſtens hie und da einen correkten Strich, der dem ganzen Buchſtaben ſogleich eine noble Haltung verlieh, in ihre Schönſchrift und ſah ihr, wenn die Lernzeit vorüber war und die Andern ſpielten, beim Stricken, Nähen und Sticken, welche Art von weiblicher Handarbeit ſie immer vorhatte, gern zu. Stundenlang konnte er neben ihr ſitzen und beobachten, wie ſie die Finger bewegte und wie ſich aus den kleinen unſcheinbaren Maſchen und Fädchen nach und nach ein Ganzes zuſammenſetzte. Eines Tages ſaß er in gewohnter Weiſe neben ihr, und ſie ſtickte ein Paar Pantoffeln zum Neujahrgeſchenk für ihre Mutter. Sie wollte dieſe mit dem Geſchenke überraſchen und mußte daher verhüten, daß die Arbeit zu Hauſe geſehen werde. Sie ſtickte daher oft auf der Gaſſe in einem Winkelchen; plötzlich hörte ſie ihren Namen rufen: Hindele, Hindele! du ſollſt heim geh'n, die Mutter ſucht dich. — Ihre Stickerei konnte ſie nicht ſo raſch verbergen, als es die Eile erfordert hätte; ſie übergab ſie ſtillſchweigend ihrem zuſchauenden Freunde zum

Aufbewahren. Als ſie nach einer Stunde ungefähr wieder zurückkam, fand ſie die Stelle leer und ſchalt ſich wegen der Nachläſſigkeit, daß ſie die Stickerei nicht bei ſich behalten, da ſie jetzt nicht weiter arbeiten könne.

Des andern Tages begann man im „Cheder" auf feinem Papier die Neujahrswünſche zu ſchreiben. In dieſer Zeit traten alle Lehrgegenſtände in den Hintergrund, der Neujahrswunſch ſpielte die Hauptrolle. Dies war die Zeit, in welcher Ephraim's Waizen am üppigſten ſtand. Die Meiſten verdarben einige Kartel, bevor es ihnen gelang, endlich ein halbweg brauchbares zu Stande zu bringen; Ephraim ſchrieb ſeine Neujahrswünſche an die Eltern und an ſeinen Vetter „Süßkind", ſeines Vaters Bruder, mit der Unbefangenheit und Sicherheit, womit er jeden Tag ſeine Schönſchrift vollendete; es war für ihn gar kein Unterſchied, war es heute oder ein anderer Tag, galt es einen Neujahrswunſch oder eine gewöhnliche Vorſchrift.

In dieſer Woche ſchmeichelten Alle dem „Kunſtenmacher", den ſie ſonſt verſpotteten. In dieſer Zeit hieß er ihnen Froimel oder gar Froim-Leben; denn jedes von ihnen hatte was von ihm zu erbitten. Sei ſo gut, Froim-Leben, mach' mir da ein großes „T" bei „Theuerſte Aeltern!" hieß es von der einen — mach' mir da ein großes „L" bei „Liebe Großmutter!" rief es von einer andern Seite. Ein Dritter bat ihn: Thu' mir da, Froim-Leben, mit dem Lehrer ſein Federmeſſer einen Strich wegradiren, ich hab' da bei dem Wort „im“ ein' Strich zu viel gemacht.

Ephraim hatte die Hände voll zu thun; Jedem erwies er ſich hülfreich, Jedem ſtand er bei und es that ihm wohl, daß er bei ihnen etwas galt.

Um elf Uhr Mittags kamen die Mädchen. In der Woche unmittelbar vor „Roſchhaſchono“ (Neujahr) gab es kein „Ablernen“. Das ließ man jetzt völlig bei Seite, denn auch die Mädchen mußten ihre Neujahrswünſche fertigen und der Lehrer hätte es ohne Ephraim's Beihülfe mit ihnen gar nicht zu Stande gebracht. Auch Hindele kam und ſetzte ſich auf ihren Platz, aber ſie verdarb ein Kartel nach dem andern; es wollte ihr durchaus nicht gelingen. Der Lehrer wurde zornig und ſagte: Jetzt linir' ich Dir noch das letzte Kartel, wenn Du dieſes auch verdirbſt, dann ſchreibſt Du gar keinen Neujahrswunſch mehr.

Dieſes wird ſie nicht verderben, Herr Lehrer — ſagte Ephraim mit Entſchiedenheit.

Was? — entgegnete der Lehrer — ſolche Sachen erlaub' ich nicht. Willſt Du anſtatt ihrer ſchreiben? Das geht nicht. Jeder ſchreibt für ſich ſelbſt, und wer's nicht kann, der läßt es!

Ich will ihr's ja nicht ſchreiben! — ſagte Ephraim.

Nicht einmal helfen! rief der Lehrer gereizt.

Sie wird allein ſchreiben! — beſchwichtigte der Knabe

— ich werd' ihr nur zuſehen — das darf ich doch! — fügte er hinzu, als ob er ſagen wollte: dagegen wird der Lehrer doch gewiß nichts haben?

Hindele nahm die Feder in die Hand, und Ephraim ſetzte ſich zu ihr. Warum zittert Deine Hand ſo? — fragte der Knabe — wenn Du zitterſt, dann mußt Du die Schrift ja verderben.

Wo iſt meine Stickerei? flüſterte das Mädchen.

Was willſt Du jetzt von der? jetzt ſchreib' und gieb Acht; ich werd' Dir jeden Buchſtaben vordictiren, daß Du nicht irreſt.

Wenn ich meine Stickerei nicht hab', ſo kann ich nicht ſchreiben — entgegnete das Mädchen.

Wie kommt Eins zum Andern? fragte der Knabe.

Ich kann Dir das gar nicht ſo gut ſagen, wie ich's mein', — flüſterte das Mädchen wieder — aber es iſt doch ſo, Du verſtehſt mich ſchon!

Ich verſteh' Dich nicht; entweder red' und ſag' mir's, oder ſchreib!

Schau' an, Froimel, ſagte nun das Mädchen — und wenn der Neujahrswunſch da noch ſo ſchön geſchrieben wär', was hat da meine Mutter davon?!

Eine Freude! — belehrte der Knabe.

Nein, ich glaub's nicht, daß ſie da dran eine Freude hat, — wendete das Mädchen ein. Wie kann ſie an dem Wunſch eine Freude haben? den hab' ich ja nicht gemacht.

Wer denn? — fragte Ephraim — Du ſollſt ihn ja ſelbſt ſchreiben.

Schreiben — berichtigte das Mädchen weiter — aber das hab' ich ja nicht aus mir heraus, aus meinem Innern; Alles was da ſteht, hat der Lehrer gemacht und ich mach's nur nach.

Und iſt Schreiben nichts? fragte Ephraim etwas verletzt.

Ja, wer ſagt denn das? Bei Dir iſt es etwas, bei mir nichts. Wenn Du ſchreibſt und ein Anderer ſchreibt, iſt das zweierlei; bei Dir liegt in dem was Du ſchreibſt, auch mehr drin, als wie bei einem Andern.

Was liegt drin? — fragte der wieder beſänftigte Knabe.

Du ganz, wie Du biſt, Du legſt Dich da mit Deiner ganzen Kraft ſelbſt hinein, und das iſt etwas, wenn man ſagen kann: das hab' ich gemacht, ganz aus mir heraus, ohne Vorſchrift.

Das iſt merkwürdig — ſagte der Knabe, dem hier in ſo kindlicher Weiſe das Räthſel ſeines eigenen Thuns erſchloſſen wurde.

Ja, es iſt merkwürdig — wiederholte Hindele, und ſiehſt Du, deshalb muß ich meine Stickerei haben, denn da leg' ich auch mich ſelbſt und meine ganze Kraft hinein, und das will ich zum „Raſchhaſchono“ meiner Mutter geben; etwas, was ich ſelbſt aus mir heraus und ohne Vorſchrift gemacht hab'!

Wenn Du mir verſprichſt, daß Deine Hand nicht mehr zittert, und daß Du ruhig ſchreibſt, bring ich Dir, — verſprach Ephraim — ſo wie Du mit dem Schreiben fertig biſt, Deine Stickerei.

Wie kann ich Dir das verſprechen — fragte Hindele — hab' ich das in meiner Gewalt?

Probir's — ſagte der Knabe — ich werd' Dir jeden Buchſtaben vordiktiren, und jeden großen Anfangsbuchſtaben mach' ich Dir ſelbſt, und jetzt ſchreib!«

So wurde der Neujahrswunſch, an deſſen Zuſtandekommen der Lehrer ſchon verzweifelt hatte, ruhig und ſicher zu Ende geſchrieben, und er nahm ſich recht ſtattlich aus, obwohl einzelne Buchſtaben ſich in ihrer Lage gegen die Nachbaren manchmal etwas zu viel herausnahmen, um nicht zu ſagen »auflehnten«.

Hindele glühte vor Freude, da der Lehrer jetzt ſeine Zufriedenheit ausdrückte, und ſah den Knaben mit einem dankbaren Blicke an; dieſer ließ beſchämt die Augen ſinken.

Wo ſoll ich Dir ſie hinbringen? fragte der Knabe jetzt, nachdem er durch das Wort: „Meine Stickerei!“ aus ſeinen Träumen erwacht war.

Ich geh' mit Dir und hol' mir ſie — antwortete das Mädchen.

Nein — ſagte Ephraim — geh' nicht mit, ich bring' Dir ſie ſchon, aber wohin?

Wenn Du willſt, kannſt Du ſie zu uns bringen; die Mutter iſt jetzt ſo nicht daheim, ſo ſieht ſie nichts davon.

Als der Knabe die Stickerei in das Häuschen trug, wo Hindele Gelle's jetzt ſeiner harrte, dachte er bei ſich, wie ſchön es wäre, wenn er auch ſo von innen heraus Jemandem ein Vergnügen bereiten könnte, wie Hindele es ihrer Mutter bereitet. Mein Vater iſt das ganze Jahr nicht zu Hauſe, und wenn er nach Hauſ' kommt, hat er immer von allerlei Sachen zu reden, und gar nicht ſo frei wie die Andern. Und die Mutter ſagt immer: Wenn ſie meine Mutter wär' — iſt ſie's alſo nicht, ſo kann ſie ſich auch nicht freuen, mit dem was ich ſchaffe, ob es von Innen heraus kommt, oder nicht. Aber ich weiß ſchon — ich weiß ſchon — dem Vetter Süßkind möcht' ich eine Freude machen; wenn ich nur wüßt', was?

Mit ſolchen Gedanken ſchritt er dahin, und trat endlich in das kleine Stübchen ein. Aber wie erſtaunte das Mädchen, als er die Stickerei vor ihren Augen entfaltete. Was iſt das? fragte ſie, — da fehlt ja weiter gar nichts daran, als daß ich die Pantoffeln zum Meiſter trage, daß er die Sohlen dran machen ſoll! Wie iſt das zugegangen? Haſt Du denn das Jemandem aus der Hand gegeben?

Bei meinem Leben, nein! betheuerte Ephraim.

Alſo wie? hat das ein Malach (Engel) vom Himmel fertig gemacht?

Warum das? kann es denn nicht ein Menſch gemacht haben?

Du ſelbſt? — fragte das Mädchen erſtaunt.

Meinſt Du, Du ſchaffſt das allein von Innen heraus? fragte der Knabe dagegen.

Nun, Du biſt in Ernſt ein „Kunſtenmacher“, wirklich das biſt Du! Merkwürdig, wie ſchön und wie gut; nicht ein Faden fehlt, keiner zu viel und keiner zu wenig, und wie feſt geſpannt, und kein Knoten — wie glatt wie fein! Sag' mir nur, Du »Kunſtenmacher,« bei wem haſt Du denn das gelernt?

Wär es denn auch von Innen heraus, wenn ich's gelernt hät'? Siehſt Du Hindele, Du haſt mir heute erſt erklärt, was ich bis jetzt ſelbſt nicht gewußt hab'; jetzt aber weiß ich's für mein Leben.

Was denn?

Weil ich in den anderen Gegenſtänden ſchwach bin, ſagt der Lehrer alleweil, ich lern' nichts, und bin zu wenig fleißig; aber das iſt nicht wahr, er verſteht es gar nicht; es kommt mir nur nicht ſo von Innen heraus, wie beim Schreiben, wo ich mich und meine Kraft ganz hineinlege. Und das hab' ich von Dir gelernt.

Was ſchauſt Du alleweil da hinauf? — fragte Hindele.

Darf ich auf einen Stuhl ſteigen? — fragte Ephraim dagegen.

Warum? was willſt' denn oben?

Den „Miſrach“ möcht' ich mir beſſer anſehen.

Ich kann ihn Dir ja heruntergeben.

Willſt Du? — Ja wart', ich ſteig hinauf und nehm' ihn ſelbſt herunter!

Was willſt Du damit? fragte das Mädchen, nachdem er das Bild von der Wand heruntergeholt hatte.

Siehſt Du — ſagte Ephraim — der da, der das gemacht hat, dem iſt es auch vom Innern herausgekommen; ich möcht' probiren, ob ich ſo etwas machen kann. Das wär' etwas für mein' Vetter Süßkind, wenn ich den ſo überraſchen könnt' mit einem „Miſrach,“ den ich allein gemacht hab'.

So probir's! — Warum probirſt Du es nicht? fragte Hindele.

Ich möcht' es, aber wie und wo? Meinſt Du, man kann das ſo nachmachen, mir nichts, dir nichts, wenn man es nur einmal angeſehen hat? Da muß man Das da bei ſich haben und muß alleweil drauf ſehen, wie auf eine Vorſchrift. Wie ſollt' ich aus mir heraus einen Löwen machen? hab' ich denn ſchon einmal einen Löwen geſehen?

Nun — ſagte Hindele — Du kannſt den Miſrach ja hier bei uns machen; ich bin neugierig, wie Du das anfangen wirſt!

Darf ich es hier machen? wird Deine Mutter mich laſſen? fragte Ephraim. Was biſt Du für ein Narr! warum ſollt' ſie Dich nicht laſſen? fragte dagegen das Mädchen. —

Damit war denn der Miſrach beſchloſſene Sache. Vorläufig zwar noch Geheimniß zwiſchen den beiden Kindern; denn Ephraim verlangte daß Hindele, darüber nichts ausſage, und das Mädchen verſprach es. Ephraim ging nach Hauſe und bat die Mutter um ſeine Sparbüchſe.

Ephraim bekam von der Mutter jeden Roſchchodeſch (Neumond), Cholhamoëd (Halbfeiertag) oder bei ähnlichen Anläſſen etwas Geld, einen Silbergroſchen, einen guten Kreuzer, manchmal ſogar ein Silber-Zehnerl, und er warf alle dieſe Münzen durch eine enge Spalte in eine irdene Büchſe, die ihm die Mutter aufbewahrte. Die Frau von Reb Maier Wollhändler hatte die Maxime, daß man ein Kind vom Früheſten an gewöhnen müſſe, Geld zu beſitzen, damit man ſehe, wie es ſich zu demſelben ſtelle. Was Eſſig will werden, wird bald ſauer — pflegte ſie zu ſagen, wenn man von dieſer Sache mit ihr ſprach; unſer Froimel wird einmal noch reicher ſein, wie ſein Vater; der giebt keinen Kreuzer aus. Wenn man ihm etwas giebt, es mag ſein was es will, einen Schein-Kreuzer oder Silber-Zehnerl, gleich muß ich ihm die Spaarbüchs aus dem Kaſten herausgeben, und da wirft er das Geld hinein und klingelt damit. Einen Kreuzer auszugeben oder zu vernaſchen, das fällt ihm gar nicht ein. Das Kind hat lauter gute Sitten bis auf eine; wenn es nicht hinter liſtig wär', kein ſolcher Tükiſchkopf, meine ich, es gäb' kein beſſeres Kind auf der Welt!

Als Ephraim nun von der Mutter die Sparbüchſe verlangte, gab ſie ihm dieſelbe in der Meinung, er habe wieder eine Geldmünze bekommen, die er hineinwerfen wolle; denn er pflegte hie und da auch von dem einen oder anderen Verwandten, namentlich vom Vetter Süßkind, ein kleines Geſchenk zu erhalten. Wie ſtaunte die gute Frau daher, als Ephraim die irdene Sparbüchſe mit einem feſten Schlag zertrümmerte und mit den Worten: So, ich werd' mir eine andere kaufen! — das Geld aus den zerbrochenen Scherben herausnahm.

Was machſt Du da, Froim? fragte die Frau — wenn ich Deine Mutter wär', ließ ich Dich nicht ſo die Sparbüchs zerbrechen; was iſt das? was willſt Du mit dem Geld thun?

Der Knabe war an die hypothetiſche Rede: Wenn ich Deine Mutter wär' — ſchon gewöhnt, ſo daß ſie für ihn faſt gar keinen Sinn mehr hatte; er hörte nur noch die Worte, aber nicht mehr deren Inhalt. Deshalb lief er auch mit der wiederholten Verſicherung: ich werd' mir eine andere kaufen, auf und davon.

Iß keine Kugel, trink kein' Branntwein; — rief ihm die Mutter nach. — Was brauchſt Du Dir eine andere zu kaufen? Du hätt'ſt ja die erſte nicht zerbrechen müſſen!

Der Knabe hörte aber dieſe Ermahnung nicht; denn er war bereits im Kaufmannsgewölbe und legte hier einen Theil ſeiner Baarſchaft nieder; von da ging er zum Töpfer und kaufte, wie er es verſprochen hatte, eine neue Sparbüchſe. Mit dieſer ging er dann nach Hauſe und indem er die noch übrigen Münzen durch die Spalte in das Innere der Büchſe fallen ließ, ſagte er: Siehſt' Mutter, ich hab' ſchon eine andere und das Geld iſt ſchon wieder drinnen.

Alles? — fragte die Frau.

Was Alles? — fragte der Knabe dagegen.

Alles, was Du aus der zerbrochenen herausgenommen haſt?

Der Knabe hatte nicht den Muth, dieſe Frage zu bejahen. Er ſchwieg. Dieſes Schweigen war für ſie aber nur ein neuer Beweis ſeiner Schlauheit und ſeines böſen Gemüthes.

Mich foppſt Du nicht, Du Tükiſchkopf — ſagte ſie — wenn Du hätteſt Alles hineingeben wollen, was Du herausgenommen haſt, hätt'ſt Du keine neue Sparbüchs gebraucht; die alte war noch gut genug. Wer weiß zu was für Gaſſenjungerei Du das Geld gebraucht haſt. Wenn ich Deine Mutter wär', möcht ich Dir weiſen, die Sparbüchſe zerbrechen und das Geld verthun!

Statt aller Antwort zog der Knabe ein in Papier eingewickeltes Käſtchen aus der Taſche und ſagte harmlos: Siehſt Du, das hab' ich mir gekauft!

Dabei zog er das Papier ab, und ein verſchiebbares Brettchen von dem Käſtchen weg — da ſchimmerte und glitzerte es von den herrlichſten Farben, die da wohl gereiht und geordnet und in größerer Anzahl, als ſie der Regenbogen aufzuweiſen hat, neben einander lagen.

„Iſt das ſchön? — fragte der Knabe.

Das werd' ich — ja Deinem Vater ſagen. Das Geld ſo auf die Gaſſ' hinaus zu werfen, das darf ich nicht bei Dir einreißen laſſen! — ſagte die Frau.

Der Knabe ſchaute ſie verdutzt an. Die Drohung, welche die Mutter eben ausgeſtoßen hatte, brachte ihm jenen Morgen in Erinnerung, wo er vom Vater die Erklärung des Wortes „Pitſche-Patſche" verlangte, und da dieſer reizbarer Natur war, ſo fürchtete er, es werde ſich ein ſolcher Auftritt wiederholen; deshalb begann er zu weinen.

Die Mutter hatte das Kind noch nie weinen geſehen, ſeit jenem erſten Tage nach ihrer Hochzeit. Dies ging ihr nun zu Herzen, und ſie begütigte den Knaben, indem ſie ſagte:

Sei brav, Froimel und thu', was ich Dir ſag'; dann brauch' ich dem Vater davon gar nichts zu erzählen. Nimm das „Schlätele" (Schächtelchen) mit dieſen Farben und mit dem „Pemſel" (Pinſel) und Alles was

Du da haſt und geh' hinauf zum Kaufmann und ſag': ich laß ihm ſagen, er ſoll Dir augenblicklich das Geld zurückgeben; Du haſt nichts einzukaufen, was die Eltern nicht wiſſen. Und geh', mein Kind, und wirf Dir dann Dein Geld wieder lieber in die Sparbüchs hinein! Geh', mein ſchöner Sohn, und thu' ſchön, was Dir die Mutter ſagt!

Biſt Du denn meine Mutter? — fragte weinend der Knabe.

Die Frau fühlte jetzt tief, welch' großen Fehler ſie bisher begangen habe, indem ſie dem Kinde ſtets unverhohlen geſagt, daß ſie nicht eigentlich ſeine Mutter ſei. Mit einer keineswegs neuen, aber Kindern gegenüber ſtets neu anwendbaren Ausflucht, antwortete ſie daher:

Wenn Du hübſch thuſt, was ich Dir ſag', bin ich Deine Mutter.

Das wirkte. Der Knabe ging und trug das Farbenkäſtchen, das er ſo freudenvoll nach Hauſe gebracht hatte, traurig zum Kaufmann zurück. Auf dem Wege vom elterlichen Hauſe zum Kaufmannsgewölbe arbeitete in ſeinem Innern ein bitterer Seelenkampf.

Die Ausſicht, daß die „Probe,“ die er vor hatte, gelingen würde, hatte ihn ſo mächtig angelockt, und mit Wehmuth betrachtete er nun das Käſtchen, in deſſen Beſitz er ſich ſchon gewähnt hatte, und das ihm jetzt auf ſo unbarmherzige Weiſe wieder entriſſen werden ſollte. Er zauderte. Aber da trat ihm das Gebot der Mutter drohend vor die Seele.

Wenn ich nicht folg', iſt ſie nicht meine Mutter — argumentirte der Knabe — und ſagt es dem Vater!

Er mochte ſich nicht gern von den ſchimmernden Farben trennen und wagte doch nicht, ſich gegen den ausdrücklichen Willen der Mutter aufzulehnen; und immerwährend ſchob er das Deckbrettchen hin und her, wie um ſich noch ſo lange als möglich an der Farbenpracht zu ergötzen. Endlich ſtand er vor der Thür des Gewölbes. Als ob es längſt beſchloſſene Sache geweſen wär', griff er nun ohne Zögern in das Käſtchen, nahm eine Farbe, die rothe nämlich, heraus, ſteckte ſie in die Taſche, ſchob den Deckel zu und trat in den Laden.

Was willſt? fragte ein Commis, den man auf dem Lande aber Ladenjunge heißt.

Meine Mutter ſagt, ich darf mir keine Farben kaufen, ſagte der Knabe.

Nun, warum haſt Du ſie doch gekauft? — fragte der Ladenjunge weiter.

Sie ſagt, ich ſoll das Geld zurückbringen!

O nein, das geht nicht; was einmal gekauft iſt, iſt gekauft. Das wär' eine ſchöne Wirthſchaft, wenn wir Jedem das Geld zurückgeben ſollten, der den Kauf bereut.

Die Mutter wird's aber dem Vater ſagen!

Glaubſt denn Du, ich fürcht' mich vor Deinem Vater? Du dummer Judenbub.

Aber ich fürcht' mich!

So deck' Dir ſelber Deinen Rücken.

Gieb ihm das Geld zurück, Andreas, — ſagte jetzt der Kaufmann, der bisher an der Unterredung nicht Theil genommen hatte — gieb ihm das Geld.

Der Ladenjunge nahm das Farbenkäſtchen, ſtellte es an den beſtimmten Ort, von wo er es vorher herunter genommen hatte, und gab dem Knaben das Geld zurück.

Ephraim rannte nach Hauſe, ließ ſich von der Mutter die Sparbüchſe geben, indem er ſagte: ich hab' es ſchon — ſiehſt Du? ich hab' es ſchon zurück, das Geld! und nun ließ er einen Kreuzer nach dem andern durch die ſchmale Oeffnung in die irdene Sparbüchſe fallen und bei jedem einzelnen Klang, den das Fallen verurſachte, ſagte er zu der Mutter: Siehſt Du, hörſt Du, ich fopp' Dich nicht: willſt Du ſelber das Geld hineinwerfen?

Schon recht, ſchon recht, mein Kind! — ſagte die Mutter und ſtellte die Sparbüchſe, nachdem er fertig geworden war, wieder in den Schrank.

Ephraim griff nun in die Taſche, und das Stückchen Farbe legte ſich ihm wie eine glühende Kohle in die Hand. Bis zu dieſem Momente war ſein Geiſt nicht frei geweſen, um über die Sache denken zu können; erſt mußte er mit dem Ladenjungen ſtreiten, weil derſelbe das Geld nicht zurückgeben wollte, dann mußte er ſeiner Mutter zeigen, daß er ihren Befehl wirklich vollzogen. Während dieſer ganzen Zeit blieb ihm kein freier Augenblick zu erwägen, was er gethan; jetzt aber, nach Erledigung jener Pflicht, empfand er ein unnennbaares Weh und wußte ſich nicht zu helfen.

Mit merkwürdiger Klarheit führte er ſich alle möglichen Fälle vor, um dann deſto trauriger mit Beſtimmtheit zu erkennen, daß kein Ausweg vorhanden ſei.

Wenn ich nur Geld hätt', — ſprach er zu ſich — ich möcht' hingehen und das Käſtchen wieder kaufen, dann wär' Alles gut. Aber möcht' er mir es denn wiedergeben? ich hab' ja geſagt, die Mutter verbietet es; ich darf mir keine Farben kaufen! — Und wenn er mir ſie auch verkaufen möcht', wo ſoll ich das Geld dazu hernehmen? ſoll ich die Sparbüchs zum zweiten Mal zerbrechen? was wird dann die Mutter ſagen? und ſie giebt mir ſicher die Sparbüchs gar nicht mehr heraus. Soll ich dem Vetter Süßkind ſagen, er ſoll mir das Geld geben? ſo wird er fragen, wozu ich das Geld brauche; müßt' ich ihm erzählen von den Farben, dann kann er ſich das mit dem „Miſrach“ gleich denken und ich kann ihm keine Freud' im Geheimen damit machen. Soll ich es der Mutter ſagen, daß ich die Farb' genommen hab'? ich getrau' mich nicht; ſie ſagt's dem Vater; das thu' ich nicht. —

Soll ich dem Kaufmann ſelber es ſager? — ich fürcht' mich.

So ſann er ſtill, aber unruhig im Gemüthe, in ſich hinein, und wußte nicht, was er beginnen ſollte. —

Lügenſager! man kann Dir ja kein Wort glauben; der Hauch, der Dir zum Mund herausgeht iſt Lügen! — hörte er plötzlich eine Stimme rufen, während er in ſeinen qualvollen Betrachtungen verloren war.

Wer war das? fragte er ſich. — Wer hat das gerufen? und wer war damit gemeint?

In ſeiner Beängſtigung ſah er gar nicht, daß Reb Scholem Zizisbeißer, der eben vorüberging, das kleine Kalmele an der Hand führte, und daß dieſem der vernommene Ruf gegolten haben müſſe.

Wenn Jemand einen Flecken an ſich hat, mag dieſer auch an einer verborgenen Stelle ſich befinden, immer meint er doch, der Schaden werde geſehen von der ganzen Welt, und er lebt in beſtändiger Aengſtlichkeit. So iſt es auch mit einem Flecken in der Seele. Ephraim ſah das kleine Kamele nicht, ſondern meinte feſt und beſtimmt, daß Reb Scholem Zizisbeißer ihn ſelbſt gemeint, und ihm zugerufen habe. Er glaubte nun, Jeder, der vorübergehe und ihn anſehe, wiſſe es ſchon was er gethan habe; man leſe es ihm vom Geſichte ab, und er wagte deshalb den Blick, den er zur Erde geſenkt hatte, gar nicht zu erheben.

Warum fürcht' ich mich aber? fragte er ſich plötzlich; eingeſtehen iſt doch beſſer, als alles Andere. Er wird mich ſchlagen? Beſſer als ſo! Und hiermit machte er ſich auf und ſchritt wieder auf das Kaufmannsgewölbe zu.

Als er ſich der Thür näherte, beſchlich ihn wieder ein banger Zweifel, ob er denn doch hineingehen ſolle oder nicht; er wollte ſich früher zurechtlegen, was er ſagen wollte; aber es fiel ihm nichts Gutes ein. So war er unſchlüſſig, als plötzlich Hindele vor ihm ſtand.

Was machſt Du da? gehſt' zum Kaufmann? fragte das Mädchen.

Ja! — gab der überraſchte Knabe zur Antwort.

So geh! — ſagte ſie — ich werd' hier auf Dich warten; komm aber bald heraus!

Jetzt half kein Ueberlegen und kein Zaudern mehr; er mußte hinein, und drinnen war er.

Was willſt' ſchon wieder? — fragte Andreas, der Ladenjunge.

Von Dir nichts! — erwiderte Ephraim.

Ei, ei, nur nicht ſo ſtolz, Mauſchel!

Wo iſt Dein Herr? — fragte Ephraim.

Warum? der Kaufmann ſelbſt muß Dich bedienen? von mir kannſt Dir's gar nicht gefallen laſſen?

Wo iſt der Kaufmann? — fragte Ephraim wiederholt — ich muß reden mit ihm!

Ah ſo, wenn Du durchaus mit ihm zu reden haſt, er iſt drin in der Stube.

Ephraim ging ohne weiter viel zu fragen, durch das Gewölbe geradeaus in die Stube. Als er daſelbſt eintrat und der Kaufmann ihn mit fragenden Blicken anſchaute, fing der Knabe an zu weinen, und konnte kein Wort hervorbringen. Der Kaufmann ging auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und befragte ihn, was er habe und warum er weine. Der Knabe konnte aber vor innerer Erregung nicht ſprechen; er zog die Hand aus der Taſche, in der er ſie bis jetzt immerfort gehalten hatte, und drückte dem Kaufmann ſtatt jeder Antwort etwas in die Hand. Ueberraſcht beſah der Kaufmann das Stückchen Farbe.

Was ſoll dies? — fragte er.

Der Knabe ſchwieg.

Gehört dies mir?

Ephraim winkte mit dem Kopf bejahend.

Iſt dies aus dem Farbenkäſtchen, welches Du zurückgebracht?

Wieder nickte der Knabe bejahend.

Und haſt Du dieſe Farbe zu Hauſe vergeſſen, bevor Du es zurückbrachteſt?

Und wieder wollte der Knabe nicken, da hörte er im Innern: Lügenſager, Lügenſager! — und alle Kraft raffte er zuſammen und ſprach: nein, ich habe ſie genommen! — Und noch ſtärker rannen ſeine Thränen als zuvor.

Den Mann beſchlich eine außergewöhnliche Milde beim Anblick des in Reue zerfloſſenen jugendlichen Sünders. Er nahm den Knaben bei der Hand, hielt ihm das Sträfliche ſeines Thuns in kurzen, aber ſtrengen Worten vor, dann aber lobte er ihn wieder, daß er ſich eines Beſſeren beſonnen, und auf den rechten Weg zurückgekehrt ſei. Nachdem es ihm auf dieſe Weiſe gelungen war, die Stimmung des Knaben zu beſänftigen, und ihn in ein ruhiges Geſpräch zu ziehen, fragte er ihn, wie es komme, daß er gerade nach dieſer Farbe eine ſo große Begierde habe, und was er denn mit derſelben habe machen wollen.

Der Knabe eröffnete ihm nun den geheimen Plan ſeiner Seele. Er wollte probiren, ob er das Bild werde zu Stande bringen, — und da habe er ſich von ſeinem erſparten Gelde die Farbe gekauft, und wie die Mutter darüber bös geworden ſei und wie ſie geſagt habe, ſie müſſe es dem Vater ſagen, wenn er die Farben nicht zurücktrage, und wie er auf dem Wege hierher nicht habe widerſtehen können, wenigſtens eine Farbe herauszunehmen, und welche Qual er darüber ausgeſtanden bis jetzt — das Alles erzählte der Knabe in ſo ſchlicht ergreifender Weiſe, daß dem Kaufmann ſelbſt ſich eine Thräne in's Auge ſchlich.

Deine Mutter ſtraft Dich nicht ſelbſt? fragte endlich der Kaufmann, und ſie muß erſt den Vater dazu haben, wenn Du etwas thuſt, was nicht recht iſt?

Da erwiderte der Knabe ſeufzend: die Mutter ſagt immer: wenn ſie meine Mutter wär', ſo möcht' ſie —

Ja, ja! eine Stiefmutter! — Und haſt Du wirklich ſo große Luſt zum Malen? fragte der Kaufmann von dem Thema ablenkend; es ſchien ſich eine ſchmerzliche Erinnerung aus ſeiner eigenen Jugendzeit an daſſelbe zu knüpfen.

Ich möcht' es gern probiren — ſagte der Knabe.

Gelernt haſt Du nichts, auch nicht zeichnen?

Nein.

Nun — ſagte der Kaufmann — ich will Dir für Deine Aufrichtigkeit ein Geſchenk machen. Er führte den Knaben in's Gewölbe zurück, gab ihm das Farbenkäſtchen und einen großen Bogen Zeichenpapier. So, ſagte er — damit kannſt Du probiren; laß mich aber auch wiſſen, wie die Probe ausfällt; ich möchte ſehen, was Du kannſt; und wenn es gut geht, ich hab' noch mehr Farben — Du ſollſt deshalb Deine Sparbüchs nicht mehr zerbrechen. —

Mit freier Seele und innerlich jauchzendem Gemüthe verließ der Knabe das Kaufmannsgewölbe.

Warum biſt Du ſo lang drin geblieben? fragte Hindele, die trotzdem es ſo lang gedauert, dennoch auf den Knaben gewartet hatte.

Ich hab' da vom Kaufmann allerlei bekommen, Papier und Farben. Das trag' ich mir jetzt Alles gleich zu

Dir — ſagte der Knabe ausweichend, und ſo gingen die beiden miteinander fort.

Ephraim machte ſich ſogleich rüſtig an's Werk. Der „Miſrach“ wurde mit Gelle's Erlaubniß von der Wand heruntergenommen und auf den Tiſch gelegt, und Ephraim bat Hindele, ſie möchte ihm ein Kartel Papier leihen.

Du haſt doch da das große ſchöne Papier mitgebracht — ſagte ſie.

Er aber entgegnete: Meinſt Du denn, daß ich dieſes Papier da verderben will? ich will ja erſt probiren, wie ich es machen muß; bis ich ſehe, daß es auf dem gewöhnlichen Papier geht, dann erſt mach' ich's auf dem da.

Hindele überreichte ihm das gewünſchte Papier und er nahm ſeinen Bleiſtift und begann zu zeichnen. Hindele ſtellte ſich neben ihn und wollte zuſehen.

Wenn Du mir zuſiehſt, kann ich nichts — ſagte Ephraim.

Warum? — fragte das Mädchen — warum kann ich ſticken, wenn Du mir zuſiehſt?

Das iſt etwas Anderes, Du weißt ſchon, wie Du's machen ſollſt und da iſt es gleich, ob Dir Einer zuſieht, oder nicht, ich aber weiß das noch nicht; ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll, beim Kopf oder bei dem Fuß.

Das Mädchen ging weg und lachte.

Was lachſt Du? — fragte er verletzt.

Weil Du nicht weißt, wo Du anfangen ſollſt. Wenn man ein Haus baut, legt man erſt den Grund, dan macht man die Mauer und dann, wenn Alles fertig iſ macht man das Dach.

Iſt denn der Miſrach ein Haus? fragte der Knab

Aber machen muß man es ſo, wie bei einem Haus

Ach nein — wendete Ephraim ein — mach' Du vo einem Löw' erſt die Füß', wirſt ſehen, der Kopf paß dann nicht dazu. Bei etwas, das lebt, iſt der Kop das Erſte; der muß zuerſt gemacht werden. Ein Hau lebt nicht.

Alſo weißt Du ja, mit was Du anfangen ſollſt — ſagte das Mädchen — warum ſagſt Du, Du weißt nicht anzufangen?

Ja, das hab' ich auch früher nicht gewußt, das weiß ich jetzt erſt; das iſt mir jetzt grad' eingefallen, wie Du von dem Haus geſprochen haſt.

Alſo darf ich zuſehen?

Ja, jetzt kannſt Du herſeh'n, der eine Löwenkopf ſteht ſchon da.

Das Mädchen blickte in das Papier und ſagte: der Löw' ſieht aus wie ein Hund.

Das ſagſt Du nur! entgegnete der Knabe.

Nein, wie eine Katz'! — ſcherzte das Mädchen weiter.

Nicht auch wie eine Kuh? — fragte Ephraim beleidigt.

Nein, nein, mach' nur weiter, ich red' nichts mehr, bis es fertig iſt! Still ſchlich ſie hinaus und ließ den ſinnenden Knaben mit ſeiner Arbeit allein. Als ſie nach mehreren Stunden wieder in die Stube trat, ſaß der Knabe mit geſchloſſenen Augen in einem Winkel, und bemerkte gar nicht, daß Jemand hereingekommen war. Auf dem Tiſche lag neben dem eingerahmten „Miſrach“ die Bleiſtiftzeichnung des Knaben, eine genaue Copie des Originals im verkleinerten Maßſtabe.

Gott, wie ſchön! — rief Hindele, und dieſe Worte weckten den Knaben aus ſeinen Träumen wach. Biſt Du ſchon fertig, Froimel? — fragte ſie.

Ich kann es nicht machen, ich kann's nicht! — ſagte der Knabe.

Warum, es iſt ja fertig!

Was, fertig? es fehlt ja die Hauptſache!

Was fehlt?

Die Farbe!

Nun mach' die Farbe drauf!

Ja, aber welche? hab' ich denn ſchon einen Löw' geſehen, daß ich wiſſen ſoll, was er für eine Farb' hat?

Mach's ſo wie es da ſteht, roth!

Das kann nicht ſein! das kann nicht ſein. So kann der Löw' nicht ausſehen, der da ſieht aus wie lauter Blut!

Wie ſo weißt Du's, daß er nicht ſo ausſehen kann, wenn Du noch keinen geſehen haſt?

Ich weiß nicht, wie ſo ich's weiß, aber ich weiß es doch. Ich hab' jetzt grad einen geſehen, wie Du draußen warſt. Wenn ich die Augen zumach', ſeh ich ihn mit ſeiner Farb'; roth iſt es aber nicht, das kann ich Dir ſagen und gelb auch nicht; es giebt hier unter all' dieſen Farben gar keine ſolche Farb', wie mein Löw' ausſieht; wenn ich die Augen zumach', ſeh' ich's gleich, aber wie ich die Augen aufthu', ſeh' ich's nicht mehr.

Mach's mit zugemachten Augen, — ſcherzte das Mädchen.

Ja, meinſt Du, einen Löw' machen, das iſt Blinde-Maus-Spielen? das geht nur ſo mit zugemachten Augen!

Und was willſt Du thun? — fragte das Mädchen neugierig.

Ich weiß nicht! — war die beſtürzte Antwort des Knaben.

Du haſt ja früher geſagt der „Miſrach“ iſt ſchön.

Aber die Farbe! — wendete der Knabe ein — das hab' ich ja nicht gewußt, daß ein Löw' nicht ſo ausſieht, das weiß ich ja erſt jetzt!

So mach' wieder die Augen zu — ſagte Hindele — und halt' die Farb' feſt, ich bring' Dir ſie!

Sie ging hinaus und ließ den Knaben wieder allein. Hindele lief in's Jägerhaus und traf daſelbſt den Jäger vor der Thür ſitzen.

Was bringſt', Mädele? fragte dieſer.

Iſt im hieſigen Wald ein Löw'? — fragte das Mädchen.

Was geht das Dich an? lachte der Jäger.

Weil ich einen brauch' — ſagte das Kind.

Sei froh, daß er Dich nicht braucht. Wo ſoll denn hier ein Löw' herkommen?

Haben Sie ſchon einen geſehen? — fragte das Mädchen weiter.

Dumm's Mädle! freilich wohl; aber was willſt Du damit?

Wie ſieht er aus? fragte ſie.

Na, wie ſoll er denn ausſehen? der hat einen Schwanz, wenn er Dir damit ein Patſcherl giebt, ſo biſt' fertig und brauchſt nicht mehr Strümpf' zu ſtricken.

Ich mein' die Farb'! —

Die Farb'? wiederholte der Jäger.

Ja, die Farb! iſt er roth?

Freilich!

Wie Blut aber nicht?

Dummes Ding!

Iſt er gelb?

Auch das iſt er!

Wie Wachs?

Siehſt' da dieſes Roß? — fragte der Jäger.

Das da? das gehört ja dem „Karatſchek“? freilich ſeh' ich's.

Nun — was hat's für Farb'? iſt es roth? iſt es gelb? es iſt beides und doch keins von beiden.

Sieht ein Löw' ſo aus, wie das Roß? fragte das Mädchen in freudigſter Erregung.

Nicht ganz ſo — berichtigte der Andere — aber doch ſehr nahe. Aber in's Teufels Namen, zu was brauchſt' denn zu wiſſen, wie der Löw' ausſieht?

Ich muß es wiſſen! — ſagte das Mädchen beſtimmt und feſt.

Na, wenn's denn ſein muß — ſagte der Jäger — ſo will ich Dir, weil Du ſo ein ſchmuckes Mädle biſt, ein' Löwen zeigen. Wart' da.

Der Mann ging hinein in's Jägerhaus, kam nach einiger Zeit wieder vor die Thür und brachte einen naturgeſchichtlichen Atlas, den er noch von der Forſtſchule her beſaß, unter dem Arme mit heraus. Er ſchlug einige Blätter zurück, und ſiehe! da ſtand der Löwe in ſeiner Majeſtät, den Beſchauer anblickend, als ob er fragen wollte: Was willſt'? was verlangſt'? — Darunter war in wenigen Worten die Beſchreibung dieſes Königs der Thiere gegeben.

Das iſt der Löw'? fragte das Mädchen.

Ja, ſo ſieht er aus! belehrte der Jäger.

Das iſt eine andere Farb', als wie die Löwen an unſerem „Miſrach“ haben!

Was ſagſt'?

Darf ich das Buch mit nach Haus nehmen? fragte das Mädchen.

Ei, Du verlangſt viel in einem Tag — erwiderte der Mann lächelnd. — Sind wir zwei denn ſchon ſo bekannt mit einander?

Ich bring' Ihnen ein Pfand, wenn Sie meinen, daß ich's behalten will — ſagte das Mädchen ſchüchtern.

Na, in Gottes Namen denn, nimm's mit; aber mach' keine Schmutzflecken drauf; hörſt Du? —

Und fort war ſie. —

Als der Knabe in dem aufgeſchlagenen Schulatlas des Löwen anſichtig wurde, rief er erfreut: Ja, ſo ſieht er aus; ſo hab' ich ihn geſehen; aber wie ſoll man denn die Farb' herauskriegen, die iſt ja gar nicht da! Aber wart', ich geh' zum Kaufmann und frag ihn, ob er keine Löwenfarbe hat. Das hätt' ich gleich thun können, — beſann ſich der Knabe jetzt — ſiehſt Du, das iſt das Geſcheitſte, das hätt' ich gleich thun ſollen.

Der Knabe machte ſich auf den Weg zum Kaufmann, um ſich daſelbſt „Löwenfarbe“ zu holen.

Na, Du kommſt ja heut ſchon zum drittenmal — rief der Ladenjunge, als Ephraim eintrat — was willſt Du denn ſchon wieder?

Wo iſt der Kaufmann?

Nicht zu Haus! — haſt' ſchon wieder zu reden mit ihm?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Nicht zu Haus? — wiederholte der Knabe beſtürzt — bekommt man hier Löwenfarb'? — fügte er aber gleich reſolut hinzu.

Was für eine Farb'?

Löwenfarb'.

Giebt's nicht! — Jetzt ſchafft's dem a Löwenfarb'!

Es muß ja doch eine Farb' geben, mit der man Löwen malt!

Ja freilich weil Du's ſagſt, muß es wohl ſein; biſt denn Du ein Löwenmaler, daß Du's ſo feſt weißt?

Traurig ging der Knabe von dannen, kehrte zu dem Mädchen zurück und berichtete das Unglück, daß ihn der Diener nur zum Beſten habe, daß ihm aber der Kaufmann ſelbſt Morgen ſchon Löwenfarbe geben werde. Hiermit ging er dann nach Hauſe, denn der Abend nahte heran.

Zum Nachteſſen hatte er keine Luſt, und lange wollte es ihm nicht gelingen, einzuſchlafen; er wälzte ſich auf ſeinem Lager hin und her, von Furcht und Hoffnung beunruhigt; er ſah ſich dem Ziele ſo nahe, und doch wieder auch die Möglichkeit, daß der ganze Plan vereitelt würde. Spät ſchlief er ein und zeitig war er wieder auf.

Als er beim Frühſtück ſaß und ſah, wie die Mutter aus der einen Kanne den ſchwarzen Kaffee, und aus der anderen die Milch in die Taſſen goß, und wie aus dieſer

Miſchung der braun und gelblich gefärbte Kaffee entſtehe, ſprang er freudig von ſeinem Sitze auf mit dem Rufe: Ich hab's, ich hab's! und wußte ſich vor innerer Aufregung nicht zu faſſen.

Was haſt Du? — fragte die Mutter.

Nichts! antwortete der Knabe, durch die Frage plötzlich ernüchtert, und ſchaute die Mutter bedeutſam an, ſich wundernd, daß dieſe auch im Zimmer ſei, da er ſie in ſeiner Aufregung gar nicht bemerkt hatte. —

Wunderbare Kraft des ſinnenden Gemüthes! wunderliches Spiel des launigen Zufalls! Wie oft hatte der Knabe daſſelbe geſehen, was ihn jetzt ſo merkwürdig berührte, ohne auch nur das Mindeſte dabei zu denken! Wie oft hatte die Mutter nicht in ſeiner Gegenwart die Milch in den Kaffee gegoſſen, und er trank die Miſchung, ohne über die Entſtehung der neuen Farbe zu grübeln, ſo wie wir uns im täglichen Leben bei vielen Dingen, die uns durch die Gewohnheit gewöhnlich geworden ſind, nichts mehr denken. Diesmal erſchloß ihm jener gewohnte Vorgang mit Einem Male ein merkwürdiges Geſetz, ja ein tiefes Geheimniß der Malerkunſt, das Geſetz und Geheimniß der Farbenmiſchung.

Mit hochglühenden Wangen rannte der jugendliche Künſtler nach ſeinem Atelier und verkündete ſeiner theilnehmenden Freundin die wichtige Neuigkeit. — Ich hab' ſie, ich hab' ſie! — rief er in's Zimmer ſtürzend.

Die Löwenfarb'? — fragte das Mädchen — laß doch ſehen!

Ja, ich will Dir ſie auch zeigen — ſagte er mit Beſtimmtheit — bring' mir nur einige Taſſen und eine Flaſche Waſſer herein.

Das Mädchen brachte die verlangten Gegenſtände und der Knabe fing nun an zu experimentiren. Den naturgeſchichtlichen Atlas in ſchiefer Stellung, wie die Noten auf dem Muſikpulte zu liegen pflegen, vor ſich, ſchaute er bald auf die Farbe des Löwen, bald auf ſeine Miſchung, und da er mit letzterer noch immer nicht zufrieden war, ſo verſuchte er immer weiter, in der feſten Ueberzeugung, daß es ihm endlich gelingen, daß er am Ende doch die Löwenfarbe finden müßte.

Hat denn der Kaufmann wirklich keine Löwenfarb? — fragte das Mädchen, da ihr die Bemühungen des Knaben in dieſem Falle überflüſſig ſchienen.

Was fällt Dir ein? ſagte der Knabe — es giebt ja in der Welt keine andere Löwenfarb', als die einzige, die der wirkliche Löw' auf ſich hat, ſo wie er von Gott iſt geſchaffen worden. Wenn man ſo eine Farb' herausbringen will, muß man die anderen miſchen. Siehſt Du? roth iſt der Löw' nicht, wie auf eurem „Mifrach" da, aber gelb iſt er auch nicht, wie die meſſingne Lamp' da, die Löwenfarb' liegt aber zwiſchen dieſen beiden irgendwo in der Mitte, und da muß man's herausbringen, wenn man miſcht, und genug lang probirt.“

Wer hat Dir das geſagt?

Der Kaffee.

Beinahe hätte ſich Hindele auf dieſe unglaublich ſcheinende Antwort des Knaben zu dem Rufe „Pitſche-Patſche“, der ihr ſchon auf der Zunge gelegen, verleiten laſſen, wenn er ihr dazu Zeit gegönnt hätte, denn er fragte gleich weiter: Weißt Du, wie man Kaffeefarb' macht?

Wie? — fragte das Mädchen neugierig, in der Erwartung, etwas Außerordentliches zu hören.

Man nimmt Milch, die iſt weiß und gießt ſie in den ſchwarzen Kaffee hinein, ſo hat man die ſchönſte Kaffeefarb', und wie ſie einer will, hell oder dunkel.

Das weiß ja ein Jeder — ſagte Hindele etwas verdutzt über das Gewöhnliche des Aufſchluſſes.

Das ſchadet nichts, wenn's auch ein Jeder weiß — ſagte der Knabe — aber wahr iſt es doch, und ſo iſt es auch mit der Löwenfarb'.

Die Löwenfarbe war endlich gefunden; die rechte Miſchung war herausgebracht. Nun wurde die Bleiſtiftzeichnung in Farben ausgeführt und als er die Skizze fertig hatte, eilte er mit derſelben, ohne ſich durch die bewundernden Ausrufungen ſeiner Freundin aufhalten zu laſſen, ſogleich zu ſeinem Kunſtmäcen, zum Kaufmann.

Haſt Du das auf der Fenſterſcheibe durchgezeichnet, bevor Du die Farben aufgetragen? — fragte der Kaufmann ſtreng.

Wie kann man das? — fragte der Knabe dagegen.

Du haſt doch eine Vorlage?

Sie meinen — ſuchte der Knabe ſich klar zu machen — ob ich ſo aus meinem Kopf heraus das mache, oder ob ich eine Vorſchrift hab'?

Nun ja, eine Vorſchrift — nenn' es meinetwegen ſo — kannſt Du mich ſie ſehen laſſen?

Sie gehört nicht mir. Sie gehört der Mutter von Hindele.

Führ' mich hin — ſprach der Kaufmann — willſt Du?

Ja!

Und nun gingen die Beiden in die Wohnung der armen Gelle, und dieſe konnte ſich nicht genug verwundern, daß ein ſo reicher Herr, wie der Herr Kaufmann, ihr die Ehre ſchenke, und ſie wiſchte alle Stühle mit ihrer Schürze gar ſorgfältig ab; denn ſie hätte in ihrer Gaſtfreundlichkeit, da ſie nicht viel Anderes zu bieten hatte, wenigſtens gewünſcht, daß ſich der Herr Kaufmann auf alle Stühle ſetze. Einen Stuhl ſtellte ſie ja jedem Menſchen, der hier eintrat. Was hätte der Herr Kaufmann da für einen Vorzug gehabt?

Der Kaufmann betrachtete das Original, und rief erſtaunt: Merkwürdig! im verjüngten Maßſtabe.

Was ſagen Sie? fragte Ephraim begierig.

Brav, mein Kind, ich ſehe ſchon, Du haſt's aus freier Hand gezeichnet! — ein Aufſchluß, der unſerem Maler eben ſo unverſtändlich blieb, wie das Vorige.

Iſt er ſchön? — fragte der Knabe endlich grade heraus.

Wer? — fragte der Kaufmann.

Der „Miſrach“ — das iſt ja ein „Miſrach“! ſagte Ephraim.

Für den Anfang gut genug.

Ich werd' noch ein' ſchönern machen; einen großen, auf dem Papier, welches Sie mir gegeben haben; ich hab's nur früher probiren wollen, ob ich's treff'.

Der Kaufmann wiederholte ſein Verſprechen in Bezug auf die Farben, und ging.

Am Rüſtabend vor Neujahr — „Erew Roſchhaſchono“ — brachte Ephraim ſeinem Vetter Süßkind einen ſchön geſchriebenen Neujahrswunſch. Obenan in hebräiſcher Quadratſchrift die Worte: Leschonoh towoh tikossew wessechossem, zu deutſch: Zu einem guten Jahre ſollſt du eingeſchrieben und geſiegelt werden.

Was haſt Du da in der Serviette? fragte der Vetter Süßkind — iſt das ein Spiegel? wem g'hört das?

Möchteſt Du's nehmen, Vetter, und da an Deiner Wand aufhängen, wenn es ein Spiegel wär'?

Wer ſchickt mir einen Spiegel? ſoll das ein Witz ſein? — Er nahm hierbei dem Knaben die Ladung aus der Hand, und enthüllte ſie; aber wer beſchreibt ſein Staunen, als er den herrlichen „Miſrach“, von oben bis herunter, ſeiner ganzen Größe entlang überraſcht betrachtete.

Es wäre rückſichtslos und undankbar gegen den jungen Künſtler, wenn wir das Werk, deſſen Geneſis wir ſo genau kennen, und deſſen ganze Geſchichte wir bisher mit ſo viel Liebe verfolgt haben, unſern Leſern nicht zu beſchreiben verſuchten, obwohl wir von vornherein darauf verzichten müſſen, auch nur annäherungsweiſe in Worten die Lebendigkeit und Natur des dargeſtellten Gegenſtandes zu erreichen. Alſo darum auch nur eine Skizze. Auf einem breiten Poſtamente, zu welchem Stufen hinanführen, erhebt ſich eine Säulenhalle, die von rechts und links nach der Mitte hin perſpektiviſch verläuft und in der Mitte prangt, ſtark verziert, in großer hebräiſcher Quadratſchrift das Wort „Miſrach“,*) welches dem ganzen Bilde Namen und Bedeutung giebt. Eine jede Säulenreihe iſt durch einen horizontalen Tragbalken von oben verbunden und auf den beiden Tragbalken ſehen wir nun rechts und links einander zugewendet die beiden Löwen, in echter „Löwenfarbe“ gemalt, hoch aufgerichtet ſtehen und eine herrliche

---

*) „Morgenſeite“, Zimmerſchmuck, zum Zeichen wohin man ſich beim Gebete zu richten hat.

Krone empor halten. Alles iſt mit vielfachen Verzierungen ausgeſchmückt, und jeder, der das Original mit der Copie verglich, mußte geſtehen, daß es von dieſer nicht nur in Bezug auf die Farbe, ſondern auch im Schwung der Linien, im Einzelnen wie im Ganzen, weit übertroffen wurde.

Dies war nicht nur das Urtheil der ſo ſinnig theilnehmenden Freundin und ihrer wohlwollenden Mutter; nein, Jeder, der die beiden Bilder verglich, ſtimmte damit vollkommen überein; und es verglichen die beiden Bilder Viele, um nicht zu ſagen Alle, die in der Gemeinde lebten. Denn der Vetter Süßkind war außer ſich vor Freude, und ſtörte ſelbſt am heiligen „Roſchhaſchono“ in der Synagoge ſeine Nachbarn in ihrer Andacht, indem er ſie aufforderte, das Meiſterwerk anzuſehen.

Seitdem nun der „Miſrach“ an der Oſtſeite des Paradezimmers beim Vetter Süßkind prangte, geſtaltete ſich dieſes Zimmer, ſowie die reinliche Stube der Wittwe Gelle, zu förmlichen Wallfahrtsörtern. Jung und Alt, Groß und Klein, Alles pilgerte da und dorthin; es war ein Oſcilliren der Gemeindebevölkerung zwiſchen den zwei Häuſern, von denen das eine „unten“, das andere „oben“ in der „Gaſſe“ lag. Jeder war neugierig, das Meiſterwerk in Augenſchein zu nehmen, und mancher Vater, der mit ſeinem Söhnchen an der Hand von Reb Süßkind herunterkam, ließ ſich vernehmen: Siehſt Du, Kind-Leben, was man Alles machen kann, wenn man fleißig iſt! — oder: Haſt Du geſehen, was Froimel Maiers gemacht hat? Wirſt Du das auch einmal können? — Heißt das eine „Gewuro“ (Stärke), was der Jüngel hat, ſagte ein dritter; weißt du, wendet er ſich hierbei an einen Andern, das Jüngel kann einmal ein Zimmermaler werden! — Was ich mir nicht erleb' an einem Zimmermaler — meinte hingegen der Angeſprochene — ich mein', er kann ein Poträh-Maler werden. Jeder wußte etwas zu ſagen, und Jeder hatte ein Urtheil; denn in einer jüdiſchen Gemeinde weiß Jeder zu beurtheilen, was der Andere macht, und was er leiſtet; warum alſo ſollte nicht Jeder auch ein Kunſtkenner ſein? Selbſt die Stiefmutter des Knaben iſt zum Schwager Reb Süßkind gegangen um das merkwürdige Bild anzuſchauen, obwohl ſie ſich ſonſt von dem Schwager in anſtändiger Entfernung zu halten wußte. Sie ging diesmal aber hin, weil ſie das Gerede fürchtete. Was ſoll ich warten, bis man auf mich mit Fingern deuten und ſagen wird: wenn ſeine Mutter das Glück gehabt hätt', die wär' gelaufen! Geh' ich alſo hin, ſo hat die Welt nichts zu reden. Und ich mein', Maier-Leben! Du ſollſt auch mitgehen.

Er aber war dazu nicht zu bewegen. „Pitſche-Patſche!“ — ſagte er; ein Miſrach von mein Froimel, ein „Gemäldſel“ von ein' Kind, das ſoll ſich ein erwachſener Menſch anſehen! Ich hab' ſchon andere Bilder geſehen, in Brünn und in Peſth.

Trotz dieſer wegwerfenden Anſicht von Reb Maier Wollhändler wurde das Kunſtwerk allenthalben ſehr gerühmt; beſonders, da der Kaufmann ſein Urtheil in anerkennendſter Weiſe ausgeſprochen hatte.

Reb Maier Wollhändler hatte aber, als man ihm dieſes erzählte, erwidert: „Pitſche-Patſche“ der Kaufmann! was verſteht er von einem „Miſrach“? woher ſoll er's haben? in einem Gewölb' iſt er geſeſſen!

Nach „Roſchhaſchono“ bemächtigte ſich der jüdiſchen Jugend eine eigene Krankheit, die „Miſrachwuth“. Jeder Knabe wollte den Verſuch machen, ob er auch im Stande ſei, ein ſolches Werk herzuſtellen, wie Froimel Maiers, und die Eltern ließen es gern geſchehen. Alle kauften daher Zeichenpapier und Farben, und der Kaufmann mußte neue Beſtellungen machen, da ſein Vorrath an Farben für die kunſteifrige jüdiſche Jugend keineswegs ausreichte. Die Wohnung der Wittwe Gelle wurde förmlich belagert. Jeder wollte das Original haben, nach welchem Froimel ſeinen „Miſrach“ gemacht, und da ihn nicht Alle zugleich haben konnten, ſo wurde eine Vereinbarung getroffen, daß ſie denſelben in der Reihenfolge, wie ſie ſich gemeldet, benutzen ſollten. Hindele war hiermit keineswegs einverſtanden; es ſchien ihr die Stelle entweiht, wo Froimel das Kunſtwerk verfertigt, wenn jetzt ſo plumpe Hände an der Sache herumtaſteten; denn das ſah ſie gleich auf den erſten Augenblick, was da für ein Unterſchied ſei. Einige Kinder, denen es zu lange dauerte, bis die Reihe an ſie käme, machten kurzen Prozeß, und gingen zu Reb Süßkind.

Ob ich geh' zum Schmiedle, geh' ich lieber gleich zum Schmied! ſagte Kalmele, der Sohn von Reb Scholem „Zizesbeißer“, den wir bereits früher als „Lügenſager“ kennen gelernt haben, vorausgeſetzt, daß wir ſeinen Vater für einen Wahrheitsſager halten.

Reb Süßkind war aber nicht zu bewegen, den „Miſrach“, den er da einmal ſo ſchön an die Wand gehängt hatte, von derſelben wieder herunter zu nehmen, und die Zudringlichen mußten unverrichteter Sache abziehen.

Nachdem die „Miſrachwuth“ ausgetobt hatte, nachdem ſie Alle, wie ſie waren, mit ihren Verſuchen die beſchämendſten Niederlagen erlitten, erwachte wieder jener Neid, mit dem in der Schule dem Schönſchreiber immer begegnet worden war, und der nur in der Zeit der Neujahrswünſche zu ſchlafen ſchien. „Der Kunſtenmacher“ und „Pitſche-Patſche“, wurde jetzt wieder mehr als je genannt. Froimel Maiers, wie er noch am „Roſchhaſchono“ geheißen hatte, exiſtirte ſchon gar nicht mehr; es exiſtirte nur noch „Pitſche-Patſche, der Kunſtenmacher“.

Dieſer hatte indeß außer dem Kaufmann noch einen zweiten Mäcen gefunden. Der Jäger hatte ſich das allgemein beſprochene Kunſtwerk in der Judengaſſe ebenfalls angeſehen, und machte aus Anerkennung dem jungen Künſtler den naturgeſchichtlichen Atlas zum Geſchenk.

Dieſer Atlas war für den Knaben eine Quelle der innigſten Vergnügungen; er lernte hier nach und nach die Thiere näher kennen, und ohne Vorlage, ſowohl ihrer Geſtalt als ihrer Farbe nach, darſtellen. Mit ſolchen Darſtellungen füllte er nun den größten Theil ſeiner freien Zeit aus, und trieb ſeine Malerliebhaberei ſo fort, bis zu der „Barmizwo“. Hier ſollte in ſeinem Leben eine Wendung eintreten.

Aeußerlich hatte dieſer Moment in dem Leben des ſinnenden Knaben nicht viel zu bedeuten; denn eine „Barmizwo-Droſcho“ (Confirmationsrede), wie dies manchmal zu geſchehen pflegte, brauchte er nicht einzuſtudiren. Der Lehrer traf hierzu gar keine Anſtalten, in der Vorausſetzung, er würde ſich in ſolchem Falle nur vergebliche Mühe machen und den Jungen umſonſt quälen; denn dieſer würde ſie doch nicht erlernen. Auch von der Gepflogenheit, den Knaben am Sabbath in „Schul’“ aus der Thora die „Sidrah“ vorleſen zu laſſen, rieth er entſchieden ab, indem er darauf hinwies, daß der Knabe — wie er ſchon bei vielen Gelegenheiten geäußert — nur Hand aber nicht Kopf habe. Der Knabe iſt das nicht im Stand im Gedächtniß zu behalten, nicht das Leſen, noch den „Tropp“[*])

---

*) Von Tropos, Weiſe, Sangesweiſe.

(ſangesartigen Vortrag) und es würde nur eine Schand ſein, wenn er bei jeder Zeile anderthalbemal möcht' ſtecken bleiben. — Das war die Meinung des Lehrers, und ihm war in dieſem Falle wohl das beſte Urtheil zuzutrauen, da er ihn ja — wie er ſich ausdrückte — von der „Kleinigkeit“ auf kannte. Die anderen Leute, die es hörten, daß Froimel Maiers ſo ein „Amhorez“*) (Unwiſſender) ſei, behaupteten, er werde ein deſto beſſerer Geſchäftsmann werden, denn die größten „Amrazim“ werden die beſten Kaufleute. Reb Maier verhielt ſich in dieſer Angelegenheit ziemlich gleichgültig, aber doch verſäumte er es nicht, dem Barmizwo-Knaben ein neues Gewand zu beſtellen, ebenſo ein Paar neue Stiefel.

Man beſtellte das Gewand beim beſten Schneider des Ortes; ebenſo die Fußbekleidung bei einem erſt unlängſt aus der Stadt nach Hauſe gekommenen jungen Meiſter, der im Rufe ſtand, die neueſten Moden zu kennen und auszuführen. Für Ephraim war dieſe Zeit eine glückliche. Er ging vom Schneider zum Schuſter, und vom Schuſter wieder zum Schneider. Aber nicht in dieſem Hin- und Hergehen fand er eine ſo große Befriedigung, ſondern vielmehr in dem jemaligen Verweilen in der Werkſtätte des Einen oder des Andern. Schon als ihm der Schneider das Maaß genommen hatte, zitterte er am ganzen Leibe vor Freude, und das Gefühl, das er empfand, war unſagbar; er hätte, wäre er befragt worden, nicht anzugeben vermocht, was ſein Herz ſo ſehr bewegte, und ſeine Pulſe ſo fieberiſch klopfen mache. Erſt im Anſchauen, im ſtillen Betrachten der geräuſchloſen Thätigkeit klärte ſich ſeine Unruhe allmählig ab, und läuterte ſich zur ſchönſten, wonnigſten Herzenserhebung.

---

*) Eigentlich „Landvolk — Landmann“, ſ. v. a. ungelehrt, Nachbildung des lateiniſchen „Paganus.“ —

Er bewunderte den Mann, der da mit Kreide auf dem Tuche allerlei krumme, geſchwungene Linien hinzeichnete, und dann mit der Scheere ſo unbarmherzig und ſchonungslos d'reinſchnitt; er ſtaunte immer mehr, je mehr er ſah, wie ſich die einzelnen Theile, die für ſich gar nichts zu bedeuten ſchienen, nach und nach zu einem Ganzen zuſammenfügten, und faſt dünkte ihn dieſe Art von Arbeit noch ſchöner, als ſeine Malerei. Er bat den Meiſter, er möchte ihn doch auch etwas zuſammennähen laſſen; dieſer aber gab ihm zwei unbrauchbare Tuchlappen, an denen nichts zu verderben war, und Ephraim nähte ſie ſo hübſch zuſammen, daß der Meiſter ihn dem daſitzenden Lehrbuben, welcher ſchon zwei Jahre in der Lehre war, als Muſter aufſtellte und dann ſagte: Schade, daß Du nicht zu mir in die Lehre kommſt; aus Dir würde ein rechter Meiſter werden; aber Gott ſei Dank, Du haſt's nicht nöthig und Dein Vater wird aus Dir auch etwas anderes zu machen wiſſen, als einen Schneidermeiſter.

Nicht geringeres Lob erhielt er in der Schuſterwerkſtätte. Hier hatte der Knabe gar ſeine blauen Wunder vor ſich geſehen. Der junge Schuhmacher verſtand es nämlich, auf die Sohlen der Schuhe und Stiefel allerlei Sächelchen zu zeichnen — Blätter, Blumen, Sträuße u. ſ. w. und nicht ſelten führte er dieſe Gegenſtände auf der feingeglätteten Fläche ſogar in Farbe aus.

Warum machen Sie das da her? fragte der Knabe — man wird ja auf die Sohlen treten, und wenn man ſie nur ein einzig Mal angezogen hat, iſt die ganze Malerei weg.

Da haſt Du recht — erwiderte der Meiſter — aber derjenige, der die Stiefel bekommt, beſieht ſie am erſten Tage doch von allen Seiten, und da iſt's gut, wenn ſie auch auf der Sohle ein ſchönes Ausſehen haben, und dann — fügte er, wie ſich beſinnend hinzu — haſt Du in Deinen jungen Jahren denn ſchon ſo viel Verſtand, daß Du nichts machſt, was nicht einen beſtimmten Zweck hat? haſt Du noch nie etwas gemacht, blos darum, weil es Dich freut, das zu machen? weil es Dir ſo gefällt?

Die Frage des ehrſamen Schuſtermeiſters berührte den Knaben eigenthümlich. Er beſann ſich, daß er ſich ſelbſt bei ſeiner bisherigen Thätigkeit nach dem Zwecke der Arbeit, nach dem außer ihr liegenden Nutzen noch niemals die Frage geſtellt habe. Es durchglühte ihn in dieſem Momente etwas von dem heiligen Feuer echter Kunſtbegeiſterung, die ſich ſättigt am Genuſſe des Schönen, und in dieſer Erregung ſagte er: laſſen Sie mich da auf dieſe Sohle etwas hermalen.

Du wirſt's aber verderben! — lächelte der Meiſter.

Oho! — entgegnete der Knabe im Gefühle ſeiner Kraft. — Meinen Sie, ich kann ſolche Sachen nicht malen?

Erſt müßt' ich's ſehen, wenn ich's glauben ſollt' — ſagte der Meiſter.

Sie wollen mich's ja nicht probiren laſſen — verſetzte der Knabe — wie wollen Sie es denn ſehen?

Na — ſagte der Meiſter — da mach'; es iſt Dein eigener Stiefel; wenn Du was hinſudelſt, ſo kannſt' mit ruhigerem Gewiſſen drauf 'rumtreten.

Der Knabe zeichnete einen Hund, und führte die Figur ſo ſchön aus, daß der Meiſter ſich vor Staunen gar nicht faſſen konnte. Nein — ſagte er — Du mußt nach Wien gehen, zu dem Meiſter, bei dem ich als Geſell in Arbeit geſtanden, der ſollt' eine Freud' haben. Das iſt ja ein Meiſterſtück!

Die Lobeserhebungen des Gevatter Schneidermeiſters und des Nachbar Schuſtermeiſters wurden bald ſtadtbekannt und allgemeines Geſpräch. Sein Lehrer nahm dieſe Nachrichten auf mit der von Ueberlegenheit ſtrotzenden Bemerkung: das iſt mir alles kein „Chiduſch“ (Wunder); das ſind lauter Handſachen, aber mit dem Kopf bringt er's doch zu nichts; er hat einen Steinkopf.

Die Kinder aber, die Mitſchüler ſowohl, wie die älteren Knaben und Mädchen, ja ſeltſamerweiſe auch ſchon verheirathete Leute fanden in allen dieſen Dingen immer nur mehr Veranlaſſung, ſich über den „Kunſtenmacher“ zu beluſtigen.

Die „Barmizwo“ war vorüber und der Wendepunkt war da. Ephraim ſollte, nach dem Wunſche ſeines Vaters, in deſſen Geſchäft eintreten.

Ephraim wußte nur ſo viel, daß er jetzt in's Geſchäft kommen ſollte, doch was er ſich darunter vorzuſtellen habe, das wußte er nicht. Aber er hatte ſchon, noch ehe er darüber Belehrung erfuhr, alle Urſache, gegen das Geſchäft eingenommen zu ſein, denn die Kinder und auch die Erwachſenen neckten ihn jetzt, indem ſie ihm ſagten: So, jetzt kommſt Du zum Geſchäft; jetzt iſt's aus mit der Kunſtenmacherei!

Er fühlte, wenn auch nur dunkel, daß es galt, ſeiner liebgewohnten zweck- und zielloſen Beſchäftigung Lebewohl zu ſagen, und das bereitete ihm bittere Stunden. In ſeiner Noth wendete er ſich an den Vetter Süßkind, zu dem er von jeher ein großes, unbegrenztes Vertrauen hatte, und fragte ihn: Vetter-Leben, ſag' mir, was thut man denn da, wenn man zum Geſchäft geht?

Der Vetter ſchüttelte ſich vor Lachen über dieſe kindiſche Frage. Das weißt Du nicht, mein Kind? —

ſagte er endlich — das was alle Leut' hier thun, das thut man.

Weiß ich denn, was alle Leut' hier thun? — fragte der Knabe weiter.

Was ſollen ſie thun? — belehrte der Vetter: — handeln!

Aber was thut man da, wenn man handelt?

Du fragſt Thorheiten — ſagte der Vetter, und nahm ihn bei der Hand — als wenn Du gar nicht in einem jüdiſchen Haus' aufgewachſen wärſt. Was für ein jüdiſch Kind weiß nicht, was handeln — oder Geſchäfte machen — heißt?

Ich weiß es nicht — erklärte Ephraim feſt und beſtimmt.

Alſo werd' ich Dir's ſagen. Man kauft eine Waare und verkauft ſie wieder — das heißt handeln.

Und was hat man davon? — fragte der Knabe.

Gott und Herr! erwiederte der Vetter Süßkind — was man davon hat, fragt er! Alles hat man davon! — Wohnung hat man davon — Kleidung hat man davon — Eſſen hat man davon — und Alles!

Wie kommt das? fiel ihm der Knabe in die Rede, man kauft ein, und verkauft wieder die Waare? und ſo geht das immerfort? Da muß man ja das Geld, was man einnimmt, alleweil wieder weggeben!

Narrele, was Du biſt! — belehrte der Vetter —

und meinſt Du denn, man verkauft ſo, wie man einkauft? um denſelben Preis? wo wäre denn der Gewinn? Frag' nur Dein' Vater, wie der's macht — übrigens wirſt Du es bald ſelber wiſſen, aus eigener Erfahrung!

Nein — ſagte der Knabe mit einer Heftigkeit, die man ſonſt nicht an ihm zu bemerken pflegte — ich will das nicht wiſſen, ich will's nicht — das iſt nichts.

Was heißt, Du willſt nicht? gehſt Du denn nicht zum Vater in's Geſchäft?

Geh', Vetter-Leben — ſagte der Knabe jetzt mit wunderbarer Weichheit, welche von der vorausgegangenen Heftigkeit nichts mehr erkennen ließ — mach' Du das ab mit dem Vater, daß er mich nicht zum Geſchäft nimmt; ich kann das nicht, ich werde das nicht. Einkaufen und verkaufen, und was? die Waare, die man alſo gar nicht einmal gern hat? Wenn Jemand etwas kauft, ſo muß er es brauchen, und muß es auch behalten; aber nur einkaufen, damit man es wieder verkauft und die Sache, die man gekauft, geht Einen eigentlich gar nichts an — ich kann das nicht!

Der Vetter Süßkind war erſtaunt über die Rede des Knaben; er ſuchte ihn zu begütigen, ſuchte ihm das Geſchäftsleben von der ſchönſten Seite darzuſtellen; es half nichts, der Knabe blieb unerſchütterlich.

Merkwürdig — ſagte der Vetter — was der Jung' auf einmal für ein Mundwerk bekommen hat; ich hab' immer gemeint, er kann nicht zwei zählen; und hat mich immer verdroſſen, wenn die Schwägerin Dobreſch geſagt hat, Froimel iſt ein „Tückiſchkopf“; aber ganz ungerecht iſt ſie nicht; wenn er ſich etwas in den Kopf geſetzt, iſt es aus ihm nicht heraus zu bringen — ſo philoſophirte der gute Vetter mit ſich ſelber, nachdem der Knabe fortgegangen war und er ihm verſprochen hatte, daß er die Sache in die Hand nehmen wolle.

Der Vetter Süßkind befand ſich nun nicht gerade in der angenehmſten Lage. Wenn von zwei Brüdern der eine reich, der andere arm, oder auch nur in weniger bemittelten Verhältniſſen lebt, ſo erzeugt dieſe Ungleichheit der äußern Umſtände mit der Zeit eine gewiſſe Spannung, nicht ſelten eine gänzliche Entfremdung, ohne daß Haß oder Neid dabei im Spiele ſein müſſe. Namentlich iſt dies der Fall, ja beinahe unvermeidlich in kleinern Orten, wo Jeder über die Vermögensverhältniſſe des Andern mit ſolcher Pünktlichkeit Rechenſchaft zu geben weiß, als ob er ihm die Bücher führen würde.

Der Philoſoph, welcher einſt behauptete, es müßten die Wohnungen der Menſchen aus durchſichtigem Glas beſtehen, wenn dieſelben tugendhaft bleiben ſollten, wußte nicht, daß dieſe ſeine Forderung in einer kleinen jüdiſchen Gemeinde zum großen Theil verwirklicht ſei.

Bei dem Brüderpaar, welches in unſerer Erzählung eine Rolle ſpielt, bei Reb Maier Wollhändler und ſeinem Bruder Süßkind, kam nun zu der Ungleichheit der Vermögensverhältniſſe noch ein anderer Umſtand hinzu, welcher wenig geeignet war, die ſich allmälig entwickelnde Entfremdung aufzuheben, nämlich — die Schwägerin, das iſt Reb Maier's zweite Frau — unſere Dobreſch. Der Vetter Süßkind hatte im Vorhinein gegen die neue Schwägerin ein gewiſſes Mißtrauen; denn ſie war die Tochter eines reichen Hauſes und er ſetzte voraus, daß ſie ſich auf die Verwandſchaft mit ihm nicht gerade viel einbilden würde. Sein angeborenes Selbſtgefühl aber bewahrte ihn von vornherein in dieſer Beziehung eine unangenehme Erfahrung zu machen.

Was brauch' ich zu warten — kalkulirte er — bis ſie mir es einmal anzuhören giebt, wer ſie iſt und wer ich bin, daß heißt eigentlich, was ſie hat und was ich hab? bleib' ich daheim und halt' mich in der Entfernung, ſo haben wir mit einander nicht viel zu reden. Laß' ſich ihr Kaſten vor meiner Truhe bücken!

Dies war ſeine Maxime und nach dieſer handelte er auch. Nun aber hatte das Dazwiſchenkommen des Kindes die Sachlage verändert. In ſeiner Liebe zu dem Knaben hatte er dieſem ſeine Vermittelung zugeſagt und nun war er gebunden und ſah ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, in einem Hauſe, in dem er ſich ſeit langer Zeit nur als ein Fremder betrachtet hatte, nun mit dem

Recht und dem Anſpruch eines nahen Verwandten in einer wichtigen, für das Lebensglück des Knaben entſcheidenden Angelegenheit das Wort zu ergreifen.

Wie es aber bei Naturen in der Regel geſchieht, die wenig grübeln, ſondern ſich der Stimmung des Augenblicks und der Eingebung des Gefühls überlaſſen, ſo ging auch unſer gute Vetter Süßkind ohne viel Bedenken ans Werk.

Und was wird's ſein? — ſagte er ſich — was kann mir geſchehen? Ich führe die Sache von einem „Joſem“ (Waiſenkind) und Gott wird in meiner Hülf' ſein, denn ein „Joſem“ ſchützt Gott!

In dieſem Gefühle ſeiner ihm vom Himmel übertragenen Sendung trat er in das Haus ſeines Bruders; er traf aber nicht ihn, ſondern die Schwägerin allein zu Hauſe.

Dieſe war nicht wenig überraſcht, den Schwager Süßkind, einen ſo ſeltenen Gaſt, bei ſich zu ſehen und ſprach:

Gewiß, Sie kommen zu mir, Schwager, als Gegenbeſuch, weil ich mir „Roſchhaſchono“, da Froimel den „Miſrach“ gemacht hat, bei Ihnen die Sache angeſehen hab'.

Mit dieſen Worten wollte ſie ihm, obwohl ſie von einem Gegenbeſuch ſprach, doch nicht undeutlich zu verſtehen geben, daß ſie damals eigentlich nicht ihn beſucht habe, ſondern ihr Erſcheinen nur dem allgemein geprieſenen Kunſtwerke gegolten habe.

Der Vetter Süßkind ließ ſich aber durch ſolche Rede keinen Augenblick aus der Faſſung bringen, und ſprach:

Hören Sie zu, Schwägerin, was ich Ihnen da ſagen werde. Gott ſoll mich behüten, daß ich hierher kommen möcht', Ihnen einen Vorwurf zu machen. Warum! was können Sie dafür, daß Vögele, in Ganeden (Paradies) ſoll ſie ruhen, geſtorben iſt! Da es Gottes Wille ſo geweſen iſt, ſo hat es ſo ſein müſſen. Beſtimmung iſt Beſtimmung, und wir ſind alle nur hinfällige Menſchen, wie irdene Geſchirre in der Hand von dem Töpfer, wie wir zu Kol nidre (am Vorabend des Verſöhnungsfeſtes) ſingen.

Dobreſch ſpielte während dieſer im ſalbungsvollen Tone gehaltenen Einleitung alle Farben, denn ſie wußte nicht, was da herauskommen ſollte und machte ſich auf das Schlimmſte gefaßt. Der Vetter Süßkind fuhr aber fort:

Alſo nehmen Sie mir's nicht übel, Schwägerin! Ich meine es gut mit Ihnen und hab' nur eine Bitt'. Thun Sie meinen Bruder nicht zwingen, daß er Froim-Leben zum Geſchäft nimmt.

Bei dieſer Eröffnung athmete die beängſtigte Frau wieder auf. Sie wollte ſprechen, aber ſie kam nicht dazu, denn, wenn er einmal im Zuge war, der gute Vetter Süßkind, mußte auch Alles heraus, und deshalb fuhr er fort:

Er iſt doch nebich (leider) geſchlagen genug, er iſt doch ein Joſem. Nichts für ungut, Schwägerin-Leben! Sie mögen mir glauben, ich bin Ihnen im Herzen ganz gut und aufrichtig; aber es iſt doch ein großes Unglück von Gott, ſeine Mutter verlieren, als zartes Kind!

Dieſe Worte gingen der Frau Dobreſch an's Herz, und ſie nahm das Taſchentuch, um eine Thräne verſtohlen abzutrocknen. Der Vetter Süßkind mußte dies aber bemerkt haben, denn er ſprach weiter:

Was brauchen Sie zu weinen, Schwägerin-Leben? Ich bin nicht gekommen, Ihnen ein bös' Wort zu ſagen; Gott gebe, es wären keine ärgeren Stiefmütter auf der Welt, als wie Sie ſind. Weinen Sie nicht. Sie haben ſich keine Vorwürfe zu machen für das Vergangene, und ich bin nur gekommen, daß Sie nicht jetzt etwas thun, was Sie bereuen müßten in der Zukunft. Alſo geben Sie mir die Hand darauf, Schwägerin-Leben, daß Sie Maier'n nicht zureden, er ſoll das Jüngel zum Geſchäft zwingen.

Da haben Sie meine Hand — ſagte Dobreſch gerührt und mit innigſter Wahrheit — daß ich niemals meinen Mann zu etwas beredet, was zum Schlechten geweſen für das Kind. Ich hab' Froim-Leben ſehr gern, und bedauer' nur, daß das Kind eine ſolche verſchloſſene Natur hat. Er iſt ein Tückiſchkopf, Schwager, das kann Keiner leugnen, und ich hab' ihm deshalb manches hingeh'n laſſen, was ich bei einem eigenen Kind, wenn mir Gott ein ſolches beſcheert hätt', nicht leiden möcht'. Das iſt der einzige Vorwurf, den ich mir machen kann; aber ich werd' mein' Mann niemals etwas rathen, was zum Schlechten iſt. Daß ihn aber Maier jetzt zum Geſchäft nehmen will, da d'rinn ſeh' ich wirklich nichts Schlechtes für das Kind, und ich muß mich wundern, daß Sie aus der Sache ſo ein Weſen machen.

Folgen Sie mir — erwiderte der Vetter — Froimel taugt heut' noch zu keinem Geſchäft. Wenn er älter ſein wird, dann ja; aber jetzt nicht. Ich kann das nicht ſo erklären, wie ich es mein'; aber genug ich weiß es, und wenn Sie anders thun, werden Sie ſich da d'ran erinnern, was wir zwei jetzt da mit einander geredet haben. Laſſen Sie dem Kind noch ein Paar Jahre Zeit.

Mit dieſen Worten verabſchiedete ſich der Schwager und ging. Er glaubte bemerkt zu haben, daß die Schwägerin gewillt ſei, ſeinem Wunſche gemäß zu verfahren.

Und er hatte ſich nicht getäuſcht. Der Knabe wurde vorläufig in ſeinen alten, gewohnten Verhältniſſen belaſſen, man ſprach nichts davon; man that, als ob vom Geſchäft noch gar nicht die Rede geweſen ſei. Kein Menſch wußte auch zu ſagen, wie das gekommen iſt, nur das Dienſtmädchen im Hauſe Reb Maier Wollhändlers hätte erzählen können, und vielleicht hat ſie es auch erzählt, daß ſie gehört habe, wie die Frau Dobreſch zu ihrem Mann geſagt:

Und wenn er ein Spielhans wird und bleibt, ſo iſt er doch Reb Maier Wollhändlers Sohn, und es wird ihm am Schidduch (an der Heirath) nichts ſchaden!

Die einzige Veränderung, die jetzt in dem Leben des Knaben vorging, war nur, daß er nicht mehr das „Cheder“ zu beſuchen hatte; im Uebrigen blieb er wie bisher — der „Kunſtenmacher.“

In der Langen-Gaſſe wurde ein neues Haus gebaut. Das war für Ephraim eine große Freude; er war von dem Bauplatz nicht wegzubringen, und bald wurde er nicht nur von den Maurerleuten, denen er hie und da etwas zur Hand reichte, ſondern auch vom Oberpolier und ſogar vom Baumeiſter als zum Bau gehörig betrachtet. Warnungstafeln, auf welchen die unfreundlichen Worte zu leſen ſind: „Fremden iſt der Eintritt unterſagt“ — wie man ſie bei Bauten in größeren Städten allenthalben findet — exiſtiren wohl auf dem Lande und in kleinen Städten nicht; es kann da Jeder, den es freut, herbeikommen und zuſehen, nach Herzensluſt. Aber das iſt nun wieder nicht Jedermann's Sache, ſich an der Entſtehung eines Hauſes ſo recht innerlich und von Herzensgrund zu freuen. So machte denn von der Freiheit des Eintritts Keiner in ſo ausgedehntem Maße Gebrauch, als unſer Ephraim. Er lernte da aber auch viel Neues kennen, und wußte bald über manche Geſetze der Mechanik und Architektur Aufſchluß zu geben, obgleich er keine Ahnung hatte, daß es Bücher gebe, in denen das Alles klar beſchrieben, und aus denen man es richtig lernen könne. Der Baumeiſter, welcher an dem Eifer des Knaben Wohlgefallen fand, nahm ihn oft bei der Hand, führte ihn dahin und dorthin und erklärte ihm ſo Manches, was beim Baue eines Hauſes in Acht genommen werden müſſe, und die Maurer und Zimmerleute, wie die anderen Gewerbsleute, die das ſahen, bekamen vor Ephraim eine Art von Reſpect, den ſie am beſten dadurch zu erkennen gaben, daß ſie ihn nicht ſelten, in Abweſenheit des Baumeiſters oder des Poliers, über Dies und Jenes fragten, und wenn ſie ſich wundern mußten, wie er ihnen überall ſo beſtimmten und entſchiedenen Beſcheid gab, da ſagte der Eine und der Andere: »Das kann einmal einen tüchtigen Baumeiſter geben!« — Nur konnten ſie nicht begreifen, was Epharim mit der Frage meine: „ob denn auch ein Jud' Baumeiſter ſein könnte?“ — Die ehemaligen Chedergenoſſen aber, die jetzt zum großen Theil ſchon praktiſche Leute waren, indem ſie entweder ſelbſtſtändig ins Dorf gingen oder mit den Eltern Märkte bezogen, ſagten, als ſie von Ephraim's Bauthätigkeit hörten: Der kommt in ſeinem Leben nicht heraus aus der Träumerei, er iſt und bleibt der „Kunſtenmacher“.

Das war eine glückliche Zeit, die Ephraim beim Bau zubrachte. Der Baumeiſter hatte ihm die Pläne gezeigt, und unſer Freund zeigte ihm, wie gut er ſich darin zurecht finde, indem er ſich hinſetzte und einen Plan nachzeichnete. Dabei unterließ er es nicht, hie und da Kleinigkeiten, Verzierungen, Arabesken anzubringen, die auf der Vorlage fehlten und der Baumeiſter belohnte ſeine guten Einfälle mehr noch durch die That, als durch das Wort, indem er jene Aenderungen als Verbeſſerungen für die Ausführung an dem Hauſe annahm. Wenn Ephraim dann, ſobald Feierabend gemacht war, von der Langen-Gaſſe nach Hauſe ging und an dem Hauſe vorbei kam, wo die Wittwe Gelle wohnte, grüßte ihn vor der Thür ſtill winkend ein freundliches Mädchengeſicht, und er blieb da jedesmal ſtehen und ſchaute der guten Hindele bei ihrer Arbeit zu.

Möchteſt Du nicht einmal etwas Großes machen? fragte er eines Abends, da ſie an einer Stickerei eben ſehr emſig arbeitete.

Ja, ſehr gern — ſagte Hindele — aber ich muß jetzt nur ſchaffen, was die Leute wollen; denn ich mach' die ſchönen Sachen nicht für mich.

Was mag er mit dem „Großen“ gemeint haben? — fragte das Mädchen ſtill in ſich hinein, nachdem Epharim fortgegangen war. Sie konnte es nicht herausbringen.

Der Bau ſtand längſt fertig, und da, wo Ephraim mitgeholfen und eine Wonne empfunden hatte, wie ſie nur aus befriedigtem Künſtlerſinn entſpringt, wohnten jetzt geſchäftig ſich tummelnde Menſchen, die gewöhnlich nicht daran denken, wie Etwas entſtanden iſt, wenn es einmal fertig vor ihnen ſteht und zu ihrem täglichen Nutzen dient.

Ephraim malte nun nach der Natur Alles durcheinander, Häuſer wie ſie vor ihm ſtanden, die er aber in der Zeichnung ſtets ſchöner machte, als ſie in Wirklichkeit waren; ja, er fing ſogar an, Köpfe zu zeichnen und hätte gern alle Leute des Städtchens porträtirt, aber er konnte das nur aus dem Gedächtniß; denn er wagte Niemanden zu bitten, daß er ihm ſitzen ſolle; am Liebſten aber kehrte er von all' dieſen Ausflügen in die verſchiedenſten Gebiete der Kunſt zu ſeiner Thierwelt zurück; und ſo verſtrichen die Jahre unſeres Kunſtenmacher unter wohl ſchöner, angenehmer, aber zielloſer Thätigkeit. Davon wußte aber jeder Andere mehr als er ſelbſt. Ihm fiel es gar nicht ein, ſich jemals den Unterſchied zwiſchen ſeiner Thätigkeit und der Beſchäftigung der anderen Leute in's Bewußtſein zu bringen. Jener Gedanke aus der Schuſterwerkſtätte arbeitete ſtill in ihm fort und er gab ſich ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen mit der vollen Naivetät eines echten Künſtlergemüthes hin, wie wenn es ſo ſein müßte, ohne ſich um das „Wie“ der Andern viel zu kümmern.

So war aus dem Knaben, ehe man ſich deſſen verſah, allmälig ein Jüngling geworden, und die kleine Freundin, mit der er ſo oft ſprach, und herzlich ſprach, war zur blühenden Jungfrau herangewachſen.

Wirſt Du nicht böſ' ſein, Hindele — ſprach einmal der Kunſtenmacher zu ihr — ich muß Dir Etwas ſagen.

Hindele ſchlug verſchämt die Augen nieder und fragte:

Was denn Froimel?

Ich bin für Dich in einer Sache eingeſtanden, ohne Dich zu fragen.

Wie haſt Du das thun können?

Weil ich mich auf Dich verlaſſ', daß Du mich und Dich ſelbſt nicht ſtecken laſſen wirſt.

Was iſt es? werd' ich's können?

Ja. Denkſt Du noch daran, wie ich Dich einmal gefragt hab', ob Du nicht etwas Großes machen möcht'ſt?

Ja wohl!

Und was Du mir da für eine Antwort gegeben?

Auch!

Nun — rief Ephraim begeiſtert — jetzt kannſt Du's, wenn Du willſt — kannſt etwas Großes, etwas ſehr Großes vollbringen.

Was ſoll das ſein? — fragte das Mädchen überraſcht.

Ein „Proches!“ (Vorhang vor der Bundeslade.)

Ich, ein „Proches?“ — entgegnete das Mädchen — Was fällt Dir ein? woher ſoll ich das können? Dieſe Art Stickerei! — Hab' ich denn das gelernt?

Du wirſt es von Dir ſelbſt, von Innen heraus können.

Aber nach welchem Muſter ſoll ich das machen, nach einem von denen in der Schul'?

Nein — ſagte Ephraim — Dein Proches muß ſchöner werden als alle, die in „Schul“ ſind; Du mußt etwas machen, was noch nicht dageweſen iſt, daß die Leute Dich anſtaunen. Ich will haben, daß die Leute Dich bewundern ſollen.

Und wie ſoll ich das können?

Nichts geſorgt! — Ich werd' eins malen auf Papier und darnach wirſt Du es ausführen.

Und an die Hauptſache — wendete das Mädchen ein — haſt Du vergeſſen. Meinſt Du denn, das koſt' nichts? Der Sammet — und feiner Sammet muß es doch ſein — und die Goldfäden, und die müſſen doch echt ſein, ſonſt werden ſie ſchwarz, das geht ja in die Hunderte hinein; wo ſoll ich das Geld hernehmen?

Narrele! entgegnete er — ohne Geld fängt ſich freilich gar nichts an. Und das ja iſt auch das Erſte geweſen, was ich in Ordnung gebracht hab'. Wie wär' ich denn ſonſt für Dich eingeſtanden, wenn Du ſelber das Geld hergeben ſollteſt? Das Geld iſt da! — Die Geſchichte iſt ſo. Denkſt Du noch daran, wie man in der „Gaſſ'“ als eine Merkwürdigkeit erzählt hat, daß der Vetter Süßkind bei uns iſt in Beſuch geweſen?

Ja!

Seit damals fragt mich meine Mutter alleweil, ob ich Etwas will? Wenn ich Etwas will, ſoll ich ihr's ſagen; ſie wird mir's geben. Und alleweil, ſo oft ſie mich gefragt hat, ſag' ich drauf: Nein, ich brauch' Nichts.“ Geſtern fragt' mich die Mutter wieder: Froimel! haſt Du denn gar keinen Wunſch auf der Welt? ich möcht' Dir ſo gern einmal eine Freude machen. — Ja — ſag' ich drauf, ich hab' einen. Und wie ich das ſag', ſpringt ſie auf und ſagt: Was Du willſt — es mag ſein, was da will — ſag's, ich thu' Dir's. — Ich möcht' in Schul' ein „Proches“ geben, aber ſchön müßt' es ſein; ſo wie ich mir's denk'. — Ein „Proches“? — ſagt ſie — und weiter verlangſt Du nichts? — Gut, das ſollſt Du haben. Wenn der Vater wieder nach Brünn geht, werd' ich ihm ſagen, er ſoll d'rin ein ſehr ſchönes beſtellen und ſchaff' Du Dir nur an, wie Du's haben willſt. — Nein — ſag' ich d'rauf — das mein' ich nicht; das macht mir keine Freud'. Das „Proches“ muß hier gemacht werden.

Was redeſt Du da für Narrheit? — ſagt ſie darauf. — Wer ſoll das hier machen? Und ich ſag': Hindele! Wird ſie das können? fragt' die Mutter. Hindele kann Alles, geb' ich zur Antwort, und ich ſteh' gut dafür, daß ſie's kann. Hierbei ergriff er die Hand des Mädchens und ſie zitterte in der ſeinigen, während ſie ihn liebevoll anblickte.

Das iſt merkwürdig! — dies war Alles, was Hindele auf ſeine Erzählung zu ſagen hatte.

Du wirſt es aber doch machen? fragte er.

Mit Gottes und Deiner Hülfe, ja! entgegnete ſie und lief hinein in ihre Stube, ihn ſeinen Gedanken überlaſſend.

Als Ephraim des andern Tages wieder vor dem Häuschen der Wittwe Gelle vorüber ging, ſah er zum Fenſter hinein und gleich darauf trat er in die Stube. Nun entfaltete er ein Blatt Papier und ſagte: Verſtehſt Du das? kennſt Du Dich da aus?

Das Mädchen verneinte.

Ich glaub's gern, daß Du Dich in dem Gewirr da nicht auskennſt! Das iſt auch nicht für Dich, das iſt nur für mich; aber glaub' mir, Hindele, wenn ich das Papier da anſehe, ſo ſehe ich das ganze Proches ſchon fertig vor mir. Jetzt werd' ich's erſt für Dich zeichnen, daß Du es auch nachmachen kannſt, und größer werd' ich's machen, als das da iſt; ſonſt verſchwimmt Dir Alles in einander und Du unterſcheideſt nicht die Figuren.

Die zweite Skizze war ebenfalls fertig und Hindele ſtaunte über die merkwürdige Arbeit. In der Mitte der Zeichnung war ein großer Spiegel. Hier wirſt Du — ſagte er, indem er ihr die Skizze erklärte — keinen Sammet, ſondern weiße Seide nehmen, und die Buchſtaben mit ſchwarzer Seide ausführen. Schwarz von Weiß hebt ſich gut ab, und man ſoll es leſen können, was da geſchrieben ſteht.

Rund herum um den weißen Spiegel kommt dieſe Einfaſſung, die Du hier ſiehſt — fuhr er fort — die wirſt Du mit breiten goldenen Borten benähen. Ebenſo die große Einfaſſung von dem ganzen „Proches“, und alle dieſe Figuren da zwiſchen den beiden Einfaſſungen, dieſe Sterne, Blätter, Blumen, Zweige, Vögel und Alles, was da iſt, das wirſt Du mit Gold- und Silberfäden ausführen, und mit kleinen Edelſteinen und Perlen.

Und was iſt da oben für ein beſonderer Streifen? fragte das Mädchen.

Das iſt das „Kapores" — das kleine Deckvorhängel, welches beſonders bleibt und nicht verſchoben wird; da kommen die Hauptzierrathen, da kommen die zwei Tafeln Moſes hinein, von den zwei Löwen in die Höhe gehalten und d'rüber die goldene Krone, und in jeder Ecke da, rechts und links eine weiße Taube.

Die Tauben in Silberfäden? — fragte Hindele.

Verſteht ſich, und die Löwen in Goldfäden.

Iſt denn aber Gold die Löwenfarb'? — wendete ſie ein.

Das macht nichts — beſchwichtigte unſer Kunſtenmacher. — Wenn das von Gold iſt, da denkt die Welt gar nicht an die wirkliche Farb', und ſo ganz, wie etwas in der Natur vorkommt, darf man die Sachen gar nicht machen wollen.

Das Mädchen zitterte vor Wonne, an die Ausführung des Werkes zu gehen, und ſie konnte die Stunde kaum erwarten, in welcher ſie alle nöthigen Mittel beiſammen haben würde, um beginnen zu können. Dieſe wurden auch bald von Reb Maier Wollhändler auf das Verlangen der Frau Dobreſch von Brünn mit herausgebracht, und die Freude Hindele's, als ſie des rothen Sammts, der weißen Seide, der vielen Gold- und Silberfäden und Borten anſichtig wurde, hatte keine Grenzen.

Still und langſam, aber ſicher ging die Ausführung des Kunſtwerkes von Statten. Anfänglich hatte zwar Hindele gezweifelt, ob ſie das werde machen können. Sie hatte es ſich nicht zugetraut, denn ſie war der Meinung, ſie werde frei nur nach dem vorliegenden Plane arbeiten müſſen, und das war ſchwierig. Aber der „Kunſtenmacher“ half ihr bald ſpielend über jede Verlegenheit hinweg. Er brachte gleich am erſten Tage einige Bögen Pappendeckel mit, zeichnete auf dieſen die einzelnen Beſtandtheile ſeines Planes ab, und ſchnitt dann die Löwen, die Tauben, die Sterne, die Blumen, die Blätter, die zwei Tafeln und die Buchſtaben in hebräiſcher Quadratſchrift ſorgfältig aus und ſagte: Siehſt Du, Hindele, dieſe Sachen müſſen jetzt nur umſponnen werden und dann kannſt Du ſie glatt weg aufnähen; ich werde Dir ſchon die Stellen, wo jedes hinkommt, genau bezeichnen. Aber irre Dich nur nicht beim Umſpinnen. Die Buchſtaben machen wir mit ſchwarzer Seide, die Tauben und Sterne mit Silberfäden, die Löwen und alles Andere mit Goldfäden.

Hindele war nicht auf den Kopf gefallen. Sie begriff ſchnell. Sie verſtand die Anweiſungen Ephraims genau und führte dieſelben mit großer Sorgfalt und pünktlicher Genauigkeit trefflich aus.

Wie die Beiden ſo emſig mit einander arbeiteten, ſo webten ſie in das herrliche Kunſtwerk, das unter ihren Händen entſtand, gar manche Gedanken hinein; ſie ſprachen ſie aber nicht aus. Ein Jedes dachte ſie ſtill für ſich und nur die fragenden Blicke, die ſich trafen, wenn ſie zuweilen von der Arbeit aufſchauten, ſchienen ſagen zu wollen: Weißt du, wie gerne ich Dir um den Hals fallen möcht'!

O, es liegt eine eigene Kraft in der Beredtſamkeit des menſchlichen Auges! Wer zur guten Stunde einem Menſchen treu in's Auge blickt, der braucht nicht erſt viel zu fragen: Iſt der mir gut? iſt er ehrlich? meint er's rechtſchaffen mit mir? Alles das und noch viel mehr beleuchtet das reine Feuer im Menſchenauge mit bewunderungswürdiger Klarheit, und ſo iſt es auch erklärlich, daß Ephraim und Hindele, obwohl ſie nichts geſprochen, einander dennoch tief und wohl verſtanden haben.

An demſelben Sabbath, an welchem das neue „Proches“ zum erſten Male die heilige Lade in der Synagoge ſchmückte, — es war Schabbes-Chol-hamoëd von Peſſach, denn die erſten zwei Feſttage hatten ſchon ihre beſtimmten Vorhänge — war großer Jubel im Hauſe von Reb Maier Wollhändler; denn die ganze Gemeinde war zu einem großen Feſteſſen geladen und man pries glücklich den, der ſo was machen kann, und noch mehr den, der das Herz hat, ſo was machen zu laſſen. Dobreſch nahm die vielen Glückwünſche herzlich gern entgegen, Reb Maier aber ſagte nur: Pitſche-Patſche — es giebt ſchönere „Proches" in der Welt, in Peſth und in Wien und wo man will, macht man das doch noch ein biſſel ſchöner!

Vater-Leben! beſſer kann ich's nicht machen, wie ich's gemacht hab' — ſagte Ephraim, als er ſolchen Tadel hörte. Den Andern gegenüber, welche das „Proches" lobten, ſagte Ephraim aber: ja, es iſt wirklich ſchön; ſie iſt eine ſehr geſchickte Perſon; man ſollt' gar nicht meinen, daß ein hieſig Madel ſo was zu Stand bringt. — Gerade als ob er mit der Sache gar nichts zu thun gehabt hätte, ſo war er beſtrebt, die ganze Bewunderung dem geliebten Mädchen zuzuwenden.

An demſelben Sabbath, des Abends, nachdem die große Bewegung vorüber war, kam ein Mann in das Haus des Reb Maier Wollhändler und wollte mit ihm unter vier Augen ſprechen. Als die geheimnißvolle Unterredung zu Ende war, und der Mann ſich wieder entfernt hatte, ſagte Reb Maier auf die Frage ſeiner Frau, was der Mann gewollt habe: Pitſche-Patſche! ein „Schidduch" für Froim!

Nun, hör' zu, mein Kind, wenn es etwas Gutes iſt, brauchſt Du nicht ſo die Achſel zu zucken. Wer iſt es?

Reb Iſſerl's Tochter.

Nun — ſagte die Frau — ein ſchön Madel iſt das.

Pitſche-Patſche! — Ich hab' ſchon in meinem Leben was Schöner's geſeh'n. Haſt' Recht — ſprach die Frau weiter — von wegen der Schönheit haben wir gar nichts zu reden; das iſt Froimel's Sache. Aber ich ſag' Dir etwas Anderes. Ich leide es nicht, durchaus nicht, und auf keinen Fall!

Warum? fragte Reb Maier überraſcht.

Warum? — wiederholte ſie — werd' ich Dir ſagen. Wenn ich Froimel's rechte Mutter wär', könnte er nehmen ein Madel, welches er will, und wenn ſie auch wenig Geld hat — ſogar arm wär' — meinetwegen auch Hindele Gelle's. Denn dann möchte kein Menſch etwas dagegen einzuwenden haben; ſo aber, was wird die Welt ſagen? Ja, ja! das iſt ein Unglück, ſo eine Stiefmutter! — Froimel Maier's hat man auch nicht vor der Wieg' vorgeſungen, daß er Reb Iſſerl's Tochter nehmen muß! — Wenn ſeine Mutter lebte, die hätt' das nicht zugelaſſen!

Das Madel iſt ordentlich — warf Reb Maier ein.

Dagegen red' ich ja nichts, ſagte die Frau, und auch nichts gegen den Vater. Im Gegentheil, ich achte ſeinen ſtillen Handel und Wandel, und das Madel gefällt mir, wie ich ſchon geſagt hab', ſehr gut. Ich ſtell' mir aber nur vor, was die Welt dazu ſagen möcht, und deshalb leid' ich's nicht. Reb Maier Wollhändler's Sohn muß wenigſtens zwanzigtauſend Gulden bekommen. Da d'rauf beſteh' ich grad' darum, weil ich ſeine Stiefmutter bin.

Bei dieſer reſoluten Aeußerung der Frau Dobreſch trat Ephraim, welcher ſich des Abends noch ein wenig im Freien ergangen hatte, in die Stube.

Wir reden da eben von Dir, Froim-Leben — begann die Mutter ſogleich — ich ſag' gerad', weniger wie zwanzigtauſend nimmſt Du nicht.

Von wannen ſoll ſie zwanzigtauſend Gulden hernehmen? Sie hat keine zwanzigtauſend Kreuzer! erwiderte Ephraim.

Was für eine „die?“ von wem redeſt Du denn? — fragte Reb Maier.

Von wem ſoll ich reden? — Von Hindele.

Von Hindele? ſchrieen beide Eltern zugleich, und der Vater fuhr fort: Kunſtenmacher! Kunſtenmacher! Hindele Gelle's, ein Bettelmadel willſt Du mir in mein Haus herein bringen? Wie kann Dir das einfallen? das iſt eine ſchöne Kunſt, die Du da anſtellen möchteſt!

Ich hab' ja noch gar nicht geſagt, daß ich ſchon heirathen will — ſagte Ephraim.

Das aber ſollſt Du wohl — wendete der Vater ein — damit einmal ein Menſch aus Dir wird, und Du aufhörſt, ein Spielhans zu ſein. Wer bis zwanzig Jahr ein Kind bleibt, der bleibt bis hundert Jahr ein Narr!

Zank' nicht mit ihm, Maier-Leben, — ſprach Frau Dobreſch begütigend — laß' mich das allein mit ihm ausmachen. Mir folgt er, was ich ihm ſag'; er weiß, ich thu' auch, was er will. Laß' uns zwei die Sach' allein ausreden — und ſo führte ſie den Sohn in das andere Zimmer mit ſich fort. —

Iſt denn Geld Alles, Mutter-Leben? fragte Ephraim, als er mit ihr allein war.

Nein — mein Kind! — antwortete die Frau — das Geld iſt nicht Alles! Es iſt nicht die Hauptſache, aber es iſt die Haupt-Nebenſache.

Und was iſt die Hauptſache? fragte Ephraim.

Hör' zu mein Kind, Du biſt noch jung, Du kannſt das heut' noch nicht ſo recht verſtehn; aber ich bin älter, hab' mehr Erfahrung, und ich mein' es gut mit Dir. Hör' mich an; thu' Dir um Gottes Willen nichts in den Kopf ſetzen! Was Du vorhin geſagt haſt, das iſt eine große Narrheit — das wär' eine Schand' für die ganze Familie; und wenn man nur das Wort irgendwo hören und nachreden möcht', ſo müßt' ich mir die Augen aus dem Kopf heraus ſchämen — Reb Maier Wollhändler's Sohn und Hindele Gelle's! — Alſo ſtill davon! — Und nun, hör' mich gut an, und folge mir. Du biſt von Jugend auf ein gutes Kind, aber ein „Tükiſchkopf“ geweſen; deshalb ſag' ich Dir jetzt gleich: ſetz' Dir das nicht in den Kopf, denn das kann nicht ſein, das iſt unmöglich.

Eher könnt' der Himmel auf die Erd' herunter fallen, eh' ich das zugeb'! — Mit dem Geld aber iſt es ſo. Wo das Geld iſt, da iſt auch die Ehre, und ich will haben, daß man Dir nicht nachſagen ſoll: Reb Maier Wollhändler's Sohn hat eine Nähterin genommen. Du darfſt nicht vergeſſen, wer Du biſt und von welcher Familie Du herſtammſt. Und deshalb bleib ich dabei, Du mußt zwanzigtauſend Gulden haben. Und weniger nimmſt Du nicht. Das verſprichſt Du mir da gleich. Darauf gieb mir die Hand.

Willenlos ließ der Arme ſich von der Mutter bei der Hand faſſen, und faſt hörte er nicht mehr, als ſie ſagte: So, jetzt bin ich beruhigt; ich hab' Deine Hand' und ich weiß, Du biſt fromm und kein ſchlechter Menſch, und wirſt nicht brechen, was Du mir verſprochen haſt. — Sie ſprach's und ging. —

Um den armen jungen Mann drehte ſich Alles rings im Kreiſe herum — Schwindel ergriff ihn — er wußte nicht, ob er noch lebendig in der Welt ſei, oder begraben mit allen ſeinen Hoffnungen. — Wie kann eine ſo kurze Zeit mit einem Male ſo lang werden? — fragte er ſich, als er Nachts ſchlaflos im Bette lag — wie lange iſt es denn her, daß ich mit ihr zuſammen das „Proches" fertig gemacht habe? — Mir kommt vor, als wenn das vor langer, langer Zeit, vor vielen Jahren geſchehen wäre! — Bald kam es ihm wieder vor, als ob Alles, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, ſich gar nicht wirklich ereignet, ſondern daß er geträumt hätte. Mit fürchterlichen Schlägen hämmerte es in ſeinem Kopfe, und als er am andern Morgen aufſtand und in der Gaſſe herumſchlich, wie Einer, der nirgends hin gehört, der ſich an jedem Platze als überflüſſig betrachtet, da fragten ſich die Leute theilnehmend, warum er ſo ſchlecht ausſehe? ob er ſich bei der geſtrigen Mahlzeit vielleicht den Magen verdorben? oder ob er ſich betrübe, daß ſeinem Vater das "Proches" nicht gefalle? Er möge ſich doch tröſten, ſein Vater ſei ja bekannt, daß er Alles auf der Welt mit ſeinem „Pitſche-Patſche" weg mache.

Ephraim aber fing von dem Tage an zu kränkeln, und ein Sichthum überkam ihn, das langſam voranging aber ſicher. Und Keiner wußte zu ſagen, was ihm fehle; er ward nicht bettlägerig, hatte ſich auch nicht den Magen verdorben, aber auf der Bruſt lag es ihm centnerſchwer. Er verlor die Eßluſt, nach und nach ſogar ſeine Arbeitsluſt, die ihn früher ſtets mit unbeſchreiblichem Drange erfüllt hatte. Still und gelaſſen ſchlich er umher, trat Niemanden in den Weg, und war nur ſich ſelbſt eine Laſt.

So vergingen die Jahre; ſein Geſicht hatte die Jugendfriſche längſt verloren — er ſah aus, wie ein junger Greis. Seine Lebenskraft war gebrochen; das Daſein ſchien ihm reiz- und werthlos; aber nie hat er gegen

Jemanden ein Wort geäußert über die Troſtloſigkeit ſeiner Lage; er trug ſein Leid mit der edelſten Selbſtverleugnung.

Eines konnte man an ihm nicht begreifen. Allgemein ſagte man: Aus dem Kunſtenmacher iſt ein Geizhals geworden. Welchen Grund mochte dieſes Urtheil gehabt haben? äußerlich lag der Grund klar zu Tage; innerlich war es ein falſches Urtheil. Aber die Menſchen urtheilen nach dem Scheine. Im Laufe der Jahre kam es nämlich ſehr häufig vor, daß Reb Maier für ſeinen Sohn Heirathsanträge geſtellt wurden. Die betreffenden Verbindungen waren aber alle mittleren Ranges. Die reichen Leute blieben zurückhaltend. Was erleb' ich mir an einem Kunſtenmacher? Was kann er? was verſteht er? wie ſoll er Weib und Kind ernähren? Da iſt mir lieber der Sohn von einem weniger reichen Mann, der aber tüchtig im Geſchäft iſt und etwas zu unternehmen verſteht. So argumentirten dieſe, und mit Recht.

Die aber von der mittleren Claſſe hatten eine andere Logik. Dieſe ſchloſſen ſo: Setz' Dich auf ein golden Wägele, bleibt hängen ein golden Nägele. Ja, es iſt wahr, Froim iſt all' ſein Lebtag ein Kunſtenmacher geweſen, aber das ſind Jugendſtreich'; wenn er ein Weib bekommt, was ihn zu führen weiß, kann aus ihm noch ein ganz feiner Geſchäftsmann werden. Und am End' bleibt er doch „Reb Maier Wollhändlers

Sohn!“ — So lautete ihr Argument. Wieder mit Recht.

Und ſo kam es, daß die obligatoriſchen „Zwanzigtauſend“ ſich immer noch nicht einſtellen wollten, ſondern nur Angebote, die den zehnten, höchſtens den fünften Theil jener ſtolzen Summe in Ausſicht ſtellten. Alle jene Anträge wurden zurückgewieſen, indem Ephraim regelmäßig die Antwort gab: unter Zwanzigtauſend nehm' ich nicht!

Die Mutter war entzückt vor Freude, als ſie die Hartnäckigkeit wahrnahm, womit Ephraim auf ſeine Forderung beſtand. Dies mal iſt es mir lieb, ſprach ſie vergnügt in ſich, daß er ein „Tückiſchkopf“ iſt; denn wenn er es nicht wär', hätt' ich das nicht in ihn hineingebracht.

Niemand ſtaunte aber über den Geiz dieſes wunderlichen Menſchen mehr, als der Vetter Süßkind; denn er erinnerte ſich noch ſehr wohl an die Unterredung mit dem Knaben, da dieſer vor dem Geſchäfte eine wahre Angſt empfand, und gegen alles Geld gleichgültig war. Merkwürdig — ſagte er ſich, ſo oft er wieder von einer neuen Ablehnung hörte — merkwürdig und gar nicht zu verſtehen, wie ſich der Menſch verändert hat! Ich hätt' das mein Leben nicht gedacht, daß er ſo ein Geizhals und Geldmenſch werden wird. Ich kann es nicht begreifen.

So vergingen die Jahre, Ephraim wurde mit jedem Tage älter, die Anerbietungen mit jedem Tage kleiner. Die Anforderungen des Vaters ſtimmten ſich in demſelben Maße herab; gern hätte er jetzt zu Reb Iſſerl's Tochter, obwohl dieſe nur zwei Tauſend Gulden geben konnte — „Ja“ geſagt — Ephraim aber, obwohl ſchon ein Dreißiger, blieb zur großen Freude ſeiner Mutter unwandelbar bei ſeiner Forderung ſtehen, und das Ergebniß einer jeden ſolchen Unterredung zwiſchen Vater und Sohn war ſtets: Ich bin Reb Maier Wollhändler's Sohn; unter Zwanzigtauſend nehm' ich nicht.

Eines Tages ging Ephraim vor das Thor hinaus, denn er liebte es immer noch ſehr, ſich im Freien zu ergehen. Auf dem Wege ſah er von Ferne einen ſchwarzen Punkt ſich heran bewegen. An dieſe Wahrnehmung knüpften ſich im Gemüthe des ſinnenden Wanderers allerlei Betrachtungen.

Dort ſehe ich in weiter Ferne einen ſchwarzen Punkt. Was mir hier als ein ſolcher erſcheint, iſt in Wahrheit ein großer Gegenſtand. So iſt all' unſer Urtheil eigentlich unrichtig, weil wir nach dem Scheine urtheilen, und das eigentlich Wirkliche nicht ſehen. Mich halten ſie Alle für geizig, ſogar der Vetter Süßkind, und [illegible]üſſen es, weil ich es ſcheine; und wie irren ſie doch Alle! — Wenn ich nur wüßte, was ſie davon denkt. Sie ſpricht ſich nicht darüber aus. Sie weiß, daß ich mein Leben für ſie geben möcht', obwohl ich es ihr nicht geſagt habe. Sie läßt mich aber nicht merken, daß ſie mich verſteht, und das iſt ſchön; das iſt edel von ihr; denn ſie will mich glauben machen, ſie wiſſe es nicht, um mir den ſchweren Kampf zu erleichtern. O gewiß! ſie weiß ganz gut, daß es mir nicht um die zwanzigtauſend Gulden zu thun ſei; ſie weiß ganz gut, daß ich nicht geizig bin, ebenſo wie ich weiß, daß dies dort kein Punkt iſt. — Jetzt ſieht man das auch ſchon deutlicher; es bewegt ſich immer näher und wird immer größer. Was früher ein Punkt war, iſt jetzt ſchon ein Körper mit Ausdehnung. Die Menſchen aber bleiben gewöhnlich bei Einem Punkte ſtehen; das iſt ihr vorgefaßtes Urtheil — und das iſt ganz natürlich; ich komme ihnen ja nicht näher; ich bleibe ihnen ja immer in derſelben Entfernung. — Es iſt ein Roß, das ich ſehe, und das Roß zieht einen Wagen, jetzt ſieht man es ganz deutlich. Auf dem Wagen ſitzt Jemand. — Wer mag es ſein? — Iſt er glücklich? Iſt er unglücklich? Warum kommt er daher? Was ſucht er hier? Was glaubt er hier zu finden? Warum geht er weg von ſeiner Heimath? — Und warum bin ich noch nie von hier weggegangen? — Wie hätte ſich mein Leben geſtaltet, wenn ich in meiner Jugend von hier weggegangen wäre? — Aber wo hätte ich hingehen ſollen? Mit dem Vater auf den Brünner oder Peſther Markt? Was hätte mir das ſollen! Wolle einkaufen und verkaufen? Die Leute ſagen, ich wär' ein

Geſchäftsmann geworden? Gut! was hätt' ich davon gehabt? Das wollt' ich ja gar nicht. Hätt' ich in der Fremd' auch ein „Proches“ machen können? Der Vater ſagt wohl, man macht auswärts ſchönere — und dann — hätt' ich ein Märchen gefunden wie Hindele? In der ganzen Welt nicht. Ich kann ſie nicht beſitzen? Was thut das? Muß man denn Alles beſitzen? Beſitz' ich die Sonne? Beſitz' ich den Himmel? Und macht er mir darum weniger Freude? Ja, wenn ich geſund wär'; ich wollt' wieder anfangen zu arbeiten, zu malen — und es iſt doch das Schönſte auf der Welt, und das höchſte Glück, wenn man Etwas ſelber, von Innen heraus, geſchaffen hat. — Die Zeit von dem erſten „Miſrach“ bis zu dem „Proches“, war doch die ſchönſte, die glücklichſte Zeit.

In ſolche Betrachtungen war unſer Wanderer verſunken, als das Fuhrwerk nahe kam, und ein heiteres „Grüß Gott“ vom Wagen herab ihn aus ſeinen Träumereien aufſtörte. Wie weit iſt's noch bis in's Städtchen hinein? fragte ein Mann, der neben dem Fuhrmann ſaß.

Eine halbe Stunde! — gab Ephraim zur Antwort.

Wenn's erlaubt iſt, gehe ich mit Ihnen die kleine Strecke hinein — ſprach der Mann auf dem Wagen, ſprang herunter und rief dem Fuhrmann zu: führt meine Sachen nur auf die Dechantei und ſagt, ich komme bald nach.

Ganz gut — erwiederte der Fuhrmann, und trieb das Pferd zu raſcherem Trabe an.

Der Menſch iſt eigen, begann jetzt der Fremde, — er iſt ſelten mit dem zufrieden, was er hat. Wenn einer gezwungen iſt zu Fuße zu gehen, wird er jeden Stein beneiden, der ſich nicht von der Stelle zu rühren braucht. Kann er aber in Gott's Namen fahren, ſo ſteigt er ab und macht ſich gerne Bewegung!

Das kommt, ſcheint mir, davon her — entgegnete Ephraim — daß ſo Wenige verſtehen, zufrieden zu ſein. Zufrieden ſein können iſt auch eine Kunſt, obwohl man keine Hand dabei zu rühren braucht.

Ei, ei, wenn's weiter nichts wär' als eine Kunſt, ſo wollt' ich der zufriedenſte Menſch ſein auf Gottes Erdboden; denn ein Künſtler bin ich. Aber der Teufel ſoll da zufrieden ſein, wenn Einer nicht den Platz ausfüllen kann in der Geſellſchaft, den er auszufüllen nach Anlage und Kraft befähigt und berechtigt iſt. Wie Sie mich da ſehen, bin ich nichts auf der Welt, als ein elender Zimmermaler; aber glauben Sie, in mir ſteckt ein Rubens; ich fühle in mir eine unbändige Naturkraft.

Iſt das der Sohn von dem Erzvater Jacob, der in der Bibel vorkommt? wie ſo ſteckt der in Ihnen? ich verſtehe nicht!

Sancta simplicitas! — lachte der Renomiſt — beilige Einfalt! — Glauben Sie, daß der Ruben in der Bibel ein Maler war?

Nein! — ſagte Ephraim — deshalb verſteh' ich Sie ja nicht!

Aber Rubens war ein Maler — Rubens, der große Niederländer — haben Sie nie was von ihm gehört? nie was von ihm geſehen?

Und wie ſo ſteckt der in Ihnen? fragte Ephraim harmlos.

Unbekannter Freund! keine Beleidigung, keine Anzüglichkeit! das muß ich mir ausbitten. Ich hab' Ihnen ja ſchon geſagt, daß in mir eine ungewöhnliche Naturkraft ſchlummert. Oder glauben Sie, es wäre mein eigentlicher Beruf, dem Dechant in Dingsda — wie heißt der Ort? — ſeine Zimmer anzumalen? — Waren Sie denn nie in Wien? Da würden Sie ſo manches Kunſtwerk von mir zu ſehen bekommen. Ich bin oft genug auf der Ausſtellung bewundert worden. Aber was vermag der Menſch gegen unglückliche Verhältniſſe! Andere Menſchen nennen das liederlich. Proſit! Wir verſtehen das beſſer! Es iſt das Genie, das in einem Kerl wie ich bin arbeitet. Oder ſoll ich mich etwa in die ſpießbürgerliche Ordnung der Dinge, in die alltägliche Gewohnheit hineinleben? Jeden Abend mit den Hühnern zu Bette gehen, und früh mit ihnen wieder auf die Beine? Hol' der Teufel die ganze Welt mit ihren ledernen Einrichtungen! Wenn der Staat

Verſtand und Einſicht hätte, würde er einen Kerl, wie ich bin, nicht ſo herumlaufen laſſen. So ein Genie, wie das meinige, wär' ein Gewinn für jede Akademie! Was müßte die Jugend unter meiner Leitung zu Stande bringen! Ich dulde keinen Schlendrian, keinen Zopf! Wiſſen Sie — ich bin überhaupt ein Feind aller Regelmäßigkeit; je wilder deſto ſchöner, je bunter deſto beſſer — drunter und drüber — hol's der Teufel, und wenn die Welt darüber zu Grunde geht, ich mag den Raphael nicht!

Welchen Raphael? — fragte jetzt wieder Ephraim, der bisher von den Mittheilungen des Fremden blutwenig verſtanden hatte.

Himmel thu' dich auf! — ſchrie der Fremde — Sie wiſſen auch nicht, wer Raphael war? welch' kraſſe Ignoranz! — Die Leute ſagen — ich ſag's nicht, bewahre! — aber die Leute, die Alles beſſer verſtehen wollen, ſagen, er war das größte Malergenie. Und Sie wiſſen nichts von ihm? Doch kommen Sie her, unbekannter theurer Freund, laſſen Sie ſich umarmen. Sie ſind wenigſtens ein Menſch, der den Raphael für kein Genie hält, und dafür muß ich Ihnen jedenfalls dankbar ſein. Sie haben mir mindeſtens noch kein Unrecht zugefügt. Sie ſtellen den Raphael nicht über mich; aber daß Sie den Rubens nicht kennen, das mag Ihnen Gott vergeben! — Uebrigens, Sie gefallen mir, guter Freund, und weil Sie der erſte geſcheidte Menſch ſind, dem ich hier begegnet bin, ſo wollen wir fortan auch gute Freundſchaft mit einander halten. Ich hoffe, Sie beſuchen mich in meinem Atelier?

Was iſt das?

Ach du meine liebe Güte! — In meiner Werkſtätte mein' ich.

Unter dieſem Geſpräche waren die Beiden in's Städtchen gekommen, und Ephraim zeigte dem Fremden die Dechantei.

Sie werden doch kommen? — fragte der Maler, zum Abſchiede noch die Hand hinreichend; Ephraim verſprach es und ging, während er in ſeinen ſchlichten Gedanken zu ſich ſprach: Wer möcht' das dem Menſchen anſehen, was in ihm ſteckt! Wie wunderſam iſt der Zufall, daß ich da gerade gehen muß, wo Jener des Weges kommt, und daß er vom Wagen abſteigt und mir ſolche ganz neue Sachen erzählt, ohne zu wiſſen, was für einen Eindruck jedes ſeiner Worte, wenn mir auch nicht ganz verſtändlich, auf mich gemacht. Etwas gefällt mir nicht an ihm. Er lobt ſich ſelbſt zu viel, und das iſt kein gutes Zeichen, aber ich muß ihm ſehr dankbar ſein; er hat mich aus meinem Traume wieder aufgerüttelt. Ich bin ſchon begierig zu ſehen, was ſo ein Menſch, wie dieſer, machen kann; ich kann die Stunde nicht erwarten!

Des andern Tages eilte Ephraim zum Dechant und bat um die Erlaubniß, dem Maler bei ſeiner Arbeit zuſehen zu dürfen, was ihm denn auch bereitwilligſt geſtattet wurde.

Ach, freilich wohl — ſprach der Dechant freundlich lächelnd — Sie ſind ja wie ich gehört habe, auch ein Stück Künſtler; Sie befaſſen ſich, wie man mir ſagt, ausſchließlich mit der Heiligenmalerei; daß iſt fromm von Ihnen. Ich habe aber noch nicht Gelegenheit gehabt, eines Ihrer Werke zu ſehen.

Unter ſolch' lobender Anerkennung führte er den „Kunſtenmacher" in das Zimmer, wo der Maler bereits rüſtig arbeitete. Hier ſtelle ich Ihnen einen Künſtler vor — ſprach der Dechant zum Gerüſte hinauf, auf welchem der Zimmermaler ſtand — der in ſtiller Zurückgezogenheit von dem Geräuſch der Welt nur ſeiner Kunſt lebt!

Habe bereits die Ehre gehabt, Herr Dechant! — rief der Maler herunter — aber Hochwürden glauben gar nicht, was der gute Freund für ein Duckmäuſer iſt. Von ſeinen eigenen Werken hat er kein Wort geſprochen — nun, das iſt die Beſcheidenheit — wollte mir aber einreden, daß er nicht wiſſe, wer Raphael und wer Rubens ſei. Der gute Mann wollte mich offenbar zum Beſten haben. Aber macht nichts, macht nichts — da ſieht man doch wieder gleich, daß die Zeit der Wunder noch nicht vorbei iſt; es iſt eine geheime Anziehungskraft der Genialität, und wie man's im Sprichwort ſagt: große Geiſter begegnen ſich — für dieſe meine erſte Begegnung, muß ich der heiligen Jungfrau beſonders dankbar ſein.

Der Maler war während dieſer ſalbungsvollen Anſprache, zu der er ſich im Beiſein des geiſtlichen Herrn veranlaßt ſah, von ſeinem Gerüſte heruntergeſtiegen, und entfaltete die Patronen, Schablonen u. ſ. w. Dann rührte er in dem einen oder in dem andern der herumſtehenden Farbetöpfe, und ſprach dabei immer von der Kunſt, die Farben gehörig zu miſchen.

Sehen Sie, hier dieſes Zimmer wird grün ſein, denn es iſt das Arbeitszimmer ſeiner Hochwürden. Hier muß man nicht viel auftragen, ſo daß der grüne Hintergrund durch die überladenen Farben nicht zu viel verdeckt wird. Aber das iſt Spaß, das iſt bloßes Handwerk; man legt die Patronen an, ſtreicht darüber hin — und Punktum, die Blume iſt fertig, man hat keine Detailausführung. Aber geben Sie Acht auf den Plafond und auf die Räume über den Fenſtern und Thüren; da werd' ich Ihnen meine Meiſterſchaft zeigen, lauter Scenen aus der Heiligen-Geſchichte, und ſo in jedem Zimmer, nur überall ein anderer Hintergrund, und immerfort neue Darſtellungen aus der Legende; denn darin bin ich wahrhaft unerſchöpflich. Ueberhaupt, Sie können ſich von der Fülle meiner Produktionskraft gar keine Vorſtellung machen.

Der Dechant hatte ſich wieder zurückgezogen und die Beiden allein gelaſſen.

Alſo iſt es wahr, Sie ſind wirklich auch Künſtler? — fragte jetzt der Zimmermaler — wie kommt es, daß Sie mir gar nichts davon geſagt haben?

Nun, da Sie es ſchon erfahren haben, kann ich mich vor Ihnen nicht mehr verbergen, aber ich ſcheute mich, es Ihnen zu ſagen, denn ich habe nichts gelernt; ich habe Alles aus mir ſelbſt heraus!

Alſo ein Dilettant, ein Autodidakt! — Ja, lieber Freund — ſagte der Zimmermaler im Protektionstone — Schade, daß ich Sie nicht früher kennen gelernt habe! Was hätte ich aus Ihnen gemacht! Sie wären heute ein berühmter Mann!

Ephraim ging nun im Stillen dieſem Gedankengange nach und ſah der Arbeit des Mannes mit großem Behagen zu. Die glückliche Zeit, da das Haus in der „Langen-Gaſſe“ gebaut wurde, und er mit dem Baumeiſter die ſchönſten Stunden verlebte, ſchien ihm wiederzukehren — ein Traum aus ſeiner goldenen Jugendzeit ſchien ſich neu zu beleben; wieder konnte er ſich anlehnen an das, was ein großer Meiſter ſchafft und wirkt — denn für einen ſolchen hielt der harmloſe „Kunſtenmacher“ den renomiſtiſchen Zimmermaler unbedingt. Ephraim ſaß da in ſtumme Betrachtung verloren, ſtaunend über das, was er ſah, noch mehr über das, was er hörte; denn der Bramarbas war mit der Zunge ebenſo thätig, wie mit der Hand und wußte unſerem Ephraim die Hölle heiß zu machen.

Ich werde doch das Glück haben, eines Ihrer Kunſtwerke bewundern zu dürfen? — ſagte er endlich, und dies war der Moment, welchen Ephraim mit ängſtlicher Spannung und pochendem Herzen erwartet hatte. Der ſchönſte Tag ſeines Lebens iſt gekommen; ein großer Meiſter wollte ſich herablaſſen zu bewundern, was er, er ſelbſt gemacht.

Ich habe nicht gewagt, Sie darum zu bitten — ſprach Ephraim kleinlaut.

Ach, Poſſen! erwiderte der Zimmermaler. Wir Künſtler unter uns dürfen es ſo genau nicht nehmen. Was giebt's da viel zu wagen? Aber wenn ich etwas ſehen und beurtheilen ſoll, ſo muß es bei gutem Lichte geſchehen. Wir gehen alſo Mittags mit einander!

Nie in ſeinem Leben harrte Ephraim mit ſolcher Ungeduld der Mittagsſtunde entgegen, und niemals hatte er mit ſolchen Gefühlen den Ton der Mittagsglocke vernommen.

Als die beiden Männer mit einander durch die Gaſſe gingen, ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen. Einige fragten, wer der Fremde ſei, Andere wußten hierüber bereits Aufſchluß zu geben, und Alle waren darin einſtimmig, daß der „Kunſtenmacher“ ein merkwürdiger Thor ſei; er meine, weil er den „Miſrach“ machen, oder ein „Proches“ vorzeichnen kann, muß er gleich mit dem Maler Kameradſchaft halten, wie wenn er ſeines Gleichen wär'.

Am Meiſten überraſcht von dem vornehmen Beſuch war der Vetter Süßkind. Dieſer ſaß mit ſeiner Familie gerade beim beſcheidenen Mittagsmahl, als Ephraim mit dem Fremden eintrat. Schnell ſprangen Alle vom Tiſche auf; der Maler wollte ſie nöthigen ſitzen zu bleiben, und ſich nicht ſtören zu laſſen; der Vetter that das aber durchaus nicht, und ſprach nur in unverhohlener und ungekünſtelter Weiſe die Freude aus, die er über die Ehre des Beſuches empfände.

Die goldenen Strahlen der Mittagsſonne fielen durch die Fenſter in die Stube, und beleuchteten daſelbſt den „Miſrach“ — Ephraim's erſtes Meiſterwerk.

Iſt das von Ihnen? fragte der Maler.

Ja! war Ephraim's Antwort.

Der Maler betrachtete das Bild ziemlich lange und ſchüttelte manchmal den Kopf. Die Spannung in Ephraim wuchs mit jeder Sekunde, und erreichte den höchſten Grad.

Sehen Sie — nahm der Zimmermaler das Wort und machte dabei eine gewaltige Kennermiene, indem er die Stirn in düſtere Falten zuſammenzog — ſehen Sie — die beiden Säulenreihen, die nach dem Hintergrunde hin verlaufen — finden Sie nichts daran zu verbeſſern?

Nein! — ſagte Ephraim — ich hab' mich immer nur gewundert, wie das Wort, welches da in der Mitte geſchrieben ſteht — es iſt hebräiſch, heißt deutſch: Oſten

— wie das Wort ſo den Eindruck macht, als ob es aus der Tiefe herauskommen möchte!

Ja, ſagte der Zimmermaler — dieſen Eindruck ſollte es wohl machen, aber es macht ihn nicht!

Nicht? — fragte Ephraim beſtürzt.

Ja, verſtehen Sie die Perſpektive? — Sehen Sie, Ihnen fehlt die Kenntniß der Perſpektive! — Und da, der Löwe links, ſehen Sie, lieber Freund, der iſt verzeichnet; das iſt keine Stellung! ſo ſteht kein Löwe, wie ein Mops, der zum Apportiren und Aufwarten abgerichtet iſt. Und der Löwe rechts, der hat keine Figur, keine Haltung. — Ihnen fehlt, lieber Freund, das, was man den freien Schwung der Linien nennt; Sie ſind zu mathematiſch — aber ſonſt iſt das Bild recht gut, ſehr gut, bis auf die Farbe; die Farbe, Verehrteſter, die verſtehen Sie freilich nicht. Die Löwen ſind beide viel zu gelb: ja vom Colorit haben Sie nicht die blaſſeſte Ahnung einer blauen Idee — das iſt aber auch keine Kleinigkeit! tröſten Sie ſich, mein Freund, der Raphael verſteht auch nichts davon!

Ephraim war von dieſem Urtheile bis in's tiefſte Herz hineingetroffen, vernichtet — und auch der Vetter Süßkind war davon keineswegs erbaut.

Der Maler merkte, daß er den beſcheidenen Künſtler mit ſeiner kritiſchen Auseinanderſetzung gänzlich niedergedonnert habe, und fuhr deshalb in milderem Tone fort: Ja — wie ich Ihnen heute ſchon geſagt habe, Schade, daß wir zwei uns nicht früher kennen gelernt haben. Sie ſcheinen nicht ohne Anlage zu ſein; aber was hätte unter meiner ſicheren Führung aus Ihrem Talente werden können; bis zu welchem Grade hätte ich es entwickelt. Warum haben Sie Ihre Jugendzeit ſo vergeudet? warum ſind Sie hier ſtecken geblieben, in dieſem elenden Neſt? Hätte es mir denn träumen ſollen von Wien herauszukommen, um Talente zu entdecken? Warum ſind Sie nicht nach Wien gekommen? da hätten wir uns gefunden, und Sie wären was geworden. Wenn Sie — um nur Eines zu erwähnen — unter meiner Führung das Belvedere beſucht hätten, wie wären Ihnen die Augen aufgegangen, wenn ich den großen, — d. h. ſogenannten großen Meiſtern die Larve vom Geſicht heruntergeriſſen hätte. Ja, das iſt jetzt freilich vorbei.

So lautete die Predigt des Zimmermalers, der ſich nun empfahl, um ſelbſt zum Mittagstiſch zu gehen.

Vorbei! ſeufzte Ephraim betrübt, nachdem Jener ſich entfernt hatte. — Ich bin gar nichts mehr auf der Welt; mein Schaffen iſt nichts werth — ich habe umſonſt gelebt!

Red' keine ſolche Narrheit — tröſtete der Vetter. Aus Dem, was der da geſagt hat, brauchſt Du Dir gar nichts zu machen. Du magſt mit mir ſtreiten, Froim-

Leben, wenn ich Dir ſag'; an dem Menſchen iſt kein' rechter Segen. Man ſagt im Sprichwort; Ein Gaſt auf ein' Weil', ſieht auf eine Meil'. Ich bild' mir nicht ein, daß ich ein großer Menſchenkenner bin, aber ein Biſſel kenn' ich die Menſchen doch, und wenn Einer den Mund ſo voll nimmt, dann ſteckt gewöhnlich nichts in ihm — nichts im Kopf, und noch weniger im Herzen. Ob er ſelber ein guter Maler iſt, weiß ich nicht; ich verſteh' das nicht; aber das kann ich Dir ſagen, wenn ich den Mifrach da anſehe, wie die Sonne auf ihn ſcheint, da lacht mir das ganze Bild in's Herz hinein und macht mir eine große Freude. Laß' ihn reden von der Farb' und von der Zeichnung, was er will — Du haſt's nicht gelernt, und kannſt es doch, das iſt noch mehr, wie wenn Du's gelernt hätteſt. Mit dem Einen zwar hat er nicht Unrecht; wäreſt Du in Deiner Jugend nach Wien gekommen, wer weiß, ob Du nicht ein großer Maler geworden wär'ſt; aber das ſag' ich Dir, zu dem da hätteſt Du nicht müſſen in die Lehr' gehn', da wärſt Du nur verdorben worden. Haſt Du gehört, wie er geſagt hat, er will den großen Meiſtern die Larven vom Geſicht herunterreißen? Das iſt ein ſchlecht' Wort, ſo redet kein ehrlicher Menſch. Ein ehrlicher Mann läßt einem Jeden das Seinige, und von ſich redet er nicht ſoviel. Ueber Den brauchſt Du nicht einen Augenblick lang Dich zu betrüben!

Und könnt' ich nicht noch heute nach Wien? fragte Ephraim.

Froim-Leben, das iſt eine Sach', von der ich nichts verſteh'; aber was willſt Du heut' drin' machen? willſt Du heut' als ein erwachſener Menſch in die Lehr' gehn'?

Wenigſtens will ich mir anſehen, was andere Leute gemacht haben. Er hat mir geſtern ſchon erzählt, von Rubens und von Raphael; ich möcht' wohl ſehen, was dieſe Männer Großes gemacht haben.

Da kann ich Dir keinen Rath geben; übrigens wenn Du die Reiſe machen willſt, mach' ſie; Du biſt ohnedies noch nicht in der Welt geweſen!

Als Ephraim nach Hauſe ging, ſchwindelte ihn, und die alten Häuſer der Gaſſe drehten ſich um ihn im Kreiſe herum. Er kam krank zu Hauſe an, ſuchte ſofort ſein Zimmer auf, und da die Mutter hörte, daß er ſich zu Bett gelegt habe, kam ſie zu ihm auf das Zimmer und fragte, was ihm fehle.

Ich möcht' nach Wien fahren! — ſeufzte Ephraim.

Was willſt Du in Wien? Was ſollſt Du dort? Und dann iſt erſt die Frage, ob Du darfſt. Ich werd' gleich nach dem Doctor ſchicken!

Der herbeigerufene Arzt, erklärte das jetzige Unwohlſein für unbedeutend, und fügte hinzu, daß er eine vom Patienten gewünſchte Zerſtreuung, insbeſondere eine Luftveränderung nicht nur für unſchädlich, ſondern im Gegentheile für ſehr heilſam erachte.

So ward denn Ephraim, ſobald er ſich wieder wohl genug fühlte, mit Reiſegeld, ſowie mit dem damals unentbehrlichen Paſſirſchein verſehen, und fort ging's nach Wien.

Im Städtchen machte die Nachricht, daß der Kunſtenmacher abgereiſt ſei, nicht geringes Aufſehen; denn das war ein unerhörter Fall, und die Spötter in der Gaſſe, die hier niemals fehlen, ſagten lachend: der Kunſtenmacher fährt auf die „Beſchau“, er wird ſich die Zwanzigtauſend aus der Fremde heimbringen, denn weniger nimmt er nicht, und hier bekommt er's nicht.

Armer Kunſtenmacher! wie wenig haben ſie Dich gekannt, wie wenig haben ſie Dich verſtanden! Nicht wahr, ich komme der Kenntniß Deines Gemüthes näher, wenn ich ſage, daß Du zu jener Zeit, als in der „Gaſſe“ über Dich ſo zeſpöttelt wurde, ein grenzenloſes Glück, aber zugleich auch das tiefſte Weh empfandeſt, das in einem menſchlichen Herzen Raum hat!

Ephraim ſtand in ſtummer Verzückung vor einem Gemälde im Wiener „Belvedere“.

Belvedere! — Das war das Wort, mit dem er vom Hauſe wegreiſte, das Wort, womit er in Wien ankam. Noch wußte er ſich unter dieſem Worte, deſſen Klang ihm unverſtändlich war, nichts Beſtimmtes vorzuſtellen; es ging ihm damit beinahe, wie einſt in ſeiner Kindheit mit dem Worte „Pitſche-Patſche“; nur ſo viel wußte er, der Maler, der ſeinen „Miſrach“ kritiſch vernichtete, der ſprach vom Belvedere als einem Ort, wo man Bilder ſieht, und dies war ihm genug. Und am Ende war das ja gleichgültig; unſerem ſchlichten Kunſtenmacher in ſeiner naiven Unerfahrenheit hätte das Wort Gemälde-Gallerie auch nicht viel mehr geſagt. Der Eindruck der großen, volkreichen Kaiſerſtadt auf den, an ſeine ſtille Heimath und beſchränkte Umgebung gewöhnten Ephraim war, als er zum erſten Male durch die Straßen wanderte, ein überwältigender. Aber, ſeltſam! Dies Staunen über die zahlloſen Menſchen, die hier fortwährend an einander vorüberrennen, über die thurmhohen Häuſer, über den Lärm, der durch das Geraſſel der vielen Wagen entſteht und über alle die tauſend neuen Dinge, welche den Provinzler verblüffen, und ihn ſogleich als ſolchen erkennen laſſen — dies Staunen dauerte bei Ephraim gar nicht lange; er ſah ſich jede Sache, die ihm in's Auge fiel, genau an und in kurzer Zeit kam er ſich in Mitten all dieſer Herrlichkeiten vor, als wär' er hier geboren und aufgewachſen. Nur an dem Dom zu St. Stephan konnte er nicht vorübergehen, ohne bewundernd zu verweilen.

Man hatte ihm in dem jüdiſchen Speiſehaus, wo er ſeine Wohnung genommen, den Rath ertheilt, ſich auf ſeinen Wanderungen durch die Stadt eines kundigen Führers zu bedienen, der ihm alle Merkwürdigkeiten zeigen werde; er lehnte jedes Anerbieten ab. Es ſchien ihm ein eigenes Wohlbehagen in dem Gefühle zu liegen, nun einmal allein und ohne Führerſchaft umher zu gehen. Er hatte bisher in der Regel nur gethan, was Andere gewollt; er brachte ſich ſogar in den Verdacht eines Geizhalſes, um ſeiner Mutter zu willfahren; jetzt wollte er einmal probiren, wie es ſich lebt, wenn man nichts Anderes thut, als was man ſelbſt will, gerade ſo, als ob die anderen Leute gar nicht mit auf der Welt wären. Wer ihm einen Rath ertheilte, dem hörte er zu, aber mit merkwürdiger Entſchiedenheit wußte der weichfühlige und empfindſame Mann jeden fremden Einfluß von ſich fern zu halten. Und woher rührte dies? — Daher, daß er jetzt ein beſtimmtes Ziel vor Augen hatte, dahin ſein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war. Man mochte ihm die ſchönſten Landparthien vorſchlagen, die reizende Lage der Brühl oder des Helenenthales noch ſo verlockend ſchildern, man mochte ihn mit ciceroniſcher Beredſamkeit über die Leiſtungen der Wiener Theater belehren — kurz Alles, was man ihm vorſchlug, hörte er ruhig an, dankte dafür ſehr beſcheiden, aber er nahm nichts an, denn in ihm lebte nur ein Wort, und dies Eine Wort hieß: Belvedere.

Als er in das kaiſerliche Luſtſchloß eintrat, welches dieſen Namen trägt, da hob ſich ſeine Bruſt und das Herz hämmerte darin ſo gewaltig, daß es auseinander zu ſpringen drohte. Da ſollte er nun ſehen und gewahr werden, was andere Menſchen geſchaffen, von denen ihm der Zimmermaler in ſeiner Heimath erzählt hatte.

Er trat durch den großen mittleren Saal in das erſte Zimmer rechts und wendete ſich der italieniſchen Schule zu. Auch hier ging es ihm, wie mit der Stadt im Allgemeinen; anfängliches Staunen und allmäliges Hineinleben in die fremde ungewohnte Welt. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe; er meinte, viele dieſer Köpfe, die er hier vor ſich ſah, bereits geſehen zu haben, ſo bekannt ſchienen ſie ihm, und doch konnte er ſich wieder mit Beſtimmtheit ſagen, daß dies in ſeinem Leben niemals der Fall geweſen. Eine neue Welt ward ihm hier aufgethan, das ſah er — aber ihm war's dennoch, als ob er von jeher in dieſer Welt gelebt hätte — das fühlte er. Er mußte ſich erinnern, daß er vor kurzer Zeit erſt noch in ſeiner Heimath war, um den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen zu verlieren. Es war ihm, als ob die Menſchen, die das Herrliche geſchaffen, wovon er ſo trunken war, alle mit ihm zugleich gegenwärtig wären; er hätte gern jeden Anweſenden gefragt: Sind Sie es, der das gemacht hat? — und doch fühlte er wieder, daß derjenige, an den er eben die Frage hatte richten wollen, es nicht ſei; er fühlte ſich von den Geiſtern der großen Meiſter umweht, er fühlte eine nie gekannte Freudigkeit in ſeinem Herzen und die lebendigſte Heiterkeit in ſeinem Gemüthe.

Die Muſe hatte ſich herabgelaſſen von ihrer Himmelshöhe, mit ihren geweihten Lippen ſeinen Mund zu berühren. Hier, in dieſer Stunde, empfing er die eigentliche Künſtlerweihe, und er trat allmälig von Bild zu Bild, von einem Saal in den andern, wie unter längſt bekannten Genoſſen, in längſtvertrauten Räumen. Plötzlich ſtand er vor einem Gemälde von Raphael. Er dachte nicht mehr an die Worte des Zimmermalers, der den Meiſtern hier die Larve vom Geſichte herunterreißen wollte; er dachte gar nicht mehr daran, daß er je mit ihm geſprochen. Die entzückende Lieblichkeit des Bildes, die Anmuth der Bewegung und das ſich ſelbſt beſchränkende Maß der Formen, das Alles wurde ihm ſo klar, als vernehme er es aus des Meiſters eigenem Munde. Es war keines der hervorragendſten Gemälde des großen Florentiners, vor welchem unſer Freund träumeriſch ſinnend daſtand, es war die Madonna im Grünen, ihm aber ſagte das Bild genug. Er konnte nicht weiter; er war hier feſtgebannt, und beſchloß mit der Beſchauung dieſes Bildes ſeine heutige Kunſtbetrachtung. Erſt nach zwei Tagen war er fähig, die heiligen Räume der Kunſt wieder zu betreten. Diesmal wendete er vom großen Mittelſaale aus den Fuß nach der entgegengeſetzten Seite, nach links hin, und hier traf er auf die Niederländer. Das war nun wieder eine ganz andere Welt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen beim Anblicke der dargeſtellten Gegenſtände. Lange hielt er ſich bei einzelnen Bildern auf — vorzüglich feſſelte ihn van Dyk — endlich kam er in ein Zimmer und ſtand ſtaunend vor einem großen Gemälde von Rubens; es war die Darſtellung der Welttheile, und hier konnte er ſehen, wie Rubens den Löwen gezeichnet und gemalt.

Dieſes Bild war es, bei welchem er das tiefſte Weh empfand; hier ward er Deſſen inne, was es heißt, von der Natur die unermeßliche Sehnſucht erhalten zu haben, ohne von ihr mit der Kraft oder vom Schickſal mit der Gelegenheit beglückt worden zu ſein, ſeinem dürſtenden Innern Genüge zu leiſten.

Wie iſt es möglich, — fragte er ſich — daß eine Menſchenhand ſo etwas hervorbringt? Und ſiehe! Rubens heißt er, der dieſes Bild gemacht hat — Rubens — das iſt ja der Meiſter, der in unſerem Zimmermaler ſteckt? ſollte das wahr ſein? Der ſollte auch ſo etwas machen können? dann durfte er meine Löwen tadeln, denn dieſer Löwe ſieht im Ernſt ein bischen anders aus, als die meinigen; aber ich kann's doch nicht glauben, ich kann mir's gar nicht denken, daß heut zu Tage ein Menſch lebt, der ſo Etwas machen kann. Und Der ſollte es können? nein! — Der will dem Raphael die Larve vom Geſicht herunterreißen? Das iſt nichts! — Ihm iſt ein großes Geheimniß verſchloſſen geblieben und deshalb tadelt er Raphael — und mir iſt es jetzt aufgegangen, und dafür dank' ich Gott. Der Rubens da hat ſicher viele Löwen in Wirklichkeit geſehen und hat ſich ſolche wohl betrachtet, bevor er ſie gemalt, und darum hat er die Natur ſo meiſterhaft dargeſtellt und packt es Einen mit ſolcher Gewalt; bei Raphael kommt es Einem vor, als ob ſo Etwas wie er geſchaffen, gar nicht auf der Erde, ſondern nur im Himmel, auf einer andern Welt exiſtiren kann. Das iſt ein großer Unterſchied und den verſteht mein Herr Zimmermaler nicht. Wer weiß, was ich zu Stande gebracht hätte auf der Welt, wenn ich Etwas gelernt hätt'. In mir liegt ſo etwas von beiden; in mir liegt das Hinausgreifen über die Natur, wie ich es bei Raphael finde, und wieder ſind mir die leibhaften Stoffe am liebſten, wie der da von Rubens. Wie vergeudet iſt mein ganzes Leben, wie vergeudet die ſchöne Jugendzeit! wenn ich Etwas gelernt hätte bei einem ſolchen Meiſter, dann möchten ſie, wenn ich einmal geſtorben bin, meine Bilder auch da hereinhängen in das Belvedere, und in vielen hundert Jahren noch möchte ſich ein Menſch vor einem Bild von mir erheben, ſo wie ich mich heute da erhebe vor dem Bilde von Rubens. Ach Gott! das iſt vorbei! — Vorbei? Und warum? weil ich durch das Leben gegangen bin ohne Ziel und ohne Zweck. Warum hab' ich mich dieſe ganze Woche von dem Gange da her in dieſes Haus durch das Gerede der Leute nicht abbringen und abwendig machen laſſen?

Weil ich mit dieſem Gedanken nach Wien gekommen bin; weil ich beſtimmt gewußt, was ich hier zu ſuchen habe; weil ich dies Ziel beſtändig vor Augen gehabt und nicht geruht hab', bis ich's erreichte. So muß es aber der Menſch auch mit ſeinem ganzen Leben machen. Leider kommt ſie mir zu ſpät, dieſe Einſicht. Das ganze Leben iſt auch nur eine Reiſe, und nur Der vollbringt etwas, der ein beſtimmtes Ziel verfolgt, der weiß, was er im Leben will. Ich aber war auf der Welt, auf dem Lebenswege, kein Wanderer, der geradeaus immer dem Ziele näher ſchreitet, ſondern ein Spaziergänger, und deshalb ſtehe ich noch heute da, wo ich geſtanden in meiner Kindheit; denn der Spaziergänger geht nicht, um ein Ziel zu erreichen, ſondern er geht nur, um zu gehen; er ſchreitet nicht weiter, ſondern kehrt immer wieder zu ſeinem Ausgangspunkte zurück. — Und wem kann ich Schuld geben? Ach Niemandem, nicht einmal mir ſelbſt! Mein Vater iſt ein Mann, dem Alles gleichgültig iſt; er macht ſich aus der Welt nichts, und das iſt das Pitſche-Patſche, was ich heute leider sehr gut verſtehe. Meine Mutter iſt eine Stiefmutter; ſie iſt gut gegen mich, aber ſie hat für mich keine Liebe; ihre Ehre geht ihr über Alles. Der Vetter Süßkind hat mich wirklich lieb, aber was hätte Der machen ſollen? Er hat mir genug gethan, daß ich nicht hab' müſſen ein Geſchäftsmann werden. Und dann, wer hätte dort in der Gaſſe, in dieſen beengten und beſchränkten Zuſtänden, Etwas für mich thun können? Mein Verlangen etwas zu ſchaffen, diente ihnen zum Spott — die Augen ſind ihnen verklebt — ſie ſind blind. — Wem hätte es ſollen einfallen, mich zu einem Maler in die Lehre zu geben? Warum iſt es mir ſelbſt nicht eingefallen? und wie hätt' es mir einfallen ſollen? was hab' ich bis vor kurzer Zeit von der ganzen Welt verſtanden? Ich habe dieſe Woche mehr gelebt, als mein ganzes bisheriges Leben hindurch. Aber jetzt iſt es vorbei — todt, todt bin ich — ich betrachte mich ſchon als geſtorben, begraben, vergeſſen — denn ich hatte kein Ziel auf der Welt. Und wenn ich heut ſterbe — wer iſt geſtorben? fehlt Einer da, wo ich nicht mehr bin? muß Einer eine Lücke ausfüllen, die ich zurücklaſſe? was wird man ſagen? Pitſche-Patſche! — Der Kunſtenmacher geht nicht mehr durch die Gaſſe! —

Mit ſolchem Weh im Herzen trat Ephraim den Rückweg in ſeine Heimath an! es war in der That der Weg zum offenen Grabe! —

Das Erſte, was er da zu thun hatte, war zu ſehen, wie die Malerei beim Dechanten ausgefallen ſei. Er nahm aber, faſt ohne zu ſtaunen und als ob er es gewußt hätte, die Nachricht auf, die Malerei ſei gar nicht fertig geworden, der Maler plötzlich verſchwunden, und dem Geiſtlichen ſei eine bedeutende Geldſumme abhanden gekommen. Der Dechant befände ſich noch obendrein mit den unfertigen Zimmern in der größten Verlegenheit. Ephraim beſuchte den freundlichen Herrn und erbot ſich, es zu verſuchen, die unfertige Malerei zu vollenden. Es ging vortrefflich, und bei dieſer ſo untergeordneten Arbeit lebte er dennoch zuſehends auf; er war ſich für den Moment eines Zweckes bewußt und das verlieh ſeiner Seele neue Spannkraft; aber es war nichts als das letzte Aufglühen des Abendroths vor dem gänzlichen Sonnenniedergang. Noch ein freundliches Leuchten — ein glänzender Strahl — und dann — gute Nacht!

Während Ephraim die Zimmer malte und über Thüren und Fenſter, ſowie am Plafond überraſchende Gebilde ausführte, herrſchte in der Gaſſe große Senſation.

Die Leute ſagten: es iſt doch gut, daß der Kunſtenmacher in der Welt geweſen iſt, wenigſtens iſt er als ein Zimmermaler zurückgekommen, und beſſer iſt doch noch ein Zimmermaler als gar nichts. Wenn er ſchon kein Geſchäft verſteht, kann er ſich vom Zimmermalen ernähren. Und am Ende muß es Jedem frei ſtehen, auf welche Art er die Nahrung ins Haus bringen will.

Die Mutter aber war anderer Meinung. Ihr Stolz hatte eine tiefe Demüthigung erlitten. Weh, wie iſt mir geſchehen — rief ſie aus — Reb Maier Wollhändlers Sohn ſoll ein Zimmermaler ſein? ach, daß ich das erlebt hab'; jetzt iſt es aus mit den zwanzigtauſend Gulden!

Es hat ſich damit gar niemals etwas angefangen — meinte Reb Maier — es war eine Thorheit vom Anfang bis zum Ende; und Du magſt mir glauben, Hindele

Gelle's nimmt ihn heute auch nicht einmal; ich mach die Wette, daß ſie Nein ſagt.

Wie heut die Sachen ſtehen, biſt du wirklich gerecht — ſagte die Frau — ich red' aber nichts mehr drein.

Das heißt eine Kunſt, heut'; warum haſt du das nicht vor zehn Jahren geſagt?

Nun, willſt du mir vielleicht die Schuld geben? meinetwegen gieb' ihm Hindele Gelle's — immer beſſer, als daß er gar nicht heirathet und ewig ſo herumgeht! erwiderte die zerknirſchte und gebeugte Frau.

Nun ſoll ich vielleicht gar zu Gelle hingehen und ſie bitten, ſie ſoll ſo gut ſein und erlauben, daß ihr Madel Reb Maier Wollhändlers Sohn nehmen ſoll?

Das brauchſt du nicht. Das wird Süßkind ſchon machen! —

An dem Abend, an welchem die Malerei beim Dechanten fertig geworden war, kam Ephraim nach Hauſe und klagte über Fieber und Kopfſchmerzen. Er war bei der Arbeit einem ſtarken Luftzuge ausgeſetzt geweſen und konnte des andern Tages das Bett nicht verlaſſen. Man hielt die Sache aber nicht für bedenklich und betrieb deshalb nicht weniger eifrig die Heirathsangelegenheit.

Als der gute Vetter Süßkind eben kam, um die Kunde zu bringen, daß von einem Widerſtande hier nicht die Rede war, und wie gut er Alles bereits in Ordnung gebracht habe, ſagte die Frau Dobreſch: An dem Beſten haben wir ganz vergeſſen; wir haben ja Froimen noch gar nicht gefragt, ob er will?

Pitſche-Patſche! — Der Kunſtenmacher wird auch noch viel Stolz haben! Ich mein', er wird gern Ja ſagen. Er hat doch, ſcheint mir einmal, gar geſagt, er nimmt keine Andere!

Wenn er nicht ſchlafen möcht', müßt man ihn doch fragen — ſagte die Frau.

Man kann damit warten, bis er aufwachen wird — entgegnete der Vater. —

Seltſamer Irrthum! — Schmerzliche Täuſchung der armen, auf ihr bischen Reichthum ſo ſtolz geweſenen Eltern! — Ephraim iſt nicht mehr aufgewacht — er hat fortgeſchlafen, und ſchläft noch heute. —

Von einem perſiſchen Dichter*) wird erzählt, daß er in demſelben Momente ſtarb, als die goldbeladenen Kameele auf Befehl des Fürſten in die Stadt einzogen, die Schätze bringend, die ihn fürder jeder Noth entriſſen haben würden. — Der Tod iſt raſch — er iſt den langſamen Kameelen zuvor gekommen. — Ephraim ſollte nicht das Glück erleben, mit dem Mädchen, das er ſo treu geliebt, auf dieſer Erde vereinigt zu werden. Er ſchloß die Augen für immer, welche ſie als ſeine Braut entzückt hätten begrüßen ſollen! — Der Vetter Süßkind rief aber weinend aus: Den hat keiner von Euch gekannt — der Schmerz hat ſein gutes Herz aufgezehrt! —

---

*) Firduſi, u. d. J. 1000 n. Chr., unter Sultan Mahmud Ghasnewi.

Nachdem Ephraim begraben war, bat die trauernd zurückgebliebene Braut um ein Erinnerungszeichen an den theuern Mann. Auf die Frage, was ſie wünſche, man wolle ihr das Koſtbarſte zu Gebote ſtellen, bat ſie den Vetter Süßkind ihr den Miſrach zu ſchenken, den Ephraim als Kind bei ihr zu Hauſe gemacht habe. Sie erhielt ihn, und ſo hängt er noch dort als ein Denkmal an den Geſpielen ihrer Kindheit, an den Geliebten ihrer vertrauerten Jugend. —

Wenn Hindele heute über die Gaſſe ſchleicht, ſo ſagen die Kinder: das iſt die ledige Babe. — Von Pitſche-Patſche aber und von dem Kunſtenmacher wiſſen ſie nichts mehr.

Iſraelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert,
E. Kulke u. A.

Band X.

Aus dem jüdiſchen Volksleben.

Von

Eduard Kulke.

Zweiter Band.

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1869.

Aus dem jüdiſchen Volksleben.

Geſchichten

von

Eduard Kulke.

Zweiter Band:

Ein Schnorrerkind.
Die Juden-Chriſtel.

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1869.

J. G. Voigt's Buchdruckerei.

Dem

Großmeiſter der Ghetto-Geſchichten

Leopold Kompert

zugeeignet.

An Leopold Kompert!

Von meiner Heimath zog ich aus
Und ließ zurück das Vaterhaus,
Nichts nahm ich mit als großen Muth
Und noch ein ander köſtlich Gut:
Von Hoffnung voll die Bruſt geſchwellt
Trat ein ich in die fremde Welt,
Und wo ich immer auch ging hin,
Der Heimath Bild blieb mir im Sinn.

Oft war mein Himmel wirklich blau,
Doch öfter war er trüb und grau;
Oft ging mir's grad, doch öfter krumm,
Oft ſchien mir's gut, doch öfter dumm.
Und ward es dann auch gar zu hart,
So floh ich aus der Gegenwart
Zurück in die Vergangenheit,
In meine helle Kinderzeit.

VIII

Wie ſchön war dieſe Schwärmerei,
Wie fühlt ich mich da wohl und frei.
Und die Geſtalten, die ich ſah,
Sie waren fern und doch ſo nah'.
„O könnt' ich faſſen, halten euch!"
Doch nein — weg ſchwanden ſie ſogleich.
Kaum war das Bild emporgetaucht,
Schon war es wieder weg gehaucht.

So ging mir's oft und jedesmal
Empfand ich neu die alte Qual.
Ich ſah das Bild ganz deutlich da
Und wollt's geſtalten, wie ich's ſah;
Oft nahm die Feder ich zur Hand.
Jedoch das holde Bild entſchwand.
So ließ ich's geh'n. „Mehr kein Verſuch!" —
Da fiel mir in die Hand ein Buch.

Es war von Dir, Du haſt's gemacht,
Du haſt's in Deinem Geiſt erdacht.
Ich las darin und las drin fort,
Verſchlungen hab' ich jedes Wort;
Denn ſo, wie ich's im Geiſt geſeh'n,
Sah ich's lebendig vor mir ſteh'n;
Ich ſah — bei Gott: ich glaubt mir's kaum —
Verwirklicht meinen ſchönſten Traum.

Verwirklicht! Ja, doch nicht durch mich!
Da ging ich hin und ſuchte Dich!
„Ich will, ich muß ihn ſeh'n den Mann,
Der ſolchen Zauber üben kann!"

Und als ich Dir in's Aug' geſchaut,
Da überkam's mich ſo vertraut,
Mir war's gerad, da ich Dich fand,
Als hätt' ich Dich ſeit je gekannt.

Nun ſprang die Feſſel, die mich hielt,
Da mit dem Stoff ich nur geſpielt.
Die alte Sehnſucht iſt erwacht
Und dränget mich mit Ernſt und Macht.
Nun halt' ich die Geſtalten feſt,
Die mich das Auge ſehen läßt.
Du haſt gelöſt die Zunge mir,
Und was ſie ſpricht, vertrau' ich Dir.

So nimm dies Buch, denn es iſt Dein,
Du weißt am beſten, wie ich's mein';
Und hat es irgend einen Werth,
So iſt's darum, weil's Dir gehört.
Nicht ford're ich für mich den Ruhm,
Er iſt Dein eignes Eigenthum.
Ich geb's zurück, Dir ſtell ich's zu,
Denn ich bin Jünger, Meiſter Du.

Eduard Kulke.

(Statt der Vorrede.)

Mein lieber Freund!

Da habe ich nun ſchon ſeit einiger Zeit Ihre Manuſcripte vor mir, und woran unſer heimiſches Capua größtentheils die Schuld trägt — mitten in dem Wirrwarr von Geſchäften, Berufen ꝛc. habe ich noch nicht die Zeit und die Stimmung gefunden, Ihnen über Ihre poetiſche Arbeiten irgend ein Wort zu ſchreiben. Zwar mündlich habe ich dies öfter gethan, und Sie wiſſen, mit welcher Genugthuung ich jedesmal in Ihnen, wenn ich ſo ſagen darf, gleichſam den Jünger begrüßte, der das Genre, dem ich mich widmete, meinem Verſtändniſſe und meiner Auffaſſung deſſelben zunächſt kommt.

Ja, lieber Kulke, ich ſage Ihnen das nicht in einem Gefühle von mißverſtandener Beſcheidenheit oder viel Anmaßung — ſondern weil ich es fühle, daß Sie dichteriſch mit mir auf demſelben Boden ſtehen!

Ueber Ihr Buch werde ich meine geringe Stimme, wenn es erſchienen ſein wird, erheben und demſelben dann die volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber ſchon jetzt kann ich nicht umhin zu bemerken, daß abgeſehen von einigen poetiſchen, wie techniſchen Schwächen, wohin ich namentlich die noch nicht ganz erfolgte Bewältigung des Jargons, die oft unnöthige Anwendung deſſelben rechne, wo epiſches ſtatt dramatiſches Behandeln am Platze wäre, ſo wie zuweilen pſychologiſche Sprünge in der Entwickelung der Charaktere ꝛc. — in dem Buche eine Fülle lebenswahrer und lebensabgelauſchter Geſtalten ſich vorfinden, die an und für ſich die Signatur dichteriſchen Schaffens an ſich tragen.

In unſerm Genre können wir nichts erfinden, wir können nur lauſchen, und das Gehörte in unſeren Werkſtätten zu Harmonien umgeſtalten. Je einfacher, ſchlichter, elementarer dieſe klingen, deſto beſſer.

Und die Harmonie Ihres Buches klingt ſo.

Möge Ihr Buch unter einem guten Sterne in die Welt treten. Mich ſoll es innig freuen, wenn man Ihr Talent anerkennen und Sie unter die Berechtigten zählen wird; um ſo mehr, da ich doch gleichſam der spiritus familiaris dieſes Buches war.

Leben Sie wohl mein lieber Freund.

Ihr Ihnen herzlichſt zugethaner

Kompert.

Wien, 24. November 1867.

Inhalt.

Ein Schnorrerkind 1
Die Juden-Chriſtel 71

Ein Schnorrerkind.

Ungefähr eine halbe Stunde vom Orte entfernt, ſteht ein einſchichtiges Haus an der Landſtraße — das Jägerhaus. Es iſt gar niedlich und einladend, und wär's nicht ſo einſam da, es ließe ſich gar traulich darin wohnen. So dachte wohl der Bauersmann, wenn er, vom Wochenmarkte, wohin er das Getreide zum Verkauf geführt, des Abends heimkehrend, mit ſeinen Pferden im raſchen Laufe vorüberfuhr; ſo oder ungefähr ſo, mochte wohl auch der Dorfgeher denken, wenn er mit dem ſchweren Pack auf dem Rücken in ſpäter Abendſtunde vom Dorfe kam, und an dem ſauber und reinlich ausſehenden Hauſe vorüberging; ſo aber denken keine Jägersleute. Jägersleute kennen keine Furcht. Freilich lebten ſie nur zu zweien da, der Vater mit ſeinem ſchmucken Töchterlein; aber ſie lebten ſelbander in auserleſener Gemüthsruhe, denn er, der Jäger, war kein heuriger Haſ', er war ein alter Haudegen, dem in den funfzig Jahren, die er auf ſeinem Buckel mit ſich herumtrug, gar Manches untergekommen war, und Anna! Nun ſie war allerdings ein Mägdlein, gar ſchlank und fein, aber eine Jägerstochter. Jägerkind bleibt Jägerkind, ob Mädel ob Burſch. Das gewöhnt ſich von der Wiege an Dinge, zu denen ein anderes ſein Lebtage nicht kömmt, und der Schall der Büchſe, welcher andern Weibern ſchon aus der Ferne ein verzeihliches Gruſeln verurſacht, iſt dem Jägermägdelein das liebſte Gaudium; das weiß Euch mit Flinten, Büchſen, Pulver, Kugeln, Jagdtaſchen, Hirſchfängern und allerlei dem ähnlichen Geräthe umzugehen trotz einem Waidmann. So wie ein Cantorskind gewiſſermaßen bei dem Brummen und Summen der Baßgeige aufgezogen wird, ſo erzieht ſich das Jägerkind beim Schall des muntern Jagdhorns und der Büchſe. Und — geſetzt auch, ſie wäre von Furchtſamkeit nicht ganz frei — ſind denn die zwei koloſſalen Jagdhunde, die ſie auf Schritt und Tritt begleiten, für nichts zu achten? Sollte es einer wohl probiren, dem Mädchen nahe zu kommen, ohne daß ſie es wollte; möchte ihm übel bekommen, der Spaß!

Achilles und Hektor — ſo rief man die beiden kräftigen Thiere — wußten nichts von dem Groll, welcher einſt vor Trojas Mauern gewüthet, da diejenigen, deren Namen ſie trugen, mit einander den blutigen Zweikampf beſtanden; freundſchaftlich lebten ſie hier mit einander, und nur darin wetteifernd, ſich die Liebkoſungen der Gebieterin zu erwerben. Wohl gingen ſie auch mit dem Alten in den Wald, aber nur dann, wenn auch Anna mitging. Blieb Anna zu Hauſe, ſo blieben ſie es auch; doch fehlte es dem Jägersmann keineswegs an Begleitung; er hatte der ſchnellen Thiere noch mehrere, die ihm nicht minder zugethan waren, als Hektor und Achilles dem lieblichen Mädchen. Wenn Anna den Vater in den Wald begleiten konnte, ſo war ein ſolcher Tag für ſie immer ein Tag der Luſt und Fröhlichkeit, ein wahrer Feiertag. Doch konnte ſie dies nur ſelten, denn daheim lag ihr die Wirthſchaft ob, die wollte verſehen ſein. Die Mutter war ſeit vielen Jahren todt; der Jäger hatte keine zweite Frau genommen. Sein einziger Troſt war das Kind, das ihm die Gattin zurückgelaſſen hatte. Mit Luſt ſah er daſſelbe heranwachſen, und als Anna in das Alter kam, da ſie ſelber flink zugreifen konnte, und eines Tages zum Vater ſagte: Vater, jetzt gieb die Magd weg, ich bin mir allein genug! — da ſagte der Jäger: Gut; von jetzt an brauch' ich auch keinen Waidjung mehr; ich bin mir auch allein genug.

Anna war noch nicht erfahren genug, um den ſo plötzlichen Entſchluß des Vaters in ſeinen Urſachen zu begreifen: ſo gab es denn kein Warum und kein Darum. Magd und Waidjung verließen in Kurzem das Jägerhaus und von der Zeit an, lebten Vater und Tochter in reger

Thätigkeit und ungeſtörter Ruhe neben einander. Der Vater ging in den Wald hinaus, das Mägdlein that, was daheim zu thun war, oder ſie ging, von Hektor und Achilles begleitet, nach dem nahen Ort, wenn ſie daſelbſt im Kaufmannsgewölbe einiges für den Hausbedarf einzukaufen hatte. Des Sonntags Morgens pflegte der Jäger den Weg nach dem Städtchen gemeinſchaftlich mit ſeiner Tochter zu machen; ſie gingen allda in die Kirche, und machten nach der Kirche hie und da bei einem oder dem andern Bekannten einen Beſuch. Draußen auf dem Jägerhauſe empfingen ſie der Gäſte nur wenige; es gab eben nicht viel Zeit für Gaſtlichkeiten. Nur der kleine Chaim aus der „Gaſſe“ drüben, ging niemals an dem Jägerhaus vorbei, ohne hier Halt zu machen. Anfänglich hatte der kleine Chaim mit den beiden Hunden ſeine liebe Noth; ſie ſprangen an ihn hinan, und hätten ihn unfehlbar auch niedergeriſſen, wenn die gute Anna ſie nicht durch Schmeichelworte und Liebkoſen zu beſänftigen verſtanden hätte. Nach und nach aber gewöhnten ſich die großen Hunde an den kleinen Chaim; ſie duldeten ihn, und er bildete ſich darauf nicht wenig ein. Erblickten ſie ihn von ferne, ſo liefen ſie auf ihn zu, aber nicht in böſer Abſicht, ſondern weil ſie wußten, daß der kleine Chaim manchmal große Biſſen bringe. Er kam auch ſelten leer. Und wie gut er gegen Anna war, das hatten die klugen Thiere gar bald heraus.

Der kleine Chaim trieb einen kleinen Handel mit Schnittwaaren und etlichen anderen Dingen, und verſorgte das Jägermägdlein mit jenen Putzgegenſtänden, wie Kopftücher, Bänder, Schleifen, Kämme, Haarnadeln u. ſ. w., gegen welche kein Mädchen unempfindlich iſt. Anna, obwohl ſie der Schmuck des Waldes war, verſäumte es deßungeachtet nicht, ſich ſelbſt zu ſchmücken, beſonders wenn ſie nach dem Städtchen ging, wo ſie denn allerdings die Augen aller Burſchen auf ſich lenkte; und da der kleine Chaim ihr die Verſicherung gab, daß er ihr aus beſonderer Freundſchaft alle dieſe Herrlichkeiten um den Einkaufspreis überlaſſe, ſo bewies ſie ihm auch jenes Wohlwollen in ihrem Entgegenkommen, welches den kleinen Chaim ſowohl auf dem Marktplatze, wie in der „Gaſſe“ zu einem beneideten Mann machte. Er hielt ſich in der That oft länger auf dem Jägerhauſe auf, als zur Abſchließung der kleinen Geſchäfte gerade nöthig geweſen, und Anna verſäumte es in ſolchem Falle niemals, ihm eine Erfriſchung zu bieten, die er, ohne mit den ſtrengen Vorſchriften ſeiner Religion in einen Zwieſpalt zu gerathen, mit gutem Gewiſſen zu ſich nehmen konnte. Er ließ ſich die friſche Milch, die friſche Butter auf dem erquicklichen Schwarzbrot wohl ſchmecken, und wußte es dem Mädchen höchlich anzurechnen, daß ſie niemals den Verſuch gemacht, ihm ein Stück Schinken anzubieten; denn das hätte ihn in die größte Verlegenheit geſetzt. Wenn er von dannen ging, hatte er alleweil einen und denſelben Gedanken: Schade! — ſagte er ſich innerlich — daß Anna nicht ein Kind aus der „Gaſſe“ iſt! Sie iſt ſo gut zu mir! Das wär' ein Weib für mich!

Anna wurde an Sonntagen im Städchen nicht ſelten mit dem kleinen Chaim geneckt; ſie ließ ſich ſolche Neckerei harmlos gefallen; wenn die Jungen in der „Gaſſe“ aber den kleinen Chaim mit ſeiner Liebſchaft im Jägerhauſe neckten, dann wurde das ſonſt ſo gutmüthige Kerlchen ärgerlich und ſagte ihnen manches derbe Wort. Durch alles dies aber klang der heimliche Wunſch durch: Ach, wenn ſie doch nur lieber ein Kind dieſer „Gaſſe“ wär', dann wollte ich Euch ſchon zeigen, wie ich wüßte, was ich zu thun hab'.

Eines Nachmittags im Hochſommer war der kleine Chaim wieder auf dem Jägerhauſe und plauderte mit Anna. Sie war damit beſchäftigt, von einem Baum zu einem andern einen Strick auszuſpannen, um die Wäſche daran zum Trocknen aufzuhängen. Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch am Himmel, und die Blätter der Bäume glitzerten in ihrem Wiederſchein. Da kam — früher als gewöhnlich — der Jäger von Ferne des Weges daher. Die Hunde liefen ihm voraus, und kündigten ſeine Ankunft ſchon an, da er ſelbſt noch nicht ganz deutlich wahrgenommen werden konnte.

Was mag es ſein, daß der Vater heut' ſo zeitig heim kömmt! — ſagte Anna, wie zu ſich ſelbſt.

Die Wäſch' kannſt nur wieder herunter nehmen! ſagte der Jäger, der mittlerweile herangekommen war.

Warum denn? — fragte Anna.

Und Du Chaim — fuhr der Jäger fort — kannſt Dich auf die Beine machen, wenn Du Deine Glieder in Sicherheit bringen willſt, bevor das Wetter losbricht.

Aber es iſt ja heller Sonnenſchein! — lachte Anna.

Lehr' Du einen alten Jägersmann ſich auf's Wetter verſtehn — ſagte der Vater — es wird keine Stunde dauern, ſo wird man hier mit einem Kahn herumrudern können. Schau' dort auf's Gebirg' hinüber; das iſt eine untrügliche Handſchrift, auf die kannſt' Dich mehr verlaſſen, als auf alle Kalendermacher in der Welt.

Anna nahm die Wäſche herunter, knüpfte den Strick wieder los, und Chaim empfahl ſich und ging ſeines Weges mit ſo großen Schritten, als ſeine kleinen Füße ihm zu machen erlaubten. Und wie dankbar war er dem Jäger für den wohl gemeinten Rath; denn noch war er nicht ganz zu Hauſe, als ſich plötzlich der Himmel zu verfinſtern, und der Tag in Nacht zu verwandeln begann. Eine mächtige ſchwarze Rieſenwolke bedeckte das ganze

Himmelsgewölbe und ein Sturm erhob ſich, ſo wüthend, daß er den kleinen Chaim weggefegt hätte, wenn dieſer nicht eben noch zur rechten Zeit in der „Gaſſe“ angelangt wäre.

Das iſt ein Wind — ſagte Chaim, als er in die Stube trat — man ſoll keinen Hund hinauslaſſen! — Und kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ein Platzregen niederfiel mit ſolcher Heftigkeit, daß in wenig Minuten die ganze »Gaſſe« in einen Fluß verwandelt ſchien.

Da kriegt man einen Begriff von dem großen Mabbul (Sündfluth) — ſagte der kleine Chaim — wovon in unſerer heiligen Thora geſchrieben ſteht.

Leg' das »Chumeſch« (die Bibel) auf den Tiſch — ermahnte die Mutter.

Chaim that's. In demſelben Momente aber erleuchtete ein niederfahrender Blitz die düſtere Stube mit Tageshelle, und ein Krachen ließ ſich vernehmen, als ob der Erdball auseinander geſprengt worden wäre.

Gelobt ſeiſt Du Ewiger, unſer Gott, König der Welt, deſſen Kraft und Stärke erfüllet das Weltall! — alſo beteten Chaim und ſeine Mutter gleichzeitig.

Das war ein Donner — ſagte die Mutter — das muß irgendwo eingeſchlagen haben!

Wenn nur nicht im Jägerhaus! ſagte der kleine Chaim darauf.

Das Jägerhaus war nicht getroffen; es ſtand noch feſt an ſeiner alten Stelle.

Der Jäger und ſeine Tochter ſaßen in der Stube, die Hunde lagen am Boden hingekauert.

Allmälig kam der Abend heran; die Blitze wurden ſeltener und verloren ſich nach und nach in ein fernes Wetterleuchten. Hie und da ließ ſich zwar noch das dumpfe Rollen des Donners vernehmen, bald aber wurde er gänzlich unhörbar; die niederfallende Fluth hatte ſich ebenfalls in etwas beſänftigt, der Platzregen hatte ſich in einen gemächlich niederſtrömenden Landregen verwandelt.

Das Gewitter verzieht ſich, ſagte Anna.

Aber der Regen, ſagte der Jäger darauf, fängt jetzt erſt recht an. Ich kenne das.

Und ſo war es auch. Es regnete fort; nicht mehr mit der frühern Heftigkeit, aber dafür mit einer unerbittlichen Hartnäckigkeit.

Jägersleute müſſen zeitig aus dem Bette, und legen ſich, wenn ſie können, auch zeitig nieder.

Anna ſtellte ein kaltes Nachtmahl auf den Tiſch; ſie ließen ſich's behaglich ſchmecken, und dann gingen ſie zur Ruhe. Ein Nachtlicht fehlte keine Nacht im Jägerhauſe. Der Alte war ſo gewöhnt daran, daß er ohne daſſelbe gar nicht hätte einſchlafen können.

Sie mochten ungefähr eine Stunde in ihren Betten gelegen haben, als plötzlich die Hunde anfingen unruhig zu werden; Anna erwachte. Sie fuhr aus dem erſten Schlaf empor, und ehe ſie noch recht fähig war, ſich ihres Erwachens vollſtändig bewußt zu werden, rief der Vater ſchon aus ſeinem Bett herüber: Anna! Mir ſcheint, es klopft Einer an's Fenſter.

Anna hielt den Athem an. Das Klopfen wiederholte ſich jetzt, und zwar mit etwas weniger Zartheit, als es das erſtemal geſchehen ſein mochte. Alle Hunde fingen auf einmal zu bellen an, und machten eine Muſik, die dem da draußen, ſollte er irgend welche böſe Gedanken haben, ſolche zu vertreiben wohl geeignet geweſen wäre.

Anna ſtand auf, nahm das Nachtlicht, trat behutſam auf, und leuchtete vorſichtig gegen das Fenſter. Sie konnte eine Geſtalt wohl wahrnehmen, aber nur in ihren Umriſſen, keinesfalls ſah ſie deutlich.

Es iſt Jemand da, ſagte Anna zum Vater. — Soll ich aufmachen?

Warte, ſagte der Jäger, ſtand auf, nahm ſeine Büchſe von der Wand, und trat zum Fenſter.

Wer iſt da? rief er barſch hinaus.

Sie kennen mich nicht! rief es zurück.

Was wollen Sie alſo?

Einlaß, Unterkunft nur für eine Nacht, ſprach es von draußen herein in einem keineswegs flehentlichen Tone.

Soll ich aufmachen? fragte Anna wieder.

Warte, ſagte der Jäger.

Sind Sie allein draußen, oder ſeid Ihr Eurer mehrere, rief er hierauf wieder hinaus.

Allein! lautete die beſtimmte Antwort.

Gut denn — ſagte der Jäger — es ſoll Ihnen geöffnet werden; aber der erſte, der Ihnen auf dem Fuße zu folgen verſucht, wird niedergeſchoſſen.

Sich hierauf zu Anna wendend, gebot er: Mach' auf!

Anna öffnete die Thür, während der Jäger ſich mit der geladenen Büchſe in Poſitur ſtellte, um einen etwaigen Ueberfall gebührend zu empfangen; aber alle dieſe Vorſichtsmaßregeln hatten ſich ſogleich als unnöthig erwieſen. Es war in Wahrheit nicht mehr als Einer, der um Einlaß bat, und Einer allein konnte keine ſchlimme Abſicht in's Jägerhaus mitbringen; es hätten können ihrer ſechſe ſein, und ſie wären von den Hunden zerfleiſcht geweſen, ehe dem Jäger und ſeiner Tochter auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre.

Aber welche Ueberraſchung bot der Eintretende den Jägersleuten! Was war's für ein wunderlicher Anzug, in dem der Fremde erſchien, und wie contraſtirte das Komödiantenhafte ſeiner äußeren Erſcheinung mit dem feſten, männlichen Geiſt, der ſich in ſeiner Haltung, wie in ſeinen Geſichtszügen auszudrücken ſchien.

Ein großer, ſchöngewachſener Mann in einem Alter von ungefähr dreißig Jahren; ſein Haar war rabenſchwarz, eben ſo der dichte Schnurr- und Knebelbart, das Auge von einem verzehrendem Feuer. Der Gang war ſtolz und edel. Der Mann ſchien viel geſehen und erlebt zu haben; man ſah es ihm auf den erſten Blick an. Er trug einen knapp anliegenden ſchwarzen Sammetrock mit einer Reihe von Knöpfen und von mehr als gewöhnlicher Kürze, dann ein paar weiße Beinkleider mit Silberborten an den Seiten und auf dem Kopf einen ganz gewöhnlichen Cylinderhut. Das Waſſer rann ihm von allen Seiten herab, als er in den Flur des Hauſes eintrat; die Hunde ſprangen an ihn hinan, aber ein Ruf des Jägers genügte, die behenden Thiere zur Ruhe zu verweiſen.

Jeſus Maria, wie ſehen Sie aus? ſagte das Mädchen, und der zitternde Ton ihrer Stimme verrieth, daß es nichts anderes als das reine Mitgefühl war, was ihr dieſen Ausruf erpreßt hatte, wie ſehr derſelbe ſich auch auf das Komiſche und Lächerliche der ſeltſamen Erſcheinung hätte beziehen können.

Ein bischen naß, Jungfer! ſagte der Fremde darauf mit unbefangener Heiterkeit, der Himmel hat mich ein bischen weich zu machen verſucht; ich bin ihm vielleicht zu hart.

Anna ſagte dem Vater etwas in's Ohr, worauf der gute Jägersmann den Fremden bei der Hand faßte und ſprach: Na, Gott zum Gruß! jetzt kommt nur vor Allem und legt die Bajazzo-Kleidung ab und zieht Euch anders an, daß Ihr ausſeht, wie ein Menſch.

Sie ſind ſo naß! fügte Anna hinzu, in Furcht, der Fremde möchte durch des Vaters Rede verletzt worden ſein.

Der Jäger führte den Fremden ſogleich in das zweite Zimmer, gab ihm friſche Wäſche hinein und ſeinen großen Winterpelz.

Nach wenigen Minuten trat der Fremde in der Verkleidung, die ihm in dieſem Momente gar nicht unerwünſcht kam, aus der zweiten Stube heraus. Anna holte eine Flaſche Wein aus dem Keller herauf, ſetzte Brot, Butter, Schinken und Käſe auf den Tiſch und lud den Fremden ein, zuzugreifen.

Der Jäger ſetzte ſich mit dem Fremden an den Tiſch und ſagte: Na, ein Glas Wein werd' ich auch noch mit Euch trinken. Eſſen aber müßt Ihr allein.

Anna konnte ſich an der Geſtalt des fremden Mannes, der ſo behaglich in dem Pelze ihres Vaters da ſaß, kaum ſatt ſehen; ſie konnte dies um ſo leichter, als der Fremde, der nach dem großen Wege, den er gemacht hatte, gerade nicht bei wenig geſegnetem Appetite war, der Schüſſel, die vor ihm ſtand, ſeine volle Aufmerkſamkeit zuwandte, und ſie daher nicht fürchten mußte, in ihrer Beobachtung wieder beobachtet zu werden. Der alte Jäger fing nun, nachdem er mit dem Fremden das erſte Glas getrunken, allmälig an, ſein ſonſt zugeknöpftes Weſen auf zu machen und geſprächig zu werden.

Denkt Euch, ſagte er zu dem Fremden, wie Ihr da ſitzt, Ihr habt mir doch ein wenig Schrecken gemacht; ich hab' Euch für einen Räuber oder Mörder gehalten, indeß Ihr einzig dem Nachtlicht gefolgt ſeid, das Euch aus meinem Fenſter entgegengeleuchtet. Ha, ha! Ihr und ein Mörder! Ich glaub', wie Ihr da ſitzt, Ihr könnt keine Katze beleidigen.

Der Fremde aß, anſtatt zu antworten, und nachdem er ſeinen Hunger geſtillt hatte, wünſchte man ihm Gute-Nacht und wies ihn wieder in das Zimmer, wo er ſich vorher umgekleidet und worin Anna inzwiſchen ein gutes Lager für ihn bereitet hatte.

Nachdem der Fremde ſich in die ihm angewieſene Kammer zurückgezogen und zur Ruhe begeben hatte, ſagte der Jäger zu ſeiner Tochter: Ein ſonderbarer Kauz das! Kommt da Einer hergelaufen bei Nacht in Sturm und Wetter, führt nichts mit ſich, was man unter den Nagel des Daumen ſtecken kann, geht gekleidet wie ein Komödiant.

Warum ihm aber auch das gleich vorwerfen, ſagte die Tochter.

Der Jäger aber fuhr fort: Klopft da mir nichts dir nichts an das erſte beſte Haus, das ihm im Wege liegt.

Soll er im Regenguß über Nacht auf der Straße bleiben? fragte Anna mitleidig.

Der Jäger fuhr aber fort: Macht ſich's dann da bequem, ſetzt ſich nieder, läßt mich reden, giebt keine Antwort und haut ein, als wenn er vier Wochen lang nichts gegeſſen hätte.

Er mag wohl auch ſtarken Hunger gehabt haben!

Und legt ſich dann ſchlafen mit einer ſolchen Gleichgültigkeit, wie wenn er von jeher hier zu Haus wär. Ein räthſelhafter Menſch das. Wer mag er wohl ſein?

Sicher ſehr unglücklich.

Er war ja Anfangs ganz heiter, machte Spaß über ſeine naſſen Kleider.

Man iſt nicht immer heiter, wenn man Späße macht. Sein Herz hat von dieſer Luſtigkeit nichts gewußt, die war nur äußerlich.

Und was für ein ſchöner Mann! Ein Prachtkerl! Der könnt' in keinem Grenadierregiment Schande erleben. Ich ſag Dir, ein Prachtkerl!

Anna zuckte mit den Achſeln.

Möcht' aber doch wiſſen — ſprach der Jäger weiter — was ſo einen Haderlumpen da bei Nacht und Wetter herumtreibt.

Muß juſtement nicht ein Haderlump ſein — ſagte Anna.

Haſt Recht, Anna, haſt Recht! ſieht auch nicht aus wie einer, und doch wiederum! Ein ſonderbarer Kauz! Na laſſen wir ihn in Gottes Namen ſchlafen, und ſchlafen wir auch; wir kriegens ja doch mit dem Spekuliren nicht heraus, und morgen —

Was morgen?

Ei nun, morgen frag' ich ihn gerad heraus.

Das willſt Du?

Warum denn nicht? Hab' ich das Recht nicht dazu?

Nein!

Was ich, der ich ihm Nachtquartier biete?

Und wenn Du es ihm nicht nur für eine Nacht, wenn Du es ihm für's ganze Leben bieten möchteſt, auch dann noch nicht.

Sonderbares Mädel! grad' ſo wunderlich wie Deine Mutter ſelig! hat ſich auch oft ſolche Grillen in den Kopf geſetzt. Hat mich alleweil herumgekriegt.

Verſprich mir Vater!

Was denn?

Daß Du ihn nicht fragſt.

Und biſt Du nicht ein Biſſel neugierig?

Das hab' ich nicht geſagt; aber fragen könnt ich ihn nicht und wenn mein Leben d'ran hangen möcht'. Ich wollt' warten, bis er mir's ſelber ſagt.

Da könnteſt lang warten.

Ich kann auch. Ich hab' Geduld. Alſo Du wirſt nicht fragen!

Na, denn in Gottes Namen nicht, ſoll er laufen, was geht mich am Ende der Kauz auch an!

Gut' Nacht Vater! — ſagte Anna, ſcheinbar als ob ſie ſchlafen wollte, in Wahrheit aber, um das Geſpräch abzuſchneiden und ſich ganz und ungetheilt den auf ſie einſtürmenden Gedanken und Empfindungen hingeben zu können.

Eins wäre nun erreicht — ſagte ſich das Mädchen in Gedanken — fragen wird er ihn nicht, ich hab' nun ſein Wort. Es wär ſonſt auch Alles verloren geweſen! Der Vater denkt anders als ich. Der Vater iſt geſcheiter! ja, hundertmal, aber er hat nicht den raſchen Blick. Daß an dem Fremden etwas Räthſelhaftes iſt, das iſt richtig; aber was es immer auch ſein mag, ſein inneres Weſen kann davon nicht berührt ſein und das hab' ich auf den erſten Blick erkannt. Was Fremdartiges an ihm iſt, das liegt in ſeinem Aeußern und der gute Menſch mag viel Unglück erlebt haben, daß er gezwungen iſt, ſich in einer ſolchen Maskerade durch die Welt zu treiben; aber was in ihm iſt, das ſteht auf ſeinem Geſicht geſchrieben, und das iſt echt. Sein innerer Adel iſt mir nicht zweifelhaft. In ſeinem äußern Leben wird ſicher mancher Fleck ſich finden, der Vater möchte daran Anſtoß nehmen, ich nicht, und darum will ich, daß ſein äußeres Leben dem Vater verſchloſſen bleibe, ſo lange bis er den innern Kern dieſes Fremden verſteht und zu ſchätzen weiß. Kennt er ihn erſt einmal ganz von innen, dann mag er immer auch ſeine Schattenſeiten ſehen, dann ſchadet's nicht mehr; aber nur nicht jetzt, nur nicht gleich anfänglich, wo ein Wort

Alles verderben könnte. Aber was iſt nun anzufangen? Wie mach' ich's, daß der Vater ihn kennen lernt? was thu ich, wenn der Fremde morgen für die Gaſtfreundlichkeit dankt und weiter zieht? Nein, das ſoll er nicht. Ich will ihn zu halten wiſſen! Wie? noch weiß ich ſelbſt es nicht; aber gewiß, ich laß ihn nicht fort.

Der Fremde, der da drinnen in der Kammer ſchlief, hatte keine Ahnung davon, daß der holdeſte liebenswürdigſte Mädchenkopf ſich anſtrengte, auf Mittel zu ſinnen, um ihn hier zurückzuhalten. Es war auch ſchon nach Mitternacht, als Anna endlich einſchlief, doch fand ſie der nächſte Morgen zeitig wach. Das Krähen der Hühner auf dem Hofe hatte ſie geweckt; ſie erkannte, daß ſich das Wetter geändert haben müſſe. Sie freute ſich nicht darüber. Sie hätte ſich für den Tag einen Regenguß gewünſcht, der den geſtrigen womöglich noch übertroffen hätte; wäre die Natur ihr auf dieſe Weiſe zu Hülfe gekommen, ſo hätte ſie mindeſtens einen Tag gewonnen; denn im Regen konnte man den Fremdling, der unter ihrem Dache Schutz geſucht, nicht ziehen laſſen; aber was ſollte ſie machen? Ein ſchöner, heiterer Himmel lachte zum Fenſter hinein, als ſie den erſten Blick hinaus warf. Kein Wölkchen war zu ſehen und ſchon fingen die Tropfen, die noch an den Baumblättern und Gräſern hingen, die Strahlen des am Horizonte leiſe aufſteigenden Sonnenballs zu ſpiegeln an. Das war ein Glitzern, eine fröhliche Pracht über die Erde hingegoſſen, die ſonſt ſo oft ihr Herz entzückt hatte — heute nicht. Allmälig ward's im Jägerhauſe Tag. Anna ging in die Küche, das Frühſtück zu bereiten und mittlerweile waren auch die beiden Männer aufgeſtanden.

Als Anna mit dem Frühſtück in die Stube trat, fand ſie den Fremden bereits in ſeiner wunderlichen Tracht, ſo wie er geſtern angekommen war.

Thut mir den Gefallen, lieber Herr, und überkleidet Euch — ſagte Anna — Ihr könnt ſo nicht umher gehen.

Ja, ja — ſetzte der Vater hinzu — ſie hat Recht, Ihr ſeht aus wie ein Komödiant.

Das mein ich nicht — ſagte Anna — aber die Kleider ſind ja noch ganz naß, ſie kleben Euch ja förmlich an den Gliedern; Ihr könnt' Euch eine Erkältung zuziehen.

Jungfer — ſagte der Fremde mit einem unbeſchreiblich graziöſen Lächeln — ich habe nur Einen Gott und Einen Rock.

Das ſcheint mir ziemlich wahr zu ſein ſagte der Jäger; aber Anna ſagte:

Mir fällt was ein. Probirt einmal ein Jägergewand vom Vater. Ihr habt mit ihm eine Größ' und ſie wird Euch nicht entſtellen.

Entſtellen! — lachte der Alte — beſſer als dieſe komiſche Bajazzo-Kleiduug wird ihm mein Jägerrock immer noch paſſen.

Und inzwiſchen — fuhr Anna fort — häng' ich Eure Kleider zum Trocknen auf.

Anna nahm hierauf aus dem Kleiderſchrank des Vaters einen vollſtändigen Jägeranzug heraus und überreichte ihn dem Fremden mit den Worten: So, jetzt geht und machet raſch, damit das Frühſtück nicht kalt wird.

Der Fremde nahm die Kleidungsſtücke, verfügte ſich in die Kammer, in der er die Nacht über geſchlafen hatte und nach wenig Minuten kehrte er, von Kopf bis zum Fuß als Jäger gekleidet, in die Stube zurück.

Er trug ein hirſchledernes Beinkleid eng anliegend, die grünen Strümpfe weit bis über die Knie heraufgezogen, ebenſo ziemlich hoch hinaufreichende Jagdſtiefel. Der kurze, graue Rock hatte einen grünen Kragen, grüne Aufſchläge, und an den Rändern eine grüne Einfaſſung. Den ebenfalls grün eingefaßten, und mit einer Straußfeder geſchmückten Jägerhut, nahm er beim Heraustreten aus der Kammer vom Kopfe, und hielt ihn in der Hand.

Setzt den Hut einmal auf ſagte der Alte.

Der Fremde that es.

Was ſagſt Du, Anna! fehlt ihm jetzt noch mehr als Hirſchfänger, Büchſe, Taſche und ein Paar Hunde zu einem vollſtändigen Jägersmann?

Anna ſchlug verſchämt die Augen nieder.

Man ſetzte ſich zum Frühſtück, und ließ ſich's wohl ſchmecken.

Nachdem das Frühſtück zu Ende war, ſagte der Jäger zu dem Fremden: Hört' an, ich will Euch einen Vorſchlag machen; da Ihr Euch nun einmal als Jäger maskirt habt, ſo kommt heute mit mir auch in den Wald. Wenn Ihr auch nicht mit Büchſe und Hirſchfänger umzugehen wißt, das ſchad't nichts; wenigſtens erfahrt Ihr's einen Tag, wie es ſich in der Welt als Jäger leben läßt.

Anna brachte einen Hirſchfänger, eine Büchſe, eine Jagdtaſche, und überreichte dieſe Jagdgeräthſchaften dem Fremden, welcher ſich dieſelben ohne Umſtände umhing, und wie er nun, als ein völlig ausgerüſteter Jägersmann daſtand, ſo ſprangen die Hunde um ihn herum, gleich als ob ſie in ihm ihren neuen Herrn und Meiſter anerkennen wollten.

Die beiden Männer gingen auf die Jagd, und Anna machte ſich an ihre Tagesbeſchäftigung. Nachdem ſie einiges verrichtet hatte, knüpfte ſie wie geſtern den Strick an den Aſt eines Baumes, und ſpannte denſelben, indem ſie das andere Ende an einem zweiten Baum befeſtigte. Hierauf hängte ſie die Wäſche und die Kleidung des Fremden zum Trocknen auf.

Kaum war ſie mit dieſer Beſchäftigung zu Ende, als der kleine Chaim des Weges daher kam.

Gott ſei Dank! Das Jägerhaus ſteht noch auf dem alten Fleck — rief der kleine Chaim ſchon aus einiger Entfernung.

Ja, was ſollt's denn weglaufen? — rief Anna zurück.

Aber der Blitz und der Donner! War das eine Nacht! — ſagte klein Chaim, der inzwiſchen herangekommen war.

Ja, es war eine merkwürdige Nacht! — entgegnete Anna.

Was ſind das da für weiße Hoſen mit Silberborten? — fragte klein Chaim, deſſen Blick auf die fremden Kleidungsſtücke fiel.

Anna war ſichtlich in Verlegenheit.

Es ſind Kleider — ſagte ſie — die einem Mann gehören.

Im Ernſt! — ſagte klein Chaim — glauben Sie, daß ich das da für einen Weiberrock angeſehen habe?

Schäker!

Nun ja! ich meinte ja nur, wie dieſe Kleider da her kommen?

Nun, weil ſie ein Mann eben her gebracht hat.

In dem Regen! Der Mann muß viel Eile gehabt haben.

Vermuthlich.

Sind die Kleider zu verkaufen?

Das weniger.

Nicht einmal die Borten? 's iſt echtes Silber! ich bezahl's für echtes Silber!

So? wie viel denn?

Der kleine Chaim nannte die Summe.

Ja — ſagte Anna — ich weiß nicht, ob er ſie hergeben will.

Wer?

Nun, der Mann.

Alſo der Mann iſt noch da?

Er iſt da, und iſt auch nicht da.

Das verſteh' ich nicht. Iſt er vielleicht verſteckt?

Warum nicht gar? Der hat's auch nöthig, ſich zu verſtecken!

Anna! Anna!

Was denn?

Soll ich Dir etwas Neues ſagen?

Nun her damit.!

Du biſt verliebt!

Ich verliebt? vielleicht gar in Dich?

Laß' den Spott! in den Mann!

In den Mann? in welchen Mann?

Der da iſt, und auch nicht da iſt.

Woher weißt Du das?

Ich verſteh' mich darauf.

Und geſetzt, es wär', geht's Jemanden was an?

In der „Gaſſe“ hänſeln ſie mich mit Dir!

Was liegt daran? Das kann Dir ja gleichgültig ſein.

Es wäre mir gleichgültig, wenn Du mir gleichgültig wärſt.

Alſo eine Liebeserklärung, oder gar einen Heirathsantrag? fragte Anna nicht ganz ohne Spott.

Chaim aber ergriff Anna’s Hand und ſagte: Keines von beiden. Hör’ mich an, Anna. Von mir red’ ich nicht. Ich bin ein Jude, und Du biſt Chriſtin. Genug davon. Meine Leidenſchaft will ich tödten, aber den Troſt möcht’ ich haben, daß derjenige, der Dich einmal bekommt, auch werth iſt Dich zu bekommen.

Er iſt es! rief Anna freudig aus.

Chaim aber, der das Zittern ihrer Hand fühlte, ſetzte fort: Du brauchſt nicht zu erſchrecken, Anna, daß Du mir Dein Geheimniß entdeckt haſt. Auf mich kannſt Du Dich verlaſſen. Wer im Stande iſt, ein ſolches Feuer in ſich zu löſchen, wie es in mir brennt, der muß zu einem Menſchen eine große Freundſchaft haben. Willſt Du dieſe Freundſchaft annehmen, ſo verſprich mir Eins, verſprich mir, vor mir nichts geheim zu halten, was Dich innerlich bewegt. Schütt’ mir Dein Herz aus, Anna!

Ja! ja! — ſagte Anna — von Herzen gern! denn ich habe Vertrauen zu Dir.

Während Anna nun dem kleinen Chaim ihr Herz öffnete, und ihm ſchilderte, welche Wandlung ſie ſeit geſtern Abend in ſich erfahren, ſchritten die beiden Männer wohl gemuth durch den Wald.

Von der Sonne, die inzwiſchen beträchtlich an ihrem Bogen aufgeſtiegen war, hatten ſie nichts zu leiden, gegen ihre Gluth ſchützten ſie die dicht belaubten Kronen der Waldbäume, wohl aber fielen, wie ſie ſo unter den Bäumen den knorrig durchwachſenen Fußpfad hingingen, noch manche Regentropfen auf ſie herab, welche an den Blättern hängen geblieben waren und die ſich loslöſten, ſowie ein leiſes Lüftchen durch die Blätter fuhr und dieſelbe in eine gelinde Bewegung verſetzte. Auch war der Boden noch durchweicht, und an vielen Stellen ſtanden Waſſerpfützen, die ſie nur dadurch vermeiden konnten, daß ſie einen Umweg machten, wobei ſie aber durch das naſſe Waldmoos waten mußten. Sie ſtrebten deshalb einer ſonnenhellen Waldeslichtung zu, die ſie auch bald erreichten. Ein Rudel von Hirſchen und Rehen hatte ſich hier gelagert, und der Fremde wunderte ſich, daß die Thiere ruhig liegen blieben, und bei ihrer Ankunft keinerlei Scheu verriethen.

Ich habe mir dieſe Thiere nicht ſo zahm gedacht — ſagte er.

Sie ſind es auch nicht — erwiderte der Jäger — wärt' Ihr allein hierhergekommen, ſie hätten ſich alle längſt erhoben, und kein einziges von ihnen wäre jetzt mehr zu ſehen; aber mich kennen ſie ſchon. Sie wiſſen, daß ich ihnen nichts zu Leide thue, ja, ich kann hier meine Büchſe abfeuern, und es erſchreckt ſie nicht, und ſie laufen nicht davon.

Alſo ſchießt Ihr nie auf dieſe Thiere? — fragte der Fremde.

O ja, das wohl; wir haben des Oeſtren große Jagden im Revier, aber an gewöhnlichen Tagen gehe ich höchſtens auf ein paar Haſen; die Hirſche und Rehe laß ich ungeſchoren. Halt, paßt auf!

Was giebt es?

Es kam mir vor, als hörte ich ein Krachen, wie von fallendem Holz! Das Geſindel kennt meine Gutmüthigkeit, und wagt nun am hellichtem Tag, was es früher, ſo lang mein Waidjung da war, nicht einmal bei Nacht gewagt hat.

Wie meint Ihr?

Nun, der hat keinen Spaß verſtanden. Wenn ihm ein Wilddieb oder Waldfrevler nicht Stand halten wollte, er machte ſich nichts draus ihn anzuſchießen; ich freilich, ich ſcheue Menſchenblut, und das weiß das Pack ſehr gut, und wird nur um ſo kecker und zudringlicher.

Der Fremde ſchwieg und ſchien nachdenklich, der Jäger aber ſetzte fort:

Ihr könnt Euch gar nicht vorſtellen, was man mit dieſen Leuten ausſteht. Zum Glück haben ſie noch vor meinen Hunden einigen Reſpect; hätt' ich die Hunde nicht, die Kerle möchten mir den ganzen Wald, ſo groß er iſt, auf dem Buckel wegtragen. Doch warum ſeid Ihr auf einmal ſo nachdenklich und ſchweigſam geworden? Iſt Euch etwas?

Jäger — ſagte der Fremde — Ihr habt da vorhin ein Wort geſprochen, das will mir jetzt nicht mehr aus dem Sinn.

Hab' ich Euch beleidigt?

Bewahre.

Alſo was denn?

Das, was Ihr ſcheut.

Ja, ich glaub's gern, daß Einer von Menſchenblut nicht einmal ſprechen hören kann. Mein Gott! es iſt ja auch kein Spaß, beſonders für einen Menſchen wie Ihr, der ſein Lebtag keine Büchſe in der Hand gehabt hat.

Ihr irrt Euch, Jäger.

Wie? wärt' Ihr vielleicht gar ein Jägersmann?

Keineswegs der Neuling, für den Ihr mich zu halten ſcheint.

Ihr ſcherzet.

Ich will Euch eine Probe geben.

Das wäre?

Doch wozu? warum auch aus Uebermuth das Blut eines unſchuldigen Thieres vergießen. Ich will Euch eine andere Probe geben, eine Probe meines Vertrauens. Jäger! Ihr ſeid der erſte Menſch in der Welt, der mich freundlich aufgenommen, ohne nach meinem Namen und meinen Verhältniſſen zu fragen.

Ja, hab' ich denn ein Recht dazu?

Gewiß habt Ihr's!

Da ſchau Einer das vermaledeite Mädel an! was die mir nicht noch Alles einreden wird.

Was ſagt Ihr da?

Ei nichts, ich meinte nur ſo, weil Ihr ſagtet, daß ich das Recht hab'.

Ja, Ihr habt's, aber daß Ihr davon keinen Gebrauch gemacht habt, das ſtößt mir zu Euch ein ungeheures Vertrauen ein.

Die beiden waren auf ihrer Streiferei durch den Wald aus der Lichtung, in der wir ſie vorher geſehen haben, längſt wieder in das Dickicht des Waldes eingetreten, und gleich, als ob es hier noch nicht dunkel genug wäre, zog der Fremde den Jäger von dem ausgetretenen Fußweg ab, nach der Seite hin, an eine noch dunklere Stelle, und hier ſagte er: So wißt denn, ich hab' Menſchenblut vergoſſen.

Der alte Jäger war kein furchtſamer Mann, doch trat er bei dem furchtbaren Geſtändniſſe des Fremden ſchaudernd einen Schritt zurück, und war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Auch der Fremde zitterte, nachdem er das ſchauerliche Wort geſprochen, und ſo ſtanden denn die beiden Männer eine geraume Weile ſchweigend einander gegenüber.

Kommt — brach endlich der Jäger das ſchauerliche Schweigen -- verlaſſen wir dieſen düſtern Ort.

Ihr fürchtet Euch doch wohl nicht gar vor mir?

Ich fürchte keinen Einzelnen; denn Einer bin ich auch.

Aber Ihr denkt ſchlecht von mir; Ihr haltet mich wohl gar für einen Mörder?

Ihr ſeid ein räthſelhafter Menſch. Ihr habt Menſchenblut vergoſſen und fragt, ob ich Euch für einen Mörder halte! Seid Ihr denn etwa ein Scharfrichter?

Kommt Jäger, Ihr ſollt meine Geſchichte hören, und dann urtheilt über mich.

Die beiden Männer verließen nun das finſtere Waldesdickicht, und ſchritten wieder einer Lichtung zu. Als ſie in die Lichtung heraustraten, und das helle Sonnenlicht vom blauen Himmel auf ſie niederfiel, da athmeten ſie beide ordentlich auf. Sie waren in der Nähe der Waldruine.

Es iſt hier eine alte, verfallene Ritterburg in der Nähe — ſagte der Jäger — dort laßt uns hingeh'n. Der Platz wird zu Eurer Erzählung trefflich paſſen; denn ich muß Euch ſagen, ich bin auf eine ſchauerliche Mordgeſchichte gefaßt. Ihr ſonderbarer Menſch habt mir ſeit geſtern Abend ſchon viel zu denken gegeben.

Sie erreichten in Kurzem die alte Ritterburg. Vorn neben dem eiſernen Gitterthor vor dem äußern Hofraum, über welchem einige mächtige, aus Stein gehauene Hirſchköpfe ihre Rieſengeweihe in die Luft hinausſtreckten, war eine niedere roh behauene Steinbank. Auf dieſe Steinbank ſetzten die beiden Männer ſich nieder. Die Kühlung, welche aus dem Steine den Männern in die Glieder fuhr, wirkte gar wohlthätig, die kurz vorher erlebte Aufwallung in Etwas abzudämpfen, und der Fremde begann in ruhigem Tone:

Ich bin weder ein Mörder, noch ein Scharfrichter; ich bin ein Offizier der franzöſiſchen Armee.

Ein franzöſiſcher Offizier ſind Sie? fragte der Alte reſpektvoll verdutzt, ſchüttelte aber doch dabei ein wenig ungläubig das Haupt.

Halt, erwiderte der Fremde, jetzt bin ich es freilich nicht mehr! ich war es aber, und es iſt noch kein Jahr her, ſeitdem ich in meinen Epauletten dem großen Kaiſer in Paris von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber geſtanden.

Wie? dem Napoleon ſelbſt? wirklich, den habt Ihr geſehen?

So deutlich wie ich Euch hier ſehe.

Merkwürdiger Menſch! wer hätte das in Eurer ſpaßigen Comödiantenkleidung ſuchen ſollen? brummte der alte Jäger. Erzählt, erzählt! fügte er raſch hinzu, ich brenne vor Begierde, Eure Geſchichte zu hören.

Ihr wißt vielleicht, ſagte der Fremde, was ein Duell iſt!

Ob ich's weiß, erwiderte der Jäger, ein Unſinn iſt es. Da ſitzen zwei ganz heiter beiſammen und ſind die beſten Freunde von der Welt. Der Eine ſagt mit einem Mal eine Dummheit, der Andere giebt eine Sauerei darauf zurück und die Geſchichte iſt fertig. Man iſt beleidigt, man fordert heraus und da laufen nun die beiden Narren in ihrem Zorn hin, um ſich gegenſeitig todt zu ſchlagen Iſt's nicht ſo? — Unſinn! wie wenn bei ſolcher Metzelei auch etwas Vernünftiges herauskommen könnte.

Guter Mann, ſprach der Fremde, Ihr habt mir in wenig Worten meine eigene Geſchichte erzählt.

Ein Duell alſo habt Ihr gehabt?

So iſt es.

Und ſeid nicht todt geſchlagen worden?

Hätt' er das Glück gehabt, hätt' er mich erſchlagen; ſo hab' ich das Glück gehabt und hab' ihn erſchlagen!

Ein ſchönes Glück das! einen Menſchen todt ſchlagen!

Nicht wahr? ja das ſag' ich heute auch; aber damals, was hätte ich machen ſollen? Ich hatte nur die eine Wahl: Er oder ich, einen dritten Fall hat's nicht gegeben.

Was Ihr hättet machen ſollen? Unſinn! Nicht ſchlagen! um keinen Preis.

Ihr könnt' leicht reden. Ihr lebt hier auf Eurem Jägerhaus in friedlich ſtiller Zurückgezogenheit. Von den heftigen Stürmen des Lebens bleibt Ihr unberührt. Das geht aber ganz anders her auf dem großen Schauplatz der Welt. Ein Offizier darf kein Duell zurückweiſen, ohne in den Augen ſeiner Kameraden ehrlos zu erſcheinen!

Ja, ja, ja! ſagte der Jäger, mit der Hand eine heftig abwehrende Bewegung machend, ich weiß, ich weiß, ich kenne ja den Unſinn: Wenn er ſich nicht ſchlägt, iſt er ehrlos, und wenn er ſich ja ſchlägt, nun was dann dabei herauskommt, das ſeht Ihr nun —

Nur zu gut.

Da hat Einer einen lebendigen Menſchen todt geſchlagen wegen einer Dummheit für nichts und wider nichts und läuft dann hin durch die Welt als ein —

Flüchtling ohne Ruh' und ohne Raſt. Sprecht's nur heraus das Wort. Es iſt ganz mein Fall. Wie Kain, nachdem er ſeinen Bruder Abel erſchlagen, bin ich gezwungen, unſtät und flüchtig durch die Welt zu irren, ohne irgendwo eine Ruheſtätte zu finden. Ihr, Jäger, ſeid der erſte Menſch, dem ich mich entdecke, denn Ihr habt mir Vertrauen eingeflößt, wie noch Keiner; jetzt urtheilt über mich, wie Ihr könnt.

Und Ihr ſollt das auch nicht umſonſt gethan haben.

Ihr ſeid mir fremd, aber Euer Schickſal geht mir nahe. Wenn Ihr meinen Vorſchlag annehmen wollt, ſo ſollt Ihr nicht mehr unſtät und flüchtig durch die Welt zu irren brauchen. Ich biete Euch eine Freiſtätte.

Iſt das Euer Ernſt?

Seid Ihr vielleicht zum Spaßen aufgelegt? ich nicht. Hört mich an. Die Sache wird leichter gehen, als es es ſcheint. Das Mädel hat mit der Jägerkleidung da einen guten Einfall gehabt, der ſoll uns zu Statten kommen. Ihr legt die Jägerkleidung die Ihr da an habt, gar nicht wieder ab. Ich — nun man ſieht es ja — ich werde mit jedem Tage älter, ich brauch' nun wieder einen Waidjung — Ihr ſeid es, Punktum!

Wie ſoll ich Euch danken für ſo viel Güte und Menſchlichkeit?

Wie Ihr mir's danken ſollt, das will ich Euch ſagen. Laſſet meine Anna nichts wiſſen von dem, was Ihr mir erzählt habt. Sie iſt ein gutes Kind, ſie iſt gar mitleidig und theilnahmvoll. Sie wird Euch oft fragen, wie es Euch in früheren Jahren ergangen, ehe Ihr zu uns auf's Jägerhaus gekommen ſeid. Laſſet ſie nichts merken! Wenn die's erfährt, daß ein Menſch, der einen anderen Menſchen erſchlagen, unter unſerm Dache lebt, ſie hätt' von der Minut' an keine ruhige Stund' mehr. Alſo Maul halten! verſtanden? Im Uebrigen werdet Ihr bei mir nicht beläſtigt ſein; unter dieſer Waidmannskleidung wird kein Menſch einen entlaufenen franzöſiſchen Offizier vermuthen. Eure Hand! Und halt! Noch Eins! Wie heißt Ihr? — darnach muß ich Euch doch noch fragen.

Nennt mich Franz! ſagte der Fremde, indem er dem Jäger die Hand reichte.

Die beiden Männer erhoben ſich ſodann von der Steinbank. Es war Zeit, an die Rückkehr in's Jägerhaus zu denken. Die Sonne hatte einen beträchtlichen Theil des abſteigenden Bogens zurückgelegt und die Wanderer durften keinen Umweg machen und mußten tüchtig ausſchreiten, wenn ſie das Jägerhaus noch vor Sonnenuntergang erreichen wollten.

Als ſie dem Jägerhauſe nicht mehr fern waren, und die vorauseilenden Hunde ihre nahe Ankunft verkündigten, lief ihnen Anna entgegen.

Nun, wie iſt's Euch bekommen im Wald? fragte Anna den Fremden.

Danke, Jungfer! erwiederte dieſer, ſehr wohl.

War Euch die Büchſe nicht zu ſchwer?

Kreuz-Mädel, ſagte der Alte, woher haſt Du's denn auch wiſſen können, daß er ein gelernter Jäger iſt?

Was? ein gelernter Jäger? fragte Anna überraſcht.

Was denn? ſprach der Alte.

Und habt Ihr auch einen guten Schuß gethan? fragte ſie weiter.

Der Alte aber antwortete ſtatt ſeiner: Einen guten

Schuß? das will ich meinen; ich hab' ihn dafür zu meinem Waidjung' gemacht.

Nicht möglich!

Nicht möglich? warum denn nicht?

Zu Deinem Waidjung?

Gewiß! Franz bleibt bei uns!

Franz heißt er? fragte Anna und lief verſchämt davon.

Der Vater aber rief ihr nach: Heda, Anna! Du wirſt doch inzwiſchen in der Küche nicht müſſig geweſen ſein. Wir bringen einen ſchrecklichen Hunger mit. Mach raſch. Du weißt, was der da leiſten kann. Du haſt's geſtern Abend ſchon geſehen.

Kurz darauf ſaßen die beiden Männer und Anna beim erquickenden Mahle.

Franz — ſo wollen wir den Fremden fortan nennen — war nun die zweite Nacht im Jägerhauſe. Wie verſchieden war ſie von der erſten! Geſtern draußen vor dem Fenſter in Sturm und Regen als ein Schutz- und Obdachloſer, Unterkunft ſuchend für eine Nacht, mit Mißtrauen empfangen und aus Mitleid aufgenommen, hatte er heute bereits hier eine neue trauliche Heimath gefunden, wo er ſich behaglich einrichten konnte. Geſtern noch ein Fremdling, ein Flüchtling, verlaſſen von aller Welt, und im Genuß der kurzen Raſt ſchon an die Mühſeligkeiten der weitern Irrfahrt denkend, hatte er ſich heute bereits das Wohlwollen und die Liebe guter Menſchen erworben, die das Beſtreben zeigten, ihm das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen. Freilich wußte er noch nicht, was Anna für ihn fühlte; aber war es denn nicht ſchon an dem genug, was ſie ihm Gutes und Liebes erweiſen konnte, ohne ihr innerſtes Gefühl zu verrathen?

Die vier Menſchen — wir dürfen nämlich den kleinen Chaim, der ſo zu ſagen halb und halb zum Jägerhauſe gehörte, nicht außer Acht laſſen — ſtanden einander mit ſo eigenthümlichen Beziehungen gegenüber, daß es wohl der Mühe nicht unwerth iſt, dieſe ihre gegenſeitige Stellung ein wenig in's Auge zu faſſen.

Anna vermochte ſich nicht zu erklären, wie es gekommen ſein mag, daß der Vater den Fremden im Hauſe zu behalten beſchloſſen. Welche Beweggründe ihn beſtimmt haben mögen, ſie hätte vergebens geſucht, es zu errathen. So viel ſtand für ſie zwar feſt, daß etwas Wichtiges, ja etwas Außerordentliches zwiſchen den beiden Männern abgemacht worden ſein müſſe; denn der Vater hatte ja gar nicht daran gedacht, ſich wieder einen Waidjungen zu nehmen, woher kam ſo plötzlich dieſer Entſchluß? Auch ſchien ihr der Fremde, trotz der Verſicherung des Vaters, daß Franz ein gelernter Jäger ſei, doch nicht von Kindesbeinen an, das Jägerhandwerk getrieben zu haben. Ein Jägerkind hat für derlei ein gar gutes Auge, beſonders, wenn dieſes Jägerkind ein verliebtes Mägdlein iſt, welches den neuen Waidjung mit etwas mehr Aufmerkſamkeit, als gerade nöthig iſt, betrachtet. Sie konnte aus der Sache nicht klug werden. Der Vater beobachtete über die Scene im Walde ein unverbrüchliches Stillſchweigen und ſie konnte aus ſeinen Reden auch nicht ein Wort herausfinden, das ihr als eine Handhabe, als eine Art von Schlüſſel hätte dienen können. Fragen mochte ſie den Vater durchaus nicht; aus mehr als einem Grunde. Erſtens war ſie es ſelbſt geweſen, die dem Vater das Verſprechen abnahm, den Fremden nicht nach ſeinen Verhältniſſen zu fragen; ſie mußte jetzt dem Vater den Beweis liefern können, daß ſie ſich ſelbſt auch die Strenge aufzuerlegen im Stande ſei, die ſie von ihm verlangt hatte; zweitens war ſie in Furcht, durchei ne unzeitige Frage, dem Vater gegenüber, eine größere Theilnahme für den Fremden bloßzulegen, als der Jägerstochter für den Waidjung gebührt. Sie konnte die Sache ſo ganz und gar nicht begreifen, daß ſie oft bei hell-lichtem Tage zu träumen wähnte. Oder war es vielleicht auch nicht merkwürdig genug, daß ein wildfremder Menſch da bei Nacht in Sturm und Regen um Einlaß bittet, daß der Vater ihn mindeſtens für einen Räuber oder Straßendieb hält, daß er ihm mit geladener Büchſe und einem halben Dutzend behender, kräftiger Hunde an der Seite, kurz nur mit der äußerſten Vorſicht den Einlaß gewährt, daß ein Menſch in der ſeltſamſten und lächerlichſten Tracht von der Welt zur Thür hereintritt, und daß er in eben dieſem Augen=

blicke im Stande iſt, ihr Herz zu rühren, wie es noch nie gerührt worden war, daß er trotz dieſer lächerlichen Tracht ſie in einer Weiſe bewegt, wie ſie noch nie durch den Anblick eines Mannes bewegt worden, daß ſie ſelber den innern Werth dieſes Mannes ſogleich erkannt, oder mit ihrem weiblichen Ahnungsvermögen zu erkennen glaubt, daß ſie daher auf Mittel ſinnt, den Fremden hier zurückzuhalten, und daß ein Auskunftsmittel, welches ihr beim Anblick ſeiner durchnäßten Kleider durch den Sinn fährt und von welchem ſie ſich höchſtens Verlängerung ſeines Aufenthalts um einen Tag verſprechen kann, daß dieſes ſelbe Auskunftsmittel hinreichend geweſen ſei, den heißeſten Wunſch ihres Herzens zu erfüllen, und den geliebten Mann, den ſie nun nicht mehr miſſen konnte, dauernd an das Haus ihres Vaters zu feſſeln? Sollte es ſie vielleicht nicht Wunder nehmen, daß ſie ohne Kampf erreicht, was nur durch einen hartnäckigen Kampf und ſelbſt dann noch nicht gewiß erreichbar ſchien? ſollte ſie nicht zu träumen wähnen, daß ihr das Glück wie ein Traum, wie ein Geſchenk vom Himmel herab in den Schooß gefallen? Aber wie unbegreiflich ihr die Sache auch erſcheinen mochte, das Glück, welches ſie empfand, war ſo groß, daß ſie es genoß, ohne es durch den Gedanken, woher es gekommen ſei, zu trüben. Genug für ſie, es war da, und ſie nahm es mit dankbarem Gemüthe hin.

Franz hätte aus der großen Welt, in der er vorher gelebt hatte, viel weniger Erfahrungen in die kleine, ſtille Jägerhütte mitbringen müſſen, um nicht aus hunderterlei Anzeichen die entzückende Entdeckung zu machen, daß er von dem liebreizendſten Geſchöpfe der Welt wahr und warm geliebt werde: er wäre aber dieſer Liebe nicht würdig geweſen, wenn er ſeine Entdeckung dazu benutzt hätte, die für ihn erwachte Leidenſchaft zu einem bloßen Spielzeug ſeiner Laune zu machen; er war ein zu aufrichtiges Gemüth, als daß er von ſoviel Liebe und Güte, von ſoviel Schönheit des Geiſtes und des Körpers nicht hätte innerlichſt gerührt werden ſollen, und was denn geſchehen mußte, geſchah. Zwei Herzen, die zu einander gehörten, und die einander entgegenſchlugen, hatten ſich bald gefunden und verſtanden. Mit dem erſten Kuß, den der kühne Mann auf die zitternden Lippen des leidenſchaftlich erregten, aber ſchüchternen Mädchens drückte, war der Bund ihrer Herzen für alle Zeiten geheiligt.

Der alte Jäger und der kleine Chaim befanden ſich, dem liebenden Paare gegenüber, in einer ähnlichen und doch wieder gänzlich verſchiedenen Situation.

Menſchen, die ein Geheimniß zu bewahren wiſſen, denen ein ihnen anvertrautes Geheimniß heilig iſt, zehren an einer gewiſſen inneren Freudigkeit mit der ſich ſo leicht keine andere freudige Empfindung vergleichen läßt. Sie ſind ſelten, dieſe Menſchen, die da neben uns umher gehen mit einem Heiligthum im Herzen und kein Hauch ihres

Mundes verräth, was ſie im innerſten Buſen bewahren. Der alte Jäger und der kleine Chaim gehörten zu dieſer ſeltenen Menſchenklaſſe. Wie der Jäger das Geſtändniß des Fremden in ſich einſchloß, ſo wußte Chaim Anna's Geheimniß feſt zu halten, daß ihm auch nicht der kleinſte Zipfel deſſelben entwiſchte. Wenn er da war auf dem Jägerhauſe, wenn ſie nach des Tages Mühen manchmal alle Viere ſo beiſammen ſaßen und Franz und Anna in unbefangener Weiſe von den gleichgültigſten Dingen mit einander ſprachen, als ob ſie ſich nicht viel Wichtigeres zu ſagen hätten, da mochte der alte Jäger bei ſich wohl denken: Wenn die wüßte, was ich weiß! Nicht minder mochte in einem ſolchen Momente der kleine Chaim den Gedanken hegen: Wenn der Alte ſeiner Tochter ſo auf den Grund des Herzens ſehen könnte, wie ich es thue.

Waren die beiden aber einander ähnlich in der Feſthaltung des jeweiligen Geheimniſſes, ſo unterſchieden ſie ſich doch deſto mehr in dem Grade der Beobachtung.

Der Jäger hatte zwar Erfahrung genug, um zu wiſſen, wohin es in der Regel führt, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen unter einem Dache wohnen, zumal wenn das Haus, wie hier, in einiger Entfernnng von dem Städtchen ſteht, und die jungen Leute ſo auf einander mehr als unter anderen Umſtänden angewieſen ſind. Das war auch die Rückſicht, die ihn beſtimmt hatte, vor einigen Jahren, zu einer Zeit, da er die körperliche

Entfaltung ſeiner Tochter mit väterlichem Wohlgefallen zu betrachten anfing, den Waidjung, den er bis dahin zur Aushülfe in ſeinem Geſchäfte gehabt hatte, aus dem Haus zu geben. Dieſe Rückſicht ließ er jetzt plötzlich fallen, das Gefühl der Menſchlichkeit, einem obdachlos herumirrenden Mann, der durch Unglück in eine ſo ſchutz- und hülfloſe Lage getrieben worden war, eine Raſt- und Ruheſtätte anzubieten, hatte dieſe Rückſicht überwogen. Er hätte dem Fremden ſein Haus nicht verſchloſſen, auch wenn er ſich gemüſſigt geſehen hätte, denſelben auf Schritt und Tritt zu überwachen; merkwürdigerweiſe aber fühlte er gerade gegen den Mann, den er nur unter den äußerſten Vorſichtsmaßregeln in ſein Haus eingelaſſen, von der Stunde an, da dieſer ſich ihm im Walde in ſo offenherziger Weiſe entdeckt hatte, auch nicht mehr das leiſeſte Mißtrauen; auch war Anna ja inzwiſchen um einige Jahre älter geworden, und er konnte — ſo war wenigſtens ſeine Meinung — ſich auch jetzt ſchon auf ihre eigene Klugheit verlaſſen. So kam es, daß er die Empfindungen, die zwiſchen Franz und Anna ausgetauſcht wurden, nicht im Mindeſten zu belauſchen ſchien.

Ganz anders ſtanden die Dinge, wie ſie der kleine Chaim anſah. Das unſcheinbare Männlein hatte einen ziemlich reſpectablen Verſtand; und da er dieſen nicht anzuſtrengen brauchte, um eine Beziehung zu entdecken, die für ihn ganz offen da lag, ſo konnte er ſeine ganze Kraft darauf conzentriren, den räthſelhaften Mann mit prüfendem Auge zu beobachten. Daß Anna den Fremden liebte, nahm ihn, ſobald er denſelben das erſte Mal geſehen hatte, wenig Wunder. Er fand es vollkommen begreiflich, was ein Mann wie dieſer, in deſſen Geſicht und Haltung der Stempel überragender Eigenſchaften ausgedrückt war, auf ein ſo lebhaftes und empfängliches Gemüth wie Anna für einen Eindruck machen müßte. Mehr wunderte er ſich über das Wohlwollen, mit welchem der Jäger den Fremden behandelte. Woher rührt dies? — fragte er ſich. — In welchem Verhältniß ſtehen die beiden Männer zu einander? was mag es für eine merkwürdige, geheime Beziehung ſein, die den alten Mann an den Fremden feſſelt, und was kann eine Verbindung wie dieſe in ſo kurzer Zeit, und unter ſo abſonderlichen Umſtänden bewirkt haben?

Allerdings hatte Anna — wie wir uns erinnern — ſich ähnlich lautende Fragen geſtellt. Allein der Unterſchied iſt nur zu klar. Anna beruhigte ſich über ihre Fragen bald durch das Glück, das ſie empfand. Nicht alſo der kleine Chaim. Er wurde von dieſen Gedanken, die da in ihm auftauchten, gepeinigt. Anna nahm das Unbegreifliche der Lage mit jenem kindlichgläubigen Gemüthe hin, mit welchem das Wunder erfaßt, und doch nicht begriffen wird. Nicht alſo der kleine Chaim, er wälzte in ſeinem Gemüthe die Zweifel hin und her, und forſchte emſig, um eine

Spur zu entdecken, die zur Aufklärung des Räthſels führen könnte.

Anna gab ſich dem fremden, unbekannten Mann mit der vollen Gluth ihres jungfräulichen Herzens im frageloſen Vertrauen hin; nicht alſo der kleine Chaim, welcher ſich halb und halb durch die Dazwiſchenkunft des Fremden aus einem Herzen verdrängt glaubte, in welchem er freilich in dem Sinne, wie er es gemeint, eigentlich niemals gelebt hatte. Chaim konnte bei den oben aufgeworfenen Fragen nicht ſtehen bleiben. Sie führten auf weitere Fragen zurück: Wer iſt der Fremde? Wo kommt er her? Warum gerade in einer ſo ſtürmiſchen Nacht? Warum in einer ſo ſonderbaren Tracht, wie diejenige, die er geſehen, als Anna die Kleider des Fremden zum Trocknen aufgehängt hatte? Alle dieſe Fragen, und noch viele andere beſchäftigten lebhaft ſeinen Geiſt, und er verabſäumte keine Gelegenheit, den Fremden zu beobachten. Jedes Wort, das derſelbe ſprach, wurde von dem kleinen Chaim auf die Goldwage gelegt, überall unterſucht, ob ſich nicht irgendwie ein Wort anders deuten laſſe, als es ſcheinbar gemeint ſei, und ſo kam es, daß Franz, der von dem alten Jäger mit äußerſtem Wohlwollen behandelt und von Anna mit der glühendſten Leidenſchaft geliebt wurde, ſich inmitten dieſes Paradieſes auf Erden von einem Engel mit flammenden Schwerte bewacht ſah, der bereit ſchien, ihn bei der erſten, beſten Gelegenheit aus demſelben zu vertreiben. Denn es konnte Franz nicht entgehen, in welcher Weiſe der kleine Chaim ſein prüfendes Auge des Oeftern auf ihn gerichtet hielt.

Es war einmal die Rede von Waldgeiſtern, von Waſſergeiſtern, von Nixen und Wichtelmännlein und derartigen Spuckgeſtalten; die Rede kam auf Zwerge und Rieſen.

Das Zwergvolk, ſagte Franz, iſt ein hinterliſtiges Völklein. In ſo einem kleinen unſcheinbaren Kerlchen ſteckt mehr Verſchlagenheit, als in dem ganzen Menſchengeſchlecht.

Dabei warf er einen verächtlichen Blick auf den kleinen Chaim. Dieſer aber ſagte:

Wie ſoll es denn anders ſein? Der Zwerg hat keine Kraft in ſeinen Gliedern, ſeine Kraft ruht in ſeinen Gedanken. Wie ſollte er anders auch den Kampf mit einem Rieſen aufnehmen, wenn er nicht ſtrebt, ihn zu überliſten.

Ein verächtliches Volk! ſagte Franz, das im offenen Kampf nichts ausrichtet, und daher immer im Geheimen herum ſpionirt. Der Rieſe iſt offen, und giebt ſich, wie er iſt. Er thut es im Bewußtſein ſeiner Kraft, auf die er ſich verlaſſen kann.

Und doch, ſagte der kleine Chaim ſpöttiſch, giebt es auch manchmal einen Rieſen, der ſehr wenig offen iſt, und der ſich ſehr wenig giebt wie er iſt; der im Gegentheil ſehr viel geheim zu halten ſcheint.

Wie meint Ihr das, Chaim? fragte der alte Jäger.

Nun, ich meine, ſagte Chaim mit ſchlauem Lächeln, daß es Ausnahmen von der Regel giebt. Ihr wißt ja Meiſter Jäger! Keine Regel ohne Ausnahme.

Ein andermal war die Rede von den verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen.

Der Handel, bemerkte Franz, iſt eine Nothwendigkeit, aber ich möchte kein Handelsmann ſein. Ein Menſch, deſſen ganzes Trachten darauf gerichtet iſt, Gewinn zu erzielen, muß nothwendig immerfort auf Mittel denken, den andern zu übervortheilen, und ſein Gemüth wird enge und voll von Selbſtſucht.

Sagt mir, Herr Waidjung! mit Verlaub — erwiderte Chaim — welcher Menſch denn eigentlich keinen Handel treibt? Der Eine handelt mit Kopftüchern, Bändern, Cattun und Leinewand oder mit alten Kleidern, ein anderer handelt mit Empfindungen; und wenn ein ſolcher dieſelben für echt ausgiebt, und bei ſich weiß, daß ſie unecht ſind, ſo iſt er ein ärgerer Betrüger, als der größte Falſchmünzer. Scheltet mir darum meinen Handel nicht, ich ſage Euch, es kann auch ein kleiner Handelsmann das Herz auf dem rechten Fleck haben, und oft hat er's mehr, als mancher Andere, der ſtolz auf ihn herabſieht.

Wieder ein andermal war die Rede von der Jagd. Franz ſagte:

Wir Menſchen nehmen uns doch eigentlich den Thieren gegenüber ſehr viel heraus. Wir ſind recht grauſam gegen die Thiere. Mit welchem Rechte tödten wir ſie?

Ihr ſeid kein rechter Jäger, mit Verlaub! — ſagte Chaim — man möchte meinen, wenn man Euch ſo reden hört, daß Ihr noch nicht lange Zeit Jäger ſeid. Welchem Jäger, der an ſein Handwerk gewöhnt iſt, wird ein ſolcher Gedanke kommen. Er ſchießt auf Haſen, Hirſche und Rehe, wie der Tiſchler ſein Holz zerſägt, ohne viel zu denken. Wird der auch fragen, ob's dem Holz weh thut?

Ein Thier und ein Stück Holz iſt aber doch zweierlei — meinte Anna, die Parthie ihres Franz ergreifend — eine Grauſamkeit bleibt es doch immerhin.

Grauſamkeit hin, Grauſamkeit her — erwiderte Chaim — es giebt Leute, die ſo weichmüthig ſind, daß ſie in Ohnmacht fallen, wenn ſie ein Hühnchen ſchlachten ſehen, oder wenn ſich der Nachbar einen Schnitt in den Finger giebt. Glaubt Ihr, daß ſolche Leute immer die beſten Menſchen ſind.

Ein Zeichen von Gutmüthigkeit, meinte Anna, wird es doch wohl ſein!

Nicht im Geringſten, erwiderte Chaim, höchſtens ein Beweis von ſchwachen Nerven.

Meint Ihr, daß ich ſchwache Nerven habe? — fragte Franz mit Ironie.

Chaim aber erwiderte: Oho, wer ſpricht von Euch? Könnt Ihr denn kein Blut ſehen?

Eine ähnliche Wendung nahmen die Geſpräche oft, wenn Chaim auf dem Jägerhauſe ſich einfand. Franz fühlte in deſſen Nähe ein unheimliches Bangen, und drückte dieſe Empfindung dem alten Jäger gegenüber auch aus.

Ich weiß nicht, ſagte er, ich habe gegen dieſen Menſchen eine unüberwindliche Abneigung. Weiß Gott, er hat mir doch nie etwas zu Leid gethan, aber jedes Wort, das er ſpricht, ärgert mich, und iſt mir ein Stich in's Herz.

Ihr thut ihm Unrecht, Franz! ſagte der Jäger, der kleine Chaim iſt der harmloſeſte Menſch von der Welt, und gewiß, nichts liegt ihm ferner, als Euch zu beleidigen.

Aber ſeine Worte ſind ſo ſpitzig!

Ah, Ihr müßt nicht vergeſſen, daß er ein Jude iſt. Die Juden haben das Eigenthümliche, daß ſie Alles mit einem gewiſſen Nachdruck ausſprechen, und dann kommt es denn ſo ſpitzig heraus; dem liegt aber durchaus keine böſe Abſicht zu Grunde.

Meint Ihr, Jäger, meint Ihr wirklich?

O gewiß! Dann müßt Ihr auch nicht vergeſſen, daß die Juden ja doch eigentlich ein gedrücktes Volk ſind, daher ſind ſie leicht verletzt, und zahlen gern gleich zurück, wenn ſie ſich verletzt glauben.

Wie kommt es aber, daß Alles, was er ſpricht, ſo ausſieht, als ob er damit eine Beziehung auf meine Perſon, eine Anſpielung auf meine Vergangenheit ausdrücken wollte? Iſt Euch das nicht ſchon öfter aufgefallen?

Das kommt Euch nur ſo vor, nur Ihr findet dieſe Beziehungen und Anſpielungen, weil Ihr Alles, was er ſpricht, auf Euch bezieht. Wer einen zerriſſenen Stiefel trägt, meint, die ganze Welt ſieht es, weil er es weiß; die Welt kümmert ſich aber ſehr wenig um ſeinen Stiefel. Wie ſollte er auch auf Euch eine Anſpielung machen können? Ihr habt doch keinem Menſchen, außer mir, Euer Geheimniß anvertraut! Nun, dann müßte ich ja geplaudert haben! Glaubt Ihr, daß ich ein Schwätzer bin?

Bewahre! aber den Menſchen halte ich für einen Spion.

Geht, ich muß lachen über Euch. Der kleine Chaim und ein Spion.

Franz konnte desungeachtet ſeine Antipathie gegen den kleinen Chaim nicht los werden. Der Anblick dieſes Menſchen verdarb ihm das ſchöne Glück, das er ſich hier in dem ſtillen unbemerkten Winkel der Erde aufgebaut, oder das für ihn vielmehr von liebenden Händen errichtet worden war.

Eines Tages ſaß Franz, ſeiner Gewohnheit gemäß ſinnend unter einem Baume in der Nähe des Jägerhauſes, und folgte ſo mit dem Auge der muntern Thätigkeit ſeiner Anna, welche, von Hektor und Achilles begleitet, bald in das Haus hineinging, bald wieder herauskam, je nachdem ſie drinnen oder draußen beſchäftigt war.

Der kleine Chaim kam daher geſtiegen, und ſchritt gerade auf Franz zu. Die beiden Männer waren das erſte Mal allein mit einander, und der kleine Chaim beſchloß ſogleich, dieſen günſtigen Moment zu benutzen.

Ich komme heut' zu Euch, ſagte das kleine Männlein, ich möcht' einmal auch mit Euch ein Geſchäftchen machen.

Ich hab' nichts zu verſchachern ſagte Franz.

Vielleicht doch, ſetzte der kleine Chaim fort, ohne ſich durch die abweiſende Antwort des Waidjung einſchüchtern zu laſſen. Ich muß Euch nämlich erzählen, daß ich mir einen neuen Gebet-Mantel gekauft habe, bei uns in der Synagoge nennt man das einen Tallis — —

Nun, was geht das mich an? fragte Franz ungeduldig.

Zu meinem neuen Tallis, ſetzte der kleine Chaim fort, brauch' ich ſilberne Treſſen zum Aufputz. Verkauft mir die Eurigen.

Was red't Ihr da für dummes Zeug?

Ich zahl' ſie Euch gut. Ihr werdet ſehen, ich will

Euch nicht betrügen. Ich zahl' Euch genau, was ſie werth ſind.

Aber was wollt Ihr von mir? Seid Ihr toll?

Nun, wie ſich der Herr Waidjung nur verſtellen kann. Ihr werdet doch die Treſſen nicht ſchon verkauft haben.

Was für Treſſen zum Teufel?

Nichts zum Teufel, was haben die Treſſen mit dem Teufel zu thun? Die Treſſen ſollen ja kommen auf meinen neuen Tallis! wenn ſie auch bis jetzund ſind geweſen der Aufputz einer weißen Hoſe.

Kerl! Ihr ſeid ein Spion! ſchrie Franz unüberlegt. Er ſollte dieſes in der Hitze geſprochene Wort zu bereuen aber auch ſogleich Urſache haben, denn der kleine Chaim antwortete ruhig:

Ich ein Spion? Auch möglich! und wenn ich einer bin, was geht es Euch an? Habt Ihr Urſache, Euch vor einem Spion zu fürchten? und wenn ich ein Spion bin, laßt mich ein Spion ſein! Von deswegen könnt' Ihr mir die ſilbernen Treſſen von Euren weißen Hoſen doch verkaufen.

Hund, ich ſchieß' Dich nieder, — ſchrie Franz wüthend.

Oho! — ſagte klein Chaim ruhig — iſt das die Gutmüthigkeit, welche glaubt, gegen die Thiere grauſam zu ſein? Iſt das Eure Jäger-Philoſophie, welche ſich fragt, mit welchem Recht wir die Thiere tödten? Alſo einen Menſchen niederzuſchießen wärt' Ihr bereit, ohne Euch lange nach dem Recht zu erkundigen? Seid kein Narr! ich fürcht' mich nicht vor Eurer Büchs; denn wir leben da zwar in einem Wald, aber doch nicht außer der Welt. Bedenkt nur, wie es Euch dann ergehn' möcht' Ihr müßtet ja im beſten Fall als Flüchtling herumlaufen durch die Welt, und hättet keine ruhige Stund'.

Hört auf! furchtbarer Menſch!

Ihr gebt mir viel Titel in einer halben Stund'! Was bin ich bis jetzt nicht ſchon Alles geweſen? ein Kerl und ein Spion, und ein Hund und ein furchtbarer Menſch. Der letzte iſt mir der ſchmeichelhafteſte; aber viel müßt Ihr auf dem Gewiſſen haben, wenn ein ſolcher Zwerg wie ich, einem ſolchen Rieſen wie Ihr, furchtbar erſcheinen ſoll. Das muß ich Euch ſagen.

Hört an! Ihr ſollt die ſilbernen Treſſen haben! umſonſt, ich ſchenk' ſie Euch!

Narr was Ihr ſeid! meint Ihr denn im Ernſt, daß es mir um Eure Treſſen zu thun iſt?

Um was iſt es Euch alſo zu thun? Ihr ſchleicht um mich herum, wie die Katz' um den Brei! Welches Intereſſe habt Ihr an mir? Redet offen und grad heraus!

Ich will offen und grad heraus mit Euch reden, und will Euch zeigen, daß ein kleiner Handelsmann nicht juſtement ein enges Gemüth haben muß, wie Ihr meint. Den Abend bevor Ihr da auf dem Jägerhaus mit einem Mal wie vom Himmel heruntergefallen wart, denſelben Abend war ich da. Man hat von Euch da noch nichts gewußt, man hat von Euch nicht geredt, man hat Euch nicht erwartet. Oder hat man Euch?

Ich glaube ſchwerlich.

Nun ſeht Ihr! den andern Tag wart' Ihr mit einem Schlag der Waidjung hier. Iſt das wahr oder nicht?

Das iſt wahr; aber was iſt Merkwürdiges daran?

Merkwürdig oder nicht; man macht ſich aber doch allerlei Gedanken darüber. Ob Ihr im Wald ein guter Jäger ſeid, weiß ich nicht; geht mich auch nichts an. Hier im Jägerhaus wart Ihr ein guter Jäger, Ihr habt hier gleich bei Eurem Eintritt einen guten Schuß gethan. Und das geht mich ſchon mehr an.

Ich verſteh' Euch nicht.

Ich will deutlicher ſein. Ihr habt mich vorhin einen Spion geheißen. Ein biſſel habt Ihr Recht; denn ich beobacht' Euch ſcharf.

Was wollt Ihr wiſſen?

Nicht wer Ihr ſeid; nicht was Ihr ſeid. Ich will wiſſen wie Ihr ſeid? ich will wiſſen, ob Ihr ihrer werth ſeid, und ob Ihr ſie verdient? iſt das offen und grad heraus genug? ich will Euch beobachten, und ſag's Euch. Kann man mehr thun?

Ich ſehe, Ihr wißt mehr von mir, als ich geahnt habe. Sagt mir woher? Hat Anna geſchwatzt?

Ihr ſeid ihrer noch nicht werth; Ihr kennt ſie noch nicht, wenn Ihr ihr das zutraut. Sie hat ſich mir verrathen in der erſten Aufregung ihres Gefühls; ich hab' ſie ertappt, und von der Zeit an weiß ich, daß — —

Daß — —

Daß ſie Euch liebt.

Daß ſie mich liebt? Kanntet Ihr bis dahin einen Andern, von dem Ihr dies meinen konntet?

Und wenn es ſo wäre? möcht' es Euch was ſchaden, wenn ich mir einbilde, einen ſolchen Andern gekannt zu haben? aber nein! ſie hat noch für keinen Mann empfunden, was ſie für Euch empfindet. Aber Eins ſagt mir, das iſt es, was ich wiſſen will: Wie ſteht es mit Euch?

Wie meint Ihr?

Was habt Ihr für Abſichten?

Die ehrlichſten.

So zeigt es!

Wie?

Wie ein Mann es zeigt. Redet mit dem Jäger offen, und heirathet ſie!

Das wäre freilich meine Pflicht; aber es giebt Pflichten, zu denen man nicht immer das Recht hat.

Und ſeid Ihr in dem Fall?

Glaubt Ihr, daß ich ſonſt nicht längſt gehandelt hätte.

Dann muß ein Anderer für Euch das Wort ergreifen.

Wollt Ihr der Andere ſein?

Geſtern hätt' ich's noch nicht wollen, heute herzlich gern.

O, ich hab' Euch ſehr verkannt, vergebt mir — ſagte Franz, und ergriff lebhaft die Hand des kleinen Chaim, und als ſie von einander ſchieden, da war der neue Freundſchaftsbund geſchloſſen.

Der Jäger ſchien auf einen Antrag in Bezug auf Anna förmlich gewartet zu haben; wenigſtens war er nicht überraſcht, als der kleine Chaim kurze Zeit darauf bei günſtiger Gelegenheit einige Andeutungen fallen ließ, und da dieſelben verſtanden wurden, bald anfing, mit der Sprache offen herauszurücken. Was den Jäger einzig zu überraſchen ſchien, war der Umſtand, daß gerade der kleine Chaim den Vermittler in dieſer Sache abgab.

Ihr Juden ſeid doch wunderliche Leut'! — ſagte der Jäger. Bei Gott, wenn man Euch mit Franz ſprechen hört, ſo muß man Euch für ſeinen Todfeind halten, ſo biſſig und ſpitzig kömmt jedes Wort heraus, und jetzt hinter ſeinem Rücken wißt Ihr mir von ihm nicht genug Lobes zu ſagen, grad' als ob ich ihn nicht kennen thät'. Ich muß nur erſt meine Anna fragen, ob ſie ihn will, und wenn ſie ihn will, mir iſt er herzlich recht.

Anna wollt Ihr fragen? Habt Ihr's ihr noch nicht vom Geſicht runter geleſen, ob ſie ihn mag?

I der Teufel! ſteht's dort ſo deutlich geſchrieben? Am End' weiß es der Franz auch ſchon! — ſagte der Jäger mit einer Miene, als ob er nie etwas davon gemerkt hätte.

Aber Jäger, ſeid Ihr denn ein Kind?

Wenn's aber ſo iſt, warum ſpricht Franz nicht ſelbſt mit mir?

Was weiß ich, er ſagt er hat kein Recht dazu.

Der Eſel! warum kein Recht? Behandl' ich ihn vielleicht wie einen gewöhnlichen Waidjung? iſt er nicht bei mir gehalten, wie das Kind im Haus?

Es muß was And'res ſein, als ſeine dienſtliche Stellung, Jäger!

Ah ſo! Ein Eſel iſt er aber doch. Das Wort hätt' er nicht ſagen ſollen.

Kann ich mir Bäckenbrot verdienen, Jäger?

In Gottes Namen verdient es! Ihr habt doch immer ein Stück Schacher im Aug'. —

Franz war nun der glückliche Bräutigam des liebenswürdigſten Jägermädchens. Mit des kleinen Chaims Freundſchaft war ihm das Glück erſt recht zugeflogen gekommen. Jene Mißſtimmung, in die ihn der lauernde Chaim früher verſetzt hatte, war jetzt ein- für allemal gewichen. Die ganze Stellung ſeiner Umgebung zu ihm hatte ſich geändert. Aus dem wohlwollenden Protektor war jetzt ein theilnehmender Schwiegervater in spe, aus einer heimlich angebeteten Geliebten, ſeine vor aller Welt offen anerkannte Braut, und aus einem mißgünſtigen, lauernden Spion und Aufpaſſer ein wahrhafter und aufrichtiger Freund geworden. Franz war der glücklichſte Menſch der Welt. Doch gab es Augenblicke, wo eine düſtere Wolke auf ſeiner ſchön gewölbten Stirn zu lagern ſchien. Was war es? Was fehlte ihm noch? Hatte er Furcht, entdeckt, und aus dem ſchönen Himmel ſeiner Freuden plötzlich heraus geriſſen zu werden? Kaum! Wer ſollte in dem Waidjung etwas anderes als einen Waidjung vermuthen?

Schon war der Hochzeitstag beſtimmt. Alle nöthigen Vorkehrungen waren getroffen. In der Kirche war das Brautpaar aufgeboten worden. Franz und Anna wurden in gleicher Weiſe beneidet; Franz von den Burſchen, Anna von den Mädchen. Der kleine Chaim wurde in der „Gaſſe“ ausgelacht und gefragt, ob er zu der Hochzeit auch ſeine Einwilligung gegeben, und warum er ſich die ſchöne Jägerstochter habe wegfiſchen laſſen.

Wie dies auch nur ſo raſch gekommen iſt. Es gab Leute im Ort, die ſich darüber wunderten. Zwar daß Franz und Anna einander gern haben, das nahm Niemand Wunder. Ein ſchöner Waidjung und eine ſchmucke Jägerstochter. Was ſollte daran merkwürdig ſein, wenn ſie an einander Gefallen finden? Aber, daß der Jäger ſich ſo raſch bereit finden laſſe, ſeine Tochter, die der reichſte Bauers- oder Bürgersſohn im Orte mit größtem Vergnügen genommen hätte, einem armen Waidjung zu geben, das war ſchon nicht ſo leicht einzuſehen. Diejenigen, die dies merkwürdig fanden, wußten freilich nicht, in welcher Achtung der Waidjung bei dem Jäger ſtand. Kannten ſie doch deſſen Geheimniß nicht wie dieſer. Einen Officier aus der franzöſiſchen Armee, einen Mann, der unter Napoleon gedient, zum Schwiegerſohn zu haben, war ein Gedanke, der dem Jäger allerdings nicht auf der Stirn geſchrieben ſtand, den er aber nichtsdeſtoweniger im Stillen hegte, von der Stunde an, da ihm Anna's Neigung zu Franz in unſcheinbaren Aeußerungen ſich verrathen hatte. Wenn es hier etwas zu verwundern gab, ſo war es der Umſtand, daß der kleine Chaim ſich der Verbindung mit ſo großem Eifer angenommen hatte; denn ſo viel es früher ſchien, war es ſeine Abſicht, ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, ob der Waidjung der Liebe Anna's werth ſei. Und hat er ſich dieſe Ueberzeugung in Wahrheit auch verſchafft? Was war eingetreten, um den kleinen Vertrauten der Jägerstochter über einen Punkt, der ihm früher viele ſchlafloſe Nächte gekoſtet, zu beruhigen? War es die bloße Verſicherung des Waidjung, daß ſeine Abſichten ehrlich ſeien? War dieſes Wort eine genügende Bürgſchaft von einem Manne, der ihm im Ganzen räthſelhaft erſchien, und den er bis dahin mit dem größten Mißtrauen beobachtet hatte? Oder war es der Umſtand, daß Franz ſich bereit finden ließ, die ſchöne Anna zu heirathen? War es eine Garantie für den innern Werth dieſes Mannes, wenn er, ein armer Waidjung ohne alle Verbindung, wie es ſchien, die ſchöne und wohlhabende Jägerstochter nicht zurückwies? Kaum! Und doch hatte der kleine Chaim keine andere. In Wahrheit hatte er ſich ſeit der Stunde, da er und Franz ſo hart an einander geſtoßen, durch ſeine Offenheit die Möglichkeit eines weitern Beobachtens ſelbſt abgeſchnitten. Was kann mir mein weiteres Beobachten auch nützen? ſagte er ſich. Iſt er ſchlecht, ſo wird er ſich nur deſto beſſer zu verſtellen wiſſen. Hier kommt heraus, wie das Sprichwort ſagt: Ein guter Mann braucht keinen Brief, bei einem ſchlechten Mann nützt kein Brief. Die Umſtände waren auch ſo zwingender Natur; denn wie er Anna's Charakter kannte und ihre Neigung immer mehr wachſen ſah, ſo wußte er auch, daß ſie unter keinerlei Bedingung von ihm laſſen würde, und er hielt es für gerathener, daß ſie ſo bald als möglich mit Franz verbunden werde, als daß ſie ſich eines Tages von ihm verlaſſen ſehe und in Troſtloſigkeit zurückbleibe. Noch ſah er freilich nicht völlig klar, aber bald ſollte er volle Klarheit haben.

Es war zwei Tage vor dem anberaumten Hochzeitstag. Es war ein Freitag — übermorgen am Sonntag ſollte die Hochzeit gefeiert werden — als der kleine Chaim den Waidjung, tief in Gedanken verſunken, unter einem Baume liegend fand. Seine Büchſe ſtand an den Baum gelehnt, und die Hunde lagen zu ſeinen Füßen hingekauert.

Franz, ſagte der kleine Chaim, Ihr macht mir ein ſchönes Bräutigamsgeſicht! Warum ſo düſter und traurig? Uebermorgen habt Ihr Hochzeit. Wenn man Euch ſo anſieht, ſollte man meinen, Ihr thätet es lieber nicht.

Ich kann nicht ſagen, daß man Unrecht thäte.

Wie? Thut Ihr's denn nicht gern, nicht aus freier Wahl?

Ich muß Euch ſagen Freund, es wird mir angſt und bang, wenn ich daran denke.

Gott im Himmel! Wie iſt das nur möglich, ein ſolches Mädchen?

Ihr ſeid doch ein geſcheiter Menſch, Chaim. Könnt Ihr Euch keine wunderlichen und verwickelten Verhältniſſe im Leben eines Menſchen denken? Ihr habt mich nie nach meiner Vergangenheit gefragt. Kommt, — Franz ſtand vom Boden auf, indem er dies ſagte: wir wollen mit einander ein wenig gegen den Wald hingehen. Ihr waret offen gegen mich, ich will es nun auch gegen Euch ſein.

Daß Ihr ein räthſelhafter Menſch ſeid, das hab' ich alleweil gewußt, doch hab' ich mir gedacht, daß Ihr dem Jäger gegenüber kein Geheimniß habt.

Ich hab' ihm viel vertraut; doch was ich Euch jetzt vertrauen werde, weiß der Jäger nicht.

Die beiden Männer machten ſich auf und ſchritten dem Walde zu.

Sagt mir's offen, begann nun Franz, nicht wahr, Ihr habt die Anna gern?

Wie ein Bruder die Schweſter gern hat, gab klein Chaim zur Antwort.

Mag ſein jetzt, aber es war doch einmal anders! Ich hab's doch längſt gemerkt und Ihr werdet's mir gegenüber nicht leugnen, daß Ihr ſie einmal anders geliebt habt, wie man ſeine Schweſter liebt.

Und wenn ich's Euch offen geſtehe, kann Euch das beunruhigen? Seid Ihr eiferſüchtig auf mich? Da habt Ihr meine Hand, daß Ihr von mir nichts zu fürchten habt.

Ich fürchte nichts von Euch, aber geſteht mir deutlich und klar ohne „Wenn“ und ohne „Aber“, daß Ihr ſie geliebt habt, wie der Mann das Weib.

Was wollt Ihr aber davon? Wenn Ihr Euch darauf capricirt, alſo ja, es iſt wahr, ich hab' Anna einmal mit anderen Augen angeſehen, als jetzt: aber Ihr könnt' mir's glauben, dieſe Zeit liegt hinter uns; ich hab' alle Leidenſchaft in mir getödtet.“

Habt Ihr das wirklich?

Bei Gott! ich hab' es.

Kann man das thun? Sagt mir, wie Ihr das angeſtellt habt.

Wie ich das angeſtellt hab'? Das iſt keine leichte Sache; ſeid froh, Franz, daß Ihr davon nichts zu wiſſen braucht.

Franz zuckte mit den Achſeln und ſchwieg eine Weile; dann aber wandte er ſich an ſeinen Begleiter plötzlich mit der Frage: Sagt mir, aber offen, hat Anna Euch geliebt?

Ihr ſeid ein komiſcher Menſch, erwiderte Chaim, Euch zwei Tage vor der Hochzeit mit ſolchen Dummheiten zu quälen. Ich hab's Euch ſchon einmal geſagt, daß ſie noch für keinen Mann empfunden hat, was ſie für Euch empfindet. Was ſoll ich mit Euch machen, wenn Ihr's durchaus nicht glauben wollt? Wißt Ihr, daß Ihr mit ſolcher Eiferſüchtelei Eurem Weib ein ſehr unangenehmes Leben bereiten werdet?

Sagt mir, fuhr Franz fort, wenn Anna Euch geliebt hätte, hättet Ihr ſie zum Weib genommen?

Was iſt das für eine Frage?

Ihr hättet alſo?

Gewiß!

Und wie hättet Ihr das angefangen? hättet Ihr Euch taufen laſſen?

Taufen? fragte der kleine Chaim überraſcht.

Taufen! Nun ja! Ihr ſeid doch ein Jud? oder hättet Ihr verlangt, daß Anna Jüdin werden ſoll? fragte Franz.

Keines von Beiden; es giebt noch ein Drittes!

Giebt es eins? Welches? nennt's mir.

Wozu ſoll's Euch? Seid froh daß Ihr Chriſt ſeid, und daß Ihr's nicht braucht.

Franz wollte dagegen wahrſcheinlich irgend eine Einwendung machen, denn er ſchien nun einmal zum Widerſpruch aufgelegt; aber in demſelben Augenblicke lenkte ein Vorfall auf der Straße die Aufmerkſamkeit der beiden Männer in ſolchem Grade auf ſich, daß ſie in ihrem Geſpräche nicht fortfahren konnten.

Seit längerer Zeit hatten ſie von fern ein altes Weib des Weges daher kommen geſehen; ſie hatten im Eifer ihres Geſpräches daſſelbe wenig beachtet; nun aber war das Weib da und als ſie der beiden Männer anſichtig wurde, und die Hunde des Waidjungs an ſie heranſprangen, da fiel ſie mit dem Rufe: Perez! zu Boden und war in Ohnmacht.

Die beiden Männer bemühten ſich, das alte Weib in's Bewußtſein zurückzurufen.

Es iſt eine „Schnorrerin“ (Bettlerin), ſagte der kleine Chaim, es iſt heute Freitag und ſie kommt auf den Sabbath in die „Khille“ (Gemeinde), das arme Weib mag heute ſchon einen weiten Weg gemacht und noch keinen Biſſen gegeſſen haben.

Als das Weib aus der Betäubung erwachte, ſah ſie den Waidjung mit ſtarrem Blick an.

Wie iſt Euch, gute Frau? fragte Franz, haben Euch die Hunde zu Boden geriſſen, oder ſeid Ihr gefallen?

Nein nicht die Hund', Ihr! ſagte die Schnorrerin.

Der Waidjung und klein Chaim ſahen ſie verblüfft an. Die Schnorrerin aber fuhr fort:

Wie könnt Ihr ſo ausſehen? Hat nicht ein jedwidriger Menſch ſein eigen Geſicht?

Ihr redet irre, gute Frau! ſagte Franz, Ihr ſeid wohl ſehr erſchrocken?

Erſchrocken? Ich mein's auch! Das iſt aber auch kein Spaß. Wenn ich nicht wüßt', wo auf dem Erdboden das kleine Winkele liegt, wo ſie meinen Pereze, der Friede ſoll mit ihm ſein, eingegraben haben, in die Grub hinein, möcht' ich ja müſſen meinen, er iſt von der Erd' aufgeſtanden und ſteht da vor mir!

Was red't Ihr da? Welchen Namen nennt Ihr da? —

Was iſt deutſch, was für ein' Namen ich nennen thu? Perez, der Friede ſoll mit ihm ſein, iſt geweſen mein Mann, mit dem ich bin herumgeſchnorrt von Land zu Land, und von Ort zu Ort; und der — der Herr darf ſich aber nicht fühlen beleidigt darüber — hat ausgeſehen juſtement ſo, wie der Herr. Paketel iſt er ein ſchöner Menſch geweſen! Aber ich hab' ihn „nebbech“ (leider) nicht lang gehabt.

Er iſt mir weggeſtorben in der ſchönſten Zeit und hat mich zurückgelaſſen als eine arme „Schnorrerin“ mit einem großen Bauch. Was hätt' ich machen geſollt, herausgraben aus der Erd' hab' ich mir ihn nicht gekonnt und wieder „lebedig“ machen; todt iſt todt. Das Einzige, was ich hab' thun gekonnt, iſt geweſen, wie ich bin niedergekommen, und hab' ein Jüngel gehabt, daß ich das Jüngel hab' geheißen nach ihm. So bin ich nun mit mein klein Perezel herumgeſchnorrt von „Khille“ zu „Khille“ und das Jüngel war auf der Welt mein einziger Troſt. Aber „nebbich“ haben ſie mir das Jüngel auch nicht gelaſſen. Bei uns daheim in Rußland nimmt man der Mutter das Kind von der Bruſt auch weg. So bald, als es der Kaiſer befehlen thut, kommen ein paar Koſacken und aus iſt es; ſchrei darnach „Chai Wekaijom!“ Und Gott, wie hab' ich die Koſacken gebeten, ſie ſollen mir mein Perezel laſſen, und wie hat mein Perezel geweint und hat bittere Thränen vergoſſen, daß ſich hätt' können ein Stein erbarmen; aber das Herz von ein Koſacken iſt noch härter wie ein Stein und hat kein Mitleid mit einem armen Schnorrerweib, und ſo haben ſie das Jüngel weggeſchleppt! Wer weiß, wohin! Gott der „ebedige“ weiß es, was aus ihm iſt geworden, und ob er noch lebt!

Mutter! rief Franz in höchſter Aufregung, ja, ich lebe noch! ich bin Perez! Gott ſei Dank, der uns ſo wunderbar zuſammen geführt.

Was? rief die Schnorrerin, Ihr ſeid Perez? Der Herr will ſein ein Schnorrerkind?

Ja, Mutter! ſagte Franz und umarmte die Schnorrerin, ich bin Perez, den Dir die Koſacken weggeſchleppt haben und um den Du ſo viel geweint haſt. Weißt Du noch wie wir gegangen ſind in Rußland von Ort zu Ort und von Haus zu Haus, wie Du auf dem Weg mich haſt gelernt die „Brocheh“ (den Segen) machen und „Krieſchmä-Leinen“ und „Kadiſch“ ſagen, daß ich ſoll die Jahrzeit vom Vater halten?

Ja, bei mein' Leben! ja, das iſt Alles ſo geweſen auf ein Haar!

Ich hab', fuhr Franz fort, das Alles, ſeitdem ſie mich von Dir weggeſchleppt haben, nicht immer halten können, aber ich hab' nichts davon vergeſſen.

Und biſt mein Perez-Leben nur noch ein — —

Ein Jüd' willſt Du ſagen? ſag's nur heraus! ja, ich bin es noch und jetzt — werd' ich es auch für immer bleiben.

Hierauf ſich an klein Chaim wendend, fügte er hinzu: Ich hab' Euch gerufen, mit mir zu geh'n, um Euch ein Geſtändniß zu machen; ich hab' Euch nichts mehr zu geſtehen. Ihr habt geſehen, was hier vorgegangen iſt, ich hab' nichts mehr zu ſagen, Gott hat geſprochen.

Und Anna? fragte der kleine Chaim.

Woran erinnert Ihr mich! Anna, o Anna, es war ein ſchöner Traum! Ihr habt mir geſagt, daß man eine ſolche Leidenſchaft tödten kann, ich werd' es probiren, wie man das macht. Geht hin, Chaim, grüßt mir Anna und den Jäger; ich darf nicht wieder hingehen. Ich habe keine Wahl. Ich hab' die Mutter gefunden, ich muß der Geliebten entſagen.

Jetzt erſt ſeid Ihr ihrer werth! ſagte der kleine Chaim mit großer Ruhe; jetzt erſt verdient Ihr ſie.

Was nützt es? ſagte Franz, es muß doch einmal aus ſein.

Warum? fragte klein Chaim, warum muß es aus ſein; wär' ich an Eurer Stell', ſollt' es jetzt erſt recht anfangen.

Wie meint Ihr?

Thut, was ich gethan hätt', wenn Anna mich ſo lieben möcht', wie ſie Euch liebt?

Was?

Habt Ihr noch nichts von Amerika gehört? Ihr ſeid doch ſonſt viel in der Welt geweſen!

Und meine Mutter?

Giebt es kein Schiff in Hamburg, daß für Euch alle Drei groß genug iſt?

Und ſo war es. Der kleine Chaim nahm die „Schnorrerin“ über den Sabbath zu ſich; auf dem Jägerhauſe aber wußte er dem Alten, der ſich anfänglich ein wenig ſteif und hartnäckig zeigte, bald den Kopf zurecht zu ſetzen. Der gute Alte! Was ſollte er thun, es blieb ihm nichts anders übrig als zu Allem am Ende „Ja“ zu ſagen, wenn er das Glück ſeines einzigen geliebten Kindes nicht auf's Spiel ſetzen wollte. Anna, nun Anna wäre mit Franz in den wildeſten Wald gegangen, bei der bedurfte es keines langen Zuredens.

Am Sonntag wunderte man ſich im Orte freilich ſehr, daß die Hochzeit, die für dieſen Tag beſtimmt war, nicht ſtattfand; man überließ es dem erfindungsreichen Kopfe des kleinen Chaim, neugierigen Fragern eine paſſende Antwort zu geben; denn die wahre Urſache hielt man ſelbſtverſtändlich geheim. Erſt nach längerer Zeit, da Franz mit ſeiner Anna, begleitet von Achilles und Hektor, und mit ſeiner Mutter bereits auf dem großen Meere hinüberſchwamm in die „Neue Welt“, vertraute es klein Chaim einmal unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſeiner eigenen Mutter an, daß der Waidjunge Franz, der des Jägers Tochter Anna bekommen, nichts anders geweſen ſei, als ein „Schnorrerkind.“

* * *

Die Juden-Chriſtel.

Nicht von jeher hatte dieſes Haus, welches in der „Gaſſe“ da in der Reihe der ebenerdigen Häuſer hervorragt, einen erſten Stock; es war einſtmals wie die andern Häuſer auch nicht anders als ebenerdig. Es nahm ſich jetzt durch dieſe Auszeichnung nicht eben unvortheilhaft aus, und es hat dieſelbe dem Reichthum des ehemaligen Dorfgebers Jakob Hirſch zu danken; als dieſer ſeinen Sohn mit der ſchönen Bele verheirathete, ließ er auf ſein Haus einen oberen Stock hinaufſetzen, um dem jungen Ehepaare eine ſchöne und behagliche Wohnſtätte in ſeiner nächſten Nähe zu bereiten. Unten aber, das heißt zu ebener Erde, blieb Alles beim Alten. Jakob Hirſch lebte da mit ſeinem guten Weibe nach wie vor in der vorderen Wohnſtube, deren Fenſter auf die Gaſſe hinausgingen; in dem Hinterſtübchen aber mit einem Fenſter auf den Hof wohnte eine ältere Frau, die eigentlich nicht zur Familie gehörte. Sie hieß Chriſtine, das heißt, dieſer Name ſtand in dem Tauf-Regiſter beim Lokal-Pfarrer mit deutlichen Buchſtaben geſchrieben; in der „Gaſſe“ aber nannte man ſie die alte Chriſtel, und die chriſtliche Bevölkerung des Ortes hatte ihr den Namen: die Juden-Chriſtel gegeben.

Wie kommt die alte Chriſtel in die „Gaſſe“ hinein? Iſt ſie doch in dieſer Gaſſe nicht geboren und erzogen?

Gewiß nicht. Geboren und erzogen iſt ſie in der Langgaſſ', und nachdem ſie den reichen Bauersſohn Mathias geheirathet hatte, da wohnte ſie in einem der ſchönſten Häuſer auf dem Marktplatz. Die Geſchichte, wie ſie in die Judengaſſe, und noch dazu in das Haus des reichen Jakob Hirſch gekommen, iſt gar alt. Die meiſten wiſſen ſich daran nicht mehr zu erinnern, nur wenige ältere Perſonen können darüber Auskunft geben. Ein altes Mütterchen in der „Gaſſe“ — bei Hochzeiten tanzt ſie mit buntbebänderten Lampen vor dem Brautpaare her auf dem Wege zur Synagoge — ſie hat ein gar genaues Gedächtniß. Von jedem Einzelnen in der Gaſſe weiß ſie den Geburtstag anzugeben. Sie erinnert ſich auch an die Geſchichte der Juden-Chriſtel noch ganz gut. Ihr, und einem langen Winterabend habe ich es zu danken, daß ich nun in der Lage bin, meinen Leſern dieſe Geſchichte zu erzählen.

Ich möcht' nur wiſſen, wo der Judenjung, der Jakob, die Keckheit her nimmt, die Chriſtel ſchön zu finden! Was geht ihn die Chriſtel an? was hat er ſich um ein Chriſtenmädchen zu bekümmern? Kümmern wir Burſchen uns um ihre Mädchen in der Gaſſe? Himmel, Sacrament! wenn er von der Chriſtel nicht nachläßt, ich bin im Stand, und ſchlag den verdammten Kerl todt, er macht mich fuchsteufelswild. Aber jetzt iſt's auch genug, ich will's nicht, und damit Punktum. Die Chriſtel iſt nicht für den Jakob aufgewachſen, und ich will doch ſehen, ob mir der Duckmäuſer noch länger den Weg verſperren wird.

Derjenige, der dies zu ſich ſelber ſprach, hieß Mathias, und es iſt kein groß' Wunder, daß er ſo zornig geſprochen, denn Chriſtine war ſchön wie ein Maitag. Ihr Wuchs war ſchlank, und anmuthig jede ihrer Bewegungen. Ihr Geſicht war freundlich lächend, wie der Sonnenaufgang. Ein goldenes Netz war ihr blondes Haar, und man mußte ſich hüten, darein ſich zu verfangen. Noch mehr mußte man ſich in Acht nehmen, von dem Strahl ihres träumeriſchen blauen Auges getroffen zu werden. Aber wer ſich eben nicht in Acht nahm, das waren zwei — Jakob und Mathias. Sie wußten beide ein Liedlein davon zu ſingen.

Chriſtine war die Tochter eines an Kinderſegen reichen, im Uebrigen aber unbemittelten Häuslers in der langen Gaſſe. Mathias war der Sohn des reichen Drei-Viertel-Löhners auf dem Marktplatz und Jakob der Sohn eines Dorfgehers in der „Gaſſe“.

Chriſtine war fromm, ſanft, fleißig und arbeitſam. Sie wohnte mit ihren Eltern und Geſchwiſtern in einer niedern Chaluppe (Hütte), ſie wußte aber nichts von niedriger Geſinnung. Mathias war wild, aufbrauſend, träg und arbeitsſcheu, ging lieber in's Wirthshaus, als zur Kirche, und hatte Luſt und Freude an Raufereien. Jakob endlich ging in's Dorf wie ſein Vater, und am Sabbath beſuchte er die Synagoge wie dieſer. Er war gutmüthig, hatte ein etwas gedrücktes Weſen, verſtand ſein Geſchäft, und erwarb ſich ein paar Groſchen.

Nichts hatten Mathias und Jakob mit einander gemein, als Eines — ſie hatten denſelben Geſchmack; beide hielten Chriſtine für das ſchönſte Mädchen im ganzen Ort. Jakob hatte einen Fehler begangen, er hatte verſucht, ſich dem Mädchen zu nähern; er hatte vergeſſen, in welcher „Gaſſe“ er daheim ſei. Auch Mathias beging einen Fehler, er näherte ſich dem Mädchen ebenfalls, aber zu ſpät, erſt dann, nachdem Chriſtine ihr Herz bereits an Jakob verſchenkt, denn auch ſie hatte die Schranken vergeſſen, die ſie von dem Sohn des Dorfgehers trennten, und ſo ſtieß Mathias bei ſeiner Bewerbung auf einen unvermutheten Widerſtand.

So machte er ſeinem Zorn denn in ſolchen Worten

Luft, wir wir ſie eben vorhin von ihm vernommen haben; denn daß er, Mathias, der Sohn des reichen Drei-Viertel-Löhners auf dem Marktplatz, von der armen Häuslerstochter nicht mit offenen Armen empfangen werden ſollte, das war ihm wirklich neu.

Warum er mit ſeiner Bewerbung ſo lange gezögert? Ei! was hatte er auch für Eile? brauchte er denn zu befürchten, daß ihm ein Anderer zuvorkommen werde? Mathias brauchte ja nur zu pfeifen, und konnte gewiß ſein, bei keinem Mädchen einen Korb zu bekommen, warum denn alſo ſollt' er's bei Chriſtine beſorgen?

So lange er von der heimlichen Liebe zwiſchen Chriſtine und Jakob nichts wußte, that er auch nichts dergleichen, woraus man hätte entnehmen können, daß ihm Chriſtine mehr gefalle, als die anderen Mädchen des Ortes. Sah er ſie, ging er oft gleichgültig an ihr vorüber, und dachte heimlich: Du entgehſt mir nicht!

Als er aber eines Tages erfuhr, daß Jakob und Chriſtine verwichene Nacht beim hellen Mondſchein hinter der Scheuer mit einander im traulichen Geſpräche geſehen worden ſeien, und daß Chriſtine den Jakob geküßt habe, da ſtieg ihm das Blut zu Kopf, und er wußte nicht, was er beginnen ſollte; ward jedoch bald wieder ruhig, und dachte bei ſich: Laßt ſie auch in Mondſchein mit einander geſehen worden ſein, was thut das? Chriſtine iſt ein ehrliches Mädchen, und weiß nicht, wie gut ſie mir gefällt. Jetzt aber iſt's Zeit, daß ich ihr's ſage, und dann iſt's aus mit dem Jakob.

So legte er denn ſeinen Stolz ein wenig auf die Seite, und ſprach mit Chriſtinen. Kann man ſich denken, wie er erſt heiß wurde, da er von Chriſtinen die Antwort erhielt: Ich hab' den Jakob von Herzen gern und kein' Andern.

Sollt' etwa auch nicht wild geworden ſein der Mathias, wenn er von der armen Häuslers-Tochter abgewieſen wurde, und einen Judenjungen, der nicht ſein altes Eiſen zu bezahlen hatte, ſich vorgezogen ſah?

Und Du magſt machen, was Du willſt, und ich krieg Dich doch! — Mit dieſen Worten entfernte er ſich von Chriſtine, und ſchimpfte und fluchte und wetterte.

In der erſten Aufwallung des Blutes hätt' er gern die ganze Welt zerſchmettert. Aber mit dem Fluchen und Schimpfen, mit dem Schreien und Poltern kommt doch immer nichts heraus, und ob man noch ſo ſehr mit der Fauſt auf den Tiſch aufhaut, und mit dem Fuß auf den Boden ſtampft, es bleibt am Ende doch Alles wie's geweſen iſt, höchſtens, daß man ſich die Hand wund ſchlägt. Das iſt Alles. Nicht viel für Einen, der die Welt zerſchmettern möchte. Das ging ihm denn endlich nach und nach in den Kopf, denn die Ohnmacht iſt zuweilen auch eine gute Rathgeberin, und als er's einſah, daß er mit Gewalt nichts ausrichten könne, ſo dachte er: Alsdann will ich's auf andere Art probiren! Mit Chriſtinen red' ich nichts mehr davon, die iſt ein unvernünftig Ding! Ihr Vater? Na, dem traue ich auch nicht recht; der iſt ſo ein grader Bund-Rettich, und hat einen gewißen Bettelſtolz. Der iſt im Stand, und ſagt mir rundweg: Nein! Aber ihre Brüder und Schweſtern, ihre Vettern und Muhmen werden geſcheiter ſein, nnd werden ein Glück, das ſo vom Himmel herabfällt, zu ſchätzen wiſſen!

So ſteckte er ſich denn hinter Chriſtinens Vettern und Muhmen; dieſe nahmen nun auch das Mägdlein gehörig in die Arbeit, um ihm den Kopf zurecht zu ſetzen. Hei, war das ein Getutſchel und ein Geflüſter, und ein Geſchmeichel und Geſchleck. Chriſtine hörte da in einer Stunde mehr, als bisher in ihrem ganzen Leben.

Was biſt Du doch ein Glückskind, Chriſtel! — hieß es da — denk Dir nur, Du wirſt eine reiche Drei-Viertel-Löhnerin und wirſt im ſchönſten Haus auf dem Marktplatz wohnen. Der Mathias iſt ein einziger Sohn, und erbt jetzt Alles, was der Alte beſeſſen hat. Und was iſt er für ein hübſcher Burſch', und wie gern hat er Dich; was wirſt Du nur bei ihm für ein Leben führen. Mit eigenem Pferd' auf die Kirchweih fahren, in Dein' eigenen Weinkeller gehen, Milch, Butter und Käſ' von den eigenen Kühen, und die ſchönen Kleider und Hauben, und Bänder und Tüchel, die er Dir kaufen wird und Fingerlein, und Ohrring und güldene Halskett'! Jeſus Maria und Joſeph!

ſiehſt' denn nicht den Himmel voll Baßgeigen hängen, ſag' nur, wie wirſt Dich in all' den Reichthum und all' die Pracht hineinfinden können? Daß Du aber dann ja nicht ſtolz wirſt gegen uns, wenn Du eine reiche Bauersfrau geworden biſt! Hätt' ſich das ein Menſch ſollen träumen laſſen, daß der Mathias, der nur die Hand auszuſtrecken braucht, und gleich zehne für eine kriegt, juſtement auf Dich ſein Aug' werfen wird. Und gieb nur Acht, daß man Dich nicht für eine Hex' hält und Dir nachſagt, Du hätteſt ihm's angethan; denn es iſt ja nicht zu begreifen! es iſt ja grad', wie in einer alten Rittergeſchicht', wo ein Prinz ſich in ein' Bettlerstochter verliebt und ſie heimführt in ſein Schloß, und macht ſie zur Königin über viel Land und Leut'. Chriſtel, Chriſtel, ich kann mir's ja faſt gar nicht glauben, daß es wahr iſt, denk' Dir nur, Du und der Mathias, und doch iſt es wahr, er iſt ja ſelber bei uns geweſen, und hat ſein Leid geklagt! Wir haben's ihm ausgeredet und geſagt, es iſt Alles nicht wahr, mit Jakob iſt Alles lauter Lüge und Verleumdung, er ſoll's nicht glauben!

Was? — rief Chriſtine, die bisher ſchweigend zugehört — das habt Ihr geſagt?

Gewiß! Wir werden ihm ja doch nicht zugeſtehen, daß Du — —

Was, daß ich?

Nu, mit dem Jakob, mein' ich, es iſt doch ein' Dummheit, Du wirſt doch keinen Juden gern haben.

Mehr als mein Leben hab' ich ihn gern! — rief Chriſtine erregt.

Aber mehr bedurfte es nicht, als dieſes Geſtändniſſes; denn jetzt wurde ſie erſt recht in die Arbeit genommen.

Iſt's erhört, iſt's möglich, was, Du nichtsnutzige Gaſſendirn'! Du biſt ja werth, daß man Dich hinauspeitſchen ſoll aus dem Ort; kein Biſſen Brot, kein Tropfen Waſſer ſoll man Dir reichen, verſchmachten ſoll man Dich laſſen, verhungern und verdürſten. Iſt es erhört, ſein Glück ſo mit Füßen zu treten? aus welcher Urſach'? was willſt Du von dem Jakob? er iſt ein Jud', Du biſt eine Chriſtin! Heirathen könnt ihr euch ſo nicht. Was willſt Du mit ihm anfangen? Wird er ſich taufen laſſen Deinetwegen? gar keine Spur! aber geſetzt auch er thät's! Was hätteſt Du mit ihm? er hat nichts, Du haſt nichts, ſo könntet ihr miteinander betteln gehen. Und was für ein' Vergleich hält er aus mit Mathias? kann er ſich nur in irgend einer Sach' neben ihn ſtellen? biſt Du denn blind, daß Du allein nicht ſiehſt, was wir alle ſeh'n? Geh' in Dich Chriſtel, geh' in Dich! folg', wir meinenes gut mit Dir!

Chriſtine ließ Schmeicheleien und Drohungen, Liebkoſungen und Scheltworte gleichmäßig über ſich ergehen und wollte ſich nicht gefangen geben; aber am Ende mußte ſie's doch. Denn da die Vettern und Muhmen ſahen, daß ſie ihr nicht beikommen könnten, ſo fingen ſie an, den Vater zu überreden und bei dieſem hatten ſie denn freilich keinen ſo harten Stand. Sie malten ihm das Glück ſeiner Tochter ſo glänzend und lebhaft, ſie zeigten ihm ſo unwiderleglich, wie Chriſtine nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihn, ihre Geſchwiſter und kurz ihre ganze Familie glücklich machen könne, ſie malten ihm als Gegenbild den Zuſtand ſeiner Tochter, wenn ſie den Antrag des Mathias nicht annimmt und fort an dem Juden Jakob hängen bleibt, daß der Vater vollkommen überzeugt wurde, ſie hätten Recht. Und als ſie am Ende noch bemerkten, es wäre ja Alles ganz gut, wenn nur Chriſtel nicht ſo eigenſinnig wär' — da ſagte der Vater: Ich will ihr den Eigenſinn ſchon austreiben. Laßt mich nur machen in Gottes Namen!

Richtig hatte der Vater ihr den Eigenſinn ausgetrieben. Durch welche Mittel, ob durch ſanftes Zureden, oder harte Schläge iſt ja gleich! genug, man konnte dem Mathias berichten, er möge nur kommen, Chriſtel's Vater ſei ganz für die Parthie, und er habe dem Mägdlein bereits den Kopf zurecht geſetzt.

Inzwiſchen ſaß in der „Gaſſe" im einſamen Stübchen ein gar betrübtes Mädchen, Schewele, die Tochter einer armen Wittwe, die dem Dorfgeher gegenüber wohnte.

Warum bin ich nicht ſo ſchön, wie Chriſtel! — ſo ging ihre heimliche Klage.

Des Morgens, wenn Jakob mit ſeinem Vater in's Dorf hinaus zog, ſah ſie ihm nach, und blieb ſo lange, als ihn ihr Blick nur erreichen konnte; des Abends, wenn er mit dem Vater zurückkam, war ſie es, die ihn von ferne ſchon zuerſt erſah. Sie guckte ihm tief in's Geſicht, um in ſeinen Augen zu leſen, denn ob er heiter war, ob traurig, daran lag ihr gar viel. Sah er traurig aus, dann dachte ſie: Armer Menſch, es muß mit Chriſtel nicht recht gehen, vielleicht hat er was mit ihr vorgehabt, und ſie ward traurig aus Mitleid mit ihm; ſah er aber heiter aus, dann erkannte ſie, wie glücklich er ſich fühle, und dann ward ſie traurig aus Mitleid mit ſich ſelbſt. So hatte ſie denn immer zu leiden, und wußte von keiner guten Stunde Nichts.

Auf einmal wurden alle die Dinge klar, die ſich inzwiſchen bei Chriſtinen ereignet hatten, auf einmal hieß es, des Häuslers Chriſtine und der Drei-Viertel-Löhner Mathias ſeien Brautleute. Wie ſteckten die Leute hüben und drüben die Köpfe zuſammen! Bald wurden die Brautleute in der Kirche aufgeboten, und die Hochzeit ſtand nahe bevor. Jakob hatte mit Chriſtine noch eine heimliche Zuſammenkunft.

Ich thu's mit blutigem Herzen, Jakob — das waren Chriſtine's Abſchiedsworte. Und Jakob ſagte: Chriſtel, mein Leben! thu', wie Du mußt, ich werd' Dich nie vergeſſen. Verſprich mir nur Eines.

Was ſoll ich, Jakob?

Auf Tod und Leben, Chriſtel! Wir ſind alle nur ſündige Menſchen, und können nicht wiſſen, was in der Zukunft liegt. Was immer kommen ſoll, halt' mich für Dein' treueſten Freund.

Nicht einmal der Mond, den man ſonſt verſchwiegen nennt, ſah den Abſchiedskuß, der jetzt gewechſelt wurde. Er hatte ſich einmal ſchon verrätheriſch erwieſen. Es war finſtere Nacht, als Jakob nach Hauſe ging. In der „Gaſſe“ ſchlief Alles, nur gegenüber ſeiner Wohnung brannte noch ein kleines Lämpchen, und verloſch nicht eher, als bis er die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte.

Welchen Eindruck die Neuigkeit von der Verlobung Chriſtinen's auf Schewele machte, iſt ſchwer zu ſagen. Man muß ſich ein Gemüth denken, daß von zwei entgegengeſetzten Empfindungen bewegt wird. Jakob war immer ein ſtiller und gelaſſener Menſch geweſen, jetzt wurde er es noch mehr, er war traurig. Niemand hatte für ſeine Traurigkeit ein beſſeres Auge, als ſie, und wenn er traurig war, ſo konnte ſie nicht froh ſein; anderſeits hätte ſie kein Mädchen ſein müſſen, um ſich nicht zu ſagen, daß jetzt keine mehr auf dieſer Erde exiſtire, welche auf Jakobs Herz einen Anſpruch habe, und was ihn traurig machte, mußte ſie doch einigermaßen mit Freude erfüllen. So verſtrich denn einige Zeit.

Was für ein Leid iſt auf Dir? Warum iß't Du nicht und trinkſt Du nicht? — ſchalt die Mutter.

Schewele hatte darauf keine andere Erwiderung als heimliche Thränen.

Chriſtel's Hochzeitstag war vor der Thüre und nachdem derſelbe mit großer Luſtbarkeit gefeiert worden, zog ſie ein als reiche Bauersfrau in das ſchöne, große Haus auf dem Marktplatz. Ihr Vater, ihre Geſchwiſter und alle Verwandten prieſen ſie glücklich.

Die erſte Zeit ging Alles ſehr gut. Chriſtine hatte — ganz, wie es ihr die Vettern und Muhmen prophezeit, — Milch, Butter und Käſe von den eigenen Kühen, Korn- und Waizen-Mehl von dem eigenen Getreide, eigene Pferde, und Heu für dieſelben von der eigenen Wieſe. Sie hatte Wein aus dem eigenen Keller, und er kam in denſelben aus dem eigenen Weingarten. Luſtig ging es her auf dem Hühnerhof, wo ihr das Geflügel faſt ungezählt umherging, und Eier hatte ſie die Menge von den eigenen Hühnern. An Kleidern und Schmuckſachen iſt zur Hochzeit nicht geſpart worden, und es war ihr noch Alles neu und ſie hatte Alles im Ueberfluß. Und das Haus, wie ließ ſich's da wohnen, wie anders, als in der kleinen, niedern Chaluppe ihres Vaters. Und die Knechte und Mägde, die ihr auf den Wink zu Dienſte waren, ihr, die im Hauſe ihres Vaters doch ſelbſt nichts anderes war, als eine dienende Magd. Und über Alles — Mathias, ihr Mann, war er nicht die Freundlichkeit ſelber? ſuchte er nicht ihr aus den Augen zu leſen, was ſie erfreuen konnte? und wenn da ihre Brüder und Schweſtern, ihre Vettern und Muhmen, oder gar ihr Vater zum Beſuche kamen, und ſahen ſie inmitten dieſes reichen Beſitzes wie ſchwellte ihnen das Herz vor Freude, und wie wußten ſie die gute Chriſtel noch ſcherzweiſe zu necken, daß man ihr alle die Koſtbarkeiten habe aufdringen, ja daß man ſie in ihr Glück förmlich habe hineinjagen müſſen. Chriſtel ſah Alles dieſes gern ein, ſie fand, daß ihre Vettern und Muhmen in vielen Stücken Recht hätten, aber Eines fehlte ihr doch: die helle Freudigkeit des Herzens, mit der ſie zu Hauſe, nachdem ſie beim verborgenen Stelldichein von Jakob noch einen Kuß bekommen, des Nachts zu Bette ging und die müden Glieder ſtreckte, um auszuruhen; die lautere Fröhlichkeit, mit der ſie daheim des andern Morgens zu neuer Arbeit und neuer Thätigkeit erwachte, die war dahin. Sie konnte ihres Beſitzes nicht recht froh werden. Sie legte ſich des Abends nieder und ſtand des Morgens auf, ſie ſchaltete und waltete in Haus und Hof, in Küch' und Keller als des Hauſes Frau; aber ſie that dies Alles, wie Einer, der ſich eben fügt, weil es ſo ſein muß und nicht anders ſein kann. Doch kam kein Wort der Unzufriedenheit über ihre Lippen. Fragte man ſie, wie es ihr gehe und wie es ihr gefalle, ſo dankte ſie immer recht freundlich und ſagte: Immer beſſer, als ich es verdien'. Beſonders aber ihrem

Manne gegenüber beſtrebte ſie ſich gar ſehr, keinen Laut von Unzufriedenheit zu äußern, im Gegentheil, ſie zwang ſich in ſeiner Anweſenheit recht oft zu einer Heiterkeit, die ihr ganz und gar nicht von dem Herzen kam.

Chriſtine war nicht nur gut, ſie war auch klug. Jetzt bin ich nun einmal ſein Weib — ſagte ſie ſich — und er iſt mein Mann. Und wenn ich ihn auch nicht gern hab, ſo müſſen wir doch zuſammen leben. Und wenn wir einmal zuſammen leben müſſen, ſo will ich's, ſo gut ich eben kann. Der Jakob, ja freilich der Jakob wär' mir lieber geweſen, mit ihm hätt' ich lieber bei Waſſer und Brot gelebt, als hier in der Mitte des Reichthums, und hätt' gern gearbeit', daß mir das Blut unter den Nägeln hervorgeſpritzt wär'! Aber was ſoll man machen, es geht eben nicht Alles, wie man's gern haben möcht und was nicht ſein kann, kann nicht ſein. Der Jakob iſt einmal Jud' und ich bin Chriſtin und heirathen hätten wir uns doch nimmer können. Hätt' doch immer ein Anderer ſein müſſen, und wenn's nun ein Anderer ſein muß, ſo iſt's mir gleichviel, ob's nun der Mathias iſt, oder der Peter oder wer! Wenn der Mathias nur nicht gar ſo ein wilder Menſch wär und ſo jähzornig, aber ich will ſchon mit ihm auskommen; ich werd' ihm kein' Anlaß geben zu Verdrießlichkeiten, und wenn er nur weiter ſo bleibt, wie er ſich bisher gehalten hat, ſo wird's am Ende doch gehen!

Ja freilich, wenn ſich der Mathias fernerhin auch ſo gehalten hätt', wie bisher, dann wär's ſchon gegangen, ſo war es aber nicht. Neue Beſen kehren gut. Anfänglich war der Mathias faſt außer ſich vor Freude und wer ihn je in ſeiner Freud' geſehen hat, der hat meinen müſſen, ſo eine rechte Lieb', wie die, welche der Mathias für die Chriſtel hat, ſo eine hat es gar noch nimmer gegeben. Wer aber ſo gemeint, der bewies nur, daß er den Mathias gar nicht recht gekannt; denn was dem Mathias eine ſo große Freude gemacht, war nicht die Liebe zur Chriſtel, ſondern der Sieg, den er über ihren Widerwillen, über ihre Hartnäckigkeit und Widerſpenſtigkeit davongetragen. Daß er ſeinen Willen durchgeſetzt, daß er den Jakob aus dem Sattel gehoben, daß er einen Triumph gefeiert, das waren die Empfindungen, von denen ſein Gemüth erfüllt war; allerdings war er ſich ſelber nicht darüber klar, daß dem ſo ſei. Im erſten Rauſche der Luſt verwechſelte er dieſe Empfindungen mit dem Gefühle der Liebe, er meinte, er liebe die Chriſtel, er redete ſich's ein. daß dem ſo ſei, er kannte ſich ſelbſt nicht; aber bald zeigte ſich's, daß es anders war; denn die erſte Luſt war bald verrauſcht, das Gefühl ſeines Sieges abgeſchwächt durch das Bewußtſein des Beſitzes und nun fand er gar bald Veranlaſſung zur Unzufriedenheit.

Nicht daß ſein Weib ihm ſolche Veranlaſſung auch nur im Mindeſten geboten hätte, aber wer den Zank ſucht, der wird auch um die Urſache nicht verlegen ſein, man greift ſie eben vom Zaune, und wer den Streit will, dem hat es noch nie an dem Vorwand gefehlt — ſo geht es in der großen und in der kleinen Welt.

Kommt einmal der Mathias des Abends heim und ſchimpft auf die verfluchten Juden.

Was haben Dir die Juden gethan? fragt Chriſtel ruhig.

Aha, ſchreit der Mathias wild auf — nimmſt Du Dich der Juden an? Ja freilich, Dir ſteckt der Jakob noch im Kopf.

Chriſtine erſchrak über ſeine Wildheit und erwiderte nichts auf den Vorwurf.

Siehſt Du — ſchreit der Mathias weiter — daß ich Recht hab' und daß Du Dich nicht vertheidigen kannſt.

Man vertheidigt ſich nicht — ſagt Chriſtine — wenn man nichts Unrechtes gethan hat.

So ſchwör' mir, daß Du mich gern haſt —

Ich hab' Dir am Altar in der Kirche für's ganze Leben Treue geſchworen, glaub' mir, Mathias, ich werd' meine Pflicht als Eheweib gegen Dich nicht verletzen. Damit gieb Dich zufrieden. Wenn ich Dir mehr verſprechen wollt', ſo müßt ich lügen.

Siehſt Du, wie ich Dich durchſchau', falſche Schlange — ſchreit Mathias nur noch wilder. Warum heirath' denn der Jakob nicht? Iſt er vielleicht nicht alt genug dazu?

Was weiß ich, warum der Jakob nicht heirathet, ſagt Chriſtine.

Aber ich weiß es, ſchreit Mathias, weil Ihr Beide auf meinen Tod wartet.

Das iſt, ſo wahr Gott lebt, nicht wahr.

Es iſt wahr und wenn es nicht wahr iſt, ſoll's der Jakob beweiſen und ſoll heirathen. Ich hab' keine ruhige Stund' mehr, ſo lang er ledig iſt.

Kann ich ihm's denn gebieten?

Stell' Dich nur ſo unſchuldig, und mein' nur, ich kenn' Dich nicht! Wer denn anders kann's ihm gebieten, als Du? Kurz ich will es. Thu', was ich Dich heiß'.

Ich will's ihm rathen, ſagt darauf Chriſtine, und wenn er's thun will, iſt's mir recht.

Mach's wie Du willſt, aber heirathen ſoll er.

Chriſtine verſprach mit Jakob zu reden und ſo ward Mathias begütigt und der häusliche Friede war wieder hergeſtellt.

Chriſtine ſprach mit Jakob. Dies hätte zu keiner ungelegeneren Zeit geſchehen können; denn indem ſie mit Jakob ſprach und er ſanft und gütig auf alle ihre Reden einging, hatte ſie Gelegenheit, neuerdings Vergleichungen zwiſchen Jakob und Mathias anzuſtellen, die keineswegs zu Gunſten des Letztern ausfallen konnten.

Nicht lang darauf wurde in dem kleinen Häuschen in der „Gaſſe“ dem Dorfgeher gegenüber eine ſchön bemalte

Porzellain-Schale zerbrochen und der „Server" (Diener), welcher die Scherbelein an Verwandte und Bekannte zu überbringen hatte, verkündete nebſt dem üblichen Wunſche „Gut Glück!" die fröhliche Botſchaft, daß Jakob des Dorfgehers und der Kindbett-Wärterin Schewele Brautleute miteinander geworden ſeien.

Arglos, wie er war, ſchickte Jakob auch ein ſolches Freundſchaftszeichen hinaus außerhalb der „Gaſſe" auf den Marktplatz in das Haus des Mathias an Chriſtine.

Als der Server Chriſtinen das Scherbelein als Zeichen der Verlobung des Jakob überbrachte, ſtieg dem Mathias wieder das Blut zu Kopf.

Chriſtine, nichts Uebles denkend ſagte, nachdem der Server ſich entfernt hatee: Nun haſt Du Deinen Wunſch erreicht!

Den Teufel hab' ich erreicht, gab Mathias zur Antwort.

Du ſiehſt, daß er mir gefolgt hat.

Ja, ja, leider nur zu ſehr ſeh' ich das und daraus erkenn' ich, wie ſehr Du ihm noch im Kopf liegſt.

Nun, er wird ja heirathen, dann hat er ſein Weib.

Ja, dann hat er ſein Weib, wie Du Deinen Mann haſt, — zum Beſten.

Schäm Dich über einen ſolchen Verdacht. Wenn Du ſchon mir nicht trauſt, der Jakob iſt ein ehrenhafter Mann!

Siehſt Du, wie Du ihn rühmſt, ja freilich, der iſt ein anderer Mann, wie ich, den haſt Du am Schnürel, der folgt Dir, und tanzt, wie Du ihm pfeifſt; aber wart, ich will Dich nun anders traktiren, als bisher.

So rief er zornig, und mit dieſen Worten ging er hinaus und ſchlug heftig hinter ſich die Thür zu.

Jeſus Maria! was iſt das für ein Menſch! ſagte Chriſtine; aber ſie weinte nicht und klagte nicht, ſie fügte ſich geduldig in ihr Schickſal.

Mathias ging in's Wirthshaus.

Hol' der Teufel die ganze verfluchte Wirthſchaft, polterte er, aber ich bin mir an Allem nur ſelber Schuld; warum hab' ich auch geheirathet? warum bin ich nicht noch ein paar Jahr im ledigen Stand geblieben und hätt' die Welt genießen können? Hat mich das Futter geſtochen! Mordio! muß ich g'rad ſo eine Scheinheilige in's Haus führen, die ausſieht und thut, als ob ſie nicht wüßte, wo die Sünde wohnt, und hat's tiefer hinter den Ohren als jede andere. Teufel, was hab' ich da für eine Dummheit gemacht, einen ſchönen Sieg hab' ich errungen, das hätt' ich doch vorausſehen können, daß ſie nach der Hochzeit mit dem Jakob ihr Spiel forttreiben wird. Heda, Kellner! Ich muß mir Eins antrinken; am beſten man vertrinkt ſeinen Zorn!

Oder man verſpielt ihn! ließ ſich jetzt aus der Ecke der Gaſtſtube eine Stimme vernehmen.

Mathias ſah ſich um, und antwortete: Deſto beſſer!

Bald waren Wein und Karten auf dem Tiſche, und die beiden Männer rückten näher zuſammen.

Mathias trank und ſpielte und gewann dem Andern das Geld ab. Es war ein böſer Gewinn: denn da ſie ſpät Nachts ſich trennten, verabredeten ſie, ſich morgen wieder zu treffen. Und als Mathias am zweiten Tage das Geld, das er am erſten Tage gewonnen hatte, wieder verlor und noch einiges dazu, ſo war er nun um ſo begieriger, ſein Glück am dritten Tage auf's Neue zu verſuchen.

Das wär' auch der Teufel, ſagte er, wenn ich im Spiel kein Glück haben ſollte! Hab' ich doch Unglück in der Ehe! und was wäre ſonſt das Sprichwort werth.

So ſpielte er denn Tag für Tag und ergab ſich dabei dem Trunke, und bald gab's im ganzen Ort kein Wirthshaus, wo ſein Name nicht mit Kreide an der Thür angeſchrieben geweſen wäre; denn er hatte zwar ein ſchönes Vermögen an liegenden Gründen, jedoch nicht immer viel des baaren Geldes und gerade das war's, deſſen er zum Spielen bedurfte. Es fehlte ihm aber nicht an Rathgebern und guten Freunden, die ſich immer mehr und mehr zu ihm geſellten und die ihm den Weg zeigten, wie man zu Gelde kommt, wenn man keins in der Taſche hat.

Wer ſo ein Haus auf dem Marktplatz hat wie Ihr, wem auf den Feldern das Getreide und auf der Wieſe das Heu wächſt, wem die Kühe und Pferde im Stall ſtehen, wie Euch, der braucht das baar' Geld nicht mit ſich im

Sack herumzutragen, wie der Jud', der ſein Geld immer fort zum Schacher parat haben muß. Was gilt die Wett', Ihr braucht nur ein Wort zu ſagen, und Ihr habt baar Geld, ſo viel Ihr wollt. Ich bin ein ſchlechter Kerl, wenn nicht jeder Jud', ſoviel ihrer in der „Gaſſe“ ſind, ſich eine Ehre daraus macht, dem Herrn Mathias Geld vorzuſtrecken.

So belehrten den Mathias ſeine Freunde und Rathgeber und er ließ ſich den Rath gar ſehr gefallen.

Bald hatte er baar Geld genug in der Taſche, aber ſein Name ſtand als Unterſchrift auf einem kleinen unſcheinbaren Zettelchen, welches nicht mit Unrecht „Wechſel“ genannt wird, denn oft bewirkt es einen völligen Wechſel in den Verhältniſſen eines Menſchen.

Luſtig gelebt und ſelig geſtorben! rief Mathias, Halloh, Brüder, Geld iſt im Sack, jetzt kommt. Es iſt doch auch gut, daß es Juden auf der Welt giebt; das hab' ich bis heute nicht gewußt!

So ſaß er denn wieder mit ſeinen Geſellen und ſpielte und zechte.

Chriſtinens Verwandte ſahen mit Schrecken, welchem Treiben ſich Mathias ergeben habe. Sie überliefen Chriſtine und beſtürmten und beſchworen ſie, um Gotteswillen dem Unweſen Einhalt zu thun, ſo lange es noch Zeit ſei.

Chriſtine war untröſtlich über die Dinge, die ihr da eröffnet wurden; aber was ſollte ſie thun? konnte ſie es wagen, dem Manne Vorwürfe zu machen? Und welcher Weg der Güte ließ ſich wohl einſchlagen? Wenn Mathias des Nachts ſpät nach Hauſe kam, ſo mußte ſie ja froh ſein, wenn er ſie in Ruhe ließ und ſie nicht mit der thörichten Eiferſucht quälte, von der er erfüllt war. Bei dem geringſten Anlaſſe, über einen Strohhalm, der ihm im Wege lag, warf er ihr vor, daß ſie noch immer an den Jakob denke, fragte ſie, ob ſie nicht wieder mit dem Jakob bei Mondſchein hinter die Scheuer gehen möchte, wie ehemals. Die Brüder und Schweſtern, Vettern und Muhmen löſten bei ihr einander faſt ab; keinen Augenblick ſtand die Thür ſtill, denn Alle waren ſie um Chriſtinen's Zukunft beſorgt, aber Chriſtine, die ſelber des Troſtes bedurfte, konnte ihnen wenig Tröſtliches mit nach Hauſe geben; als jedoch ihr Vater kam, den ſie immer hoch in Ehren und Reſpekt gehalten, und ihr in ſeiner ruhigen und trockenen Weiſe, mit ſeinem kühlen, geſetzten Weſen erklärte, er werde jetzt da bleiben und auf den Mathias warten, um mit ihm ein paar ernſte Worte zu reden, da bat ſie und beſchwor ſie den Vater, er möge jetzt nur ruhig nach Hauſe gehen, ſie wolle ſelber dem Mathias Alles ſagen, was nöthig ſei und möge daraus folgen, was da wolle, denn ſie fürchtete das Zuſammentreffen der beiden Männer. Chriſtinen's Vater aber gehörte nicht zu Denen, die ſich leicht abſpeiſen laſſen, das hatte er ihr ſelbſt ſchon einmal bewieſen. Vielleicht bereute er jetzt ſeine damalige Härte gegen die Tochter, vielleicht mochte er denken, es wäre wohl beſſer geweſen, er hätte ihr den Mathias nicht aufgedrungen; indeſſen Natur bleibt Natur und wie ſcharf der Verſtand auch den früher begangenen Fehler einſehen mag, ſowie die neue Veranlaſſung ſich bietet, ſo wirkt doch nur die Natur. Und in der Natur von Chriſtinen's Vater lag es eben, keinen Entſchluß, den er einmal gefaßt hatte, unausgeführt zu laſſen. So wartete er denn richtig auf Mathias.

Es war ſpät, als Mathias nach Hauſe kam, faſt Mitternacht. Im erſten Augenblicke überraſchte ihn die Anweſenheit des Schwiegervaters in ſpäter Nachtſtunde, er war ſichtlich betroffen und wagte dem alten Manne kaum in's Geſicht zu ſehen. Bald aber erwachte in ihm der Stolz des Drei-Viertel-Löhners dem armen Häusler gegenüber. Bin ich hier nicht Herr im Haus, und kann ich nicht gehn' und kommen, wann ich will und wie es mir gefällt? Habe ich vielleicht Jemandem von meinem Handel und Wandel Rechenſchaft abzulegen, oder darf einer ſolche von mir fordern? — Dies waren die Gedanken, die ihm raſch genug durch den Kopf gingen, um ihn die verlorene Faſſung wieder gewinnen zu laſſen. Er ſchlug daher einen leichten, ſcherzhaften Ton an, in der Meinung, ſeinen Schwiegervater durch die Unbefangenheit ſeines Benehmens und die Ungezwungenheit ſeines Weſens einzuſchüchtern.

Das iſt ſchön von Euch, Alter! ſagte er, daß Ihr meiner Chriſtel Geſellſchaft leiſtet. Schad' aber, daß ich von Eurer Anweſenheit nichts gewußt hab', ich hätt' ſonſt nicht ſo heim geeilt.

Mathias! ſagte der Alte. Spaß treiben kannſt Du mit Deinen Spielkameraden, mit mir red' wie ſich's gehört.

Mathias ſchaute den Schwiegervater mit großen Augen an. Dieſer aber fuhr fort:

Du wandelſt auf unrechten Wegen, Mathias, und handelſt nicht, wie ein rechtſchaffener und ehrlicher Mann. Ich bin auch einmal jung geweſen und weiß, was Recht iſt. Ich laß' mir auch heut' gern ein Glas Wein ſchmecken, wenn ich es hab', und wenn ich grad' am Sonntag Nachmittag ein Spiel Karten in die Hand krieg', ſo weiß ich damit umzugehen. Aber was ſoll es heißen, daß Du Dich ganze Tage und Nächte im Wirthshaus herum treibſt? was ſoll es heißen, daß man Dich beſtändig beim Weinkrug und bei dem Kartenſpiel findet? willſt Du ein Saufbold und ein Profeſſionsſpieler werden? iſt es Recht, daß Du Deine Wirthſchaft ſo vernachläſſigſt? was ſollen denn Deine Knecht' und Mägde machen, wenn ſie wiſſen, daß ſie von Dir nicht beaufſichtigt werden und von Dir nichts zu befürchten haben? Kennſt Du das Sprichwort nicht: Wie der Herr, ſo der Knecht! Was ſoll es heißen, daß man Dich nie auf Deinen Feldern und Wieſen, nie in Deinem Weingarten ſieht? Iſt es ferner Recht von Dir, daß Du Dein Weib ſo daheim ſitzen läſſeſt, und Dich um ſie nicht kümmerſt? iſt das die Liebe, die Du zu ihr haſt? Hab' ich ſie Dir darum gegeben, daß Du ſie verachten ſollſt? was haſt Du nicht Alles verſprochen, da Du um ſie angehalten? alle goldenen Berge waren zu wenig! Iſt es ſo, wie Du es halteſt? Hab' ich Dir meine Tochter darum gegeben, daß ſie es bei Dir ärger haben ſoll, als wenn ſie den ärmſten Tagelöhner genommen hätt'? Und dann, was iſt das für ein Streich mit dem Wechſel, von dem ich gehört hab'? in was für Sachen läßt Du Dich hinein? nicht genug, Du biſt ein Säufer und ein Spieler, willſt Du auch noch ein Schuldenmacher werden? und was wirſt Du thun, wenn Du Dein Vermögen vertrunken und verſpielt haben wirſt? woher wirſt Du dann ſolche Schulden bezahlen? Man wird Dir ja Dein Haus verkaufen! Man wird Dich wegtreiben von Haus und Hof, und Du wirſt nicht wiſſen wo aus noch ein! Mathias, Mathias! ich ſag' Dir's, folg' mir, ich bin älter als wie Du, und hab' mehr Erfahrung; noch iſt es Zeit, umzukehren! Kehr' um und thu', wie ſich's gebührt, und jetzt — gut' Nacht.

Warum iſt denn Dein Alter kein' Pfaff geworden? ſagte Mathias zu Chriſtel, nachdem der Vater gegangen war, der verſteht das Predigen ja meiſterlich!

Chriſtine ſchwieg. Mathias aber ſagte weiter:

Haſt Du mir die Predigt beſtellt? Du Scheinheilige!

Mathias, wie ruhig könnten wir leben, wenn Du —

Ja wenn, wenn Du kein Luder wärſt.

Mathias, nimm das Wort zurück!

Hol' Dich der Teufel mitſammt Deinem Alten, und mit ſammt Deiner ganzen Sippſchaft. Und das ſag' ich Dir jetzt kurz und gut: Von Deiner ſaubern Sippſchaft will ich keinen mehr da in der Stube ſehen. Ich hab' Dich geheirath', aber nicht Deinen Alten, nicht Deine Brüder und Schweſtern, nicht Deine Vettern und Muhmen. Wenn ich einen von ihnen einmal wieder hier antreffe in meinen vier Wänden, ſo nehm' ich den Stecken und hau' ihn zur Thür hinaus.

Ereifere Dich nur nicht ſo, ſagte Chriſtel begütigend, meine Verwandten werden es darauf nicht ankommen laſſen.

Deſto beſſer, gab Mathias zurück, und warf ſich ſchimpfend auf's Bett.

Wenn Chriſtel's Vater gehofft hat, daß ſeine Ermahnung etwas fruchten werde, ſo hat er ſich ſehr getäuſcht. Des andern Morgens ging Mathias wieder wohin es ihn zog! Chriſtel aber ging zum Vater und bat ihn, er und alle anderen von den ihrigen möchten ſich ja doch in Acht nehmen, und ſie nur ja nicht mehr beſuchen, denn es könnt' ſonſt ein Unglück geben. Der Mathias iſt außer ſich vor Zorn, und will von ihrer ganzen Verwandtſchaft nichts mehr wiſſen.

So bleib' auch Du, und geh' auch Du nicht mehr zu ihm zurück! ſagten ihre Geſchwiſter, er verdient Dich gar nicht, der Lump, und wenn er von Deinen Verwandten nichts wiſſen will, ſo brauchſt auch Du von ihm nichts zu wiſſen.

Jetzt, das wieder nicht, ſagte Chriſtine, in der Sach' denk' ich anders. Ihr habt mich zu ihm getrieben mit Gewalt zu einer Zeit, da ich von ihm nichts wiſſen wollte; damals wart' Ihr auf ſeiner Seite und ich hab' Euch nachgegeben; heut aber bin ich ſein Weib und er iſt mein Mann. Wir ſind vor dem Altar in der Kirch' mit einander für alle Zeiten verbunden, und keine Macht auf Erden kann uns trennen. Wie wenig auch mein Herz mich zu ihm hinzieht, meine Pflicht kenn' ich, und ich verlaß' ihn nicht änder, als bis er mich verſtoßt!

Brav gered't, Chriſtel! ſagte der Vater; die Brüder und Schweſtern, die inzwiſchen herbeigekommenen Vettern und Muhmen brummten darüber, aber ſie konnten mit Chriſtinen nichts ausrichten, ſie konnten ihr keinen andern Kopf aufſetzen.

Nachdem ſich die Vettern und Muhmen mißvergnügt wieder entfernt hatten, ſagte Chriſtel:

Vater, jetzt noch ein Wort unter vier Augen mit Euch.

Die Brüder und Schweſtern verließen die Stube, ſchüttelten die Köpfe und ſahen ſich fragend an: Was mag ſie denn noch haben?

Vater, ſagte Chriſtel, jetzt ſagt mir, was iſt das mit dem Wechſel, was Ihr geſtern bei Nacht geſagt habt? da davon weiß ich und verſteh' ich nichts!

Was ſoll's denn ſein, ſagte der Vater. Zum Spielen braucht man Geld, und den Wein giebt der Löwenwirth nicht umſonſt her, und der Adlerwirth auch nicht.

Nun, und weiter?

Nun, ſo hat der Mathias halt Geld ausgeliehen und hat ſich verſchrieben mit ſeiner Unterſchrift, daß er's richtig ſchuldig iſt, und daß er's den und den Tag auch richtig zahlen wird.

Und hat er das Geld ſchon gezahlt?

Ja, wenn Einer zahlen ſoll, dann muß er das Geld früher haben. Der Reichthum des Bauers beſteht aber nicht in Baarem; Du mußt's ja wiſſen, ob Ihr viel Baares zu Haus im Kaſten liegen habt.

Ich weiß von nichts.

Nun, der Mathias wird nicht mehr davon wiſſen, und wenn der Zahltag kommt, und er kann das Geld nicht zahlen, ſo ſperren ſie ihn ein.

Herr Jeſus! und wer hat den Wechſel?

Wer wird ihn denn haben? Einer von denen in der „Gaſſe"; er wird ſich ſchon anmelden derſelbige der ihn hat, brauchſt nicht zu beſorgen, daß er daran vergeſſen wird.

Nein, Vater, dahin darf's nicht kommen! Um Gottes willen, geht Vater und helft mir!

Ja, was ſoll ich Dir thun? ſoll ich Dir's Geld hergeben? es kugelt ſich bei mir nur ſo im Kaſten herum, gelt?

Nein, Vater, ich weiß, was ich thu', aber geht, macht ſchnell. Ich bring' Euch meine güldene Kett', meine Ohrring' und was ich ſonſt hab'. Zu was ſoll mir der Schmuck, wenn ich die Schand' erleben muß, daß ſie mir den Mathias einſperren!

Hiermit lief Chriſtine fort, um ihre goldenen Schmuckſachen zu holen.

Chriſtel's Vater nahm das Gold, wickelte es gut ein und ging damit in die „Gaſſe.“

Für wie viel ſchätzt Ihr dieſe funkelnden Dinge da? fragte er Einen nach dem Andern.

Bald ſah er's, daß die Leute in der „Gaſſe“ ſich auf dieſe glänzenden Dinge nicht übel verſtanden, denn die Anbote, die ihm von verſchiedenen Seiten gemacht worden waren, blieben ſich ſo ziemlich gleich, und wichen nur um ein Weniges von einander ab. Als er nun die Sachen losſchlug und die ſilbernen Zwanziger, die ihm blank auf den Tiſch gezählt wurden, einzuſtreichen ſich anſchickte, ſagte er wie von Ungefähr: Jetzt hab' ich noch ein kleines Geſchäftchen in der „Gaſſe“ abzumachen.

Nun, ſagte Leſer Karfunkelſtein, hab' ich Euch doch gut bedient bei dem einen Geſchäftchen, warum wollt Ihr mir weiter gehn' bei dem andern?

Ja, ſagte der Häusler, ich muß ja erſt wiſſen, wo der Wechſel iſt?

Meint Ihr vielleicht keinen andern Wechſel, als den von Eurem Schwiegerſohn Mathias?

Gewiß mein' ich keinen andern! Habt Ihr ihn etwa?

Warum ſoll ich ihn nicht haben? gehört er denn nicht mein?

So gebt ihn heraus!

Narr, was Ihr ſeid, dazu habt Ihr ja noch ganz acht Tag' Zeit; der Wechſel iſt ja noch nicht fällig!

Thut nichts! Hier iſt das Geld! Wie viel kommt Euch? macht raſch, ich hab' nicht viel Zeit.

Wenn Ihr's wollt, mir kann es recht ſein.

Niemand war froher als Chriſtel, da ihr der Vater den Wechſel überbrachte. Sie freute ſich wie ein Kind, wenn es auf die Kirchweih mitgenommen wird; mit Staunen betrachtete ſie das merkwürdige Zettelchen, daß ſo viel Kraft beſitzt, daß es den Mathias hätte in's Gefängniß bringen können, wenn ſie nicht bei Zeiten dazu geſehen hätte. Das Zettelchen kam ihr vor, wie ein Zaubermittel und ſie hatte geſiegt darüber, und ihm ſeine geheime Kraft genommen. Mit wahrer Freude legte ſie den Wechſel in den Kaſten an dieſelbe Stelle, wo noch vor einer Stunde ihre Kleinodien gelegen waren. Das iſt nun mein Schmuck, ſagte ſie und ſperrte vergnügt, wie man immer iſt, wenn man das Bewußtſein einer guten That in ſich herumträgt, den Kaſten zu.

Mit ihrer Fröhlichkeit ſtimmte der Mißmuth, den ſie bei Mathias von Tag zu Tage wachſen ſah, gar ſeltſam zuſammen. Mathias wußte freilich nicht, daß der Wechſel bereits ausgelöſt ſei, aber das wußte er, daß der Zahltag immer näher und näher rückte, nicht minder wie es in ſeiner Taſche ausſah. So lange das Geld, das ihm Leſer Karfunkelſtein vorgeſtreckt, ausreichen wollte, ſo lange war er guten Muthes, und lebte luſtig in die Welt hinein, das Geld ward aber mit jedem Tage weniger, und wie es ſich verminderte, eben ſo ſchwand ſeine gute Laune. Kam er dann in ſolcher Mißſtimmung nach Hauſe, ſo war ihm Alles im Wege, und nichts war ihm recht. Anſtatt die Urſache ſeines Unmuthes in ſich ſelbſt zu ſuchen, wollt' er dieſelbe, wie es gewöhnlich geſchieht, in ſeiner Umgebung finden, und da hatte ſein Weib denn am allermeiſten zu leiden. War Chriſtine ſtill und ſchien ſie ebenfalls nicht glücklich zu ſein, ſo machte er ihr Vorwürfe, daß ſie eine undankbare Perſon ſei, daß ſie das Glück nicht zu ſchätzen wiſſe, daß viele andere an ihrer Stelle ſich glücklich gefühlt hätten, ſie aber traurig ſei, weil ſie immerfort an den Jakob denke und denſelben ſich nicht aus dem Kopf ſchlagen wolle; zeigte Chriſtine aber, wie heute, nachdem ſie mit ihren Schmuckſachen den Wechſel eingelöſt, gar ein fröhliches Geſicht, dann hatte ſie der Vorwürfe noch mehr zu erdulden, dann war ſie in ſeinen Augen die Boshafte, die Schadenfrohe, die ſich über Alles freue, was ihm Kummer bereite; dann ſchalt er ſie die Ungetreue, die es heimlich mit dem Jakob halte. Die Folge davon war keine andere, als daß er in ſeinem Unmuth wieder zum Wein und zu den Karten zurückkehrte.

Seine Freunde wußten ihm allerdings den Unmuth beſſer zu vertreiben. Sie merkten bald, wie es mit ſeiner Taſche ſtehe und kitzelten ihm das Geſtändniß, daß er kein Geld mehr habe, leicht heraus.

Wenn's weiter nichts iſt als dieſes, ſagten ſie, ſo brauchſt Du Dir darüber den Kopf nicht warm zu machen. Der Leſer Karfunkelſtein hat noch Geld genug.

Ich bin ein Hund, meinte der Eine, wenn er nicht noch zehnmal ſo viel herleiht, als die lumpige Summe, die Du ihm ſchuldig biſt.

Gieb mir auf einem Blanquet Deine Unterſchrift, ſagte der Zweite, und ich verwett' meinen Kopf, daß ich Dir in einer Stunde ſo viel ſilberne Zwanziger auf den Tiſch da lege, als Du in Deinem ganzen Leben noch niemals auf einem Haufen beiſammen geſehen haſt.

Das waren gar tröſtliche Worte für Mathias und klangen ihm lieblich und angenehm in's Ohr. Nicht nur, daß er ſich aus dem Wechſel keine Sorge zu machen brauche, ſollt' es auch noch in ſeiner Macht ſtehen, auf's Neue Geld zu bekommen, und Geld, ſo viel er wollte, er brauchte nur zuzugreifen, und dafür hatte er nichts anderes zu thun, als — ſeinen Namen auf ein Stückchen Papier hinzuſchreiben, eine wahre Lappalie.

Seine Freunde hatten ihn in der That nicht getäuſcht; Leſer Karfunkelſtein ließ ſich finden.

Warum werd' ich dem Herrn Mathias nicht leihen, ſo viel er will, ſagte Leſer Karfunkelſtein mit auserleſener Freundlichkeit, kenne ich doch den Herrn Mathias als einen reichen Mann und als einen ehrlichen Mann, der mir mein Geld nicht behalten wird, was ich mir ſchwer und ſauer verdienen muß. Als wie fähr der Herr Mathias unterſchreibt mit ſeinem guten Namen dieſen Wechſel, ſo leg' ich das Geld gleich auf den Tiſch.

Mathias machte einen kühnen Zug mit der Feder. Man ſah es der Unterſchrift an, daß ſie mit einer Art Stolz dahin geſetzt war. In der That fing Mathias an, ſich in ſeinem Werthe zu fühlen.

Man iſt doch ein Mann, ſagte er ſich, als er das Geld einſtrich, man weiß doch, wer man iſt, wenn man mit vernünftigen Leuten zu thun hat. Es iſt doch eine ſchöne Sach', daß man mit ſeinem Namen ſo viel kann ausrichten in der Welt, freilich der Name muß auch etwas ſagen und Jeder heißt nicht — Mathias.

Da Geld in der Taſche war, ſo fing das luſtige

Leben nun wieder von vorne an, und es wurde wieder geſpielt und getrunken bis in die tiefe Nacht hinein.

Jakob und Schewele hatten inzwiſchen Hochzeit gemacht und lebten miteinander ruhig, ſtill und vergnügt. Jakob konnte zwar ſeine Chriſtel nicht vergeſſen, und dies preßte ſein von Natur gedrücktes Weſen noch mehr darnieder; allein Schewele, die ihn aufrichtig liebte und nun am Ziel ihrer geheimen Wünſche war, beſtrebte ſich, ihm das Leben ſo angenehm als möglich zu machen; dies Beſtreben entging ihm nicht, und er erkannte es dankbar an. Aus dieſer Dankbarkeit erzeugte ſich in ſeinem Gemüthe ein aufrichtiges Wohlwollen gegen ſein Weib, und Schewele hinwiederum, wohl in Acht nehmend, daß ſich zur Liebe das Herz nicht zwingen laſſe, war klug genug, ſich mit Jakob's wohlwollendem und gütigem Weſen zu begnügen.

Jakob ging nach wie vor in's Dorf, und erwarb ſich manchen Groſchen! emſig ſparte er die Groſchen zuſammen, und als ihrer mehrere beiſammen waren, machte er einen Gulden daraus. So hielt er's fort und fort, und ſo kam ein Gulden zum andern. Nach einiger Zeit hatte er ein kleines Vermögen, und während Mathias mit jedem Glas Wein, das er hinunterſtürzte und mit jeder Karte, die er anrührte, aus ſeinem Hauſe gleichſam einen Stein nach dem andern herausriß, ſtieg Jakob immer höher und höher und eines Tages konnte er zu ſeinem Weibe ſagen:

Weißt Du was, mein Kind! mit dem Dorfgehen hat es jetzt ein Ende. Ich hab' mir mit Gott's Hülf' ein ſchön paar Gulden zuſammengeſpart, jetzt kauf' ich mir ein Roß und ein Wägele und fang einen kleinen Handel an mit Getreide, und wenn Gott mir weiter Glück beſchert, wie er bis allher gethan hat, ſo kann aus dem kleinen Handel mit der Zeit auch noch ein großer werden.

Jakob ging hin und kaufte ſich Roß und Wagen, und wer ſich einmal Roß und Wagen kauft, der braucht auch einen Knecht: drum ſäumte er nicht lange und dingte auch einen Knecht, und dieſer Knecht war kein anderer, als des Häuslers Sohn aus der Langgaſſe, Paul — Chriſtinens jüngſter Bruder.

Mit ſeinem Roß und Wagen fuhr nun Jakob jede Woche nach der nahegelegenen Stadt, wohin er Getreide zum Wochenmarkt führte, und kehrte regelmäßig in der Nacht von dem Donnerſtag auf den Freitag zurück, um den Sabbath daheim in ſeiner Stube zuzubringen.

Da brannte denn am Freitag Abend in der kleinen Stube die Sabbath-Lampe, die ſein Weib in der Dämmerung entzündet hatte, freundlich und hell, und wenn ſie da ſo beiſammen ſaßen, Jakob und Schewele, und aßen Fleiſch und Fiſch und tranken Wein, und ſangen nach frommer Weiſe die heiteren Geſänge zum Lobe Gottes, entſchlagen aller Sorge, die die Woche über auf ihnen gelaſtet, da kauerte manchesmal draußen auf der „Gaſſe“ am niedern Fenſter eine weibliche Geſtalt und ſah hinein in die liebliche Sabbathſtube, auf den Segen, der darinnen ausgebreitet war, und es entfuhr ihr mancher Seufzer, und es entfiel ihr manche Thräne, und ſie ſchlich wieder heim in ihr großes, ſchönes Haus auf dem Marktplatz, da war es aber öde und leer; denn derjenige, der da ſollte ſchalten im Hauſe und ſchaffen und thun, der ſaß im Wirthshaus und verſchwendete Zeit und Vermögen.

Die Genoſſen neckten Mathias beim Spiele.

Weißt Du, daß Dein Schwager Knecht beim Jakob in der „Gaſſe“ geworden? — fragten ſie ihn.

Ich kenne keinen Schwager — gab Mathias zurück.

Aber Paul iſt doch der Bruder von Deiner Frau!

Hol’ der Teufel meine Frau, und ihre ganze Sippſchaft und den Jakob dazu.

Solche Reden — man konnte es wohl merken — waren ſchon wieder die Vorzeichen erneuerten Mißmuthes, denn auch der zweite Wechſel lief bereits geraume Zeit, und nicht mehr ferne war der Zahltag.

Das merkten denn die Genoſſen gar wohl, denn Mathias war kein Menſch, der ſich viel verſtellen konnte, drum ſuchten ſie ſeinen ſinkenden Muth wieder aufzurichten.

Heimlich ſchlich ſich Einer von ihnen hinaus und kam nach kurzer Zeit wieder; bald darauf aber kam wie von ungefähr Leſer Karfunkelſtein in die Wirthsſtube.

Bei ſeinem Eintritt wechſelte Mathias die Farbe, denn er meinte nicht anders, als daß der Jude die beiden Wechſel mitbringt, um ſein Geld zu holen.

Leſer Karfunkelſtein aber ſetzte ſich, nachdem er gegrüßt hatte, ruhig an einen Tiſch und ließ ſich ein Glas Bier geben, ohne die heitere Geſellſchaft auch nur im Mindeſten zu ſtören.

Derjenige, der dem Mathias zunächſt ſaß, ſtieß ihn heimlich an den Ellenbogen, zugleich trat ihn ein anderer der Kameraden unter dem Tiſche auf den Fuß.

Mathias blickte wie fragend auf, und ſah ein gar vielſagendes Zwinkern mit den Augen.

Merkſt Du etwas? — fragte ihn endlich leiſe der Nächſtſitzende.

Ja, aber was will er denn ſchon heut'? Der Wechſel iſt ja noch nicht fällig? fragte Mathias mit bekümmerter Miene.

Wer denkt an den Wechſel? — erhielt er zur Antwort.

Pſt! ermahnte ein Anderer — nur nicht zu laut, der Leſer kann es ja hören.

Und wenn er's hört? was iſt's auch? — ſchrie der erſte jetzt laut auf, und erhob ſich vom Tiſche. — Was brauchen wir denn ein Geheimniß daraus zu machen? iſt's denn eine Sach', die ſich nicht ſehen laſſen darf? He, was meint Ihr dazu, Leſer? Ihr könntet mit dem Herrn Mathias da wohl wieder ein Geſchäftel machen, wenn Ihr Vernunft habt.

Brauch' ich dazu nichts weiter als Vernunft? — fragte Leſer Karfunkelſtein.

Wenn etwas Geld dabei wär', ſo könnt's nicht ſchaden!

Vernunft und Geld — ſagte Leſer Karfunkelſtein — ſind rare Sachen; man findet ſie nicht auf der Gaſſe.

Aber doch bei Euch!

Nu, nu — ſagte Leſer — die Herren ſind gar gütig, ſie halten mich für mehr, als ich bin.

Macht Euch nur nicht ſelber klein, Hebräer. Man weiß, daß Ihr ein reicher Mann ſeid.

Ein reicher Mann, zuckte Leſer mit den Achſeln — was heißt ein reicher Mann! Alles heißt ein reicher Mann. Iſt man denn gleich ein reicher Mann, wenn man mit Gott's Hülf' ein paar Groſchen mehr hat, als man juſt braucht?

Was ſoll die lange Rederei — rief Mathias ungeduldig dazwiſchen — mit einem Wort: Könnt Ihr zu dem, was ich Euch ſchuldig bin, noch Einiges vorſtrecken?

Vorſtrecken iſt Recht, ſagte Leſer — aber zu dem, was mir der Herr ſchuldig iſt? Der Herr Mathias iſt mir keinen Kreuzer ſchuldig.

Mathias blickte den Juden ſtaunend an und wußte ſich dieſe räthſelhafte Auskunft nicht zu erklären.

Habt Ihr mir denn kein Geld geliehen? — fragte Mathias endlich.

Warum ſoll ich dem Herrn Mathias kein Geld geliehen haben? hat es der Herr Mathias denn nicht von mir verlangt?

Nun, und habe ich Euch keinen Wechſel unterſchrieben?

Warum ſoll mir der Herr Mathias keinen Wechſel unterſchrieben haben, wenn ich ihm Geld leih'? — Hätt' ich dem Herrn Mathias mit Verlaub dann ſonſt auch Geld geliehen?

Nun alſo — fragte Mathias — warum ſagt Ihr, daß ich Euch nichts ſchuldig bin, wenn Ihr Wechſel auf mich habt?

Wer ſagt, daß ich auf den Herrn Mathias ein Wechſel hab'?

In's Teufels Namen, habt Ihr die Wechſel denn verbrannt?

Gott ſoll behüten und bewahren, warum werd' ich einen guten Wechſel auf des Herrn Mathias ſeinen guten Namen verbrennen? Hab' ich denn wahnſinnige Käſten (giftige Kaſtanien) gegeſſen?

Was habt Ihr mit den Wechſeln alſo gemacht?

Was ſoll ich mit den Wechſeln gemacht haben? verkauft hab' ich ſie. Glaubt denn der Herr Mathias, daß unſer Einer ſo ein' Wechſel mir nichts, dir nichts in den Kaſten hineinlegen kann und warten ſoll, bis der Wechſel fällig iſt? für unſer Einen iſt ein Wechſel eben ſo gut ein Stück Waare, wie ein Haſenhäutel.

Zum Teufel noch einmal! und wer hat jetzt den Wechſel?

Wie der Herr Mathias nur ſo fragen kann? bin ich denn der Prophet Elias, daß ich das wiſſen ſoll? Der Wechſel iſt vielleicht ſchon in der zehnten Hand. Der Herr Mathias kann aber unbeſorgt darüber ſein, denn derjenige, der ihn hat, wird ſich ihn gut aufheben, und am Zahltag wird er ſich ſchon anmelden ungeſucht.

Ihr hört aber, daß ich kein Geld hab' zu zahlen!

Das thut mir um des Herrn Mathias Willen wirklich leid; denn ein Wechſel iſt kein Spaß!

Am End' läßt mich ſo ein vermaledeiter Spitzbube noch einſperren!

Nu, was meint denn der Herr Mathias, geniren wird er ſich?

Macht keine Fazen, Hebräer — legten ſich nun wieder die Anderen in's Mittel — Ihr wißt es gut, daß ſich ein Mann wie der Mathias wegen einer ſolchen Lumperei von ein paar Tauſend Gulden nicht einſperren laſſen wird. Ihr werdet ihn doch nicht in einer Verlegenheit ſtecken laſſen.

Ich will thun was ich kann, denn ich bin dem Herrn Mathias ein guter Freund!

Das heißt geredet Hebräer! man ſieht, daß Ihr ein Herz im Leib' habt — ſagte einer der Genoſſen, und der andere fügte hinzu: Aber diesmal werdet Ihr ein bischen tief in Euren Geldſack greifen müſſen, denn es handelt ſich nicht nur darum, den Wechſel einzulöſen, es muß ja dem Herrn Mathias auch wieder etwas in der Taſche bleiben!

Wie viel braucht der Herr Mathias?

Mathias ſchickte ſich an, die Summe zu berechnen; aber die Kameraden riefen dazwiſchen: Wer wird da lange Rechnungen machen? Laß' Du das den Buben in der Schul'! Zählt zehntauſend Gulden auf, Leſer! das iſt eine runde Summe.

Ein bischen ſtark rund! — ſagte Leſer Karfunkelſtein — das bring' ich nicht zuſammen, wenn ich kratz' in allen Winkeln und Ecken und Enden.

Kratzt wo Ihr wollt — rief einer der Geſellen — nur ſchafft uns das Geld her.

Laßt mir Zeit bis morgen — ſagte Leſer — denn zehntauſend Gulden ſind kein Spaß und die kugeln ſich bei Keinem leicht im Kaſten herum.

Bis morgen denn, wenn's nicht anders iſt — beruhigten ſich ſelbſt und den Mathias die Genoſſen.

Des andern Tages kam Leſer Karfunkelſtein mit glänzendem Geſichte wieder, und ſagte: Es war ein hartes Stück Arbeit; aber ich hab' es doch zu Weg' gebracht.

So zählt auf, Hebräer! — riefen die Geſellen.

Aufzählen? das hat noch ein Biſſele Zeit! der Herr Mathias wird erſt müſſen die Güte haben, ſich ſein' Hut und Stock zu nehmen.

Was ſoll das?

Wir machen nur einen kleinen Spaziergang in's Oberamt.

Seid Ihr toll?

Keine Furcht, Herr Mathias! es iſt ja nichts Schreckliches dabei, wir haben's ja nicht mit dem Gericht zu thun, wir gehen ja nur zum Grundbuch; dort wird der Herr Mathias die Schuld auf ſeinem Haus protocolliren laſſen, und dann bekommt er das Geld. Es iſt von wegen Leben und Sterben. Man kann nicht wiſſen, was heut' oder morgen geſchieht, es hat weiter nichts auf ſich.

Mathias ging mit Leſer Karfunkelſtein in's Grundbuchsamt und ließ die Summe auf ſeine Bauernwirthſchaft grundbücherlich eintragen.

Mathias hatte wieder Geld in der Taſche. Ein wenig beunruhigt fühlte er ſich allerdings über dieſen Weg in's

Grundbuchamt; er fing an zu erkennen, daß er in den Augen von Leſer Karfunkelſtein nicht mehr derſelbe Mann ſei, der er früher geweſen; er fing an einzuſehen, daß ſeine bloße Namensunterſchrift von dem Juden nicht mehr ſo geſchätzt werde, wie ehemals, da ihm derſelbe auf einen bloßen Wechſel hin das Geld nicht mehr ausfolgen wollte, und das verletzte ihn, es verletzte ſeinen Stolz. Wär' er weniger leichtſinnig geweſen, ſo hätte er aus dieſem Mißtrauen eine heilſamere Lehre ziehen können; er hätte ſich ſagen müſſen: Wenn der Leſer mir nicht mehr auf einen bloßen Wechſel traut, ſo muß es nicht mehr ſo gut mit mir ſtehen, denn der Leſer hat ein Auge für das! Allein, Mathias war weit entfernt, ſolche Betrachtungen über ſich ſelbſt anzuſtellen; was ihn bei der ganzen Sache verletzte, war, daß ſein Stolz eine Demüthigung erlitt; aber er ſchluckte die bittere Pille herunter, denn er hatte wieder Geld in der Taſche, und ſo hob er denn den Kopf auch wieder in die Höhe, und kehrte luſtig und wohlgemuth in den Kreis der luſtigen Geſellen zurück.

Seine Haus- und Feldwirthſchaft wäre in der That längſt verfallen geweſen, hätte ſich Chriſtine derſelben nicht mit aller Kraft und der ganzen Strenge ihres Weſens angenommen; wenn Jakob und Paul zeitlich früh die Straße hinzufahren pflegten, da konnten ſie oft ſchon vor Sonnenaufgang das Weib unter den Arbeitern auf dem Felde ſehen, und Jakob pflegte dann zu ſeinem Knecht zu ſagen: Es iſt noch ein Glück für den Mathias, daß er Deine Schweſter zum Weib bekommen hat. Mit einer andern wär er bei ſeiner Wirthſchaft längſt auf den Bettelſtab gebracht. Wenn Paul dann dagegen ſagte: Aber meine arme Schweſter bedaur' ich, die hätt' ein' andern Mann verdient, als den Lumpen, dann ſeufzte Jakob ſtill und dachte wohl: Ja das mein ich auch, ſagte aber, um ſein Gefühl zu verbergen: Paul, ſchau, daß wir weiter kommen; unſere Weiſen ſagen: Der Tag iſt kurz, die Arbeit lang.

Chriſtine war freilich nur eines armen Häuslers Tochter und an der Wiege iſt es ihr gewiß nicht vorgeſungen worden, daß ſie dazu beſtimmt ſei, dereinſt auf einem reichen Bauernhof als Frau zu ſchalten; aber dafür war ſie von früheſter Jugend an zur Arbeit und Thätigkeit angehalten worden und ſie erwies ſich in allen Stücken echt und recht. Im Hof gebot ſie den Mägden, in den Stallungen den Knechten und auf dem Felde den Arbeitern; ſie ſchämte ſich nicht, ſelbſt Hand anzulegen, und wußte ſich bei ihren Leuten in Reſpekt und Anſehen zu halten. Beim Säen und Ernten, beim Einheimſen und beim Dreſchen überall war ſie dabei; bald war ſie auf den Kornfeldern, bald auf der Heuwieſe, bald im Weinberg und bald im Obſtgarten, nichts entging ihr, ſie hatte ein gutes Auge für Alles und hielt die ausgebreitete Wirthſchaft in Ordnung.

Man bedauerte ſie allgemein, ſie wußte es; aber ſie liebte es nicht, eine bemitleidete Perſon zu ſein, ſie beklagte ſich gegen Niemand über ihr Schickſal und zeigte jedem der mit ihr in Berührung kam, eine freundliche Miene. Chriſtinen's Verwandte, ihre Brüder und Schweſtern und beſonders ihr Vater, der alte Häusler, ſahen es wohl ein, daß aller Fleiß und alle Arbeit des armen Weibes verloren gehe, wenn Mathias in acht Tagen mehr verſchwendet- als ſie das ganze Jahr von ihrer Wirthſchaft gewinnen, konnte; aber was ſollten ſie thun, ſie konnten dem Mathias nichts befehlen, und ihn durch vernünftiges Reden zu einer andern Lebensweiſe zu bringen, das wußten ſie, wär' ein vergebliches Bemühen geweſen; im Gegentheile, ſie hätten Chriſtinen durch ihre Einmiſchung nur noch mehr Kummer und Schmerz bereitet, denn er war ein wilder, zorniger Menſch und hätte Chriſtinen das Leben noch mehr verbittert, als er ohnehin that. So mußten ſie ſeinem liederlichen Treiben zuſehen und mußten ſchweigen. Wer aber Chriſtine am meiſten bedauerte, das war der Jakob, und gar oft ſprach er von ihr im tiefſten Mitleid mit ſeinem guten Weibe. Aber auch er war unvermögend, ihre bittere Lage zu erleichtern; ja er mußte ſich hüten, gegen einen Andern, außer gegen Schewele und Paul, auch nur ein übles Wort über den Lebenswandel des leichtſinnigen Mannes zu ſprechen; denn wenn es dem Mathias zu Ohren kam, daß der Jakob, den er grimmig haßte, über ihn etwas geſagt habe, dann war ja erſt recht das Feuer auf dem Dache, und wer anders, als Chriſtine mußte es büßen! So konnte denn der Jakob auch nichts Anderes thun, als ſchweigend die üble Wirthſchaft anſehen.

Schon hatte Mathias einen großen Theil des Geldes das er auf ſein Haus aufgenommen, wieder verthan, als jener Wechſel, von welchem Leſer Karfunkelſtein behauptet hatte, daß er ihn verkauft habe, fällig wurde. Zwar hatte Mathias noch ein Sümmchen bei ſich, welches hingereicht haben würde, dieſen Wechſel einzulöſen; allein er machte zu ſeiner unangenehmſten Ueberraſchung die Wahrnehmung, daß ihm dann auch nichts mehr übrig bleibe, und der Gedanke, wieder ohne Mittel zu ſein, um ſeine Spiel- und Trinkſucht zu befriedigen, war ihm unerträglich. Sein Muth begann daher wieder zu ſinken; er richtete ſich aber auch eben ſo raſch wieder auf, als ſeine luſtigen Zechbrü- ſich raſch genug erfinderiſch bewieſen, wie er ſich aus der Verlegenheit zu befreien habe.

Der Zahltag kam und mit demſelben ein fremder Herr, welcher den Wechſel präſentirte.

Was hat's denn auch weiter auf ſich! — ſagte der Eine der Genoſſen — der Herr da, der ſo freundlich geweſen iſt, den Wechſel zu kaufen, wird auch wohl ſchon vom Bauer Mathias ſchon was gehört haben. Man kennt den Namen ja auf ein Paar Meilen im Umkreis, und wenn der Herr Mathias g'rad zufällig den Augenblick nicht bei

Kaſſe iſt, ſein Haus und ſeine Felder die ſtehen feſt und laufen nicht davon, und der Weg zum Grundbuchamt iſt nicht weiter, als ein Katzenſprung.

Das war in Wahrheit ein gutes Auskunftsmittel. Mathias hatte ſich zu nichts weiter zu bequemen, als die auf dem Wechſel bezeichnete Summe in verdoppelter Höhe in's Grundbuch eintragen zu laſſen; damit erklärte ſich der fremde Geſchäftsmann einverſtanden und die ganze Sache war abgethan.

Als Mathias vom Grundbuchamte wieder zurückkehrte, empfand er nichts mehr von jenem Unbehagen, das ihn erfüllt hatte, als er ſich das erſte Mal zu dieſem Gange hatte verſtehen müſſen. Sein Stolz, ſeine Eitelkeit war nicht im Mindeſten verletzt, er fand es im Gegentheil ganz natürlich, daß ein wildfremder Menſch, der ihn in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen, auch berechtigt ſei, für ſein Darlehen eine genügende Sicherſtellung zu verlangen. Mehr wurmte es ihm, daß er ſich in der Uebereilung dazu herbeigelaſſen, den Betrag, den er ſchuldig war, in doppelter Höhe als Schuld anzuerkennen.

Aber die heiteren Genoſſen lachten ihm mit einigen muthwilligen Scherzen den Unmuth über dieſe Bagatelle weg.

Leben und leben laſſen! — ſagten ſie — Was liegt auch weiter daran, die Sache iſt nicht der Rede werth; Du aber haſt jetzt eine neue Bekanntſchaft gemacht, und wenn

Du wieder einmal Geld brauchſt und der Leſer macht ein ſchiefes Geſicht, ſo weißt Du wenigſtens, an wen Du Dich zu wenden haſt; denn der Mann ſieht nicht aus, als ob er ſich nicht wolle finden laſſen. Gönnen wir ihn den kleinen Profit.

Das ließ ſich freilich hören.

Ich wundere mich nur über Eins — ſagte Mathias, da ſie nun ſcherzten und lachten und ſich freuten, daß ſich der Fremde mit dem Wechſel ſo leichten Kaufs abfinden ließ — ich wundere mich nur darüber, daß mir der allererſte Wechſel, den ich unterſchrieben, und der doch längſt fällig iſt, bis auf dieſe Stund' noch nicht präſentirt worden iſt.

Der Leſer hat vielleicht daran vergeſſen — meinte der Eine.

Glaub' Du das — ſprach der Zweite — ein Jud' und an einen Wechſel, eher fällt der Himmel auf die Erd' herunter. Er hat ihn ſicher verkauft, und der Wechſel wird eines Tages ſchon zum Vorſchein kommen.

Hat aber dann mehr keine Kraft — ſagte der Dritte — Brüderl, ich kenn' das Wechſelgeſetz; ſobald der Zahltag verpaßt iſt, dann iſt's auch aus.

Deſto beſſer, deſto beſſer! — ſchrien ſie Alle — da hat ſich nun einmal wieder ſo ein Krämergeiſt recht angeſchmiert. Schadet ihm nichts. Schade nur, daß der Betrag ſo gering iſt; es iſt faſt eine Schand'!

Hört mir einmal mit der Dummheit auf — rief der Vierte — ich hab' ein' andern Einfall. Sag' mir Mathias zu was braucht denn Dein Weib ein Weinkeller? iſt ſie bei ihrem Alten daheim vielleicht gewöhnt geweſen, ein eigenen Weinkeller zu haben?

Mathias ſchaute ihn groß an: Ja wie ſprichſt Du denn? gehört denn der Weinkeller ihr! ich hab' ihn ja noch nicht weggeſchenkt.

Ja, entgegnete der Andere, mit dem Gehören iſt ein eigen Ding; ich glaub' halt immer, wer von einer Sach Gebrauch macht, dem allein gehört ſie auch eigentlich. Verſteh mich recht. Welchen Gebrauch machſt denn Du von Deinem Keller? Dein Weib ſperrt ihn auf, Dein Weib ſperrt ihn zu. Wenn ſie den Wein, der drinnen liegt, verkaufen thät mit allen Fäſſern, geſteh aufrichtig, Du wüßteſt's nicht einmal; nun möcht ich gern wiſſen, warum wir fremden Wein bezahlen ſollen, ſo lange wir den eignen haben?

Man kann ſich doch ins Wirthshaus nicht den eigenen Wein mitbringen! ſagte Mathias.

Verkauf Du Deinen Keller dem Wirth ſelber, und daß Du Dich dann nicht drum zu kümmern brauchſt, wer den Wein herbringt, darauf kannſt Du Gift nehmen.

Das war ein guter Einfall, und der Wirth, mit dem das Geſchäft ſogleich abgeſchloſſen wurde, fuhr nicht ſchlecht dabei.

Mathias aber ſollte bald Urſache finden, dieſen Handel zu bereuen; denn kurze Zeit nachdem er den Weinkeller mit allem was drinnen iſt, an den Schwanen-Wirth verkauft hatte, erhielt er einen Brief mit einer nicht eben ſehr angenehmen Zeitung.

Als ich darin gewilligt — hieß es in dieſem Briefe, daß die Summe die Sie mir zu bezahlen hatten, weiter bei Ihnen belaſſen und auf Beſitzungen grundbücherlich immatrikulirt werde, da that ich dies in dem guten Glauben, daß Ihre Beſitzung in demſelben Zuſtande erhalten bleibe, in welchem ſie zur Zeit war; da Sie nun aber daran gehen, dieſelbe zu zerſtückeln, und wie ich erfahren, bereits damit den Anfang gemacht haben, daß Sie Ihren Weinkeller von derſelben losgetrennt, verkauften, ſo ſehe ich mich genöthigt, Ihnen die mir ſchuldige und auf Ihrer Beſitzung haftende Summe zu kündigen; zwar bin ich überzeugt, daß Ihre Beſitzung auch ohne den Weinkeller dieſe Summe mehr als genügend deckt, allein heute haben Sie den Weinkeller verkauft, morgen verkaufen Sie vielleicht den Weingarten, übermorgen die Stallungen, und ich kann nicht wiſſen bei welchem Punkte Sie ſtehen bleiben. Und obwohl mir aus ſolchem Verkauf kein direkter Nachtheil erwachſen kann, da die protokollirte Summe unter allen Umſtänden auf dem Hauſe haften bleibt, und Sie kein Recht haben, daſſelbe zu veräußern, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum ich mich muthwillig in eine Proceßführung ſtürzen ſollte, wenn ich dieſelbe vermeiden kann.

Mathias war außer ſich vor Wuth. Was, rief er, bin ich nicht Herr von meinem Haus? wird mir der Lump vorſchreiben, was ich zu machen hab? ſoll ich mir bei ihm vielleicht auch Erlaubniß holen, für jeden Schritt, den ich thun will? Und wenns mir heut' einfällt, Roß und Wagen zu verkaufen, werd' ich bei dem großen Herrn erſt die Anfrage machen, ob's ſein darf? und warum? das Alles, weil ich ihm ein paar lumpige Gulden ſchuldig bin? juſtament nicht, ich werd' ihm zeigen, was er mir zu befehlen hat.

Was brauchſt Du zu ſchreien? — beſchwichteten die Genoſſen, der ganze Kerl iſt ja nicht werth, daß Du Dich ſeinetwegen ärgerſt! Gieb ihm ſein Geld zurück und Punktum!

Ja freilich! aber haben muß man es erſt! ſagte Mathias.

Haben? nun, was weiter. Der Leſer wird Dir's vorſchießen; leih's von dem und zahl's dem andern, ob Du's dem ſchuldig biſt, oder dem. Der Leſer kennt Dich wenigſtens und reſpektirt Dich, er weiß, mit wem er's zu thun hat, und macht kein erbärmliches Geſchrei über ein dummen Weinkeller.

Der Rath ließ ſich hören und Leſer Karfunkelſtein wurde wieder geholt.

Hört an, Hebräer, ſagte Einer der Geſellen, Ihr habt uns einen ſchönen Streich geſpielt.

Nun mit dem Wechſel, den Ihr verkauft habt, der iſt in unrechte Hände gekommen. Denkt Euch nur, der elende Kerl ärgert ſich darüber, daß der Herr Mathias ſeinen Weinkeller verkauft hat, als ob's ihn was anging, und will jetzt ſein Geld zurückhaben. Er kündigt, und der Herr Mathias will ſich mit ihm nicht einlaſſen. Es iſt ja doch beſſer, er iſt die Summe Euch ſchuldig, als einen Andern verſteht Ihr?

Warum ſoll ich nicht verſtehn, fragte Leſer Karfunkelſtein, Ihr ſprecht ja deutlich genug.

Ich kann mich alſo auf Euch verlaſſen? fragte Mathias.

Herr — Leben! antwortete Leſer, fünftauſend Gulden iſt ein groß Stück Geld.

Zehntauſend, Leſer! zehntauſend, mit fünftauſend iſt mir nicht gedient.

Zehntauſend? fragte Leſer und machte eine Miene, als ob er ſich vor Staunen und Ueberraſchung gar nicht faſſen könnte, der Herr Mathias macht ſich nur einen Spaß! kenn' ich doch den Wechſel beſſer wie jeder Andere und weiß ich doch ganz gut, daß auf demſelben ſteht geſchrieben, mit Ziffern ſo gut, wie mit echten Buchſtaben, deutlich zu leſen für Jedermann, der's gelernt hat: Fünftauſend, aber nicht: Zehntauſend Gulden Wiener Währung.

Ja, ſagte Mathias, ich hab ihm müſſen die doppelte Summe auf mein Haus protokolliren laſſen!

Die doppelte Summe. Weh geſchrien! die doppelte Summe! Hundert Procent!

Er hat's nicht anders thun wollen, der Betrüger!

So ein Betrüger einer! ſagte Leſer Karfunkelſtein, ſo was bringt unſer Einer doch gar nicht zu Stand. Foppt mich der Herr Mathias nicht? im Ernſt die doppelte Summe? Schad', daß ich nichts davon gewußt hab', um den Preis hätt ich das Geld auch zu verſchaffen gewußt, aber ſo ſind die reichen Herren, wenn ja einmal ein gutes Geſchäftel zu machen iſt, kommt man dem Leſer Karfunkelſtein nicht, und leiht ſich das Geld lieber von einem Fremden aus.

Aber was red't Ihr da für tolles Zeug! weshalb hab' ich Euch jetzt denn rufen laſſen? Was fällt Euch ein, ich werd' Euch nicht kennen. Alſo Ihr ſtreckt mir die Summe vor.

Ich? ich? Herr Mathias? wie kann der Herrr Mathias denken, daß ich im Stand bin, ihm eine ſo mächtige Summe vorzuſtrecken? bin ich denn etwa ein Rothſchild? verſchaffen will ich, das heißt, ich will mir Mühe geben, zu dem Preis, wird ſich vielleicht Einer finden, der das Geld hergiebt. Hundert Procent ſind g'rad nicht zu verachten. Und wenn der Herr Mathias — es iſt aber doch beſſer, wir reden unter vier Augen.

Macht keine Faxen, Ihr kennt uns, Ihr wißt, daß wir des Herrn Mathias Freunde ſind.

Macht nichts, gut iſt gut und beſſer iſt beſſer. Ich hab' dem Herrn Mathias etwas im Geheimen zu vertrauen.

Mathias ging mit Leſer Karfunkelſtein ein wenig hinaus und Leſer ſagte! Wenn der Herr Mathias zwanzigtauſend Gulden will laſſen protokolliren auf ſein Haus, kann mich der Herr Mathias heißen einen ſchlechten Menſchen, wenn ich nicht binnen acht Tag die zehntauſend Gulden in meiner Taſch' mitbring.

Aber Leſer! was fällt Euch ein? ich werd' Euch doch nicht für zehntauſend Gulden zwanzigtauſend verſchreiben?

Mir? wer red't von mir! bin ich im Stand das Geld herzuleihn?

Ihr habt doch ſelbſt vorhin den Kerl einen Betrüger geheißen.

Ja, es iſt ſchon gut, aber der Herr Mathias muß ja doch ein' Einſicht haben. Soll denn Einer für ſein Geldverleihen gar nichts haben? meint der Herr Mathias, ein jeder begnügt ſich mit ſo wenig Procent wie ich? übrigens wie der Herr Mathias will! Wie ich da reden thu, ich red', wie wenn ich das Geld ſchon da in der Hand hätt', ich werde noch laufen und ſchwitzen müſſen, bevor ich es zuſammen bringen werd. Will mir aber der Herr Mathias die Müh' erſparen, iſt es mir auch recht. Ich hab' ja nichts davon, ich thu's dem Herrn Mathias aus Gefälligkeit.

So geht nur und bringt mir das Geld, ſagte Mathias, der bereits ungeduldig wurde.

Ich werd' thun was in meiner Macht ſteht, Herr Mathias, ſagte Leſer Karfunkelſtein, ging ſeiner Wege und rieb ſich vergnügt die Hände.

Nach acht Tagen kam er richtig wieder, aber er brachte kein Geld.

Der Herr Mathias wird mir's nicht für ungut halten, ſagte er, ich hab' gehalten was ich verſprochen hab'; ich hab' gethan, was in meiner Macht ſteht, aber ich komm' leider mit leerer Hand; es iſt kein Geld aufzutreiben fünf Meilen in der Rund'.

Teufel hinein, rief Mathias, Ihr habt ſchön gehalten, was Ihr verſprochen habt.

Bei meiner Ehr', verſicherte Leſer, ich hab' gethan, was in meiner Macht ſteht, und mehr hab' ich nicht verſprochen; der Herr Mathias wird ſich darauf beſinnen.

O ja, ich beſinn' mich ſehr gut, daß Ihr mir geſagt habt, ich ſoll Euch einen ſchlechten Menſchen heißen, wenn Ihr mir binnen acht Tagen nicht das Geld bringt.

Nu, wenn dem Herrn Mathias damit geholfen iſt, mich einen ſchlechten Menſchen zu heißen, muß ich mir's gefallen laſſen; aber verdienen thu' ich's für meine Gutheit, und für meine Müh' und Plag' wirklich nicht. Undank iſt der Welt Lohn! Was kann ich dafür, wenn die Leut' kein Geld haben, oder wenn ſie kein's herleihen wollen? Wenn ich das Geld in mein Vermögen hätt' wär' was anderes, ich möcht' es dem Herrn Mathias mit größtem Vergnügen leihen! Aber kann ich denn der ganzen Welt mein' Kopf aufſetzen?

Teufel, was iſt da zu machen? rief Mathias, das Geld muß ich haben.

Schlimme Sachen, ſagte Leſer, wenn man muß und nicht kann. Mit dem Kopf in die Mauer hineinrennen kann man nicht.

Wüthend ſtampfte Mathias mit dem Fuß auf die Erde. Schweigend ſahen die Genoſſen einander an.

Das iſt zum Verzweifeln! rief Mathias.

Auf Ehre, der Herr Mathias hat Recht! ſagte Leſer Karfunkelſtein, wenn man mit dem Verzweifeln nur etwas herausbringen möcht'. Was hat man vom Verzweifeln? es koſtet zwar nichts, es trägt Einem aber auch nichts ein. Uebrigens, warum gleich verzweifeln? kann denn Herr Mathias ſich nicht noch einmal acht Tag' gedulden? Was nicht iſt, kann werden — ſagt man im Sprichwort — und was heut' nicht iſt, kann doch morgen geſchehen. Kommt es dem Herrn Mathias denn auf die Minut' an? Geb' mir der Herr Mathias noch einmal acht Tag' Zeit, ſo will ich probiren, was ſich machen läßt.

Mathias athmete wieder auf: Alſo Ihr wollt mir das Geld bringen, Leſer?

Ob ich will? Wie heißt ob ich will? warum werd' ich nicht wollen? die Frag' iſt, ob ich kann. Wenn der Herr Mathias ſo gut ſein will, mich noch ein biſſele hinaus vor die Thür begleiten, werd' ich dem Herrn Mathias ſagen, was ich für einen Plan hab'.

Mathias begleitete den Juden vor die Thür hinaus, und dieſer begann:

Um dem Herrn Mathias die Wahrheit zu ſagen, ſo kenn' ich ganz in der Nähe im Ort hier Einen der Geld hat, der Herr Mathias wird ſich von ihm aber nichts ausleihen wollen.

Warum denn nicht?

Nu, ich mein' von wegen der alten Feindſchaft. Der Jakob könnt' das Geld aufzählen, bis auf ein' Kreuzer!

Mathias wurde blaß. Vom Jakob Geld auszuleihen, war eine Erniedrigung, auf die er nicht vorbereitet war, und gegen die ſich ſein Gefühl ſträubte. Er fand kein Wort der Erwiderung.

Ich hab' mir's doch gedacht, ſagte Leſer, da er ſah, daß Mathias ſchwieg, ich hab' doch gleich gewußt, daß der Herr Mathias ſich vom Jakob kein Geld ausleihen wird.

Iſt der Jakob wirklich ſo reich, fragte Mathias nun, allmählig wieder ſeine Faſſung gewinnend, das hätt' ich nicht gedacht!

Ob Jakob ſo reich iſt? entgegnete Leſer Karfunkelſtein, wie der Herr Mathias den Jakob anſieht, kann er bei dem ſchönſten Bauernhaus, an dem er vorbei geht, fragen, wie theuer es iſt.

Hört an, Leſer, ſagte Mathias nachdem er ſich einige Zeit lang beſonnen hatte, ich kann den Jakob nicht leiden, es iſt wahr, ich bin ſein Feind, ich will's nicht leugnen. Er hat meinem Weib den Kopf verdreht, und das werd' ich ihm nicht vergeſſen. Von deßwegen aber, ſein Silber iſt auch kein Blei! Wie wenn Ihr gar nicht ſagtet, daß das Geld für mich gehört!

Das geht nicht.

Geht nicht? und warum?

Welche Sicherſtellung ſoll ich dem Jakob geben? wenn er dem Herrn Mathias das Geld leiht, ſo kann ihm der Herr Mathias die Sicherſtellung geben; was hab' ich einzuſetzen? mein Haus in der „Gaß'?“ das iſt nicht halb ſo viel werth, als der Mathias verlangt.

So geht in's Teufels Namen zum Jakob, nur bringt mir das Geld.

Leſer Karfunkelſtein ging von dannen, und Mathias kehrte zu ſeiner Geſellſchaft zurück. Sie fragten ihn wohl, was es bei der geheimen Unterredung für Eröffnungen gegeben habe; Mathias ſchämte ſich aber einzugeſtehen, daß er ſich vom Jakob das Geld ausleihen wolle, und gab ausweichende Antworten.

Mit Ungeduld wartete er auf Leſer's Rückkunft. Es vergingen acht Tage, Leſer kam nicht. Inzwiſchen war aber ein neues Schreiben eingelaufen, welches die in dem erſten Briefe ausgeſprochene Kündigung in viel energiſcheren, dafür aber weniger höflichen Worten wiederholte.

Was in dem zweiten Briefe neu war, das war der Schlußſatz, welcher die Drohung enthielt, daß die Angelegenheit dem Advokaten übermittelt würde, wenn Mathias ſich nicht entſchließen ſollte, auf dieſes Schreiben eine befriedigende Antwort zu geben.

Mathias ſah ſich gepreßt, und Leſer kam noch immer nicht. So that er denn nach dem bekannten Spruch: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, ſo kommt der Prophet zum Berge.

Er ging in die „Gaſſe.“ Der Erſte, dem er da begegnete, war der Jakob. Mathias ſchlug die Augen nieder. Er glaubte in dem Geſicht Jakob's die Schadenfreude deutlich geleſen zu haben, es klang ihm in den Ohren, als ob ihm Jakob mit deutlichen Worten geſagt hätte: Nun kommſt Du doch zu mir, zu Deinem Feind und biſt gezwungen, Dir von mir Geld auszuleihen.

Er täuſchte ſich, der unglückliche Mathias, ſeine Einbildungskraft ſpiegelte ihm eben etwas vor. Als er bei Leſer Karfunkelſtein eintrat, ſagte dieſer:

Das iſt geſcheit, daß der Herr Mathias auch einmal zu mir kommt.

Giebt der Jakob das Geld her? — fragte Mathias.

Kein' Gedanken, erwiderte Leſer, der Jakob ſagt, man überſchätzt ihn, er hat aber bei Weitem nicht ſo viel, als man meint.

Und iſt es wahr?

Kann ich es wiſſen? Hab' ich ſein Geld gezählt? Möglich iſt es wahr, die Leut' ſagen Manches in der „Gaſſ'“, was nicht geſtogen und nicht geflogen iſt, kann aber auch ſein, hat er das Geld und will es juſt Euch nicht leihen von wegen der alten Feindſchaft.

Und will es juſt mir nicht leihen! Der elende Kerl! rief Mathias.

Schreit nicht ſo ſtark, ſagte Leſer, geſetzt den Fall, er möcht' das Geld brauchen und Ihr hättet's, geſteht offen, Ihr möchtet's ihm auch nicht leihen.

Mathias fühlte ſich getroffen und verſtummte.

Wenn Jakob dieſe Unterredung gehört haben würde, gewiß, er hätte über den heimtückiſchen Leſer, der auch nicht einmal den Verſuch gemacht, von ihm das Geld auszuleihen, einen tieferen Unwillen empfunden, als über den getäuſcht, und ſich tief gekränkt fühlenden Mathias.

Mit dem Jakob iſt es nichts, fuhr Leſer fort, nachdem er einige Zeit ebenfalls geſchwiegen, aber ich hab' einen andern Ausweg, und deshalb iſt es gut, daß Ihr her gekommen ſeid, Herr Mathias, denn um die Wahrheit zu ſagen, wenn Einer mit Euch ein Geſchäftchen abſchließt, müſſen doch nicht alle Eure Freunde und Kameraden genau wiſſen, wie Alles zugeht. Ja, es iſt wahr, ſie ſind Freunde, aber wenn auch, Geſchäftsleut' haben das nicht gern. Ich reiſ' morgen früh ab und komm morgen Abends wieder und übermorgen zu Geſund kommt der Herr Mathias her, aber allein; da wird Einer bei mir da ſein, mit dem ſich wird etwas machen laſſen. Aber das ſag' ich dem Herrn Mathias gleich, zu ſeinen Bekannten und Freunden muß der Herr Mathias ſagen, er hat baare zwanzigtauſend Gulden aufgezählt bekommen; ſonſt, wie ich den Mann kenn', fang' ich gar nichts an.

Mathias ging wenig getröſtet von dannen. Leſer hatte ihn bereits zweimal in Stich gelaſſen; er hatte vor vierzehn Tagen Geld verſprochen und hatte keins gebracht; er hatte vor acht Tagen Geld verſprochen, er hatte wieder keines gebracht. Mathias beſorgte, er möchte nun auch zum drittenmale keines bringen und ſuche ihn nur hinzuhalten. Mit Unruhe verbrachte er die Zeit bis übermorgen. Aber diesmal ſollte er den Weg zu Leſer Karfunkelſtein nicht umſonſt gemacht haben.

Alſo gehen wir zum Grundbuch, ſagte Leſer, als Mathias eintrat.

Von wem habt Ihr das Geld? fragte Mathias.

Was iſt dem Herrn Mathias dran gelegen, von wem ich's hab'. Genug, ich hab's. Der Mann, von dem ich es hab', iſt ein guter Mann, aber Zeit hat er nicht viel, drum hat er mir das Geſchäftel übertragen, und die Schuld kann inzwiſchen mir zugeſchrieben werden; ich werd' mich mit dem Manne ſchon ausgleichen.

Als die beiden Männer vom Grundbuchsamte zurückkehrten, zählte Leſer Karfunkelſtein dem Mathias baare neuntauſend Gulden auf.

Da kommen mir ja noch tauſend Gulden, ſagte Mathias.

Noch tauſend? fragte Leſer und ſchüttelte bedenklich den Kopf. Da ſieht man, was reiche Leute und Herren wie Ihr, für ein' Einſicht haben. Soll ich denn für meine Müh' und Plag' ſeit drei Wochen nicht auch eine Kleinigkeit bei ſo einem Geſchäft verdienen?

Mathias ſah den Juden an und ſchien unſchlüſſig, was er darauf erwidern ſollte. Leſer aber fuhr fort: Was ſind tauſend Gulden, Herr Mathias, bei einem Geſchäft von zwanzigtauſend? nicht mehr als die gewöhnlichen fünf Procent. Die wird mir der Herr Mathias doch vergönnen.

Ja, ſagte Mathias, wenn ich wirklich die ganzen zwanzigtauſend Gulden bekommen hätt!

Pſt, ſtiller! verſetzte Leſer, und legte bedeutungsvoll den Finger an den Mund, ſo ein Wort darf der Herr

Mathias gar nicht aus dem Mund herauslaſſen. Die Wände haben Ohren!

Mathias ging mit ſeinen neuntauſend Gulden weg. In der Freude, endlich das lang erwartete Geld zu bekommen, überdachte er gar nicht, daß die Neun tauſend Gulden, die er da mitnahm, nicht einmal hinreichten, den drängenden Gläubiger, der einen Brief nach dem andern ſchrieb, zu befriedigen. So ſehr beraubte ihn der Anblick des Geldes aller Ueberlegung. Daß er für das empfangene Geld die doppelte Höhe des Betrages in das Grundbuch eintragen ließ, erſchien ihm diesmal nicht mehr in ſo grellem Lichte, als das erſte Mal, da er ſich dazu herbeiließ. Obwohl diesmal der Betrag ein viel größerer war, ſo hatte doch Leſer Karfunkelſtein gut kalkulirt, wenn er bei ſich dachte: Die Mück' wird den Hammerſchlag gewohnt; warum ſollte Mathias ſich nicht daran gewöhnen, hundert Prozente zu zahlen! In Wahrheit empfand Mathias über dieſen Umſtand keinerlei Art von Unwillen mehr; aber ein anderes Gefühl war es, daß jetzt in ihm erwachte und mit Bitterkeit erfüllte: Der Gedanke an Jakob. So lange er noch in Zweifel war, ob Leſer diesmal wirklich ſein Verſprechen halten werde, war er blos von dem einen Gedanken beherrſcht; jetzt da er wieder Geld in der Taſche ſpürte, fanden noch andere Gedanken und Empfindungen wieder Raum in ihm. Und ſo fiel ihm nun vor Allem die Kränkung ein, die er von

Jakob erlitten hatte, oder doch erlitten zu haben glauben mußte.

Er hat alſo Geld! ſagte ſich Mathias, und wollt' es nicht herleihen! Gewiß jedem Andern hätt' er's geliehen, aber juſt mir nicht. Und alles das wegen der Chriſtel? ſo ſitzt dem verdammten Juden die Chriſtel noch alleweil im Kopf. Wart' Spitzbub'! ich will Dir die Lieb' austreiben!

In dieſer Gemüthsverfaſſung, ſchimpfend und fluchend über Jakob, ging er in's Wirthshaus zu den Genoſſen.

Holla! der Mathias iſt wieder da! riefen die Kameraden, die ihn jetzt faſt zwei Tage lang nicht geſehen hatten, und die alte Wirthſchaft begann auf's Neue.

Mathias hätte zwar zu den neuntauſend Gulden, die er ſo eben in Empfang genommen, tauſend Gulden zulegen und die drängende Schuld, derentwillen er ſich eine neue größere Schuld aufgeladen, völlig tilgen können; allein es wär' ihm dann auch nichts übrig geblieben, er wär' ſogleich wieder mit leeren Händen dageſtanden. Den Kameraden hatte er geſagt, daß er zwanzigtauſend Gulden erhalten habe; er mußte alſo, wenn er die Schuld auch tilgte, noch immer zehntauſend Gulden zurückbehalten; er ſchämte ſich, ihnen die wahre Sachlage einzugeſtehen, und ſo ſendete er denn das Geld nicht ab, und lebte leichtſinnig in die Welt hinein, wie er bisher gethan.

Freilich mußte er ſich dafür zu einer großen Demüthigung entſchließen. Der auswärtige Gläubiger drängte ihn immer mehr, und drohte mit einem Prozeß; Mathias ſah ein, daß derſelbe auf alle Fälle beſchwichtigt werden müſſe. Da er ſich des wirkſamſten Mittels der Beſchwichtigung entſchlagen, indem er jetzt, auch wenn er ſich gänzlich von Geld entblößen wollte, ſchon wieder nicht mehr in der Lage war, die ganze Summe zu decken, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu einem andern Auskunftsmittel. Er ſchrieb an ſeinen Gläubiger einen Brief in ſehr unterthänig gehaltenen Ausdrücken, entſchuldigte mit einer vorgeblichen Krankheit ſein bisheriges Stillſchweigen, entſchuldigte aber noch mehr die Freiheit, die er ſich genommen, den Weinkeller zu verkaufen. Der Weinkeller ſei von keinem Belang, und er habe mit dem Verkauf eigentlich einem guten Freunde nur eine Gefälligkeit erweiſen wollen; er verſichert ferner in der demüthigſten Art und Weiſe, daß er durchaus keinen Beſtandtheil ſeiner Beſitzung weiter verkaufen werde und erſuchte den Gläubiger, die Schuld weiter auf ſeinem Hauſe laſten zu laſſen.

Das war nun freilich eine ganz andere Sprache, als diejenige, die er vor kurzer Zeit noch im Munde führte; das war freilich eine ganz andere Sprache, als zur Zeit, da er polterte und tobte, da er ſchrie, was ihm der Kerl zu befehlen habe und ob er ſelber mit ſeinem eigenen Hauſe nicht machen könne, was ihm gefällt.

Mathias hatte ſich im Laufe der Jahre an ſo Manches gewöhnt, warum hätte er ſich juſt gegen dieſe Demüthigung ſträuben ſollen. Er hatte ſich gewöhnt an's Trinken und Spielen, er hatte ſich gewöhnt, Wechſel auszuſtellen, er hatte ſich gewöhnt, in's Grundbuchamt zu gehen, er hatte ſich gewöhnt, nur die Hälfte des Betrages zu erhalten, welcher als Schuld auf ſeinem Hauſe eingetragen wurde; nun, er mußte auch anfangen ſich zu gewöhnen, ſein Haus nicht mehr ſo ganz als Eigenthum zu betrachten.

In Wahrheit gehörte auch wenig von ſeinem Hauſe mehr ihm. Oeffentlich freilich war der Zuſtand der Dinge noch nicht genau bekannt. In den Augen der Leute galt er noch immer als der Eigenthümer einer ſchönen, reichen Bauernwirthſchaft, und obwohl man ſeine liederliche Lebensweiſe kannte, ſo kannte man ſie doch nur im Allgemeinen, mit den näheren Umſtänden waren nur wenige vertraut. Allmälig aber fing man an zu munkeln. Unheimliche Gerüchte fingen an ſich zu verbreiten. Chriſtine erfuhr es mit Beben, was ſich die Leute in die Ohren raunten, Mathias ſei eine Maſſe ſchuldig, es gehe in die vielen Tauſende hinein, und es ſtehe ihm nichts anderes bevor, als daß ihm ſeine Gläubiger die Wirthſchaft verkaufen, und ihn von Haus und Hof ſchmählich forttreiben werden.

Wenn ſie im Felde oder auf der Wieſe war und emſig arbeitete, und eifrig die Knechte und Mägde zur

Arbeit anſpornte, da hörte ſie allerdings nicht, was dieſe einander zuflüſterten: die arme Frau, ſie arbeitet und ſchafft, wie wenn die Felder und Wieſen noch ihr gehören möchten! Von heut' über's Jahr haben dieſe Felder ein' andern Herrn! — Chriſtine hörte alle dieſe Worte nicht, aber die mitleidvollen Geſichter ihrer Arbeiter verkündeten ihr nichts Gutes. Schon als Mathias den Weinkeller verkaufte, erlitt ſie eine bittere Kränkung; ſie ſah mit tiefem Schmerz ein Stück von ihrem Eigenthum abgetrennt: aber immer war doch keine Schande bei dem Verkauf. Der Mathias will es ſo, er iſt Herr ſeiner Sach' und Niemand konnt' ihm's wehren; was man ihr aber nun prophezeite, das klang ganz anders; nicht Mathias ſelbſt, nein, ſeine Gläubiger werden ihm das Haus verkaufen, und ihn werde man fortjagen wie einen Hund. Wenn das der alte Mathias erlebt hätt', der thät ſich die Haar' ausraufen und den Kopf an die Wand anſchlagen, und jetzt wenn er's wüßt', er thät ſich im Grab herumdrehen! So eine ſchöne Wirthſchaft durch die Gurgel zu jagen, es iſt unerhört! So ſprach man auf dem Marktplatz und in den Gaſſen.

Mathias ſollte bald auch eine Probe erhalten, wie es mit ihm ſtehe; denn als er wieder Geld brauchte und zum Leſer in die „Gaſſe“ kam, da erhielt er auch nicht einen Kreuzer. Mathias konnte machen, was er wollte, Leſer Karfunkelſtein hatte kein Geld.

Anfänglich waren die Genoſſen über Leſer eben ſo erbittert, wie er ſelbſt, wenigſtens ſtellten ſie ſich ſo. Sie wollten dem Juden zeigen, ſagten ſie, er ſolle es nur wagen, ihnen unter die Augen zu treten. Mathias ſchnaubte Rache und die Genoſſen hielten ſich wacker zu ihm. Bald aber ſollte er die bittere Enttäuſchung erleben, daß ſie's mit ihrer Wuth gar nicht ſo aufrichtig meinten, als es ihm ſchien, denn Leſer Karfunkelſtein trat gar manchem von ihnen unter die Augen, ging aber nichtsdeſtoweniger ſeinen Weg unbehelligt weiter.

Die Zeit, bis zu welcher Mathias ſeinen Verpflichtungen nachzukommen hatte, rückte immer näher und näher. Mathias war rath- und hülflos. Nun erzählte er den Genoſſen, wie Leſer ihn betrogen habe, wie er ihm ſtatt zwanzigtauſend Gulden nur neuntauſend gegeben, und wieder ſchimpften dieſe weidlich über den Betrüger mit ihm um die Wette.

So laß' es auf einen Prozeß ankommen, riethen ſie ihm, wir alle ſind Deine Zeugen.

Das ſchien dem Mathias unter den obwaltenden Umſtänden noch der beſte Rath. Schon fing er an, wieder neuen Muth zu faſſen, da ihn die Genoſſen belehrten wie der Leſer ſowohl, als auch der auswärtige Gläubiger gegen ihn gar nichts ausrichten werden, wie er ihnen nicht einen Kreutzer werde zu bezahlen brauchen, wie im Gegentheile dieſe beiden als Wucherer und Betrüger ihre verdiente Strafe empfangen werden

Der Prozeß nahm auch wirklich ſeinen Anfang. Leſer Karfunkelſtein und der auswärtige Gläubiger, die zu einander in einer viel innigeren Beziehung ſtanden, als es dem Mathias zur Zeit, da Leſer den Fremden einen Betrüger geheißen, ſcheinen konnte, ſie waren Beide zur Tagſatzung mit Mathias vorgeladen.

Die beiden Gläubiger ſtellten ihre Forderungen und beriefen ſich auf die Einzeichnungen im Grundbuche. Das Grundbuch ſprach deutlich und klar.

Mathias machte allerlei Einwendungen; er deckte das Spiel, welches die beiden mit ihm getrieben, vollſtändig auf. Leider konnte er ſeine Behauptung nur nicht beweiſen. Er berief ſich auf Zeugen. Seine Genoſſen wurden vernommen; aber ſie nützten ihm nicht viel. Sie verwickelten ſich im Kreuz- und Querfeuer der Fragen und Antworten gar häufig in Widerſprüche; bald hieß es, Mathias ſelbſt habe ihnen erzählt, er habe zwanzigtauſend Gulden von Leſer Karfunkelſtein erhalten, bald hieß es wieder, er habe ihnen nachträglich erzählt, es ſeien nur neuntauſend Gulden geweſen, und aus Allem ging hervor, daß ſie über die Höhe der Summe ſelber nichts Gewiſſes ausſagen könnten, daß ſie bei der Auszahlung des Geldes nicht als Zeugen anweſend waren, und daß ſie davon gerade nur ſoviel wußten, als Mathias ſelber ihnen mitgetheilt. Das Hin und Wieder des Prozeſſes zog die Sache zwar in die Länge, endlich aber wurde Mathias zur Zahlung ſeiner Schulden und zur Tragung der Prozeßkoſten verurtheilt und da er ſich außer Stand erklärte, die Summen zu zahlen, ſo wurde die Pfändung auf ſeine Bauernwirthſchaft angeordnet und der Tag der Veräußerung derſelben feſtgeſtellt.

Als das Urtheil bekannt wurde, herrſchte im Orte eine große Aufregung. Nirgends wurde von etwas Anderem, als von Mathias und ſeinem Hauſe geſprochen.

Jakob und Schewele beſprachen den Gegenſtand ebenfalls. Ich kann die Sach' gar nicht begreifen — ſagte Schewele — ich kann mir gar nicht denken, wie man es ſo weit treiben und ſo in die Welt hinein leben kann. Auf was hat er ſich denn verlaſſen können? Wenn ein Geſchäftsmann einkaufen thut, ſei es Woll' oder Federn oder was immer, ſo kann er ſich denken, die Waare wird ihm ſteigen, und wenn er Verbindlichkeiten eingeht, und die Waare fällt im Preis, ſo kann er nichts dafür. Aber was hat denn Mathias gemeint? hat er gemeint, Leſer Karfunkelſtein wird den Zahltag vergeſſen? oder hat er gemeint, der Zahltag wird gar nicht kommen?

Was fragſt Du da für eine Frage — ſagte Jakob dagegen — Mathias iſt all' ſein Lebetag ein „mehureſſer“ (unüberlegter) Menſch geweſen. Auf ein mehurreſſen Menſchen läßt ſich keine Frage fragen. Denn wenn Du bei ihm fragen willſt, warum? wirſt Du nicht wiſſen, wo Du anfangen, und nicht wo Du aufhören ſollſt. Ein jeder Schritt, den er thut, iſt ein neuer „Schegahn“ (Wahnſinn). Indeſſen aber läßt ſich vielleicht für ihn noch etwas thun.

Was ſoll ſich für ihn thun laſſen? — fragte Schewele theilnahmsvoll.

Das will ich ja eben probiren. Kenn ich denn nicht Leſer Karfunkelſtein mit ſeinem „Ganewkopf“ (Diebskopf) und wird er denn meinen, ich glaub's ihm, daß er im Ernſt ſo viel Geld hergeliehen hat? Ich werd' ihm ein Biſſel in „Nemones“ (Gewiſſen) hineinreden; vielleicht geht er doch in ſich!

Mit dieſem Vorſatze verließ Jakob die Stube und verfügte ſich zu Leſer Karfunkelſtein.

Des Gott's Willkomm, Jakob — ſagte Leſer — was bringſt Du mir?

Hört mich an, Reb Leſer! man ſagt in der „Gaſſ'“, man wird dem Mathias das Haus verkaufen!

Nu, und was geht das mich an?

Man ſagt aber auch, daß Ihr es ſeid, der es verkaufen wird!

Und was geht das Dich an?

Hört zu, Reb Leſer, es geht mich an! denn ich bin ein Menſch. Und ich bin zu Euch herüber gekommen, um zu ſehen, ob Ihr vielleicht auch noch ein Stückel Menſch ſeid.

Was ſind das für Red'? was haſt Du für eine „Chuzpe“ (Vermeſſenheit)?

Reb Leſer, nennt es eine Chuzpe von mir, oder wie Ihr wollt; verſprecht mir, daß Ihr Euch mit Mathias gütlich ausgleichen wollt.

„Tipeſch“ (Narr) was Du biſt! Was hab' ich mich mit ihm auszugleichen? Hab' ich den Prozeß denn nicht ehrlich gewonnen?

Gewonnen habt Ihr ihn, Reb Leſer! ob Ihr ihn ehrlich gewonnen habt, iſt eine andere Frage.

Weißt Du, daß ich Dich auf ſolche Red' kann einſperren laſſen?

Thut es, wenn Ihr ſchlecht genug dazu ſeid; denn wenn Ihr den Prozeß auch ehrlich gewonnen habt, ſo habt Ihr ihn doch nicht ehrlich geführt.

Von wannen nimmſt Du die Vermeſſenheit, mit mir ſo zu reden? kannſt Du mir eine Unehrlichkeit nachweiſen?

Nachweiſen? nein, leider kann ich das nicht. Wär ich das im Stand, dann hättet Ihr die Sach nicht gewonnen! Aber Ihr wißt doch bei Euch gut Euer „Weiß“ (Wiſſen).

Was für ein „Weiß?“

Meint Ihr denn im Ernſt, daß man Euch glaubt, was man Euch bei Gericht geglaubt hat? Wollt Ihr denn mir gegenüber behaupten, daß Ihr dem Mathias das ganze Geld, was er Euch ſchuldig iſt, wirklich geliehen habt?

Wer kann es anders ſagen?

Schon wieder mit dem „Wer kann“. Wer ſoll es können? Von dem iſt ja nicht die Red'. Vor Gericht habt Ihr einmal gewonnen! aber ich ſag' Euch, alle Jahr ſoll ich's verdienen, um was Ihr den Mathias betrogen habt. So viel tauſend ſoll ich haben, ſo viel bei dem Geld unrecht Geld iſt.

Geh und brech die Füß hinaus, Du „Aſes-Ponim“ (freches Angeſicht); kommſt Du da her mich zurechtzuweiſen. Es kann keiner kein „Mechiach“ (Zurechtweiſer) ſein, wer nicht alles Böſe hat angeſtellt. Du weißt wahrſcheinlich bei Dir, wie Du es treibſt, und meinſt andere Leut' machen es eben ſo.

Wie ich's treib, kommt hier zur Sache nicht. Gewiß hab ich auch meine Fehler. Und wenn Ihr die bei mir ſeht, ſo deckt mir ſie auf, ich werd' Euch dafür kein Haß nachtragen. Jetzt aber handelt es ſich um Euch! Reb Leſer! verzeiht mir, daß ich, ein jüngerer Menſch, Euch zurechtweiſen thu! ſeid kein Unmenſch. Sagt mir's aufrichtig, wie viel Euch wirklich vom Mathias kommt, und laßt den gewonnenen Betrug fallen. Dem Mathias iſt vielleicht noch aufzuhelfen; er wird vielleicht dadurch ein anderer Menſch werden; und Ihr — Ihr habt gehandelt wie ein Menſch und Ihr nehmt die That, wenn Ihr einmal abberufen werdet, als eine Erlöſung für Eure Seele mit hinüber auf jene Welt. Seht nur an, Reb Leſer, wie lang lebt der Menſch gar Alles in Allem? Ihr ſeid kein Kind mehr! bedenkt, daß dort oben ein Richter ſitzt, bei dem Ihr mit Euren Kniffen nicht aufkommen könnt. Der braucht kein Beweis und keine Zeugenſchaft, um zu wiſſen, was er von Euch zu halten hat. Habt Ihr denn gar keine Furcht vor dem? Ihr wollt doch ein frommer Jüd ſein; Ihr lauft doch alle Tag früh und Abend in Schul und ſagt „Thillim“ (Pſalmen), daß man meinen ſollt, Ihr packt Gott bei den Füßen an. Meint Ihr denn, daß Euch Euer Thillim-Sagen dort oben etwas nützen wird, wenn Ihr hier ein Betrüger geweſen ſeid, der den Leuten das Geld aus der Taſch herausfoppt?

„Mechiach“ ſtraf Dich,
Stirb Du, bleib ich —

gab Leſer zur Antwort, und kehrte Jakob den Rücken zu.

Jakob ging unverrichteter Sache von dannen. Zufälliger Weiſe ſchlich Mathias eben durch die Gaſſe, als Jakob aus dem Hauſe des Leſer Karfunkelſtein heraustrat. Die Blicke der beiden Männer trafen ſich und Jakob ſchlug die Augen nieder und ſchämte ſich grad, als ob er ſelber der Mathias geweſen wäre. Dieſer aber blieb plötzlich ſtehen, ſah dem Jakob eine Weile nach und ſtieß einen Fluch aus. Ein furchtbarer Gedanke kam ihm in den Sinn.

Dieſer iſt's, — ſagte er ſich — der mich zu Grund gerichtet; dieſer iſt's, der mich zu Falle gebracht. Erſt hat er mir die Geliebte nehmen wollen, und da er das nicht gekonnt, ſo hat er ſich auf andere Art an mir zu rächen geſucht. Was hat er jetzt beim Leſer gemacht? Angereizt hat er ihn, aufgehetzt gegen mich. Der Leſer wär vielleicht nicht ſo hart gegen mich geweſen, aber jetzt weiß ich's, wer dahinter ſteckt, jetzt weiß ich, wer der Anſtifter iſt. Vielleicht haben ſie gar gemeinſchaftliche Sache gemacht! Gewiß iſt's ſo; was zweifl' ich noch? Warum hat der Leſer damals, wie er mir die neuntauſend Gulden gegeben, den Fremden, von dem er früher geſprochen hat, nicht mitgebracht? Aha! jetzt weiß ich's warum? Dieſer fremde Geſchäftsmann hat gar nicht exiſtirt. Das war ein feiner Plan von dieſen Beiden. Dieſer Fremder war kein Fremder, kein Anderer, als der Jakob war's. — Der iſt's, der ſich mit meinem Geld bereichert. Der iſt's, der mich aus Haus und Hof vertreiben wird! — Aber wart, du Lump! Das ſoll Dir nicht geſchenkt bleiben. Ich will Dir in deine Suppe etwas einbrocken. Du wirſt die Früchte deiner Betrügereien nicht genießen, und dann hat's mit der Liebelei auch ein Ende! Wart' nur, Du Lump, komm mir nur mit deinem Roß und Wagen angefahren; ich werde zu Fuß gehen, aber wir treffen uns doch! Und wer dann zuletzt lacht, lacht am Beſten!

Es vergingen einige Tage. Der verhängnißvolle Tag, der für die Feilbietung des Bauernhauſes feſtgeſtellt war, rückte immer näher, die Aufregung im Orte wuchs immer mehr und mehr. Dem ungeachtet ging Jeder ſeiner gewohnten Beſchäftigung nach. Jakob war mit Paul auf den Wochenmarkt gefahren, Schewele wirthſchaftete ruhig im Hauſe. Leſer Karfunkelſtein ſah dem Tage ſeines Sieges mit Ungeduld entgegen, Chriſtine aber ließ es bis zur letz-Minute in keinem Punkte an jener Emſigkeit fehlen, die man von jeher an ihr zu beobachten gewohnt war. Als eine ordentliche Bauersfrau hielt ſie die Wirthſchaft ſelbſt dann noch, da ſie nicht mehr ihr gehörte, in Stand und arbeitete gleich der niederſten Magd. — Alles ging an ſeine Arbeit, der Bauer auf's Feld, der Handwerker in ſeine Werkſtätte, der Kaufmann ging ſeinem Geſchäfte und der Dorfgeher in der „Gaſſe" ſeinem kleinen Handel nach; nur einer ging im Orte umher, denn er hatte keine Ruhe im Hauſe, im trägen Müſſiggange und in ſeinem Gemüthe wälzten ſich furchtbare Rachegedanken — es war Mathias.

Der Donnerſtag Abend kam heran. Mathias wußte es wohl, wer in dieſer Nacht mit eigenem Roß und Wagen vom Wochenmarkte heim fuhr. Die Sonne war längſt niedergegangen, ſchon ſtand der Mond am Himmelsbogen und unzählige Sterne glitzerten um ihn herum, beleuchteten die Landſchaft. Da ſchlich ein Mann in mitternächtiger Stunde einſam durch den Ort zum Thore hinaus. In einen Mantel gehüllt, ging er lauernd und ſcheu über die Felder und als er ungefähr eine Stunde Weges vom Orte entfernt war, kroch er in der Nähe der Landſtraße in ein dichtes Gebüſch.

Er ſoll den Tag ſeines Sieges nicht erleben, der Lump! Mit dieſem Gedanken legte er ſich nieder und war achtſam auf jedes Geräuſch.

Es herrſchte eine tiefe Stille in der Gegend er konnte jedes Blatt vom Baume fallen hören und ein tiefer Friede ſchien über die Landſchaft ausgegoſſen. Der Mond zog leiſe am Himmel hin und kümmerte ſich wenig um das, was hier unten auf der Erde vorging. Mathias ſchaute zum Himmel empor, er blieb ungerührt von dem ſtillen, majeſtätiſchen Gang des ſilbernen Balles, ungerührt von der Pracht, die aus Millionen Sternen auf ihn herniederfunkelte. Die Bäume warfen lange Schatten auf die Felder und die wechſelnden Bilder rückten unmerklich in langſamer Bewegung immer weiter und weiter. Allmälig fing die Nachtluft an zu wirken, es wurde kühl und Mathias fühlte ſich vom Schauer der Nachtluft geſchüttelt. Er zitterte an allen Gliedern. Er hüllte ſich nur feſter in ſeinen Mantel ein. Er hörte von ferne ein Geräuſch. Es war wie das Raſſeln eines Wagens. Er paßte auf. Das Geräuſch verlor ſich wieder. Der Wagen mußte eine an- Richtung genommen haben. Wieder war Alles ruhig. Nicht lange darnach ließ ſich das Wagengeraſſel wieder vernehmen; diesmal kam es immer näher. — Mathias konnte den Wagen ſogar ſchon wahrnehmen. Er forſchte mit aller Kraft ſernes Auges. Was iſt das? nur ein Mann auf dem Wagen? Der Jakob ganz allein? Wo hat der Eſel den Paul gelaſſen? nun Paul, du kannſt von Glück ſagen! Denn ich hätt' für Dich da auch eine Kugel in Bereitſchaft, die dir dein Lebenslichtlein ausgeblaſen hätt. Wie er ſich in ſeinen Pelz einhüllt, der dumme Jud! Kalt iſt's ihm! Wart, du Lump! ich werd' dir warm machen! Hüll' dich nur feſt ein in dein Pelz, deſto beſſer für mich, und — bums! Da ging ein Knall los und ein Menſch hatte aufgehört zu leben. Jetzt kannſt mir mein Haus verkaufen, du Lump! und mit der Chriſtel deine Liebeleien treiben!

Der Schuß hatte die Pferde erſchreckt, ſie ſchlugen aus, aber trafen nur die vorderen Wagenräder; allmälig wurden ſie wieder ruhig und zogen im langſamen Schritt den Wagen die wohlbekannte Straße hin. — Mathias ſchlich heimlich und voll Angſt auf einem Feldweg nach Hauſe. Es war gegen die zweite Morgenſtunde. Da lag Alles noch im tiefſten Schlafe, als er daheim ankam. Chriſtine war an ſein ſpätes Nachhauſekommen ſo ſehr gewöhnt, daß er nicht zu beſorgen hatte, ſie ſeiner harrend noch wach zu finden. Raſch hing er das Mordinſtrument an die Stelle, woher er es des Abends heimlich genommen hatte, warf den Mantel in die Kleiderkammer und warf ſich dann ermüdet auf's Bett. Ob er ruhig geſchlafen iſt eine andere Frage.

Dort in der „Gaſſe“ aber ſaß beim Schein einer kärglichen Lampe in einſamer Stube ein Weib, das [illegible] heimkehrenden Gatten harrte. Sie mochte warten und warten, Jakob kam immer noch nicht. Er ſollte nach ihrer Berechnung längſt ſchon da ſein, aber er kam immer noch nicht. Sie wußte nicht, daß die Pferde ſammt dem Wagen bereits im Orte waren; die Pferde waren auch ohne Leitung den wohlbekannten Weg gegangen und waren vor dem Stalle ſtehen geblieben. Der Stall aber war nicht in der „Gaſſe“, den hatte Jakob außer der „Gaſſe“ gemiethet. Schewele wußte ſich das lange Ausbleiben Jakob's nicht zu erklären. Mit klopfendem Herzen ſaß ſie da und harrte der Morgenſtund entgegen. So wie ſich nur das Leiſeſte regte, meinte ſie, jetzt ſei Jakob gekommen, ſie fand aber immer wieder, daß ſie ſich getäuſcht habe. Endlich vernahm ſie den wohlbekannten Schritt. Sie lauſchte und — Ja er iſt's! — ſprang ſie freudig vom Stuhl auf und öffnete die Thür. Jakob umarmte ſein gutes Weib.

Wie kannſt Du mir ſolche Sorge machen? fragte ſie — wie ſchickt ſich ſo lang auszubleiben!

Was ſoll ich machen, Narrele — ſagte Jakob — wenn ich hab' müſſen zu Fuß heimgehen?

Zu Fuß? — fragte das Weib — Wo haſt Du denn Roß und Wagen?

Die Pferde ſind ſicher längſt im Stall, entgegnete Jakob — ich hab' auf dem Wochenmarkt diesmal viel zu thun gehabt, und hab' nicht ſo raſch wie gewöhnlich abkommen können; hab' ich mir gedacht, ich komm' ſpäter nach, ein Spaziergang wird mir nicht ſchaden und hab den Paul mit Roß und Wagen vorausgeſchickt.

Gelobt ſei Gott, daß Du nur ſchon da biſt — ſagte Schewele — Du kannſt Dir gar nicht denken, wie ich mich geängſtigt und was ich mir ſchon für böſe Gedanken in wilden Wald hineingeſagt, gemacht hab.

Jakob legte ſich nieder.

Noch deckte die nächtliche Hülle die verruchte That. Bald aber fing der Morgen an zu grauen, und allmälig fing es an lebendig zu werden im Orte. Einer erwachte nicht wieder zum Leben, und als ſie ihn des Morgens auf Jakob's Wagen todt fanden, da entſtand ein mörderiſches Geſchrei auf der Gaſſe.

Herr Jeſus! ſie haben den Paul erſchoſſen! rief es und der Ruf tönte wild in die Ohren.

Sie haben Deinen Bruder erſchoſſen! riefen ſie Chriſtinen zu, die, aufgeſchreckt von dem Lärmen, auf die Gaſſe hinausgeeilt war, und ſie ſtürzte ohnmächtig zuſammen.

Bald war die Gaſſe, wo die Leiche Paul's auf dem Wagen gefunden wurde, von Menſchen angefüllt und man ſuchte den Mörder. Dieſer aber hörte nichts von dem Lärm; er mag wohl ſpät eingeſchlafen ſein, da er jetzt noch im tiefen Schlafe lag.

Als er endlich erwachte, keinen Menſchen im Hauſe ſah und auf den Marktplatz hinaustrat, da fuhr ihm ein

Schreck durch die Glieder, wie er einen ähnlichen im ganzen Leben nie gehabt; er meinte ein leibhaftiges Geſpenſt bei helllichtem Tage zu erblicken, denn Jakob den er erſchoſſen zu haben glaubte, kam eben über den Marktplatz herüber.

Jeſus! er lebt! rief Mathias und wußte nicht, ob er träume oder wache. Er wußte nicht, in welcher Welt er war, und konnte ſich nicht erklären, wie es möglich ſei, daß ein todter Mann da geſund und friſch und mit graden Gliedern über den Marktplatz hingehe; derart hatte ihn der überraſchende Anblick des todt geglaubten Jakob erſchüttert. Bald aber erfuhr er den eigentlichen Sachverhalt und während alle liefen und ſchrien, man ſolle Pauls Mörder ſuchen, erkannte er mit bitterem Schmerze, daß er ſtatt des Jakob den Bruder ſeines Weibes erſchoſſen. Raſch eilte auch er auf den Platz, wo die Menge verſammelt war. Hier ſtanden die Brüder und Schweſtern des Ermordeten, und ſein Vater, der alte Häusler, in ſtummem Schmerze. Eine Commiſſion hatte ſich bereits zur Aufnahme des Sachverhaltes eingefunden. Jakob hatte ein Verhör zu beſtehen. Er hatte anzugeben, wie und wann Paul mit dem Wagen abgefahren und warum er denſelben allein vorausgeſchickt. Der Umſtand, daß man den Jakob in's Verhör nahm, erweckte im Kopfe des Mathias einen neuen verruchten Gedanken.

Der Lump hat ſeinen Knecht erſchoſſen! rief Mathias, ſchon recht, daß ſie den feſt nehmen! ſie ſollen ihn nur auf die Bank niederlegen, er wird's ſchon eingeſtehen!

Das Wort wurde von dem Einen und dem Andern wiederholt. Der Eine ſprach's dem Mathias im einfälti- Glauben nach, der Andere wiederholte es gleichſam erzählend, und ſo kam es, daß allmälig die Meinung, der Jakob habe ſeinen Knecht erſchoſſen, anfing Wurzel zu faſſen.

Als Chriſtine es hörte, ſchlug ſie die Hände über dem Kopf zuſammen.

Wer ſagt das? rief ſie wüthend.

Dein Mann ſagt's, der Mathias, lautete die Antwort, die ſie erhielt.

Der Mathias! rief Chriſtine, Jeſus Maria! dann weiß ich auch, wer der Mörder iſt.

Dieſer Ausruf Chriſtinen's wurde dem Gerichte hinterbracht. Chriſtine wurde vernommen; aber ſie konnt' es nicht ſagen, was ſie gemeint habe. Alles Drängen und Zureden nutzte nichts, ſie wußte nichts, es war nichts aus ihr heraus zu bringen.

Jakob hatte alle an ihn geſtellten Fragen ohne Umſchweif und Befangenheit beantwortet; die eingeholten Zeugenausſagen von Leuten, mit denen er auf dem Wochenmarkte verkehrt, ſtimmten genau mit ſeinen Angaben überein. Aus den Ausſagen der Brüder und Schweſtern Paul's ſowie des alten Häuslers ergab ſich, daß Paul durch die ganze Zeit, die er beim Jakob im Dienſt geſtanden, von dieſem auf's Beſte behandelt worden ſei, und daß zwiſchen Herr und Diener ihrem Wiſſen nach nicht die mindeſte Feindſchaft beſtanden haben könne.

Man hatte keinen Grund Jakob dieſes ſchrecklichen Mordes halber zu verdächtigen, er wurde auf freien Fuß geſetzt und keine Spur war vorhanden, welche zu dem wirklichen Mörder geführt hätte.

Wenige Tage nach dieſem Ereigniß wurde dem Mathias das Haus verkauft. Er zog mit ſeinem Weibe aus dem ſchönen reichen Bauernhauſe in eine niedere ärmliche Chaluppe, gleich derjenigen, in welcher Chriſtine geboren worden war.

Ihre Verwandten riethen ihr nun freilich, den Mathias laufen zu laſſen, und zu ihnen zu kommen. Sie drangen jetzt mehr in ſie, als je. Aber Chriſtine ſetzte ihnen auch grade jetzt den hartnäckigſten Widerſtand entgegen.

Nein, ſagte Chriſtine, wenn ich ihn hätt' verlaſſen ſollen, dann hätt' ich's thun müſſen als er noch ein reicher Bauer war; heut, wo er nichts anders als ein armer Häusler iſt, wär's unverantwortlich. Ich bin als Häuslerstochter geboren, ſo werd' ich als Häuslersweib auch ſterben. Ihr habt mit allem Recht! er iſt ein Lump und nicht werth, daß ihn der Erdboden trägt; aber ich muß ihn ertragen, denn er iſt bei allem doch mein Mann. Wir ſind mit einander vor dem Altar in der Kirche geſtanden!

Das Schickſal Chriſtinens war ein tief trauriges.

Die Zeit der Kindheit war für ſie keine fröhliche geweſen, unter Entbehrungen allerlei Art und bei harter Arbeit und Anſtrengung iſt ſie erzogen worden. Als ſie größer wurde und als blühende Jungfrau daſtand, verzehrte ſich ihr Herz in einer hoffnungsloſen Liebe; dann wurde ſie gezwungen, einen Mann zu nehmen für den ſie kein Herz hatte und der ihr in ſeiner thörichten Eiferſucht alle Stunden des Lebens vergällte. Sie mußte ſchweigend zuſehen, wie er ſein väterliches Gut verpraßte, und ward nun mit ihm aus dem Hauſe vertrieben, deſſentwillen ſie ihn zu heirathen gezwungen worden. Jetzt hatte man ihr den Bruder ermordet, den Paul, den ſie ſo geliebt und den ſie ſo gern bei dem guten Jakob wußte, ſie mußte ſehen wie Jakob verdächtigt wurde, und während ein ganz anderer Verdacht in ihrem Herzen wohnte, konnte ſie es doch nicht über ſich bringen, denſelben auch nur durch den leiſeſten Hauch zu enthüllen, ſie ſuchte ihn vielmehr mit Gewalt in ſich niederzukämpfen; denn Mathias war ihr Mann. Die einzige Hoffnung, der ſie ſich jetzt hingab, war dieſe, daß Mathias durch die Lehre, die ihm das Schickſal ertheilt hatte, vielleicht doch in ſich gehen und ſeine Lebensweiſe ändern werde.

Armes Weib! Mathias vergällte ihr das Leben jetzt noch mehr, als früher.

So lang er Geld hatte und ſich ſeinen Leidenſchaften hingeben konnte, war es für Chriſtine noch eine goldene

Zeit im Vergleich zu den Leiden, die ihr jetzt von ihm bereitet wurden. Mathias konnte den Zuſtand, in dem er ſich jetzt befand, nicht ertragen, und ſo quälte er ſein Weib mit unaufhörlichen Vorwürfen, denn nach ſeiner Meinung war ſie, und nur ſie allein, an ſeinem ganzen Unglück Schuld.

So lange er Geld hatte ging er in's Wirthshaus trinken und ſpielen und wie wehe es Chriſtinen auch that, wenn ſie an ihn dachte, ſo hatte ſie doch in ſolchen Stunden wenigſtens Ruhe daheim. Jetzt konnte er ſein liederliches Leben nicht mehr fortſetzen und die ſauberen Geſellen die ſich ſeine Freunde nannten, ſo lange ſie ihm ſein Geld im Spiel abnahmen, ſie ließen ſich jetzt nicht mehr ſehen, und wollten von ihm nichts mehr wiſſen; ſo plagte ihn denn der Müſſiggang und die Langeweile, und wer es leiden mußte, war Chriſtine.

Es waren ſeit den letzten Vorfällen einige Monate verſtrichen; Mathias hatte ſie damit zugebracht, ſein Weib zu plagen. Die kurzen Wintertage waren herangekommen, wo die Sonne ſchon um vier Uhr Nachmittags zu Bette geht. Nichts war dem Mathias unerträglicher, als ſo ein langer, ausgedehnter Winterabend, der gar kein Ende nehmen wollte. Wenn's warm war, ſo ging er doch wenigſtens in der Gaſſe umher, und ging unter Leute, und obwohl er auch nirgends gerade mit ſehr freundlichem Geſichte aufgenommen ward, ſo duldete man ihn doch, wenn er des Sonntags Nachmittags zum Beiſpiel ſich auf der Gaſſe zu Anderen geſellte, wo im „Rädel“ über dies und jenes geſprochen wurde. Die Winterabende jedoch waren kalt, und ſeit in jener milden Sommernacht ſich plötzlich eine kalte Nachtluft erhoben und ihm die Glieder geſchüttelt hatte, fühlte er ein unaufhörliches Schauern im Körper; ſo war er denn auf ſeine ärmliche Chaluppe angewieſen.

Ein karges Lämpchen brannte auf dem Tiſche. Mathias hätte ſich gern ein wenig von innen erwärmt. Ein Pfeifchen Taback hätte ihm einen guten Dienſt geleiſtet. Ja, wenn er nur Taback gehabt hätte! wo ſollte er ihn hernehmen?

Verdammtes Leben! wenn man nicht einmal eine Pfeif' Taback rauchen kann! ſeufzte Mathias, im Ofenwinkel hockend!

Chriſtine ſagte nichts, verließ die Stube, kehrte nach einigen Minuten wieder und brachte ein Packel „Ordinairen“.

Mit Wolluſt ſtopfte ſich Mathias die Pfeife mit Ordinairem, er, der ſonſt nur den feinſten Türkiſchen geraucht, den er ſich von Paſchern zu verſchaffen wußte. Mit Wolluſt that er die erſten paar Züge. Nachdem er aber einige Wolken behaglich aus dem Munde geblaſen, fing er an: Woher haſt Du Geld genommen auf Taback?

Was liegt Dir dran, ſagte Chriſtine, woher ich's hab'. Rauch Dein' Taback und ſei froh, daß Du ihn haſt.

Was? bin ich denn Dein Hund, daß Du mich mit ſo einer Red' abfertigſt? ich will wiſſen, woher Du das Geld genommen haſt.

Woher ſoll ich's denn genommen haben? geſtohlen hab' ich's nicht!

Geſtohlen? was ſoll das heißen? was willſt' damit ſagen? bin ich etwa ein Dieb?

Aber Mathias!

Verdammtes Leben, ſagte Mathias, wenn das Weib Einem mit ein Packel Ordinairen ein groß' Geſchenk zu machen meint.

Es iſt freilich nicht viel, erwiderte Chriſtine freundlich, aber ein Schelm, der mehr giebt, als er hat.

Hör' mir auf mit Deinen verfluchten Sprichwörtern, und mein' nur nicht, wenn Du von Jugend auf gewöhnt biſt, in einer elenden Chaluppe zu leben, daß es darum bei mir auch ſo iſt.

Der Menſch muß ſich leider an Manches gewöhnen.

Teufel muß er ſich gewöhnen! wenn er nur ſeinen Weg geht, und wenn ihn nur die andern Leute nicht in's Unglück ſtürzen! möcht' ſehen, an was er ſich denn zu gewöhnen braucht!

Ja Mathias, wenn Du Dich vor den Leuten gehütet hätt'ſt!

Gehütet? ſchrie Mathias.

Schrei nicht ſo, ermahnte Chriſtine, ich hab' Dich niemals eigentlich für ſchlecht gehalten, aber leicht zu verführen biſt Du! und jähzornig!

Und das mußt Du freilich am allerbeſten wiſſen! ſchrie Mathias, denn wer mich jähzornig gemacht hat, das iſt kein Anderer, als Du, und wer mich in's Wirthshaus getrieben, das iſt kein Anderer als Du, und wer aus mir einen Trinker und Spieler und Schuldenmacher gemacht hat, das iſt wieder kein Anderer als Du, und wer an meinem ganzen Unglück Schuld iſt, das biſt Du, ja Du, Du!

Chriſtine ging über ihren Koffer, nahm aus demſelben ein zugefaltetes Papier heraus, ſie entfaltete daſſelbe und drinnen lag der Wechſel, den ſie mit ihren Schmuckgegenſtänden durch ihren Vater einſt hatte auslöſen laſſen.

Kennſt Du dieſes? fragte ſie, indem ſie ihm den Wechſel hinhielt, ſiehſt Du da Deine Unterſchrift? es war die erſte, die Du auf ein ſolches Papier geſetzt haſt. Das iſt es, was Dich in's Unglück gebracht hat, wenn Du es wiſſen willſt.

Wie kamſt Du zu dem Wechſel? ſchrie Mathias.

Und wenn ich Dir's auch ſagen möcht', Du thäteſt es doch nicht glauben.

Das kannſt Du, Du Scheinheilige, das ſind Deine

Streiche, eine Spionirerin biſt Du, auf Schritt und Tritt biſt mir nachgeſtiegen, jetzt ſeh' ich erſt, was Du für ein Weib biſt.

Gott wollt', ich hätt's gethan. Wär' vielleicht Manches anders! denn, daß ich Dich zu viel Dir ſelber überlaſſen hab', das iſt es leider, was ich mir am Meiſten vorzuwerfen hab'.

Eine niederträchtige Perſon biſt Du. Warum haſt Du mir von dem Wechſel nichts geſagt, wenn Dir meine Ehr' ſo am Herzen gelegen iſt.

Darin hab' ich freilich gefehlt, denn daß es Dir auffallen ſollt', daß ich ſeit Jahren keine güldene Kette mehr getragen, keine Ohring' und keine Fingerring', darauf hab' ich freilich umſonſt gewartet.

Auffallen hätt' mir das ſollen? warum Du Luder? haſt Du's denn nöthig gehabt, Dich für den Jakob heraus zu putzen? hab' ich denn nicht gewußt, daß Du ihm auch ohne Ohr- und Fingerring gefällſt.

Laß den Jakob aus dem Spiel!

Was? aus dem Spiel ſoll ich ihn laſſen? den Lump, den elenden, weil er's mit Dir hält? den niederträchtigen Kerl, der mich um mein ganzes Vermögen gebracht hat, der ſich an mir bereichert hat? Aus dem Spiel ſoll ich ihn laſſen, damit er ſeine Liebeleien mit Dir weiter forttreiben kann?

Mathias! mir kannſt Du ſagen, was Du willſt, den Jakob laß in Frieden, Du biſt nicht werth, ihn zu melden.

Nicht werth ihn zu melden? Kreuzdonnerwetter! ſchrie Mathias wüthend, noch ein Wort, ſo ſchlag' ich Dir die Holzhack da in den Kopf und ſchick' Dich zum Paul!

Zum Paul! rief Chriſtine, alſo doch! o mein' Ahnung! und ſprang zur Thür hinaus.

Geh' zum Teufel! ſchrie ihr Mathias nach und verriegelte hinter ihr die Thür, Du wirſt mir heut klopfen können, eh' ich Dich hereinlaß'.

Chriſtine klopfte wohl, aber nicht an ſeine Thür. Sie ſtand draußen in der kalten Winternacht in Froſt und Schnee und zitterte vor Kälte, aber wo ſie klopfte, das war das Fenſter ihres Vaters.

Der alte Häusler lag längſt im Bette, denn es war ſpät in der Nacht. Chriſtine mußte mehrmals klopfen, ehe der Alte erwachte.

Wer iſt's? fragte endlich der Häusler.

Um Gotteswillen, Vater, ich bin's, macht auf!

Chriſtel! Du biſt's? was willſt Du ſo ſpät bei Nacht?

Macht auf, Vater, macht auf.

Der Alte zündete ein Licht an und öffnete die Thür.

Was geht vor? — fragte er erſchrocken.

Um Gottes willen, Vater! der Mathias will mich erſchlagen!

So geh' doch, närriſches Ding! was fällt Dir ein? er wird ja das nicht thun! Der Mathias iſt ein Lump, aber kein Mörder!

Er hat ſchon Einen ermordet — drängte es ſich mit bebender Stimme aus ihrer Bruſt hervor.

Ermordet? wen?

Den Paul!

Den Paul? — rief der Häusler — der Mathias den Paul?

Wie gern hätte Chriſtine das Wort ſogleich nachdem ſie es geſprochen, zurückgenommen; aber draußen war es. Sie hatte in der Angſt, in der ſie ſich befand, ihr Herz von dem Druck befreit, der ſo lange Zeit auf demſelben gelaſtet. Nun nützte die Reue nichts mehr.

Der Häusler kleidete ſich ſogleich an. Chriſtine bat und beſchwor ihn, ſich nicht zu übereilen, die Angſt habe es ihr nur ſo eingegeben, ſie könne es doch nicht behaupten und ſie glaube es auch wieder nicht.

Den alten Häusler aber kennen wir ſchon. Er war am wenigſten der Mann, ſich durch Chriſtel's Thränen in einem ſolchen Falle rühren zu laſſen.

Sei Du nur ruhig — ſagte er — und heul' nicht. Wenn der Mathias unſchuldig iſt, ſo wird ihm auch nichts geſchehen. Ich aber muß jetzt das Meinige thun.

Bald darauf klopfte es beim Mathias an's Fenſter.

Mathias meinte, es ſei Chriſtine und antwortete mit einem Fluch. Es war aber nicht Chriſtine, es war die Polizei, die ihn abzuholen kam. Mathias wurde in's Stadthaus geführt und dort in Verwahrung gebracht.

Am folgenden Tage nahm man ihn in's Verhör und nach einigen Kreuz- und Querfragen, die man an ihn ſtellte, geſtand er offen und reumüthig ſeine That.

Der Mörder Paul's war nun entdeckt. Er gab einen umſtändlichen Bericht des ganzen Sachverhaltes; er erzählte getreulich, wie er auf den Paul urſprünglich keine Abſicht gehabt, daß er ihn zwar nicht leiden mochte, weil er beim Jakob im Dienſt war, daß er aber anfänglich gar nicht daran gedacht, den Paul zu erſchießen; ſeine Abſicht ging auf den Jakob, er erzählte, wie ſein Haß gegen den Jakob immer gewachſen ſei, und wie er ſchließlich den Vorſatz gefaßt habe, den Jakob aus der Welt zu ſchaffen.

Es brachte keine geringe Aufregung im Orte hervor, als dieſe Dinge bekannt wurden, und als es hieß, man werde den Mathias nach Brünn abführen.

Nun ſiehſt Du, was er für ein Lump' iſt! — ſagte Leſer Karſunkelſtein triumphirend zu Jakob — Du haſt gewollt, ich ſoll mit ihm Mitleid haben, jetzt ſiehſt Du, für wen Du Dich bemüth haſt.

Halwajeh (Gott wollte), Ihr hätt' mir gefolgt — entgegnete Jakob — wär' es nicht ſo weit mit ihm gekommen; denn Ihr ſeid die Urſache von dem Allen.

Die Urſach' von dem Allen biſt Du — ſagte Leſer Karfunkelſtein — wenn Du es juſtement wiſſen willſt. Hätt' er nicht gemeint, Du haltſt' es mit ſeinem Weib, ſo hätt' ſich von der ganzen Sach' gar nichts angefangen.

Kann ſein, daß ich Urſach' bin — die Schuld daran aber tragt Ihr allein — erwiderte Jakob, wendete ihm den Rücken und ließ ihn ſtehen.

Mathias erbat ſich nichts anderes, als von Chriſtinen Abſchied zu nehmen. Chriſtine weinte bitterlich, da ſie zum Mathias gebracht wurde. Es war das erſte Mal, daß Mathias ſie weinen geſehen; in ihm aber war in dieſer Stunde eine gar große innere Umwandlung vorgegangen.

Wein' nicht Chriſtel! — ſagte Mathias männlich und muthig — wein' nicht; es iſt jetzt bald Alles aus; ich werde büßen für mein Verbrechen, ich will es tragen. Es hätt' können freilich anders ſein, wenn ich Dir gefolgt hätt', leider iſt es ſo gekommen, jetzt iſt's nicht mehr zu ändern,

O, Mathias! — rief Chriſtine — warum haſt Du mir das gethan!

Wie weh' ich Dir gethan hab', das ſeh' ich jetzunder freilich ein; zu ſpät. Ich werde ſterben, ich will es gern, ich kann das Leben ja nicht mehr ertragen. Aber Dich zurückzulaſſen in Armuth und Elend, das iſt es, was mir die Todesſtunde verbittern wird.

O, Mathias! — rief Chriſtel und fiel ihm an die Bruſt.

Verzeih' mir, Chriſtel, was ich Dir Böſes gethan hab', und wenn Du den Jakob ſiehſt, ach der Jakob! ſo ſag' ihm, daß ich ohne Haß gegen ihn aus der Welt ſcheiden werde. Sag' ihm, nein! ſag' ihm nichts, ſag' ihm nur, wenn Ihr meiner gedenken werdet, was Du mir ſchon geſtern noch geſagt haſt: Der Mathias war nicht ſchlecht, nur leicht zu verführen war er und jähzornig. Leb' wohl, Chriſtel, leb' wohl, theures Weib, in einer beſſern Welt ſeh'n wir uns wieder.

Staunen ergriff Alle, die dieſe Rede mitangehört, und ein Gefühl der Rührung hat ſich ihrer bemächtigt, wie ſie es nie vorher gekannt. Kein Auge ſah man ohne Thränen, als Mathias den Wagen beſtieg, der ihn in das Criminalgericht nach der Landeshauptſtadt abzuführen beſtimmt war.

Nur noch ein Winken mit der Hand und fort war er.

Chriſtine wurde bewußtlos von dem Platze weg getragen. Sie iſt hierauf in eine ſchwere Krankheit verfallen, und man hat nicht gemeint, daß ſie dieſelbe überdauern wird. Sie hat ſie aber doch überſtanden. Sie ſtand von ihrer Krankheit auf, wie aus einem böſen Traume.

Die Welt ſieht mir jetzt ganz anders aus — ſagte ſie — da Mathias im Geiſte ſich mit Jakob verſöhnt hat.

Unterſtützung wurde ihr von allen Seiten angeboten, ſie aber ſagte: Ich nehm' von Keinem nichts an, als wie vom Jakob.

Und ſo zog ſie in die „Gaſſe“ und lebte ſeit der Zeit in Jakob's Hauſe, und daher ſchreibt ſich der Name: Die Juden-Chriſtel.

Sie iſt alleweile eine ſchweigſame Frau geblieben, die nicht viel gered't hat, aber dafür mehr gedacht.

Jakob's Kinder haben ſie Muhme Chriſtel geheißen, und haben ſie gern gehabt und verehrt, wie die eigene Mutter und als Jakob's Sohn mit der ſchönen Bele Hochzeit hielt, da ehrte dieſe auch die Chriſtel ſo gut wie die Schwiegermutter. In dieſem Hauſe hatte Chriſtine den Frieden ihrer Seele und die Ruhe des Herzens wieder gewonnen; in dieſem Hauſe wurde ſie alt und gewann am Ende ihrer Tage noch jene ſtille Heiterkeit, die ſich erzeugt aus dem Rückblick auf traurige Tage und aus der Erinnerung an Leiden, die weit hinter uns liegen.

Kein Kind in der „Gaſſe“ gab es, welches der alten Chriſtel nicht mit der größten Ehrerbietung begegnet wäre, und außerhalb der „Gaſſe“ hatte man auch nichts als Lob und gute Worte für die Juden-Chriſtel.

Als mir das alte Mütterchen, deſſen ich Eingangs erwähnte, dieſe merkwürdigen Begebenheiten erzählt hatte, fragte ich ſie, ob ich die Geſchichte auch aufſchreiben und weiter erzählen darf.

Ja, lieber Herr! — ſagte das Mütterlein — ſchreibt ſie auf und erzählt ſie wenn's Euch freut, nur vergeß't mir nicht am Ende der Geſchichte die Warnung hinzuſchreiben: Gott ſoll hüten vor jüdiſchen Köpfen und nicht jüdiſchen Händen.

Und ſo wie ſie's verlangt hat, ſo hab' ich's jetzt hergeſtellt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN